Ueber

die

Jenaiſche

Allgemeine Literaturzeitung.

Erläuterungen,

vom

Profeſſor Schelling zu Jena.

(Aus dem erſten Heft der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik beſonders abgedruckt.)

Jena und Leipzig,

bei Chriſtian Ernſt Gabler.

1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die im erſten Heft der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik abgedruckte Recenſion meiner naturphiloſophiſchen Schriften, war anfangs für die Allg. Lit. Zeitung beſtimmt, und die Veranlaſſung hiezu war folgende. Nach Erſcheinung der beiden Recenſionen meiner *Ideen zu einer Philoſophie der Natur* (A. L. Z. 1799. No. 316. 317) übergab ich Herrn Schütz, der damals in Abweſenheit ſeines Collegen die Redaction allein verſah, eine dieſelbe betreffende *Bitte an die Herausgeber der A. L. Z.*, welche ihn dergeſtalt in Verlegenheit ſetzte, daſs er, um eine Milderung einiger Stellen darinn zu erlangen, ſich zu jeder Genugthuung bereitwillig zeigte, und mir antrug, den Recenſenten meines *Entwurfs der Naturphiloſophie* ſelbſt zu wählen. Da ich glaubte, durch das Schlechte könnte hier einmal etwas Gutes, nämlich durch das geängſtigte Gewiſſen abgeneigter Zeitungsredactoren ein treffendes Urtheil ans Licht gefördert werden, ſo nannte ich den Dr. Steffens, von welchem ich, weil er ſelbſt meine Vorleſungen über Naturphiloſophie beſucht, nicht nur eine getreue Darſtellung meiner Ideen, ſondern auch ſeinem eignen Talent nach eine vorzügliche Beurtheilung erwar-

ten konnte, auch bat mich Herr Schütz selbst, ihn um eine Rec. meiner Schriften für die L. Z. in seinem Namen zu ersuchen. In der Antwort auf meine Bitte, welche erst nach der Zurückkunft des andern Redacteurs erfolgte, (Int. Bl. des vor. Jahr. Nr. 142.) gaben, nachdem dies alles vorgefallen war, die Herausgeber vor: „sie seyen bereit sich von mir einige Männer vorschlagen zu lassen, um unter ihnen einen Recensenten für meine Schriften zu wählen", da doch alles schon verabredet war, also kein Vorschlag mehr von mir zu geschehen brauchte, überdies nicht einmal eine Wahl von ihrer Seite Statt gefunden hatte. Die Herausgeber, an solche Quid pro quo's gewöhnt, durch welche sie ihre compromittirte Würde vor den Augen des Publicums zuweilen retten müssen, scheinen gar nichts Arges daraus gehabt zu haben, dass eine solche Vorspiegelung gegen das Publicum, und der Versuch, mich stillschweigend zum Theilnehmer an derselben zu machen, mich indigniren, und bestimmen könnte, vor dem Publicum die Sache in ihr wahres und gehöriges Licht zu setzen. Ich will nichts von der Dreistigkeit sagen, mir und der Welt als einen Beweis ihrer höchsten Unparteilichkeit anzurechnen, was der eine von ihnen aus blossem Schrecken eingeräumt hatte. Denn wie wenig es ihnen Ernst gewesen, eine Beurtheilung einzurücken, welche dem Publicum von meinem Unternehmen wahre und richtige Begriffe beibrächte, kann ich daraus noch überzeugender darthun, dass derselbe Dr. Steffens

schon

ſchon geraume Zeit vorher, ohne mein Wiſſen, ſeine Bereitwilligkeit, meine andern naturphiloſophiſchen Schriften für die A. L. Z. zu recenſiren, wenn er dazu aufgefodert würde, gegen einen Freund geäuſsert hatte, welcher auch Herrn Hufeland auf den ausgezeichneten Beruf des ebengenannten Gelehrten zu einer ſolchen Arbeit aufmerkſam machte. Allein da man aus mündlichen Mittheilungen abgehorcht hatte, daſs Hr. Steffens für die Abſichten der A. L. Z. über den Werth deſſen was ich geleiſtet zu günſtig denke, ſo geſchahen ihm damals keine weitern Vorſchläge; auch verſicherte mir nachher Hr. Schütz, daſs ſein College die ganze Sache nie gegen ihn erwähnt habe.

Ich fühle hier ſchon, was ich im Fortgang immer ſtärker und unausſtehlicher fühlen muſs, den beinah unüberwindlichen Widerwillen, zu den Winkelzügen kleinlicher Menſchen herabzuſteigen; ich fühle, daſs ich ein ganzes Meer von Verdruſs werde bekämpfen müſſen, wenn ich meinen Zweck ausführen will. Aber wollte Gott, daſs diejenigen, welche zu dieſem Geſchäft eben ſo oder mehr wie ich im Stande ſind, früher ſchon den Ekel vor einer ſolchen Auseinanderſetzung überwunden, und lieber auf einige Zeit ſich ſelbſt hintangeſetzt hätten, ſo würde den Herausgebern der A. L. Z. nicht ihre den Einſichtsvollen längſt bekannte Nullität, und die Geringſchätzung der beſten Schriftſteller ſelbſt ſo lange zu gut gekommen ſeyn, um ihr Weſen ungeſtört forttreiben zu können. So will ich mich denn alſo aufs Neue

mit Geduld waffnen, und in meiner angefangenen Erzählung fortfahren.

Es war natürlich, dafs eine solche hinterlistige Antwort, welche noch überdiefs vornehm thun sollte, augenblicklich meinen ersten Entschluss veränderte, und mich bewog, meinen Freund um seine Beurtheilung als Beitrag zu meiner Zeitschrift zu bitten. Es wäre zu viel Güte gewesen, einem Institut, das seines jetzigen Schicksals, immer schlechter zu werden, vollkommen würdig ist, zu einem eindringenden Urtheile über eine wichtige Sache zu verhelfen. Die Herausgeber mögen selbst für ein solches sorgen. Wie sie sich aus dem Handel ziehen werden, läfst sich im Allgemeinen aus dem gegenwärtigen Zustand ihrer Zeitung, dem Mangel an tüchtigen Recensenten, den beiläufig verrathnen Grundsätzen der Redaction, noch bestimmter aber aus dem mit den beiden Recensionen meiner Ideen gemachten Anfange vorhersehen. Wenn der Mangel an Urtheilskraft bei den Redactoren so weit geht, wie er denn wirklich so weit geht, dafs sie mit jenen Recensionen etwas ausgerichtet zu haben glauben: was läfst sich ferner von ihrer Wahl erwarten, und wie sehr haben sie Ursache, sich in ihrer Unfähigkeit und Bedrängnifs von den *Verfassern* Beurtheiler vorschlagen zu lassen?

Die Herausgeber haben sich, wie sie sagen (A. L. Z. 1799. No. 316. Anm.) *bewogen gesehen*, zwei Beurtheilungen meiner ersten naturphilosophischen Schrift

Schrift aufzunehmen. Dieſs beſtimmen ſie in der Antwort auf meine Bitte dahin: „es ſey aus Achtung für mein Talent geſchehen.“ In der That ein eigner Beweis von Achtung, der dadurch ertheilt wird, daſs man zwei untergeordneten Menſchen zugleich Anlaſs giebt, ein über ihre Sphären hinausgehendes Unternehmen jeder auf ſeine Weiſe zu verkennen und herabzuwürdigen. Genug, ſie geben es dafür, und ſo viele nur Einmal recenſirte Schriftſteller haben ſich alſo über ihre Nichtachtung zu beklagen. Da aus dieſen Phraſen noch kein vernünftiger Grund zu der doppelten Beurtheilung hervorleuchten wollte, ſo legte ich ihnen den einzigen unter, der ſich denken läſst, indem ich ſagte: „ſie hätten bis zur *Antitheſis* zu gehen wenigſtens den guten Willen gehabt,“ d. h. „ſie hätten die entgegengeſetzten Einſeitigkeiten des empiriſchen Phyſikers, der nicht Philoſoph, und des ſpeculativen Philoſophen, der nicht Phyſiker iſt, eine durch die andre wieder aufzuheben, und zu verbeſſern wenigſtens verſucht, ſo ſchlecht ihnen übrigens auch dieſe Abſicht gelungen ſeyn möge.“ Freylich wäre dieſs auch bei der beſten Ausführung immer nur ein dürftiger Behelf geweſen, und ich forderte daher von ihnen mit Recht die *Syntheſis*, d. h. daſs in demſelben Geiſte beide Anſichten ſich durchdringen, wodurch allein ein Ganzes, und eine aus Einem Stück gleichſam gegoſsne Beurtheilung der Möglichkeit einer Naturphiloſophie, und des Werths beſtimmter Verſuche, ſie zu realiſiren, erreicht werden könnte. So äuſserſt einfach dieſe Sätze ſind, ha-

ben die Herausgeber sie dennoch nicht begriffen, und gestehen in ihrer gutmüthigen Einfalt, „sie hätten „keineswegs eine *Antithesis*, vielmehr blos eine „*Prosthesis* beabsichtigt“ d. h. sie stellten die beyden Recensionen ohne Sinn und Zweck nach einander, ohne einzusehen, dass es zu weiter etwas führen könnte, als dass ich für's erste zweimal gleich schlecht wegkäme.

Die Herausgeber nehmen am Ende ihrer Antwort an, ich sey gesonnen, mich durch eine mit Gründen belegte Antikritik mit den beyden Beurtheilern auf gleichen Fuss zu setzen; allein hätte ich dieses für nöthig erachtet, so wär es gleich anfangs geschehen, und ich möchte wissen, wer ausser den Redactoren der L. Z. es für nöthig halten könnte. Was die von einem Kantianer herrührende betrifft, so wäre das stärkste, was ich darüber sagen könnte, dieses: dass sogar Herr Schütz, der sich doch nie über den erlernten Buchstaben der Kantischen Philosophie zu erheben gewusst hat, ihre Schwäche einsah, und mündlich gegen mich eingestand, ein Jahr früher als sie erschienen ist. Damals wollte er sie wegen ihrer Schlechtigkeit nicht einrücken lassen, ohne Zweifel veränderte sich sein Entschluss dadurch, dass er ihr durch Hinzufügung einer zweiten um nichts bessern, die Qualität der Gründlichkeit ertheilen zu können glaubte. Dass nichts desto weniger die Herausgeber diese Recension mit einem so bedeutenden Lobspruch anpreisen, ist nur ein kleines Beispiel, wie ihre öffentlichen

lichen von ihren Privatäuſserungen abweichen, und läſst ungefähr abnehmen, was man auf das Vorgeben: „der Verf. der andern habe in den erhabenſten Theilen der Mathematik Meiſterwerke geliefert,“ zu geben hat. Den Herausgebern kann zwar in einer ihnen höchſtens oberflächlich oder überall nicht bekannten Wiſſenſchaft kein Urtheil hierüber aus eigner Einſicht zuſtehen, um ſo weniger, da es bei Schätzung der Verdienſte eines Mathematikers hauptſächlich auf ſeine *Erfindungs*kraft und Originalität ankommt, welche bekanntlich in dieſem Fache am ſeltenſten ſind. Was aber insbeſondre an dieſem Vorgeben zweifelhaft machen muſs, iſt daſs ein groſser Mathematiker und Phyſiker bei weitem wichtigere aus der Mathematik und Phyſik hergenommene Einwürfe gegen die Behauptungen jenes Werks aufgebracht hätte, als dieſer Unbekannte, deſſen Kritiken faſt alle auf Unbeſtimmtheiten des Ausdrucks gehen, und der aus dieſer Veranlaſſung den Verfaſſer über die bekannteſten, und jedem Anfänger geläufigſten Begriffe z. B. über die von dem Unterſchied zwiſchen Schwere, und Gewicht in die Schule nimmt. Iſt es denn dieſem groſsen Mathematiker nicht eingefallen, daſs eben auch und vorzüglich an dieſen Begriffen durch die dynamiſche Conſtruction der Materie manches verändert ſeyn könne, und ziemte es ihm nicht, eher darüber nachzudenken, als mit die gemeinſten Schulbegriffe, die ſeit langer Zeit ein Phyſiker und Mathematiker dem andern nachſchreibt, und die ich doch wohl auch Zeit gehabt hätte, mir zu merken, und in allewege wie-

derum nachzuſchreiben, entgegenzuhalten? — Beruht nicht eben der in allen Compendien gemachte Unterſchied zwiſchen Schwere und Gewicht auf atomiſtiſchen Vorſtellungsarten von Zuſammenſetzung der Materie aus einer Menge auſser einander befindlicher Theile, welche doch wohl gegen einen dynamiſchen Philoſophen nicht vorausgeſetzt und ohne weiteres gebraucht werden können? Laſſen ſich aber nicht gegen das dynamiſche Syſtem und die Art der mathematiſchen Conſtruction, deren es allein fähig iſt, aus der Mathematik eine Menge bedeutender Einwürfe herhohlen, welche bis jetzt wirklich noch nicht einmal zur Sprache gekommen ſind? Soweit reicht das Nachdenken dieſes groſsen Mathematikers nicht. — Für den Mangel an innerm Gehalt ſoll nun aber die *Auctorität* ſchadlos halten, welche von den Redactoren der Lit. Z. über ihn verbreitet wird. Was mich nicht wenig verwundert hat, iſt, daſs er ihnen nicht ſelbſt zu Hülfe gekommen iſt, und die namenloſe Celebrität in einen Namen verwandelt hat. Seine Beſcheidenheit durfte hierbey nicht ins Gedränge kommen: ihr muſste es nach einem ſolchen Ausſpruch der Redactoren zweifelhaft ſeyn, ob die Nennung das Gewicht der Auctorität vermehren oder verringern würde. Ich lade ihn hiemit feierlich dazu ein, ich kann meine lebhafte Begierde nicht verhehlen, den *Verfaſſer* ſo vieler vortrefflichen Werke und Einer abgeſchmackten Recenſion kennen zu lernen. Dieſer koloſſaliſche Mathematiker mag nur, wie der Elephant des Königs Pyrrhus, ſeinen Rüſsel plötzlich

hinter

hinter dem Vorhange der Anonymität hervor über mich ausſtrecken, ohne zu erwarten, daſs ich mehr als Fabricius davor erſchrecken werde.

Ein Wort jedoch muſs ich noch über den vermeintlichen Widerſpruch ſagen, auf welchem die Herausgeber zu ihrer nicht geringen Freude mich ergriffen zu haben, ſich einbilden. Sie führen nämlich an: „daſs ein Mann, der in den erhabenſten Theilen der Mathematik anerkannte Meiſterwerke geliefert hat, *die erſten Begriffe der Philoſophie* nicht einmal zu wiſſen *fähig* ſeyn ſolle, ſey in ſich ſelbſt widerſprechend.“ Ich will nicht anführen, daſs der groſse Mann mir ſelbſt die Veranlaſſung dazu gegeben, da er in ſeiner Recenſion verſichert, meine ganze Einleitung ſey ihm nicht deutlich geworden, und davon in ſeiner Beſcheidenheit den Grund darinn ſucht, daſs er wohl in den empiriſchen Wiſſenſchaften zu ſehr ſich vertieft und dadurch den Sinn für ſo hohe Wahrheiten verloren habe. Aber eben dieſe Wahrheiten *ſind* die erſten Sätze der Philoſophie: er iſt alſo nach ſeiner eignen Verſicherung ſie zu verſtehen wirklich unfähig. Doch, ich will lieber den Widerſpruch zugeben, wie ich es hier wohl thun kann, und nur zeigen, daſs es mit dem letztern, nämlich mit der Unfähigkeit, ſeine Richtigkeit habe, wodurch denn aber das erſte, nämlich das Prädicat des *groſsen Mathematikers* wegfallen wird. — Der Anfang der Recenſion lautet folgendermaaſsen: „Philoſophie der „Natur iſt ein Begriff, den man auf verſchiedne Art

„beſtim-

„bestimmen kann. Man kann darunter eine Ueber-
„sicht des Mechanismus und der gegenseitigen Bezie-
„hungen in der Natur verstehen; aber auch eine psy-
„chologische Entwickelung derer Vorstellungen, die
„allen unsern Untersuchungen über die Körperwelt
„zum Grunde liegen, gleichsam die Beschreibung der
„geistigen Werkzeuge, die wir zu diesen Untersu-
„chungen anwenden. Durch beydes schliefst sich die
„Physik an die Philosophie an.“ — Ich will nicht dabei verweilen, dafs dieser grofse Mann vermeint, der Begriff einer Wissenschaft könne auf ganz verschiedne Weise, wie man es nun eben gut findet, bestimmt werden. Aber ist es denn durch alle Bemühungen der Philosophen nicht einmal so weit gebracht, dafs es keines weitern Beweises bedarf, jemand, der Philosophie für *psychologische Entwicklung von Vorstellungen* zu halten im Stande ist, sey wirklich unfähig, die ersten Principien davon zu wissen? Hätte dieser Mathematiker vielleicht auch nichts dagegen, wenn ihm die Geometrie als eine psychologische Entwicklung unsrer Vorstellungen vom Raum definirt würde? Hat dieser Mathematiker wirklich keinen Sinn für die unendliche Seichtigkeit solcher Vorstellungen? Kann man eine Wissenschaft, welche von jeher das Vorbild der Evidenz für alle andern gewesen ist, so mechanisch treiben, dafs man ihr nicht einmal einen Begriff von Wissenschaft überhaupt verdankt, ohne eben dadurch sein gänzliches Unvermögen zur Abstraction, d. h. zur Philosophie, zu beweisen? Womit will man es rechtfertigen, dafs ein solcher

cher Recenſent die Keckheit hat, die Beurtheilung einer Schrift zu unternehmen, von der ihm ein geringes Nachdenken zeigen kann: daſs um ſie zu beurtheilen nicht nur philoſophiſches Talent überhaupt, ſondern noch überdieſs und ganz beſonders Kenntniſs der Stufe, auf welcher die Philoſophie jetzt ſteht, erforderlich ſey, indeſs allein ſchon das naive Erſtaunen über die bekannteſten Sätze der Transſcendentalphiloſophie, (ſo ruft er z. B. nach Anführung einer Stelle, wo aus der Natur der productiven Anſchauung die Conſtruction der Materie abgeleitet wird, aus: „Das iſt ja eine *hiſtoria vtriusque cosmi „in nuce!* Glücklich, wer ſo tief in ſich ſelbſt und „in die Dinge hineinſchauen kann!“) ſeine völlige Unwiſſenheit über alles was ſeit Leibnitz in der eigentlich ſpeculativen Philoſophie, d. h. im Syſtem des Idealismus geſchehen iſt, an den Tag legt.

Dieſs ſey genug von dem Kantianer, dem Mathematiker, und der Antwort der Redactoren. Es würde ſich für mich der Mühe nicht verlohnt haben, auch nur ſoviel zu ſagen, wenn ich blos *meine* Sache hätte führen wollen, wenn ich nicht eben dieſe Gelegenheit hätte benutzen wollen, einige *allgemeine Wahrheiten die A. L. Z. betreffend* vor den Augen des Publicums zu entwickeln. Es werden zwar vielleicht manche meiner Leſer ſich verwundern, wie ich in einer Zeitſchrift, welche einem ſo beſtimmten Gegenſtand gewidmet iſt, oder auch von einer ſo einzelnen Veranlaſſung aus, mich auf ein ſo allgemei-

allgemeines Geſchäft, als allgemeine Wahrheiten über die allgemeine Literatur-Zeitung ſind, einlaſſen könne, allein theils geſchieht es in der gewiſſen Hoffnung, damit ein für allemal abzukommen, und mir und den Leſern meiner naturphiloſophiſchen Schriften das verdrüſsliche Geſchäft für immer zu erſparen, uns mit ſchlechten Recenſionen aus dieſem Fache einzulaſſen, theils aber hoffe ich auch, die Leſer werden im Verlauf dieſer Abhandlung immer deutlicher gewahr werden, wie genau diese allgemeinen Betrachtungen mit dem beſondern Intereſſe unſers Gegenſtandes zuſammenhangen.

Die Naturphiloſophie oder ſpekulative Phyſik, zu welcher ich durch die im vorhergehenden angezeigten Schriften den erſten Grund gelegt habe, hat nichts Geringeres zum Zweck, als für alle fernere Naturforſchung, die, wie die Erfahrung ſelbſt jetzt ſchon zeigt, einmal auf dem dynamiſchen Wege angelangt, unaufhaltſam gegen den Mittelpunkt aller ihrer Unterſuchungen vordringt, die allgemeinen Principien und die leitenden Ideen aufzuſtellen; es iſt alſo eine Wiſſenſchaft, die ſobald ſie aufgeſtellt iſt, den entſchiedenſten Einfluſs auf das ganze groſse Gebiet der Naturlehre äuſsern, und in den bisherigen Anſichten und Theorien der Natur eine allgemeine und höchſt glückliche Revolution hervorbringen muſs. Es iſt der Zweck meiner Zeitſchrift, dieſs genau zu beweiſen, und ich kann mich alſo hier mit der bloſsen Verſicherung, daſs es ſo ſey, begnügen; es iſt mir

hier

hier auch nicht darum zu thun, meine Leſer davon zu überzeugen, ſondern nur zu ſagen, daſs *ich* davon überzeugt ſey, und dadurch begreiflich zu machen, warum es mir nicht gleichgültig ſeyn kann, ob wahre oder ob falſche Ideen darüber in dem Publicum abſichtlich verbreitet werden, ob Männer, die dieſem Unternehmen gewachſen ſind, oder ob ſolche die auch nicht von weitem begreifen, was ich beabſichtige, darüber zu öffentlichen Urtheilen gelangen, warum mich alſo das Intereſſe der *Sache* auch zu *dem* fähig machen kann, was wir ſonſt und meinem ſubjectiven Gefühl nach im höchſten Grade widerlich iſt, nämlich über Recenſenten und noch mehr über Redactoren kritiſcher Blätter weitläuftig zu ſeyn. Es iſt nicht das Intereſſe meiner Perſon, welche ich über der Gröſse des Gegenſtands völlig zu vergeſſen im Stande bin und wirklich vergeſſe, ſondern es iſt das des Gegenſtandes ſelbſt, was ich hiedurch führe; es iſt zugleich das Intereſſe aller Wiſſenſchaften, denn was einer gilt, gilt allen. Es wird wohl am Ende dieſer Arbeiten, welche ich für die ſpeculative Phyſik unternommen habe, offenbar werden, daſs die durch ſie in der Einen Wiſſenſchaft der Natur bewirkte Revolution auſser den unmittelbaren Früchten, die ſie bringt, noch überdieſs das Entſcheidendſte ſey, was jetzt noch, nicht nur für Philoſophie, ſondern für das Höchſte und Letzte, die Poeſie, welche in der That bis jetzt ihren einzigen und abſoluten Gegenſtand, das ſchlechthin Objective, nur in Bruchſtücken dargeſtellt

hat,

hat, vom wiſſenſchaftlichen Gebiet aus geſchehen könne,

Ich denke auch gleich anfangs nicht zu verbergen, daſs Leſer, welche nicht mit mir überzeugt ſind: es ſey die Zeit gekommen, wo alle Wiſſenſchaften unter einander in das genaueſte und engſte Bündniſs treten müſſen, um das höchſte hervor zu bringen, ja wo ſelbſt das Intereſſe der Kunſt und Poeſie mit dem der Wiſſenſchaft und umgekehrt, abſolut ein und daſſelbe zu werden anfängt; daſs alſo Leſer, welche das gemeinſchaftliche Intereſſe der Wiſſenſchaften, namentlich das der Philoſophie und Phyſik, und dieſer beyden mit Poëſie und Kunſt, zu trennen gewohnt ſind — nicht unter diejenigen gehören, welche der Verfaſſer ſich gewünſcht hat, und welche er fortwährend im Auge haben wird. Da überdieſs keine Wiſſenſchaft groſse Fortſchritte in kurzer Zeit machen kann, ohne das allgemeine Intereſſe und die Theilnahme aller denkenden, und beſonders der eben aufſtrebenden, Köpfe auf ſich zu ziehen, ſo halte ich es gewiſſermaaſsen für Pflicht gegen die Wiſſenſchaft, die ich mir zur Darſtellung und Bearbeitung erwählt habe, dieſes Intereſſe für ſie zu gewinnen, und der Geiſt dieſes ganzen Zeitalters der allgemeinen Palingeneſie aller Wiſſenſchaften berechtigt mich zu der Hoffnung, dieſs zu können. Ueberall und in allen nothwendigen Theilen der menſchlichen Bildung regt ſich jetzt Ein freyer ſelbſtſtändiger, wiedergebährender Geiſt, aber überall findet er denſelben

ben Widerſtand von Seiten derer, die, von eignem Geiſte entblöſst, für ihr gleichſam angeerbtes Wiſſen und Können beſorgt ſind, weil ſie ſich unfähig fühlen, das Intereſſe ihres dürftigen Selbſt einem höhern und unendlichen unterzuordnen, das ſie nicht kennen. Wo giebt es aber in Teutſchland jetzt ein literariſches Inſtitut von einigem Anſehen, wo dieſer bald ſtillere bald lautere, bald furchtſame bald dreiſte Widerſtand anhaltender zu Hauſe wäre, als in der *A. L. Z.* welche in der That die Stimmführerin aller regreſſiven Tendenzen, das Centrum des wiſſenſchaftlichen Obſcurantismus, der Strebepfeiler des baufälligen Herkommens, die letzte Hoffnung der erſterbenden Plattheit und Unwiſſenſchaftlichkeit, mit Recht genannt werden kann.

Manche, die ſich erinnern, dann und wann etwas gutes ja ſogar vortreffliches in der *A. L. Z.* geleſen zu haben, werden dieſs vielleicht übertrieben finden. Freylich iſt *allgemeine Literaturzeitung* ein collectiver Name, der ſo heterogene Dinge unter ſich faſst, daſs ein allgemeiner Ausſpruch darüber unmöglich auf jedes einzelne zutreffen kann. Man gewöhnt ſich leicht, ein ſolches Inſtitut gleichſam als eine moraliſche Perſon anzuſehen; und der Reſpect, den vielen eine Beurtheilung in der A. L. Z. bloſs wegen der Stelle wo ſie ſteht einflöſst, beruht wohl auf der dunkeln Vorſtellung, als ob ſelbige das gemeinſchaftliche Product der Geiſteskräfte ſämmtlicher Mitarbeiter, ſchlieſslich noch durch die literariſche Weisheit

der Redactoren geläutert, wäre. Leider ist dem gar nicht so: die verschiedenen Theile wissen nicht das mindeste von einander, und das Ende dieses gemeinen Wesens vergisst häufig den Anfang. Ueberhaupt erfolgt in der A. L. Z. in Ansehung dessen, was angezeigt und was übergangen wird, der Ordnung, darinn die Schriften vorgenommen werden, des Maasstabes ihrer Würdigung u. s. w. alles mit den losesten unbestimmtesten Zufälligkeit, nur da ist Zusammenhang und Consequenz wahrzunehmen, wo unstatthafte Absichten und Rücksichten der Redactoren zum Vorschein kommen. Immer aber möchte es schwer seyn, sie bei diesem Geiste ihres Instituts, (wenn man das Gewebe kleinlicher Triebfedern mit dem Namen Geist beehren will), zu fassen, existirte nicht darüber eine eigenhändig von ihnen vollzogene neuerlich erschienene Urkunde: — es sind die *Erläuterungen über A. W. Schlegels Abschied von der A. L. Z.*, in welcher sie ihre Maximen selbst auf die unbefangenste Weise, so deutlich und bestimmt ausgesprochen haben, als man es nur immer wünschen kann, und vielleicht durch die geschickteste Abstraction kaum zu erreichen im Stande gewesen wäre.

Wir werden uns aus dem Grunde hauptsächlich an diese Urkunde halten, welche uns überhaupt, wir müssen dies noch sagen, ein ganz besondres Schauspiel gegeben hat. Es war uns gleichsam als ob wir einen jeden Leser derselben folgendergestalt bei sich selbst reden hörten: „Was ist es doch, was diese vor-

nehmen

nehmen und gewaltigen Herren, die ich mir bisher unter den Redactoren der Literaturzeitung gedacht habe, gegen einen einzelnen Mann, der gegen sie offenbar nicht die geringste Schonung beweist, so kleinlaut und zagherzig machen kann? Er behauptet, „in einem bestimmten Zeitraume fast alle Recensio„nen von einiger Bedeutung im Fache der schönen „Literatur geliefert zu haben, schäme sich aber jet„zund der Nachbarschaft so vieler schlechten" — nun sicher werden sie doch darauf durch Nennung einer Anzahl bedeutender Recensionen von andern in demselben Fache aus demselben Zeitraume antworten, und ihn auffodern, die Recensionen deren er sich zu schämen gehabt, nahmhaft zu machen? — Nichts von alle dem. — Noch mehr, derselbe Schriftsteller beschuldigt sie in wenigen Zeilen sehr harter Dinge, läßt mehr noch errathen, als er deutlich sagt, erklärt, „nachdem eine fortgesetzte Beobachtung aus „der Nähe ihn den Geist dieses Instituts völlig kennen „gelehrt habe," erlaube die rücksichtslose Offenheit „seiner Handlungsweise als Schriftsteller nicht länger, „Antheil daran zu nehmen" — und für dieß alles führt er noch überdieß nicht ein Wort zum Beweise an. — Zuverläßig werden sie hierauf mit wenig Worten erwiedern: sie fordern den Verfasser bei seiner Ehre auf, sich deutlicher zu erklären, und Beweise und Belege seiner Beschuldigungen anzuführen — wiederum nichts davon. Vielmehr erwiedern sie: sie wißen nicht was er meine, und wollen diese Beschuldigungen — übersehen. Was kann der Grund

davon seyn, dafs sie so sehr sich fürchten, einen Schriftsteller, von dem sie wohl wissen, dafs er bisher keinen Beweis schuldig geblieben, in die Nothwendigkeit zu setzen, seine Beschuldigungen zu beweisen? oder soll dieser geduldige Anstand, welcher bei *Schlegels* offnem und derbem Angriff, und bei der Achtung, die sie ihm dessen unerachtet nicht verweigern können, allem Ehrgefühl widerspricht, etwa dazu dienen, das öffentliche Mitleid auf sie zu ziehen? — Oder erkennt man nicht vielmehr in ihrem ganzen Benehmen die Bangigkeit von Leuten, welche das ganze Gebäude ihres literarischen Credits schon über ihrem Kopfe zusammenstürzen sehen, sobald nur einer mit kräftiger Hand daran rüttelt? Anstatt im Bewufstseyn einer guten Sache die Beschuldigung dreist zurückzuwerfen, machen sie, vielleicht in der dunklen Hoffnung, die Leser sollen ihnen Recht geben, nur dafs sie die weitläuftige Vertheidigung nicht mit anhören dürfen, eine Antwort, in welcher eher von allem andern, als den gemachten Beschuldigungen, die Rede ist, und in welcher sie sich begnügen — Schlegels Verdienste um die L. Z., die sie im Ganzen zwar anerkennen müssen, durch weitschweifige Ausflüchte und schlaue Insinuationen zu schmälern, welches sie aber wiederum nicht thun konnten, ohne selbst neue Blöfsen zu geben.

Doch wir wenden uns jetzt zu den in dieser öffentlichen Erklärung ausgesprochnen Maximen der Her-

Herausgeber ſelbſt, und verſprechen uns zum voraus ſchon die wichtigſten und belehrendſten Aufſchlüſſe über ihre tiefe und nie ſattſam geprieſne Weisheit und Politik, die wir bisher nur zu ahnden im Stande waren, jetzt aber in vollem Lichte erblicken werden.

Wir können dieſe Maximen, ſammt und ſonders in der Einen Stelle ihrer Erläuterungen finden, welche alſo lautet: „die Herausgeber halten die *A. L. Z.* für zu gut, ſie zum Werkzeug für oder gegen „eine Partei gebrauchen zu laſſen. Sie halten es für „das Beſte der Wiſſenſchaften nicht für zuträglich, in „jeden jetzt eben aufkeimenden Streit gleich anfangs „die A. L. Z. mit einzumiſchen, oder wohl gar ſie „Partey nehmen zu laſſen. Sie glauben im Gegen„theil: je mehr Heftigkeit ſich in einen Streit miſche, „um deſto bedachtſamer müſſe der Kritiker verfah„ren, und erſt ſpätere Zeiten abwarten, wo er einigermaaſsen mit Ruhe gehört werden könne. Aus eben „dieſen Grundſätzen hat die A. L. Z. noch von mancher „Erſcheinung in der ſchönen Literatur geſchwiegen; „und eben dieſe Grundſätze ſind es auch, warum ſie „noch bisher über den hitzigen Streit, der ſich zwi„ſchen den Herrn Gebrüdern Schlegel und ſo vielen „ihrer Widerſacher erhoben hat, kein Wort hat laut „werden laſſen, ſondern dieſs auf ſpätere Zeiten er„ſpart hat.“ — Wir werden ſpäterhin ſehen, wie lange dieſe Grundſätze beſonders in Anſehung der angeführten beyden Schriftſteller vorgehalten haben;

jetzt wollen wir diese Stelle, voll scheinbarer Ruhe Mäfsigung und unerschütterlicher Unparteilichkeit Punct für Punct beleuchten.

„Die Herausgeber halten es für das Beste der Wissenschaften nicht zuträglich, in jeden jetzt eben aufkeimenden Streit gleich Anfangs die A. L. Z. einzumischen.“ Die lächerliche Einbildung, als ob das Beste der Wissenschaften an den Maximen der A. L. Z. hienge, wollen wir nicht weiter erörtern; sie zeigt nur, dafs die Red. sich gewöhnt haben, ihre Meinung von sich selbst von der blödesten Ehrerbietung der Einfältigen herzunehmen. Ueber die Unbestimmtheit ihrer Ausdrücke müssen wir uns aber gleich anfangs erklären. Ein Streit wird im bürgerlichen Leben für ein Uebel gehalten; nun ist aber hier nicht von bürgerlichen, auch offenbar nicht von persönlichen, sondern von *wissenschaftlichen* Streitigkeiten der Gelehrten die Rede. Gleichwohl wird von solchen, als etwas sehr Schlimmem gesprochen. — Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man nöthig hat, so viel möglich wissenschaftliche Streitigkeiten zu vermeiden oder zu hindern. *Jeder Streit, der im Dienste der Wahrheit geführt wird*, er sey übrigens beschaffen wie er wolle, *ist etwas Gutes und Verdienstliches und ein Glück für die Wissenschaft selbst*, dies ist das Princip und die Ueberzeugung jedes wackern und um die Wahrheit bemühten Menschen und dies Princip findet seine Ausdehnung so gar auf solche Streitigkeiten, die aus Irrthum oder aus verfinsternden Absichten

ſichten unternommen und geführt werden, indem ſie die, welche das beſſere einſehen und behaupten, zwingen, ihre Kräfte zu ſammeln, ihre Lehren ſchärfer zu prüfen, und, wo es nöthig, noch ſtrenger zu beweiſen. Ohne dieſe nie einſchlummernden Streitigkeiten würde die gelehrte Welt bald einem ſtehenden Sumpf gleichen, aus welchem ſelbſt durch Berührung des Lichts nur unreine und verdunkelnde Dünſte ſich entwickeln. Den ewigen Frieden in der gelehrten Welt decretiren, hieſse den ewigen Stillſtand beſchlieſsen, weil durch jeden Schritt in der Wiſſenſchaft ein gränzenloſes Feld zu neuen Unterſuchungen, und alſo auch zur Entzweiung geöffnet wird, weil die Aufgaben der Wiſſenſchaft nur durch unendliche Annäherung gelöſt werden, und originelle Geiſter, die durch das Organ der Sprache, welche nur dadurch lebendige Kraft hat, daſs ſie, nach Ausbildung ſtrebend, ſich unaufhörlich umgeſtaltet, ſich mittheilen, nie zur abſoluten Übereinſtimmung und Verſtändigung gelangen können. Es kann alſo nie zu viele wiſſenſchaftliche Streitigkeiten geben, und wenn insbeſondre zu einer Zeit, wo noch eben erſt der Anfang und ſichre Grund zu dem höchſten und gröſsten in Wiſſenſchaft und Kunſt gemacht und gelegt iſt, alle Streitigkeiten einſchliefen, ſo wäre dieſs nur Symptom des allgemeinen Rückgangs, und einer plötzlich eintretenden Erſchlaffung und Erſtorbenheit. — Soll aber etwa der Ausdruck: *jeder eben aufkeimende Streit* das zufällige und willkührliche derſelben andeuten, ſo frage ich, ob bei dieſer ſchar-

sen und abgeschnittnen Entgegensetzung der Grundsätze, welche jetzt zum grösten Glück der guten Sache allgemein geworden ist, ein *zufälliger* Streit möglich ist? ja ob nicht eben das Vortrefflichste und Beste, was in der Wissenschaft oder Kunst entsteht, durch sein blosses Daseyn, und ohne dass es vorerst etwas anders thut, als dass es vieles was bisher vorhanden, und vielleicht in einem geträumten goldnen Zeitalter der Literatur hochgeschätzt war, durch die Vergleichung herabsetzt, oder als entbehrlich der gänzlichen Vergessenheit überliefert, augenblickliche Opposition, und dadurch augenblicklichen Streit hervorbringen muss? Sind manderer, die das Wahre erkennen, anfangs nur wenige, wie zu vermuthen ist, so nennt sie der grosse Haufen eine Partei, und wenn sie noch überdiess sich tapfer halten, und keine Schonung selbst gegen berühmte Namen zum Nachtheil der Wahrheit kennen, so weiss der grosse Haufen, der immer nur sich sicher glaubt, wo zehen gegen Einen sind, diess abermals nicht anders zu begreifen, als durch eine im Hinterhalte liegende Faction, durch welche jenen der Rücken gedeckt seyn soll. Diese pöbelhafte Ansicht machen die Herausg. zu der ihrigen. Sie wissen also gar nicht und ahnden nicht, in welcher Epoche wir jetzt stehen, und dass alle partialen wissenschaftlichen Streitigkeiten nur Theile und einzelne Scenen sind von dem grosen universellen Krieg, zwischen dem untergehenden und dem beginnenden Zeitalter, der für die freie und selbstthätige Bewe-

gung

gung der Geiſter auf der Einen und das leidige Umher treiben in der Mühle des Herkommens und der Auctorität auf der andern Seite, für ächte Wiſſenſchaft und Poeſie, und Eröffnung zahlloſer Bahnen für eine unendliche Progreſſion von dieſem, und für Befeſtigung des ewigen Stillſtandes, oder, was einerlei damit iſt, Rückganges, und für die unglaubliche Unwiſſenſchaftlichkeit, Formloſigkeit und Plattheit, aus welcher unſre Literatur nur eben ſich herauszuarbeiten anfängt, von jenem geführt wird. Sie ſollten den Himmel anflehn, ſie möchten fähig ſeyn, auf eine bedeutende Art an dieſem Streite Theil zu nehmen, anſtatt daſs ſie ihr offenbares Unvermögen mit einer angemaaſsten Würde und vermeinten Vornehmigkeit zu bekleiden ſuchen müſſen. —

Merkwürdig iſt, wie dieſe eingebildete Vornehmigkeit ſie bis zu der Äuſſerung führt: „es wäre für das Beſte Wiſſenſchaften nicht gut, die A. L. Z. — — einzumiſchen, *oder wohl gar ſie Partey nehmen zu laſſen.*“ Giebt es denn in einer wiſſenſchaftlichen Streitigkeit noch ein Mittleres zwiſchen Ja und Nein, zwiſchen Wahr und Unwahr? Giebt es noch eine andre Art ſich darein zu miſchen, als daſs man von zwei ſtreitigen Behauptungen die eine zu widerlegen ſucht, die andre mit Gründen unterſtützt, und kann man dieſs thun, ohne eben dadurch Partei zu nehmen? — Oder iſt etwa folgendes das Rechte, und dieſs der eigentliche Sinn ihrer Worte? — Sind es die juriſtiſchen Begriffe des einen Redacteurs,

die hier durchſchimmern? Es wäre gar zu ſchön, wenn man die literariſche Verfaſſung nur gleich auch mit darunter ſubſumiren könnte, wenn es auch in Sachen des Geiſtes Tribunale mit rechtlichen Befugniſſen gäbe, und — ohne Zweifel hält man ſich überzeugt, in der Lit. Z. ein ſolches errichtet zu haben.

Wir alſo, lieben Leſer, die wir neue Wahrheiten mit Anſtrengung ans Licht bringen, Syſteme bilden, oder Einwürfe dagegen vortragen, und ihr die ihr Kunſtwerke aufſtellt, und endlich das Publikum, das dieſe Bemühungen ſo oder ſo aufnimmt — wir alle ſind bloſse Advocaten, die vor jenen ihren Proceſs zu führen haben, *ſie* ſind die Richter. — Wie würden denn nun aber, wenn ſie durchaus weder für noch wider entſcheiden wollen, die Richterſprüche dieſes geiſtigen Schöppenſtuhls lauten müſſen? Entweder ſo: „du Cajus haſt vollkommen Recht, du Sempronius, der du das Gegentheil behaupteſt, haſt auch vollkommen Recht, übrigens ſeyd ihr vortreffliche Leute, und müſst euch zuſammen vertragen.“ Oder: „du Cajus haſt Unrecht, du Sempronius, obgleich du das gerade Gegentheil behaupteſt, gleichfalls, und laſst euch dergleichen nicht wieder verlauten, wenn es euch nicht ſchlimm ergehen ſoll.“ — Es iſt zwar gewiſs, daſs der wahre Gehalt mancher Beurtheilungen, die für Richterſprüche in letzter Inſtanz gelten ſollen, eben dieſer iſt. — Doch iſt dieſs nicht wirklich die Meinung der Redactoren, ſo ähnlich ſie ihnen auch in andrer Rückſicht ſehen

mag

mag. — Wenn sie weder für noch wider *Partei* nehmen wollen, so fällt der Accent auf dieses Wort; und es muss hier im strengen bürgerlichen Sinn genommen werden. Sobald nämlich jene hohen Richter mit *Gründen*, welches die einzigen Waffen sind, die man in einem wissenschaftlichen Streit rechtlicher Weise führen kann, entschieden, so würden sie uns andern sich gleichstellen, und zu bloßen Sachwaltern werden, denn Gründen kann man Gründe entgegensetzen; sie würden sich unter die Streitenden mischen müssen, was sie doch entschlossen sind nicht zu thun. Sie wissen folglich noch etwas höheres als Gründe, und dieß ist die *Auctorität*, und zwar die höchste, ihre eigne. Denker, Künstler, Gelehrte, Männer von Geist und Genie sind gut genug, sich mit thörichtem Eifer für alles Gute, Große, Wahre und Schöne, in einem wissenschaftlichen Streit gleich anfangs zu regen und zu bewegen; sie aber, die Herausgeber der A. L. Z., müssen ihren Ausspruch zurückhalten, denn sie sind das hohe Tribunal, von welchem nachher weiter keine Appellation Statt findet. — Man höre nun weiter. „Sie glauben im Gegentheil: je mehr Heftigkeit sich in einen Streit mische, um desto bedachtsamer müsse der Kritiker verfahren, und erst spätere Zeiten abwarten, wo er einigermaaßen mit Ruhe gehört werden könne. — Wer ist denn jener Kritiker, der Kritiker κατ' ἐξοχην, der so bedachtsam verfahren soll? Ist es der alte Popanz, womit die Dummheit geschreckt wird, und der nun aus Dummheit selbst anfängt,

fängt, sich dafür zu halten, wofür jene ihn hält? Oder ist es der reelle Kritiker, der wenn er überhaupt existirt, nur unter den Streitenden selbst gesucht werden kann? — Der Kritiker soll *spätere Zeiten* abwarten. Wenn ich doch nur in einer wissenschaftlichen Sache jenes träge Wort nicht mehr hören sollte: die Zeit wird dieſs thun, die Zeit wird darüber entscheiden. Was ist denn die Zeit ohne uns und euch, die wir uns in ihr bewegen? Freylich wird es die Zeit thun, aber nicht die Zeit selbst, sondern Menschen in ihr, die nicht denken oder denken werden, wie ihr denkt. — Aber jeder Streit ist im Anfange am leidenschaftlichsten. — Gerade deſswegen ist es nothwendig, daſs augenblicklich das Gegenmittel einer ernsthaften, und eindringenden Kritik angewendet werde. Denn Leidenschaftlichkeit ist jedem um Wissenschaft und Grundsätze geführten Streit fremd. Was ist es denn also, warum der Kritiker spätere Zeiten abwarten soll? — *Das* ist es, und dieſs ist der wahre Punct, auf den wir nach vielen Versuchen ihn zu finden, endlich kommen: „Jezt noch ist die Sache im Streit, wohin sich die öffentliche Meinung wenden, und für wen sie sich entscheiden werde, ist ungewiſs. Auf den Gehalt, auf die innre Vortrefflichkeit der Sache, auch wenn man sie einsähe, kann man sich nicht verlaſſen, nur wenn der *Erfolg* entschieden hat, ist es Zeit, sicher und leicht mit dem übrigen Troſs dem Wagen zu folgen" — Ich denke vielmehr, daſs seine Räder früher noch über eure Köpfe gehen, und euch in den

Staub

Staub niederdrücken ſollen, welcher allein würdig iſt, euch aufzunehmen. —

Ich hatte beſchloſſen, dieſe Maximen noch weiter auseinanderzuſetzen, aber ich fange an zu fühlen, daſs es ein widerliches Geſchäft iſt, Dinge zu beleuchten, die von ſelbſt genug ins Auge ſpringen, ich werde mich daher zu einer zweiten Erörterung wenden.

Es muſs für uns, nachdem wir die Grundſätze der A. L. Z. und die hohe Politik ihrer Herausgeber hinlänglich bewundert haben, ein ſehr intereſſantes hiſtoriſches Problem ſeyn; ob es für ſie möglich geweſen iſt, bis zu einem ſolchen Gipfel von Weisheit plözlich, und gleichſam mit einem Schritt zu gelangen, oder ob ſie allmählig dahin gelangt, ferner ob dieſe Grundſätze denn nun wirklich eine unverbrüchliche Norm ihres Verfahrens geweſen ſind und noch ſind, oder ob es Fälle giebt, wo Abweichungen davon ſtatt finden, und welches dieſe Fälle ſind? —

Man kann nämlich, wenn man einmal ein Menſchenwerk zum Object der Beurtheilung macht, erſtens die Grundſätze die ihm zum Grunde liegen, prüfen, und dann zuſehen, ob es nun auch dieſen Grundſätzen ſelbſt treu bleibt, und ſie genau befolgt. — Die Leſer ſehen, daſs die letzte Frage dem Gegenſtand noch näher zu Leibe rückt, als die erſte, wir wagen es alſo, ſie aufs neue, und zwar zur Unterſuchung dieſer zweiten Frage in Bezug auf das von uns gewählte Object, einzuladen.

Wir

Wir werden, um dieſer Unterſuchung Genüge zu thun, etwas weiter zurückgehen müſſen. Es können hier hauptſächlich nur Beiſpiele ſprechen, welche wir mit Abſicht aus ganz verſchiedenen Fächern wählen.

Es wird den meiſten Leſern dieſer Abhandlung noch erinnerlich ſeyn, daſs die A. L. Z. den gröſsten Theil ihres gleich anfangs erlangten Rufs und Einfluſſes der *Kantiſchen Philoſophie* zu verdanken hat, zu deren Grundſätzen — aus welchen Gründen? gehört nicht hieher — ſie gleich anfangs unbedingt ſich bekannte. — Wenn man es mit dem doch noch in mancher Rückſicht edlen Wort: Partei, nicht genau nehmen will, ſo wird ohne Zweifel niemand anſtehen, eine Geſellſchaft von Menſchen, die ſich als lebende Gypsabdrücke an einen groſsen Mann, der ſich dieſs ſelbſt mit dieſen Worten prognoſticirt zu haben ſcheint, anhängen, und nicht nur ſeine Lehre, ſondern ſeinen rohen, unter ihren Händen völlig geiſtlos gewordenen Buchſtaben als einzig mögliche Wahrheit aufs eifrigſte verbreiten, ja ſogar als Symbol aufzudringen bemüht ſind, eine Partei zu nennen. Dieſs eingeräumt, ſo hat die A. L. Z. dieſer Partei kräftig unter die Arme gegriffen, ja der gröſste Theil ihrer Mitarbeiter und die beiden Redactoren haben ſelbſt mit zu dieſer Partei gehört. Die Leſer werden mich nicht ſo verſtehen, als ob ich die Vertheidigung der neuen Philoſophie an ſich ihr zum Vorwurf machte; denn erſtens argumentire ich hier immer nicht aus meinen

Grund-

Grundſätzen, ſondern aus denen der Redactoren, und zweitens, trift mein Vorwurf nur den *Geiſt*, mit welchen jene Vertheidigung geführt wurde. Hätten ſie doch immer Partei genommen, hätten ſie es nur auf die rechte Weiſe gethan, wären ſie nicht Urſache geworden, daſs bald ſtatt wahrer Philoſophie ſich ein nachbetender Schulgeiſt, und mit ihm eine allgemeine philoſophiſche Lethargie verbreitete, und der Urheber einer groſsen philoſophiſchen Revolution, welche nicht ſtillſtehen ſollte, in einen dogmatiſchen Schulgötzen verwandelt wurde. — Woher iſt denn ihnen nun beſonders in Anſehung der Philoſophie dieſe plötzliche Weisheit und dieſe Zurückhaltung gekommen? Es iſt nichts als ein kleiner Ärger und zum Theil ein kleiner perſönlicher Verdruſs. Warum muſsten auch Männer auftreten, die weiter giengen, die mit dem transſcendentalen Idealismus auf eine ſo gänz unerwartete Weiſe Ernſt machten? — Gegen *Fichte* führen ſie einmal ſehr naiv an, ſie hätten es nicht um ihn *verdient*, ſo hart angelaſſen zu werden. Die Armen! Es iſt wahr, ſie haben eine Schrift von ihm ſehr geprieſen, als ſie in dem Wahne ſtanden, daſs ſie eine Arbeit Kants ſey, nachher aber iſt ihnen nie eingefallen zu fragen, was denn doch wohl ein Mann, deſſen erſte Schrift ſie als eines der gröſsten Meiſterwerke zum Himmel erhoben hatten, nach mehreren Jahren ſteten Nachdenkens und mit dieſem anerkannten Genie hervorbringen muſste; und — ihm verargen ſie die gute Laune über die Kantianer, welche die

Schrift

Schrift, die er, wie er selbst sagt, schon längst verworfen, noch jezt gläubig anbeten. — Nachher war über Fichte's System ein langes Stillschweigen, ungeachtet der doppelten dringenden Aufforderung, seines sich schnell verbreitenden Ruhms, und den vielen Anfechtungen, die er zu überwinden hatte. Das erste starke und und treffende Wort über die *Wissenschaftslehre* wurde in der Recension des *philosophischen Journals von Niethammer* durch *Fr. Schlegel* gesagt, den sie, als er ihnen zum Beurtheiler vorgeschlagen war, auszuschlagen, ohne Zweifel sich nicht getrauten; in welcher leidigen Nothwendigkeit sie sich öfters gesehen haben, und dadurch ohne ihr Verdienst, ja selbst mit Widerstreben manches Vortreffliche ans Licht fördern mussten, was ihnen bei dem Publikum nun zu Gute kommt und sie sich selbst zum Verdienst anrechnen. Späterhin war es eine fatale Begebenheit, dass derselbe *Reinhold*; von welchem man nach einer Denkungsart, die ihnen natürlich ist, am ehesten hätte erwarten können, dass er gegen die neue Philosophie seyn würde, sich ohne Rücksicht selbst zu ihr bekannte, und dass man ihn doch aus dem Grunde einer zu erwartenden Partheilichkeit als Beurtheiler der Hauptschriften von Fichte nicht zurückweisen konnte. Kaum aber glaubten sie, durch äussere Veränderungen gegen Fichte in Vortheil gesetzt zu seyn, als sie nicht in eignen Recensionen ihn angriffen — dazu gehörte etwas mehr als ihnen möglich war, — sondern einem ihrer schülerhaftesten Rec. erlaubten

in

in Beurtheilung andrer philoſophiſchen Schriften Seitenblicke auf Schriften von Fichte, und namentlich auf ſein *Naturrecht* zu werfen, was ſogar gegen die Geſetze ihres Inſtituts iſt. Doch, wer kann ſich darüber verwundern, da Herr *Schutz* ſelbſt in ſeinen Vorleſungen, wie hier allgemein bekannt iſt, nicht nur durch Ausfälle gegen die neueſte Philoſophie, ſondern durch perſönliche Spöttereien über Fichte ſich für das druckende Gefühl zu erholen geſucht hat, das ihm die Nähe eines ſo überlegenen Geiſtes oft verurſacht haben mochte.— Ich überwinde mich, dieſs niederzuſchreiben. Es iſt ein Unglück vieler Univerſitäten, daſs durch das literariſche Invalidwerden ſonſt wohlangeſehner Lehrer zu jeder Zeit ſich eine Grundſuppe von Gemeinheit ſammelt, welche anzurühren ein unangenehmes Geſchäft iſt. Jedoch, da ich einmal den Widerwillen, den mir dieſe ganze Arbeit einflöſst, ſo weit überwunden habe, ſo will ich auch, daſs kein Zug zu dieſem Gemählde von Plattheit fehle.

Nicht viel ſpäter, als das Kantiſche Syſtem anfieng, in Teutſchland allgemeines Aufſehen zu erregen, erhob ſich ein anderes in ſeiner Art nicht minder groſses und bedeutendes Syſtem aus ſeiner unverdienten Dunkelheit, ich meine das *Brownſche Syſtem der Heilkunde*, welches unter denen, die ſich dafür und dawider intereſſirten, nicht geringen Zwieſpalt und wo möglich heftigere Parteikämpfe erweckte, als das erſtere. — Und welche Grundſätze hat

die A. L. Z. in Anſehung dieſes Syſtems befolgt? Kaum traut man ſeinen Augen, wenn man in den oft angeführten Erläuterungen gegen *Schlegel* ſieht, wie die Redactoren zum Beweis, was das Publicum durch den *Aufſchub* ihres Urtheils über neue wichtige Ereigniſſe gewinne, ſich auf ihr Verfahren in Anſehung des Browniſchen Syſtems berufen. Es iſt merkwürdig genug, daſs ſie gerade bei dieſer Gelegenheit in ihrer Angſt und Schnelligkeit keine andre Rec. als Beleg zu nennen wiſſen, als die über die Browniſchen Schriften kurz zuvor erſchienene. Doch dieſs mag hingehen, aber iſt es nicht gränzenloſe Frechheit, hier gerade dieſen Gegenſtand zu berühren, oder nehmen ſie ihre Leſer wirklich für ſo ſchwachſinnig an, daſs ſie vergeſſen haben ſollten, *welche* Recenſionen über das Browniſche Syſtem ſeit 1795 und vielleicht früher bis kurz vor der Erſcheinung der jüngſten von Herrn *Stieglitz* in ihrer Zeitung erſchienen ſind, und wie ſie gerade in Anſehung dieſes Syſtems dem ſchnödeſten Parteigeiſt nicht nur Thür und Thor geöffnet, ſondern ſelbſt ihr Blatt zum Werkzeug deſſelben gemacht haben? — Man weiſs, daſs gelehrte Aerzte, die gegen dieſes Syſtem *pro aris et focis* zu ſtreiten hatten, in der Lit. Zeit. über daſſelbe bis zu der letzten Zeit das Wort führten. Hat etwa der Rec. der Browniſchen Schriften in No. 274, 275. v. J. 1795. nicht in dieſem Jahr ſchon über das Browniſche Syſtem das Endurtheil in der A. L. Z. gefällt? Und nun im J. 99. wagen ſie es, die Leſer glauben zu machen, als wären dieſe

Schrif-

Schriften jezt zuerst zur Sprache gekommen! — Wie nennt man ein solches Verfahren im gemeinen und bürgerlichen Leben? — Von welcher Art jenes Endurtheil gewesen sey, braucht nicht gesagt zu werden. Nach demselben ist Brown der unwissendste und unverschämteste Systemmacher, man vergleiche nun damit das zweite Endurtheil im J. 99. — Es liegt aber in jener Anführung der Rec. Brownischer Schriften noch etwas anders verborgen, nämlich die Meinung, als ob nun jene im Jahr 1799 in der A. L. Z. erschienene Recension das wirkliche Definitivurtheil über diese Sache wäre, von welchem weiter keine Appellation Statt fände. Dass aber jener Rec. dazu sehr viel, nämlich die Hauptsache fehlt, *Principien*, aus welchen sie allein entschieden werden kann, hat schon Hr. *Bischlaub* in seiner Erklärung mit Recht bemerkt. Was man zum Lobe jener Recension sagen kann, hat eine lediglich relative Bedeutung in Bezug auf die vielen vorhergegangnen Recensionen und Beurtheilungen in der L. Z. nicht nur, sondern auch in andern Zeitschriften und Werken, welche von dem Geist und der hohen, grosen Paradoxie des Brownischen Systems gröstentheils auch nicht eine ferne Ahndung gehabt haben. Daraus aber, dass der Verfasser jener Recension in den Geist des Systems einen tiefern Blick gethan hat, als die meisten seiner Vorgänger, und als manche Vertheidiger dieser Lehre selbst, folgt noch nicht, dass seine Recension die eindringendste und kräftigste sey, welche nicht nur überhaupt, diese

verſteht ſich von ſelbſt, ſondern welche auch ſchon jetzt, nach dieſen vorhergegangenen Unterſuchungen und Entdeckungen, möglich iſt, und zuverläſſig wird der Verf. ſelbſt dieſs am wenigſten glauben. Hr. *Stieglitz* beruft ſich in der Antwort auf die angeführte Erklärung *Röſchlaubs*; worinn nämlich geſagt wird, daſs alles Urtheil über ein Syſtem der Heilkunde auf *allgemeine* Principien der Naturwiſſenſchaft zurückkommen müſſe, welche der Rec. offenbar nicht zu Grunde liegen; auf mein Urtheil von ſeiner erſten Recenſion. Allein es kam hier meines Erachtens nicht auf die allgemeinen Aeuſserungen über das Geiſtreiche der Recenſion, welche nur ſubjectiv und ein ganz natürlicher Erfolg des angenehmen Eindrucks waren, den die Rec. durch die Belehrung und die Anregung mancher meiner Ideen, die ich ihr verdankte, gerade auf mich gemacht hatte, ſondern auf das *Objective* in meinem Urtheil an. Dieſs iſt nun aber nichts anders, als die von ihm richtig angegebne und beſtimmte Frage, auf welche es zwiſchen Brown und ſeinen Gegnern hauptſächlich ankommt, nämlich die, ob die Erregbarkeit durch directe Einwirkung, oder aber nur indirect veränderlich ſey, und in Anſehung dieſer Frage gerade wird in der von Herrn Stieglitz angef. Abhandlung behauptet, muſſe nach Principien der Naturphiloſophie *für* Brown entſchieden werden. Was die Recenſion der Röſchlaub'ſchen Schriften von demſelben Verf. betrifft, ſo ſcheint es, daſs er in der erſten wirklich

faſt

faſt alles Intereſſante, was er wuſste, geſagt hatte, und es iſt daher nicht zu verwundern, dafs ſie hinter der erſten um vieles zurückſteht. Es iſt zwar nicht zu läugnen, dafs die Einwürfe darinn auf eine Art vorgebracht werden, welche glauben machen könnte, ſie wären unwiderleglich, ich denke aber zeigen zu können, dafs ſie gerade ſo, wie ſie von dem *Verf.* vorgetragen ſind, ſehr leicht widerlegt werden können. — Dem möchte nun aber ſeyn, wie ihm wollte, und angenommen ſelbſt, dafs die beiden Recenſionen die möglich vortrefflichſten ſind, ſo frage ich, um jetzt zu meinem eigentlichen Gegenſtand zurückzukehren, ob dadurch ſo viele der Tendenz ſowohl als dem Innhalt nach höchſtſchlechte, welche in demſelben Blatt über denſelben Gegenſtand erſchienen ſind, gut gemacht werden können?

Das neueſte Beiſpiel, wie die Redactoren der Lit. Z. ihre eignen Maximen beobachten, bei welchem ich hauptſächlich darum länger verweilen werde, weil man aus demſelben am auffallendſten wahrnehmen kann, bis zu welchem Grad von Niedrigkeit ein ſonſt löbliches Inſtitut durch Schuld ſeiner Vorſteher ſinken könne, iſt das Betragen, welches die Lit. Zeitung gegen die Herren *Schlegel* beobachtet hat, die beide und wovon der Eine eine Zeitlang an ihrem Blatt auf eine Art, und mit einem Aufwand von Talent und Kraft gearbeitet hat, welchen ſie wohl von wenigen oder, richtiger zu reden,

keinem ihrer Mitarbeiter rühmen können. Es würde hier nicht der Ort seyn, der wissenschaftlichen und kritischen Laufbahn dieser Schriftsteller zu folgen. Man wird es über kurz oder lang gestehen *müssen*, dass namentlich das *Athenäum* kräftiger, als es irgendwo sonst geschehen ist, den grossen Wendepunct der Kunst und der Wissenschaft bezeichnet hat, an welchem das Zeitalter jetzt steht. Und wenn diese Zeitschrift kein Verdienst hätte, als das, in einem Augenblick, wo eine Menge Auctoritäten, welche aufhörenAuctoritäten zu seyn, die letztenKräfte anwenden um den Gang des Zeitalters, der seine paralysirende Wirkung auf sie schon geäussert hat, wo möglich noch zu retardiren, — (von dem in Aufruhr gekommenen Pöbel nichts zu sagen) — in einem solchen Augenblick, sage ich, den Geist der unendlichen Progressivität auf alle Weise und hauptsächlich dadurch geweckt und erhalten zu haben, dass es keinen Namen als ein vor der Prüfung schützendes Privilegium anzusehen, vor keiner Paradoxie zu erschrecken, sich zum Princip gemacht, und einen wahrhaft kritischen Geist fast über alle Gebiete der Wissenschaft, so wie über das der Kunst ausgedehnt hat, so würde dieſs genug seyn um ihm die Achtung aller denkenden Köpfe jetzt und für die Zukunft zu erwerben; und ich sage dieſs insbesondre hier, weil zu erwarten steht, dass auch die Physik durch diese Zeitschrift mit Ideen werde bereichert werden, die wenn Witz und Paradoxie zu allen Dingen gut sind für diese Wissenschaft

eben

eben so interessant seyn werden, als ihr manche Ideen eines *Baader's* u. a. gewesen sind.

Gegen das herzhafte und rücksichtslose Betragen eines Journals, das noch keine so grosse Präsumtion für sich haben konnte, als ein Blatt, das wie die L. Z. wenn nicht durch seinen Gehalt doch durch das Recht der Verjährung gedeckt ist, ist freilich das feige Benehmen dieses Blatts im höchsten Grade abstechend. Wie weit diese Feigheit bei der Lit. Z. gehe, könnte man, wenn man nicht ihre eignen Geständnisse darüber hätte, allein schon aus der Furcht ermessen, welche selbst die verächtlichsten Scribenten ihr einzuflössen im Stande sind. Es ist, um nur ein Beispiel anzuführen, bekannt, dass der Buchhändler Nicolai seit Jahr und Tag — nicht nur gegen Göthe, Kant, Schiller, Fichte u. a. lästert, sondern was noch mehr ist — gegen die Kantianer schreyt, welche gewissermaafsen zu der Sippschaft und Brüderschaft der Lit. Z. gehören. Herr *Schutz* hat alles, was von andern Seiten her seit mehrern Jahren über diese Menschenclasse ergangen ist, treulich mit auf sich bezogen, und sich für Ausfälle auf sie überhaupt mehrmals reizbar gezeigt. Was thut nun die Allg. Lit. Z. — Sie schweigt. — Warum? Aus Verachtung? Dies kann nicht der Fall seyn, da die Redactoren im Innersten doch wohl so schlecht von ihm nicht denken, dass sie ihn nicht noch immer einer Recension werth hielten. Warum also? — Aus keinem andern Grunde, als weil sie selbst vor dem

Abſchaum der Literatur Furcht haben wenn er nur ſich bewegt. — Einen Anfang jedoch hat die L. Z. mit Nicolai gemacht. Eine Schrift, worinn der alte Geck ſich noch geplagt hat, den Briefton einer jungen Frau nachzuahmen, und welche faſt ausſchlieſslich gegen das Athenäum gerichtet iſt, hat man vielleicht ebendeſswegen noch am ehegewagt zu recenſiren, und zwar als eine geiſtreiche Dichtung, obgleich unter wohlüberlegter Verſchweigung der Namen ſowohl des unverkennbaren Herrn Verfaſſers, als auch der beyden Schriftſteller, gegen welche ſie geſchrieben iſt, auf folgende Art angeprieſen: „Wer die Alleinweisheit mancher jungen Phi„loſophen, den gelehrten Egoismus, das ſtolze Hin„wegſetzen über bürgerliche Verhältniſſe und Con„venienz, kurz wer die Zeichen der Zeit zu ſehen „und ſich darüber zu ärgern Gelegenheit gehabt hat, „der wird bei der Lectüre dieſes Romans den Satyr „preiſen, der ſie ſcharf ins Auge faſst, und mit „Witz und Laune ſolche Thorheiten züchtigt.“ Man beliebe ſich dieſe vortreffliche Manier zu merken, Schriftſteller zu verdammen, ohne daſs man ſie erwähnt, denn vom Athenäum war bis dahin keine Sylbe in der A. L. Z. vorgekommen. Wer die Anecdotenjagd und die Klätſcherei, welche in den literariſchen Zeitungsbuden zu Hauſe iſt, kennt, wird auch ohne die anderweitigen Proben von der Glaubwurdigkeit der Redactoren, ſobald es ihre Vertheidigung betrifft, (ſ. oben), das Vorgeben des ältern Redacteurs, als hätte er die Tendenz des

Buchs

Buchs ganz nicht gewuſst, auf beſondre Art glaublich finden müſſen. Geſetzt aber, man laſſe dieſs dahingeſtellt ſeyn, womit wollen die Herausgeber es entſchuldigen, daſs ein ſo abgeſchmackter Menſch, der im Stande iſt, ein Buch von Nicolai als eine dichteriſche Compoſition zu betrachten, überhaupt an der A. L. Z. mitarbeitet?

Wenige Tage, nachdem die Lit. Z. ſich zu gut gefunden hatte, um in jeden eben aufkeimenden Streit ſich zu miſchen, nachdem ſie es für das Beſte der Wiſſenſchaften zuträglich gehalten hatte, namentlich in dem Streit zwiſchen (?) den Herrn Gebrüdern Schlegel und ihren vielen Widerſachern ihre Stimme auf ſpätere Zeiten aufzuſparen, wurde denn doch ein Wort gegen das bisher wie alle übrigen Schlegelſchen Schriften (Eine ausgenommen) völlig ignorirte Athenäum laut, und zwar ein ſolches, was in den hitzigen Streit ſo vieler Widerſacher gegen daſſelbe gar ſehr einſtimmt. So fein wiſſen die Redactoren ihre Maximen zu beobachten, ſobald ein perſönliches Intereſſe ins Spiel kommt. — Möchten ſie aber doch immerhin, wäre nur nicht dieſe Recenſion ein neuer und noch weit mehr auffallender Beweis ihrer völligen Untauglichkeit zur Redaction, (welche doch wohl mit der Unfähigkeit Recenſenten zu wählen, Eins iſt), als die beiden oben vorgekommnen Recenſionen meiner naturphiloſophiſchen Schrift. Wenn ich für dieſe Schrift einen Rec. gefordert habe, der Phyſiker und ſpeculativer Philoſoph in gleicher Ener-

gie ſeyn, ſo muſste für das Athenäum ein Rec. gefordert werden, der über Philoſophie und Poeſie, über Kunſt und claſſiſches Alterthum, beſonders aber über den unbedingten Werth des Witzes und einer ſcharfen Kritik gleich richtig und eindringend zu urtheilen fähig wäre. Statt deſſen wird es einem Beurtheiler übertragen, welcher eine gründliche Kenntniſs aller jener Gegenſtände durch nichts bewieſen, und welchem es für Beurtheilung der letzteren an jedem andern als dem gemeinſten moraliſchen — was ſage ich moraliſchen? vielmehr bürgerlichen — Standpunct fehlte, von dem man noch überdieſs wiſſen konnte, daſs ihm weder das tägliche Zeitungsſchreiben Zeit gelaſſen ſich auf der Höhe des Zeitalters zu erhalten, noch das Studium franzöſiſcher Memoiren Gelegenheit gegeben, den Sinn für Kunſt, Speculation und Witz zu üben. — Derſelbe Recenſent iſt es von welchem die Leſer der A. L. Z. künftig ohne Zweifel die meiſten Beurtheilungen im Fache der ſchönen Literatur namentlich die von *Wilhelm Meiſter* zu erwarten haben!

Ich bin müde, dieſe Erörterung fortzuſetzen, doch iſt noch das Letzte zurück. — Die Lit. Z. iſt zu gut, für oder wider eine Partei als Werkzeug gebraucht zu werden — nicht aber um das Product eines vor mehrern Jahren ſchon wegen eines bei weitem weniger unwitzigen Paſquills vor dem Publicum gebrandmarkten Menſchen — ein Product, das in jeder Rückſicht ſo beſchaffen iſt, daſs die Redactoren ſelbſt ſogar, (was viel ſagen heiſst), in jeder

andern Lage, es unter der Würde einer gelehrten Zeitung geachtet hätten, davon Notiz zu nehmen, jetzt, da es darauf ankam, auch die unterſte Claſſe gegen zwei Schriftſteller, deren einer ihnen vor kurzen auf eine ihnen freilich bisher ungewohnte Art die Wahrheit geſagt hatte, in Bewegung zu bringen — ein ſolches Product ſage ich in einer ſolchen Zeit zum Object einer gründlichen, ihren Gegenſtand mit weitläuftiger Gelehrſamkeit behandelnden Kritik durch denſelben Rec. machen zu laſſen, der kurz zuvor das Athenäum beurtheilt hatte, und — ſo endlich bis zur Allianz mit den verächtlichſten Weſen der Schriftſtellerwelt herabzuſinken.

Sicherlich kann ich hier aufhören und brauche nichts hinzuzufügen, den Unwillen über dieſen Miſsbrauch, den ein paar Menſchen von ihrem allmählig erlangten Einfluſs, und der geliehenen Auctorität machen, weiter zu erregen. Lieber will ich die lächerliche Seite der Sache herauskehren. Es iſt die Einbildung, welche hauptſächlich durch das ſo eben entwickelte Betragen recht offenbar wird, als ob *ſie* fähig wären dem Fortgang der Zeit oder dem Wirkungsvermögen einzelner ausgezeichneter Köpfe ſich entgegenſetzen oder Abbruch thun zu können. Denn daſs beide durch innere Energie gegen alle Entgegenſetzung am Ende doch ſiegreich bleiben, ſollen ſie nach ſo vielen hierüber gemachten Erfahrungen immer noch lernen.

Viel-

Vielleicht berufen ſich die Herausg. der Lit. Z. nachdem ihnen alles andere genommen iſt, zuletzt noch darauf, dafs doch auch in ihrem Blatt das noch nicht anerkannte Verdienſt geltend gemacht, der uſurpirte Ruhm beſtritten worden ſey, dafs ſie doch auch manche kühne Wahrheit zuerſt ans Licht gebracht. Ich bin nicht geſonnen, dieſe Thatſache zu läugnen, noch will ich ſie durch Vergleichung der wenigen Fälle, wo es geſchah, mit den unzähligen, wo es unterblieb, oder durch Anführung entgegengeſetzter Fälle, wo durch ihr parteiliches Lob anerkannt ungeſchickte und talentloſe Menſchen zu einem augenblicklichen Ruf gelangten, auf ihren wahren Belange zurückführen. Aber es dünkt mir ſehr leicht zu erklären, wie es ohne alles Verdienſt der Herausg. damit ohngefähr zugegangen. Die A. L. Z. iſt ein einmal eingerichteter Weg, etwas mit Sicherheit in die Hände einer grofsen Anzahl von Leſern zu bringen. Dieſen Vorzug haben vortreffl[illegible] Männer manchmal zu guten Abſichten benutzt. Die Red. ſelbſt ſahen wohl ein, dafs ſie [illegible]lichte Puncte in ihrem Journal bedürften [illegible]ie den gröfsern Raum anfüllende Mittelmä[illegible]d Alltäglichkeit zu heben. Kritiſche Meiſterwerke waren freilich nicht zurückzuweiſen, wenn ſie auch ihren damaligen Ueberzeugungen, Wünſchen und Abſichten widerſprachen. Gewohnt, ſich am Ende doch immer dem Erfolg zu bequemen, den ſie, wenn ſo gewichtige Stimmen ſich erklärten, mit Wahrſcheinlichkeit vorherſehen konnten, wollten ſie lieber das

An-

Anſehen genieſsen, ihn ſelbſt mit herbeigeführt, als ihn von auswärts erwartet zu haben. — Jedoch ich ſpreche hier immer noch von vorigen Zeiten, da ich doch von der jetzigen ſprechen ſollte. Wie würde das langmüthige und leichtgläubige Publikum erſtaunen, wenn es einmal die Namen der meiſten Menſchen erfahren ſollte, deren Arbeiten zu leſen es noch immer auf die gutmüthigſte Weiſe ſich gefallen läſst. — Setzen wir den Fall, dafs ein Fremder, der die teutſche Literatur nur im Allgemeinen, jedoch ihre berühmteſten Namen kennt, ſich über die A. L. Z. unterrichten laſſe, und dafs er z. B. wegen des philoſophiſchen Fachs frage: Recenſirt *Kant*? — Nein. — Aber *Fichte*? — Bewahre Gott! — Aber *Reinhold*? — Auch nicht. Oder *Jacobi*? Noch weniger. — Wer recenſirt denn alſo? — Schüler, die an philoſophiſchen Recenſionen ihre erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche machen, Autoren, die wenn ſie unter ihren Namen etwas erſcheinen lieſsen, kaum den Verleger fänden — — Lieber Leſer, welchen Begriff vom teutſchen Publicum würde dieſer Fremde aus einem ſolchen Geſpräch ſich machen — und das einheimiſche Volk, das dieſs alles *weifs*, iſt gar nicht verwundert und findet es am Ende noch natürlich. — In welchem andern Theil der cultivirten Welt könnte ein ſolches Inſtitut mit ſolcher renommirten Schlechtigkeit beſtehen? —

Ich kann nicht umhin hier noch die Frage aufzuwerfen, wie es wohl mit den Rec. der A. L. Z. im

im *phyſikaliſchen* Fach ausſehen mag? — Man kann ſich dieſe Frage ohngefähr daraus beantworten, daſs ſie bis jetzt noch die wichtigſten Ereigniſſe deſſelben ignorirt haben. Von dem was über Naturphiloſophie geſchrieben worden, ſucht man auſser den beiden Recenſionen meiner erſten naturphiloſophiſchen Schrift vergebens irgend eine Spur, vergebens z.B. eine Anzeige von den tiefſinnigen Schriften eines *Baaders*, von den nicht minder wichtigen eines *Eſchenmayers*, vergeblich einige Nachricht von der groſsen Ausdehnung, welche die galvaniſchen Erſcheinungen durch die ſinnreichen Experimente eines *Ritters* erlangt haben. Dagegen wird, um dieſe Lücke doch ſcheinbar auszufüllen, von Herrn Schmids Phyſiologie, einem Werk welches, bei manchen andern Vorzügen, doch die Wiſſenſchaft um keinen Schritt weiter gebracht hat, ein weitläuftiger Auszug ohne irgend einen eigenen Gedanken des Rec. durch mehrere Blätter hindurch ausgedehnt.

Die Herausgeber geſtehen zwar in der oft angeführten öffentlichen Urkunde ihre vielen und ſchreienden Schulden, entſchuldigen ſie aber mit ihrem Unvermögen die gehörigen Recenſionen zu ſchaffen. Allein, wenn dieſs der Fall iſt, warum ſtellen ſie das Recenſiren nicht ganz ein, oder warum fahren ſie fortdurch den Titel *allgemeine* L. Z. zu täuſchen? Aber ſie haben doch ſo viele groſse und verdiente Gelehrte für ihr Inſtitut zum Beitritt eingeladen, und ihn auch erhalten! — Haben ſie ihn auch wirklich im Ernſt erhalten?

ten? — Ich weiſs wohl, daſs ſie in der Philologie Recenſionen von *Wolf*, in der Geſchichte von *Joh. Muller*, daſs ſie einzelne Recenſionen von Kant, Fichte, Schiller aufzuweiſen haben. Aber es iſt vom jetzigen Zuſtand die Rede. Niemand kann das bisher Geſagte ſo verſtanden haben, als ob ich die ehemaligen Beiträge ſolcher Männer im mindeſten herabſetzen wollte, es wäre vielmehr zu wünſchen, daſs ſie ſelbige durch Aufnahme unter ihre Schriften der Vergeſſenheit entzögen, welcher die A. L. Z. mit ſo ſchnellen Schritten entgegeneilt.

Da dem nun alſo iſt, und die A. L. Z. in allen Fächern der menſchlichen Wiſſenſchaft und Kunſt, die von dem allgemeinſten Intereſſe ſind, zu immer tieferer und tieferer Nullität herabſinkt, ſo gebe ich ihnen ſchlieſslich, und um mich dadurch noch als ihren Freund zu beweiſen, den wohlgemeinten Rath, ſich ganz auf das Intelligenzblatt einzuſchränken, dieſes zu cultiviren, und von dem unnützen Recenſiren gänzlich abzulaſſen. Denn nicht nur iſt das Intelligenzblatt noch das einzige belehrende und unterhaltende ihres Journals, und es wird auch von Literatoren des nächſten Jahrhunderts fleiſsig nachgeſchlagen werden, wenn kein Menſch mehr die Recenſionen nachſieht, in denen man von allem was Epoche gemacht hat, nichts Bedeutendes finden, und die Wendepunkte der öffentlichen Meinung, die Revolutionen in den Wiſſenſchaften gänzlich vermiſſen wird; ſondern es kommt auch noch überdies

dieſs der merkantiliſche Vortheil in Betracht, daſs ſie das Honorar für die Recenſenten und die Druckkoſten erſparen, indeſs die Leſer doch, weil ſie der Langenweile des Durchblätterns entübrigt wären, für das bloſse Intelligenzblatt beinah denſelben Preis bezahlen würden. Die Redactoren rühmen ſich, daſs ihr Journal „in alle Länder in und auſser „Europa, wo man Literatur kennt, Eingang gefun„den und erhalten hat.“ Freilich wenn ſo etwas einmal eingerichtet iſt, hört es nicht ſo leicht wieder auf. Immerhin alſo mögen ſie eine Weile noch ihre für das Auge angefüllten für den Geiſt aber leeren Blätter als Ballaſt des Intelligenzblattes, wenn ſie wollen bis nach New-York, nach Irkutzk und mit Dr. Lenharts Geſundheitstrank — bis nach Cairo verſenden. Das ſehen ſie deſſen unerachtet doch ſelbſt ein, daſs es auf den jetzigen Fuſs nicht lange fortgehen könne. Daſs ein neues Zeitalter eingetreten, haben ſie nicht gemerkt, aber es kommt ein neues Jahrhundert der Jahrzahl nach, und eine ſolche Periode denkt ſich wer kein gutes Gewiſſen hat immer als eine Art von jüngſtem Tage. Sie haben daher gleich zu Anfang dieſes Jahres eine *vorläufige Anzeige von den für die allg. Lit. Zeit. des neunzehnten Jahrhunderts zu treffenden neuen Einrichtungen* eingerückt. Sie verſprechen ihren Leſern einen desfalls zu entwerfenden ganz neuen Plan vorzulegen. Es iſt zwar ziemlich problematiſch, woher dieſer Plan wohl kommen ſollte, und wie weit zu einem ſolchen der Witz der Herausgeber zureichen möchte

Auch

Auch iſt bis jetzt, d. h. nach drei Monaten ſeit jener Anzeige noch nichts davon erſchienen. Jedoch man muſs die Hoffnung nicht zu früh aufgeben, bei dieſer Gelegenheit neue Offenbarungen aus der Fülle von Weisheit, beſonders aber allerlei Kenntniſſe über die wiſſenſchaftlichen Begriffe und encyclopädiſchen Anſichten der Herrn Redactoren zu erlangen, und wir können unſern Vorſatz nicht bergen, davon, ſobald etwas von dem verſprochnen Plan erſcheint, einige Notiz zu nehmen. — Aber leider ſcheint uns bei noch genauerer Anſicht alles weit einfacher zu ſeyn, als wir uns erſt vorgeſtellt haben. Denn *ein Theil ihrer Ideen* beſteht „in nach „und nach einzurückenden Recenſionen der wiſ„ſenſchaftlichen Werke von einigem Belang, die ſeit dem Anfange der A. L. Z. bisher aus Mangel an „Platz noch nicht zur Anzeige gekommen ſind.“ — Aus Mangel an *Platz*? Aus keinem andern Grunde? Aber wo haben ſie denn den Platz für die zahlloſe Menge unintereſſanter Recenſionen der unintereſſanteſten Schriften hergenommen? und woher ſoll denn jetzt plötzlich der neue Zuſchuſs von Platz kommen? — Wenn nur die teutſchen Autoren ſo gut ſeyn wollten, vorerſt ein Paar Jahre hindurch nichts Gutes und vollends nichts Vortreffliches zu ſchreiben. —

Doch muſs ich noch die beſondere Artigkeit bemerken, daſs ſie, was ihre erſte Schuldigkeit iſt, und ſich von ſelbſt verſteht, als eine ganz

eigne *Idee* zur Verbeſſerung vorſtellen. Noch iſt auch nicht einmal zum Realiſiren dieſer Idee der Anfang gemacht, vielmehr ſcheint gegen das Ende des Jahrhunderts noch alles, was von unbedeutender und verlegner Waare nach ſo tüchtigen Griffen in dieſen Vorrath übrig geweſen iſt, zuſammengekehrt zu werden, um das Jahrhundert auf eine der L. Z. würdige Art zu Grabe zu bringen. Es muſs ſich alſo bald ausweiſen, ob dieſe ganze Ankündigung etwas mehr iſt, als ein neu ausgeſonnenes Mittel, die Geduld des gutmüthigen Leſers noch länger hinzuhalten.

Wie lange wird endlich bei ſo offenbarer Täuſchung, bei der immer gröſser werdenden Dreiſtigkeit in beſtändig wiederholten Vorſpiegelungen gegen das Publikum, bei der nun auf mannichfache Weiſe bewieſnen unglaublichen Untauglichkeit, unendlichen Abgeſchmacktheit, und was in gewiſser Rückſicht noch mehr iſt den ſchlechten Grundſätzen der Pfleger und Beſorger dieſes Inſtituts die bisher gegen daſſelbe bewieſne Langmuth der teutſchen Leſewelt fortdauren? — So lange, bis ihr, beſsere Schriftſteller, gegen etwas ſo unheilbar Schlechtes, als dieſer faule Fleck der Literatur iſt, gegen dieſen Sitz und Heerd der Verſchwörung gegen jeden jetzt noch zu machenden Fortſchritt in Wiſſenſchäft und Kunſt, dieſe Heerberge aller niedrigen Tendenzen und Leidenſchaften, die jezt in der literariſchen Welt geweckt worden ſind, gemeinſchaftliche Sache macht.

Ich

Ich weiſs, daſs bisher alle beſsere Schriftſteller ſich geſcheut haben, ein Wort über einen ſolchen Gegenſtand zu verlieren, ich weiſs auch, welche Ueberwindung der Entſchluſs dazu koſtet, und fühle insbeſondere jetzt, da ich die Feder eben niederlegen will, mit welchem Eckel ſeine Ausführung erfüllt. Aber es giebt ein höheres Intereſſe, was auch dieſen ſonſt unbezwingbar ſcheinenden Widerwillen zu bezwingen ſtark macht.

Was mich betrifft, ſo habe ich das Meinige gethan, und glaube der Literaturzeitung ſowohl als meinem Eifer für die gute Sache ein Denkmal geſtiftet zu haben, dergleichen jene zuvor nie geſehen, und dergleichen, beinahe wage ich es zu hoffen, künftig kaum mehr nöthig ſeyn wird, und indem ich mich jetzt aus dieſem Abgrund von Gemeinheit und Schlechtigkeit wieder emporarbeite, iſt mein Gefühl demjenigen nicht unähnlich, mit welchem man den Vers bei'm Dante lies't:

E poi uſcimmo a riveder le ſtelle.

Zeitſchrift

für

ſpekulative Phyſik

herausgegeben

von

Schelling.

Erſter Band.

Jena und Leipzig,

bei Chriſtian Ernſt Gabler

1800.

Zeitſchrift

für

ſpekulative Phyſik

Herausgegeben

von

Schelling.

Erſten Bandes erſtes Heft.

Jena und Leipzig,
bei Chriſtian Ernſt Gabler.
1800.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC

Universitäts
München
Bibliothek

Vorrede.

Der Zweck, den ich mir bei Herausgabe dieſer Zeitſchrift vorgeſetzt, wird durch den allmähligen Fortgang derſelben von ſelbſt ſich entwickeln, und deutlich werden. — Jeder einzelne Aufſatz mag für ſich ſelbſt ſprechen. Die regelmäſsige Fortſetzung kann ich zuſagen, obgleich durch zufällige Hinderniſſe, die Herausgabe des erſten Hefts länger verzogen worden iſt, als ich ſelbſt beabſichtigte. Das folgende Heft wird auſser den Fortſetzungen der in dem gegenwärtigen abgebrochnen Abhandlungen unter andern auch den Anfang einer fortgehenden Kritik der organiſchen Naturlehre enthalten. — Alle denkende Köpfe,

die

die an den naturphiloſophiſchen Unterſuchungen Antheil nehmen, bitte ich, dieſer Zeitſchrift durch Mittheilung ihrer Ideen ein gröſseres Intereſſe zu verſchaffen. Da auch Anzeigen ſolcher Werke, durch welche ein neuer Fortſchritt in der Theorie gemacht iſt, ſie mögen übrigens in das Fach der experimentirenden oder das der ſpekulativen Phyſik einſchlagen, zu dem Plan dieſer Zeitſchrift gehören, ſo werden die Verfaſſer ſelbſt oder andre theilnehmende Freunde dem Herausgeber einen angenehmen Dienſt erzeigen, wenn ſie ihn frühzeitig auf ſolche aufmerkſam machen wollen.
Jena Ende Aprils. 1800.

Druckfehler.

S. 47. in der 2ten Anmerkung Z. 3. muſs geleſen werden: ſo zeigen *bei der* Trennung Zink u. ſ. w.

I.

Recenſion

der

neuern naturphiloſophiſchen

Schriften

des

Herausgebers

von

Dr. Steffens,

aus Coppenhagen.

F. W. J. Schelling von der Weltſeele eine Hypotheſe der höhern Phyſik zur Erklärung des allgemeinen Organismus. Hamburg bey Friedrich Perthes. 1798.

Erſter Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie. Zum Behuf der Vorleſungen. Jena u. Leipz. bey Gabler. 1799.

Einleitung zum Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie oder über den Begriff der ſpeculativen Phyſik und die innere Organiſation eines Syſtems dieſer Wiſſenſchaft. Jena u. Leipz. bey Gabler. 1799.

Die Tendenz aller bisherigen Naturforſchung war eine allgemeine Theorie der Natur, eine Theorie, die freilich nie vollendet wird, weil ſie unendlich ſeyn muſs wie die Natur ſelbſt, *in* welcher man aber doch die Natur in ihrer gröſten Einfachheit erblicken will, *durch* welche den Erſcheinungen ihre nothwendige Stelle angewieſen werden ſoll. Ich fordre von

den Naturforſchern, daſs ſie ihre Hofnung, von *ihrem* Standpunct aus dieſe Theorie je zu finden rechtfertigen ſollen, ich fordre von ihnen das Geſtändniſs, daſs alles was ſie bisher Theorie nannten, entweder da aufhörte, wo es anfangen ſollte, und das Problem zurückſchob anſtatt es zu beantworten, oder wenn es ſich an das eigentliche Problem wagte in Hypotheſen ausartete; ich fordre von ihnen, daſs ſie die Mittel aufzeigen ſollen, durch welche ſie dieſe *Hypotheſen* in *Theorien* verwandeln können, dem Willkührlichen (alſo erdichteten) Nothwendigkeit mittheilen, dem Geahndeten Evidenz geben (alſo es als Ahndung vertilgen). — Die Naturforſcher gehen auf *Entdeckungen* aus, (nicht auf ein bloſses Finden, von welchem, als einem lediglich dem Zufall überlaſſener in einer Wiſſenſchaft gar nicht die Rede ſeyn kann). Aber was ich entdecke, darauf muſs mich ſchon vorher ein Schluſs geführt haben, ich will in der Natur das mir nicht Unbekannte, aber verſteckte *aufdecken*; *ſie* ſoll meinen Schluſs rechtfertigen. Soll ich aber einen ſolchen Schluſs machen können, ſo muſs das ſchon Bekannte in irgend einem Zuſammenhang ſtehen, d. h. damit Entdeckungen in der Natur möglich ſeyen, muſs das Mannichfaltige wiederum einfach ſeyn. Das Mannich*faltige* wird aber nur durch ein continuirliches Entwickeln, oder, was daſselbe iſt, die Involution nur durch eine allmählige Evolution gefunden. Alſo in der Natur entdecken heiſst: die Natur ſich nach ihren eignen Geſetzen evolviren laſſen. Das höchſte Problem aller Naturwiſ-

turwiſſenſchaft wäre das erſte Geſetz aus welchem alle übrigen Geſetze der Natur abgeleitet werden könnten, oder die Natur in ihrer höchſten Einfachheit zu finden. Wem es gelänge dieſes Geſetz — welches durch eine innere Nothwendigkeit ſich ſelbſt als ein ſolches conſtituiren müſste zu finden, und ſeine Gültigkeit durch eine Ableitung, die den Erſcheinungen parallel gienge zu beweiſen, der würde, indem er durch jenes Geſetz einen innern nothwendigen Zuſammenhang aller Erſcheinungen der mannichfaltigen Natur zeigte, Stifter einer wahren *Naturwiſſenſchaft* werden, die zugleich die Grundlage zu jener geſuchten Theorie legte, den Naturforſchern eine Norm für alle ihre Unterſuchungen darböte und dadurch eine Mutter aller zukünftigen Entdeckungen werden müſte.

Ein jeder wird leicht einſehen, daſs ein ſolches Unternehmen eine totale Reform des jetzigen Naturſtudiums herbeyführen müſste. In einer ſolchen Wiſſenſchaft würden alle jene Eintheilungen des Naturſtudiums in Phyſik, Chemie, Phyſiologie etc. als von einander getrennter Wiſſenſchaften wegfallen, denn ihr Zweck würde eben Vereinigung aller dieſer Zweige unter höhern Principien ſeyn. Aber Empirie und Theorie würden durchaus von einander getrennt werden. Empiriker würde der heiſsen, der in der Natur *Thatſachen* ſammelte, in dem Ganzen nur das Einzelne ſähe, *neben* einander ſtellte, beſchriebe. Theoretiker würde der heiſsen, der in der Na-

tur nur jenes Urgeſetz erkennte, das Einzelne nur in ſeiner Verbindung mit jenem Geſetz ſähe, das eine *aus* dem andern entwickelte, mit Nothwendigkeit conſtruirte. Nur was aus jenem Geſetze als nothwendig ſich ableiten lieſse könnte in die Theorie aufgenommen werden. Dieſe Anſicht der Natur würde — einmahl befeſtigt — die einzig wahre ſeyn. Alle ſogenannte Theorie der Empiriker würde nur Ahndung, nur Muthmaaſsung ſeyn, die, durch nichts geſichert, Irrthum ſo leicht wie Wahrheit hervorbringen könnte. Denn Nothwendigkeit, und dieſe allein, trägt den unvertilgbaren Stempel der Wahrheit. — In den obenangeführten Schriften hat der Verf. den erſten Entwurf zu einer ſolchen Naturwiſſenſchaft verſucht. Ein Unternehmen von einem ſolchen Umfang und Kühnheit, durchaus das erſte in ſeiner Art, wird, indem es der Trägheit einer mit Einfällen ſpielenden Naturforſchung kräftig entgegenkämpft, den denkenden Naturforſcher zur genauen, ſtrengen Unterſuchung reizen. Was die Naturwiſſenſchaft von dem Unternehmen des Verf. zu erwarten hat, wird hoffentlich aus dem Nachfolgenden erhellen. Es iſt einleuchtend, daſs ein Syſtem in ſeinem ganzen Umfange beurtheilt werden muſs. Einwürfe gegen einzelne Stellen können erſt *dann* von Gewicht ſeyn, wenn gezeigt wird, inwiefern durch ſie von dem einzeln Puncte aus das ganze Syſtem angegriffen wird. Wer nicht das Ganze zu beurtheilen vermag, muſs ſich alles Urtheilens enthalten. Wir haben die Grundſätze angegeben, die

wir

wir befolgen werden. Eine gedrängte Darſtellung ſoll ſelbſt unſere Beurtheilung rechtfertigen oder widerlegen. — Die drey angeführten Schriften können zuſammengenommen werden. Die Einleitung enthält die erſte Grundlage und innere Organiſation des Syſtems, im Entwurf finden wir die weitere Ausführung, in der Weltſeele die Belege aus der Erfahrung. — Wie finden wir jenes Urgeſetz der Natur? — iſt die erſte Frage. — Es kann aus der Natur ſelbſt nicht herausgehoben werden, es muſs eine höhere Sanction, als die der Erfahrung haben; denn es ſoll nothwendig aus dem Begriff einer Natur überhaupt entſpringen und kann alſo nur durch Speculation gefunden werden. — In der Transcendentalphiloſophie iſt aber ſtreng bewieſen, daſs das Ich gleich iſt einer abſoluten Thätigkeit, daſs es, inſofern es ein Ich iſt ſich ſelbſt *beſtimmt*, und erſt durch die Selbſtbeſtimmung beſtimmt wird. Das wodurch es beſtimmt wird iſt alſo ſein eignes *Product*. Das Ich, inſofern es ſich zur Selbſtbeſtimmung beſtimmt hat, iſt die *Intelligenz*. Aber das Ich, inſofern es ſich zum Beſtimmtwerden beſtimmt, ſetzt etwas als *nicht in ſich* d. h. als auſser ſich. Dieſes Etwas, da das Ich urſprünglich nur Thätigkeit iſt kann wiederum nur Thätigkeit ſeyn, und, da die Thätigkeit ſich nur als Wirkſamkeit offenbart, wird es die Thätigkeit als auf ſich einwirkend ſetzen müſſen. In der Intelligenz kommen alſo zwey Reihen vor — eine beſtimmende — *ideelle* (die, wenn ſie zum Bewuſstſeyn erhoben wird, eben die Tranſcendentalphiloſo-

phie giebt,) und eine *wirkende — reelle.* Da aber die Thätigkeit nur wirkt inſofern ſie vom Ich zum Wirken beſtimmt wird; ſo wird die wirkende oder reelle Reihe nur ein Ausdruck der beſtimmenden oder ideellen und mit dieſer eine und dieſelbe ſeyn. *Die Natur* iſt das Auſser uns. Der Tranſcendentalphiloſoph, der bloſs *beſtimmt* wird alſo aus der Intelligenz *alles* herleiten, weil alles Beſtimmen ein Selbſtbeſtimmen iſt. Wenn aber die Natur nur durch die Selbſtbeſtimmung der Intelligenz reell wirklich iſt, ſo müſſen die Beſtimmungen (die ideelle Reihe) ſich in der Natur als dem der Intelligenz entgegenwirkenden (als der reellen Reihe) nachweiſen laſſen (Einl. §. 1.) Hieraus entſpringt eine eigene Anſicht der Natur als eines abſolut in und durch ſich ſelbſt Thätigen. Die Natur wird alſo hier als ein ſolches ſchlechthin geſetzt und die Richtung wird der der Transcendentalphiloſophie grade entgegengeſetzt ſeyn. *Sie* geht vom Bewuſtſeyn als dem *erſten* aus und die ganze Natur erſcheint ihr als ein Product des Ich; die Naturphiloſophie ſteigt zum Bewuſtſeyn als *dem letzten hinauf* und das Ich ſelbſt löſt ſich in die Natur auf. In beyden Richtungen haben wir mit dem Bewuſtſeyn das erſte und letzte Unbegreifliche gefunden, über welches wir ſchlechthin nicht hinaus können. Iſt aber die Natur nur ein Ausdruck der Intelligenz und wird ſie, was in der Naturphiloſophie nothwendig iſt als ſelbſtſtändig geſetzt, ſo muſs ſie als eine Intelligenz erſcheinen, die ſich erſt im Bewuſstſeyn als eine ſolche erkennt. (§. 2.)

Die

Die gemeine Anſicht der Natur ſetzt dieſe als mannichfaltig, alles *beſteht neben einander*. Die Welt *iſt* da, ſie iſt nichts als der Innbegriff alles einzelnen Seyns. In dieſer Anſicht iſt nichts unbegreiflicher als die Thätigkeit der Natur. Aber die theoretiſche Naturforſchung gieng von jeher darauf aus die Natur in Thätigkeit zu verſetzen, um erſt nachher die Art der beſtimmten Thätigkeit zu erklären. Das Leben *erſcheint* ſelbſt als eine ſich ſelbſt immer reproducirende Thätigkeit. Alle Theorie der Naturforſcher war nichts, als eine Conſtruction der Natur innerhalb einer beſtimmten Sphäre, alle Muthmaaſſung von einem Zuſammenhang der Theorien nichts als eine Ahndung von der Natur als einem abſolut Thätigen. So ſchwankend zwiſchen einer erzwungenen Richtung, die durch die bloſse Beobachtnng beſtimmt wurde und einer höhern, die ſich ihnen unwillkührlich aufdrang, geriethen die Phyſiker mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Das Todte war ihnen das Urſprüngliche, aus *dieſem* konnte kein *Leben* entſpringen. — Aber eine unvertilgbare Ahndung trieb ſie unaufhaltſam gegen das letzte Ziel aller Naturforſchung. Sie haſchten nach dem belebenden Princip; doch es entfloh ihnen beſtändig; unter ihren Händen erſtarb die immer thätige Natur und bedeutungslos blieb nur die todte Maſſe geſtempelt mit leerklingenden Worten, die Begriffe erſetzen ſollten, zurück.

Die Naturphiloſophie nimmt grade die entgegengeſezte Richtung. Ihr iſt die Natur urſprünglich *nur* thätig. Die ganze Natur iſt ein ewig wechſelndes, immer veränderliches, immer verändertes und der Wechſel ſelbſt das einzige *Beharrende*. Dieſe urſprüngliche Thätigkeit iſt das erſte und letzte, die Urtheſis, das allgegenwärtige und ewige, das *in der Veränderung* unveränderte, — für den Naturphiloſophen, der *aus* ihr die Natur conſtruiren ſoll, der *innwohnende* Schöpfer der Welt. Aber die Natur iſt das Productive und das Product zugleich. Die Natur als Product *wird* nicht, ſie *iſt*, die Natur als das Productive kann nicht *ſeyn*. Die Productivität geht auf ein Seyn, welches, wenn es da wäre die productive Thätigkeit aufheben müſste. Aber die Thätigkeit iſt unendlich *im Produciren*. Für den Naturphiloſophen *wird* die Natur, ſie *iſt* nicht. Er ſoll alſo erklären, wie etwas zugleich werden und nicht werden, zugleich ſeyn und nicht ſeyn kann — oder — da die Natur ihm urſprünglich nur wird, ſoll er erklären wie ſich das *Werden als ein Seyn* offenbaren kann. — Aus der urſprünglichen Thätigkeit wird, *entſteht* die Natur. Angeſchaut wird dieſes Entſtehen als eine Entwickelung in der Zeit. Die Zeit iſt nichts als der Urtypus aller Entwickelung mit Continuität. Dieſe Entwickelung des nächſtfolgenden *aus* dem vorhergehenden wird eine unendliche ſeyn wie die Natur ſelbſt. Damit die Evolution nicht mit einer unendlichen Geſchwindigkeit geſchehe, (wodurch für die Anſchauung nichts herauskäme) muſs

mufs ſie *gehemmt* werden; nun kann das Hemmende, da die Natur urſprünglich nur Thätigkeit iſt, wiederum nur Thätigkeit ſeyn, und damit dieſe entgegengeſetzten Thätigkeiten ſich nicht aufheben (wodurch wiederum für die Anſchauung nichts herauskäme) mufs man das abſolute Zuſammentreffen der Thätigkeiten läugnen. Durch die Hemmung wird die Geſchwindigkeit der Evolution eine endliche. Mit der Duplicität tritt aus der reinen Identität der erſte Keim einer in der Endlichkeit unendlichen Welt hervor — *Sie* alſo iſt *Princip* aller Naturwiſſenſchaft. Aus dem Vorhergehenden folgt: 1) Da die Hemmung die unendliche Geſchwindigkeit in eine endliche verwandelt, ſo wird durch ſie die productive Thätigkeit angeſchaut, d. h. die Hemmung giebt ein Product. Aber ſie iſt eine zwar (durch Negation) *beſtimmte*, aber doch noch Thätigkeit. In dem Producte wird alſo nie *Ruhe* ſeyn (durch welche die Thätigkeit abſolut negirt wird). Es wird ein wechſelſeitiges Ankämpfen der entgegengeſetzten Thätigkeiten ſeyn, ein Produciren durch die eine, Vertilgen durch die entgegengeſetzte, Reproduciren u. ſ. w. ins unendliche. Weil dieſes wechſelſeitige Produciren und Reproduciren unter denſelben Bedingungen wiederkommt wird das Product den Schein des *Beſtehens* haben. 2) Aber die Thätigkeit iſt urſprünglich unendlich. Sie wird es alſo in einem jeden Hemmungspuncte noch ſeyn. Jenes ſcheinbar beſtehende Product wird alſo ins Unendliche wiederum productiv ſeyn. Die Natur iſt nichts als die unendliche Evo-

lution

lution der Thätigkeit, in ihr ſind alſo unendlich viele Hemmungspuncte, durch dieſe unendlich viele Producte, die in und durch ihr immerdaurendes *Entſtehen* Permanenz haben, und aus einem jeden Producte ſtrahlt uns die Unendlichkeit der Natur entgegen.

Die *reine* Thätigkeit iſt der ideelle Erklärungsgrund der geſammten Natur. Aber die Natur iſt nicht abſolute Involution, ſie iſt vielmehr eine im Entwickeln begriffene unendliche Thätigkeit. Ihr Ausdruck (Ihr Aeuſſeres gleichſam) iſt die im Raume vorkommende ſichtbare Welt. Was im Raume vorkömmt iſt alſo ihr *Product*. Dieſe Producte können nun nicht *einfach* ſeyn; denn es iſt eine unendliche Thätigkeit, die ſich in ihnen evolvirt. Die Evolution ſetzt aber Duplicität ins Unendliche voraus. Man muſs aber doch annehmen, daſs durch die *urſprünglichſten* Hemmungen eine unendliche Mannichfaltigkeit durch Negation *beſtimmter* Actionen (Thätigkeiten) gegeben ſind, die, inſofern von ihren Producten abſtrahirt wird, *einfach* ſind (gleichſam ſo viele *ideelle Naturen*). Hervortreten würden dieſe einfache Actionen erſt dann, wenn die Naturthätigkeit ſelbſt aus dem ewigen Kampf mit widerſtreitenden Thätigkeiten, der ihre Dauer ſichert, hervorträte. Aber dieſer iſt unendlich. In der Natur *finden* wir alſo keine ſolche einfache Actionen. Verſchlungen in der unendlichen Tiefe der Evolution erſcheinen ſie *nirgends*, wir können und *müſſen* nur auf ſie

ſie ſchlieſsen. Als *reine Actionen* die zu Producten nur tendiren (*Entelechien*) ſind ſie *nicht im Raume*, inſofern ſie aber doch productiv ſind, enthalten ſie das Princip aller (beſtimmten) *Raumerfullung*. Alle Beſtimmungen in der Natur erſcheinen als *Qualitäten*, und da in den Entelechien die Natur am urſprünglichſten gehemmt iſt, ſo müſſen ſie als die urſprünglichſten Qualitäten *gedacht* werden. Aber die urſprünglichſten Qualitäten erſcheinen nirgends. Alle Qualität, ſo wie ſie im dynamiſchen Proceſſe erſcheint iſt nothwendig eine abgeleitete, zuſammengeſetzte, durch eine höhere bedingte. Eine jede Qualität erweckt ihre entgegengeſetzte, ſie ſind alle relativ — und dieſes macht eben eine Conſtruction der Qualitäten (der Zweck der Naturphiloſophie) möglich. Aber alle Qualitäten deuten auf jene einfachen als ihren Urſprung. Die Entelechien erklären nur (ideell) die urſprünglichen *Beſtimmungen* aller Qualität. Aus dem bisherigen folgt — 1) Da dieſe Actionen die urſprünglichſten Beſtimmungen ſind, ſo ſind ſie *als ſolche unzerſtörbar*. Im Raume iſt alles veränderlich; jene Actionen ſind die ſelbſt in der Veränderung unvertilgbaren Principien aller Veränderung. 2) Die Materie (im Raume) obgleich ins Unendliche theilbar, iſt doch immer *dieſelbe*. Was die Permanenz der beſtimmten Art des Seyns, ſelbſt bey einer unendlichen Theilung, ſichert, kann ſelbſt nicht im Raume ſeyn. Aber auſser dem Raume ſind nur jene Actionen. Sie ſind alſo das, was bey einer unendlichen Theilung die Homogeneität

tät erhält. 3) Die Materie ist nichts, als der Ausdruck einer innern Thätigkeit. Eine bestimmte Action muss also durch eine bestimmte Materie sich äussern. Die Materie wird nur durch Figur bestimmt. Also müssen eine Menge Figuren als Ausdrücke jener Actionen *gedacht* werden; obgleich sie eben so wenig als die Actionen in der Natur *erscheinen*. 4) Da jene Actionen *einfach* sind, so können sie nicht weiter construirt werden; sie sind es aber, die eine Construction der Qualitäten *als solcher* erst möglich machen.

Folgendes wird die Einsicht in das Eigenthümliche der Ansicht des Verf. erleichtern: Die Natur ist eine Intelligenz, die sich im Bewusstseyn als eine solche erkennt. Erkennen ist aber — dem Naturphilosophen — nichts als *reproduciren*. Als das Medium durch welches die — eben dadurch vollendete — Natur sich reproducirt, als die absolute Grenze erscheint also das Bewusstseyn — das *Höchste* in der Natur. Was die mit Continuität sich entwickelnde Thätigkeit in der Natur ist, ist die — diese Thätigkeit reproducirende *Anschauung* im Bewusstseyn. Was die *durch* die Thätigkeit hervorgebrachten Producte in der Natur sind, ist die diese Producte reproducirende *Reflexion* im Bewusstseyn. Aber wie in der Natur die Thätigkeit nur *in* und *durch* das Product *ist*, und umgekehrt das Product nur in und durch die Productivität *wird*, so ist im Bewusstseyn die Anschauung nur *in* der Reflexion, diese wiederum

nur

nur *durch* die Anſchauung. Beyde ſind unzertrennlich. Nicht die Natur, nur *die über die Natur erhabene Freyheit* vermag ſie zu trennen. Dadurch daſs der Geiſt Anſchauung und Reflexion, Thätigkeit und Product — in der Natur innigſt verbunden — jedes für ſich zu faſſen vermag, erhebt er ſich über die Natur und läſst ſie entſtehen. Dadurch daſs er die Anſchauung *rein* denkt verſetzt er ſich an den Urſprung der Natur zurück und ſieht ſie mit dem Streit entgegengeſetzter Thätigkeiten (mit einer abſoluten Syntheſis) *anfangen*. Dadurch daſs er die Reflexion *rein* denkt verſetzt er ſich an das *Ende* der Natur und ſieht ſie mit dem Aufhören des Streits der mannichfaltigen Thätigkeiten (mit einer abſoluten Analyſis) *zerfallen*. Für die Anſchauung erſcheint die Natur nur als Eine (als ein abſolut *Vereinigtes*). Für die Reflexion erſcheint ſie als mannichfach (als ein abſolut *Getrenntes*). In dieſer Trennung der Anſchauung und Reflexion iſt keine Realität; ſie giebt nur die ideellen Factoren zur Conſtruction der Realität. Das, durch die Reflexion getrennte Product muſs, indem es zur Productivität *hinaufgeführt* wird *vereinigt* werden. Die in der Anſchauung identiſche Productivität muſs, indem ſie zum Product *hinabgeführt* wird *getrennt* werden. Denn das in der Trennung Vereinigte und in der Vereinigung Getrennte iſt die Natur als productives Product. Was von der Natur als einem Getrennten ausgeht iſt die *Atomiſtik*, was von der Natur als einem Identiſchen ausgeht iſt die *Dynamik*. Aus der Vereini-

gung

gung beyder entſpringt die *ſpeculative Phyſik* unſers Verf. Aber der ſpeculative Phyſiker verſetzt ſich auf den Standpunct der Reflexion um die Anſchauung, um in dem Ruhenden das Bewegte; in dem Permanenten das immer Wechſelnde, in dem Reflectirten das nirgends Reflectirte, in dem Getrennten das geiſtige Band, das verknüpfend und durch die Verknüpfung ſchaffend durch die ganze Natur geht, zu finden. Das urſprüngliche bleibt daher immer die Thätigkeit, und ſelbſt die Atomiſtik wird eine *dynamiſche* ſeyn. Daher wird er das Mannichfache, worinn die Natur, wenn ſie als evolvirt gedacht wird, zerfällt, nicht in Producte ſondern in *Actionen* ſetzen und aus der Vereinigung dieſer Actionen zu *einem* Gemeinſchaftlichen wird er die Natur als ein productives Product conſtruiren. Dieſen Weg wählte der Verf. im Entwurf. Die *reine* Dynamik ſteigt von der urſprünglich identiſchen Productivität zum Product, und dieſen Weg wählte der Verf. in der Einleitung. Durch beyde Richtungen wird daſſelbe Product *ideel* conſtruirt, *in* dem Producte ſind beyde vereinigt und von da an kann die Conſtruction nur *eine* Richtung nehmen (Einl. bis pag. 14 Entw. p. 1 — 21.) — Ich bin gefliſſentlich ſo weitläufig in der Entwickelung des Eigenthümlichen dieſer Anſicht geweſen. Von jetzt an, da der Verf. ſeine Principien zu einer (anfänglich ideellen) Conſtruction der Natur anwendet kann ich da wo die Conſtruction meiner Meinung nach wenig Zweifel unterworfen iſt, mich kürzer faſſen, nur bey den zweifelhaften,

und

und dunkeln Stellen werde ich mich länger aufhalten.

1.

Die mannichfaltigen Actionen ſollen ein Product ausmachen. Sie müſſen alſo in einander eingreifen. Der Punct der Vereinigung (da ſie als individuelle Actionen unzerſtörbar ſind) iſt nur der des gemeinſchaftlichen Effects. Actionen ſind aber reine Intenſitäten; in den unendlich kleinſten Theilen des Raums werden je zwey vereinigte Actionen alſo mit *derſelben* Intenſität den Raum zu erfüllen ſtreben, d. h. ſie werden *denſelben* Raum erfüllen. Der Effect der Actionen iſt beſtimmte Materie, ſie werden alſo mit *derſelben Materie* den Raum von *innen heraus* (durch immer wiederholte Production und Reproduction) erfüllen. Das Phänomen dieſes Strebens iſt *Cohäſion*, die ſich alſo, als eine individualiſirende Kraft von der Anziehung und auch von der Adhäſion unterſcheidet. (Ich weiſs nicht, was der Verf. unter Adhäſion verſteht, da er ſie von der Anziehung zwiſchen Waſſer und Glas unterſcheidet. — Daſs aber die gewöhnlich ſogenannte Phänomene der Adhäſion *hier* nur im Vorbeygehn erwähnt werden iſt zu bedauren. Offenbar ſtehen ſie mit der ſpecifiſchen Verſchiedenheit der Körper in irgend einer bis jetzt noch nicht bekannten Verbindung. Morveau wollte bekanntlich aus ihnen die Verwandtſchaften herleiten und ohne ſeine Meinung anzunehmen halte ich mich für überzeugt, daſs die Adhäſion ein weit höheres, bey der Conſtruction des chemi-

ſchen Proceſſes weit wichtigeres Phänomen iſt, als der Verf. zu ahnden ſcheint. *) Eine jede Action, wenn ſie ihrer Tendenz ungeſtört folgen könnte, würde ſich durch eine beſtimmte Geſtalt auszeichnen. Weil ſie ſich aber alle durch ihre wechſelſeitige ins Unendliche gehende Tendenz unter ſich einſchränken, ſo wird es zu keiner Geſtalt, ſondern zum Geſtaltloſen d. h. *Flüſſigen* kommen. — (In der dynamiſchen Conſtruction iſt das abſolut Geſtaltloſe die Productivität ſelbſt). — Da dieſe Combination immer vor ſich geht, ſo wird ein *fluidiſirendes* Princip in der Natur ſeyn (Wärmeprincip als der Ausdruck jener immerdaurenden Annäherung zur vollſtändigſten Combination der Actionen). Aber die Actionen haben eine Tendenz ſich zu individualiſiren und ſtreben als ſolche nach einer beſtimmten Form. — (In der dynamiſchen Conſtruction wird die erſte Hemmung der Productivität durch eine entgegengeſetzte Thätigkeit alſo die erſte *Dualität* den erſten Anſatz zum Product geben. Sie iſt Bedingung aller *Geſtaltung*, weil die Productivität durch ſie erſt eine *beſtimmte* d. h. überhaupt *etwas* wird. Ein Ausdruck dieſer Begrenzung durch Dualität iſt die Elektricität.

*) Es giebt keine *wahre*, nicht blos ſcheinbare Adhäſion, als die, welche ſich urſprünglich zwiſchen den entgegengeſetzten Polen zweier Magnete, und bei entgegengeſetzter Electricitäten zeigt, und welche Rolle *dieſe* im chemiſchen Proceſs habe, iſt doch wohl aus dem Entwurf und der Einleitung zu *ſchlieſſen*.

Anm. des Herausg.

tricität. — („Es darf aber weder zur reinen Productivität, noch zum Product kommen") — Die ganze Natur wird alſo in einem Kampf zwiſchen der Form und dem Formloſen beſtehen, die Actionen werden ſtreben *in ihrer Vereinigung*, die gröſstmögliche Freiheit ihrer urſprünglichen Tendenz gegenſeitig zu erhalten. Durch unendlich viele Verſuche werden die Actionen dieſe Vereinigung ſuchen. Mannichfaltige lebendige Formen werden als Ausdrücke dieſer Verſuche erſcheinen, durch welche immer wechſelnde Formen die Natur jenem Ideal der Vereinigung immer näher tritt d. h. ſie werden als verſchiedene Stufen der Entwickelung einer und derſelben abſoluten Organiſation erſcheinen. — Alle Verſchiedenheit in den Naturproducten (da die Actionen zu *einem* Producte tendiren und ſich alſo combiniren *müſsen*) kann nur in der Art der Vereinigung (in der Proportion) der Actionen beſtehen. Hieraus entſtehen verſchiedene Naturoperationen, die abgeleitet werden müſsen. Die vollſtändigſte Combination *aller* Actionen iſt im *abſolut Flüſsigen*. Dieſes kann alſo nicht weiter componirt werden — es iſt das abſolut *incomponible* — was ſich bloſs durch *Decompoſition* offenbart, indem es zugleich, da durch die leiſeſte Veränderung das Gleichgewicht geſtört wird, das *decomponibelſte* iſt. Das Phänomen dieſer abſoluten Flüſsigkeit iſt die *Wärme*. Das Phänomen ihrer Decompoſition die mit der Wärme ſo nahe verwandte *Elektricität* (Ehe ich weiter gehe, folgende Bemerkungen: Erſtlich hat der Verf.

als er von der Wärme als einem fluidifirenden Princip ſprach, auf eine Theorie der Wärme nach dieſem Grundſatze hingedeutet; die Folge wird zeigen wie wichtig es geweſen wäre dieſe zu liefern. Dann wird in der Einl. und im Entw. die Wärme als das Geſtaltloſe angeführt und auf das Licht als ein ſolches hingedeutet ohne daſs man weiſs wie beyde es etwa zugleich ſeyn könnten, endlich wird als das Phänomen der urſprünglichen Begrenzung der Productivität in der Einl. als das Phänomen der Decompoſition des abſolut Flüſsigen im Entw. immer nur die Elektricität angeführt, obgleich, nach den eignen Grundſätzen des Verf. die urſprünglichſte Dualität mit dem Magnetismus gegeben iſt, mit welchem alſo auch die urſprünglichſten Bedingungen aller Geſtaltung gegeben ſeyn müſsen. Folgendes was nach meiner Ueberzeugung in den Schriften des Verf. obgleich dunkel liegt, könnte vielleicht jene ſcheinbare Verwirrung heben: Das Licht deutet den dynamiſchen Weg der Natur an (von der Productivität zum Product). In dieſem iſt *urſprünglich* reine Identität (alſo Negation aller Form). Das Sonnenlicht *als ſolches* iſt mit Rückſicht auf unſern Erdboden (wenn es auch als von der Sonne kommend durch eine höhere Entgegenſetzung beſtimmt wäre) — das urſprünglich Unbeſtimmte, das Symbol der reinen Thätigkeit der Sonne. Ihre erſte Begrenzung erweckt *Dualität in der Identität* (Magnetismus) und mit dieſer als ihrer erſten Bedingung tritt die geſtaltete Materie hervor. Die Erweckung der urſprüng-

ſprünglichen Dualität durch die ununterbrochene Thätigkeit der Sonne zeigt der Erdmagnetismus. Es entſteht durch ihn ein (durch die Abweichung der Magnetnadel angedeuteter) magnetiſcher Tag, ein magnetiſches Jahr und eine (wie ich an einem andern Orte zeigen werde, mehr als bloſs vermuthete) groſse magnetiſche Naturepoche. Die Dualität der Lichterſcheinungen in den elektriſchen und galvaniſchen Verſuchen, ſowohl als die (meiner Meinung nach unzweifelbare) Dualität der Farben iſt nur im Lichte, inſofern es ſchon im dynamiſchen Proceſſe begriffen iſt, und ſetzt ſchon jene urſprüngliche Dualität (Magnetismus) voraus. Die Wärme deutet den atomiſtiſchen Weg der Natur an (vom Product zur Productivität). Durch ſie kann es daher nie zur Identität, ſondern nur zur Indifferenz der Geſtaltung kommen (wobey die ſpecifiſche Tendenz der einzelnen Actionen geſichert iſt). Bey der leiſeſten Decombination der Actionen tritt Electricität hervor. Aber bey aller Decombination der Actionen, wo entweder Wärme frey wird (indem einzelne Actionen ſiegen und durch die vollſtändigſte Bindung eine gemeinſchaftliche *ſtarre* Geſtaltung hervorbringen), oder wo Wärme gebunden wird (indem die gebundene Actionen frey werden und ſich auf gegenſeitige Indifferenz reduciren, dadurch das Geſtaltloſe, überhaupt das *Flüſſige* hervorbringen), kann es nur durch eine momentane freye Entgegenſetzung der Actionen (das Moment der Decom-

bination) geſchehen und das Phänomen *dieſer* Entgegenſetzung iſt die Elektricität. Deshalb können ſich auch alle Qualitäten im dynamiſchen Proceſſe wechſelſeitig auf Elektricität reduciren und deſshalb erſcheint auch die Elektricität in dieſem Proceſſe bloſs um zu verſchwinden. Da nun Magnetismus (als beharrende Dualität) Princip aller ſtarren Geſtaltung iſt, ſo wird, wenn dieſer zurücktritt Electricität (als Phänomen der verſchwindenden Dualität) erſcheinen, indem die Geſtalt aufhört, da ferner die Wärme (als beharrende Indifferenz) Princip aller Flüſsigkeit iſt, ſo wird, wenn jene verſchwindet die Elektricität (als Phänomen der wiederhervortretenden Dualität) erſcheinen, indem die Geſtalt fixirt wird. Elektricität iſt alſo Vorbote eines jeden anfangenden Proceſſes. Völlig wird man dieſes freilich erſt verſtehen, wenn die elektriſche und chemiſche Phänomene überhaupt conſtruirt ſind. Hier nur noch ſo viel. Da der dynamiſche Weg der Natur der urſprünglichſte iſt, ſo muſs die Wärme, (als das Phänomen der Tendenz zur Identität (von dem Lichte (als dem Phänomen der urſprünglichen Identität) eben ſo die Elektricität (als das Phänomen der Tendenz zur freyen Dualität) vom Magnetismus (als dem Phänomen der urſprünglichen Dualität) abgeleitet werden. Eine Theorie der Wärme von dieſem Standpuncte aus, wo ſie, nachdem ſie vom Lichte abgeleitet wäre als *fluidifirendes* Princip dynamiſch atomiſtiſch conſtruirt würde, iſt (wie

wir

wir in der Folge ſehen werden) von der gröſsten Wichtigkeit und der Verf. iſt uns eine ſolche Theorie noch immer ſchuldig geblieben. Eine Conſtruction deren auſserordentliche Schwierigkeiten ich indeſſen ſehr wohl fühle.

Die vollſtändigſte Combination iſt im abſolut Flüſſigen — aber die Natur ſchwebt immer zwiſchen zwei Extremen, und ihre Thätigkeit erhält ſich eben dadurch. Das dem abſolut Flüſsigen (als wechſelſeitiger Reduction aller Actionen auf Geſtaltloſigkeit) Entgegengeſetzte iſt aber die *ſtarre Geſtaltung* (als der Sieg einer Action über die übrigen). So wie jenes das incomponible gab, ſo wird dieſes das indecomponible geben. Eben durch dieſen Sieg hat aber die Action ſich, und die durch ihn gebundenen Actionen dem allgemeinen Organismus entzogen. Doch die Natur duldet keine ſolche Ruhe. Jenes durch ſeinen immerdauernden Bildungsprozeſs gleichſam Abgeſetzte wird ſie durch Compoſition (und dadurch bewirkte Decombination der gebundenen Actionen) wieder in Thätigkeit verſetzen.

Das Indecomponibelſte (deshalb doch nicht einfache) wird aber nirgends für ſich angetroffen werden, weil es zugleich das Componibelſte iſt. Die Natur tendirt aber nicht blos zum Flüſsigen, (in welchem keine Action ſiegt), auch nicht zum Starren (in welchem Eine Action ſiegt).

Durch die Vereinigung jener Extreme ſucht ſie vielmehr den gröſsten *gemeinſchaftlichen Sieg* der Actionen zu bewirken. d. h. „in der gröſsten Bindung die gröſste Freiheit.“ Ihre Thätigkeit wird dàher auf *mittlere Producte* gehen, „in welchen das incomponible immer decomponirt und das indecomponible immer componirt wird.“ Dieſe Producte werden alſo Ausdrücke jenes Strebens der Actionen ſeyn, in ihrer Vereinigung ihrer urſprünglichen Tendenz (durch welche auch ihre gegenſeitige Rezeptivität für einander vermittelt iſt) zu folgen. — Aber die Mannichfaltigkeit der Actionen iſt unendlich, in der Vereinigung können alſo unendlich viele verſchiedene Grade der verhältniſsmäſigen Intenſität einer jeden Action gedacht werden (wodurch es zu einem — freilich nicht abſoluten, aber doch relativen Sieg einzelner Actionen in dem Conflict mit den übrigen kommen kann.) Man muſs daher eine unendliche Menge Naturoperationen annehmen, durch welche die Natur die vollſtändigſte Harmonie der Actionen in ihrer Verbindung ſucht. Dieſes idealiſche Product wird den gröſsten Zwang (aller Actionen unter eine und umgekehrt) mit der gröſsten Freiheit (einer jeden Action)vereinigen. Der Ausdruck einer jeden Naturoperation wird eine Geſtalt ſeyn, die als das Gemeinſchaftliche aus der Vereinigung unendlich vieler Actionen, den Schein der Zufälligkeit mit einer blinden Nothwendigkeit (weil dieſe Proportion doch nur immer dieſe Geſtalt produziren konnte) verbindet. Eine jede Geſtalt wird alſo eine Entwickelungs-

ckelungsſtufe andenten, durch welche die Natur ſich einer idealiſchen Geſtalt zu nähern ſucht. Die Geſtalt iſt aber nur ein Ausdruck eines immerdauernden Antagonismus der Actionen — dieſer darf nie aufhören, denn er iſt es allein, von deſſen immerwiederholter Erneuerung die *Dauer* des Products abhängt. Aber iſt dann nicht das Product (wie der Antagonismus) immer nur im Werden begriffen? und iſt hiermit nicht die Art jenes bald im Anfange poſtulirten Products conſtruirt? — Das Product welches hier (atomiſtiſch) durch einen Antagonismus der in immer wechſelnder Combination und Decombination begriffenen Actionen conſtruiret wurde, wird (dynamiſch) als ein Uebergang der Productivität ins Product conſtruirt werden. Denn wird durch die erſte Hemmung die Productivität nur eine beſtimmte, ſo kann ſie nicht aufhören Productivität zu ſeyn. Das durch die erſte Hemmung hervorgebrachte Product wird alſo noch immer (nur auf eine beſtimmte Art) productiv ſeyn, und da die beſtimmte Productivität ſich durch eine beſtimmte Geſtalt ausdrückt, „von Geſtalt in Geſtalt übergehend, in unendlicher Metamorphoſe begriffen ſeyn.“ Da nun die Geſtalten innerhalb eines urſprünglichen Gegenſatzes eingeſchloſſen ſind, ſo iſt ihnen mit *dieſen* eine urſprüngliche Regel der Geſtaltung gegeben, die ſie alle, obgleich unter unendlichen Abweichungen ausdrucken. — So wäre denn atomiſtiſch und dynamiſch, (alſo ideal) jenes productive von Geſtalt in Geſtalt übergehende Product conſtruirt. Productivität

vität und Product iſt von jetzt an innigſt vereinigt, und es giebt nur Eine Richtung der Conſtruction.

Aber jene Geſtalten ſollten beſtehen, (— jene Entwicklungsſtufen *als ſolche* fixirt werden) und doch — alſo innerhalb einer beſtimmten Sphäre — thätig bleiben. — Die Art *wie* dieſes geſchehen muſs, giebt ein neues Problem. —

Ein jeder wird leicht einſehen, daſs jene oben conſtruirte Producte die *organiſche* ſind — und iſt es nicht Character der Naturphiloſophie von dem Lebendigen als dem Urſprünglichen auszugehen, da alle bisherige Phyſik — wie die noch zum Theil herrſchende mechaniſche Atomiſtik von den Todten ausgieng? — Alles Leben in der Natur iſt ein individuelles — eine unendliche Mannichfaltigkeit ſpecifiſcher Naturoperationen, deutet ſich durch eben ſo viele für ſich beſtehenden Formen an. Aber die Natur ſucht in dem Antagonismus die gröſste Harmonie, ſie will durch Streit nur den *Frieden* erringen. — Gelänge es ihr, die Harmonie hervorzubringen, ſo wäre der ewige Friede der Natur geſichert, mit jenem idealiſchen Producte hätte ſie ihr Ziel erreicht, es wäre ihr *letztes* ſeyn. Alſo die Natur beſtehet im Streit, daſs ſie nie findet, was ſie ſuchet, trennen muſs, was ſie vereinigen will, — daſs ſie ewig aus Widerſpruch in Widerſpruch ſich verwickelnd nie zur Ruhe gelangen kann, ſichert uns

ihre

ihre Dauer. — Alſo jene unendliche Mannichfaltigkeit der Proportion der Actionen muſs in der Natur *ſeyn*, *bleiben*, *beharren*, ſich nie in jene harmoniſche Proportion — die ſie — obgleich einzeln immer von ihr abweichend — doch *alle in der Trennung darſtellen* — vereinigen können. (Man ſiehet hier wie die atomiſtiſch conſtruirte Entwickelungsſtufen ſich doch auf jene (dynamiſch abgeleitete) Urregel der Geſtaltung, die ſie gemeinſchaftlich unter unendlich vielen Abweichungen ausdrücken, reducirt). — Aber alle Proportionen entſtehen ja durch einen Widerſpruch, bildend eilt die Natur deshalb von Proportion zu Proportion, um immer durch neue Widerſprüche gehend, die Harmonie zu finden. Aber jene durch Widerſprüche entſtandnen Proportionen ſolten beſtehen, oder was hier daſſelbe iſt — *immer von Neuem entſtehen*. Dieſes kann nur durch einen neuen Widerſpruch geſchehen. Wird die Natur, ſobald ſie eine Stufe erreicht hat, genöthiget, ſich in entgegengeſetzten Richtungen zu trennen — ſo iſt ihr Fortgehen verhindert. Genöthigt auf die Vereinigung der Trennung (die aber, weil dieſelbe Bedingungen gegeben ſind, unvermeidlich wieder kommt) ihre Thätigkeit zu richten, wird ſie in dieſelbe Sphäre gezwungen wieder zurückkehren, und immer von Neuem ausbilden müſſen, was ihr doch nur ein Mittel zu einer harmoniſchen Bildung ſeyn ſollte. Das Geſchlecht welches als ein unvermeidliches Trennungsmittel hier poſtulirt wird, ſichert die Permanenz der ſpecifiſchen Sphären. Mit dieſem würde die

Sphäre

Sphäre verſchwinden, ſich in einer höhern verlieren. Ich muſs, um nicht zu weitläuftig zu werden, es dem Leſer überlaſſen, im Entwurf die für die Behandlungsart der Naturgeſchichte ſo wichtige Folgerungen nachzuleſen, und mich hier nur auf dasjenige einſchränken, was uns den Uebergang zu dem Nachfolgenden giebt. — Die ganze organiſche Welt zeigt uns, wie die Natur immer vom Niederſten anfangend von Stufe zu Stufe eilt, (und je höher die Stufe iſt, deſto ſchneller, und deshalb unmerklicher) bis zu jenem unvermeidlichen Punct der Trennung; aber ſelbſt hier, kann ſie nicht aufhören, thätig zu ſeyn. Nach entgegengeſetzten Richtungen, wird ſie die getrennten (alſo unvollſtändigen) Producte bis zu einem Maximum der Trennung, durch immer zunehmende Individualiſirung ausbilden. — Aber das Maximum der Trennung führt die Vereinigung herbei, und das Product dieſer Vereinigung iſt ein drittes Gemeinſchaftliches, welches, (weil noch immer die Trennung ſelbſt durch die Vereinigung reproduciret wird), *innerhalb* der Sphäre fällt. Die Individuen ſind alſo nur Mittel die Gattung zu reproduciren, und wenn ſie dieſen Zweck erfüllet haben, wird die Natur an ihrer Zerſtörung arbeiten. Durch dieſe Ableitung erſcheinen eine Menge jetzt von den Naturforſchern allgemein anerkannte Anſichten der organiſchen Natur erſt in ihrer Nothwendigkeit, ſo jenes in der Anwendung ſo reichhaltige Princip, daſs die Einheit der zeugenden Kraft die Einheit der Gattungen bezeichnet, ſo jene Kantiſche

Anſicht

Anſicht der Raçen - Unterſchiede, als eine Bildung engerer Sphären, innerhalb der gröſsern, durch (ſcheinbar zufällige) Entwickelung urſprünglich in der Organiſation liegender Anlagen, ſo die Kantiſche Beſtimmung des Wachsthums, und der Zeugung als einer Selbſtreproduction, weil ja die Natur in den einzelnen Producten zur gröſstmöglich Individualiſirung — durch Vereinigung der entgegengeſetzten Producte, zur Erhaltung der Gattung — ins Unendliche thätig iſt, wodurch auch bewieſen wird, daſs alle Zeugung nur durch einen in der Vereinigung ſich äuſsernden nothwendig auf die Sphären beſchränkten *Bildungstrieb* geſchehe. Endlich wird hier die Beſtimmung des Begriffs der Organiſation, als eines Products, welches durch ſich ſelbſt, Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck, iſt, gerechtfertiget, denn die Organiſation iſt ja nichts anders als das gemeinſchaftliche aus einem Conflict mannichfaltiger Actionen — dieſe Actionen urſprünglich frey, wollen nur ihrer Natur gemäſs produciren, aber die urſprüngliche Freiheit löſst ſich im beſtimmten Conflict, in Nothwendigkeit der Production auf, und nur eine Spur der beſchränkten, nicht aufgehobenen Freiheit, bleibt in der ſichtbaren Tendenz, der — obgleich nie ſiegenden, doch auch nie unterliegenden Actionen zurück. Keine Action kann in dieſem Conflict bloſses Mittel ſeyn, für ſeine entgegengeſetzte, weil keine *abſolut* überwindet; ſie muſs alſo Mittel und Zweck zugleich ſeyn, keine kann abſolut paſſiv ſeyn, weil ſie ſonſt als Action vertilgt wäre, ſie muſs

alſo

alſo Urſache und Wirkung zugleich ſeyn, — Die Organiſation iſt nichts als ein Ausdruck, des immer dauernden Conflicts. Die Actionen müſſen ſich aber in *Functionen* äuſsern, die als Functionen des Organismus erſcheinen müſſen.

Dieſe müſſen allen Organiſationen gemein ſeyn, weil ſie im Weſen der Organiſation ſelbſt liegen, und die Verſchiedenheit der Organiſationen wird blos durch die Verſchiedenheit der Proportion jener Functionen begründet ſeyn. Die Functionen können in verſchiedenen Organiſationen nur der Intenſität nach verſchieden ſein, es wird alſo mit einer jeden Entwickelungsſtufe eine andere Intenſität der gegenſeitigen Functionen gegeben. Da dieſe Functionen ſich entgegengeſetzt ſind, ſo können ſie nicht abſolut vereinigt ſein.

Es werden alſo Organiſationen innerhalb der Organiſationen, Syſteme in den Syſtemen poſtullrt. Die Organiſationen ſind Ausdrücke des Conflicts der Actionen, aber dieſe äuſsern ſich durch Functionen, die doch auch nur aus dem Conflict mehrerer Actionen reſultiren. Die Functionen beſtehen für ſich aber doch nur, indem ſie im Conflict die Organiſation produciren, die Organiſation beſteht für ſich aber doch nur als producirt durch jene Functionen, und dieſe wechſelſeitig producirend. Je mannichfaltiger jene Functionen ſind, deſto deutlicher müſſen ſie ſich äuſsern, deſto mehr muſs das Hauptſyſtem, in mehrere Syſteme

ſteme gleichſam zerfallen, kurz d[illegible] mehr muſs die Mannichfaltigkeit der *Organe* z nehmen — könnte man die mögliche Mannichfaltigkeit der Proportion der Functionen a priori ableiten, ſo würde man auch die Mannichfaltigkeit der Organiſationen zugleich abgeleitet haben. Auf dieſem Weg gelangt der Verf. zu der Aufgabe, mit welcher erſt alle dynamiſche Phyſik beginnt, eine *dynamiſche Stufenfolge* abzuleiten. (Wenn ſie da wäre, würde ſie, indem man ſie in der Natur nachwieſse, den Grund zu einer *innern dynamiſchen allgemeinen Naturgeſchichte* legen, in welcher es ſich zeigen würde, wie ſich die Discontinuität (der Formen) in Continuität (der Functionen) auflöſste. — Durch einen innern Widerſpruch der *Actionen* wurde das productive Product (die Organiſation überhaupt) conſtruirt, durch einen *innern* Widerſpruch jener Producte (durch das Geſchlecht) wurde eine beſtimmte Proportion der ſtreitenden Actionen (mit dieſen engere Sphären) beſtimmt. Durch einen *äuſsern* Widerſpruch der Producte muſs aber auch das Individuum durch welches jene Sphären erſt Permanenz erhalten, ſich als ſolches behaupten. — Die organiſchen Producte ſind ſolche die wiederum productiv ſind. Durch die Trennung in entgegengeſetzte Richtungen wird eine Sphäre gebildet, innerhalb welcher die Productivität auf eine beſtimmte Art zu produciren eingeſchränkt wird.

Eine

Eine jede Sphäre ist also eine eigene Welt, eine für sich bestehende Natur, die sich innerhalb ihres eigenen Kreises ins Unendliche unterhalten soll. Aber keine Thätigkeit existiret ohne ihre entgegengesetzte. Die Sphäre ist aber nur ein Ausdruck einer bestimmten innerhalb gewisser Gränzen eingeschlossenen Thätigkeit. Die entgegengesetzte Thätigkeit, ohne welche jene Sphäre als ein Thätiges nicht seyn könnte, muss also auserhalb der Sphäre fallen. *In* der Entgegensetzung muss jedes individuelle Product bestehen. Die Permanenz der individuellen Sphären hängt also von dem Ankämpfen eines Aeussern Entgegengesetzten ab. Aber auf ein Thätiges kann nicht gewirkt werden, ausser in soferne es Gegenwirkung äussert. — Das organische Leben ist nur aus der vollständigsten Wechselbestimmung entgegengesetzter Thätigkeiten begreiflich.

Die Thätigkeit der Organisation gehet nach aussen. Sie soll aber auf die Organisation selbst gehen, (diese immer von Neuem reproduciren). Dieses ist nur dadurch möglich, dass sie *reflectirt* wird. Reflectirt wird sie aber nur insofern sie nach aussen gehet, und nach innen geht sie nur insofern sie reflectirt wird, d. h. Receptivität ist durch Thätigkeit bedingt und umgekehrt.

Was durch die Receptivität vermittelt die Thätigkeit erwecket, ist Reitz. Alles was auf die Organisation wirkt, muss also als Reiz, d. h. als ein Thätigkeit

tigkeit erweckendes wirken. Denn — darinnen dafs die individuelle Thätigkeit ſich *gegen* den äuſsern Andrang behauptet, obgleich ſie ſich nur *durch* den äuſsern Andrang erhält, beſtehet eben das Leben. Obgleich die Phyſiologen aus einem beinahe unbegreiflichen Misverſtand das Problem, die Permanenz des organiſchen Lebens zu conſtruiren, verfehlten, und der Verfaſſer wirklich der erſte iſt, der — indem er beyden bis jetzt beſtehenden, in der Trennung falſchen Syſtemen durch die Vereinigung Sinn gab — alſo dadurch wahrſcheinlich unter den Phyſiologen Epoche machen wird, ſo glaube ich doch um ſo eher mich einer weitern Auseinanderſetzung überheben zu können, da die Conſtruction zu hell und klar aus dem bloſsen Begriff einer Organiſation folgt, als dafs man nicht vermuthen ſollte, dafs durch die Conſtruction des Verf. — wenigſtens bei denjenigen, die ihn *zu faſſen im Stande* ſind, der Streit der Phyſiologen auf immer geſchlichtet wäre. Folgendes aber, was das Verhältnifs des *Entwurfs* zur *Weltſeele* deutlich machen wird, werde ich, ehe ich weiter gehe, — herſetzen, um mich nachher darauf berufen zu können. In der Weltſeele nemlich geht der Verf. durchaus den Weg der Induction, zeigt in dem gegebenen Product die poſitiven Bedingungen ſeines Daſeyns auf. Dieſe liegen nun in der Productivität, welcher man auf dem Wege der Erfahrung nur ins Unendliche ſich annähern kann.

Alles, was man auf dieſem Wege findet, iſt immer nur Materie; ſo nahm er als poſitives Princip des Lebens dort eine abſolute Materie an (das abſolut incomponible, was auch bei einer idealen Conſtruction als eine Annäherung zur Productivität angenommen werden muſs). Im Entwurf wurde aber das organiſche Product a priori conſtruiret, hier muſste jene Hypotheſe zur Evidenz erhoben werden. Was für die Bilderſprache der blos empiriſchen Phyſik die abſolute *Materie* iſt, iſt für die demonſtrative Phyſik die urſprüngliche Productivität der Natur. Eben ſo wie in jenem erſten Werke (der Weltſeele) die Wirkungen der Electricität, des Lichts u. ſ. w. als Wirkungen von *Materien* vorgeſtellt wurden, anſtatt daſs ſie in der ſpeculativen Phyſik als Functionen der Materie überhaupt, oder als a priori feſtſtehende Categorien ihrer Conſtruction deducirt werden, konnte, um in den Gränzen der blos empiriſchen Betrachtung zu bleiben, das was nur die in der höchſten Potenz ſich wiederholende allgemeine Productivität der Natur iſt, nur als eine unbedingte Materie vorgeſtellt werden *).

Die

*) Haben denn wohl diejenigen, welche eine Materie, die keiner chemiſchen Verwandtſchaft unterworfen, doch Urſache nicht nur alles chemiſchen, ſondern ſelbſt alles dynamiſchen Proceſſes ſeyn ſoll, ſo ganz unbegreiflich funden, ſo völlig vergeſſen, daſs Wärme, Electricität, Licht, lauter *Materien* nach *ihrer* Anſicht, Urſachen des chemi-

Die Conſtruction der organiſchen Producte treibt uns ſelbſt aus ihnen heraus, ſie *ſind* nur im Widerſtreit gegen eine äuſsere, ihnen entgegengeſetzte Natur.

Der Proceſs des Lebens iſt der der Erregung, aber erregt wird die individuelle Thätigkeit nur, indem ſie durch eine Aufsenwelt (das Nicht-ich organiſcher Naturen) reflectiret wird. Obgleich nun dieſe Aufsenwelt der organiſchen Thätigkeit entgegengeſetzt (alſo anorgiſch) ſeyn muſs, ſo muſs ſie doch einen mit den organiſchen Producten gemeinſchaftlichen Urſprung haben, denn das Leben iſt nur aus der Wechſelbeſtimmung der organiſchen (poſitiven) und einer anorgiſchen (negativen) Thätigkeit begreiflich. Es iſt nichts, als die Wiederholung der Conſtruction der Natur überhaupt, nur daſs die entgegengeſetzten Factoren dort *einfach*, hier *zuſammengeſetzt*, dort *Actionen* hier *Producte* ſind.

chemiſchen Proceſſes ſind, obgleich ſie noch mit nichts bewieſen haben, daſs ſie als Beſtandtheile in den chemiſchen Proceſs eingehen, oder ihm wirklich unterworfen ſeyen, und hätten ſie nicht vielmehr aus den Widerſprüchen, die ſie dem Verf. aufzuzeigen meinten, auf das Widerſprechende ihrer eignen Anſichten ſchlieſsen ſollen?

Anm. des Herausg.

Wir ſehen, daſs der Verfaſſer hier eine Welt als bloſse Maſſe poſtulirt, denn wenn der Organismus darinn beſteht, daſs eine individuelle Thätigkeit das poſitive Princip des Products iſt, ſo wird in der todten (anorgiſchen) Welt nichts wahrhaft individuelles ſeyn. Was aber nicht gegen ein Aeuſseres (im Streit) ſich behauptet, muſs neben dem Aeuſsern erhalten werden, wenn es mit dieſem ein Product ausmachen, eine Welt bilden ſoll. Es muſs alſo das Nebeneinanderbeſtehen des Aeuſsern in einander ſeyenden, d. h. das Beſtehen der Materie als Maſſe erklärt werden. Dieſes wäre aber ohne Tendenz wenigſtens zur Intusſuſception völlig unerklärbar. Was dieſe Tendenz unterhält, kann nun nicht wieder in der Maſſe liegen, ſie muſs unterhalten werden, durch etwas Aeuſseres, was wiederum nur Maſſe ſeyn kann, ſo daſs die Tendenz der Theile der Maſſe gegen einander nur ein Ausdruck ihrer gemeinſchaftlichen Tendenz gegen eine zweite iſt. Was nun von der erſten Maſſe gilt, wird auch von der zweiten mit Innbegriff der erſten gelten, beyde werden gegen eine noch höhere dritte tendiren, und ſo ins unendliche. Da hier das Verhältniſs der Mechanik zur höhern Dynamik nothwendig in Betrachtung kömmt, ſo werde ich die Ideen des Verf., inſofern ſie nothwendig aus ſeiner Anſicht der Natur folgen, darſtellen, mit vorläufiger ſorgfältiger Auslaſſung der bloſs Hypotheſiſchen. — Die Natur iſt urſprünglich organiſch, d. h. ihre Producte ſind productiv. Daſs ſie es iſt, läſst ſich allerdings nur aus dem

dem Conflict entgegengeſetzter Thätigkeiten begreifen, (die man mit *Kant* Attractiv- und Repulſiv-Kraft nennen kann). Aber dieſe dürfen nicht abſolut (d. h. bis zur Identität) zuſammentreffen. Ihre Vereinigung muſs nur *Indifferenz* hervorbringen, und in dieſer muſs der Keim zu einer neuen Differenz liegen, und ſo fort ins Unendliche. — Hierdurch wird aber nur eine unendliche Evolution in der *Zeit* möglich. Aber die einzelnen Hemmungen ſollen bleiben. Die Indifferenz ſoll eine neue Differenz hervorbringen, und doch ſelbſt als *Indifferenz* (Tendenz zur Identität) *beharren*. Denn dadurch allein kommen Producte im *Raume*. Der Ausdruck der beharrenden Indifferenz (des Fixirtſeyns des Products im Raume) iſt die *Schwere*. Durch dieſe *iſt* die Maſſe, und die beſtimmte Maſſe iſt nichts anders als die beſtimmte Schwere ſelbſt (kein Wunder, daſs dem Mechaniker die Schwere als der Maſſe proportional erſcheint). Die Maſſe alſo als ein Neben- und auſsereinander, d. h. als Raumerfüllung, iſt nur Ausdruck einer beharrenden Indifferenz. Aber alle Raumerfüllung iſt (dynamiſch) nur ein continuirliches *Raumerfüllen* und zwar ein Raumerfüllen mit beſtimmter Energie. Die Energie läſst ſich nur aus dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Zeit des Raumerfüllens zum erfüllten Raume, d. h. aus der Geſchwindigkeit beſtimmen. Aber die Geſchwindigkeit ſelbſt muſs im umgekehrten Verhältniſs mit der Energie ſtehen. Denn — iſt die Hemmung (die retardirende Thätigkeit) das Geſchwindigkeit Be-

ſtimmende, ſo muſs die Energie zunehmen, wie die Hemmung zunimmt, d. h. wie die Geſchwindigkeit abnimmt. Alſo iſt die Schwere (oder die Maſſe, welches daſſelbe iſt) = der Energie in der Geſchwindigkeit. (Die Formel MC = mc. löſt ſich dynamiſch in der Formel EC = ec. auf. (Siehe *Baader.*) Aus dem bisherigen folgt a) daſs die Schwere *verſchieden* iſt von den Attractiv und Repulſivkräften, denn ſie *unterhält* die Indifferenz. b) Wenn die urſprünglich ſich entgegengeſetzten Thätigkeiten nicht abſolut zuſammentreffen, ſo wird die urſprüngliche Differenz (mit dieſer die Indifferenz) von Product auf Product übergetragen, an unendlich viele Maſſen vertheilet werden. — Aber die Differenz (und vermittelt durch dieſe die Indifferenz) entſpringt nur aus einer höhern Syntheſis.

Die Maſſen werden gegeneinander gravitiren. Deutet nun der Schwerpunct den idealiſchen Punct an, in welchem die Gegenſätze gegeneinander, und gemeinſchaftlich gegen ein höheres als ihren Urſprung tendiren, ſo wird der abſolute Schwerpunct (das abſolute Centrum der Natur, in welcher ſie ihre ganze Kraft concentrirte, aber ſomit auch aufhörte) an unendlich viele Maſſen vertheilt ſeyn, ſie wird ihn ins Unendliche ſuchen, und nie finden.

Alſo die Bildung des Univerſums geſchah *organiſch* durch ein immer fortgeſetztes Zerfallen der urſprüng-

urſprünglichen Thätigkeit, in entgegengeſetzten Factoren.

Nun giebt die Schwere nach dem Obigen die Grade der urſprünglichen Energie an, dieſe Energie ſteht im umgekehrten Verhältniſſe mit der Hemmung. Das Hemmende iſt aber der Naturphiloſophie immer das negative beſtimmende, durch ein höheres Bedingte. Die Gravitation unſerer Erde z. B. gegen die Sonne, iſt alſo nur der allgemeinſte Ausdruck eines *qualitativen* Verhältniſſes der Erde zur Sonne, ſie iſt das *Einende* einer immer erregten *Zweiheit*, die oben poſtulirte Tendenz zur Intusſusception der Theile gegen einander, die ſich als gemeinſchaftliche Tendenz gegen ein äuſseres zeigt, das, was die Erde zu *einem* Körper macht, ein *Integriren* der Natur.

Mit der Schwere iſt nur eine Tendenz zur Intusſusception gegeben. Soll es nun zur wirklichen Intusſusception (chemiſcher Proceſs) kommen, ſo muſs ein Princip dieſes Proceſſes auſserhalb der Sphäre deſſelben poſtulirt werden.

Die *Bedingungen* der chemiſchen Action gehören alſo der Erde, ſie ſind mit der Differenz (deren gemeinſchaftlicher Ausdruck die Schwere) gegeben. Das Poſitive des Proceſſes aber muſs urſprünglich auſserhalb der Erde ſeyn, alſo zugleich mit der Schwere von der Sonne aus kommen, einen neuen Gegenſatz hervorrufen, die erſten Qualitätsverſchie-

denheiten, mit dieſen eine innerhalb der Erde als Maſſe ſich evolvirende Thätigkeit zugleich erwecken und begränzen. Soviel könnten wir mit Sicherheit ſchlieſsen, auch wenn der Mangel an Erfahrungen in der phyſiſchen Aſtronomie, (die offenbar doch nur im kleinen iſt) uns nicht in den Stand ſetzt, das a priori erwieſene durch Nachweiſungen zu beſtätigen. Was nun die Hypotheſe des Verfaſſers von der Bildung des Univerſums anbelangt, ſo können wir dieſe um ſo eher vorbeigehen, da dasjenige, was auf das ganze Syſtem Einfluſs hat, durch das vorhergehende ſchlechthin a priori von dem Verf. gefunden iſt. Die Hypotheſe würde nur dann einen vorzüglichern Werth haben, wenn ſie uns in der Erfahrung das a priori abgeleitete nachwieſe, — und von dieſer Seite hat nun eben die Hypotheſe ſehr wenig geleiſtet. Selbſt da, wo der Verfaſſer ſich auf die Erfahrung beruft, ſcheint dieſe eher *gegen*, als *für* ihn zu ſeyn. Er behauptet, und wie wir wiſſen, mit vollem Recht, daſs die erſte in der Bildung begriffene Maſſe ſich in drei urſprüngliche Maſſen müſſe getrennt haben. Dieſes will er nun in unſerm Planetenſyſteme nachweiſen, und behauptet, daſs die unverhältniſsmäſsige Excentricität des Mars, und des Mercur einen Abſchnitt angiebt, und verſchiedene Exploſionen andeutet, ſo, daſs je drei und drei Planeten von einer gemeinſchaftlichen Exploſion wären. Aber zugegeben auch, daſs dieſe Annahme etwas wahrſcheinliches hat — was beweiſt ſie? — Doch nicht das, was ſie nach dem Verfaſſer beweiſen ſoll? —

Gehör.

Gehörten Jupiter, Saturn und Uranus, Venus, die Erde, und Mars zu einer gemeinschaftlichen Explosion, so müsten sie unter sich ein System ausmachen *); dieses könnte nur dadurch geschehen, daß zwei Massen in Bezug auf eine höhere sich entgegengesetzt wären, dann müssten Venus und Mars sich zu der Erde, Jupiter und Uranus sich zu Saturn, wie Planeten zu ihren Sonnen, oder wenigstens wie Monden zu ihren Planeten verhalten. Wie drey Massen — nicht unter sich, durch Gravitation zweier gegen eine dritte — (oder vielmehr erste) sondern alle drey ohne ein vermittelndes Glied, gegen eine *vierte* gravitiren, das wissen wir durchaus nicht, und die angenommene Hypothese scheint die Ableitung des *Verf.* eher zu widerlegen, als zu bestätigen. — Die übrigen Schwierigkeiten der Hypothese z. B. die Bildung der Monden, die den Planeten so unregelmäßig zugetheilt zu seyn scheinen **), wer-

*) Dies folgt nicht. — Daß bei der ersten Bildung ein Quantum Masse, welches der ursprünglichen Conflruction nach nur *Einen* Körper bilden sollte, in mehrere zerfallt, lasst sich ja daraus allein schon begreifen, daß in jenem Einen Quantum einzelne Materien von ganz verschiedner Dichtigkeit sind, von welchen also auch einige der Centripetalkraft eher, andre später unterliegen.

Anm. des Herausg.

**) *Scheinen.* Denn es sieht zu erwarten, daß die ganz bestimmte Regel nachgewiesen werde.

de ich hier nicht erwähnen, da der Verf. eine weitere Ausführung derſelben verſpricht. Eine Theorie des Univerſums iſt zwar ſehr wichtig, nur müſsten wir weit mehr Erfahrungen ſammlen, und eine phyſiſche Aſtronomie haben, wie wir ſie nun gerade nicht haben.

Ich ſehe es wohl ein, daſs eine Theorie der Erde ohne eine vorhergehende Theorie des Univerſums gar nicht möglich iſt, und wie *wichtig dieſe* für die geſammte Naturwiſſenſchaft iſt, wird unten erhellen. Daſs die Bildung des Univerſums urſprünglich organiſch geſchehen, ſteht a priori feſt, wenigſtens ſo lange, bis es durch Erfahrungen, *abſolut* widerlegt wird — und welche können die ſeyn? —

Wenn es zur wirklichen Intuſsusception auf der Erde kommen ſoll, ſo muſs die Sonne durch eine chemiſche Influenz die Thätigkeit *auf* der Erde zugleich *erwecken* und *begränzen*. Was die Thätigkeit erweckt, kann wiederum nur Thätigkeit ſeyn. Es muſs ein Phänomen der poſitiven Thätigkeit der Sonne nachgewieſen werden. — Dieſes iſt das *Licht*, das alſo dadurch mit der Schwere in Verbindung ſteht. Dieſe iſt Ausdruck der beharrenden Indifferenz (der Thätigkeit) jenes Phänomen der Wiederherſtellung der Differenz (der Thätigkeit). Sollte aber dieſer neue entſtandene Gegenſatz ſich nicht wiederum in bloſse Tendenz zur Intuſsusception verlieren, ſo muſs ein Princip da ſeyn, durch welches es zur wirkli-

wirklichen Intuſusception kommt. — Dieſes müſste, wie oben geſagt, von der Sonne, alſo zugleich mit dem Lichte kommen, dies würde das Qualitätsbeſtimmende der Erde, das Begränzende des chemiſchen Proceſſes ſeyn: es iſt der Sauerſtoff. Hier nun wo die Conſtruction des Verf. mehr ins ſpecielle gehet, wo er nothwendig die Richtigkeit ſeiner Conſtruction durch Nachweiſungen in der Natur beſtätigen muſs, kann man ihn nun freilich aus der eigentlichen empiriſchen Phyſik vertheidigen, oder widerlegen. Nur vergeſſe man nicht, daſs einzelne Einwürfe nicht ein ſchon bewährtes Syſtem umſtürzen, daſs man nicht Einwürfe allein, ſondern auch den Umfang der Einwürfe darſtellen muſs. — Ich darf mich nicht weitläufig auf die Hypotheſe des *Verf.* in der Weltſeele vom Licht und Sauerſtoff einlaſſen, (in welcher er den Sauerſtoff als das negative des Lichts ableitet) da er ſie durch die neuere Theorie im Entwurf ſelbſt modificirt hat. Einen Schluſs aber, den er aus ſeiner ſpätern Conſtruction ſowohl, als aus der frühern Hypotheſe folgert, darf ich nicht vorbeigehen, da die Erfahrung ihm zu widerſprechen ſcheint. Alles chemiſch Thätige auf unſere Erde iſt es nur im Gegenſatz gegen Sauerſtoff, aber was ſich negativ gegen Sauerſtoff verhält, muſs ſich auch negativ gegen das Licht, als das Zeichen des poſitiven Zuſtandes überhaupt, zeigen.

Da nun alle Körper unſers Erdbodens entweder ſchon mit Sauerſtoff verbunden ſind, mit ihm verbunden

bunden werden, oder die Tendenz zur Verbindung mit ihm haben, (verbrannt, *im* Brennen, oder verbrennlich ſind) ſo müſste dieſe Verſchiedenheit auch durch ein verſchiedenes Verhältniſs der Körper zur Lichtaction bezeichnet ſeyn. Da nun die Körper verbrannt ſind nur in ſofern ihre Negativität gegen den Sauerſtoff aufgehoben iſt; ſo müſsten ſie ſich poſitiv gegen die Lichtaction verhalten (durchſichtig ſeyn); — da das Brennen den höchſten Moment des Gegenſatzes angiebt, ſo müſste im Brennen die poſitive Thätigkeit (ihr Phänomen, das Licht) hervortreten; da verbrennliche Körper es nur ſind, in ſo ferne ſie ihre Negativität noch immer behaupten, ſo müſsten ſie auch gegen das Licht ſich negativ verhalten (undurchſichtig ſeyn). — Nichts ſcheint dieſes mehr zu beſtätigen, als das Verhalten der Körper, die man für die am ſtärkſten reducirten unſers Erdbodens halten kann, — das der *Metalle*. — Die höchſte Desoxydation deutet ſich bei ihnen durch Glanz (maximum der Opacitaet) an, der Anfang der Oxydation iſt der Anfang des Farbenwechſels. Die Farben erhöhen ſich, wie die Oxydation zunimmt, geſchieht ſie ſchnell, ſo iſt ſie mit Lichtentwickelung verbunden, und das Maximum der Oxydation deutet ſich durch Durchſichtigkeit an. Die übrigen Beweiſe für dieſen Satz kann man in der Weltſeele nachleſen. Indeſs was die Natur auf der einen Seite zu beſtätigen ſcheint, ſcheint ſie auf der andern zu widerlegen. Alcohol iſt *verbrennlich* und *durchſichtig* zugleich, Diamant ebenfalls. Freilich könnte der

Verf.

Verf. ſich darauf berufen, daſs dieſe Körper doch wohl oxydirt ſind (von dem erſten iſt es bekannt). Daſs die Oxydation etwas lediglich relatives bezeichnet: aber was verbrennlich iſt, iſt als *ſolches* negativ gegen den Sauerſtoff, auch wenn es mit Sauerſtoff verbunden wäre. — Ferner alles was in Verbindung mit dem abſolut flüſſigen, zur Indifferenz der Geſtaltung gebracht iſt (alle Gasarten) ſind, *als* ſolche durchſichtig, (nur eine Wärmetheorie könnte uns dieſes enträthſeln) Der durchſichtige Waſſerſtoffgas, verbrennt mit dem durchſichtigen Sauerſtoffgas, mit Flamme, und das Product der Verbrennung iſt wiederum ein Durchſichtiges — Waſſer. — Die Erdarten werden *nicht* durchſichtig (verglaſt), durch Oxydation; ſondern durch Zuſammenſchmelzen unter ſich. Kieſelerde durch Zuſammenſchmelzen mit Alcali. Eine Conſtruction kann, wenn ſie die Natur auf einer Seite beſtätiget, nicht ganz falſch, wenn ſie von ihr auf einer andern Seite widerlegt wird, nicht ganz wahr ſeyn.

Der Schluſs des Verf. könnte wahr, aber zu voreilig, das Verhalten der Körper gegen das Licht könnte mit ihrem Verhalten zum Sauerſtoff zugleich gegeben ſeyn, — ja aus dem Vorhergehenden folgt es nothwendig, — aber es könnte ein complicirteres Verhältniſs ſeyn. Was als Ausnahme erſcheint, könnte vielleicht die Regel — nicht aufheben, wohl aber näher beſtimmen. Der Verf. ſchlieſst weiter, „Wenn alle Körper ſich zu jener chemiſchen Action

poſitiv

poſitiv oder negativ verhalten, ſo werden ſie auch wechſelſeitig unter einander ſich ſo (poſitiv oder negativ) verhalten". „Alle Differenz nur Differenz der Electrizität". Der Verf. war der erſte, der (ſchon in ſeiner früheſten phyſiſchen Schrift, den Ideen etc.) zeigte, daſs das Verhalten der Körpers im chemiſchen Prozeſſe durch ihr Verhalten gegen Sauerſtoff bedingt ſey. Obgleich nun die erſte Theorie (als wäre die Electricität nichts als eine durch mechaniſche Mittel bewirkte Zerlegung der Luft, von ihm ſchon aufgegeben iſt, ſo liegt in ihr doch ſchon der Grund zu einer wahren Theorie. Die Theorie des Verf. in der Weltſeele gründet ſich auf die ſchon vorhin erwähnte Hypotheſe von dem Sauerſtoffe als dem Negativen des Lichts; — poſitiv electriſch müſsten alſo diejenigen Körper ſeyn, die mit Sauerſtoff als —O ſchon geſättiget +O zurückſtoſsen, und negativ umgekehrt diejenigen, die das Licht als +O. anzögen, und —O zurückſtoſsen, d. h. die verbrannteſten Körper würden poſitiv, die verbrennlichſten negativ ſeyn. Leiter ſind nach dieſer Hypotheſe diejenigen Körper, die +O in dem Maaſse zurückſtoſsen, als ſie —O anziehen; und umgekehrt Nichtleiter diejenigen, die + oder —O ſtärker anziehen, als ſie ihr entgegengeſetztes zurückſtoſsen. Da nun Wärme nach der Hypotheſe nichts iſt, als phlogiſtiſirtes Licht, und ſpezifiſche Wärmecapacität nichts als ſpecifiſche phlogiſtiſche Erregbarkeit (eine Conſtruction der Wärmecapacität, die eben ſo meiſterhaft, und unwiderlegbar als in der Natur gegründet iſt —

wovon unten ein mehreres) auch die Wärmeleitende Kraft mit der Capacität im umgekehrten Verhältniſſe ſtehet, ſo lieſse ſich daraus eine Menge Phänomene, die auf den Zuſammenhang der Electricität mit der Wärme deuten, herleiten, und die Theorie hatte ſelbſt in der Erfahrung viel für ſich. *) Indeſſen ſehen wir aus dem Vorhergehenden, daſs jene vorläufige Hypotheſe durch die nachfolgende Conſtruction des Verf. aufgehoben iſt, auch haben ſpätere und genauere Verſuche (Volta's galvaniſch-electriſche *) grade ein entgegengeſetztes Geſetz für *Leiter* gefunden. (Wenn Iſolatoren in Conflict mit einander ſind, ſo iſt der verbranntеſte poſitiv, bei Leitern unge-

*) Ich geſtehe, daſs anfänglich nicht ſowohl Erfahrungen, deren Mangel ao Entſchiedenheit ich ſelbſt bemerkte, ſondern vielmehr die gefaſste Idee, *daſs der Sauerſtoff durchgängig ſich als Repräſentant des negativen in der Natur* (der Attractivkraft) bewähren müſste, mich auf jene Hypotheſe führte, und in ſo fern iſt auch die jetzige Theorie die vorhergehende, nur in einer höhern Abſtraction ausgedrückte.

Anm. des Herausg.

*) Es ſind folgende. Nimmt man zwei Platten, eine von Silber, die andere von Zink, iſolirt, und bringt beide in Berührung, ſo zeigen beide Trennung. *Zink* der dem Sauerſtoff verwandtere Körper) poſitive, Silber (d. h. der dem S. weniger verwandte) negative Electricität. Dieſe Verſuche ſind mit Genauigkeit und öfterer Wiederholung angeſtellt. S. *Volta's* Schreiben an *Gren* in deſſen N. Journal der Phyſik. III. Band. S. 473.

umgekehrt der verbrennlichſte). Aus der ſpätern Conſtruction des Verf. folgt dieſes nothwendig, denn nach dieſer iſt die Electricität der Vorläufer des chemiſchen Prozeſſes, alſo muſs auch das, was im wirklichen chemiſchen Conflict poſitiv iſt, im electriſchen negativ ſeyn, und umgekehrt.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Anhang

zu dem voranſtehenden Aufſatz,

betreffend

zwei naturphiloſophiſche

Recenſionen

und die

Jenaiſche

Allgemeine Literaturzeitung

vom Herausgeber.

Die Recenſion meiner neuern naturphiloſophiſchen Schriften, von welcher hier die erſte Hälfte abgedruckt iſt, war anfangs für die Allg. Lit. Zeitung beſtimmt, und die Veranlaſſung hiezu war folgende. Nach Erſcheinung der beiden Recenſionen meiner *Ideen zu einer Philoſophie der Natur* (A. L. Z. 1799. No. 316, 317) übergab ich Herrn Schütz, der damals in Abweſenheit ſeines Collegen die Redaction allein verſah, eine dieſelbe betreffende *Bitte an die Herausgeber der A. L. Z.*, welche ihn dergeſtalt in Verlegenheit ſetzte, daſs er, um eine Milderung einiger Stellen darinn zu erlangen, ſich zu jeder Genugthuung bereitwillig zeigte, und mir antrug, den Recenſenten meines *Entwurfs der Naturphiloſophie* ſelbſt zu wählen. Da ich glaubte, durch das Schlechte könnte hier einmal etwas Gutes, nämlich durch das geängſtigte Gewiſſen abgeneigter Zeitungsredactoren ein treffendes Urtheil ans Licht gefördert werden, ſo nannte ich den Dr. Steffens, von welchem ich, weil er ſelbſt meine Vorleſungen über Naturphiloſophie beſucht, nicht nur eine getreue Darſtellung meiner Ideen, ſondern auch ſeinem eignen Talent nach eine vorzügliche Beurtheilung erwar-

ten konnte, auch bat mich Herr Schütz ſelbſt, ihn um eine Rec. meiner Schriften für die L. Z. in ſeinem Namen zu erſuchen. In der Antwort auf meine Bitte, welche erſt nach der Zurückkunft des andern Redacteurs erfolgte, (Int. Bl. des vor. Jahr. Nr. 142.) gaben, nachdem dieſs alles vorgefallen war, die Herausgeber vor: „ſie ſeyen bereit ſich von mir einige Männer vorſchlagen zu laſſen, um unter ihnen einen Recenſenten für meine Schriften zu wählen“, da doch alles ſchon verabredet war, alſo kein Vorſchlag mehr von mir zu geſchehen brauchte, überdieſs nicht einmal eine Wahl von ihrer Seite Statt gefunden hatte. Die Herausgeber, an ſolche Quid pro quo's gewöhnt, durch welche ſie ihre compromittirte Würde vor den Augen des Publicums zuweilen retten müſſen, ſcheinen gar nichts Arges daraus gehabt zu haben, daſs eine ſolche Vorſpiegelung gegen das Publicum, und der Verſuch, mich ſtillſchweigend zum Theilnehmer an derſelben zu machen, mich indigniren, und beſtimmen könnte, vor dem Publicum die Sache in ihr wahres und gehöriges Licht zu ſetzen. Ich will nichts von der Dreiſtigkeit ſagen, mir und der Welt als einen Beweis ihrer höchſten Unparteilichkeit anzurechnen, was der eine von ihnen aus bloſsem Schrecken eingeräumt hatte. Denn wie wenig es ihnen Ernſt geweſen, eine Beurtheilung einzurücken, welche dem Publicum von meinem Unternehmen wahre und richtige Begriffe beibrächte, kann ich daraus noch überzeugender darthun, daſs derſelbe Dr. Steffens

ſchon

ſchon geraume Zeit vorher, ohne mein Wiſſen, ſeine Bereitwilligkeit, meine andern naturphiloſophiſchen Schriften für die A. L. Z. zu recenſiren, wenn er dazu aufgefodert würde, gegen einen Freund geäuſsert hatte, welcher auch Herrn Hufeland auf den ausgezeichneten Beruf des ebengenannten Gelehrten zu einer ſolchen Arbeit aufmerkſam machte. Allein da man aus mündlichen Mittheilungen abgehorcht hatte, daſs Hr. Steffens für die Abſichten der A. L. Z. über den Werth deſſen was ich geleiſtet zu günſtig denke, ſo geſchahen ihm damals keine weitern Vorſchläge; auch verſicherte mir nachher Hr. Schütz, daſs ſein College die ganze Sache nie gegen ihn erwähnt habe.

Ich fühle hier ſchon, was ich im Fortgang immer ſtärker und unausſtehlicher fühlen muſs, den beinah unüberwindlichen Widerwillen, zu den Winkelzügen kleinlicher Menſchen herabzuſteigen; ich fühle, daſs ich ein ganzes Meer von Verdruſs werde bekämpfen müſſen, wenn ich meinen Zweck ausführen will. Aber wollte Gott, daſs diejenigen, welche zu dieſem Geſchäft eben ſo oder mehr wie ich im Stande ſind, früher ſchon den Ekel vor einer ſolchen Auseinanderſetzung überwunden, und lieber auf einige Zeit ſich ſelbſt hintangeſetzt hätten, ſo würde den Herausgebern der A. L. Z. nicht ihre den Einſichtsvollen längſt bekannte Nullität, und die Geringſchätzung der beſten Schriftſteller ſelbſt ſo lange zu gut gekommen ſeyn, um ihr Weſen ungeſtört forttreiben zu können. So will ich mich denn alſo aufs Neue

mit Geduld waffnen, und in meiner angefangenen Erzählung fortfahren.

Es war natürlich, dafs eine folche hinterliftige Antwort, welche noch überdiefs vornehm thun follte, augenblicklich meinen erften Entfchlufs veränderte, und mich bewog, meinen Freund um feine Beurtheilung als Beitrag zu meiner Zeitfchrift zu bitten. Es wäre zu viel Güte gewefen, einem Inftitut, das feines jetzigen Schickfals, immer fchlechter zu werden, vollkommen würdig ift, zu einem eindringenden Urtheile über eine wichtige Sache zu verhelfen. Die Herausgeber mögen felbft für ein folches forgen. Wie fie fich aus dem Handel ziehen werden, läfst fich im Allgemeinen aus dem gegenwärtigen Zuftand ihrer Zeitung, dem Mangel an tüchtigen Recenfenten, den beiläufig verrathnen Grundfätzen der Redaction, noch beftimmter aber aus dem mit den beiden Recenfionen meiner Ideen gemachten Anfange vorherfehen. Wenn der Mangel an Urtheilskraft bei den Redactoren fo weit geht, wie er denn wirklich fo weit geht, dafs fie mit jenen Recenfionen etwas ausgerichtet zu haben glauben: was läfst fich ferner von ihrer Wahl erwarten, und wie fehr haben fie Urfache, fich in ihrer Unfähigkeit und Bedrängnifs von den *Verfaffern* Beurtheiler vorfchlagen zu laffen?

Die Herausgeber haben fich, wie fie fagen (A. L. Z. 1799. No. 316. Anm.) *bewogen gefehen*, zwei Beurtheilungen meiner erften naturphilofophifchen

Schrift

Schrift aufzunehmen. Dieſs beſtimmen ſie in der Antwort auf meine Bitte dahin: „es ſey aus Achtung für mein Talent geſchehen.“ In der That ein eigner Beweis von Achtung, der dadurch ertheilt wird, daſs man zwei untergeordneten Menſchen zugleich Anlaſs giebt, ein über ihre Sphären hinausgehendes Unternehmen jeder auf ſeine Weiſe zu verkennen und herabzuwürdigen. Genug, ſie geben es dafür, und ſo viele nur Einmal recenſirte Schriftſteller haben ſich alſo über ihre Nichtachtung zu beklagen. Da aus dieſen Phraſen noch kein vernünftiger Grund zu der doppelten Beurtheilung hervorleuchten wollte, ſo legte ich ihnen den einzigen unter, der ſich denken läſst, indem ich ſagte: „ſie hätten bis zur *Antitheſis* zu gehen wenigſtens den guten Willen gehabt,“ d. h. „ſie hätten die entgegengeſetzten Einſeitigkeiten des empiriſchen Phyſikers, der nicht Philoſoph, und des ſpeculativen Philoſophen, der nicht Phyſiker iſt, eine durch die andre wieder aufzuheben, und zu verbeſſern wenigſtens verſucht, ſo ſchlecht ihnen übrigens auch dieſe Abſicht gelungen ſeyn möge.“ Freylich wäre dieſs auch bei der beſten Ausführung immer nur ein dürftiger Behelf geweſen, und ich forderte daher von ihnen mit Recht die *Syntheſis*, d. h. daſs in demſelben Geiſte beide Anſichten ſich durchdringen, wodurch allein ein Ganzes, und eine aus Einem Stück gleichſam gegoſsne Beurtheilung der Möglichkeit einer Naturphiloſophie, und des Werths beſtimmter Verſuche, ſie zu realiſiren, erreicht werden könnte. So äuſserſt einfach dieſe Sätze ſind, ha-

ben die Herausgeber sie dennoch nicht begriffen, und gestehen in ihrer gutmüthigen Einfalt, „sie hätten „keineswegs eine *Antithesis*, vielmehr blos eine „*Prosthesis* beabsichtigt“ d. h. sie stellten die beyden Recensionen ohne Sinn und Zweck nach einander, ohne einzusehen, dass es zu weiter etwas führen könnte, als dass ich für's erste zweimal gleich schlecht wegkäme,

Die Herausgeber nehmen am Ende ihrer Antwort an, ich sey gesonnen, mich durch eine mit Gründen belegte Antikritik mit den beyden Beurtheilern auf gleichen Fuss zu setzen; allein hätte ich diess für nöthig erachtet, so wär es gleich anfangs geschehen, und ich möchte wissen, wer ausser den Redactoren der L. Z. es für nöthig halten könnte. Was die von einem Kantianer herrührende betrifft, so wäre das stärkste, was ich darüber sagen könnte, diess: dass sogar Herr Schütz, der sich doch nie über den erlernten Buchstaben der Kantischen Philosophie zu erheben gewusst hat, ihre Schwäche einsah, und mündlich gegen mich eingestand, ein Jahr früher als sie erschienen ist. Damals wollte er sie wegen ihrer Schlechtigkeit nicht einrücken lassen, ohne Zweifel veränderte sich sein Entschluss dadurch, dass er ihr durch Hinzufügung einer zweiten um nichts bessern, die Qualität der Gründlichkeit ertheilen zu können glaubte. Dass nichts desto weniger die Herausgeber diese Recension mit einem so bedeutenden Lobspruch anpreisen, ist nur ein kleines Beispiel, wie ihre öffentlichen

lichen von ihren Privatäuſserungen abweichen, und läſst ungefähr abnehmen, was man auf das Vorgeben: „der Verf. der andern habe in den erhabenſten Theilen der Mathematik Meiſterwerke geliefert,“ zu geben hat. Den Herausgebern kann zwar in einer ihnen höchſtens oberflächlich oder überall nicht bekannten Wiſſenſchaft kein Urtheil hierüber aus eigner Einſicht zuſtehen, um ſo weniger, da es bei Schätzung der Verdienſte eines Mathematikers hauptſächlich auf ſeine *Erfindungs*kraft und Originalität ankommt, welche bekanntlich in dieſem Fache am ſeltenſten ſind. Was aber insbeſondre an dieſem Vorgeben zweifelhaft machen muſs, iſt daſs ein groſser Mathematiker und Phyſiker bei weitem wichtigere aus der Mathematik und Phyſik hergenommene Einwürfe gegen die Behauptungen jenes Werks aufgebracht hätte, als dieſer Unbekannte, deſſen Kritiken faſt alle auf Unbeſtimmtheiten des Ausdrucks gehen, und der aus dieſer Veranlaſſung den Verfaſſer über die bekannteſten, und jedem Anfänger geläufigſten Begriffe z. B. über die von dem Unterſchied zwiſchen Schwere, und Gewicht in die Schule nimmt. Iſt es denn dieſem groſsen Mathematiker nicht eingefallen, daſs eben auch und vorzüglich an dieſen Begriffen durch die dynamiſche Conſtruction der Materie manches verändert ſeyn könne, und ziemte es ihm nicht, eher darüber nachzudenken, als mir die gemeinſten Schulbegriffe, die ſeit langer Zeit ein Phyſiker und Mathematiker dem andern nachſchreibt, und die ich doch wohl auch Zeit gehabt hätte, mir zu merken, und in allewege wie-

derum nachzuſchreiben, entgegenzuhalten? Beruht nicht eben der in allen Compendien gemachte Unterſchied zwiſchen Schwere und Gewicht auf atomiſtiſchen Vorſtellungsarten von Zuſammenſetzung der Materie aus einer Menge aufser einander befindlicher Theile, welche doch wohl gegen einen dynamiſchen Philoſophen nicht vorausgeſetzt und ohne weiteres gebraucht werden können? Laſſen ſich aber nicht gegen das dynamiſche Syſtem und die Art der mathematiſchen Conſtruction, deren es allein fähig iſt, aus der Mathematik eine Menge bedeutender Einwürfe herhohlen, welche bis jetzt wirklich noch nicht einmal zur Sprache gekommen ſind? Soweit reicht das Nachdenken dieſes groſsen Mathematikers nicht. — Für den Mangel an innerm Gehalt ſoll nun aber die *Auctorität* ſchadlos halten, welche von den Redactoren der Lit. Z. über ihn verbreitet wird. Was mich nicht wenig verwundert hat, iſt, daſs er ihnen nicht ſelbſt zu Hülfe gekommen iſt, und die namenloſe Celebrität in einen Namen verwandelt hat. Seine Beſcheidenheit durfte hierbey nicht ins Gedränge kommen: ihr muſste es nach einem ſolchen Ausſpruch der Redactoren zweifelhaft ſeyn, ob die Nennung das Gewicht der Auctorität vermehren oder verringern würde. Ich lade ihn hiemit feierlich dazu ein, ich kann meine lebhafte Begierde nicht verhehlen, den *Verfaſſer* ſo vieler vortrefflichen Werke und Einer abgeſchmackten Recenſion kennen zu lernen. Dieſer koloſſaliſche Mathematiker mag nun, wie der Elephant des Königs Pyrrhus, ſeinen Rüſſel plötzlich hinter

hinter dem Vorhange der Anonymität hervor über mich ausſtrecken, ohne zu erwarten, daſs ich mehr als Fabricius davor erſchrecken werde.

Ein Wort jedoch muſs ich noch über den vermeintlichen Widerſpruch ſagen, auf welchem die Herausgeber zu ihrer nicht geringen Freude mich ergriffen zu haben, ſich einbilden. Sie führen nämlich an: „daſs ein Mann, der in den erhabenſten Theilen der Mathematik anerkannte Meiſterwerke geliefert hat, *die erſten Begriffe der Philoſophie* nicht einmal zu wiſſen *fähig* ſeyn ſolle, ſey in ſich ſelbſt widerſprechend.“ Ich will nicht anführen, daſs der groſse Mann mir ſelbſt die Veranlaſſung dazu gegeben, da er in ſeiner Recenſion verſichert, meine ganze Einleitung ſey ihm nicht deutlich geworden, und davon in ſeiner Beſcheidenheit den Grund darinn ſucht, daſs er wohl in den empiriſchen Wiſſenſchaften zu ſehr ſich vertieft und dadurch den Sinn für ſo hohe Wahrheiten verloren habe. Aber eben dieſe Wahrheiten *ſind* die erſten Sätze der Philoſophie: er iſt alſo nach ſeiner eignen Verſicherung ſie zu verſtehen wirklich unfähig. Doch, ich will lieber den Widerſpruch zugeben, wie ich es hier wohl thun kann, und nur zeigen, daſs es mit dem letztern, nämlich mit der Unfähigkeit, ſeine Richtigkeit habe, wodurch denn aber das erſte, nämlich das Prädicat des *groſsen Mathematikers* wegfallen wird. — Der Anfang der Recenſion lautet folgendermaaſsen: „Philoſophie der „Natur iſt ein Begriff, den man auf verſchiedne Art „beſtim-

„beſtimmen kann. Man kann darunter eine Ueber-
„ſicht des Mechanismus und der gegenſeitigen Bezie-
„hungen in der Natur verſtehen; aber auch eine pſy-
„chologiſche Entwickelung derer Vorſtellungen, die
„allen unſern Unterſuchungen über die Körperwelt
„zum Grunde liegen, gleichſam die Beſchreibung der
„geiſtigen Werkzeuge, die wir zu dieſen Unterſu-
„chungen anwenden. Durch beydes ſchlieſst ſich die
„Phyſik an die Philoſophie an.“ — Ich will nicht dabei verweilen, dafs dieſer groſse Mann vermeint, der Begriff einer Wiſſenſchaft könne auf ganz verſchiedne Weiſe, wie man es nun eben gut findet, beſtimmt werden. Aber iſt es denn durch alle Bemühungen der Philoſophen nicht einmal ſo weit gebracht, dafs es keines weitern Beweiſes bedarf, jemand, der Philoſophie für *pſychologiſche Entwicklung von Vorſtellungen* zu halten im Stande iſt, ſey wirklich unfähig, die erſten Principien davon zu wiſſen? Hätte dieſer Mathematiker vielleicht auch nichts dagegen, wenn ihm die Geometrie als eine pſychologiſche Entwicklung unſrer Vorſtellungen vom Raum definirt würde? Hat dieſer Mathematiker wirklich keinen Sinn für die unendliche Seichtigkeit ſolcher Vorſtellungen? Kann man eine Wiſſenſchaft, welche von jeher das Vorbild der Evidenz für alle andern geweſen iſt, ſo mechaniſch treiben, dafs man ihr nicht einmal einen Begriff von Wiſſenſchaft überhaupt verdankt, ohne eben dadurch ſein gänzliches Unvermögen zur Abſtraction, d. h. zur Philoſophie, zu beweiſen? Womit will man es rechtfertigen, dafs ein ſolcher

cher Recenſent die Keckheit hat, die Beurtheilung einer Schrift zu unternehmen, von der ihm ein geringes Nachdenken zeigen kann: daſs um sie zu beurtheilen nicht nur philoſophiſches Talent überhaupt, ſondern noch überdieſs und ganz beſonders Kenntniſs der Stufe, auf welcher die Philoſophie jetzt ſteht, erforderlich ſey, indeſs allein ſchon das naive Erſtaunen über die bekannteſten Sätze der Transſcendentalphiloſophie, (ſo ruft er z. B. nach Anführung einer Stelle, wo aus der Natur der productiven Anſchauung die Conſtruction der Materie abgeleitet wird, aus: „Das iſt ja eine *hiſtoria vtriusque cosmi „in nuce!* Glücklich, wer ſo tief in ſich ſelbſt und „in die Dinge hineinſchauen kann!“) ſeine völlige Unwiſſenheit über alles was ſeit Leibnitz in der eigentlich ſpeculativen Philoſophie, d. h. im Syſtem des Idealismus geſchehen iſt, an den Tag legt.

Dieſs ſey genug von dem Kantianer, dem Mathematiker, und der Antwort der Redactoren. Es würde ſich für mich der Mühe nicht verlohnt haben, auch nur ſoviel zu ſagen, wenn ich blos *meine* Sache hätte führen wollen, wenn ich nicht eben dieſe Gelegenheit hätte benutzen wollen, einige *allgemeine Wahrheiten die A. L. Z. betreffend* vor den Augen des Publicums zu entwickeln. Es werden zwar vielleicht manche meiner Leſer ſich verwundern, wie ich in einer Zeitſchrift, welche einem ſo beſtimmten Gegenſtand gewidmet iſt, oder auch von einer ſo einzelnen Veranlaſſung aus, mich auf ein ſo allgemei-

allgemeines Geſchäft, als allgemeine Wahrheiten über die allgemeine Literatur-Zeitung ſind, einlaſſen könne, allein theils geſchieht es in der gewiſſen Hoffnung, damit ein für allemal abzukommen, und mir und den Leſern meiner naturphiloſophiſchen Schriften das verdrüſsliche Geſchäft für immer zu erſparen, uns mit ſchlechten Recenſionen aus dieſem Fache einzulaſſen, theils aber hoffe ich auch, die Leſer werden im Verlauf dieſer Abhandlung immer deutlicher gewahr werden, wie genau dieſe allgemeinen Betrachtungen mit dem beſondern Intereſſe unſers Gegenſtandes zuſammenhangen.

Die Naturphiloſophie oder ſpekulative Phyſik, zu welcher ich durch die im vorhergehenden angezeigten Schriften den erſten Grund gelegt habe, hat nichts Geringeres zum Zweck, als für alle fernere Naturforſchung, die, wie die Erfahrung ſelbſt jetzt ſchon zeigt, einmal auf dem dynamiſchen Wege angelangt, unaufhaltſam gegen den Mittelpunkt aller ihrer Unterſuchungen vordringt, die allgemeinen Principien und die leitenden Ideen aufzuſtellen; es iſt alſo eine Wiſſenſchaft, die ſobald ſie aufgeſtellt iſt, den entſchiedenſten Einfluſs auf das ganze groſse Gebiet der Naturlehre äuſsern, und in den bisherigen Anſichten und Theorien der Natur eine allgemeine und höchſt glückliche Revolution hervorbringen muſs. Es iſt der Zweck meiner Zeitſchrift, dieſs genau zu beweiſen, und ich kann mich alſo hier mit der bloſsen Verſicherung, daſs es ſo ſey, begnügen; es iſt mir hier

hier auch nicht darum zu thun, meine Leſer davon zu überzeugen, ſondern nur zu ſagen, daſs *ich* davon überzeugt ſey, und dadurch begreiflich zu machen, warum es mir nicht gleichgültig ſeyn kann, ob wahre oder ob falſche Ideen darüber in dem Publicum abſichtlich verbreitet werden, ob Männer, die dieſem Unternehmen gewachſen ſind, oder ob ſolche die auch nicht von weitem begreifen, was ich beabſichtige, darüber zu öffentlichen Urtheilen gelangen, warum mich alſo das Intereſſe der *Sache* auch zu *dem* fähig machen kann, was wir ſonſt und meinem ſubjectiven Gefühl nach im höchſten Grade widerlich iſt, nämlich über Recenſenten und noch mehr über Redactoren kritiſcher Blätter weitläuftig zu ſeyn. Es iſt nicht das Intereſſe meiner Perſon, welche ich über der Gröſse des Gegenſtands völlig zu vergeſſen im Stande bin und wirklich vergeſſe, ſondern es iſt das des Gegenſtandes ſelbſt, was ich hiedurch führe; es iſt zugleich das Intereſſe aller Wiſſenſchaften, denn was einer gilt, gilt allen. Es wird wohl am Ende dieſer Arbeiten, welche ich für die ſpeculative Phyſik unternommen habe, offenbar werden, daſs die durch ſie in der Einen Wiſſenſchaft der Natur bewirkte Revolution auſser den unmittelbaren Früchten, die ſie bringt, noch überdieſs das Entſcheidendſte ſey, was jetzt noch nicht nur für Philoſophie, ſondern für das Höchſte und Letzte, die Poeſie, welche in der That bis jetzt ihren einzigen und abſoluten Gegenſtand, das ſchlechthin Objective, nur in Bruchſtücken dargeſtellt

hat,

hat, vom wiſſenſchaftlichen Gebiet aus geſchehen könne.

Ich denke auch gleich anfangs nicht zu verbergen, daſs Leſer, welche nicht mit mir überzeugt ſind: es ſey die Zeit gekommen, wo alle Wiſſenſchaften unter einander in das genaueſte und engſte Bündniſs treten müſſen, um das höchſte hervor zu bringen, ja wo ſelbſt das Intereſſe der Kunſt und Poeſie mit dem der Wiſſenſchaft und umgekehrt, abſolut ein und daſſelbe zu werden anfängt; daſs alſo Leſer, welche das gemeinſchaftliche Intereſſe der Wiſſenſchaften, namentlich das der Philoſophie und Phyſik, und dieſer beyden mit Poëſie und Kunſt, zu trennen gewohnt ſind — nicht unter diejenigen gehören, welche der Verfaſſer ſich gewünſcht hat, und welche er fortwährend im Auge haben wird. Da überdieſs keine Wiſſenſchaft groſse Fortſchritte in kurzer Zeit machen kann, ohne das allgemeine Intereſſe und die Theilnahme aller denkenden, und beſonders der eben aufſtrebenden, Köpfe auf ſich zu ziehen, ſo halte ich es gewiſſermaaſsen für Pflicht gegen die Wiſſenſchaft, die ich mir zur Darſtellung und Bearbeitung erwählt habe, dieſes Intereſſe für ſie zu gewinnen, und der Geiſt dieſes ganzen Zeitalters der allgemeinen Palingeneſie aller Wiſſenſchaften berechtigt mich zu der Hoffnung, dieſs zu können. Ueberall und in allen nothwendigen Theilen der menſchlichen Bildung regt ſich jetzt Ein freyer ſelbſtſtändiger, wiedergebährender Geiſt, aber überall findet er denſelben

den Widerſtand von Seiten derer, die, von eignem Geiſte entblöſst, für ihr gleichſam angeerbtes Wiſſen und Können beſorgt ſind, weil ſie ſich unfähig fühlen, das Intereſſe ihres dürftigen Selbſt einem höhern und unendlichen unterzuordnen, das ſie nicht kennen. Wo giebt es aber in Teutſchland jetzt ein literariſches Inſtitut von einigem Anſehen, wo dieſer bald ſtillere bald lautere, bald furchtſame bald dreiſte Widerſtand anhaltender zu Hauſe wäre, als in der *A. L. Z.* welche in der That die Stimmführerin aller regreſſiven Tendenzen, das Centrum des wiſſenſchaftlichen Obſcurantismus, der Strebepfeiler des baufälligen Herkommens, die letzte Hoffnung der erſterbenden Plattheit und Unwiſſenſchaftlichkeit, mit Recht genannt werden kann.

Manche, die ſich erinnern, dann und wann etwas gutes ja ſogar vortreffliches in der *A. L. Z.* geleſen zu haben, werden dieſs vielleicht übertrieben finden. Freylich iſt *allgemeine Literaturzeitung* ein collectiver Name, der ſo heterogene Dinge unter ſich faſst, daſs ein allgemeiner Ausſpruch darüber unmöglich auf jedes einzelne zutreffen kann. Man gewöhnt ſich leicht, ein ſolches Inſtitut gleichſam als eine moraliſche Perſon anzuſehen; und der Reſpect, den vielen eine Beurtheilung in der A. L. Z. blos wegen der Stelle wo ſie ſteht einflöſst, beruht wohl auf der dunkeln Vorſtellung, als ob ſelbige das gemeinſchaftliche Product der Geiſteskräfte ſämmtlicher Mitarbeiter, ſchlieſslich noch durch die literäriſche Weisheit

der Redactoren geläutert, wäre. Leider ist dem gar nicht so: die verschiedenen Theile wissen nicht das mindeste von einander, und das Ende dieses gemeinen Wesens vergisst häufig den Anfang. Ueberhaupt erfolgt in der A. L. Z. in Ansehung dessen, was angezeigt und was übergangen wird, der Ordnung, darinn die Schriften vorgenommen werden, des Maasstabes ihrer Würdigung u. s. w. alles mit der losesten unbestimmtesten Zufälligkeit, nur da ist Zusammenhang und Consequenz wahrzunehmen, wo unstatthafte Absichten und Rücksichten der Redactoren zum Vorschein kommen. Immer aber möchte es schwer seyn, sie bei diesem Geiste ihres Instituts, (wenn man das Gewebe kleinlicher Triebfedern mit dem Namen Geist beehren will), zu fassen, existirte nicht darüber eine eigenhändig von ihnen vollzogene neuerlich erschienene Urkunde: — es sind die *Erläuterungen über A. W. Schlegels Abschied von der A. L. Z.*, in welcher sie ihre Maximen selbst auf die unbefangenste Weise, so deutlich und bestimmt ausgesprochen haben, als man es nur immer wünschen kann, und vielleicht durch die geschickteste Abstraction kaum zu erreichen im Stande gewesen wäre.

Wir werden uns aus dem Grunde hauptsächlich an diese Urkunde halten, welche uns überhaupt, wir müssen dies noch sagen, ein ganz besondres Schauspiel gegeben hat. Es war uns gleichsam als ob wir einen jeden Leser derselben folgendergestalt bei sich selbst reden hörten: „Was ist es doch, was diese vornehmen

nehmen und gewaltigen Herren, die ich mir bisher unter den Redactoren der Literaturzeitung gedacht habe, gegen einen einzelnen Mann, der gegen sie offenbar nicht die geringste Schonung beweist, so kleinlaut und zagherzig machen kann? Er behauptet, „in einem bestimmten Zeitraume fast alle Recensio„nen von einiger Bedeutung im Fache der schönen „Literatur geliefert zu haben, schäme sich aber jet„zund der Nachbarschaft so vieler schlechten" — nun sicher werden sie doch darauf durch Nennung einer Anzahl bedeutender Recensionen von andern in demselben Fache aus demselben Zeitraume antworten, und ihn auffodern, die Recensionen deren er sich zu schämen gehabt, nahmhaft zu machen? — Nichts von alle dem. — Noch mehr, derselbe Schriftsteller beschuldigt sie in wenigen Zeilen sehr harter Dinge, läßt mehr noch errathen, als er deutlich sagt, erklärt, „nachdem eine fortgesetzte Beobachtung aus „der Nähe ihn den Geist dieses Instituts völlig kennen „gelehrt habe, erlaube die rücksichtslose Offenheit „seiner Handlungsweise als Schriftsteller nicht länger, „Antheil daran zu nehmen" — und für dieß alles führt er noch überdieß nicht ein Wort zum Beweise an. — Zuverläßig werden sie hierauf mit wenig Worten erwiedern: sie fordern den Verfaßer bei seiner Ehre auf, sich deutlicher zu erklären, und Beweise und Belege seiner Beschuldigungen anzuführen — wiederum nichts davon. Vielmehr erwiedern sie: sie wißen nicht was er meine, und wollen diese Beschuldigungen — übersehen. Was kann der Grund

davon seyn, dafs sie so sehr sich fürchten, einen Schriftsteller, von dem sie wohl wissen, dafs er bisher keinen Beweis schuldig geblieben, in die Nothwendigkeit zu setzen, seine Beschuldigungen zu beweisen? oder soll dieser geduldige Anstand, welcher bei *Schlegels* offnem und derbem Angriff, und bei der Achtung, die sie ihm dessen unerachtet nicht verweigern können? allem Ehrgefühl widerspricht, etwa dazu dienen, das öffentliche Mitleid auf sie zu ziehen? — Oder erkennt man nicht vielmehr in ihrem ganzen Benehmen die Bangigkeit von Leuten, welche das ganze Gebäude ihres literarischen Credits schon über ihrem Kopfe zusammenstürzen sehen, sobald nur einer mit kräftiger Hand daran rüttelt? Anstatt im Bewufstseyn einer guten Sache die Beschuldigung dreist zurückzuwerfen, machen sie, vielleicht in der dunklen Hoffnung, die Leser sollen ihnen Recht geben, nur dafs sie die weitläuftige Vertheidigung nicht mit anhören dürfen, eine Antwort, in welcher eher von allem andern, als den gemachten Beschuldigungen, die Rede ist, und in welcher sie sich begnügen — Schlegels Verdienste um die L. Z., die sie im Ganzen zwar anerkennen müssen, durch weitschweifige Ausflüchte und schlaue Insinuationen zu schmälern, welches sie aber wiederum nicht thun konnten, ohne selbst neue Blöfsen zu geben.

Doch wir wenden uns jetzt zu den in dieser öffentlichen Erklärung ausgesprochnen Maximen der Her-

Herausgeber ſelbſt, und verſprechen uns zum voraus ſchon die wichtigſten und belehrendſten Aufſchlüſſe über ihre tiefe und nie ſattſam geprieſene Weisheit und Politik, die wir bisher nur zu ahnden im Stande waren, jetzt aber in vollem Lichte erblicken werden.

Wir können dieſe Maximen, ſammt und ſonders in der Einen Stelle ihrer Erläuterungen finden, welche alſo lautet: „die Herausgeber halten die *A. L. Z.* für zu gut, ſie zum Werkzeug für oder gegen „eine Partei gebrauchen zu laſſen. Sie halten es für „das Beſte der Wiſſenſchaften nicht für zuträglich, in „jeden jetzt eben aufkeimenden Streit gleich anfangs „die A. L. Z. mit einzumiſchen, oder wohl gar ſie „Partey nehmen zu laſſen. Sie glauben im Gegen„theil: je mehr Heftigkeit ſich in einen Streit miſche, „um deſto bedachtſamer müſſe der Kritiker verfah„ren, und erſt ſpätere Zeiten abwarten, wo er eini„germaaſsen mit Ruhe gehört werden könne. Aus eben „dieſen Grundſätzen hat die A. L. Z. noch von mancher „Erſcheinung in der ſchönen Literatur geſchwiegen; „und eben dieſe Grundſätze ſind es auch, warum ſie „noch bisher über den hitzigen Streit, der ſich zwi„ſchen den Herrn Gebrüdern Schlegel und ſo vielen „ihrer Widerſacher erhoben hat, kein Wort hat laut „werden laſſen, ſondern dieſs auf ſpätere Zeiten er„ſpart hat." — Wir werden ſpäterhin ſehen, wie lange dieſe Grundſätze beſonders in Anſehung der angeführten beyden Schriftſteller vorgehalten haben;

jetzt wollen wir dieſe Stelle, voll ſcheinbarer Ruhe Mäſsigung und unerſchütterlicher Unparteilichkeit Punct für Punct beleuchten.

„Die Herausgeber halten es für das Beſte der Wiſſenſchaften nicht zuträglich, in jeden jetzt eben aufkeimenden Streit gleich Anfangs die A. L. Z. einzumiſchen.“ Die lächerliche Einbildung, als ob das Beſte der Wiſſenſchaften an den Maximen der A. L. Z. hienge, wollen wir nicht weiter erörtern; ſie zeigt nur, daſs die Red. ſich gewöhnt haben, ihre Meinung von ſich ſelbſt von der blödeſten Ehrerbietung der Einfältigen herzunehmen. Ueber die Unbeſtimmtheit ihrer Ausdrücke müſſen wir uns aber gleich anfangs erklären. Ein Streit wird im bürgerlichen Leben für ein Uebel gehalten; nun iſt aber hier nicht von bürgerlichen, auch offenbar nicht von perſönlichen, ſondern von *wiſſenſchaftlichen* Streitigkeiten der Gelehrten die Rede. Gleichwohl wird von ſolchen, als etwas ſehr Schlimmem geſprochen. — Es iſt ein ſchlechtes Zeichen, wenn man nöthig hat, ſo viel möglich wiſſenſchaftliche Streitigkeiten zu vermeiden oder zu hindern. *Jeder Streit, der im Dienſte der Wahrheit geführt wird*, er ſey übrigens beſchaffen wie er wolle, *iſt etwas Gutes und Verdienſtliches und ein Glück für die Wiſſenſchaft ſelbſt*, dieſs iſt das Princip und die Ueberzeugung jedes wackern und um die Wahrheit bemühten Menſchen und dieſs Princip findet ſeine Ausdehnung ſo gar auf ſolche Streitigkeiten, die aus Irrthum oder aus verfinſternden Abſichten

ſichten unternommen und geführt werden, indem ſie die, welche das beſſere einſehen und behaupten, zwingen, ihre Kräfte zu ſammeln, ihre Lehren ſchärfer zu prüfen, und, wo es nöthig, noch ſtrenger zu beweiſen. Ohne dieſe nie einſchlummernden Streitigkeiten würde die gelehrte Welt bald einem ſtehenden Sumpf gleichen, aus welchem ſelbſt durch Berührung des Lichts nur unreine und verdunkelnde Dünſte ſich entwickeln. Den ewigen Frieden in der gelehrten Welt decretiren, hieſse den ewigen Stillſtand beſchlieſsen, weil durch jeden Schritt in der Wiſſenſchaft ein gränzenloſes Feld zu neuen Unterſuchungen, und alſo auch zur Entzweiung geöffnet wird, weil die Aufgaben der Wiſſenſchaft nur durch unendliche Annäherung gelöſt werden, und originelle Geiſter, die durch das Organ der Sprache, welche nur dadurch lebendige Kraft hat, daſs ſie, nach Ausbildung ſtrebend, ſich unaufhörlich umgeſtaltet, ſich mittheilen, nie zur abſoluten Übereinſtimmung und Verſtändigung gelangen können. Es kann alſo nie zu viele wiſſenſchaftliche Streitigkeiten geben, und wenn insbeſondre zu einer Zeit, wo noch eben erſt der Anfang und ſichre Grund zu dem höchſten und gröſsten in Wiſſenſchaft und Kunſt gemacht und gelegt iſt, alle Streitigkeiten einſchliefen, ſo wäre dieſs nur Symptom des allgemeinen Rückgangs, und einer plötzlich eintretenden Erſchlaffung und Erſtorbenheit. — Soll aber etwa der Ausdruck: *jeder eben aufkeimende Streit* das zufällige und willkührliche derſelben andeuten, ſo frage ich, ob bei dieſer ſchar-

fen und abgeſchnittnen Entgegenſetzung der Grundſätze, welche jetzt zum gröſsten Glück der guten Sache allgemein geworden iſt, ein *zufälliger* Streit möglich iſt? ja ob nicht eben das Vortrefflichſte und Beſte, was in der Wiſſenſchaft oder Kunſt entſteht, durch ſein bloſses Daſeyn, und ohne daſs es vorerſt etwas anders thut, als daſs es vieles was bisher vorhanden, und vielleicht in einem geträumten goldnen Zeitalter der Literatur hochgeſchätzt war, durch die Vergleichung herabſetzt, oder als entbehrlich der gänzlichen Vergeſſenheit überliefert, augenblickliche Oppoſition, und dadurch augenblicklichen Streit hervorbringen muſs? Sind nun derer, die das Wahre erkennen, anfangs nur wenige, wie zu vermuthen iſt, ſo nennt ſie der groſse Haufen eine Partei, und wenn ſie noch überdieſs ſich tapfer halten, und keine Schonung ſelbſt gegen berühmte Namen zum Nachtheil der Wahrheit kennen, ſo weiſs der groſse Haufen, der immer nur ſich ſicher glaubt, wo zehen gegen Einen ſind, dieſs abermals nicht anders zu begreifen, als durch eine im Hinterhalte liegende Faction, durch welche jenen der Rücken gedeckt ſeyn ſoll. Dieſe pöbelhafte Anſicht machen die Herausg. zu der ihrigen. Sie wiſſen alſo gar nicht und ahnden nicht, in welcher Epoche wir jetzt ſtehen, und daſs alle partialen wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten nur Theile und einzelne Scenen ſind von dem groſsen univerſellen Krieg, zwiſchen dem untergehenden und dem beginnenden Zeitalter, der für die freie und ſelbſtthätige Bewe-

gung

gung der Geiſter auf der Einen und das leidige Umher treiben in der Mühle des Herkommens und der Auctorität auf der andern Seite, für ächte Wiſſenſchaft und Poeſie, und Eröffnung zahlloſer Bahnen für eine unendliche Progreſſion von dieſem, und für Befeſtigung des ewigen Stillſtandes, oder, was einerlei damit iſt, Rückganges, und für die unglaubliche Unwiſſenſchaftlichkeit, Formloſigkeit und Plattheit, aus welcher unſre Literatur nur eben ſich herauszuarbeiten anfängt, von jenem geführt wird. Sie ſollten den Himmel anflehn, ſie möchten fähig ſeyn, auf eine bedeutende Art an dieſem Streite Theil zu nehmen, anſtatt daſs ſie ihr offenbares Unvermögen mit einer angemaaſsten Würde und vermeinten Vornehmigkeit zu bekleiden ſuchen müſſen. —

Merkwürdig iſt, wie dieſe eingebildete Vornehmigkeit ſie bis zu der Äuſſerung führt: „es wäre für das Beſte Wiſſenſchaften nicht gut, die A. L. Z. — — einzumiſchen, *oder wohl gar ſie Partey nehmen zu laſſen.*“ Giebt es denn in einer wiſſenſchaftlichen Streitigkeit noch ein Mittleres zwiſchen Ja und Nein, zwiſchen Wahr und Unwahr? Giebt es noch eine andre Art ſich darein zu miſchen, als daſs man von zwei ſtreitigen Behauptungen die eine zu widerlegen ſucht, die andre mit Gründen unterſtützt, und kann man dieſs thun, ohne eben dadurch Partei zu nehmen? — Oder iſt etwa folgendes das Rechte, und dieſs der eigentliche Sinn ihrer Worte? — Sind es die juriſtiſchen Begriffe des einen Redacteurs,

die hier durchſchimmern? Es wäre gar zu ſchön, wenn man die literariſche Verfaſſung nur gleich auch mit darunter ſubſumiren könnte, wenn es auch in Sachen des Geiſtes Tribunale mit rechtlichen Befugniſſen gäbe, und — ohne Zweifel hält man ſich überzeugt; in der Lit. Z. ein ſolches errichtet zu haben.

Wir alſo, lieben Leſer, die wir neue Wahrheiten mit Anſtrengung ans Licht bringen, Syſteme bilden, oder Einwürfe dagegen vortragen, und ihr die ihr Kunſtwerke aufſtellt, und endlich das Publikum, das dieſe Bemühungen ſo oder ſo aufnimmt — wir alle ſind bloſse Advocaten, die vor jenen ihren Proceſs zu führen haben, *ſie* ſind die Richter. — Wie würden denn nun aber, wenn ſie durchaus weder für noch wider entſcheiden wollen, die Richterſprüche dieſes geiſtigen Schöppenſtuhls lauten müſſen? Entweder ſo: „du Cajus haſt vollkommen Recht, du Sempronius, der du das Gegentheil behaupteſt, haſt auch vollkommen Recht, übrigens ſeyd ihr vortreffliche Leute, und müſst euch zuſammen vertragen.“ Oder: „du Cajus haſt Unrecht, du Sempronius, obgleich du das gerade Gegentheil behaupteſt, gleichfalls, und laſst euch dergleichen nicht wieder verlauten, wenn es euch nicht ſchlimm ergehen ſoll.“ — Es iſt zwar gewiſs, daſs der wahre Gehalt mancher Beurtheilungen, die für Richterſprüche in letzter Inſtanz gelten ſollen, eben dieſer iſt. — Doch iſt dieſs nicht wirklich die Meinung der Redactoren, ſo ähnlich ſie ihnen auch in andrer Rückſicht ſehen

mag

mag. — Wenn sie weder für noch wider *Partei* nehmen wollen, so fällt der Accent auf dieses Wort, und es muss hier im strengen bürgerlichen Sinn genommen werden. Sobald nämlich jene hohen Richter mit *Gründen*, welches die einzigen Waffen sind, die man in einem wissenschaftlichen Streit rechtlicher Weise führen kann, entschieden, so würden sie uns andern sich gleichstellen, und zu bloßen Sachwaltern werden, denn Gründen kann man Gründe entgegensetzen; sie würden sich unter die Streitenden mischen müssen, was sie doch entschlossen sind nicht zu thun. Sie wissen folglich noch etwas höheres als Gründe, und dieß ist die *Auctorität*, und zwar die höchste, ihre eigne. Denker, Künstler, Gelehrte, Männer von Geist und Genie sind gut genug, sich mit thörichtem Eifer für alles Gute, Grosse, Wahre und Schöne, in einem wissenschaftlichen Streit gleich anfangs zu regen und zu bewegen; sie aber, die Herausgeber der A. L. Z., müssen ihren Ausspruch zurükhalten, denn sie sind das hohe Tribunal, von welchem nachher weiter keine Appellation Statt findet. — Man höre nun weiter. „Sie glauben im Gegentheil: je mehr Heftigkeit sich in einen Streit mische, um desto bedachtsamer müsse der Kritiker verfahren, und erst spätere Zeiten abwarten, wo er einigermaaßen mit Ruhe gehört werden könne. — Wer ist denn jener Kritiker, der Kritiker κατ' ἐξοχήν, der so bedachtsam verfahren soll? Ist es der alte Popanz, womit die Dummheit geschreckt wird, und der nun aus Dummheit selbst anfängt,

fängt, ſich dafür zu halten, wofür jene ihn hält? Oder iſt es der reelle Kritiker, der wenn er überhaupt exiſtirt, nur unter den Streitenden ſelbſt geſucht werden kann? — Der Kritiker ſoll *ſpätere Zeiten* abwarten. Wenn ich doch nur in einer wiſſenſchaftlichen Sache jenes träge Wort nicht mehr hören ſollte: die Zeit wird dieſs thun, die Zeit wird darüber entſcheiden. Was iſt denn die Zeit ohne uns und euch, die wir uns in ihr bewegen? Freylich wird es die Zeit thun, aber nicht die Zeit ſelbſt, ſondern Menſchen in ihr, die nicht denken oder denken werden, wie ihr denkt. — Aber jeder Streit iſt im Anfange am leidenſchaftlichſten. — Gerade deſswegen iſt es nothwendig, daſs augenblicklich das Gegenmittel einer ernſthaften, und eindringenden Kritik angewendet werde. Denn Leidenſchaftlichkeit iſt jedem um Wiſſenſchaft und Grundſätze geführten Streit fremd. Was iſt es denn alſo, warum der Kritiker ſpätere Zeiten abwarten ſoll? — *Das* iſt es, und dieſs iſt der wahre Punct, auf den wir nach vielen Verſuchen ihn zu finden, endlich kommen: „Jezt noch iſt die Sache im Streit, wohin ſich die öffentliche Meinung wenden, und für wen ſie ſich entſcheiden werde, iſt ungewiſs. Auf den Gehalt, auf die innre Vortrefflichkeit der Sache, auch wenn man ſie einſähe, kann man ſich nicht verlaſſen, nur wenn der *Erfolg* entſchieden hat, iſt es Zeit, ſicher und leicht mit dem übrigen Troſs dem Wagen zu folgen“ — Ich denke vielmehr, daſs ſeine Räder früher noch über eure Köpfe gehen, und euch in den

Staub

Staub niederdrücken sollen, welcher allein würdig ist, euch aufzunehmen. —

Ich hatte beschlossen, diese Maximen noch weiter auseinanderzusetzen, aber ich fange an zu fühlen, dass es ein widerliches Geschäft ist, Dinge zu beleuchten, die von selbst genug ins Auge springen, ich werde mich daher zu einer zweiten Erörterung wenden.

Es muss für uns, nachdem wir die Grundsätze der A. L. Z. und die hohe Politik ihrer Herausgeber hinlänglich bewundert haben, ein sehr interessantes historisches Problem seyn: ob es für sie möglich gewesen ist, bis zu einem solchen Gipfel von Weisheit plözlich, und gleichsam mit einem Schritt zu gelangen, oder ob sie allmählig dahin gelangt, ferner ob diese Grundsätze denn nun wirklich eine unverbrüchliche Norm ihres Verfahrens gewesen sind und noch sind, oder ob es Fälle giebt, wo Abweichungen davon statt finden, und welches diese Fälle sind? —

Man kann nämlich, wenn man einmal ein Menschenwerk zum Object der Beurtheilung macht, erstens die Grundsätze die ihm zum Grunde liegen, prüfen, und dann zusehen, ob es nun auch diesen Grundsätzen selbst treu bleibt, und sie genau befolgt. — Die Leser sehen, dass die letzte Frage dem Gegenstand noch näher zu Leibe rückt, als die erste, wir wagen es also, sie aufs neue, und zwar zur Untersuchung dieser zweiten Frage in Bezug auf das von uns gewählte Object, einzuladen.

Wir

Wir werden, um dieſer Unterſuchung Genüge zu thun, etwas weiter zurückgehen müſſen. Es können hier hauptſächlich nur Beiſpiele ſprechen, welche wir mit Abſicht aus ganz verſchiedenen Fächern wählen.

Es wird den meiſten Leſern dieſer Abhandlung noch erinnerlich ſeyn, daſs die A. L. Z. den gröſsten Theil ihres gleich anfangs erlangten Rufs und Einfluſſes der *Kantiſchen Philoſophie* zu verdanken hat, zu deren Grundſätzen — aus welchen Gründen? gehört nicht hieher — ſie gleich anfangs unbedingt ſich bekannte. — Wenn man es mit dem doch noch in mancher Rückſicht edlen Wort: Partei, nicht genau nehmen will, ſo wird ohne Zweifel niemand anſtehen, eine Geſellſchaft von Menſchen, die ſich als lebende Gypsabdrücke an einen groſsen Mann, der ſich dieſs ſelbſt mit dieſen Worten prognoſticirt zu haben ſcheint, anhängen, und nicht nur ſeine Lehre, ſondern ſeinen rohen, unter ihren Händen völlig geiſtloſ gewordenen Buchſtaben als einzig mögliche Wahrheit aufs eifrigſte verbreiten, ja ſogar als Symbol aufzudringen bemüht ſind, eine Partei zu nennen. Dieſs eingeräumt, ſo hat die A.L.Z. dieſer Partei kräftig unter die Arme gegriffen, ja der gröſste Theil ihrer Mitarbeiter und die beiden Redactoren haben ſelbſt mit zu dieſer Partei gehört. Die Leſer werden mich nicht ſo verſtehen, als ob ich die Vertheidigung der neuen Philoſophie an ſich ihr zum Vorwurf machte; denn erſtens argumentire ich hier immer nicht aus meinen

Grund-

Grundſätzen, ſondern aus denen der Redactören, und zweitens, trift mein Vorwurf nur den *Geiſt*, mit welchen jene Vertheidigung geführt wurde. Hätten ſie doch immer Partei genommen, hätten ſie es nur auf die rechte Weiſe gethan, wären ſie nicht Urſache geworden, daſs bald ſtatt wahrer Philoſophie ſich ein nachbetender Schulgeiſt, und mit ihm eine allgemein-philoſophiſche Lethargie verbreitete, und der Urheber einer groſsen philoſophiſchen Revolution, welche nicht ſtillſtehen ſollte, in einen dogmatiſchen Schulgötzen verwandelt wurde. — Woher iſt denn ihnen nun beſonders in Anſehung der Philoſophie dieſe plötzliche Weisheit und dieſe Zurückhaltung gekommen? Es iſt nichts als ein kleiner Ärger und zum Theil ein kleiner perſönlicher Verdruſs. Warum muſsten auch Männer auftreten, die weiter giengen, die mit dem transſcendentalen Idealismus auf eine ſo ganz unerwartete Weiſe Ernſt machten? — Gegen *Fichte* führen ſie einmal ſehr naiv an, ſie hätten es nicht um ihn *verdient*, ſo hart angelaſſen zu werden. Die Armen! Es iſt wahr, ſie haben eine Schrift von ihm ſehr geprieſen, als ſie in dem Wahne ſtanden, daſs ſie eine Arbeit Kants ſey, nachher aber iſt ihnen nie eingefallen zu fragen, was denn doch wohl ein Mann, deſſen erſte Schrift ſie als eines der gröſsten Meiſterwerke zum Himmel erhoben hatten, nach mehreren Jahren ſteten Nachdenkens und mit dieſem anerkannten Genie hervorbringen muſste; und — ihm verargen ſie die gute Laune über die Kantianer, welche die

Schrift

Schrift, die er, wie er selbst sagt, schon längst verwor-
fen, noch jezt gläubig anbeten. — Nachher war
über Fichte's System ein langes Stillschweigen, un-
geachtet der doppelten dringenden Aufforderung,
seines sich schnell verbreitenden Ruhms, und den
vielen Anfechtungen, die er zu überwinden hatte.
Das erste starke und und treffende Wort über die
Wissenschaftslehre wurde in der Recension des *phi-*
losophischen Journals von Niethammer durch *Fr.*
Schlegel gesagt, den sie, als er ihnen zum Beurthei-
ler vorgeschlagen war, auszuschlagen, ohne Zwei-
fel sich nicht getrauten; in welcher leidigen Noth-
wendigkeit sie sich öfters gesehen haben, und da-
durch ohne ihr Verdienst, ja selbst mit Widerstreben
manches Vortreffliche ans Licht fördern mussten,
was ihnen bei dem Publikum nun zu Gute kommt
und sie sich selbst zum Verdienst anrechnen. Später-
hin war es eine fatale Begebenheit, dass derselbe
Reinhold, von welchem man nach einer Denkungs-
art, die ihnen natürlich ist, am ehesten hätte erwär-
ten können, dass er gegen die neue Philosophie seyn
würde, sich ohne Rücksicht selbst zu ihr bekannte,
und dass man ihn doch aus dem Grunde einer zu
erwartenden Parteilichkeit als Beurtheiler der Haupt-
schriften von Fichte nicht zurückweisen konn-
te. Kaum aber glaubten sie, durch äussere Verän-
derungen gegen Fichte in Vortheil gesetzt zu seyn,
als sie nicht in eignen Recensionen ihn angriffen — da-
zu gehörte etwas mehr als ihnen möglich war, —
sondern einem ihrer schulerhaftesten Rec. erlaubten

in

in Beurtheilung andrer philosophischen Schriften Seitenblicke auf Schriften von Fichte, und namentlich auf sein *Naturrecht* zu werfen, was sogar gegen die Gesetze ihres Instituts ist. Doch, wer kann sich darüber verwundern, da Herr *Schütz* selbst in seinen Vorlesungen, wie hier allgemein bekannt ist, nicht nur durch Ausfälle gegen die neueste Philosophie, sondern durch persönliche Spöttereien über Fichte sich für das drückende Gefühl zu erholen gesucht hat, das ihm die Nähe eines so überlegenen Geistes oft verursacht haben mochte.— Ich überwinde mich, dies niederzuschreiben. Es ist ein Unglück vieler Universitäten, dass durch das literarische Invalidwerden sonst wohlangesehner Lehrer zu jeder Zeit sich eine Grundsuppe von Gemeinheit sammelt, welche anzurühren ein unangenehmes Geschäft ist. Jedoch, da ich einmal den Widerwillen, den mir diese ganze Arbeit einflößt, so weit überwunden habe, so will ich auch, dass kein Zug zu diesem Gemählde von Plattheit fehle.

Nicht viel später, als das Kantische System anfieng, in Teutschland allgemeines Aufsehen zu erregen, erhob sich ein anderes in seiner Art nicht minder grosses und bedeutendes System aus seiner unverdienten Dunkelheit, ich meine das *Brownische System der Heilkunde*, welches unter denen, die sich dafür und dawider interessirten, nicht geringen Zwiespalt und wo möglich heftigere Parteikämpfe erweckte, als das erstere. — Und welche Grundsätze hat

die A. L. Z. in Anſehung dieſes Syſtems befolgt? Kaum traut man ſeinen Augen, wenn man in den oft angeführten Erläuterungen gegen *Schlegel* ſieht, wie die Redactoren zum Beweis, was das Publicum durch den *Aufſchub* ihres Urtheils über neue wichtige Ereigniſſe gewinne, ſich auf ihr Verfahren in Anſehung des Brownſchen Syſtems berufen. Es iſt merkwürdig genug, daſs ſie gerade bei dieſer Gelegenheit in ihrer Angſt und Schnelligkeit keine andre Rec. als Beleg zu nennen wiſſen, als die über die Brownſchen Schriften kurz zuvor erſchienene. Doch dieſs mag hingehen, aber iſt es nicht gränzenloſe Frechheit, hier gerade dieſen Gegenſtand zu berühren, oder nehmen ſie ihre Leſer wirklich für ſo ſchwachſinnig an, daſs ſie vergeſſen haben ſollten, *welche* Recenſionen über das Brownſche Syſtem ſeit 1795 und vielleicht früher bis kurz vor der Erſcheinung der jüngſten von Herrn *Stieglitz* in ihrer Zeitung erſchienen ſind, und wie ſie gerade in Anſehung dieſes Syſtems dem ſchnödeſten Parteigeiſt nicht nur Thür und Thor geöffnet, ſondern ſelbſt ihr Blatt zum Werkzeug deſſelben gemacht haben? — Man weiſs, daſs gelehrte Aerzte, die gegen dieſes Syſtem *pro aris et ſocis* zu ſtreiten hatten, in der Lit. Zeit. über daſſelbe bis zu der letzten Zeit das Wort führten. Hat etwa der Rec. der Brownſchen Schriften in No. 274, 275. v. J. 1795. nicht in dieſem Jahr ſchon über das Brownſche Syſtem das Endurtheil in der A. L. Z. gefällt? Und nun im J. 99. wagen ſie es, die Leſer glauben zu machen, als wären dieſe

Schrif-

Schriften jezt zuerſt zur Sprache gekommen! — Wie nennt man ein ſolches Verfahren im gemeinen und bürgerlichen Leben? — Von welcher Art jenes Endurtheil geweſen ſey, braucht nicht geſagt zu werden. Nach demſelben iſt Brown der unwiſſendſte und unverſchämteſte Syſtemmacher, man vergleiche nun damit das zweite Endurtheil im §. 99. — Es liegt aber in jener Anführung der Rec. Brownſcher Schriften noch etwas anders verborgen, nämlich die Meinung, als ob nun jene im Jahr 1799 in der A. L. Z. erſchienene Recenſion das wirkliche Definitivurtheil über dieſe Sache wäre, von welchem weiter keine Appellation Statt fände. Daſs aber jener Rec. dazu ſehr viel, nämlich die Hauptſache fehlt, *Principien*, aus welchen ſie allein entſchieden werden kann, hat ſchon Hr. *Böſchlaub* in ſeiner Erklärung mit Recht bemerkt. Was man zum Lobe jener Recenſion ſagen kann, hat eine lediglich relative Bedeutung in Bezug auf die vielen vorhergegangnen Recenſionen und Beurtheilungen in der L. Z. nicht nur, ſondern auch in andern Zeitſchriften und Werken, welche von dem Geiſt und der hohen, groſsen Paradoxie des Brownſchen Syſtems gröſstentheils auch nicht eine ferne Ahndung gehabt haben. Daraus aber, daſs der Verfaſſer jener Recenſion in den Geiſt des Syſtems einen tiefern Blick gethan hat, als die meiſten ſeiner Vorgänger, und als manche Vertheidiger dieſer Lehre ſelbſt, folgt noch nicht, daſs ſeine Recenſion die eindringendſte und kräftigſte ſey, welche nicht nur überhaupt, die'

verſteht ſich von ſelbſt, ſondern welche auch ſchon jetzt, nach dieſen vorhergegangenen Unterſuchungen und Entdeckungen, möglich iſt, und zuverläſſig wird der Verf. ſelbſt dies am wenigſten glauben. Hr. *Stieglitz* beruft ſich in der Antwort auf die angeführte Erklärung *Röſchlaubs*; worinn nämlich geſagt wird, daſs alles Urtheil über ein Syſtem der Heilkunde auf *allgemeine* Principien der Naturwiſſenſchaft zurückkommen müſſe, welche der Rec. offenbar nicht zu Grunde liegen; auf mein Urtheil von ſeiner erſten Recenſion. Allein es kam hier meines Erachtens nicht auf die allgemeinen Aeuſserungen über das Geiſtreiche der Recenſion, welche nur ſubjectiv und ein ganz natürlicher Erfolg des angenehmen Eindrucks waren, den die Rec. durch die Belehrung und die Anregung mancher meiner Ideen, die ich ihr verdankte, gerade auf mich gemacht hatte, ſondern auf das *Objective* in meinem Urtheil an. Dieſs iſt nun aber nichts anders, als die von ihm richtig angegebne und beſtimmte Frage, auf welche es zwiſchen Brown und ſeinen Gegnern hauptſächlich ankommt, nämlich die, ob die Erregbarkeit durch directe Einwirkung, oder aber nur indirect veränderlich ſey, und in Anſehung dieſer Frage gerade wird in der von Herrn Stieglitz angef. Abhandlung behauptet, müſſe nach Principien der Naturphiloſophie *für* Brown entſchieden werden. Was die Recenſion der Röſchlaub'ſchen Schriften von demſelben Verf. betrifft, ſo ſcheint es, daſs er in der erſten wirklich faſt

faſt alles Intereſſante, was er wuſste, geſagt hatte, und es iſt daher nicht zu verwundern, dafs ſie hinter der erſten um vieles zurückſteht. Es iſt zwar nicht zu läugnen, dafs die Einwürfe darinn auf eine Art vorgebracht werden, welche glauben machen könnte, ſie wären unwiderleglich, ich denke aber zeigen zu können, dafs ſie gerade ſo, wie ſie von dem *Verf.* vorgetragen ſind, ſehr leicht widerlegt werden können. — Dem möchte nun aber ſeyn, wie ihm wollte, und angenommen ſelbſt, dafs die beiden Recenſionen die möglich vortreflichſten ſind, ſo frage ich, um jetzt zu meinem eigentlichen Gegenſtand zurückzukehren, ob dadurch ſo viele der Tendenz ſowohl als dem Innhalt nach höchſtſchlechte, welche in demſelben Blatt über denſelben Gegenſtand erſchienen ſind, gut gemacht werden können?

Das neueſte Beiſpiel, wie die Redactoren der Lit. Z. ihre eignen Maximen beobachten, bei welchem ich hauptſächlich darum länger verweilen werde, weil man aus demſelben am auffallendſten wahrnehmen kann, bis zu welchem Grad von Niedrigkeit ein ſonſt löbliches Inſtitut durch Schuld ſeiner Vorſteher ſinken könne, iſt das Betragen, welches die Lit. Zeitung gegen die Herren *Schlegel* beobachtet hat, die beide und wovon der Eine eine Zeitlang an ihrem Blatt auf eine Art, und mit einem Aufwand von Talent und Kraft gearbeitet hat, welchen ſie wohl von wenigen oder, richtiger zu reden,

keinem ihrer Mitarbeiter rühmen können. Es würde hier nicht der Ort seyn, der wissenschaftlichen und kritischen Laufbahn dieser Schriftsteller zu folgen. Man wird es über kurz oder lang gestehen *müssen*, dafs namentlich das *Athenäum* kräftiger, als es irgendwo sonst geschehen ist, den grofsen Wendepunct der Kunst und der Wissenschaft bezeichnet hat, an welchem das Zeitalter jetzt steht. Und wenn diese Zeitschrift kein Verdienst hätte, als das, in einem Augenblick, wo eine Menge Auctoritäten, welche aufhören Auctoritäten zu seyn, die letzten Kräfte anwenden um den Gang des Zeitalters, der seine paralysirende Wirkung auf sie schon geäufsert hat, wo möglich noch zu retardiren, — (von dem in Aufruhr gekommenen Pöbel nichts zu sagen) — in einem solchen Augenblick, sage ich, den Geist der unendlichen Progressivität auf alle Weise und hauptsächlich dadurch geweckt und erhalten zu haben, dafs es keinen Namen als ein vor der Prüfung schützendes Privilegium anzusehen, vor keiner Paradoxie zu erschrecken, sich zum Princip gemacht, und einen wahrhaft kritischen Geist fast über alle Gebiete der Wissenschaft, so wie über das der Kunst ausgedehnt hat, so würde dieſs genug seyn um ihm die Achtung aller denkenden Köpfe jetzt und für die Zukunft zu erwerben; und ich sage dieſs insbesondre hier, weil zu erwarten steht, dafs auch die Physik durch diese Zeitschrift mit Ideen werde bereichert werden, die wenn Witz und Paradoxie zu allen Dingen gut sind für diese Wissenschaft

eben

eben so interessant seyn werden, als ihr manche Ideen eines *Baader's* u. a. gewesen sind.

Gegen das herzhafte und rücksichtslose Betragen eines Journals, das noch keine so grosse Präsumtion für sich haben konnte, als ein Blatt, das wie die L. Z. wenn nicht durch seinen Gehalt doch durch das Recht der Verjährung gedeckt ist, ist freilich das feige Benehmen dieses Blatts im höchsten Grade abstechend. Wie weit diese Feigheit bei der Lit. Z. gehe, könnte man, wenn man nicht ihre eignen Geständnisse darüber hätte, allein schon aus der Furcht ermessen, welche selbst die verächtlichsten Scribenten ihr einzuflösen im Stande sind. Es ist, um nur ein Beispiel anzuführen, bekannt, dass der Buchhändler Nicolai seit Jahr und Tag — nicht nur gegen Göthe, Kant, Schiller, Fichte u. a. lästert, sondern was noch mehr ist — gegen die Kantianer schreyt, welche gewissermaafsen zu der Sippschaft und Brüderschaft der Lit. Z. gehören. Herr *Schütz* hat alles, was von andern Seiten her seit mehrern Jahren über diese Menschenclasse ergangen ist, treulich mit auf sich bezogen, und sich für Ausfälle auf sie überhaupt mehrmals reizbar gezeigt. Was thut nun die Allg. Lit. Z. — Sie schweigt. — Warum? Aus Verachtung? Dieſs kann nicht der Fall seyn, da die Redactoren im Innersten doch wohl so schlecht von ihm nicht denken, dass sie ihn nicht noch immer einer Recension werth hielten. Warum also? — Aus keinem andern Grunde, als weil sie selbst vor dem

Abſchaum der Literatur Furcht haben wenn er nur ſich bewegt. — Einen Anfang jedoch hat die L. Z. mit Nicolai gemacht. Eine Schrift, worinn der alte Geck ſich noch geplagt hat, den Briefton einer jungen Frau nachzuahmen, und welche faſt ausſchliefslich gegen das Athenäum gerichtet iſt, hat man vielleicht ebendeſswegen noch am ehe- gewagt zu recenſiren, und zwar als eine geiſtreiche Dichtung, obgleich unter wohlüberlegter Verſchweigung der Namen ſowohl des unverkennbaren Herrn Verfaſſers, als auch der beyden Schriftſteller, gegen welche ſie geſchrieben iſt, auf folgende Art angeprie- ſen: „Wer die Alleinweisheit mancher jungen Phi- „loſophen, den gelehrten Egoismus, das ſtolze Hin- „wegſetzen über bürgerliche Verhältniſſe und Con- „venienz, kurz wer die Zeichen der Zeit zu ſehen „und ſich darüber zu ärgern Gelegenheit gehabt hat, „der wird bei der Lectüre dieſes Romans den Satyr „preiſen, der ſie ſcharf ins Auge faſst, und mit „Witz und Laune ſolche Thorheiten züchtigt.“ Man beliebe ſich dieſe vortreffliche Manier zu merken, Schriftſteller zu verdammen, ohne daſs man ſie er- wähnt, denn vom Athenäum war bis dahin keine Sylbe in der A. L. Z. vorgekommen. Wer die Anec- dotenjagd und die Klätſcherei, welche in den li- terariſchen Zeitungsbuden zu Hauſe iſt, kennt, wird auch ohne die anderweitigen Proben von der Glaubwürdigkeit der Redactoren, ſobald es ihre Ver- theidigung betrifft, (ſ. oben), das Vorgeben des äl- tern Redacteurs, als hätte er die Tendenz des

Buchs

Buchs ganz nicht gewuſst, auf beſondre Art glaublich finden müſſen. Geſetzt aber, man laſſe dieſs dahingeſtellt ſeyn, womit wollen die Herausgeber es entſchuldigen, daſs ein ſo abgeſchmackter Menſch, der im Stande iſt, ein Buch von Nicolai als eine dichteriſche Compoſition zu betrachten, überhaupt an der A. L. Z. mitarbeitet?

Wenige Tage, nachdem die Lit. Z. ſich zu gut gefunden hatte, um in jeden eben aufkeimenden Streit ſich zu miſchen, nachdem ſie es für das Beſte der Wiſſenſchaften zuträglich gehalten hatte, namentlich in dem Streit zwiſchen (?) den Herrn Gebrüdern Schlegel und ihren vielen Widerſachern ihre Stimme auf ſpätere Zeiten aufzuſparen, wurde denn doch ein Wort gegen das bisher wie alle übrigen Schlegelſchen Schriften (Eine ausgenommen) völlig ignorirte Athenäum laut, und zwar ein ſolches, was in den hitzigen Streit ſo vieler Widerſacher gegen daſſelbe gar ſehr einſtimmt. So fein wiſſen die Redactoren ihre Maximen zu beobachten, ſobald ein perſönliches Intereſſe ins Spiel kommt. — Möchten ſie aber doch immerhin, wäre nur nicht dieſe Recenſion ein neuer und noch weit mehr auffallender Beweis ihrer völligen Untauglichkeit zur Redaction, (welche doch wohl mit der Unfähigkeit Recenſenten zu wählen, Eins iſt), als die beiden oben vorgekommnen Recenſionen meiner naturphiloſophiſchen Schrift. Wenn ich für dieſe Schrift einen Rec. gefordert habe, der Phyſiker und ſpeculativer Philoſoph in gleicher Ener-

gie seyn, so mufste für das Athenäum ein Rec. gefordert werden, der über Philosophie und Poesie, über Kunst und classisches Alterthum, besonders aber über den unbedingten Werth des Witzes und einer scharfen Kritik gleich richtig und eindringend zu urtheilen fähig wäre. Statt dessen wird es einem Beurtheiler übertragen, welcher eine gründliche Kenntnifs aller jener Gegenstände durch nichts bewiesen, und welchem es für Beurtheilung der letzteren an jedem andern als dem gemeinsten moralischen — was sage ich moralischen? vielmehr bürgerlichen — Standpunct fehlte, von dem man noch überdiefs wissen konnte, dafs ihm weder das tägliche Zeitungsschreiben Zeit gelassen sich auf der Höhe des Zeitalters zu erhalten, noch das Studium französischer Memoiren Gelegenheit gegeben, den Sinn für Kunst, Speculation und Witz zu üben. — Derselbe Recensent ist es von welchem die Leser der A. L. Z. künftig ohne Zweifel die meisten Beurtheilungen im Fache der schönen Literatur namentlich die von *Wilhelm Meister* zu erwarten haben!

Ich bin müde, diese Erörterung fortzusetzen, doch ist noch das Letzte zurück. — Die Lit. Z. ist zu gut, für oder wider eine Partei als Werkzeug gebraucht zu werden — nicht aber um das Product eines vor mehrern Jahren schon wegen eines bei weitem weniger unwitzigen Pasquills vor dem Publicum gebrandmarkten Menschen — ein Product, das in jeder Rücksicht so beschaffen ist, dafs die Redactoren selbst sogar, (was viel sagen heifst), in jeder

andern Lage, es unter der Würde einer gelehrten Zeitung geachtet hätten, davon Notiz zu nehmen, jetzt, da es darauf ankam, auch die unterſte Claſſe gegen zwei Schriftſteller, deren einer ihnen vor kurzen auf eine ihnen freilich bisher ungewohnte Art die Wahrheit geſagt hatte, in Bewegung zu bringen — ein ſolches Product ſage ich in einer ſolchen Zeit zum Object einer gründlichen, ihren Gegenſtand mit weitläuftiger Gelehrſamkeit behandelnden Kritik durch denſelben Rec. machen zu laſſen, der kurz zuvor das Athenäum beurtheilt hatte, und — ſo endlich bis zur Allianz mit den verächtlichſten Weſen der Schriftſtellerwelt herabzuſinken.

Sicherlich kann ich hier aufhören und brauche nichts hinzuzufügen, den Unwillen über dieſen Miſsbrauch, den ein paar Menſchen von ihrem allmählig erlangten Einfluſs, und der gelichenen Auctorität machen, weiter zu erregen. Lieber will ich die lächerliche Seite der Sache herauskehren. Es iſt die Einbildung, welche hauptſächlich durch das ſo eben entwickelte Betragen recht offenbar wird, als ob *ſie* fähig wären dem Fortgang der Zeit oder dem Wirkungsvermögen einzelner ausgezeichneter Köpfe ſich entgegenſetzen oder Abbruch thun zu können. Denn daſs beide durch innere Energie gegen alle Entgegenſetzung am Ende doch ſiegreich bleiben, ſollen ſie nach ſo vielen hierüber gemachten Erfahrungen immer noch lernen.

Viel.

Vielleicht berufen sich die Herausg. der Lit. Z. nachdem ihnen alles andere genommen ist, zuletzt noch darauf, dass doch auch in ihrem Blatt das noch nicht anerkannte Verdienst geltend gemacht, der usurpirte Ruhm bestritten worden sey, dass sie doch auch manche kühne Wahrheit zuerst ans Licht gebracht. Ich bin nicht gesonnen, diese Thatsache zu läugnen, noch will ich sie durch Vergleichung der wenigen Fälle, wo es geschah, mit den unzähligen, wo es unterblieb, oder durch Anführung entgegengesetzter Fälle, wo durch ihr parteiliches Lob anerkannt ungeschickte und talentlose Menschen zu einem augenblicklichen Ruf gelangten, auf ihren wahren Belange zurückführen. Aber es dünkt mir sehr leicht zu erklären, wie es ohne alles Verdienst der Herausg. damit ohngefähr zugegangen. Die A. L. Z. ist ein einmal eingerichteter Weg, etwas mit Sicherheit in die Hände einer grosen Anzahl von Lesern zu bringen. Diesen Vorzug haben vortreffliche Männer manchmal zu guten Absichten benutzt. Die Red. selbst sahen wohl ein, dass sie solche lichte Puncte in ihrem Journal bedürften, um die den gröfsern Raum anfüllende Mittelmäfsigkeit und Alltäglichkeit zu heben. Kritische Meisterwerke waren freilich nicht zurückzuweisen, wenn sie auch ihren damaligen Ueberzeugungen, Wünschen und Absichten widersprachen. Gewohnt, sich am Ende doch immer dem Erfolg zu bequemen, den sie, wenn so gewichtige Stimmen sich erklärten, mit Wahrscheinlichkeit vorhersehen konnten, wollten sie lieber das

An-

Anſehen genieſsen, ihn ſelbſt mit herbeigeführt, als ihn von auswärts erwartet zu haben. — Jedoch ich ſpreche hier immer noch von vorigen Zeiten, da ich doch von der jetzigen ſprechen ſollte. Wie würde das langmüthige und leichtgläubige Publikum erſtaunen, wenn es einmal die Namen der meiſten Menſchen erfahren ſollte, deren Arbeiten zu leſen es noch immer auf die gutmüthigſte Weiſe ſich gefallen läſst. — Setzen wir den Fall, dafs ein Fremder, der die teutſche Literatur nur im Allgemeinen, jedoch ihre berühmteſten Namen kennt, ſich über die A. L. Z. unterrichten laſſe, und dafs er z. B. wegen des philoſophiſchen Fachs frage: Recenſirt *Kant*? — Nein. — Aber *Fichte*? — Bewahre Gott! — Aber *Reinhold*? — Auch nicht. Oder *Jacobi*? Noch weniger. — Wer recenſirt denn alſo? — Schüler, die an philoſophiſchen Recenſionen ihre erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche machen, Autoren, die wenn ſie unter ihren Namen etwas erſcheinen lieſsen, kaum den Verleger fänden — — Lieber Leſer, welchen Begriff vom teutſchen Publicum würde dieſer Fremde aus einem ſolchen Geſpräch ſich machen — und das einheimiſche Volk, das dieſs alles *weifs*, iſt gar nicht verwundert und findet es am Ende noch natürlich. — In welchem andern Theil der cultivirten Welt könnte ein ſolches Inſtitut mit ſolcher renommirten Schlechtigkeit beſtehen? —

Ich kann nicht umhin hier noch die Frage aufzuwerfen, wie es wohl mit den Rec. der A. L. Z. im

im *phyſikaliſchen* Fach anſehen mag? — Man kann ſich dieſe Frage ohngefähr daraus beantworten, daſs ſie bis jetzt noch die wichtigſten Ereigniſſe deſſelben ignorirt haben. Von dem was über Naturphiloſophie geſchrieben worden, ſucht man auſser den beiden Recenſionen meiner erſten naturphiloſophiſchen Schrift vergebens irgend eine Spur, vergebens z. B. eine Anzeige von den tiefſinnigen Schriften eines *Baaders*, von den nicht minder wichtigen eines *Eſchenmayers*, vergeblich einige Nachricht von der groſsen Ausdehnung, welche die galvaniſchen Erſcheinungen durch die ſinnreichen Experimente eines *Bitters* erlangt haben. Dagegen wird, um dieſe Lücke doch ſcheinbar auszufüllen, von Herrn Schmids Phyſiologie, einem Werk welches, bei manchen andern Vorzügen, doch die Wiſſenſchaft um keinen Schritt weiter gebracht hat, ein weitläuftiger Auszug ohne irgend einen eigenen Gedanken des Rec. durch mehrere Blätter hindurch ausgedehnt.

Die Herausgeber geſtehen zwar in der oft angeführten öffentlichen Urkunde ihre vielen und ſchreienden Schulden, entſchuldigen ſie aber mit ihrem Unvermögen die gehörigen Recenſionen zu ſchaffen. Allein, wenn dieſs der Fall iſt, warum ſtellen ſie das Recenſiren nicht ganz ein, oder warum fahren ſie fortdurch den Titel *allgemeine* L. Z. zu täuſchen? Aber ſie haben doch ſo viele groſse und verdiente Gelehrte für ihr Inſtitut zum Beitritt eingeladen, und ihn auch erhalten! — Haben ſie ihn auch wirklich im Ernſt erhalten?

ten? — Ich weiſs wohl, daſs ſie in der Philologie Recenſionen von *Wolf*, in der Geſchichte von *Joh. Müller*, daſs ſie einzelne Recenſionen von Kant, Fichte, Schiller aufzuweiſen haben. Aber es iſt vom jetzigen Zuſtand die Rede. Niemand kann das bisher Geſagte ſo verſtanden haben, als ob ich die ehemaligen Beiträge ſolcher Männer im mindeſten herabſetzen wollte, es wäre vielmehr zu wünſchen, daſs ſie ſelbige durch Aufnahme unter ihre Schriften der Vergeſſenheit entzögen, welcher die A. L. Z. mit ſo ſchnellen Schritten entgegeneilt.

Da dem nun alſo iſt, und die A. L. Z. in allen Fächern der menſchlichen Wiſſenſchaft und Kunſt, die von dem allgemeinſten Intereſſe ſind, zu immer tieferer und tieferer Nullität herabſinkt, ſo gebe ich ihnen ſchlieſslich, und um mich dadurch noch als ihren Freund zu beweiſen, den wohlgemeinten Rath, ſich ganz auf das Intelligenzblatt einzuſchränken, dieſes zu cultiviren, und von dem unnützen Recenſiren gänzlich abzulaſſen. Denn nicht nur iſt das Intelligenzblatt noch das einzige belehrende und unterhaltende ihres Journals, und es wird auch von Literatoren des nächſten Jahrhunderts fleiſsig nachgeſchlagen werden, wenn kein Menſch mehr die Recenſionen nachſieht, in denen man von allem was Epoche gemacht hat, nichts Bedeutendes finden, und die Wendepunkte der öffentlichen Meinung, die Revolutionen in den Wiſſenſchaften gänzlich vermiſſen wird; ſondern es kommt auch noch überdieſs

dieſs der merkantiliſche Vortheil in Betracht, daſs ſie das Honorar für die Recenſenten und die Druckkoſten erſparen, indeſs die Leſer doch, weil ſie der Langenweile des Durchblätterns entübrigt wären, für das bloſse Intelligenzblatt beinah denſelben Preis bezahlen würden. Die Redactoren rühmen ſich, daſs ihr Journal „in alle Länder in und auſser „Europa, wo man Literatur kennt, Eingang gefun„den und erhalten hat.“ Freilich wenn ſo etwas einmal eingerichtet iſt, hört es nicht ſo leicht wieder auf. Immerhin alſo mögen ſie eine Weile noch ihre für das Auge angefüllten für den Geiſt aber leeren Blätter als Ballaſt des Intelligenzblattes, wenn ſie wöllen bis nach New-York, nach Irkutzk und mit Dr. Lenharts Geſundheitstrank — bis nach Cairo verſenden. Das ſehen ſie deſſen unerachtet doch ſelbſt ein, daſs es auf den jetzigen Fuſs nicht lange fortgehen könne. Daſs ein neues Zeitalter eingetreten, haben ſie nicht gemerkt, aber es kommt ein neues Jahrhundert der Jahrzahl nach, und eine ſolche Periode denkt ſich wer kein gutes Gewiſſen hat immer als eine Art von jüngſtem Tage. Sie haben daher gleich zu Anfang dieſes Jahres eine *vorläufige Anzeige von den für die allg. Lit. Zeit. des neunzehnten Jahrhunderts zu treffenden neuen Einrichtungen* eingerückt. Sie verſprechen ihren Leſern einen desfalls zu entwerfenden ganz neuen Plan vorzulegen. Es iſt zwar ziemlich problematiſch, woher dieſer Plan wohl kommen ſollte, und wie weit zu einem ſolchen der Witz der Herausgeber zureichen möchte

Auch

Auch iſt bis jetzt, d. h. nach drei Monaten ſeit jener Anzeige noch nichts davon erſchienen. Jedoch man muſs die Hoffnung nicht zu früh aufgeben, bei dieſer Gelegenheit neue Offenbarungen aus der Fülle von Weisheit, beſonders aber allerlei Kenntniſſe über die wiſſenſchaftlichen Begriffe und encyclopädiſchen Anſichten der Herren Redactoren zu erlangen, und wir können unſern Vorſatz nicht bergen, davon, ſobald etwas von dem verſprochnen Plan erſcheint, einige Notiz zu nehmen. — Aber leider ſcheint uns bei noch genauerer Anſicht alles weit einfacher zu ſeyn, als wir uns erſt vorgeſtellt haben. Denn *ein Theil ihrer Ideen* beſteht „in nach „und nach einzurückenden Recenſionen der wiſ„ſenſchaftlichen Werke von einigem Belang, die ſeit „dem Anfange der A. L. Z. bisher aus Mangel an „Platz noch nicht zur Anzeige gekommen ſind.“ — Aus Mangel an *Platz*? Aus keinem andern Grunde? Aber wo haben ſie denn den Platz für die zahlloſe Menge unintereſſanter Recenſionen der unintereſſanteſten Schriften hergenommen? und woher ſoll denn jetzt plötzlich der neue Zuſchuſs von Platz kommen? — Wenn nur die teutſchen Autoren ſo gut ſeyn wollten, vorerſt ein Paar Jahre hindurch nichts Gutes und vollends nichts Vortreffliches zu ſchreiben. —

Doch muſs ich noch die beſondere Artigkeit bemerken, daſs ſie, was ihre erſte Schuldigkeit iſt, und ſich von ſelbſt verſteht, als eine ganz

eigne *Idee* zur Verbeſſerung vorſtellen. Noch iſt auch nicht einmal zum Realiſiren dieſer Idee der Anfang gemacht, vielmehr ſcheint gegen das Ende des Jahrhunderts noch alles, was von unbedeutender und verlegner Waare nach ſo tüchtigen Griffen in dieſen Vorrath übrig geweſen iſt, zuſammengekehrt zu werden, um das Jahrhundert auf eine der L. Z. würdige Art zu Grabe zu bringen. Es muſs ſich alſo bald ausweiſen, ob dieſe ganze Ankündigung etwas mehr iſt, als ein neu ausgeſonnenes Mittel, die Geduld des gutmüthigen Leſers noch länger hinzuhalten.

Wie lange wird endlich bei ſo offenbarer Täuſchung, bei der immer gröſser werdenden Dreiſtigkeit in beſtändig wiederholten Vorſpiegelungen gegen das Publikum, bei der nun auf mannichfache Weiſe bewieſnen unglaublichen Untauglichkeit, unendlichen Abgeſchmacktheit, und was in gewiſser Rückſicht noch mehr iſt den ſchlechten Grundſätzen der Pfleger und Beſorger dieſes Inſtituts die bisher gegen daſſelbe bewieſne Langmuth der teutſchen Leſewelt fortdauren? — So lange, bis ihr, beſsere Schriftſteller, gegen etwas ſo unheilbar Schlechtes, als dieſer faule Fleck der Literatur iſt, gegen dieſen Sitz und Heerd der Verſchwörung gegen jeden jetzt noch zu machenden Fortſchritt in Wiſſenſchaft und Kunſt, dieſe Heerberge aller niedrigen Tendenzen und Leidenſchaften, die jezt in der literariſchen Welt geweckt worden ſind, gemeinſchaftliche Sache macht,

Ich

Ich weifs, dafs bisher alle befsere Schriftſteller ſich geſcheut haben, ein Wort über einen ſolchen Gegenſtand zu verlieren, ich weifs auch, welche Ueberwindung der Entſchlufs dazu koſtet, und fühle insbeſondere jetzt, da ich die Feder eben niederlegen will, mit welchem Eckel ſeine Ausführung erfüllt. Aber es giebt ein höheres Intereſſe, was auch dieſen ſonſt unbezwingbar ſcheinenden Widerwillen zu bezwingen ſtark macht.

Was mich betrifft, ſo habe ich das Meinige gethan, und glaube der Literaturzeitung ſowohl als meinem Eifer für die gute Sache ein Denkmal geſtiftet zu haben, dergleichen jene zuvor nie geſehen, und dergleichen, beinahe wage ich es zu hoffen, künftig kaum mehr nöthig ſeyn wird, und indem ich mich jetzt aus dieſem Abgrund von Gemeinheit und Schlechtigkeit wieder emporarbeite, iſt mein Gefühl demjenigen nicht unähnlich, mit welchem man den Vers bei'm Dante lies't:

E poi uſcimmo a riveder le ſtelle.

III.

Allgemeine Deduction des dynamiſchen Proceſſes oder der Categorieen der Phyſik

vom

Herausgeber.

§. 1.

Die einzige Aufgabe der Naturwiſſenſchaft iſt: *die Materie zu conſtruiren.* Dieſe Aufgabe kann gelös't werden, obgleich die Anwendung, welche von dieſer allgemeinen Auflöſung gemacht wird, eine nie vollendete iſt. Wäre die Abſicht einer allgemeinen Theorie der Natur die: die unendliche Mannichfaltigkeit und Tiefe der Erſcheinungen, welche in die Natur bewuſstlos gelegt iſt, mit Bewuſstſeyn zu erreichen, ſo müſste ſie freylich unter die Unmöglichkeiten

keiten gerechnet werden. Zwar müſſen dieſelben Principien, welche für die Conſtruction jedes einzelnen Körperindividuums gelten, auch für die des abſoluten Individuums gelten, und die Kräfte, deren Spiel wir im einzelnen Proceſs darthun können, auch in dem abſoluten Proceſs, deſſen bloſse Zweige alle einzelnen Erſcheinungen ſind, die erſte Rolle haben. Aber die unendliche Variation jener Principien in Anſehung ihres Verhältniſſes, oder die zahlloſen Puncte, an welchen zugleich dieſer allgemeine Proceſs anhängig gemacht iſt, zu durchſchauen, und die Menge von Stuffen zu bezeichnen, welche von dem einzelnen Proceſs bis zu dem allgemeinen der Natur reichen, in welchen nur als einzelnes Glied wieder eintritt, was auf einer niederern Stuffe ſelbſt ſchon Product des zuſammengeſetzteſten Proceſſes iſt, — dieſs iſt eine Aufgabe, welche alle endlichen Kräfte überſteigt, und welche in der Natur ſelbſt nur durch bewuſstloſe Production gelös't werden konnte. Unſer ganzes Beſtreben kann ſich alſo nur darauf beſchränken, die *allgemeinen* Principien aller Naturproduction zu erforſchen, die Anwendung aber, welche nach allen Dimenſionen in's Unendliche geht, auch als eine unendliche Aufgabe zu betrachten. — Ebenſo, wie der Aſtronom die allgemeinen Geſetze erkennt, welche die Bewegungen des Univerſums regieren, ohne deſswegen mit denſelben in die ganze Tiefe des Himmels zu dringen,

§. 2.

Nun behaupten wir aber, und es iſt bewieſen worden, daſs diejenigen Erſcheinungen, welche wir unter dem Namen des dynamiſchen Proceſſes begreifen, und welche die einzig primitiven der Natur ſind, nichts anders, als ein beſtändig nur auf verſchiedenen Stuffen wiederhohltes Selbſtconſtruiren der Materie ſeyen. Es iſt alſo auch eine Deduction des dynamiſchen Proceſſes einer vollſtändigen Conſtruction der Materie ſelbſt gleich zu ſchätzen, und alſo Eins und daſſelbe mit der höchſten Aufgabe der geſammten Naturwiſſenſchaft.

§. 3.

Da ſelbſt die organiſche Natur nichts anders, als die in der höhern Potenz ſich wiederhohlende unorganiſche iſt, ſo ſind uns zugleich mit den Categorien der Conſtruction der Materie überhaupt auch die für die Conſtruction des organiſchen Products gegeben. Die gegenwärtig anzuſtellende Unterſuchung iſt alſo zugleich die allgemeinſte der geſammten Naturwiſſenſchaft.

§. 4.

Es iſt zwar in den neuern Schriften des Verfaſſers im Allgemeinen bewieſen worden, *daſs Magnetismus, Elektricität, und chemiſcher Proceſs die allgemeinen Categorieen der Phyſik ſeyen*, jedoch iſt nicht auf beſtimmte Art gezeigt worden, wie denn

nun

nun gerade durch dieſe drey Functionen, und nur durch dieſe die Conſtruction der Materie vollendet werde. Dieſs läſst ſich aber, zum voraus zu ſchlieſſen, nur aus dem Verhältniſs jener Functionen zum *Raum*, und insbeſondere zu den *Dimenſionen* des Raums zeigen. Die erſten Linien dieſer Unterſuchung ſind in dem kürzlich erſchienenen *Syſtem des transſcendentalen Idealismus* gezogen worden, die weitere Ausführung davon aber, ſo wie die Darſtellung vom Standpunct der Naturphiloſophie aus, hat ſich der Verfaſſer für dieſe Zeitſchrift vorbehalten.

§. 5.

Um die Unterſuchung nicht unnöthig zu verlängern, ſetzen wir voraus, der Leſer ſeye bereits auf dem Punct angekommen, von welchem aus ein urſprünglicher Gegenſatz von Kräften in dem ideellen Subjecte der Natur als nothwendig zu jeder Conſtruction erſcheint, und von dieſem Punkt aus laſſen wir ſogleich die Reihe unſerer Schlüſſe vor ſeinen Augen ſich entwickeln. Wir bemerken nur noch, daſs wir die Eine jener Kräfte, die nach aufsen gehende, die *expanſive*, die andere aber, welche als auf das Innre der Natur zurückgehend gedacht werden muſs, die *retardirende* oder *attractive* nennen werden. Die erſte an und für ſich betrachtet iſt ein *reines Produciren*, in welchem ſich ſchlechthin nichts unterſcheiden läſst, die andere erſt bringt in dieſe allgemeine Identität *Entzweiung*, und dadurch

durch die erſte Bedingung der wirklichen *Production.*

§. 6.

Da dieſe Kräfte Kräfte Eines und deſſelben identiſchen Subjects, der Natur, ſind, ſo können ſie einander nicht blos relativ, ſondern ſie müſſen ſich abſolut entgegengeſetzt ſeyn.

Beweis. Denn wenn wir annähmen, daſs die beiden Thätigkeiten von verſchiedenen Puncten ausgiengen, ſo daſs die hemmende Kraft der Natur überhaupt keine urſprüngliche, ſondern eine bloſs abgeleitete, nur auf dem täuſchenden Spiel wechſelſeitig ſich einſchränkender Expanſivkräfte beruhende Kraft wäre, ſo könnten ſich auch die beiden Kräfte urſprünglich nur durch ihre *Richtung* entgegengeſetzt ſeyn, und dieſe entgegengeſetzte Richtung hinweggedacht wären beide gleich poſitiver Natur. Nun iſt aber in dem Unendlichen, welches als dem Endlichen ſelbſt vorangehend gedacht werden muſs, ſelbſt keine Richtung ohne *urſprüngliche* Entgegenſetzung, denkbar. — Wären beide Kräfte ſich durch die bloſse Richtung entgegengeſetzt, ſo daſs es, wie z. B. bei zwei mechaniſchen Kräften, welche in entgegengeſetzter Richtung auf Einen und denſelben Körper ſtoſsen, völlig gleichgültig wäre, welche von beiden als poſitiv, welche als negativ angenommen würd, ſo müſste auch das Verhältniſs in der Natur ſelbſt alle Augenblicke ohne wirkliche Veränderung ſich umkehren kön-

können. Dafs aber im Ganzen der Erfcheinungen eine unveränderliche Ordnung beſteht, iſt nicht zu begreifen, wenn nicht die ordnende und einſchränkende Kraft eine durch das Ganze gehende, und conſtant negative iſt, welche nie in die entgegengeſetzte übergehen, oder aufhören kann, ihr entgegengeſetzt zu ſeyn. Wir werden daher die Eine jener beiden Kräfte als die ſchlechthin *poſitive*, die andere als die ſchlechthin *negative*, beide aber als in Einem und demſelben identiſchen Subject, der Natur, urſprünglich vereinigt annehmen müſsen.

§. 7.

Wenn die Speculation über jene abſolute Vereinigung entgegengeſetzter Thätigkeiten, die wir im Begriff der Natur denken, hinaufſteigt, ſo haben wir kein anderes Object mehr, als das abſolut-Identiſche, was für die Anſchauung durch die bloſse Null, oder den abſoluten Mangel an Realität bezeichnet iſt. Wir werden in der Folge hören, wie die Natur in allen ihren Erſcheinungen das Beſtreben, in dieſe Null zurückzukehren zeigt, obgleich es ihr nie gelingt, die abſolute Identität zu erreichen, indem alles, was ſie erreichen kann, nur relative Identität iſt. Wie nun aber aus dieſer Unendlichkeit, welche für die Erſcheinung = Zero iſt, etwas Endliches, d. h. Reelles habe hervorgehen können, iſt bloſs dadurch zu begreifen, dafs wir jenes Zero in ſeine Factoren (1 — 1) ſich trennen laſſen, und dafs wir dieſe Trennung als eine unendliche annehmen.

men. Dieſe unendliche Trennung aber würde wiederum keine Realität hervorbringen, wenn nicht durch die Trennung ſelbſt eine dritte ſynthetiſche Thätigkeit bedingt wäre, und dieſe iſt wiederum nicht erklärbar, wenn wir die Natur nicht als ein urſprünglich Identiſches annehmen, was gleichſam wider ſeinen Willen mit ſich ſelbſt entzweit iſt. So nothwendig wir alſo einen urſprünglichen Gegenſatz zweier Thätigkeiten annehmen, ſo nothwendig iſt uns auch die Annahme einer dritten, welche aber nichts anders ausdrückt, als das unendliche Beſtreben der Natur in jene abſolute Identität zurückzukehren, aus der ſie durch die anfängliche Entzweiung gerillen iſt.

§. 8.

Daſs aber in der Natur wirklich keine Trennung der beiden Thätigkeiten gedacht werden könne, ohne daſs alsbald und durch dieſe ſelbſt wieder eine Syntheſis beider entſtehe, iſt auf folgende Art direct zu beweiſen.

a) Man denke ſich indeſs einen Punct A, von welchem aus die Trennung beider Kräfte geſchieht. Man laſſe von dieſem Punct aus die poſitive Kraft nach allen Richtungen wirken, ſo wird die negative oder einſchränkende der erſten zwar gleichfalls nach allen Richtungen, aber nur *unmittelbar*, oder *in die Ferne* wirken können.

Beweis.

Beweis. Es ſey A

ein Punct, in welchem *zwey* entgegengeſetzte Kräfte vereinigt ſind, und die Linien AB, AC, AD bezeichnen die Richtungen der poſitiven Kraft, ſo wird die negative, wenn ſie, um ihre Wirkung bis auf die Gränzpunkte B, C, D, zu erſtreken, erſt alle einzelne Puncte zwiſchen A und B, u. ſ. w. durchlaufen muſs, von der poſitiven ſchlechthin nicht unterſcheidbar ſeyn. Daſſelbe gilt *für jeden möglichen Punct* der Linien AB u. ſ. w., und es iſt dieſs, im Vorbeigehen zu erinnern, zugleich ein phyſicaliſcher Beweis für die unendliche Theilbarkeit des Raums, weil nämlich die Attractivkraft, um als ſolche zu wirken, auch in der gröſsten Nähe nur als in eine Ferne wirkend gedacht werden kann, ſo daſs alſo zwiſchen je zwei Puncten der Linie, in welcher ſie wirkt, noch andere gedacht werden müſſen. Es iſt alſo völlig gleichgültig, welchen Punct der Linie AB u. ſ. w. man als denjenigen annehme, auf welchen die Attraktivkraft wirkt, indem ſie auf jeden Punct immer nur als *unmittelbar*, d. h. in die Ferne wirkend gedacht werden kann. Als

Corollarium folgt hieraus der Satz: *Von zwei abſolut entgegengeſetzen Kräften, welche von Einem und demſelben Punct aus wirken, muſs immer die Eine, und zwar die negative, als eine in die Ferne wirkende gedacht werden.*

§. 9.

§. 9.

b) Da die negative Kraft auf jeden Punct, in den sie wirkt, doch nur in die Ferne wirken kann, so können die beiden Puncte, A und der auf welchen sie unmittelbar wirkt, einander unendlich nahe, oder unendlich entfernt gedacht werden, und der Raum zwischen beiden ist völlig zufällig.

Es wird also, wenn in der Linie A C B

A den Punct vorstellt, von welchem aus beide Kräfte sich trennen, bis zu einer gewissen Entfernung von A, deren Gröfse übrigens völlig zufällig ist, indem der Raum gar nicht in Betrachtung kommt, nichts von der negativen Kraft vorkommen können, sondern allein die positive Kraft herrschend seyn; hernach wird in der Linie ein Punct vorkommen, wo die positive durch die negative, und diese durch jene so weit eingeschränkt ist, dafs sich beide das Gleichgewicht halten, von diesem Punct an wird die Herrschaft der negativen Kraft allmählig, und endlich in C bis zu einem Maximum zunehmen, dergestalt, dafs in der ganzen Linie drei Puncte sind, Einer, der nur die positive Kraft repräsentirt, Ein jenem entgegengesetzter, an welchem die negative herrschend ist, und endlich ein dritter, welcher ein Gleichgewichts - oder ein relativer Nullpunct ist.

§. 10.

In der ſo eben conſtruirten Linie ſtellt A nur den erſten Punct vor, der durch die urſprüngliche Entzweiung in die abſolute Unendlichkeit gleichſam geworfen iſt. Von dieſem Punct an beginnt die Flucht beider Kräfte. Aber beide können ſich nicht fliehen, ohne in dem Punct C wieder zur relativen Identität zu gelangen. Dieſer Punct iſt derjenige, in welchem das Unendliche zuerſt ſich zur *Natur*, d. h. zur Identität aus Duplicität conſtituirt. Die Vereinigung alſo, welche in der Unendlichkeit eine abſolute war, wird in C eine ſynthetiſche. — Ohne Entzweiung ſonach iſt keine Syntheſis, aber ohne Syntheſis auch keine Entzweiung. Für die Erfahrung iſt dieſe relative Identität im Punct C die höchſte, und erſt von dieſem Punct aus läſst ſie die beiden Kräfte ſich fliehen. Für die Speculation liegt der Punct, wo beide Kräfte noch in *abſoluter* Vereinigung beiſammen ſind, *über* den beyden Puncten A und B, und C iſt nur der erſte relative oder ſynthetiſche Vereinigungspunct beyder.

§. 11.

So lange beyde Kräfte in dem Punct C ſich ein relatives Gleichgewicht halten, iſt durch dieſelben nichts, als die Linie, oder die reine Dimenſion der Länge gegeben.

Denn

Denn ſo wie die beyden einmal entzweiten Kräfte zum relativen Gleichgewicht tendiren, können ſie nichts anders, als die in Continuität ſtehenden drey Puncte hervorbringen, welche ſo eben deducirt worden ſind.

Corall. Die Linie, oder die Länge kann alſo auch in der Natur nur durch jene drey Puncte, oder unter der Form jener drey Puncte exiſtiren.

Die Expanſivkraft für ſich allein iſt, eben, weil ſie nach allen Richtungen wirket, *richtungslos*. Aus der Expanſivkraft allein läſst ſich alſo nicht einmal die Möglichkeit einer Richtung, geſchweige denn einer Dimenſion, welches zwey ganz verſchiedene Begriffe ſind, deduciren. — Nur beyde Kräfte, poſitive und negative, in Einem Punct vereinigt gedacht, geben die Linie, welche die erſte Syntheſis des Puncts mit dem unendlichen Raum vorſtellt. Nun führt aber eben die Eine jener Kräfte, unabhängig von der andern gedacht, auf den mathematiſchen Punct, die andere gleichfalls abſolut gedacht, auf den unendlichen Raum. Alſo kann die erſte Syntheſis beyder auch nur die Linie, d. h. die urſprüngliche Syntheſis des Puncts mit dem unendlichen Raum ſeyn. Aber ſie giebt nicht nur die Linie überhaupt, ſondern beſtimmt die durch jene drey Puncte bezeichnete Linie.

§. 12.

Aber diese drey Puncte sind diejenigen, welche zu der Construction des *Magnets* nothwendig sind. Denn in jedem Magnet findet sich

a) ein Punct, in welchem nur die positive Kraft ihre Wirkung äufsert, welche von demselben an allmählig abnehmend wiederum in einem bestimmten Puncte = o wird.

b) Ein Punct, wo der Magnetismus weder + noch —, wo also eine völlige Indifferenz ist. Dieser Punct ist der gemeinschaftliche Gränzpunct beider Kräfte, und entspricht dem oben abgeleiteten Punct C.

Ich werde diesen Punct, welcher ein Nullpunct ist, darum, weil die Null hier nicht eine *ursprüngliche* ist, den indifferenten nennen, und erinnere, dafs er nicht mit den von *Brugmans* gefundenen Indifferenz*puncten* verwechselt werde, von welchen er ganz verschieden ist. Da ich den Magnet als reine Linie betrachte, so kann ich auch nur von einem indifferenten *Punct* sprechen; am wirklichen Magnet nennt man die ganze gleichgültige Stelle den Aequator des Magnets.

c) Einen Punct, wo nur die negative Kraft herrschend ist, welche von dem Gleichgewichtspunct

an

an allmählig zunehmend endlich in jenem ihr Maximum erreicht.

§. 13.

Wenn nun die Länge in der Natur überhaupt nur unter der Form jener drey Puncte exiſtiren kann, (§. 11.) dieſe drey Puncte aber den Magnetismus conſtituiren (§. 12.), ſo folgt, *daſs die Länge in der Natur überhaupt nur unter der Form des Magnetismus exiſtiren kann*, oder, daſs der Magnetismus überhaupt das Bedingende der *Länge* in der Conſtruction der Materie iſt.

§. 14.

Aus dieſem Satz laſſen ſich ſehr viele merkwürdige Folgerungen ziehen, die wichtigſte derſelben iſt aber, daſs durch denſelben allgemein und direct bewieſen iſt, was in dem *Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie* nur aus Analogieen und indirect bewieſen wurde, nämlich daſs der Magnetismus eine *allgemeine* Function der Materie ſeye. Die Schluſsfolge, deren ich mich in dem angezeigten Werke bediente, war folgende. Wenn die Stuffenfolge der Functionen für die organiſche und unorganiſche Natur dieſelbe iſt, und wenn die dem Magnetismus entſprechende Function in der organiſchen Natur allgemein iſt, obgleich ſie in einer continuirlichen Stuffenfolge allmählig für die *Erſcheinung* verſchwindet, ſo wird daſſelbe auch für den Magnetismus

tismus in der unorganiſchen Natur gelten, und ſo wie jene durch untergeordnete Functionen verdrungen wird, eben ſo wird es auch mit dieſen der Fall ſeyn. Daſs aber in allen Körpern der Magnetismus nur für die Erſcheinung verſchwunden ſey, wurde hauptſächlich daraus bewieſen, daſs derſelbe offenbar nothwendig iſt, um auch nur den Anfatz zum chemiſchen Proceſse begreiflich zu machen. Denn wenn zwiſchen verſchiedenen Körpern keine Durchdringung möglich iſt, ohne daſs ſie gleichſam in den Zuſtand der Immaterialität oder in den der urſprünglichen Conſtruction zurückkehren, ſo ſetzt jeder chemiſche Prozeſs zwiſchen zwei Körpern eine Wiederherſtellung des uranfänglichen Gegenſatzes in beiden voraus. Jeder der beiden Körper muſs wieder *in ſich*, (d. h. in ſeiner Homogeneität) entzweit werden, um in den Gegenſatz des andern eingreifen zu können. Aber dieſs ſetzt voraus, daſs die ſcheinbare Identität des (indecomponiblen) chemiſchen Körpers eigentlich nur *Indifferenz*, d. h. Identität aus Duplicität ſeye, daſs alſo dieſelbe urſprüngliche Duplicität, welche am Magnet noch unterſchieden wird, in ihm auſſerhalb des dynamiſchen Proceſses zur Identität gebracht ſeye. Daſs aber die Wiederherſtellung des Magnetismus im chemiſchen Proceſs wiederum nicht in der Erfahrung aufgezeigt werden könne, obgleich dieſs noch gar nicht bewieſen iſt, könnte nur daraus erklärt werden, daſs der Körper in demſelben Verhältniſs, in welchem er in der natürlichen Stuffenfolge von dem Magnetismus entfernt ſteht,

die verſchiedenen Gradationen des dynamiſchen Proceſſes ſchneller durchläuft, ſo daſs es unmöglich wird, ſie im Verlauf des Proceſſes ſelbſt zu unterſcheiden, oder gar zu fixiren, obgleich es wohl der Fall ſeyn möchte, daſs der natürliche Magnet ſelbſt die magnetiſche Kraft nur einem angefangenen, aber aufgehaltenen, alſo unvollkommenen Oxydationsproceſs verdankt.

§. 15.

Wenn aber bewieſenermaaſsen der Magnetismus das allgemein Conſtruirende der Länge iſt, ſo iſt dieſs der evidenteſte Beweis, daſs er nicht die Function einer *einzelnen Materie* ſeyn kann, und daſs die Erklärung des Magnetismus aus der Wirkung einer ſolchen um nichts beſſer wäre, als die Conſtruction der Materie ſelbſt aus einer Materie zu erklären; daſs der Magnetismus in die erſte Conſtruction *aller* Materie mit eingeht, alſo eine wahrhaft ſubſtantielle Kraft iſt, die von der Materie auf keine Art getrennt werden kann, und in ihr beſtändig gegenwärtig iſt, obgleich ſie nur an Einer Subſtanz beſtimmt unterſchieden und aufgezeigt werden kann.

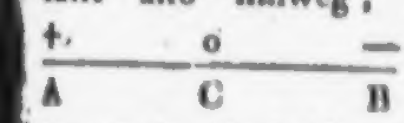
Zugleich erhellt aber aus dem geführten Beweis, daſs der Magnetismus uns die Materie noch im erſten Moment der Conſtruction darſtellt, in welchem die beyden Kräfte noch als in Einen Puncte vereinigt ſich zeigen, und zu der Conſtruction der Materie ſelbſt noch keine weitere Anlage als die der Einen

Di-

Dimenſion der Länge gemacht iſt. Die beyden Pole des Magnets repräſentiren uns alſo die beyden urſprünglichen Kräfte, welche hier zwar bereits anfangen ſich zu fliehen, und an entgegengeſetzten Puncten zu zeigen, doch aber noch in Einem und demſelben Individuum vereinigt bleiben.

§. 16.

Da nun aber die beiden Kräfte, deren Entgegenſetzung eine unendliche iſt, auch ins Unendliche ſich fliehen, ſo wird in der Conſtruction der Materie irgend ein Moment vorkommen, in welchem die beyden Kräfte ſich abſolut trennen. Der ſynthetiſche Punct C in der oben conſtruirten Linie (§. 9.) fällt alſo hinweg, und die eine Linie ACB



kann gedacht werden als getrennt in die beiden Linien AC, und CB, deren jede für ſich jetzt die Eine der beiden Thätigkeiten repräſentirt.

§. 17.

Nun war aber die reine Linie A C B allein durch die Vereinigung der beiden Kräfte in C bedingt, weil nämlich, ſo lang dieſer Punct beſtand, beide Kräfte ſich nur in entgegengeſetzten Richtungen von einander trennen konnten. Sobald alſo der bindende Punct wegfällt, werden die beiden Kräfte völlig frei werden, und ihrer urſprünglichen Tendenz, nach

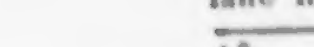
allen Richtungen zu wirken, ungehindert folgen können. Denn es war nur der gemeinschaftliche Punct C, welcher jeder derselben ihre Direction gab. — Zur Erläuterung mufs hier folgendes erinnert werden. Es ist ein Satz, den man mehrmals wiederhohlt lesen kann, die Expansivkraft wirke nach allen Richtungen, (womit man wohl auch ihre Wirkung nach allen Dimensionen und dadurch diese selbst deducirt zu haben glaubte, obgleich diefs ganz verschiedene Begriffe sind, da z. B. ein Punct nach allen Richtungen als ausstrahlend gedacht werden kann, obgleich er in allen diesen Richtungen nur die Eine Dimension der Länge producirt), die Attractivkraft dagegen habe ursprünglich nur Eine Richtung. Dieses letztere ist nun allerdings insofern wahr, als die Attractivkraft, welche beständig bestrebt ist, alle Materie unendlich zu concentriren, von allen Richtungen her nur gegen den Einen idealischen Punct wirkt, in welchen die Materie zusammenschwinden würde, wenn jene Kraft uneingeschränkt wirken könnte, wahr also insofern, als die Strahlen der Attractivkraft convergiren, anstatt dafs die der Repulsivkraft als divergirend construirt werden müssen. — Allein wenn man sich die Expansivkraft nach allen Richtungen wirkend denkt, so mufs gleichwohl die Attractivkraft, eben um die Repulsivkraft *nach allen Richtungen* zu begränzen, ihren negativen Einfluss auch nach allen diesen Richtungen erstrecken, und umgekehrt, wenn wie in der Linie ACB die Expansivkraft nur Eine Richtung hat,

hat, so hat auch die Attractivkraft nur Eine, infofern alſo muſs man ſagen, daſs ſie ebenſo, wie die poſitive nach allen Richtungen wirkſam ſey. Nämlich ſie iſt beſtrebt, von allen Richtungen her die Wirkung der Expanſivkraft zu beſchränken, und aufs Unendlich-kleine zu reduciren. Wir werden alſo in dieſem Sinn in der Folge die Attractivkraft ebenſogut als die Repulſivkraft als eine nach allen Richtungen wirkende Kraft betrachten können.

§. 18.

Beide Kräfte, ſo lange ſie in relativem Gleichgewicht ſtehen, beſtimmen ſich wechſelſeitig die Direction, ſo, daſs die negative nur in der entgegengeſetzten der poſitiven, dieſe nur in der entgegengeſetzten Richtung der negativen, beide von dem gemeinſchaftlichen Punct C aus ſich trennen können. Sobald nun dieſer Punct aufgehoben iſt, ſo wird erſtens die expanſive Kraft von dem Punct A aus ihre Wirkung nach allen Richtungen erſtrecken können. Man betrachte den Punct A vorerſt bloſs als einen mechaniſch beweglichen, ſo kann dieſer Punct als umgeben von einer unzählichen Menge Richtungspuncte gedacht werden, gegen welche er alle ſich bewegen kann, jedoch ſo, daſs wenn er ſich für die Eine Richtung entſchieden hat, er ferner nur dieſer Einen folgen kann. Da nun aber dieſer Punct eine dynamiſche Bewegungskraft hat, ſo wird er nach allen dieſen Puncten zugleich ſich bewegen können. Man abſtrahire aber indeſs davon, und

laſſe ihn nur der Einen Richtung nach B folgen,



ſo wird er ſchon in dem nächſten Punkte der Linie, den wir durch c bezeichnen, wieder von einer gleichen Menge Richtungspunkte umgeben ſeyn, unter welchen auch der Richtungspunkt B mitbegriffen iſt. Da er nun nach allen dieſen Richtungen ſich bewegen kann, ſo wird er zwar fortfahren, in der Richtung AB ſich zu bewegen, aber zugleich in c und jedem folgenden Punkte der Linie andern Richtungen folgen, welche mit der urſprünglichen AB *Winkel* bilden. Es wird alſo zu der urſprünglichen Dimenſion der Länge die der *Breite* hinzugekommen ſeyn.

§. 19.

Daſſelbe läſst ſich nach dem, was §. 17. erinnert worden iſt, auf gleiche Weiſe von der negativen oder attractiven Kraft zwar weniger anſchaulich, jedoch ebenſo ſtreng beweiſen. Die negative Kraft wirke von einem Punct A aus, ſo wird, wenn A ein Gleichgewichtspunct beider Kräfte iſt, die negative nur in der entgegengeſetzten Richtung der poſitiven, alſo z. B. in der Richtung AC wirken. Sind aber beide Kräfte abſolut getrennt, ſo wird die negative ſchon in A, und wieder in jedem Puncte der Linie AC ihren negativen Einfluſs nach allen Richtungen erſtrecken, alſo eben ſo wie die poſitive, in Länge und Breite wirken.

§. 20.

Dieſer Moment der Conſtruction der Materie, durch welchen zu der erſten Dimenſion die zweite hinzukommt, iſt in der Natur durch die *Elektricität* bezeichnet.

Beweis. Dieſer kann ſchon daraus geführt werden, daſs der Uebergang vom Magnetismus zur Elektricität derſelbe iſt mit dem, welchen wir (§. 16.) vom erſten Moment der Conſtruction zum zweiten gemacht haben, indem der ganze Unterſchied zwiſchen jenem und dieſer darauf beruht, daſs der Gegenſatz, welcher im erſten noch als vereinigt in Einem und demſelben identiſchen Subject erſcheint, in dieſem als an zwei verſchiedene Individuen vertheilt erſcheint. Denke ich mir in der (§. 16.) conſtruirten Linie den Punct C weg, ſo daſs A C B in zwei Linien getrennt erſcheint, ſo habe ich das Schema der Elektricität. — Es kann übrigens noch bemerkt werden, daſs dieſer Uebergang in der Reihe der Naturkörper ſelbſt nicht durch einen Sprung gemacht wird, indem zwiſchen den magnetiſchen, und denen, welchen bloſs elektriſche Kraft zukommt, noch Körper von *electriſcher Polarität* in der Mitte liegen, welche durch ihre Polarität an den erſten, durch ihre elektriſche Eigenſchaft an den zweyten Moment gränzen, und beyde zugleich in ſich darſtellen.

§. 21.

Der evidente Beweis aber der Identität zwiſchen dem zweyten Moment der Conſtruction der Materie und dem der Elektricität im dynamiſchen Proceſſe iſt, daſs ebenſo, wie jener zu dem erſten Moment, ſo dieſe zu dem Magnetismus, durch welchen blos die *Länge* gegeben iſt, die zweyte Dimenſion nämlich die der *Breite* hinzubringt.

Beweis. a) *Daſs der Magnetismus blos in der Dimenſion der Länge wirkt*, iſt ſchon daraus zu erſehen, daſs wir den Magnet durchaus als eine reine Linie betrachten konnten, daſs ſich die Pole, wenn nicht etwa Ein Körper mehrere Magnete zugleich in ſich vereinigt, immer nur in der Richtung der Länge befinden, noch mehr aber aus einer Menge von Erfahrungen, die alle ſehr bekannt ſind, und wovon ich hier nur wenige anführen werde. Es iſt vorerſt gewiſs, daſs der Magnetismus in den leitenden Körpern nur die Länge ſucht, und nur von der Länge geleitet wird. *Brugmans* erzählt in ſeinen philoſoph. Verſuchen über die magn. Materie, daſs ein Magnet, welcher einen viermal ſchwerern Körper, als er ſelbſt wog, zu tragen im Stande war, und in einer Entfernung von zwanzig Zoll in eine Magnetnadel wirkte, dieſelbe, wenn man drey gegoſsene Eiſenplatten von beträchtlicher Dicke dazwiſchen ſetzte, in einer Entfernung von drey Zoll kaum aus der Lage brachte. „Einen ähnlichen Verſuch, ſagt Brugmans, hatte ſchon des

Car-

Cartes gemacht, ich ſchloſs aber bald, daſs wenn man das Eiſen nicht nach der *Breite*, ſondern nach der *Länge*, an den Pol des Magnets brächte, wegen vermehrten Widerſtands die Wirkung des Magnets in die Nadel noch ſchwächer werden würde. Allein ich bewunderte den Erfolg, da ich ſah, daſs ſo viel daran fehlte, daſs die Wirkung des Magnets auf die Nadel verringert würde, daſs ſie ſich vielmehr auf eine weit gröſsere Weite erſtrekte, als wenn man kein Eiſen dazwiſchen gelegt hätte." Weiterhin verſuchte er aus mehreren eiſernen Stäben, deren Seiten einen Zoll breit waren, einen einzigen über zehen Fuſs langen Staab zu machen, und bemerkte, wie der Magnetismus die ganze Maſſe durchdrang. Um aber zu erfahren, ob die Wirkung deſſelben auf jede unbeſtimmte Länge fortgepflanzt werden könne, verſuchte er eine viereckige über zwanzig Fuſs lange Stange, und durch dieſe Länge erſt verlor der Magnetismus von ſeiner Kraft. Am kürzeſten kann jeder von dieſem Verhältniſs des Magnetismus ſich dadurch überzeugen, daſs er in Einem und demſelben Verſuch daſſelbe Eiſen erſt der Breite nach zwiſchen den Magnet und die Nadel bringt, (in welchem Fall dieſe, wenn ſie vorher am Einen Pol aus ihrer natürlichen Lage verrükt war, alsbald ganz, oder zum gröſsten Theil in dieſelbe zurükkehren wird); hierauf aber denſelben Körper der Länge nach zwiſchen beyde bringt, wobey er gar keine, oder eine höchſt unbeträchtliche Veränderung der Lage der Nadel wahrnehmen wird. —

Es ist eine schon früher von *Bernoulli* und andern gemachte Beobachtung, dass der Magnet durchaus nicht im Verhältniss seiner Masse wirkt, und der letztere behauptet gefunden zu haben, dass die absolute Kraft der künstlichen Magnete im Verhältniss der *Oberfläche* zunehme, allein dass diese Zunahme viel mehr im Verhältniss der *Länge* geschehe, hat durch bey weitem genauere Versuche *Coulomb* in seiner Abhandlung über den Magnetismus, welche in *Grens* neuem J. d. Ph. Bd. II. S. 298 übersetzt zu finden ist, bewiesen, und sogar gefunden, dass die dirigirenden Kräfte der Magnetnadel, welche er vermittelst seiner *Balance de torsion* gemessen hat, mit der Länge in einem solchen Verhältniss stehen, dass, wofern nur die Länge der Nadel die 40 — 50 fache des Durchmessers ist, die Momente derselben *in ganz gleichem* Verhältniss mit der Länge zunehmen. Dass aber der Magnetismus die Länge *suche*, lässt sich in dem eben angeführten Experimente, wenn der Magnet nur stark genug ist, daraus sehen, dass das zwischen ihn und die Nadel der Breite nach gebrachte Eisen alsdann immer an den beyden Enden der Länge die entgegengesetzten Pole bekommt. Genauere Versuche über die Wirkung des Magnetismus auf Körper von vollkommener Kugelgestalt fehlen noch, es ist aber nicht zu zweifeln, dass sie den Schluss, den man darüber a priori machen kann, vollkommen bestätigen werden.

Anmerkung. Es iſt kein geringer Beweis für die Vorzüglichkeit der dynamiſchen Anſicht, daſs ſie gerade den productivſten Geiſtern von jeher natürlich geweſen iſt. Die Anſicht des Magnetismus, welche in dem voranſtehenden §. auf wiſſenſchaftliche Art abgeleitet worden iſt, war ſchon lange auch die des Dichters, welcher von den erſten Widerklängen der Natur an, die in ſeinen früheſten Dichterwerken gehört werden, bis zu der hohen Beziehung auf die Kunſt, welche er in ſpätern Zeiten den erſten Naturphänomenen gegeben hat, in der Natur nie etwas anders, als die unendliche Fülle ſeiner eigenen Productivität dargeſtellt hat. — Für ihn floſs aus dieſer Betrachtung der Natur der ewige Quell der Verjüngung, und ihm allein unter allen ſpätern Dichtern der neuern Zeit war es gegeben, zuerſt wieder zu den Urquellen der Poeſie zurükzugehen, und einen neuen Strom zu öfnen, deſſen belebende Kraft das ganze Zeitalter erfriſcht hat, und die ewige Jugend in der Wiſſenſchaft und Kunſt nicht wird ſterben laſſen.

Ihm verdanke ich folgendes Experiment, das ich wegen ſeiner überzeugenden Anſchaulichkeit dem obigen beyfüge. — Wenn der Magnetismus allein durch die Länge determinirt wird, ſo iſt zu erwarten, daſs er in einen Körper, deſſen Dimenſionen nicht entſchieden ſind, keine Gewalt

walt habe. Dieſs zeigt ein Cubus von Eiſen, der, der Magnetnadel genähert, auf ſie ſchlechterdings keine Wirkung zeigt, als die, welche er als bloſses Eiſen auszuüben fähig iſt. Der Erdmagnetismus ſcheint hier durch die Gleichheit der Dimenſionen ſelbſt gleichſam zweifelhaft, ſobald aber ein zweyter eiſerner Cubus auf den erſten aufgeſetzt wird, alſo mit der gegebenen Länge erlangt der Erdmagnetismus Einfluſs darauf, welches durch die augenblickliche Wirkung des Eiſens auf die Magnetnadel offenbar wird.

§. 22.

Daſs nun aber die *Elektricität* nicht blos in der Dimenſion der Länge wirke, iſt daraus offenbar, daſs jeder elektriſche Körper auf ſeiner ganzen *Oberfläche* elektriſch wird. Daſs ſie aber auch blos in Länge und Breite wirke, dieſs iſt abermals von dem ſcharfſinnigen Phyſiker *Coulomb*, von deſſen Abhandlungen über die Elektricität man in demſelben Journal Bd. III. 1. St. 1. die Auszüge findet, ſogar durch directe Verſuche erwieſen worden. „Daſs das elektriſche Fluidum, heiſst es daſelbſt S. 53, was ein leitender Körper über ſeine natürliche Quantität erlangt hat, (d. h. daſs die Elektricität bey einem elektriſirten Körper) auf ſeiner ganzen Oberfläche verbreitet werde, ohne jedoch in ſein Inners zu dringen wurde durch einen Verſuch mit einem Holzcylinder aufser Zweifel geſetzt, der

mit

mit mehreren Löchern durchbohrt war, wovon jedes vier Linien Durchmeſſer, und ebenſo viele Tiefe hatte. Er elektriſirte dieſen Cylinder, brachte an ſeine Oberfläche eine kleine Scheibe Goldpapier, die er vermittelſt einer iſolirenden Nadel von Gummilak hielt, und brachte dann dieſe Scheibe an ein Elektrometer von auſserordentlicher Empfindlichkeit. Dieſs Elektrometer zeigte ſogleich in der Scheibe von Goldpapier eine dem Cylinder ähnliche Elektricität, der von dieſem Papier berührt worden war. Coulomb brachte hierauf die ihrer Elektricität entledigte Papierſcheibe in eines von Löchern des Cylinders mit der Vorſicht, daſs ſie nur den Boden dieſes Loches berührte, und näherte ſie hernach von neuem dem Elektrometer, das nun kein Zeichen von Elektricität gab. Es erhellet alſo, daſs das elektriſche Fluidum, was dieſer Körper mitgetheilt erhalten hatte, blos auf ſeiner Oberfläche verbreitet war.“ — Ein allgemeinerer Beweis, daſs ſich die Elektricität einzig nach der Oberfläche richte, und von ihr geleitet werde, iſt, daſs bey der Mittheilung von Elektricität, welche zwiſchen zwey verſchiedenen Körpern ſtattfindet, gar kein Verhältniſs beobachtet wird, das ihrer verſchiedenen chemiſchen Qualität, oder auch ihrer Maſſe gleich wäre, indem, wenn nur die Oberflächen gleich und ähnlich ſind, die homogene Elektricität zwiſchen beyden ſich völlig gleich vertheilt, und nur, wenn die Oberflächen verſchieden ſind, auch eine ungleiche Vertheilung der Elektricität der Quantität nach zwiſchen beyden ſtattfindet. Es muſs-

te

te übrigens ſchon längſt auffallend ſeyn, daſs man bey den elektriſchen Ladungen die Belegungen zuſammt dem Glas zwiſchen beyden ſo dünn annehmen kann, als man will, ohne daſs ſie je für die entgegengeſetzten Elektricitäten permeabel werden. Coulomb in der angeführten Abhandlung macht die Bemerkung, daſs wenn man eine Glastafel, die auf beyden Seiten mit Metallblättern belegt iſt, ladet, und dieſe Belegung von der Tafel nachher entfernt, nicht nur dieſe Zeichen einer beträchtlichen Elektricität geben, ſo dünn ſie auch ſeyn mögen, ſondern auch die beyden Flächen des Glaſes nach der Hinwegnahme der Belegungen ſelbſt noch mit entgegengeſetzten Elektricitäten verſehen bleiben, und daſs dieſes Phänomen ſtattfindet, ſo dünn auch die Glastafel ſeyn mag, dergeſtalt, daſs die Elektricität, obgleich ſie auf beyden Flächen des Glaſes von verſchiedener Natur iſt, doch nur bis zu einer unendlich kleinen Entfernung, (d. h. bis zu einer Entfernung, welche $= o$ iſt) von der Oberfläche deſſelben eindringt. — Dieſe Beobachtungen mögen hinreichend ſeyn, unſern eben aufgeſtellten Satz über das Verhältniſs der Elektricität zu den Dimenſionen der Materie auſser Zweifel zu ſetzen.

§. 23.

Einer weitern Ausführung der Folgerungen, welche ſich aus dieſer Conſtruction zur Beſtimmung der Natur der Elektricität machen laſſen, hauptſächlich, daſs, wenn wir keinen Grund gehabt haben, eine

eine magnetiſche Materie anzunehmen, wir ebenſowenig Grund haben, eine beſondere Materie für die elektriſchen Erſcheinungen anzunehmen, indem auch die Elektricität einen ganz ſubſtantiellen, nämlich in der Conſtruction jedes Körperindividuums liegenden Grund hat, und uns in der Erfahrung denſelben Moment in der Conſtruction der Materie darſtellt, welchen wir durch Hülfe des Raiſonnements a priori in derſelben annehmen müſſen — können wir uns wegen der eignen Deutlichkeit der Sache füglich überheben.

§. 24.

Bey einer Anwendung jedoch, welcher dieſe Conſtruction auf die Erfahrung fähig iſt, werden wir uns länger verweilen. Wir werden nämlich aus dem Verhältniſs, das zwiſchen Magnetismus und Elektricität ſtattfindet, die Verſchiedenheit, welche in Anſehung der Art, wie beyde ſich mittheilen, ſtattfindet, a priori ableiten. Man denke ſich einen in elektriſchen Zuſtand verſetzten Körper, welcher nach §. 16. jetzt die Eine der beyden Kräfte ausſchliefslich repräſentirt, in Berührung mit einem nicht elektriſirten, in welchem wir zwar ein Gleichgewicht der beyden Kräfte annehmen müſſen, obgleich wir der Einen eine jedoch nur in Bezug auf das Verhältniſs der Kräfte in andern Körpern gröſsere oder geringere Tendenz zur Unabhängkeit zuzuſchreiben genöthigt ſind, um zu erklären, warum dieſer Körper mit beſtimmten andern poſitiv, oder

nega-

negativ elektrisch sich zeigt, so wird, wenn der elektrisirte z. B. positiv elektrisch ist, zwischen ihm, und dem nicht elektrisirten das Gleichgewicht schlechthin aufgehoben. Da nun aber solches nicht wiederhergestellt werden kann, ohne dass in dem elektrisirten das + E zum elektrischen Zero zurückgebracht werde, so wird der unelektrische, den wir durch B bezeichnen wollen, so viel — E verlieren müssen, als nöthig ist, dem + E des elektrischen, den wir durch A bezeichnen, das Gleichgewicht zu halten. Dadurch wird nun aber der vorhin unelektrische B in electrischen Zustand versetzt, so dass es scheint, als ob ihm der elektrische Elektricität *mitgetheilt* hätte; weil aber der einzige Grund, warum B an A von seinem — E übertrug in dem gestörten Gleichgewicht von A lag, so wird dieses Uebertragen nicht weiter reichen können, als sein Grund reichte, d. h. nur so weit, dass das Gleichgewicht in B nicht ebensosehr, als es in A war, gestört werde, es wird also nur so weit reichen, bis im Verhältniss der Oberflächen die + Elektricität zwischen beiden gleich vertheilt ist, d. h. bis gleichviel Grund vorhanden ist, dass A an B, als dass B an A negative Elektricität übertrage. Ist also die Oberfläche in beiden gleich, so wird A an B die Hälfte seiner Elektricität mitgetheilt zu haben scheinen, wie es Coulomb (§. 20.) in der Erfahrung nachgewiesen hat.

§. 25.

Die Leſer werden aus dieſer Deduction erſehen haben, daſs wir auch bei der Elektricität keine Mittheilung im eigentlichen Sinne zugeben, welches eine nothwendige Folge der dynamiſchen Anſicht dieſer Erſcheinungen iſt. Es wird aber dadurch nur um ſo ſchwerer zu erklären, warum beim Magnetismus auch nicht einmal dieſe Art der Mittheilung, ſondern *ſelbſt bei der Berührung* nur die bisher in der Phyſik ſogenannte *Wirkung durch Vertheilung* ſtattfinde. Wir werden uns nicht damit begnügen, zu ſagen, daſs beim Magnetismus ſich keine eigentliche Berührung denken laſſe, welche nur zwiſchen *Flächen* möglich iſt, da wir in der Conſtruction der magnetiſchen Erſcheinungen den Magnet durchaus nur als *Linie* betrachten. Vielmehr wird eben das, was den Grund enthält, warum der Magnetismus keine Flächenkraft iſt, auch den Grund davon enthalten, daſs er nicht durch Mittheilung fortgepflanzt werden kann. Wenn nämlich zwiſchen dem Magnet, und dem Eiſen, (welches wir indeſſen als unmagnetiſch annehmen können in eben dem Sinn, wie wir oben (§. 24) den Körper B unelectriſch nannten, nämlich ſo, daſs zwar die beiden Kräfte die Tendenz zur Flucht haben, jedoch ſo, daſs die Intenſität jedes Pols im Vergleich mit der des ihm entſprechenden des Magnets = o ſeye), wenn folglich

zwiſchen dem Magnet und Eiſen eine Mittheilung ſtattfinden ſollte, wie oben zwiſchen A und B, ſo, daſs der Pol, welcher mittheilt, dadurch ſeine Kraft verlöre, ſo müſste, wenn dieſer poſitiv iſt, das Eiſen fähig ſeyn, ſein — M an den Magnet überzutragen. Allein dieſs iſt durch den Punct C, der im Eiſen ſo gut, als im Magnet exiſtirt, und welcher die abſolute Trennung beider Kräfte verhindert, unmöglich gemacht. In dem Körper B (§. 24) fehlt dieſer Punct, die beiden Kräfte können daher ſich abſolut fliehen, welches eben bei der Mittheilung geſchieht. Allein da die beiden Kräften im Eiſen doch die Tendenz zur Trennung haben, ſo werden ſie durch die Einwirkung des magnetiſchen Pols zwar zur Trennung determinirt werden, jedoch wird es auch hier ein Maximum der Trennung, und alſo auch ein Maximum der Intenſität eines jeden Pols geben, das auch durch die Einwirkung des Magnets nicht überſchritten werden kann. Daſs aber der Magnetismus des Eiſens durch dieſe Einwirkung gerade ebenſo determinirt wird, wie nach (§. 24) die Elektricität von B durch A, nämlich ſo, daſs die negative Kraft ſich nach der Richtung der einwirkenden poſitiven bewegt, beweiſst, daſs bei der Einwirkung des Magnets auf das Eiſen in letzterem dieſelbe Tendenz zur Bewegung, wie bei der Einwirkung des elektriſchen auf den unelektriſchen Körper hervorgebracht wird, nur daſs der vollſtändige Erfolg der Bewegung nicht derſelbe ſeyn kann.

Und

Und hinwiederum kann durch die Erfahrung, daſs der magnetiſche Pol in dem berührten Punct den entgegengeſetzten Magnetismus hervorbringt, bewieſen werden, daſs auch der elektriſche Körper ſeine Elektricität nur dadurch mittheilt, daſs er die entgegengeſetzte Elektricität aus dem unelektriſchen anzieht, welcher ebendadurch in gleichen Grad elektriſch werden muſs, als jener aufhört, es zu ſeyn.

§. 26.

Sollte nicht aus den bisher geführten Deductionen der Unterſchied zwiſchen elektriſchen Leitern und Nichtleitern das erſte Licht erhalten? Sollte nicht eben ſo die beſondere, und bisher unerklärte Wirkung der *Spitzen* auf die Elektricität, von der Coulomb mit Recht ſagt, ihre Erklärung könne gewiſſermaaſsen als Probe einer Theorie der Elektricität angeſehen werden, in unſerer Conſtruction der elektriſchen Erſcheinungen, und ihrem daraus hervorgehenden Verhältniſs zu den magnetiſchen ihre endliche Erklärung finden? Doch müſſen wir, um dieſes genauer aus einander zu ſetzen, weiter zurückgehen. Ich will nur noch fragen, ob nicht eben dieſer Einfluſs, welchen die *Form* der Körper auf die elektriſche Wirkung zeigt, ſchon längſt zum Fingerzeig dienen konnte, daſs die Urſache dieſer

Erſcheinungen eine in der Conſtruction des Körpers ſelbſt gegründete iſt, und ſelbſt nur ein beſtimmtes Verhältniſs der Grundkräfte zu dem Raume ausdrückt?

§. 27.

Wir haben aber jetzt noch ein anderes Verhältniſs zwiſchen den beiden Körpern A und B (§. 24.) in Betrachtung zu ziehen, nämlich, wenn beide *auſser Berührung* ſind, und alſo keine unmittelbare Mittheilung zwiſchen beiden ſtattfindet. Da das Gleichgewicht der Kräfte, zwiſchen A und B ſchlechthin geſtört iſt, und jede ſolche Störung in der Natur nur Bedingung einer das Gleichgewicht wiederherſtellenden Thätigkeit wird, ſo wird zwiſchen A und B ein Beſtreben zur *Berührung* entſtehen, weil nur unter dieſer Bedingung — nicht ein Gleichgewicht, aber (§. 24.) wenigſtens ein zwiſchen beiden gleichförmig geſtörtes Gleichgewicht möglich iſt. Es wird alſo in dem unelektriſchen Körper B die Elektricität ſo determinirt werden, daſs die negative Kraft ſich nach der Richtung des poſitiven Körpers bewegt, wodurch denn zugleich, (nach dem §. 18. beſtimmten Geſetze) die poſitive in der entgegengeſetzten Richtung ſich zu trennen genöthigt wird. Der Körper

per B verhält ſich hier alſo völlig wie der Magnet, und die Wirkung, welche der elektriſche Körper auf den unelektriſchen in der Ferne ausübt, iſt wahre Wirkung durch Vertheilung. Daſs aber die Elektricität in dieſem Verhältniſs auch blos die *Länge* ſuche, wie es unſern frühern Ableitungen zufolge ſeyn *muſs*, erhellt eben aus der im vorhergehenden §. bemerkten Wirkung, welche die *Spitzen* beſonders bei der elektriſchen Vertheilung in dem Verhältniſs äuſsern, als ſie der reinen Länge ſich annähern. Dieſe beſondere Wirkung giebt ſich nicht nur durch die gröſsere Kraft, mit der ſie geſchieht, ſondern hauptſächlich auch durch die beſondere Form und Geſtalt des elektriſchen Lichts zu erkennen, das ſie hervorbringen. Es iſt bekannt, daſs zwiſchen zwei abgeſtumpften Körpern, die ſich wechſelſeitig genähert werden, und wovon der eine elektriſirt, der andere nicht elektriſirt iſt, niemals die ſogenannten Feuerpinſel (welche aber nichts anders, als die reinen *Wirkungslinien* der Elektricität bezeichnen), ſondern ein ganz unordentlich gebildetes Licht erſcheint. (Man ſehe zum Beweis nur Erxlebens Anfangsgründe §. 521). Dagegen, wenn nur einer der beyden Körper, es ſeye nun der elektriſirte, oder der nicht elektriſirte die ſpitzige Geſtalt hat, ſo ſind jene Linien regelmäſsig vorhanden, und zwar erſcheinen ſie immer als von der Spitze ausgehend in Geſtalt eines Kegels, deſſen Grundfläche gegen den abgeſtumpften Körper zugekehrt iſt.

Es ist also keinem Zweifel unterworfen, dafs die Electrikität, wo sie durch Vertheilung erweckt wird, auch in Ansehung ihrer Wirkung sich dem Magnetismus ganz gleich zeigt, welches freilich nur dann deutlich wahrzunehmen ist, wenn sie durch die äussere Form der Körper begünstigt wird.

§. 28.

Indefs ist es doch bey dieser Wirkung durch Vertheilung, welche der elektrisirte Körper auf den nichtelektrisirten ausübt, eben so, wie bey der Wirkung des Magnets auf das Eisen (§. 25.), auf die wirkliche Mittheilung angesehen. Die Erweckung der entgegengesetzten Elektricität an dem dem elektrisirten Körper zugekehrten Ende des nichtelektrisirten dient blos als Bedingung der wechselseitigen Anziehung beyder Körper gegen einander, und diese selbst ist nur der Ausdruck ihrer Tendenz zur Berührung. Denn da durch den elektrischen Zustand nur die Oberfläche des Körpers afficirt ist, so wird die Anziehung nur der Oberfläche proportional seyn, und nur bis zur Berührung gehen können. Da nun aber nach §. 24. jede Berührung zwischen elektrisirten und unelektrisirten Körpern in eine Mittheilung zwischen beyden auf die daselbst bestimmte Art ausschlägt, dergestalt, dafs das Gleichgewicht

gewicht der Kräfte in jedem verhältnifsmäfsig, und auf gleiche Weife geftört ift, und doch jeder das Beftreben hat, in das urfprüngliche Gleichgewicht zurückzukehren, fo wird die anfängliche Anziehung zwifchen beyden in ein *Zurückftofsen* ausfchlagen, welches nun offenbar keine Aeufserung der *urfprünglich* zurückftofsenden Kraft feyn kann, da fonft in der That nicht zu begreifen ift, wie auch negativelectrifche Körper fich wechfelfeitig zurückzuftofsen vermögen. Ebenfo vielmehr, wie die Erfcheinung des Anziehens zwifchen beyden nur als Wirkung einer *fynthetifchen* Kraft gedacht werden konnte, wird auch das Zurückftofsen Wirkung einer zufammengefetzten Kraft feyn müffen, welche mit jener denfelben letzten Grund in der Natur hat, indem es blos von der Umkehrung der Bedingungen abhängt, ob diefelbe Kraft durch Anziehung oder Zurückftofsung, fynthetifch oder antithetifch, wirkt.

§. 29.

Diefe Erläuterungen mögen hinreichend feyn, unfere Behauptung, dafs die Elektricität eine blofse Flächenkraft feye, aufser Zweifel zu fetzen, und wir gehen daher zu dem dritten Moment in der Conftruction der Materie fort, welcher

uns, wie zum voraus zu erwarten, zu derſelben die dritte Dimenſion hinzubringen wird, die zur Conſtruction jedes realen Products nothwendig iſt.

(Die Fortſetzung im folgenden Hefte.)

IV.

Ueber

den Oxydations-

und

Desoxydations - Processs

der Erde

---

eine Abhandlung vorgelesen in der naturforschenden Gesellschaft zu Jena

von

Dr. Steffens.

Vorbericht des Herausgebers.

Die Leſer erhalten hier den erſten Anfang einer Reihe von Unterſuchungen uber die Naturgeſchichte der Erde, welche indeſs von ihrem Unternehmer viel weiter geführt worden ſind, und welche uns eine neue und gegründete Ausſicht auf endlich ſichere Grundlagen einer *wiſſenſchaftlichen Geologie* eröffnen. Der Phyſiker, der die Natur im Groſsen betrachtet, fühlt bey jeder Unterſuchung den Widerſtand, welchen die bisherige Unſicherheit unſers Wiſſens uber dieſen Gegenſtand ihm in den Weg legt, und ſehr oft ſieht er ſich plötzlich an eine Gränze verſetzt, über welche er blos darum keinen Schritt thun kann, weil die allgemeine Theorie der Erde noch in ſolcher Ungewiſsheit und Dunkelheit begraben liegt.

Dieſelbigen Stuffen des allmähligen Fortſchritts zur Theorie, welche die Naturwiſſenſchaft in ihren andern Theilen durchlaufen hat, laſſen ſich übrigens auch

auch in der bisherigen Geſchichte der Geologie ſehr deutlich aufzeigen.

Nachdem die geiſtloſen mechaniſchen Vorſtellungsarten auch in dieſem Gebiet des Wiſſens lange geherrſcht hatten, ſchien durch die neue Schöpfung in der Chemie, und die Anwendung, welche von ihren Entdeckungen auf die allgemeine Geſchichte der Erde gemacht wurde, auch für dieſe ein neues Licht aufzudämmern. Es iſt zuverläſsig, daſs wie durch den einzelnen chemiſchen Proceſs, alſo, und noch vielmehr durch den chemiſchen Proceſs im Groſsen, die Spur der höhern Kräfte, auf welchen die Conſtruction eines jeden Ganzen beruht, bezeichnet iſt. Man kann alſo einen geloppelten Weg nehmen, entweder von der unterſten Stufe der Kräfte, und der gröbſten Erſcheinung, der chemiſchen nämlich, ausgehen, und von da aus durch Schlüſse ſey es aus Analogie, oder aus allgemeinen Principien bis zu den oberſten Kräften gelangen, von welchen alles regiert wird, oder man kann umgekehrt auch von der höchſten Stufe ausgehen, und ſo allmählig bis zur äuſserſten Gränze des dynamiſchen Naturreichs, wo die mechaniſchen Kräfte erſt *anfangen* können, wirkſam zu ſeyn, herabſteigen. Den erſten Weg hat der Verfaſſer in der folgenden Abhandlung gewählt, aber auch ſchon darauf hingedeutet welch ein ſichtbarer Zuſammenhang von dem allgemeinen chemiſchen Proceſs aus, deſſen kräftigſter Ausbruch nur der vulcaniſche iſt, zu den höchſten dynamiſchen Kräften, durch welche jener

ſelbſt

ſelbſt beſtimmt wird, hinleite, und hinführe. Wir haben aber Hoffnung, daſs uns der Verfaſſer den andern Weg führen werde, und daſs er durch glücklich und ſcharfſinnig aufgefundene Correſpondenzen zwiſchen den nach verſchiedenen Breiten abweichenden Aeuſserungen des Erdmagnetismus, und den Linien, welche durch das Streichen der Vulcane über den Erdkörper bezeichnet ſind, die beyden Extreme im allgemeinen dynamiſchen Proceſs der Erde an einander knüpfen, und ſo den Beweis für die dynamiſche Stufenfolge in der Conſtruction jedes realen Products im Groſsen führen werde.

Es iſt freylich wohl gewiſs, daſs der gröſste Theil der Phyſiker, wie ſie jetzt ſind, für das dynamiſche eben ſo ſehr des Sinns entbehrt, als viele Philoſophen für das ihm in der Philoſophie entſprechende transſcendentale. Es giebt nun einmal für ſie nichts höheres, als das chemiſche, und anſtatt dieſes auf Kräfte zu reduciren, ſuchen ſie vielmehr auch die geiſtigen Aeuſserungen des erſten zu der Materialität des letztern herabzuziehen. Sie haben zwei magnetiſche Materien, die ſich durch Verbindung ebenſo neutraliſiren, wie Alkalien und Säuren; ebenſo zwey elektriſche Materien. Alle ihre phyſikaliſchen Erklärungen, von denen der einfachſten Erſcheinungen an, bis zu denen der complicirteſten der organiſchen ſind im Grunde betrachtet, chemiſch, und bei dieſen bleiben ſie ſtehen, ohne zu denken, daſs auch dieſe erklärt ſeyn wollen. Jedoch läſst ſich eben von ſolchen Experi-

perimenten im Grofsen, die mit der dynamifchen Erklärungsart gemacht werden, am eheften hoffen, dafs fie auch den blofsen Empiriker bis auf einen Punct treiben, wo er gezwungen wird, unwillkührlich auszufprechen, was der fpekulative Phyfiker fchon längft aus Einficht a priori, und mit Bewufstfeyn ausgefprochen hat: und dafs fo endlich auch diefer zur Einficht gelange, dafs die erften Gründe und Principien einer wiffenfchaftlichen Geologie viel weiter zurükliegen, als die meiften bis jetzt geahndet haben, und dafs die eigentliche Theorie der Erde ebenda aufhöre, wo fie bis jetzt meift angefangen hat.

Zugleich werden diefe Entdeckungen unfers Verfaffers zu einem neuen Beweis dienen, wie der mit Ideen ausgerüftete Naturforfcher durch wenige aber entfcheidende Experimente, oder durch glükliche Combination der vorhandenen Thatfachen oft zu finden vermöge, was der ideenlofe durch ins Unendliche vervielfältigte Verfuche, oder felbft in allen Welttheilen angeftellte Beobachtungen vielleicht vergeblich fuchen möchte.

Hr. Profeſſor Schelling war der erſte, der uns zeigte, daſs wir die Vegetation, als einen continuirlichen Desoxydationsproceſs, der Animaliſation, als einem continuirlichen Oxydationsproceſs entgegenſetzen können. Es iſt meine Abſicht das Daſeyn dieſes Gegenſatzes in dem groſsen Proceſs, der die Form unſers Erdkörpers unterhält, zu zeigen.

Was allen feſten Subſtanzen unſers Erdkörpers gemeinſchaftlich zukömmt iſt eine allgemeine Tendenz ſich zu cryſtalliſiren. Würde aber dieſe Tendenz jeder einzelnen Subſtanz nicht unterdrückt, gehemmt, beſchränkt durch dieſelbe Tendenz aller übrigen, ſo würde die Totalcryſtalliſation Ich in tauſend einzelne Cryſtalliſationen auflöſen und das Ganze ein irreguläres Aggregat regulärer Formen darſtellen. So aber können nur wenige Subſtanzen unter ſelten eintretenden begünſtigenden Umſtänden dieſer Tendenz ungeſtört folgen. Der Granit, dieſe Steinart die einen beträchtlichen Theil unſers Erdkörpers ausmacht, die ſogar, nach der Meinung einiger Geologen, das feſte Gerippe deſſelben ausmachen ſollte, kann vielleicht noch am beſten dazu dienen, obige Behauptung zu erläutern. Die Granit-Gebirge

birge ſind die höchſten, die tiefſten, und diejenige, die ſich am weiteſten erſtrecken. Alle übrige ſcheinen ihnen untergeordnet zu ſeyn, ſie ſcheinen die Richtung aller Gebirgsſtrecken zu beſtimmen und auf den höchſten Gipfeln dieſer Gebirge bilden ſich jene muldenförmigen Excavationen, die erſten Anlagen zur Bildung der Thäler. Aber jenen wichtigen, durchgreifenden Einfluſs können die Granitgebirge nur durch die Beſtimmtheit ihrer Form erhalten, und dieſe nur dadurch, daſs die mineralogiſch einfachen Mineralien in ihrer Ausbildung einander gegenſeitig entgegenſtrebten, denn durch dieſen Conflict entgegenſtrebender Tendenzen entſtand ein neues Product — der Granit. Gänzlich ineinander verſchmolzen erſcheinen die Beſtandtheile des Granits im Porphyr, im Trapp, als körnig abgeſonderte Stücke in der Grauwacke, wenn ſonſt die Vermuthung des Hrn. *Heims*, als enthielte dieſe Gebirgsart alle Beſtandtheile des Granits, richtig iſt. Deutlicher ausgebildet, aber doch der Granitform untergeordnet, finden wir ſie im Granit ſelbſt. Noch immer ſtreben die Subſtanzen, ſich, auf Unkoſten der Hauptform, einzeln weiter auszubilden. In Hölen und Spalten glückt es ihnen zuweilen ihre urſprüngliche Tendenz mehr zu verfolgen. Die homogenen Subſtanzen ſuchen einander auf, trennen ſich von den übrigen; aber nur der Quarz kann eine völlig reguläre Form annehmen. Auf den höchſten Gipfeln hoher Granitfelſen, in Norwegen, Siberien, auf St. Gotthard ſcheint die Natur erſt den Beſtandtheilen erlaubt zu

haben

haben ſich ganz auszubilden. Hier findet man ganz auscryſtalliſirten Feldſpath oder Adularia, Glimmer oder Schörl und Quarz. Aber hier iſt dann auch kein Granit mehr. Dieſer hörte auf, indem die einzelnen Actionen, deren gemeinſchaftliches Product er war, ihrer urſprünglichen Tendenz folgten und ſich zu individualiſiren ſtrebten. —

Denſelben Kampf entgegengeſetzter Tendenzen finden wir nun mehr oder weniger auffallend im ganzen Mineralreich. So viele verſchiedene Actionen, ſo viele Modificationen derſelben urſprünglichen Tendenz. Daher die groſse Mannigfaltigkeit verſchiedener Formen, ihre Regelmäſsigkeit und Beſtimmtheit. Es iſt nicht meine Abſicht hier mich mit dieſen Formen weitläufiger zu beſchäftigen. Es ſey mir nur erlaubt auf eine Entgegenſetzung in der Bildung der Formen aufmerkſam zu machen, die zum voraus eine Entgegenſetzung der Actionen uns ahnden läſst und uns unſerem Ziel vielleicht näher bringt. Es iſt die ſtereometriſche Regelmäſsigkeit einiger Cryſtalliſationen und das Geſetzmäſsige und doch zugleich Zufällige in der Bildung anderer.

Bekanntlich haben die meiſten Cryſtalle, wenn ſie ſich völlig ausbilden konnten, ſehr beſtimmte Umriſſe. Ihre Seitenflächen, Endflächen, Kanten, Ecken, ſelbſt Abſtumpfungen, Zuſpitzungen und Zuſchärfungen ſind mit einer Regelmäſsigkeit entworfen, die alle Zufälligkeit ausſchlieſst. So cryſtal-

lifirt finden wir die Steinarten und die geſchwefelten Metalle. Geſetzmäſsigkeit mit Zufälligkeit in der Bildung der Formen vereinigt finden wir nur deutlich beym gediegenen Golde und Silber, nicht völlig ſo deutlich beim gediegenen Kupfer. Es iſt die dendritiſche Form, die Verzweigung. Dieſe Verzweigung könnte vielleicht immer als ein Ausdruck der Reduction angeſehen werden. Im Pflanzenreiche, wo die Natur einen continuirlichen Desoxydationsproceſs unterhält, iſt deshalb dieſe Form durchgehends die herrſchende. Bei denjenigen Pflanzen, die nicht durch die Natur in einem ſo vollkommen reducirten Zuſtand erhalten werden, verſchwindet dieſe Form allmählig, dieſe Pflanzen erſcheinen als dickere oder dünnere verlängerte Dräthe. Bei den Agaricis, Boletis u. ſ. w. ſcheint die Reduction noch unvollkommner zu ſeyn und die Verzweigung verliert ſich ganz. Aber nicht im Pflanzenreiche allein, auch im Thierreiche geht dieſe Form oder eine verwandte parallel mit der Desoxydation. Bekanntlich können die Haare der Thiere, als wahre Vegetabilien angeſehen werden. Es iſt nicht allein das Analoge in ihrem Wachsthum — auch, und vorzüglich der Umſtand daſs durch die Haare wirklich ein Desoxydationsproceſs unterhalten wird, was uns zu dieſer Annahme berechtigt. Daſs wirklich die Haare Oxygen von ſich geben beweiſst das Weiſswerden dieſer Theile, wo die Ausdünſtung verhindert und dadurch Oxygen angehäuft wird, wie durch Kälte bei den Polarthieren, durch Krankheit bei den Kackerlacken

und

und durch Alter. Aber dieſelbe Erſcheinung finden wir bei den Vögeln. Auch unter ihnen hat man Kackerlacken gefunden, auch ſie werden unter dem Polarkreiſe weiſs — und bei dieſen, bei welchen die Luft in das Innerſte der Knochen dringt, und von da in die Seele der Spuhlen tritt, und daher die Reduction vollſtändiger ſeyn kann, zertheilt ſich der Stamm, es entſteht ein zuſammengeſetztes Haar, eine Verzweigung. Nirgends aber treffen wir dieſe Form vollſtändiger als beim gediegenen Silber und als in einander verſchlungene äuſserſt feine Haare beim Golde, nirgends iſt aber die Desoxydation weiter getrieben und man kann den Zuſtand des Goldes und Silbers für den höchſten Grad der Reduction in der Natur anſehen. Vielleicht konnte ſo die äuſsere Form des Goldes und Silbers als ein Maas ihres Reductionsgrades angeſehen werden, auch da, wo ein bemerkbarer chemiſcher Proceſs nicht im Stande war dieſen Grad anzugeben. — Die ſtereometriſche Regelmäſsigkeit der Cryſtalliſationen ſcheint auf der andern Seite auf einen gewiſſen Grad der Oxydation hinzudeuten. — Doch mit dem Unterſchied, daſs eine Subſtanz, die ihrer Tendenz zur Cryſtalliſation ungehindert folgen kann, da, wo der Grad der Reduction zu ſchwach iſt um ihr zu erlauben eine vegetative Form anzunehmen, ſich mehr oder weniger der ſtereometriſchen Regelmäſsigkeit nähert. Wirklich kann man die Zacken, die zum Theil, wie beim Kupfer mit kleinen Kryſtallen ſchon beſetzt ſind, als einen Uebergang aus einer Form in die andere an-

ſehen. Diejenigen Cryſtalle, die mit völliger Durchſichtigkeit einen groſsen Grad der Härte und beträchtliche Schärfe der Ecken und Kanten verbinden, wie die Edelgeſteine und der völlig durchſichtige Bergcryſtall u. ſ. w. können vielleicht den höchſten Grad der Oxydation andeuten. —

Denn, dafs die Erdarten verbrannt ſind iſt wohl unzweifelbar. Ihr Mangel an Verwandtſchaft gegen den Sauerſtoff *) (denn bekanntlich iſt Auflösbarkeit in Säuren und Verwandtſchaft gegen Sauerſtoff etwas ganz verſchiedenes) ihre weiſse Farbe, wenn ſie rein ſind, und die durchſichtigen Cryſtallen, die ſie geben, ſprechen ſehr laut für dieſe Meynung. Auch haben die Chemiker oft dieſe Meinung gehegt. Die Ruprechtſchen Reductionsverſuche ſind bekannt, und noch neulich glaubte Pelletier wirklich auf dem Weg zu ſeyn, die Schwererde zu reduciren. Wie ſich die Erdarten, wenn ſie je reducirt werden ſollten, zeigen werden, iſt nicht leicht zu errathen. So viel iſt indeſs gewifs, dafs wir, ſo lange wir Erdarten und Metalle blofs als chemiſch einfache Subſtanzen kennen,

*) Der Leſer beliebe ſich zu erinnern, dafs dieſe Abhandlung älter iſt, als die Erfahrungen über die Fähigkeit der reinen Erden, Sauerſtoff aus der Atmoſphäre zu abſorbiren. Indeſs verändert ſich dadurch nichts in der Anſicht der Erden als oxydirter Grundlagen, vielmehr konnte dieſe dadurch eine neue Stütze bekommen.

Anm. des Herausg.

nen, blofs von dem Vorkommen der Mineralien *in* den Gebirgen nicht von der Entftehung der Gebirge ſelbſt reden können, dafs bis dahin unſere Mineralogie nur bis zur Geognoſie kommen, ſich nie zur Geologie erheben wird. — Doch hier iſt es uns hinreichend zu zeigen, dafs wir berechtigt ſind die Erdarten als verbrannt anzuſehen.

Und ſo entdeckten wir denn leicht den Unterſchied zwiſchen verbrennlichen und verbrannten Subſtanzen, d. h. zwiſchen ſolchen, die desoxydirt ſind und defshalb Oxygen anziehen und ſolchen, die oxydirt ſind und deshalb Oxygen wegſtofsen. Wir können alle Mineralien in zwei grofse Hauptklaſſen eintheilen — ſie ſind entweder verbrannt, im obigen Sinne des Worts, oder verbrennlich. Zu jenen gehören alle Erdarten, Salze und oxydirte Metalle. Zu dieſen der Demant, die Kohlenblende, der Schwefel und alle gediegene und geſchwefelte Metalle.

Aber auf unſerer Erde iſt auch ein immerwährender Brand. Ein grofser phlogiſtiſcher Proceſs unterhält in und auf der Erde eine ununterbrochene Thätigkeit. Die verbrannten Producte, die aus den Vulkanen herausgeworfen werden bedecken ganze Landſtrecken, begraben anſehnliche Städte, füllen tiefe Seen aus, bilden beträchtliche Inſeln, und thürmen ſich um die Kratern herum ſo hoch auf, dafs dadurch vielleicht urſprünglich nur mäfsig hohe Berge eine ungewöhnliche Höhe erhalten. So entſtunden

jene kegelförmig zugeſpitzten Gipfel. — So wurde Hecla 834 Toiſen Aetna 1672, Teneriffa 1900 und Chimboraſſo der höchſte bekannte ſogar 3211 Toiſen hoch. Und obgleich durch dieſen groſsen Proceſs ſo ungeheure Maſſen oxydirt worden, ſo erlöſcht er doch nie, eine unverſiegbare Quelle dephlogiſtiſirter Körper ſcheint ihm immer neuen Stoff darzubieten. Wenn auch hier oder da ein Vulkan erlöſcht, ſo lebt der auf einer Stelle unterdrückte Proceſs auf einer andern mit erneuerten Kräften wieder auf und keine Beobachtung läſst uns muthmaaſsen, daſs die Vulkanität auf unſerer Erde, im ganzen abgenommen hat. Und wie ausgebreitet iſt nicht die Vulkanität auf der Erde! Man kann zwei Gegenden annehmen, in welchen der vulkaniſche Proceſs ſeine Hauptwerkſtätte hat, wenigſtens ſeit langer Zeit. Die eine Gegend befindet ſich im ſüdlichen Theil von Europa. Hier ſind die durch unterirrdiſches Feuer ohne Zweifel aus den Tiefen des Meers heraufgehobenen lipariſchen Inſeln und höher gegen *Norden*, die zwei noch brennenden Vulkane Aetna und Veſuv und das eingeſunkene noch nicht ganz erloſchene Solfatara. Die zweite Gegend iſt der ſüdliche Theil von Nordamerika und der nördliche Theil von Südamerika. Hier ſind die, wahrſcheinlich auch durch unterirrdiſches Feuer erhobenen vulkaniſchen Inſeln unter den Antillen und tiefer gegen *Süden* die noch brennenden Vulkane, Axequiba, Pitchincha und Coto-Paxi.

Wollte man auch nicht annehmen, dafs die vielen Mandelſtein und Baſaltgebirge in Frankreich, Deutſchland, Irland, Schottland, und auf den norwegiſchen För-Inſeln vulkaniſchen Urſprungs wären, ſo läſst ſich der Zug der Vulkanität gegen Norden doch ſehr deutlich verfolgen. — Von dem griechiſchen Archipelag kann man nach Levante hinaufſteigen, wo das häufig da vorkommende flüſsige Erdharz, uns auf die merkwürdige Erſcheinung deſſelben Minerals in einem weit reineren Zuſtand um das caſpiſche Meer herum gleichſam vorbereitet, und wo beſonders die Erdbeben die Gegenwart der Vulkanität zeigen. Dies beſtätigt ſich, wenn man höher hinauf den Berg Albin in Taunus, der wirklich feuerſpeyend iſt, findet. Kamſchatka ſcheint die nördlichſte vulkaniſche Berge auf dieſer Seite zu beſitzen. — Die Erſchütterung von dem Erdbeben in Liſſabon breitete ſich faſt über ganz Europa aus und zeigte ſich, nach Kant, ſogar in Norwegen, und nach andern Nachrichten auch in Island. Ein Umſtand, der uns einen Zuſammenhang dieſer vulkaniſchen Inſeln mit den ſüdlichen vermuthen läſst. Die Vulkane in Südamerica erſtrecken ſich gegen den Südpol herunter und Terre del Fuego kann als eine Fortſetzung dieſes vulkaniſchen Zuges angeſehen werden. Auch ſcheint dieſer Zug ſich unter dem Meere zu erſtrecken, da man im Südmeer mehrere vulkaniſche Inſeln antrift, und ſich endlich mit den vulkaniſchen Inſeln des oſtindiſchen Archipelags zu endigen. Ich habe dieſe Werkſtätte des unterirdiſchen Feuers aufgezeichnet,

theils um die grofse Ausbreitung des phlogiſtiſchen Proceſſes auffallender zu zeigen, theils um auf die merkwürdige Vertheilung der Vulkane auf unſerem Erdboden aufmerkſam zu machen.

Wenn man nehmlich eine vulkaniſche Zone annimmt, die um die Erde geht, etwa mit 22 bis 23° nördlicher Breite anfängt, und mit 15 bis 16° ſüdlicher Breite aufhört, (denn alle Erſcheinungen deuten darauf hin, dafs der phyſicaliſche Aequator — wie alles Land — höher gegen Norden hinaufgehängt iſt, als der mathematiſche) — ſo werden alle die Vulkane, die nicht in dieſer Zone liegen gegen *Norden* hinauf auf der *öſtlichen*, gegen Süden hinunter auf der *weſtlichen* Halbkugel liegen. — In Nordamerica ſind — über Mexico und die Antillen hinaus — gar keine Vulkane. — In Africa unter 15° eben ſowenig. Wenn man überhaupt das Geſetzmäſsige in der Vertheilung der Vulkane auf unſerm Erdboden durch gezogene Linien auf der Weltkarte zeigen will, wird man gewahr werden, dafs man die zwey oben angeführte Punkte, (in Italien und Südamerica) als Centralpunkte, gleichſam als Quellen aller Vulkanität anſehen kann, von welchen aus die *Haupt*vertheilung gegen Norden vom Veſuv und Aetna aus, gegen Süden von Pitchincha und Coto-Paxi wie in Strahlen ausgeht. Ich ſetze natürlicherweiſe voraus, dafs man auf die Erdbeben und ihre Richtung Rückſicht nimmt. Die Erdbeben in Europa zeigen ihre Wirkung gegen Norden herauf, und — bringen, wenn auch

auch ihr Wirkungskreis, wie bey dem Erdbeben in Lifsabon, fehr grofs ift nur einige Erfchütterungen auf der nördlichften Küfte von Africa hervor, die Erdbeben in America dahingegen verbreiten ihre Erfchütterungen gegen Süden herab, wie Bouguer und einige fpanifche Reifebefchreiber berichten, und wie man es aus dem Zug der vulkanifchen Berge fchliefsen könnte. Nie hat man meines Wiffens höher in Nordamerica merkliche Erfchütterungen, als Folgen eines Erdbebens in Peru, Chili, Mexico oder auf den Antillen verfpührt. Das Erdbeben in Lifsabon dahingegen verurfachte an der öftlichen Küfte von Nordamerica bemerkbare Erfchütterungen. Strenge Gefetze für die Verbreitung der Vulkanität laffen fich freilich nur durch die Vergleichung mit dem Erdmagnetismus geben, und ich werde an einem andern Orte zeigen, wie die Abweichung und Neigung der Magnetnadel unter gewiffen beftimmt gegebenen Bedingungen auf Vulkanität hinzeigen, wie fich dadurch felbft die fcheinbaren Irregularitäten in der Lage der Vulkane innerhalb der vulkanifchen Zone heben laffen, endlich wie dadurch *diefer* merkwürdige Oxydationsproceſs unferes Erdbodens, durch ein weit höheres, der ganzen Erde zukommendes Princip — beftimmt fey, als man bis jezt glaubte. Es wird fich zeigen, dafs alle Geologie, wenn fie wird was fie feyn foll, und bis jetzt nie war, vom Magnetismus anfangen mufs. — Doch dies ift ein Gegenftand, der nicht unmittelbar mit meinem jezigen in Zufammenhang fteht.

Freilich hat man noch lange nicht die Vulkane genau genug unterſucht um über die eigentliche Natur des phlogiſtiſchen Proceſses etwas beſtimmtes ausmachen zu können. So iſt es bis jetzt unerklärbar geblieben, wie die fürchterlichſte Verbrennung die wir kennen, uns einen ſo leicht oxydirbaren Stof wie den Schwefel in einem reducirten Zuſtande liefern konnte, ſo hat man noch nie zu erklären verſucht, wie Maſsen die ſonſt nicht ſchlechte Leiter der Wärme ſind, eine erſtaunlich groſse Capacität ſo lange behalten könnten, daſs ſie faſt für abſolute Nichtleiter angeſehen werden können. Ich meine die zerſchmolzenen Laven. Denn es iſt bekannt, daſs auf den lipariſchen Inſeln, auf Aetna, auf Niſida bei Neapel, Lavaſtröme ſind, die obgleich einige 20 30 ja 50 Jahr alt, doch einige Zoll unter der Oberfläche glühend heiſs ſind, (als wenn blofs die *unmittelbare* Berührung der Luft dieſen Maſsen ihre Leitungsfähigkeit wiedergeben konnte), ſo hat freilich Plinius ſchon und nach ihm Berkley und Hamilton die Blize über dem brennenden Veſuv und die leuchtende Flamme, die ſich in der Geſtalt eines Fichtenbaums über den Schlund erhebt, weitläufig geſchildert, aber einige nicht viel bedeutende Verſuche von della Torre ausgenommen ſind noch keine Beobachtungen, die uns über die merkwürdige Elektricität der Vulkane Aufklärungen verſprächen. Noch weit weniger befriedigend ſind die Theorien des Erdbebens. Mehrere Naturforſcher, unter dieſen Delamethrie, nehmen ein ruhig brennendes Feuer im Inneren der Erde an. Ohne

Zutritt

Zutritt der atmosphärischen Luft fliesst in ungeheuern unterirdischen Kanälen, die unsere Erde unterminiren, die brennende Masse ruhig fort. Bloss wenn Wasser durch irgend eine Spalte zum Feuer hereindringt, dehnt sich dieses gewaltsam aus und verursacht jene fürchterliche Erschütterungen. — Es liessen sich Einwendungen genug gegen diese Theorie machen und Folgerungen daraus ziehen, die das Ungereimte der Behauptung deutlich darthun würden. — Es sey mir genug hier zu bemerken, dass keine Erscheinung da ist, die uns nöthigte ein so unphysikalisches Phänomen zu setzen, als das einer immerdaurenden Verbrennung, die, ohne Zutritt der atmosphärischen Luft, sich selbst immer wieder erneuerte. — Vielleicht ist das Erdbeben überhaupt nur eine *elektrische* Erschütterung unsers Erdbodens. Häufige Blitze, die allenthalben den Horizont feurig machen, wenn ein Erdbeben kommen soll, die erstaunliche Bangigkeit, Vorbote der fürchterlichen Erschütterungen, die alles Lebendige überwältigt und bekanntlich als eine Folge einer starken Luftelektricität angesehen werden kann, vor allem jene merkwürdige Lage der Gegenden, wo die Erdbeben am häufigsten sind, und jene Richtung der Erschütterungen, — Thatsachen die auf ein geheimes, noch unbekanntes, wichtiges Gesetz hinzudeuten scheinen — müssen uns zu jener Meinung gleichsam hindrängen. — Ich werde bey einer andern Gelegenheit diese Theorie auseinander zu setzen versuchen und mit allen bekannten Thatsachen verbinden. Sie setzt die

Gegen-

Gegenwart einer Erdelektricität voraus, die ihre Hauptquelle vielleicht im Mittelpunkt der Erde hat, wenn sie in Thätigkeit gesetzt wird sich um den Aequator herum anhäuft, und von da in entgegengesetzter Richtung beyden Polen zuströmt. —

Obgleich ich also nicht glaube, dafs man ein brennendes unterirdisches Feuer annehmen kann, so bleibt doch die ununterbrochene Oxydation, die durch die Vulkane unterhalten wird, immer äufserst bedeutend. — Auf den grofsen vulkanischen Bergen die mit Cratern versehen sind, (diesen Lungen unseres Erdkörpers) geht durch Hülfe der atmosphärischen Luft die Verbrennung vor sich, und diese dehnt sich bis in die ungeheuern Höhlen, denen der Berg selbst gleichsam als Deckel dient, aus. — Dafs die atmosphärische Luft wirklich zersetzt, also eingezogen, und als verdorbene Luft wieder ausgeflossen wird, ist wohl unzweifelbar — Jene Behauptung, dafs die brennenden Körper selbst sich die Luft zubereiten, die ihre Verbrennung unterhält, ist mir, ich gestehe, völlig unbegreiflich. Bei dem letzten Ausbruch des Vulkans bemerkte *Abildgaard*, der sich damals in Neapel aufhielt, Erscheinungen, die die Folge eines Einlassens der Luft seyn mufsten. Bey dem gewöhnlichen ruhigen Fortbrennen wird dieſs ebenfalls, obgleich unmerklicher, stattfinden. Man könnte dagegen einwenden, dafs dieſser phlogistische Procefs die Atmosphäre verderben mufste und dafs gleichwohl eben die Gegenden, um

die

die Vulkane herum so angenehm sind; aber die zersetzte Luft muss ihrer specifiken Leichtigkeit wegen, über den Schlund selbst in die höheren Regionen hinaufsteigen, dadurch wird, von allen Seiten ein Luftstrom nach dem Crater entstehen, der bei ruhiger Verbrennung weniger bemerkbar seyn, bei grossen Explosionen aber eine beträchtliche Unruhe in der Atmosphäre verursachen wird. Dieses ist auch wirklich der Fall obgleich andere, die Eruptionen begleitende Umstände diese Wirkung verstärken mögen.

Ausser diesem grossen phlogistischen Processe, finden wir auf unserer Erde noch andere, langsamer wirkende, aber deshalb nicht weniger bedeutende, und einige von geringerer Wichtigkeit. Zu diesen gehören besonders die Erdbrände. Bekannt ist es, dass Steinkohlenminen sich zuweilen, wie in Ungarn, in Toskana, sogar in Deutschland, in England entzunden und bey wenigem Zutritte der atmosphärischen Luft, sehr langsam, oft 20 bis 30 Jahre lang fortbrennen.

Beträchtlicher im Ganzen genommen ist die Oxydation, die durch die Wirkung der Luft und des Wassers ununterbrochen fort auf der Oberfläche der Erde und in den Höhlen und Spalten, wo nur eine dieser Substanzen einzudringen vermag, ohne Temperaturerhöhung oder eigentliche Verbrennung, vor sich geht. Die, wie es scheint, schon bei der Bildung

dung der Gebirge reducirten Körper unſerer feſten Erdmaſſe, bleiben, Platina, Gold und Silber etwa ausgenommen, gleichſam nur gezwungen in dem Zuſtande der Reduction. Die atmo-phäriſche Luft, die in den Höhlen ſtille ſteht wird immer verdorben. Ein Zeichen, daſs Körper in der Nähe ſich oxydiren müſſen. Der Schwefel, der auſser bey den Vulkanen immer in Verbindung mit Metallen vorkömmt, nimmt in dieſer Verbindung das Oxygen der Luft, oder wahrſcheinlicher des in der Luft vertheilten Waſſers in ſich und verändert ſich in Schwefelſäure. Die meiſten Metalle, wenn ſie nicht geſchwefelt ſind, werden oxydirt gefunden. Selbſt diejenigen, die noch in einem desoxydirten Zuſtand vorkommen, roſten, wenn ſie der Luft ausgeſetzt werden. Das Waſſer geht immer über die Berge, oxydirt das reducirte oder halbreducirte Eiſen, das einen Beſtandtheil faſt aller Gebirgsarten ausmacht, und verwandelt es in einen erdigen Ocher.

So ſcheint auf unſerem Erdboden alles auf Oxydation auszugehen. Sind auch jene Steinkohlenminen, die in allen Welttheilen in den Flözgebirgen vorkommen, im ganzen in ſehr groſser Menge gegenwärtig, ſo würden ſie doch, von dem phlogiſtiſchen Proceſs nach und nach ergriffen, ſich allmählig verzehren. Selbſt in den Gebirgen ſcheint keine fortgeſezte Desoxydation der immer um ſich greifenden Oxydation Schranken zu ſetzen. — Und ſo müſsten wir denn annehmen, daſs dieſer phlogiſtiſche Proceſs,

und

und mit ihm alle Thätigkeit, einſt erlöſchen, daſs unſere Erdmaſſe, gleichförmig oxydirt, ſich einſt in einen verbrannten, im eigentlichſten Sinne todten Klumpen verwandlen wird. —

In der ganzen Natur exiſtirt indeſſen keine Action ohne ihre entgegenſetzte. Aber einem immer thätigen phlogiſtiſirenden Proceſs können wir nicht einen ſchon dephlogiſtiſirten Stof, einen paſsiven Körper nicht einer thätigen Action entgegenſetzen. Iſt, wie ich gezeigt habe, ein ununterbrochener Oxydationsproceſs auf unſerem Erdboden in continuirlicher Wirkſamkeit begriffen, ſo muſs ein continuirlicher Desoxydationsproceſs auch immerwährend im Gang ſeyn. Dieſer muſs dem Oxydationsproceſs, indem er ſeine Wirkungen aufzuheben ſtrebt, neuen Stoff darreichen, und indem er ihm entgegenzuſtreben ſcheint, Permanenz zuſichern. Dieſer Proceſs muſs ſich in der Natur aufzeigen laſſen, und er iſt da. —

Bekanntlich ſind alle Geologen darinnen einig, daſs Steinkohlen, Erdharze und Schwefelkieſse die Urſachen des vulkaniſchen Feuers ſind, und wirklich würden wir vergebens nach irgend einem andern Stoff in der unorganiſchen Natur uns umſehen, der im Stande wäre einen ſo mächtigen Verbrennungsproceſs anzufachen, zu unterhalten und wiederanzufachen. Die Steinkohlen ſind aber ſchon desoxydirt, und es iſt uns nicht darum zu thun, eine desoxydirte Subſtanz, und wenn dieſe auch in

noch

noch ſo groſser Menge vorhanden iſt, ſondern einen noch immer thätigen Dexoxydationsproceſs aufzufinden. Es liegt uns alſo ob zu zeigen, daſs in der Natur Bedingungen vorhanden ſind, unter welchen nothwendig neue Steinkohlenminen immer entſtehen müſſen, daſs ein Proceſs vorhanden iſt, der eben ſo ununterbrochen reducirt, wie der phlogiſtiſche Proceſs offenbar oxydirt.

Die Steinkohlen haben ihren Urſprung theils den Torfmooren theils der Dammerde zu verdanken. Dieſer geologiſche Satz iſt mit einer Evidenz, der ſich wenige geologiſche Sätze rühmen dürfen, von dem bekannten Beroldingen bewieſen. Z. B. begnüge ich mich, hier auf ſeine ſcharfſinnige Schrift. Beobachtungen, Zweifel und Fragen d. Min. betreffend hinzuweiſen. Auffallend iſt es, daſs die Geologen immer ſo wenig Rückſicht auf die Dammerde genommen haben. Sie geſtehen, und müſſen es geſtehen, daſs viele Revolutionen unſerer Erde vorgegangen ſind, nachdem die Oberfläche derſelben ſchon von Pflanzen und Thieren bewohnt war, denn dafür ſpricht die Geſchichte unſerer Erde nur gar zu deutlich. Aber die Dammerde, die nothwendig auch damals daſeyn, und oft nicht unbedeutende Lager ausmachen muſste, erwähnen ſie nicht. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs viele Steinkohlenlager der durch eine Revolution bedeckten Dammerde ihren Urſprung zu verdanken haben. Beroldingen hat auch dieſes zu beweiſen geſucht. — Wodurch entſteht aber die

Damm-

Dammerde, und Torfmoore? Bekanntlich durch das Verfaulen und die Verweſung vegetabiliſcher und thieriſcher Subſtanzen. Durch das Verweſen der thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen wird ein beträchtlicher Theil unſeres Erdbodens mit jener ſchwarzen Erde bedeckt, die eben deshalb ſo fruchtbar iſt weil ſie eine groſse Menge der Stoffe, die den Pflanzen zur Nahrung dienen, enthält. Sie beſteht hauptſächlich aus waſſerſtoffhaltigem Kohlenſtoff, der mit erdigen und ſalzigen Theilen verbunden iſt. In den Torfmooren entſteht durch das Verfaulen der abſterbenden Pflanzen im Waſſer ein Oel, welches ebenfalls aus Waſſerſtoff und Kohlenſtoff beſteht. Das Product der Fäulniſs thieriſcher Körper im Waſſer iſt nach Gibbes und Fourcroy eine Art von Fett, der aus dem Waſſerſtoff und Kohlenſtoff gebildet wird, indem der Stickſtoff und Phosphor aus den Körpern geſchieden iſt.

Bei weitem der gröſste Theil unſers Erdbodens iſt mit Dammerde bedeckt. Groſse bedeutende Strecken in allen Welttheilen, wie in Siberien, mehrere Gegenden in Africa, Holland, Holſtein in Europa und zumal ein groſser Theil des innern Landes in Nordamerica, beſtehen aus Sümpfen und Torfmooren. An ſolchen Orten, wo das Meerwaſſer ziemlich tief ins Land hereingeht und durch irgend eine Urſache ſich nicht frei bewegen kann, entſteht

nach und nach ein Sumpf, wo aufser den Pflanzen noch eine grofse Menge Seethiere verfaulen, die durch das Verfaulen jene wallrathartige fettige Materie abfetzen können. —

Die Steinkohlen fowohl als die Erdharze beftehen eben fo wie die Dammerde und das Torföl, aus Waflerftoff und Kohlenftoff, und alle ölichten Körper des Mineralreichs unterfcheiden fich nur durch die gröfsere oder geringere Menge Kohlenftoff in ihrer Mifchung und durch den Beitritt des Sauerftoffs. So enthalten die Steinkohlen und das Judenpech etwas Sauerftoff, und das Steinöl unterfcheidet fich von der Naphta nur durch eine gröfsere Menge Kohlenftoff. Dafs die Steinkohlen in Rückficht ihrer Form fo fehr von der Dammerde und Torf abweichen fcheint theils von der innigeren Vermifchung ihrer Beftandtheile, die durch die Zufammendrückung der Mafse bewirkt worden ift, herzurühren, theils eine Wirkung des Sauerftoffs zu feyn.

Aufser dem chemifchen Beweis, dafs die Steinkohlen aus den Torfmooren und der Dammerde entftanden find, der fich auf der Aehnlichkeit ihrer Beftandtheile gründet, laffen fich noch geologifche Beweife führen. Es würde zu weitläuftig feyn diefe hier

hier anzuführen, und überflüſſig, weil ſie von Beroldingen ſchon vollſtändig aufgeſtellt ſind. Er zeigt wie die Torfmoore und die Dammerdenlager, wenn ſie entweder durch vulkaniſche Eruptionen oder durch Ueberſchwemmungen mit andern Steinlagen bedeckt werden, ſich in Steinkohlen verwandeln. Gewöhnlich iſt freilich die Dammerde nicht reich genug an jenem waſſerſtoffhaltigen Kohlenſtoff um ein ſelbſtſtändiges Lager zu bilden, ſie wird dann blofs mit ihrem durch die Bedeckung in Oel veränderten Stoff die Steine, die ihre Oberlage ausmachen, durchdringen, und nach der Verſchiedenheit der Steinarten hier einen Kalkſtein in Stinkſtein, dort einen Gips in Leberſtein, und an einer andern Stelle einen Mergel in bituminöſen Mergel verwandeln. Selbſtſtändige Steinkohlenlager kann aber die Dammerde der Wälder bilden und überhaupt eine jede Dammerde, die an jenem Stoffe reich iſt. Noch beträchtlicher werden die Flöze ſeyn die aus Torfmooren entſtehen. Am beträchtlichſten aber meiner Meinung nach diejenigen, die aus ſolchen Häfen entſtehen, welche durch Anhäufung des Schlamms und durch das Verfaulen der Seethiere ſelbſt in Fäulniſs gerathen. — Der faulende Schlamm kann hier eine aufserordentlich beträchtliche Tiefe haben, und die Bedingungen zur Bildung der Steinkohlen müſſen hier vorzüglich vorhanden ſeyn. Ich ſtelle mir vor, dafs in Batavia der faulende Schlamm der ſtillſtehenden Kanäle auch den in's Land hineingehenden Hafen angeſteckt hat,

und dafs dadurch dieſe Hafen ſelbſt in Fäulniſs gerathen. Aber eben dieſe Fäulniſs lockt eine unglaubliche Menge Seethiere, zumahl Würmer herbei, die durch ihr Abſterben die Fäulniſs vermehren. — So iſt es wenigſtens bei Kiel, wo ein kleiner Theil des Hafens der tief in das Land hineingeht durch Stilleſtehen in Fäulniſs gerathen iſt. Eine unglaubliche Menge Medufen, jene gallertartige Mollusken bedecken die Oberfläche des Hafens, die faſt wie gefroren ausſieht. Die geleéartige Maſſen gerinnen da und vermehren die Fäulniſs. — Solche Hafen, wenn ſie bedeckt würden, möchten Steinkohlenlager, wie die in England und Schottland bilden können, die beträchtlich tief, ſogar unter dem Boden des Meers gehen.

Aber noch immer müſſen Dammerdenlager- und Torfmooren bedeckt werden. Wollte ich auch nicht davon ſprechen, dafs durch partiale Ueberſchwemmungen noch neue Erdlager entſtehen, die die alten bedecken, dafs durch Flugſand groſse Landſtrecken überzogen werden, wodurch wirklich ſchon, wie in Jütland, der gewöhnliche Torf in einen den Steinkohlen ähnlichen Pechtorf verändert wird, und wenn die zunehmende Vegetation dieſen Flugſand feſſelt, dichter macht und allmählig mit einer immer zunehmenden Schicht Dammerde überzieht wird dieſer Pechtorf vielleicht in Steinkohlen übergehen, — woll-

te

te ich auch hiervon nicht reden, ſo iſt es doch unzweifelbar, daſs die beſtändige Auswürfe der Vulkane beträchtliche Schichten Dammerde bedecken müſſen, und zwar eben eine Dammerde, die an waſſerſtoffhaltigem Kohlenſtoff ſehr reichhaltig ſeyn muſs, weil, wie es allgemein bekannt iſt, die Vegetation in der Nähe der Vulkane vorzüglich gedeiht. Die glühende Maſſe wird auf ihrem Wege ebenfalls Torfmooren und faulende halbausgetrocknete Hafen antreffen und dieſe bedecken. Alſo müſſen immer neue Steinkohlenminen entſtehen.

Auch der Schwefel, dieſer allgemein verbreitete Stoff, der, in Vereinigung mit Luft und Waſſer die Thätigkeit in der unorganiſchen Natur unterhält, ſcheint ſelbſt durch die Steinkohlen und Erdharze vorzüglich in Thätigkeit geſetzt zu werden. In Vereinigung mit ihnen ſpielt er bey den Vulkanen eine Hauptrolle. Die Vulkane ſelbſt geben uns den Schwefel in gediegenem Zuſtande wieder. — Hier wird er ſich mit Metallen, die auch durch die hohe Temperatur der vulkaniſchen Proceſſe reducirt ſind, vereinigen und das immerdaurende Spiel der allmähligen Oxydation durch Waſſer kann von vorne anfangen. Auch durch das Faulen thieriſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen ſcheint der Schwefel in Thätigkeit geſetzt zu werden. Hier erſcheint er in Verbindung mit Waſſerſtoffgas, als geſchwefeltes Waſſerſtoff-

gas und das Oxygen der Atmoſphäre iſt hinreichend ihn aus dieſer Verbindung als Schwefelmilch zu präcipitiren.

Es muſs aufgefallen ſeyn, daſs bey dieſen mächtigen, auf dem ganzen Erdboden verbreiteten Proteſſen, die Felſen ſelbſt, oder ihre Steinarten ſo wenig thätig ſind. Wirklich ſcheinen ſie das allgemeine Reſiduum aus dem Bildungproceſs der Erde zu ſeyn. Doch weiſs die Natur durch Waſſer, durch Luft, durch Feuer, vorzüglich durch das Faulen der Thiere und Pflanzen, allmählig mehr und mehr von dieſen ruhenden Subſtanzen in Wirkſamkeit zu ſetzen, und für die allgemeine Operation zu gewinnen. Der Schwefel, der aus den thieriſchen Körpern entwickelte Phosphor, der Salmiak, der aus dem Stickſtoff der faulenden Thiere in Vereinigung mit Waſſerſtoff gebildet wird, die Potaſche, als ein Produkt der Pflanzen u. ſ. w. dieſe Stoffe löſen hier auf, trennen dort, oxydiren hier, indem ſie dort reduciren verflüchtigen, und binden, und unterhalten auf dieſe Art ein ewiges Spiel der chemiſchen Verwandtſchaften.

Und ſo iſt es denn gewiſs, daſs ebenſowenig, wie die organiſche Natur, ohne die unorganiſche denkbar ſei, eben ſowenig die unorganiſche Natur ohne

ohne die organiſche in Thätigkeit erhalten werden kann. So wie die Vegetation als ein Desoxydationsproceſs der Animaliſation als einem Oxydationsproceſs entgegengeſetzt werden kann, ſo kann man die geſämmte Organiſation als einen Reductionsproceſs anſehen, der dem immer um ſich greifenden Oxydationsproceſs entgegenarbeitet und eben dadurch Permanenz giebt. Die Thätigkeit der organiſchen Welt ſetzt als Bedingung ihrer Möglichkeit eine Thätigkeit der unorganiſchen voraus. Aber dieſe wird nur durch das Sterben der Thiere und Pflanzen unterhalten. So müſſen ſich die Individuen aufopfern um durch ihren Tod ſelbſt dem Leben Permanenz zu geben. — Wir ſehen alſo die vollkommenſte Wechſelwirkung. — Die Oxydation der unorganiſchen Natur verhält ſich zu der Desoxydation, die durch die organiſche Natur unterhalten wird, wechſelſeitig als Zweck und Mittel, und die Idee einer Weltorganiſation dringt ſich uns nothwendig auf.

Ehe ich ſchlieſse muſs ich noch um Verzeihung bitten, daſs ſo vieles in dieſer Abhandlung dunkel iſt. Zu ſchnell entſchloſs ich mich eine Materie zum Gegenſtand einer kleinen Abhandlung zu machen, die eigentlich eine viel weitläuftigere Behandlung erfordert. Vieles iſt deſshalb nur zu kurz angegeben, viele Behauptungen ſind einem unvermeidlichen Misverſtändniſs ausgeſetzt, viele wichtige Thatſachen

ſind

ſind nur leiſe berührt, viele Beweisgründe nur halb ausgeführt. Sollten indeſſen hier Ideen vorkommen die die Geſellſchaft einer fernern Unterſuchung werth hielt, ſo werde ich meine Meinung gern ausführlicher darſtellen und die Reſultate meines Nachdenkens der Geſellſchaft nach und nach einhändigen.

Jena, gedruckt bei Prager und Comp.

Zeitſchrift

für

ſpekulative Phyſik.

Herausgegeben

von

Schelling.

Erſten Bandes zweites Heft.

Jena und Leipzig,
bei Chriſtian Ernſt Gabler.
1800.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

I.

Allgemeine Deduction

des

dynamiſchen Proceſſes.

(Beſchluſs der im erſten Heft abgebrochnen Abhandlung)

vom

Herausgeber.

§. 30.

Die Art und Weiſe der Deduction, die wir bisher geführt haben, könnte von Seiten mancher Leſer wohl Zweifeln und Miſsverſtändniſſen unterworfen ſeyn: es iſt daher nöthig, einige allgemeine Erläuterungen darüber hier einzuſchalten. — Wir unterſchie-

den in der Conſtruction der Materie verſchiedne Momente, die wir ſie *durchlaufen* lieſsen, ohne dafs wir bis jetzt nöthig gefunden hätten, ausdrücklich zu erinnern, dafs dieſe Unterſcheidung nur zum Behuf der Spekulation gemacht werde, dafs man ſich nicht vorſtellen müſſe, die Natur durchlaufe jene Momente etwa wirklich, in der Zeit, ſondern nur, ſie ſeyen dynamiſch oder, wenn man dieſs deutlicher findet, metaphyſiſch in ihr gegründet. In der Natur ſelbſt freilich iſt Eins und ungetrennt, was zum Behuf der Spekulation getrennt wird, und in der Conſtruction der Materie ſelbſt ſind mit der dritten Dimenſion des Products zugleich auch die beiden erſten geſetzt. Wir fanden aber jene Unterſcheidung darum nothwendig, weil alle wahre Conſtruction *genetiſch* ſeyn mufs. Es iſt nicht genug, zu wiſſen, die Exiſtenz der Materie beruhe auf dem Gegenſatz zweier Kräfte, ſondern es mufs noch überdieſs deutlich gemacht werden, *wie* es denn vermöge jener zwei Kräfte möglich ſey, dafs ein Raum wirklich erfüllt werde, und da jede Raumerfüllung nothwendig eine dem Grade nach beſtimmte iſt, wie vermöge jener Kräfte ein beſtimmtes Maafs der Raumerfüllung entſtehen könne? — Dieſe Fragen werden dadurch noch nicht beantwortet, dafs man durch blofse Analyſe des Begriffs der Materie, als Etwas, das den Raum erfüllt, oder undurchdringlich macht, die Nothwendigkeit der beiden Kräfte zur Hervorbringung derſelben darthut. Es iſt freilich deutlich genug, dafs wenn der Raum erfüllt

ſeyn

ſeyn ſoll, in ihm eine Kraft ſeyn muſs, welche dem Eindringen jeder fremden Kraft in denſelben Raum widerſteht, und da dieſe Kraft nothwendig einen Grad haben muſs, dafs mit ihr eine ihr den Grad gebende, d. h. ſie ſelbſt determinirende — alſo eine Attractivkraft verbunden ſeyn müſſe. Allein es bleibt nach dieſem blos logiſchen Geſchäft immer noch das eigentlich ſynthetiſche übrig, nämlich die Aufdeckung und Enthüllung des Mechanismus ſelbſt, mittelſt deſſen durch Concurrenz jener beiden Kräfte der Raum wirklich, und zwar in beſtimmtem Grade erfüllt wird. Dieſer Mechanismus kann aber nur dadurch deutlich werden, dafs er *auseinandergelegt*, d. h. in einzelne Momente getrennt, vorgeſtellt wird.

§. 31.

Ohne dieſe Unterſcheidung, d. h. ohne eine wirklich genetiſche Deduction kann man die Materie nur auf der tiefſten Stufe ihres Entſtehens, und die beiden Kräfte allein in demjenigen Verhältnifs erblicken, welches ſie eigentlich nur im letzten Moment der Conſtruction haben, ja es geſchieht ſogar leicht, dafs man, indem man vorgiebt, die Materie aus jenen Kräften eben erſt entſtehen zu laſſen, ſie unvermerkt immer wieder vorausſetzt, und in Gedanken unterſchiebt, von welcher Verwirrung z. B. in Kants Dynamik nicht wenig Spuren angetroffen werden. Es iſt nicht blos eine Concurrenz der bei-

den Kräfte, der anziehenden und zurückſtoſſenden überhaupt, ſondern es iſt *ein beſtimmtes Verhältniſs beider zu einander in Bezug auf den Raum*, was die Materie möglich macht, und welches abzuleiten eben die fernere Aufgabe unſerer Unterſuchung iſt. Die Zurückſtoſſungskraft giebt nicht *an ſich* die drei Dimenſionen, wie von Kant und nach ihm insgemein angenommen wird, denn die dritte Dimenſion kommt eben erſt als Vermittlungsglied eines beſtimmten Verhältniſſes hinzu, das, wenn kein Widerſpruch in der Natur ſeyn ſoll, zwiſchen ihr und der Attractivkraft ſtatt finden muſs. Die Repulſivkraft wirkt allerdings nach allen *Richtungen*, (ob wohl erſt, nachdem ſie durch die entgegengeſetzte Kraft eingeſchränkt iſt, denn im Unendlichen iſt gar *keine* Richtung), aber daſſelbe gilt auch von der Attractivkraft. Der negativ-elektriſche Körper, der durch einen Ueberſchuſs dieſer Kraft wirkt, erſtreckt dieſe Wirkung nach allen Richtungen gleich dem poſitiv-elektriſchen, ohne daſs deswegen der Raum erfüllt würde. Es iſt alſo nicht dieſe Wirkung nach allen Richtungen *an ſich*, ſondern es iſt ein beſtimmtes Verhältniſs der Repulſivkraft zu der ihr entgegengeſetzten, wodurch jene Wirkung zu einer Wirkung nach allen *Dimenſionen*, d. h. zu einer wirklichen Erfüllung des Raums (mit Materie) wird.

Wenn Kant die Repulſivkraft als eine nur in der Berührungsfläche wirkende, die Attractivkraft dagegen als eine durchdringende Kraft charakteriſirt, ſo

iſt

iſt offenbar, daſs er dieſe Kräfte nur im dritten Moment der Conſtruction betrachtet. Denn wie iſt Berührung, wo nicht ſchon Undurchdringlichkeit, d. h. Materie iſt, und wie iſt Durchdringung ohne ein Durchdringliches denkbar? Alſo gelten alle dieſe Prädicate nur von der anziehenden und zurückſtoſſenden Kraft, inſofern ſie ſchon durch Materie dargeſtellt ſind. — Denn von beiden abſolut betrachtet, kann ohnehin nicht die Rede ſeyn. Abſolut betrachtet hat eine Kraft gar *keine* Wirkung — ſie *wirkt*, oder wird in Wirkung *geſetzt* überhaupt erſt durch die entgegengeſetzte, in *beſtimmte* Wirkung alſo, z. B. durchdringende, auch nur durch ein *beſtimmtes* Verhältniſs zu der entgegengeſetzten. Die Attractivkraft z. B. wirkt gleichfalls in der Fläche und nicht durchdringend, ſobald ſie zu der repulſiven in dasjenige Verhältniſs geſetzt iſt, welches durch die Elektricität abgebildet wird (§. 19. ff.).

Der unterſcheidende Charakter beider Kräfte, welcher ſchon für den erſten Moment der Conſtruction, wo die beiden Kräfte noch blos mathematiſch betrachtet werden können, gültig iſt, iſt nur der, daſs die poſitive ſchlechthin blos in Continuität, die negative dagegen nur als in die Ferne wirkend gedacht werden kann, und dieſer urſprüngliche Charakter beider wird bei der Conſtruction der Materie ſchon vorausgeſetzt, wie ſich bald zeigen wird.

Ein gröſser Theil der Unverſtändlichkeiten in Kants Dynamik hat ſeinen Grund hauptſächlich darinn, daſs er ſich die beiden Kräfte, ſo lange er blos logiſch conſtruirt, ganz rein, ſobald es aber zur realen Conſtruction (zum Treffen ſelbſt) kommt, immer ſchon mit Materie verbunden denkt, welches freilich für die nach einem Subſtrat verlangende Einbildungskraft, welcher bloſse Kräfte ohne etwas, dem ſie inhäriren, zu denken ſchwer fällt, ſehr bequem ſeyn mag, dagegen aber den ſpekulativen Geſichtspunct beſtändig verrückt.

§. 32.

Kant hat zwar in gewiſſem Sinn Recht, wenn er vorgiebt, um aus der urſprünglichen Anziehungskraft, und der ihr entgegenwirkenden zurücktreibenden eine dem Grad nach beſtimmte Einſchränkung der letztern, mithin ein beſtimmtes *Maas* der Raumerfüllung abzuleiten, müſſen empiriſche Data vorausgeſetzt werden. Allein von der Spekulation kann wenigſtens ſo viel gefordert werden, dieſe empiriſchen Data im Allgemeinen zu beſtimmen; und dieſer Forderung vermag ſie auch wirklich Genüge zu leiſten. Wenn nämlich a priori dargethan iſt, wie durch eine urſprünglich anziehende Kraft die gleichfalls urſprüngliche zurückſtoſſende überhaupt eingeſchränkt ſeyn könne, ſo verlangt man noch überdieſs den Grund zu wiſſen, warum die leztere durch jene gerade *in beſtimmtem Grade* eingeſchränkt wird.

Da

Da nun der Grund dieſes Grads nur wieder in einer Eingeſchränktheit der Attraktivkraft ſelbſt geſucht werden kann, indem dieſe Kraft durch nichts beſtimmt ſeyn kann, die Repulſivkraft in *beſtimmtem* Grade zu beſchränken, als durch eine in ſie ſelbſt (in ihre eigne Thätigkeit) geſetzte Beſchränktheit, ſo ſieht man ſich durch jenes Problem offenbar auf einen Grund getrieben, welcher weder in der anziehenden noch in der zurückſtoſſenden Kraft des Körpers, der conſtruirt werden ſoll, alſo freilich nicht *innerhalb der reinen Bedingungen der Conſtruction* geſucht werden kann. In der anziehenden Kraft kann er nicht geſucht werden, denn eben dieſe ſoll ja durch jenen Grund eingeſchränkt ſeyn; in der zurückſtoſſenden auch nicht, denn dieſe iſt durchaus nur das Begränzbare, und nie das Begränzende. Da durch jenen Grund die Thätigkeit der anziehenden Kraft eingeſchränkt werden ſoll, ſo iſt durch denſelben die *Nichtthätigkeit*, d. h. die Eingeſchränktheit der zurückſtoſſenden eingeſchränkt; er iſt alſo *gemeinſchaftlicher* Grund einer Begränztheit in beiden, für die anziehende Grund ihrer begränzten Wirkſamkeit, für die zurückſtoſſende Grund ihres begränzten Begränztſeyns. Iſt er nun *gemeinſchaftlicher* Grund eines Eingeſchränktſeyns in beiden, ſo kann er nur in Etwas *auſſer* beiden, d. h. auſſer den reinen *Bedingungen* der Conſtruction liegendem geſucht werden. Aber auſſerhalb der Bedingungen der Conſtruction liegt nur die conſtruirende Thätigkeit ſelbſt, und da es dieſe iſt,

welche die Attractivkraft *überhaupt* erſt in ein *beſtimmtes* Verhältniſs zur repulſiven ſetzt; ſo kann der Grund davon, daſs jene in dieſer Conſtruction, (wo ſie das Begränzende iſt), ſelbſt wieder begränzt wird, nur in der erſtern geſucht werden. Daſs aber dieſe, nämlich die conſtruirende Thätigkeit, welche in Anſehung des Gebrauchs der beiden Kräfte urſprünglich abſolut uneingeſchränkt iſt, in der Conſtruction des *einzelnen* Körpers doch in Anſehung der darauf zu verwendenden Attractivkraft eingeſchränkt ſey, davon kann der Grund nur in einer Einſchränkung, die ſie ſich ſelbſt geſetzt, alſo nur in einer andern vorhergegangenen, oder gleichzeitigen Conſtruction geſucht werden. — Das empiriſche Datum, was zur Conſtruction eines Körpers von beſtimmtem *Grad* der Raumerfüllung gehört, iſt alſo, daſs der Grad ſeiner Attractivkraft zum voraus ſchon durch *Körper auſſer ihm* eingeſchränkt und beſtimmt ſeyn muſs, und da dieſes Verhältniſs nothwendig ein *wechſelſeitiges* iſt, ſo nämlich, daſs die Attractivkraft jedes Körpers auf den beſtimmten Grad eingeſchränkt iſt durch die eines jeden andern, ſo ſieht man, daſs das empiriſche Datum, was zur Conſtruction einer dem *Grade* nach beſtimmten Raumerfüllung gehört, die allgemeine Verkettung aller Materie unter ſich iſt, kraft welcher es unmöglich iſt, daſs die Natur in der Conſtruction eines einzelnen Körpers ein gewiſſes Maaſs der Attractivkraft überſchreite, oder ihm ein geringeres ertheile, als ſie ihm wirklich ertheilt, und auf etwas ähnliches hat viel-

vielleicht Kant ſelbſt deuten wollen in einer Stelle ſeiner Dynamik, von welcher ſpäter noch die Rede ſeyn wird.

§. 33.

Wir gehen jetzt aber zur Deduction des dritten Moments fort, in welchem die bis jezt blos begränzende alſo ſchlechthin unbegränzbare Attractivkraft; ſelbſt wieder in ihrer Wirkſamkeit eingeſchränkt wird, und um den Gegenſtand der ferneren Unterſuchung auf's Kürzeſte auszuſprechen, ſo iſt er folgender.

In dem erſten Moment der Conſtruction (§. 9.) ſind in dem Punct C die beiden Kräfte für die Anſchauung vereinigt, dafür aber auch dynamiſch ununterſcheidbar oder *identiſch*. Statt deſſen ſind im zweiten Moment (§. 16. ff.) die beiden Kräfte zwar dynamiſch ſich entgegengeſetzt und *nichtidentiſch*, dagegen aber auch für die Anſchauung völlig getrennt.

Zwiſchen dem erſten und zweiten Moment iſt alſo ein Gegenſatz, für welchen der dritte ohne Zweifel die Syntheſis enthalten muſs. Im erſten iſt — Vereinigung der Kräfte für die Anſchauung, dafür aber dynamiſche Identität beider, im zweiten — dynamiſche Entgegenſetzung, dafür Getrenntſeyn beider für die Anſchauung. Die jetzt zu lösende

Auf-

Aufgabe wird alſo die ſeyn: *wie beide Kräfte zugleich dynamiſch getrennt und für die Anſchauung als identiſch geſetzt ſeyn können?* — Jenes iſt nothwendig, weil es Bedingung der Realität (§. 7.) Dieſes, weil es Bedingung der Identität der Natur mit ſich ſelbſt iſt. (daſ.)

Anmerkung. Es iſt eine nothwendige Forderung, welche derjenige zu erfüllen hat, der die Materie aus einer urſprünglich zurückſtoſſenden und anziehenden Kraft entſtehen läſst: begreiflich zu machen, wie zwei Kräfte, die ſich gegen einander wie poſitive und negative Gröſsen verhalten, in ihrer Verbindung nicht viel mehr die Null, als irgend eine Realität geben. Man ſieht ſich genöthigt zum Behuf der Möglichkeit irgend einer Realität ein Getrenntſeyn der beiden Kräfte und zwar ein fortdauerndes zu ſetzen; den Beweis giebt der Punct C (§. 9), welcher die beiden Kräfte als dynamiſch in einander darſtellt, dafür aber auch ein bloſser Nullpunct iſt. Gleichwohl giebt aber auch das abſolute Getrenntſeyn beider Kräfte keine Realität, wie aus der Deduction des zweiten Moments erhellt. — Es iſt alſo zu erwarten, daſs um ein Reelles zu conſtruiren, der erſte und zweite Moment vereinigt werden müſſen, daſs nämlich die Kräfte zwar als identiſch für die Anſchauung, wie im Punct C des erſten Moments, aber doch zugleich als dynamiſch getrennt, wie im zweiten geſetzt werden.

§. 34.

§. 34.

Zur Auflöfung dieſer Aufgabe werden wir durch die genaue Beſtimmung ihrer Forderungen gelangen. Die beiden Kräfte ſollen *als* entgegengeſetzte in Einer und derſelben Anſchauung dargeſtellt werden. Sind beide ſich entgegengeſetzt und getrennt, ſo wird ebenſo wie im vorhergehenden Moment jede dieſer Kräfte *für ſich* die Fläche hervorbringen (§. 18. 19.). Aber beide ſollen in ihrer Trennung wieder identiſch geſetzt werden für die Anſchauung. Dieſs iſt, da der Gegenſatz der *Kräfte ſelbſt* — beſtehen ſoll, nur dadurch möglich, daſs ihre *Productionen* in einer gemeinſchaftlichen dritten dargeſtellt werden, und da, wie geſagt, jede dieſer Kräfte für ſich die Fläche hervorbringt, ſo wird das Gemeinſchaftliche, (welches nicht als durch ein bloſses Hinzufügen, ſondern durch ein wirkliches Durchdringen oder Multipliciren der Produkte durch einander entſtehend gedacht werden muſs), die *zweite Potenz der Fläche* oder der *Cubus* ſeyn müſſen. — Mit dieſer wechſelſeitigen Potenzirung der beiderſeitigen Produktionen durch einander reiſst ſich alſo die Conſtruction zuerſt von der blos geometriſchen los, zu den beiden erſten Dimenſionen iſt die dritte hinzugekommen, und das eigentliche Vermittelungsglied, durch welches die beiden Kräfte zugleich als nicht-identiſch und doch als vereinigt für die Anſchauung geſetzt werden können, iſt (nicht die Linie oder die Fläche, ſondern)

der

der Raum ſelbſt, d. h. die nach drei Dimenſionen ausgedehnte Gröſse.

§. 35.

Nun können aber nicht beide Kräfte als entgegengeſetzte doch in Bezug auf den Raum als identiſch geſetzt werden, ohne eben dadurch den Raum *undurchdringlich* zu machen.

Beweis. Denn

a) Es kann keine durchgängige Identität beider im Raum geſetzt werden, ohne daſs in jedem einzelnen Puncte des Raums Repulſiv- und Attractivkraft zugleich ſeyn. Das *ganze Product* iſt alſo = dem Punct C (§. 9.), inſofern, als in dieſem Punct *beide* Kräfte *zugleich* ſind, nicht aber inſofern, als beide Kräfte in ihm abſolut in einander übergehen, und aufhören, ſich entgegengeſetzt zu ſeyn. Daſs aber beide Kräfte, obgleich ſich entgegengeſetzt, doch in Einen und denſelben Raum geſetzt ſeyn können, dieſs iſt

b) nur aus der entgegengeſetzten Wirkungsweiſe beider zu begreifen, da nämlich die repulſive nur in Continuität, die attractive aber in jeder Nähe doch in die Ferne wirkt, alſo beide Kräfte, in Einem und demſelben Raume doch *auſser* einander ſind. Kann aber die Attractivkraft von jedem Punct des Raumes aus, in welchen beide Kräfte geſetzt ſind, nur in die

die Ferne wirken, ſo wird dieſer Raum in Bezug auf die Attractivkraft ein *Continuum von Puncten* vorſtellen, in deren jedem die poſitive Kraft durch die anziehende, (welche der unendlichen Theilbarkeit des Raums zufolge in jeder Nähe doch als in eine Ferne wirken kann) auf einen *Grad* der Zurückſtoſsung eingeſchränkt iſt, der durch keine Kraft abſolut überwältigt werden kann, und alſo, den Raum undurchdringlich macht, dagegen wenn beide Kräfte in einander übergehen, identiſch werden könnten, das Product anſtatt den Raum zu erfüllen, vielmehr = o ſeyn würde.

Das vollſtändige Vermittlungsglied des (§. 33.) gefoderten Verhältniſſes zwiſchen Repulſiv- und Attractivkraft iſt alſo der *erfüllte* Raum, oder die *Materie*, und die Materie exiſtirt nicht an ſich, ſondern blos als Auflöſung jenes Problems in der Natur.

Anmerkung. Es iſt hier ein Punkt, wo wir den Leſer auf das Eigenthümliche aller ſpekulativen Deduction, inſofern dieſelbe auch in der Naturwiſſenſchaft ſtatt finden muſs, aufmerkſam zu machen Gelegenheit haben. Was für die Empirie das einzig Reelle iſt, iſt für die Naturwiſſenſchaft immer nur Vermittlungsglied eines *Ideellen*, und nur darum reell. Die Materie hat für die wahre Phyſik ebenſo wenig Realität an ſich, als für die wahre Philoſophie. Sie iſt

nur

nur das ſinnliche Symbol der beiden Kräfte, und ſelbſt nur Vermittlungsglied eines beſtimmten Verhältniſſes beider, das in der Natur nothwendig iſt, und nur inſofern iſt ſie ſelbſt nothwendig.

Daſſelbe Reſultat übrigens, auf welches uns die ſynthetiſche Unterſuchung geführt hat, läſst ſich aus dem Einmal gefundenen Begriff der Raumerfüllung auch durch bloſse Analyſis finden. Denn man ſetze entweder, daſs beide Kräfte überhaupt gar nicht unterſchieden, oder dynamiſch ſich entgegengeſetzt ſeyen, ſo haben wir die urſprüngliche Null, oder daſs beide mathematiſch getrennt ſeyen, ſo haben wir entweder die Linie, in welcher ein einziger Punct iſt, der die beiden Kräfte nur dadurch in ſich vereinigt, daſs ſie von ihm aus ſich nach entgegengeſetzten Richtungen trennen (§. 9.), oder wenn wir auch dieſen Punct wegfallen laſſen, ſo producirt jede dieſer Kräfte für ſich die Fläche (§. 18. f.) und es entſteht wiederum keine Raumerfüllung. Daſs eine ſolche entſtehe, dazu gehört, daſs beide Kräfte *als* entgegengeſetzte gleichwohl in Ein und daſſelbe Gemeinſchaftliche geſetzt ſeyen, denn keine von beiden erfüllt für ſich den Raum, alſo müſſen auch in dem unendlich kleinſten Theil des erfüllten Raums beide Kräfte zugleich gegenwärtig ſeyn. Nun kann aber der Uebergang beider in einander,

(wo-

(wodurch das Product = o würde), ihres Geſetztſeyns in Einen und denſelben Raum unerachtet nur dadurch unmöglich gemacht werden, daſs die Eine der beiden Kräfte eine *in die Ferne einſchränkende* iſt, daſs aber umgekehrt Kräfte, die ſich entgegengeſetzt ſind, doch ein gemeinſchaftliches Darzufallen gezwungen werden, dieſs iſt nur durch eine *dritte* aus beiden zuſammengeſetzte Kraft begreiflich, welche um dieſes Problem zu löſen, den Raum undurchdringlich macht, d. h. welche ſelbſt *durchdringend*, oder in der dritten Dimenſion wirkt. Die genauere Beſtimmung dieſer Kraft aber wird uns durch die Wiederanſicht der Aufgabe möglich werden, welche durch ſie gelöſet iſt.

§. 36.

„Die Materie entſteht durch ein wechſelſeitiges Potenziren der repulſiven und attractiven Fläche durch einander,“ dieſen Satz können wir zwar als bewieſen annehmen, jedoch iſt noch nicht ausgemacht, wie oder durch welche Kraft denn jene Potenzirung oder die Vereinigung beider Kräfte zu einem gemeinſchaftlichen Product geſchehe? — Da die Forderung der Aufgabe eine gedoppelte iſt, nämlich daſs die beiden Kräfte zwar vereinigt, jedoch ſo vereinigt werden, daſs ſie in der Vereinigung ſelbſt wieder getrennt ſeyen, ſo iſt leicht einzuſehen, daſs die poſtulirte Kraft eine ſolche ſeyn muſs, welche

zwar auf Identität geht, jedoch nur *unter Bedingung der Duplicität oder des Gegenſatzes*, eine Kraft alſo, deren Wirkſamkeit nicht unbedingt, ſondern durch die Entgegenſetzung der beiden erſten dergeſtalt eingeſchränkt iſt, daſs ſie dieſelbe zwar vermitteln, keineswegs aber ſchlechthin aufheben kann. Denn wenn die Kraft nur durch die *abſolute* Entzweiung in Bewegung geſetzt werden kann, wenn ſie alſo nur anfängt wirkſam zu ſeyn, nachdem die Entgegenſetzung bis zur Unmöglichkeit, aufgehoben zu werden, gekommen iſt, ſo wird für dieſe Kraft nichts übrig bleiben, als: den Widerſpruch, den ſie nicht ſelbſt oder im *Princip* aufheben kann, wenigſtens im *Product* aufzuheben. Aber ebendieſs iſt der Character einer *ſynthetiſchen* Kraft, welche nicht über ihre Bedingung (die Antitheſis) hinausgehen, nicht den Widerſpruch ſelbſt in der Quelle, ſondern nur im Product für die *Anſchauung* aufzuheben fähig iſt. Die poſtulirte Kraft iſt alſo eine ſynthetiſche Kraft. — Allein es iſt uns dadurch nur der Gattungsbegriff, unter den ſie gehört, nicht aber ſie ſelbſt vollkommen beſtimmt. Da uns aber zu ihrer Beſtimmung auſser den Bedingungen, unter denen ſie wirkſam iſt, ſonſt nichts gegeben iſt, ſo wird, um in ihre Natur tiefer einzudringen, die Unterſuchung vorerſt auf dieſe ſich richten müſſen.

§. 37.

§. 37.

a) Es wird angenommen, die Kraft ſoll nur durch abſolute Entzweiung in Wirkſamkeit geſetzt werden können, (§. 36.). Dieſs iſt nur denkbar, wenn die Kraft, die abſolute Identität ſelbſt iſt, welche in ſich ſelbſt gleichſam verloren auf keine Weiſe gezwungen werden kann, aus ſich herauszugehen, und ſich ſelbſt zu offenbaren, als dadurch, dafs ſie *als* abſolute Identität aufgehoben wird. Es folgt daraus von ſelbſt, dafs die abſolute Identität *als* ſolche überhaupt und niemals ſich offenbaren kann, denn *als* ſolche iſt ſie ein Abgrund von Ruhe und Unthätigkeit, und in Thätigkeit geſetzt hört ſie ſchon auf, *abſolute* Identität zu ſeyn; gleichwohl iſt aber auch die Kraft, durch welche ſie ſich offenbart, nachdem die Bedingung dazu, Entzweiung, gegeben iſt, keine Kraft, welche erſt in die Natur zu kommen brauchte, ihr *Grund* iſt da, und iſt das Urſprüngliche in der Natur, oder vielmehr die *Natur ſelbſt*: nur die Wirkſamkeit jenes Grunds, oder dafs er ſich als eine *Kraft* offenbart, iſt von der abſoluten Entgegenſetzung als Bedingung abhängig. Dieſe Entgegenſetzung läfst ſich ſelbſt im *Allgemeinen* weiter nicht ableiten, als daraus, dafs es überhaupt eine Natur geben ſoll, denn im Begriff der Natur wird eine ſolche ſchon gedacht. Wenn aber die Entzweiung Bedingung einer Natur — wenn ſie Bedingung jener Offenbarung der abſoluten Identität durch die ſynthetiſche oder conſtruirende Kraft iſt, und wenn

alles, was beſteht, nur durch die Wirkſamkeit dieſer Kraft, dieſe ſelbſt aber nur durch das ſtete und ununterbrochene Daſeyn des Gegenſatzes beſteht, ſo muſs für jedes *einzelne* Product, (und eben ein ſolches zu conſtruiren iſt unſre hauptſächliche Aufgabe) das Wiederentſtehen des Gegenſatzes auf dem es beruht, fortwährend geſichert ſeyn; geſichert aber kann es nicht durch das Product ſelbſt ſeyn, denn das Product ſetzt ihn ſchon voraus, alſo nur durch äuſsere Einwirkung. Dieſe Einwirkung kann aber wiederum keine einſeitige ſeyn; denn wenn ich das Beſtehen des Gegenſatzes für das Product B durch die Einwirkung von A erkläre, ſo ſetze ich A als Product ſchon voraus, da doch alles was Product iſt erſt mittelſt jener ſynthetiſchen Kraft conſtruirt werden ſoll, deren Bedingung ſelbſt erſt ausgemittelt wird. Alſo kann dieſe Einwirkung nur eine wechſelſeitige ſeyn. Es kann mithin auch kein einzelnes Product, ſondern nur ein abſolutes Ganzes von Producten *zugleich* entſtehen, davon jedes die Bedingung des Gegenſatzes für jedes andre enthält.

Nun iſt aber bereits bewieſen worden, daſs niemals eine dem *Grade* nach beſtimmte Raumerfüllung, daſs alſo auch niemals ein *einzelnes* Product entſtehen könnte, wenn nicht der Grad von Attractivkraft, welcher zu ſeiner Conſtruction verwendet wird, *unabhängig von der Conſtruction* ſchon beſtimmt wäre.

Denn

Denn man ſetze das Gegentheil, man ſetze, daſs der Grad von Attractivkraft nicht für jedes einzelne Product zum voraus beſtimmt, daſs alſo die Attractivkraft nicht für jedes Product eine *abſolute* ſeye, ſo wird man annehmen müſſen, daſs die Attractivkraft für das Product nur vermehrt werde durch Verminderung — und nur vermindert durch Vermehrung der Repulſivkraft. Allein auf dieſem Wege würden niemals verſchiedene Grade der Raumerfüllung entſtehen können. Denn, wenn der relativ gröſsere Grad der Raumerfullung darauf beruht, daſs *dieſelbe* abſolute Quantität von zurückſtoſsender Kraft in einem geringeren Raume dargeſtellt wird, ſo könnte, jenes vorausgeſetzt, die Attractivkraft, welche hierzu erfodert wird, nur durch Verminderung der *repulſiven*, d. h. der den Raum erfüllenden Kraft erreicht werden, welches der Vorausſetzung widerſpricht. — Die Attractivkraft für die Conſtruction jedes Productes muſs alſo unabhängig von der Conſtruction zum voraus ſchon beſtimmt ſeyn.

Dieſs iſt aber nach §. 32. nur durch ein Product auſser ihm, und da für dieſes Product wieder daſſelbe gilt, nur durch eine allgemeine Wechſelwirkung möglich, in welcher jedes Product jedem andern den Grad von Attractivkraft beſtimmt, welcher allein mit der allgemeinen Wechſelwirkung beſtehen kann.

Alſo beſteht die wechſelſeitige Einwirkung, wodurch alle Producte unter einander ſich den Gegenſatz — der Kräfte, auf welchem die Exiſtenz jedes einzelnen beruht; gleichſam ſichern, *in einer allgemeinen wechſelſeitigen Vertheilung der Attractivkraft* an einander, (womit, wie zu erwarten, und wie wir hier nur im Vorbeigehn berühren können, auch verſchiedene Entfernungen verbunden ſeyn müſſen,) und dieſe wechſelſeitige Vertheilung der Attractivkraft wird alſo auch Bedingung der von uns aufzuzeigenden ſynthetiſchen oder conſtruirenden Kraft ſeyn müſſen.

§. 38.

Es könnte zwar jemand die Frage aufwerfen, warum wir den Grad von Zurückſtoſsungskraft, der zur Conſtruction eines Products gehört, nicht gleichfalls durch äuſsere Einwirkung beſtimmt ſeyn laſſen. Allein die Zurückſtoſsungskraft iſt durch die Beſtimmung des Grads von Attractivkraft von ſelbſt beſtimmt. Durch die Zurückſtoſsungskraft kann nie die Attractivkraft, wohl aber umgekehrt durch die Attractivkraft die Zurückſtoſsungskraft beſtimmt ſeyn — denn dieſe iſt im Gegenſatz gegen jene durchaus das Beſtimmte, jene in Bezug auf dieſe, durchaus das Beſtimmende. — Sobald z. B. in einem gewiſſen Theil des Raums durch die zuſammenlaufenden Wirkungen andrer gleichzeitig ſich bildender oder ſchon gebildeter Producte ein gewiſ-

ser Grad von Attractivkraft angehäuft iſt, ſo zieht dieſer aus der allgemeinen Identität von ſelbſt eine proportionirte Zurückſtoſsungskraft in dieſen Raum, auf welche nun freilich abermals die gegenwärtige Attractivkraft in ganz verſchiedenem Grade verwendet werden kann. Durch jene Zerlegung aber muſs ſchon wieder in einem andern Theil des Raums Attractivkraft angehäuft werden, welche den Grund zu neuen Schöpfungen legt, bis endlich ſelbſt die unendliche Fülle erſchöpft, und durch ein unendliches Universum, d. h. durch ein in's Unendliche gehendes Gleichgewicht der Attractiv- und Repulſivkräfte dargeſtellt iſt.

Die durch Vertheilung ausgebreitete Attractivkraft iſt alſo der Grund, der die urſprüngliche Zurückſtoſsungskräfte an gewiſſe Puncte des Raums ſtellet, und weil die Wirkſamkeit der ſchöpferiſchen Kraft auf dem Gegenſatz der beiden Kräfte beruht, auch der Grund der fortdaurenden Wirkſamkeit derſelben. Ihre Wirkſamkeit beſteht nämlich darinn, die dem Product von aufſen zugetheilte und erhaltne Attractivkraft zu der (durch jene äuſsere Einwirkung gleichfalls in Bewegung geſetzten) Zurückſtoſsungskraft in dasjenige Verhältniſs zu ſetzen, in welchem durch ihre Wechſelwirkung ein Raum erfüllt wird: es geſchieht alſo auch nur vermöge jener dritten Kraft, daſs die Attractivkraft ſich durch den Raum erfüllende Producte zu äuſsern fähig wird.

Wenn nämlich ein jedes Product einem jeden andern einen bestimmten Grad von Attractivkraft überträgt, so wird es von einem jeden auch nur mit dem Grad angezogen werden können, den es ihm überlassen hat. Da nun der Grad von Attractivkraft, den jedes Product z. B. an dieses einzelne überläßt, zugleich den Grad der Raumerfüllung des letztern bestimmt, so wird die anziehende Kraft, mit der das letztere auf jedes andere wirkt, auch dem Grad seiner Raumerfüllung proportional scheinen, obgleich das Verhältniss vielmehr das umgekehrte, und der Grad seiner Raumerfüllung eigentlich dem Grad von Attractivkraft proportional ist, den jedes andre Product ihm überträgt, und mit dem es auf jedes andere zurückwirkt.

Und weil dieses wechselseitige Uebertragen von Attractivkraft, an einander zwischen allen Materien gemein ist, so entsteht dadurch eine *allgemeine Attraction aller Materien unter sich*, welche von jeder einzelnen auf jede Andre, bei gleicher Entfernung, proportional dem Grad ihrer Raumerfüllung, d. h. ihrer Masse ausgeübt werden muss.

§. 39.

Da nun aber die Materie diese Eigenschaft, nämlich mit der ihr von jeder andern zugetheilten Attractivkraft, welche keineswegs an *sich* eine durchdrin-

dringende Kraft ist, als Masse auf jede andre gleichfalls als Masse zu wirken, nur der dritten Kraft verdankt, welche die Repulsivkraft (als die *Raumerfüllende*) mit der anziehenden synthetisch vereinigt, so werden wir jene Kraft, als diejenige, welche die *Schwere* möglich macht, mit Recht *Schwerkraft* nennen, und die allgemeine Schwere selbst als das ursprünglichste Phänomen betrachten, wodurch jene construirende Kraft sich kund giebt, indem sie nämlich fortwährend die Bedingung hergiebt, unter welcher die (ohne sie blos als Flächenkraft wirkende) Attractivkraft eine durchdringende oder auf die Masse wirkende wird.

Anmerkung. Das bewegende Princip in den Phänomenen der Schwere ist, allerdings die Attractivkraft, dasjenige aber was diesem bewegenden Princip selbst die Eigenschaft giebt, proportional der Masse zu wirken, d. h. die eigentliche Ursache der *Schwere* ist etwas von jenem völlig Verschiednes, und keine einfache, sondern die synthetische oder construirende Kraft selbst. Es ist Ein und dasselbe, was das Product construirt, und die Schwere möglich macht; daher die Phänomene der Schwere Phänomene der stets erneuerten Schöpfung. — Die völlige Gleichsetzung der Schwerkraft mit der Attractivkraft kann zwar Newton zu gut gehalten werden, der überall nur auf das Grobe der Erscheinung dass nämlich alle Körper eine Tendenz zeigen, sich

einander zu nähern, (welche Erscheinung zu bezeichnen jenes Wort gut genug war) — nicht aber auf die Construction der Materie selbst, welche Gegenstand einer weiter zurückgehenden und subtileren Untersuchung ist, Rücksicht nahm. Denn bei jener ganz empirischen Ansicht konnte es unentschieden bleiben, ob diese Attractivkraft eine nur nach aussen gehende Kraft der schon fertigen Materie, oder ob sie zugleich eine Bedingung der Materie selbst und ein Factor ihrer Construction seye. Im letztern Fall ist es nicht sogleich zu begreifen, wie jene Kraft, welche nur zur Einschränkung einer andern, der repulsiven, gebraucht wird, ausser dieser intrasitiven Wirkung auch noch eine auf Körper sich erstreckende haben könne, welches auch nur durch ihre Aufnahme in eine sie selbst potenzirende Kraft erklärbar ist.

Der Satz, dass alle Körper vermöge einer gemeinschaftlichen Attractivkraft gegen einander gravitiren, ist Mifsverständnissen unterworfen. Es ist nämlich wahr, dass so wie A gegen B mittelst der (zur durchdringenden Kraft erhobenen) Attractivkraft des letztern gezogen wird, eben so auch B gegen A; aber es ist nicht Attractivkraft was gegen Attractivkraft gravitirt, denn gemeinschaftliche Attractivkräfte stossen sich zurück wie in den electrischen Erscheinungen. Es sind also vielmehr Zurückstossungskräfte

kräfte, die gegen Attractivkräfte, und Attractivkräfte, die gegen Zurückstossungskräfte, gravitiren; und es ist auch hieraus einzusehen, dass die *Gravitation selbst*, d. h. die Attraction, mittelst der *Körper* einander sich nähern, nicht die einfache, sondern eine zusammengesetzte sey.

Jene Gleichsetzung der Schwerkraft mit der ursprünglichen (zur Construction aller Materie gehörigen) Attractivkraft hatte ausserdem, dass jene dadurch nicht begreiflich wurde, noch den Nachtheil, dass man die Schwere selbst für ein nicht weiter abzuleitendes Phänomen hielt. Dass es eine *ursprünglich* negative Kraft der Natur gebe, dergleichen hier unter dem Namen der Attractivkraft denken, lässt sich a priori einsehen, und beweisen, nicht aber dass es eine der *Materie* allgemein beiwohnende, und von jeder Materie auf alle andre ausgeübte anziehende Kraft gebe, und Newton, wenn er in einer zweiten Ausgabe seiner Optik eine Frage wegen der *Ursache* der Schwere hinzuzufügen nöthig fand, damit man nicht etwa glaube, er rechne die Schwere unter die *wesentlichen* Eigenschaften der Materie, scheint eher das Auffallende der Behandlung eines offenbar zusammengesetzten Phänomens, (dass nämlich eine anziehende Kraft an einer in die Masse wirkenden werde) als eines einfachen; denn nur den Anstoss, welchen

chen seine *Zeitgenossen* an dem Begriff einer ursprünglichen Anziehung *nehmen könnten*, gefürchtet haben. Der Begriff einer ursprünglichen d. h. zur Construction der Materie selbst gehörigen Anziehungskraft hat gar nichts Anstöfsiges, wie Kant selbst wohl zu fürchten scheint, wohl aber hat es die Reduction eines schon zusammengesetzten Phänomens auf eine an sich einfache Kraft, welches wohl eigentlich auch der geheime Grund ist, der Kant wegen seiner Construction, die er doch in andrer Rücksicht nicht anders als evident finden konnte, einigermaalsen ungewifs machte.

Kant selbst hält es wenigstens für möglich, dafs die Attractivkraft, welche dem einzelnen Körper seine Bestimmtheit in Ansehung des *Grads* der Raumerfüllung giebt, ein Theil oder Ausfluss der allgemeinen seye, wenn er sagt: es möge seyn, dafs der Conflict der anziehenden und zurückstofsenden Kraft, welcher zur Möglichkeit jedes bestimmten materiellen Dings erfordert werde, entweder von der eignen Anziehung der Theile der zusammengedrückten Materie unter einander, (woher kommen denn aber hier schon Theile; und woher ein Zusammengedrücktseyn der Materie) oder aber von der Vereinigung derselben mit der allgemeinen Weltmaterie herrühre. Aber wonach richtet sich denn nun diese Ertheilung der Attractiv-

kraft

kraft an den einzelnen Körper? Kant äuſſert: *ſie geſchehe nach dem Maaſs ſeiner Zurückſtoſſungskraft.* Man ſieht aber nicht ein, wie hier ſchon von einem Maaſs der Repulſivkraft die Rede ſeye, da ja dieſes Maaſs ſelbſt erſt durch die Attractivkraft beſtimmt wird, und das Verhältniſs vielmehr das umgekehrte iſt, indem der Körper ſich in Anſehung ſeiner Zurückſtoſsungskraft eher nach dem ihm durch die allgemeine Wechſelwirkung zugetheilten Maaſs von Attractivkraft richtet. — Aber wenn man auch bei jener Vorſtellung ſtehen bleiben wollte, ſo ſind zwei Fälle möglich, entweder nämlich iſt die dem Körper zu ſeiner Möglichkeit ertheilte Anziehungskraft der zurückſtoſsenden, die ihm ſchon zugeſchrieben wird, gleich oder nicht, ſo muſs im erſten Fall erklärt werden, wie beide Kräfte ſich verbinden können, ohne daſs das Product = o ſeye, welches nur durch eine dritte Kraft geſchehen kann, die beide Kräfte als identiſch in Bezug auf den Raum darſtellen kann, ohne doch beide in einander übergehen zu laſſen; im andern Fall iſt entweder die Attractivkraft überwiegend, ſo würde, wenn beide Kräfte ſich verbänden, die repulſive unter Null ſinken d. h. negativ werden, oder iſt die letztere überwiegend, ſo würde der Raum mit dem Ueberſchuſs von poſitiver Kraft, nicht aber mit *Materie* erfüllt ſeyn, welche eine gemeinſchaftliche Darſtellung beider Kräfte ſeyn ſoll. Aus dem

dem allem erhellt zur Genüge die Unvollſtändigkeit des Verſuchs der bloſsen Concurrenz der beiden entgegengeſetzten Kräfte ohne Vermittlung einer dritten die Materie zu conſtruiren, welche, wie wir jetzt wiſſen, keine andre ſeyn kann, als die welche die Schwere möglich macht.

§. 40.

Wenn das Maafs von Attractivkraft, was jeder Körper beſitzt, ihm nur durch die allgemeine Wechſelwirkung beſtimmt ſeyn kann, ſo befindet ſich alſo jeder Körper im Gegenſatz gegen alle andre in einem gezwungnen Zuſtand, und es iſt zu erwarten, dafs er die beſtändige Tendenz hat, ihn zu verlaſſen, ja ihn wirklich verläſst, ſobald nur ſeine äuſsern Verhältniſſe gegen andre Körper, beſonders ſeine Entfernung (in der Berührung z. B.) verändert wird. Nachdem aber Einmal für die Conſtruction zweier Körper z. B. dieſe beſtimmte Summe von Kräften gegeben iſt, ſo kann durch ihre Wechſelwirkung von derſelben nichts verloren gehen, die *abſolute* Quantität der Attractiv- und alſo auch der Repulſivkraft bleibt dieſelbe, nur die *relative* kann durch die wechſelſeitig ausgeübte Vertheilung verändert werden, jedoch (weil von der abſoluten Quantität nichts verloren gehen kann), nur ſo, dafs keiner von beiden einen Ueberſchufs der Einen Kraft erlange, ohne dafs die abſolute Quantität der entgegengeſetz-

ten

ten in gleichem Verhältniſs in dem andern vermehrt werde. — Die abſolute Quantität der Kräfte nun, die für Eine Conſtruction beſtimmt war, kann ſich ins Unendliche wieder unter verſchiedne Körper auf ungleiche Weiſe vertheilen. Nachdem dieſer Körper z. B. ſoviel von der allgemeinen Attractivkraft verbraucht hat, bleibt für die zugleich mit ihm geſchehende Bildungen nur noch dieſes beſtimmte Maaſs übrig, welches dieſe unter ſich wiederum auf ungleiche Weiſe vertheilen können. Dieſe Körper welche ſich in die Eine abſolute Quantität von in Einem und demſelben Raume angehäufter Kraft getheilt haben, werden ſich mittelſt ihrer wechſelſeitigen Anziehungskräfte zu Einem Ganzen vereinigen können. Weil nun die abſolute Quantität der Kraft, welche auf das Ganze verwendet worden iſt, unveränderlich iſt, ſo wird bei gleicher *abſoluter Schwere aller Körper* innerhalb dieſes Ganzen — (denn, weil alle Attraction wechſelſeitig iſt, ſo muſs auch die Attractivkraft des Körpers, welcher als der *angezogne* geſetzt wird, zu der abſoluten Quantität geſchlagen werden), dennoch eine Differenz der *ſpecifiſchen Gewichte einzelner Körper*, d. h. eine Differenz desjenigen Antheils von Attractivkraft, der auf Seiten des angezognen Körpers iſt, möglich ſeyn.

Alſo iſt das, was durch den dritten Moment der Conſtruction in dem einzelnen Körper beſtimmt wird, das ſpecifiſche Gewicht deſſelben, und es folgt ſo-

ſonach auch, daſs Körper blos als Raumerfüllung betrachtet, nur durch ihre ſpecifiſche Gewichte unterſchieden werden können.

Zuſatz.

Es iſt vielleicht durch das im § und ſchon früher Geſagte noch nicht hinlänglich erklärt, *wie* durch eine ungleiche Vertheilung der Kräfte zwiſchen verſchiednen Körpern eine Differenz der ſpecifiſchen Gewichte möglich ſeye, wir fügen daher noch folgende Erläuterungen bei.

Es wurde oben §. 37. bemerkt, daſs es weiter nichts als einer Anhäufung von Attractivkräften in einem beſtimmten Raume bedürfe, um von der allgemeinen Zurückſtoſsungskraft eine proportionirte Quantität in dieſen Raum zu ziehen. Hier muſs nun beygefügt werden, daſs von einer Proportion nur unter der Vorausſetzung die Rede ſeyn kann, daſs durchgängig ein mittlerer alſo gleichförmiger Grad von Einſchränkung der Repulſivkraft entſtehe. Da nun dieſs aber in dem regelloſen Zuſtand der im Streit begriffnen Kräfte, welcher dem allgemeinen Zuſtand des Gleichgewichts nothwendig als vorhergehend gedacht werden muſs, unmöglich iſt, und durch einzelne Körper nicht eine *gröſsere abſolute Quantität* von Repulſivkraft, ſondern, (weil in dieſer Rückſicht keine Einſchränkung als durch andere Körper möglich iſt), *dieſelbe in höherem Grade* ein-

eingeschränkt wird, indefs andern zur Einschränkung einer gleichen Quantität Repulsivkraft ein weit geringerer Grad von Attractivkraft übrig bleibt, so mufs dadurch wieder eine Disproportion oder Ungleichheit des Verhältnifses zwifchen anziehender und zurückftofsender Kraft, d. h. eine Ungleichheit der Grade der Raumerfüllung entftehen.

§. 41.

Wenn es nun überhaupt möglich ift, dafs Körper fich durch ihre Wechfelwirkung unter einander verändern, fo werden fie fich auch nach allen Momenten verändern können. Von Körpern, die fich im erften Moment verändern, fagt man, fie *magnetifiren*, von folchen, die fich im zweiten verändern, fie *elektrifiren* fich. In allen diefen Fällen kann die abfolute Quantität der auf ihre Conftruction verwendeten Kräfte weder vermehrt noch vermindert, fondern nur die Vertheilung derfelben verändert werden. — Nun mufs aber eben fo wie dem erften und zweiten Moment in der Conftruction der Materie auch dem dritten ein Moment des dynamifchen Procefles entfprechen. Jene drei Momente nämlich, die wir in der Conftruction der Materie annahmen, exiftiren nicht felbft in der wirklichen Natur; es ift der einzige Procefs der Schwere, der von denjenigen, welche ich *Proceffe der erften Ordnung* nenne, durch fein Phänomen fich bis in die Sphäre der Erfahrung herein erftreckt; mit demfelben ift aber

auch die Reihe geſchloſſen, und es beginnt eine neue Stuffenfolge von Proceſſen, die ich *Proceſſe der zweiten Ordnung* nenne. Nämlich nicht jene erſten Proceſſe, ſondern nur ihre Wiederholungen in der *ihr Produciren reproducirenden* Natur laſſen ſich in der Wirklichkeit aufzeigen. Die ſichtbare Natur ſetzt jene Proceſſe der erſten Ordnung ſchon voraus, und muſs ſie durchlaufen haben, um ſich als Product darzuſtellen. Nur die in der zweiten Potenz productive Natur durchläuft jene Stuffenfolge vor unſern Augen. Die Elektricität z. B. iſt nicht der zweite Moment ſelbſt, ſondern die Reproduction des zweiten Moments. Ebenſo iſt der erſte Moment in der Natur nicht rein, ſondern nur durch Magnetismus, d. h. an ſchon gebildeten Körpern, alſo nur in der Wiederholung anzutreffen. Es muſs nun aber ein dynamiſcher Proceſs aufgezeigt werden, welcher dem der Schwere, alſo dem dritten Moment der Conſtruction in der reproductiven Natur entſpricht.

In dem Proceſs, welcher die Schwere möglich macht, werden die beiden Kräfte durch Wirkung einer ſynthetiſchen gezwungen, ein Gemeinſchaftliches im Raum darzuſtellen, und eben dadurch den Raum zu erfüllen. Nun ſehen wir aber die beiden Kräfte ſchon im zweiten Moment des dynamiſchen Proceſſes durch Körper repräſentirt, die ſich ebenſo entgegengeſetzt verhalten, wie die beiden Kräfte, alſo muſs der dem dritten Moment entſprechende dynamiſche

miſche Proceſs derjenige ſeyn, in welchem die beiden Körper, die ſich im elektriſchen nur in den beiden erſten Dimenſionen verändern, (§. 22.) in der dritten ſich verändern, oder zur wirklichen wechſelſeitigen Durchdringung d. h. Darſtellung einer gemeinſchaftlichen Raumerfüllung gelangen. Aber eben ein ſolcher Proceſs iſt der chemiſche.

Mithin iſt der chemiſche Proceſs Repräſentant des dritten Moments der Conſtruction für die Erfahrung, oder derjenige, welcher unter den Proceſſen der zweiten Ordnung dem Proceſs der Schwere entſpricht.

§. 42.

Von Körpern alſo, welche im dritten Moment (der dritten Dimenſion) ſich verändern, ſagt man, ſie verändern ſich chemiſch. Da nun aber das, was an den Körpern durch den dritten Moment der Conſtruction beſtimmt iſt, das ſpecifiſche Gewicht iſt, (§. 40.) ſo kann auch durch den chemiſchen Proceſs an den Körpern (als Raumerfüllung betrachtet) nichts als das ſpecifiſche Gewicht verändert werden. Die abſolute Quantität der Kräfte, welche zu dem Proceſs concurriren, oder die abſolute Schwere, (welche hier aber abſolute Schwere *der zweiten Potenz*, d. h. abſolutes *Gewicht* iſt), kann durch den chemiſchen Proceſs weder vermehrt noch vermindert werden, nur die ungleiche Vertheilung der

Kräfte zwiſchen beiden Körpern wird aufgehoben, es entſteht alſo aus den differenten ſpecifiſchen Gewichten ein Gemeinſchaftliches. Nun muſs aber ferner die Thätigkeit, welche hier in der reproducirenden (von vorn conſtruirenden) Natur ſich äuſſert, der der producirenden im Princip gleich ſeyn, denn ſie unterſcheidet ſich von ihr nicht der Art, ſondern der Potenz nach. Es iſt ſonach Eine dem Princip nach identiſche Thätigkeit, welche im dritten Moment der erſten Ordnung die wechſelſeitige Durchdringung der Kräfte, und im dritten der zweiten die wechſelſeitige Durchdringung der repräſentirenden Körper bewirkt.

Wir werden alſo die conſtruirende Kraft des chemiſchen Proceſſes mit Recht die *Schwerkraft der zweiten Potenz* nennen.

Zuſatz.

Dieſe Kraft ſehen wir durch die magnetiſchen und electriſchen Erſcheinungen hindurch allmälig bis zur (potenzirten) *Schwerkraft* ſteigen, denn der magnetiſche und electriſche Proceſs unterſcheidet ſich vom chemiſchen blos dadurch, daſs jener den Körper nur in der Länge, dieſer nur in Länge und Breite, der lezte dagegen in allen Dimenſionen afficirt. Aber eben dadurch wird die anziehende Kraft, welche auch in jenen Erſcheinungen ſchon ſich äuſſert, zur Schwerkraft, und weil der chemiſche

Pro-

Proceſs ſelbſt ſchon ein potenzirter Proceſs iſt, zur Schwerkraft in der zweiten Potenz.

§. 43.

Da aber die Proceſſe der zweiten Ordnung ganz innerhalb der Gränzen der Erfahrung liegen (§. 41.), ſo muſs auch jene Schwerkraft der zweiten Potenz ſich in der ſichtbaren Natur durch eine empiriſche Erſcheinung offenbaren, und es wird gefordert, dieſelbe aufzuzeigen.

Inſofern die poſtulirte Erſcheinung die conſtruirende Thätigkeit darſtellen ſoll, muſste ſie ſelbſt eine Thätigkeit ſeyn, welche den Raum nach allen Dimenſionen erfüllte, da ſie aber die conſtruirende Thätigkeit der zweiten Potenz, d. h. *ein Conſtruiren des Conſtruirens* ſeyn ſoll, kann ſie die drei Dimenſionen nur *ideell* produciren, d. h. den Raum nach allen drei Dimenſionen zwar beſchreiben, aber ihn nicht wirklich erfüllen. Eine ſolche Thätigkeit iſt das *Licht*, denn es beſchreibt alle Dimenſionen des Raums, ohne daſs man doch ſagen könnte, daſs es ihn wirklich erfülle. Das Licht iſt alſo nicht *Materie* (erfüllter Raum), noch die *Raumerfüllung* (oder raumerfüllende Thätigkeit) ſelbſt, ſondern das *Conſtruiren der Raumerfüllung*. Wir können überzeugt ſeyn, mit dieſem Satz der räthſelhaften Natur des Lichts um ein Beträchtliches näher gerückt zu ſeyn. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie das

Licht alle Eigenſchaften einer Materie zu tragen ſcheinen kann, ohne doch wirklich Materie zu ſeyn. Es trägt alle dieſe Eigenſchaften nur *ideell*. Nach dieſer Anſicht klärt es ſich auf, wie in einem und demſelben Puncte des Raums die Strahlen unzähliger Sterne zu ſeyn ſcheinen können, ohne daſs ſie ſich ausſchlöſsen, ja wie ſelbſt unter gegebnen Bedingungen das Undurchdringliche für das Licht penetrabel iſt; denn das Conſtruiren des Conſtruirens wird wohl durch nichts ausgeſchloſſen. Ein durchſichtiger Körper iſt in jedem Puncte und in jeder Richtung durchlichtig. Wenn alſo das Licht eine Materie iſt, ſo muſs dieſer Körper in jedem Punct porös, d. h. er muſs nichts wie Porus, alſo gar kein Körper ſeyn. Dieſer Widerſpruch iſt ſehr handgreiflich, aber warum iſt er denn noch von keinem Newtonianer aufgelöſt, und warum fährt man, da dieſs ſo iſt, fort, die Newtoniſche Meinung beſtändig zu wiederholen, als blos darum, weil ſie einmal angenommen iſt. — Aber nicht nur über die Natur des Lichts ſelbſt, ſondern auch über die einzelnen Phänomene deſſelben wird dieſe Anſicht beſsre Rechenſchaft zu geben wiſſen, als jede andre. Die Bedingungen, unter welchen die Identität des Lichts aufgehoben wird, werden durch dieſelbe begreiflich; es iſt eine zwar ungeſuchte; deswegen aber nur um ſo auffallendere Uebereinſtimmung zwiſchen dem was §. 8. über die Zufälligkeit des Raums zwiſchen dem poſitiven Punct A, und dem die negative Kraft repräſentirenden Punct B geſagt worden iſt,

ist, und dem Satz, welchen *Goethe* in den Beiträgen zur Optik aufstellt, dass die Pole des Farbenbilds einander ebensowohl unendlich nahe, als unendlich entfernt gedacht werden können, und wir werden vielleicht in dem Fortgang dieser Untersuchung die Gelegenheit finden, an die Stelle der bisherigen atomistischen Construction des Farbenbilds eine wahrhaft dynamische zu setzen, welche ausserdem, dass sie uns von der Natur der Farben höhere Begriffe giebt, den Erscheinungen selbst weit mehr Genüge thut.

Alle diese einzelne Puncte, die hier nur berührt werden können, um die Untersuchung in der grösten Allgemeinheit zu führen, sollen zum Object besondrer Untersuchungen gemacht werden; wir fügen daher hier nur noch eine Bemerkung andrer Art bei.

Wenn das Licht *das Reproduciren des Producirens selbst ist*, so wie die andern dynamischen Phänomene nur einzelne Erscheinungen dieses Reproducirens sind), so kann es nicht befremden, dass es besonders der organischen Natur vorsteht, indem diese eben selbst nichts als die in der noch höhern Potenz sich wiederholende Natur ist. Wenn nämlich die Natur einmal bis zum Producirten des Producirens geht, so ist ihr in dieser Richtung keine Gränze mehr zu setzen, sie wird auch dieses Reproduciren wieder reproduciren können, und es ist nicht

zu verwundern, wenn ſelbſt das *Denken* nur der letzte Ausbruch von dem iſt, wozu das Licht den Anfang gemacht hat. (Einl. zur Naturphiloſophie §. 11.) Ueberhaupt aber, wenn die dynamiſchen Phänomene nur Erſcheinungen der auf verſchiednen Stuffen ſich ſelbſt wiederholenden Natur ſind, ſo iſt durch ſie die Anlage zur organiſchen Natur ſchon gemacht, und von ihnen aus iſt kein Grund des Stillſtandes für die unaufhaltſam von Stuffe zu Stuffe forteilende Natur, als die Erreichung des höchſten und vollkommenſten Reflexes, durch welchen ſie vollſtändig in ihre eigne Unendlichkeit zurückkehrt.

§. 44.

Wenn der chemiſche Proceſs nichts anders iſt, als die zweite Potenz des dritten Moments der Conſtruction, ſo iſt a priori einzuſehen, daſs das *Licht* oder die *Lichtkraft* als die conſtruirende Kraft der zweiten Potenz in jedem ſolchen Proceſs ſich thätig erzeigen werde, welches auf verſchiedne Art und eben nicht blos durch ein wirkliches Durchbrechen, wie im Verbrennungsproceſs, geſchehen kann. Es könnte uns zwar die Frage entgegengeſetzt werden, warum denn, obgleich das Licht die *ſynthetiſche* Kraft der Natur repräſentiren ſoll, doch der electriſche Proceſs ſchon von Lichterſcheinungen begleitet ſeye, in welchem die beiden Kräfte vielmehr in völliger Unabhängigkeit von einander als in der Identität,

läßt, welche der chemiſche Proceſs darſtellt, ſich befinden? Es iſt aber ausdrücklich bemerkt worden, daſs die ſynthetiſche Kraft, welche im chemiſchen Proceſs ſichtbar wird, durch die magnetiſchen und electriſchen Erſcheinungen allmälig bis zur *durchdringenden* ſich ſteigre. Auch in den electriſchen Erſcheinungen findet wechſelſeitige Attraction ſtatt, nur daſs dieſe, weil der *Gegenſatz* ſelbſt nur die Oberfläche afficirt, auch nur der Oberfläche proportional iſt (§. 28.). Das electriſche Licht iſt aber immer nur das begleitende Phänomen der Anziehung, welche zwiſchen den entgegengeſetzt electriſchen Körpern ſtatt findet; auch iſt das Licht, was dabei erſcheint, nicht das identiſche des Verbrennungsproceſſes, noch löst ſich, wie bei dieſem, *der ganze Körper* in Licht auf, ſondern wir ſehen es vielmehr, wie nach der gleich anfangs aufgeſtellten Conſtruction zum voraus zu erwarten iſt, bloſse *Linien* und *Flächen* beſchreiben. Wenn man die Beſchreibungen lieſt, welche die genaueſten experimentirenden Phyſiker von dem Licht, welches der poſitiv- und welches der negativ-electriſirte Körper ausſtrahlt, geben, ſo wird man darinn nichts anders, als die Beſchreibung der *poſitiven* und *negativen* Fläche erkennen, ſo wie ſie von uns (§. 18. 19.) deducirt worden iſt, ſo daſs alſo auch dieſe Erfahrung vielmehr zur Beſtätigung unſrer Behauptung dient.

§. 45.

Die erkannte Natur des Lichts verſpricht uns auch ſichere Aufſchlüſſe über die Natur der chemiſchen Erſcheinungen. Die Urſachen derſelben betreffend, ſo ſind ſie durch den Zuſammenhang, in welchem der chemiſche Proceſs von uns aufgeſtellt und abgeleitet worden iſt, von ſelbſt enthüllt. Wenn die Natur in der urſprünglichen Production ſchon jene Stufen durchläuft, welche durch die zwei erſten Momente des dynamiſchen Proceſſes für die Erfahrung bezeichnet ſind, ſo folgt, daſs ſie auch mit der Production der zweiten Potenz, daſs ſie alſo mit jedem chemiſchen Proceſs gleichfalls alle Stufen des dynamiſchen durchläuft, daſs alſo der chemiſche Proceſs durch den electriſchen und magnetiſchen beſtimmt iſt. Aber auſser dieſer allgemeinen Kenntniſs vom Zuſammenhang des chemiſchen Proceſſes mit den höhern dynamiſchen haben wir noch auſserdem die ganz beſtimmte der Art, wie der magnetiſche, (von welchem alle Thätigkeit anfängt), in den electriſchen und wie endlich dieſer in den chemiſchen übergeht.

So wie nämlich der Magnetismus, welcher blos die Länge ſucht, unmittelbar dadurch, daſs er eine Flächenkraft wird, Electricität wird, ſo geht hinwiederum die Electricität unmittelbar dadurch, daſs ſie aus einer Flächenkraft eine durchdringende wird, in chemiſche Kraft über. Man kann es alſo jezt als einen

nen bewiesnen Satz vortragen, dafs es *eine und dieselbe Urſache* iſt, welche alle dieſe Erſcheinungen hervorbringt, nur dafs dieſe durch verſchiedne Determination auch verſchiedner Wirkungen fähig wird. Was bis jezt blofse Ahndung, ja blofse Hoffnung war, endlich alle dieſe Erſcheinungen auf eine gemeinſchaftliche Theorie zurückführen zu können, ſtrahlt uns jezt als Gewifsheit entgegen, und wir haben Grund zu erwarten, dafs die Natur, nachdem wir dieſen allgemeinen Schlüſſel gefunden haben, uns allmälig auch das Geheimnifs ihrer einzelnen Operationen, und der einzelnen Erſcheinungen, welche den dynamiſchen Proceſs begleiten, und welche doch alle nur Modificationen Einer Grunderſcheinung ſind, aufſchliefsen werde. Man wird von jezt an genauer aufmerken und wirkliche Experimente anſtellen über die Spuren des *magnetiſchen Moments* im chemiſchen Proceſs, die freilich, da dieſer Moment der am ſchnellſten vorübergehende iſt, die ſchwächſten und unmerklichſten ſeyn werden, welche aber doch ſicher durch Experimente an ſolchen Körpern, welche vor andern Träger des Magnetismus ſind, unterſchieden, ja vielleicht ſogar fixirt werden können, man wird bei den von mehrern Chemikern bemerkten, chemiſche Proceſſe, z. B. der Waſſerzerſetzung, begleitenden electriſchen Erſcheinungen genauer verweilen, und endlich vielleicht ſelbſt die Uebergänge Einer und derſelben Kraft erſt in eine Flächen- und endlich in eine durchdringende Kraft unterſcheiden können.

§. 46.

§. 46.

Der Hauptaufgabe dieſer Abhandlung eine allgemeine Deduction des dynamiſchen Proceſſes aufzuſtellen, iſt durch das Bisherige zwar Genüge geſchehen; jedoch ſind uns noch manche Erläuterungen unſrer Sätze, viele Anwendungen unſrer Conſtruction auf das in der Erfahrung Vorliegende, auf die Erklärung der Qualitätsunterſchiede der Materie, auf die Conſtruction einzelner Proceſſe und manche beſondre Verhältniſſe der Körper unter ſich — endlich auch allgemeine Schlüſſe auf die noch immer nicht hinlänglich gekannte Natur des *Dynamiſchen*, und ſein Verhältniſs zum transſcendentalen der Philoſophie zurückgeblieben, welche alle wir jezt zur Vollendung unſres Geſchäfts nachholen wollen.

§. 47.

Es iſt natürlich, daſs wenn die Materie überhaupt nicht *genetiſch* deducirt wird, auch die verſchiednen in der Erfahrung vorkommenden Beſtimmungen derſelben blos analytiſch erklärt, keineswegs aber auf ihre Gründe zurückgeführt werden können, daſs man z. B. wohl ſagen kann, worinn die Eigenſchaft der Flüſſigkeit und der ihr entgegengeſetzten, der Starrheit, beſtehe, nicht aber durch welche Beſtimmung ihrer Conſtruction die Körper zu dieſer Eigenſchaft gelangen. Man wird ſich daher nicht verwundern, daſs *Kant* eine Conſtruction

der

der Qualitätsunterſchiede nach ſeinen Grundſätzen völlig verweigert; denn obwohl er behauptet, daſs Materien ſich von einander nur durch das verſchiedne Verhältniſs der Grundkräfte unterſcheiden können, ſo hat er doch genau gewuſst, daſs er ſich damit über das, was nur zur Möglichkeit einer Raumerfüllung *überhaupt* gehört, nicht hinauswagen dürfe, und weiſt dieſe Unterſuchung lieber ganz von der Hand, als daſs er in die Vollſtändigkeit ſeiner Conſtruction ein Mistrauen ſetzte.

Es iſt wahr, daſs was durch die Conſtruction der erſten Potenz an der Materie beſtimmt iſt, nichts mehr, als das bloſse ſpecifiſche Gewicht iſt (§. 40.); nun läſst aber dieſe Beſtimmung noch eine Menge andrer der Materie völlig frei; die Grade der Cohäſion z. B. gehen keineswegs denen der ſpecifiſchen Gewichte parallel; es iſt alſo unläugbar, daſs ſie durch die leztern nicht determinirt, alſo auch von ihnen nicht abgeleitet werden können.

Wir werden daher auch weiter den gegründeten Schluſs machen, daſs jene beſondern, vom ſpecifiſchen Gewicht und was daſſelbe iſt, der ſpecifiſchen Dichtigkeit völlig unabhängigen Eigenſchaften in die Materie nicht ſchon durch die erſte Conſtruction, ſondern nur *durch die Potenzirung der erſten* gelegt ſeyn können. Und da eine ſolche fortwährende Potenzirung als wirklich geſchehend in der Action des Lichts auf alle Materie aufgezeigt werden kann (§. 43.),

(§. 43.), so können wir nicht in Verlegenheit seyn, die Entstehung jener Eigenschaften im Allgemeinen begreiflich zu machen, indem wir das Licht als zureichende und allgemeine Ursache aller voraus zu setzen das Recht haben.

Der besondre Mechanismus dieser Potenzirung, ob sie nämlich durch das Licht unmittelbar, oder nur indirect geschieht, dadurch, dass mittelst desselben die Materie gezwungen wird, sich *selbst* zu potenziren, kann vorerst ununtersucht bleiben.

Um aber mit dieser Erklärung bis in's Einzelne zu gehen, muss uns wiederum die Stufenfolge der Momente in der Construction der Materie dienen. Von denselben sind, wie wir jezt wissen, Magnetismus, Electricität und chemischer Process die zweiten Potenzen. Wir können also den allgemeinen Satz aufstellen: *Dass alle jene besondern Bestimmungen der Materie, welche wir unter dem Namen der Qualitäten begreifen, und welche ich künftig Eigenschaften der zweiten Potenz nennen werde, ihren Grund in dem verschiednen Verhältniss der Körper zu jenen drei Functionen haben*, und mit diesem Satz ist zuerst das allgemeine Princip einer Construction der Qualitätsunterschiede gefunden.

§. 48.

Wir machen sogleich den Anfang mit der ersten Function.

Wenn bewiesnermaafsen der Magnetismus die zweite Potenz des Processes ist, durch welchen in der ursprünglichen Construction der Materie die *Länge* bestimmt wird, so muss die ihm in der Materie entsprechende Eigenschaft der zweiten Potenz, eine *Function* der Länge seyn.

Nun giebt es aber keine Eigenschaft der Materie, welche eine Function der Länge wäre, als die der *Cohäsion*.

(Es ist nämlich von der ursprünglichen oder absoluten Cohäsion die Rede. — Der respective Zusammenhang, (welcher nach der Kraft geschätzt wird, die zum *Brechen* eines Körpers erfordert wird), ist von dem absoluten, durch welchen die Körper der *Zerreissung*, also einer in *gleicher* Richtung mit der Länge ziehenden Kraft widerstehen, nur abgeleitet).

Mithin ist es ein a priori bewiesner Satz, dass die Cohäsion der Körper, (welche nicht eine ursprüngliche Bestimmung der Materie, sondern eine Eigenschaft der zweiten Ordnung ist), durch den potenzirten Process der Länge d. h. durch Magnetismus bestimmt wird.

Es

Es ist leicht, nachdem man Einmal im Besitz der Idee ist, dass der Magnetismus das Bestimmende der *Länge* und also auch das der Cohäsion seye; im Allgemeinen zu schliessen, dass er an den starrsten d. h. cohärentesten Körpern vorzüglich sich äussern müsse; (man s. mein System des Ideal. S. 184.); nicht eben so leicht aber ist es zu erklären, warum er *nur* an diesen sich äussre, oder — genauer ausgedrückt — warum er, da die Cohaesion doch eine allgemeine Eigenschaft wenigstens der starren Körper ist, an den meisten doch sich nur durch sein *Product*, die Cohäsion, nicht aber *als* Magnetismus, d. h. als das Construirende der Cohäsion — als Cohäsions*process* äussre? — Wir müssen aber um dieser Frage Genüge zu thun, etwas weiter zurückgehen.

§. 49.

Die Frage lässt sich in zwei andre theilen. Es fragt sich

a) Wie kann ein Körper überhaupt durch äussre Einwirkung zur Cohäsion bestimmt werden?

Wir haben bewiesen, dass die allgemeine potenzirende Ursache — das Licht seye. Wenn nun aber, wie gleichfalls bewiesen worden, das Licht ein *Construiren* des Construirens ist, so ist leicht einzusehen, dass es auf alles Construirte destruirend wirken müsse. Denn das *Construirte*, ist als das Fertige und Vollendete,

dete, dem *Conſtruiren*, der Thätigkeit, entgegengeſetzt; die Aufhebung der Conſtruction alſo Bedingung der *Reconſtruction*, d. h. des Conſtruirens in der zweiten Potenz. Dieſe auflöſende Wirkung äuſſert das Licht auch wirklich auf alles Conſtruirte, Es iſt in der Einwirkung auf den Körper nicht mehr — Licht, ſondern *Wärme*, d. h. das aller Geſtaltung feindſelige. Aber eben dadurch, daſs das Licht auf die Körper dieſe Wirkung äuſsert, ſetzt es das, was in ihnen urſprünglich die Geſtaltung beſtimmt, nämlich den Proceſs der Länge in neue Thätigkeit, und wird dadurch das *Bedingende* der Cohäſion, oder das Potenzirende des urſprünglichen Proceſſes der Länge.

Anmerkung. Was wir unter dem Proceſs der Länge verſtehen, iſt bekannt genug. Wir verſtehen nämlich darunter den Proceſs des erſten Moments in der Conſtruction der Materie, welcher zum Product die Länge giebt, (§. 11.) daſs nun dieſer Proceſs das Bedingende aller Geſtaltung ſey, bedarf wohl keines Beweiſes.

Wird dieſer Proceſs potenzirt, behaupten wir, ſo wird er zum Proceſs der Cohäſion, ſein Product iſt die Cohäſion. Nun wird er aber ebendadurch potenzirt, daſs das Licht auf alles Conſtruirte *deconſtruirend* wirkt. Mit dem Daſeyn des Lichts in der Natur iſt alſo das Signal zu einem neuen Streit gegeben, der zwiſchen dem

Procefs der Entfaltung, und dem der Geſtaltung, fortwährend geführt wird. — Wärme und Cohäſion bedingen ſich wechſelſeitig. Licht wird nur dadurch *Wärme*, daſs es dem durch ſeine Einwirkung geweckten Procefs der Cohäſion entgegenwirkt, und heifst nur dann Wärme, wenn es diefs thut. Cohäſion iſt nur dadurch Cohäſion, daſs ſie dem durch Einwirkung des Lichts geweckten Procefs der Entfaltung ſich entgegenſetzt. — Ohne Zweifel laſſen ſich die meiſten Wirkungen des Lichts auf Körper, ſelbſt ſeine chemiſchen, auf die Veränderung der Cohäſion, die es bewirkt, zurückführen; und da der Procefs der Cohäſion eigentlich Magnetismus iſt, (§. 43.) ſo erklärt ſich hieraus der Zuſammenhang des Lichts mit dem Magnetismus, die durch veränderte Cohäſion des Erdkörpers bewirkte tägliche jährliche und gröfsere Abweichung der Magnetnadel! — Die Wärme bekommt als Princip des *Unmagnetismus* eine weit höhere Bedeutung, als bisher, ihre Erſcheinungen aber werden, wie ich zunächſt in einer beſondern Abhandlung zeigen werde, durch dieſe Anſicht einer Conſtruction fähig, welche zuerſt und allein ihnen in jeder Rückſicht Genüge thut.

§. 50.

b) Wie kann nun aber die Cohäſion eines Körpers beſtimmt werden ſich als Magnetismus zu zeigen? — dieſs iſt die zweite Frage, welche zu beantworten iſt,

Alle ſtarren Körper zeigen zwar Cohäſion als Product, nicht aber im Conſtruirtwerden ſelbſt, d. h. als Magnetismus. — Dazu gehört ohne Zweifel, erſtens, dafs der Grad von Cohäſionskraft, welchen die Körper durch äufsere Einwirkung erlangen, überhaupt ein ausgezeichneter, oder dafs die Thätigkeit, (der Proceſs), durch welchen ſie der Auflöſung widerſtreben, von beträchtlicher Gröfse ſey; zweitens, dafs doch die Cohäſionskraft auf der andern Seite nicht bis zu einem Grad ſteige, bei welchem ſie die Wirkung des Lichts ohne bemerkliche Thätigkeit aufzuheben im Stande iſt.

Hiermit ſtimmt die Erfahrung vollkommen überein. Es iſt merkwürdig, dafs die *durchſichtigen* Körper gerade an die beiden Extreme der Cohäſionsgrade ſich ſtellen und entweder zu der im höchſten, oder den im geringſten Grade cohärirenden gehören. Aber eben dieſe durchſichtigen Körper ſind es auch, auf welche das Licht nicht als Wärme, alſo auch nicht als Bedingendes des Magnetismus, zu wirken vermag. Dieſe Körper beweiſen, dafs das Licht nur im Gegenſatz gegen die Cohäſion (als Pro-

cefs gedacht) Wärme wird, und dafs Wärme und Cohäfion fich wechfelfeitig bedingen. Durchfichtig nämlich ift derjenige Körper, auf welchen das Licht nicht als Wärme zu wirken vermag, d. h. derjenige deffen Cohäfion zu grofs oder zu gering ift, um durch das Licht in merkliche Bewegung gefetzt zu werden. Undurchfichtig find Körper nur dadurch, dafs das Licht ihre Cohäfionskraft in Thätigkeit zu verfetzen, d. h. fie zu erwärmen vermag. Erwärmt-werden und undurchfichtig feyn find fo wie Nichterwärmtwerden durch das Licht und durchfichtig feyn, völlig gleichbedeutende Begriffe.

Dafs alfo die Cohärenz eines Körpers fich als Magnetismus äufsere, dazu gehört ein Grad derfelben, der weder der gröfste noch auch fo gering ift, dafs er weit entfernt durch das Licht in Thätigkeit verfetzt zu werden, vielmehr deffen Wirkung völlig vernichtet. Es ift daher nicht fo fehr zu verwundern, wenn Ein einziger Körper mitten aus der Reihe aller übrigen heraus fich als Träger des Magnetismus zeigt, denn obgleich viele andre Körper, ja wie man nach *Brugmans* Erfahrungen (in feiner Schrift über die Verwandtfchaften der magnetifchen Materie) glauben follte, Materien faft von allen Arten vom Magnet in Bewegung gefetzt werden, fo kann man doch *ihnen felbft* nicht Magnetismus zufchreiben, da fie die magnetifche Anziehung nicht *unter fich*, fondern immer nur im Conflict mit dem magnetifchen Eifen zeigen.

Es

Es giebt einen Körper, von welchem unſre Theorie des Zuſammenhangs der Wärme mit dem Magnetismus abſtrahirt ſcheinen könnte, ſo genau treffen ſeine Erſcheinungen mit ihr überein. Es iſt der, *Turmalin*, dieſer merkwürdige Stein, welcher den Uebergang vom Magnetismus zur Electricität bezeichnet, und welcher durch bloſse Erwärmung d. h. durch bloſse Veränderung ſeiner Cohäſion augenblickliche Polarität erlangt. Dieſer Körper ſcheint an Cohäſionskraft dem Eiſen am nächſten zu ſtehen, deswegen in ihm der Magnetismus ſchon die Tendenz zeigt, ſich in Flächenkraft, d. h. in Electricität zu verlieren. — Die Kraft eines Magnets ſcheint bereits nur mit den gewöhnlichen Graden der Temperatur ſich zu vertragen. Wenn man der Magnetnadel durch Einwirkung eines Pols eine ihrer natürlichen entgegengeſetzte Richtung giebt, und dieſen Pol, etwa mittelſt eines andern erhitzten Körpers erwärmt, ſo fängt jene an, in gleichem Verhältniſs mit der Erhitzung nach der natürlichen Richtung abzuweichen, in gleichem Verhältniſs mit der Erkältung aber, (der wiederhergeſtellten Cohäſion), in ihre vorigé Lage zurückzukehren. Ein Phyſiker aber, *du Fay*, will am unmagnetiſchen Eiſen die Eigenſchaft des Turmalins bemerkt haben, nämlich durch Erwärmung *electriſirt* werden zu können.

§. 51.

Obgleich die Anfchauung des Turmalins hinreichend iſt, deutlich zu machen, wie durch äuſsere Einwirkung ein Körper zur Polarität und dadurch zur Cohäſion beſtimmt werden kann, ſo wird doch folgende Conſtruction dieſen Proceſs noch mehr zu erläutern dienen.

Die Länge in der urſprünglichen Conſtruction wird beſtimmt durch ein beſondres Verhältniſs der beiden Kräfte, was darinn beſteht, daſs ſie zwar von einem gemeinſchaftlichen Punct A aus ſich fliehen, jedoch ſo daſs die repulſive Kraft durch die attractive noch aus der Ferne eingeſchränkt wird, Man ſetze die Länge A C B werde durch äuſsere Einwirkung beſtimmt, ſich zum zweitenmal zu conſtruiren, d. h. es ſoll Cohäſion entſtehen, ſo werden auch die beiden Kräfte aufs neue in jenes Verhältniſs müſſen geſetzt werden. Da aber die Länge A C B ſchon conſtruirt iſt, ſo werden die Kräfte mit dem Product potenzirt, d. h. ſie werden Kräfte der Länge ſelbſt. Es ſeyen alſo alle Puncte der Länge A C B attractiv und repulſiv zugleich, jedoch ſo, daſs die Kräfte anfangen ſich zu fliehen, ſo wird die anziehende Kraft des Puncts A nur auf die $\frac{+}{A}\ \frac{+}{C}\ \frac{-}{B}$ + Kraft des folgenden wirken können, bei A wird alſo deſſen eigne + Kraft frei, und es entſteht der poſitive Pol. Im folgenden Punct C wird die + Kraft

Kraft durch die negative von A eingeſchränkt, und da die eigne dieſes Puncts nur in der Ferne ſich äuſsern kann, ſo iſt in jenem Punct weder + noch —, alſo völlige Indifferenz. Durch die negative Kraft von C wird die poſitive von B eingeſchränkt, es bleibt alſo deſſen negative Kraft wieder überflüſſig. Dieſe Kraft kann nur aus dem folgenden Punct neue Repulſivkräfte an ſich ziehen, und ſo würde die Länge ACB in der Richtung B in's unendliche ſich fortſetzen können, weil nämlich jedes angezogne + ein neues — frei macht, das um in's Gleichgewicht zu kommen ein neues + entbindet u. ſ. f. Dieſem Fortgang kann alſo nur der Egoismus andrer Bildungen Einhalt thun; man ſetze nun die Conſtruction werde abgebrochen in welchem Puncte ſie will, ſo muſs dort die negative Kraft überſchüſſig ſeyn, d. h. es muſs der negative Pol entſtehen.

Man denke ſich nun, daſs die drei Puncte A, C, B für die Anſchauung einander unendlich nahe ſeyen, daſs aber von jedem negativen Punct B aus die Conſtruction ſo lange fortgeſetzt werden kann, als ihr nicht durch äuſsern Widerſtand Einhalt gethan wird, ſo hat man eine Länge, in der jeder folgende Punct mit jedem vorhergehenden durch eine Kraft zuſammenhängt, welche ihrer Entfernung von einander in gröſserem oder geringerem Grade widerſteht, und in der, (weil jeder negative Punct der Anfatz einer neuen Bildung iſt) jeder einzelne Theil in's Unendliche fort wieder einen Magnet

vorſtellt, (ſo wie wenn die Linie A C B ein magnetiſcher Draht wäre, dieſer Draht in jedem Puncte zwiſchen A und B gebrochen werden könnte, ohne daſs der einzelne Theil aufhörte, ein Magnet zu ſeyn) — man hat mit Einem Wort *Cohäſion*, welche wenn der Proceſs *als* Proceſs unterſchieden wird — *Magnetismus* iſt.

Zuſatz 1.

Der Punct C in der conſtruirten Linie iſt Beyſpiel einer Cohäſion *ohne* Magnetismus. — Man könnte alſo ſagen, daſs in den Körpern, wo der Magnetismus wegen des zu hohen Grads der Cohäſion nicht unterſchieden wird, die Puncte A C B einander ſo nahe liegen, daſs ſie von dem Punct C nicht unterſcheidbar ſind, und mit ihm in der Anſchauung zuſammenfallen. — In Körpern von der höchſten Cohäſion liegt der Punct C überall.

Zuſatz 2.

In der *Encyclopädie der Chemie* von Hildebrand 1ſtes Stück ſteht der Einwurf gegen die dynamiſche Conſtruction der Materie, daſs ſich aus derſelben die *Gröſse* eines Körpers nicht begreifen laſſe. Denn, ſagt der Verf., man ſetze, es werde auf die Conſtruction x doppelt ſoviel Attractiv- und Repulſivkraft verwandt, als auf die Conſtruction y, ſo iſt das Product von jener $= 2A : 2R = A : R$, alſo $=$ der

von

von y. — Dieſer Einwurf wäre völlig gegründet, wenn die Vorausſetzung richtig wäre, daſs die Gröſse des Körpers durch die Multiplication der einzelnen Kraft beſtimmt ſeye. — Allein dieſe Vorausſetzung iſt falſch, wie aus dem §. erhellt. Die Gröſse, welche ein Körper im Raum hat, hängt nämlich von der Fortſetzung ſeines Cohäſionsproceſſes alſo von einer, wenn ſie nicht durch äuſsre Einwirkung eingeſchränkt wird, beſtändig fortgeſetzten und ſich ſelbſt reproducirenden Addition von Kraft zu Kraft ab. — Zugleich mit jener Eigenſchaft der zweiten Potenz, der Cohäſion, iſt alſo auch eine andre ſecundäre Eigenſchaft des Körpers nämlich ſeine *Gröſse im Raum* abgeleitet.

Zuſatz 3.

Es iſt eine ſehr natürliche Frage, die wir erwarten müſſen: durch welchen innern Grund denn ein Körper beſtimmt werde, ſobald die äuſsre Einwirkung hinzukommt, ſtärker oder ſchwächer zu cohäriren? Wir erwiedern hierauf: dieſer oder jener Körper iſt eben der, der in dieſem und keinem andern Grade cohärirt; wir können die zweite Conſtruction von der erſten nur in Gedanken trennen. Durch die erſte Conſtruction iſt ſchlechterdings blos Raumerfüllung von beſtimmtem Grad gegeben, dieſe aber läſst alles andre z. B. Zuſtand der Starrheit und Flüſſigkeit völlig unbeſtimmt. Es iſt z. B. nicht einzuſehen, warum es nicht Flüſſigkei-

ten von gleicher Dichtigkeit mit dem Eifen oder jedem andern Metall geben könnte. Ebendeswegen aber ift anzunehmen, dafs mit der erften conftruirenden Urfache in der Natur bereits auch ihre Potenz erklärt. Der erften conftruirenden Urfache kann nichts zugefchrieben werden, als ein Beftreben, die Kräfte auf der geringften Entgegenfetzung zu reduciren, und, da diefe aber im erften Moment der Conftruction ftatt findet (§. 17. ff.), ein Beftreben, den erften Moment der Conftruction vor andern zu fixiren, ihn *wirklich* zu fixiren vermag fie erft nach Einwirkung der potenzirenden Urfache, (des Lichts, welches hier alfo recht, wie es die älteft Philofophie verlangt, als das mit der erften Schöpfung gleichzeitige, und die Schöpfung felbft anfangende erfcheint); dafs aber die conftruirende Urfache, in der durch das Licht bewirkten Reconftruction den erften Moment wirklich fixire, hängt von der Anlage ab, die fchon in der erften Conftruction gemacht ift, nur dafs das durch diefe Entftandene fchlechterdings noch nicht Starrheit oder Flüffigkeit felbft, fondern ein Zuftand der Materie ift, der für die Anfchauung nur durch das Bild eines Chaos deutlich gemacht werden kann, aus welchem erft nach Einwirkung der potenzirenden Urfache fich Starres und Flüffiges trennt, und die allgemeine Abfonderung der Materie in fpecififch-verfchiedne Körper vor fich geht, abermals, wie die ältefte Cosmogonie fich vorftellt, welche wegen diefer und anderer richtigen Blicke die fie enthält, entweder zu den nicht feltnen Spielen der Natur, welche

die

die Wahrheit unwillend hervorbringt, oder zu den Trümmern einer frühzeitig untergegangnen grofsen Anlage der Natur gehört, deren Spuren auch sonst nicht undeutlich zu erkennen sind.

§. 52.

Wenn, beweisermaafsen, das Licht die construirende Thätigkeit der zweiten Potenz ist, so müssen die jene Momente der zweiten Construction, wie in den Producten, ebenso auch in der construirenden Thatigkeit selbst aufgezeigt werden können, und zwar, weil das Construiren (als Thatigkeit) dem Construirten entgegengesetzt ist, so werden sie in der construirenden Thatigkeit da am meisten unterschieden werden, wo sie im Construirten (in den Producten) nicht aufgezeigt werden können.

Ist es nicht auffallend, dafs eben bei denjenigen Körpern, welche durch Einwirkung der potenzirenden Ursache, die durch das Licht sich darstellt, am wenigsten zur Cohäsion bestimmt werden — den durchsichtigen (§. 50.) — dafs eben bei diesen das *Licht* vielmehr gezwungen wird zu cohäriren, und dafs eben bei diesen dasselbe *aufser* dem Körper vorgeht, was bei den undurchsichtigen *im* Körper selbst vorgeht?

Wenn man es nämlich wagen darf, den von *Goethe* aufgestellten Gedanken, die *prismatischen* Er-

Erſcheinungen als Erſcheinungen einer Polarität oder unter dem Schema eines Magnetismus vorzuſtellen, weiter zu verfolgen, ehe er von dem Urheber ſelbſt ausgeführt iſt, ſo kann ich nicht umhin, die Conſtruction des Farbenbilds im Prisma mit dem oben (§. 51.) beſchriebnen Cohäſionsproceſs, deſſen Subſtrat der Magnet iſt, völlig gleich zu finden. Wir ſehen wenigſtens hier ganz daſſelbe, was wir dort ſehen, nämlich eine poſitive Kraft, die ſtufenweiſe eingeſchränkt, endlich (im weiſsen Licht) bis zur Indifferenz mit der entgegengeſetzten gebracht, von dieſem Punct an aber negativ wird, und zuletzt in den negativen Pol endet — wir ſehen, ſage ich, hier ganz daſſelbe, was wir dort ſehen — einen potenzirten Proceſs der *Lange*, nur daſs wir hier in dem *Confinirenden* ſelbſt ſehen, was wir dort nur im *Confinirten* erblicken. Iſt es aber nicht nothwendig, daſs wir alles auch in der Thätigkeit ſelbſt ſehen, was wir im Product ſehen, und umgekehrt? In dem prismatiſchen Bild ſehen wir den *Proceſs* der Cohäſion ſelbſt ohne alles Subſtrat; im Indifferenzpunct des Bilds, (wie im Punct C §. 50. Zuſ. 1. den eigentlichen Cohäſionspunct ſelbſt), nur abermals ohne alles Subſtrat. — Beſteht nun aber die *brechende* Kraft der durchſichtigen Körper nicht eben darinn, daſs ſie die Beſtimmung zur Cohäſion, welche ihnen das Licht giebt im Moment gleichſam vernichten, — (denn geht nicht jede Thätigkeit der Natur darauf aus, ihre Bedingung zu vernichten, nur daſs dieſs hier langſam, dort augenblicklich geſchieht)

fchieht) — und dafs fie das Licht dadurch gleichfam *blos ſtellen*, oder zwingen den Procefs für ſich und ohne Hülle zu vollführen? So wenig geizt die Natur mit ihren Geheimniſſen, dafs ſie dem was ſie erſt verſchleyert, ſelbſt die Hülle abzieht, und offen darlegt für jedes Auge, das nur ſehen will, und nicht durch eingeſchränkte Begriffe oder Vorurtheile verblendet iſt. — Dem Gedanken, den ich hier angedeutet habe, fehlt zwar noch viel zu ſeiner Ausführung; ſo weit ich aber ſolche bis jezt in Gedanken verſucht habe, iſt ſie gelungen; die Phänomene des Zurückwerfens, die des Brechens der Strahlen, und zwar in beſtimmtem Verhältnifs zu der ſpecifiſchen Beſchaffenheit der Körper, viele einzelne Erſcheinungen, die dabei vorkommen, und bisher wenig beachtet worden ſind, z. B. Einfluſs der Wärme auf die brechende Kraft der Körper, auch manche einzelne Beobachtungen über die ſogenannte Beugung des Lichts, glaube ich mittelſt jener Anſicht in einen überraſchenden Zuſammenhang bringen zu können.

§. 53.

Wir gehen jezt aber zu denjenigen Eigenſchaften der Materie fort, welche Potenzen des zweiten Momente der Conſtruction ſind — und auch hier wird uns unſer Leitfaden nicht verlaſſen.

Wenn

Wenn bewiesnermaafsen die Electricität die zweite Potenz des Processes ist, durch welchen in der ursprünglichen Construction der Materie, die *Fläche* bestimmt ist, so werden auch die ihr entsprechenden *Eigenschaften* der zweiten Potenz alle Functionen der *Fläche* seyn.

Da im zweiten Moment der Construction jede Kraft für sich die Fläche producirt (§. 18. 19.), so ist offenbar, dafs es nicht nur mehrere Eigenschaften gebe, welche Potenzen der Fläche, als solche die Potenzen der Länge sind, sondern dafs auch durch die ganze Reihe dieser Eigenschaften hindurch *Ein* Gegensatz gehen mufs, der dem electrischen Gegensatz entspricht. So wie nämlich in der Electricität die beiden Kräfte an verschiedne Subjecte sich vertheilend völlig getrennt erscheinen, so wird dieser Moment auch durch die völlige Zerstreuung des Lichts und Vertheilung der einzelnen Farben an verschiedne Körper bezeichnet seyn. In jeder körperlichen Farbe sehen wir die Production der Fläche wiederholt. Mit der Isolirung der Farben ist aber zugleich die allgemeine Flucht der Kräfte in der Natur, welche jezt anfängt, angedeutet, so wie hinwiederum das Suchen jeder Farbe nach ihrem verlornen Gegensatz zum voraus schon das Spiel der vereinzelten Kräfte im folgenden Moment ahnden läfst.

Aber

Aber auch alle andre Eigenſchaften, die Functionen der Fläche ſind, ſind Potenzen dieſes Moments.

Daſs in dieſe Claſſe eben diejenigen Eigenſchaften fallen, welche *ſinnlich empfindbar* ſind, hat einen tiefliegenden Grund, den ich ſchon anderwärts angezeigt habe, und von dem vielleicht ſpäter noch die Rede ſeyn wird; daſſelbe beweist aber auch wenn man die getrennte Duplicität in jeder Sinnesempfindung hinzunimmt, (indem nämlich jede Empfindung ihren entgegengeſetzten Pol hat, in jeder einzelnen aber immer nur der Eine exiſtirt), daſs das Beſtimmende aller dieſer Eigenſchaften *Electricität* ſeye.

Daſs aber dieſe Eigenſchaften der Körper nur dadurch entſtehen, daſs die Natur gegen die Einwirkung der potenzirenden Urſache den *erſten Moment* nicht mehr entſchieden behauptet, erhellt daraus: daſs zugleich mit dieſen Eigenſchaften auch die, welche Potenzen des erſten Moments ſind — Magnetismus und groſse Cohäſion — völlig verſchwinden, und daſs umgekehrt mit dem Verſchwinden der letztern die erſtern eintreten; wovon die Farben der Körper ein Beiſpiel ſind, welche allmälig, mit dem Verſchwinden der groſsen Cohärenz, an die Stelle der Durchſichtigkeit oder des (metalliſchen) Glanzes treten.

So

So wie die Eigenſchaften, welche Potenzen des vorigen Moments waren, alle auf Magnetismus ſich beziehen, ſo kann man ſagen, daſs alle, welche Potenzen des gegenwärtigen ſind, auf Electricität ſich beziehen, aber eigentlich alle in der electriſchen Eigenſchaft der Körper ſchon begriffen ſind. — Daraus erklärt ſich, was ſonſt ſehr ſchwer zu begreifen iſt, warum alle Functionen der Fläche, wie Farbe, Rauhigkeit u. ſ. w. auf die electriſchen Erſcheinungen einen ſo beſtimmenden Einfluſs zeigen, daſs es z. B. alles andre gleichgeſetzt blos von der Farbe eines Körpers abhängt, ob er poſitiv oder negativ electriſch wird.

Zuſatz.

Die §. 51. aufgeſtellte Conſtruction war allerdings nur zureichend, die Gröſse eines Körpers in der erſten Dimenſion begreiflich zu machen (Zuſ. 2.). Allein wenn in jeder Conſtruction die drei Momente coexiſtiren, ſo wird, vermöge des zweiten, wo die Kräfte völlig von einander unabhängig ſind, und jede ihrer Tendenz nach allen Richtungen zu wirken frei folgen kann, der Cohäſionsproceſs auch in die zweite Dimenſion ſich fortſetzen können, und a priori wage ich zu behaupten, daſs in den Körpern dieſes Moments (ſo ſage ich der Kürze halber) der *reſpective* Zuſammenhang (§. 18.) in gleichem Verhältniſs zunehmen wird, wie der *abſolute* abnimmt, ſo wie hingegen bei Körpern des erſten Moments zugleich mit

mit der grofsen abfoluten Cohärenz ein geringer Grad der refpectiven, oder das eintritt, was man *Sprödigkeit* nennt.

§. 64.

Wenn bewiesnermaafsen der chemifche Procefs die zweite Potenz des Proceffes iſt, durch welchen in der urſprünglichen Conſtruction der Materie die *dritte Dimenſion* gefetzt wird, fo werden auch die ihm entſprechenden Eigenſchaften der zweiten Potenz alle Functionen der dritten Dimenſion feyn.

Diefe Eigenſchaften laſſen ſich aber ſelbſt nicht anders, als durch Beziehungen der Körper auf den chemifchen Procefs ausdrücken.

Diefe Beziehungen erhalten die Körper dadurch, dafs die Natur ſie gegen die Einwirkung der potenzirenden Urſache in ihrem Zuſtand (als beſtimmte Räumerfüllung) nicht behaupten kann, und ihnen alſo die Bedingungen der leztern von aufsen zuführen mufs.

Als Repräſentanten dieſer Claſſe kann man daher diejenigen Körper aufführen, welche die Natur nur noch als *Raumerfüllung* (von beſtimmtem Grade) *überhaupt* behaupten kann, an welchen fonach von allen Dimenſionen nur die, mittelſt welcher der Raum eigentlich erfüllt wird, die dritte übrig iſt

wo also auch alle *Gestaltung* völlig verschwunden ist, mit Einem Wort die *flüssigen* Körper. Von keinem flüssigen Körper an sich kann man Länge oder Breite prädiciren; nur Dicke kommt ihnen noch zu, aber eben diese Körper sind es auch, welche als die vom Magnetismus entferntesten durch den geringen Grad oder die völlige Aufhebung der Cohäsion zum chemischen Processs am geneigtesten sind, anstatt dass jene, in welchen die erste Dimension (Cohärenz) das Uebergewicht hat, nur durch die zu den höchsten Graden verstärkte Wirkung der potenzirenden Ursache in denjenigen Zustand gesezt werden können, worinn ihnen die Bedingung ihres Bestehens von aussen ertheilt werden muss, welches aber im chemischen Process geschieht, wie wir sogleich zeigen werden.

Anmerkung. Was *Kant* in der allgemeinen Anmerkung zu seiner Dynamik über die Cohäsion der flüssigen Körper sagt, hat seinen Grund in seinen mangelhaften Begriffen über diese Eigenschaft, welche er für eine *Flächen*kraft hält — (daher er sie auch durch den Druck einer äussern Materie, des Aethers etwa, begreifen zu können glaubt) — und darinn, dass er sich die Neigung der flüssigen Körper zur Kugelgestalt nicht anders, als aus einer Tendenz zur grösstmöglichen Berührung der Theile unter einander zu erklären weiss, da sie doch vielmehr eine Tendenz ist, die Körper auf die blosse

Dicke,

Dicke, als die einzige urſprüngliche Dimenſion der Flüſsigkeiten, zu reduciren, welches durch die vollkommne Kugelgeſtalt wirklich gelingen würde.

Daſs aber in einem Flüſsigen die Attractionen der Theile nach allen Seiten gleich ſind, daſs deſshalb alle Theile deſſelben mit der geringſten Kraft an einander verſchoben werden können, das hat ſeinen Grund in der Schwäche oder dem gänzlichen Aufheben des Magnetismus oder der Cohäſionskraft, welche die Attractivkraft nur in beſtimmter Richtung zu wirken determiniren, anſtatt daſs ſie im flüſsigen nach allen Richtungen zu wirken völlig frei iſt.

§. 55.

Alle Qualitäten, wodurch Materien ſich von einander unterſcheiden, laſſen ſich zuverläſsig entweder auf Verſchiedenheiten ihrer Cohäſionskräfte, oder auf ihre ſinnlich empfindbaren oder endlich auf ihre chemiſchen Eigenſchaften reduciren. Eine vierte Klaſſe wird ſich nicht angeben laſſen. Wir können alſo glauben, unſrer Aufgabe: die Qualitätsunterſchiede der Materie zu conſtruiren, durch Ableitung jener drei verſchiednen Beſtimmungen Genüge gethan zu haben; und wir haben jetzt nur die letzte, nämlich die chemiſchen Eigenſchaften in noch genaure Erwägung zu ziehen.

Es wurde in dieſer ganzen Unterſuchung eine fortwährende Potenzirung der Kräfte durch das Licht angenommen. Es müſſen alſo, ſobald die Flucht der Kräfte völlig entſchieden iſt, — und dieſe geſchieht eben, wo die Natur ſich dem chemiſchen Proceſs nähert, weil dieſer eine abſolute Entgegenſetzung der Kräfte, welche aber jetzt durch Körper repräſentirt werden, vorausſetzt, — es müſſen, ſage ich, auch die potenzirte Attractiv- und Repulſivkraft in völlig abgeſonderten Materien als ihren Repräſentanten hervortreten; dieſe Materien, welche von allem andern ſich dadurch unterſcheiden, daſs ſie nur die Eine der beiden Kräfte, repräſentiren, indeſs *dieſe* beide zugleich in ſich darſtellen — müſſen, wie von ſelbſt deutlich iſt, als die Grundbedingungen des chemiſchen Proceſſes erſcheinen, und es kommt nur darauf an, das was wir hier a priori ausgeſprochen, in der Erfahrung ſelbſt nachzuweiſen.

§. 56.

Daſs der Sauerſtoff, dieſes Mittelglied aller chemiſchen Verwandtſchaften, ein negatives Princip, alſo eigentlicher Repräſentant der (potenzirten) Attractivkraft ſeye, dieſe längſt gehegte und ſchon meiner erſten Hypotheſe über das Princip der negativen Electricität zu Grunde liegende Idee, kann von allen Seiten her mit zulänglichen Gründen unterſtützt werden. Wenn ich nämlich den Satz zu Hülfe nehme, daſs von zweien Körpern immer der poſi-

tiv-

tiv-electrische auch der verbrennlichere ist — wenn ich ferner voraussetze, dass der chemische Process überhaupt vom electrischen sich blos dadurch unterscheide, dass was in jenem Flächenkraft, in diesem durchdringende Kraft wird, dass also namentlich im Verbrennungsprocess der Körper eigentlich nur das Maximum seines positiv-electrischen Zustandes erreicht, und sich *ganz* in positive Electricität auflöst, so schliesse ich nur nach einem allgemeinen in der Naturphilosophie bewiesnen Gesetz: dass nämlich jedes Maximum in der Natur unmittelbar in sein entgegengesetztes übergehen müsse, weiter, dass das Verbrennen des Körpers selbst, also sein Verbinden mit dem Sauerstoff eigentlich nur ein Uebergehen aus dem Maximum des positiv-electrischen Zustandes in das Minimum des negativ-electrischen d. h. in die negativ-electrische *Beschaffenheit* — mithin eigentlich nur Uebergang aus dem Zustand der absolut überwiegenden (potenzirten) Repulsivkraft in der relativ überwiegenden (potenzirten) Attractivkraft seye, *dass also der Sauerstoff hier als blosses Mittel der Ertheilung von Attractivkraft an den* ganz in Repulsivkraft übergegangnen *Körper* diene — mithin ohne Zweifel selbst nichts als allgemeiner Repräsentant der Attractivkraft im chemischen Process seye.

Ich glaube nicht, dass in dieser Vorstellungsart etwas ist, was nicht verständlich genug seyn sollte. Denn dass wir z. B. den verbrennlichen Körper im

Moment des Verbrennens ſich ganz in poſitive Electricität auflöſen laſſen, kann keinem befremdend ſeyn, der unſrer bisherigen Deduction gefolgt iſt; denn nach derſelben beſtehen alle Körper wirklich aus nichts als aus den beiden Kräften, d. h. nach dem die Potenzirung geſchehen iſt, aus nichts als aus *Electricität*.

Alles iſt Electricität, und kann in Electricität ſich auflöſen, wenn die allgemeine Verkettung aufgehoben wird, welche das feindſelige ſich zu ſuchen zwingt. *Jovis omnia plena.* Aber ſprechen denn nicht auch Erfahrungen für einen ſolchen Uebergang aus dem Zuſtand der höchſten poſitiven Electricität (denn bei der negativen muſs das gerade Gegentheil erfolgen) — in Verbrennungszuſtand. Eine, ſehr merkwürdige, Erfahrung, (wenn ich nicht irre von dem geſchickten Chemiker, Hr. *Juch*) will ich hier nur anführen, um zu genauerer Wiederholung derſelben zu reizen. Wenn eine Leidner Flaſche mit Eiſenfeilſpänen gefüllt, und öfters geladen und entladen wird, und nach Verfluſs einiger Zeit jenes Eiſen herausgenommen wird, ſo fängt es, auf einen Iſolator, z. B. Papier, gebracht an ſich zu erhitzen, rothglühend zu werden, und verwandelt ſich auf dieſe Art endlich in ein wirkliches Eiſenoxyd. Iſt aber nicht ſchon die Eine Erfahrung, daſs alle verbrennliche Körper durch das Verbrennen negativ-elektriſch werden, (ſ. den *Entwurf* S. 141. ff.), hinlänglicher Beweis für dieſe Function des Sauerſtoffs, als

a's Mittelglieds, durch welches alle Körper mit (potenzirter) Attractivkraft, d. h. da die Körper keine andre als potenzirte haben, mit Attractivkraft überhaupt begabt werden? — Von seiner Function im organischen Naturreich, wo er wiederum als Princip der *Reizbarkeit*, d. h. wiederum als das Ertheilende einer Attractivkraft zum Vorschein kommt — will ich hier absichtlich nichts sagen, weil dies noch eine genauere Auseinandersetzung verlangt.

Aus dem allem zusammengenommen erhellt nun, inwiefern man sagen könne, negative Electricität seye *Sauerstoff*, nämlich nicht das Gewichtige der sogenannten Materie, sondern das, was die Materie, (an sich blosse Raumerfüllung), zum *Stoff* potenzirt, seye negative Electricität. — Der vortreffliche Lichtenberg behauptete fortwährend, und wie es scheint ohne einen weitern Grund als die Analogie, dafür zu haben, die Verbindung der beiden Luftarten zu *Wasser* könnte eher ein Verbinden von beiden Electricitäten genannt werden. Er hat völlig Recht. Das *Thätige*, was unter der groben chemischen Erscheinung eigentlich sich verbindet, ist nur positive und negative Electricität und so ist das hermaphroditische Wasser nur die ursprünglichste Darstellung der beiden Electricitäten in Einem Ganzen. Denn dass der *Wasserstoff*, d. h. abermals nicht das *Ponderable* der sogenannten Materie, sondern das, was sie zum *Stoff* macht, — positive Electricität seye — dass der Wasserstoff die gerad entgegen-

gesetzte Function des Sauerstoffs habe, nämlich die: dem negativ-electrischen Körper (durch Desoxydation) Attractivkraft zu *entziehen*, und dadurch in positiv-electrischen Zustand zu versetzen, betrachte ich als einen unumstöfslich gewissen Satz — und so wären also die beständigen und allgemeinen Repräsentanten der potenzirten Attractiv- und Repulsivkraft — die beiden Stoffe, Sauerstoff und Wasserstoff.

§. 57.

Es mufs aber jetzt noch eine andre Frage in Betrachtung gezogen werden. Nämlich aus unsrer Deduction selbst folgt, dafs jene beiden Stoffe nicht für Repräsentanten der potenzirten Attractiv- und Repulsivkraft absolut betrachtet, sondern nur insofern diese beide unmittelbare Bedingung des *chemischen* Processes, d. h. insofern sie negative und positive *Electricität* sind, gelten können; es fragt sich also, ob es nicht auch andre Stoffe gebe, welche Repräsentanten beider Kräfte, insofern sie positiver und negativer *Magnetismus*, d. h. das Bedingende der *Gestaltung* sind, vorstellen können. Auch dieser Frage sehen wir uns in Stand gesetzt Genüge zu thun.

Herr Dr. *Steffens*, dem ich vor bald einem Jahre die meisten der in dieser Abhandlung enthaltnen Ideen, und unter andern auch die über die negative Electricität, als Bestimmenden des Sauerstoffs, und die

die positive, als Bestimmenden des Wasserstoffs, mitgetheilt habe, hat in der Recension meiner naturphilosophischen Schriften, welche in dem gegenwärtigen Heft dieser Zeitschrift vollends abgedruckt steht, zu jener Idee die weit glücklichere und ihm ganz eigne hinzugefügt, dass wie Sauerstoff und Wasserstoff negative und positive Electricität, so *Stickstoff* und *Kohlenstoff positiven* und *negativen Magnetismus* repräsentiren. Ich nenne diese Idee eine höchst glückliche, aus den schon angezeigten Gründen, besonders aber, weil uns die beiden ersten Stoffe offenbar nur die Bedingungen für die chemischen Eigenschaften der (ursprünglich) *flüssigen* Körper nicht aber für die der (ursprünglich) *starren* oder *festen* Körper geben. Nun können aber die Bedingungen der chemischen Eigenschaften starrer Körper nur im positiven und negativen Magnetismus, die beide zusammen *Ursache* der Starrheit sind, gesucht werden. Diese beide aber (positiven und negativen Magnetismus) zu repräsentiren bleiben nur die genannten zwei Stoffe übrig.

Zu diesen allgemeinen aus unsrer Theorie hergenommnen Gründen kommen aber noch besondre hinzu, welche an der Wahrheit jener Vorstellung nicht zweifeln lassen.

Schon dadurch sind Kohlen- und Stickstoff zu Repräsentanten des Magnetismus für den chemischen Process bestimmt, dass sie einer *grössern Cohärenz*

im festen Zustand fähig sind, als Sauerstoff oder Wasserstoff jemals erreichen. Besonders merkwürdig ist, dass diese beiden Stoffe schon für sich betrachtet in mehrern Processen sich den Metallen so ähnlich zeigen. Wegen des Stickstoffs habe ich schon vorlängst in Vorlesungen Gründe angeführt, die mir die Vermuthung Mitchill's, als möchte er ein dunstförmig aufgelöstes Metall seyn, äusserst wahrscheinlich machen. Ich erinnre nur an die Schwierigkeit seiner Verbindung mit dem Sauerstoff, die nur durch den electrischen Funken oder durch die Hitze des verbrennenden Wasserstoffgas, (z. B. in den Experimenten der Wasserzusammensetzung) bewerkstelligt werden kann — ferner an sein Verhalten in den galvanischen Erscheinungen. Aber eben dieses Verhalten zeigt auch die Kohle — und ich bin überzeugt, dass genaue Aufmerksamkeit auch dem Kohlenstoff noch metallische Eigenschaften zusprechen wird. Ich glaube zu begreifen, warum der Stickstoff nur den Einen Magnetismus und warum er gerade den positiven repräsentirt, anstatt dass der Kohlenstoff, welcher, was nicht zu vergessen ist, im *einfachen* Zustand immer als *fester* Körper, und nur im zusammengesetzten als luftförmiger erscheint, wegen seiner grösern Cohärenz den negativen Magnetismus repräsentirt. Denn es ist aus der oben (§. 51.) gegebnen Construction des Magnets schon einzusehen, dass die grössre Cohärenz immer auf der negativen Seite, also in jener Construction z. B. zwischen B und C seye. — Diese beiden Stoffe sind also *getrennte*

trennte Pole eines und deſſelben Magnets — und es kommt auch hier an den Tag, was ſonſt nur dunkel geſehen wird, daſs auch die Stoffe, welche ſich verbinden, nur *Pole* ſind, die ſich ſuchen.

Ich begreife daraus, daſs der Kohlenſtoff den negativen Magnetismus repräſentirt — alſo der cohärentere iſt — auch, warum dieſer Stoff, (ebenſo wie das Eiſen, das cohärenteſte aller Metalle, auch das am allgemeinſten oxydirte iſt), durchgängig als der oxydirtere erſcheint — ich begreife daraus ſeine beſtändige Verbindung mit dem Eiſen, worüber ich nur auf Herrn *Steinhauſer's* Abhandlung in Scherer's Journal der Chemie verweiſe, aus welcher ich zur Beſtätigung jener Vorſtellungsart gewiſs weit mehreres anführen könnte, wenn ich ſie eben jezt zur Hand haben könnte — ich bin endlich überzeugt, daſs die Vermuthung des Herrn *Steffens*, als ob alle Metalle, beſonders aber Eiſen, nur Zuſammenſetzungen jener beiden Stoffe ſeyen, ſchon jezt manche Beſtätigungen für ſich hat, wovon ich hier nur die Coëxiſtenz des leztern mit dem Kohlen- und Stickſtoff im Blut, und ſeine Wirkungen auf den thieriſchen Körper, wovon jene beiden die Hauptbeſtandtheile ſind, anführen will.

§. 58.

Da der chemiſche Proceſs dem Proceſs der Schwere in der Conſtruction der Materie entſpricht, ſo

ſo werden ebenſo wie in der erſten Conſtruction durch dieſen, auch in der zweiten durch jenen, die verſchiednen Momente, welche ſie durchläuft, mehr oder weniger fixirt werden können. (§. 50. Zuſ. 3.). Da nun die beiden erſten Momente im Flüſſigen völlig ununterſcheidbar werden (§. 54.), welches ebendeſswegen auch den dritten Moment ausſchlieſsend repräſentirt, ſo wird auch das Aeuſserſte, was durch den chemiſchen Proceſs erreichbar iſt, die völlige Solution ſeyn. Zwiſchen dieſem aber als dem äuſserſten Moment des chemiſchen Proceſſes und dem erſten Moment der Verbindung zweier Körper, welche kein andrer als der *Adhäſionsmoment* iſt, werden ſo viele Zwiſchenſtufen liegen, als verſchiedne Miſchungen der drei Momente in Einer und derſelben Conſtruction möglich ſind. Dieſe Mittelglieder in der Erfahrung aufzuzeigen iſt der eigentliche Gegenſtand der ſubtileren Unterſuchung, wohin die bisherige Chemie, welche alle Verbindungen blos im Groben betrachtet, noch gar nicht gedrungen iſt. Dieſe Mittelglieder werden durch die vielen in der Chemie aufgeführten anomaliſch genannten Verbindungen gebildet; durch eine vollſtändige Theorie derſelben werden eine Menge dunkler Verhältniſſe, in welchen verſchiedne Stoffe zu einander angetroffen werden, (wovon ich hier nur die Verbindung des Stickſtoffs mit dem Sauerſtoff in der Atmosphäre als Beiſpiel anführen will) in's Licht geſezt werden. Eine vollſtändige, durch Interpolation der Mittelglieder gefundne Reihe wird endlich auch den verſchied-

ſchiednen Producten des organiſchen Proceſſes ihre Stelle anweiſen, von denen wir durch Hülfe der bisherigen chemiſchen Kunſt zwar die Beſtandtheile, auch das quantitative Verhältniſs derſelben, nicht aber den *Grad*, in welchem dieſe ſich in ihnen durchdringen angeben, können, eine Unwiſſenheit, die man ſchon in der Unmöglichkeit ſieht, dieſe Producte durch künſtliche Zuſammenſetzung wieder zu erzeugen, welche aber auch nur durch Auffindung ganz neuer Methoden und Kunſtgriffe in der Chemie aufgehoben werden kann.

§. 50.

Aus eben dieſem Grunde aber, weil nämlich der chemiſche Proceſs nur Ausdruck eines einzelnen Falls (der abſoluten Intusſuſception) iſt, muſs ein *allgemeiner* Ausdruck geſucht werden, der

1) *alle* Proceſſe unter ſich begreift, in welchen überhaupt ein *Product conſtruirt* wird,

2) alle drei Momente *getrennt* (nicht wie der chemiſche als in den dritten ſich verlierend) vorſtellt,

Dieſe beiden Fordrungen erfüllt allein der *Galvanismus*, der was das erſte betrifft die Bedingung *aller* Conſtruction — Triplicität der Kräfte — ganz rein und gleichſam formal darſtellt, was aber das zweite anbelangt auch die drei Momente der Conſtru-

ſtruction, wenigſtens durch die *Körper*, aus denen er beſteht, gleichſam abgebildet, vorſtellt; indem der eine jener Körper immer ein Leiter aus der Claſſe der höchſten Cohäſion, (des herrſchenden *Magnetismus*), der andre ein Leiter aus der Claſſe der geringern Cohäſion (wo die *Electricität* ſchon anfängt, ein Uebergewicht zu erlangen), der dritte endlich ein Leiter aus der Claſſe der geringſten Cohäſion, (ein *flüſſiger*, den *chemiſchen Proceſs* repräſentirender) ſeyn muſs. — Die reſpectiven Kräfte der Körper im Galvaniſchen Proceſs ſtehen nicht blos im Verhältniſs mit den Unterſchieden ihrer Verwandtſchaftsgrade zum Sauerſtoff, wie ich ſelbſt auch in meiner Schrift: von der Weltſeele S. 287. angegeben habe, ſondern auch und insbeſondre in einem in der Folge noch zu entwickelnden Verhältniſs zu den Unterſchieden ihrer Cohäſionsgrade (bei übrigens ziemlich gleicher Leitungsfähigkeit), was man ſchon daraus ſieht, daſs eben das cohärenteſte aller Metalle das Eiſen ſich in Anſehung ſeiner Excitationskraft in jene auf die Unterſchiede der Verwandtſchaftsgrade zum Sauerſtoff gegründete Reihe nicht fügen will. Da aber der Grad der Verwandtſchaft zum Sauerſtoff ſelbſt in einem beſtimmten Verhältniſs zum Grad der Cohäſion ſteht, das ich mir bis jezt noch nicht vollſtändig auseinandergeſetzt habe, ſo ſieht man, wie es möglich iſt, daſs beide Reihen, die auf die Unterſchiede jener, und die auf die Unterſchiede des leztern gegründete ohngefähr übereinſtimmend ſeyn könnten.

Daſs

Daſs es gelingen werde, die drei verſchiednen Momente des dynamiſchen Proceſſes im Galvanismus nicht nur durch die drei Körper, welche die galvaniſche Kette zuſammenſetzen, abgebildet, ſondern ſelbſt und unmittelbar dargeſtellt zu ſehen — daran iſt faſt kein Zweifel, nachdem die Electricität, und wie ich in der angeführten Schrift S. 281. ſchon angedeutet habe, auch der chemiſche Proceſs einzeln wenigſtens in ihm darſtellbar geworden ſind. Ein Mittel den Magnetismus in ihm darzuſtellen wäre bis ein beſtimmteres gefunden wird, ohne Zweifel die verſchiedne Empfindung von Wärme und Kälte, welche bei einer verſchiednen Ordnung der Metalle mit der Geſchmacksempfindung verbunden iſt, und welche ohne eine Collationsveränderung nicht wohl gedacht werden kann.

So wäre alſo, wenn zur Möglichkeit des Galvanismus magnetiſche, electriſche und chemiſche Kräfte concurriren, wie wir indeſs wenigſtens aus der Beſchaffenheit der drei Körper der galvaniſchen Kette ſchlieſsen können, die wahre Stufenfolge der dynamiſchen Naturproceſſe dieſe:

1. *Magnetismus* — ſein Schema die *Linie*,

2. *Electricität* — ihr Schema der *Winkel*,

3. *Galvanismus* — ſein Schema der *Triangel*.

Jene drei ſind alſo gleichſam die Primzahlen der Natur, dieſe ihre allgemeinen Hieroglyphen. So wie

die

die drei erſten Potenzen der Zahlenreihe ſich auf keine andre zurückführen laſſen, ſo dieſe drei Proceſſe, von denen keiner auf den andern, und auf welche alle übrigen der Natur ſich reduciren.

Die ganze Theorie dieſer Proceſſe kann man in folgender Proportion darſtellen:

$$Magn. : El. = | : L. \quad El. : Galv. = L : \Delta.$$

§. 60.

Es wäre jezt noch übrig, die beſondre Anwendung dieſer Theorie auf die organiſche Natur zu zeigen, allein da dieſs für die Gränzen dieſer Abhandlung ein zu weitläuftiges Geſchäft wäre, ſo will ich die Ideen, welche ich darüber vorzutragen habe, zum Gegenſtand einer beſondern zunächſt erſcheinenden Abhandlung machen, hier aber nur folgendes, was in unmittelbarem Zuſammenhang mit den bisherigen Unterſuchungen ſteht, anführen.

Wenn uns die dynamiſchen Erſcheinungen die in der zweiten Potenz productive Natur darſtellen, ſo erblicken wir ſie in der organiſchen in einer noch höhern Potenz thätig. Ebenſo alſo wie der Magnetismus die zweite Potenz des erſten Moments vorſtellt, ſo die *Senſibilität* wieder die höhere des Magnetismus, (woraus ſchon erhellt, daſs ſie ſo wenig wie dieſer eine einfache Function ſeyn kann, ſondern

Du-

Duplicität als Bedingung vorausſetzt). In der *Irritabilität* wird ſich auf gleiche Weiſe eine höhere Potenz der Electricität, in dem *Bildungstrieb* aber eine höhere des chemiſchen Proceſſes hervorthun.

Auch hier noch zeigen dieſe verſchiednen Functionen ſich als *conſtruirend*, auch hier ſind uns durch die erſte die erſte, durch die zweite die erſte und zweite, durch die dritte endlich alle drei Dimenſionen des Products gegeben. Es iſt auffallend, daſs die *Senſibilität* in der höchſten Vollkommenheit für die Natur nur in der verticalen Geſtalt des Menſchen erreichbar war, und da ſie mit den Pflanzen ſchon in derſelben Form angefangen hatte, in welcher ſie nachher wieder endet, ſo beweist dieſs, daſs die Bedingungen der Geſtalt von Anfang dieſelben waren, daſs alſo die ganze Production von der Pflanze an durch das Thierreich herauf, nichts anders als der Verſuch einer *Umkehrung* der *Factoren* der Senſibilität (des organiſchen Magnetismus) ſeyn kann, welche gleichſam ſchon durch die horizontale Richtung der Geſtalten im Thierreich bezeichnet wird. — — In den Erſcheinungen der *Irritabilität* ſehen wir *in Einer und derſelben* Bewegung Expanſion und Contraction, und in derſelben auch *Länge* zugleich und *Breite* angedeutet, und zwar ſehen wir in dem bewegten Organ die Länge ſich verkürzen, indem die Breite gemacht wird, — — In dem *Bildungstrieb* endlich ſehen wir dieſelbe Function nach *allen* Dimenſionen wirken.

§. 61.

Da der organiſche Proceſs ſchon mit dem *Product* anfängt, oder die Production eben da aufnimmt, wo ſie die anorgiſche Natur liegen lieſs, ſo iſt zu begreifen, warum *alle* Functionen des Organismus, warum alſo auch Senſibilität und Irritabilität nur als unter der Form des Galvanismus wirkend erſcheinen können, (obgleich ſie vom Galvanismus der allgemeinen Natur auch nur die *Form*, nicht die *Materie* entlehnen), warum alſo der Galvanismus der ganzen organiſchen Natur vorſteht, und das eigentliche Gränzphänomen beider Naturen iſt; warum endlich der Galvanismus, wenn das blos Formelle von ihm abſtrahirt werden könnte, uns eine *ganz formelle* Naturlehre, in welcher von allem Unterſchied der organiſchen und der anorgiſchen Natur abſtrahirt wäre, geben müſste.

§. 62.

Wir können nach der oben (§. 47. ff.) geführten Deduction ſagen: die Natur bringe die ganze Mannichfaltigkeit ihrer durch Qualitäten unterſchiednen Producte in der anorgiſchen Welt durch die bloſse Miſchung des Magnetismus, der Electricität und des chemiſchen Proceſſes in verſchiednen Verhältniſſen hervor. Aber auch in der organiſchen Welt repetirt die Natur beſtändig nur jene drei Functionen der Senſibilität, Irritabilität und des Bildungstriebs, und alle

alle Verschiedenheit der Producte entsteht ihr nur durch die Veränderung der Verhältnisse jener Functionen, die, weil jedes organische Product in's Unendliche wieder organisch ist, und die einzelne, was organisch ist, wie das Ganze auf der Concurrenz jener drei Functionen beruht, wie man wohl sieht, in's Unendliche gehen kann.

§. 63.

Ich schliesse mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Natur des Dynamischen und über das Verhältnis der Naturphilosophie zum Idealismus.

Durch die atomistische Erklärungsart erfährt man immer nur, wie es dieser oder jener Physiker machen würde, wenn *er* die Natur wäre, oder wenn *er* z. B. magnetische oder electrische Erscheinungen hervorbringen sollte. Durch die gehörige Anwendung der dynamischen Erklärungsart erfährt man, wie es *die Natur selbst* macht.

Das Dynamische ist für die Physik eben das, was das transscendentale für die Philosophie ist, und dynamisch erklären heisst in der Physik ebendas, was transscendental erklären in der Philosophie heisst. Eine Erscheinung wird dynamisch erklärt heisst ebensoviel, als sie wird aus den ursprünglichen Bedingungen der Construction der Materie überhaupt erklärt; es bedarf also zu ihrer Erklärung ausser je-

ner allgemeinen Gründe keiner besondern, erdichteten Ursachen z. B. einzelner Materien. Alle dynamischen Bewegungen haben ihren letzten Grund im Subject der Natur selbst, nämlich in den Kräften, deren blosses Gerüste die sichtbare Welt ist.

Ich habe in meinem *System des transscendentalen Idealismus* gezeigt, dass den drei Momenten in der Construction der Materie, so wie sie auch durch blosse Physik abgeleitet werden können — drei Momente in der Geschichte des Selbstbewusstseyns entsprechen. Ich habe gezeigt, dass was z. B. in der Natur noch Electricität ist, in der Intelligenz schon bis zur Empfindung sich fortgerissen hat, und dass was in der Natur als Materie vorkommt, in der Intelligenz Anschauung ist. Dies ist aber eine blosse Folge des fortgesetzten Potenzirens der Natur, da wir ja bereits in der sogenannt todten Natur den Anfang dazu gemacht sehen, indem das Licht schon eine ganz ideelle Thätigkeit ist, welche die Objecte ebenso de- und reconstruirt, als es der Idealismus nur immer thut — und so giebt die Naturphilosophie zugleich eine *physikalische Erklärung des Idealismus*, und beweist, dass er an den Gränzen der Natur gerade so ausbrechen *muss*, wie wir ihn in der Person des Menschen ausbrechen sehen. — Der Mensch ist nicht nur Idealist in den Augen des Philosophen, sondern in den Augen der Natur selbst — und die Natur hat von Ferne schon die Anlage gemacht zu dieser Höhe, welche sie durch die Vernunft erreicht.

Der

Der Philoſoph ſelbſt überſieht dieſs nur, weil er ſein Object mit dem erſten Act ſchon in der höchſten Potenz, — als *Ich* als mit Bewuſstſeyn begabtes aufnimmt, und nur der Phyſiker kommt hinter jene Täuſchung. Man möchte daher allen Menſchen, die in der Philoſophie jezt zweifelhaft ſind und nicht auf den Grund ſehen, zurufen: Kommet her zur Phyſik, und erkennet das Wahre!

Der Idealiſt hat Recht, wenn er die Vernunft zum Selbſtſchöpfer von allem macht, denn dieſs iſt in der Natur ſelbſt gegründet — er hat die eigne Intention der Natur mit dem Menſchen für ſich, aber eben weil es die Intention der Natur iſt — (wenn man nur ſagen dürfte, weil die Natur darum *weiſs*, daſs der Menſch auf ſolche Art ſich von ihr losreiſst!) — wird jener Idealismus ſelbſt wieder zum Schein; er wird ſelbſt etwas Erklärbares — und damit fällt die theoretiſche Realität des Idealismus zuſammen.

Wenn die Menſchen erſt lernen werden, rein theoretiſch, blos objectiv ohne alle Einmiſchung von Subjectivem zu denken, ſo werden ſie dieſs verſtehen lernen.

Wenn die *ganze* Natur ſich bis zum Bewuſstſeyn potenzirte, oder wenn ſie von den verſchiednen Stuffen, die ſie durchläuft nichts — kein Denkmal — hinter ſich zurückliefse, ſo würde ſich zu reproduciren ihr ſelbſt mit der Vernunft unmöglich ſeyn,

deren transſcendentales Gedächtniſs, wie bekannt, durch die ſichtbaren Dinge angefriſcht werden muſs. Die platoniſche Idee, daſs alle Philoſophie Erinnerung ſeye, iſt in dieſem Sinne wahr; alles Philoſophiren beſteht in einem Erinnern des Zuſtandes, in welchem wir Eins waren mit der Natur.

Der ſogenannt todten Natur fehlt alſo und zwar nothwendig nur der lezte potenzirende Act, (welcher dieſs ſeye iſt aus dem Syſtem des Idealismus zu erſehen), wodurch ihre Qualitäten in Empfindungen, ihre Materien in Anſchauungen verwandelt würden: und weil jeder folgende Moment den vorhergehenden als den, auf welchem er ruht, feſthält — wie die Materie den Stoff, der Organismus die Materie feſſelt, ſo zieht auch die Vernunft wieder den Organismus nach ſich — und dieſs iſt der Grund, warum wir obgleich auf der lezten Höhe doch nicht *reine Geiſter* ſind.

Nach unſrer Weiſe zu reden können wir alſo ſagen: alle Qualitäten ſeyen Empfindungen, alle Körper Anſchauungen der Natur — die Natur ſelbſt eine mit allen ihren Empfindungen und Anſchauungen gleichſam erſtarrte Intelligenz.

So können wir, nach dem wir Einmal auf dieſem Punct angekommen ſind, nach ganz entgegengeſetzten Richtungen — von der Natur zu uns, von uns zu der Natur gehen, aber die *wahre* Richtung

tung für den, dem *Wiſſen* über alles gilt, iſt die, welche die *Natur ſelbſt*-genommen hat.

Dieſs, was ich hier zuerſt ganz ausgeſprochen, zu begründen, ſind die Vorbereitungen lange gemacht worden. Ich konnte es nicht ohne eine vollſtändige *Geſchichte des Selbſtbewuſstſeyns vom idealiſtiſchen Geſichtspunct aus* vorauszuſetzen, auf die ich mich berufen könnte! Dazu mein Syſtem des transſcendentalen Idealismus! — Sobald ich hoffen kann, daſs der Inhalt jenes Werks in die allgemeine Gedankenmaſſe gedrungen und aufgenommen ſey, werde ich mit dem, was ich darauf gründen will, den Anfang machen.

II.

Beſchluſs

der Recenſion

der neueſten

naturphiloſophiſchen

Schriften

des Herausgebers

von

Dr. Steffens.

Indeſſen bleibt noch immer etwas unerklärtes in dem umgekehrten Verhältniſs der Leiter und Iſolatoren, und die Annahme, als wären die Iſolatoren als ſolche immer die relativ verbrannteſten, ſtimmt nicht

nicht völlig mit der Erfahrung überein *). Es wäre aber auch ein anderes Verhältnifs möglich. Der Verf. nimmt felbft an, dafs die Verbrennung, mit diefer, alfo alle chemifche Thätigkeit vermittelt ift durch ein drittes Glied, diefes müfste der Ausdruck einer Tendenz zu einer durch das Licht vermittelten höhern Differenz in der urfprünglichen Indifferenz der Erde feyn. Wo diefe neue Differenz abfolut aufgehoben würde, müfste Licht, und zwar *ein* Licht erfcheinen, aber die Electricität kann auch nur durch jenes Mittelglied bedingt feyn. Wie der Verf. fich ausdrückt: „Electricität und Verbrennungsprocefs enthalten wechfelfeitig die Bedingungen für einander." Nun ift Electricität nichts anders, als das Phänomen der noch nicht aufgehobenen Dualität, diefe ift aber nur aus einem entgegengefetzten Verhältnifs der zum chemifchen Procefs nothwendigen Principien conftruirbar — aus einer doppelten Intenfität des pofitiven Princip mit einer einfachen des negativen, welches gegen eine doppelte Intenfität des negativen mit einer einfachen des pofitiven tendirt. Das Phänomen diefer Entgegenfetzung ift die Electricität, der Moment des Aufhebens des Gegenfatzes ift mit dem Moment des Verfchwindens der

*) Die vollftändige Auseinanderfetzung diefer höchft verwickelten Verhältniffe, in deren Befitz ich nun zu feyn glaube, foll einer der folgenden Aufsätze enthalten.

Anm. des Herausg.

Electricität, und dem Moment des Hervorstrebens des chemischen Processes einer und derselbe. Welches auch mit der Construction des Verf. in der *Weltseele* übereinstimmt. Dieses vermittelnde Glied, sey Wasserstoff, so wird dieser Stoff zugleich positives Princip der Electricität *) und negatives der Verbrennung seyn, (die Vermuthung dass Stickstoff das dem Sauerstoff im electrischen Conflicte entgegengesetzte sey (siehe Weltseele), hat der Verf. gewiss schon aufgegeben.) Nun kann es 2 Fälle geben, entweder a) haben die Körper, die im electrischen und chemischen Conflict sind, Wasserstoff *nicht* als Bestandtheil, welches sich dadurch zeigen würde, dass ihre Oxydation nothwendig vermittelt würde durch einen 3ten Körper, der diesen Stoff enthielt. Hier würde gleichsam ein stilles Uebertragen des Sauerstoffes stattfinden, keine Verbrennung mit Flamme oder b) sie haben Wasserstoff als Bestandtheil, die Verbrennung geschieht ohne Vermittelung mit Flamme. Nun setze man zwei von jenen erst erwähnten Körpern im electrischen Conflict — (es seyen zwei Metalle). — Hier muss die Ver-

*) Dass meine jetzige Meinung die seye — nämlich, dass ebenso wie der Sauerstoff chemischer Repräsentant der negativen Electricität ist, der Wasserstoff Repräsentant der positiven ist, dass also der Wasserstoff nicht Princip der +E. sondern diese vielmehr Princip des Wasserstoffs seye, war dem Verf. ohne Zweifel bekannt.

Anm. des Herausg.

Verwandtſchaft zum Sauerſtoff ſich erſt als Verwandtſchaft zu jenem vermittelnden Glied zeigen. Kurz, der Körper der am meiſten Verwandtſchaft gegen Sauerſtoff hat, wird poſitiv, und eben deshalb der andere negativ electriſch.

Man ſetze nun zwei von jenen letztern mit einander im Conflict, ſo wird der am Waſſerſtoff reichſte, alſo verbrennlichſte negativ, — ein verbrannter Körper mit a) wird negativ, mit b) poſitiv ſeyn. Wie bei dieſer Vorausſetzung der Unterſchied zwiſchen Leitern und Iſolator ſich ableiten lies, ſo, wie die Fälle ſich umkehren können, wenn Leiter und Iſolator mit einander in Conflict kommen, und wie ſich überhaupt dieſe Vorausſetzung durch die Erfahrung beſtätigt, kann ich freilich hier nicht zeigen. Nur ſo viel: es wird hier eine Triplicität, in den negativen Bedingungen des chemiſchen Prozeſſes poſtuliret, und man ſiehet voraus, daſs viele Fälle complizirter werden, als der Verf. annimmt. Der Waſſerſtoff alſo iſt Ausdruck einer Tendenz zu einer höhern Verwandtſchaft; vermittelſt deſſelben tritt die Erde in ein eignes dynamiſches Verhältniſs gegen die Sonne. Aber dieſer Stoff iſt nur da, um die Verwandtſchaft zu vermitteln; wenn der Gegenſatz da iſt, verſchwindet er als vermittelndes Glied. Aber auch Sauerſtoff iſt das negative einer höhern Welt, er kann nur gegen ſein negatives tendiren, inſofern er zugleich gegen ſein poſitives tendirt. Es iſt auch nur ein vermittelndes Glied, und verſchwin-

ſchwindet. Nach dem Prozeſſe iſt alſo der Körper in eine höhere Affinitäts-Sphäre aufgenommen, als ein ſolcher kann er aber auf der Erde nicht thätig ſeyn. — Das kurze Leben iſt verſchwunden — die Welt in welcher Kräfte entfeſſelt, gegen Kräfte freier ſpielten, iſt zugeſchloſſen, das wiedergebundene muſs als todte Maſſe unter die Herrſchaft der Schwere zurücktreten. — Aber mit dem organiſchen Leben *auf* der Erde — von welchem wir ausgiengen, und zu welchem wir mit dem Verf. hier zurückkommen, iſt eine nie zugeſchloſſene Welt gegeben, eine in der Sterblichkeit ſelbſt unſterbliche Thätigkeit, die von Individuum auf Individuum übergetragen nie erliſcht. Was erweckte ſie? — Was feſſelt ſie innerhalb eines engen nie zu überſteigenden Kreiſes? — Dieſe Fragen ſind doch wohl von der höchſten Wichtigkeit.

Das Organiſche iſt im Gegenſatz gegen das unorganiſche, aber auch nur durch dieſes. In dieſem müſſen die Bedingungen aller Organiſation liegen. Aber *mit* der Schwere iſt zugleich das Princip eines dynamiſchen Proceſſes auf die Erde gekommen. Hierdurch würde aber die Auſſenwelt des Organismus nur ein Ausdruck einer höhern; die Thätigkeit der Erde iſt Product einer höhern. — *Dieſe* muſs mit der Productivität des Organismus identiſch ſeyn. Damit die organiſche Productivität eine beſtimmte wird, muſs ſie begrenzt werden. — Es muſs in die höhere Welt ſelbſt ein Gegenſatz kommen, ſo, daſs

dafs die allgemeine Productivität gegen die organiſche ſich wie eine *äuſsere* verhält. Dieſes *negative* iſt die Senſibilität. Die Senſibilität iſt alſo nichts, als das, was die allgemeine Productivität zu einer beſtimmten macht, aber eben dadurch auch Quelle alles organiſchen Lebens. — Sie iſt aber auch das höchſte in der Natur, und ihre Bedingungen verlieren ſich in den Bedingungen der Natur überhaupt. Die allgemeine Productivität (der Sonne auf unſere Erde) iſt aber Urſache der chemiſchen Action. Dieſes iſt ſie aber nur in ſoferne ſie ſelbſt *nicht* chemiſch iſt, deshalb verſchwindet ſie auch im chemiſchen Producte. Im lebendigen ſoll ſie ſich aber erhalten, dieſes wäre nur durch ein immerdauerndes Verhindern, dafs es nicht zum chemiſchen Product käme, möglich, deshalb muſs auch das poſitive Princip der Organiſation aufserhalb der Organiſation geſucht werden, es muſs allgemein gegenwärtig nur da in ſeiner beſtimmten Wirkſamkeit hervortreten, wo eine beſtimmte Receptivität gegeben iſt. *Dieſe* iſt aber durch die Senſibilität gegeben. Von dem empiriſchen Standpuncte aus, iſt aber alles Materie, alle Productivität eine beſtimmte. Eine Materie aber, die Princip des Lebens ſeyn ſollte, könnte keine einzelne des Proceſſes ſeyn, es müſste eine *allgemeine* Materie ſeyn, die auf eine eigene Sphäre beſchränkt, im Conflicte eine eigene Welt bildete, und unterhielte, ſo wie ſie ohne dieſe Beſchränkung die Thätigkeit der allgemeinen Natur unterhält (wie z. E. der Aether der ältern Naturforſcher). Dieſe

iſt

ist die *Weltseele* unsere Verf. Durch die Sensibilität, ist die Receptivität bedingt, denn sie bildete in der allgemeinen Welt eine besondere — sie ist das letzte physikalische Phänomen, denn über ihr hinaus, liegt nur die Natur als Subject schlechthin. Aber die Sensibilität ist nur Thätigkeit, die auf das Subject geht — sie kann also ein Object werden. Das Gleichgewicht des Gegensatzes auf welchem die Sensibilität beruht, muss gestöret werden, was nur durch ein äusseres geschehen könnte. (denn im Organismus ist ursprünglich nur jener Gegensatz); gestört aber nur um wieder hergestellt zu werden, denn dadurch allein ist die Störung erkennbar. Dieses müsste durch Erweckung einer Thätigkeit geschehen, die nach aussen — in den Organismus als Object übergienge. Ihre Bedingung (da Duplicität zur Intussusception tendirt, und hier ein immerwährendes Verhindern, dass es nicht zur Intussusception kommt, postulirt wird), ist *Triplicität*, (die galvanische Kette enthält die Formel aller Thätigkeit, die innerhalb eines Kreises sich selbst unterhält); aber auch diese Triplicität musste nicht schlechthin seyn, denn die durch sie bewirkte Thätigkeit ist = äusserer Ruhe, und hier ist äussere Thätigkeit. Es müsste in einem Moment zur Intussception gemeinschaftlicher Raumerfüllung des Entgegengesetzten) kommen — Contraction. — Aber mit dieser müsste die Bedingung ihrer Aufhebung gegeben seyn — Expansion — Alle Thätigkeit im Organismus als Object ein Wechsel von Expansion, und Contraction — *Irritabilität*.

Aber

Aber die Irritabilität ist immer nur ein inneres, es wird ein äuseres, ein *Product* postulirt, die Thätigkeit muſs produciren (die Irritabilität in Bildungstrieb übergehen). — Die Production kann nur immerdauernde Reproduction seyn, und diese ist nur durch immererneuerte Erregung (Nutrition) möglich. Aber eine Organisation besteht aus mehrern Systemen, ein jedes muſs auf eine specifische Art erregt werden; durch diese ist eine specifische Selbstreproduction aller Organe, mithin des ganzen Systems bedingt. Eine nothwendige Folge der Selbstreproduction (nicht Zweck der Nutrition) ist Ansatz von Masse (Wachsthum), durch *Assimilation*. Alle Reproduction wird durch Erregung vermittelt; diese ist aber nicht möglich ohne ein Thätigkeit Erweckendes; und da alle Thätigkeit im Organismus als Object Irritabilität ist, so ist durch diese die Reproductionskraft bedingt, so wie hinwiederum diese durch jene. Nun ist eine Thätigkeit im Organismus als Object nur möglich, im Bezug auf eine Thätigkeit in demselben als Subject — Sensibilität, Irritabilität, und Reproductionskraft bestimmen sich daher wechselseitig. — Die Reproductionskraft geht entweder auf das Product allein (fortgesetztes Wachsthum — durch Sprossen Ablegertheilung, wie bei den Polypen, u. s. w.), oder sie gehet über das Product hinaus. Ihre Bedingung aber ist Duplicität — wäre diese nicht im Product, so muſste dann der eine Factor auſser dem Product seyn. Wäre dieses nicht der Fall, so würde das Product zur

anor-

anorgiſchen Natur zurückkehren, es würde ein — vielleicht regelmäſsiges, aber immer doch noch todtes Product ſeyn. — *Producte der Kunſttriebe.* Hier wagt ſich der Verf. an das ſchwierige Problem von den Kunſttrieben, und Inſtincten der Thiere, und ſucht zu beweiſen, daſs ſie ſelbſt nach ſeiner Anſicht der Natur, (nach welcher freilich alle Willkühr nur ſcheinbar iſt), nicht unerklärbar ſind. Ich leugne nicht, daſs die Erklärung der Kunſttriebe eben ſo genialiſch wie richtig iſt, aber das behaupte ich, daſs der Verf. nur bei dem einfachſten ſtehen blieb. Die Regelmäſsigkeit iſt mir nicht das Unbegreifliche. Bei den Kunſttrieben eben ſo wenig, wie in der Natur überhaupt. So wie Schönheit, den höchſten Grad des Lebens, ſo druckt geometriſche ſtarre Regelmäſsigkeit den höchſten Grad des Todes aus. Sie iſt Ausdruck der unabänderlichen Beſtimmtheit der *fertigen* Producte, und nur bei den Kunſttrieben da ſichtbar, wo eine eigene — thieriſche Maſſe nach auſſen anſchieſst. —

Aber was wir erklärt haben wollen, iſt der mächtige Inſtinct der höhern Thiere, jene innere Gewalt, die ſich über das Product hinauswagt, der äuſsern Welt ihre Producte entreiſst, und ihnen den Abdruck des eignen Lebens aufdringt. Noch mehr — wiſſen wollen wir, wie jene beſtimmte Characterе in die Thierheit kommen, daſs der eine liſtig einer Gefahr entgeht, die der andere gewaltſam überwindet, und der dritte furchtſam fliehet. Wagte ſich

der

Verf. nicht ſo weiſt? — Glaubt er hier nicht erklären zu können? und warum nicht? Er hat das Wahre geahndet, aber er nennt es einen Traum. — Ein Traum nur wäre, was die Natur ſo deutlich zeigt, ſo hell, ja was aus der Anſicht des Verfaſſers ſelbſt folgt, was er bei einem konſequenten Verfahren hätte folgern müſſen? Beſteht nicht die Organiſation (im Ganzen) im Suchen nach einer Harmonie, und im Fixirtſeyn der einzelnen Verſuche? Da bei den Thieren die äuſſern Sinne allmählig hervortreten, warum ſollte nicht ein innerer Sinn nach und nach dämmern können. Die Grosmuth, die Furchtſamkeit, die Liſt, die Keckheit der Thiere iſt nichts als Ausdruck jener einſeitigen Verſuche. Der Fuchs kann *nur* liſtig, der Löwe *nie* furchtſam ſeyn. Und iſt nicht unter den Menſchen ein merklicher Unterſchied, mannichfaltige Tendenz der Natur zum Höchſten? das *Genie* iſt dieſes Höchſte, — die ſchönſte Blüte der Natur — das Allerheiligſte, von welchem aus der Erdgeiſt wiederſtrahlt.

Die Vernunft iſt der Brennpunct der ganzen Natur, von wo aus die Strahlen *entzündend* zurückkehren. Was auſser dem Brennpunct iſt, kann Lichtſtral ſeyn, kann erhellen, aber es *zündet* nicht. Jene einſeitige Karactere (man erlaube mir dieſen etwas uneigentlichen Ausdruck) ſind nicht Vernunft, auch keine Art, kein Analogon der Vernunft, denn dieſe iſt nur in der Harmonie, die *alle* Richtungen erlaubt, ihr Wahrzeichen iſt — Freiheit — Und ſo wäre die

Idée, dafs die Natur in dem Menschen erwacht, dafs der Mensch gleichsam ein Centrum der Natur ist, (ein Ausdruck von Herder) das sie auf mannichfaltige Wege und Abwege sucht, und erst im Bewufstseyn findet — doch wohl mehr als ein bloser Traum. *) Aber sie findet es nur, um nach allen Richtungen in sich selbst zurück zu kehren. Das Bewufstseyn ist (spinozistisch) nichts als die sich erkennende, und im Erkennen reproducirende Natur, und so allein konnte sie sich schliefsen, ohne aufzuhören, konnte im Werden begriffen, doch vollendet seyn. Das Bewufstseyn ist nicht das Letzte, womit die Natur aufhört, aber das Höchste durch welches es in sich selbst zurückkehrt. —

Wenn der eine Factor der über das Product hinausgehenden Productionskraft nicht aufserhalb des Products ist, so wird das Product anorgisch. Ist der eine Factor aufserhalb der Producte, so mufs die Production organisch bleiben — Fortpflanzung durch Geschlecht — organisch ist aber die Reproductions-

*) Dieser ganze Gegenstand ist in dem eben erschienenen *System des transscendentalen Idealismus*, in das gehörige Licht gesetzt. Was Naturphilosophie im Gegensatz gegen Transscendentalphilosophie seye, und wie *weit* sie mit ihr gleich gehen könne, dieses wird sich aus den dort aufgestellten Stufenfolgen nun weit gründlicher zeigen lassen, als es zuvor möglich war, und als es auch der Verf. hier zeigen konnte.

Anm. d. H.

ductionskraft nur in sofern sie durch Sensibilität und Irritabilität vermittelt ist. — Jene muss übergetragen werden — Der Fructificationsact ist nur das Erregende eines neuen Sensibilitätsprozesses. Was die Trennung bewirkt, liegt nicht im Organismus, auch nicht im Anorganischen — es liegt in der allgemeinen Organisation der Natur, die über beiden schwebt; durch die Fortpflanzung ist die Gattung gesichert, aber auch die Thätigkeit des Individuums erstorben; Die Dualität, die immer wieder hervorgerufen wurde, wird verschwinden, das Leben des Individuums mit einem chemischen Prozess enden. Und so wäre das oben postulirte hier abgeleitet. Ich überlasse es dem Leser, die Nachweisung einer organisch dynamischen Stufenfolge (deren Möglichkeit durch die Möglichkeit der verschiedenen Proportionen der drey sich wechselseitig bestimmenden und in der Erscheinung vordringenden Kräfte bewiesen ist), nachzuholen. Zu deutlich habe ich es gefühlt, wie schwierig es ist, einen Auszug aus den Schriften des Verf. zu machen, in welchen das doch nur dürftig zusammenhängt, was in diesen sich lebendig evolvirete. Die Schrift enthält eine grosse Menge Themata, die jedes für sich eine genauere Untersuchung verdienen, und von welchen ich von Zeit zu Zeit einzelne vornehmen werde. Hier von dem nachfolgenden nur so viel. Die 3. Kräfte drücken sich offenbar durch drei verschiedene Welten in der Erfahrung aus, (auch hat schon La Marle eine Eintheilung in 3. organische Reiche vorgeschlagen.) Das Pflanzenreich ist die

Welt, der herrſchenden Reproductionskraft. Die Würmer geben uns den Schauplatz eines Kampfes zwiſchen Irritabilität und Reproductionskraft, das unermeſsliche Inſectenreich iſt die eigene Welt der herrſchenden Irritabilität. Die Amphibien und Fiſche ſtellen einen Streit zwiſchen Irritabilität und Senſibilität dar; mit den zwei höchſten Thierklaſſen iſt eine eigene Welt der herrſchenden Senſibilität gegeben. Die Vögel deuten offenbar einen Verſuch der Natur an, die Reſpirationsorgane auszubilden, welches freilich ohne Ausbildung des irritablen (Gefäſs) Syſtems, ſo wie dieſes ohne Ausbildung des ſenſiblen (Nerven) Syſtems nicht möglich war. Bei den Säugthieren iſt der Hauptzweck der Natur eine Ausbildung des Höchſten — der Senſibilität. Eine phyſikaliſche Theorie der Sinne, die freilich nicht Vorſtellungen, wohl aber ihre mit der Organiſation gegebene Bedingungen ableitete, würde uns über die Verſuche der Natur, einen innern Sinn allmählig hervorzurufen, vielen Aufſchluſs geben. Einen Keim von Hofnung, eine ſolche Theorie zu finden, giebt uns das — von Sömmering entdeckte merkwürdige zuſammentreffen der Wurzeln der Sinnesnerven, in der erſten Hirnhöhle, bei dem Menſchen, ſo wie die Entfernung mehrerer, und die Annäherung einzelner Nerven, zu dieſem Mittelpunct bei andern Thieren. —

Es geht nur *eine* Kraft durch die ganze organiſche Natur — Denn Irritabilität iſt nur das Negative der

der Sensibilität, Reproductionskraft nur das Negative der Irritabilität — alle nur Modificationen Einer Thätigkeit. — Die vollständigste Harmonie ist in der *ganzen* organischen Welt, nicht in den *einzelnen* Organisationen, und was oben postulirt wurde, hat der Verf. deducirt, und durch Erfahrung unwiderlegbar bestätiget. — Aber die organische Thätigkeit ist ursprünglich identisch mit der Thätigkeit der Natur überhaupt. — Sie ist nichts als die concentrirte Natur selbst. — Organische — wenigstens ihnen analoge — Kräfte müssen also in der anorgischen Natur selbst sich anzeigen lassen.

Die Sensibilität ist höchstes Prinzip aller Organisation, aber sie selbst ist Ausdruck einer Duplicität, in der ursprünglich identischen Natur. Aber mit der Organisation des Universums ist ein Zerfallen der identischen Productivität in entgegengesetzte Factoren gegeben, und es muss auf jedem Welthörper ein Ausdruck des Uebertragens der ursprünglichen Differenz aus einer höhern Indifferenz von Product auf Product nachgewiesen werden. Es ist *Magnetismus*. Dann ist aber Magnetismus nichts als Ausdruck einer (von Product auf Product übergetragenen) Duplicität, in der ursprünglichen Identität der Natur, kurz: er ist, was in der organischen Natur die Sensibilität ist.

Der Magnetismus ist nur Bedingung aller Gestaltung, also aller Schwere — Denn jener ist Ausdruck

der allgemeinen Heterogenei-tät, dieſe der Homogeneität in der Heterogenei-tät. (Daſs, *wenn* der Magnetismus *als* ſolcher ſich zeigen ſoll, er dann durch ein Wiederentſtehen und Wiederaufheben der Dualität, ſelbſt ſich zeigen muſs, ja daſs aller chemiſche Prozeſs *ihn* als erſte Bedingung vorausſetzt, iſt freilich, gewiſs, wie aber ein einzelner Körper wie z. E. einige Metalle als Repräſentanten des allgemeinen Magnetismus auftreten können, iſt nach der Conſtruction des Verf. völlig unbegreiflich.) *) Die Schwere iſt alſo nichts anders, als Ausdruck der Indifferenz des Erdmagnetismus, dynamiſch aber, im Gegenſatz gegen ein Prinzip, welches den chemiſchen Prozeſs begründet, iſt dieſe Differenz das Erdprinzip, (das Begrenzende, Indecomponible) der Erde. Aber mit Differenz in der Indifferenz iſt ſtarre Geſtaltung gegeben, wenn es daher zum chemiſchen Prozeſs, kommen ſoll; ſo muſs ein alle Geſtalt aufhebendes, Prinzip ſeyn. (Wärmeprinzip) — Ich glaube daher immer daſs man die Schwere —, mit Baader **) — Kälteprinzip — contrahirendes Prinzip — nennen;

*) Deſshalb ſo wie wegen der gleich darauf folgenden Aeuſserung verweiſe ich die Leſer auf die in dieſem Heft abgedruckte allgemeine Deduction des dynamiſchen Proceſſes.

Anm. d. H.

**) Nicht die Schwere auch nicht die Schwerkraft, ſondern ſoviel ich ihn verſtehe die *Attractivkraft* nennt Hr. Baader das Kälteprinzip. Sollte die *Schwerkraft* der negative

nennen könnte, und ſo eine Dualität hineinbringen, die doch allein eine Conſtruction der Wärme möglich macht.) Mit jeder Geſtaltung iſt eine Polarität, eine Differenz in der Indifferenz gegeben; das Flüſſige iſt Ausdruck einer Indifferenz der Geſtaltung, die alle Polarität aufhebt, alſo gleichſam eine Indifferenz in der zweiten Potenz. Daher hat auch das Flüſſige keinen gemeinſchaftlichen Schwerpunct, denn dieſer iſt immer Ausdruck einer *fixirten* Differenz. Mit der Differenz kömmt Thätigkeit (deren Phänomen wir wiſſen das Licht,) — das Begränzende dieſes neuen Gegenſatzes, alſo (ein, dem Indecomponiblen der Erde entgegengeſetztes Indecomponibeles) iſt *Sauerſtoff*. Der Sauerſtoff iſt alſo eine erregende Potenz für die Erde; Das Phänomen ihrer urſprünglichen Erregbarkeit iſt das Licht; das Phänomen der Erregbarkeit des Körpers im Prozeſs iſt die Kraft, mit welcher ſie der Beendigung des Prozeſſes widerſteht, mit dem Maximum der Erregbarkeit tritt das Licht wieder hervor, und die Erregbarkeit verſchwindet. Nun weiſs man, daſs, was als Reiz wirkt, ſein Entgegengeſetztes hervorbringen ſoll, deshalb wird das negative des chemiſchen Pro-

 ceſſes

negative Factor in der Conſtruction der Wärmeerſcheinungen ſeyn, ſo müſste ſie ſelbſt eine einfache, nicht aber eine *zuſammengeſetzte*, ſelbſt ſynthetiſche Kraft ſeyn.

Anm. d. H.

selles erst *positiv* wirken. Die erste Thätigkeit des Negativen wird also gegen die Begränzung gehen. Es geht aber nur gegen seine Begränzung in sofern es eine der allgemeinen Schwere entgegengesetzte Richtung annimmt. Mit der Schwere ist aber die Gestalt fixirt. Die erste Wirkung des Lichts ist also durch das Wärmeprinzip vermittelt — ihr Phänomen — Zurückstossung. Das Negative stösst aber das Positive nur in sofern zurück, als es angezogen wird, und umgekehrt. Ich nehme als bewiesen an, dass keine Erregung durch Wärme ohne eine der äussern widerstrebende Wärme der Körper selbst möglich sey, dass die Intensität dieses Wärmeprinzips, der phlogistischerregbaren Körper mit ihrer Capacität im umgekehrten, und mit ihrer Leitungsfähigkeit im geraden Verhältnis stehe, welches durch den Verf. zuerst a priori abgeleitet, und durch Erfahrungen hinlänglich bestätiget ist, so folgt, was auch der Verf. annimmt, dass, je grösser die Negativität gegen Sauerstoff, desto grösser die Erregbarkeit — und umgekehrt, die vollständigste Oxydation — im Verbrennungsprocess zerstört alle Erregbarkeit — (Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne noch einmal auf die Nothwendigkeit einer Wärmetheorie aufmerksam zu machen. Sie würde uns über Leitungsfähigkeit der Flüssigkeit für Electricität und Wärme, über die Durchsichtigkeit der Gasarten über das wunderbare Phänomen, dass Verwandschaften bei blosser Temperaturerhöhung sich umkehren, Aufschlüsse geben, kurz — eine Construction des chemi-

chemiſchen Proceſſes kann erſt durch eine Wärmetheorie einige Vollendung erhalten. — Iſt die phlogiſtiſche Erregbarkeit mit dem Verhalten der Körper gegen Sauerſtoff gegeben, ſo muſs dieſe mit ihrem electriſchen Verhalten in irgendeiner Verbindung ſtehen; alle Körper, die poſitiv-electriſch ſind, müſſen am leichteſten erregbar ſeyn (was auch wie der Verf. bewieſen hat, mit der Erfahrung übereinſtimmt.) Mit der Verwandſchaft zum Sauerſtoff, iſt alſo eine der Schwere entgegengeſetzte Richtung (Expanſion) gegeben, (Warum iſt der Repräſentant der poſitiven Electricität — Waſſerſtoff — der ſpecifiſch leichteſte Körper unſers Erdbodens?) Aber der Sauerſtoff tendirt zur Intuſusception (Contraction) — ein jeder electriſche Proceſs wird alſo ein Wechſel von Expanſion und Contraction ſeyn, der ſich als abwechſelnde Anziehung und Zurückſtoſsung zeigt. Nun geht die Thätigkeit der Natur, urſprünglich auf einen Conflict des Indecomponiblen mit dem Componiblen, wo keines von beiden ſiegt, aber im chemiſchen Proceſſe wird der Proceſs beendigt. (die Thätigkeit erliſcht.) Er wird alſo entweder mit einer Expanſion (Sieg des Incomponiblen) oder Contraction (Sieg des Indecomponiblen) ſchlieſsen. In beiden Fällen wird aber doch die phlogiſtiſche Erregbarkeit (wenn der Körper wirklich orydirt wird) aufhören. Im erſten Falle wird die Electricität das Phänomen der verſchwindenden, im letzten das Phänomen der wieder hervortretenden Dualität der Geſtaltung ſeyn. In der organiſchen Welt wird aber der

Proceſs ſelbſt, d. h. der Wechſel von Expanſion und Contraction permanent ſeyn (jede Organiſation auf dem Sprung zwiſchen Flüſſigen und Feſten); es muſs alſo eine immerdauernde Verminderung der phlogiſtiſchen Erregbarkeit vor ſich gehen, was ſie erhöht, muſs die Bedingung zu ihrer Herabſtimmung enthalten, aber durch die Herabſtimmung muſs ſie wieder erhöht werden.

Iſt nun die phlogiſtiſche Erregbarkeit durch die Verwandſchaft zum Sauerſtoff bedingt, ſo wird dieſer Stoff auch eine Bedingung des organiſchen Proceſſes, kurz, ein negatives Prinzip der Irritabilität (das Phänomen jenes immer unterhaltenden Wechſels) ſeyn.

Daſs der Sauerſtoff nun wirklich negatives Princip der Irritabilität ſey, hat der Verf. in der Weltſeele aus der Erfahrung bewieſen. Durch die Nahrung erhält das Thier einen phlogiſtiſchen Stoff — hauptſächlich Stickſtoff, durch die Reſpiration Sauerſtoff. Dieſe ſollen aber in immerwährenden Conflict mit einander gehalten werden, in der Vereinigung getrennt ſeyn. Dieſes wäre nur möglich, wenn die Hauptaction ſich in mehrern Actionen von verſchiedener Intenſität trennte (die — durch das poſitive Prinzip vermittelt — Functionen des Organismus werden). Die Intenſität müſste ſich als Capazität für den Sauerſtoff, alſo als ſpecifiſche phlogiſtiſche Erregbarkeit zeigen. Das Product dieſer Functionen

ctionen wäre, eine gemeinſchaftliche Erregbarkeit (eine gemeinſchaftliche Temperatur). Dieſe ſoll aber immer entſtehen, indem die ſpecifiſche Erregbarkeit (mit dieſer ihr Product) immer erneuert wird. Aber erhalten können die Functionen nur werden, indem ein zwiſchen ihnen fluctuirender Körper ihnen immer (im umgekehrten Verhältniſſe mit ihrer phlogiſtiſchen Erregbarkeit und geraden Verhältniſſe mit ihrer Receptivität), Sauerſtoff zubrächte, und ſich alſo auf eine beſtimmte Art *entmiſchte*. Aber dieſer Körper (nothwendig ein flüſſiger) muſste immer wieder hergeſtellt (alſo oxydirt werden) alſo in der Veränderung unveränderlich ſeyn. Es iſt das *Blut*, was ihm entſpricht. Die verſchiedene Intenſität der Functionen ſetzt ein verſchiedenes Verhältniſs der (indecomponiblen) Stoffe voraus; mit dieſem iſt eine ſpecifiſche Reitzbarkeit gegeben; aber die nothwendige Folge des Proceſſes iſt ein Anſatz von Maſſe. Dieſe Maſſe muſs in einer eigenthümlichen Miſchung *erhalten* werden. Nun ſind das Nerven- und Muſkelſyſtem die Hauptſyſteme des animaliſchen Körpers, jene, obgleich urſprünglich, wie alle thieriſche Maſſe) Product der Senſibilität, doch in der Erſcheinung ihr Organ, dieſes in der Erſcheinung Organe der Irritabilität. Aber das Blut enthält wirklich die Grundlage zu den Muſkeln (als fadenartiger), und Nerven (als ſeröſer Theil). — (Daſs der globulöſe Beſtandtheil des Blutes die Grundlage der Gehirnmaſſe enthält, iſt eine, bis jetzt nicht gehörig motivirte Vermuthung

des

des Verf. im Entwurf). Nun ist aber alles Festwerden des Blutes (durch Gerinnung) der Erfahrung zu Folge mit Entwickelung von Sauerstoff verbunden. Man kann also annehmen, dass ein jedes Anschliessen fester Theile im Muskel mit einer solchen Entwickelung verknüpft ist — so aber der zweite Bestandtheil des Bluts als Gallerte sich zeigt, muss Alkali entweichen. Es ist bei den Nerven der Fall (Weltseele p. 251. und f.). (Dieses letzte kann man *nicht* annehmen. Alkali ist ein *fertiges* chemisches Product — aller Wahrscheinlichkeit nach seine Verbindung aus Stickstoff und Wasserstoff —, und ein solches kann im Lebensprocess nicht thätig seyn *). Auch kann Alkali wohl mit einer Säure, aber nicht mit Sauerstoff im Conflict gedacht werden. Vermuthlich wird aber aus den Nerven immer Wasserstoff frei, und so wird bei der Irritabilität wie bei der Electricität *eine* Dualität seyn, nur dass sie im Organismus immer unterhalten wird. Die Irritabilität ist also das Entgegengesetzte des Nutritions- und Respirationsprocesses, — eine stete Desoxydation — Erfahrungen, die dieses beweisen. Das Wahre in der Girtannerischen Hypothese, (a o a O p. 256 u. f.) Aber was im animalischen Processe, Irritabilität ist, ver-

*) Es ist in der genannten Schrift nirgends behauptet worden, dass das Alkali bei dem Irritabilitätsprocess einen unmittelbaren Einfluss habe.

Anm. des Herausg.

verliert sich im vegetabilischen ganz in Reproductionskraft, hier müsste deshalb der Process in der Erscheinung sich umkehren; die Vegetation müsste eine immerdauernde also immer verhinderte Desoxydation, wie die Animalisation eine immer verhinderte Verbrennung seyn. Kein Wunder, dass der Wasserstoff und — als das Phänomen aller Thätigkeit auf der Erde — das Licht eine Hauptrolle bei der Vegetation spielt. Der Verf. glaubt, dass man die Vegetation als eine Desoxydation des Wassers, so wie die Animalisation als eine Oxydation mittelst der Luft, ansehen könnte. — Er vermuthet daher in der Weltseele, dass der Kohlenstoff — ursprünglich — ein Product der Pflanzen seyn könnte. Es lässt sich aber — geognostisch — darthun, dass der Kohlenstoff ein Element der Erde sey, und ich halte mich für überzeugt, dass er bei den Pflanzen dieselbe Rolle spielt, die der Stickstoff bei den Thieren übernommen hat.

Es ist freilich gewiss, dass das Wasser bei der Vegetation desoxydirt wird; aber nur in sofern der Kohlenstoff oxydirt wird. Im Verhindern dieser Oxydation besteht die Vegetation. Der Zweck der Vegetation, wie der der Animalisation ist Oxydation — ein Zweck den die Natur doch selbst, nach dem Lebensprocess erst durch Verbrennung oder Sättigung mit einer Säure vollständig erreicht. Die Ursache aber, warum die Oxydation im Pflanzenreiche sich gerade als der entgegengesetzte Process zeigt, ist,

weil

weil wir bei den Pflanzen von der Reproduction zur Irritabilität nur durch einen Schluss hinaufsteigen können, der im Thierreiche selbst in der Entwickelung, die Irritabilität als das ursprüngliche Phänomen gegeben ist. Es wird dieses unten näher werden. Die Bedingung der lebendigen Thätigkeit aber, immerwerdende Triplicität, ist in beiden organischen Reihen. Durch das Ankämpfen der äussern Natur wird sie immer erneuert, durch die Circulation eines in der Verminderung unveränderlichen Fluidums, (das Blut bei den Thieren, die Säfte bei den Pflanzen) wird sie unterhalten. Der Moment der freien Dualität, der in der anorganischen Natur nur entsteht, um zu verschwinden, entsteht immer von Neuem im Organismus. Die Electricität wird — auf eine höhere Stufe — Galvanismus,

Ritter (diesem eben so scharfsinnigen als fleissigen Naturforscher) wurde es aufbehalten, *a posteriori* zu beweisen, dass mit der Bedingung der Triplicität, wenn unter den 3 homogenen Körpern ein oder zwei flüssige (also veränderliche) sind — selbst in der anorgischen Natur — chemischer Prodeß begründet wird, durch diese grosse Entdeckung ist der Grund gelegt zu einer physicalischen Beantwortung des größten Problems in der Naturwissenschaft. Beobachtungen und Versuche werden uns lehren, wie durch immer erneuerte Triplicität die chemische Thätigkeit auf der Erde, obgleich theilweise beendigt, doch nie ganz aufhört, wie die Irritabilität der

Luft

Luft — die in der gröfsten Variabilität immer gleichförmig ſich erhält — beſtändig unterhalten wird, wie es verhindert wird, „Dafs der Athem der Natur nie ausgeht,“ ſo würde jenes grofse Phänomen, wenn es erkannt wird, unſerer Naturwiſſenſchaft einen Grad der Vollendung geben, die man vor kurzem kaum ahndete: wie viel unſer *Verf.* dazu beigetragen hat, iſt wohl einleuchtend. — Aber in der anorgiſchen Natur kömmt es zu chemiſchen Producten. Der Kreis — in der organiſchen Welt immer offen — öffnet ſich hier nur um ſich zu ſchliefsen. Was die Reproductionskraft in der organiſchen Welt iſt, iſt der chemiſche Proceſs in der anorgiſchen. — Das Phänomen der innerhalb einer beſtimmten Sphäre eingeſchloſſenen nie ruhenden Naturthätigkeit, iſt der Bildungstrieb.

Das Phänomen der Thätigkeit der Natur überhaupt — das Licht. — Es iſt nur für die Vernunft da — nichts als der Wiederſtral des Conſtruirens ſelbſt, das Phänomen des grofsen innerwerdenden Werks, das die Natur und der Genius gemeinſchaftlich ins Unendliche, zu vollbringen ſtrebt. Dafs die Phänomene die ein Eingehen des Lichtes (als eines chemiſchen Stoffes) im chemiſchen Proceſſe beweiſen ſollen, nichts beweiſen, als ein coexiſtirendes Verſchwinden des Sauerſtoffs und Hervortreten des Lichts und umgekehrt ein Verſchwinden des Lichts und Hervortreten des Sauerſtoffs (woher die Täu-

ſolung, als desoxydirte das Licht, da doch nur ſein Verſchwinden mit der Desoxydation coexiſtirt), hat der Verf. bewieſen. Iſt aber alle chemiſche Thätigkeit auf der Erde bedingt, durch das negative Verhalten gegen Sauerſtoff, ſo muſs, wo dieſe Negativität aufhört, der Moment des Aufhörens mit dem Hervortreten des Lichts (als Phänomen der Thätigkeit) und das Hervortreten der Negativität mit dem Verſchwinden des Lichts begleitet ſeyn. Keine Erſcheinung nöthigt uns die Materialität des Lichts anzunehmen. —. Es iſt *eine* Kraft, die durch die ganze Natur geht. Mit der erſten Duplicität fängt der nie aufhörende Streit in den unendlichen Sphären des Univerſums (mit Magnetismus) und in den engen Sphären des Organismus (mit Senſibilität) an. Continuirlich von aufsen aufgeregt wird das Gleichgewicht des urſprünglichen Gegenſatzes immer geſtört um immer wieder hergeſtellt zu werden. Entſteht dieſer freie Gegenſatz (deſſen Bedingung Triplicität) blos um zu verſchwinden (in der Electricität) ſo kehrt das Gleichgewicht des urſprünglichen Gegenſatzes zurück — die erregte Thätigkeit erliſcht, — im chemiſchen Proceſs. Entſteht der Gegenſatz immer von Neuem, durch immer erneuerte Triplicität, (in den Erſcheinungen der Irritabilität) ſo iſt Leben da, ſelbſt die abgeſetzte Maſſe wird immer von neuem reproducirt. Aber ſelbſt in der anorgiſchen Welt kommt es nur theilweiſe zu fertigen Producte, auch hier wird der chemiſche Prozeſs immer unterhalten, d. h. er kömmt zum Theil auch *nicht* zum chemiſchen

ſchen Producte. — Auch da iſt im Ganzen die Organiſation immer im Gange.

Wie es nun möglich iſt, daſs es durch die einander in der Erſcheinung abwechſelnden, nach einander hervortretenden Thätigkeits-Aeuſſerungen — durch den Magnetismus, Electrizität und chemiſchen Proceſs zu wirklichen Raumerfüllungen komme, muſs ſich aus dem Verhältniſſe dieſer Kräfte in ihrer Richtung gegen den Raum ableiten laſſen; da, wie ich weiſs, der Verf. mit dieſem Gegenſtand ſich beſchäftigt, um dadurch die Deduction des Magnetismus, der Electrizität, und des chemiſchen Proceſſes zu vollenden, ſo erwarte ich die Ausführung. — Und ſo könnte ich zum Schluſse eilen, wenn ich es nicht für nöthig hielt, *erſt* ſo kurz wie möglich einige Aufſchlüſſe über mehrere Stellen der Anzeige zu geben, wo ich auf einer Triplizität der negativen Bedingungen des chemiſchen Prozeſſes hindeutete.

Der Verf. ſpricht von dem Erdprinzip als einem Homogenen. — Nun iſt es zwar gewiſs, daſs das negative Verhalten gegen Sauerſtoff eine ſolche Homogeneität in der urſprünglichen Heterogeneität der Erde nothwendig vorausſetzt. Da aber mit dem Verhältniſs der Erde zur Sonne eine urſprünglich *qualitative* (alſo beſtimmbare) Differenz, (deren höchſter Ausdruck — inſoferne jene eine Uebertragung der urſprünglichen Differenz an das einzelne Product iſt — Magnetismus iſt) gegeben iſt, ſo muſs im

chemiſchen Proceſs, eine Begrenzung des Erdprincips nach zwei Richtungen (gleichſam nach zwei Weltgegenden) möglich ſeyn. Da aber eine jede Begrenzung nur *negativ* (durch Stoffe) darſtellbar iſt, ſo müſsten zwei Stoffe jene Richtung andeuten. Aber jene zwei Stoffe ſind gemeinſchaftlich durch Sauerſtoff begrenzt. Es müſste alſo in den urſprünglichen Stoffen eine Tendenz zu einer höhern Einung, eine neue Begrenzung entſtehen, und vermittelt durch dieſe müſste erſt ein höherer (dynamiſcher) Gegenſatz möglich ſeyn, kurz der homogene Erdſtoff, müſste im chemiſchen Proceſſe in drei Stoffe zerfallen können.

Da nun Sauerſtoff das erregende Princip aller chemiſchen Thätigkeit iſt, ſo wird hiermit einer Quadruplicität der chemiſchen Stoffe (des indecomponiblen) poſtulirt. Die Natur kommt dieſer Conſtruction freiwillig entgegen. Alle Oxydation und Desoxydation (und als ihr Vorgänger ein jeder electriſche Proceſs) iſt durch Waſſerſtoff vermittelt, — der alſo eigentlich — was Ritter vom Sauerſtoff ſagt, — die Axe aller chemiſchen Rotation auf Erden iſt. Die Stoffe nun, deren Oxydation durch Waſſerſtoff vermittelt wird, ſind *Kohlen-* und *Stickſtoff*.

Iſt es aber nicht auffallend, daſs in den *chemiſch zerlegbaren* Körpern ſo häufig Waſſerſtoff, mit Stickſtoff auf der einen, und derſelbe Stoff mit Kohlenſtoff auf der andern Seite gefunden wird, — dahin-

hingegen kein Körper, der aus Kohlenstoff und Stickstoff *für sich* bestünde? Es ist zu verwundern, dass das Bestreben dieser Stoffe sich zu fliehen, auf welches alle Erfahrungen hinweisen, so dass sie nur durch Vermittelung zur Vereinigung gezwungen werden, nicht mehr Aufmerksamkeit erreget hat. Diese vier Stoffe stellen (dynamisch) — die vier Weltgegenden vor, — Mittag — (Stickstoff positiver Magnetismus) — Mitternacht (— Kohlenstoff — negativer Magnetismus), Morgen — (Sauerstoff negative —) und Abend (Wasserstoff positive Electricität) — in *diesem* gehet die Sonne unter, die Thätigkeit hört auf, — im chemischen Procefs. Mit diesen 4 Stoffen können wir nun eine Construction der chemischen Thätigkeit unserer Erde erst anfangen, wir können uns, wie Baader sich ausdrückt, *orientiren**). Ich behaupte nicht, dass Kohlenstoff und Stickstoff positiver und negativer Magnetismus ist **)

*) Was ich hier anführe, kann natürlicher Weise nur fragmentarisch seyn. Auf dem langsamen aber sichern Weg der Induction werde ich meine hier aufgestellten Aeufserungen in den Beiträgen zur innern Naturgeschichte des Erdbodens 1 Thl. die vor der Michaelis-Meße in der Crozischen Buchhandlung herauskommen, *beweisen*.

**) Dass aber der magnetische Gegensatz seine Herrschaft durch Bestimmung bis in die Chemie erstrecke, ist ein bewiesener Satz der Naturphilosophie.

Anm. d. H.

ich behaupte nur dafs der qualitative Urgegenſatz der Erde ſich mehr oder weniger im chemiſchen Proceſſe, als eine Begrenzung nach zwei Richtungen äuſsern müſste. Nun nehme man an, dafs die Metalle diejenigen Körper ſind, die jenen Urgegenſatz — nach den Graden ihrer Cohärenz — mehr oder weniger unaufgehoben enthalten, ſo begreift man, wie ein Metall mitten unter allen übrigen chemiſchen veränderlichen Körpern, in welchen alle Richtungen mehr oder weniger verworren ſind — jene *Urrichtung* ſtille und bedeutend anzeigen, kurz wie ein Körper als Repräſentant des allgemeinen Magnetismus auftreten könne. Die Vermuthung, dafs die Metalle aus Kohlenſtoff und Stickſtoff beſtehen, iſt nicht ſo unvorbereitet, wie es vielleicht manchen ſcheinen möchte. Aber alle chemiſche Thätigkeit geht offenbar auf die Trennung jener Stoffe, die wenn ſie einmal erfolgt iſt, nie vollſtändig wiederhergeſtellt wird. Merkwürdig iſt es aber, dafs nach der Trennung, Kohlenſtoff gleichſam das an die Erde *Gefeſſelte* iſt, welches durch Vegetation *freigemacht* wird (daher es ein Product der Pflanzen zu ſeyn ſcheint) Stickſtoff, das durch die Trennung von der Erde *Losgeriſſene*, welches durch die Animaliſation *gefeſſelt* wird, (die alkaliſchen Erden, vorzüglich Kalkerden erſcheinen erſt ſpäter, der Zeit nach, als die Kieſeligen und die Kalkerde wird noch immer in ungeheurer Menge durch die Thiere generirt). In der Erſcheinung beſtehen alſo die Pflanzen (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) durch einen

Con-

Conflict des negativen Magnetismus, mit der positiven Electricität. Das positive Princip der Erregbarkeit (in den Pflanzen) tritt wie sein Repräsentant im chemischen Procefs (der Stickstoff) zurück — mit ihm verschwindet, in der Erscheinung, die Sensibilität, aber auch das negative Princip der Erregbarkeit (der Sauerstoff, der den Pflanzen immer zugeführt wird) wirkt gleichsam versteckt, — mit ihm tritt die Irritabilität zurück. — Die Pflanzen bilden die eigene Welt der *herrschenden* Reproductionskraft. Mit dem animalischen Procefs fängt der Stickstoff an, hervorzutreten, aber noch immer behauptet sich der Kohlenstoff, der Oxydationsprocefs tritt hervor, aber noch immer spielt der Wasserstoff eine bedeutende Rolle. Der immerdauernde Conflict unterhält sich, zwischen Wasserstoff und Sauerstoff. Auf der einen Seite kämpft (mit dem Hervortreten des Kohlenstoffs) die überhandnehmende Reproductionskraft, auf der andern Seite (mit dem Hervortreten des Stickstoffs) die überhandnehmende Sensibilität mit der *herrschenden* Irritabilität *). Bei den höhern Thieren tritt mit der Sensibilität zugleich

*) Ich brauche mich wohl nicht gegen diejenigen zu vertheidigen, die etwan behaupten wollen, dafs ich Stickstoff und Sensibilität für Eins hielte. — Vielmehr glaube ich, dafs man noch immer bezweifeln könnte ob Stickstoff *als solcher* im thierischen Körper sey, obgleich wir ihn durch *chemische* Analysen aus ihm erhalten.

der Stickſtoff deutlicher hervor; der Oxydationsproceſs ſelbſt wird auffallender — und man könnte ſagen, das höhere thieriſche Leben beſtehe durch einen immer unterhaltenden Conflict des poſitiven Magnetismus mit der negativen Electricität. Aber mit dieſer höhern Richtung die die Organiſation genommen hat, die ſich — auf der niederſten Stufe, — im chemiſchen Proceſſe durch das Daſeyn des Stickſtoffs andeutet, tritt ſie in eine höhere Sphäre. Was poſitives Princip der Erde iſt, iſt ſelbſt nur negatives, begrenzendes Princip des Lebens. Wie dieſes hervortritt, muſs die innere Welt gewaltiger ſich äuſsern, ein innerer Sinn allmälig dämmern, bis er im *Bewuſstſeyn* reift. Nicht alſo der Oxydations- und Desoxydationsproceſs allein, wie der Verf. in der Weltſeele behauptet, ſondern, auch die 3 Hauptproceſſe der Natur, der Magnetismus, die Electricität, und der chemiſche Proceſs ſind, wie er im Entwurf und der Einleitung bewieſen hat, in der organiſchen Welt in einer höhern Potenz als Senſibilität, Irritabilität und Reproductionskraft, nicht nur an den einzelnen Individuen ſondern auch wie ich glaube, *an verſchiedene Welten*, gleichſam vertheilt, und in dieſen zu Permanenz gediehen. Die weitläuftigern Beweiſe meiner Behauptung aus der Erfahrung, die wichtigern Folgen gehe ich hier vorbei. So viel ſieht man aber leicht; nur eine genaue Unterſuchung des *feſten* Reſiduums auf der einen — des *flüſsigen*, den Keim zu allem Lebendigen auf der Erde Enthaltenden, auf der andern Seite d. h.

nur

nur eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Geologie und Meteorologie läſst uns hoffen, in die Natur des organiſchen Proceſſes einzudringen, und ſo die Natur wie der Verf. ſich ausdrückt „mit einem Schlage zu erklären.“ Unabläſsig bemüht das Durchgeriſſene zu binden, und das Gebundene wieder zu löſen, geräth die Natur mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Der Proceſs des Löſens und Bindens wird ſelbſt permanent, und noch nach dem Tode geben die organiſchen Körper das Oehl zu der ewigen Flamme der Natur. Auch in der anorgiſchen Welt ruft ein jeder Proceſs ſein entgegengeſetztes hervor, und vernichtet, was es ſelbſt hervorgebracht, um es zu reproduciren. So erhält ſich die Luft bei allen Veränderungen in einer immer gleichförmigen Miſchung. Wie hierbei das Waſſer (dieſe erſtorbene Electricität die immer von neuem erweckt werden kann) ſich thätig erzeigt, iſt freilich noch bis jetzt unerklärt, aber zeigen wird es ſich gewiſs, daſs das Waſſer wie das Blut, ſich entmiſchen kann, daſs es dadurch eine Triplicität immer von neuen entſtehen läſst, und ſo die Irritabilität der Luft enthält, es wird ſich zeigen, daſs die Hypotheſe des Verf. von den Barometer-Veränderungen (in der Weltſeele) — wenn gleich nicht ganz wahr, doch der wahren Theorie nahe kommt. Es iſt aus dem Begriff einer Natur überhaupt abgeleitet, und bewieſen, daſs die Natur ſich in immer engere Sphären organiſirt, — daſs die Bedingungen der Thätigkeit in der organiſchen und anorgiſchen Natur urſprünglich dieſelben ſind,

dafs — „Magnetismus, Electricität und chemischer Procefs die Categorien aller Physik sind," dafs das Leben nur eine höhere Potenz der scheinbar Todten, im Ganzen auch Lebendigen ist, deren gemeinschaftlicher Athem, der über beide liegende ursprüngliche organisirende *Weltgeist*. — Was man bisher von der Wirksamkeit der allgemein verbreiteten Functionen des Magnetismus, der Electricität u. s. w. nur ahndete, ist *erwiesen*, ein grofses Regulativ für alle künftige Naturtheorie ist gefunden, und was in der bisherigen Physik nur dürftig zusammenhing, kann ein lebendiges Ganze werden. Alle Einwürfe, die man gegen einzelne Behauptungen hier und da machen kann, einige voreilige Hypothesen, die mit Erfahrung in Widerspruch stehen, vermögen diese wichtige von allen Seiten begründete Resultate des Entwurfs nicht zu erschüttern. Aber selbst die Schrift „von der Weltseele" zumahl die Abhandlung über den Ursprung des allgemeinen Organismus, und die Construction des Begriffs der Wärme-Capacität, hat, indem sie den ersten Versuch durch Thatsachen, das, was die Philosophie von der Natur behaupten müfste, in der Natur nachzuweisen, enthält, einen entschiedenen Werth. Leicht wäre es mir allerdings gewesen, hier und dort aus der Erfahrung mehrere Berichtigungen beizubringen, es war aber *hier* mehr meine Absicht die Aufmerksamkeit auf die Hauptpuncte zu richten.

Der

Der erſte belebende Funke iſt von dem Verf. in das todte zerſtreute Chaos geworfen. Ein wahrhaft wichtiges Werk iſt angefangen. — Der mächtige Geiſt der Zeit, wird es ergreifen, und gewiſs nicht ſinken laſſen.

III.

Miscellen

vom

Herausgeber.

A.

Einige allgemeine Betrachtungen.

Schon oft habe ich mich gefragt, warum sie es gelten lassen, dass ein *le Sage* z. B. über die Natur speculirt, und warum sie dasselbe nicht uns zugestehen wollen, und niemals habe ich eine andere Antwort gefunden, als: weil in seinem System das leichte und lose Weben der Hypothesen und, willkührlichen Annahme gleichsam sanctionirt, und

wenn

wenn es möglich wäre, verewigt wird, — wir dagegen das gerade Gegentheil wollen. Le Sages Principien ſind das offenbarſte Bekenntniſs, daſs wir über die letzten Urſachen der Natur nichts wiſſen, und ein Verſuch im Groſsen, dieſes Nichtwiſſens unerachtet ein Syſtem der Natur auszudenken, das — man annehmen kann, wenn man will. Die ſpeculative Tendenz ehre ich, und gebrauche ſein Beiſpiel für mich, der ich dieſe Tendenz zu etwas Beſſerem anwenden will, nämlich zu Principien, welche, meines Erachtens, evident und gewiſs ſind.

Wenn ſie nur wenigſtens dieſe Tendenz eingeſtänden, welche ja doch — ſelbſt mitten im craſſeſten Empirismus — hervorbricht, ſo hätte ich ſchon halb gewonnen. Es iſt nicht dieſe Tendenz, welche der Naturwiſſenſchaft geſchadet hat, ſondern die unwürdige und falſche Richtung die ſie genommen hat; ihr ereifert euch über jene, und werft auf jene zurück, worüber ihr doch dieſe anklagen ſolltet. Verſucht nur das ſpeculative Organ *gehörig* zu gebrauchen, ehe ihr es ſelbſt zugleich mit ſeinem Misbrauch wegwerft. Es gehörig zu gebrauchen iſt jezt möglich gemacht, nachdem man weiſs, was *Wiſſen* iſt, welches freilich vor Kurzem noch das war, was man am *wenigſten* wuſste.

Unleidlich und kaum zu ertragen muſs es doch ſeyn, von den Naturerſcheinungen nichts zu begreifen, da man ſich ſolche Zumuthungen gefallen läſst, wie

wie die, welche in den Syſtemen der Atomiſtik, auf den Verſtand und die Einbildungskraft gemacht werden, nur um jenes drückende Gefühl — wenigſtens ſcheinbar loszuwerden. — Vielleicht aber iſt es noch drückender, ſich aus der allgemeinen Nichtswürdigkeit der Begriffe zu würdigen Begriffen von der Natur erheben zu ſollen — und ich ſehe ein, daſs die Forderungen, welche durch die Naturphiloſophie gemacht werden, gegen den herrſchenden Geiſt des Zeitalters ſo ſehr angehen, als die z. B. welche durch die Kunſt gemacht werden. Sollten ſie das Antlitz der Natur eher ertragen, als das der Poeſie und der Kunſt? —

Man ſieht gar nicht ein, wozu — zu welchem Ziel und Ende — die Natur ſo geſchäftig iſt, wenn ihre ganze Kunſt in nichts als dieſer — Taſchenſpielerey beſteht, welche in jenen Syſtemen nachgeſpiegelt wird. — Ihr *erklärt* freilich, nachdem man euch alles — dieſe Körperchen — dieſe Figuren — dieſe feinen Materien — zugeſtanden hat. Aber wozu ſind denn alle dieſe Anſtalten ſelbſt gemacht? — Und wie kommt es daſs die Natur nicht ſich ſelbſt über ihre Stümperei verachtet?

Ich weiſs wohl, daſs die meiſten Naturforſcher den Jammer dieſer Theorien einſehen. Von dergleichen Theorien haben ſie die Gemeinplätze abſtrahirt, die ſie gegen uns brauchen, und welche zu hören ſchon längſt unſäglich langweilig geworden iſt, das macht,

macht, weil ſie keinen Begriff von Theorie haben — nicht wiſſen, daſs alle jene ſogenannten Theorien — keine Theorien ſind — oder daſs wenn jene es ſind, unſere das gerade Gegentheil davon ſind. Sie können die Zeiten eines Des Cartes, Euler u. ſ. w. noch immer nicht los werden. Wie lang ſoll denn alles alte, längſt der Vergeſſenheit werthe, nachgeſchleppt werden, und wenn ſie unſre Bemühungen vergleichen wollen, warum vergleichen ſie ſolche nicht mit den bei weitem würdigern, der älteſten griechiſchen Phyſiker, von denen uns freilich, leider! nur Bruchſtücke geblieben ſind.

Daſs das, was *ſie* Theorien nennen, der wahren Wiſſenſchaft im höchſten Grad Eintrag thue, wiſſen wir recht gut, und in manchen Stücken vielleicht beſſer wie ſie. — Alle diejenigen Theorien ſind der Erfahrung zuwider, welche von der Erfahrung abſtrahirt ſind, welche die Urſachen, aus denen ſie erklären, nicht an ſich, nicht unabhängig von den Erfahrungen kennen, welche erkläret werden ſollen. Denn, wo dieſs der Fall iſt, geſchieht nichts, als daſs man erſt in die Principien alles hinein legt, was hinreichend iſt, die (ſchon bekannten) Erfahrungen zu erklären — man erdichtet alſo die Urſachen, und richtet ſie gerade ſo ein, wie man ſie nachher braucht. Auch abgeſehen von dem ewigen Cirkel im Erklären, der hiebei gemacht wird, indem man erſt die Urſachen aus den Wirkungen, hierauf die Wirkungen wieder aus den (ſelbſt gemachten) Urſachen ableitet,

ſo

so ist es, weil doch die Erfahrungen täglich erweitert werden, natürlich, dass jene vorausgesetzten Ursachen alle Augenblicke einmal unzureichend werden, dass man immer neue Bestimmungen in sie setzen muss — endlich werden diese Bestimmungen zu einer solchen Last angehäuft, oder es geschieht auch wohl, dass zur Erklärung der Einen Erscheinung Bestimmungen nöthig sind, welche den, zum Behuf einer andern angenommenen, widersprechen, so dass man zuletzt ungeduldig wird, die Last abwirft; und sich entschliesst eine Zeitlang wieder ohne Theorie in der Welt umherzugehen, bis man einmal wieder, sey es aus Verzweiflung oder um sich eine Unterhaltung zu machen, eine Theorie ausfindt, mit der es nicht besser geht, wie mit der vorhergehenden."

Wahre Theorien können nur solche seyn oder werden, welche *absolut* a priori errichtet werden; denn wenn die Principien in sich selbst gewiss sind, und zu ihrer Bestätigung der Erfahrung überall nicht bedürfen, so sind sie auch völlig *allgemein*, und weil doch die Natur der Vernunft nie widersprechen kann, zureichend für alle mögliche Erscheinungen, sie mögen bekannt seyn oder nicht — jetzt oder künftig dargestellt werden. In solchen Theorien finden eigentlich gar keine *Erklärungen* statt. Erklärungen sind nur, wo von der Erscheinung auf die Ursache zurück geschlossen, die Ursache nach der Wirkung bestimmt wird — mit einem Wort im Felde des Empirismus, nicht aber wo man aus der als selbstständig

ſtändig angenommnen und getrennten Urſache die Wirkung ableitet. Hier ſind nur *Conſtructionen* möglich. Der Begriff von *Erklärung* der Naturerſcheinungen muſs alſo aus der wahren Naturwiſſenſchaft völlig verſchwinden. In der Mathematik wird nicht *erklärt*, ſondern es wird *bewieſen*. Der Beweis — die Conſtruction — iſt die Erklärung. Und umgekehrt, wo man zu erklären verſucht, fehlt es gewöhnlich am Beweis. — Wenn der dynamiſche Phyſiker von Erklärungen ſpricht, ſo geſchieht es höchſtens aus einer alten Gewohnheit — in der That aber *conſtruirt* er nur: er geht von ſeinem Princip aus, unbekümmert wohin es ihn führe, die Erſcheinungen fallen, wenn er nur conſequent verfährt, von ſelbſt in ihre gehörige Stelle, und die Stelle, die ſie im Syſtem einnehmen iſt zugleich die einzige Erklärung von ihnen, die es giebt.

Eine Theorie der Natur, welche nicht blos comparativ, ſondern ganz und in jeder Rückſicht a priori errichtet wird, kann ebendeſswegen auch nichts ſeyn, als eine getreue Darſtellung oder Hiſtorie der Natur ſelbſt. Der Naturphiloſoph ſetzt ſich an die Stelle der Natur, hat nun wohl dieſe, indem ſie ſich ſelbſt hervorbringt, die Erſcheinungen im Auge, welche ſie hervorbringen will, und entflieht ihr nicht alles — entſteht ſie nicht ſich ſelbſt bewuſstlos? Die Natur iſt für ſich ſelbſt a priori; alſo muſs wohl die Theorie, welche zur Conſtruction nicht mehr vorausſetzt, als die Natur ſelbſt vorausgeſetzt hat,

näm-

nämlich der letztern innres Wesen und Character — (Identität aus Duplicität) — nichts anders als wieder die *Natur*, wie sie für sich selbst ist, zum Resultat oder Product geben.

Es ist ein sehr gemeiner Einwurf, gegen eine Theorie der Natur a priori, dass doch die Theorie noch durch keine einzige Voraussagung irgend einer Erfahrung sich legitimirt habe. Dieses ist völlig falsch. Unzählige Erscheinungen sind von Physikern vorhergesehen worden, ehe sie durch das Experiment dargestellt wurden; und dieses wird künftig immer mehr der Fall seyn — und um desto schneller wird die empirische Naturforschung fortschreiten, nachdem sie nicht mehr nöthig hat, nach allen Richtungen hin blind zu schweifen, nachdem der Umkreis gezogen ist, innerhalb dessen alle ihre Entdeckungen fallen müssen, nachdem alle Stellen bezeichnet sind, an welche die Erscheinungen zu stehen kommen, und selbst die, welche bis jetzt noch leere Fächer sind.

In dem Mechanismus, nach welchem der menschliche Geist fortschreitet, hat es seinen sichern Grund, warum die Empirie überall und in allen Theilen des Wissens der Wissenschaft vorangegangen ist. Die Natur, scheint sich daran zu ergötzen, dass sie mit der Vernunft d. h. mit sich selbst spielt; gewöhnlich entschleyert sie das lang bewahrte Geheimniss von einer Seite, welche selbst wieder über den wahren

Sinn

Sinn deſſelben auf Irrwege führt; aber Einmal im Beſitz des Menſchen wird es Gegenſtand der angeſtrengteſten Unterſuchungen, und rückt früher oder ſpäter endlich an die richtige Stelle und in das wahre Licht, um von nun an etwas ganz andere zu bedeuten, als es anfangs bedeutet hat. Man erinnre ſich an die galvaniſchen Phänomene, welche Anfangs ſo einſeitig wie möglich ſich darſtellten, indeſs jetzt bereits bewieſen iſt, was ich ſchon in meiner Schrift von der Weltſeele voraus ſagte, daſs der Galvanismus etwas weit allgemeineres ſey, als man bis dahin ſich vorſtellte — aber oben einen ſolchen Proceſs, wie der galvaniſche, zu deſſen Möglichkeit alle Kräfte der Natur, magnetiſche, electriſche, chemiſche concurriren, durch die Theorie, wenn ſie exiſtirte, als nothwendig in der Natur vorkommend vorherzuſehen — und ſo ihnen zum voraus den Rang anzuweiſen, war nicht abſolut unmöglich, obgleich es nicht geſchehen iſt. — Dieſen Launen der Natur, welche, obgleich ſie ein ſchönes Schauſpiel von Thätigkeit hervorbringen, doch den Weg zur Wahrheit verlängern, ein Ziel zu ſetzen, iſt nur durch eine in ſich ſelbſt feſt und ſicher gegründete Theorie möglich. Für eine ſolche kann durch Erfahrung in der Natur zwar ſehr viel neues, aber — (weil ſie zugleich ihre Unendlichkeit und ihre Gränze kennt) — nichts unerwartetes gefunden werden, und da ihre Principien in ſich ſelbſt beſtehen, nichts was ſie widerlegen, ja ſogar nichts was ſie in Verlegenheit ſetzen könnte.

Zwar möchte es ſcheinen, als ob die Verkürzung des Wegs zur Wahrheit nur ein ſcheinbarer Vortheil ſeye, weil das, was mit Mühe und mit Bedacht errungen wird, gründlicher gewonnen iſt, indem bei einem ſolchen Fortſchritt ſicher kein Punct übergangen wird, auf welchem zu verweilen, der Mühe verlohnt; allein die Theorie ſoll auch nur dienen, die unnützen Abwege und Verirrungen, die völlig zwecklos verſchwendeten Arbeiten zu ſparen; lang genug wird immer der Weg ſeyn, um der Wahrheit in unſrer Schätzung wenigſtens den gehörigen Preis zu geben, indem es immer Zeit und Kraftaufwand genug koſten wird, die *Mittelglieder* zu finden, durch welche die einzelne Erſcheinung mit den letzten Gründen zuſammenhängt. Aber eben dieſe Mittelglieder zu finden, iſt um dieſs noch zu ſagen — das einzige Geſchäft, was der Empirie oder experimentirenden Nachforſchung übrig bleibt, welche, wenn ſie nicht gänzlich zwecklos ſeyn ſoll, den einzigen Zweck haben kann, der Theorie in die Hände zu arbeiten.

Ich ſchlieſse dieſe Betrachtungen, welche ich von Zeit zu Zeit fortſetzen werde, vorerſt mit Einem Reſultat, das aus ihnen hervorgeht, nämlich *daſs wer keine rechte Theorie hat, unmöglich auch eine rechte Erfahrung haben kann*, und umgekehrt. Die Thatſache an ſich iſt nichts. Ganz anders *erſcheint* ſie ſogar dem, der *Begriffe* hat, als dem, der begrifflos ſie anblickt. Um recht zu ſehen muſs man

wiſſen, wornach zu ſehen iſt, und viele Experimentatoren gleichen jenen Reiſenden, die recht vieles erfragen könnten, wenn ſie nur wüſsten, wornach zu fragen wäre.

Nach allem, was ich hier geſagt habe, werden, ich weiſs es wohl, deſswegen doch die alten Gemeinplätze wiederholt werden. Ich gebe die Hoffnung auf, den gröſsten Theil der Phyſiker, wie ſie jetzt ſind, auf den Punct zurück zu verſetzen, von welchem ich anfange. Da ſie bis jetzt den Mechanismus nicht gelernt haben, mittelſt deſſen auch die dynamiſche Conſtruction dem Calcul unterworfen werden kann, ſo iſt für ſie hierbei ſchlechterdings nichts zu thun. Daſs — Mathematik über Probleme der höhern Phyſik keine Stimme habe, könnten ſie wenigſtens aus Erfahrungen wiſſen, die ſie gemacht haben. Die geiſtloſeſten Vorſtellungsarten in der Phyſik haben Mathematikern ihren Urſprung zu verdanken; man erinnre ſich an Eulers Hypotheſen über den Magnetismus u. ſ. w. Der Calcul wäre freilich ganz richtig, wenn man nur erſt die Vorausſetzung zugeben wollte. Aber eben über dieſe Vorausſetzungen, von welchen ſie nicht das Geringſte verſtehen, müſſen ſie uns die Unterſuchung überlaſſen.

B.

Einzelne Bemerkungen.

Was Kant von der Geſchichte ſagt: ſie drohe durch ihren täglichen Anwachs nach Jahrhunderten wenigſtens eine Laſt zu werden, welche nicht mehr nachgeſchleppt werden kann, und es müſſe daher in Zeiten nur das ausgeſondert werden, was werth ſey, in weltburgerlichen Annalen zu ſtehen, gilt ſchon jetzt von der Phyſik. Wie viele herrliche Experimente müſſen erſt wieder aus der Vergeſſenheit gezogen werden, und wenn wir nun alles hätten, was zur Erforſchung der Natur von jeher verſucht worden iſt, ausgeleſen von einem auf das wahre Ziel gerichteten Kopf, ſo wäre die Phyſik in manchen Stücken um vieles weiter, als ſie wirklich iſt.

Da nun ſo viele ſind, welche die unendlich angehäuften Experimente täglich in's Unendliche vervielfältigen, ohne Leitſtern und Ziel, ſo iſt es doppelt dringend, aus dem Chaos derſelben in Zeiten abzuſondern, was für die wahre und ächte Wiſſenſchaft brauchbar iſt, damit die blind gefundnen Goldkörner nicht zugleich mit der tauben Spreu weggeworfen werden. Dazu ſind dieſe Miscellen beſtimmt.

Kein Gegenſtand verſtattet dem Geiſt einen ſo weiten Spielraum als die Natur. So wie ſie in den viel-

vielfältigſten Geſtalten immer als die Eine ſich darſtellt, ſo liebt ſie auch von dem Menſchen auf die verſchiedenſte Weiſe erkannt zu werden, und auf dem Grund ſeiner Gedanken in allen Farben zu ſpielen. Viele Gedanken, in welchen von der Natur nur die einzelne Seite geſehen wird, dienen deſswegen doch und nur um ſo mehr in ihrer Einzelheit aufbewahrt zu werden, weil jeder doch, ſobald er erweitert wird, den Keim des Syſtems in ſich trägt. Auch dazu werden dieſe Miscellen gut ſeyn.

Die Erfahrung wäre wohl gut, wenn nur immer ſogleich ausgemittelt werden könnte, *was* denn die Erfahrung eigentlich ſagt. Dieſs kann nur durch Theorie geſchehen, und es iſt kein Wunder, daſs ſie ebendeſswegen mit dem was man ſo insgemein Erfahrung nennt, ſehr häufig im directeſten Widerſpruche ſteht. Dieſe Widerſprüche beſonders aufzuklären, d. h. weil wirkliche Erfahrung und richtige Theorie doch nie ſich widerſprechen können, die wahre *Bedeutung* mancher Erſcheinungen zu zeigen, iſt gleichfalls etwas, was in dieſen Miscellen geſchehen ſoll.

Meinungen, Vorurtheilen, Hypotheſen giebt man Wichtigkeit erſt dadurch, daſs man ſie zum Object der Kritik macht. Beſſer iſt es, wenn ſie wirklich im Wege ſind, nur in kurzen Sätzen ſeinen Willens, ſeine Verachtung, und ihre Untauglichkeit

zu bezeugen. Auch dazu werden diese Miscellen gebraucht werden.

1.

Ueber den Sauerstoff als Princip der Reizbarkeit.

Es ist ein Satz der Naturphilosophie: *Der Sauerstoff sey ein negatives Princip und Repräsentant der Attractivkraft im chemischen Processe,* (man s. oben die Abh. über den dyn. Pr. §. 56.), ein Satz der freilich, wie alle andern der Naturphilosophie, nur im Zusammenhang des ganzen Systems, — also hier z. B. nicht — bewiesen werden kann.

Eine unmittelbare Folge dieses Satzes ist, dass der Sauerstoff durchgängig, und wo er sich mit einem Körper verbindet, auch einen negativen Zustand desselben herbeiführt, dass er den Körper z. B. aus der positiv- in die negativ-electrische Beschaffenheit versetzt, und, da die Function der Körper als reizender nur eine höhere Potenz ihrer electrischen ist, — dass er Körper, welche positiv reizen, in *negativ*-reizende verwandle, — dass er also selbst als das negative Princip des Lebensprocesses, mithin als das, *was* die *Erregbarkeit*, oder, (weil in der Erregbarkeit zwei verschiedne Factoren, Reizbarkeit und Energie vereinigt sind), genauer ausgedrückt, al-

das,

das, was die *Reizbarkeit* erhöht, mithin eigentlich als *retardirendes* Princip des Lebens angesehen werden müsse. Vgl. den Entwurf meines Systems der Naturph. S. 249. ff.

Man wird aus diesem Grunde auch den Sauerstoff mit Recht *Princip* der Reizbarkeit nennen, wie Girtanner, obgleich aus entgegengesetzten Gründen, und mit einer völligen Verwirrung der Begriffe gethan hat, wie man schon daraus sieht, dafs er in andrer Rücksicht den Sauerstoff wieder als ein in hohem Grade reizendes Princip characterisirt, indem er z. B. vorgiebt: jeder Körper wirke reizend in gleichem Verhältnifs mit der Quantität Sauerstoff, die er enthalte, welches in geradem Widerspruch mit dem ersten Satze steht.

Aus ebendem Grunde konnte ich auch die Einwürfe, welche Hr. *Röschlaub* im zweiten Theil seiner Unters. über Pathogenie dem Satz: der Sauerstoff sey ein sehr heftig reizendes Princip — mit dem ihm eignen Scharfsinn entgegengestellt hat — nicht als beweisend gegen den, ganz das Gegentheil aussagenden Satz: Sauerstoff sey Princip der *Reizbarkeit* — ansehen; auch ist dies nicht Herrn Röschlaubs eigne Absicht gewesen, der einzig gegen jenen, ziemlich allgemein angenommnen, Satz, stritt, und zeigte, dafs die dafür angeführten Erfahrungen viel eher das Gegentheil zu beweisen dienen können.

Ich behaupte vielmehr, jene Gründe *gegen* die *reizende* Eigenſchaft des Sauerſtoffs ſeyen zugleich Gründe für ſeine *Reizbarkeit* — erhöhende Eigenſchaft, die Erfahrung ſtimmt alſo mit dem, was ich aus Gründen a priori darüber aufgeſtellt, vollkommen überein.

Zwar wird man vielleicht nicht zugeben, der Sauerſtoff ſey, weil er auf den Organismus ſchwächend wirkt, deswegen ſogleich *Princip* der Reizbarkeit, obgleich er nicht ſchwächend wirken kann, als mittelſt einer Erhöhung der Letztern. Denn ſonſt, wird man ſagen, müſste es eben ſo viele Principien der Reizbarkeit geben, als es überhaupt ſchwächende Potenzen giebt, welches auch ſeine völlige Richtigkeit hätte, wenn der Sauerſtoff nicht *allgemeines* oder *gemeinſchaftliches* Princip wäre, wodurch alle andre Kräfte die ſchwächende oder Reizbarkeiterhöhende Eigenſchaft erlangen. Aber eben dieſs iſt der Fall. Wenn nach den von Röſchlaub angeführten Erfahrungen Körper in gleichem Verhältniſs des Oxydirtſeyns *ſchwächend*, dagegen in gleichem Verhältniſs der Oxydabilität *reizend* wirken, ſo erſcheint ja hier offenbar der Sauerſtoff als das allgemein Beſtimmende der reizenden oder Reizbarkeit erhöhenden Eigenſchaft der Körper. Man betrachtet den Sauerſtoff noch immer als eine auf gleicher Linie mit allen andern Körpern ſtehende Materie, welches er doch nicht ſeyn kann, eben deswegen, weil er *Stoff* iſt, d. h. weil er eine *urſprüng-*

ſprüngliche Qualität iſt, welche andern Körpern erſt mitgetheilt wird, oder weil er nicht wie alle andre Körper beide (potenzirte) Kräfte, ſondern urſprünglich ſchon die Eine, nämlich die Attractivkraft ausſchlieſsend repräſentirt. Von ihm alſo kann man ſagen, daſs er ein wirkliches *Princip* ſey, was von andern Körpern freilich nicht prädicirt werden kann, welche die Function, die ſie im chemiſchen, electriſchen, oder auch im Lebensproceſs ausüben, nur ihrem Verhältniſs zu jenem Princip verdanken.

Dieſs mag auch zur Berichtigung deſſen dienen, was Hr. *I. M. Leutſch* in einer academiſchen Schrift (*de actione gas oxygenii per pulmones reſpirati Havniae* 1800) gegen den Sauerſtoff, als *Princip* der Reizbarkeit vorgebracht hat, obgleich der Verf. in ſehr vielen andern Puncten mit dem, was ich im Entwurf der Naturphiloſophie über das Verhältniſs des Sauerſtoffs zum Lebensproceſs vorgetragen habe, ganz übereinſtimmt. Es iſt ſehr erwünſcht, daſs die herrſchende Verwirrung der Begriffe über dieſen Gegenſtand einmal auseinandergeſetzt worden iſt. Selbſt die darüber angeſtellte Verſuche ſind durch jene Verwirrung völlig untauglich geworden. Ein recht offenbares Beiſpiel davon geben die von Herrn von Humboldt darüber angeſtellten, welcher gleichfalls die Begriffe *heftig reizen*, und *Erregbarkeit erhöhen* als völlig gleichbedeutende durch einander laufen läſst. — Ich will nur einiges als Probe davon anführen, welche Erweiterung des Wiſſens man von

Verſuchen erwarten kann, welche, recht wie man es verlangt, ohne leitende Ideen angeſtellt werden.

Daraus, dafs durch reinen Sauerſtoff die Pulſationen präparirter Froſchherzen vermehrt wurden, wird geſchloſſen: der Sauerſtoff ſey in hohem Grade reizend, obſchon zugleich bemerkt wird, es wäre um jene Erſcheinung zu erhalten, nöthig geweſen, den Blutverluſt zu verhindern. — Das Reizende war alſo offenbar das Blut, und der Sauerſtoff wär das Mittel, das Organ auch für den geringen Reiz des ihm noch beiwohnenden Bluts empfänglich zu machen.

Ferner: noch auffallender war die Wirkung des Sauerſtoffs, „wenn zu dem Reiz des leztern der der Wärme hinzukam.“ In dieſem Fall blieben thieriſche Organe 45 - 50 Stunden galvaniſch erregbar. Dagegen war nach andern Verſuchen in atmoſphäriſcher Luft, alſo (nach der Vorausſetzung) unter Einwirkung eines weit geringern Reizes Wärme *allein* im Stande, die Erregbarkeit in weit kürzerer Zeit in 6 - 7 Stunden zu erſchöpfen. Eine noch weit ſchnellere Erſchöpfung war alſo von der Zuſammenwirkung beider zu erwarten. Wie iſt es nur möglich, dafs der Sauerſtoff in dem erſten Verſuche als *Reiz*, und nicht vielmehr als das Gegentheil davon nämlich als Erhöhungsmittel der Receptivität gewirkt habe?

Fer-

Ferner: wird ein Nerv mit concentrirter Schwefelsäure behandelt, so geräth er in die heftigsten Convulsionen, und ist in Zeit von wenigen Minuten völlig unerregbar. Dies wird als ein Beweis für die heftig reizende Wirkung der Mineralsäuren angesehen. Dass freilich die chemische Zerstörung eines Organs die *höchste* Ueberreizung seye, und die höchste Deprimation" hervorbringe, versteht sich ohne alle Versuche, und ist so klar, als dass das Kopfabschneiden z. B. eine tödliche Wunde zurücklässt.

Dass die Schwefelsäure dieselbe Wirkung nicht auf den Muskel äussert, wird keineswegs aus ihrer bekannten Wirkung auf das Nervenmark — sondern aus dem Antagonismus der Nerven- und Muskelkraft erklärt, welcher nebenbei noch erläutert, und recht palpabel gemacht wird.

Ferner, dass die Pflanzensäuren nicht jene heftigen Convulsionen — oder, wie es Hr. von H. nennt jene „starke Zunahme der Lebensthätigkeit" hervorbringen — wird nicht etwa aus ihrer schwächeren Einwirkung, sondern aus ihrer *erfrischenden* Eigenschaft erklärt; und damit man endlich bei dem ersten Fall nicht etwa an eine chemische Destruction denke, wird bemerkt, dasselbe müsste, wenn dies der Fall wäre, auch geschehen, wenn der Nerv vorher in einer alcalischen Auflösung gebadet wäre, welches sich doch nicht so verhalte; denn dass etwa die paar Tropfen Säure durch das vorgefundne Alcali sogleich un-

unwirkſam gemacht werden, wird man doch nicht glauben wollen.

Alle übrigen Verſuche des Herrn v. H. über dieſen Gegenſtand, wenn ſie bei dieſer Beſchaffenheit noch überhaupt etwas beweiſen können, beweiſen ſo wie die angeführten durchaus das gerade Gegentheil von dem, was ſie beweiſen ſollen, nämlich *daſs der Sauerſtoff*, ſey es, daſs er im reinen Zuſtand, oder mit einer andern Materie verbunden einwirkt, (wenn er anders nicht deſtruirend wirkt) *die Reizbarkeit erhöhe* — und für dieſen Satz ſprechen denn auch alle andre Erfahrungen, ſo weit ſie bis jetzt verfolgt ſind, und die man in der angeführten Schrift des Herrn *Jieutſch* geſammelt findet.

Es iſt noch Eine Frage, deren Beantwortung man ohne Zweifel erwartet, nämlich: wie und auf welche Art denn der Sauerſtoff die Reizbarkeit erhöhe? — Es geſchieht nicht etwa blos durch Verminderung andrer Reize, z. B. des der Wärme, obgleich der Sauerſtoff dadurch, daſs er die Wärmecapacität vermehrt, auch in dieſer Rückſicht wirkſam ſeyn kann — ſondern —, wenn es anders richtig iſt, daſs der Sauerſtoff das Beſtimmende der electriſchen Function der Körper, ferner, daſs die reizende Function der Körper nur eine Potenz ihrer electriſchen iſt, endlich daſs der Sauerſtoff der Körper durchgängig die negative Function ertheilt — unmittelbar dadurch, daſs er *negative* Reize in dem Sinne, wie

wie wir von negativer Electricität ſprechen, in den Lebensproceſs bringt; es iſt alſo dadurch bewieſen, daſs ſo wie die Energie (der Eine Factor der Erregbarkeit) durch poſitive Reize, ſo die Reizbarkeit (der andre Factor) durch negative unterhalten und in Bewegung geſetzt wird, es iſt dadurch in die Lebenserſcheinungen die *allgemeine Dualität* der Natur eingeführt; und die Phyſik giebt hier der Brownſchen Phyſiologie eine bedeutende Modification, indem ſie zeigt, daſs die Reizbarkeit nicht durch bloſse *Privation* oder *Addition* von Reizen, ſondern durch einen wirklichen Gegenſatz der einwirkenden Potenzen, deren Gleichgewicht in jedem Augenblick geſtört wird, erhöht und herabgeſtimmt werden könne.

Folgendes wird dienen zu zeigen, wie man dieſe Spur in der Erfahrung weiter verfolgen könne. Einige galvaniſche Verſuche zeigen, daſs der Körper, welcher in der galvaniſchen Kette die negative Electricität repräſentirt, als Nervenarmatur die Reizbarkeit erhöht, derjenige hingegen, welcher die poſitive, ſie herabſtimmt. Es iſt zwar daraus nicht ſogleich ein Schluſs zu ziehen auf das Verhältniſs der negativen Electricität zur *Reizbarkeit*, (da wir die Nerven doch nicht als ausſchlieſsende Repräſentanten dieſes Einen Factors denken können), wohl aber leiden dieſe Verſuche eine Modification, die ſicher beſtimmtere Reſultate hierüber geben wird; und kürzer wenigſtens als jene, können direct-electriſche

etrifche Verfuche zum Ziel führen, welche ich felbft anzuftellen gedenke, und welche der Satz der Naturphilofophie, dafs die negative Electricität Princip aller negativen Reize und dadurch der Reizbarkeit feye, ficher beftätigen werden.

Die genaue Auseinanderfetzung der Verhältniffe zwifchen der Electricität der Körper und ihren andern Eigenfchaften, Cohäfion, Decomponibilität u. f. w. wird eben wegen jenes Zufammenhanges der pofitiven und negativen Electricität mit dem organifchen Wirkungsvermögen und der Reizbarkeit auch für die Erklärung mancher einzelnen organifchen Veränderungen fehr viel Licht geben.

2.

Noch einiges über den Magnetismus.

Den Gedanken, dafs der Magnetismus das Beftimmende der Starrheit der Körper — dafs mithin die Urfache der Starrheit, und die des Magnetismus Eine und diefelbe feye — habe ich als die Folge aus einer allgemeinen Anficht des dynamifchen Procefs, kraft welcher nämlich die drei Stufen des letztern den drei Dimenfionen der Raumerfüllung entfprechen, bereits im Sommer 1799 mehrern Freunden mündlich und fchriftlich mitgetheilt, nachher

In

in Vorlesungen vorgetragen, und die Hauptsache davon auch meinem System des transscendentalen Idealismus einverleibt. — Auf einem ganz andern Wege, ist Herr von *Arnim*, der sich um die dynamische Physik durch seine *Theorie der electrischen Erscheinungen* Halle 1799. deren ich bei einer andern Gelegenheit umständlicher erwähnen werde, verdient gemacht hat, zu demselben Gedanken — Zusammenhang des Magnetismus mit der Cohärenz, gekommen. Er stellt nämlich in einer Abhandlung: *Ideen zu einer Theorie des Magneten* (in Gilberts Annalen der Physik III. 1.) den Satz auf, „dass weder das Eisen allein, noch auch die Verbindung des letztern mit dem Sauerstoff in gewissem Verhältnisse, sondern allein die dreifache Verbindung zwischen *Eisen-*, *Kohlen-* und *Sauerstoff* in *gewissen Verhältnissen* die des stärksten und daurendsten Magnetismus fähige Masse hervorbringe," und den Grund dieser in Erfahrungen nachgewiesnen Thatsache sucht er darinn, dass Kohlenstoff und Sauerstoff zwar zum Magnetismus nothwendig seyen, aber doch, *weil zu demselben überhaupt Cohärenz*, und *zum höchsten Magnetismus* ausser der chemischen Beschaffenheit, *die höchste Cohärenz erfordert werde*, — (ein Satz dessen vollständigen Beweis er für die Folge verspricht) noch überdiess *ein bestimmtes Mischungsverhältniss der beiden Stoffe* erforderlich seye, damit sie nämlich die Cohärenz des Eisens oder jedes andern magnetische Eigenschaften zeigenden Körpers nicht

über

über den Grad vermindern, bei welchem Magnetismus möglich ist.

Da ich den ersten Satz, dass Magnetismus — nicht sowohl von Cohäsion *abhängig* — als vielmehr das *Bestimmende* der Cohäsion seye — in einem allgemeinern Zusammenhange und evident bewiesen habe, so halte ich mich besonders an den zweiten, dass nämlich zum Magnetismus Kohlenstoff und Sauerstoff in gewissen Mischungsverhältnissen erfordert werden, welcher mit dem oben (Abhandlung vom dynamischen Process §.) vorgetragenen und von mir angenommnen des Herrn *Steffens*, dass nämlich Kohlen- und Stickstoff die beiden chemischen Bedingungen des Magnetismus in der Natur seyen, zum Theil in Widerspruch steht, zum Theil übereinstimmt.

In Widerspruch mit dem Letztern steht er dadurch, dass er den *Sauerstoff* als die Eine jener Bedingungen angiebt, wie denn Herr von Arnim auch den Südpol des Magnets als denjenigen bezeichnet, welcher den meisten Sauerstoff, den Nordpol dagegen als denjenigen, welcher den meisten Kohlenstoff habe. Wenn ich auch das Erste zugeben wollte, so würden mir doch die Gründe für das Leztere nicht überwiegend scheinen. Was aber das Erste anbelangt, so ist allerdings nicht zu läugnen, dass ein *gewisser Grad* der Oxydation des Eisens erforderlich ist, um es des Magnetismus fähig zu machen

machen, dagegen ein höherer Grad ihn deſſen wieder unfähig macht, oder wie Hr. v. A. ſich ausdrückt, *daſs* derſelbe Sauerſtoff der das Eiſen durch ſeinen Zutritt des dauernden Magnetismus fähig macht, dieſe Wirkung wiederum zerſtört. — Allein ehe aus dieſen Erfahrungen auf den Sauerſtoff als *direct*-chemiſche Bedingung des Magnetismus geſchloſſen werden kann, muſs entſchieden ſeyn, ob der Sauerſtoff nicht blos *indirect*-chemiſche Bedingung deſſelben ſeye, ob nämlich der Sauerſtoff nicht *blos* durch die Cohäſionsveränderungen, welche ſeiner Verbindung mit- oder Trennung von einem Körper coexiſtiren, einen mittelbaren beſtimmenden Einfluſs auf den Magnetismus habe, ſo daſs man alſo nicht ſagen kann, es ſey *auſser* dem beſtimmten Grad der Cohäſion noch ein beſtimmtes Verhältniſs des Sauerſtoffs zum Kohlenſtoff des Eiſens nöthig, indem dieſes in jenem ſchon begriffen iſt.

Ob dieſs wirklich der Fall ſeye oder nicht, will ich nicht beſtimmt entſcheiden, weil ich mir, wie ich ſchon oben bemerkt habe, den Zuſammenhang des Sauerſtoffs mit der Cohäſion noch nicht hinlänglich auseinander ſetzen konnte. Ich ſage alſo nur hypothetiſch, daſs *wenn* jene Annahme gegründet wäre, alsdann (weil wir wegen des Kohlenſtoffs einig ſind) die Eine Stelle der materiellen Bedingungen des Magnetismus, für einen andern Stoff — alſo ohne Zweifel für den *Stickſtoff*, wie Hr. Steffens behauptet, übrig bliebe.

Ohne Zweifel hat Hr. Steffens ſchon jetzt das Verſprechen, ſeine Behauptung durch vollſtändige Induction zu begründen, in ſeinen Beiträgen zur innern Naturgeſchichte der Erde erfüllt, welche überhaupt für die allgemeine Phyſik eine ebenſo reiche Ausbeute verſprechen als für die Geologie, welche mit jener in der vollkommenſten Wechſelwirkung ſteht. — Ich kenne bis jetzt keine andre Gründe, als die oben angeführten aus der Analogie hergenommnen — beſonders aber die beſtändige Trennung jener beiden Stoffe von einander, ganz ähnlich der der beiden Pole des Magnets, den die Natur nur dadurch zu Stande gebracht zu haben ſcheint, daſs ſie, was ſich zu fliehen gezwungen iſt, obgleich es ſich ſucht, in einer gemeinſchaftlichen Raumerfüllung dargeſtellt hat.

Wegen des Kohlenſtoffs findet, wie bereits bemerkt, kein Zweifel ſtatt, und Hr. *von Arnim* hat ſelbſt zur Begründung ſeines Antheils an den magnetiſchen Phänomenen mehrere bekannte und neuaufgefundne Thatſachen zuſammengeſtellt, wovon ich hier nur die ſchon von Brugmanns, Sauſsüre u. a. bemerkte Wirkung des Magnets auf ganz durchlichtige Diamanten, (Producte der Natur aus reinem Kohlenſtoff nach Guyton), und die vom Hrn. von Arnim bemerkte Wirkung deſſelben auf aus Holzkohlen der Länge nach geſchnittne Nadeln anführen will. Hier kann ich nicht umhin, einen Gedanken zu äuſsern, der wenn er ſich beſtätigen ſollte, beträcht-

trächtliche Fortſchritte in der Kenntniſs der Körper zur Folge haben müſste. Es iſt mir nämlich durch die Verſuche Brugmanns und andrer, nach welchen faſt kein Körper iſt, auf welchen der Magnet bei gehöriger Anwendung, nicht Wirkung zeigte, obgleich in den meiſten durch chemiſche Analyſe keine Spur von Eiſen aufgezeigt werden kann, zuſammengehalten mit dem Satz von der Zuſammenſetzung des Magnets, der Gedanke aufgedrungen worden, ob ſich nicht mittelſt der magnetiſchen Pole eine allgemeine Sonderung der zuſammengeſetzten Körper, auch der chemiſch noch unzerlegten in verſchiedne Claſſen bewirken lieſse? Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daſs wenn der Kohlenſtoff z. B. der hauptſächlichſte Antheil des Einen Pols iſt, ſein entgegengeſetzter Pol alle kohlenſtoffhaltige Körper weit ſtärker, als er ſelbſt, anziehen werde, daſſelbe gilt von dem entgegengeſetzten Pol, daſs er nämlich auf die verwandteren Körper bei weitem weniger Anziehung äuſsern werde, als der ihm entgegengeſetzte, und es iſt ſehr zu bedauren, daſs in allen mit verſchiednen Körpern angeſtellten Verſuchen, ſo weit ich ſie kenne, die Pole ganz ohne Unterſchied angewendet worden ſind, (ebenſo wie noch immer mit den beiden Electricitäten geſchieht), da doch beide ohne Zweifel ſehr verſchiedne Reſultate geben würden. So kann ich z. B. der Kohle, darum weil ſie von einem magnetiſchen Pol afficirt wird, noch nicht *Polarität*, oder *Magnetismus ſelbſt* zugeſtehen, da mir der reine Kohlenſtoff durchaus nur den Einen

Pol (gleichsam in seiner Freiheit) repräsentirt; dasselbe gilt von allen andern Körpern ausser dem Eisen, welche auch vom Magnet afficirt, doch das eigne haben, dass sie keine Anziehung *unter sich* zeigen, welches wiederum seinen Grund darinn haben könnte, dass jeder derselben nur *Ein* Pol ist, kraft dessen sie sich wechselseitig vielmehr zurückstossen, als anziehen müssten. Dass aber das Letztere sehr häufig der Fall seyn könne, wird man nicht bezweifeln, wenn man bedenkt, dass nach Herrn *Steffens* Bemerkung Kohlen- und Stickstoff nie für sich coexistiren; dass es aber höchstmerkwürdig wäre, die Pole des Magnetismus durch alle Körper hindurch, (die starren wenigstens), gleichsam zerstreut zu sehen, bedarf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung.

3.

Ueber das Eisen im Blut.

Weder wie und in welcher Gestalt das Eisen im Blut fast aller Thiere enthalten sey, noch auf welche Art es in demselben entstehe, ob es ihm blos beigemischt, oder ob es im Product des Lebensprocesses selbst seye, ist bis jetzt durch Erfahrungen entschieden. — Wenigstens, dass es dem Blut nicht von aussen zugeführt werden könne, kann aus Versuchen geschlossen werden, die wir so eben

im

im *Reil*ſchen Archiv für Phyſiologie leſen, (IV. 3. S. 508.), und welche zu weitern Unterſuchungen billig reizen ſollten. Beſtätigten ſich dieſe Verſuche, ſo wäre damit Ein Schritt wenigſtens zu dem Reſultat geſchehen: daſs das Eiſen im Blut eine Zuſammenſetzung aus den Hauptbeſtandtheilen dieſer Materie ſelbſt ſeye, ein Reſultat, deſſen Wichtigkeit man aus dem, was wir ſo eben über die Natur des Eiſens verhandelt haben, beurtheilen kann.

4.

Nachricht von neuen Entdeckungen über den Galvanismus.

Die Darſtellung der Electricität und des chemiſchen Proceſſes im Galvanismus iſt jezt in zwei Verſuchen von *Volta* aufs vollkommenſte erreicht worden. In dem Einen Verſuch ſehen wir eine — Leidner Flaſche, die aus lauter leitenden Subſtanzen zuſammengeſetzt nicht geladen zu werden braucht, ſondern ſich ſelbſt ladet, unter der Form des Galvanismus (unter welche jezt eine Menge unſrer bisherigen electriſchen Verſuche fallen werden). — In dem andern ſieht man nicht nur die Waſſerzerſetzung unter Form des Galvanismus, ſondern auch Sauer- und Waſſerſtoff ſich als entgegengeſetzte Pole — ganz wie entgegengeſetzte Electricitäten — (ſ. oben §. 56.)

darſtellen. Doch warum theile ich nicht ſogleich die Nachricht ſelbſt mit, die auf dieſem Weg vielleicht manchem Phyſiker früher bekannt wird. Sie ſteht im Journal des Bruxelles N. 333.

De Londres
le 21. Thermid.

„Le docteur Garnett, dans ſa lecture ſur la compoſition et la décompoſition de l'eau, a fait connoitre une expérience intéreſſante, qui peut conduire à des recherches importantes et à de nouvelles connoiſſances ſur les phenoménes de l'économie animale, ſur la chimie et l'electricité. C'eſt la decompoſition de l'eau par le procédé de Galvani. Mr. Volta a envoyé dernièrement un mémoire ſur cette experience au préſident de la ſociété royale. MM. Nicholſon et Carliſle en ont fait l'expérience, et mecredi le docteur Garnett en donna une demonſtration. On prépara un certain nombre de morceaux de Zinc de la largeur d'un écu, et une même quantité de pièces de cartes coupeés dans la même forme. Enſuite on poſa ſur une table un morceau de Zinc, et deſſus un écu, qu' on couvrit d' une pièce de carte impregnée d'eau. Sur cette carte on mit un nouveau morceau de Zinc, et ſur ce morceau un autre écu, puis une autre carte mouillée, et ainſi alternativement jusqu' au dé la de plus de 40. pièces de chaque eſpèce; alors une perſonne, dont les mains étoient bien mouil-

mouillées, toucha d'une main le centre d'un morceau de Zinc et de l'autre un écu à fon extrémité; elle éprouva une forte fecouffe, qui eut lieu autant de fois, que le contact fut renouvelé. Lorsqu'on réiterait l'attouchement avec des pièces de métal, qu'on tenait en main, l'effet étoit le même, ou plûtôt plus conſiderable; mais quand on employoit de la cire à cacheter, du verre ou tout autre objet, qui ne peut ſervir de conducteur, on n'eprouvoit aucune fecouffe."

„Un tube de verre ayant été rempli d'eau et bouché aux deux extrémités, on paſſa un fil de laiton à travers chaque bouchon, de façon, que de chaque coté il étoit enfoncé dans l'eau, a trois pouces de diſtance l'un de l'autre. On fit communiquer les bouts du fil de laiton; l'un avec le centre d'un morceau de Zinc, et l'autre avec une demi-couronne, des bulles de gaz hydrogène ſ'elevérent ſur le champ de l'un des points du fil de laiton, qui etoit dans l'eau, et formérent un bouillonnement continuel, qui touchoit le ſommet du tube, tandis que l'autre point du fil de laiton etoit vivement oxide, et l'oxide ſe précipitoit rapidement au fond du tube."

Der erſte Verſuch, der mehr auf ſich hat, als der Erzähler zu vermuthen ſcheint, iſt völlig

nen. *) Der zweite aber iſt nur eine neue und glückliche Modification der ſchon längſt bekannten des Herrn Ritter, welchem die Ehre des erſten Erfinders gebührt.

5.

Noch etwas über das Verhältniſs der Naturphiloſophie zum Idealismus.

Weil das, was wir oben §. 65. über dieſen Gegenſtand geſagt haben, manchen Leſern vielleicht nicht verſtändlich geweſen iſt, ſo fügen wir hier, um es von unſrer Seite an nichts fehlen zu laſſen, und um zugleich dieſes Heft auf eine angenehme Weiſe zu beſchlieſſen, eine poetiſche Darſtellung ähnlicher Gedanken aus einem Gedicht bei, aus welchem meine phyſikaliſchen Leſer von ſelbſt abnehmen werden, wie alt die daſelbſt geäuſſerten Gedanken ſeyn mögen.

* * *

Wüſst' auch nicht wie mir vor der Welt könnt' grauſen,
Da ich ſie kenne von innen und aufsen.

Iſt

*) Die Cuhlberſon'ſche Erfahrung von der Wirkſamkeit der Feuchtigkeit an dem innerhalb belegten Theile der Leidner Flaſche erhält durch denſelben einen Beziehungspunct.

Iſt gar ein träg' und zahmes Thier,
Was weder dräut' dir noch mir,
Mufs ſich unter Geſetze ſchmiegen,
Ruhig zu meinen Füſsen liegen.
Sticht zwar ein Rieſengeiſt darinnen,
Iſt aber verkleinert mit allen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,
Noch ſprengen ſein eiſern Kerkerhaus.
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In todten und lebend'gen Dingen
Thut nach Bewufstſeyn mächtig ringen.
Daher der Dinge Qualität,
Weil er drinn quallen und treiben thät,
Die Kraft, wodurch Metalle ſprollen,
Bäume im Frühling aufgeſchoſſen,
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich ans Licht herauszuwenden.
Läſst ſich die Mühe nicht verdrieſsen,
Thut jetzt in die Höhe ſchieſsen,
Seine Glieder und Organ' verlängern,
Jetzt wieder verkürzen und verengern,
Und hofft durch Drehen und durch Winden
Die rechte Form und Geſtalt zu finden,
Und kämpfend ſo mit Fuſs' und Händ

Gegen

Gegen widrig Element
Lernt er im kleinen Raum gewinnen,
Darinn er zuerſt kommt zum Beſinnen.
In einen Zwergen eingeſchloſſen
Von ſchoner Geſtalt und g'radem Sproſſen
(Heiſst in der Sprache Menſchenkind)
Der Rieſengeiſt ſich ſelber findt.
Vom eiſernen Schlaf, vom langen Traum
Erwacht ſich ſelber erkennet kaum.
Ueber ſich ſelbſt gar ſehr verwundert iſt
Mit groſsen Augen ſich grüſst und miſst,
Mocht' alsbald wieder mit allen Sinnen
In die groſse Natur zerrinnen,
Iſt aber einmal losgeriſſen,
Kann nicht wieder zurückfliesen,
Und ſieht Zeitlebens eng und klein
In der eignen groſsen Welt allein.
Trachtet wohl in bangen Traumen,
Der Rieſe mocht' ſich ermannen und bäumen,
Und wie der alte Gott Saturn
Seine Kinder verſchlingen im Zorn.
Weiſs nicht, daſs er es ſelber iſt,
Seiner Abkunft ganz vergiſst,
Thut ſich mit Geſpenſtern plagen,
Sinnt' alſo zu ſich ſelber ſagen:

Ich bin der Gott, den sie im Busen hegt
Der Geist, der sich in allem bewegt,
Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguss der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt;
Die erste Blüth', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,
Ist Eine Kraft, Ein Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höhern Leben.

(Die Fortsetzung folgt).

6.

Nachricht.

Es ist ein grober Irthum, wenn ich S. 93. des ersten Hefts dieser Zeitschrift Herrn Reinhold unter den Philosophen nenne, welche sich für zu gut hielten, an der Literat. Zeitung jetzt noch Theil zu nehmen, welches ich gethan habe, mehr um ihm meine Achtung zu bezeugen, als ob ich dessen völlig gewiss gewesen wäre. Es ist auch kurz darauf wirklich eine Recension von ihm

ihm erschienen, (No. 127. vom 5ten May d. J.), durch welche man zweifelhaft wird, wen man glücklicher preisen soll, den Philosophen, dass es noch ein Blatt für ihn giebt, worinn seine Gedanken wenigstens gedruckt werden, oder die Zeitung, dass sie einen Philosophen gefunden, der die Tramontane hinlänglich verloren hat, um für sie passend zu werden. Dieses abermalige glückliche Zusammentreffen einer sich wechselseitig stützenden Nullität macht mir ein solches wahres Vergnügen, dass ich die Nachricht davon, aus diesem Grunde allein schon, meinen Lesern nicht vorenthalten konnte.

Druck-

Druckfehler.

Folgende, die für den Sinn bedeutend sind, und durch die Abwesenheit des Verf. vom Drucksorte entschuldigt werden müssen, bittet man von dem Lesern zu verbessern.

p. 37 Z. 10 müfste statt mufste.
— 50 Z. 1 u. f. Entfaltung ft. Entfaltung.
— 58 Z. 8 eben ft. aber.
— 52 Z. 15 l. „der weder der kleinste noch auch so groß ist," ft. der weder der größte noch auch so gering ist.
— 66 Z. 14 eben ft. aber.
— 69 Z. 9 nun ft. nur.
— — Z. 10 v. u. in den der ft. in der.
— 77 Z. 6 v. o. del. Comma nach angeben.
— 83 Z. 2 adde: der von Verhältniffe (wenn es nämlich in allen Exempl. wie in den Aushängebogen fehlt).
— 94 Z. 7 v. o. nie ft. ein.

Jena,

gedruckt bei Prager und Comp.

Zeitſchrift

für

ſpekulative Phyſik

herausgegeben

von

Schelling.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,

bei Chriſtian Ernſt Gabler.

1801.

Zeitſchrift

für

ſpeculative Phyſik

Herausgegeben

von

Schelling.

Zweyten Bandes erſtes Heft.

Jena und Leipzig,

bei Chriſtian Ernſt Gabler.

1801.

A D
MONAC.
Universitäts-
München
Bibliothek

Darſtellung
meines Syſtems der Philoſophie.

Vorerinnerung.

Nachdem ich ſeit mehreren Jahren die Eine und ſelbe Philoſophie, welche ich für die wahre erkenne, von zwei ganz verſchiednen Seiten, als Natur- und als Transſcendental-Philoſophie darzuſtellen verſucht habe, ſehe ich mich nun, durch die gegenwärtige Lage der Wiſſenſchaft, getrieben, früher als ich ſelbſt wollte, das Syſtem ſelbſt, welches jenen verſchiednen Darſtellungen bei mir zu Grunde gelegen, öffentlich aufzuſtellen, und was ich bis jetzt bloſs für mich beſaſs, und vielleicht mit einigen wenigen theilte, zur Bekanntſchaft aller zu bringen, welche ſich für dieſen Gegenſtand intereſſiren. Wer dieſes Syſtem, ſo wie ich es jetzt vortrage, vorerſt ſelbſt

begreift, hernach es mit jenen erſten Darſtellungen zu vergleichen Luſt hat, und im Stande iſt; wer ferner einſieht, wie viele Anſtalten zu der vollſtändigen und evidenten Darlegung, die ich jetzt davon geben zu können überzeugt bin, erforderlich geweſen ſind, wird es natürlich und nichts weniger als tadelswerth finden, daſs ich dieſe Anſtalten wirklich erſt gemacht, und daſs ich die vollſtändige Erkenntniſs dieſer Philoſophie, welche ich wirklich für die alleinige zu halten die Keckheit habe, von ganz verſchiednen Seiten her vorzubereiten geſucht habe, ehe ich wagte, ſie ſelbſt in ihrer Totalität aufzuſtellen. Ebenſowenig wird, unter dieſen Bedingungen, irgend jemand ſich vorſtellen können, (was man ſich hie und da, indem ich vergangnen Winter dieſes Syſtem in Vorleſungen vorgetragen, wirklich vorgeſtellt hat), ich habe mein Syſtem der Philoſophie ſelbſt, geändert: denn das Syſtem, welches hier zuerſt in ſeiner ganz eigenthümlichen Geſtalt erſcheint, iſt daſſelbe, was ich bei den ganz verſchiednen Darſtellungen deſſelben immer vor Augen gehabt, und woran ich mich, für mich ſelbſt, in der Transſcendental- ſowohl als Naturphiloſophie, beſtändig orientirt habe. Niemals habe ich weder mir ſelbſt noch andern verhehlt, ſondern vielmehr mit den deutlichſten Aeuſserungen, noch in der Vorrede zu meinem Syſtem des Idealismus, an mehreren Stellen dieſer Zeitſchrift u. ſ. w. es ausgeſprochen, daſs ich weder das, was ich Transſcendental- noch das was ich Naturphiloſophie nenne jedes für ſich für das Syſtem

ſtem der Philoſophie ſelbſt, oder für mehr als eine einſeitige Darſtellung deſſelben halte. Wenn es Leſer und Beurtheiler gegeben hat, die dieſs nicht gewahr geworden, oder denen ſolche Aeuſserungen kein Wink über meine eigentliche Meinung geweſen ſind, ſo iſt dieſs nicht meine ſondern ihre Schuld, ſo wie es auch nicht an mir gelegen hat, daſs der laute Widerſpruch gegen die gewöhnliche Art, ſich den Idealismus vorzuſtellen, der ſchon durch die Naturphiloſophie exiſtirt hat, bis jetzt nur von dem ſcharfſinnigen Eſchenmayer bemerkt, und ſelbſt von Idealiſten tolerirt worden iſt. — Ich habe das was ich Natur- und Transſcendentalphiloſophie nannte, immer als entgegengeſetzte Pole des Philoſophirens vorgeſtellt; mit der gegenwärtigen Darſtellung befinde ich mich im Indifferenzpunct, in welchen nur der recht feſt und ſicher ſich ſtellen kann, der ihn zuvor von ganz entgegengeſetzten Richtungen her conſtruirt hat. — Den meiſten, welchen ein philoſophiſches Syſtem zur Einſicht vorgelegt wird, kann nichts angenehmeres begegnen, als daſs ihnen ſogleich ein Wort gegeben wird, durch das ſie ſeinen Geiſt feſſeln, und nach Belieben bannen zu können glaubten. Wenn ich nun aber auch ſagte: Dieſes Syſtem hier iſt Idealismus, oder Realismus, oder auch ein drittes aus beiden, ſo würde ich vielleicht in jedem Fall etwas nicht unrichtiges behaupten, denn dieſes Syſtem könnte ja dieſs alles ſeyn, je nachdem es angeſehen würde, (was es an ſich, abſtrahirt von allem beſondern „Anſehen" ſeye, bliebe dadurch immer noch unausgemacht)

macht), aber doch würde ich dadurch keinen zu der wirklichen Erkenntnifs deſſelben bringen; denn was Idealismus und Realismus, was alſo auch ein mögliches drittes aus beiden ſeye, iſt eben das, was noch keineswegs im Reinen iſt, ſondern erſt ausgemacht werden ſoll; und gar ſehr verſchiedne Begriffe ſind in verſchiednen Köpfen mit jenen Ausdrücken verknüpft. Ich will der folgenden Darſtellung nicht vorgreifen, wo dieſer Gegenſtand ſchon von ſelbſt zur Sprache kommen wird, ſondern vorläufig nur ſo viel bemerken. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs ich z. B. für das wirkliche ausgeführte Syſtem des Idealismus nur das halte, was ich unter dieſem Namen aufgeſtellt habe, denn hielte ich etwas anders dafür, ſo würde ich dieſes andere aufgeſtellt haben; ebenſo, daſs ich dem Idealismus keine andre, als gerade diejenige Bedeutung gebe, die ich ihm in jener Darſtellung gegeben habe. Nun könnte es aber ſehr wohl ſeyn, daſs der Idealismus z. B., welchen Fichte zuerſt aufgeſtellt, und welchen er auch jetzt noch behauptet, eine ganz andre Bedeutung hätte, als jener; Fichte z. B. könnte den Idealismus in völlig ſubjectiver, ich dagegen in objectiver Bedeutung gedacht haben; Fichte könnte ſich mit dem Idealismus auf dem Standpunct der Reflexion halten, ich dagegen hätte mich mit dem Princip des Idealismus auf den Standpunct der Production geſtellt: um dieſe Entgegenſetzung aufs verſtändlichſte auszudrücken, ſo müſste der Idealismus in der ſubjectiven Bedeutung behaupten, das Ich ſeye Alles; der in der objectiven Bedeutung umgekehrt:

Alles

Alles ſeye = Ich und es exiſtire nichts, als was = Ich ſeye, welches ohne Zweifel verſchiedene Anſichten ſind, obgleich man nicht läugnen wird, daſs beide idealiſtiſch ſind. — Ich ſage nicht, daſs es ſich wirklich ſo verhalte; ich ſetze nur den Fall als möglich; geſetzt aber es verhielte ſich ſo, ſo würde ja der Leſer mit dem Wort Idealismus über den eigentlichen Inhalt eines unter dieſem Namen aufgeſtellten Syſtems durchaus nichts erfahren, ſondern er müſste, wofern er ſich dafür intereſſirte, gleichwohl ſich entſchlieſſen, es zu ſtudieren und erſt zuzuſehen, was denn eigentlich unter dieſem Namen verſtanden oder behauptet werde. Nicht anders als mit dem Idealismus möchte es ſich wohl mit dem verhalten, was man bis daher Realismus genannt hat; und faſt kommt es mir vor, als ſeye die folgende Darſtellung Beweis, daſs man bis auf den heutigen Tag den Realismus in ſeiner erhabenſten und vollkommenſten Geſtalt, (ich meine im Spinozismus), in allen öffentlich bekannt gewordenen Anſichten durchaus verkannt, und misverſtanden habe. Dieſs alles ſage ich nur zu dem Ende, damit erſtens der Leſer, welcher überhaupt ſich über meine Philoſophie unterrichten will, vorerſt ſich entſchlieſſe, die folgende Darſtellung mit Ruhe und Ueberlegung, nicht als die Darſtellung von etwas ihm bereits Bekannten, wobei ihn bloſs die Form der Darſtellung intereſſiren könnte, ſondern als von etwas ihm vorläufig völlig Unbekanntem zu leſen; — nachher mag es jedem freiſtehen zu verſichern, daſs er daſſelbe

läugſt

längſt auch gedacht habe; — und zwar verlange ich, daſs man das, was ich Naturphilosophie nenne, auch nur als Naturphilosophie, was ich System des transscendentalen Idealismus nenne, auch nur als System des Idealismus beurtheile, was aber mein System als Philosophie sey, aus dem folgenden allein erfahren wolle; zweitens daſs man meine Darstellungen der Naturphilosophie und des Idealismus, besonders aber die folgende meines Systems der Philosophie blos aus sich selbst, nicht aber aus andern Darstellungen beurtheile, daſs man nicht frage, ob sie mit diesen sondern ob sie mit sich selbst übereinstimmen, und ob sie in sich und ganz abgesondert betrachtet von allem, was aufser ihnen existirt, Evidenz haben oder nicht; namentlich daſs man vorerst sich entschliefse, Fichte's und meine Darstellungen jede für sich zu betrachten, indem es erst durch die weitere Entwicklung sich zeigen kann, ob und wie weit wir beide übereinstimmen, und von jeher übereingestimmt haben. Ich sage *vorerst*. Denn es ist nach meiner Ueberzeugung unmöglich, daſs wir nicht in der Folge übereinstimmen, obwohl jetzt, gleichfalls nach meiner Ueberzeugung, dieser Punct noch nicht herbeigeführt ist. — Glaubt denn aber irgend ein unterrichteter Mensch, daſs ein System von dieser Art, sich gleichsam im Augenblick entwickle, oder daſs es bereits zu seiner vollständigen Entwicklung gelangt seye? Hat man denn Fichte'n die Zeit gelassen, es bis zu dem Punct zu führen, bei welchem sich entscheiden muſs, daſs sein System nicht nur überhaupt Idealismus, (denn

dieſs

dieſs iſt nach meiner Ueberzeugung alle wahrhaft ſpekulative Philoſophie), ſondern daſs es gerade dieſer Idealismus iſt? — Bis jetzt hat Fichte nach meiner Einſicht durchaus nur das Allgemeinſte gethan; und einigen zur Freude andern zum Verdruſs mag es hier ſtehen, daſs meines Erachtens, was bisdaher geſchehen iſt, eben nur der Anfang iſt, von dem, was noch geſchehen wird, daſs alſo dieſe ganze Sache noch weit von ihrem „Ende" iſt. Wodurch aber iſt jene Entwicklung, von der ich ſpreche, mehr aufgehalten worden, als durch die Zudringlichkeit des unnützen Volks, welches, von aller Ahndung der Spekulation weitentfernt durch ſeine Natur ſchon, gleichwohl über dieſe Dinge, in dem blindeſten Selbſtvertrauen, ſeine Stimme vernehmen läſst, und eh' es nur begriffen hat, wovon die Rede iſt, entweder mitſpricht oder widerſpricht. Wohin ſoll es endlich kommen, wenn z. B. ein Reinhold, welcher mit der naivſten Offenherzigkeit geſteht, „er habe weder am Anfang noch in der Mitte, noch ſelbſt kurz vor dem Ende (ſage: Ende) der neueſten philoſophiſchen Revolution gewuſst, um was es eigentlich zu thun ſey" — welcher aber gleichwohl im Anfang dieſer „Revolution" blinder Anhänger Kants geweſen, nachher in einer eignen Theorie die infallible, katholiſche Philoſophie verkündigt, und gegen das Ende ſich in den Schooſs der Wiſſenſchaftslehre nicht ohne eben ſo ſtarke Verſicherung ſeiner tiefſten Ueberzeugung begeben hatte — wenn ein ſolcher nach allen dieſen Proben ſeiner philoſophiſchen Imbecillität gleichwohl nicht den

Muth

Muth verliert, noch Einmal, und, wie er wohl selbst ahndet, zum letztenmal das „nunmehrige“ Ende der philosophischen Revolution zu profezeien*). — Wir wen-

*) Für jeden, der Sinn für Wissenschaft hat, wird das im Texte Gesagte mehr als hinlänglich seyn, unser Urtheil über Hrn Reinhold zu motiviren, und um so weniger scheuen wir uns, es auszusprechen, da wir innerlich niemals die geringste Achtung für ihn als spekulativen Kopf gehabt haben, der er nie gewesen ist, und worauf er auch, indirect wenigstens, selbst alle Ansprüche aufgiebt. Er verdammt sich selbst zum Lernen, und geht, auch sogar bei der Absurdität noch, in die Schule, und hierinn hat er wirklich das Rechte getroffen. Er hat in der Philosophie nie einen andern, als historischen Geist gehabt; seine Theorie des Vorstellungsvermögens beruht auf dem Fundament der als material wahr vorausgesetzten Kantischen Philosophie, in Ansehung welcher, da sie selbst nur ein Factum war, natürlich auch keine andre als eine factische Deduction übrig blieb; seit dieser ersten und einzigen Aeusserung eigner philosophischer Thätigkeit hat er bei Erscheinung jeder neuen Philosophie kein angelegentlicheres Geschäft gehabt, als, alle frühere Philosophen-Spiritualisten, Materialisten, Theisten, und wie sie weiter heissen mögen, immer auf's Neue durch die Musterung gehen zu lassen, und immer glücklich gefunden, woran es ihnen allen gefehlt, niemals aber, woran es ihm selbst fehle, und wie unnütz er sich bestrebte, das edle alte Korn mit seinem Stroh auszudreschen, eine Verblendung, die nur von derjenigen übertroffen wird, mit der er glaubte, durch die Sätze vom Stoff und der Form, dem Vorstellenden und dem Vorgestellten, die grossen Proble-

me

wenden uns von dieſen Anblicken ab, und erinnern vorläufig nur dieſes; alle weitern Erklärungen über das Verhältniſs unſers Syſtems zu allen andern vorzüg-

me der Philoſophie aufgelöst zu haben. In ſolcher tiefen Unwiſſenheit über den eigentlichen Kern aller Spekulation, worinn er fortwährend gelebt hat, ſchien ihm natürlich für ſein Urtheil nichts zu hoch, und wenn dieſer ſchwache Kopf ſich an Spinoza wagt, an Plato und die andern ehrwürdigen Geſtalten, iſt es zu verwundern, daſs er unter andern auch Fichte'n zu überſehen glaubt, eben ſo leicht, als er von Kurzem ihn zu verſtehen, und von der Wahrheit ſeiner Philoſophie ſich innigſt überzeugt zu haben glaubte. — Abſichtliche Verdrehungen fremder Behauptungen und Philoſopheme kann ſich eine Redlichkeit nicht erlauben, die ſo offenherzige Bekenntniſſe thut, als die oben angeführten; ſonſt könnte man dahin die Entſtellungen rechnen, welche einige meiner Sätze in einer gewiſſen Recenſion meines *Syſtems des tranſcendentalen Idealismus* erlitten haben. Ich werde gewiſs meine Zeit nicht damit verlieren, ſondern erlaube Hrn Reinhold vielmehr hiermit förmlich, mich in Recenſ., Journalen u. ſ. w. behaupten zu laſſen, was ihm gut dünkt; übrigens aber ſich meiner Ideen und meiner Methode als eines „hervriſchen" Princips zu bedienen, (welches von gutem Nutzen ſeyn ſoll), und ſogar den Idealismus, wenn es Noth thut, auch mit aus ihm ſelbſt genommenen, nur vorerſt gehörig abſurd gemachten, Ideen zu widerlegen, alles zur Ehre der Wahrheit, und Beendigung der philoſophiſchen Revolution. — Was werden aber manche dazu ſagen, daſs dieſe Reinholdi;keit ſogar bis zu förmlichen Denunciationen, Angriffen von der moraliſchen und religiöſen Seite, ſich erſtreckt, wie in einem

züglich aber zum Spinozismus und Idealismus ſind in der folgenden Darſtellung ſelbſt zu ſuchen, welche, wie ich hoffe, auch allen den Mifsverſtändniſſen ein Ende machen ſoll, denen beſonders die Naturphiloſophie ausgeſetzt geweſen iſt, und denen ich, wie ich bereits in einer Abhandlung des vorhergehenden Hefts bemerkte, lieber durch die Ausführung des Syſtems ſelbſt, (denn dafs ein „erſter Entwurf" kein vollendetes Syſtem enthalten könne, ſollte ſich doch von ſelbſt verſtanden haben), als durch eine vorläufige allgemeine Erörterung abzuhelfen, ſchon ſeit mehrern Jahren gedacht habe. Ich werde daher auch weiter auf keine Beurtheilung die geringſte Rückſicht nehmen, welche ſich mit mir nicht über die erſten, hier zuerſt ausgeſprochnen, Grundſätze einläſst, und entweder dieſe angreift, oder die nothwendige Folge einzelner Behauptungen aus ihnen abläugnet. — Ueber die Methode, welche ich bei der Conſtruction dieſes Syſtems angewendet habe, wird ſich am Ende der ganzen Darſtellung beſtimmter als am Anfang derſelben ſprechen laſſen. Die Weiſe der Darſtellung betreffend, ſo habe ich mir hierinn Spinoza zum Muſter

einem der neuſten Stücke des deutſchen Mercurs geſchieht; gewifs wird man auch hierinn nur den oben geſchilderten Geiſtescharacter erblicken, und nicht etwa das goldne Wort der Xenien hier anwenden wollen:

„Auf das empfindſame Volk hielt ich nie etwas: es werden —
Kommt die Gelegenheit nur *ſchlechte Geſellen* daraus."

Muſter genommen, nicht nur, weil ich denjenigen, welchem ich, dem Inhalt und der Sache nach, durch dieſes Syſtem am meiſten mich anzunähern glaube, auch in Anſehung der Form zum Vorbild zu wählen den meiſten Grund hatte, ſondern auch weil dieſe Form zugleich die gröſste Kürze der Darſtellung verſtattet, und die Evidenz der Beweiſe am beſtimmteſten beurtheilen läſst. — Ich habe mich überdieſs ſehr häufig der allgemeinen Bezeichnung durch Formeln bedient, wie ſie bereits von Herrn Eſchenmayer, in ſeinen naturphiloſophiſchen Abhandlungen und dem Aufſatz: „Deduction, des lebenden Organismus“ (in Röſchlaubs Magazin etc.) angewendet worden iſt; Schriften, welche ich von allen meinen Leſern geleſen wünſchte, theils ihres eigenthümlichen Intereſſes wegen, theils, damit ſie deſto gewiſſer in Stand geſetzt werden, die Vergleichung meines naturphiloſophiſchen Syſtems mit derjenigen Behandlung der Naturphiloſophie anzuſtellen, welche aus dem Idealismus, der auf dem bloſsen Standpunct der Reflexion ſteht, freilich ganz nothwendig hervorgeht. Denn es iſt, um das abſolute Identitäts-Syſtem, welches ich hiermit aufſtelle, und welches ſich vom Standpunkt der Reflexion völlig entfernt, weil dieſe nur von Gegenſätzen ausgeht, und auf Gegenſätzen beruht, in ſeinem Innern zu faſſen, äuſserſt nützlich, das Reflexions-Syſtem welchem jenes entgegengeſetzt iſt, genau kennen zu lernen. — Ueberhaupt habe ich mit dieſem Syſtem ein doppeltes Verhältniſs; zu den Philoſophen, vo-

riger

riger und jetziger Zeit, hierüber habe ich mich zum Theil bereits in dieſer Vorerinnerung erklärt, vollſtändiger wird es in der Darſtellung ſelbſt geſchehen; und nur zum Ueberfluſs bemerke ich noch, daſs ich unter Philoſophen einzig diejenigen verſtehe, welche Grundſätze und Methode haben, welche nicht bloſs andrer Gedanken wiederhohlen, oder auch wohl aus fremdem Allerley ein eignes Ragout brauen; zu den empiriſchen Phyſikern, von welchen man zuvor wiſſen kann, wie ſie es mit der Naturphiloſophie halten werden. Sie werden dem bei weitem gröſsten Theil nach eine Zeitlang noch gegen den Stachel zu lecken ſuchen; hernach die Ausdrücke, auch wohl die Conſtructionen der Naturphiloſophie allmählig als probable Erklärungen, aufnehmen, oder unter der Form von Experimenten an den Tag bringen; endlich ſogar die geſammte dynamiſche Phyſik, als eine nicht unebne Hypotheſe, in ihren Lehrbüchern verewigen.

Soviel mag zur Vorerinnerung genug ſeyn. Von jetzt an ſpreche nur die Sache ſelbſt.

I.

Spontaneität = Weltſeele

oder

das höchſte Princip der Naturphiloſophie

von

K. A. Eſchenmayer.

„Was iſt die Materie anders, als der erloſchne „Geiſt? In ihr iſt alle Duplizität aufgehoben, ihr „Zuſtand ein Zuſtand der abſoluten Identität und „der Ruhe. Im Uebergang aus der Homogeneität in „Duplizität dämmert ſchon eine Welt, mit der „Wiederherſtellung derſelben geht die Welt ſelbſt „auf; und was iſt denn dieſe Welt anders, als der „ſichtbare Geiſt?“

Dieſs ſind die tiefgedachten Worte *Schellings* in ſeinem Meiſterwerke: *Erſter Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie.* In ihnen liegt jenes letzte Problem, das bisher ſo oft, ſtatt gelöst zu werden, nur hinaus geſchoben, ſo oft, ſtatt ſich in ein unwandelbares Axiom zu enden, nur durch Zwiſchenſätze vermittelt wurde, in ihm iſt die Frage um

Verknüpfung zwiſchen *Natur* und *Begriff*, zwiſchen *Geſetz* und *Freyheit*, zwiſchen *todtem Mechanism* und *lebendiger Dynamik*. Wir ahnden den Sinn jener Worte durch das ganze Werk des Verfaſſers, aber ihre Bedeutung uns vollends kund zu thun, dazu fehlt noch die letzte Hand des Meiſters.

Das *Problem* ſelbſt drückt *Schelling* am Ende ſeiner Reſultate auf folgende Art aus pag. 254.:

Welches iſt der allgemeine Thätigkeitsquell in der Natur? Welche Urſache hat in der Natur das erſte dynamiſche Aufeinander (wovon das Mechaniſche eine bloſse Folge iſt) *hervorgebracht? Oder welche Urſache hat zuerſt in die allgemeine Ruhe der Natur den Keim der Bewegung, in die allgemeine Identität Duplizität, in die allgemeine Homogeneität der Natur den erſten Funken der Heterogeneität geworfen?*

Auf dieſes Problem ſah ſich der Verfaſſer getrieben, nachdem er den Begriff der Natur in ſeiner höchſten Allgemeinheit gefaſst und abwärts durch ſeine weſentliche Stufen hindurch geführt hatte, alſo gerade da, wo der Verfaſſer endet, thut ſich dieſes Problem hervor, das ganze Reſultat dieſes ſcharfſinnigen Werkes dringt ſich in Hervorbringung dieſer Aufgabe zuſammen, — und ſo muſste es auch ſeyn: *Schelling* geht von einem *unbedingten Empirismus* aus, d. h. über das erſte movens der Natur ſoll innerhalb

nerhalb des Empirismus keine Frage feyn, der Naturphiloſoph, ſo wie er die Natur antrifft, findet ſie ſchon ins *Werden* geſetzt, und er kann weiter nichts thun, als die jetzt aktive Naturprinzipien in ihrer Thätigkeit zu entwickeln; unbedingt iſt der Empirismus nur für den Naturphiloſophen, unbedingt alſo nur unter der Bedingung, daſs das *Prinzip* des *Werdens*, auf welches eben die von *Schelling* aufgeſtellte Aufgabe beſtimmt hinweiſst, und deren Löſung dem Tranſcendentalphiloſophen zugehört, ausgeſchloſſen werde; ſo läſst ſich's erklären, wie *Schelling*, nachdem er von einem *unbedingten Empirism* ausgieng, denſelben in ſeine fortlaufende Zweige durch Sondrung des anorgiſchen und organiſchen verfolgte, und endlich durch Einung ebendeſſelben wieder in ſich zurückkehrte, gerade mit dem obigen Problem enden muſste.

Jenes *Urprinzip*, was, um mit *Franz Baader* zu reden, den Aushauch von oben in die todte Bildſäule des Prometheus weht, die erſte Welle im Puls der Natur (das Wechſelſpiel ihres Dualism) rege macht, bleibt unbekannt, und hier iſt gerade der Punkt, wo das *Unbedingtſeyn* des *Empirism* aufgehoben und einem höhern ſchöpferiſchen Selbſt die Stelle eingeräumt werden muſs: das Grab des *Empirism* iſt die Auferſtehung des *Rationalism*. Auf dieſen Punkt hinzuweiſen, iſt die Abſicht dieſes Aufſatzes.

Was

Was iſt denn jenes *Urprinzip*?

Es iſt uns ſo nahe, und wir ſuchen es im Unermeſslichen, — es verſinnlicht ſich jeden Augenblick vor uns, und wir leihen ihm ein überſinnliches Subſtrat, — es ſpiegelt ſich überall auſser uns vom Chryſtall bis zum Blatt, vom Blatt bis zur edlern Geſtalt des Thiers, nur in uns ſelbſt verhehlt es ſich; — es iſt, wie *Baader* ſagt, der *Aufgang*, — die Sonne, welche das Verſinken in Nacht in neue Morgenröthe lichtet; durch daſſelbe wird der Geiſt ſichtbar im Erwachen der Natur und wenn es fehlt, der Geiſt erloſchen im Schlaf der Materie.

Jenes Prinzip = Weltſeele
und
Weltſeele = Spontaneität.

Nähere Prüfung.

Mein *Geiſt* und die *Natur* ſtehen einander gegenüber: In mir iſt *Freiheit*, in der Natur *Geſetz*; inſofern ich mich ſo erblicke, bin ich Spontaneität, reine Thätigkeit, Prinzip des Werdens, die Natur hingegen todter Mechanism, Paſſivität, bloſses Seyn. *Aber die Natur dringt mir die Produkte ihrer Geſetzmäſsigkeit auf und ich dringe ihr die Produkte meiner Freiheit auf.*

In

In diesem Wechselspiel ist offenbar meine Freiheit beschränkt, der Zwang der Natur hingegen gemindert.

Den ersten Satz betreffend:

Insofern ich empfinde und anschaue, stehe ich unter der Macht der Natur, mein Vorstellen richtet sich ganz nach ihr, ich bin also nicht blos reine Thätigkeit, blosses Prinzip des Werdens, in mir ist sonach auch ein von aussen bewirktes Seyn d. h. ich bin auch Natur. Umgekehrt in der Natur von aussen ist nicht blosse Passivität, das geringste, was ich ihr beizulegen genöthigt bin, ist ein innrer nicht weiter abzuleitender Trieb, der seine Kausalität in mir sucht.

Den zweiten Satz betreffend:

Auch im freien Handeln bin ich noch beschränkt, ich kann den vorhandenen Stoff weder tilgen noch neuen, erschaffen, meine ganze Macht ist blos aufs Bilden und Modifiziren desselben eingeschränkt, die Natur widerstrebt mir durch den Stoff und widerstreben ist wenigstens bedingte (durchs Streben vermittelte) Thätigkeit.

In beiden Fällen ist Thätigkeit und Leiden auf einer und der andern Seite, aber ausschliefslich ist dem ersten Satz nach das Bewufstseyn von Zwang,

Noth-

Nothwendigkeit in mir, das Gegentheil prädizire ich von der Natur: ausschliefslich dem zweiten Satz zufolge das Bewufstseyn von Freiheit, Unabhängigkeit in mir, das Gegentheil in der Natur.

Offenbar ist in dieser ganzen Folgerung nur von einem absoluten Quantum von Thätigkeit die Rede, welches aber an zwei entgegengesetzte Potenzen (Geist und Natur) vertheilt werden soll: so viel Thätigkeit in mir, so viel Negazion in der Natur und umgekehrt, beide halten ein vollkommnes Wechselverhältnifs. Also — es ist überhaupt kein Leiden sondern nur Thätigkeit, aber diese Thätigkeit ist an *entgegengesetzte Potenzen* vertheilt; was in mir *positiv* ist, ist im entgegengesetzten *negativ* (mathematische Wahrheit) und jetzt gelangen wir auf einen hellen Punkt: würde es dem Philosophen gelingen, jene entgegengesetzte Potenzen im Ich zu vereinigen, so wäre jenes Wechselspiel blos ein Produkt des Ichs.

Geist und Natur, Subjektivität und Objektivität, Seyn und Werden wäre eben die synthetische Vereinigung, worinn das Ich besteht; das absolute Quantum der Thätigkeit wäre blos der Maafsstab, mit welchem das Vernunftwesen die einzelnen Zustände, die gröfsere oder geringere Thätigkeit kalkulirte: Es liefse sich eine Reihe konstruiren, an deren positiver Seite die Thätigkeit, freies Handeln, und an deren negativer Seite, Naturnothwendigkeit, nothwendi-

ges

ges Handeln, das Uebergewicht hätte, und an deren beiden Extremen, nemlich am positiven, reine Spontaneität, am negativen, reine Naturnothwendigkeit auf unendliche Potenzen fallen würde, d. h. das Uebergewicht des einen Faktors würde unendlich grofs feyn, mithin der andere ganz verfchwinden.

Einen Haupttheil dieſer Aufgabe fuchte ich in einem Heft des Böſ hlaubifchen Magazins, unter der Auffchrift: *Deduction des lebenden Organism* zu erörtern, ich verweife in der Hauptfache darauf und wiederhole nur das hiehergehörige:

Wenn man die vermittelnde Glieder auffucht, deren Konkurrenz die Welt in das mannigfaltige Dafeyn hervorrufte, fo trifft man auf zwei Stufenleitern, wie *Schelling* in genanntem Werke fehr fchön gezeiget hat, eine für die *anorganifche* Natur, welche vom Licht auf Elektrizität von Elektrizität auf Magnetism fortläuft, die andere für die *organifche* Natur, welche von Bildungstrieb auf Irritabilität von Irritabilität auf Senfibilität fortläuft: geht der *Empirism* fo weit, fo geht er weit genug, wenigftens fo weit als es die höhere Phyſik mit Fug und Recht von ihm fordern kann, aber der *Empirism* foll überhaupt aufgehoben werden, denn er endet gerade da, wo die Unterordnung der niedern Prinzipien unter eine alles zufammenfaffende Sphäre zum Problem wird: bis zum Urprinzip, das fich felbſt produzirt und (obwol nach beſtimmten Gefe-

tzen)

tzen) Kauſalität nach aufsen fordert, d. h. zum *urſprünglichen Triebe* der Natur *) erhebt er ſich nicht.

Der urſprüngliche Trieb als Selbſtwirkung nach aufsen, welche zwar Kauſalität ſucht, aber lediglich durch ſich keine hat, trägt offenbar den Karakter ſowol der Spontaneität als der Natur an ſich. Selbſtwirkung, die im Streben nach aufsen ſich nie erſchöpft und wie ein unendlicher Faktor immer aufs neue ſich reproduzirt, erkennt blos die Spontaneität als ihre Schöpferin, aber dafs dieſe Selbſtwirkung blos Kauſalität ſucht, ohne ſie erreichen zu können, daran erkennt man die träge Feſſel der Natur. Die Spon-

*) Die Verlegenheit, in welcher die Phyſik ſich befindet, ſich zum urſprünglichen Triebe zu erheben, iſt ſo alt und ihre Spur in der Vorzeit ſo unverkennbar, dafs es ſich nur daraus erklären läfst, wie unſere Vorfahren dazu gelangten, dem Imaginations-Spiel, von einem Naturbegriff zum andern aufzuſteigen, gleichſam durch einen Schlag ein Ende zu machen und der Phyſik die Idee einer *Weltſeele* vorzuſetzen. Dieſs war eine Hypotheſe der höhern Phyſik im grauen Alterthum: in wie mannigfaltigen Geſtalten kehrte dieſe Hypotheſe zu uns zurück. — Unſere Philoſophie hebt den *Empirism* auf. Geiſt und Natur ſollen in einem urſprünglichen Triebe ſich vereinigen, und während der niedere Beſtandtheil dieſes Triebes in dem geſetzvollen Mechanism von Glied zu Glied fortgeht, ſoll der andere höhere Beſtandtheil in gleicher Wechſelwirkung ſich über die Geſetze erheben.

Spontaneität, durchs Medium der Natur *gebunden*, *erlischt* in einem Triebe, die Natur, durchs Medium der Spontaneität *gehoben*, wird zu einem Triebe *angefacht*; der Trieb hält die Mitte zwischen Spontaneität und Natur, er ist gleichsam die zwischen zwei entgegengesetzten Potenzen sich konstituirende Einheit, das *punctum saliens*, der anorgischen und organischen Welt. Es ist demnach die Spontaneität, vermittelst welcher die Natur vor unsern Augen erwacht, und es ist die Natur, vermittelst welcher die Spontaneität unter die Gesetze der Endlichkeit sich beugt und der ursprüngliche Trieb, der Vereinigungspunkt beider, ist mithin die eigentliche Basis (das Urprinzip), an welcher der Naturphilosoph die Entwicklung seiner niedern Prinzipien anknüpfen kann.

Noch mehr Gehalt für diese Folgerung ist in folgendem:

Der Philosoph, so wie er den Menschen auf seinem gewöhnlichen Standpunkte findet, ist genöthigt, demselben eine *freie Reflexion* und *freie Produktion* beizulegen: Diess sind zwei Vermögen, deren Aeusserungen einander in entgegengesetzter Richtung treffen, was eines zu gewinnen sucht, das vernichtet das andere, und der Gewinn des einen offenbart sich im Verlust des andern, vollkommne Wechselwirkung; aber beide sind unendlich, mithin einander gleich: vermöge dieser Gleichheit mussten sie

sich

sich ohne fremde Störung in der Mitte berühren, in ein absolutes Gleichgewicht setzen und in diesem Zustand todter Ruhe ewig beharren, es könnte von Verlust und Gewinn weder auf einer noch der andern Seite die Rede seyn. — So ist es aber nicht — denn der Mensch ist sich jeden Moment einer freien Reflexion und freien Produktion bewusst, diess ist unläugbare Thatsache, die beiden Funktionen können demnach nicht in der *Mitte* zusammentreffen, weil sonst jenes Bewusstseyn unmittelbar dadurch aufgehoben würde.

So gewiss jene Thatsache ist, so gewiss müssen beide Funktionen *auseinandergehalten* werden, und diess ist das Werk der Spontaneität. *Im unendlichen Auseinanderhalten entgegengesetzter Thätigkeiten offenbart sich der Geist* wie *Schelling* schon so treffend sagt. Durch das Auseinanderhalten werden jene Funktionen unabhängig von einander und jede kann ihrer Tendenz ins Unendliche folgen. Wie wäre ausserdem eine freie Reflexion und eine freie Produktion möglich? Wie wäre ein Begriff möglich, wenn nicht im nemlichen Moment, wo ich abstrahire, analysire, die Synthesis zurückgehalten würde, wie wäre ein Produkt möglich, wenn nicht in eben demselben Moment, wo ich verbinde, synthetisch verfahre, die Analyse zurückgehalten würde *).

Spon-

*) Das Vermögen zu wählen wird von der Spontaneität nur in einer niedern Beziehung prädizirt, die höhere ist,

Spontaneität in ihrer höchsten Beziehung gedacht besteht im wechselseitigen Auseinanderhalten der Funktionen jener beiden Vermögen: vermittelst der Reflexion geht sie aus auf *Vernichten*, vermittelst der Produktion geht sie aus auf *Erschaffen*, sie wird jedesmal eingeschränkt durch den *Stoff* und statt des Vernichtens tritt ein Trennen, Abstrahiren (Begriff), statt des Erschaffens ein Verbinden, Modifiziren (Kunstprodukt) an ihre Stelle, und so weit reicht die Kausalität der Spontaneität.

Durch das *Auseinanderhalten* beider Vermögen wird ein Handeln möglich, das mit *Bewusstseyn* von *Freiheit* verknüpft ist. (Begriff und Kunstprodukt).

So gewiss nun dies ist, so gewiss ist es auf der andern Seite auch, dass die Tendenz zum absoluten Gleichgewicht, zum absoluten Zusammentreffen unaustilgbar in beiden entgegengesetzten Vermögen wohne und in dieser Tendenz liegt der Gegensatz der Spontaneität — *die Natur*.

So wie die Spontaneität für sich allein alle Gesetzmäfsigkeit verweigert, eben so strebt die Natur für

ist, dass die Gebundenheit beider Vermögen eine endliche Zeit hindurch aufgehoben wurde, und dann tritt erst die Wahl ein.

für ſich ein abſolutes Geſetz (des Gleichgewichts) hervorzubringen, eben ſo, wie die Spontaneität im abſoluten Unendlichen ſich verlieren würde, ſo ſucht ſich die Natur in einer abſoluten Endlichkeit aufzuheben; keines von beiden ſoll gelten: Weder die Tendenz zum abſoluten Gleichgewicht, noch das Auseinanderhalten beider Funktionen ins Unendliche ſoll ſtatt finden, ſondern ein *Drittes*, welches den Karakter der Spontaneität und der Natur zugleich an ſich trägt: dieſes Dritte iſt der *Trieb*, durch ihn wird die abſolute Endlichkeit aufgehoben. — *Die Natur erwacht*, aber auch in ihm wird die Spontaneität herabgeſtimmt — *der Geiſt erliſcht*, und ſo entſteht eine Reihe, zwiſchen deren unendlichen Endpunkten die Totalſumme des Endlichen inne liegt und in deren Mitte die idealiſche Gränze fällt, welche Objektivität von Subjektivität ſcheidet.

Durch die *Tendenz zum abſoluten Gleichgewicht* beider Vermögen wird ein Handeln möglich, das mit Bewuſstſeyn von *Nothwendigkeit* verknüpft iſt, (Empfinden und Anſchauen).

So weit alſo Trieb von wirklicher Kauſalität abſteht, ſo weit ſteht das nothwendige Handeln vom freien ab, aber beide Handlungen gehören zu einem und ebendemſelben Ich, in welchem jene entgegengeſetzte Potenzen Geiſt und Natur verknüpft ſind.

Ge-

Gegen dieſe und alle ähnliche Sätze erhebt ſich nun die Erfahrung mit einer Art von Frohlocken, indem ſie einerſeits nicht für nöthig hält, dem Philoſophen in ſeinen Speculationskreiſs zu folgen, andererſeits aber für unmöglich hält, ihre Fußſtapfen a priori zu erreichen. Wahr iſt es, daſs wenn wir nicht im Stande ſind, unſern letzten Schlufssatz gerade auf dem Punkt niederzuſetzen, wo ihn die Erfahrung bequem aufnehmen kann, ihr Mifstrauen ganz gegründet bleibt.

Wir wollen die Erfahrung ſelbſt hier redend einführen:

„Es iſt ſonderbar, ſagt ſie, wie der Philoſoph auf ſeinem hohen ſeynſollenden Standpunkt uns ſo tief verſteckte Wahrheiten zu Gemüthe führt, z. B. daſs unſer Ich ſelbſt es ſeye, was die Natur oder überhaupt ein Univerſum aus ſich heraus projizire, und davon wiſſe das erwähnte Subjekt nicht ein Wörtchen.“

Ich behaupte, daſs es ganz natürlich damit zugehe, daſs kein mögliches Naturprincip den oberſten Ring in der Kette ſchlieſsen könne, daſs es nur die Spontaneität ſeyn könne, vermittelſt welcher die Natur vor uns erwacht, aber gerade in dem urſprünglichen Triebe, welcher die Natur weckt, ſelbſt erlöſche und daſs eine erloſchne Spontaneität doch wohl nicht mit Bewuſstſeyn von Freiheit, mit

Ueber-

Ueberzeugung, dafs jenes Werk das unfrige feye, begleitet feyn könne, fondern dafs vielmehr vermittelft des Gefühls jenes urfprünglichen Triebes das Bewufstfeyn von Naturnothwendigkeit (im Empfinden und Anfchauen) uns vorfchwebe.

Zugegeben auch im allgemeinen, wendet die Erfahrung ein, aber gehe einmal mit mir in das Befondere ein und beantworte mir folgende Fragen:

„Sollte wohl, das kaum gebohrne Kind, deffen „fchüchternes und unftetes Auge zum erftenmal von „dem Stral der Sonne getroffen wird, jene helle „Scheibe felbft projizirt haben, follte es von feinem „eigenen Produkt afficirt werden und fein Auge „fchliefsen? Wie diefem Kinde jede Empfindung — „jetzt das füfse jetzt das faure — fo neu ift, wie es „jeden Gegenftand anftaunt, follte es wohl auch feine „eigene Mutter projiziren? Was bleibt dann für's „Lernen übrig, was ift dann wohl noch Erfah„rung?"

Ich behaupte, dafs diefs alles aus richtigen Vorderfätzen fliefse. In der That find diefe letztern Fragen von grofser Bedeutung und zur Beantwortung die fchwierigfte, die man an denjenigen machen kann, welcher vorgiebt, dafs alles in der Erfahrung einer a priorifchen Konftruktion unterworfen werden könne, ein Vorgeben, das auf einem gewiffen Standpunkt

punkt der Philoſophie viel einleuchtendes für uns hat. Wir wollen ſehen, wie der Philoſoph in Beantwortung dieſer Fragen verfährt:

Unſere Spontaneität muſs einen Stoff haben, auf welchen ſie ihre Kauſalität verwenden kann, denn ſie ſelbſt kann ſich keinen ſchaffen; woher kommt nun der Stoff? Ich behaupte — durch die nothwendige Handelsweiſe vermittelſt des Triebes, welcher Empfinden und Anſchauen von einander trennt; Empfinden und Anſchauen ſind aber keine *auf einmal* ins unendliche fliefsende Funktionen, ſondern ſie ſind vermittelſt des Widerſtreites, wozu ſie der urſprüngliche Trieb angeregt hat, *an jedem Punkte der unendlichen Linie gehemmt*, und eben dieſes mannigfache *gehemmtſeyn* erzeugt uns den mannigfaltigen Stoff. Es entſteht ein Wechſelverhältnifs zwiſchen Empfinden und Anſchauen, in welchem auf einer Seite alle Realität, auf der andern alle Gröfse hervorgeht. Vermittelſt des urſprünglichen Triebes wird demnach das Bewufstſeyn einer Auſſenwelt möglich — *aber auch blofs möglich*, denn zur Wirklichkeit fehlt noch eine zweite Bedingung. Es wird behauptet, dafs das neugeborne Kind, ſobald jener Trieb rege wird, alle Realität und alle Quantität in und auſser ſich produzire, dafs ihm durch ſeine nothwendige Handelsweiſe der Stoff entſtehe, und hiedurch iſt demſelben das *mögliche* Bewufstſeyn einer Auſſenwelt geſichert. Aber es giebt kein Bewufstſeyn der Auſſendinge ohne ein *Selbſtbewufst-*

ſeyn,

seyn, und dies ist die fehlende Bedingung, welche das mögliche Bewufstseyn in ein wirkliches verwandelt. Zum Selbstbewufstseyn, zur Individualität keimt das neugeborne Kind erst jetzt allmählig empor. Erst an seinem Selbst bricht sich eine Aussenwelt, wie konnte es doch *sich* etwas bewufst werden, wenn das *Sich*, — das *Selbst* noch im Schlummer läge. Zum Selbstbewufstseyn wird der Mensch erzogen, alle Erziehung ist nichts anders als Modifikation unseres Selbstbewufstseyns, nichts anders als Beschränkung unserer Individualität; die Individualität des kleinen bricht sich zuerst an dem Reflex seiner Mutter — Homogenes an Homogenem — sie bricht sich an dem ähnlichen Auge, das für dasselbe als Spiegel wirkt, und jetzt erst reifst sich sein Selbst von der Aussenwelt los, und was ist dies anders, als der Anfang einer künftigen Erfahrung, was ist Erziehung anders, als eine in vielfaltiger Ansicht dargebotne Erfahrung? Ich kann demnach nicht sagen, jene Empfindung des süfsen, des sauren seyn dem Kinde neu, das Kind ist nur sich selbst neu, es findet sich nur und zwar das erstemal in dieser Empfindung, es staunt nicht über den Gegenstand, es staunt über sich selbst, nicht über das Empfinden von Helle, sondern das erste *Uebertragen* dieser Empfindung auf den Gegenstand (die leuchtende Scheibe) ist ihm fremd, wie könnte es aber übertragen, wenn nicht sein Selbst sich von der Aussenwelt losgemacht hätte?

Jenes *homogene Gegenverhältnifs* iſt es alſo, wodurch der Menſch zum Selbſtbewufstſeyn aufgefordert, zur Individualität eingeſchränkt wird, und wodurch (worauf eigentlich der Akzent ruht) jenes durch den Trieb angefachte Wechſelverhältnifs erſt Leben und Daſeyn erhält. Aber jenes *Gegenverhältnifs* iſt nicht mein Werk; *ich* und *du* ſind in Rückſicht *unſerer Entſtehung* ganz unabhängig von einander, wir ſind Mittel und Urſache von uns ſelbſt, aber wir ſind abhängig von einander in Rückſicht des *Reflexes unſerer eigenen Handlungen*. Wie mufs nun dem Menſchen ein ſolches Gegenverhältnifs vorkommen? Offenbar — wie ein *Zufall*, wie ein *blindes Ohngefähr*, das ihm entgegenkommt. Wie dieſer Zufall ihn trifft, ſo verändert ſich auch ſein Selbſtbewufstſeyn, von der Verſchiedenheit des Reflexes hängt die verſchiedene Beſchränkbarkeit des Individuums ab, *aber mit Veränderung des Selbſtbewufstſeyns verändert ſich auch die Auſſenwelt*, und ſomit iſt, ohnerachtet aller Apriorität, welche der Philoſoph fordert, dem individuellen Leben des Kindes die *zufällige* Reihe ſeiner Erfahrungen für immer geſichert.

Dem urſprünglichen Ich ſteht das individuelle gegenüber. Jenes iſt unabhängig vor aller Erfahrung vorhanden, dieſes wird zur Erfahrung erſt erzogen. — Jenes enthält die originellſte Form der Vorſtellungsgeſetze, dieſes giebt ihnen Inhalt und Anwendung. — In jenem iſt die mögliche Entwicklung

nur im Entwurfe, in diefem reift fie zur Ausführung. — Alles, was jenes befitzt, ift *zugleich* vorhanden, Zukunft und Vergangenheit find eins. Alles, was diefes befitzt, entflieht ihm in einer Zeitreihe, Zukunft und Vergangenheit werden getrennt, und es umfafst die Gegenwart, nicht die Formen der Auffenwelt, die von einander gefchiedne Reihen der Empfindungen und Anfchauungen, welche jenes produzirt, fondern das Hervortreten der Erfcheinungen aus der Mitte derfelben, das Uebertragen der Empfindung auf die Anfchauung, welches in diefem erft zu Stande kommt, ift *zufällig*. Auf diefem Punkte beruhet die Gefchichte des Menfchengefchlechtes.

Ich gehe auf eine andere Unterfuchung über. Es ift ein fchöner Gedanke, dafs das Univerfum nur *einem* Organismus gleich gelte, die erfte Folge diefes Gedankens ift, dafs das ganze fichtbare Univerfum, wenn es auch noch in ein höheres Verhältnifs gezogen, noch *mit einer höhern Sphäre* verknüpft werden könnte, nur wie ein einzelner Faktor zu behandeln wäre, wodurch die weitere Konftruktion äufserft vereinfacht würde. Die zweite Folge jenes Gedankens ift, dafs das Univerfum als ein in fich befchlofsnes Ganzes angefehen werden kann, deffen Glieder und Gefetze alle nur innerhalb feiner eignen Sphäre aufgefucht werden dürfen: mithin fo weit unfer Auge, fo weit das Univerfum: fo weit das Univerfum, fo weit unfer Begriff: was das Licht

Licht zwiſchen mir und der äuſerſten Grenze vermittelt, das gehört zu uns, würde auch hinter den Myriaden Welten noch ein flimmerndes Fünkchen aufſteigen, ſo wäre die Möglichkeit, es mit andern Verbindungsgliedern zu konſtruiren, nicht abzuſprechen. Was über die Grenze hinaus liegt (nemlich ein zweiter Faktor), iſt dunkel für uns, es iſt aber nicht blos dunkel für unſern Geſichtskreis, ſondern auch dunkel für unſern Begriff, ſeine Geſetze ein ewiges Geheimniſs für uns.

Ich ſagte, es iſt ein *ſchöner* Gedanke — das Univerſum durch eine ringsum beſchloſsne Sphäre (Organiſm) zu beſchreiben, deren mannigfaltige Strahlen nie über die Peripherie hinaus, ſondern immer nur gegen das Zentrum und die Pole hinſtreifen, aber dazu, ob dieſer Gedanke auch *wahr* ſey, iſt noch kein Beweis gegeben. Wenn man den Empiriſm bis zur Unbedingtheit erweitert, wie *Schelling* in dem einzigen Werke ſeiner Art gethan hat, *ſo muſs das Prinzip des allgemeinen Organiſm als* Hauptbaſis aufgenommen werden, aber es iſt dadurch noch keineswegs von dem Verdacht einer Hypotheſe losgeſprochen; denn — wenn der konſequente Empiriker dieſes Princip wieder beweiſen ſollte, ſo könnte es nur auf eine unphiloſophiſche Art, d. h. rückwärts aus der Erfahrung geſchehen, er muſste ungefähr ſo argumentiren: weil alles, was wir beobachten und unſern Verſuchen unterwerfen können, am Ende ſich in Harmonie auflöst, weil neben den

mannig-

mannigfaltigen Störungen der Glieder unter sich dennoch ein relatives Gleichgewicht fortbesteht, weil alles inner sich meinig, und doch das Ganze mit sich selbst einig ist, so muss das Universum einem Organismus gleich seyn. Der Rationalism, welcher die Unbedingtheit des Empirism aufhebt, stellt jene Frage um eine merkliche Stufe höher, er fragt, welches sind die Bedingungen, unter welchen ein Organism überhaupt entsteht, und weist uns damit auf die Transzendental Philosophie zurück, d. h. er trägt uns das Geschäft auf, die Wurzeln des Organism in uns selbst aufzusuchen.

Im unbedingten Empirism ist das *Princip des Werdens* schon vorausgesetzt; dies leuchtet nirgends deutlicher hervor, als in folgenden Hauptsätzen, wovon *Schelling* in genanntem Werke ausgegangen ist:

„*Die Natur ist ihre eigne Gesetzgeberin* „(*Autonomie der Natur*)."

„*Die Natur ist sich selbst genug* (*Autarkie* „*der Natur*)."

Zusammengefasst: „*die Natur hat unbedingte* „*Realität* (Princip der Naturphilosophie)."

Offenbar ist hier *das Prinzip des Werdens*, das dem Begriff der Natur an sich ganz fremd ist, schon in dieselbe hineingetragen, wir erkennen aber kein anderes Princip des Werdens (eine Reihe absolut anzufangen), als die *Spontaneität*. Diese, mit der

Natur

Natur verbunden, erlischt in einem Trieb, und dieser wird freilich der Natur *immanent* vorgestellt — *Weltseele*.

Das, was hier der unbedingte Empirism von der Natur behauptet, das behauptet der Rationalism gerade von ihrem Gegensatz — dem *Geist*. *Nur der Geist ist sein eigener Gesetzgeber, nur der Geist ist sich selbst genug* (Autonomie und Autarkie des Willens). *Nur der Geist hat unbedingte Realität* (Prinzip der Transzendentalphilosophie).

Dieser dialektische Schein wird durch die merkwürdige Worte des Verfassers gelöst: *In der Ruhe der Materie erstirbt der Geist, und im Erwachen der Natur ist der Geist sichtbar.* In dem ursprünglichen Triebe sind zwei Faktoren vereinigt. So wie der niedere Faktor (eigentlich Natur) das Uebergewicht erhält, so strebt der Trieb ein absolutes Endliches, so wie der höhere Faktor (Spontaneität) das Uebergewicht hat, so strebt der Trieb ein absolutes Unendliches als Produkt hervorzubringen: keines von beiden findet statt, die Mitte füllt das bestimmte Endliche aus, oder wie *Schelling* es ausdrückt: *die absolute Naturthätigkeit wird an allen Punkten der unendlichen Linie gehemmt*.

Ich komme auf eine speziellere Prüfung einiger Hauptsätze von *Schelling*, und dies aus keinem andern Grund, als weil der Naturphilosophie an diesem wichtigen Werke viel gelegen seyn muß.

Ich

Ich begreife nicht ganz, mit welcher Leichtigkeit der Verfaſſer (pag. 14. unten) auf die Annahme einer *unendlichen Mannigfaltigkeit von Tendenzen übergeht, welche urſprünglich ſich in einem Produkt vereinigen ſollen:* daſs in jedem Naturprodukt die Fähigkeit zu unendlicher Entwicklung liege, begreife ich wohl, denn — wenn ein Produkt — einer Aktion von beſtimmtem Grade iſt, ſo darf nur der Hemmungspunkt wegfallen, und der poſitive Faktor jenes Grades wird ſogleich ſeine Tendenz ins Unendliche äuſsern, und in ſo fern dieſe Tendenz (der allgemeinen Naturthätigkeit) an allen übrigen Punkten wieder gehemmt werden kann, ſo ſcheint freilich eine unendliche Mannigfaltigkeit von Tendenzen in jedem Produkt vereinigt zu ſeyn, obgleich es immer nur *zwei* Tendenzen ſind, welche an verſchiednen Punkten durch einander angehalten werden. Die Fähigkeit zu unendlicher Entwicklung liegt demnach nicht im *Zugleichſeyn einer Vereinigung von unendlich vielen Tendenzen*, ſondern bloſs in *unendlich vielen Sukzeſſionen zweier urſprünglichen Tendenzen*. Dieſer Unterſchied iſt in der That wichtiger, als es anfangs ſcheinen könnte; denn — ich behaupte, daſs auf demſelben der Irthum der Konſtruktion einer *zuſammengeſetzten Aktion* (der Individualität eines Produkts) beruhe, welche der Verfaſſer ohne weitere Schwierigkeit annimmt. Um dieſen Irthum mit Präziſion darzuſtellen, erfordert es eine kleine Zurüſtung, und ich ſchicke einige Sätze voraus, mit welchen gewöhnlich der Verfaſſer ſelbſt einverſtanden zu ſeyn pflegt.

Urſprünglich erkennt der Naturphiloſoph bloſs zwei einander entgegengeſetzte Tendenzen (von einer dritten, welche neuerlich zur Sprache gekommen iſt, wird in dieſem Aufſatz auch noch die Rede ſeyn), welche aus Dedukzionen hervorgehen, deren oberſtes Glied die Tranſzendentalphiloſophie dem Naturphiloſophen übergiebt; dieſe Tendenzen ſind unter dem Titel: *attraktiver* und *repulſiver* Kraft bekannt genug. In dieſen Kräften, da ſie einander entgegen ſind, laſſen ſich unendlich viele Hemmungspunkte denken, welche bloſs in dem allmählig vermehrten oder verminderten Uebergewicht einer oder der andern Kraft beſtehen. Dieſe Hemmungspunkte laſſen ſich bequem an einer mathematiſchen Formel, welche viel Analogie mit einer Zahlenreihe hat, darſtellen, ich habe dergleichen Formeln unter dem Titel einer Gradreihe anderwärts aufgeſtellt. Will man nun jedes *ungleiche* Zuſammentreffen jener Kräfte eine *Aktion von beſtimmtem Grade* nennen, ſo iſt nicht zu laugnen, daſs es eine unendliche Menge von Aktionen geben müſſe, aber keine Aktion unterſcheidet ſich von der andern in Rückſicht ihrer *Einfachheit* oder *Zuſammenſetzung*, ſie entſpringen alle auf einerlei Art, ihr Unterſchied liegt bloſs in einer Gradazion, aus dieſem Grunde einzig und allein iſt der Naturphiloſoph genöthigt, Qualitäten = Graden zu ſetzen. Worin liegt nun nach dem Verfaſſer der Unterſchied zwiſchen einer *einfachen* und *zuſammengeſetzten* Aktion? Es ſind hier nur drei Fälle möglich:

1) Ent-

1) Entweder es giebt mehr als nur zwei entgegengesetzte Tendenzen, z. B. drei, in welchem Fall ich diejenige Aktion zusammengesetzt nennen könnte, welche aus drei Tendenzen, und diejenige einfach, welche nur aus zwei Tendenzen bestande.

2) Oder man kann bestimmte Hemmungspunkte der Gradreihe ausheben, und diejenige z. B. einfach nennen, welche den geometrischen Progressions Gliedern korrespondiren, in welchem Fall die zusammengesetzte solche wären, welche durch das Interpoliren zwischen je zwei solcher Glieder entständen.

3) Oder man nimmt eine bestimmte Anzahl einfacher Aktionen zusammen, und nennt den Punkt, an dem alle zusammentreffen, eine zusammengesetzte Aktion.

Wenn ich nun auch zugebe, dass die *Zusammensetzung* einer *Aktion* eine nothwendige Forderung für den Naturphilosophen ist, um allenfalls neben der Mannigfaltigkeit der Aktionen die permanente Individualität jeder einzelnen zu sichern, und etwa dadurch die Kontinuität derselben als blosser Grad Verschiedenheiten aufzuheben, so sehe ich doch nicht ein, wie dieser Forderung durch den Verfasser Genüge geleistet wurde. Um dies deutlicher zu zeigen, werde ich jeden der drei genannten möglichen Fälle besonders durchgehen:

Den

Den erſten Fall betreffend —

Wenn es drei urſprüngliche Tendenzen giebt, wo iſt die Deduktion der dritten?

Da, wo der Verfaſſer auf die Annahme einer zuſammengeſetzten Aktion gelangt, iſt eine dritte Tendenz noch gar nicht eingeführt worden, nur am Ende des Werks macht der Verfaſſer auf die *Schwere* aufmerkſam *), als einer von der Attraktivkraft verſchiednen Grundkraft, veranlaſst durch *Franz Baaders* Schrift: über das pythagoräiſche Quadrat. Da jedoch die Bemerkung über die Schwere unabhängig iſt von der erſtern Behauptung, ſo iſt ſie hier zu beiſeitigen. Mir iſt die Schwere keine Grundkraft, ſondern ein Grundverhältniſs, welches freilich wie jedes andere Verhältniſs mehrere Glieder haben muſs, und daher nicht bloſs durch eine Attraktivkraft abſolvirt werden kann. Ich werde mich weiter unten ausführlicher auf dieſen Punkt einlaſſen.

Den zweiten Fall betreffend —

Der Verfaſſer hat folgenden Lehrſatz aufgeſtellt: *die urſprünglichſte Hemmungspunkte der allgemeinen Natur-*

*) Gleich anfangs, wo von der Conſtruktion einer anorganiſchen Welt überhaupt die Rede iſt, wird (§. 11a) ein Grund angeführt, warum die Schwerkraft als eine von der Attraktivkraft verſchiedne gedacht werden muſſe. Dies ändert aber in der obigen Argumentation des Verf. nichts.

Anmerk. des Herausg.

Naturthätigkeit ſind in den urſprünglichen Qualitäten zu ſuchen.

In dieſem Lehrſatz macht der Verfaſſer auf eine *Mehrzahl* urſprünglicher Hemmungspunkte, oder, was das nämliche iſt, einfacher Aktionen aufmerkſam, aber woher rührt dieſe Mehrheit, oder überhaupt, was iſt urſprünglich und was nicht? An einer kontinuirlichen Entwickhungsreihe finden wir keine ſolche beſtimmte Abſätze, welche in Rückſicht ihrer Originalität oder Einfachheit einen Vorzug vor andern hätte, ſelbſt der erſte Hemmungspunkt hat ihn nicht, ausgenommen, wir heben beſtimmte Punkte der Reihe aus, und nennen ſie einfach oder urſprünglich, z. B. ſolche, welche ein geometriſch-progreſſives Verhältniſs unter einander halten. In der That ſcheint eine ſolche Idee viel Wahres zu enthalten, und einem geheimen Wink der Natur entgegen zu kommen. Schon *Baader* bemerkt, wie die ruhende Materie nur gleichſam in einer todten Arithmetik, in Addiren und Subtrahiren, befangen ſey, da hingegen die belebte Natur durch Exponenziiren und Wurzelausziehen ſich in eine lebendige Dynamik erhebe; — vielleicht liegt der Hauptkaraktor der Natur in ihren Entwickhungsſtufen in irgend einem ſolchen progreſſiven Verhältniſs. In dieſem Fall würde diejenige Aktion zuſammengeſetzt heiſsen, welche durch das Interpoliren der Progreſſionsgliedern entſtünde. Daſs übrigens der Verfaſſer dieſe Art der Zuſammenſetzung nicht meinte, iſt dadurch klar, daſs er nichts davon erwähnte.

Es

Es iſt noch der dritte Fall übrig —

„Daſs eine Vereinigung mehrerer einfacher Aktionen einer zuſammengeſetzten Aktion gleich ſey.“ Aber gerade dieſe Konſtruktion iſt mathematiſch betrachtet die unſtatthafteſte von allen. Dies erhellt am deutlichſten aus der Lehre von der Zuſammenſetzung der Kräfte, welche beweiſt, daſs, wenn auch die Zahl der Kräfte noch ſo groſs angenommen wird, das Reſultat vermittelſt der Reduktion durch Parallelogramme das nämliche iſt, als ob es nur aus zwei Kräften entſtanden wäre. Das, was bei der Zuſammenſetzung der Kräfte die Richtungen ſind, das ſind bei der Zuſammenſetzung einer Aktion die Grade. Immer iſt es bei jenen nur die Diagonale, welche einerlei iſt, ob ich die wirkende Kraft in drei und vier Richtungen ſpalte, oder ob ich ſie einzeln wirken laſſe, bei der Aktion iſt es immer nur der Mittelgrad, welcher einerlei iſt, ob ich die einfache Aktion in drei und vier verſchiedene Grade trenne, oder für ſich allein wirken laſſe; der Totalausdruck des Verhältniſſes iſt immer der nämliche. Wenn ich z. B. die einfache Aktion = 4, und = 10 zuſammenſetze, ſo reſultirt die mittlere Aktion = 7 daraus, und dieſe iſt mit derjenigen einerlei, welche entſteht, wenn ich ſtatt der Aktion = 4 noch einfachere = 1 und 3, und ſtatt der Aktion = 10 noch einfachere = 5, 3, und 2 zuſammenſetze, der Mittelgrad iſt immer = 7, und iſt im zweiten Fall nicht zuſammengeſetzter als Vorher, und überhaupt als jede andere Aktion.

Aus dieſer Erörterung erhellt, daſs, wenn Aktionen — Graden geſetzt werden, keine Zuſammenſetzung ſtatt findet, welche mit den einfachen von verſchiedener Natur ware. Hat nun vielleicht der Verfaſſer eine ganz andere Anſicht der Sache genommen, als die eben vorgetragene? Späterhin zeigt ſich eine ſolche unter dem Ausdruck einer abſoluten Involution des Organismus, welche aber hier als unabhängig von der Behauptung einer zuſammengeſetzten Aktion beiſeite zu ſetzen iſt.

Der Satz des Verfaſſers: „Jede Qualität iſt eine Aktion von beſtimmtem *Grad*, für welche es kein Maafs giebt, als ihr Produkt," verräth ſich aus einem Miſsverſtand ſehr gegen die Mathematik. Der Mathematiker will durch ſeinen Kalkul nicht das Produkt, wie es in der Natur iſt, hervorbringen, ſondern er will nur zeigen, wie Zahlenverhältniſſe ſolchen Produkten parallel gehen. Wenn der Verfaſſer die Verſchiedenheit einer Aktion in eine Gradverſchiedenheit ſetzt, ſo geſteht er ja eben dadurch ihre Meſsbarkeit zu, der Satz enthält daher offenbar folgenden Widerſpruch in ſich: *Für die Meſsbarkeit der Grade giebt es kein Maafs.* Dies alles erwogen, bleibt uns der Begriff einer zuſammengeſetzten Aktion unverſtändlich, und es iſt in der That vom Verfaſſer ein ziemlich harter Ausdruck, daſs er es für offenbaren Unſinn erklärt, die unendliche Mannigfaltigkeit der Materien in der Welt durch verſchiedene Grade einer und derſelben Aktion erklären zu wol-

wollen", da doch aus dem vorigen erhellt, dafs der Verfaller fich über die einfache Aktion und ihre blofse Gradverfchiedenheit noch durch keine verftändliche Konftruktion erhoben hat. Es ift, wahr, wie S. pag. 20. einwendet, dafs die fpezififche Differenz der Dichtigkeiten mit dem Qualitätenunterfchied gleichen Schritt halten follte, welches nicht mit der Erfahrung übereinftimmt (ein unauflöslich fcheinender Knoten für den Naturphilofophen, welches ich auch fchon in einer frühern Schrift bemerkte). Aber ift denn die Erfahrung die Schiedsrichterin zwifchen dem Produkt, welches konftruirt werden foll, und zwifchen der Vernunft, welche konftruirt? Wenn ich freilich die Natur ihre eigne Gefetzgeberin nenne, ihr felbft genug feyn laffe, fo ift Erfahrung das allerhöchfte, wozu wir uns erheben können, was nicht in unferer Anfchauung und Empfindung liegt, ift ewiges Räthfel für uns, und ich begreife nicht, wie jemand die undankbare Mühe übernehmen möchte, für eine Natur, welche fich doch felbft konftruirt, eine konftruktionsmethode angeben zu wollen, aber es ift mit jener Behauptung auch nicht fo im Ernft gemeint: der unbedingte Empirismus geht von einem allgemeinen Organifm aus, und mufs davon ausgehen, dadurch wird jenes fchöpferifche Princip, welches urfprünglich nur in uns wohnt, in die Natur hinein getragen. Der Rationalism hebt den Empirifm auf, und dadurch wird die Vernunft ihre eigne und der Natur Gefetzgeberin, das Princip des Werdens (Spontaneität) ift der erfte Impuls, wel-

eher die Natur ſelbſt erſt weckt, die Erfahrung ſelbſt liegt in unſerm Entwurf; (wie kann aber das entworfene den Entwurf meiſtern?) in uns ſelbſt liegen die Wurzeln des Organiſm, und der Naturphiloſoph hat blos ihre Aneinanderreihung und Kolliſionen untereinander zu entwickeln. Ich würde alſo demjenigen, welcher die Erfahrung in obigen ſpeciellen Fall anruft, vielmehr ſagen: *konſtruire du ſo lange, bis du zur Individualität des Naturprodukts gelangeſt, und alsdann wirſt du ſelbſt einſehen, warum die ſpezifiſche Differenz der Dichtigkeiten gegen den Qualitäten Unterſchied ſo viel abſtechendes hat.*

Da ich eine ſolche Konſtruktion für eine der wichtigſten Aufgaben in der Naturphiloſophie halte, inſofern ſie die Forderung enthält, die Erfahrung mit der Apriorität unſerer Sätze übereinſtimmend zu machen, ſo wird man das folgende, was ich darüber ſage, nicht für eine Auflöſung dieſer Aufgabe ſondern blos für eine Annäherung anſehen, dieſelbe aufzulöſen!

Es iſt ein Ausdruck wahrſcheinlich durch die Atomiſtik in die Naturphiloſophie eingeführt worden, von dem ſich auch unſere Dynamik noch nicht ganz hat losmachen können, ich meyne den Begrif: *ſpecifiſche Beſchaffenheit*. Dieſes Wort wird vorzüglich in der Chymie und in der Phyſiologie gehört, es ſcheint aber eigentlich dazu gemacht, uns alle weitere Konſtruktion verbieten oder wenigſtens den Mangel einer weitern Konſtruktion erſetzen zu

muſ-

müſſen. In eine gereinigte Dynamik, die es lediglich mit graduellen Verhältniſſen zu thun hat, ſollte ein ſolcher Ausdruck nicht mehr aufgenommen werden.

Schelling ſcheint dieſen Begriff durch die Annahme einer *Mehrheit* von urſprünglichen Aktionen noch begünſtigen zu wollen, aber ich frage, wie iſt eine einfache Aktion von der andern unterſchieden, wenn es nicht blos ein graduelle Unterſchied ſeyn ſoll? Offenbar müſste ich annehmen, daſs dieſe einfache Aktion aus andern Grundkräften entſtände als jene, wenn das Wort *ſpecifiſch* etwas anders ausdrücken ſoll, als Gradverſchiedenheit; eine Vielzahl von Grundkräften iſt aber dem Dynamiker etwas ganz indemonſtrabels. Ich kann zwar, wie aus der Lehre von der Zuſammenſetzung der Kräfte erhellt, die Grundkräfte in unendlich viele Richtungen ſpalten, gleichſam in unendlich viele abgeleitete Kräfte theilen. Wenn ich aber die Reduktion derſelben vornehme, ihre Vielzahl durch Unterordnung in immer engere Sphären vermindere, eigentlich in der Abſicht, um ihren Grundausdruck zu finden, (ein Geſchäft, welches der Phoronomie vorzüglich gehört) ſo bleiben noch am Ende *zwei Grundkräfte* übrig, welche ſchlechterdings nicht mehr von einander abzuleiten, ſondern vielmehr einander entgegengeſetzt ſind. Eine Mehrzahl von Grundkräften annehmen, welche nicht mehr aufeinander reduzibel wären, iſt mithin ein wahres Unding in der Dynamik.

Schelling aber ſagt deutlich p. 106.

„Zur urſprünglichen Konſtruktion der Materie „bedürfe man urſprünglicher Grundkräfte. Er „behaupte aber, daſs man mit dieſer Konſtruktion „aus urſprünglichen Grundkräften nur in der Me„chanik (im weitern Sinne des Worts d. h. inſofern „man die Materie blos als Raumerfüllung betrach„tet) aber nicht um die Bildung auch nur *einer* „Materie begreiflich zu machen, ausreichen könne, „weil man nämlich in jenem Fall von *aller ſpecifi„ſchen Differenz der Materie* abſtrahirt, und „keine andere Verſchiedenheit derſelben als die „verſchiednen Grade ihrer Dichtigkeit (d. h. ihrer „Raumerfüllung) in Betrachtung zieht, wie das „auch in *Kants* Naturmetaphyſik der Fall iſt.“

In dieſen Sätzen wird deutlich die *ſpecifiſche Beſchaffenheit* der Materie von der ſpecifiſchen Dichtigkeit unterſchieden und zwar mit dem Beifügen, daſs beide nicht von einerlei Konſtruktion abhangen können; ich frage aber, worin beſteht denn die ſpecifiſche Differenz der Materie urſprünglich? Wenn es nur zwei Grundkräfte giebt, aus welchen Materie urſprünglich konſtruirt wird, das Mannigfaltige der Kräfte aber nur Grade ſeyn können, ſo müſten auch die empiriſchen Beſtimmungen der Materie nur Grade ſeyn, und ſo verſchwindet *von dieſem Geſichtspunkt* angeſehen alle ſpecifiſche Beſchaffenheit der Materie und löſt ſich in eine Gradation auf. Hat der Verfaſſer ſich wohl *auf einen andern Geſichtspunkt* geſtellt?

ſtellt? Allerdings. — Er geht von einem *allgemeinen Organismus* aus, welcher aber noch unentwickelt und in einer *urſprünglichen Involution* befangen iſt; hier entſteht die Frage: ſoll in dieſe *Involution* ſchon eine Mannigfaltigkeit von künftigen Entwicklungen, eine Verſchiedenheit künftiger Richtungen hineingetragen werden, oder ſollen nur jene zwei urſprüngliche einfache Tendenzen: ein urſprünglich Evolvirendes und ein urſprünglich Retardirendes (Expanſion und Kontraktion) darinn wohnen. Im erſten Fall bedarf es nur einer Evolution, ſo werden die mannigfaltigen Richtungen, die individuellen Körpergebilde gerade ſo zum Vorſchein kommen, wie ſie in der Natur ſind, fiat miraculum; denn alle Schranken des rein Produktiven würden ſchon in der Involution begriffen ſeyn. Im zweiten Fall geht die Sache zwar einen natürlichen Gang, aber wir verlieren dabei die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Beſtimmtheit der Figur, welche *S.* ohne weiteres annimmt. Im erſten Fall bedarf es keines urſprünglich Retardirenden; im zweiten Fall aber müſste das urſprünglich Retardirende äuſſerſt mannigfaltige Geſetze ſich entweder ſelbſt aufgeben oder aufgebenlaſſen, um die Verſchiedenheit der Figur zu produziren, es müſste bald auf die grade Linie bald auf die krumme Linie tendiren, hier im regulaires Sechseck im Chryſtall dort die elliptiſche Form ein Blatt zu produziren ſtreben, woher rührt nun dieſe Mannigfaltigkeit von Tendenzen? daſs das urſprünglich Retardirende überhaupt

Gränze giebt, begreife ich wohl, aber dafs es diese oder jene Gränze (Richtung) giebt, iſt mir ohne weitere Beweiſe unverſtändlich; um aber einigermafsen einen Sinn hineinzulegen, mufste man annehmen, dafs das in der unendlichen Evolution begriffene *rein productive*, wenn es auf verſchiedenen Stufen ſeiner unendlichen Tendenz gehemmt wird, zugleich unter der Beſtimmtheit einer Figur ſich darſtelle, wenn aber auch dieſs wirklich ſtatt findet, was iſt alsdann das auf verſchiedenen Stufen Gehemmtwerden, das mit beſtimmter endlicher Geſchwindigkeit Evolvirtſeyn anders als ein *gradualer Unterſchied?* Iſt nicht alsdann das urſprünglich Evolvirende und Retardirende ein lediglich verſchiedener Ausdruck von Repulſions und Aktrakzionskraft, aus welchen, wie ich ſchon erwieſs, alle ſpezifiſche Differenz der Materie in eine Gradverſchiedenheit verwandelt wird? Wie kann *Schelling* ſagen, dafs nur auf dem tiefſten Standpunkt jenes Retardirende als Anziehungskraft erſcheine? Wo iſt denn der höhere Standpunkt, wenn er verſtändlich ſeyn ſoll? Auch von der Repulſivkraft mufs ich annehmen, was der Verf. von ſeinem urſprünglich evolvirenden prädizirt, dafs ſie von einem Punkt aus (urſprüngliche Involution) vom Zentrum aus gegen eine unendliche Peripherie auszugehen ſtrebe, eben ſo ſtehen Attraktivkraft und urſprünglich Retardirendes einander parallel. Auſſerdem zeigt auch die Analyſe dieſer Vorſtellungsart, dafs die Bedingungen eines allgemeinen Organism noch gar nicht in derſelben enthalten ſind, und dafs

die

die Bildung auch nur *einer* Materie eben so wenig aus ihr begriffen werde, als wenn man blos mit jenen beiden Grundkräften konfirnirt. Als Nebenfache bemerke ich gegen die obige Behauptung, dass es die Mechanik keineswegs mit der Raumerfüllung in Rücksicht *ihrer Entstehung*, sondern blos mit der Raumerfüllung als *Masse* (in Bezug auf andere Masse zu thun habe, die Entwickelung der Bedingungen, (welche eben sowol rein produktiv sind) unter welchen eine Raumerfüllung zu Stande kommt und ihr verschiedener Grad gehört lediglich in die Dynamik.

Wir sind nach dem bisherigen über den eigentlichen Punkt, warum der Satz: „dass die empirische Qualitäten der Materie mit ihrer spezifischen Dichtigkeit veränderlich seyn" so viel Widerspruch in der Erfahrung findet, im Geringsten nicht aufgeklärt. Ob nun gleich das schreiende Echo der Erfahrung, welches den Naturphilosophen beständig äfft, durch allgemeine Beweise — gleichsam durch eine Diktatur der Vernunft — zum Schweigen gebracht wird, so ist doch hier der Versuch am rechten Ort: ob nicht selbst für die niedere Reflexion Gründe aufzufinden sind, welche zeigen, dass der Begriff: *spezifische Beschaffenheit*, welcher uns so sehr an allem weitern Vordringen hemmt, ein blosser Schein sey und sich am Ende doch auf ein graduales Verhältnis reduziren lasse?

Die Erfahrung, (ich meyne hier ſpeziell die chemiſche) wenn ſie alle Bündigkeit zuſammen nimmt, lautet ſo: Schwefel und Alkali z. B. ſind Subſtanzen von ſpezifiſcher Beſchaffenheit; die Qualitäten, welche ich an einer wahrnehme, ſind höchſt verſchieden von den Qualitäten der andern, und noch mehr ſind es ihre Verhältniſſe mit andern chemiſchen Körpern, ſo daſs in einigen Verhältniſſen ihre Verſchiedenheit in einen wahren Gegenſatz überzugehen ſcheint: der Schwefel z. B. iſt flüchtig, das Alkali fix, der Schwefel geſchmacklos, das Alkali von brennendem Geſchmack, der Schwefel leicht brennbar, das Alkali ſchon verbrannt u. ſ. w. Ihre ſpezifiſche Dichtigkeiten hingegen ſind ſo ziemlich nahe zuſammentreffend. Wenn nun der Satz richtig ſeyn ſollte, daſs die Qualitäten mit den Dichtigkeiten wechſeln, wie könnten ihre Eigenſchaften ſo ſehr verſchieden ſeyn? Sollte wohl zwiſchen Brennbarkeit und Verbranntſeyn blos ein gradualer Unterſchied ſtatt finden? und wenn er ſtatt findet, konnte er wohl in eine ſo enge Sphäre fallen, als die Differenz der ſpezifiſchen Gewichte beider Subſtanzen iſt? Wenn ferner die Verbindung des Schwefels mit dem Alkali nach den nemlichen Sätzen ein bloſser Mittelgrad iſt, wie könnte die Konſtruktion eines ſolchen Mittelgrades wohl eine ſolche Miſchung hervorbringen, wie die Schwefelleber iſt, und warum iſt das ſpecifiſche Gewicht der Vermiſchungen ſo ſelten oder gar nie das mittlere zwiſchen den ſpezifiſchen Gewichten der Beſtandtheile?

Solche

Solche ſpezielle Fragen hält die Erfahrung jenem aprioriſchen Satz entgegen und wenn gleich keine vollſtändige Beantwortung derſelben hier gefordert werden kann, ſo müſſen doch die Hauptmomente dazu angegeben werden, in folgendem:

Qualitäten ſind Beziehungen auf ein individuelles Sinnenweſen (Empfindung). So viel Empfindungsarten, ſo viel verſchiedene Beziehungen. Dieſe Beziehungen aber ſind ſo heterogen, daſs ſie gar keinen Parallelismus, ja ſogar nicht einen Gegenſatz zu geſtatten ſcheinen; denn — was hat eine Farbe mit einem Ton gemein, ein Ton mit einer Geſchmacks oder Geruchs-Empfindung u. ſ. w.? Aber nicht nur die Sinnesarten ſind verſchieden, ſondern jeder Sinn hat ſpezifiſch verſchiedene Empfindungen: die Mannigfaltigkeit der Farben, der Töne, der Geruchs-Geſchmacks- und Gefühlsempfindungen ſind genug Beweiſe. Sind nun dieſe Verſchiedenheiten blos gradual? — Obgleich dieſe Frage allen Anſchein zu einer negativen Antwort hat, ſo thut ſich doch auf der andern Seite ein wichtiger Umſtand hervor. Die Empfindungen einer Gattung z. B. Farben, ſo äuſſerſt verſchieden ſie ſind, gehören doch zu einerlei Sinnesart und können in ihrem Stamm wohl beiſammen ſtehen; ferner die Sinnesarten, welche unter ſich gar keine Analogie zuzulaſſen ſcheinen, endigen ſich doch in einerlei Bewuſſtſeyn und müſſen mithin in ihrer Wurzel untereinander verträglich ſeyn. Dadurch wird folgende Aufgabe aufgeſtellt. *Das Be-*

wuſſeyn ſoll mit ſich ſelbſt homogen (identiſch) ſeyn und doch ſollen dem Anſchein nach ganz unvereinbare Sinnesarten in ihm zuſammenlaufen, ferner jede Sinnesart ſoll in ſich ſelbſt homogen ſeyn und doch ſollen ſo viele mannigfaltige Empfindungen in ihm beiſammenſtehen. Der Hauptheil dieſer Aufgabe, welchen ich in dem Aufſatz: Deduktion des lebenden Organism, umſtändlicher berührt habe, wird gelöſt dadurch, daſs ich annehme: *es ſind in dem Bewuſſeyn zwei einander entgegengeſetzte Faktoren vereinigt, dieſe Vereinigung iſt allgemeine Homogeneität, abſolute Einheit des Bewuſſeyns, in welchem Zuſtand nichts zu unterſcheiden wäre; ſoll nun dieſe Homogeneität in Heterogeneität auseinandergehen, ſo muſs eine ideale Gränze feſtgeſetzt werden, auſſerhalb welcher auf einer Seite der poſitive Faktor, auf der andern Seite der negative Faktor das Uebergewicht erhält.* Auf dieſe Art werden Verhältniſſe entſtehen, die einander ganz entgegengeſetzt und doch in jener idealen Gränze untereinander berührbar ſind, ſo daſs ſie die Einheit (Identität) des Bewuſſeyns dabei unverſehrt laſſen, — Verhältniſſe, welche mithin jener Aufgabe vollkommen Genüge leiſten; die Verbindung der angegebnen Momente iſt nun gerade die Konſtruktion einer *Gradreihe* und ſomit wurde die ſpecifiſche Differenz ſowohl in den Sinnesarten als in den Empfindungen *eines* Sinnes in eine graduale verwandelt. Es fragt ſich jetzt nur noch, wie dieſe Verhältniſſe weiter auszuführen ſind

und

und wie die Erfahrung damit verträglich gemacht werden kann.

Wenn ein Büschel paralleler Sonnenstralen durch ein Prisma gebrochen wird, so entsteht ein Sonnenbild, welches aus den sieben Farben: roth, gelb, grün u. s. w. zusammengesetzt ist. Man mag nun hier einer *Neutonianischen* oder *Eulerschen* Hypothese folgen, so ist der Unterschied blos ein gradualer — nach *Newton* verschiedener Grad der Brechbarkeit, nach *Euler* verschiedener Grad der Geschwindigkeit der Schläge auf den Aether. Alle übrigen Farben sind nun blos Mischungen aus den 7 Grundfarben, mithin auch in einem graduellen Verhältnis untereinander.

Wenn eine Saite verhältnismäfsig in ihrer Dicke, Länge und Spannung sich ändert, so kann die ganze Reihe der Töne vom niedersten bis zum höchsten an ihr hervorgebracht werden: also auch wieder ein blofser Gradunterschied. Auch hier sind sieben Grundtöne, die in der Zusammensetzung mit ihren fünf Nebentönen in alle Tonmischungen eingehen.

Hier tritt ein wichtiger Einwurf ein:

Zugegeben auch, dafs die 7 Grundfarben und die 7 Grundtöne sammt ihren Mischungen blos gradweifs verschieden sind, so läuft doch noch eine *spezifische Verschiedenheit* in demselben nebenher: z. B. die

blaue Farbe, mit welcher der Schwefel brennt, iſt ſpezifiſch verſchieden von jeder andern blauen Farbe, und ſie läſst ſich durch keine Miſchung hervorbringen, eben ſo die blaue Farbe des Himmels; das Sonnenlicht iſt ſpezifiſch verſchieden von jedem andern weiſſen Licht, eben ſo das Mondenlicht; die rothe Farbe auf dem Tuch iſt ſpecifiſch verſchieden von der nemlichen, wenn ſie auf Papier aufgetragen wird, eine lebhaft und glänzend, die andere matt und todt u. ſ. w.

Eben ſo verhält es ſich mit den Tönen:

Der Ton einer Violin iſt ſpezifiſch verſchieden vom nemlichen Ton einer Flöte; der Ton des Horns eben ſo vom nemlichen Ton des Klaviers, die menſchliche Stimme von der Thiers Stimme, das Rauſchen eines Waſſerfalls von dem Kanonenſchlag u. ſ. w.

Dieſer Einwurf iſt in der That nicht blos ein ſcheinbarer, er hat volle und wahre Bedeutung. Zu ſagen, daſs dieſe Verſchiedenheit von der Struktur des Körpers abhänge, an und auf welchen jene Farbe und dieſer Ton angebracht wird, heiſst — *nichts ſagen;* dieſs wollen wir eben erklärt wiſſen, denn nicht der Körper ſelbſt gelangt in unſer Auge, in unſer Ohr, ſondern nur ſeine Farbe, ſein Ton; blos im Ton, der an mein Ohr anſchlägt, kann ich jenes *ſpezifiſche* erkennen, ob er von einer Flöte oder

oder Violin herrühre, wenn ich gleich die Inſtrumente nicht ſelbſt erblicke; das Cis auf dem Klavier und das Cis auf der Flöte halten einerlei Stimmung, aber im Ton ſelbſt liegt doch etwas *ſpezifiſch* verſchiednes; mag auch der Körper, aus welchem der Ton kommt, ihm dieſe Verſchiedenheit eindrücken, ſo will ich eben wiſſen, wie der Ton *als bloſser Ton* neben ſeinem *gradualen* Verhältniſs noch im Stande iſt, eine *andere Verſchiedenheit* aufzunehmen.

Ich weiſs nicht, ob man nach allem dem Geſagten die ganze Schwierigkeit der Sache fühlt. Auf einer Seite iſt die unnachlaſsliche Forderung neben der Identität jeder Sinnesart das Fortbeſtehen ihrer Heterogenität zu erklären, welches, wie wir oben erwieſen haben, nur durch Gradverhältniſſe geſchehen kann, und auf der andern Seite zeigt uns doch die Erfahrung, daſs dem gradualen Verhältniſs doch noch eine andere Verſchiedenheit zur Seite gehe. Wie iſt dies zu vereinigen?

Der Vereinigungspunkt liegt darin, daſs ich annehme: *Es giebt zweierlei Gradationen, eine, welche in einer arithmetiſchen Progreſſion, die andere, welche in einer geometriſchen Progreſſion fortläuft. Die mannigfaltige Töne von einerlei tongebendem Körper halten unter ſich bloſs ein arithmetiſches Verhältniſs, die mannigfaltige tongebende Körper hingegen halten unter ſich ein geometriſches Verhältniſs. Ich nenne dieſes letztre Verhältniſs die*

die Energie oder geometrifche Intenfität des Tons. Jeder tongebende Körper hat demnach feine eigne Energie oder Intenfität, während dem die arithmetifche Reihe feiner Töne doch genau mit der Tonreihe eines andern tongebenden Körpers übereinftimmen kann; Energie oder geometrifche Intenfität wäre demnach der fpezififche Unterfchied zwifchen den tongebenden Körpern.

Wir haben nun durch diefes Refultat wenigftens das gewonnen, dafs die Aufgabe mehr einer mathematifchen Auflöfung fähig ift, ein Gewinn, der gewöhnlich dem Naturphilofophen äufserft erwünfcht ift. Die folgende Analyfe enthält die Hauptbeftandtheile einer folchen Auflöfung.

Unfer Gehörfinn ift zwifchen zwei Extremen eingefchloffen, zwifchen dem tiefften und höchften hörbaren Ton. Man nehme nun an, dafs ein Ton aus Schwingungen befiehe, welche vermittelft der Luft oder wenigftens durch ein Medium, wovon die Luft das Vehikel ift, fortgepflanzt werde, ferner, dafs der tiefte Ton wenigftens 10 Schwingungen in 1 Sekunde, der höchfte Ton wenigftens 1000 Schwingungen in 1 Sekunde machen mufle. Schwingungen find Bewegungen, welche als Wiederholungen von *einerlei* Raum angefehen werden können. Würde daher die Schwingung, ftatt immer *einerlei* Raum zu wiederholen, in einer fortfchreitenden Linie gedacht, fo wäre das Gefetz der Gefchwindigkeit $C = \frac{s}{T}$ auch

auch auf die Töne anwendbar. Es fragt ſich nun, wie verhält ſich dieſes Geſetz bei den höhern und niedern Tönen? Folgendes iſt leicht erſichtlich. Wenn 1 Schwingung des tiefſten Tons in einem gegebenen Zeittheil einen eben ſo grofsen Raum durchliefe, als 100 Schwingungen des höchſten Tons, ſo würde die Geſchwindigkeit zwiſchen allen hörbaren Tönen gleich ſeyn, denn — was beim niedern Ton an Menge der Sukzeſſionen abgeht, das wird ihm durch die Gröſse der einzelnen Schwungbewegung wieder erſetzt, und umgekehrt, was der hohe Ton an Gröſse der einzelnen Schwungbewegung verliert, das gewinnt er wieder durch die Menge der Sukzeſſionen kleinerer Schwingungen, und demnach würde der Unterſchied zwiſchen hoch und nieder blofs in die Menge der Sukzeſſionen der Schwingungen überhaupt fallen. Wir würden demnach denjenigen Ton den *niederſten* nennen, welcher zwar *einerlei* Geſchwindigkeit mit dem *höchſten* hätte, aber in der nemlichen Zeit nur aus 1 Schwingung beſtände, wenn *der höchſte* 100 Schwingungen machte. Ein ſolches Verhältnifs, in welchem der Ausdruck für die Geſchwindigkeit einerlei, die Summe der Schwingungen aber verſchieden iſt, nenne ich ein *arithmetiſches Verhältnifs*, wenn gleich dieſe Summe von Schwingungen zwiſchen hohen und tiefen Tönen in lauter mittlern Proportionalgröſsen zu einander ſtehen, und mithin durch fortgeſetztes Interpoliren zweier geometriſchen Progreſſionsglieder hervorgebracht werden kann, welches auszumachen hier der

Ort

Ort nicht iſt, und wovon auch unſere Hypotheſe ganz unabhängig iſt. Es iſt hier blofs die Abſicht, zu zeigen, wie der Begriff einer *ſpezifiſchen Beſchaffenheit* ganz aus einer Dynamik zu verbannen, und an ſeine Stelle der Ausdruck irgend einer Gröfse zu ſetzen ſeyn, wenn auch gleich das hier Geſagte ſich vorerſt blofs die Anſprüche einer Hypotheſe erlauben darf.

Ich nehme dieſes arithmetiſche Verhältnifs zwiſchen den variablen Tönen von einerlei Körper hypothetiſch an, und folgere weiter auf ein anderes weit wichtigeres.

In der Stufenreihe der Töne ſteigt die Summe der Schwingungen in einerlei Zeit nach irgend einem Verhältnifs bis zu einem *Maximum*, über welches hinaus kein höherer Ton mehr liegt, und auf der andern Seite fällt die Summe bis zu einem *Minimum*, unter welchem kein tieferer Ton mehr liegt. Offenbar aber ſollte dieſe Summe auf einer Seite noch mehr wachſen, und auf der andern noch mehr fallen können, wenigſtens ſieht der Dynamiker der Beſchaffenheit ſeiner Konſtruktion nach kein Hinderniſs ein, die Zahlenvermehrung- und Verminderung könnte immer noch weiter fortgehen. Da dieſes nun nicht iſt, ſo muſs *irgend ein Geſetz in uns ſelbſt wohnen, welches die Stufenreihe der Töne ſchlechthin für uns beſchränkt.* Vermöge der Endlichkeit unſerer Natur überhaupt findet für unſere Emptin-

dungs-

dungskraft keine *Theilung ins Unendliche* ſtatt, welche der Mathematiker allerdings poſtuliren kann. Setzt man, daſs der höchſte hörbare Ton 1000 Schwingungen in 1 Sekunde mache, ſo iſt der $\frac{1}{1000}$ Theil *einer* Sekunde die *fixirte Zeiteinheit*, *das untheilbare Moment* für unſern Gehörſinn, in welchem die höchſte Analyſe unſerer Empfindungskraft ſich erſchöpft hat. Nun exiſtirt aber in der Natur das höchſt merkwürdige Geſetz (deſſen Beweis ich hier noch ſchuldig bleiben will), *daſs das Maximum einer tiefern Kraft in das Minimum einer höhern übergehe*. Wenden wir dieſes Geſetz auf unſern Gehörſinn an, ſo muſs das Maximum eines niedern tongebenden Körpers in das Minimum eines höhern übergehen, die 1000 Schwingungen von A werden noch höher getrieben, in die 10 Schwingungen von B zerflieſsen, und der Unterſchied beider kann ſich demnach bloſs in einer *dauernden feſtbeſtimmten Energie des Tons* äuſsern, d. h. *eine* Schwingung des Tons von B muſs zur nemlichen Zeit irgend eine Potenz des Raums von einer Schwingung von A durchlaufen, die Geſchwindigkeit von B iſt gröſser als von A, während die Summe der Schwingungen in der Stufenreihe der Töne von A und B wider einander gleich läuft. Der Unterſchied zwiſchen *zwei* tongebenden Körpern iſt demnach gerade der umgekehrte von dem Unterſchied der verſchiednen Töne *eines* tongebenden Körpers. Im erſtern Fall war die Geſchwindigkeit einerlei, aber die Summe der Schwingungen verſchieden, im gegenwärtigen Fall hingegen

iſt

iſt die Geſchwindigkeit verſchieden, und die Summe der Schwingungen einerlei.

Ein ſolches Verhältniſs bemerkt man etwa in dem Ton des Klaviers und der Flöte; der Ton der letztern iſt energiſcher als der Ton des erſtern. Die Summe der Schwungbewegungen, ihr arithmetiſches Verhältniſs unter einander iſt das nemliche, d. h. ſie halten gleiche Stimmung, gleiche Stufenreihe der Töne mit einander, aber die Energie, geometriſche Intenſität ihrer Töne iſt verſchieden, d. h. die *ſpezifiſche Beſchaffenheit* des Tons iſt eine andere, und ſomit iſt die Aufgabe, wie der Ton neben ſeinem gradualen Verhältniſs noch eine andere Verſchiedenheit in ſich aufnehmen könne, gelöſt. Denken wir uns nach dieſen Vorausſätzen eine Reihe von Gliedern, und ziehen durch die Extreme derſelben eine Gränze für alle hörbare Gegenſtände, ſo ſind die ſpezifiſch-verſchiedne Töne blofs verſchiedne Intenſitäten, wobei immer das Maximum einer Tonreihe in das Minimum einer andern übergeht; die Glieder ſelbſt können unter ſich ein geometriſch-progreſſives Verhältniſs halten, während die Sphäre zwiſchen je zwei Gliedern durch das arithmetiſche Verhältniſs *einer* Tonreihe ausgefüllt iſt, alle ſpezifiſche Verſchiedenheit wird in eine Graduale umgeſchaffen.

Ein ähnliches Verhalten bemerken wir im gemeinen Leben in dem willkührlichen Gebrauche unſerer Münzſorten, nur mit dem Unterſchied, daſs die

die Einheit, die wir hier konſtituiren, eine willkührliche iſt, da jene hingegen aus einem natürlichen Geſetz unſerer Empfindungskraft hervorgeht. Alle Silberſorten z. B. halten unter ſich ein arithmetiſches Verhältniſs, aber das Maximum des Silbers geht in das Minimum des Goldes, das Maximum des Goldes allenfalls noch weiter in das Minimum eines Edelgeſteins über. Silber, Gold, Edelgeſtein ſind Einheiten, welchen wir einen eingebildeten Werth leihen, aber offenbar iſt Gold eine höhere Einheit als Silber, gleichſam energiſcher, intenſiver als Silber.

Dieſe Sätze nun, ſo wie ſie für unſern Gehörſinn vorgetragen wurden, haben die nemliche Gültigkeit in ihrer Anwendung auf alle übrige Sinnesarten, nur daſs die Analyſe der übrigen Sinnen bei weitem noch nicht tief genug gegangen iſt, um uns ſolche deutliche Analogien darzubieten. Die ſpezifiſch verſchiedene Lichtempfindungen, Geruchs- Geſchmacks- und Gefühlsarten ſind blos verſchiedene Intenſitäten von einerlei Grundverhältniſs, während jede einzelne Geruchs- oder Geſchmacksart dennoch eine arithmetiſche Reihe von Graden durchlaufen kann. Es wäre der Mühe werth, zu unterſuchen, ob ſich nicht auch die Siebentheiligkeit, welche ſich in den Grundfarben und Grundtönen offenbart, in den übrigen Sinnesarten behauptete; vielleicht fehlt es uns nur an einem Priſma für den Geruch und Geſchmack. Jeder Sinn iſt nach dieſer Anſicht ein bloſser Gradmeſſer; ohne von aufsen afizirt zu werden,

ist er neutral, homogen, so wie er aber afizirt wird, tritt er in Heterogeneität aus einander, welche auf verschiednen Stufen gehemmt eben so viele Mannigfaltigkeit in der Empfindung zeigt.

Ich komme jetzt auf ein noch *höheres Verhältnifs*, welches, wenn es sich mit den übrigen künftighin bestätigen sollte, *dem Ganzen eine vollkommne Bindung geben, und die künftige dauernde Form eines Syfiems unverkennbar machen würde.*

Es wurde gezeigt, dafs jede Sinnesart für sich mehrere verschiedene Beziehungen habe, welche sich in eine Gradazion auflösen lassen, aber jetzt entsteht die Frage: *in welcher Beziehung stehen die verschiednen Sinnesarten unter sich, da sie dem Anschein nach gar keinen Punkt mit einander gemein haben?* Es wurde oben schon erinnert, dafs eine Beziehung statt finden müsse, in so fern sie sich alle in einerlei Bewufstseyn vereinigen, aus einerlei Wurzel hervorsprossen, welches ist nun diese Beziehung? Auch hier behaupte ich, ist es blos wieder eine verschiedene Energie unter einander, und ihre Unverträglichkeit, welche uns die Erfahrung zu offenbaren scheint. Könnte ihren Grund in der Höhe der Potenzen haben, durch welche sie von einander getrennt sind, so dafs wir ihre Kontinuität, ihr Ineinandergreifen dadurch aufgehoben glauben.

Folgende

Folgende Momente enthalten eine Annäherung zur Auflöfung dieſer Aufgabe, und bekräftigen auch hier unſere Hypotheſe:

Wenn wir vom Auge an bis zum Gefühlsnerven herab auf die Intenſität der Sinnen merken, (in ſo fern Intenſität gleich der Geſchwindigkeit ein umgekehrtes Verhältniſs der Zeit mit dem Raum hervorbringt) *ſo beobachten wir, daſs ſie in einem abwärts gehenden Verhaltniſs zu einander ſtehen:*

Das Auge ſucht ſeine Bilder in der unermeſslichen Ferne, und braucht nur einen Augenblick, dieſe Ferne zu durchdringen, welch ungeheure Sphäre ſeiner Wirkſamkeit!

Das Ohr hingegen empfängt ſeinen Schall nur noch von wenigen Meilen her, die Zeit der Fortpflanzung iſt hier ſchon eine merkliche.

Der Geruch iſt nur noch wenige Schritte von ſeinem Gegenſtande entfernt, und obgleich hier genaue Beobachtungen fehlen mögen, ſo iſt doch die Zeit der Fortpflanzung eine ohne Vergleich größere, als nur dieſe bei der Fortpflanzung des Schalls.

Der Geſchmack iſt ſo nahe der Berührung, und kaum noch durch das Medium einer auf der Oberfläche haftenden Feuchtigkeit getrennt.

Und

*) Man konnte ſagen, ſchon beim Geſchmack komme der Gegenſtand in unmittelbare Berührung mit dem Organ.

Ich

Und endlich geht *das Gefühl* in eine innige Einverleibung mit dem Gegenstand über. In beiden letztern wächst die Zeit ins Unermefsliche. *Welches abnehmende Verhältnifs von der unermefslichen Ferne bis zur Berührung! So wie im erstern Fall die Zeit beinahe verschwindet, indem der Raum unermefslich wird, so verschwindet im letztern Fall der Raum, indem die Zeit unermefslich wird.*

Beide Extreme der Intensität sind vorhanden, deren Sinn populärer ausgedrückt folgender ist: mein Auge braucht nur wenige Zeittheile, um die unermefsliche Ferne hindurch seinen Gegenstand zu berühren, mein Gefühl hingegen würde eine unermefsliche Zeit hindurch gehen müssen, um den Raum zwischen sich und jenem Gegenstand aufzuheben, um mit ihm in innige Berührung zu kommen. In der Mitte zwischen beiden Extremen liegen die übrigen Sinnen blofs als mittlere Intensitäten.

Ein anderes Moment, welches uns bestimmt, die Sinnesarten nur als höhere oder niedere Energien anzu-

Ich behaupte, dafs die unmittelbare Berührung nur den Sinn des Gefühls angehe, welchen die Zunge mit allen übrigen Sinnen gemein hat, wie es bei allen geschmacklosen Körpern der Fall ist; dafs hingegen das, was Geschmack erregt, immer aufgelöste oder auflösliche Theile seyn müssen, mithin nur vermittelst des Mediums einer Feuchtigkeit wirken können.

anzuſehen, iſt folgendes: *Je enger der Raum iſt, in welchem ſich die Sinnorgane zuſammendrängen, deſto intenſiver iſt ihre Wirkſamkeit.*

Das Auge, das geiſtigſte von allen, bricht ſeine Strahlen durch eine kleine Linſe, und ſammelt ſie auf ein Häutchen (Retina) von unbedeutendem Umfang —

Das Organ des Gehörs hat ſchon merkliche Hölen und Schneckenwindungen —

Das Geruchorgan breitet ſich in eine Fläche aus, welche durch lamellenartigen Bau den Raum vermehrt —

Und was beim *Geſchmacksorgan* ſchon in beträchtliche Strecken ausläuft, das geht vollends beim *Gefühl* in die ganze Oberfläche des Individuums über.

Alſo auch hier ein umgekehrtes Verhältnis der Intenſität. Was beim *Auge* lebendige Intusſuszeption, konzentrirte Kraft iſt, das verliert ſich beim *Gefühl* ſchon in das mechaniſche *Neben-* und *Auſseinander*, in eine *geiſtloſe Extenſion*.

Sind wir nun nach Aufſtellung dieſer Momente nicht berechtigt zu ſagen, daſs, wo die Energie der Lichtempfindung ſich in ein Minimum verliert, das Maximum der Energie des Tones anhebe, und wo dieſe verſchwindet, die Sphäre für die Geruchsempfindung anfange u. ſ. w. d. h. populärer ausgedruckt:

druckt: *In derjenigen Entfernung, welche für den Geruchsinn ein Maximum iſt, wurde die Zeit der Fortpflanzung ſchon eine untheilbare Zeiteinheit, ein Minimum für die Perzeption des Gehörſinnes ſeyn, und in derjenigen Entfernung, welche das Maximum für den Gehörſinn iſt, wurde die Zeit der Fortpflanzung für das Auge blos ein Minimum, d. h. unendlich klein, mithin imperzeptibel ſeyn.*

Was iſt nun das unſerer Vorſtellung aufgedrungene materielle Objekt?

Wenn ein jeder unſerer Sinnen den Antheil ſeiner Qualitäten von demſelben wegnimmt, was bleibt dann noch anders übrig, als ein zerronnenes Nichts? Aber Qualitäten ſind blos verſchiedene graduelle Beziehungen, was iſt das Objekt anders, als der gemeinſchaftliche Ausdruck derſelben?

Würde nun hier die Frage entſtehen, wie dieſer gemeinſchaftliche Ausdruck in die Form eines Geſetzes gebracht werden könnte, ſo würde ich ſagen, nimm überhaupt in der Natur (oder übertrage aus deiner Natur) zwei einander entgegengeſetzte Kräfte an, ſo wird eine davon ins Unendliche, die andere auf einen Punkt hin ſtreben; wo ſie einander treffen, außerhalb ihrer gemeinſchaftlichen Mitte, da wird die negative das hemmen, was die poſitive zu erringen trachtet, die Tendenz der poſitiven geht aber ins Unendliche, ihre Fülle wird alſo zurück gedrängt,

drängt, und dies giebt uns das Phänomen einer Raumerfüllung = Materie. Offenbar iſt dieſe Fülle gröſser, je näher die poſitive Kraft jener Mitte liegt je intenſiver ſie bleibt, und geringer, je entfernter ſie von jener Mitte iſt, je extenſiver ſie wird. Die verſchiedene Stufen dieſer Fülle geben uns das Phänomen einer Gradazion der *Elaſtizität*. So wie es ſich hier mit dem Uebergewicht des poſitiven Faktors verhält, ſo verhält es ſich auf der andern Seite mit dem Uebergewicht des negativen Faktors. Statt nach aufsen zu ſtreben, wie bei der Elaſtizität, iſt hier vielmehr eine Tendenz in ſich hinein, gegen ein eigenes Zentrum (man hätte ſich hier, an die Schwere zu denken), dies giebt uns das Phänomen einer *Maſſe*, und zwar auf den verſchiedenen Stufen einer verſchiedenen Maſſe. Da nun auf beiden Seiten der Raum im umgekehrten Verhältniſs mit ſeiner Maſſe ſteht, ſo giebt uns beides das Phänomen einer Stufenreihe von *ſpezifiſchen Dichtigkeiten*.

Der gemeinſchaftliche Ausdruck eines Objekts iſt demnach ſeine *ſpezifiſche Dichtigkeit*, die Beſchreibung hingegen ſeiner Qualitäten, ſo wie ſie dieſem oder jenem Sinn zugehören, iſt nur ein ſpezieller Ausdruck deſſelben.

Wir ſtehen jetzt wieder auf dem nemlichen Punkt, von welchem wir ausgingen, das empiriſch-dialektiſche Räthſel, warum die Differenz der ſpezifiſchen Dichtigkeiten der Gröſse des Qualitäten-Unterſchieds

terſchieds ſo wenig angemeſſen iſt, bleibt immer noch unaufgelöſt. Ich behaupte aber, daſs die Reihe von Sätzen, welche auf unſerm bisherigen Weg lag, im Stande iſt, uns Auskunft über daſſelbe zu geben: zu näherer Beleuchtung deſſelben iſt hier kein Raum, und ich laſſe dieſe Lücke für künftige Unterſuchungen offen.

Nur folgendes noch als Bemerkung, was zugleich als Beiſpiel dienen mag, welche Ausſichten uns durch dieſe Konſtruktionsart geöffnet werden:

Die Qualitäten der verſchiedenen Sinnesarten, deren Vereinigung das materielle Objekt iſt, ſtehen in irgend einem Verhältniſs ihrer Intenſitäten zu einander, und zwar, weil das Objekt unter bedingten Umſtänden in der Sinnenwelt ein Permanentes iſt, in einem Gleichgewichts-Verhältniſs. Das Gleichgewicht nur iſt permanent, während die Qualitäten, welche die Faktoren des Gleichgewichts konſtituiren, ſich ins Unendliche verändern können. So z. B. muſs das, was das Auge bei einer Miſchungs-Veränderung an Energie der Lichtempfindung gewinnt, an der Energie der andern Sinnen, z. B. durch eine tiefer herabgeſtimmte Energie der Geſchmacks- oder Geruchsempfindung abgezogen werden u. ſ. w. Was z. B. der Schwefel in der Fähigkeit zur Lichtentwicklung voraus hat, das kann ihm durch den Mangel an Geſchmacks-Entwicklung entzogen ſeyn, was hingegen das Alkali in der Geſchmacks-Entwicklung voraus

voraus hat, das kann ihm im Mangel einer Fähigkeit zur Lichtentwicklung entzogen seyn u. s. w. In derlei Verhältnissen existirt freilich noch eine Menge unbekannter Gesetze, und die Chemie wird durch dieselbe in ein beinahe unübersehbares Feld ausgedehnt, ob gleich wieder auf der andern Seite die tröstliche Aussicht offen steht, zu einer endlichen Konstrukzion zu gelangen.

Wir haben nun durch die vorgelegte Hypothese wenigstens das gewonnen, dass der dunkle Begriff: *spezifische Beschaffenheit*, wie es einer sich überall verständlich machenden Dynamik geziemt, in den konstruirbaren Begriff *Energie* umgeschaffen werden kann.

Viele der vorangegangenen Bemerkungen sind zwar gegen den *naturphilosophischen Entwurf* von *Schelling* gerichtet, aber sie thun dem *Ganzen* keinen Abbruch. Gerade dieses Werk scheint dazu geeignet, dass es uns nur die Prüfung überlässt, da der neuen und durchgreifenden Ideen so viele sind, dass unser Nachdenken in der weitern Bearbeitung derselben schon genug gefesselt ist. Mag auch hie und da auf Kosten der Konsequenz die Neuheit, Energie hervorragen, Momente, welche von jeher in unsern erhabensten Reformatoren sich nicht ganz parallel blieben, so ist doch Neuheit und Energie das sicherste Mittel, anfänglich unsere Bewunderung zu fesseln, und dann die sparsame Helle, welche die

Philoso-

Philosophie bisher in unsere Gebiete verbreitete, in lebhaftere Lichtaufwallungen anzufachen. Das Aergste, was diesem Werk nach den bisherigen Erläuterungen aufzubürden wäre, bestünde darin, dafs es die Ansprüche in Rücksicht der ersten Prinzipien eines Systems aufzugeben hätte, obgleich demselben meines Bedünkens noch höhere Ansprüche als diese übrig bleiben. Der unbedingte Empirism kann, wie ich fast überzeugt bin, die Form eines naturphilosophischen Systems nicht völlig begründen; es scheint überhaupt noch zu frühe zu seyn, von einem System der Naturphilosophie zu sprechen, ehe eine Propädevtik derselben vorhanden ist. Dann grade diese Propädevtik würde in den Uebergang fallen, welchen die Transzendentalphilosophie sich in die Naturphilosophie bahnt, sie würde sich mit den Beweisen beschäftigen, dafs alle Naturgesetze lediglich aus unserem Geist *übertragene* seyen, dafs der erste Impuls der Natur in uns selbst wohne — *Spontaneität = Weltseele.*

* * *

Baaders merkwürdige Schrift: *über das pythagoräische Quadrat oder die vier Weltgegenden in der Natur*, und einige Bemerkungen von *Schelling* über die *Schwere*, welche seinem Entwurf angehängt sind, veranlassen mich, einige Gedanken über diesen Gegenstand zu äussern.

Wenn

Wenn man in der Naturphilosophie anfängt zu konstruiren, so nimmt man, um nur zuförderst die Natur aus dem todten Schlaf zu wecken, zwei Tendenzen an, welche einander in entgegengesetzter Richtung treffen. Denn — wie *Schelling* äußerst treffend erinnert, über den Gegenstand, welcher nicht in Thätigkeit zu versetzen ist, kann gar nicht philosophirt werden. Diese Tendenzen bezeichnet man gewöhnlich mit den Ausdrücken: Repulsions- und Attraktionskraft, aber damit ist die Frage noch nicht ausgeschlossen: woher dann das Treibende — Strebende in diesen Kräften? In der endlichen Welt sind Kräfte nur Ueberlieferungen vom Glied zu Glied, eine sich selbst produzirende Kraft kennt die Natur nicht. Tendenz — Streben ist nur Karakter der Spontaneität, und dem Begriff der Natur ganz fremd, und doch können wir für die Natur keinen Schritt weiter thun, ohne jene Grundkräfte vorauszusetzen: das erste, was aus dieser Annahme hervorgeht, sind zwei merkwürdige Verhältnisse:

1) *Jede Kraft unabhängig von der andern, hat eine Tendenz ins Unendliche, denn wo kein Widerstand ist, da ist absolute Unendlichkeit.*

2) *Abhängig von einander heben sie sich beide auf und alle Tendenz verschwindet, denn — wo nichts als Widerstand ist, da ist absolute Endlichkeit.*

Im

Im erſten Satz iſt offenbar der Karakter unſeres *Geiſtes* ausgedruckt: *Streben ins Unendliche.*

Im zweiten Satz iſt der Karakter ſeines Gegenſatzes — *der Natur* ausgedruckt: *Streben auf ein abſolutes Endliches.*

Jene Kräfte haben alſo an und für ſich keine Tendenz, ſie ſind auf einer Seite nur das, wozu ſie der Geiſt ſondert, auseinanderhält, und auf der andern Seite nur das, wozu ſie die Natur einſt, zuſammenknüpft. Natur und Geiſt treten miteinander in Widerſtreit: wo in dieſem Kampfe der Geiſt den Sieg hat, da geht der *urſprüngliche Trieb* hervor und dieſer iſt's, welcher jene Kräfte ſondert, ihre Tendenz ins Unendliche weckt; — wo in dieſem Kampfe die Natur das Uebergewicht erhält, da tritt ein dem *erſtern entgegengeſetzter Trieb* (eigentlich negativer Trieb) ein, welcher jene Kräfte einſt, ihre Tendenz zur abſoluten Endlichkeit zu begünſtigen, zu befördern trachtet — und wie nennen wir dieſen negativen Trieb? — *Schwere.* Der urſprünglich *poſitive Trieb* und die *Schwere* ſind einander entgegengeſetzt, Schwere iſt die einzige Mittlerin jener Kräfte und der urſprüngliche Trieb der Störer ihrer Ruhe. *Sondrung* und *Einung* jener Kräfte iſt das Wechſelſpiel, aus welchem die unendlich vielen Mittelglieder, die zwiſchen dem abſoluten Endlichen und Unendlichen mitten inne liegen, hervorgehen, nemlich die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit

Dieſe

Dieſs iſt die Dedukzion der Schwere, und somit werden statt der zwei Principien nemlich beider Grundkräfte *vier* Prinzipien in die Naturphilosophie eingeführt.

Eine der glücklichſten und treffendſten Analogien iſt in der Idee von *Franz Baader* enthalten, jene vier Principien in der Natur mit den vier Weltgegenden zu vergleichen. *Jene beide Grundkräfte ſind Mittag und Mitternacht, der Aufgang ſondert ſie und der Niedergang vereint ſie wieder* — (täglicher Kreislauf der Natur). Wo der urſprüngliche Trieb, deſſen Phaenomen die *aufgehende Sonne* iſt, das Uebergewicht uber die Schwere zu erreichen anfängt, da dämmert ſchon die Morgenröthe auf, die in Ruhe verſunkene Grundkräfte ſind ihrem Scheidepunkt nahe, wo in dem Uebergewicht des Triebes (eigentlich die mittlere Geſchwindigkeit des Triebes) die Schwere unmerklich wird, da iſt der Aufgang der Sonne, die Natur erwacht, die Polaritäten der Erde werden in Thätigkeit geſetzt, der Geſichtskreis erweitert ſich. — Wo der Trieb ſeinem Zenith zueilt, ſeinem Maximum ſich nähert, da iſt der höchſte Glanz der Natur, jene Kräfte erreichen die höchſte Stufe ihrer Sondrung. — Wo aber der Trieb ſein Maximum wirklich erreicht, — ſein Phaenomen iſt der Durchgang der Sonne durch den Mittagskreis, — da fängt das Minimum des Uebergewichts ſeiner Gegnerin — der Schwere an. Von nun an macht die Natur den umgekehrten Lauf — der Tag nimmt ab,

die

die Sonne nähert sich wieder dem Niedergang. — Wo die Schwere ihrer mittlern Geschwindigkeit zueilt, da dämmert der Abend nieder, der Gesichtskreis verengert sich, und wo sie dieselbe wirklich erreicht, der Trieb vollends durch das Uebergewicht der Schwere erlischt, da ist der Niedergang der Sonne, jene Kräfte treten in ihren Vereinigungspunkt, die Polarität kommen in Ruhe; — Wo die Schwere ihr Nadir, ihr Maximum erreicht, da ist Mitternacht, die tiefste Stille der Natur; — aber an das Maximum der Schwere ist das Minimum des aufgehenden Triebes geknüpft und die Natur kehrt in ihren vorigen Lauf zurück: so ist der Tageswechsel blos ein Vorbild höherer Verhältnisse.

Die nemliche Analogie läst sich auch auf den Wechsel unserer Jahrszeiten ausdehnen und alsdann ist die Schwere, wie *Baader* bemerkt, das positive Prinzip der Kälte, was unsern Winter erzeugt, wenn anders das, was alles positive hemmt, selbst positiv genannt zu werden verdient.

Denken wir uns den Kreislauf der Sonne nur scheinbar, mithin sie selbst fixirt in Ruhe, so sind alle Bedingungen gegeben, welche eine Axendrehung unseres Planeten hervorbringen müssen. Ist die Sonne fixirt, so ist es auch die Schwere, — gleichsam zwei unveränderliche Brennpunkte einer Ellipse.

Durch

Durch den ewigen Kreislauf in ſich ſelbſt geſchloſſen wird die Natur eine Einheit, Individuum; aber dieſe unermeſsliche Sphäre hat eine unbeſtimmte Anzahl untergeordneter Sphären in ſich, die Mannigfaltigkeit des Individualism und ſeiner Polaritäten, geht ins Unendliche, welche als Kräfte betrachtet alle jenes Grundgeſetz anerkennen, daſs das Maximum der niedern Kraft in das Minimum der höhern übergehe, bis zuletzt die höchſte alles umfallende Kraft ſich in die niederſte zurückbeugt. Mehrere Hauptpunkte dieſer Unterſuchung ſind in dem *naturphiloſophiſchen Entwurf* von *Schelling* unter der Rubrik: *Aufgabe, die dynamiſche Stufenleiter der Natur abzuleiten*, mit ungemeinem Scharfſinn behandelt worden. Das Hauptmoment einer ſolchen Unterſuchung iſt in folgenden Sätzen enthalten: ich bin Individuum und bin es geworden durch den Reflex der Menſchheit, homogenes beicht ſich an homogenem, wo alſo Individualität iſt, da muſs ein Reflex ſtatt finden; zum Selbſtbewuſſteyn erhebe ich mich erſt als Individuum; aber Selbſtbewuſſteyn in einem Geiſt iſt eben das, was der Schwerpunkt in der Natur iſt, wie ich zum Selbſtbewuſstseyn gelange, ſo gelangt das Naturprodukt zu ſeinem Schwerpunkt. Dieſs zu entwickeln, macht eine eigne Reihe von Schlüſſen aus, wozu hier der Ort nicht iſt.

Durch dieſe ganze Unterſuchung wieder das nemliche Reſultat:

Es gibt vier Prinzipien:

1) und 2) *Zwei entgegengesetzte Grundkräfte* — (Mittag und Mitternacht, die zwei Seiten des Dreiecks nach *Baader*).

3) *Die Schwere* (der Niedergang, die einende Basis des Dreiecks).

4) *Der ursprüngliche Trieb* (der Aufgang, der pulsirende Zentralpunkt des Dreiecks) *Spontaneität = Weltseele.*

Diese vier Prinzipien habe ich schon in meinem frühesten Produkt, meiner *Dissertation* genau unterschieden in folgender Stelle §. XXXIII:

Cum materia, §. IV. Vis *Attractionis* et *repulsionis* operis collatis orta, (mithin 1 und 2, zwei einander entgegengesetzte Grundkräfte) nulli interno mutationis motus principio praedita sit, causae mutationum gradualium in re extra illam posita quaerendae sunt. Si absoluta quiete detentam materiam cogitaremus, absolutum illi tribueremus aequilibrium, nullam intuitivam qualitatem oblaturum. Cum primitivae autem materiae statum gradualem nonnisi ab externa causa repetere possimus, qua cessante effectus quoque cessaturus sit, statuatur necesse est, *suo nisu ad aequilibrium ab-*

so-

solutum perpetuo tendere materiam, (Schwere, Tendenz zum absoluten Gleichgewicht, negativer Trieb) *electricarum utrarumque materiarum instar, quae in amplexus ruere ambabus deletorias perpetuo studeant. Caufam*, quae tellurem noſtram *a naufragio absoluto aequilibrio arceat*, *sol* (i. Phänomen des aufgehenden Triebes) *ministrare videtur.*

Als Schlufserinnerung suche ich hier auf einige Bedürfnifse aufmerksam zu machen, welche dem Naturphilosophen bei jedem Schritt, welchen er weiter gehen will, äufserst fühlbar werden.

Eines dieser Bedürfnifse ist eine ausführliche Phyto-Zoologie: so wie der Naturphilosoph von einer Seite die Form erhält, so mufs er von der andern den Stoff haben und zwar schon einen geordneten und verglichenen Stoff; denn die beobachtende Kraft der Gelehrten ist wahrscheinlich durch irgend ein Gesetz der Energie, das in der menschlichen Einrichtung statt findet, von der raisonnirenden getrennt.

Ich verstehe aber unter jener Rubrik nicht blos eine Anatomia comparata sondern wenigstens auch die ersten Linien einer Physiologia comparata so wol bei Pflanzen als Thieren. Möchte doch Prof. *Hildmayer* *) in

*) Schade, dafs dieser reiche Privateigenthümer die Armuth unsers öffentlichen Fonds so wenig unterstützt. Schellings Zeitschrift v. B. 1. St.

in Tübingen uns mit seinen Resultaten in diesem Fache bekannter machen.

Ein anderes vernachlässigtes Bedürfniss ist die Mathematik. So lange wir uns im hypothetischen Theil, in den Erfahrungsprinzipien der Naturwissenschaft aufhalten, so sehen wir nichts als Qualitäten, welche keinen Zahlenwerth oder eine Konstrukzion aus der geometrischen Analyse zuzulassen scheinen. Wenn wir uns aber an einen haltbaren Punkt anlehnen wollen, so ist der mathematische Theil in der Naturwissenschaft unvermeidlich, daher ist es ein etwas unbilliger Einwurf von *Schelling*, dass die Konstrukzion der beiden Grundkräfte in Formeln ausgedrückt, welche freilich zunächst nur die Dichtigkeitsgrade enthalten, ein wahres Blei in der Naturwissenschaft sey. Wenn man freilich nur bei solchen Verhältnissen stehen bleibt, keine weitere Ableitung versucht, so scheinen sie unnütz — denn sie belehren

ich meyne hier keine nachhaltbare *Zoologie*, ein Werk, in welchem Aufwand von Kraft und von Zeit gleichen Schritt halten, zwei Momente, welche in andern Köpfen, die das Naturgesetz der Inerzie nicht zu überwältigen vermögen, gewöhnlich in umgekehrtem Verhältniss stehen, ferner ein Werk, in welchem die glücklichsten Analogien und Induktionen und nicht selten eine Hinreissung (gleichsam Ahndung) auf die höchsten Prinzipien der Naturphilosophie schon längst vorgetragen wurde.

ren die Erfahrung in nichts; — das Vorhergehende kann aber doch zur Probe dienen, dafs man weiter damit kommen kann. Das Ei der Naturwiffenfchaft ruht vielmehr auf der Annahme einer fpezififchen Befchaffenheit, wozu fich eine reine Dynamik fo ungern verfteht; und was iſt dann eine reine Dynamik anders als Mathematik? Geht ihre Abficht nicht dahin, uns die Formeln anzugeben, wozu wir die Erfcheinungen in der Natur auffinden follen. Freilich verlangt fie von uns eine höhere Kenntnifs als diefe der Arithmetik, Algebra, reinen Geometrie und Mechanik, das, was die Seele der Mathematik iſt, die analytifche Geometrie und die höhere Analyfis gehören ihr eigenthümlich. Die Naturphilofophie nimmt zwar aus allen Theilen der Mathematik ihre Subfidien, aber ihre Refultate fallen nur in die höchften Gebiete derfelben. — Iſt nicht der Unterfchied zwifchen der *geraden* und *krummen Linie* gerade der Scheidepunkt zwifchen der unorgifchen und organifchen Natur? Da wo die gerade Linie noch unregelmäfsig fich in Kanten und Winkel verliert, da iſt die tiefſte Stufe der unorgifchen Natur; (Aggregation der Maffe). Wo die gerade Linie regelmäfsig wird, in beftimmten Formen fich nullert (Kryſtallifazion) da iſt der Uebergang des Anorgifchen in das Organifche nahe. Wo die erſte Stufe der Organifazion anfängt, da wird die *krumme Linie* herrſchend, vom hervorquillenden Blatt an bis zur edlern Geſtalt des Thiers nichts als elliptiſche und paraboliſch abnehmende Form, ein Beweis, dafs die Mechanik, welche nur in ge-

rader Linie fortwirkt, ſich hier in einen Kreislauf zurückbeugt — der Stempel des Individualism; aber kein Kreislauf entſteht, wo nicht die vier gefolgerte Prinzipien in ſteter Geſetzmäſsigkeit in einander greifen — in ihnen liegt der Puls und Athem der Natur.

II.

Ideen
zur
Konſtrukzion der Krankheit
von
Dr. Ph. Hoffmann.

---

§. 1.

Die Naturphiloſophie mit ihren Zweigen iſt ſynthetiſch, und die Syntheſis derſelben iſt, je nachdem ſie ihre Konſtrukzionen entweder auf dem Standpunkte der Reflektion oder der Produktion vornimmt, entweder *transzendental* oder *dynamiſch*.

(Man kann überhaupt nur auf doppelte Art etwas von der Natur wiſſen, oder über ſie philoſophiren:

1) in-

1) indem ſie der Intelligenz entgegengeſetzt wird, oder durch tranſzendentale Reflektion, oder

2) die Naturphiloſophie geht von dem Abſoluten, von dem Ich der Natur aus, und erhebt ſich dadurch über die Reflektion zu der dynamiſchen Produktion.

Die tranſzendentale Naturphiloſophie reflektirt über die Natur als der Intelligenz, oder dem bewuſsten Ich entgegengeſetzt; die dynamiſche ſchreitet über dieſen Gegenſatz hinaus, und betrachtet die Natur ſelbſt, aber als bewuſstloſes Ich; jene betrachtet folglich die Natur als Objekt, dieſe als Subjekt; jene das Accidentelle oder Produkt (Erſcheinung), dieſe das Subſtantiale oder die Produktivität (die Natur an ſich). Die Tendenz der erſtern iſt, das Objekt der Natur zu idealiſiren, die Tendenz der letztern, das Subjekt der Natur zu realiſiren; daher die entgegengeſetzte Richtung beider, d. h. jene dringt von der Circumferenz, gleichſam von der Fläche der Natur, in den Mittelpunkt; in dieſer erſcheint die Natur als Efotericon, und ſie geht daher vom Centrum in die äuſsern Kreiſe oder Hemmungspunkte der Natur *)

Das

*) Dieſe Hemmungspunkte exiſtiren nur für die Reflektion, nicht aber für die Anſchauung. Für die dynamiſche

Das Schema der tranſzendentalen Syntheſis iſt der Dualismus oder die Antitheſis; jenes der dynamiſchen der Galvanismus oder die Triplicität.

§. 2.

Es iſt unſere Aufgabe: den Begriff der Krankheit zu konſtruiren. Wir betrachten ſie

A.

In Rückſicht der Erregung,

und ſuchen zuförderſt in die tranſzendentale Syntheſis derſelben einzudringen.

Der Satz: die Erregung iſt ſynthetiſch, iſt ganz identiſch mit dem: die Erregung iſt nur durch den Dualismus ihrer Faktoren konſtruirbar: oder, die Faktoren der Erregung ſind poſitiv und negativ, beides aber nicht an und für ſich, ſondern blos durch ihre Wechſelbeſtimmung.

Wir ſind hier auf zwei Punkte geſtoſsen, die einer genauern Analyſe bedurfen:

a) der

ſche Konſtruktion gilt überhaupt der Grundſatz: Centrum *ubique*, circumferentia *nusquam*. Jene ſpiegelnde Fläche der Natur alſo, auf welcher ſich das Ich in ſeiner urſprünglichen Identität gleichſam zu reflektiren ſucht, iſt eine blos ideelle Schranke für das bewuſste Ich.

a) der Begriff der Erregung iſt antithetiſch, weil er ſynthetiſch iſt, und umgekehrt: das Befugniſs.ihn als ſynthetiſch zu ſetzen, gründet ſich auf die Antitheſe der Faktoren derſelben. Aber worauf gründet ſich denn dieſes Befugniſs überhaupt? Entgegengeſetzte müſſen ſich einander gleich, und gleiche müſſen ſich einander entgegengeſetzt ſeyn. Das, worin ſich entgegengeſetzte einander gleich ſind, iſt der Beziehungsgrund; worin ſich gleiche entgegengeſetzt ſind, iſt ihr Unterſcheidungsgrund. Der Beziehungsgrund beider Faktoren der Erregung iſt ihre *Quantität*; der Unterſcheidungsgrund derſelben iſt ihre *Qualität*; oder: die Faktoren der Erregung ſind ſich durch ihre Qualität entgegengeſetzt, weil ſie ſich in Rückſicht ihrer Quantität gleich ſind: (Man kann hier ſchon das Unrichtige jener Konſtrukzion der Erregung und Krankheit, die von einem blos quantitativen Dualismus der Faktoren, oder von der relativen Antitheſe derſelben ausgeht, einſehen, und bemerken, wie wichtig es iſt, die qualitative (abſolute) Entgegenſetzung nicht aus dem Geſicht zu verlieren).

b) Die Faktoren der Erregung ſtehen in Wechſelbeſtimmung; im Begriffe der Wechſelbeſtimmung aber liegt der Begriff der Tatalität, folglich ſind ſie als entgegengeſetzte Thätigkeiten vorzuſtellen, ſie ſind ſich aber durch ihre Quali-

ſtt einander entgegengeſetzt; folglich ſind die Faktoren der Erregung *Thätigkeit* und *Leiden* (actio et paſſio), wovon jene, oder der poſitive Faktor auch Irritabilitätsäuſserung, dieſes oder der negative Faktor Senſibilitätsäuſserung heiſst.

§. 3.

Thätigkeit und Leiden ſind die entgegengeſetzten Faktoren der Erregung. Da nun der poſitive Faktor kein abſoluter, d. h. nur in Bezug auf den negativen poſitiv iſt, ſo iſt auch jene Thätigkeit keine abſolute; es iſt *eine durch das Leiden beſtimmte* Thätigkeit, und das Leiden iſt das beſtimmende, ſo wie die Thätigkeit das beſtimmt werdende, wodurch auch der oben geforderte qualitative Dualiſmus der Faktoren der Erregung genau karakteriſirt und ausgedruckt wird; — jene Thätigkeit ſoll eine poſitive, aber auch zugleich eine beſtimmte (limitirte) ſeyn, und das Leiden ſoll nicht ein bloſses Minus der organiſchen Thätigkeit, es ſoll ein beſtimmendes und beſtimmtes Leiden, eine negative Aktion ſeyn.

Für die Reflektion wenigſtens iſt alſo in die Thätigkeit zugleich wieder ein Leiden geſetzt worden, und es fragt ſich nur, ob ſich eine ſolche auch für die Anſchauung aufzeigen laſſe, oder, da wir das Leiden vor der Hand nur als Negation kennen, wie diese Negation der poſitiven Thätigkeit (wenn ſie ſich nicht widerſpricht) zu konſtruiren ſey? —

(Die

(Die Erregung ſoll ihrer Qualität nach eine limitirte, d. h. nur durch die entgegengeſetzte Realität und Negation konſtruirbar ſeyn. Beide müſſen folglich in dem Begriffe der Erregung *ſynthetiſch* vereinigt werden, welche Syntheſis nur durch einen neuen Gegenſatz, den wir aufzuweiſen haben, möglich iſt.)

§. 4.

Das Schema des innern ſowohl als äuſsern Sinnes iſt bekanntlich die Zeit, und zwar für die Konſtruktion im innern Sinne die *erfüllte Zeit*, oder die Intenſität. Da nun jede Konſtruktion ſynthetiſch iſt, ſo iſt das Schema für die vollendete Konſtruktion die Protenſität oder Dauer der Intenſität *), ein Beſchränken der im innern Sinne angeſchauten Thätigkeit durch den äuſsern.

In den poſitiven Faktor der Erregung ſoll ein neuer Gegenſatz gebracht, es ſoll eine Schranke, gleichſam ein Hemmungspunkt der unendlichen Thätigkeit, beſtimmt werden, heiſst alſo: Jeder Grad der Thätigkeit oder Energie der Erregung iſt zugleich ein der Dauer nach beſtimmter Grad, und daraus flieſst der für gegenwärtige Konſtruktion der Krank-

*) Der allgemeinſte Ausdruck dafür iſt: Negation der Intenſität — das Aeuſsere des Innern, welchen Gegenſatz die Wiſſenſchaftslehre nachzuweiſen hat.

Krankheit oberſte Grundſatz: „*Die Erregung iſt veränderlich, ſowohl in Rückſicht des Grades, als der Dauer* (Schnelligkeit) *der intenſiven Thätigkeit.*“

Anmerkung.

Wir haben hier durch tranſzendentale Reflektion wieder gefunden und deducirt, was die empiriſche Reflektion ſchon lange, aber vergebens nachzuweiſen bemüht war, nemlich, daſs die Erregung ſowohl in Rückſicht ihrer Stärke als Dauer verändert werden könne (worauf ſchon die Duplicität des innern und aufsern Sinnes hinweiſt), d. h. daſs beide als ſchlechthin von einander *unabhängig* gedacht werden müſſen. Beide Begriffe ſind ſouverän, da jener lediglich durch die Syntheſis, dieſer durch die Antitheſis der Erregung entſteht.

§. 5.

In Rückſicht der Erregung iſt Krankheit aufgehobene Einheit der Faktoren derſelben.“ Dieſe Einheit gründet ſich

a) entweder auf die Syntheſis, alſo auf die Quantität der Faktoren der Erregung, und iſt die Indifferenz derſelben: folglich entſteht durch Differenz der beiden Faktoren:

aa) *Sthenie* der Erregung. Sie ist eine blosse Quantitäts-Differenz, und zwar jene, wo der intensive Grad der Erregung zunimmt, folglich, damit es zur Differenz komme, der negative Faktor abnehmen muls.

bb) *Asthenie*, und zwar *direkte* Asthenie der Erregung, wenn die Energie der Erregung fällt, und mithin die Sensibilität steigt, wiewohl auch der Fall möglich ist, dafs beide Faktoren sinken, z. B. in der Lähmung, und jedes Erlöschen der Erregung ist nur durch eine solche Abnahme bei der Thätigkeit (Indifferenz aus Differenz) möglich.

b) oder auf die Antithesis, also auf die Qualität der Faktoren der Erregung, und ist die Homogeneität derselben. Die Qualität der Faktoren der Erregung besteht in ihrer Wechselbestimmung, sie besteht aber auch in der Limitation derselben, folglich in der wechselseitigen Beschränken; oder darin, dafs jeder bestimmende und bestimmt werdende Thätigkeit (efficacia) zugleich ist. Die Heterogeneität der Faktoren, die wir durch den Begriff der *indirekten Asthenie* bezeichnen, ist folglich nichts weiter, als der Ausdruck kontinuirlicher Schranken der intensiven Aktion, welche durch die Affektion in diese gesetzt werden, oder sie ist der Ausdruck des unverhältnifsmäfsig bestimmenden Leidens

= der

— der beſchränkten (nicht der geſchwächten) Thätigkeit, und zeigt ſich in der Erfahrung als Konvulſion mit ihren vielfachen Auf- und Abſtufungen, vom geringſten Magenkrampf an, bis zum Fieber und Tetanus.

(*Brown* hat an mehrern Orten auf die *gemiſchte Schwäche* hingedeutet, und man kann deutlich ſehen, daſs es ihm blofs an philoſophiſchen Grundſätzen gebrach, um jene Wahrheiten, welche ihm ſeine Hypotheſe blofs nur ahnden liefs, zum *deutlichen* Bewufstſeyn hervor zu rufen. Man wird in dem obigen nicht blofs eine Beſtätigung dieſer Idee, ſondern was noch mehr iſt, jene Erklärungsart derſelben, wegen der er ſelbſt am meiſten verlegen ſeyn mogte, finden; und ſich überzeugen, daſs, was die Natur verbindet, der Philoſoph in der Reflektion trennen mufs.)

§. 8.

Wir haben auf dem Standpunkte der Reflektion die tranſzendentalen Faktoren *) der Erregung und Krank-

*) Die dynamiſchen ſind nicht wie dieſe im Dualiſmus, ſondern im Galvaniſmus befaſst. Aber durch dieſen verſchwindet uns auch der Begrif der Erregung im dynamiſchen Prozeſſe, und mit ihm die Gränzen, in welche die

Krankheit aufgefucht, es fragt ſich nun, wodurch die oben aufgeſtellte, und a priori abgeleitete Differenz und Heterogeneität derſelben zu erklären, d. h. welches die *Urſache* der Krankheit ſey?

In den Faktoren ſelbſt kann ſie nicht liegen, alſo auſser denſelben, die Erregungs-Urſachen müſſen mithin den Faktoren derſelben entgegengeſetzt, oder das erregende muſs als das Aeuſsere der Erregung (des Innern), alſo nicht bloſs der Senſibilität betrachtet werden. Man nennt dieſes Reize, welche demnach auf dieſer Anſicht einen merkwürdigen Dualiſmus, an den die Einheit der Erregung angeknupft iſt, entfalten.

§. 7.

die bloſs tranſzendentale Reflektion die Natur einſchlieſst, z. B. der Begriff der Erregbarkeit, die einige für ein *dynamiſches* Prinzip halten wollten, da doch die ganze Naturphiloſophie darauf hinausgeht, ſie einer dynamiſchen Konſtruktion zu unterwerfen, dynamiſche Principien aber ſind als Poſtulate aller Konſtruktion nicht konſtruirbar. Die dynamiſche Konſtruktion des Lebens darf nicht von dem Begriffe der Erregbarkeit, als einer tranſzendentalen Synthesis der im Konflikt begriffenen dynamiſchen Prinzipien des Subjekts der Natur, ausgehen: ſie ſetzt voraus, erſtens die Principien des Prozeſſes, und zweitens das über beiden ſchwebende dritte, oder das poſitive Lebensprinzip, das, weil es das entgegengeſetzte jener (Prinzip der Kontinuität) iſt, unmöglich dem Prozeſſe ſelbſt unterworfen ſeyn kann.

§. 7.

Reize sind das Aeusere der Erregung, heisst: sie sind der Erregung entgegengesetzt; da nun die Faktoren derselben sich entgegengesetzt sind, so müssen in dem nämlichen Prinzip der Antithese auch die erregenden Potenzen befasst seyn.

Wir erklären uns hierüber näher.

Der Satz: die erregenden Potenzen sind der Erregung, und dadurch sich entgegengesetzt, kann eine doppelte Bedeutung haben; einmal folgende: die Erregungsursachen sind sich ihrer Qualität nach gleich, und nur *ihrer Quantität nach verschieden*, und dadurch ist das Maximum der Reize = dem Minimum der Sensibilität, und umgekehrt: jede Verminderung der Reize ist = dem Steigen der Sensibilität, und dadurch dem Sinken der Irritabilität *); allein bei dieser

*) Im wesentlichen ist dies *Schellings* Vorstellungsart, allein so richtig er auch die Konstruktion der Erregung und Krankheit angedeutet hat, so hat er sie doch nicht vollendet, woran er vorzüglich durch die Voraussetzung des blos quantitativen Dualismus der Faktoren gehindert wurde. Wenn man annimmt, dass der negative Faktor blos ein *Weniger* des positiven ist, so sind beide einander gar nicht entgegengesetzt, wozu wir überhaupt einer höhern Ansicht als der Quantität nöthig haben. Beide Faktoren sind in dieser Konstruktion

dieſer Annahme (daſs die Reize nur der Senſibilität unmittelbar, durch dieſe hingegen oder mittelbar der Irritabilität entgegengeſetzt ſind, und daſs die Senſibilität immer im umgekehrten Verhältniſſe mit der Quantität der Reize ſtehe) bleiben vorzüglich zwei Begriffe leer; entweder

a) der Begriff der Senſibilität. Denn wenn jeder Reiz nur Reiz iſt, in wie ferne er die Senſibilität *vermindert* *), ſo ſehe ich nicht ein, wie durch ein relatives Weniger der Reize die Senſibilität *ſteigen* könne, und doch fodert dies der Begriff der Asthenie! Reize = dem Sinken der Rezeptivität, weniger Reize = dem weniger Sinken der Receptivität! Woher aber dieſe? ſie müſste, da ſie vom poſitiven Faktor unabhängig iſt, aber auch von äuſsern Urſachen, welche ſie blos vermindern, nicht geweckt werden kann, eine ſelbſtſtändige ſeyn, als welche ſie innerhalb des Dualiſmus nicht gedacht werden kann, d. h. über-

tion poſitiv, und jener, welchen man den negativen nennt, iſt blos der privative. Zu dem Dualiſmus gehört, daſs die Syntheſis ſowohl im innern als äuſsern Sinne erzeugt werde, und die Mathematik, die ihre Gröſsen in der äuſsern Anſchauung darſtellt, unterſcheidet ſich dadurch von der Naturphiloſophie: jene konſtruirt *verſchiedene*, dieſe *entgegengeſetzte* Gröſsen.

*) *Schellings* Entwurf der Naturphiloſophie. S. 91.

überhaupt nicht konstruirbar ist. Das Verhältnifs des erregenden der Sensibilität kann also nicht blofs ein umgekehrtes, es mufs ein komplizirteres seyn.

Oder

b) Der Begriff der Reize. Von der Quantität derselben mag das Steigen oder Fallen der Sensibilität abhängig seyn, welches ist aber die Funktion des Reizes als solchen, ohne Rücksicht auf das plus oder minus desselben? Kein Reiz, keine Erregung, kein Aeufseres, kein Inneres! Beide müssen in irgend einem Causalverhältnisse stehen, das höher ist, als das umgekehrte ihre Quantitäten.

Ueberdies entsteht noch die Frage: wodurch kömmt jene Negation, jener besondere Gegensatz, den wir oben abgeleitet haben, in den positiven Faktor? Was macht, dafs die Erregung nur eine endliche Thätigkeit seyn kann? Wenn man auch zugiebt, dafs positive Reize die Thätigkeit erhöhen, und negative Reize die Thätigkeit herabstimmen *), so mufsten sie, vermöge ihrer Entgegensetzung, sich immer im Gleichgewichte zu erhalten suchen. Allein, wenn jene Differenz der Faktoren verursachen, so mufsten also diese Indifferenz derselben hervorbringen;

*) *Schelling* a. a. O.

gen; aber sie werden gerade eine neue Differenz hervorrufen, und die Erregung nicht sowohl konstruiren, als vielmehr destruiren.

Die Erregungsursachen sind folglich nicht blos dem negativen Faktor entgegengesetzt, dem Dualismus der Faktoren muss gegenüber stehen der Dualismus der erregenden Potenzen. Dadurch werden wir auf die der obigen entgegengesetzte Behauptung getrieben: dass die erregende Potenzen *ihrer Qualität nach*, und dadurch *beiden Faktoren unmittelbar entgegengesetzt*, dass sie positiv oder negativ sind. *)

§. 8.

Der Begriff der Erregung hat uns zur Ableitung der erregenden Potenzen gedient, und wir bedienen uns nun der Antithese derselben, um die Begriffe der positiven und negativen Potenzen festzusetzen.

Aus der Konstruktion der Erregung läßt sich folgendes sehr wichtige Gesetz derselben ableiten: „*Die Stärke*

*) Der Begriff der Reize ist analytisch, und durch Reflektion entstanden, daher er auch den dynamischen Konstruktionen ganz fremd ist. Alles, was wir durch transzendentale Reflektion von ihnen wissen, ist: dass sie positiv oder negativ sind, und eine Aftergeburt hypothetischer Fiktionen ist die Eintheilung derselben in *allgemeine* und *örtliche*. Dass ein Zufall jene oder diese Form gewinne, liegt gar nicht an ihnen, sondern lediglich am Organismus.

Stärke der Erregung ſteht im umgekehrten, die Dauer derſelben im geraden Verhältniſs der Faktoren," und es laſſen ſich eine Menge Erſcheinungen aus demſelben ableiten. Wie energiſch alle Funktionen bei robuſten Leuten, und ſelbſt in manchen (ſthenifchen) Krankheiten auf Unkoſten der Rezeptivität von ſtatten gehen, iſt eben ſo bekannt, als die Leichtigkeit, Schnelligkeit derſelben im kindlichen Alter, welches ſich durch einen hohen Grad der Senſibilität auszeichnet! — Wenn ſich alſo jene Potenzen, welche die Aktion der Erregung beſtimmen, poſitiv gegen die Irritabilität verhalten, ſo müſſen ſie dagegen die Senſibilität vermindern, ſich negativ gegen dieſelbe verhalten; und umgekehrt, jene Potenzen, welche ſich poſitiv gegen den negativen Faktor verhalten, ſind die negativen (hemmende) der Irritabilität.

a) Wir haben gefunden, daſs die Negation der Irritabilität nichts weiter iſt, als das Setzen derſelben in gewiſſe Schranken (und eben deswegen ein Entgegenſetzen, nemlich der ſchrankenloſen Thätigkeit); das Beſtimmtſeyn derſelben in der Zeit. Die für die Senſibilität poſitiven, und eben deswegen für die Irritabilität negativen Potenzen ſind alſo jene, welche die Dauer der Erregung beſtimmen.

b) Die poſitiven Potenzen der Aktion ſind die negativen der Senſibilität. Der poſitive Karakter

der Senſibilität beſteht im Beſtimmen der Energie der Erregung; es verhalten ſich folglich Potenzen negativ gegen dieſelbe, wenn durch ſie ein Minus der Aktivität in die Nerven, ein Beſchränken, und folglich ein relatives Leiden derſelben geſetzt wird.

Aus dieſer Ableitung entſpringen zwei Geſetze der erregenden Potenzen, die auf dem jetzigen Standpunkte die höchſten ſind:

„Die poſitiven Potenzen der Erregung vermehren und vermehren die Stärke derſelben in eben dem Grade, in welchem die Senſibilitätsäuſserung durch ſie vermindert wird.“

„Die negativen Potenzen der Erregung vermehren die Rezeptivität, und in dem gleichen Grade die Schnelligkeit der Erregung.“ (Wie dadurch die Erregung indirekt vermindert werde, iſt eine Aufgabe, die ſich erſt in der Folge löſen läſst.)

Die Erfahrung beſtätigt auch jedes dieſer Geſetze vollkommen, wiewohl wir vor dem Tribunal der Philoſophie es gar nicht nöthig haben, uns nach den Ausſagen dieſes zweizüngigen Zeugen zu orientiren. Salze reizen die Nerven in einem beträchtlichen Grade, und vermehren die Schnelligkeit der Erregung, ſie verurſachen z. B. Laxiren; der Sauerſtoff, die meiſten Säuren, und alle ſogenannten toniſchen Mittel

tel ſtärken das Wirkungsvermögen, und vermindern die Rezeptivität; Kälte iſt poſitiv für die Irritabilität, und negativ für die Senſibilität; die Wärme vermehrt letztere, und beſchleunigt die Erregung, z. B. Herz- und Pulsſchlag. Ueberhaupt iſt der alte Unterſchied zwiſchen excitirenden und roborirenden Mittel nichts weiter, als eine von der Erfahrung ausgehende Anſicht dieſer Antitheſe der Potenzen.

§. 9.

Woher nun dieſer Dualiſmus der Potenzen, der ſo, wie wir ihn durch tranſzendentale Reflektion über die Erregung gefunden haben, der Sprößling eines höhern, eines Urgegenſatzes ſeyn muſs? Es lieſse ſich wohl der Dualiſmus der Faktoren der Erregung durch Reflektion nachweiſen, allein da unſere Erklärung bis zu den Erregungsurſachen vorgerückt iſt, ſo ſteht ſie überhaupt auch an den Gränzen der Reflektion, und die Frage, was dann eine erregende Potenz, und worin die Antitheſe derſelben belegen ſey? nöthigt uns, über dieſe hinaus zu gehen *), um

*) Denn der Begriff des Reizes iſt unabhängig, von jenem der Erregung ganz leer, und die obige Frage läſst ſich daher durch eine bloſse Analyſe deſſelben eben ſo wenig gründlich beantworten, als durch Reflektion über die Erregung. Wenn wir die Reize als ihre Urſachen nennen, und nun nach der Natur derſelben fragen, ſo müſſen

um ſie wenigſtens durch dynamiſche Prinzipien zu löſen.

Wir reflektiren auf die Erregung als dynamiſchen Prozeſs, und bemerken von dieſem kurz folgendes:

a) Der dynamiſche Prozeſs der Erde iſt der Prozeſs des Individualiſirens der Materie.

Durch den Dualiſmus kam in die urſprüngliche Identität des Subjekts der Natur Heterogeneität; es hat ſich in Inneres (Ich) und Aeuſseres (Nicht-Ich) getrennt. Als Inneres ſtrebt es nach Aufsen, und als Aeuſseres nach Innen. Die Tendenz des Ich der Natur geht alſo ins Unendliche; die Tendenz des ihm entgegengeſetzten Nicht-Ich aber iſt Streben nach Einheit, dieſe Einheit iſt eine Schranke (Negation) des Strebens ins Unendliche, und dieſe Schranke

müſſen jene Begriffe, welche in der Reflektion getrennt wurden, wieder vereinigt werden, d. h. wir müſſen uns, um jene Frage zu beantworten, von der Dualität zur Triplizität erheben; oder: ſie dynamiſch löſen. Obgleich ſie nur wenigen Phyſiologen und Pathologen beigefallen ſeyn mag, ſo hebt dies doch die Verbindlichkeit der Wiſſenſchaft nicht auf, wenn ſie ſich den Fahnen Rücken der Erfahrung, auf die ſich Brown, der für das eigentlich dynamiſche aber auch keinen Sinn hatte, ſtützen mufste, nicht anvertrauen will.

ke Grund des Strebens, ſie zu überwinden und wieder aufzuheben; die beiden Faktoren, in welche ſich die Natur getrennt hat, ſuchen ſich ewig zu fliehen, und wieder zu identificiren, welchen Widerſpruch die Natur nur durch eine beſondere Syntheſis, durch ein *einendes* Prinzip beider Grundkräfte (gleichſam *Einbildungs*kraft) löſen kann. — Mit dem Dualiſmus des Strebens und Gegenſtrebens beginnt eigentlich der dynamiſche Prozeſs der Natur, und an ihn iſt angeknüpft der Uebergang derſelben in materielle Produkte, allein der Widerſpruch, in welchen die Natur innerhalb des bloſsen Dualiſmus verflochten iſt, hindert ſie an der Darſtellbarkeit (Vereinzelung) ihrer Produkte; ſie kömmt dadurch zwar zum Produciren, aber auch nur zum Produciren *nicht darſtellbarer* Materien. Dadurch, daſs ſie entgegengeſetzte durch eine dritte Kraft vereint, d. h. daſs ſie den dynamiſchen Prozeſs hemmt, gelingt es ihr allein, ihre Produkte darzuſtellen, oder individuelle Materien (beſtimmte Raumerfüllungen) zu erzeugen.

Damit es zur Individualität endlicher Produkte komme, muſs der dynamiſche Prozeſs gehemmt, die entgegengeſetzten Grundkräfte müſſen ſynthetiſch vereinigt werden. Wenn aber der dynamiſche Prozeſs gehemmt, ein endlicher ſeyn ſoll, ſo muſs das Hemmende deſſelben auch auſser der Sphäre des endlichen Prozeſſes liegen; wenn er endlich iſt, ſo muſs er unendlich, er muſs beides zugleich ſeyn.

Er

Er iſt aber unendlich blofs dadurch, dafs ſich die einzelnen Sphären des (endlichen) Prozeſſes entgegengeſetzt ſind; die Sphäre A iſt eine endliche blofs im Gegenſatze gegen die Sphäre B, als beſchränkt durch die poſitive B; dieſe iſt aber ſelbſt wieder negativ gegen die Sphäre C u. ſ. f. welcher Progreſſus der einzelnen Sphären ins Unendliche geht, nirgends begränzt wird. Der dynamiſche Prozefs wird alſo ein endlicher durch den unendlichen, und ein unendlicher durch die Gegenſätze der einzelnen = das endliche Produkt wird durch ein unendliches individualiſirt; das Individualiſiren ſelbſt aber iſt ein endlicher Prozefs vermittelſt des unendlichen.

b) Das Individualiſiren iſt ein blofses Oxydiren, und die Möglichkeit des dynamiſchen Prozeſſes der Erde beruht auf dem Gegenſatze zwiſchen dem Oxygene und den phlogiſtiſchen Prinzipien.

Damit es zu individuellen Produkten der Erde komme, mufs der dynamiſche Prozefs derſelben durch die entgegengeſetzte Sphäre der Sonne beſchränkt werden. Das Einende des Dualiſmus der phlogiſtiſchen Prinzipien iſt nun freilich die Schwere, welche mit dem Lichte von der Sonne kömmt, und den Indifferenzzuſtand der Erdſubſtanzen hervorruft; allein es mufs überdies noch ein Mittelglied der Erdprinzipien, welches eben deswegen ihnen entgegengeſetzt iſt, und jene Einung vermittelt, nachgewieſen werden; und ohne Zweifel iſt dies der Sauerſtoff.

Der

Der dynamiſche Prozeſs der Erde iſt ein durch den Sauerſtoff vermittelter, und die individuelle Qualität der Erdſubſtanzen eine: durch eben denſelben hervorgebrachte.

Wenn nun der Prozeſs der Erde, das Beſchränken des Dualiſmus der materiellen Prinzipien derſelben, von dem Oxygene abhängig iſt, ſo ſind (rückſichtlich der feſten Subſtanzen) nur zwei Fälle möglich:

aa) er identificirt ſich mit ihnen, wodurch ihre Negativität gegen denſelben aufgehoben wird, es entſtehen Subſtanzen, welche ſich poſitiv gegen das Oxygene verhalten,

bb) er verſchwindet als Mittelglied im Prozeſſe ſelbſt; daher das negative Verhalten phlogiſtiſcher Körper gegen den Sauerſtoff, oder der eigentliche Verbrennungsprozeſs.

Hiermit iſt a priori abgeleitet, daſs der dynamiſche Prozeſs der Erde ſich ſelbſt entgegengeſetzt, entweder poſitiv, oder negativ iſt; daſs in der Natur dem Oxydationsprozeſſe der Deſoxydationsprozeſs, der Dekombuſtion die Kombuſtion gegenüber ſtehe, die ſich wechſelſeitig vorausſetzen und beſtimmen.

c) Die entgegengeſetzte Funktionen des dynamiſchen Prozeſſes der Erde ſind der chemiſche Prozeſs und die Elektrizität.

aa) Durch den chemiſchen Prozeſs wird beſtimmt die Rezeptivität der Körper für den Sauerſtoff; auf dieſem aber beruht das elektriſche Verhalten derſelben. Alle Differenz der Qualität iſt nur Elektrizitäts-Differenz, ein Gegenſatz, welcher durch die Syntheſis des chemiſchen Prozeſſes gewirkt wird.

bb) Der einfachſte elektriſche Prozeſs beginnt mit dem Konflikt zweier Körper, die ſich berühren oder reiben, und die beide an ſich negativ ſind (in Bezug auf den Sauerſtoff), nur daſs A als Repräſentant des letztern, in dieſem Konflikt poſitiv wird. — Der Uebergang aus dem Maximum dieſes poſitiven Zuſtandes in das Minimum iſt das Verbrennen.

So wie alſo der elektriſche Prozeſs der Anfang des Verbrennungsprozeſſes iſt, ſo iſt der Verbrennungsprozeſs (das Ideal alles chemiſchen Prozeſſes) das Ende des elektriſchen.“ *) Einer iſt der vermittelnde

*) *Schellings* Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie. S. 152; ein Werk, in welchem man jene Ideen, die oben

telnde des andern, und eben deswegen ſind ſich auch beide entgegengeſetzt, d. h. engere Sphären, in welchen der dynamiſche Prozeſs der Erde hervortritt.

Auf dem Standpunkte der Reflektion iſt ſich der dynamiſche Prozeſs der Erde und der Prozeſs des Lebens (der allgemeine Organiſmus iſt dem ſpeziellen) entgegengeſetzt; oder jener iſt das Schema des letztern. Da nun die Erregung in dem Bildungstriebe verſchwindet, und der chemiſche Prozeſs der ſynthetiſche des elektriſchen iſt, ſo kann man ſagen, daſs das Schema des Erregungsprozeſſes der elektriſche, das Schema des Bildungstriebes der chemiſche Prozeſs iſt; dieſe als einfache (anorgiſche Aktionen), jene als durch Galvaniſmus potenzirte Prozeſſe (organiſche Funktionen) gedacht.

§. 10.

Die Erregung iſt ein dynamiſcher Prozeſs. Abgeſehen davon, was auch immer dieſem Permanenz geben mag, ſo muſs doch behauptet und angenommen

eben nur berührt wurden, mit genialiſchem Scharfſinne ausgeführt findet. Ob, und in welchem Verhältniſſe die magnetiſchen Erſcheinungen, als unvollkommne Oxydationsprozeſſe zu dem Deflagrationsprozeſs ſtehen, zu unterſuchen, iſt eine bis jetzt noch nicht gelöſete Aufgabe.

men werden, dafs er sie als solcher auf dem Gegensatze zwischen dem Sauerstoff und den phlogistischen Prinzipien beruhe; in welchem Gegensatze wir also den oben aufgestellten Dualismus der erregenden Potenzen, zugleich aber auch die Natur derselben zu suchen haben. Bei den wichtigen Entdeckungen der neuern Chemie wäre es auch sehr leicht, von diesen nachzuweisen, dafs die Natur den ganzen Lebensprozefs an sie angeknüpft hat, allein wir müssen diesen Punkt unserer Absicht gemäfs umgehen *), um sogleich eine andere Frage zu beantworten: welches denn das Produkt dieser Antithese der Potenzen sey, wie durch sie für die Reflektion die Erregung hervorgebracht und verändert werde?

Die Erregung ist kein einfacher fixirter Produkt; sie ist kombinirt, und eben deswegen auch nur momentan. Das, was in ihr dem Sauerstoff angehört, ist die Aktion die Intensität derselben, die ohne Schranken gedacht, eine unendliche, eine unbestimmte Thätigkeit wäre, aber sie soll eine bestimmte, und zwar eine durch den negativen Faktor bestimmte seyn; das Produkt des Sauerstoffs ist demnach gar nichts ohne ein gegenüberstehendes, durch die (in Bezug auf ihn) negative Potenzen hervorgebrachtes bestimmendes Leiden; da nun die in den positiven

*) Man sehe die ganz vortrefflichen Bemerkungen hierüber in *Schellings* Werk: von der Weltseele, S. 202. fg.

poſitiven Faktor geſetzte Beſtimmung ſeine Gränze iſt, ſo iſt das Produkt des Dualiſmus der Potenzen ein beſtimmtes Quantum der Thätigkeit — Erregung.

Dies war der Fall des dynamiſchen Gleichgewichts beider Potenzen in Bezug auf die Erregung. Wir betrachten ſie nun im aufgehobenen Gleichgewicht, und hier ſind folgende Fälle möglich:

a) Der Sauerſtoff iſt überwiegend, und dadurch entſteht eine proportionale gröſsere Energie der Erregung — Sthenie — bis zu einem Grade, der an ein abſolutes Leiden, alſo an ein Auflöſen der Faktoren gränzt.

b) Der Sauerſtoff wird poſitiv vermindert, und dadurch entſteht Privation der Intenſität — *direkte Aſthenie* — bis zu jenem Grade, wo der poſitive Faktor in der erloſchenen Thätigkeit gleichſam verſchwindet.

c) Das phlogiſtiſche Prinzip iſt überwiegend, daher ein relatives, oder indirektes Minus des Sauerſtoffs, und eine gröſsere Negation der Intenſität — *indirekte* Aſthenie — in welcher die Schranken des poſitiven Faktors gleichſam verengert ſind, durch das Uebergewicht des negativen.

§. 11.

§. 11.

Um dese Konstruktion der Krankheit an dem aufgefafsten Punkte zu schliefsen, dürfen wir blofs noch die Frage aufstellen: was bestimmt denn wohl den Differenz oder Indifferenzzustand des Oxygenes und des Phlogistons?

Das Verhältnifs derselben überhaupt wird bestimmt durch die relative Capazität der Organe.

a) Jeder Faktor der Erregbarkeit wird geschätzt durch den entgegengesetzten; die Irritabilität eines Organs wird demnach um so geringer seyn.

aa) je gröfser seine Rezeptivität ist, sie wird sich also auch verhalten nach der Menge der Nerven, welche es besitzt. Daher ist die Leber ein so träges Eingeweide (sie enthält aber auch eine grofse Menge Nerven-Aeste, die aus den zwei wichtigsten Nerven, aus dem herumschweifenden Paar, und dem Intercostal-Nerven, entspringen), während dem ein Tropfen oxydirten Blutes im Herzen die stärkste Erregung hervorbringt.

bb) Je geringer seine Capazität für den Sauerstoff ist. Nach den Bemerkungen der besten Chemiker macht der Stickstoff den hervorstechendsten

ebendiesen Bestandtheil der Muskularfaser aus, da er hingegen in den Nerven fast gar nicht anzutreffen ist; dieser Stoff aber hat die größte Verwandtschaft *) zu dem Oxygene, und bestimmt

*) Es ist wichtig, diese Verwandtschaft nie aus dem Gesichte zu verlieren, indem sie zur Erklärung der meisten Phänomenen unentbehrlich ist. So beruht z. B. auf ihr:

1) Die Erklärung, warum Fleischnahrung stärkt; und man wird leicht einsehen, wie oberflächlich jene „durch Reizung" ist.

2) Der Begriff der Irritabilitäts-Anlagen, d. h. zur Sthenie und direkten Asthenie. Jene besteht in einem vorzüglich durch gute Nahrung hervorgebrachten Ueberflusse des Stickstoffs, der, so bald der Sauerstoff in der Atmosphäre konzentrirt ist, diesen an sich reißt und verletzt; diese besteht in dem relativen Mangel desselben, daher die skorbutische, kachektische, skrofulose Anlage. Von dieser Art der Anlage muß folglich auch unterschieden werden die nervose oder die Rezeptivitäts-Anlage, d. h. die Anlage zur indirekten Asthenie, z. B. die febrilische, epileptische, hypochondrische Anlage; so wie jene die Capazität für den Sauerstoff bezeichnet, so ist diese nichts weiter als phlogistische Erregbarkeit.

3) Rigidität und Atonie der Faser ist nur der äußere Ausdruck der Quantität des Stickstoffs, und dadurch auch der Stärke und Schwäche der Erregbarkeit; daher ist jene ein auszeichnendes Merkmal sthenischer

Naturen

beſtimmt durch ſeine Quantität folglich auch, wiewohl nur mittelbar, den Grad der Irritabilitätsäuſserungen.

b) Je gröſser die Menge der Nerven eines Organs iſt, deſto gröſser iſt auch ſeine Capazität (Rezeptivität) für die phlogiſtiſchen Prinzipien.

Durch die graduelle in der Organiſation begründete Verſchiedenheit der Erregbarkeit eines Organs iſt alſo auch im Voraus das Verhältniſs der poſitiven und negativen Potenzen zu demſelben beſtimmt, daher die Affinität des Kohlenſtoffs, Hydrogenes zu der Leber, des Sauerſtoffs zu dem Herzen.

Das Verhältniſs beider Potenzen insbeſondere aber, nemlich der Differenz oder Indifferenzzuſtand derſelben wird beſtimmt durch den Bildungsproceſs. Die Erregung kann nicht das Beſtimmende deſſelben ſeyn — ſie iſt das Beſtimmtwerdende — folglich muſs es der entgegengeſetzte d. h. der ſynthetiſche, es muſs der Bildungsproceſs das Beſtimmende deſſelben ſeyn. So wie nun die Scheidung immer das begleitende der chemiſchen Bildung iſt, ſo ſind die Secretionen das congeſtirende Phänomen der Nutrition, wodurch ſie für den Organiſmus ſehr wichtig wer-

Naturen, ſo wie der aufgedunſene Habitus bei zeitbaren, ſchwächlichen Perſonen ſprechend iſt.

werden, indem durch sie der Ueberschuss des Oxygenes theils der Kohlen- und Wasserstoff getrennt und abgeschieden werden sollen. Werden diese folglich durch irgend eine Ursache den Zwecken des Organismus entzogen und vereinzelt, so ist die nothwendige Folge davon Differenz der Potenzen.

§. 12.

Wir wenden uns zur Betrachtung der Krankheiten.

B.

In Rücksicht auf den Organismus.

Was ist Organismus? — Offenbar ist dieser Begriff ein Ausdruck der Synthesis der Natur und folglich nach der oben festgesetzten Duplicität der Naturansicht zweifach: die reale (dynamische) Synthesis heisst allgemeiner Organismus; die Ideale, oder die Synthesis der transcendentalen Reflexion giebt den speciellen Organismus; jener ist die Synthesis der subjectiven Natur, diese die Synthesis der objectiven, oder des Conflicts der Materie.

Die Funktionen des Organismus der Natur, oder die Categorien der dynamischen Construktion sind Elektricität und chemischer Process; jene des speciellen Organismus Erregbarkeit und Bildungstrieb; diese sind folglich keine absolute Kräfte, oder dynami-

ſche Principien (Grundkräfte des Subjects der Natur *), ſondern ſie ſind blos durch transcendentale Reflexion über den dynamiſchen Conflict geſetzt, und exiſtiren für die productive Anſchauung gar nicht. Es ſind ideelle Hemmungspunkte der Reflexion d. h. ſie bezeichnen ſpezifiſche Syntheſen, oder die ideale Schranken der dynamiſchen Naturprincipien — aber auch dieſe nicht an und für ſich, ſondern in Einheit d. h. in Wechſelbeſtimmung gedacht. Die Erregbarkeit und der Bildungstrieb ſind demnach nur inſofern Prinzipien des ſpeciellen Organismus, als ſie entzweit ſind, oder: die Antitheſe der Erregung und Bildung conſtituirt die Möglichkeit der transcendentalen Syntheſis d. h. des ſpeciellen Organismus; ſie ſind nur beſondere *Begriffe* des dynamiſchen Conflictes, und letzterer iſt (für die Reflexion) die höchſte Categorie derſelben.

§. 13.

*) Der Begriff *abgeleiteter Kräfte*, hinter welchen einige ihre Hypotheſe der Erregbarkeit, Lebenskraft zu verſtecken ſuchen, iſt ganz leer, und keiner Konſtruktion fähig. Die ächte Nat. Phil. kennt nur drei Kräfte der Natur, als drei jeder vollendeten Raumerfüllung gleichſam einwohnende Natur-Seelen, deren jede bei günſtigen Umſtänden zu beſtehenden werden kann, und ſich ſodann in Figur und Gebärde (bildend oder bewegend) äußert. Hiebei verſchwindet nun die eine oder andere Grundkraft, indem ſie in der Art ihrer Aeuſſerung, oder nur im Grade wechſelt, und täuſcht den Beobachter in dieſer ihrer Latenz oder Heteronomie auf mancherlei Weiſe." *Baader's* Beiträge zur Elementar-Phyſiologie. 6ſo

§. 13.

Der specielle Organismus ist Einheit der Erregung und Bildung, oder überhaupt Continuität der Funktionen; mithin ist der Begriff desselben der Begriff des Lebens, und beide bezeichnen völlig das nämliche.

Um zu finden, was Krankheit in Rücksicht des Organismus sei, erörtern wir diesen weiter durch den Begriff des Lebens.

Zuerst finden wir in diesem den Begriff der Antithese der Funktionen, das Leben setzt voraus, dass die Funktionen der Erregung und Bildung im Conflicte begriffen sind; aber dies ist *nur* der abstracte Begriff des Lebens, es fragt sich, was das Leben in concreto sey? Doch wohl nichts weiter, als Continuität der Erregung und Bildung in concreto d. h. Einheit der Funktionen der Organe, also wechselseitige Bestimmung derselben.

Was ist denn nun das Leben in formeller Bedeutung? Es ist — da es nur eine besondere Sphäre, in welcher die allgemeinen Naturprinzipien *begriffen* sind, andeutet, — ein *Naturbegriff*, (eine Categorie der Nat. Phil., nicht aber ein logischer oder abstracter Begriff); folglich keine *Erscheinung!*

Es ist ungemein wichtig, auch von diesem Gesichtspunkte aus das Leben zu betrachten, um sich

eine wahre Einſicht in das Problem der Conſtruction deſſelben zu verſchaffen, und daher auch wenigſtens nicht zweckwidrig, die dieſer in der Natur der Sache gegründeten Vorſtellungsart entgegengeſetzte, welche einige aus philoſophiſcher Unkunde geltend zu machen ſuchen, zu beleuchten. Sie behaupten: daſs das Leben eine Erſcheinung ſei, aber um dieſe Behauptung in ihrer Blöſse zu zeigen, bedarf es blos der Bemerkung, daſs ſie ganz identiſch iſt mit jener: das Leben iſt eine Eigenſchaft der Materie. Man nehme an, das Leben ſei wirklich eine Erſcheinung, ſo entſteht natürlich die Frage: welches denn das Beharrliche des Lebens ſei, das man folglich nirgends als in der Materie (etwa nach *Beils* Hypotheſe) ſuchen könnte d. h. man müſte das Leben zu einer Eigenſchaft der Materie machen, welcher Satz, nach den Beweiſen, die *Schelling* geführt hat, grundfalſch iſt, und alles Philoſophiren über die Natur aufhebt, indem er nichts weniger ſagt, als die Materie iſt belebend und belebt zugleich.

Woher wohl dieſer Irrthum kommen mag? Offenbar aus einer ganz ſchiefen Anſicht! Das, was wir Leben nennen, iſt ohne allen Widerſpruch nichts Momentanes; es iſt vielmehr dem Momentanen entgegengeſetzt, und das Beharrliche. Wenn es nun nur durch Entgegengeſetzte conſtruirbar iſt, und das entgegengeſetzte die Funktionen ſind, ſo müſſen dieſe als das veränderliche, als Erſcheinungen des Lebens conſtruirt werden d. h. das Leben iſt der Be-

griff

griff der Erſcheinungen, die Sphäre, in welcher jene continuirlich vorüberſchwinden. Allein das Leben erſcheint in den Funktionen, und das Leben *iſt* eine Erſcheinung, ſind doch zwei ganz verſchiedene Sätze; jener heißt: das Leben umfaßt als das Subſtantielle alle Accidentien, als das Unveränderliche das Wandelbare; dieſer hingegen: das Leben iſt ſelbſt ein Accidentelles, ein Veränderliches. Es erſcheint eine Funktion, und der Satz: hier iſt das Leben, hängt durch einen Schluß, nicht durch eine Wahrnehmung zuſammen, denn durch ihn wird ſchon eine Syntheſis (Continuität) der Funktionen ausgedrückt, die dort noch gar nicht enthalten iſt.

§. 14.

In Bezug auf das Leben iſt Krankheit „aufgehobene Einheit der Functionen der Organe."

Aber was iſt *dieſe aufgehobene* Einheit? — Das Leben in concreto beſteht in dem wechſelſeitigen Beſtimmen der Funktionen der Organe; was alſo auf den Organismus wirkt, wirkt nur vermöge des ſynthetiſchen Verhältniſſes derſelben — weil eine Funktion in die andere eingreift, und ſelbſt beſtimmt durch eine von ihr verſchiedene, die beſtimmende einer dritten iſt. Sie ſind nicht abſolute Theile eines Ganzen, ſondern ſie machen das Ganze erſt möglich, ſo wie ſie ſelbſt nur durch das Ganze möglich ſind. Die aufgehobene Einheit der Funktionen des Lebens,

oder die Discontinuität ihres Wechselverhältniſſes beſteht folglich darin, daſs das Leben gleichſam *vereinzelt* wird; oder: da die Gefundheit in der Caufalität der Thätigkeit beſteht, *in der Cauſalität des Leidens* eines Organs. Es fragt ſich: wie durch die einzel afficirte Erregung eines Organs oder Syſtems Krankheit entſtehen d. h. der Organismus afficirt werden könne? (denn blos dadurch wird jene allgemein, oder krankheit, und da dieſe mit dem allgemeinen Leiden ganz identiſch iſt, ſo kann man leicht einſehen, wie unrichtig die Eintheilung der Krankheiten in allgemeine und örtliche iſt. Wenn man nicht ſtatt der Begriffe leere Analoge brauchen will, ſo kann man die örtlichen Zufälle (das iſolirte Leiden der Organe) eben ſo wenig Krankheit nennen, als die Fehler der Organiſation).

Sich auf die conſenſuelle Verbindung der Organe zu berufen iſt, wo es um eine Erklärung zu thun iſt, nicht erlaubt. Die Frage iſt, wie ein (durch Urſachen, die zwar auſser dem Organismus, aber nicht auſser dem Körper liegen, hervorgebrachtes) einzelnes Leiden ein beſtimmendes für den Organismus werden, oder überhaupt eine Negation in die Continuität der Lebensfunktionen ſetzen könne? Das einzelne Leiden ſoll nicht als bloſser *Theil*, als *Produkt*, ſondern als Urſache des Leidens des Ganzen, des Organismus, betrachtet werden. Daſs aber das Leiden eines Organs ein beſtimmendes des Organismus werde, oder ſich bis zur Krankheit fortbilde,

bilde, iſt nur möglich: durch Entmiſchung der Flüſſigkeiten, oder dadurch, daſs der Bildungstrieb des Organs afficirt wird, welcher, indem er die Urſache der Erregung anderer Organe hergiebt, die Funktion derſelben beſtimmt, und in ſeine Kreiſe zieht. So werden manche Zufälle der Leber dadurch zur Krankheit, daſs durch ihre Secretion das phlogiſtiſche Princip das Uebergewicht erhält, den Magen oder den Intercoſtalnerven afficirt, und Krampf, Brechen, Fieber *verurſacht*.

§. 65.

Das letzte Moment der Konſtruktion der Krankheit iſt

C.

Die Rückſicht auf den Animalismus.

Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daſs auf dem Standpunkte der Reflektion der Organismus ſich in den allgemeinen und beſondern trennt; beide ſind ſich entgegengeſetzt, und in dieſem Gegenſatze (in welchen auch das todte, oder anorgiſche Produkt fällt) erſcheint jener als Mechanismus, mithin nur als der negative Faktor des Organismus der Materie.

Der Mechanismus iſt überhaupt Streben nach Gleichgewicht, nach Indifferenz; er iſt aber auch nur der negative Faktor (Schema) des ſpeciellen Organis-

ganismus, (oder, dieſer iſt der umgekehrte Mechanismus) folglich iſt der poſitive Faktor deſſelben das Princip der Differenz.

Wenn Organismus und Mechanismus ſich entgegengeſetzt ſind, ſo ſind beide auch nur der Faktor einer dritten, und zwar der höchſten Categorie der Natur „*des Animalismus*," in welchem der Organismus (und der in dieſem gleichſam aufgelöſte Mechanismus) nur der negative Faktor iſt, im Gegenſatz gegen die Intelligenz. Das Ich, welches in jenem als bedingt erſcheint, erſcheint hier als bedingend, dort ohne Bewuſtſeyn, hier mit Bewuſtſeyn produktiv *).

(„Der

*) Am urſprünglichſten zeigt ſich alſo der Dualismus der Nat. Phil. an der Identität des abſoluten Ich. Schon tiefer erblicken wir ihn an der Identität des Ich der Natur, oder im Organismus, den er in ſeinen höchſten Faktoren durchdringt, um ihn zuletzt ſelbſt wieder in neue Faktoren zu trennen, wobei er ſich zwar für die Reflektion verliert, aber auch nur um ſich in der dynamiſchen Anſchauung als Galvanismus, oder in einer höhern Potenz zu offenbaren. Daher ſchweben auch alle naturphiloſophiſche Betrachtungen zwiſchen Form und Materie, zwiſchen Geſetzmäſsigkeit und Geſetzgebung, kurz zwiſchen dem Idealiſmus und Realiſmus der Natur, und beide zeigen ſich als Sphären, deren Dualiſmus (zwar durch Reflektion gegeben, aber auch) durch eine abſolute Einheit (Syntheſis) befaſst iſt.

(„Der innere ſubjektive Geiſt ſchlieſst alle Kräfte weſentlich in ſich, iſt alles ſelbſt; demohngeachtet ſind ihm auch alle Kräfte *) objectiv, und inſofern iſt er ein beſonderes, gleichſam von allen äuſsern Gegenſtänden und Kräften getrenntes Weſen — eine *Perſon*. Dieſer Sohn der ewigen Natur hat ewiges Seyn vom Vater; er iſt im Vater und der Vater in ihm; der h. Geiſt iſt der in der Natur freudige und alles belebende allgegenwärtige Geiſt des Sohnes — der allgemeine nicht perſonificirte Geiſt.“ *Ueber das nothwendige Weſen und deſſen Grundkräfte* etc. S. 93.)

§. 16.

In Rückſicht des *beſeelten* Organismus iſt Krankheit, „aufgehobene Einheit der organiſchen und geiſtigen Funktionen — Uebelbefinden.“

Die Intelligenz identificirt mit dem Organismus iſt entgegengeſetzt dem Differenzzuſtande beider; da nun der Organismus, als negativer Faktor im Indifferenzzuſtande, wie *Baader* ſagt, als völlig freileitendes, durchſichtiges Organ der Intelligenz zu betrachten iſt, ſo wird ſich die Differenz beider durch etwas

*) Verſteht ſich: durch Reflektion, alſo in der mit Bewuſstſeyn hervorgebrachten Antitheſe.

etwas Aeuſſeres offenbaren müſſen. Dieſes Aeuſſere iſt die Krankheit, das aber, wodurch es auf die Intelligenz bezogen wird, iſt das Gefühl; man kann ſagen, daſs der Körper im geſunden Zuſtande *empfunden* (gleichſam in ſich gefunden) im kranken hingegen *gefühlt* (auſser uns) wird. Uebelbefinden und Krankheitsgefühl ſind demnach nur verſchiedene Ausdrücke, und bezeichnen Schranken der freien Intelligenz durch ihr Objekt (Nicht-Ich) d. h. durch Differenz der Lebensfunktionen, oder überhaupt des Organismus.

* * *

Wir überlaſſen es dem Leſer dieſer Zeitſchrift, die reichhaltigen Schlüſſe, auf welche dieſe Ideen führen, ſelbſt zu machen; über die Grundlage dieſer Konſtruktion aber verdient noch folgendes zur Rechtfertigung derſelben nachgetragen zu werden.

Wir haben in den Begriff der Krankheit eine dreifache Syntheſis und Antitheſis gebracht, und dadurch die Kreiſe der Unterſuchung allmählig erweitert. Es fragt ſich nun, ob wir dieſe nun als geſchloſſen (obgleich nicht als ausgefüllt) betrachten können? Es ſollen die drei Momente der Konſtruktion deducirt werden.

Vorausgeſetzt, daſs das Subjekt der Krankheit die Erregung ſei, ſo iſt von ſelbſt einleuchtend, daſs die

die Konſtruktion derſelben ganz in die Erregungstheorie verflochten iſt; dieſe aber beruht urſprünglich auf drei Momenten d. h. die Erregung muſs ihrer Wechſelbeſtimmung (Relation) nach betrachtet werden:

1) als etwas Beharrliches, oder ihrer Subſtantialität nach.

2) Als etwas Veränderliches, aber inſofern es in Wechſel begriffen iſt — als Funktion des Lebens oder ihrer Cauſalität nach.

3) Inwieferne dieſer Wechſel als ein Aeuſſeres (Objekt) gegenüber ſteht einem Innern (Subjekt).

Das urſprüngliche Subjekt der Krankheit iſt die *Erregung*; aber auch dieſe muſs als Objekt verſchwinden in ihrem höhern Subjekt, dem *Organismus*; da dieſer eben ſo wenig abſolutes Subjekt iſt, ſo wird er ſelbſt wieder Objekt in ſeinem noch höhern Subjekt, dem *Animalismus*, als der höchſten Syntheſis, welche für die Reflektion möglich iſt.

Die Konſtruktion der Krankheit muſs folglich auch durch dieſe drei Momente hindurch geführt werden, und eine mehr als blos fragmentariſche Pathogenie ſoll und muſs ſich zu dieſer Triplicität der Anſicht (Erregung, Leben, Empfindung) erheben. Sie würde oberflächlich ſeyn, wenn ſie den Begriff Krankheit blos in die Differenz der Faktoren der Erregung

regung setzte, und muss um diesem Vorwurfe auszubeugen, nachweisen, wie denn dadurch die Continuität des Lebensprocesses gehemmt, und durch diese Discontinuität eine Schranke der Intelligenz hervorgebracht werde; und vermuthlich würde sie auf diesem Wege mehr für den Gehalt ihrer Begriffe, und für ihre wissenschaftliche Form, als bisher gewinnen.

III.

Anhang zu dem Aufſatz

des

Herrn Eſchenmayer

betreffend

den wahren Begriff

der Naturphiloſophie,

und die richtige Art

ihre

Probleme aufzulöſen,

vom

Herausgeber.

Welchen Begriff ich mir von der Wiſſenſchaft mache, die ich Naturphiloſophie nenne, habe ich in dem zweyten Heft des erſten Bandes in mehreren Stellen ziemlich deutlich erklärt, und welches Verhältniſs zur Tranſcendentalphiloſophie ich ihr geben zu können glaube, wird jeder, der mit Philoſophie, ſo wie ſie jezt iſt, etwas genauer bekannt iſt, aus jenen Aeuſserungen von ſelbſt herausfinden.

Allein ſchon in der Einleitung zu meinem Entwurf des Syſtems der Naturphiloſophie ſteht S. 15. folgende Stelle:

„Der Verfaſser würde ſich hierüber, nämlich über die Art, wie er die Idee einer ſpekulativen Phyſik realiſiren zu können glaubt, geradezu auf den *Entwurf* berufen, wenn er nicht Urſache hätte, zu erwarten, daſs viele ſelbſt von denen, welche dieſen ihrer Aufmerkſamkeit werth achten können, zum Voraus mit gewiſsen Ideen daran kommen werden, welche er eben nicht vorausgeſezt hat, noch vor-

aus-

ausgefezt wifsen will„ — und als folche Vorausfetzungen werden angeführt.

1) Dafs mancher durch das Wort Naturphilofophie verleitet glauben werde, tranfcendentale Ableitungen von Naturphänomenen, dergleichen in verfchiedenen Bruchftücken anderwärts exiftiren, erwarten zu dürfen, da doch mir Naturphilofophie eine ganz für fich beftehende, und von der Tranfcendentalphilofophie völlig verfchiedene Wifsenfchaft fey.

2) Dafs viele in meinem Entwurf ihre Begriffe von dynamifcher Phyfik fuchen werden, wovon ich namentlich die anführe, alle fpecififchen Veränderungen und Verfchiedenheiten der Matérie als blofse Veränderungen oder Verfchiedenheiten der Dichtigkeitsgrade anzufehen, welches doch wiederum nicht meine Meinung fey.

Eben diefe Puncte find es, über welche Herr Eſchenmayer in der voranftehenden Kritik meines Entwurfs der Naturphilofophie mit mir uneins ift. Je wichtiger mir das Urtheil diefes fcharfsinnigen Philofophen über meine Arbeiten feyn mufs, da er um die Begründung einer dynamifchen Phyfik die früheften Verdienfte nach Kant fich erworben hat, defto mehr hätte ich wünfchen können, dafs es ihm gefallen hatte, jene Einleitung, die er mehreren Spuren nach zu urtheilen bey der Abfafsung feiner Kritik nicht gekannt hat, um fo weniger ungelefen zu laffen, als ich

in

in der Vorrede zum Entwurfe wegen des Begriffs dieſer Wiſſenſchaft, den ich in dem letztern überall nur vorausgeſetzt hatte, ausdrücklich auf ſie verwies. Sonſt würde Herr *F.* erſehen haben, daſs mir ſeine Einwendungen unmöglich unerwartet ſeyn können, er würde nicht nur Gründe gegen meine Behandlung dieſer Wiſſenſchaft angeführt, ſondern auch auf die Gründe, die er für dieſelbe bey mir vorausſetzen konnte, wieder zu antworten geſucht haben, — und ſo wären wir gleich um einen Schritt weiter geweſen, als wir jetzt ſind.

Nachdem Herr *F.* einmal in ſeiner guten Erwartung von meinem Entwurf, darinn — ich weiſs nicht ob Transſcendentalphiloſophie, oder einen Theil derſelben zu finden, ſich getäuſcht ſah, ſo waren nur zwey Hypotheſen möglich, *entweder* daſs ich diejenige Anſicht, welche Herr *F.* für die wahre hält, die idealiſtiſche, gar nicht gekannt habe, was freylich ſchwer glaublich war, da dieſe Anſicht vielmehr nur, auf alt, wie ſich gebührte, in den Anfang des Werks gezogen zu werden, in die Mitte deſſelben verſteckt, und ohne Zweifel abſichtlich dahin verbannt iſt, indem der Verfaſſer an einer Stelle deutlich genug ſagt, Naturphiloſophie ſey ihm zufolge unbedingter Empirismus, (welches Wort ſtatt *Realismus* gebraucht, wie man aus der Einleitung etwa ſchlieſsen konnte, doch ein ſehr ungeſchickter Ausdruck wäre;) *oder* daſs Ich der Verfaſſer vor der groſsen, durch den Hebel des Idealismus in Bewe-

gung zu ſetzenden Maſse, und vielleicht noch mehr vor gewiſſen verfänglichen Fragen gefürchtet habe, die durch die Colliſion des Idealismus mit der Erfahrung entſtehen, z. B.

„ Sollte das Kind, das eben gebohren wurde, und zuerſt ſeine Mutter erblickt, auch dieſe Mutter zuſammt der Sonnenſcheibe, die ihm jetzt eben das erſtemal ins Auge leuchtet, aus ſich projicirt haben?

und andere ähnliche, wie ſie ſich — in eine *Clavis Fichtiana ſeu Leibgeberiana* ſchicken, und wovon ich hier noch einige als Probe herſetzen will.

Z. B. der Menſch, dem ich jetzt begegne, meinte aus freyem Entſchluſs aus dem Hauſe zu gehen, wie iſt es nun möglich, daſs er zugleich vermöge meines nothwendigen Producirens auf der Straſse ſich befindet?

oder

Hier iſt ein Baum, den jemand vor funfzig Jahren für die Nachkommenſchaft gepflanzt hat, wie geht es nun zu, daſs ich ihn eben jetzt, wie er iſt, durch productive Anſchauung hervorbringe?

oder

wie

Wie glücklich iſt der Idealiſt, daſs er die göttlichen Werke des Plato, Sophokles und aller andern gröſsen Geiſter als die ſeinigen betrachten kann?

bey welcher Frage der Frager nur nicht vergeſſen muſs, wie ſehr dieſes Glück durch andere (z. E. ſeine) Werke gemäſsigt wird.

Dieſs nur als Beyſpiel, wie ſehr allerdings ſolche Fragen in Verlegenheit ſetzen können; indeſs iſt dieſs doch bey mir nicht der Fall geweſen, auch habe ich vor und nach der Erſcheinung meines Entwurfs einige Proben abgelegt, aus denen man ſchlieſsen kann, daſs mir eine idealiſtiſche Anſicht der Natur eben nicht fremd iſt. Ohne Zweifel hatte es alſo einen in der *Sache* liegenden Grund, daſs ich Naturphiloſophie und Tranſcendalphiloſophie einander entgegengeſetzt, und die letztere nach einer ganz andern Richtung hervorzubringen geſucht habe, als die erſtere. Wenn dieſer von der Sache ſelbſt hergenommene Grund bisher in dieſer Zeitſchrift nicht weitläuftiger auseinandergeſetzt worden iſt, ſo geſchah es blos, weil dieſelbe einſtweilen mehr für die innere Kultur dieſer Wiſſenſchaft, als für Unterſuchungen und Beweiſe ihrer Möglichkeit, (deren ich für mich gewiſs bin), beſtimmt iſt, um ſo mehr, da dieſe Beweiſe doch nur in einer allgemeinen Darſtellung der Philoſophie mit Erfolg geführt werden können. Das nächſte Heft dieſer Zeitſchrift indeſs wird ganz der neuen

Bearbeitung und Entwicklung meines Syſtems von ſeinen erſten Gründen aus gewidmet ſeyn, ich werde daher auch bey dieſer Gelegenheit mich darüber ganz kurz faſſen und nur folgendes bemerken.

Wenn es freylich um idealiſtiſche Erklärungs- oder vielmehr Conſtructionsart zu thun war, ſo iſt dieſe in der Naturphiloſophie, wie ich ſie aufgeſtellt habe, nicht zu finden. — Aber war es denn darum zu thun? — Ich habe ausdrücklich das Gegentheil erklärt. — Soll alſo die idealiſtiſche Conſtruction der Natur, ſo wie ich ſie aufſtelle, beurtheilt werden, ſo muſs mein Syſtem des transſcendentalen Idealiſmus beurtheilt werden, nicht aber mein Entwurf der Naturphiloſophie.

Aber warum denn ſoll dieſe nicht idealiſtiſch ſeyn? Und giebt es denn (auch nach dem Verfaſſer) überhaupt eine andre Art zu philoſophiren als die idealiſtiſche? Ich wünſche vor allem, daſs dieſer Ausdruck beſtimmter werde, als er bisher geweſen iſt. Es giebt einen Idealismus der Natur, und einen Idealismus des Ichs. Jener iſt mir der urſprüngliche, *dieſer* der abgeleitete.

Ich wünſche, daſs man vor allen Dingen die Philoſophie über das Philoſophiren von der Philoſophie ſelbſt unterſcheide. Ich muſs, um philoſophiren zu können, ſchon philoſophirt haben, denn woher weiſs ich ſonſt, was Philoſophiren iſt? Wenn ich nun aber erſt darauf ausgehe, zu finden, was philoſo-

losophiren selbst seye, so sehe ich mich freylich ganz blos an mich selbst gewiesen — und ich komme bey dieser ganzen Untersuchung nie aus mir selbst heraus. — Es ist keine Frage, dass diese Philosophie über das Philosophiren subjectiv (in Bezug auf das philosophirende Subject) das *Erste* ist, eben so wenig ist es zweifelhaft, dass ich in der Frage: wie ist Philosophie möglich, *mich* schon in der höchsten Potenz aufnehme, und also die Frage auch nur für diese Potenz beantworte. — Diese Potenz selbst wieder abzuleiten, kann von der Beantwortung nicht gefordert werden, denn die *Frage* selbst setzt sie schon voraus. Solange ich im Philosophiren mich in dieser Potenz erhalte, kann ich auch kein Objectives anders, als im Moment seines Eintretens ins Bewusstseyn, (denn das letztere eben ist die höchste Potenz, auf welche ich mein Object ein für allemal durch Freiheit gehoben habe), nimmermehr aber in seinem *ursprünglichen* Entstehen im Moment seines *ersten* Hervortretens, (in der *bewusstlosen* Thätigkeit) erblicken — es hat, indem es in meine Hände kommt, bereits alle die Metamorphosen durchlaufen, welche nöthig sind, um es ins Bewusstseyn zu erheben. — Das Objective in seinem ersten Entstehen zu sehen ist nur möglich dadurch dass man das *Object* alles Philosophirens, das in der höchsten Potenz = Ich, ist, *depotenzirt*, und mit diesem auf die erste Potenz reducirten Object von vorne an construirt.

Diese

Dieſs iſt nur durch eine ſogleich näher zu beſtimmende Abſtraction möglich, und mit dieſer Abſtraction verſetzt man ſich aus dem Gebiet der Wiſſenſchaftslehre in das der *rein-theoretiſchen* Philoſophie. Die Wiſſenſchaftslehre iſt nicht die Philoſophie ſelbſt, ſondern Philoſophie über Philoſophie. In derſelben wird die durch das Bewuſstſeyn geſetzte Gleichheit zwiſchen dem Object, *über* welches philoſophirt wird, und welches im Philoſophiren das Producirende, *Handelnde* iſt, und dem Subject, *welches* philoſophirt, und welches im demſelben Act das reflectirende, zuſchauende iſt, niemals aufgehoben, und darf nie aufgehoben werden, wenn jenes Object = Ich ſeyn ſoll. Denn das Bewuſstſeyn, wo es einmal erreicht iſt, beſteht ja eben in der fortwährenden Identität des *Handelnden* und des dieſes Handeln *Anſchauenden*; das Handelnde iſt auch nicht *an ſich* = Ich, es iſt = Ich nur *in* dieſer Identität des Handelnden und des auf dieſes Handelnde reflectirenden; und da die Wiſſenſchaftslehre ihr Object gleich in der Potenz aufnimmt, wo es bereits zur Identität mit dem Reflectirenden gehoben, alſo = Ich iſt, ſo kann ſie auch niemals über dieſe Identität, alſo im Grunde auch nie aus dem Kreis des Bewuſstſeyns hinaus, mithin auch alles nur ſo, wie es unmittelbar in das Bewuſstſeyn tritt, alſo *Alles* nur in der höchſten Potenz conſtruiren.

Die Wiſſenſchaftslehre obgleich ſie das *Bewuſstſeyn* erſt ableiten will, bedient ſich doch nach einem

un-

unvermeidlichen Cirkel aller *Mittel*, die ihr das (im philosophirenden Subject) schon *fertige* Bewufstseyn darbietet, um, alles gleich in der Potenz darzustellen, in die es doch erst mit dem Bewufstseyn gehoben wird. Sie nimmt also ihr Object, (das Handelnde, Producirende) auch schon als Ich auf, obgleich es erst = Ich wird, indem das Reflectirende es als identisch mit sich setzt, welches aber erst im *freien* und *bewufsten Handeln* geschieht; das Handelnde im *freien* Handeln ist noch dasselbe Objective, was in der bewufstlosen Anschauung gehandelt hat; es ist *frei* handelnd nur dadurch, dafs es als identisch mit dem Anschauenden gesetzt wird.

Abstrahire ich nun davon, was in das Object des Philosophen erst durch das freie Handeln — gesetzt wird, so bleibt es als ein *rein Objectives* zurück; durch dieselbe Abstraction versetze ich mich auf den Standpunct des *rein theoretischen*, (von aller subjectiven und practischen Einmischung befreiten) Philosophirens: dieses rein-theoretische Philosophiren giebt zum Product die *Naturphilosophie*; denn durch jene Abstraction gelange ich zum Begriff des reinen Subject-Objects (= Natur) von welchem ich mich zum Subject-Object des Bewufstseyns (= Ich) erst erhebe; dieses wird Princip des idealistischen oder, was mir gleichbedeutend ist, praktischen Theils der Philosophie, jenes ist Princip des rein-theoretischen Theils, beyde in ihrer Vereinigung geben das System des *objectiv* gewordenen Ideal-Real-

lis-

lismus, (das Syſtem der Kunſt), mit welchem die Philoſophie, die in der Wiſſenſchaftslehre von einem bloſs ſubjectiven (im Bewuſstſeyn des Phjloſophen enthaltenen) Ideal-Realismus ausgehen muſste, ſich aus ſich ſelbſt gleichſam herausbringt, und ſo vollendet.

Dadurch daſs das reine Subject-Object allmälig *ganz* objectiv wird, erhebt ſich die im *Princip* unbegränzbare ideelle, (anſchauende), Thätigkeit von ſelbſt zum Ich, d. h. zum Subject, für welches jenes Subject-Object (jenes Ideal-Reale) ſelbſt Object iſt. Auf dem Standpunct des Bewuſstſeyns erſcheint mir daher die Natur als das Objective, das Ich dagegen als das Subjective; von dieſem Standpunkt aus kann ich daher das Problem der Naturphiloſophie nicht anders ausdrücken, als ſo, wie es auch noch in der Einleitung zu meinem Syſtem des Idealismus ausgedrückt iſt, nämlich: *aus dem Objectiven das Subjective entſtehen zu laſſen.* In der höhern philoſophiſchen Sprache ausgedrückt, heiſst dieſs ſoviel, als:

„*aus dem reinen Subject-Object das Subject-Object des Bewuſstſeyns entſtehen zu laſſen*".

Mehrere philoſophiſche Schriftſteller unter ihnen neuerdings Einer, der ſich vornimmt, über Etwas auf den Idealismus gegründetes, durch ihn erſt

erſt möglich gewordenes zu urtheilen, obwohl er überzeugt ſeyn darf, ſich von jenem bey weitem noch nicht hinreichende Kenntniſs verſchafft zu haben, ſcheinen dieſes *Objective*, von welchem die Naturphiloſophie ausgehen ſollte — ich weiſs nicht genau wofür — aber auf jeden Fall für irgend etwas Objectives an ſich gehalten zu haben, und es iſt kein Wunder, wenn die Verwirrung ihrer Vorſtellungen dadurch noch um ein Beträchtliches vermehrt worden iſt. Ich ſetzte voraus, mit ſolchen zu reden, denen bekannt wäre, was die Philoſophie unter dem Objectiven verſteht.

Jenen iſt objectiv mit *real* gleich bedeutend. — *Mir* iſt, wie ſie aus dem Syſtem des Idealismus erſehen konnten, das Objective ſelbſt ein *zugleich Ideelles und Reelles;* beydes iſt nie getrennt, ſondern urſprünglich (auch in der Natur) beyſammen; dieſes Ideal-Reale wird zum Objectiven nur durch das entſtehende Bewuſstſeyn, in welchem das Subjective ſich zur höchſten (theoretiſchen) Potenz erhebt.

Ich komme mit der Natur-Philoſophie nie aus jener Identität des Ideal-Realen heraus, ich erhalte beyde fortwährend in dieſer urſprünglichen Verknüpfung, und das reine Subject-Object, von dem ich ausgehe, iſt eben jenes zugleich Ideelle und Reelle in der Potenz o. Aus demſelben entſteht wie erſt das Ideal-Reale der höhern Potenz, das *Ich*, in Bezug auf welches jenes *reine* Subject-Object, bereits objectiv iſt.

Der

Der Grund, dafs auch folche die den Idealismus wohl gefafst haben, die Naturphilofophie nicht begreifen, ift, weil es ihnen fchwer oder unmöglich ift, fich von dem Subjectiven der intellectuellen Anfchauung loszumachen. — Ich fordere zum Behuf der Naturphilofophie die intellectuelle Anfchauung, wie fie in der Wiffenfchaftslehre gefordert wird; ich fordere aber aufserdem noch die Abftraction von dem *Anfchauenden* in diefer Anfchauung, eine Abftraction welche mir das rein Objective diefes Acts zurückläfst, welches an fich blofs Subject-Object, keinesweges aber = Ich ift, aus dem mehrmals angezeigten Grunde.

Selbft in dem Syftem des Idealismus, mufste ich, um einen theoretifchen Theil zu Stande zu bringen, das Ich aus feiner eignen Anfchauung herausnehmen, von dem Subjectiven in der intellectuellen Anfchauung abftrahiren — mit einem Wort es als *Bewufstlofes* fetzen. — Aber das Ich infofern es bewufstlos ift, ift nicht = Ich; denn Ich ift nur das Subject-Object, infofern es fich felbft als folches erkennt. Die Acte, welche dort als Acte des Ichs, alfo auch gleich in der höchften Potenz aufgeftellt wurden, find eigentlich Acte des reinen Subject-Objects, und find *als* folche noch nicht *Empfindung*, *Anfchauung* u. f. w., welches fie nur durch die Erhebung in das Bewufstfeyn werden.

Ich

Ich muthe niemand zu, dafs er mich in dieſer Allgemeinheit verſtehe. Es geſchieht wider meinen Willen, dafs ich hier von dem rede, was ich beabſichtige; denn was man will, ſpricht man am beſten dadurch aus, dafs man es thut. Immerhin könnten auch die, welche über das Princip ſich nicht mit mir verſtehen, doch an den Unterſuchungen theilnehmen, da es ihnen frei ſteht, ſich alle Sätze, wenn es zu ihrem Verſtehen nothwendig iſt, in die idealiſtiſche Potenz zu überſetzen. Für das *Innere* der Wiſſenſchaft iſt es vorerſt ziemlich gleichgültig, auf welchem Wege die Natur conſtruirt wird, wenn ſie nur conſtruirt wird. Es iſt nicht zunächſt um Naturwiſſenſchaft, es iſt nur um eine veränderte Anſicht der ganzen Philoſophie und des Idealismus ſelbſt zu thun, die dieſer früher oder ſpäter anzunehmen genöthigt ſeyn wird. — Der Idealismus wird bleiben; er wird nur weiter zurück und in ſeinen erſten Anfängen, aus der Natur ſelbſt, welche bisher der lauteſte Widerſpruch gegen ihn zu ſeyn ſchien, abgeleitet. Auch bleibt, wie ich ſchon oben bemerkt habe, die *Wiſſenſchaftslehre* völlig aus dem Spiel. — Alles Philoſophiren, alſo auch das rein theoretiſche, durch welches Natur-Philoſophie entſteht, ſetzt, um ſubjectiv möglich zu ſeyn, die Wiſſenſchaftslehre voraus und beruft ſich auf ſie. — *Dieſe*, eben weil ſie *Wiſſens*-Lehre iſt, kann alles nur in der höchſten Potenz nehmen, und darf dieſe nicht verlaſſen. — Es iſt aber nicht über Wiſſenſchaftslehre (eine geſchloſſene und vollendete Wiſſen-

ſenſchaft) ſondern über das Syſtem des Wiſſens ſelbſt die Frage. — Dieſes Syſtem kann, nur durch Abſtractionen von der Wiſſenſchaftslehre entſtehen, und wenn dieſe Idealrealismus iſt, nur zwei Haupttheile haben, einen rein theoretiſchen, oder realiſtiſchen, und einen practiſchen, oder idealiſtiſchen; durch die Vereinigung dieſer beiden kann nicht wieder Idealrealismus, ſondern es muſs vielmehr Real-Idealismus entſtehen, (was ich oben den objectiv-gewordnen Idealrealismus nannte, und) worunter nichts anders als das Syſtem der Kunſt verſtanden wird. Nur daſs man ſich nicht vorſtelle, als ob jene Theile im Syſtem ſelbſt ebenſo geſondert ſeyen, als ich ſie hier vorſtelle. — In jenem iſt abſolute Continuität, es iſt *Eine* ununterbrochne Reihe, die vom Einfachſten in der Natur an bis zum höchſten und zuſammengeſetzteſten, dem Kunſtwerk, herauf geht. — Iſt es zu gewagt, das erſte, wahrhaft univerſelle, Syſtem aufſtellen zu wollen, das die entgegengeſetzteſten Enden des Wiſſens aneinanderknüpft? — Derjenige, der das Syſtem des Idealismus eingeſehen, und den naturphiloſophiſchen Unterſuchungen mit einigem Intereſſe gefolgt iſt, wird es wenigſtens nicht für abſolut-unmöglich halten. Er wird geſehen haben, wie allmälig von allen Seiten her alles, ſich anhähert zu dem Einen, wie ſchon ſehr entlegene Erſcheinungen, die man in ganz verſchiednen Welten geſucht hat, ſich die Hand reichen, und gleichſam ungeduldig auf das lezte bindende Wort harren, das über

ſie

ſie geſprochen wird. Wenn es gelingt, den erſten Grundriſs wenigſtens aufzuführen, ſo wird man alsdann begreiflich finden, und ſogar billigen, dafs die Anlage dazu von ganz verſchiednen Seiten her gemacht worden iſt, und dafs man erſt die einzelnen Unterſuchungen zu berichtigen ſuchte, ehe man ſie als Theile Eines und deſſelben Ganzen vereinigte. — Man wird es daher auch natürlich finden, wenn ich alles, was jetzt geſchehen kann, als bloſses Mittel zum Zweck betrachte; wenn ich mich über das *Erſte* mit andern nicht eher zu verſtändigen ſuche, als bis wir ſeiner nöthig haben, und es brauchen können, in welchem Fall es ſich von ſelbſt und ohne allen Widerſpruch einfinden wird. Es ſoll daher auch durch das Vorhergehende für jeden, dem es nicht deutlich geworden iſt, weiter nichts geſagt ſeyn, als dafs ich nicht ohne Grund auf dieſem Weg gehe, von dem ich weiſs, dafs er zum Ziele führt, und auf welchen ich ungeſtört fortgehen werde, ohne auf Einwürfe Rückſicht zu nehmen, die gegen ihn gemacht werden, und die ſich bei dem künftigem Erfolg von ſelbſt beantworten werden.

Gleich zuerſt, als ich die Naturphiloſophie vorzutragen anfieng, wurde mir häufig der Einwurf gemacht, dafs ich die Natur doch *vorausſetze*, ohne mir die kritiſche Frage beigehen zu laſſen, wie wir denn dazu kommen, eine Natur anzunehmen? Etwas der Art mag auch Herrn Eſchenmayer vorgeſchwebt haben. Ich antwortete, dafs wer ſich durch Abſtraction zu dem reinen Begriff der Natur erhebe, einſehen werde, wie

ich

ich zur Conſtruction nichts vorausſetze, als was der Transſcendental-Philoſoph gleichfalls vorausſetzt. Denn was ich *Natur* nenne *iſt* mir eben nichts anders, als das rein-Objective der intellectuellen Anſchauung, das reine Subject-Object, was jener = Ich ſezt, weil er die Abſtraction — von dem Anſchauenden nicht macht, die doch nothwendig iſt, wenn eine rein-objective, d. h. wirklich theoretiſche Philoſophie zu Stande kommen ſoll. — Jenes reine Subject-Object iſt durch ſeine Natur ſchon, (den Widerſpruch, der in ihr liegt), zur Thätigkeit, und zwar zu beſtimmter Thätigkeit determinirt. Dieſe beſtimmte Thätigkeit giebt, durch alle ihre Potenzen hindurch verfolgt, eine Reihe beſtimmter Producte, während ſie mit dem, was in ihr unbegränzbar iſt, (dem Ideellen), gleichförmig mit jenen ſich ſelbſt potenzirt; — ob jene Producte die in der Erfahrung vorkommenden ſind, oder nicht, kümmert mich vorerſt nicht; ich ſehe bloſs auf die Selbſtconſtruction des Subject-Objects; entſtehen durch dieſelbe Producte und Potenzen der ideellen Thätigkeit wie ſie in der Natur aufgezeigt werden können, ſo ſehe ich freilich, daſs mein Geſchäft eigentlich ein Deduciren der Natur, d. h. Naturphiloſophie war; ich habe alſo was *ihr* euch unter Natur denkt nicht vorausgeſetzt, ſondern vielmehr abgeleitet (obgleich ihr mir, nachdem ich für mich das Experiment angeſtellt habe, verſtatten werdet, meine Philoſophie zum voraus als Naturphiloſophie anzukündigen), überhaupt habe ich nichts vorausgeſetzt, als was ſich unmittelbar

bar aus den Bedingungen des Wiſſens ſelbſt als erſtes Princip einſehen läſst, ein urſprünglich zugleich Sub- und Objectives, durch deſſen Handeln zugleich mit der objectiven Welt, als ſolcher, auch ſchon ein Bewuſstes dem ſie Object wird, und umgekehrt geſetzt wird — und mit deſsen Begrif wir noch weiter zurückgehen, als ſelbſt Spinoza mit dem der *naturа naturans* und *natura naturata*, welche ſich blos relativ entgegengeſetzt, und *beide* nur das von verſchiednen Geſichtspuncten angeſehene Subject - Object ſind.

Die Naturphiloſophie hat vor dem Idealismus voraus, daſs ſie ihre Sätze rein - theoretiſch beweiſst, und keine beſondern, practiſchen, Anforderungen zu machen hat, wie jener, der eben deſswegen auch keine rein theoretiſche Realität hat, wie ich bereits in der Vorrede zum Syſtem des Idealismus bemerkt habe.

Dadurch, daſs ich von der anſchauenden Thätigkeit in der intellectuellen Anſchauung abſtrahire, nehme ich das Subject - Object nur aus ſeiner eignen Anſchauung, (ich mache es bewuſstlos), nicht aus der meinigen. Es bleibt als *meine* Conſtruction auch fortwährend in meiner Anſchauung begriffen, und ich weiſs, daſs ich durchgängig nur mit meiner eignen Conſtruction zu thun habe. Die Aufgabe iſt: das Subject - Object ſo objectiv zu machen, und bis zu dem Punkte aus ſich ſelbſt herauszubringen, wo es mit der Natur (als Product) in Eines zuſammen

men fällt, der Punct wo es Natur wird, iſt auch der, wo das Unbegränzbare in ihm ſich zum Ich erhebt, und wo der Gegenſatz zwiſchen Ich und Natur, der im gemeinen Bewuſstſeyn gemacht wird, völlig verſchwindet, die Natur = Ich, das Ich = Natur iſt. Von dieſem Punkt an, wo alles, was an der Natur noch Thätigkeit (nicht Product) iſt, in das *Ich* übergegangen iſt, dauert und lebt die Natur nur in dieſem fort, das Ich iſt jezt Eins und alles, und in ihm iſt alles beſchloſſen. Aber eben von dieſem Punkt beginnt auch der Idealismus.

Was alſo in dem Syſtem des Idealismus unter dem Namen der theoretiſchen und practiſchen Philoſophie aufgeſtellt worden iſt, iſt ſchon als der idealiſtiſche Theil des geſammten Syſtems der Philoſophie anzuſehn; die Acte, welche in dem theoretiſchen Theil des Idealismus abgeleitet ſind, ſind Acte, deren einfache Potenzen in der Natur exiſtiren, und in der Naturphiloſophie aufgeſtellt werden. — Das Entſtehen dieſer höhern Potenzen fällt in den Uebergang aus dem realiſtiſchen Theil in den idealiſtiſchen; *indem* das Bewuſstſeyn entſteht erheben ſich alle frühere Acte von ſelbſt zur Empfindung, zur Anſchauung, u. ſ. w. — Mehrere haben, weil von Natur- und Tranſcendental-Philoſophie als entgegengeſetzten gleich möglichen Richtungen der Philoſophie die Rede war, gefragt, welcher von beiden denn die Priorität zukomme? — Ohne Zweifel, der Naturphiloſophie, weil dieſe den *Standpunct* des Idealismus

mus selbst erst entstehen läßt, und ihm dadurch eine sichere, *rein* theoretische Grundlage verschafft. Indeß ist der Gegensatz zwischen Naturphilosophie und Idealismus, dem, welcher bisher zwischen theoretischer und praktischer Philosophie gemacht wurde, gleich zu schätzen. — Die Philosophie kehrt also zu der alten (griechischen) Eintheilung, in Physik, und Ethik zurück, welche beide wieder durch einen dritten Theil, (Poëtik, oder Philosophie der Kunst,) vereinigt sind.

Hr. *Eschenmayer* findet zwar, daß es überhaupt noch nicht Zeit seye, von einem System der Naturphilosophie zu sprechen. Ich wäre begierig zu wissen, wie lange dieses Noch noch dauern soll, und woran man künftig erkennen wird, daß die Zeit dieser Wissenschaft gekommen seye? — Etwa daran, daß die Erfahrung noch weiter vorgeschritten ist? — Allein *wie weit* wir eigentlich mit der Erfahrung seyen, — dieß kann eben nur aus der Naturphilosophie beurtheilt werden. Die Erfahrung ist blind, und muß ihren eignen Reichthum oder Mangel erst durch die Wissenschaft einsehen lernen. Auch kann eine Wissenschaft, die ganz a priori besteht, nicht von zufälligen Bedingungen, wie die der Erfahrungsfortschritte, abhängig seyn; vielmehr müssen umgekehrt diese durch jene beschleunigt werden, indem sie Ideen darbietet, die zur Erfindung führen. Von einer Wissenschaft, die durch sich selbst besteht, kann man überhaupt nie sagen:

es ſey noch nicht Zeit, ſie zu erfinden, denn eine ſolche zu erfinden iſt es immer Zeit. — Man wird alſo immer nur ſagen können: dieſem beſtimmten Verſuch, die Wiſſenſchaft aufzuſtellen, iſt es noch nicht gelungen. — Daſs das, was ich in meinem Entwurf der N. Ph. aufgeſtellt habe, von mir ſelbſt nicht für *das Syſtem ſelbſt* gehalten werde, habe ich durch den Titel des Werks ſchon, ganz beſtimmt aber in der Vorrede erklärt, wo es heiſst: „Der Verf. hat zu hohe Begriffe von der Gröſse eines ſolchen Unternehmens, um in der gegenwärtigen Schrift, weit entfernt, das Syſtem ſelbſt aufſtellen zu wollen, auch nur mehr als den erſten Entwurf deſſelben anzukündigen" — Ich habe noch überdieſs erklärt, daſs dieſe Schrift zunächſt gar nicht für das gröſsere Publicum, ſondern unmittelbar für meine Zuhörer beſtimmt ſeye. Der academiſche Lehrer, der eine ganz neue Wiſſenſchaft vorzutragen hat, kann ohne einen Leitfaden nicht hoffen, ſich hinlänglich verſtändlich zu machen; und wofern er die Zeit nicht mit Dictiren verſchwenden will, bleibt ihm nichts anders übrig, als der Weg der Preſſe. Es iſt unbillig, von einem Werke, das für einen ſolchen beſondern, ausdrücklich erklärten, Zweck abgewieſe, wie es die Umſtände fordern, erſcheint, dieſelbe Vollendung zu fordern, wie von einem für allgemeinere Zwecke, und mit der nöthigen Muſe, ausgearbeiteten Werk. — Aber auch dieſe zufälligen Bedingungen hinweggedacht, war es unmöglich an ein *Syſtem* der Naturphiloſophie zu denken,

denken, ſo lange man noch nicht einmal den Standpunkt für dieſelbe vorausſetzen konnte. Es blieb nichts übrig, als die Wiſſenſchaft nur überhaupt bis zu dem Punct zu führen, von welchem aus ſie *anfangen* konnte Syſtem zu werden. Dieſs iſt durch jene Schrift auch wirklich geleiſtet worden. Die Keime des Syſtems, wie ich es künftig aufſtellen werde, liegen alle darinn zerſtreut, und die Theorie des dynamiſchen Proceſſes, welche die Grundlage der ganzen ſpekulativen Phyſik, und ſelbſt der organiſchen Naturlehre iſt, iſt im Entwurf und der Einleitung ganz beſtimmt ausgeſprochen. — In einer ſolchen Darſtellung muſsten nothwendig alle möglichen Reflexionspuncte, auf welchen die Naturphiloſophie ſtehen kann, durchlaufen und bezeichnet werden, und der höchſte, der alle andre unter ſich begreift, und der in einem wirklichen Syſtem das Princip ſeyn muſste, konnte hier vielmehr nur das *Reſultat* ſeyn.

Unter dieſen Reflexionspuncten iſt nun ohne Zweifel der der Atomiſtik der erſte; es war daher natürlich, ihn zu gebrauchen, um mittelſt deſſelben den Eingang in das Syſtem zu finden. Daſs ich aber die gewöhnliche Atomiſtik nicht für eine ſolche Anſicht halte, die in einer wahren Naturphiloſophie auch nur als ein untergeordneter Reflexionspunkt aufgeführt werden könnte, iſt dadurch deutlich angezeigt worden, daſs ich die Atomen der Phyſik zu etwas ganz anderm umgeſchaffen habe. — Ich gebe

aber diese ganze atomistische Ansicht Herrn Eschenmayer und jedem willig Preis, der sich an ihr üben will. Durch die nachfolgende, allmälig eingeleitete und begründete, Construction heben sich alle jene von Hrn. E. angegriffnen Sätze zusammt dem System, aus dem sie entsprungen sind, von selbst auf; z. B. nehme man den Hrn. E. so auflösigen Satz: Jede Qualität ist Action von bestimmten Grad, für welchen man kein Maafs hat, als ihr Product. — Wer spricht denn hier? — Der Atomistiker. Woher soll nun diesem das Maafs eines Grads kommen? Kein Grad ist möglich als durch ein umgekehrtes Verhältnifs entgegengesetzter Factoren, wie z. B. ein bestimmter Grad von Geschwindigkeit durch das umgekehrte Verhältnifs des Raums, welcher durchlaufen, und der Zeit, welche dazu angewendet wird. Aber dem Atomistiker eben fehlt es an einem solchen Maafs, da ihm die Action nicht ein bestimmtes Verhältnifs entgegengesetzter Kräfte, sondern etwas *absolut* Einfaches bezeichnet. Nicht in *diesen* Sätzen liegt die Verschiedenheit meiner Ansicht von der des Herrn E., sondern darinn, dafs er in dem Verhältnifs der ursprünglichen Kräfte zu einander eine blofse quantitative durch das relative Mehr oder Weniger der einen oder der andern Kraft bestimmbare Verschiedenheit für möglich gehalten hat, und wie aus dem ersten Theil seiner Abhandlung erhellt, noch jezt hält, und dafs er mit diesen verschiednen quantitativen Verhältnissen und den Formeln, durch welche sie ausgedrückt werden, die *ganze* specifische Differenz der Materie abge-

abgeleitet zu haben glaubt, obgleich ſie ihm in alle Ewigkeit nichts anders als verſchiedene ſpecifiſche Dichtigkeitsgrade geben, durch welche eine Menge anderer Beſtimmungen derſelben völlig unbeſtimmt bleiben.

Ich verſuche die qualitativen Beſtimmungen der Materie aus einem andern Verhältniſs der beiden Kräfte zu einander zu conſtruiren, als demjenigen, durch welches die ſpecifiſche Schwere determinirt wird; Hr. E. indem er jene durch *dieſes* beſtimmt glaubt, auf das ſie doch nimmermehr reducibel ſind, läſst ſie ebendeſswegen *als* ſpecifiſche Eigenſchaften zurück. Denn was hat man von jeher unter dem ſpecifiſchen verſtanden als das Inconſtructible, oder vielmehr das, was man nicht zu conſtruiren wuſste?

Da für Herrn *E.* an der Materie nichts iſt, auſser demjenigen Verhältniſs der Kräfte, welches den Grad ihrer Raumerfüllung beſtimmt, ſo kann ihm auch durch Veränderung dieſes Grads nicht etwa Etwas anders *Poſitives* geſetzt werden, was den Grund andrer Beſtimmungen enthielte. Die Eigenſchaften der Körper müſsen ihm daher mit den Graden ihrer Raumerfüllung immer in einem directen Verhältniſs ſtehen. — Nun möchte ich wiſsen, in welchem directen Verhältniſs zur ſpecifiſchen Schwere des Eiſens z. B. die beträchtliche Cohärenz dieſes Metalls, oder in welchen directen Verhältniſs zur ſpecifiſchen

Schwere

Schwere des Queckſilbers die geringe Cohäſion dieſes Metalls ſtehen könnte? — Durch Veränderung der ſpecifiſchen Schwere wird ihm, da er an der Materie nichts als eben dieſe kennt, ins Unendliche auch nichts, als eben die ſpecifiſche Schwere verändert. Nun verlangte ich zu wiſſen, wie mit der Veränderung der ſpec. Gewichte auch andre Beſtimmungen der Materie hervortreten können, die mit jenen offenbar in keinem geraden Verhältniſs ſtehen? — Hr. *E.* ſelbſt hat ſchon längſt zugegeben, daſs die Reihen der qualitativen Beſtimmungen der Materie den Reihen der ſpecifiſchen Gewichte gar nicht parallel gehen, und giebt es jetzt wieder zu. — Und wie beantwortet er dieſe Schwierigkeit? Durch die Frage: ob denn die *Erfahrung* Schiedsrichterin ſeyn könne, zwiſchen dem Product, welches conſtruirt werden ſoll, und der Vernunft, welche conſtruirt? — Das Product, welches zu conſtruiren man ſich aufgiebt, kennt man, ehe dieſe Aufgabe gelöſt iſt, eben auch nur durch Erfahrung. Mithin heiſst die Frage ſoviel: ob denn die Erfahrung Schiedsrichterin *zwiſchen* der Erfahrung und der conſtruirenden Vernunft ſeyn ſoll? — So ausgedrückt leuchtet das widerſinnige der Bejahung ſogleich ein. — Allein ich frage dagegen: ſollte denn nicht die Coincidenz des in der Erfahrung vorkommenden Products mit dem, welches conſtruirt worden iſt, die ſicherſte Rechenprobe über die *Richtigkeit* der Conſtruction ſeyn? — Es iſt gar nicht davon die Rede, daſs *überhaupt* conſtruirt werden ſoll (dies verſteht ſich

ſich von ſelbſt) es iſt davon die Rede, daſs *richtig* conſtruirt werde. — Daſs nun dieſs geſchehen ſey — kann doch wohl nicht mit der allgemeinen Redensart: der menſchliche Geiſt iſt Geſetzgeber der Natur — bewieſen werden. Dieſe Redensart iſt recht gut: es iſt gar kein Zweifel, daſs die Vernunft der Natur Geſetze giebt, auch daſs die Vernunft immer richtig conſtruirt — die Frage iſt aber im einzelnen Fall eben die: *ob* denn wirklich die *Vernunft* conſtruirt hat? — Daraus, daſs die Vernunft der Erfahrung Geſetze giebt, folgt doch wohl nicht, daſs ſie der Erfahrung widerſprechen darf; vielmehr, eben weil ſie ihre Geſetzgeberin iſt, muſs dieſe aufs vollkommenſte mit ihr übereinſtimmen, und wo dieſs nicht der Fall iſt, wird mit Recht geſchloſſen, daſs nicht die geſetzgebende, ſondern irgend eine empiriſche Vernunft conſtruirt habe. — Ich ſage in der Naturphiloſophie: die Natur ſey ihre eigene Geſetzgeberin. Hr. E. kann nicht begreifen, wie man, dieſs vorausgeſetzt, nur noch die Mühe ſich geben könne, die Natur zu conſtruiren? — Hätte Hr. *E.* denſelben Begriff von *Natur* mit mir, ſo würde ihn jener Satz ſo wenig befremden können, als der, welchen er als Grundſatz des Rationalismus jenem entgegenſetzt, der menſchliche Geiſt ſey ſein eigner Geſetzgeber. Wenn dieſs iſt, könnte man ſagen, wie mag ſich der Philoſoph nur noch die undankbare Mühe geben, das Ich mit allen ſeinen Beſtimmungen zu conſtruiren? — der menſchliche Geiſt wird ja wohl human genug ſeyn, dieſe Mühe ſchon

schon selbst zu übernehmen, oder sie vielmehr bereits übernommen haben. —

Ich betrachte in der Naturphilosophie jenes Subject-Object, das ich Natur nenne, allerdings in seiner Selbstconstruction. Man muss sich zur intellectuellen Anschauung der Natur erhoben haben, um dies zu begreifen. — Der Empiriker erhebt sich dahin nicht; und ebendeswegen ist *er* eigentlich immer das construirende, in allen seinen Erklärungen. Es ist daher nicht zu verwundern, dass das Construirte und das, was construirt werden sollte, so selten übereintrifft. — Der Naturphilosoph kann eben darum, weil er die Natur zur Selbstständigkeit erhebt, und sich selbst construiren lässt, nie in die Nothwendigkeit kommen, die construirte Natur (d. h. die Erfahrung) jener entgegen zu setzen, jene nach ihr zu corrigiren; die construirende kann nicht irren; und der Naturphilosoph bedarf nur einer sichern Methode, um sie nicht durch seine Einmischung irre zu machen; eine solche Methode ist möglich, und soll nächstens ausführlich bekannt gemacht werden. Dass er aber auch diese Methode, welche an sich unfehlbar seyn muss, richtig angewendet habe, davon kann der Philosoph zuletzt nur durch den Erfolg sich überzeugen, dass nämlich die vor seinen Augen sich selbst construirende Natur mit der construirten zusammentrifft; die Erfahrung ist also für ihn freylich nicht Princip, wohl aber Aufgabe, nicht terminus a quo, wohl aber terminus ad quem der Construction. —

Wo

Wo dieſer terminus ad quem nicht erreicht wird, kann man mit Recht ſchlieſsen, daſs entweder die richtige Methode überhaupt nicht, oder daſs die richtige unrichtig oder unvollſtändig angewendet worden ſeye.

Ich kehre zu der Frage über den Grund der ſpecifiſchen Eigenſchaften der Materie zurück. — Hr. E. ſelbſt hat in der voranſtehenden Abhandlung die Unterſuchung hierüber weiter zu führen geſucht; er nimmt jetzt in ſeine Conſtruction Beziehungen auf, die er ſonſt nicht in Betrachtung zog, nämlich die Beziehungen der Körper auf die verſchiedenen Sinne, deren Verſchiedenheit er wiederhm als eine bloſs graduale darzuſtellen ſucht; ich finde das Ganze ſehr ſcharfſinnig, einzelne Behauptungen von überzeugender Wahrheit — aber noch immer bleibt unbeantwortet die Hauptfrage, um deren willen dieſer ganze Apparat gemacht iſt, nämlich, *wie* denn nun durch bloſse Verſchiedenheit der Dichtigkeitsgrade auch dieſe verſchiedenen Verhältniſſe der Körper zu den verſchiedenen Sinnesarten geſetzt ſeyen? — Der Verfaſſer knüpft das, auf ganz anderm Wege und wie durch eine Anticipation gefundene, Reſultat nicht wieder an, an ſeinen Hauptſatz: der gemeinſchaftliche Ausdruck eines Objects ſey ſeine ſpecifiſche Dichtigkeit — es iſt alſo durch die ganze Unterſuchung, wie er auch ſelbſt (S. 56.) geſteht, über die Hauptſache noch immer nichts entſchieden. Es ſcheint vielmehr, daſs der Verf. auf dieſem neuen

en Wege sich nur in neue Schwierigkeiten verwickelt habe; da er nun auch die jetzt ins Spiel gezogenen Sinnesarten als blofs gradual verschieden angeben mufs, obgleich billiger Weise zuvor bestimmt seyn sollte, *wer* denn eigentlich in den Sinnesarten in verschiedene Grade erhoben wird? Es kann doch nicht wieder dasselbe seyn, was der Gradation der Materie (des die Sinnen afficirenden) zu Grunde liegt; unbeantwortet sind die Fragen, welche Gradation der Materie dann erforderlich sey, dafs sie z. B. durch Geruch, welche andre, dafs sie durch Lichtentwicklung gerade in die dem Geruchs- und Gesichtssinne entsprechende Gradation der Sinnlichkeit falle, und wie denn wiederum diese Gradationen der Materie, wodurch sie zu bestimmten Sinnesarten ein bestimmtes Verhältnifs erlangt, sich zu denen verhalte, wodurch sie ein bestimmtes Verhältnifs zum electrischen, oder chemischen Procefs erhält? — Ohne Zweifel entspricht jeder bestimmten Gradation der letztern Art ein bestimmtes Verhältnifs der Körper zu gewissen Sinnen und umgekehrt — aber es fehlt hier durchaus der bindende Begriff, und es bleibt eine gänzlich unaufgelöste Antithefis zurück.

Allein ich will jetzt nicht von den Lücken der von Hr. *E.* entworfnen Theorie, (die er ja durch künftige Untersuchungen ausfüllen könnte), reden, sondern mich nur an den ersten Satz halten, dafs nämlich die Verschiedenheit aller Sinnesarten eine

blofs

bloſs graduale ſey, welchen er ſoviel ich begreife weder bewieſen, noch auch nur einigermaaſſen begreiflich gemacht hat. Das Ganze ſcheint mir auf folgende Hauptſätze zurück zu kommen.

1) Es giebt verſchiedene Sinnesarten, (welches er vorerſt poſtulirt).

2) Jeder dieſer Sinnesarten ſind gewiſſe Empfindungen eigen, (welches wiederum indeſs poſtulirt wird).

3) Zwiſchen den verſchiedenen Empfindungen einer und derſelben Sinnesart iſt ein bloſs gradualer Unterſchied z. B. den verſchiednen Tönen, welche ein und derſelbe tongebende Körper von ſich giebt.

4) Innerhalb der allgemeinen Sphäre jeder Sinnesempfindung und ſelbſt, wo die durch 3) beſtimmte graduale Verſchiedenheit nicht eintritt, ſind wieder Verſchiedenheiten, welche ſpecifiſch erſcheinen, (z. B. der ſpecifiſche Ton einer Violine, einer Flöte bey gleicher Höhe oder Tiefe des Tons von beyden).

5) In 3. und 4. zeigen ſich alſo verſchiedene Gradationen; jene gründet ſich auf ein arithmetiſches dieſe auf ein geometriſches Verhältnis. — „Hier iſt alſo erklärt, wie der Ton auſser ſeinem (innern) gradualen Verhältniſs noch ein andres (äuſsres) an-

annehmen könne. Die ſpecifiſch verſchiedenen Töne ſind blos verſchiedene Intenſitäten, wobey immer das Maximum einer Tonreihe in das Minimum einer andern übergeht.“ Daſſelbe iſt anwendbar auf alle andern Sinne, nur daſs die Analyſis bey ihnen noch nicht tief genug gedrungen iſt. Specifiſch verſchiedene Geruchsempfindungen z. B. ſind nur verſchiedene Intenſitäten eines und deſſelben (geometriſchen?) Grundverhältniſſes, indeſs jede ſpecifiſche Geruchsart in ſich wieder ihre arithmetiſche Reihe hat.

6) Aber eben ein ſolches Verhältniſs als zwiſchen den ſpecifiſch verſchiednen Empfindungen einer und derſelben Sinnesart, (4) iſt auch wieder zwiſchen den verſchiednen Sinnesarten ſelbſt, ſo daſs auch hier wieder das Minimum der Einen (z. B. der Lichtempfindung) unmittelbar in das Maximum der andern (z. B. der Schallempfindung?) übergeht.

Wir enthalten uns über dieſe, ſinnreich ausgedachte, Theorie aller Anmerkungen — theils weil ſie ſich von ſelbſt machen, theils weil wir damit immer verziehen können, bis der Verf. ſeine Theorie durch fortgeſetzte Conſtruction *von ſeinem erſten Satz* an, über den wir nicht übereinſtimmen, abgeleitet hat.

Die Hauptſätze davon ſind blos in der Abſicht herausgehoben, um die Vergleichung mit unſrer Anſicht derſelben Sache zu erleichtern.

Es

Es ſcheint uns nämlich, daſs wir uns von Hrn. *E.* weniger weit entfernen, ſeitdem er ein andres als das bloſs arithmetiſche Verhältniſs der Kräfte (durch welches bloſs die ſpecifiſche Schwere beſtimmt iſt), gelten läſst. Er wird, nachdem er einmal ein geometriſches Verhältniſs — doch wohl der Kräfte? — zugiebt, auch zugeben, daſs auf ihren verſchiednen Verhältniſsen zu einander im Raume die Möglichkeit der verſchiednen Dimenſionen der Materie beruht, (die ſich aus dem bloſs arithmetiſchen nimmermehr einſehen läſst), daſs alſo, ſo wie es nur drey Dimenſionen der Materie giebt, auch nur *drey* verſchiedne Verhältniſſe der Kräfte zu einander in Bezug auf den Raum möglich ſind. Wir werden uns darüber verſtehen, daſs in der *erſten* Conſtruction ſchlechthin nur die dritte Dimenſion, (über welche die Schwere allein Gewalt hat, und in der, wo ſie in ihrer Vollkommenheit producirt iſt, die beyden erſten ſich auslöſchen), entſtehe, daſs alſo mit der *erſten* Conſtruction freylich auch nichts als ein arithmetiſches Verhältniſs der beyden Kräfte zu einander gegeben iſt, daſs ſonach Herſtellung der verſchiednen Dimenſionen *als* ſolcher nur durch eine *Reconſtruction* des Products möglich iſt; wir werden damit das Product über die erſte Potenz, für welche es Kant z. B. allein conſtruirt hat, hinaus und in eine zweyte führen, wo die Conſtruction nicht mehr auf dem einfachen Gegenſatz der beyden Kräfte, ſondern auf dem Gegenſatz zwiſchen der ideellen Thätigkeit der höhern Potenz (Licht) und der conſtruirenden der erſten

ſten beruht; wo das Product auf verſchiedenen Stuffen der Reconſtruction zurückgehalten auch zuerſt *Qualitäten* annimmt, welche eben nichts anders als verſchiedene Verhältniſſe der Körper zu den verſchiednen Momenten der Reconſtruction bezeichnen, und die, weit entfernt von der ſpecifiſchen Schwere abhängig zu ſeyn, vielmehr durch die Tendenz der ideellen Naturthätigkeit, dieſe aufzuheben, in die Materie geſetzt werden; wir werden das Product, nachdem wir es einmal der erſten Conſtruction entriſſen, für immer belebt, und aller höhern Potenzen fähig gemacht haben; wir werden finden, daſs die einförmige, ſich immer, nur in höhern Potenzen, wiederholende Natur auch im Organismus, und zwar hier in der einen Function der Senſibilität, *alle* Functionen der vorhergehenden Potenz wiederholt; es wird zugegeben werden müſſen, daſs die Differenz der verſchiedenen Sinnesarten ſo wenig als die der beyden Kräfte, oder die der beyden Pole eines Magnets, eine bloſs *graduale* iſt, daſs der Geſichtsſinn z. B. uns den *idealiſtiſchen*, der Gefühlsſinn den *realiſtiſchen* Pol repräſentirt, (woraus ſich nachher erklären wird, warum jener, weil nämlich ſeine äuſsere Bedingung eine ideelle, in die *Ferne* wirkende, Thätigkeit iſt, gar nicht durch Raumbedingungen eingeſchränkt wird, wie dieſer), — wir werden in den drey übrigen Sinnesarten abermals nur eine in der höhern Potenz geſchehende Wiederholung der drey Momente der Reconſtruction, des Magnetismus,

der

der Electricität und des chemiſchen Proceſſes erblikken, (woraus ſich wiederum von ſelbſt erklären wird, warum für die erſte eben vorzüglich eine Anlage von ſtarren Körpern gemacht worden iſt, während das Organ der zweyten flächenartig ſich ausbreitet und die dritte endlich an ein halbflüſſiges Organ gebunden erſcheint). Die Natur wird uns dann nicht mehr ein todtes, blofs raumerfüllendes, ſondern vielmehr ein belebtes, für den in ihr verkörperten Geiſt mehr und mehr durchſichtiges endlich durch die höchſte Vergeiſtigung in ſich ſelbſt zurückkehrendes und ſich ſchlieſſendes Ganzes ſeyn.

Beruht endlich die Differenz die zwiſchen Hrn. *E.* und mir in Anſehung der *ganzen* Behandlung der Natur obwaltet, blofs darauf, dafs *Er* bey dem im *Bewufstſeyn* vorkommenden Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Natur *ſtehen* bleibt, und als den Einen Factor zur Conſtruction der letztern des erſtern bedarf, während *mir* in der Transſcendentalphiloſophie auch das, was er noch der Natur zugiebt, im Ich — in der Naturphiloſophie auch das, was er noch dem Ich zugiebt, in der Natur ſelbſt iſt. Auf eine ſolche Grundverſchiedenheit unſrer Anſicht mufs ich aus Aeuſſerungen ſchlieſſen, wie die folgenden ſind: „es iſt ein abſolutes Quantum von Thätigkeit an zwey entgegengeſetzte Potenzen (Geiſt und Natur) vertheilt, ſo viel Thätigkeit in mir, ſo viel Negation in der Natur und umgekehrt“ (welches auf einem niederen Reflectionspuncte wahr, auf dem höhern aber falſch iſt).

ist). „Das Urprincip, das nach *Baader* den Aushauch von oben in die todte Bildsäule des Prometheus weht, die erste Welle im Puls der Natur (das Wechselspiel ihres Dualismus) rege macht — seye die *Spontaneität*", welche *er* in den Geist setzt, während *mir* das, was dieſs alles thut, noch *in der Natur ſelbſt* — die wirkliche *Seele* der Natur — ist da ich überhaupt nicht zwey verschiedene Welten sondern durchaus nur die *Eine* selbige zugebe, in welcher alles, und auch das begriffen ist, was im gemeinen Bewusstseyn als Natur und Geist sich entgegengesetzt wird

Möchte es Herrn *Eſchenmayer* gefallen, sich über diesen Punct zu erklären; die Wissenschaft könnte nicht anders, als dadurch gewinnen.

Es kommt nachgerade zum Vorschein, dass auch der Idealismus seinen Geist und Buchstaben — und verschiedene Arten, verstanden zu werden, hat. Ich denke in dem folgenden Heft, der neuen Darstellung meines Systems, eine Aufzählung dieſer verschiedenen Arten vorauszuschicken, und darzuthun, wie man am Ende genöthigt ist, diejenige für die allein wahre zu halten, die ich so eben characterisirt habe, nämlich die, durch welche aller Dualismus auf immer vernichtet ist, und alles absolut Eins wird. Da ich hoffen darf, dass Hr. E. mit dieſer Ansicht sowohl durch mein System des Idealismus, als durch das hier (in dieſer Zeitschrift) Verhandelte eine genauere Bekanntschaft gemacht hat, als ihm durch

die

die blofse Lectüre des *Entwurfs* möglich gewesen ist, so würden wir uns sehr kurz über unsre Ansicht verständigen und erfahren können, ob wir beyde wirklich oder nur scheinbar von *denselben* Principien ausgehen.

Nachdem ich bis jetzt fast nur von den Puncten gesprochen habe, über welche zwischen Hrn. Eschenmayer und mir, wenigstens scheinbare, Uneinigkeit ist, so wünschte ich gerne und lieber von denen zu sprechen, in welchen wir uns begegnet sind, oder über welche ich ganz seinen geistreichen Aeusserungen beytreten muss. Allein der Raum verstattet diess jetzt nicht. Ich bitte Hrn. E. schliefslich nur, das was er S. 58. u. folg. über das *vierte* Princip, die Spontaneität, als in *uns* wohnend sagt, mit dem zu vergleichen, was er S. 65. aus seiner Dissertation anführt: Causam, que ab absoluto aequilibrio arcet, *sol* ministare videtur — um sich auch über den zuletzt noch zweifelhaft gelassnen Punct mit mir übereinstimmend zu finden. Jener Impuls der Spontaneität fällt noch in die Sphäre der Natur selbst; es ist das *Licht*, der Sinn der Natur, mit welchem sie in ihr begänztes Innres sieht, und der die im Product gefesselte ideelle Thätigkeit der construirenden zu entreifsen sucht. Wie jene der Tag, so ist diese, (die construirende), die Nacht, jene das *Ich*, diese das Nicht — Ich, der Natur selbst. Und so wie jene an sich einfache, und reine Thätigkeit durch den Conflict mit dieser, *empirisch*

(Farbe) wird, ſo wird dieſe im Conflict mit jener genöthigt, mit dem Product *ideell* zu werden, es zu reconſtruiren und unter verſchiednen Formen — jetzt durch Magnetismus, wo die beyden Factoren der Indifferenz noch in ihm ſelbſt ſind, jetzt durch Electricität, wo ſie den einen Factor der Indifferenz auſser ihm, in einem andern Producte, ſuchen muſs, jetzt als chemiſche Kraft, wo ſie zur Erlangung des einen oder beider Factoren der Indifferenz, eines dritten bedarf, — unter ihre Herrſchaft zurückzubringen, bis endlich jene unſterbliche, in ihrem Princip unbegränzbare Thätigkeit, rein, und *als ideelle* Thätigkeit ſich dem Product vermählt, und den Grund des Lebens in der Natur legt, das durch eine noch höhere Potenzirung wiederum ſich bis zur *höchſten* Indifferenz von Stufe zu Stufe erhebt.

IV.

Miscellen.

(Fortsetzung.)

6.

Alte Bekanntschaften.

Bisweilen geschieht es, dafs man die unverhoffte Freude hat, Individuen, die aus der gelehrten Welt längst verschwunden sind, in irgend einer Recension aus der allgemeinen Fluth wieder für einen Augenblick hervorkommen zu sehen; man erinnert sich, dieser Physiognomie, ohne doch gleich zu wissen, wo man sie hinthun soll, bis man sich endlich beigehen läfst, dafs sie irgend einem Kantianer, oder dergleichen gehört und dafs etwas der Art wirklich einmal in der Welt gewesen ist. — Eine solche Freude war uns noch unlängst durch eine zufällig zu Gesicht bekommne Recension des Entwurfs der Naturphilosophie

und des Verſuchs einer Ableitung der magnetiſchen Geſetze a priori von Eſchenmayer, in der N. allg. d. Bibl. 11 Bds 1 St. bereitet. Wir laſsen unſre Leſer einige Worte davon vernehmen, und hoffen, daſs ſie ſich der Zeit noch erinnern werden, aus welcher dieſelbigen herrühren.

„Wenn wir, heiſst es, die Natur des gegenwärtigen Unternehmens erklärt, und nach Principien einer ächten Vernunftkritik gewürdigt haben, ſo bedarf es keiner weitläuftigen Unterſuchung des beſtimmten Gangs, den der Verf. (Hr. Eſchenmayer) genommen, und der einzelnen Behauptungen, die er aufgeſtellt hat. — Der Verfaſser geht, mit mehreren Transcendentalphiloſophen unſerer Zeit, von der durch *Kant* gerechtfertigten Idee einer *Naturmetaphyſik* aus, welche die Principien für alle Naturwiſſenſchaft enthalten ſoll. *Beweiſen*, ſeiner Möglichkeit nach a priori, und durch die That in der Ausführung, wurde von Kant, daſs allen *empiriſchen* Naturgeſetzen gewiſſe *reine* Grundſätze des Verſtandes, als des Erkenntnisvermögens für alle Natur, ihrer *Möglichkeit* nach zum Grunde liegen, und daſs letztere ſonach die Norm für die erſtere in ſich enthalten, von welcher der Phyſiker ſich nicht, ohne dem Verſtandesvermögen ſelbſt, und dem Begriffe einer Natur überhaupt untreu zu werden, entfernen könne. Ein menſchlicher Verſtand aber, dem alle Stoffe der Erkenntnis ſinnlich gegeben werden (weil er kein a priori real anſchauender oder ſchaffender; ſondern

nur

nur ein verknüpfender, bildender Verſtand iſt), iſt ſich ſelbſt zur Beſtimmung der beſondern Naturgeſetze, z. B. für die elektriſchen oder die magnetiſchen Erſcheinungen, nicht genug; ſondern er bedarf zur Kenntniſs reeller Objekte noch der empiriſchen Wahrnehmung über die er logiſch reflektiren, und ſie auf ſichere Regeln methodiſch zurückführen muſs, bis er zu comparativen und hypothetiſchen Principien gelangt, die eine mehr oder minder groſse Summe einzelner und mannichfaltiger Phänomene umfallen, vereinen und alſo verſtändlich machen. Dieſes Verfahren iſt nun den reinen Principien einer Metaphyſik der Natur ſo wenig entgegen, daſs es vielmehr dem wirklichen Kenner einer Naturmetaphyſik nicht in den Sinn kommen kann, durch ihre weitere Entwickelung jene empiriſchen Nachforſchungen und Reduktionen entbehrlich machen, die allerdings unermeſsliche Kluft zwiſchen der Naturmetaphyſik und der empiriſchen Phyſik durch weiter ausgeſponnene Deduktionen a priori ausfüllen, und beyde ganz verſchiedenartige Wiſſenſchaften in ein durchaus gleichartiges, ſyſtematiſches Ganzes verbinden zu wollen."

Daſſelbe Individuum ſcheint ehemals auch an der Salzburger medic. Zeitung gearbeitet zu haben, wo es in einer Recenſion meiner *Ideen zur Philoſ. der Natur* (vom Oct. 98.) nachdem es die Einleitung dazu geleſen, verſichert, es ſeye überzeugt, „daſs „*der* Idealismus, welcher behauptet, daſs wir die

Natur

Natur aufser uns eigentlich nicht *ſelbſt*, ſondern nur die Vorſtellungen kennen, welche dieſelbe in uns *bewirkt* — doch der ſicherſte Führer zur Wahrheit ſeye." — Aehnliche alte Bekanntſchaften werden wir auch ſonſt zu erneuern Gelegenheit haben.

7.

Der Bildungstrieb.

Nachdem *Harvey* den Blutumlauf entdeckt hatte, fand man, dafs er bereits im Prediger Salomonis beſchrieben ſtunde. — Nachdem *Blumenbach* den Bildungstrieb erfunden hatte, ſuchte man aufs neue in allen alten Schriftſtellern nach, ob er in keinem derſelben anzutreffen wäre. Allein leider wollte es damit bis vor Kurzem nicht gelingen, da ein grofser Gelehrter, der ſich ſeit einigen Wochen auch mit Phyſik bekannt gemacht hat, endlich dahin gelangte, die erſte ſichre Spur davon — im *Dante del Purgat. Cant. XXV.* in folgenden Zeilen zu entdecken, die wir, um nicht für unglaubwürdig gehalten zu werden, zum allgemeinen Nutzen hier mittheilen: —

Sangue perfetto che mai non ſi beve
Da l' aſſetate vene, ſi rimane
Quaſi alimento che di menſa leve,
Prende nel cuore a tutte membra umane
Virtute informativa, come quello
Ch'a farſi quelle per le vene vane.

Ancor

Ancor digesto scende ov'è più bello
Facer, che dire: e quindi poscia gème
Sovr' altrui sangue in natural vasello.
Ivi s' accoglie l' uno e l' altro insieme,
L' un disposto a patire, e l' altro a fare,
Per lo perfetto luogo onde si preme:
E giunto lui comincia ad operare
Coagulando prima, e poi ravviva
Ciò che per sua materia fe gestare.

Keinen Zweifel endlich läfst die folgende Stelle desselben Gesangs übrig.

Tosto che luogo là la circonscrive
La *virtu formativa* raggio intorno
Così e quanto ne le membra vive.

9.

Anfrage.

Es ist eine Folge aus Schlüssen a priori, dafs die anziehende Kraft als Magnetismus im *einfachen* umgekehrten Verhältnifs der Entfernung, als Electricität im umgekehrten Verhältnifs des *Quadrats*, und endlich als chemische Anziehungskraft, im umgekehrten Verhältnifs des *Cubus* der Distanz abnehme. Für die electrische Anziehung ist das angeführte Gesetz durch Experimente von Coulomb. u. a. gefunden. Es ist mir bekannt, dafs zur Entdeckung eines

ähn-

ähnlichen Geſetzes für die magnetiſche Anziehungskraft, von einem ältern Phyſiker Verſuche angeſtellt worden ſind; ich bitte daher geneigte Freunde, die genauere Kenntniſs davon haben, mir eine Nachweiſung derſelben zukommen zu laſſen.

9.

Nachricht von neuen Entdeckungen.

a.

Der unlängſt erwähnte Hr. von *Arnim* in Halle hat neuerlichſt entdeckt, daſs auch der Magnetismus unter der Form des Galvanismus ſtehe. — Wie groſs wird aber nun erſt die Konfuſion werden, wenn man erfährt, daſs es mit dem Galvanismus *als* Galvanismus aus iſt, und daſs es nie etwas der Art gegeben hat. — Gleichfalls denkt er darauf, aus dem Galvanismus zu erklären, warum wir genöthigt ſeyn, die Materie als nach drei Dimenſionen ausgedehnt anzuſchauen. — Der Herr *Ludwig Gilbert* in Halle aber, von dem wir einſt nicht werden ſagen können, was Baco von *ſeinem* Landsmann geſagt hat: *Gilbertus, popularis noster, totam philoſophiam e magnete elicuit*, will, damit man ja nie rühmen könne, es habe in ſeinen Annalen jemals irgend etwas Excentriſches oder Verwegenes geſtanden, der guten Hoffnung leben,

ben, dafs es seinem jungen Freunde mit einer solchen Aeufserung nicht Ernst gewesen.

b.

Hr. *A. N. Scherer*, gleichfalls in Halle, hat seinen Verdiensten um die physikalische und chemische Nomenklatur durch die Entdeckung die Krone aufgesetzt, dafs das von einigen neueren Schriftstellern gebrauchte Wort, *anorgische* Natur u. s. w., eigentlich griechischen Ursprungs und aus dem *a* privativum, und dem Wort οργη zusammengesetzt sey, also wörtlich: zornlose Natur bedeute. — Weifs denn aber Hr. Scherer nicht, dafs es nach der Meynung andrer vielmehr aus dem α privativum, und dem Wort οργια zusammengesetzt ist, und dafs die todte Natur darum anorgisch heifst, weil sie keine Orgien feyert?

c.

Eine uns von unbekannter Hand mitgetheilte Nachricht von einer neuen Hypothese über die Ursache der Achsendrehung der Erde können wir aus bewegenden Gründen erst in das folgende Heft dieser Zeitschrift einrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

An-

Anmerkung. In Steffens Rec. der Naturphilosophie im 2ten Heft des 1sten Bds. steht S. 102. durch einen blossen Fehler des Abschreibers statt: „*Ich glaube daher, dass man — (nicht die Schwere, sondern) — die Attractiv-Kraft* etc." das Gegentheil, nämlich: *dass man die Schwere* etc. Die Anmerkung zu dieser Stelle trifft daher durchaus nicht den Verfasser.

Bey dieser Gelegenheit wird bekannt gemacht, dass der Druck von *Steffens Beyträgen zur innern Naturgeschichte* des Erdkörpers bereits angefangen, und dass bald möglichst eine Anzeige der in diesem Werk bekannt gemachten Entdeckungen des Verf. über einen bis daher so dunkeln Gegenstand in dieser Zeitschrift erscheinen wird.

In dem angef. Heft ſind noch folgende Fehler zu verbeſſern, die durch die Abweſenheit des Herausg. vom Druckort entſchuldigt werden müſſen.

S. 127. Z. 1. lies *gekannten* ſtatt *getrennten.*
S. 152. in der Anmerk. lies: *innern unbelegten*, ſtatt: innerhalb belegten.
S. 155. ſind vor den zwey letzten Zeilen folgende ausgelaſſen worden:

Herauf zu des Gedankens Jugendkraft
Wodurch Natur verjüngt ſich wiederſchafft.

Das: *die Fortſetzung folgt* bezieht ſich auf das Ganze (die Miscellen), und die *Nachricht*, welche unter No. 6. eingeſchaltet worden iſt, war beſtimmt, auf dem Umſchlag zu ſtehen.

Jena,
gedruckt bei Prager und Comp.

Zeitschrift

für

spekulative Physik

herausgegeben

von

Schelling.

Zweyten Bandes zweytes Heft.

Jena und Leipzig,

bei Christian Ernst Gabler.

1801.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

§. 1. *Erklärung.* Ich nenne *Vernunft* die abſolute Vernunft, oder die Vernunft, inſofern ſie als totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven gedacht wird.

Dieſen Sprachgebrauch zu rechtfertigen, iſt hier nicht der Ort, da es blofs darum zu thun iſt, überhaupt die Idee zu erwecken, die ich mit dieſem Worte verbinden werde. — Nur alſo, wie man überhaupt dazu gelange, die Vernunft ſo zu denken, mufs hier kurz angezeigt werden. Man gelangt dazu durch die Reflexion auf das, was ſich in der Philoſophie zwiſchen Subjectives und Objectives ſtellt, und was offenbar ein gegen beyde indifferent ſich Verhaltendes ſeyn mufs. Das Denken der Vernunft iſt jedem anzumuthen; um ſie als abſolut zu denken, um alſo auf den Standpunct zu gelangen, welchen ich fordere, mufs vom Denkenden abſtrahirt werden. Dem, welcher dieſe Abſtraction macht, hört die Vernunft unmittelbar auf, etwas Subjectives zu ſeyn, wie ſie

von den meiſten vorgeſtellt wird, ja ſie kann ſelbſt nicht mehr als etwas Objectives gedacht werden, da ein Objectives oder Gedachtes nur im Gegenſatz gegen ein Denkendes möglich wird, von dem hier völlig abſtrahirt iſt; ſie wird alſo durch jene Abſtraction zu dem wahren *An ſich*, welches eben in den Indifferenzpunct des Subjectiven und Objectiven fällt.

Der Standpunct der Philoſophie iſt der Standpunct der Vernunft, ihre Erkenntniſs iſt eine Erkenntniſs der Dinge, wie ſie an ſich, d. h. wie ſie in der Vernunft ſind. Es iſt die Natur der Philoſophie alles Nacheinander und Auſsereinander, allen Unterſchied der Zeit und überhaupt jeden, welchen die bloſse Einbildungskraft in das Denken einmiſcht, völlig aufzuheben, und mit Einem Wort in den Dingen nur das zu ſehen, wodurch ſie die abſolute Vernunft ausdrücken, nicht aber, inſofern ſie Gegenſtände für die bloſs an den Geſezen des Mechanismus und in der Zeit fortlaufende Reflexion ſind.

§. 2. *Auſser der Vernunft iſt nichts, und in ihr iſt Alles.* Wird die Vernunft ſo gedacht, wie wir es §. 1. gefordert haben, ſo wird man auch unmittelbar inne, daſs auſser ihr nichts ſeyn könne. Denn man ſetze, es ſey etwas auſser ihr, ſo iſt es entweder für ſie ſelbſt auſser ihr; ſie iſt alſo das Subjective, welches wider die Vorausſetzung iſt, oder es iſt nicht für ſie ſelbſt auſser ihr, ſo verhält ſie ſich zu jenem Auſser ihr wie Objectives zu Objectivem,

vem, sie ist also objectiv, allein dieſs ist abermals gegen die Voraussetzung. (§. 1.)

Es ist also nichts auſser ihr, und Alles in ihr.

Anm. Es giebt keine Philosophie, als vom Standpunct des Absoluten, darüber wird bey dieſer ganzen Darstellung gar kein Zweifel statuirt: die Vernunft *ist* das Absolute, sobald sie gedacht wird, wie wir es (§. 1.) bestimmt haben; der gegenwärtige Satz gilt mithin blofs unter dieſer Voraussetzung.

Erläuterung. Alle Einwendungen gegen denſelben könnten nur daher rühren, dafs man die Dinge nicht so, wie sie in der Vernunft sind, sondern so, wie sie erscheinen, zu sehen gewohnt ist. Wir halten uns daher mit ihrer Widerlegung nicht auf, da in dem folgenden gezeigt werden muſs, wie alles, was ist, der Vernunft dem Wesen nach gleich, und mit ihr Eines ist. Ueberhaupt würde der aufgestellte Satz gar keines Beweises, oder einer Erläuterung bedürfen, sondern vielmehr für ein Axiom gelten, wenn nicht so vielen ganz unbewuſst wäre, dafs es überhaupt nur insofern etwas auſser der Vernunft geben könnte, als sie es selbst auſser sich sezte, dieſs thut aber die Vernunft niemals, sondern nur der falsche Vernunftgebrauch, welcher mit dem Unvermögen verknüpft ist, die oben geforderte Abstraction zu machen, und das Subjective in sich selbst zu vergeſsen.

§. 3. *Die Vernunft ist schlechthin Eine und schlechthin sich selbst gleich.* Denn wäre nicht jenes, so

müfste es von dem Seyn der Vernunft noch einen andern Grund geben, als sie selbst: denn sie selbst enthält nur den Grund, dafs sie selbst ist, nicht aber dafs eine andere Vernunft seye; die Vernunft wäre also nicht absolut, welches gegen die Voraussetzung ist. *Die Vernunft ist also Eine im absoluten Sinne.* Man setze aber das Gegentheil vom zweiten, dafs nämlich die Vernunft nicht sich selbst gleich seye, so müfste das, wodurch sie sich nicht gleich ist, doch, da *ausser* ihr (*praeter ipsam*) nichts ist, (§. 2.) wieder in ihr gesezt seyn, also das Wesen der Vernunft ausdrücken, und da ferner alles nur vermöge dessen, wodurch es das Wesen der Vernunft ausdrückt, an *sich* ist (§. 1.) so würde auch jenes, an sich betrachtet, oder in Bezug auf die Vernunft selbst, ihr wieder gleich, mit ihr Eines seyn. *Die Vernunft ist also Eine* (nicht nur *ad extra* sondern auch *ad intra* oder) in sich selbst, d. h. sie ist sich selbst schlechthin gleich.

§. 4. *Das höchste Gesetz für das Seyn der Vernunft, und da ausser der Vernunft nichts ist,* (§. 2.) *für alles Seyn* (insofern es in der Vernunft begriffen ist), ist *das Gesetz der Identität*, welches in Bezug auf alles Seyn durch A = A ausgedrückt wird. — Der Beweis folgt aus §. 3. und den vorangehenden unmittelbar.

Zusatz. 1. Durch alle andern Gesetze, wenn es deren giebt, wird daher nichts bestimmt, so wie es in der Vernunft, oder an sich ist, sondern nur so, wie

wie es für die Reflexion oder in der Erscheinung ist. *Zus.* 2. Der Satz A = A ist die einzige Wahrheit, welche *an sich*, mithin ohne alle Beziehung auf Zeit gesezt ist. Ich nenne eine solche Wahrheit ewig nicht im empirischen, sondern im absoluten Sinne.

§. 5. *Erklärung.* Das A der ersten Stelle nenne ich indess, um es zu unterscheiden, das Subject, das der zweiten das Prädicat.

§. 6. Der Satz A = A allgemein gedacht, sagt weder, dass A überhaupt, noch dass es als Subject, *oder* als Prädicat *seye*. Sondern *das einzige Seyn, was durch diesen Satz gesezt wird, ist das der Identität selbst, welche daher von dem A als Subject, und von dem A als Praedicat völlig unabhängig gesetzt wird.* Der *Beweis* für die erste Behauptung ist in der *Wissenschaftslehre* §. 1. geführt, der zweite Theil des Satzes folgt aus dem ersten von selbst, und ist in ihm schon enthalten. Denn da von dem Seyn des A selbst überhaupt, und inwiefern es Subject und Prädicat ist, abstrahirt ist, so bleibt als das Einzige, wovon nicht abstrahirt werden kann, was also durch jenen Satz eigentlich gesezt ist, die absolute Identität selbst.

§. 7. *Die einzige unbedingte Erkenntniss ist die der absoluten Identität.* Denn der Satz A = A ist (§. 4. Zus. 2.) weil er allein das *Wesen* der Vernunft ausdrückt (§. 3.) auch der einzige unbedingt gewisse, aber unmittelbar durch diesen Satz ist auch die absolute Identität gesezt. (§. 6.) Also ist etc.

Anmer-

Anmerkung. Blofs die Unbedingtheit dieſer Erkenntniſs zu beweiſen, wurde die vorhergehende Reihe von Sätzen vorausgeſchickt. Denn dieſe Erkenntniſs *ſelbſt* wird eigentlich nicht bewieſen, eben weil ſie unbedingt iſt.

§. 8. *Die abſolute Identität iſt ſchlechthin, und ſo gewiſs, als der Satz A = A, iſt. Beweis.* Denn ſie iſt unmittelbar mit dieſem Satze geſezt. (§. 6.)

Zuſatz 1. Die abſolute Identität kann nicht gedacht werden, als durch den Satz A = A, aber ſie wird durch dieſen Satz als *ſeyend* geſezt. Sie *iſt* alſo dadurch, daſs ſie gedacht wird, und *es gehört zum Weſen der abſoluten Identität, zu ſeyn.*

Zuſ. 2. *Das Seyn der abſoluten Identität iſt eine ewige Wahrheit*, denn die Wahrheit ihres Seyns iſt der Wahrheit des Satzes A = A gleich. Nun iſt aber (§. 4. Zuſ. 2.) etc.

§. 9. *Die Vernunft iſt Eins mit der abſoluten Identität.* Der Satz A = A iſt Geſetz des Seyns der Vernunft, (§. 4.) Nun iſt aber unmittelbar durch dieſen Satz auch die abſolute Identität als ſeyend geſezt, (§. 6.) und da das Seyn der abſoluten Identität mit ihrem Weſen Eins iſt, (§. 8. Zuſ. 1.) ſo iſt alſo die Vernunft (§. 1.) nicht nur dem Seyn, ſondern auch dem Weſen nach Eins mit der abſoluten Identität ſelbſt.

Zuſ. Das Seyn der Vernunft (in dem §. 1. beſtimmten Sinne) *iſt daher eben ſo unbedingt*, als das, der abſoluten Identität, oder: *das Seyn gehört eben-*

ebenſo zum Weſen der Vernunft, als zu dem der abſoluten Identität. Der Beweis folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden.

§. 10. *Die abſolute Identität iſt ſchlechthin unendlich.* — Denn wäre ſie endlich, ſo läge der Grund ihrer Endlichkeit entweder in ihr ſelbſt, d. h. ſie wäre Urſache von einer Beſtimmung in ſich, alſo bewirkendes, und bewirktes zugleich, mithin nicht abſolute Identität; oder *nicht* in ihr ſelbſt, alſo auſser ihr. Aber auſser ihr iſt nichts. Denn wäre etwas auſser ihr, wodurch ſie begränzt werden könnte, ſo müſste ſie ſich zu dieſem auſser ihr wie Objectives zu Objectivem verhalten. Dieſs iſt aber abſurd. (§. 1.) Sie iſt alſo unendlich, ſo gewiſs als ſie *iſt*, d. h. ſie iſt ſchlechthin unendlich.

§. 11. *Die abſolute Identität kann als Identität nie aufgehoben werden.* Denn es gehört zu ihrem Weſen zu ſeyn; ſie *iſt* aber nur inſofern ſie abſolute Identität iſt. (§. 6. 8. Zuſ. 1.) Sie kann alſo als ſolche nie aufgehoben werden, denn ſonſt müſste das Seyn aufhören zu ihrem Weſen zu gehören, d. h. es würde etwas widerſprechendes geſezt. Alſo etc.

§. 12. *Alles was iſt, iſt die abſolute Identität ſelbſt.* Denn ſie iſt unendlich, und ſie kann als abſolute Identität nie aufgehoben werden (§. 10. 11.) alſo muſs alles, was iſt, die abſolute Identität ſelbſt ſeyn.

Zuſ. 1. *Alles, was iſt, iſt an ſich Eines.* Dieſer Satz iſt die bloſse Inverſion des vorhergehenden und folgt daher unmittelbar aus demſelben.

Zuſ.

Zuf. 1. Die abſolute Identität iſt das Einzige, was ſchlechthin, oder *an ſich* iſt, alſo iſt alles nur inſofern a ſich, als es die abſolute Identität ſelbſt iſt, und inſofern es nicht die abſolute Identität ſelbſt iſt, iſt es behaupt nicht *an ſich*.

§. 13. *Nichts iſt dem Seyn an ſich nach entſtanden.* Denn alles, was an ſich iſt, iſt die abſolute Identität ſelbſt. (§. 12.) Dieſe aber iſt nicht entſtanden, ſondern iſt ſchlechthin, alſo ohne alle Beziehung auf Zeit, und auſſer aller Zeit geſezt, denn ihr Seyn iſt eine ewige Wahrheit (§. 8. Zuſ. 2.) mithin iſt auch alles dem Seyn an ſich nach abſolut ewig.

§. 14. *Nichts iſt an ſich betrachtet endlich.* Der Beweis wird aus §. 10. auf dieſelbe Art geführt, wie der des vorhergehenden Satzes.

Zuſ. Hieraus folgt, daſs vom Standpunct der Vernunft aus (§. 13.) keine Endlichkeit ſey, und daſs die Dinge als endlich betrachten, ſo viel iſt, als die Dinge nicht betrachten, wie ſie an ſich ſind. — Ebenſo, daſs die Dinge als verſchieden, oder als mannichfaltig betrachten, ſo viel heiſse, als ſie nicht *an ſich* oder vom Standpunct der Vernunft aus betrachten.

Erläuterung. Der Grundirrthum aller Philoſophie iſt die Vorausſetzung, die abſolute Identität ſeye wirklich aus ſich herausgetreten, und das Beſtreben dieſes Heraustreten, auf welche Art es geſchehe, begreiflich zu machen. Die abſolute Identität hat eben nie aufgehört, es zu ſeyn, und alles,

was

was iſt, iſt an ſich betrachtet — auch nicht die Erſcheinung der abſoluten Identität, ſondern *ſie ſelbſt*, und da es ferner die Natur der Philoſophie iſt, die Dinge zu betrachten, wie ſie an ſich, (§. 1.) d. h. (§. 14. 12.) inſofern ſie unendlich, und die abſolute Identität ſelbſt ſind, ſo beſteht alſo die wahre Philoſophie in dem Beweis, daſs die abſolute Identität (das Unendliche) nicht aus ſich ſelbſt herausgetreten, und alles was iſt, inſofern es iſt, die Unendlichkeit ſelbſt ſeye, ein Satz, welchen von allen bisherigen Philoſophen nur Spinoza erkannt hat, obgleich er den Beweis dafür nicht vollſtändig geführt, noch auch ihn ſo deutlich ausgeſprochen hat, daſs er nicht hierüber faſt allgemein misverſtanden worden wäre.

§. 15. *Die abſolute Identität iſt nur unter der Form des Satzes* $A = A$, oder, dieſe Form iſt unmittelbar durch ihr Seyn geſetzt. Denn ſie *iſt* nur unbedingt, und kann nicht auf bedingte Art ſeyn, das unbedingte Seyn kann aber nur unter der Form jenes Satzes geſetzt werden. (§. 3.) Alſo iſt unmittelbar mit dem Seyn der abſoluten Identität auch jene Form geſetzt, und es iſt hier kein Uebergang, kein Vor, und Nach, ſondern abſolute Gleichzeitigkeit des Seyns, und der Form ſelbſt.

Zuſ. 1. *Was zugleich mit der Form des Satzes* $A = A$ *geſetzt iſt, iſt auch unmittelbar mit dem Seyn der abſoluten Identität ſelbſt geſetzt, es gehört aber nicht zu ihrem Weſen, ſondern nur zu der Form oder Art ihres Seyns.* Der Beweis für den erſten Theil des Satzes folgt

unmit-

mittelbar aus dem vorhergehenden. Der zweite Theil des Satzes wird so bewiesen. Die Form des Satzes A = A ist bestimmt durch A als Subject und A als Prädicat. Aber die absolute Identität selbst ist in demselben unabhängig von dem A als Subject und dem A als Prädicat gesetzt. (§. 6.) Also gehört auch, was zugleich mit der Form dieses Satzes gesetzt ist nicht zur absoluten Identität selbst, sondern nur zu der Art oder Form ihres Seyns.

Zus. 2. *Was blos zu der Form des Seyns der absoluten Identität nicht aber zu ihr selbst gehört, ist nicht an sich gesetzt.* Denn an sich gesetzt ist nur die absolute Identität selbst ihrem *Wesen* nach. Also u. s. w.

§. 16. *Zwischen dem A, welches in dem Satz A = A als Subject, und dem, welches als Prädicat gesetzt ist* (§. 5.) *ist kein Gegensatz an sich möglich.* Denn insofern beide Subject und Prädicat sind, gehören sie nicht zum Wesen, sondern nur zum Seyn der absoluten Identität, insofern sie aber zu dem Wesen der absoluten Identität selbst gehören, können sie nicht verschieden gedacht werden. Es ist also zwischen beiden kein Gegensatz *an sich*.

Zus. 1. Es ist Ein und dasselbe ganze A an der Stelle des Subjects und an der des Prädicats gesetzt.

Zus. 2. *Die absolute Identität ist nur unter der Form einer Identität der Identität.* Denn die absolute Identität ist nur unter der Form des Satzes A = A, (§. 15.) und diese Form ist mit ihrem Seyn zugleich gesetzt. In dem Satz A = A aber wird dasselbe

selbe sich selbst gleich, d. h. es wird eine Identität der Identität gesetzt. Die absolute Identität ist also nur als die Identität einer Identität, und dies ist die vom Seyn selbst unzertrennliche Form ihres Seyns.

§. 17. *Es giebt eine ursprüngliche Erkenntnifs der absoluten Identität und diese ist unmittelbar mit dem Satze A = A gesetzt.* Denn es giebt eine Erkenntnifs derselben überhaupt. (§. 7.) Nun ist nichts aufser der absoluten Identität, also ist diese Erkenntnifs in der absoluten Identität selbst. Aber diese Erkenntnifs folgt nicht unmittelbar aus ihrem Wesen, denn aus demselben folgt nur, dafs sie *ist*, sie mufs also unmittelbar aus ihrem Seyn folgen, mithin zur Form ihres Seyns gehören. (§. 13. Zus. 1.) Aber die Form ihres Seyns ist so ursprünglich, als ihr Seyn selbst, und ebenso ursprünglich ist Alles, was mit dieser Form gesetzt ist. (das.) Also ist eine ursprüngliche Erkenntnifs der absoluten Identität, und da diese zur Form ihres Seyns gehört, so ist sie unmittelbar mit dem Satz A = A schon gesetzt.

§. 18. *Alles was ist, ist dem Wesen nach, insofern dieses an sich und absolut betrachtet wird, die absolute Identität selbst, der Form des Seyns nach aber ein Erkennen der absoluten Identität.* Der erste Theil des Satzes folgt aus dem §. 10, der zweite aus §. 17. Denn wenn die Erkenntnifs der absoluten Identität unmittelbar zur Form ihres *Seyns* gehört, diese Form aber vom Seyn unzertrennlich ist, so ist alles, was ist, der Form des

Seyns

Seyns nach, eine Erkenntniſs der abſoluten Identität.

Zuſ. 1. Die urſprüngliche Erkenntniſs der abſoluten Identität iſt alſo zugleich *ihr Seyn* der Form nach und umgekehrt jedes Seyn der Form nach auch ein Erkennen, — (nicht ein Erkanntwerden) — der abſoluten Identität.

Zuſ. 2. Es giebt kein urſprünglich Erkanntes, ſondern das Erkennen iſt das urſprüngliche *Seyn* ſelbſt, ſeiner Form nach betrachtet.

§. 19. *Die abſolute Identität iſt nur unter der Form des Erkennens ihrer Identität mit ſich ſelbſt.* Denn ihr Erkennen iſt ſo urſprünglich als die Form ihres Seyns (§. 18.), ja die Form ihres Seyns ſelbſt (vgl. Zuſ. 1.) Dieſe aber iſt die einer Identität der Identität. (§. 16. Zuſ. 2.) Nun iſt keine Identität, außer ihr, alſo iſt auch ihr Erkennen nur ein Erkennen ihrer Identität mit ſich ſelbſt, und da ſie nur unter der Form des Erkennens iſt, ſo iſt ſie nur unter der Form des Erkennens ihrer Identität mit ſich ſelbſt.

Zuſ. Das Erkannte, was iſt, iſt an ſich, oder ſeinem Weſen nach, die abſolute Identität ſelbſt, der Form ſeines Seyns nach das Selbſterkennen der abſoluten Identität in ihrer Identität. — Folgt unmittelbar.

§. 20. *Das Selbſterkennen der abſoluten Identität in ihrer Identität iſt unendlich.*

Denn es iſt die Form ihres Seyns. Ihr Seyn aber iſt unendlich. (§. 10.) Alſo iſt auch dieſes Erkennen ein unendliches.

§. 21.

§. 21. *Die abſolute Identität kann nicht unendlich ſich ſelbſt erkennen, ohne ſich als Subject und Object unendlich zu ſetzen.* — Dieſer Satz iſt durch ſich ſelbſt klar.

§. 22. *Es iſt dieſelbe, und gleich abſolute Identität, welche der Form des Seyns, obſchon nicht dem Weſen nach als Subject, und als Object geſetzt iſt.* Denn die Form des Seyns der abſoluten Identität iſt gleich der Form des Satzes A = A. In demſelben aber iſt Ein und daſſelbe ganze A an der Stelle des Subjects und des Prädicats geſetzt. (§. 16. *Zuſ.* 1). Es iſt alſo Eine und dieſelbe Identität, welche der Form ihres Seyns nach als Subject und als Object geſetzt wird. Da ſie ferner nur der Form ihres Seyns nach als Subject und Object geſetzt iſt, ſo iſt ſie nicht *an ſich* d. h. ihrem Weſen nach ſo geſetzt.

Zuſ. *Es findet zwiſchen Subject und Object kein Gegenſatz an ſich ſtatt.*

§. 23. *Zwiſchen Subject und Object iſt keine andere, als quantitative Differenz möglich.* Denn 1) Es iſt keine qualitative Differenz beider denkbar. — *Beweis.* Die abſolute Identität *iſt*, unabhängig von A als Subject und Object (§. 6.), und ſie *iſt* in beiden gleich unbedingt. Da es nun dieſelbe gleich abſolute Identität iſt, welche als Subject und Object geſetzt iſt, ſo iſt keine qualitative Differenz. Es bleibt ſomach 2) da keine Unterſcheidung beider in Anſehung des Seyns ſelbſt (denn ſie *iſt* als S. und O. gleich unbedingt und alſo auch dem Weſen nach dieſel-

dieſelbe) möglich iſt, nur eine quantitative Diffe-
renz, d. h. eine ſolche, welche in Anſehung der
Gröſſe des Seyns ſtattfindet, übrig, ſo nämlich,
daſs zwar das Eine und gleiche Identiſche, aber mit
einem Uebergewicht der Subjectivität, oder Objecti-
vität geſetzt werde.

Erläuterung. Wir bitten den Leſer uns in die-
ſen Demonſtrationen indeſſen wenigſtens mit dem
Zutrauen zu folgen, daſs ſie vollkommen verſtänd-
lich ſeyn werden, ſobald man die bisher beſonders
über die gangbaren Begriffe ſubjectiv und objectiv
gefaſsten Begriffe ganz vergiſst, und bey jedem Satz
genau eben das denkt, was wir gedacht wiſſen wol-
len, eine Erinnerung, die wir hiemit ein für allemal
machen. So viel wenigſtens iſt vorerſt jedem
klar, daſs wir keinen Gegenſatz zwiſchen Subject
und Object; (denn was an die Stelle des erſtern und
des letztern geſetzt iſt, iſt ja daſſelbe Identiſche; Sub-
ject und Object ſind alſo dem Weſen nach Eins), ſon-
dern nur etwa einen Unterſchied der Subjectivität
und Objectivität ſelbſt angeben, welche, da ſie nur
Form des Seyns der abſoluten Identität, mithin nur
Form alles Seyns gehören, vielleicht nicht auf glei-
che Weiſe, ſondern ſo beiſammen ſind, daſs ſie wech-
ſelſeitig als überwiegend geſetzt werden können, wel-
ches alles wir aber hier noch nicht behaupten, ſon-
dern nur als einen möglichen Gedanken aufſtellen.
Wir bemerken zu gröſserer Deutlichkeit noch folgen-
des. Da es in dem Satze A = A Ein und daſſelbe A
iſt, was an die Stelle des Prädicats und an die des

Sub-

Subjects gesezt wird, so ist ohne Zweifel durchaus keine Differenz, vielmehr absolute Indifferenz beider gesezt, und Differenz, mithin Unterscheidung beider könnte nur dadurch möglich werden, dass entweder überwiegende Subjectivität, oder überwiegende Objectivität gesezt würde, wodurch dann das $A = A$ in ein $A = B$, (B als Bezeichnung der Objectivität gesezt) übergienge; es möchte nun seyn, dass diese, oder ihr Gegentheil das überwiegende seye, denn in beiden Fällen tritt die Differenz ein. Wenn wir dieses Uebergewicht der Subjectivität oder Objectivität durch Potenzen des subjectiven Factors ausdrücken, so folgt, dass $A = B$ gesezt, auch schon eine positive oder negative Potenz des A gedacht werde, und dass $A^0 = B$ soviel als $A = A$ selbst d. h. Ausdruk der absoluten Indifferenz seyn müsse. Anders, als auf diese Weise ist schlechthin keine Differenz zu begreifen.

§. 94. *Die Form der Subject - Objectivität ist nicht actu, wenn nicht eine quantitative Differenz beider gesezt ist.*

Beweis. Denn sie ist nicht actu, wenn nicht Subject - und Objectivität *als* solche gesezt sind. Nun können aber beide nicht als solche gesezt seyn, sie seyen denn mit quantitativer Differenz gesezt. (§. 93.) Also ist die Form der Subject - Objectivität nicht actu, oder wirklich gesezt, wenn nicht quantitative Differenz beider gesezt ist.

§. 95. *In Bezug auf die absolute Identität ist keine quantitative Differenz denkbar.*

Denn

Denn jene iſt gleich (§. 9.) der abſoluten Indifferenz des Subjectiven und Objectiven (§. 1.), es iſt alſo in ihr weder das Eine, noch das andre zu unterſcheiden.

Zuſ. Die quantitative Differenz iſt nur *außerhalb* der abſoluten Identität möglich.

Dieſer Satz iſt die bloße Inversion des vorhergehenden, und gewiß, wenn auch außerhalb der abſoluten Identität nichts iſt.

§. 26. *Die abſolute Identität iſt abſolute Totalität.* — Denn ſie iſt alles, was iſt, ſelbſt, oder, ſie kann von allem, was iſt, nicht getrennt gedacht werden. (§. 12.) Sie *iſt* alſo nur als alles, d. h. ſie iſt abſolute Totalität.

Erklärung. Univerſum nenne ich die abſolute Totalität.

Zuſ. Die quantitative Differenz iſt nur außerhalb der abſoluten Totalität möglich. Dieſer Satz folgt unmittelbar aus §. 25 und 23. Zuſ. 1.

§. 27. *Erklärung. Was außerhalb der Totalität iſt, nenne ich in dieſer Rückſicht ein einzelnes Seyn oder Ding.*

§. 28. *Es giebt kein einzelnes Seyn, oder einzelnes Ding an ſich.* Denn das einzige *an ſich* iſt die abſolute Identität (§. 8.) Dieſe aber iſt nur als Totalität. (§. 26.)

Anm. Es *iſt* auch nichts an ſich außerhalb der Totalität, und wenn etwas außerhalb der Totalität erblikt wird, ſo geſchieht es nur vermöge einer willkührlichen Trennung des Einzelnen vom Ganzen, welche

welche durch die Reflexion ausgeübt wird, aber an sich gar nicht stattfindet, da alles, was ist, Eines, (§. 12. Zus. 1.) und in der Totalität die absolute Identität selbst ist. (§. 28.)

§. 29. *Die quantitative Differenz der Subjectivität und Objectivität ist nur in Ansehung des einzelnen Seyns, nicht aber an sich, oder in Ansehung der absoluten Totalität denkbar.* — Der erste Theil des Satzes folgt unmittelbar aus §. 27. und 26. Zus. der zweite aus 25. und 26.

§. 30. *Wenn die quantitative Differenz in Ansehung des einzelnen Dings wirklich stattfindet, so ist die absolute Identität, insofern sie ist, als die quantitative Indifferenz der Subjectivität und Objectivität vorzustellen.* Der Beweis folgt unmittelbar daraus, dass die absolute Identität die absolute Totalität ist. (§. 26.)

Erläuterung. Unsere Behauptung ist also auf's deutlichste ausgedrückt, *die*, dass, könnten wir alles, was ist, in der Totalität erblicken, wir im Ganzen ein vollkommenes quantitatives Gleichgewicht von Subjectivität und Objectivität, also nichts, als die reine Identität, in welcher nichts unterscheidbar ist, gewahr würden, so sehr auch in Ansehung des Einzelnen das Uebergewicht auf die Eine, oder die andere Seite fallen mag, dass also doch auch jene quantitative Differenz keineswegs *an sich*, sondern nur in der Erscheinung gesetzt ist. Denn da die absolute Identität, — das was schlechthin und in allem *ist*, durch den Gegensatz von Subjectivität und Ob-

jectivität gar nicht afficirt wird, (§. 6.) so kann auch die quantitative Differenz jener beiden nicht in Bezug auf die absolute Identität oder an sich stattfinden, und die Dinge, oder Erscheinungen, welche uns als verschieden erscheinen, sind nicht wahrhaft verschieden, sondern realiter Eins, so, dass zwar keines für sich, aber alle in der Totalität, in welcher die entgegengesetzten Potenzen ursprünglich sich gegen einander aufheben, die reine ungetrübte Identität selbst darstellen. Diese Identität aber ist nicht das producirte, sondern das ursprüngliche, und sie wird nur producirt, weil sie *ist*. Sie ist also schon in Allem, was ist. Die Kraft, die sich in der Masse der Natur ergiesst, ist dem Wesen nach dieselbe mit der, welche sich in der geistigen Welt darstellt, nur dass sie dort mit dem Uebergewicht des reellen, wie hier mit dem des ideellen zu kämpfen hat, aber auch dieser Gegensatz, welcher nicht ein Gegensatz dem Wesen, sondern der blossen Potenz nach ist, erscheint als Gegensatz nur dem, welcher sich ausser der Indifferenz befindet, und die absolute Identität nicht selbst als das ursprüngliche erblikt. Sie erscheint nur dem, welcher sich selbst von der Totalität abgesondert hat, und inwiefern er sich absondert, als ein Producirtes; dem, welcher nicht aus dem absoluten Schwerpunct gewichen ist, ist sie *das erste Seyn*, und das Seyn, das nie producirt worden ist, sondern ist, so wie nur überhaupt etwas ist, dergestalt, dass auch das einzelne Seyn nur innerhalb derselben möglich, ausserhalb derselben, also wirklich und wahrhaft nicht

blos in Gedanken abgesondert, nichts ist. Wie es aber möglich sey, dass von dieser absoluten Totalität irgend etwas sich absondere oder in Gedanken abgesondert werde, dies ist eine Frage, welche hier noch nicht beantwortet werden kann, da wir vielmehr beweisen, dass eine solche Absondrung nicht an sich möglich, und vom Standpunct der Vernunft aus falsch, ja, (wie sich wohl einsehen lässt) die Quelle aller Irrthümer seye.

§. 31. *Die absolute Identität ist nur unter der Form der quantitativen Indifferenz des Subjectiven und Objectiven.*

Anm. Hier wird also schlechthin behauptet, was in dem vorigen Satz nur bedingungsweise gesetzt war.

Beweis. Denn die absolute Identität *ist* nur unter der Form der Subjectobjectivität (§. 22.) Diese Form selbst aber *ist* nicht actu, wenn nicht quantitative Differenz ausserhalb der Totalität (§. 24.) in der Totalität aber, also (§. 26.) in der absoluten Identität quantitative Indifferenz gesetzt ist. (§. 25.) Mithin *ist* die absolute Identität nur unter der Form der quantitativen Indifferenz des Subjectiven und des Objectiven.

§. 32. *Die absolute Identität ist nicht Ursache des Universum, sondern das Universum selbst.* Denn alles, was ist, ist die absolute Identität selbst (§. 12.). Das Universum aber ist alles, was ist, u. s. w.

Anm. Die lange und tiefe Unwiſſenheit über dieſe Sätze würde vielleicht ein längeres Verweilen bei dem Beweis entſchuldigen, daſs die abſolute Identität das Univerſum ſelbſt ſeye, und daſs ſie unter keiner andern Form, als der des Univerſum ſeyn könne. Beſonders möchte dieſs nöthig ſeyn in Anſehung derjenigen, welche in den gewöhnlichen Vorſtellungen ſo feſt, und gleichſam verhärtet ſind, daſs ſie ſelbſt durch die philoſophiſche Demonſtration (für die ſie des Sinns entbehren) nicht davon losgeriſſen werden können. Jedoch bin ich überzeugt, daſs jeder von der Wahrheit jenes Satzes überzeugt werden wird, ſobald er nur die folgenden Sätze gehörig überlegt, und einſieht, daſs ſie auf unläugbare Art bewieſen worden ſind, nämlich 1) daſs die abſolute Identität nur iſt unter der Form des Satzes A = A, und daſs da ſie iſt, auch dieſe Form iſt. 2) Daſs dieſe Form *urſprünglich*, alſo in Bezug auf die abſolute Identität, die von Subject und Object iſt. 3) Daſs die Identität nicht *wirklich* (actu) unter dieſer Form ſeyn kann, — wie doch vorausgeſetzt wird, da die abſolute Identität actu iſt, ſo wie ſie nur potentia iſt — wenn nicht die Indifferenz, welche in dem Satze A = A ausgedrükt iſt, eine quantitative iſt, 4) daſs dieſe quantitative Indifferenz nur unter der Form der abſoluten Totalität alſo des Univerſum ſeyn kann, daſs ſonach die abſolute Identität, inſofern ſie *iſt*, (*exiſtit*), das Univerſum ſelbſt ſeyn muſs.

§. 33. *Das Univerſum iſt gleich ewig mit der abſoluten Identität ſelbſt.* Denn ſie *iſt* nur als Univerſum

verſum (§. 32.) ſie *iſt* aber ewig, alſo iſt auch das Univerſum gleich ewig mit ihr.

Anm. Wir können zwar mit Recht ſagen, die abſolute Identität ſelbſt ſeye das Univerſum, umgekehrt aber, das Univerſum ſeye die abſolute Identität, iſt nur unter der Einſchränkung zu ſagen: es ſeye die abſolute Identität dem Weſen *und* der Form ihres Seyns nach betrachtet.

§. 34. *Die abſolute Identität iſt dem Weſen nach in jedem Theil des Univerſum dieſelbe*; denn ſie iſt ihrem *Weſen* nach völlig unabhängig von dem A als Subject und als Object (§. 6.) mithin (§. 24.) auch völlig unabhängig von aller quantitativen Differenz, alſo dieſelbe in jedem *Theil* des Univerſum.

Zuſ. 1. *Das Weſen der abſoluten Identität iſt untheilbar.* — Aus dem gleichen Grunde. — Was alſo auch getheilt werden möge, ſo wird nie die abſolute Identität getheilt.

Zuſ. 2. Nichts was iſt, kann dem Seyn nach vernichtet werden. Denn es kann nicht vernichtet werden, ohne daſs die abſolute Identität aufhörte zu *ſeyn*; da dieſe nämlich *ſchlechthin*, ohne alle Beziehung auf Quantität, iſt, ſo würde ſie auch ſchlechthin aufhören zu ſeyn, wenn ſie nur in einem Theil des Ganzen aufgehoben werden könnte, denn es würde nicht mehr dazu gehören (um uns ſo auszudrücken), ſie im Ganzen, als, ſie im Theil zu vernichten, durch Vernichtung des Theils iſt ſie alſo überhaupt aufgehoben. Es iſt daher unmöglich, daſs irgend etwas, das iſt, dem Seyn nach, vernichtet werde.

§. 35.

§. 35. *Nichts einzelnes hat den Grund ſeines Da. ſeyns in ſich ſelbſt.* — Denn ſonſt müſste das Seyn aus ſeinem Weſen erfolgen. Nun iſt aber alles dem Weſen nach gleich (§. 12. Zuſ 1.) Alſo kann das Weſen keines einzelnen Dings den Grund enthalten, daſs es als dieſes einzelne ſeye, es iſt alſo als dieſes nicht durch ſich ſelbſt.

§. 36. *Jedes einzelne Seyn iſt beſtimmt durch ein anderes einzelnes Seyn.* Denn *als* einzelnes Seyn iſt es nicht beſtimmt durch ſich ſelbſt, weil es nicht an ſich iſt, und den Grund ſeines Seyns nicht in ſich hat, (§. 35.), noch durch die abſolute Identität, denn dieſe enthält nur den Grund der Totalität, und des Seyns inſofern es in der Totalität begriffen iſt, es kann alſo nur durch ein anderes einzelnes Seyn beſtimmt ſeyn, welches wieder durch ein anderes beſtimmt iſt, u. ſ. f. in's Unendliche.

Zuſ. Es giebt alſo auch kein einzelnes Seyn, welches nicht als ſolches ein beſtimmtes, mithin begränztes wäre.

§. 37. *Die quantitative Differenz des Subjectiven und Objectiven iſt der Grund aller Endlichkeit, und umgekehrt, quantitative Indifferenz beider iſt Unendlichkeit.*

Denn was das erſte betrift, ſo iſt jene der Grund alles einzelnen Seyns (§. 29.) mithin auch (§. 36.) aller Endlichkeit. Das zweyte aber folgt aus dem erſten von ſelbſt.

Erl. Der allgemeine Ausdruk des Grunds aller Endlichkeit iſt alſo (nach §. 23. Erl.) $A \sqsubset B$.

§. 38.

§. 38. *Jedes einzelne Seyn ist als solches eine bestimmte Form des Seyns der absoluten Identität, nicht aber ihr Seyn selbst, welches nur in der Totalität ist.*

Denn jedes einzelne und endliche Seyn ist gesetzt durch eine quantitative Differenz der S. und O. (§. 37.), welche wiederum bestimmt ist durch ein anderes einzelnes Seyn, d. h. durch eine andere bestimmte quantitative Differenz der S. und O. — Nun ist aber (§. 20.) S. u. O. überhaupt Form des Seyns der absoluten Identität, die bestimmte quantitative Differenz beider also eine bestimmte Form des Seyns der absoluten Identität, aber ebendeswegen nicht ihr Seyn *selbst*, welches nur in der quantitativen Indifferenz der S. und O. d. h. nur in der Totalität ist.

Zus. Der Satz (§. 36.) kann also auch so ausgedrückt werden: Jedes einzelne Seyn ist bestimmt durch die absolute Identität, nicht insofern sie schlechthin ist, sondern insofern sie unter der Form einer bestimmten quantitativen Differenz von A und B ist, welche Differenz wiederum auf gleiche Weise bestimmt ist, und so in's Unendliche fort.

Anm. 1. Es könnte gefragt werden, warum eben jenes Verhältniss in's Unendliche gehe, und wir antworten: aus dem gleichen Grunde, warum es zwischen dem ersten und dem zweyten stattfindet, findet es auch zwischen allen folgenden statt, weil nämlich nie ein erster Punct angegeben werden kann, wo die absolute Identität in ein einzelnes Ding übergegangen ist, da nicht das Einzelne, sondern die Totalität das ursprüngliche ist, so, dass wenn die Reihe nicht in's Unendliche zurückgienge, das einzelne

Ding

Ding nicht in die Totalität aufgenommen würde, sondern als einzelnes Ding für sich seyn müsste, welches absurd ist.

Anm. 2. Hieraus folgt auch, dass das Gesetz dieses Verhältnisses nicht auf die absolute Totalität selbst anwendbar seye, dass es also ausserhalb des A = A falle. Aber durch alle Gesetze der Art ist nichts bestimmt, wie es *an sich*, oder in der Vernunft ist (§. 4. Zus. 1.) dasselbe wird also auch für das Gesetz dieses Verhältnisses gelten, und umgekehrt.

§. 39. *Die absolute Identität ist im Einzelnen unter derselben Form, unter welcher sie im Ganzen ist, und umgekehrt im Ganzen unter keiner andern Form als unter welcher sie im Einzelnen ist.*

Beweis. Die absolute Identität ist auch im Einzelnen, denn alles Einzelne ist nur eine bestimmte Form ihres Seyns, und sie ist in jedem Einzelnen *ganz*, denn sie ist schlechthin untheilbar (§. 34. Zus.) und kann *als* absolute Identität nie aufgehoben werden (§. 11.) Sie ist also, da sie überhaupt nur unter einer Form *ist*, im Einzelnen unter derselben Form, unter welcher sie im Ganzen ist, und sonach auch im Ganzen unter keiner andern, als unter welcher sie schon im Einzelnen ist.

Der Beweis kann auch aus §. 19. ff. geführt werden, denn da sie der Form des Seyns nach ein unendliches Selbsterkennen ist, so ist auch in's Unendliche Subject und Object in quantitativer Differenz und Indifferenz.

§. 40. *Alles Einzelne ist zwar nicht absolut, aber in seiner Art unendlich.* Es ist nicht absolut unend-

unendlich, denn (§. 1.) es ist etwas ausser ihm, und es ist bestimmt in seinem Seyn durch etwas ausser ihm (§. 36.) Es ist aber in seiner Art, oder da die Art des Seyns bestimmt ist durch die quantitative Differenz von S. und O. (§. 29.) und diese Differenz wiederum durch Potenzen des Einen von beiden ausgedrückt wird, (§. 23. Erl.) in seiner *Potenz* unendlich, denn es drückt das Seyn der absoluten Identität für seine Potenz unter derselben Form aus, wie das unendliche, es ist also selbst unendlich in Ansehung seiner Potenz, obgleich nicht absolut unendlich.

§. 41. *Jedes Einzelne ist in Bezug auf sich selbst eine Totalität.* Dieser Satz ist nothwendige und unmittelbare Folge des vorhergehenden.

Anm. Es könnte hier noch gefragt werden, was denn dasselbe Einzelne in Bezug auf die absolute Totalität seye. Allein in Bezug auf dieselbe ist es als Einzelnes überhaupt nicht; denn vom Standpunct der absoluten Totalität aus gesehen, ist nur sie selbst, und ausser ihr ist nichts. — Jedes Einzelne ist also nur ein einzelnes, insofern es unter dem Gesetz des §. 36. bestimmten Verhältnisses gedacht, nicht aber insofern es *an sich*, oder in Ansehung dessen betrachtet wird, was es mit dem Unendlichen gemein hat.

Zus. Der obige Satz läfst sich auch so ausdrücken: Jedes A = B ist in Bezug auf sich selbst, oder an sich betrachtet ein A = A, also ein absolut sich selbst gleiches. — Ohne dieſs würde nichts wirklich seyn, denn alles was ist, ist nur insofern es die ab-

so-

ſolute, Identität unter einer beſtimmten Form des Seyns ausdrückt. (§. 38.)

§. 42. *Erklärung.* Ich werde die Totalität, inſofern das Einzelne ſie in Bezug auf ſich darſtellt, die relative nennen, nicht, als ob ſie nicht in Bezug auf das Einzelne abſolut wäre, ſondern weil ſie in Bezug auf die abſolute bloſs relativ iſt.

Erklärung. 2. Jede beſtimmte Potenz bezeichnet eine beſtimmte quantitative Differenz der S. und O, welche in Bezug auf das Ganze, oder die abſolute Totalität, aber nicht in Bezug auf dieſe Potenz ſtattfindet, ſo z. B., daſs ein negativer Exponent von A ein Uebergewicht der Objectivität in Anſehung des Ganzen (alſo in Anſehung des A ſowohl als des B) bezeichnet, indeſs doch, ebendeſswegen, weil dieſes Uebergewicht beiden gemein iſt, in Bezug auf die Potenz ſelbſt, in welcher es ſtattfindet, ein vollkommenes Gleichgewicht beider Factoren möglich, alſo das $A = B$ ein $A = A$ iſt.

Anm. Wir bitten die Leſer, dieſe Erklärung genau zu merken, indem ſie nur durch dieſelbe in den Stand geſetzt werden, den geſammten Zuſammenhang des folgenden einzuſehen.

§. 43. *Die abſolute Identität iſt nur unter der Form aller Potenzen.*

Dieſer Satz folgt unmittelbar aus Erkl. 2. §. 42, vergl. mit dem Satz, daſs die abſolute Identität nur als quantitative Indifferenz der S. und O. iſt (§. 31.)

§. 44. *Alle Potenzen ſind abſolut gleichzeitig.* Denn die abſolute Identität iſt nur unter der Form

aller

aller Potenzen. (§. 43.) Sie *iſt* aber ewig, und ohne alle Beziehung auf die Zeit. (§. 8. Zuſ. 2.) Alſo ſind auch alle Potenzen ohne alle Beziehung auf Zeit, ſchlechthin ewig, alſo auch unter ſich gleichzeitig.

Anmerkung. Da alle Potenzen gleichzeitig ſind, ſo iſt kein Grund von der Einen, oder der andern anzufangen, es bleibt daher nichts übrig, als den allgemeinen Ausdruck der Potenz überhaupt, welcher A = B iſt, (ſ. §. 23. Erl.) zum unmittelbaren Gegenſtand der Betrachtung zu machen. — Wir nehmen uns hier die Freiheit, einige Sätze einzuſchalten, die wir der Kürze halber ohne den ausführlichen Beweis laſſen, der ſchon anderwärts, theils im *Syſtem des transſcendentalen Idealismus*, theils in den Abhandlungen dieſer Zeitſchrift geführt worden iſt, auf welche wir mithin jeden verweiſen, der mit dem Beweis noch nicht bekannt iſt, und uns in unſern Demonſtrationen weiter folgen will.

1) A = B als Ausdruck der Potenz (der quantitativen Differenz in Bezug auf das Ganze) zugegeben, ſo iſt in dem A = B, B geſezt, als das, was urſprünglich *iſt*, (alſo als reelles Princip) A dagegen, als das, was nicht *iſt*, in demſelben Sinne wie B, ſondern B erkennt, alſo als ideelles Princip. Man mache ſich mit dieſem Satz genau bekannt aus meinem Syſtem des Id. S. 77, und beſonders 84. — Dieſer Gegenſatz findet aber gar nicht an ſich, oder vom Standpunct der Spekulation ſtatt. Denn *an ſich iſt* A ſo gut als B, denn A wie B iſt die ganze abſolute Identität (§. 22.) die nur unter den beiden

For-

Formen, A nnd B, aber unter beiden gleich *exiſtirt*. Da A das erkennende Princip, B aber, wie wir finden werden, das an ſich Unbegränzte oder die unendliche Extenſion iſt, ſo haben wir hier ganz genau die beiden Spinoziſchen Attribute der abſoluten Subſtanz, Gedanken und Ausdehnung, nur daſs wir dieſe nie bloſs *idealiter*, wie man den Spinoza insgemein wenigſtens verſteht, ſondern durchaus als realiter Eins denken; ſo daſs nichts unter der Form A geſetzt ſeyn kann, was nicht, als ſolches, und eo ipſo auch unter der Form B; und nichts unter B, was nicht unmittelbar und eben deſswegen auch unter A geſetzt wäre, Gedanke und Ausdehnung alſo nie, und in nichts, auch nicht im Gedanken und in der Ausdehnung ſelbſt getrennt, ſondern durchgängig beiſammen und Eins ſind.

II) Wenn A = B überhaupt Ausdruck der Endlichkeit iſt, ſo iſt A als das Princip derſelben zu denken.

III) B, welches urſprünglich *iſt*, iſt das ſchlechthin begränzbare, an ſich unbegränzte, A dagegen das begränzende, und da jedes *an ſich* unendlich iſt, ſo iſt jenes als das poſitiv, dieſes als das negativ, alſo in entgegengeſetzter Richtung, Unendliche, zu denken.

§. 45. *Weder A noch B kann an ſich geſetzt werden, ſondern nur das Eine und Selbe mit der überwiegenden Subjectivität und Objectivität zugleich, und der quantitativen Indifferenz beider.*

Beweis. Es iſt nichts an ſich, auſſer die abſolute Identität (§. 8.), dieſe wird aber ins Unendliche unter der Form der S. und O. geſezt (§. 21. ff.) alſo kann auch ins Unendliche (z. B. in irgend einem Theil) nie S. oder O. für ſich geſezt ſeyn, und wenn quantitative Differenz (A = B) geſetzt iſt, ſo iſt es nur unter der Form des Ueberwiegens der Einen über die andere, und dieſs ſowohl im Ganzen als im Einzelnen (§. 39.) Es iſt aber kein Grund, daſs die Eine vor der andern überwiegend geſetzt ſeye. Alſo müſſen beide zugleich überwiegend geſetzt ſeyn, und dieſs iſt wiederum nicht denkbar, ohne daſs ſich beide auf die quantitative Indifferenz reduciren. Alſo kann weder A noch B an ſich, ſondern nur das Identiſche mit überwiegender S. und O. zugleich, und der quantitativen Indifferenz beider geſetzt werden.

§. 46. *Subjectivität und Objectivität können nur nach entgegengeſetzten Richtungen überwiegend geſetzt werden.* Folgt unmittelbar aus §. 44. III).

Zuſ. Die Form des Seyns der abſoluten Identität kann daher allgemein unter dem Bild einer Linie gedacht werden,

$$\frac{\overset{+}{A} = B \qquad A = \overset{+}{B}}{A = A}$$

worinn nach jeder Richtung daſſelbe Identiſche aber nach entgegengeſetzten Richtungen mit überwiegendem A oder B geſezt iſt, in den Gleichgewichtspunct aber das A = A ſelbſt fällt. (Wir bezeichnen das

Ueber-

Ueberwiegen des Einen über das Andere durch das + Zeichen.)

Erläuterung. Zur weitern Betrachtung fügen wir einige allgemeine Reflexionen über diese Linie bey.

A) Es ist durch die ganze Linie dasselbe Identische gesetzt, und auch bey $A = \overset{+}{B}$ ist nicht B *an sich*, sondern nur überwiegend gesetzt. Ebendasselbe gilt von A bey $\overset{+}{A} = B$.

B) Was von der ganzen Linie gilt; gilt auch von jedem einzelnen Theil derselben in's Unendliche. — *Beweis.* Denn die absolute Identität ist unendlich gesetzt, und in's Unendliche unter derselben Form gesetzt. (§. 39.) Also gilt, was von der ganzen Linie gilt, auch von jedem Theil derselben in's Unendliche.

C) Die construirte Linie ist daher in's Unendliche theilbar, und ihre Construction ist der Grund aller Theilbarkeit in's Unendliche.

Anm. Hieraus erhellt auch, warum die absolute Identität nie getheilt wird. (§. 34. Zus.) In jedem Theil nämlich sind noch die drey Puncte, d. h. die ganze absolute Identität, welche nur unter dieser Form *ist*. — Aber eben dass die absolute Identität nie getheilt wird, macht die unendliche Theilbarkeit von dem möglich, was nicht die absolute Identität, also (§. 27.) ein einzelnes Ding ist.

D) Nenne ich $\overset{+}{A} = B$ und $A = \overset{+}{B}$ Pole, $A = A$ aber den Indifferenzpunct, so ist jeder Punct der Linie

nie

nie Indifferenzpunct, Pol, und dieſer, oder der entgegengeſetzte Pol, je nachdem er betrachtet wird. — Denn da die Linie in's Unendliche theilbar iſt (C), und die Theilung nach jeder Richtung frei iſt, weil in jeder Richtung daſſelbe iſt, (A), ſo kann auch jeder Punct einer nach dem andern Indifferenzpunct und Pol, und von den beiden Polen jezt der Eine jezt der entgegengeſetzte werden, je nachdem ich theile.

Zuſ. Hieraus erhellt, a) wie die Linie abſtrahirt davon, daſs ich (idealiter) theile, mithin realiter oder an ſich betrachtet, abſolute Identität iſt, worinn gar nichts zu unterſcheiden iſt. b) Wie wir, da dieſe Linie die Grundformel unſers ganzen Syſtems iſt, mit demſelben in abſtracto nie aus dem Indifferenzpunct herauskommen.

E) Die beiden Pole können einander unendlich nahe, oder unendlich entfernt gedacht werden. — Folgt unmittelbar aus den vorhergehenden Sätzen.

F) Durch Verlängerung dieſer Linie in's Unendliche können nie mehr, als dieſe drey Puncte entſtehen. — Dieſer Satz iſt die bloſse Inverſion eines Theils vom Vorhergehenden.

§. 47. *Die* (§. 46. Zuſ.) *conſtruirte Linie iſt die Form des Seyns der abſoluten Identität im Einzelnen, wie im Ganzen.* Der Beweis enthält das Vorhergehende von §. 45. an. — Dieſe Linie erfüllt daher die Forderung, §. 39.

§. 48. *Die conſtruirte Linie iſt Form des Seyns der abſoluten Identität, nur inſofern A und B in allen*

allen Potenzen als seyend gesetzt sind. — Denn die absolute Identität ist nur unter der Form von A und von B, d. h. A und B selbst *sind*, so gewiss die absolute Identität ist, und da sie nur unter der Form aller Potenzen ist (§. 45), so sind A und B in allen Potenzen als *seyend* gesezt.

Zus. Von diesem *Seyn* des A in allen Potenzen muss also der *Grad* der Subjectivität, mit dem es ist, (§. 45.) völlig unabhängig seyn, denn eben auf der Verschiedenheit dieses Grads beruht die Verschiedenheit der Potenzen. (§. 23. Erl.)

§. 49. *Die construirte Linie kann an sich betrachtet den Grund keiner einzelnen Potenz enthalten* — Denn sie ist im Ganzen, wie im Theil (§. 47.) sie drückt also alle Potenzen, wie die einzelne, aus.

Zus. Dasselbe gilt von der Formel A = B. denn sie ist der Ausdruck der Potenz überhaupt. (§. 23. Erl.)

§. 50. *Die Formel A = B kann nur insofern ein Seyn ausdrücken, als in ihr A und B beide als seyend gesetzt sind.*

Beweis. Denn jedes A = B, insofern es ein Seyn bezeichnet, ist in Bezug auf sich selbst ein A = A (§. 41. Zus.) d. h. relative Totalität, nun ist aber relative Totalität nur was die absolute Identität für seine Potenz unter derselben Form ausdrückt, wie das Unendliche (§. 42.) die absolute Identität aber ist im Unendlichen, nur insofern A und B in allen Potenzen als *seyend* gesezt sind (§. 50.). Also ist

auch

auch A=B Ausdruck eines *Seyns*, nur insofern A und B beide als *seyend* gesezt sind.

Zus. Von diesem Seyn des A und B ist aber der Grad der Subjectivität oder Objectivität mit dem sie sind, völlig unabhängig, (§. 48. Zus.)

Erläuterung. 1. Wenn wir die beiden entgegengesetzten Factoren der Construction durch A und B bezeichnen, so fällt A=B weder unter A noch B, sondern in den Indifferenzpunct beider. Nun ist aber dieser Indifferenzpunct nicht der absolute, denn in denselben fällt A=A, oder die quantitative Indifferenz, in den gegenwärtigen aber A=B, oder die quantitative Differenz. — In dem A=B ist A wirklich als blos Erkennendes, B aber als das, was ursprünglich *ist*, jenes also, (§. 44. Anm. I.) als blos ideell, dieses als reell gesetzt. So kann es nicht seyn, denn A *ist* wie B. (das.) und soll demselben nicht nur idealiter, sondern realiter gleich, d. h. mit ihm gemeinschaftlich *seyn*, und nur insofern ist auch B. Sollen beide gleich reell gesetzt werden, so fällt in den Uebergang aus der relativen Identität in relative Totalität nothwendig relative Duplicität, jene entsteht aber erst, nachdem beide realiter gleichgesetzt sind. Folgendes Schema wird dienen, dies anschaulich zu machen.

A B

1. A = B
(relative Identität).

2. A B
(relative Duplicität.)

3. A = B
(relative Totalität.)

Ueber dieses Schema lassen sich folgende Bemerkungen machen. — In demselben ist relative Identität von relativer Totalität unterschieden. Dagegen ist die absolute Identität auch absolute Totalität. (§. 26.), denn in derselben ist A und B gar nicht als verschieden, mithin auch nicht als ideell oder

reell gesetzt. — Indem A = B, als relative Identität gesetzt wird, wird auch ein Heraustreten des A aus derselben als nothwendig gesetzt; denn es soll zwar subjectiv, aber als *seyend* (§. 50.) oder als *reell* gesetzt seyn. Die Totalität *dieser* Potenz wird also hervorgebracht, dadurch, dass A mit B gemeinschaftlich unter B gesetzt wird, dieses A = B in welchem A mit B als *seyend* gesetzt ist, an und für sich, und völlig isolirt betrachtet, ist wirklich das A = A dieser Potenz, es ist A = B, d. h. überwiegende Objectivität oder Subjectivität nur in Bezug auf das Ganze, nicht auf sich selbst. (§. 42. Erkl. 2.) Wir bitten diese Bemerkungen nicht ausser Acht zu lassen, denn obgleich sie vorzüglich nur zur Erläuterung unserer Methode dienen, so sind sie doch eben darum um nichts weniger nothwendig, und zur gründlichen Einsicht in die Construction dieses Systems unentbehrlich. — Folgendes aber wird dienen, den Sinn des oben aufgestellten Schemas noch deutlicher zu zeigen. In A = B (als relative Identität gedacht) ist die absolute Identität nur überhaupt unter der Form des Selbsterkennens gesetzt, sie wird in Ansehung des ursprünglich Objectiven begränzt durch das Subjective; wir nennen die Richtung, in welcher B (als unendliche Extension) begränzt wird, die Richtung nach *aussen*, die, in welcher A allein begränzt werden kann, die Richtung nach *innen*. — Nun ist aber die absolute Identität als ein unendliches Selbsterkennen gesetzt (§. 19. 20.); es kann also auch nichts, (z. B. Begränztheit), in ihr überhaupt seyn, was nicht auch unter der Form des Selbsterkennens gesetzt würde, und dies wird nothwendig, und so lange fortgesetzt werden müssen, bis sie unter der Form des absoluten Selbsterkennens gesetzt ist. Sie wird sich also auch unmittelbar mit A als begränzt in ihrer Subjectivität, mit B als begränzt in ihrer Objectivität, und, diese Begränztung als eine gemeinschaftliche gesetzt, in der relativen Totalitätserkennen müssen, es folgt also der Uebergang von relativer Identität zu relativer Totalität als ein nothwendiger, unmittel-

mittelbar aus der Unendlichkeit des Selbſterkennens der abſoluten Identität.

2. Die relative Totalität iſt gemeinſchaftliche Realität von A und B (1.). Auſserhalb der abſoluten Identität iſt alſo auch durchgängige Tendenz zum Seyn oder zur Realität in Anſehung des Subjectiven geſezt. In der abſoluten Identität ſelbſt kann dieſe Tendenz nicht mehr ſeyn, denn in derſelben iſt überhaupt kein Gegenſatz mehr zwiſchen Subjectivem und Objectivem, in ſie fällt die höchſte Realität, und die höchſte Idealität in ununterſcheidbarer Einheit. Von der Realität alſo, aber nicht von der Objectivität kann man ſagen, ſie ſeye durch die ganze Reihe das Ueberwiegende, denn Alles, auch das Subjective ſtrebt zu ihr. — In der höchſten Realität ſelbſt iſt wieder die abſolute Totalität, abſolutes Gleichgewicht der Subjectivität und Objectivität.

3. Da das oben verzeichnete Schema aus dem Begriff der Potenz überhaupt (A = B) abgeleitet iſt, ſo iſt es nothwendig Schema aller Potenzen, und da ferner die abſolute Totalität nur durch ein Reellwerden des Subjectiven in allen Potenzen, wie die relative durch ein Reellwerden in der beſtimmten Potenz conſtruirt wird; ſo wird dieſem Schema auch wieder die Aufeinanderfolge der Potenzen ſelbſt ſich unterwerfen müſſen.

§. 51. *Die erſte relative Totalität iſt die Materie.*

Beweis.

a) *A = B iſt weder als relative Identität noch als relative Duplicität etwas Reelles.* — Als Identität kann A = B im Einzelnen wie im Ganzen nur durch die Linie §. 46. Zuſ. ausgedrückt werden. Aber in jener Linie iſt A durchgängig als *ſeyend* geſezt. Alſo (§. 50. Erl. 1.) ſetzt dieſe Linie durchgängig A = B als relative Totalität voraus; die relative Totali-

talität iſt alſo das *erſte Vorausgeſetzte*, und wenn die relative Identität iſt, ſo iſt ſie nur durch jene.

Daſſelbe gilt von der relativen Duplicität. Denn da A und B nie von einander getrennt werden können, ſo wäre die relative Duplicität nur dadurch möglich, daſs die Identität der Linie A C B A ——C—— B (worinn A den Pol $\overset{+}{A} = \overset{-}{B}$, B den Pol $A = \overset{+}{B}$, C den Indifferenzpunct bezeichnen ſoll) aufgehoben, und A C und C B als verſchiedene Linien (unter dem Schema des Winkels A / C — B, alſo unter der Form der *beiden erſten* Dimenſionen) geſetzt würden. Allein da A C und C B jede für ſich wieder das Ganze iſt, ſo ſetzt die relative Duplicität ebenſo, wie die relative Identität die relative Totalität ſchon voraus, und wenn ſie iſt, kann ſie nur durch dieſelbe ſeyn.

b) Relative Identität und Duplicität ſind in der relativen Totalität zwar nicht actu, aber doch potentia enthalten. — Denn beide gehen der leztern zwar nicht actu (a) aber doch potentia vorher, wie aus der Deduction (§. 50. Erl.) erhellt.

c) Das Eine und ſelbe $A = B$ iſt alſo zugleich unter der Form der erſten Dimenſion (der reinen Länge) und der beiden erſten, (Länge und Breite) und zwar unter jeder Form für ſich geſetzt, welches widerſprechend iſt. Es müſsen alſo die beiden Entgegengeſetzten ſich wechſelſeitig auslöſchen in einer dritten (welche hier alſo als die Bedingung erſcheint,

unter

unter welcher A und B in relativer Totalität gesezt werden können). Diese dritte muss von der Art seyn, dass durch sie Länge und Breite völlig aufgehoben wird, jedoch so dass A und B in relative Differenz kommen, denn sonst (§. 37.) würde das Unendliche, (wie sich in der Folge zeigen wird der unendliche Raum), producirt, also muss die reine dritte Dimension auf die Weise producirt werden, dass A und B in quantitativer Differenz bleiben. Aber eben diess ist nur in der Materie, denn diese repräsentirt die dritte Dimension unter der Form des einzelnen Seyns. *Also ist die Materie relative Totalität* überhaupt, und da sie unmittelbar aus dem A = B, dem Ausdruck der Potenz überhaupt, abgeleitet werden kann, so ist sie die *erste* relative Totalität, oder das, was zuerst gesetzt ist, so wie Potenz überhaupt gesezt ist.

Zus. Die Materie ist das primum Existens — Folgt aus dem eben Bewiesnen *).

Allge-

*) Niemand, als wer uns ohne wahre Einsicht in den Sinn unsers Systems gefolgt ist, könnte uns hier mit der Frage unterbrechen, ist denn dieses System Realismus, oder Idealismus? Wer uns verstanden hat, sieht, dass diese Frage in Bezug auf uns gar keine Bedeutung hat. Für uns giebt es nämlich überhaupt nichts an sich, als die absolute Indifferenz des Idealen und Realen, und nur diese *ist* im eigentlichen Sinne des Worts, alles andere aber ist nur in ihr und in Bezug auf sie. So ist also auch die Materie, aber sie ist nicht, als diese, sondern nur insofern sie zum Seyn der absoluten Identität gehört,

und

Allgemeine Anmerkung.

Wir haben mit Abſicht *dieſen* Beweis unſers Satzes geführt, weil er der kürzeſte iſt; übrigens kommt es bei dieſem Gegenſtand hauptſächlich auf folgende Puncte an 1) daſs man ſich von der Urſprünglichkeit der Materie, und davon, daſs ſie das erſte Vorausgeſetzte iſt, überzeuge. Ebendadurch wird recht offenbar, daſs, ſo wie die Identität iſt, ſie nur als Totalität, und auch urſprünglich nicht anders iſt, 2) daſs man ſich die Forderung deutlich denke, A und B ſollen urſprünglich ſchon nicht bloſs idealiter ſondern realiter Eins ſeyn; um einzuſehen, daſs dieſe Forderung nur in der Materie erfüllt iſt. Denn die Forderung iſt = der: es ſoll Etwas, was an ſich bloſs nach innen geht (A) reell werden, es ſoll alſo ein reelles Zurückgehen nach innen, oder ein Inneres, das zugleich ein Aeuſseres iſt, geſetzt werden.

Ein

und die abſolute Identität für ihre Potenz ausdrückt. Bei dieſer Gelegenheit, welche uns die ſchicklichſte dünkt, wollen wir an dem Beiſpiel der Materie zeigen, wie die drei *genera cognitionis* des Spinoza in unſerem Syſtem nachgewieſen werden können, und welche Bedeutung ſie in denſelben haben. Die Materie als ſolche für reell achten, iſt die niedrigſte Stufe der Erkenntniſs; in der Materie dasjenige erblicken, was ſie mit dem Unendlichen gemein hat, (Totalität in Bezug auf ſich ſelbſt) alſo ſie überhaupt nur als Totalität erkennen, iſt die zweite, und endlich erkennen, daſs die Materie abſolut betrachtet überhaupt nicht, und daſs nur die abſolute Identität iſt, iſt die höchſte Stufe oder ächt ſpekulative Erkenntniſs.

Ein ſolches exiſtirt nur in dem, was man das Innere der Materie nennt, und welches mit der dritten Dimenſion Eins iſt. 3) daſs man ſich das quantitative Geſetztſeyn von A und B beſtimmt denke. Man ſetze z. B. A wäre unendlich, und gienge unendlich zurück auf B, ſo würde dieſes auch unendlich nach Innen zurückgedrängt, es wäre nun bloſs ein Innen aber eben deſswegen auch *kein* Innen, da dieſer Begriff nur im Gegenſatz, und dieſer nur in der quantitativen Differenz, nimmermehr aber in der Indifferenz ſtattfindet. Daſselbe gilt ebenſo, wenn wir B (das nach auſsen gehende), oder wenn wir endlich beide, A ſowohl als B, als unendlich ſetzen. Ein Innen *und* Auſsen iſt nur in der relativen Totalität, ſo wie alſo Materie überhaupt geſetzt iſt, iſt ſie auch mit quantitativer Differenz von A und B geſetzt.

§. 52. *Das Weſen der abſoluten Identität, in ſofern ſie unmittelbar Grund von Realität iſt, iſt Kraft.* — Folgt aus dem Begriff von Kraft. Denn jeder immanente Grund von Realität heiſst Kraft. Die abſolute Identität aber, wenn ſie unmittelbar Grund einer Realität iſt, iſt auch immanenter Grund. Denn ſie iſt überhaupt nur immanenter Grund eines Seyns (§. 32. 38. Anm. 2) Alſo u. ſ. w.

§. 53. *Unmittelbar durch die abſolute Identität ſind A und B als ſeyend, oder als reell geſetzt.* — Den Beweis enthält alles Vorhergehende, da wir das *primum Exiſtens* (mithin auch A und B) als ſeyend unmittelbar aus der abſoluten Identität ſelbſt abgeleitet haben.

Zuſ.

Zuſ. 1. Die abſolute Identität als unmittelbarer Grund der Realität von A und B iſt alſo Kraft (§. 52.)

Zuſ. 2. A und B ſind unmittelbarer Grund der Realität des *primum Exiſtens*, und da beide dem Weſen nach der abſoluten Identität gleich ſind, (denn in jedem derſelben iſt die gleiche abſolute Identität) (§. 22.) ſo ſind (§. 52.) beide ſowohl A als B, Kräfte.

Zuſ. 3. A und B als unmittelbarer Grund der Realität des primum Exiſtens iſt jenes Attractiv, dieſes Expanſivkraft. — Der Beweis dieſes Satzes wird vorausgeſetzt. S. *Syſtem des tr. Id.* S. 169. ff.

§. 54. *Die abſolute Identität als unmittelbarer Grund der Realität von A und B in dem primum Exiſtens iſt Schwerkraft.*

Denn A und B als ſeyend in dem *pr. E.* und als immanenter Grund der Realität deſſelben ſind Attractiv- und Expanſivkraft (§. 53. Z. 3.) Die Kraft aber, durch welche dieſe beiden als *ſeyend* und als immanenter Grund der Realität des *pr. E.* geſetzt werden, iſt Schwerkraft (die Beweiſe ſ. B. 1. *dieſer Zeitſchrift* 2tes *Heft* S. 19. und 24. ff.) Alſo u. ſ. w.

Anm. Es iſt kaum zu zweifeln, daſs nicht dieſe Beweiſe für manche Leſer einige Dunkelheiten zurückliefsen. So könnte vorerſt z. B. gefragt werden, inwiefern denn die Schwerkraft auch als Grund der Realität von B gedacht werden könne, da daſſelbe urſprünglich *iſt* (§. 44. Anm. 1.). Allein B wird nur in der relativen Identität als ſeyend oder objectiv gedacht, die relative Identität ſelbſt iſt aber nichts Reelles

elles (§. 51.) B wird alſo, gleich A, *reell*, nur dadurch, daſs es gemeinſchaftlich mit A objectiv mithin in der relativen Totalität geſetzt wird. Die Schwerkraft iſt ſonach Grund der Realität ſowohl von A als B. — Hernach möchte es manchem ſchwer ſeyn, das verſchieden ſcheinende Verhältniſs der Kräfte zur abſoluten Identität zu begreifen. Wir bemerken hierüber nur Folgendes: die abſolute Identität iſt unmittelbarer Grund des *primum Exiſtens* nicht an ſich, ſondern durch A und B, welche ihr gleich ſind (§. 53. Z. 2.). — Dagegen iſt ſie abſolut-unmittelbar, und *an ſich* Grund des *Reellſeyns* von A und B, aber eben deſswegen *iſt* die abſolute Identität in der Schwerkraft noch nicht. Denn ſie iſt nur, nachdem A und B als ſeyend geſetzt ſind. Die Schwerkraft iſt ebendeſswegen durch die abſolute Identität unmittelbar geſetzt, und folgt, nicht aus ihrem *Weſen*, auch nicht aus ihrem actualen *Seyn*, (denn dieſes iſt noch nicht geſetzt), ſondern vielmehr aus ihrer *Natur*, aus derſelben aber ſchlechthin, und unmittelbar aus ihrer innern Nothwendigkeit, nämlich daraus, daſs ſie unbedingt *iſt*, und nicht ſeyn kann, als unter der Form des Seyns von A und B. Es iſt (aus dieſem *unmittelbaren* Geſetztſeyn der Schwerkraft durch die abſolute Identität) erſichtlich, wie unmöglich es ſey, die Schwerkraft als Schwerkraft ergründen, oder in der Wirklichkeit darſtellen zu wollen, da ſie als die abſolute Identität gedacht werden muſs, nicht in ſofern dieſe iſt, ſondern inſofern ſie der Grund ihres eignen Seyns, alſo ſelbſt nicht in der Wirklichkeit iſt.

Er-

Erklärung. Ich werde die Schwerkraft auch die conſtruirende Kraft, und die abſolute Identität, nennen, inſofern ſie den Grund ihres eignen Seyns enthält. Der Grund liegt in dem zunächſt Vorhergehenden.

Zuſ. 1. Hieraus erhellt, daſs die Schwerkraft mittelbar der Grund *aller* Realität und nicht nur des Seyns ſondern auch der Fortdauer aller Dinge ſeye.

Zuſ. 2. Was wir Materie nennen, iſt an ſich nicht Materie, ſondern die abſolute Identität ſelbſt inſofern ſie den Grund des erſten Reellwerdens von A und B enthält.

Zuſ. 3. Alle Materie iſt urſprünglich flüſſig — folgt aus dem Beweis des Satzes 51.

§. 55. *Das ſubjective, erkennende Princip geht in die Materie ſelbſt mit ein, oder wird in ihr reell.*

Folgt aus der ganzen bisherigen Deduction.

Anm. Jenes Reellwerden des erkennenden Princips läſst aber den Grad der Objectivität oder Subjectivität in Anſehung des Ganzen, d. h. die Potenz von A = B völlig unbeſtimmt.

§. 56. *In der Materie iſt A und B mit (in Anſehung des Ganzen) überwiegender Objectivität geſezt.*

Zuſ. 1. Die Materie alſo in Anſehung des Ganzen = A + B. (§. 46. Zuſ.)

Zuſ. 2. A und B mit überwiegender Objectivität geſezt, iſt daher jenes Attractiv- dieſes Expanſivkraft.

Anm.

Anm. Was aus dem Eingeben des erkennenden Princips als eines realen in die Construction der Materie überhaupt und besonders in Ansehung des einzig denkbaren Idealismus, (desjenigen, welcher zugleich vollkommner Realismus ist) folge, wird durch das Ganze deutlich genug werden. — Diese objective Ideal-Realität der Materie ist übrigens bereits in meinen *Ideen zur Ph. d. N.* 2tes B. 4tes Kap. auseinandergesetzt. Auch werden die Leser in dieser besondern Rücksicht wohl thun, damit die Bemerkungen im *Syst. d. tr. Ideal.* S. 190. ff. zu vergleichen.

§. 57. *Das quantitative Setzen der Attractiv- und Expansivkraft geht ins Unendliche.*

Beweis. Denn a) A und B überhaupt werden in Ansehung des Ganzen quantitativ, d. h. mit dem Uebergewicht der Objectivität und Subjectivität nach entgegengesetzten Richtungen gesetzt. b) Aber was vom Ganzen gilt, gilt auch vom Theil, denn die absolute Identität ist in's Unendliche unter derselben Form gesetzt (§. 39.). Also auch innerhalb der einzelnen Potenz sind A und B wieder quantitativ gesetzt in Ansehung dieser Potenz, also hier als Attractiv- und Expansivkraft, und zwar in's Unendliche, denn jede Potenz ist wieder in sich oder in Bezug auf sich selbst unendlich. (§. 40.) Also geht das quantitative Setzen der Attractiv- und Expansiv-Kraft in's Unendliche.

Erl. Dass beide Kräfte überhaupt nur mit quantitativer Differenz gesetzt seyn können, erhellt aus dem Beweis des §. 51. Es kann also in der Wirklichkeit nichts Einzelnes seyn, worin beide im vollkommenen Gleichgewicht, und nicht mit dem relativen Uebergewicht der Einen oder der andern gesetzt wären

ren. Dieſes Gleichgewicht wird, auch in Anſehung dieſer Potenz, nur *im Ganzen*, aber nicht im Einzelnen exiſtiren können. Das materielle Univerſum wird ein vollkommenes Gleichgewicht der Attractiv- und Repulſivkräfte ſeyn, mit gleicher Unendlichkeit für ſeine Potenz, wie das abſolute Univerſum in Anſehung des Ganzen, in welchem jenes nur den Einen Pol ($A = \overset{+}{B}$) bildet.

Anm. Hieraus erhellt der Irrthum derjenigen, welche das materielle Univerſum für die Unendlichkeit ſelbſt halten.

§. 58. *Das ideelle Princip iſt als ideelles Princip unbegränzbar.* (Folgt aus §. 20.)

Zuſ. 1. Es wird alſo nur begränzt, inſofern es dem reellen gleich, d. h. ſelbſt reell wird.

2. Dadurch daſs es als *reelles* (1) begränzt wird, kann es nicht als ideelles begränzt werden.

3. Dadurch, daſs es als reelles begränzt wird, wird es unmittelbar als ideelles (2) unbegränzbar geſetzt.

4. Es kann aber nicht als unbegränzbar geſetzt werden, als in einer höhern Potenz der Subjectivität. — *Beweis.* Denn in der niederern Potenz iſt es begränzt (2. 3.)

5. Unmittelbar dadurch, daſs $A = B$ als relative Totalität geſetzt iſt, iſt diese höhere Potenz geſetzt, denn $A = B$ iſt quantitatives Setzen von A und B ins Unendliche (§. 57.)

6. Das quantitative Geſetzt- oder das Begränztſeyn des A in dem $A = B$ iſt ſpecifiſche Schwere. — Folgt aus §. 56, Zuſ. 2.

7.

7. Unmittelbar durch $A = B$ d.h. (§. 54.) die Schwerkraft, ist das ideelle Princip, insofern es ideell ist, als A^2 gesetzt, folgt aus Zus. 3.

8. Vom Standpunct der Totalität aus ist aber hierin kein Vor und kein Nach; denn von demselben aus betrachtet sind alle Potenzen gleichzeitig.

Anm. Das Schema dieser Potenz ist dasselbe, wie das der ersten (§. 50. Erl. 3.), also

1. $A^2 = (A = B)$
(in relativer Identität)
2. A^2 $A = B$
(*in relativem Gegensatz*)
3. $A^2 = (A = B)$
(in relativer Totalität.)

Erläuterungen. 1) *Die relative Identität kann auch in dieser Potenz nicht als bestehend gedacht werden.* Denn $A = B$ ist als relative Totalität gesetzt. (§. 51.) Aber die relative Totalität ist nicht an sich, sondern nur die absolute (§. 26.). $A = B$ ist also nicht Totalität für das ideelle Princip der höhern Potenz d. h. dieses Princip (A^2) ist im Kampf gegen das Seyn von $A = B$ solange gesetzt, als dieses als Totalität gesetzt ist.

2. Da aber die absolute Identität nur unter der Form aller Potenzen ist, (§. 43.) so wird $A = B$ durch A^2 immer wieder gesetzt. Denn nur insofern $A = B$ ist, ist auch A^2. Die Natur ist also durch diesen Gegensatz in einen nie aufzuhebenden Widerspruch versetzt. Was Natur seye, wird demnächst erklärt.

3. *Der Gegensatz zwischen A^2 und $A = B$ ist kein Gegensatz an sich.* Er ist nicht an sich weder in Bezug auf die absolute Totalität noch selbst in Bezug auf diese Potenz, denn auch hier wieder ist nur die relative Totalität (Anm.) das Reelle.

4. Der relative Indifferenzpunct ist in dieser Potenz zwischen A^2 und $A = B$. $A = B$ ist als der Eine identi-

sche

ſche Factor (als das Eine Reelle) zu denken. — Wir kommen alſo auch hier in actu nicht aus dem Indifferenzpunct (ſ. §. 56. Erl. 1. Zuſ.) *).

§. 59. *In der Materie, als dem primum exiſtens ſind, wenn nicht der Wirklichkeit, doch der Möglichkeit nach alle Potenzen enthalten.* — Denn die Materie iſt die erſte relative Totalität, oder: In der Materie iſt das ideelle Princip begriffen, welches, an ſich unbegränzbar, (§. 58.) den Grund aller Potenzen enthält.

§. 60. *Das unmittelbare Object des A^2 iſt das Begränztſeyn des ideellen Princips durch das reelle.* — Denn nur durch dieſes Begränztſeyn iſt A = B (§. 57.). A = B aber iſt das unmittelbare Object des A^2, wie durch ſich ſelbſt klar iſt.

Zuſ. Da das A^2 im Kampf gegen das *Seyn* von A = B iſt (§. 58 Erl. 1.), ſo iſt mithin dieſer Kampf ein Kampf gegen das Begränztſeyn des ideellen Princips durch das reelle, alſo (§. 58. Zuſ. 6.) gegen die ſpecifiſche Schwere, und da wegen des quantitativen Geſetztſeyns von A und B in's Unendliche (§. 57.), überhaupt nur ſpecifiſche Schwere actu exiſtirt, gegen die Schwere überhaupt.

§. 61.

*) Es fällt unter den relativen Gegenſatz dieſer Potenz die Theorie von dem, was wir dynamiſchen Proceſs nennen. Da ſelbige anderwärts mehrmals auseinandergeſetzt iſt, ſo erlauben wir uns, manche Sätze ohne wiederhohlte Beweiſe hier aufzuſtellen, da es überhaupt mehr darum zu thun iſt, einen Totalbegriff unſeres Syſtems zu geben, als uns bei dem Einzelnen zu verweilen.

§. 61. *Erklärung.* Natur nenne ich vorerſt die abſolute Identität überhaupt, inſofern ſie unter der Form des Seyns von A und B *actu* exiſtirt. (Das objective Subject - Object.)

§. 62. *Das A^2 iſt Licht.*

Zuſ. Das Licht iſt ein inneres, die Schwere ein äuſseres Anſchauen der Natur. — Denn jenes hat das in A = B begränzte innere Princip der Natur zum unmittelbaren Object.

Anm. Das A^2 iſt, obgleich es für die höhere Potenz objectiv ſeyn kann, doch in Bezug auf die Natur ſelbſt etwas *ſchlechthin Inneres*, und es iſt hier an nichts Aeuſseres zu denken.

§. 63. *Die Schwerkraft geht ſchlechthin auf das Seyn des Products, welches durch A = B bezeichnet wird.* — Folgt aus §. 54.

Zuſ. 1. Sie ſtrebt alſo dieſes Product in ſeinem Seyn zu erhalten. Denn nur inſofern dieſs geſchieht, kann ſie mit dem Licht zuſammen die relative Totalität hervorbringen. (§. 58. Erl. 3.)

2. Da ſie die conſtruirende Kraft iſt, (§. 54. Erkl.) ſo iſt ſie durch das Licht beſtimmt, zu reconſtruiren, das Licht ſelbſt aber iſt das Beſtimmende zur Reconſtruction.

§. 64. *Nachdem A = B als relative Totalität, mithin* (§. 58. Zuſ. 5) *A^2 geſetzt iſt, können an A = B als Subſtrat alle Formen des Seyns, die der relativen Identität, der relativen Duplicität, und der relativen Totalität dargeſtellt werden.*

Beweis.

Beweis. Relative Identität und Duplicität können nie an ſich, ſondern nur durch die relative Totalität ſeyn. (Folgt aus dem Beweis des §. 51.) Nun *iſt* A ⚌ B als relative Totalität. Alſo u. ſ. w.

Zuſ. Relative I. und relative D. ſind alſo zuerſt in dieſer Potenz *reell.*

Erklärung. 1. Relative Identität durch Totalität wird geſetzt, heiſst: A und B werden beide als Potenzen des A ⚌ B, (welches ſonach in ſeiner Identität bleibt,) und als ſolche in relativer Identität geſetzt, *oder*: das Identiſche A ⚌ B, die Schwerkraft, welcher bis jetzt kein actuelles, oder empiriſches Seyn zukam (§. 54. Anm.) wird unter den Potenzen von A und B als *ſeyend* geſetzt, die letztern in relativer Identität gedacht, — daſſelbe gilt von relat. Duplicität.

2. Ich nenne rel. Identität etc. durch Totalität geſetzt, relative Identität etc. *der zweiten Potenz.* — Die relative Identität und Duplicität der erſten Potenz exiſtiren alſo nicht.. (Zuſ.)

§. 65. *A und B in relativer Identität der zweiten Potenz geſetzt, ſind unter der Form der Linie* (§. 46. Zuſ.) *geſetzt.* — Beide ſind durch die relative Totalität (§. 64. Erklärung. 1.) als *ſeyend* geſetzt, mithin u. ſ. w. (ſ. den Beweis des §. 51.)

§. 66. *Unter der Form dieſer Linie iſt die Materie als Identität, nicht nur im Einzelnen, ſondern auch im Ganzen geſetzt.* Denn nur unter der Form dieſer Linie, iſt A ⚌ A überhaupt (§. 46.) geſetzt,

nun ist aber diese Linie dieselbe im Einzelnen wie im Ganzen §. 39. also u. s. w.

Zus. Es ist sonach nur Eine Materie, und alle Differenz, die in der Materie gesetzt seyn kann, = der, die innerhalb dieser Linie gesetzt ist.

§. 67. *Die Form dieser Linie ist das Bedingende der Cohäsion.* — Denn in jedem Punct dieser Linie sind A und B, Attractiv- und Expansivkraft, in relativer Identität. Es ist also zwischen je zwei Puncten dieser Linie eine Kraft, welche ihrer Entfernung von einander widersteht, d. h. Cohäsion.

Zus. Das identische A = B unter der Form der relativen Identität von A und B gesetzt (§. 64. Erkl. 1.) ist also *Cohaesionskraft.*

Erklärung. A nenne ich den bestimmenden, B den bestimmten, jenes auch den negativen, dieses den positiven Factor der Cohäsion.

§. 68. *Die Form dieser Linie ist die des Magnetismus.*

Zus. Cohäsion activ gedacht = Magnetismus Die Beweise dieser Sätze habe ich schon anderwärts geführt. Wir machen daher zur Erläuterung der Coincidenz des Magnets mit der §. 46. construirten Linie nur noch die ausdrükliche Bemerkung: dass an den Enden des Magnets kein reines + oder — M, anzutreffen ist, sondern beides nur mit überwiegendem + oder —, B und A, zugleich. S. *Brugmans über die magnetische Materie S.* 92.

§. 69. *Die Materie im Ganzen iſt als ein unendlicher Magnet anzuſehen.* — Als unendlicher nach §. 57. als Magnet nach §. 65. Zuſ. und 67.

Zuſ. 1. *In jeder Materie iſt alle andere, wenn nicht actu, doch potentialiter enthalten.* — Folgt aus §. 65. Zuſ.

2. Es iſt alſo in der materiellen Welt alles aus Einem hervorgegangen.

§. 70. *Die Materie kann nicht unter der Form des Magnetismus geſetzt ſeyn, ohne als Totalität in Bezug auf ſich ſelbſt geſetzt zu ſeyn.* — Folgt aus §. 63. und 41. Zuſ.

Anm. Dieſe Totalität in Bezug auf ſich ſelbſt iſt = Subſtanz und Accidens. — In dem Satz A = A iſt die Identität ſelbſt als *Subſtanz*, A und A aber als die bloſsen Accidenzen (Formen des Seyns) dieſer Subſtanz geſetzt. — Die Subſtanz *iſt* daher (§. 6.) unabhängig von den Accidenzen. Die Subſtanz in der Materie iſt = (A = B), die Accidenzen ſind A und B als Potenzen dieſes Identiſchen (§. 64. Erkl. 1.) gedacht. A = B *iſt* daher urſprünglich, und unabhängig von A ſowohl als B, die leztern als Potenzen gedacht, denn es iſt das primum exiſtens. (§. 51. Zuſ.).

§. 71. *Der Magnetismus iſt Bedingendes der Geſtaltung.* — Folgt aus §. 67. Zuſ.

Anm. 1. Die Identität der Materie iſt alſo auch eine Identität der Geſtalt. Folgt aus §. 65.

2. Wie Magnetismus Bedingendes der Starrheit (§. 67. Zuſ.) ſo hinwiederum Starrheit Bedingung der Erſcheinung des Magnetismus.

§. 72. *Die Zu- und Abnahme der Cohäſion ſteht in einem beſtimmten umgekehrten Verhältniſs zu der Zu- und Abnahme des ſpecifiſchen Gewichts.* Folgt aus 58. Zuſ. 6.

Anm. 1. Die beſtimmtere Ausführung und Aufſtellung dieſes von ihm zuerſt aufgefundenen Geſetzes iſt in Hn. *Steffens Beiträgen zur Naturgeſchichte des Erdkörpers* zu erwarten. Wir bemerken vorläufig blos Folgendes. — Das ideelle Princip liegt mit der Schwerkraft im Krieg, und da dieſe im Mittelpunct das gröſste Uebergewicht hat, ſo wird es ihr in der Nähe deſſelben auch am eheſten gelingen, beträchtliches ſpecifiſches Gewicht mit Starrheit zu vereinigen, alſo A und B ſchon bei einem geringen Moment der Differenz unter ihre Herrſchaft zurükzubringen. Je gröſser dieſes Moment wird, deſto mehr wird die ſpecifiſche Schwere überwunden, aber in deſto höherem Grade tritt nun auch die Cohäſion ein bis zu einem Puncte, wo mit abnehmender Cohäſion wieder die gröſsere ſpecifiſche Schwere ſiegt, und endlich beide zugleich und gemeinſchaftlich ſinken. So ſehen wir nach *Steffens* in der Reihe der Metalle die ſpecifiſche Schwere von Platina Gold u. ſ. w. bis auf Eiſen fallen, die (active) Cohäſion aber ſteigen, und in dem lezten ihr Maximum erreichen, hernach wieder einer beträchtlichen ſpecifiſchen Schwere weichen, (z. B. im Bley), und endlich in den noch tiefer ſtehenden Metallen zugleich mit dieſer abnehmen. — Sehr ſchön wird *Steffens* zeigen, wie auf dieſe Art die Natur, da ſie das ſpecifiſche Gewicht fortwährend vermindert, genöthigt iſt, durch das Maximum der Cohäſion zu gehen, und ſie alſo *als* Magnetismus hervortreten zu laſſen; ferner, wie die ſpecifiſch ſchwerſten Körper des Erdbodens unter dem Aequator, und in der Nä-

he deſſelben, die ſpecifiſch leichtern und cohärentern aber (beſonders das Eiſen) gegen die Pole zu (dieſes gegen den Nordpol vorzüglich) gelagert ſind. Die vollſtändige Conſtruction der Cohäſionsreihe aber wird erſt durch die folgenden Geſetze möglich gemacht.

2. Ich glaube, zeigen zu können, (obgleich es auf den erſten Anblick vielleicht nicht ſo ſcheinen konnte,) daſs die *Inclination* der Magnetnadel gleichfalls ihren Grund in jenem Geſetze habe.

§. 73. *Im Magnet iſt im Ganzen genommen die relativ gröſsere Cohärenz auf der negativen, die relativ geringere auf der poſitiven Seite.*

Erkl. Negative Seite nenne ich die, wo der negative Factor überwiegend iſt, und umgekehrt. Der Beweis folgt aus §. 67. Erkl. ſ. *dieſe Zeitſchr.* Bd. 1. Heft. 2. S. 74.

Zuſ. 1. Da in jeder angeblichen Stelle des Magnets wieder der ganze Magnet iſt, ſo gilt daſſelbe auch von jedem Theil des Magnets.

Zuſ. 2. Kein Körper kann Magnet werden, ohne in ſeiner Cohäſion zugleich relativ erhöht und vermindert zu werden.

§. 74. *Aller Unterſchied zwiſchen Körpern iſt nur durch die Stelle gemacht, welche ſie in dem Total-Magnet* (§. 66.) *einnehmen.* — Folgt aus §. 66. Zuſ.)

§. 75. *Je zwei Körper, die von einander verſchieden ſind, können wie die zwei entgegengeſetzten Seiten eines Magnets betrachtet werden, und um ſo mehr, je gröſser ihre relative Differenz iſt.* — Folgt aus §. 74 und 73. unmittelbar.

§. 76.

§. 76. *In dem Totalmagnet muſs der empiriſche Magnet als Indifferenzpunct betrachtet werden*, (mit demſelben Grunde, mit welchem. §. 74).

Anm. Was unter dem Indifferenzpunct des Magnets verſtanden werde; darüber ſ. dieſe Zeitſchr. B. 1. Heft 1. S. 111. — *Erkl.* Der empiriſche Magnet iſt das Eiſen.

§. 77. *Alle Körper ſind potentiáliter im Eiſen enthalten.* — Denn in das Eiſen fällt der Indifferenzpunct, alſo (§. 46. Zuſ.) die Identität (das A = A) aller Materie, das, wodurch ſie Materie iſt.

§. 78. *Erklärung.* Ich nenne die Veränderung, welche Eine und dieſelbe Subſtanz (A = B) dadurch erleidet, daſs ſie nach der Einen Richtung mit relativem Uebergewicht von A, nach der entgegengeſetzten mit dem relativen Uebergewicht von B geſetzt wird, die *Metamorphoſe* dieſer Subſtanz.

Zuſ. Alle Körper ſind bloſse Metamorphoſen des Eiſens. Folgt aus der Erkl. vergl. mit §. 73. und 74.

§. 79. *Es giebt an ſich keinen einzelnen Körper.* — §. 65. Zuſ.

§. 80. *Jeder Körper, der als einzeln gedacht wird, muſs mit dem Beſtreben zur Totalität gedacht werden.* — Denn er *iſt* nicht an ſich, jeder aber hat vermöge der Schwerkraft, nach (§. 63. Zuſ.) das Beſtreben, ſich in ſeinem Seyn zu enthalten. Alſo etc.

Zuſ. 1. Jeder einzelne Körper als ſolcher ſtrebt alſo ſelbſt eine Totalität, d. h. (§. 70.) ein vollſtändiger Magnet zu ſeyn.

Zuſ.

Zuſ. 2. Dieſes Beſtreben iſt um ſo gröſser, je entfernter er von der Indifferenz iſt.

Zuſ. 3. Je zwei differente Körper ſtreben zu cohäriren, folgt aus Zuſ. 1. vergl. mit §. 75.

§. 81. *Jeder Körper hat im Allgemeinen das Beſtreben, ſeine Cohäſion im Ganzen zu erhöhen.* — Denn jeder hat das Beſtreben in ſeiner Identität zu beharren (§. 80. Zuſ. 1.) Der Körper aber iſt nur durch die Cohäſion eine Identität (§. 70.) Alſo etc.

Zuſ. Kein Körper aber kann ſich in ſeiner Cohäſion relativ erhöhen, als auf Koſten eines andern.— Folgt aus §. 80. Zuſ. 1. vergl. mit §. 75.

§. 82. *Erklärung.* Berührung zweier Körper iſt Herſtellung der Contignität.

§. 83. *Je zwei differente Körper, die ſich berühren, ſetzen in ſich wechſelſeitig relative Cohäſionserhöhung und Verminderung* — Folgt aus §. 73. vergl. mit §. 75. 80. Zuſ. 1.

Zuſ. 1. Dieſe wechſelſeitige Coh. Veränderung durch Berührung zweier differenter Körper iſt der einzige Grund aller *Electricität*. —

Zuſ. 2. Die Electricität ſteht unter dem Schema der relativen Duplicität, welches durch den Winkel $\frac{A}{C}B$ ausgedrückt wird.

Zuſ. 3. Da AC und CB an ſich daſſelbe ſind, gleich den beiden Seiten des Magnets, deren jede wieder ein Magnet iſt, ſo fällt alſo hiermit auch die Electricität unter das Schema des Magnetismus zurück, oder der Winkel ACB iſt auf die gerade Linie AGB

ACB (§. 51.) reducibel. — Die Berührung der differenten Körper iſt alſo zur Electricität nur nöthig, um den Punct C dieſer Linie zu geben, und ſo möchte es wohl ſich zeigen, daſs in dieſer ganzen Potenz alles, daſs alſo Magnetismus, Electricität u. ſ. w. wieder gemeinſchaftlich unter dem Schema des Magnetismus ſtehen.

Zuſ. 4. Das Verhältniſs der relativen Duplicität iſt = dem von Urſache und Wirkung.

Zuſ. 5. Aus der Deduction ſelbſt erhellt der Grund, warum ſich die Erſcheinungen der Electricität nur bei der Berührung und Trennung beider Körper zeigen.

§. 84. *Indifferente Körper, die ſich berühren, ſtreben in ſich wechſelſeitig Cohäſionsverminderung zu ſetzen,* denn da im Allgemeinen jeder Körper das Beſtreben hat, ſich in ſeiner Cohäſion zu erhöhen, (§. 81.) dieſes aber nur unter der Bedingung einer Cohäſionsverminderung im andern möglich iſt, (daſ. Zuſ.) ſo ſetzt von indifferenten Körpern, die ſich berühren, jeder im andern wechſelſeitig die letztere.

Zuſ. Cohäſionsverminderung abſolut betrachtet iſt = Erwärmung, denn *relativ*, d. h. in Bezug auf proportionale Cohäſionserhöhung iſt ſie = Electricität (§. 83. Zuſ. 1.)

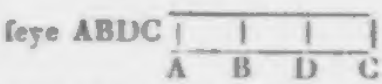
§. 85. *Von je zwei differenten Körpern die ſich berühren wird derjenige negativ-electriſch, welcher eine relative Cohäſionserhöhung, derjenige poſitiv, welcher eine gleiche Cohäſionsverminderung erleidet.* — Folgt aus §. 73. 75.

Zuſ.

Zuf. 1. Der in der Cohäſion relativ verminderte Pol des Magnets (der Erde z. B.) iſt der Südpol, der erhöhte der Nordpol; jener alſo = + M, dieſer = — M.

Zuf. 2. + E = + M, — E = — M.

§. 86. *Die Electricität wird nach demſelben Mechanismus mitgetheilt, und geleitet, nach welchem ſie erweckt wird.*

Erläuterung. Es ſeye ABDC  ein Körper, der von C bis D relative Cohäſionsverminderung durch Berührung eines andern erlitten hat, alſo + el. iſt; ſo verhält ſich CD zu DB, wie ſich zwei Körper von differenter Cohäſion zu einander verhalten, d. h. es iſt die Bedingung zur Electricität gegeben, und da CD die nothwendige Tendenz hat, in ſeinen Zuſtand zurückzukehren (§. 63. Zuſ. 1.) ſo wird es ſeine Cohäſion auf Koſten von DB erhöhen, dieſes alſo (§. 81. Zuſ.) in ſeiner Cohäſion gleichförmig vermindern, mithin (§. 85.) + el. ſetzen. Daſſelbe Verhältniſs iſt zwiſchen DB, und BA. Auf ſolche Weiſe wird ſich das in C geſetzte + E über den ganzen Körper von C nach A, von A nach C ſo lange fortpflanzen, bis die Cohäſions-Verminderung über die ganze Oberfläche gleichförmig iſt.

Zuf. Sie wird alſo immer nur erweckt, und im Grunde gar nicht mitgetheilt.

§. 87. *Wärme und Electricitäts-Erregung ſtehen in einem umgekehrten Verhältniſs.*

Erhellt aus §. 84. vergl. mit 85.

Anm. Beſtimmt läſst ſich der Grund dadurch angeben, daſs wo Electricitätserweckung iſt, immer Cohäſionserhöhung und Verminderung zugleich geſetzt

ſetzt iſt, (§. 83.). Alſo ſoviel Wärme in B, ſoviel poſitive Nicht-Wärme in A, mithin *Null-Wärme*.

§. 88. *Die Wärme wird auf dieſelbe Weiſe geleitet, und mitgetheilt, wie die Electricität*, (d. h. §. 86. Zuſ.) ſie wird überhaupt nicht mitgetheilt im gewöhnlichen Sinne des Worts.

Erl. Es ſey der Körper ABDC (§. 86.) in DC erwärmt, d. h. in ſeiner Cohäſion vermindert, ſo wird er ſeine Cohäſion auf Koſten von DB wieder erhöhen, u. ſ. f., die Cohäſionsverminderung, d. h. die Wärme wird alſo von CD nach DB u. ſ. w. fortgepflanzt zu werden ſcheinen.

Zuſ. 1. Jeder Körper iſt nur erwärmt, inſofern er leitet, und umgekehrt, er leitet nur inſofern er ſelbſt erwärmt wird.

2. Jeder Wärmeleitungsproceſs iſt ein Erkältungsproceſs, in Bezug auf den leitenden Körper, die Leitungskraft iſt daher nach der Energie zu ſchätzen, mit der ein Körper ſich ſelbſt (nicht mit der er einen andern, durch eigene Cohäſionsvermindrung) erkältet.

§. 89. *Der electriſche Leitungsproceſs geſchieht unter der Form des Magnetismus*, und iſt ein activer Cohäſionsproceſs, denn er geſchieht nicht ohne gleichzeitige Cohäſionserhöhung und Verminderung zwiſchen zwei verſchiedenen Körpern, oder verſchiedenen Puncten deſſelben Körpers (§. 86.) alſo (§. 73. Zuſ. 2.) unter der Form des Magnetismus, mithin auch (§. 68. Zuſ.) als activer Cohäſionsproceſs.

Anm. Der Leitungsproceſs zeigt ſich wirklich als Cohäſion, z. B. in dem Anhängen entgegengeſetzt-electriſcher Körper an einander, und dieſes Cohärisen iſt hinwiederum

derum Beweis, dafs Cohäſion überhaupt nur unter der Bedingung von + und — möglich ſey.

§. 90. *Der Wärmeleitungsproceſs (Erkältungsproceſs) iſt ein electriſcher Proceſs.* — Folgt ſchon aus §. 87. (denn da Hervorbringung von Wärme mit Hervorbringung von Electricität im umgekehrten Verhältniſs ſteht, ſo wird auch Aufhebung von Wärme nur mittelſt eines electriſchen Proceſses möglich ſeyn;) noch viel beſtimmter aus §. 83.

Beiſpiele. Erkältungsproceſs des Turmalins mit Umkehrung der Polarität, welche hier (durch ein beſonderes Verhältniſs, das ſpäterhin ſich erklären wird), ſchon durch Erwärmung geſetzt war. — Erkältungsproceſs des geſchmolzenen Schwefels (wobei freilich Reibung, d. h. Berührung in mehreren Puncten nöthig iſt) — Erkältung durch Verdampfung u. ſ. w. — Der erwärmte Körper völlig iſolirt betrachtet, iſt freilich nicht electriſch, denn E. iſt nur bei relativen Cohäſionsveränderungen. Sobald aber ein zweiter Körper (z. B. das Thermometer) hinzukommt, iſt die Bedingung des electriſchen Proceſses gegeben, und alſo der Proceſs wirklich geſetzt.

§. 91. *Wie die Cohäſion eine Function der Länge, ſo iſt alle Leitungskraft eine Function der Cohäſion.* — Der Beweis ſind die zunächſt vorhergehenden Sätze.

Zuſ. 1. So wie die electriſche unter der Form des Magnetismus, ſo geſchieht die Wärmeleitung wieder unter der Form der electriſchen Leitung; alſo kommt unmittelbar, oder mittelbar alle Leitungskraft auf Magnetismus zurück.

Zuſ.

Zuf. 2. Alle Leitung iſt Identitätsbeſtrebung des Körpers. Es iſt nicht der Körper an ſich, welcher leitet, ſondern die Schwerkraft (§. 63.) inſofern ſie unter der Form der Cohäſion zu wirken gezwungen iſt.

§. 92. *Die Schwerkraft iſt durch die Cohäſion als ſeyend geſetzt.* — *Beweis.* Denn die Schwerkraft an ſich, als Grund des reellen Seyns von A und B, iſt ebendeſswegen ſelbſt nicht actu (§. 54. Anm.) Sie wird aber actu geſetzt dadurch daſs ſie als das identiſche A = B unter den Potenzen von A und B, dieſe in relativer Identität gedacht, geſetzt wird, (§. 64. Erkl. 1.); nun iſt aber durch die relative Identität von A und B Cohäſion geſetzt (§. 65. 66.) Alſo etc.

§. 93. *Im Licht iſt die abſolute Identität ſelbſt.* — Denn die abſolute Identität überhaupt *iſt* oder exiſtirt unmittelbar dadurch, daſs A und B als ſolche als ſeyend geſetzt ſind. (§. 50.) Aber beide ſind als ſolche d. h. (§. 24.) mit quantitativer Differenz als ſeyend geſetzt, unmittelbar durch die Cohäſion, unmittelbar mit derſelben aber auch A^2 (§. 58. Zuſ. 7.) = Licht (§. 62.) alſo iſt im Licht die abſolute Identität ſelbſt.

Anm. 1. In der Schwerkraft (§. 54. Anm.) muſsten wir zwar dem Weſen nach die abſolute Identität erkennen, aber nicht als *ſeyend*, da ſie in jener vielmehr Grund ihres Seyns iſt (daſ.). In der Cohäſionskraft iſt nicht die abſolute Identität, ſondern die Schwerkraft, (§. 92.), welche an ſich nicht iſt daſ.) Im Licht geht die abſolute Identität ſelbſt, und in der Wirklichkeit auf. Die Schwerkraft flüchtet

ſich

ſich in die ewige Nacht, und die abſolute Identität ſelbſt löſt das Siegel nicht völlig, unter dem ſie beſchloſſen liegt, obgleich ſie gezwungen iſt, unter der Potenz von A und B, aber doch als das Eine Identiſche hervor und gleichſam an's Licht zu treten.

Anm. 2. Alle Phyſiker ſchreiben ohne es zu wiſſen der Schwerkraft als ſolcher ein bloſses reines Seyn zu, dagegen betrachten ſie die Cohäſionskraft bereits als etwas Empiriſches, d. h. in der Sphäre der actuellen Exiſtenz Begriffenes. Indeſs *iſt* doch, auch in der Cohäſion, die Schwerkraft nur als Grund von Realität, nicht als die Realität ſelbſt. Im Licht dagegen iſt die abſolute Identität ſelbſt das Reelle, und nicht bloſser Grund der Realität.

Zuſ. Da das Licht die abſolute Identität ſelbſt iſt, ſo iſt daſſelbe nothwendig auch ſeinem Weſen nach identiſch. — Folgt umm.

Anm. 3. Laſset uns den Göttern danken, daſs ſie uns von dem Newtoniſchen *Spectrum* (ja wohl Spectrum) eines zuſammengeſetzten Lichts durch denſelben Genius befreiet haben, dem wir ſoviel andres verdanken. — In der That kann nur auf der Baſis einer ſolchen Anſicht, welche die abſolute Identität des Lichts behauptet, und die vorgeblichen Erfahrungsbeweiſe jener nichtigen Hypotheſe dadurch widerlegt, daſs ſie an die Stelle der künſtlich verwickelten und verunſtalteten Experimente der Newtoniſchen Schule die reinſten, einfachſten Ausſprüche der Natur ſelbſt ſetzt, dieſes ganze Identitätsſyſtem ſich erheben. Zu verwundern iſt es eben nicht, ſondern

dern

dern vielmehr ganz natürlich und höchst begreiflich, dafs die Physiker, welche den Newtonischen Sätzen knechtische Anhänglichkeit geschworen haben, sich gegen Versuche setzen, welche ganz unläugbar darthun, dafs sie gerade in dem Theil der Physik, worinn sie bisher die gröfste, ja fast geometrische Evidenz zu besitzen wähnten, sich in Ansehung der Hauptsache in dem grundlosesten Irrthum befunden haben. Solche Erfahrungen könnten über kurz oder lange den Glauben an diese blinden Priester der verschleierten Göttin auch unter dem Volk wankend machen, und die allgemeine Vermuthung hervorbringen, dafs es mit allen andern Theilen der eigentlichen Physik (nämlich des dynamischen Theils derselben) um nichts besser gestanden habe, und dafs die wahre Physik erst jetzt *anfangen* müsse, zu werden, und sich aus der Verwirrung und Nacht herauszuarbeiten. Eine künftige Geschichte der Physik wird nicht unbemerkt lassen, welche retardirende Kraft in Ansehung der ganzen Wissenschaft die Newtonische Vorstellung vom Licht ausgeübt hat, und wie dagegen die entgegengesetzte, einmal zu Grunde gelegt, und angenommen, die Natur gleichsam öffnet, und den *Ideen* Raum macht, die bis jezt aus der Physik so gut wie verbannt waren.

Erläuterung. Man wird dem bisherigen zufolge das Verhältnifs der Schwerkraft zur Cohäsionskraft und dieser zum Licht so ausdrücken können. Die Schwerkraft ist die absolute Identität, sofern sie die Form ihres Seyns hervorbringt; die Cohäsionskraft

kraft ist die unter der allgemeinen Form des Seyns (A und B), existirende Schwerkraft, das Licht ist die absolute Identität selbst, insofern sie *ist*. In der Schwerkraft ist die absolute Identität blos ihrem Wesen nach, d. h. (§. 15. Zus.) abstrahirt von der Form ihres Seyns, (welche erst hervorgebracht wird), das Licht ist das Existiren der absoluten Identität selbst und dies ist der Grund des verschiedenen Seyns der Schwerkraft und des Lichts.

2. Bei weitem den meisten kommt es vor, als ob das, was ideell ist, weniger existire oder seye, als das Reelle, daher sie jenes gleichsam geringer achten, als dieses, so wie hinwiederum andre das Reelle verschmähen, als ob es nicht der Reinheit des Ideellen gleich käme. Diese mögen darauf aufmerksam seyn, wie sie ja in der Physik schon ein *Principium mere ideale actu existens* erblicken.

§. 94. *Die absolute Identität ist als Licht gesetzt nur sofern A und B Factoren der Cohäsion sind, und hinwiederum sind A und B als Factoren der Cohäsion nur durch das Licht gesetzt.* — *Beweis.* Denn unmittelbar dadurch, dass A = B gesetzt ist, ist auch A^2 gesetzt. (§. 58. Zus. 7.) A = B aber ist unmittelbar dadurch, dass A^2 gesetzt ist, als Subsstrat der relativen Identität gesetzt (§. 64.), und es ist *nur* als solches gesetzt, denn auch die relative Duplicität kommt auf sie zurück (§. 83. Zus. 5.), die relative Identität aber ist Form der Cohäsion (§. 65. vergl. mit 67.). Also sind 1) A und B selbst unmittelbar dadurch, dass die absolute Identität als A^2

als Licht gesetzt ist. Factoren der Cohäsion, 2) Die absolute Identität selbst ist *als* A^2 nur insofern, als A und B Factoren der Cohäsion sind.

Erläuterung. Es könnte manchem scheinen, als ob in dem vorhergehenden Satz und dem Beweis desselben ein Zirkel gemacht würde, dies wird sich dadurch aufklären, dass wir uns über das Verhältnis des Lichts und der Schwerkraft noch bestimmter ausdrücken.

$A = B$ ist relative Totalität, aber nur in Bezug auf die höhere Potenz, denn in Bezug auf sich selbst ist es absolute (§. 42. Erkl. 2.) Nun ist aber in der absoluten Totalität vollkommene Indifferenz gesetzt. Die Schwerkraft als absolute Totalität würde also vollkommene Indifferenz der Attractiv- und Expansivkraft setzen. Allein sie setzt beide A und B in Ansehung des einzelnen quantitativ in's Unendliche (§. 57.) und nur in Ansehung des *Ganzen* (das. Erl.) in vollkommenem Gleichgewicht; zu jenem aber ist sie blos bestimmt durch die höhere Potenz; (dadurch, dass sie nur *relative* Totalität ist), und weil mit diesem Setzen der Attractiv- und Expansivkraft mit quantitativer Differenz auch Grade der Cohäsion gesetzt sind (§. 72.): so ist sie zum Setzen der *Cohäsion* nur bestimmt durch die höhere Potenz, die Cohäsion ist daher gesetzt, so wie nur $A = B$ als relative Totalität überhaupt gesetzt ist, d. h. eben so ursprünglich, als $A = B$ selbst, und hinwiederum die höhere Potenz (also die absolute Identität als A^2) ist gesetzt dadurch, dass $A = B$ nur als relative Totalität, mithin

unter

unter der Form der quantitativen Differenz (der Cohäſion) geſetzt ſeyn kann; *es iſt alſo hier wirklich kein Vor und kein Nach, ſondern abſolute Gleichzeitigkeit der Potenzen als ſolcher.* (§. 44.). Ich ſage als ſolcher, denn abſolut betrachtet geht $A = B$ dem A^2 allerdings voraus (es iſt erſter Grund aller Realität (§. 54. Zuſ. 1.) nicht aber als Potenz betrachtet, denn alle Potenzen ſetzen ſich wechſelſeitig voraus, wie aus §. 43. ſehr leicht zu erſehen iſt.

Zuſ. Da die abſolute Identität nur inſofern Licht (A^2) iſt, als A und B Factoren der Cohäſion ſind, (§.) ſo iſt die Cohäſion nothwendig auch die Gränze des *Lichts ſelbſt*, und die ganze Herrſchaft des Lichts (mithin auch des dynam. Proc.) wird auf das Reich der Cohäſion eingeſchränkt ſeyn, ein Satz, welcher ſich bald als wichtig zeigen wird.

§. 95. *Das materielle Univerſum iſt durch einen urſprünglichen Cohäſions-Proceſs gebildet.* — Beweis. Denn die Schwerkraft iſt Grund der Dinge nur der Subſtanz (§. 70. Anm.) nicht aber der Form (dem Accidentellen) nach. Die Schwerkraft ſelbſt aber iſt actu nur unter der Form der Cohäſion (§. 92.) denn durch dieſelbe wird ſie unter der allgemeinen Form (dem Accidentellen) des Seyns (§. 70. Anm.), A und B geſetzt, nun iſt aber das actuelle Seyn der Schwerkraft das materille Univerſum (§. 57.); alſo iſt die materielle Welt durch einen urſprünglichen Cohäſionsproceſs gebildet.

Anm. Der Beweis war auch unmittelbar daraus zu führen, daſs die Materie im Ganzen, wie im Einzelnen als ein Maguet anzuſehen iſt. §. 69.

Zu-

Zuſatz. 1. Unſer Planetenſyſtem insbeſondere iſt durch einen Cohäſions-Proceſs gebildet, und iſt im Ganzen auf gleiche Weiſe ein Magnet, wie es die Erde im Einzelnen iſt.

Anm. Dieſer Satz iſt eine unmittelbare Folge von §. 95. vgl. mit §. 59. Ich ſtelle ihn aber hier insbeſondere auf, weil in Anſehung deſſelben auch der Beweis *in ſpecie* möglich iſt, wie ich künftig ausführlicher zeigen werde. — Auf gleiche Weiſe wie die Erde, zeigt auch das Planetenſyſtem nach der Einen Seite (dem Südpol) relat. Cohäſ. Verminderung, nach der entgegengeſezten (dem nördlichen) relative Cohäſ. Erhöhung. Die geſammte phyſiſche Aſtronomie hat von dem aufgeſtellten Grundſatze auszugehen. Die Urſache der Excentricität der Bahnen, die Verhältniſſe der Dichtigkeiten zu den Maſſen und Excentricitäten, die Urſache und das Geſetz der Inclination der Weltkörper, der Axendrehung, aller meteorologiſchen und allgemeinen Naturveränderungen, z. B. der Abweichung der Magnetnadel, die Geſetze, nach welchen die Monde gebildet, und an den Hauptplaneten geheftet ſind, u. ſ. w. alle dieſe Gegenſtände finden ihre gemeinſchaftliche Aufklärung in dem Gedanken, die Bildung des Planetenſyſtems als einen allgemeinen Cohäſionsproceſs vorzuſtellen. — Sehr viel hat das §. 72. aufgeſtellte und mir von Herrn Steffens zuerſt mitgetheilte Geſetz beigetragen, dieſen lange gehegten und öffentlich vorgetragenen Gedanken endlich mit der Vollſtändigkeit auszuführen, als ich längſt gewünſcht habe. Das Hauptprincip indeſs iſt der verſchiedene Grad der *Cohärenz an den verſchiedenen Stellen des Magnets ſelbſt* nach dem 73. aufgeſtellten Geſetz.

Zuſ. 2. Das Planetenſyſtem hat ſich durch Metamorphoſe gebildet. — Folgt aus Zuſatz 1. vrgl. mit §. 78. Erkl.

Zuf. 3. Die Reihe von Körpern, welche das Planetenſyſtem bildet, kann nach keinem andern, als dem §. 74. aufgeſtellten Geſetz differiren. Es iſt alſo im Ganzen, oder an ſich betrachtet, *Eine Maſſe.*

Zuf. 4. Die Reihe der irdiſchen Körper iſt gleich der Reihe der himmliſchen. Folgt aus 3, vergl. mit dem allgemeinen Geſetz, daſs im Einzelnen Alles iſt, was im Ganzen iſt.

Anm. Dieſer Satz iſt von ſehr beſtimmter Anwendung, z. B. um manche Erſcheinungen in der Metallreihe zu begreifen, worinn mehrere ſich zu gewiſſen andern offenbar wie Monde zu ihren Hauptplaneten verhalten.

Erläuterungen. Es iſt nöthig, daſs ich hier etwas von der Art ſage, wie ich nach Maaſsgabe meiner Begriffe, von der Cohäſion, und dem Licht, — vorzüglich aber, nachdem wir durch den glücklichen Gedanken des Herrn *Steffens* in Stand geſetzt ſind, die beiden Pole des Magnetismus bis zu ihrer getrennten Darſtellung im Kohlen- und Stickſtoff zu verfolgen, durch die Verſuche aber, welche ſeitdem mit der Voltaiſchen Batterie angeſtellt worden ſind, meine Ideen über das Weſen des Waſſers eine vollkommene Begründung erlangt haben — wie ich mir nach dieſen Vorausſetzungen die Metamorphoſe des Erdkörpers denken zu müſſen glaube. Die Natur dieſer Darſtellung ſowohl, als dieſe ganze Unterſuchungsart erlaubt nur, das allgemeinſte hierüber aufzuſtellen; eine vollſtändige, und bis ins Detail gehende Darſtellung iſt auf dem Wege der Inductiou zu ſuchen, und ohne Zweifel von *Steffens* (in ſeinen Beiträgen u. ſ. w.) zu erwarten. — Wir ſchicken einige allgemeine Sätze voraus. Man könnte ſich den ganzen Proceſs der Metamorphoſe auf folgende Art vorſtellen:

Die abſolute Identität iſt nicht an ſich Licht, ſondern nur, ſofern das Identiſche A = B unter der Form des Seyns

von

von A und B, diese als Factoren der Cohäsion gedacht, gesetzt ist. (erhellt aus §. 94.)

Die absolute Identität, sofern sie Licht ist, kann die Gränzen der Cohäsion nicht überschreiten, denn sie *ist* nur unter der Bedingung der letztern.

Die absolute Identität strebt aber nicht unter dieser oder jener Form (A = B) sondern überhaupt, unter der Form (A = A), zu seyn.

Die Cohäsion ist also eine wirkliche Schranke des Lichts, sofern dieses die absolute Identität ist.

Nachdem also einmal diese Schranke gesetzt d. h. nachdem die absolute Identität überhaupt Licht ist, strebt sie innerhalb der Sphäre, in welcher sie Licht ist, nothwendig, auch die *Cohäsion wieder aufzuheben.* — Das Hauptproblem ihrer Deconstruction ist also das Eisen, und dieses wird sonach nach entgegengesetzten Richtungen zerlegt werden.

Allein vom Standpunct der Speculation angesehen, ist die Materie im Ganzen sowohl, als im Einzelnen unter der Form der quantitativen Differenz in Ansehung des Einzelnen, und der Indifferenz in Ansehung des Ganzen ursprünglich schon gesetzt. — Wir betrachten also, die Metamorphose als eine ursprüngliche und den Total-Magnet der Erdmaterie als in seiner ganzen Totalität zugleich gesetzt. Diese zur vorläufigen Erklärung.

1) Der Sitz der Cohäsion, insofern sie thätig ist, ist in dem Indifferenzpunct selbst; in Ansehung der ganzen Reihe also im Eisen. Im Eisen ist sonach active Cohäsion gegenwärtig.

2) Nach den beiden entgegengesetzten Richtungen ist quantitative Differenz, nach der Einen mit überwiegendem positiven, nach der andern mit überwiegendem negativen Factor gesetzt.

3) Die Cohäsion ausserhalb des Indifferenzpuncts nenne ich passive, und diese ist nach der negativen

Richtung im Zunehmen begriffen, nach der positiven nähert sie sich allmählig der gänzlichen Auflösung.

4) Nach der negativen Seite zu fallen einige der dem Eisen in der Cohärenz am nächsten stehenden, hierauf die sogenannten edlen Metalle, zuletzt verliert sie sich in die Körper von der grösten passiven Cohärenz, (z. B. Diamant), und tritt hier als reiner *Kohlenstoff* hervor.

5) Nach der positiven Seite fallen wiederum einige Metalle, durch welche sich die Cohärenz des Eisens allmählig verliehrt, endlich verschwindet diese Seite in Körper von der geringsten Cohärenz, und zuletzt in den *Stickstoff*.

6) Aus 3) ist zu ersehen, warum der Kohlenstoff durchgängig (auch in der Pflanze) in der Concrescenz mit dem Erdkörper, der Stickstoff aber (auch im Thier) ausser der Cohäsion mit demselben erscheint.

7) Sobald nach den entgegengesetzten Richtungen die Potenzen der Differenz (A und B) völlig getrennt sind, fällt die Materie in den absoluten Indifferenzpunct. Dieser ist durch das Wasser bezeichnet, (das ursprünglich Flüssige, worinn die reine dritte Dimension producirt ist, §. 51. c).

8) In dieser ganzen Metamorphose bleibt die Substanz dieselbe (§. 78. Erkl.) und nur das Accidentelle, oder die Cohäsion wird verändert.

9) Das Wasser kann als völlig gleichgültige Substanz nach entgegengesetzten Richtungen potenzirt wer-

werden, so, dafs es sich mit dem Einen Pol, an die positive, mit dem andern an die negative Seite der Reihe anschliefst. In diesem Fall heifst es Sauerstoff, in jenem Wasserstoff, (die cohäsionsloseste aller Substanzen).

10) So wie Stickstoff und Kohlenstoff die Factoren der activen Cohäsion sind, so Sauerstoff und Wasserstoff die der passiven, oder so wie jene die chemischen Repräsentanten der beiden Magnetismen, so diese die der beiden Electricitäten (man vergl. hierüber insbesondere diese Zeitsch. Bd. 1. Heft 2. S. 68. ff.) Jener wird Cohäsionserhöhend, dieser vermindernd seyn.

11) Das Wasser kann im Sauer- und Wasserstoff nicht der Substanz nach verändert werden. — Denn diese kann überhaupt keine Materie im dynamischen Process. (§. 94. Zus.) Die neuern Verwandlungsversuche des Wassers lehren also in dieser Rücksicht nichts, was dem Wasser eigenthümlich wäre, sondern bestätigen nur den allgemeinen in der Naturphilosophie bewiesnen Satz, dafs alle Qualitäten nur Potenzen des Einen gleichen und indifferenten A = B sind. (Man s. die Abh. *vom dyn. Proc.* Bd. 1. Heft 1. u. 2. dieser *Zeitschr.* §. 47. ff.) In dem Sinn, in welchem das Wasser unzerlegbar ist, ist es alle Materie. — Das, was allein dem Wasser eigenthümlich ist, besteht in dem, was der folgende Satz aussagt.

12) Das Wasser ist keiner daurenden Polarität fähig. Denn diese ist nur unter der Form der Starrheit, und des Magnetismus (§. 68.). — Das Wasser in

sei-

ſeinen Veränderungen deutet ein höheres Verhältniſs an, das der ganzen Erde zur Sonne. Denn wenn es der Sonne gelänge, die Erde ſich auf gleiche Weiſe, wie die Erde den Mond, anzueignen, oder eine dauernde Oſt- und Weſtpolarität hervorzubringen, ſo würde das Waſſer ebenſo von der Erde, wie, allen Spuren nach, vom Mond verſchwinden.

13) Das Waſſer enthält ebenſo, wie das Eiſen, nur in abſoluter Indifferenz, wie jenes in relativer Kohlen- und Stickſtoff, und ſo kommt alle wahre Polarität der Erde auf die Eine urſprüngliche, Süd und Nord, zurück, welche im Magnet fixirt iſt.

In dieſe Reihe fällt die geſammte urſprüngliche Materie der Erde, ſo wie in dieſen wenigen Sätzen die Theorie des ganzen dynamiſchen Proceſſes liegt.

Zuſ. 5. Dieſe Theorie der Metamorphoſe, von der wir freilich nur die Hauptzüge angeben konnten, läſst noch eine Frage unbeantwortet, ſie beſtimmt nämlich bloſs die Stelle, welche jede Materie in der urſprünglichen Reihe einnimt, nicht aber die Quantität dieſer Materie ſelbſt. Hier muſs nun ſogleich die Bemerkung (*Bd.* 1. *Heft* 2. S. 56. dieſer *Zeitſchrift*) wiederholt werden, daſs die Formel A : R, nur die relative Gröſse der Kräfte, nimmermehr aber die abſolute bezeichnen kann. Die Formel 2 A : 2 R., z. B. ſagt nicht, daſs eine doppelte Quantität der Kräfte verwendet worden ſey, ſondern daſs

das

das Verhältniſs der Kräfte ein ganz gleiches ſeye. Jedes Verhältniſs der Kräfte iſt nun aber in Anſehung jeder beſtimmten Materie in's Unendliche, und im kleinſten, wie im gröſsten Theil daſſelbe. Die Kräfte an und für ſich, oder einzeln betrachtet, haben überhaupt keine Quantität, denn als Form des Seyns der abſoluten Identität ſind beide unendlich; Quantität erlangen ſie nur durch jenes Verhältniſs und in demſelben. Die extenſive Gröſse eines Körpers kann daher durch nichts, als durch Addition jenes Verhältniſses zu ſich ſelbſt ausgedrückt werden, dieſe Addition aber iſt durch die *Cohäſion* geſetzt. Vor derſelben iſt keine Addition, das A = B iſt ſchlechthin Eines, abſolute Stetigkeit. Mit dem Uebergehen aus dieſer zur relativen werden erſt Theile, (diſcrete Gröſsen), und Hinzufügung von Theil zu Theil möglich. Die Formel A : B bezeichnet ein bloſses 1; das Schema der Cohäſion iſt die Reihe 1 + 1 + 1 .. in's Unendliche. Ein 2 wird erſt durch die relative Duplicität, alſo die Electricität (§. 89. Zuſ.) geſetzt. In der urſprünglichen Production iſt nicht Addition, ſondern Durchdringung, durchaus kein Theil, ſondern das *abſolute* Eins. — Eine andere Frage iſt es nun aber, wodurch die Gröſse jener Addition ſelbſt beſtimmt ſeye, und hierüber ergiebt ſich Folgendes. Indem nach der negativen Seite die paſſive Cohäſion zunimmt, geht die Metamorphoſe nothwendig durch das Maximum der ſpecifiſchen Schwere. Der Cohäſionsproceſs in ſo eminentem Grad ſchwerer Körper kann aber nicht in die Länge

fort-

fortgesetzt werden, da die ursprüngliche Proportion diesen Aufwand von Attractivkraft nicht lange zuläßt; dagegen kann sie nach der entgegengesetzten Richtung mit dem positiven Factor verschwenderischer seyn, und endlich im Indifferenzpunct die gröfsten Quantitäten produciren, wie sich durch die Betrachtung des Planetensystems und die Menge des Eisens in der Erde aufs Bestimmteste darthun liefse. Es ist also Eine Attractiv- und Expansivkraft im Ganzen, die nur nach entgegengesetzten Richtungen mehr oder weniger angehäuft wird. — Dem Physiker mag es frei stehen, sich die Vertheilung der Kräfte durch ein Zurückgehen in's Unendliche (von dem einzelnen Körper auf die Erde, von der Erde auf das ganze Planetensystem) zu erklären u. s. f. Die Spekulation, welche einen solchen Regressus nicht statuirt, vernichtet ihn durch die Totalität und das absolute Zugleich, worinn alles begriffen ist.

§. 96. *Die absolute Identität, insofern sie als Licht ist, ist nicht Kraft, sondern Thätigkeit.* — Denn als Licht ist sie nicht Grund von Realität sondern *selbst* Realität (§. 93.) Sie ist aber nicht ein einzelnes Seyn, denn sie ist das Seyn *selbst* (§. 8.) mithin (§. 36.) auch nicht begränzt d. h. leidend, sonach reine Thätigkeit.

§. 97. *Die absolute Identität ist gesetzt, unmittelbar dadurch, dafs die Schwerkraft als seyend gesetzt ist.* Denn dadurch sind alle Bedingungen ihres Seyns gesetzt, wie aus der Vergleichung des zuletzt vorgetragenen mit §. 45. 46. erhellt,

§. 98.

§. 98. *Die abſolute Identität iſt nicht an ſich Licht, ſondern nur, ſofern ſie die abſolute Identität dieſer Potenz iſt.* — Denn (§. 62.) ſie iſt nur als A^2 = Licht. Folgt noch unmittelbarer aus §. 94.

Zuſ. 1. Umgekehrt alſo wird das Licht an ſich, (abſtrahirt von der Potenz) betrachtet, die abſolute Identität ſelbſt ſeyn.

Zuſ. 2. Als abſolute Identität dieſer Potenz kann das Licht nur durch die Gränze dieſer Potenz, mithin (§. 94. Zuſ.) die Cohäſion geſetzt ſeyn.

§. 99. *Erklärung.* Identität mit dem Licht iſt Durchſichtigkeit.

Zuſ. Die Schwerkraft flieht vor dem Licht, denn ſie geht vor ihm her, als der unmittelbare Grund ſeiner Exiſtenz. Aber für die abſolute Identität iſt ſie durchſichtig, denn dieſer iſt alles gleich. Sie iſt alſo undurchſichtig für die abſolute Identität, nur ſofern ſie Licht iſt, dieſe aber iſt = Licht nur ſofern die Schwerkraft ſelbſt unter der Form der quantitativen Differenz — alſo ſelbſt nicht als reine Identität geſetzt iſt — (§. 94.). Alſo iſt Undurchſichtigkeit urſprünglich nur relativ, und weder in Anſehung der Schwerkraft, noch in Anſehung des Lichts, beide abſolut betrachtet, geſetzt.

Erläuterung. Nicht nur iſt jeder der einzelnen Factoren A und B dem Licht, dem Weſen nach, gleich, (denn jeder derſelben iſt die gleiche abſolute Identität §. 22.), ſondern auch die abſolute Indifferenz beider iſt es. Undurchſichtigkeit alſo entſteht nur durch das Geſetztſeyn beider in relati-

ver

ver Indifferenz, oder quantitativer Differenz, denn in diesem Verhältnifs *trüben* sich beide wechselseitig. In der oben construirten Cohäsionsreihe wird daher die Durchsichtigkeit für das Licht nur in den absoluten Indifferenzpunct (§. 95. Znf. 4 Erl. 7.) und an die beiden Extreme der Cohäsionsgrade fallen, wo gegen das Uebergewicht des Einen Factors der andere beinahe verschwindet, also die ungetrübte Identität wieder hervortritt. Die höchste Undurchsichtigkeit fällt nothwendig in den Punct der höchsten unter der Form der Cohäsion gesetzten Schwere. (Die Platina, und übrigen Metalle).

§. 100. *Unmittelbar dadurch, dafs die absolute Identität im Gegensatz mit der Schwerkraft gesetzt wird, wird sie als blofses Licht, d. h. als absolute Identität dieser Potenz gesetzt.*

Erläuterung. Wir zweifeln nicht, es werde den meisten widersprechend scheinen, wenn wir von einer absoluten Identität *dieser Potenz*, d. h. einer absoluten Identität, die doch nicht absolut ist, reden, allein dieser Widerspruch verschwindet, sobald Folgendes in Betrachtung gezogen wird.

Das Licht seinem Wesen nach betrachtet, ist die absolute Identität selbst, seiner Existenz nach betrachtet die absolute Identität dieser *Potenz*. Man nehme die Potenz, d. h. die Art der Existenz hinweg, so ist es die absolute Identität schlechthin, man denke jene hinzu, so kann es als absolute Identität nicht aufgehoben werden (§. 11.); es ist also dem Wesen nach, in dieser Potenz gleichwohl die absolute Identität,

tät, so wie es die absolute Identität auch dem Seyn nach in Ansehung aller Potenzen ist. — Der Leser wird überhaupt beständig vor Augen behalten, dass alle Gegensätze, welche gemacht werden mögen, vom Standpunct der absoluten Indifferenz aus, ganz verschwinden, und durchaus nichts an sich sind. So ist z. B. leicht einzusehen, dass das Daseyn des Lichts nur *die* Stelle des Ganzen bezeichnet, wo das Uebergewicht noch ganz auf die reelle Seite fällt, so dass Licht und Schwerkraft zusammen in Bezug auf das Ganze, wieder Ein Reelles bilden, und also keineswegs im Gegensatze stehen.

§. 101. *Das Licht kann nicht als Licht gesetzt werden, ohne unter der allgemeinen Form des Seyns (A und B) gesetzt zu werden.*

Beweis. Denn seinem Wesen nach (§. 98.) ist es nicht Licht, sondern die absolute Identität selbst. Das also, wodurch es Licht ist, kann nicht zu seinem Wesen, mithin auch nicht zum Wesen der absoluten Identität gehören, es ist also blos eine Form, oder Art ihrer Existenz. (§. 15. Zus. 1.) Das Licht, qua Licht, ist also selbst nur eine Form des Seyns der absoluten Identität. — Nun ist aber die allgemeine Form des Seyns der absoluten Identität A und B, also ist das Licht als Licht nothwendig unter der Form von A und B gesetzt.

§. 102. *Das Licht ist nicht seinem Wesen nach unter der Form von A und B gesetzt.* — Denn es ist nicht seinem *Wesen* nach Licht (§. 98.) nun

wird

wird es aber blofs *als* Licht u. f. w. (§. 101.) Alſo wird es auch nicht ſeinem Weſen nach. etc.

§. 103. *Das Licht ſeinem Weſen nach iſt unabhängig geſetzt von dem A ſowohl als B, welche beide bloſse Formen ſeiner Exiſtenz ſind.* Folgt mit der gleichen Evidenz wie §. 6.

Zuſ. Da weder A noch B an ſich Licht ſind, ſondern nur die abſolute Identität, inſofern ſie unter der Form beider geſetzt iſt, ſo wird ſie gerade nur in der relativen Indifferenz beider als Licht geſetzt ſeyn.

Anm. A und B in Bezug auf das Licht ſind Factoren der Cohäſion, (dieſs erhellt aus §. 94.); B der expanſive, cohäſionsvermindernde, mithin + E (Potenzirendes des Waſſerſtoffs), A ſonach als das entgegengeſetzte — E., (Potenzirendes des Sauerſtoffs.) Wir kommen alſo hier auf einen ſchon früher (von der Weltſeele S. 27.) obgleich noch unentwickelt aufgeſtellten Satz zurük, der erſt hier zugleich ſeine Beſtätigung und Berichtigung erhält. Aber eben in der quantitativen Indifferenz von + und — E iſt unter ganz entgegengeſetzten *Modis exiſtendi* Ein und daſſelbe Identiſche (Licht) geſetzt.

Wir machen dieſe Bemerkung auch darum ausdrüklich, damit man in unſerem Satz nicht etwa eine Beſtätigung der Vorſtellung einiger Phyſiker ſehe, nach denen das Licht aus Wärmeſtoff, und einem andern Princip, Lichtſtoff, zuſammengeſetzt iſt. — Denn was die Zuſammengeſetztheit des Lichts betrifft, ſo ſ. darüber §. 102. A und B gehören nach unſrer Deduction

duction nicht zum Wesen des Lichts, welches das der absoluten Identität selbst ist, sondern zu der blossen Form seiner Existenz als Lichts. Es wird also selbst *als* Licht nur in der Indifferenz beider existiren können. Also obgleich unser B das erwärmende Princip ist, so ist doch das, was wir durch A bezeichnen, nicht etwa als der leuchtende Theil des Lichts zu betrachten. Denn das Licht, sonach auch die Erleuchtung ist gerade da, wo die vollkommene Indifferenz beider, also weder das eine, noch das andere ist.

Erklärung. Licht unter der Form von A und B *mit quantitativer Differenz* gesetzt, nenne ich *getrübtes* Licht.

§. 105. *Alle Durchsichtigkeit für das Licht ist eine blos relative.* — Erhellt aus §. 99. vrgl. mit Erl.

Lehnsatz 1. Die Wirkung eines relativ-durchsichtigen Körpers auf das Licht ist *Refraction.* Die innere Wirkung der Refraction ist, das Licht zu trüben, d. h. §. 104. Erkl. unter der Form von A und B mit quantitativer Differenz zu setzen. Die äussere Wirkung desselben ist die Verrückung eines leuchtenden Gegenstandes.

2. Die Wirkung des undurchsichtigen Körpers auf das Licht ist *Reflexion.* Auch diese ist ein Trüben des Lichts.

Anm. 1. Reflexion und Refraction haben Einen und denselben Grund in der Natur.

2. Dass

2. Daſs das Licht durch Wirkung der Refraction ebenſo, wie durch Reflexion, unter der Form von B, mithin als wärmend geſetzt werde, davon konnten längſt auch Thatſachen belehren. z. B. die geringe Wärme der Luft in den höchſten Regionen der Atmosphäre, die bei weitem gröſsere in den tiefern, wo das Licht bereits durch vielfache Refraction gegangen iſt, u. a. m.

Zuſ. Die Wärme gehört nicht zum Weſen, ſondern iſt ein bloſser modus exiſtendi des Lichts.

§. 106. *Lehnſatz.* Die Farbe iſt in Bezug auf das Licht etwas ſchlechthin Accidentelles. Die innere Wirkung der Refraction iſt das Getrübtwerden des Lichts; die äuſsere ein Verrücken des Bilds; daſs aber dieſes Verrücken Farbe hervorbringe, dazu wird noch überdieſs die zufällige Bedingung an einander gränzender heller und dunkler Ränder erfordert, ſ. *Goethe's Beitrage zur Optik. Erſtes und zweites Stück.*

Anm. Hieraus und aus §. 105. Zuſ. iſt ohngefähr zu erſehen, was von den neuen *Herſchelifchen* Verſuchen über die wärmende Kraft der Sonnenſtrahlen und von dem vorgeblichen Wärmeſpectrum, (ähnlich dem Newtoniſchen Farbengeſpenſt) zu halten ſeye. Wir wollen aber den deutſchen Phyſikern nicht vorgreifen, welche *Herſchels* Schlüſse ohne allen Zweifel höchſt bündig finden, und dieſe merkwürdigen Verſuche als einen neuen, und faſt unumſtöſslichen Beweis der Newtoniſchen Theorie oder zum wenigſten einer Zuſammengeſetztheit, oder

Pola-

Polarität des Lichts (in ihrem Sinn) anſehen werden. Indeſs wünſchten wir von ſolchen, die dieſe Verſuche wiederhohlen, vorzüglich noch einige Aufklärungen, die wir bei Herſchel vergeblich ſuchen, z. B. wie es ſich mit der wärmenden Kraft beſonders des Blau, (aber auch des Gelb) verhalte, von welchem Hr. Herſchel (wenigſtens in dem Auszug, der vor uns liegt, wohl ſchwerlich durch die Schuld des fleiſsigen und genauen Epitomators), gänzlich ſchweigt. Faſt ſollte man ohne weitere Gründe ſchon hieraus vermuthen, das Blau habe ſich in die Newtoniſche Refrangibilitätsordnung nicht fügen wollen; es habe ſich z. B. dem Roth in Anſehung der Erwärmung eben ſo nahe geſtellt, als in Anſehung der Erleuchtung — (Annalen der Phyſik Bd. VII. S. 142.), nur mit ſo viel Unterſchied, als dadurch entſtehen muſs, daſs bei dem erſten der dunkle Rand über den hellen geführt, bei dieſem es dagegen umgekehrt, und der dunkle Grund das durchwirkende iſt. — Was Herſchels Verſuche über die verſchiedene Stärke der Erleuchtung durch verſchiedenfarbiges Licht anbelangt, ſo iſt das Reſultat aus ihnen ganz ſo, wie man es ohne alle Verſuche zum Voraus wiſsen konnte. — Auffallend iſt es, um dieſs noch zu bemerken, warum der Raum auſserhalb des violetten nur mit dem Thermometer, und nicht andern Reagentien unterſucht worden iſt. — Für den Zweck der gegenwärtigen Darſtellung mag es einſtweilen genug ſeyn, zu verſichern *daſs auch durch die neuern Verſuche Herſchels*

ſchels der Lehrſatz von der Identität des Lichts auf keine Weiſe gefährdet und eher etwas ganz andres bewieſen werde, als die Zuſammengeſetzheit deſſelben. Den umſtändlichen Beweis dieſer Behauptung wird ein eigener Aufſatz des folgenden Hefts führen.

Zuſatz. Das Licht iſt dem Weſen nach farblos, oder durch die Farbe iſt das Licht gar nicht ſeinem Weſen nach beſtimmt. Denn das Licht wird nur getrübt, gefärbt aber wird nicht einmal das Licht, ſondern nur das Bild oder der Gegenſtand. Mithin iſt die Farbe etwas, das zum Weſen des Lichts nie gehören kann.

Anm. Hieraus erhellt, daſs wenn auch innerhalb des prismatiſchen Bilds eine wirkliche Differenz nachgewieſen werden könnte, dieſe doch auf keinen Fall etwas mit der Farbe zu thun hätte, ſondern von ihr völlig unabhängig wäre.

§. 107. *Die Wärme - und electriſche Leitungskraft eines Körpers iſt beſtimmt durch ſeine Stelle in der Cohäſionsreihe.* — Denn jene iſt eine Function der Cohäſion. (§. 91.)

Zuſ. 1. Alle Leitung iſt nur Verſuch, active Cohäſion herzuſtellen. — Nun ſetze man 1) einen Körper, worinn der Eine Factor der Cohäſion im Uebergewicht iſt, z. B. einen der negativen Seite, ſo wird er active Cohäſion nicht in ſich ſelbſt herſtellen können, ſondern nur durch Hülfe eines zweiten, welcher den andern Factor der Cohäſion, alſo auch der Leitungskraft hinzubringt. Man wird einen ſolchen Körper Iſolator nennen, weil er nur in dem

Punct

Punct leitet, in welchem er berührt wird. Man ſetze 2). einen Körper, welcher ſich dem Gleichgewicht der activen Cohäſion nähert, (z. B. alle Metalle), ſo werden ſie vorzügliche Leiter der Wärme und Electricität in ſich ſowohl, als im Conflict mit andern ſeyn, jedoch wird die höchſte Leitungskraft nicht in den Punct der höchſten activen Cohäſion, (denn dieſe kann weniger aus dem Gleichgewicht geſetzt, alſo auch weniger zur Leitung beſtimmt werden), wohl aber in die Producte der ihr am nächſten kommenden Cohäſion (z. B. Silber, Kupfer) fallen. 3) Mit Körpern worinn der poſitive Factor der Cohäſion überwiegt, wird der Fall von 1) eintreten, hieher fallen alſo aufs neue Iſolatoren. (z. B. Schwefel u. a.) 4) In den abſoluten Indifferenzpunct fällt nur Ein Körper, das Waſſer; dieſes ſo wie die ihm am nächſten ſtehenden Körper werden durchaus keine Leiter in ſich ſeyn, denn alle active Cohäſion in ihnen iſt aufgehoben, ſie ſelbſt ſind keines 1 + 1 + 1 u. ſ. w. fähig, ſondern ſind in Anſehung des Leitungsproceſſes ein abſolutes Eins. Da aber das Waſſer z. B. nach aufsen völlig indifferent iſt, ſo wird es als dieſes *Eins* in jeden Leitungsproceſs eintreten können, alſo zwar relativer aber nicht in ſich oder abſoluter Leiter ſeyn. — (Hier liegt die Berichtigung neuerer Vorſtellungen über die nichtleitende Eigenſchaft der Flüſſigkeiten.) 5) Endlich wo ſich die Reihe in ihre Pole endet, ſo daſs die Materie nur noch den Einen oder den andern Factor repräſentirt, (Stikſtoff - Sauerſtoff - Waſſerſtoffluft) tritt nothwendig aufs neue die Nichtleitungskraft ein. —

Zuſ. 2. Aus dem eben Verhandelten begreift ſich auch allein die verſchiedene Art wie Magnetismus und Electricität ſich mittheilen, denn da der Magnet vollkommene Totalität in Bezug auf ſich ſelbſt (§. 70.) und mit ſich ſelbſt in activer Cohäſion iſt, ſo kann keiner ſeiner Pole (es ſeye denn durch einen ſtärkeren) von aufsen verändert werden; vielmehr wird umgekehrt jeder ſeinen entgegengeſetzten (mit dem er cohärirt) aufser ſich ſetzen.

§. 108. *Erkl.* Die bis jetzt beſchriebene Sphäre, deren Gränze durch den Gegenſatz der Cohäſion und des Lichts gemacht wird, nennen wir die *dynamiſche Sphäre*: und die Thätigkeit innerhalb derſelben *dynamiſche Thätigkeit*; inſofern ſie unter einer beſtimmten Form geſchieht, *dynamiſchen Proceſs*.

§. 109. *Die Natur ſtrebt in der dynamiſchen Sphäre nothwendig zur abſoluten Indifferenz.* *Beweis.* — Denn, ſie ſtrebt mit jedem Körper zur Totalität. (§. 80.) Nun iſt aber dieſe im abſoluten Ganzen alſo (§. 39.) auch in der einzelnen Potenz nur in der abſoluten Indifferenz. Mithin ſtrebt u. ſ. w.

Zuſ. Die Natur ſucht im dynamiſchen Proceſs alle Potenzen der Materie wechſelſeitig durch einander aufzuheben. — Denn dieſs geſchieht in der abſoluten Indifferenz (§. 30. Erl.) Nun ſtrebt ſie aber u. ſ. w. (§.) Alſo etc.

Anm. Man könnte ſagen, der dynamiſche Proceſs ſeye ein durchgängiger Verſuch der Schwerkraft, auch das was ſie gezwungen enthüllt hat, wieder zu verbergen. Der Magnet ſtrebt mit ſeinen bei-

beiden Polen zuſammen, und wird daran nur durch ſich ſelbſt (die Starrheit) verhindert. Jeder Pol ſucht mit ſeinem entgegengeſetzten zuſammenzuhangen um ſich zu verbergen, die Sonne welche gegen alle ihre Planeten nur Einen Pol repräſentirt inclinirt ihre Axen, und ſucht mit ihnen zu cohäriren. Der Erde iſt es mit dem Mond, und wohl allen Planeten mit ihren Monden gelungen, wenigſtens zur Cohäſion in der Ferne mit ihnen zu gelangen. Zwei indifferente Körper wenn ſie nicht Magnetismus (Totalität in Bezug auf ſich ſelbſt) in ſich ſetzen erwärmen ſich, weil jeder im andern das ſetzt, wodurch er mit ihm cohäriren könnte. Zwei differente hängen wirklich zuſammen, gleichſam als ob jeder ſeinen Mangel an Ganzheit durch den andern zu verbergen ſuchte.

§. 110. *Weder durch Magnetismus noch durch Electricität wird die Totalität des dynamiſchen Proceſſes dargeſtellt.* —

Zuſ. 1. Im Magnetismus repräſentirt unter der Form der relativen Identität der Eine und ſelbe Körper zugleich den poſitiven und den negativen Factor; in der Electricität werden unter der Form der relativen Duplicität die beiden Factoren durch getrennte Körper dargeſtellt. Weder in dieſer noch in jenem iſt alſo die abſolute Totalität des dynamiſchen Proceſſes.

2. Dieſe Totalität kann nur durch das Hinzukommen des abſolut Indifferenten d. h. deſſen was an ſich weder poſitiv noch negativ noch auch beides

in relativer Indifferenz iſt, dargeſtellt werden. Denn nur alsdann iſt quantitative Differenz und Indifferenz zugleich, d. h. (§. 45.) es iſt Totalität geſetzt.

§. 111. *Erklärung* 1. Die Materie iſt *relativ-indifferent*, wenn ſie nach aufsen different, und nur nach innen indifferent iſt; abſolut wenn ſie nach aufsen und nach innen indifferent iſt.

Erkl. 2. Ich nenne den Zuſtand der Materie in welchem ſie abſolut indifferent iſt auch ihren potenzloſen Zuſtand.

Zuſ. Dieſer potenzloſe Zuſtand der Materie wird durch das Waſſer repräſentirt — (Erhellt aus §. 95. Erl. 7.)

§. 112. *Die Totalität des dynamiſchen Proceſſes wird nur durch chemiſchen Proceſs dargeſtellt.*

Vorläufige Erläuterung. Zwiſchen relativer Identität und relativer Duplicität iſt kein Gegenſatz an ſich; wir können den Magnet eben ſo gut als aus zwei Körpern zuſammengeſetzt, als die zwei Körper des electriſchen Proceſſes als Einen (= dem Magnet) betrachten. In der folgenden Demonſtration können uns alſo die zwei Seiten des Dreiecks eben ſo gut den Magnet, als die zwei electriſchen Körper vorſtellen.

Beweis. 1) In $B\overset{A}{\triangle}C$ repräſentirt AB nur den Einen, AC nur den andern Factor der Cohäſion; die Totalität wird erſt durch das Hinzukommen des Dritten hervorgebracht, welches an ſich abſolut indifferent, mithin (§. 111.) Erkl. 2.) potenzlos iſt. Dieſs folgt aus §. 110. Zuſ. 2. — Da es nun die Schwer-

Schwerkraft iſt, welche in der Cohäſion unter der Form von A und B, (§. 92.) mithin (§. 6.) von beiden unabhängig alſo gegen beide indifferent geſetzt iſt, ſo tritt B C, nach §. 111. Zuſ. das Waſſer, hier als Schwerkraft auf, und iſt, wie dieſe, gegen die beiden Formen des Seyns A und B, völlig gleichgültig. (Es iſt um uns ſo auszudrücken ein balancirtes Product, das je nachdem die äuſsere Beſtimmung iſt, jezt unter dieſer jezt unter jener Form des Seyns, aber unter jeder nur als daſſelbe Identiſche geſetzt werden kann.) Da nun von den zwei Körpern AB, und AC der Eine, z. B. AB, der in ſeiner Cohäſion erhöhte, der andre AC der in ſeiner Cohäſion gleichmäſsig verminderte, BC aber gegen jede Potenz gleichgültig iſt, ſo wird es durch AB und AC nach dem Geſetz §. 107. Zuſ. 2. (denn AB und AC zuſammen ſind = dem Magnet, §. 75.) zugleich unter der Potenz von + und — und, da AC = + E, AB = — E, als ein *Magnet der beiden Electricitäten*, und weil ferner dieſe nur in der Trennung exiſtiren (§. 83. Zuſ. 2.) als ein Magnet, der im Moment, da er entſteht, auch ſich trennt, geſetzt werden. Nun iſt aber (§. 95. Erl. 9.) B C, durch + E potenzirt = Waſſerſtoff, B C durch — E = Sauerſtoff (wenn man unter Stoff nicht blos die Potenz ſondern auch das Subſtrat mit begreift). — (Die Beweiſe dieſes Satzes habe ich geraume Zeit vor den nachher angeſtellten Verſuchen geführt, welche eben nur durch jenen Satz begriffen werden). Mithin iſt die unter der Form von A B C, geſetzte Thätigkeit in Anſehung des *Waſſers*

in

in der gewöhnlichen Sprache ausgedrückt, eine Desoxydation deſſelben, beſtimmter ein Setzen deſſelben unter den beiden Formen des Seyns, A und B.

II) Da A B durch A C in ſeiner Cohäſion erhöht, A C dagegen durch A B vermindert iſt (*ex hyp.*) jeder dieſer Körper aber die nothwendige Tendenz hat, in ſeinen Zuſtand zurückzukehren (§. 63. Zuſ. 1) ſo wird 1) A C ſich auf Koſten von B C in ſeiner Cohäſion wieder erhöhen, (§. 93. Erl. 10,) in der gewöhnlichen Sprache ausgedrückt, ſich *oxydiren*, 2) A B, welches in ſeiner Cohäſion erhöht iſt ſich auf Koſten von B C, mittelſt des Waſſerſtoffs (§. cit.) wieder in der Cohäſion vermindern, alſo, wenn es zuvor oxydirt war, ſich *desoxydiren*. — Demnach iſt die unter der Form von A B C geſetzte Thätigkeit in Anſehung der beiden Körper, *Oxydation*, und (unter gegebnen Bedingungen) *Desoxydation*.

III) Nun iſt aber der ſogenannte Sauerſtoff Mittelglied aller chemiſchen Thätigkeit, und aller chemiſche Proceſs entweder Oxydation oder Desoxydation, ein Satz, der ſchon in meinen früheſten naturphiloſophiſchen Schriften aufgeſtellt iſt, und der auch dem bloſsen Empiriker ſich immer mehr und mehr aufdringen muſs. Alſo iſt der unter der Form von A B C geſetzte Proceſs chemiſcher Proceſs überhaupt.

IV) Nun iſt aber dieſelbe Formel auch Schema der Totalität des dynamiſchen Proceſſes; alſo iſt die Totalität des dynamiſchen Proceſſes nur im chemiſchen Proceſs dargeſtellt.

Zuſ.

Zuf. 1. Der chemiſche Proceſs, in ſeiner Urſprünglichkeit, beruht einzig darauf, daſs zwei differente Körper durch Berührung wechſelſeitige Cohäſionsveränderungen in ſich ſetzen, und jeder derſelben ſeinen Zuſtand auf Koſten des Indifferenten wiederherſtelle. — Folgt von ſelbſt aus dem Beweis des §.

Zuf. 2. Das allgemeine Geſetz dieſes Proceſſes iſt: daſs von zwei unter die Bedingungen des chemiſchen Proceſſes verſetzten Körpern derjenige deſſen Cohäſion relativ vermindert iſt, ſich *oxydirt*, (alſo das Waſſer zu Sauerſtoff potenzirt), derjenige dagegen, welcher in ſeiner Cohäſion erhöht iſt, ſich *desoxydirt*, (oder wenigſtens das Waſſer zu Waſſerſtoff potenzirt). — Folgt von ſelbſt.

Zuf. 3. Was hiernach von den Ausdrücken: Verwandtſchaft zum Sauerſtoff u. ſ. w., was überhaupt von der ſogenannten chemiſchen Affinität zu halten ſeyn, leuchtet von ſelbſt ein.

§. 113. *Der chemiſche Proceſs iſt ſowohl durch Magnetismus als durch Electricität vermittelt* Erhellt ſchon aus §. 112. *Erl.* — *Anders:* die Bedingung alles chemiſchen Proceſſes (§. 112. Zuſ. 3.) iſt auch (§. 75.) durch den Magnet gegeben, deſſen beide Seiten = A B, und A C in in dem obigen Dreieck. Alſo u. ſ. w.

Anm. v. Arnim's Verſuche, nach welchen, die zwei Pole des Magnets unter ſich und mit Waſſer in Berührung geſetzt, der Nordpol ſich oxydirt. Aber der Nordpol des Magnets iſt = dem Südpol der Erde d. h. (§. 85. Zuſ. 1.) demje-

demjenigen, welcher in seiner Cohäsion relativ = vermindert, also mit A C (§. 112.) in gleichem Fall ist.

Allgemeine Erläuterungen.

1. Der Beweis des §. 112. konnte auch unmittelbar aus §. 69. geführt werden. Denn da vom Totalmagnet dasselbe gilt, was vom einzelnen so wird jener ebenso wie dieser mit seinen Extremen zusammenstreben, und in sich selbst zurückzugehen suchen. Dies geschieht aber durch den chemischen Process, welcher die Extreme der Reihe (§. 94. Erl.) verknüpft, und unter einem gemeinschaftlichen Schema vereinigt.

2. Es ist allgemein bekannt, dass Volta, welchem die neueste Experimental-Physik ihre grösten Entdeckungen verdankt, durch über den sogenannten Galvanismus angestellte Versuche schon längst das Gesetz gefunden hat: dass als nothwendige Bedingung der vollkommensten galvanischen Action zwei starre, aber differente Körper die unter sich und mit einem dritten flüssigen in Berührung sind, erfordert werden. Aber diese Bedingungen sind die reinsten des chemischen Processes — wie aus der Deduction (§. 112.) erhellt, in welcher ich zuerst gezeigt zu haben glaube, *wie* und *warum* nothwendig eben unter diesen Bedingungen chemischer Process erfolge? — Denn *dass* er unter diesen Bedingungen erfolge oder zum wenigsten befördert und beschleunigt werde, war schon durch die bekannten von *Ash* gemachten Erfahrungen gewiss. — Hieraus

folgt

folgt nun ohne Zweifel, nicht wie sich manche wohl eingebildet haben, dass der chemische Process durch Galvanismus bewirkt werde, gleichsam als wäre der Galvanismus ein Wesen oder eine Thätigkeit eigner und besondrer Art, sondern vielmehr umgekehrt, *dass der Galvanismus der chemische Process selbst und sonst nichts seye*, dass also beide keineswegs im Causal- sondern im Identitätsverhältniss seyen, der sogenannte Galvanismus also aus der Reihe eigenthümlicher Formen von Thätigkeit (Processe genannt) ganz verschwinden müsse. Es giebt nur Magnetismus, Electricität, und chemischen Process, wovon der reinster Ausdruk der bisher sogenannte Galvanismus ist. An die Frage: was ist denn dieser Galvanismus selbst, welcher den chemischen Process bewirkt? — hat man bisher nicht gedacht. Das Dunkel, womit in manchen Köpfen dieser Name umgeben ist, wird ihm völlig abgezogen, sobald man nicht mit dem blossen Wort sich begnügt, sondern auf die *Sache selbst* und den eigentlichen *Hergang* des Processes innerhalb der sogenannten Kette sieht, dieses ist aber bis jetzt durch keinen Physiker dargestellt, und die obige Construction ist der erste, und wie man sich bald überzeugen wird, gelungene Versuch, denselben begreiflich zu machen, und der Anschauung näher zu bringen. — Die reinen Bedingungen des Handelns der Natur sind überhaupt nur, entweder auf dem Weg der Construction a priori, welche ihrer Natur nach von allem zufälligen abstrahirt, oder durch Experimente zu finden, in welchen durch

glück-

glücklichen Zufall oder den Scharfſinn des Erfinders alles aufserweſentliche entfernt wird. Als ein ſolches Experiment iſt der ſogenannte Galvanismus durch Volta dargeſtellt worden, indem er zuerſt die thieriſchen Theile aus der Kette entfernte, und zeigte, dafs ſie in derſelben als bloſse feuchte Leiter (alſo in einer ganz allgemeinen Qualität) wirken, und dafs dieſelbe Wirkung durch jeden andern feuchten Theil ebenſo gut erreichbar ſeye. Dadurch erſt iſt der Galvanismus, indem er ſeine organiſche Bedeutung verlor, eine wichtige Eroberung für die allgemeine Phyſik geworden, und hätte dieſe Entdekung auch ſonſt keine andre Frucht, als dieſe getragen, (den chemiſchen Proceſs unter ſeinen urſprünglichſten Bedingungen zu zeigen), ſo müſste ſie ſchon darum zu den gröſsten und merkwürdigſten gerechnet werden, die je gemacht worden ſind. — Für den, welcher der Idee fähig iſt, bedarf es zwar für die *Identität* des Galvanismus und des chemiſchen Proceſſes keines weitern Beweiſes, als *dafs ſich die Bedingungen des erſtern aus dem Begriff des letztern und auch nur aus dieſem a priori einſehen und ableiten laſſen*, dafs ſie alſo eigentlich die Bedingungen von dieſem ſind; wenn indeſs mehrere unſrer Phyſiker in der rühmlichen Benutzung der Voltaiſchen Ideen und Entdeckungen ferner fortfahren, ſo kann es nicht fehlen, dafs ſie nicht ſich ſelbſt, und auch den bloſsen Empiriker bald zur Ueberzeugung bringen, dafs der Galvanismus *als* Galvanismus, d. h. als eigenthümliche Form von Thätigkeit niemals exiſtirt

ſtirt hat, und alſo noch weniger künſtig als eine ſolche betrachtet werden kann.

§. 114. *In dem chemiſchen Proceſs ſind alle andern dynamiſchen nicht nur potentia ſondern actu enthalten*, denn er iſt die Totalität des dynamiſchen Proceſſes (§. 112.)

Zuſ. 1. Hinwiederum werden eben deſswegen auch alle andern dynamiſchen Proceſſe als chemiſche betrachtet werden können. — Z. B. nichts verhindert, zu ſagen, der Pol des Magnets, welcher ſich in der Cohäſion erhöht, oxydire ſich auf Koſten des entgegengeſetzten.

2. Man kann ſagen, in dem Dreieck §. 112. kommen durch AB und AC Kohlenſtoff und Stickſtoff, durch BC aber Sauerſtoff, und Waſſerſtoff zuſammen (§. 95. Erl. 4. 5. 11.) da nun dieſs eben die vier dynamiſchen Potenzen ſind, welche das ganze Spiel des ſo genannten Proceſſes unterhalten, ſo erhellt auch hieraus wiederum, wie in dem chemiſchen Proceſs die dynamiſche Totalität, die vier Weltgegenden vereinigt ſind.

3. Folgende allgemeine Reflexionen laſſen ſich über dieſe Conſtruction ferner anſtellen.

a) Das Schema der drei Grundformen des dynamiſchen Proceſſes iſt wie bekannt, Linie, Winkel und Dreyeck, oder auch, dieſe drey Proceſſe ſind den drey erſten Primzahlen der arithmetiſchen Reihe gleichzuſetzen. So wie 2 nur aus der Addition von 1 zu 1, 3 aus der Hinzufügung von 1 zu 2 entſteht, (ſo wie alſo dieſe Zahlen nicht *Potenzen* von

1 ſind eben ſo auch die drey Stuffen des dynamiſchen Proceſſes. Auch der chemiſche entſteht nur durch dreimalige Wiederholung deſſelben 1, nämlich des Magnets, der durch AC, AB und BC nur zu ſich ſelbſt addirt wird, und in dieſer Addition die erſte Totalität darſtellt. So wie in der 2 das 1, in der 3 das 2 und 1 enthalten iſt, ſo in der Electricität der Magnetismus, im chemiſchen Proceſs, Magnetismus und Electricität. Wir dürfen blofs zuſehen, um zu bemerken, dafs ACB nur die in die Geſtalt des Δ verſchobene Linie ACB iſt, *dafs wir alſo mit denſelben nicht aus den Bedingungen des Magnetismus herauskommen.*

b) Das Δ repräſentirt die Grundbedingungen alles Seyns, AB die negative, AC die reelle Form des Seyns, die Baſis endlich oder BC die *Subſtanz* oder das unter der Form von A und B geſetzte Identiſche (die Schwerkraft).

c) *Kielmeyer* bereits hat auf das Geſetz hingedeutet, dafs die Thätigkeit innerhalb der galvaniſchen Kette, d. h. alſo innerhalb unſers Δ = ſeye der Differenz der Verwandtſchaftsgrade beider Körper zum Sauerſtoff. In der höhern Abſtraction ausgedrückt lautet dieſes Geſetz ſo: das Moment der Thätigkeit iſt = der Differenz der Cohärenz-Grade von AB und AC, worunter aber natürlich Grade nicht der activen ſondern der paſſiven Cohäſion verſtanden werden müſsen. Denn die eigentlich active Cohäſion iſt nicht ohne differente Grade der paſſiven (§. 73.) Aber ſo ausgedrückt findet jenes Geſetz keine

Aus-

Ausnahme, und die Tafeln der respectiven Excitationskräfte der Körper in der galvanischen Kette stimmen auf diese Weise ganz mit der oben construirten Cohäsionsreihe überein.

§. 115. *Indifferente Körper, die sich berühren setzen in sich selbst sowohl, als zwischen sich wechselseitig active Cohäsion.* — Denn (§. 84.) sie streben sich zu erwärmen. Nun ist aber active Cohäsion das Widerstrebende der Wärme, (erhellt aus §. 91. Zus. 1.) Also werden sie in sich wechselseitig active Cohäsion, mithin (§. 68.) Magnetismus, und da dieſs wechselseitig gilt, (nach §. 107. Zus. 2.) auch Cohäsion unter sich setzen.

Anm. Der Beweis war unmittelbar auch aus §. 70. und 80. zu führen. Denn zwei Körper, die indifferent sind, können nicht *zusammen* eine Totalität hervorbringen, wie differente (§. 74.); es muſs also jeder streben Totalität in Bezug *auf sich selbst* d. h. Magnet zu seyn.

Zus. Das Bestreben active Cohäsion in sich selbst, und unter sich zu setzen, geht also dem Bestreben, sich zu erwärmen, vorher, und dauert auch, nachdem beide erwärmt sind, fort. — *Beweis.* Denn ein Körper ist nur erwärmt, insofern er Wärme leitet, (§. 88. Zus. 1.) Nun ist aber alle Leitung eine Function der Cohäsion, oder des Magnetismus (§. 91. u. Zus. 1.); also etc.

§. 116. *Hinwiederum werden differente Körper nur active Cohäsion zwischen sich, aber nicht wechselseitig in einander setzen.* — Wegen des ersten

Theils

Theils f. §. 80. Zuf. 3. Der zweite folgt aus §. 75. Denn da fie zufammen die Totalität hervorbringen, fo ift es nicht nothwendig, dafs fie jeder für fich hervorbringe, d. h. (§. 70.) dafs er Magnetismus *in fich* fetze.

Erl. 1. Aus diefen Sätzen erhellt zur Genüge, warum überhaupt nur *indifferente* Körper fich *magnetifiren*, anftatt dafs nur *differente* fich *electrifiren*.

2. Es zeigt fich ferner, dafs das was man bis daher als Adhäfion betrachtet hat, vorerft wenigftens in Anfehung ftarrer Körper Magnetismus ift, nur freilich, dafs diefer Magnetismus keiner Dauer wie im Eifen fähig, fondern auf die blofse Zeit der Berührung eingefchränkt ift. Das Gefetz aller Adhäfion ift, dafs indifferente Körper mit indifferenten am ftärkften zufammenhangen, z. B. Glas mit Glas, Marmor mit Marmor, und auch hier in der Reihe der fogenannten Adhäfion findet fich, dafs das Eifen fich wieder oben anftelle, und zwar, dafs das des Magnetismus fchneller empfängliche (weiches) das minder empfängliche (Stahl) in der Stärke der Adhäfion übertreffe *) — §. 117.

*) Man f. *Guytons Grundfätze der chemifchen Affinität*. In der Wirkung des Eifens auf die ihm in der Cohäfionsreihe am nächften ftehenden Metalle (Kobalt, Nikel u. f. w.) zeigt fich fogar noch die Adhäfion unter der beftimmten Form der Polarität; ganz natürlich aber verfchwindet das *Phänomen* (nicht die Sache felbft) in dem Verhältnifs als man fich von dem Mittelpunct aller Cohäfion — wo fie unter der Form des Magnetismus fichtbar hervortritt — entfernt.

§. 117. *Erklärung.* Ich ſchränke den Begriff der Adhäſion ein auf das Anhängen flüſſiger Körper an feſte. — Denn da flüſſige ſich nicht *unter ſich* zur activen Cohäſion beſtimmen, (wie feſte und feſte denn auch durch das Zuſammenfliefsen treten ſie in kein Cohäſionsverhältnifs), ſondern nur durch die letzteren eine Determination dazu erlangen, ſo iſt hier allerdings der Grund einer Unterſcheidung, welche doch wiederum nicht in Anſehung der Sache ſelbſt ſtattfindet. Denn auch zwiſchen flüſſigen und feſten waltet daſſelbe Geſez ob, welches zwiſchen feſten und feſten (§. 116. Erl. 2.) So hängt z. B. das Queckſilber mit denjenigen Metallen, welche ihm im Grad der ſpecifiſchen Schwere und mehreren andern Eigenſchaften am nächſten ſtehen, Gold, Silber u. ſ. w. am ſtärkſten, dagegen mit Eiſen am ſchwächſten zuſammen.

§. 118. *Der Moment des Magnetismus im chemiſchen Proceſs, als ſolchen, iſt der Moment der Adhäſion.* — Denn (§. 110. Zuſ. 2) der chemiſche Proceſs *als* ſolcher wird erſt durch das Hinzukommen des flüſſigen, BC, geſetzt. (§. 112.) Zwiſchen dieſem aber und AB und AC, iſt (nicht ſowohl Cohäſion, als vielmehr,) nur Adhäſion möglich. (§. 117.). Der Moment des Magnetismus kann ſich daher im chemiſchen Proceſs als ſolchen nur unter der Form der Adhäſion darſtellen.

Zuſ. Hiermit wird nicht geläugnet, dafs nicht auch AC oder AB ſelbſt, wenn es Körper von beträchtlicher activer Cohäſion ſind (z. B. Kupfer, Eiſen, Silber) auſser der Polarität, die ſie mit einander

der gemeinſchaftlich darſtellen, eine *in ſich* darſtellen können. Allein dieſs beruht auf der zufälligen Bedingung, auf die wir hier keine Rückſicht nehmen.

§. 119. *Der Moment der Electricität im chemiſchen Proceſs als ſolchen beruht auf dem Potenzirt werden des Flüſsigen zu Sauerſtoff und Waſſerſtoff.* Erhellt aus dem Beweis des §. 112.

Anm. 1. Hieraus iſt klar, daſs ſich alle Momente des dynamiſchen Proceſses im Flüſsigen, für ſich betrachtet, aufzeigen laſsen, oder daſs dieſes in ſeinen Verwandlungen ſie alle durchläuft. Das Waſſer iſt der flüſsige Magnet (§. 95. Zuſ. 4. Erl. 7.) und ſtellt im gleichgültigen Zuſtand den Indifferenzpunct vor. Im Zuſtand der Adhäſion nähert es ſich der bloſs relativen Identität, im Zuſtand der Trennung in Sauer- und Waſſerſtoff, tritt es in den Moment der relativen Duplicität. Der dritte Moment (der chemiſche Proceſs im chemiſchen) wird bald näher beſtimmt werden.

Anm. 2. Es wäre ſehr natürlich, wenn gegen die Behauptung, daſs der ſogenannte Galvanismus nichts anders als der chemiſche Proceſs ſelbſt ſeye, die groſse Uebereinſtimmung angeführt würde, welche zwiſchen den galvaniſchen und electriſchen Erſcheinungen unläugbar ſtatt findet. Denn was man auch gegen dieſe Uebereinſtimmung vorgebracht hat, iſt von keinem Belang, da z. B. die Körper, welche ſelbſt für den verſtärkten Galvanismus als ſchlechte Leiter ſich zeigen, es für die verſtärkte *Electricität* nicht minder ſind, wie Weingeiſt u. a. Allein dieſe Uebereinſtimmung begreift ſich ſchon aus dem Satz §. 114. Der

nannte Galvanismus ist Magnetismus, Electricität und chemischer Process (den letztern im engern Sinn gedacht) zugleich. S. *diese Zeitschr. Bd.* 1. *H.* 2. S. 77. Aber ebendeswegen weil er dies ist, ist er der chemische Process selbst in der Totalität seiner Bedingungen dargestellt, unter welchen dann nothwendig die Electricität auch ist. Es ist daher nicht weniger nothwendig, dass die Voltaische Batterie die auffallendsten electrischen Erscheinungen, als dass sie die bedeutendsten chemischen hervorbringt.

Doch ehe wir dies auseinandersetzen können, müssen wir erst Einiges über die Construction dieses merkwürdigen Ganzen sagen, das wenigstens *den* Proteus, der in dem dynamischen Process unter so verschieden scheinenden Gestalten täuscht, für immer gefesselt enthält. Wir erlauben uns in Ansehung desselben eine Ausnahme von der allgemeinen Regel dieser Darstellung, theils wegen der Gröfse der Erfindung, welche, wie aus dem folgenden klar erhellen wird, die höchste und äusserste für dieses Gebiet ist, theils auch, weil allen Physikern, welchen die Bedeutung, und der Process der einfachen galvanischen Kette verborgen geblieben ist, noch weit mehr die verwikeltere Construction dieses Ganzen ein Räthsel seyn muss, oder wenn sie jene auch durch das oben (§. 112. Erl.) vorgetragne begriffen haben, ihnen doch die Anwendung davon auf den zusammengesetzteren Fall schwierig scheinen könnte. Es ist aber wichtig, dass die wahre Ansicht gerade über diese Erfindung bald hervorgebracht werde. Schon hat einer der da-

mit beſchäftigten (engliſchen) Phyſiker bekannt, dieſe Batterie werde ſie nöthigen, ihre bisherigen Lehrmeinungen über die electriſche Materie, (und ſo wohl zuletzt ihr ganzes bisheriges Gebäude der Phyſik) zu verlaſſen; ein Erfolg, der ſo gut iſt, daſs er nicht zu frühe herbeigeführt werden kann.

Nachdem Einmal im dynamiſchen Proceſs die Totalität hervorgebracht iſt, (durch chemiſchen Proceſs,) ſo findet in dieſer Sphäre oder Potenz nichts weiter ſtatt, als fortgeſetzte Addition dieſer Totalität zu ſich ſelbſt, welche nun in's Unendliche gehen, aber nie die Potenz ſelbſt überſchreiten kann. Dieſs iſt in Anſehung der dynamiſchen Potenz durch die Voltaiſche Erfindung geſchehen. Aus dieſer bloſsen Addition wird nun aber die Verſtärkung der Thätigkeit ſowohl innerhalb dieſes Ganzen, als derjenigen, die es nach aufsen ausübt, noch nicht hinreichend begriffen, ſondern man muſs hierzu noch in Betrachtung ziehen, daſs *innerhalb* des Ganzen ein jedes Glied zugleich Glied in drei ſogenannten Ketten, alſo in drei Proceſſen iſt, deren jeder für ſich ſchon ſelbſtſtändig und eine Totalität iſt. — Denn da nun jedes Glied des Ganzen, mit dem, was es als Glied der Einen Kette empfangen hat, oder geworden iſt, in der andern ſchon auftritt, und ſich ſo an das Ganze anſchlieſst, ſo begreift ſich, wie die Eine und ſelbe Kraft, durch fortwährende Steigerung einen beträchtlichen Grad erlangen, und wie endlich die äuſserſten Glieder der Kette, als Repräſentanten des ganzen + und — des Proceſſes an den entge-

entgegengeſetzten Enden A und B auftreten können. Man ſetze das Ganze von dieſen Puncten aus fort: ſo ſieht man, daſs A ſowohl als B in der neuen Verbindung den Proceſs mit einer Kraft anfängt, die ſonſt ein Product des Proceſſes iſt — und hieraus begreift man ohne Zweifel — das Rauſchen und Wogen und — faſt möchte man ſagen das lebendige Zuſammenbrennen des Ganzen in ſich, und ſeine (vielleicht) unbegränzbare Kraft nach aufsen.

Indeſs geſchieht aber der Proceſs innerhalb dieſes Ganzen mittelſt bloſser immaterieller Potenzen, (der der Cohäſion) nach den oben gegebnen Geſetzen, und hat mit ſeinen Materien, ſogar wenn man ſie imponderabel nennt, (wodurch die Ungereimtheit der Meinung nur noch vermehrt wird) durchaus nichts zu thun; und vor allem mögen die Phyſiker nur ihre bisherigen Begriffe über Leitung, und Leitungskraft aufgeben, um dieſes lebendige Ganze einigermaafsen zu faſſen.

Reflectiren wir auf das Innere deſſelben, ſo geht innerhalb jedes einzelnen Theilganzen ſchon daſſelbe vor, was im Totalganzen geſchieht, und in dem letztern nicht mehr; als was ſchon in jenem enthalten iſt. Der in ſeiner Cohäſion erhöhte Körper determinirt das Waſſer, zu Waſſer potenzirt durch + E, der in ſeiner Cohäſion verminderte (um ſich mittelſt deſſelben wieder zu erhöhen,) — zu Waſſer potenzirt durch — E (Sauerſtoff) — er oxydirt ſich; nur die beiden äuſſerſten Glieder der Kette, woferne ſie nicht geſchloſſen wird, bleiben mit ihrem + und

— isolirt; sie *können* daher keine andren als die electrischen Erscheinungen zeigen, (denn das *Dritte* fehlt), aber diese Erscheinungen ohne allen Zweifel unter jeder Form, unter welcher sie sonst sich darstellen; erst durch das Hinzukommen des dritten (z. B. des Wassers, sind die Bedingungen des chemischen Processes in Ansehung des *Ganzen* vollständig gegeben; aber nun tritt er auch vollständig ein durch das augenblickliche Angreifen des Flüssigen, durch Desoxydation und Oxydation, je nachdem die Umstände sind. — Soviel über diesen merkwürdigen Gegenstand wird vorerst ohngefähr hinreichen, den Gesichtspunct, aus dem er betrachtet seyn will, anzuzeigen.

§. 120. *Der chemische Process, obwohl er nach allen Dimensionen wirkt, afficirt doch in allen blos die Cohäsion.* — *Beweis.* Denn die Cohäsion ist die Gränze alles dynamischen Processes (§. 94. Zus.) *Anders:* denn auch das chemische Δ ist reducibel auf die gerade Linie, (§. 114 Zus. 3. a); es steht also (§. 62.) der ganze dynamische Process unter dem Schema des Magnetismus also (§. 67.) der Cohäsion, oder, was wiederum dasselbe ist (§. 95. Zus. 5.) der blossen Addition.

Anm. Es ist also zu erwarten, dass hier der erste Grund aller Arithmetik liege *).

§. 121. *Durch den chemischen Process können die Körper nicht der Substanz, sondern nur den Acci-*

*) Ein Gedanke welchen auch Hr. *Eschenmayer* aus Gelegenheit der Abhandlung vom dynamischen Process (Bd. 1. H. 1. und 2.) gegen mich geäussert hat.

Accidenzen nach verändert werden. Denn er afficirt blofs die Cohäſion. Nun iſt aber das, was durch die Cohäſion geſetzt iſt, nicht die Subſtanz (welche der Schwerkraft angehört), ſondern die blofsen Accidenzen derſelben (§. 70. Anm.) Alſo werden durch chemiſchen Proceſs nur die Accidenzen verändert werden. Die Subſtanz aber iſt, unabhängig von den letztern (daſ.); alſo iſt ſie durch Veränderung derſelben nicht zu verändern, ſie iſt ſonach unveränderlich durch chemiſchen Proceſs.

§. 122. *Alle ſogenannten Qualitäten der Materie, ſind blofse Potenzen der Cohäſion.* — Den Beweis enthält alles bisherige. Man vergleiche aber zum Ueberfluſs die Abhandlung *vom dynamiſchen Proceſs* Bd. I. dieſer Zeitſchrift.

§. 123. *Die Subſtanz jedes Körpers iſt von ſeinen Qualitäten völlig unabhängig und nicht durch ſie beſtimmt.* — Erhellt aus §. 122. vergl. mit 121.

Anm. 1. Z. B. Alſo was man Stikſtoff und Kohlenſtoff nennt iſt der Subſtanz nach völlig gleich, obſchon die Potenzen entgegengeſetzt ſind. Das relative An ſich in beiden iſt Ein und daſſelbe Indifferente, nämlich das Eiſen, der Subſtanz nach betrachtet.

2. Die Materie unterwirft ſich alſo auch hierinn dem allgemeinen Geſetz des Seyns. Denn alles Seyn, abgeſehen von den Potenzen, unter welchen es geſetzt iſt iſt Eins. (§. 12. Zuſ. 1.).

3. Das Seyn der Materie, abſtrahirt von ihren Potenzen iſt alſo gleich dem allgemeinen Seyn, und völlig daſſelbe mit ihm.

§. 124.

§. 124. *Kein Körper iſt der Subſtanz nach zuſammengeſetzt.* — Denn er iſt der Subſtanz nach die abſolute Identität ſelbſt. (§. 123. Anm. 3.)

Zuſ. 1. Was alſo auch getheilt oder zerlegt werden möge, ſo wird nie die Subſtanz zerlegt. Folgt aus §. vergl. mit §. 34. Zuſ.

Erläuterung. Es würde alſo z. B. falſch ſeyn zu ſagen, die Metalle beſtehen, oder ſeyen zuſammengeſetzt aus Kohlen - und Stikſtoff. Denn dieſe beide ſind bloſse Formen der Exiſtenz eines und deſſelben Identiſchen, nicht das Exiſtirende ſelbſt.

Zuſ. 2. Ein Körper wird chemiſch zerlegt, heiſst das Eine und gleiche Exiſtirende wird unter differenten Formen der Exiſtenz geſetzt.

Anm. Die ſogenannten Stoffe, woraus die Körper beſtehen ſollen, werden alſo erſt durch die Zerlegung geſetzt, und ſind Producte der Zerlegung.

Zuſ. 3. Hieraus folgt, daſs ein Körper obgleich er zerlegbar iſt, dennoch nicht zuſammengeſetzt, ſondern einfach ſeye.

§. 125. *Alle Materie iſt ſich nach innen gleich und differirt bloſs durch den nach auſsen gehenden Pol.* — Denn ſie differirt nicht dem Weſen (§. 12. Zuſ. 1.) oder der Subſtanz (§. 123. Anm. 2.) ſondern bloſs der Form der Exiſtenz nach. Nun iſt aber die Form der Exiſtenz der Subſtanz überhaupt, Cohäſion, (§. 92. vergl. mit §. 70. Anm.); die einzelne Form der Exiſtenz alſo (§. 68.) iſt *Pol*, mithin differirt ſie bloſs durch den Pol, unter deſſen Form ſie exiſtirt, oder (da das Weſen eines Dings das Inne-

ré; die Exiſtenz das Aeuſsere iſt) durch den Pol, mit dem ſie nach aufsen geht,

Erl. 1. Z. B. alſo das Alcali und die Säure ſind an ſich völlig indifferent, und differiren (wenigſtens im Anfang des Proceſſes der Neutraliſirung, denn jeder Moment deſſelben ändert die Accidenzen) — ohne Zweifel bloſs dadurch, daſs jenes den Waſſer- dieſes den Sauerſtoffpol nach aufsen kehrt. — Die Subſtanz entflieht uns eben darum unter den Händen, weil jeder Körper nur durch einen andern veränderlich (§. 36.) und weil er in jedem Moment des Proceſſes der Form der Exiſtenz nach, ein andrer iſt, ohne daſs je das reine, und formloſe Weſen ſelbſt hervortreten könnte.

2. Das *nach Innen* jedes Körpers kann man auch das *Potenzirte*, den nach aufsen gehenden Pol, das *Potenzirende* nennen.

§. 126. *Durch keinen Proceſs kann in den Körper etwas kommen, das nicht potentialiter ſchon in ihm iſt.* — In Anſehung des magnetiſchen (§. 115.) des electriſchen, des Wärmeproceſſes (§. 86. 88.) iſt es bereits bewieſen. Der Körper leitet z. B. nicht die fremde, ſondern die *eigne* Wärme und Electricität. In Anſehung des chemiſchen folgt es unmittelbar aus §. 69. Zuſ. 1. Denn alles, was durch den chemiſchen Proceſs in einen Körper geſetzt werden kann, ſind bloſse Potenzen der Cohäſion (§. 120.) aber in jeder Materie ſind potentialiter alle andern enthalten, und da ſich alle Materien von einander nur durch die Potenzen der Cohäſion unterſcheiden (§. 125.) ſo heiſst

dieſs

dieſs ſoviel: in jeder Materie ſind alle Potenzen der Cohäſion (*virtualiter*) ſchon enthalten; es kommt alſo etc.

Erl. Z. B. alſo der Körper, welcher ſich oxydirt, cohärirt (verbindet ſich) allerdings mit der Materie, deren Potenz der negative Factor der Cohäſion (der Sauerſtoff) iſt; aber der Sauerſtoff, mit welchem dieſe Materie nach aufsen geht, iſt ihr eigenes — das nur erſt, nachdem ihr + E durch die Potenz von aufsen eingeſchränkt oder aufgehoben iſt, zur Wirkung kommt: dieſe Anſicht iſt auf alle chemiſche Proceſſe anzuwenden.

Zuſ. 1. *Jeder Körper iſt eine Monas.*

Zuſ. 2. *Sein Entſtehen im chemiſchen Proceſs iſt ein Entſtehen an ſich, ſondern* (§. 78.) *bloſse Metamorphoſe.*

§. 127. *Die allgemeine Tendenz des chemiſchen Proceſſes iſt: alle Materie in Waſſer zu verwanden.* — Denn die Tendenz der Natur iſt (§. 109. Zuſ.) alle dynamiſchen Potenzen wechſelſeitig durch einander aufzuheben und gleichſam auszulöſchen, alſo die abſolute (dynamiſche) Indifferenz hervorzubringen. Aber dieſe exiſtirt nur im Waſſer (§. 95. Zuſ. 4. Erl. 7.) Alſo geht die Natur im chemiſchen Proceſs auf die Hervorbringung des Waſſers, oder Verwandlung aller Materie in das Waſſer.

Zuſ. 1. Der chemiſche Proceſs wird in dieſer Tendenz nur durch die active Cohäſion eingeſchränkt, welche, einmal geſetzt, nicht wieder aufgehoben werden kann, und die conſtruirende Kraft überhaupt iſt mit dem allge-

allgemeinen chemiſchen Proceſs in den ewigen Widerſpruch verwickelt, daſs ſie jede dynamiſche Potenz nur durch ihre entgegengeſetzte aufheben, dieſe aber nirgends hinwegnehmen kann, ohne ebenfalls wieder ihr entgegengeſetzte zu ſetzen, es iſt alſo unmöglich, daſs ſie je (in dieſer Potenz) zum Ziel gelange, aber eben durch dieſen Widerſpruch werden alle Körper in eine *allgemeine Wechſelwirkung* (alſo wenigſtens zur relativen Totalität) verflochten.

Zuſ. 2. Da das Waſſer das Potenzloſe iſt (§. 111. Zuſ.) alle dynamiſchen Potenzen aber Potenzen der Cohäſion ſind, ſo iſt das Waſſer das *vollkommen depotenzirte Eiſen.*

§. 128. *Lehnſatz.* Als Mittelglieder des Ueberganges der ſtarren Materie in den potenzloſen Zuſtand (das Waſſer) ſind die *Säuren* zu betrachten.

Zuſ. Hieraus folgt, daſs das ſogenannte Radical aller Säuren entweder ein ſtarrer Körper oder eine ſolche Materie ſeyn muſs, welche wenigſtens Einen Factor der activen Cohäſion repräſentirt.

Anm. Denn die Factoren der *paſſiven* Cohäſion (§. 95. Erl.) reduciren ſich wirklich zur abſoluten Indifferenz und eben hier entſteht *keine* Säure. — Die primären Säuren ſind Kohlen- und Stickſtoffſäure. Die ſecundären haben ſtarre Körper, z. B. den Schwefel, oder (wie wahrſcheinlich die Salzſäure) ein Metall zur Grundlage. —

§. 129. *Der chemiſche Proceſs im chemiſchen Proceſs iſt der Uebergang von Sauer- und Waſſerſtoff* §. 119. *zur abſoluten Indifferenz, d. h. zum Waſſer.* Folgt aus dem bisherigen von ſelbſt.

Zuſ.

Zuſ. 1. Dieſer Uebergang iſt mit der Gegenwart des Lichts nothwendig verbunden. — Denn (§. 103. Anm.) ſeine beiden modi exiſtendi, + E und — E, welche hier ſich gegen einander aufheben ſind, gegeben (§. 95. Zuſ. 10).

Zuſ. 2. Dieſer Uebergang iſt alſo Verbrennungs-Proceſs.

§. 130. *Das Grundgeſetz alles chemiſchen Proceſſes, iſt daſs der in ſeiner Cohäſion bis zu einem beträchtlichen Grad verminderte Körper ſich oxydire.* Erhellt aus der erſten Conſtruction §. 112.

Anm. Auf welche Art dieſe Cohäſionsverminderung geſchehe, ob unter der urſprünglichſten Form des chemiſchen Proceſſes (§. cit.) oder durch den electriſchen Funken, oder durch unmittelbare Wirkung der Wärme iſt in Anſehung des allgemeinen Geſetzes völlig gleichgültig.

§. 131. *Alle chemiſche Zuſammenſetzung iſt Depotenzirung der Materie.* — Denn in allen ſogenannten Zuſammenſetzungen geht die Natur darauf aus die entgegengeſetzten Potenzen der Materie durch einander aufzuheben, (§. 109. Zuſ.) oder §. 127. Waſſer hervorzubringen. Alſo (§. 127. Zuſ. 2.) iſt jede ſogenannte Zuſammenſetzung, eine (mehr oder weniger gelingende) Depotenzirung der Materie.

Zuſ. Hieraus folgt, daſs umgekehrt *Jede ſogenannte Zerlegung eine Potenzirung der Materie ſeye*, welches unmittelbar auch aus §. 124. Zuſ. 2. eingeſehen werden kann.

§. 132.

§. 132. *Die Oxydation* (z. B. der Metalle) *kann nicht Grund der Solution ſeyn.* — Denn dieſe iſt Auflöſung der Cohäſion. Jene aber erhöht vielmehr die Cohäſion §. 95. Erl. 10.) Alſo etc.

Zuſ. 1. Man wird daher vielmehr umgekehrt ſagen müſsen, der Kohlenſtoff, (im Diamant), das Metall u. ſ. w. ſtrebe indem es ſich oxydirt der Auflöſung entgegen und es löſe ſich auf, nicht weil es oxydirt, ſondern fortwährend in ſeiner Cohäſion vermindert worden.

Zuſ. 2. Der Körper, welcher ſich oxydirt, wird indem er abſolut ſchwerer wird nothwendig ſpecifiſch leichter. — Folgt aus dem eben verhandelten; und aus §. 72.

Zuſ. 3. Die Säure iſt an ſich völlig identiſch, (§. 124. Zuſ. 3) alſo auch nicht Säure; ſie iſt Säure nur im Gegenſatz gegen den Körper, welcher ſich in ſeiner Cohäſion zu erhöhen ſtrebt.

Zuſ. 4. *Die Auflöſung der Metalle in Säuren geſchieht nach dem allgemeinen Schema des chemiſchen Proceſſes* §. 112. Es ſey z. B. das aufzulöſende Metall Silber, die Säure Stickſtoffſäure, ſo iſt Kohlenſtoff, und Stickſtoff unter ſich, und mit Waſſer in Berührung, d. h. (§. 114. Zuſ. 2.) es iſt die Totalität des chemiſchen Proceſſes gegeben.

§. 133. *Auch die Säuren folgen in ihrer Wirkung auf die Metalle dem allgemeinen Geſetz der Polarität*, daſs nämlich nur entgegengeſetzte Pole ſich gegen einander richten.

Zuſ.

Zuſ. 1. Gegen die Metalle des Kohlenſtoff-Pols wird ſich vorzüglich nur die Säure des Stikſtoff- und gegen die Metalle dieſes Pols die Säure des Kohlenſtoff-Pols richten.

Zuſ. 2. *Das Eiſen wird von allen Säuren, ja vom bloſsen Waſſer angegriffen.* Das erſte erhellt aus §. vergl. mit §. 76. das zweite aus §. 113.

§. 134. *Abſolute Indifferenz können nur die Factoren der paſſiven nicht aber der activen Cohäſion herſtellen.*

Zuſ. Es iſt nothwendig, daſs die chemiſche Metamorphoſe nach entgegengeſetzten Richtungen, und mit freiſtehenden Polen, endige. Denn da der chemiſche Proceſs auf Hervorbringung der abſoluten Indifferenz ausgeht, dieſe aber nur in Anſehung der Potenzen der paſſiven, nicht der activen Cohäſion möglich iſt (§.), ſo endigt die Reihe der chemiſchen Producte nothwendig in entgegengeſetzte Pole, wovon der Eine nur den Einen, der andre nur den andern Factor der a. C. repräſentirt, und welche im chemiſchen Proceſs vergebens zuſammenſtreben.

§. 135. *Nicht der dynamiſche Proceſs iſt das Reelle, ſondern die durch ihn geſetzte dynamiſche Totalität*, denn überhaupt iſt nur die Totalität das Reelle (§. 50. Erl.)

Anm. Das Verdienſt, dieſe Totalität in Anſehung des Erdkörpers darzuſtellen, hat ſich nun *Steffens* in ſeinen oft angeführten Beiträgen erworben, — In denſelben hat er auch durch ſcharfſinnige Combination

bination von Thatſachen zuerſt das Reſultat begründet, daſs die *Erden*, (die höchſten Producte der chemiſchen, alſo der zweiten, Metamorphoſe) entgegengeſetzte Reihen bilden, wovon die Eine (die Kieſelreihe) den Kohlenſtoff- die andre, (die kalkigte) den Stikſtoff- Pol repräſentirt. Hierdurch erklärt ſich §. 134. Zuſ.

§. 136. *Unmittelbar durch das Geſetztſeyn der dynamiſchen Totalität iſt das Hinzutreten des Lichts zum Product geſetzt*, (d. h. es iſt die relative Totalität der ganzen Potenz geſetzt, (§. 58. Zuſ. 8. Anm.) — *Beweis*: denn unmittelbar dadurch daſs die dynamiſche Totalität geſetzt iſt, findet das Licht als ideelles Princip ſeine Gränze, (§. 94. Zuſ. vgl. mit §. 134.) es hört alſo (§. 58.) auch unmittelbar auf, ideell zu ſeyn, es wird reell, oder, es tritt zum Product.

Zuſ. 1. Der Ausdruck des Totalproducts iſt alſo Licht mit der Schwerkraft verbunden.

Zuſ. 2. Das einzige An ſich dieſer Potenz iſt das Totalproduct. (§. 58. Zuſ. 8. Erl. 3.)

§. 137. *Unmittelbar durch das Geſetztſeyn der relativen Totalität der ganzen Potenz* (§. 58. Zuſ. 8. Anm.) *iſt die Schwerkraft als bloſse Form des Seyns der abſoluten Identität geſetzt.* — Denn ebenſo unmittelbar wie durch das Geſetztſeyn von $A = B$ als relativer Totalität, A^2 (§. cit. Zuſ. 7.) geſetzt iſt, iſt durch das Geſetztſeyn von A^2 (A = B,) als relativer Totalität, A^3 geſetzt; A^3 aber iſt die abſolute Identität inſofern ſie unter der Form des Seyns

von

von A^2 und $\dot{A} = B$ als exiſtirend geſetzt iſt. Alſo u. ſ. w.

Erläuterung. Die Schwerkraft iſt die abſolute Identität inſofern ſie nicht *iſt*, ſondern den Grund ihres Seyns enthält (§. 54. Anm.) Nun iſt ſie aber in der Cohäſion als ſeyend geſetzt. (§. 92.) Sie kann aber nicht als die abſolute Identitat geſetzt ſeyn. Denn zum Weſen derſelben gehört das Seyn (§. 8. Zuſ. 1.); zum Weſen der Schwerkraft aber gehört es vielmehr, nicht zu *ſeyn*. Sie kann daher auch nicht *an ſich* als exiſtirend geſetzt ſeyn, und ſie iſt auch wirklich bloſs als exiſtirend geſetzt, inſofern die abſolute Identität als Licht geſetzt iſt (§. 94.) welches wiederum nicht an ſich iſt (§. 98.) ſie kann alſo überhaupt nicht als an ſich exiſtirend d. h. (§. 15. Zuſ. 2.) ſie kann nur als Form des Seyns der abſoluten Identität geſetzt ſeyn, welches eben in der relativen Totalität dieſer Potenz geſchieht.

Hieraus erhellt auch, daſs die ganze Thätigkeit dieſer Potenz (der dynamiſchen) darauf ausgeht die Schwerkraft als Form des Seyns der abſoluten Identität zu ſetzen, welches aber nur mittelſt des relativen Gegenſatzes mit A^2, (der andern Form des Seyns), alſo nur mittelſt des dynamiſchen Proceſſes geſchehen kann, daher dieſer auch nicht in der Totalität dieſer Potenz (d. h. an ſich), ſondern (§. 27.) nur in Anſehung des Einzelnen, oder auſserhalb der Totalität dieſer Potenz, ſtattfindet.

§. 138. *Dadurch, daſs ſie als bloſse Form des Seyns der abſoluten Identität geſetzt wird, wird die Schwer-*

Schwerkraft ſelbſt als accidentell geſetzt. — Erhellt aus §. 70. Anm.

Zuſ. A^3 iſt alſo in Bezug auf die Schwerkraft das Subſtantielle.

§. 139. *Erklärung.* Die Schwerkraft wird als accidentell in Bezug auf die abſolute Identität geſetzt, heiſst: ſie wird als bloſse Potenz (§. 64. Erkl. 1.) oder als bloſser Pol geſetzt. Wegen des letztern ſ. den Beweis von §. 125.

Anm. Wir können uns ſonach über das Verhältniſs der urſprünglichen Metamorphoſe (§. 95.) zu der, welche wir die zweite genannt haben, und welche durch den dynamiſchen zunächſt aber chemiſchen Proceſs geſetzt iſt, beſtimmter, als bisher, ſo ausdrücken: die urſprüngliche Metamorphoſe deutet das allmälige Geſetztwerden der Schwerkraft als bloſser Form des Seyns der abſoluten Identität an; die abſolute Identität iſt nur innerhalb derjenigen Sphäre *Licht* (A^2), innerhalb welcher die Schwerkraft noch als Schwerkraft, nicht als bloſse Potenz geſetzt iſt; ſie ſelbſt iſt aber unmittelbare Urſache jener erſten Metamorphoſe, oder das unmittelbar Setzende jener erſten Reihe, in welche alle urſprünglichen Materien fallen. Die unmittelbare Urſache der zweiten Metamorphoſe dagegen iſt die Schwerkaft, welche, da ſie durch jene erſte aus ihrer Ruhe geriſſen iſt, durch magnetiſchen, durch electriſchen, in der Totalität durch chemiſchen Proceſs die Potenzen, unter welchen ſie geſetzt wird, aufzuheben ſucht.

§. 140. *Die Schwerkraft kann als bloſse Potenz*

oder

oder als Pol nicht anders als nach entgegengeſetzten Richtungen geſetzt werden; folgt unmittelbar.

Denn im Begriff von Pol wird ſchon auch der Begriff von *Richtung* gedacht. Nun iſt aber die Schwerkraft an ſich indifferent, es iſt alſo kein Grund daſs ſie nach der Einen Richtung vorzugsweiſe geſetzt werde, ſie wird alſo ganz nothwendig und gleicherweiſe nach entgegengeſetzten Richtungen geſetzt.

Zuſ. Dieſes Geſetz gilt, wie alle Geſetze des Seyns der abſoluten Identität, in's Unendliche. Es gilt alſo auch in Anſehung des Einzelnen wie des Ganzen.

§. 141. *Lehnſatz.* Die entgegengeſetzten Pole, unter welchen die Schwerkraft auf gleiche Weiſe als Form der Exiſtenz der abſoluten Identität geſetzt wird, ſind in Anſehung des Ganzen *Pflanze* und *Thier*, in Anſehung des Einzelnen die *beiden Geſchlechter*.

Anm. Der Leſer wird es uns zu gut halten, wenn wir um auf dem kürzeſten Wege zum Ziel zu gelangen, wie bisher, Sätze, deren Beweiſe ein jeder durch eignes Nachdenken ſelbſt finden kann, als bloſse Lehnſätze oder auch ohne Beweis aufſtellen. Es verſteht ſich übrigens, daſs eine weitere Auseinanderſetzung der obigen Behauptung in der Folge noch vorkommen wird.

Zuſatz. 1. Hieraus erhellt, daſs das Totalproduct (§. 136. Zuſ. 1.) der *Organismus* ſeye.

2. Wie die ganze dynamiſche Potenz ſich dem Schema der relativen Identität unterwirft (§. 105, Bew.)

ſo

ſo fällt die geſammte organiſche unter das der relativen Duplicität. Es erklärt ſich hieraus §. 50. Erl. 3.

Anm. Das beſondere Schema dieſer Potenz finden wir nicht nöthig zu wiederhohlen, da es dem der erſten und zweiten (§. 50. 58.) ganz gleich iſt.

§. 142. *Die abſolute Identität iſt Urſache des Organismus, unmittelbar dadurch daſs ſie A^2 und $A=B$ als Formen ihres Seyns, d. h. unmittelbar dadurch daſs ſie ſich ſelbſt unter der Form beider als exiſtirend ſetzt.* — Beweis iſt alles Bisherige.

§. 143. *Erkl.* Die abſolute Identität ſofern ſie ſich ſelbſtunter der Form von A^2 (§. 96.) und $A=B$ (§. 52.) als exiſtirend ſetzt, iſt Wirkſamkeit. Denn Wirkſamkeit iſt Kraft, die zur Thätigkeit erhoben iſt, oder Identität von Kraft und Thätigkeit.

§. 144. *Die Wirkſamkeit, wodurch der Organismus beſteht, geht nicht auf die Erhaltung der Subſtanz als ſolcher, ſondern der Subſtanz, als Form der Exiſtenz der abſoluten Identität.* — Denn die Subſtanz ($A=B$) iſt in Anſehung des Organismus ſelbſt eine bloſse Form der Exiſtenz (§. 137.) alſo etc. *Anders.* In dem *primum exiſtens* geht die Kraft, wodurch es exiſtirt, bloſs auf die Subſtanz, welche aller Veränderungen unerachtet, weder vermehrt noch vermindert, noch viel weniger vernichtet werden kann. (§. 34. Zuſ. 2.) Der Organismus aber iſt Organismus keineswegs durch die Subſtanz (welche unveränderlich iſt) ſondern durch die Art oder Form des Seyns der abſoluten Identität. (§. 142.) Alle Wirkſamkeit des Organismus geht alſo auch auf Erhaltung der

Subſtanz, als Form der Exiſtenz mithin nicht der Subſtanz als Subſtanz.

§. 145. *Die Urſache wodurch die Subſtanz (das A = B) des Organismus, als Subſtanz erhalten wird, liegt nothwendig auſser ihm.* — Folgt unmittelbar aus §. 144.

Erklärung. Oben iſt erklärt worden, wir verſtehen unter *Natur* vorerſt die abſolute Identität inſofern ſie unter der Form des Seyns von A und B *actu* exiſtirt. (§. 61.) Nun exiſtirt ſie aber als ſolche nur in der Cohäſion und dem Licht. Da ſie aber durch die Cohäſion und das Licht Grund ihres Seyns als A^3 iſt, ſo wie ſie durch die Schwerkraft Grund ihres Seyns als A^2 war, und da ſie als A^3 vielleicht wiederum Grund ihres Seyns (in einer noch höhern Potenz) iſt, ſo werden wir allgemein ſagen können: wir verſtehen unter Natur die abſolute Identität überhaupt, ſofern ſie nicht als ſeyend, ſondern als Grund ihres Seyns betrachtet werde, und wir ſehen hieraus vorher, daſs wir alles Natur nennen werden, was jenſeits des abſoluten Seyns der abſoluten Identität liegt.

Zuſ. 1. Wir werden demnach ſagen können: die Urſache, wodurch die Subſtanz des Organismus als Subſtanz erhalten werde, liege in der Natur.

Zuſ. 2. Da die Wirkſamkeit des Organismus (§. 144.) bloſs darauf geht A^2 und A = B, (die Subſtanz) als Formen ſeiner Exiſtenz zu ſetzen, A = B aber als Subſtanz ihm nur von auſsen gegeben werden kann, ſo

so wird also der Organismus von aufsen zur Wirksamkeit determinirt.

Erklärung. Diefes Determinirtwerden etc. ist Erregt - Gereiztwerden; und da ferner der Grund, dafs $A = B$ in Anfehung des Organismus blofse Form der Exiftenz ist, in der Identität mit dem A^2 liegt, (§. 137.) da also diefe den Grund enthält, dafs die Subftanz dem Organismus von aufsen gegeben, d. h. dafs er von aufsen zur Wirksamkeit determinirt werden mufs, so kann A^2 in der Identität mit $A = B$ als *Reizbarkeit*, die Wirksamkeit felbft aber, wodurch beide als Formen der Exiftenz des Organismus gefetzt werden — (weil diefer nämlich blofser Grund der Möglichkeit jener Wirksamkeit ist, und die Determination dazu von aufsen erwartet), — als *Indifferenzvermögen* des Organismus gedacht werden.

Zuf. 3. Wir fehen wohl, dafs das Vermögen der Indifferenz des lebenden Organismus Ein und dafselbe ist mit dem Grund durch welchen zuerft das Licht der Schwerkraft gleich, und diefe gemeinfchaftlich mit jenem als Form der Exiftenz der abfoluten Identität gefetzt wurde, wir erfahren dadurch zugleich ganz beftimmt, dafs die abfolute Identität eben fo unmittelbar Urfache des Organismus oder Grund der gemeinfchaftlichen Realität des A^2 und $A = B$, als des A und B in dem *Primum Exiftens ist*: (§. 53.) Der Organismus ist alfo das *fecundum Exiftens*; und da die abfolute Identität als unmittelbare Urfache des Organismus abermals Grund ihrer Exiftenz ist, fo ftellt

ſie ſich hier auf's Neue (§. 54.) nur als Schwerkraft der höhern Potenz dar. — Durch die ganze Reihe geht ſonach die abſolute Identität als Grund ihres eignen Seyns, ſich ſelbſt, ſofern ſie exiſtirt, voran, durch die ganze Reihe folgt uns alſo, gleichſam als das mütterliche Princip, auch die Schwerkraft, welche von der abſoluten Identität befruchtet, ſie ſelbſt hervorbringt; es erhellt aus dem Ganzen, daſs der Organismus eben ſo urſprünglich iſt, als die Materie, aber auch daſs es eben ſo unmöglich iſt, das erſte Einſchlagen des Lichts in die Schwerkraft auf empiriſchem Wege darzuſtellen, als das erſte Einſchlagen des ideellen Princips in das reelle überhaupt (§. cit. Anm.)

Erkl. 2. Die Formel $A^2 = (A = B)$, als relative Totalität gedacht, bezeichnet die abſolute Identität, nicht ſofern ſie exiſtirt, ſondern ſofern ſie Grund oder Urſache ihrer Exiſtenz durch den Organismus iſt, alſo auch den Organismus ſelbſt. Die Formel $A^3 = (A^2 - A = B)$ bezeichnet die unter der Form von A^2_2 und $A = B$ (des Organismus) exiſtirende abſolute Identität. — Folgt aus dem Vorhergehenden.

Zuſ. 4. Die Formel $A^2 = (A = B)$ bezeichnet an ſich betrachtet ſowohl Reizbarkeit als Indifferenzvermögen (Erkl. 1. vergl. mit 2.). Da alſo dieſe beide durch Eine und dieſelbe Identität ausgedrückt werden, ſo ſind ſie auch Eines und daſſelbe nur von verſchiedenen Seiten angeſehen.

Erkl. 3. Im Vorhergehenden liegt der Grund, warum die Formel $A^2 = (A = B)$ auch als Ausdruck des Gleichgewichts der Erregung betrachtet werden kann.

Zuſ.

Zuſ. 5. Organiſche Indifferenz (Erkl. 1.) alſo auch Gleichgewicht der Erregung (Erkl. 3.) iſt Geſundheit.

§. 146. *Der Organismus iſt, als ſolcher, eine Totalität nicht nur in Bezug auf ſich ſelbſt, ſondern ſchlechthin.* — Denn unmittelbar durch ihn exiſtirt die abſolute Identität (§. 145. Erkl. 2.) dieſe exiſtirt aber nur *als* Totalität (§. 26.) Alſo etc.

Anm. Der Organismus iſt aber nicht abſolute Totalität, denn die durch ihn exiſtirende Identität iſt nur die Identität *dieſer* Potenz. Hier kann zugleich klar eingeſehen werden, wie ſich Identität zur Totalität verhält, und umgekehrt. — Das Licht z. B. iſt die exiſtirende Identität, aber es iſt nicht Totalität; denn abſolute Totalität iſt nur die unter der Form aller Potenzen exiſtirende Identität; (§. 43.) die Totalität dieſer Potenz alſo die unter der Form von A^2 und $A = B$ exiſtirende Identität.

Zuſ. In Anſehung des Organismus iſt die Subſtanz auch das Accidens (§. 70. Anm.) die Wirkung (§. 83. Zuſ. 4.) auch die Urſache und er iſt unmittelbar nur in Wechſelwirkung mit ſich ſelbſt (§. 127. Zuſ. 1.). — Alle Gegenſätze galten überhaupt nur für die Sphäre des relativen Gegenſatzes zwiſchen A^2 und $A = B$, welcher mit dem Organiſmus zugleich aufgehoben iſt (§. 137. Erl.)

§. 147. *Erkl.* Die Materie, inſofern ſie nicht zur Form der Exiſtenz der abſoluten Identität erhoben iſt, nennen wir todte oder auch unorganiſche Materie.

Die

Die Materie, welche Form des Seyns der abſoluten Identität iſt, iſt *belebt*.

Zuſ. Hieraus erhellt, wie der Organismus, da er Form der Exiſtenz der abſoluten Identität iſt, wegen keines Dings oder Zwecks auſser ſich, ſondern nur um ſein ſelbſt willen d. h. darum exiſtiren könne, damit die abſolute Identität unter ſeiner Form exiſtire.

§. 148. Die *unorganiſche Natur als ſolche exiſtirt nicht*. Denn das einzige An ſich dieſer Potenz iſt die Totalität (§. 58. Zuſ. 3. Erl. 3.) d. h. der Organismus.

Anm. Die ſogenannte unorganiſche Natur iſt daher wirklich organiſirt, und zwar für die Organiſation, (gleichſam als das allgemeine Saamenkorn, aus welchem dieſe hervorgeht.)

§. 149. *Lehnſatz* 1. Die Weltkörper ſind Organe des allgemeinen anſchauenden Princips der Welt. Oder, was daſſelbe iſt, der abſoluten Identität — S. §. 55.

2. Jeder Weltkörper iſt an ſich betrachtet eine Totalität, im Gegenſatz gegen jeden andern alſo ein in ſich beſchloſſenes und in jeder Rückſicht beſtimmtes Individuum.

3. Wie das anſchauende Princip der Welt ſich im Weltkörper individualiſirt, ſo das des Weltkörpers im Organismus.

4. Der Centralkörper jedes Syſtems enthält die Identität (das A = A) aller übrigen dieſes Syſtems, er iſt alſo (1.) das Central-Organ des anſchauenden

Prin-

Princips, oder der abſoluten Identität für dieſes Syſtem.

§. 150. *Der Organismus entfaltet die Materie nicht bloſs in ihren Accidenzen, ſondern der Subſtanz nach.* Denn er ſetzt die ganze Subſtanz der Materie als Accidens. (§. 137.)

Zuſ. Andere ausgedrückt (nach §. 137.) er zwingt die Materie das Innere (als Pol) nach aufsen zu kehren. — Er tritt alſo dem Daſeyn der Materie am nächſten.

§. 151. *Die Organiſation im Einzelnen ſowohl als im Ganzen muſs als durch Metamorphoſe entſtanden gedacht werden.* — Erhellt aus 140. vergl. mit 78.

Zuſ. Die Organiſation kann daher im Ganzen ſowohl als im Einzelnen, als Magnet betrachtet werden.

§. 152. *Lehnſatz.* In Anſehung des Ganzen repräſentirt die Pflanze (§. 141.) den Kohlen - das Thier den Stickſtoffpol. Das Thier iſt alſo ſüdlich, die Pflanze nördlich. In Anſehung des Einzelnen iſt dieſer Pol durch das männliche, jener durch das weibliche Geſchlecht bezeichnet.

Zuſ. Das männliche und weibliche Geſchlecht im Einzelnen verhalten ſich alſo zu einander, wie Pflanze und Thier im Allgemeinen.

§. 153. *Die Organiſation jedes Weltkörpers* (z. B. der Erde) *iſt das herausgekehrte Innere dieſes Weltkörpers ſelbſt, und durch innere Verwand-*

lung (z. B. der Erde) gebildet. — Folgt aus §. 150. Zuſ. u. 151.

Erläuterung. Die Schwierigkeiten, die man bis daher gefunden hat, ſich einen erſten Urſprung der Organiſationen aus dem Innern jedes Weltkörpers zu denken, hatten ihren Grund vorzüglich darinn, daſs man weder einen deutlichen Begriff von Metamorphoſe, noch von dem urſprünglich, und ſchon dynamiſch organiſirten Zuſtand jedes Weltkörpers (§. 148. Anm.) gehabt hat; daher ſelbſt Kant noch die Idee, daſs alle Organiſationen, der Erde z. B., aus ihrem eigenen Schooſs gebohren, als eine abentheuerliche ja faſt furchtbare Vorſtellung betrachtet. Aus unſern Grundſätzen folgt jene Idee nothwendig, und auf natürliche Weiſe. Wir bitten denjenigen, der ſich mit ihr nicht ſchon vertraut gemacht hat, nur vorerſt die falſchen Begriffe zu entfernen, die ſich bei den meiſten mit ihr verbinden, z. B., als ob die Erde Thiere und Pflanzen hervorgebracht hätte, (und alſo zwiſchen beiden ein wirkliches Cauſalverhältniſs ſtattfände, da es doch vielmehr ein vollkommnes Identitätsverhältniſs iſt. Die Erde ſelbſt wird Thier und Pflanze, und es iſt eben die zu Thier und Pflanze gewordne Erde, die wir jezt in den Organiſationen erblicken). Ferner als ob wir uns vorſtellten, das Organiſche habe ſich überhaupt aus dem Unorganiſchen gebildet, (da wir doch dieſes gar nicht zugeben, und alſo freilich die Organiſation nicht entſtanden, ſondern von Anbeginn, wenigſtens *potentia*, gegenwärtig denken. — Die jetzt vor uns liegende unorganiſch

niſch ſcheinende Materie iſt freilich nicht *die*, woraus Thiere und Pflanzen geworden ſind, denn ſie iſt vielmehr dasjenige von der Erde, was nicht Thier und Pflanze werden, oder ſich bis zu dem Punct verwandeln konnte, wo es organiſch wurde, alſo das Reſiduum der organiſchen Metamorphoſe; wie Steffens ſich vorſtellt, das nach aufsen gekehrte Knochengerüſte der ganzen organiſchen Welt. — Im allgemeinen aber, bedenke man, dafs wir die gewöhnlichen und bisher herrſchenden Vorſtellungen von der Materie gar nicht einräumen, indem man aus dem bisherigen erſehen muſs, dafs wir eine innere Identität aller Dinge und eine potentiale Gegenwart von allem in allem behaupten, und alſo ſelbſt die ſogenannte todte Materie nur als eine ſchlafende Thier- und Pflanzenwelt betrachten, welche durch das Seyn der abſoluten Identität belebt, in irgend einer Periode, deren Ablauf noch keine Erfahrung erlebt hat, auferſtehen könnte. Die Erde iſt uns nichts als der Inbegriff oder die Totalität der Thiere und Pflanzen ſelbſt, und, wenn jene den poſitiven dieſe den negativen Pol repräſentiren, der bloſse Indifferenzpunct dieſes organiſchen Magnets, (mithin ſelbſt organiſch).

§. 153. *Die organiſche Natur unterſcheidet ſich von der ſogenannten anorganiſchen bloſs dadurch, dafs jede Stufe der Entwiklung, welche in jener durch Eine Indifferenz, in dieſer durch relative Differenz*, (die des Geſchlechts) *bezeichnet iſt.*

Zuſ.

Zuſ. Wenn die ſogenannte unorganiſche Materie nach aufsen different, nach innen aber indifferent iſt, (§. 125.) ſo iſt dagegen der Organismus nach innen different, nach aufsen indifferent. Es iſt alſo hier durchaus kein Gegenſatz an ſich, ſondern ein bloſser Gegenſatz der Umkehrung.

§. 154. *Der Stickſtoff iſt die reelle Form des Seyns der abſoluten Identität.* — Denn er iſt der potitive Factor der Cohäſion (§. 95. Zuſ. 4. Erl. 5.)

Zuſ. 1. Das Thier (§. 152.) iſt alſo vorzugsweiſe belebt.

Anm. Hierher fällt auch der Grund der thieriſchen Wärme.

2. Das männliche Geſchlecht (§. cit.) iſt durch die ganze Natur das belebende, oder zeugende. Dem weiblichen iſt das Geſchäft der Pflanze, die Ausbildung durch den höhern Cohäſionsproceſs übertragen.

3. Die Pflanze iſt nur durch das Geſchlecht belebt, denn nur durch das Geſchlecht gelangt ſie zur Darſtellung der reellen Form des Seyns, und alſo (§. 147.) zur Belebung; das Thier iſt unabhängig vom Geſchlecht belebt.

§. 155. *Das Geſchlecht, welches die Pflanze mit der Sonne verknüpft, heftet umgekehrt das Thier an die Erde.* — Denn die Pflanze, welche (§. 95. Erl. 6.) urſprünglich in der Concreſcenz mit der Erde iſt, wird der abſoluten Identität, in Anſehung der Erde alſo der *Sonne*, (§. 149. Lehnſ. 4.), bloſs durch das Geſchlecht (§. 154. Zuſ. 3.) verbunden. Bei dem Thier

Thier hingegen, welches unabhängig vom Geſchlecht, der abſoluten Identität, alſo der Sonne, verknüpft iſt (daſ.), wird das Geſchlecht vielmehr Mittel der Cohäſion mit der Erde.

§. 156. *Der potenzirteſte poſitive Pol der Erde iſt das Gehirn der Thiere und unter dieſen des Menſchen.* Denn da das Geſetz der Metamorphoſe nicht nur in Anſehung des Ganzen der Organiſation, ſondern auch in Anſehung der einzelnen gilt, das Thier aber der poſitive (Stickſtoff) Pol der allgemeinen Metamorphoſe iſt, ſo wird im Thier ſelbſt wieder das höchſte Product der Metamorphoſe der vollkommenſte, d. h. potenzirteſte poſitive Pol ſeyn. Nun iſt aber (wie bekannt) das Gehirn das höchſte Product etc. Alſo

Anm. 1. Der Beweis dieſes Satzes iſt freilich nicht aus den chemiſchen Analyſen zu führen, aus Gründen, welche künftig allgemein werden eingeſehen werden. — Uebrigens iſt dieſer Satz, indirect wenigſtens, ſchon von *Steffens* behauptet worden. Bd. 1. *dieſer Zeitſchr.* Heft 2. S. 117.

Anm. 2. Das Beſtreben der Metamorphoſe im Thierreich geht wie aus dem bisherigen leicht zu ſchlieſſen iſt, nothwendig durchgängig auf die reinſte und potenzirteſte Darſtellung des Stickſtoffs. — Dieſs geſchieht in dem gebildeten Thier fortwährend durch den Proceſs der Aſſimilation, der Reſpiration, welche blos dazu dient, den Kohlenſtoff vom Blut loszureiſsen; ruhiger und nicht mehr in einem ſtetigen, ununterbrochnen Proceſs, gleichſam als ob die Natur über ſich ſchon zur Ruhe gekommen wäre, durch die ſogenannte willkührliche Bewegung. — Das erſte ruhende Thier ſtellt die bereits ganz aus ſich ſelbſt herausgekommne Erde dar; mit der vollkommenſten Gehirn- und Nervenmaſſe

aber

aber ist ihr Innerstes entfaltet; und das Reinste, das die Erde der Sonne gleichsam als Opfer darbringen kann.

Zus. 1. Das Geschlecht ist die Wurzel des Thiers. Die Blüthe das Gehirn der Pflanzen.

Anm. Näher der Erde, und gleichsam unmittelbarer verwandt ist das pflanzenhafte Geschlecht, das weibliche, und nur durch dieses das thierische nämlich das männliche. — Da jeder Weltkörper ein bestimmtes Individuum ist (§. 149. Lehns. 2.), so wird auch der Character eines jeden entweder mehr gegen den männlichen oder gegen den weiblichen incliniren, oder, wie die Erde, welche zwischen Venus und Mars ihre Bahn vollführt, beide in einer vollkommneren Indifferenz in sich vereinigen.

Zus. 2. Wie die Pflanze in der Blüthe sich schliesst, so die ganze Erde im Gehirn des Menschen, welches die höchste Blüthe der ganzen organischen Metamorphose ist.

Zus. 3. Wie die Pflanze durch die Blüthe mit der Sonne cohärirt, (welches der Lichtdurst der Pflanze, die Bewegungen der Staubfäden durch Einwirkung des Lichts beweisen), so das Thier durch das Gehirn. — Mit der vollkommensten Gehirnbildung ist daher auch die Pflanze ganz umgekehrt, und erst im Menschen richtet sich die Organisation wieder auf.

Zus. 4. Die Indifferenz schliesst sich im Thier der Erde, in der Pflanze der Sonne zu.

Zus. 5. Wie nach dem Einen Pol der allgemeinen Metamorphose die vollkommenste Gehirnbildung,

fällt,

fällt, ſo nothwendig nach dem entgegengeſetzteſten die unvollkommenſte Geſchlechtsentwiklung. (Cryptogamie) — Iſt aus dem Vorhergehenden leicht einzuſehen.

§. 157. *Das Thier iſt in der organiſchen Natur das Eiſen, die Pflanze das Waſſer.* — Denn jenes fängt von der rolativen Trennung (der Geſchlechter) an. Dieſe endet darinn. *Zuſ.* 1. Das Thier zerlegt das Eiſen, die Pflanze das Waſſer. 2. Das weibliche und männliche Geſchlecht der Pflanze iſt der Kohlenſtoff und Stikſtoff des Waſſers (§. 95. Erl. 13.). Folgt unmittelbar.

§. 158. *Erklärung.* Das Gleichgewicht der Erregung (§. 148. Erkl. 3.) nenne ich auch das quantitative oder arithmetiſche Gleichgewicht von A^2 und $A = B$.

§. 159. *Auſser dem quantitativen Gleichgewicht von A^2 und $A = B$ iſt noch ein andres Verhältniſs beider nothwendig.* — Denn das quantitative Verhältniſs beider beſtimmt den Organismus überhaupt (§. cit. Erkl. 2). Nun ſteht aber der Organismus im Ganzen ſowohl als im Einzelnen unter dem Geſetz der Metamorphoſe (§. 151.) Es muſs alſo, da jene Formel einziger Ausdruk des Organismus iſt, auſser dem quantitativen Verhältniſs der beiden Factoren, noch ein anderes möglich ſeyn, durch welches ſie die verſchiednen Stuffen der Metamorphoſe im Ganzen ſowohl als im Einzelnen ausdrücken.

Zuſ. 1. Dieſes Verhältniſs beider Factoren kann kein andres ſeyn, als welches ihnen in Bezug auf die Dimenſionen der Materie zukommt.

Anm.

Anm. In der Metamorphoſe ſpielt das Licht gleichſam mit der Schwerkraft. Da nun dieſe, als Beſtimmendes der Subſtanz, die dritte Dimenſion beherrſcht, ſo erreicht die Metamorphoſe im Einzelnen ſowohl als im Ganzen erſt dadurch den Punct der Vollendung, daſs die Subſtanz, in allen Dimenſionen, als bleibende Form der Exiſtenz der abſoluten Identität geſetzt iſt.

Zuſ. 2. Wenn alſo jenes erſte, quantitative, Verhältniſs, das Verhältniſs beider in Bezug auf den Organismus, als Grund der Exiſtenz der abſoluten Identität, iſt, ſo iſt das zweite, ſo eben beſtimmte, das Verhältniſs beider zur exiſtirenden abſoluten Identität ſelbſt. Jenes könnte man auch das der Erregung, dieſes das der Metamorphoſe nennen *).

*) Hier müſsen wir aber für diesmal unſre Darſtellung unterbrechen. Zeit und Umſtände erlaubten nicht, ſie in einem folgenden Heft ſogleich fortzuſetzen; noch weniger verſtattete der Reichthum des Gegenſtandes, und die Nothwendigkeit, einzelne Puncte ausführlicher zu behandeln, als wir ſelbſt wünſchten, ſie in einer noch concentrirteren Form zu geben. — Dadurch entſteht nun freilich der Nachtheil, daſs die, welche dieſes Syſtem kennen lernen und beurtheilen wollen, die Akten nicht auf Einmal vollſtändig in die Hand bekommen, dieſs wird aber für diejenigen, welchen nicht ihr Gefühl ſagt, daſs ſie den Sinn des Ganzen ſchon aus dieſem Entwurfe begriffen haben, (was nicht unmöglich iſt), nie ein Beſtimmungsgrund ſeyn, ſich mit ihrem Urtheil nicht zu übereilen; diejenigen aber, welchen ihr Gefühl dieſs ſagt, und ich glaube-

be, dafs dieſs bei der gröſseren Anzahl meiner Leſer der Fall ſeyn wird, werden, indem ſie jetzt mit ihren Gedanken meiner Darſtellung zuvoreilen, mir nur deſto vorbereiteter folgen, wenn ich ſie von einer Stufe der organiſchen Natur zur andern bis zu den höchſten Thätigkeitsäuſserungen in derſelben, von da zur Conſtruction der abſoluten Indifferenz oder bis zu demjenigen Punct führen werde, wo die abſolute Identität unter völlig gleichen Potenzen geſetzt iſt; wenn ich ſie hierauf vom dieſem Punct aus zur Conſtruction der ideellen Reihe einlade, und eben ſo wieder, durch die drei, in Anſehung des ideellen Factors poſitive, Potenzen, wie jetzt durch die drei, in Anſehung deſſelben negative, zur Conſtruction des abſoluten Schwerpuncts führe, in welchem, als die beiden höchſten Ausdrücke der Indifferenz, *Wahrheit* und *Schönheit* fallen.

Vorlesungen

über

die Methode

des academischen Studium.

Von

F. W. J. Schelling,

Dr. der Philosophie und Medicin

und Professor zu Jena.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Diese Vorlesungen sind im Sommer 1802. auf der Universität zu Jena gehalten. Ihre Wirkung auf eine beträchtliche Anzahl von Zuhörern: die Hoffnung, daß manche Ideen derselben, außer andern Folgen, auch für die nächsten oder doch zukünftigen Bestimmungen der Academieen von einigem Gewicht seyn könnten: der Gedanke, daß, wenn sie ihrem Zwecke nach keine neuen Enthüllungen über die Principien erwarten lassen, doch die dem allgemeinfaßlichen Vortrag genähertere Darstellung der letzteren, so wie die aus ihnen hervorgehende Ansicht des Ganzen der

Wissenschaften, nicht ohne allgemeineres Interesse seyn würde: schienen dem Verfasser hinreichende Bestimmungsgründe zur öffentlichen Bekanntmachung derselben.

Erſte Vorleſung.

Ueber den abſoluten Begriff der Wiſſenſchaft.

Die besondern Gründe kurz anzugeben, die mich bestimmen, diese Vorlesungen zu halten, möchte nicht überflüssig seyn; überflüssiger wäre es ohne Zweifel, sich bey dem allgemeinen Beweis lange zu verweilen, daß Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium für den studierenden Jüngling nicht allein nützlich, sondern nothwendig, für die Belebung und die bessere Richtung der Wissenschaft selbst ersprießlich sind.

Der Jüngling, wenn er mit dem Beginn der akademischen Laufbahn zuerst in die Welt der Wissenschaften eintritt, kann, jemehr er selbst Sinn und Trieb für das Ganze hat, desto weniger einen andern Eindruck davon erhalten, als den eines Chaos, in dem er noch nichts unterscheidet, oder eines weiten Oceans, auf den er sich ohne Compaß und Leitstern versetzt

ſieht. Die Ausnahmen der Wenigen, welchen frühzeitig ein ſicheres Licht den Weg bezeichnet, der ſie zu ihrem Ziele führet, können hier nicht in Betracht kommen. Die gewöhnliche Folge jenes Zuſtandes iſt: bey beſſer organiſirten Köpfen, daß ſie ſich regel- und ordnungslos allen möglichen Studien hingeben, nach allen Richtungen ſchweifen, ohne in irgend einer bis zu dem Kern vorzudringen, welcher der Anſatz einer allſeitigen und unendlichen Bildung iſt, oder ihren fruchtloſen Verſuchen im beſten-Fall etwas anders als, am Ende der akademiſchen Laufbahn, die Einſicht zu verdanken, wie vieles ſie umſonſt gethan und wie vieles Weſentliche vernachläſſigt; bey andern, die von minder gutem Stoffe gebildet ſind, daß ſie gleich anfangs die Reſignation üben, alsbald ſich der Gemeinheit ergeben und höchſtens durch mechaniſchen Fleiß und bloßes Auffaſſen mit dem Gedächtniſſe ſo viel von ihrem beſondern Fach ſich anzueignen ſuchen, als ſie glauben, daß zu ihrer künftigen äußeren Exiſtenz nothwendig ſey.

Die Verlegenheit, in der ſich der Beſſere in Anſehung der Wahl ſowohl der Gegenſtände, als der Art ſeines Studierens befindet, macht, daß er ſein Vertrauen nicht ſelten Unwürdigen zuwendet, die ihn mit der Niedrigkeit ihrer eigenen Vorſtellungen von den Wiſſenſchaften oder ihrem Haß dagegen erfüllen.

Es iſt alſo nothwendig, daß auf Univerſitäten öffentlicher allgemeiner Unterricht über den Zweck, die Art, das Ganze und die beſondern Gegenſtände des akademiſchen Studium ertheilt werde.

Eine andere Rückſicht kommt noch in Betracht. Auch in der Wiſſenſchaft und Kunſt hat das Beſondere nur Werth, ſofern es das Allgemeine und Abſolute in ſich empfängt. Es geſchieht aber, wie die meiſten Beyſpiele zeigen, nur zu häufig, daß über der beſtimmten Beſchäftigung die allgemeine der univerſellen Ausbildung, über dem Beſtreben, ein vorzüglicher Rechtsgelehrter oder Arzt zu werden, die weit höhere Beſtimmung des Gelehrten überhaupt, des durch Wiſſenſchaft veredelten Gei-

ſes vergeſſen wird. Man könnte erinnern, daß gegen dieſe Einſeitigkeit der Bildung das Studium der allgemeineren Wiſſenſchaften ein zureichendes Gegenmittel ſey. Ich bin nicht geſonnen, dieß im Allgemeinen zu läugnen und behaupte es vielmehr ſelbſt. Die Geometrie und Mathematik läutert den Geiſt zur rein vernunftmäßigen Erkenntniß, die des Stoffes nicht bedarf. Die Philoſophie, welche den ganzen Menſchen ergreift und alle Seiten ſeiner Natur berührt, iſt noch mehr geeignet, den Geiſt von den Beſchränktheiten einer einſeitigen Bildung zu befreyen und in das Reich des Allgemeinen und Abſoluten zu erheben. Allein entweder exiſtirt zwiſchen der allgemeinern Wiſſenſchaft und dem beſondern Zweig der Erkenntniß, dem der Einzelne ſich widmet, überhaupt keine Beziehung, oder die Wiſſenſchaft in ihrer Allgemeinheit kann ſich wenigſtens nicht ſo weit herunterlaſſen, dieſe Beziehungen aufzuzeigen, ſo daß der, welcher ſie nicht ſelbſt zu erkennen im Stande iſt, ſich in Anſehung der beſondern Wiſſenſchaften doch

von der Leitung der absoluten verlassen sieht und lieber absichtlich sich von dem lebendigen Ganzen isoliren, als durch ein vergebliches Streben nach der Einheit mit demselben seine Kräfte nutzlos verschwenden will.

Der besondern Bildung zu einem einzelnen Fach muß also die Erkenntniß des organischen Ganzen der Wissenschaften vorangehen. Derjenige, welcher sich einer bestimmten ergiebt, muß die Stelle, die sie in diesem Ganzen einnimmt, und den besondern Geist, der sie beseelt, so wie die Art der Ausbildung kennen lernen, wodurch sie dem harmonischen Bau des Ganzen sich anschließt, die Art also auch, wie er selbst diese Wissenschaft zu nehmen hat, um sie nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier und im Geiste des Ganzen zu denken.

Sie erkennen aus dem eben Gesagten schon, daß eine Methodenlehre des akademischen Studium nur aus der wirklichen und wahren Erkenntniß des lebendigen Zusammenhangs aller Wissenschaften hervorgehen könne, daß ohne diese jede Anweisung todt, geistlos,

einseitig, selbst beschränkt seyn müsse. Vielleicht aber war diese Foderung nie dringender, als zu der gegenwärtigen Zeit, wo sich alles in Wissenschaft und Kunst gewaltiger zur Einheit hinzudrängen scheint, auch das scheinbar entlegenste in ihrem Gebiet sich berührt, jede Erschütterung, die im Centrum oder der Nähe desselben geschieht, schneller und gleichsam unmittelbarer auch in die Theile sich fortleitet, und ein neues Organ der Anschauung allgemeiner und fast für alle Gegenstände sich bildet. Nie kann eine solche Zeit vorbeygehen ohne die Geburt einer neuen Welt, welche diejenigen, die nicht thätigen Theil an ihr haben, unfehlbar in die Nichtigkeit begräbt. Vorzüglich nur den frischen und unverdorbenen Kräften der jugendlichen Welt kann die Bewahrung und Ausbildung einer edlen Sache vertraut werden. Keiner ist von der Mitwirkung ausgeschlossen, da in jeden Theil, den er sich nimmt, ein Moment des allgemeinen Wiedergebährungs-Processes fällt. Um mit Erfolg einzugreifen, muß er, selbst vom Geist des Ganzen ergriffen, seine

Wissenschaft als organisches Glied begreifen, und ihre Bestimmung in der sich bildenden Welt zum Voraus erkennen. Hiezu muß er entweder durch sich selbst oder durch andere zu einer Zeit gelangen, wo er nicht selbst schon in obsoleten Formen verhärtet, noch nicht durch lange Einwirkung fremder oder Ausübung eigener Geistlosigkeit der höhere Funken in ihm erstickt ist, in der früheren Jugend also, und nach unsern Einrichtungen im Anfang des akademischen Studium.

Von wem soll er diese Erkenntniß erlangen und wem soll er sich in dieser Rücksicht vertrauen? Am meisten sich selbst und dem bessern Genius, der sicher leitet; dann denenjenigen, von denen sich am bestimmtesten einsehen läßt, daß sie durch ihre besondere Wissenschaft schon verbunden waren, sich die höchsten und allgemeinsten Ansichten von dem Ganzen der Wissenschaften zu erwerben. Derjenige, welcher selbst nicht die allgemeine Idee der Wissenschaft hat, ist ohne Zweifel am wenigsten fähig, sie in andern zu erwecken; der ei-

ner untergeordneten und beſchränkten Wiſſenſchaft ſeinen übrigens rühmlichen Fleiß widmet, nicht geeignet, ſich zur Anſchauung eines organiſchen Ganzen der Wiſſenſchaft zu erheben. Dieſe Anſchauung iſt überhaupt und im Allgemeinen nur von der Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, der Philoſophie; im Beſondern alſo nur von dem Philoſophen zu erwarten, deſſen beſondere Wiſſenſchaft zugleich die abſolut allgemeine, deſſen Streben alſo an ſich ſchon auf die Totalität der Erkenntniß gerichtet ſeyn muß.

Dieſe Betrachtungen ſind es, M. H., die mich beſtimmt haben, dieſe Vorleſungen zu eröffnen, deren Abſicht Sie aus dem Vorhergehenden ohne Mühe erkennen. In wie weit ich im Stande ſeyn werde, meiner eignen Idee eines ſolchen Vortrags und demnach meinen Abſichten ein Genüge zu thun? dieſe Frage vorläufig zu beantworten, überlaſſe ich ruhig dem Zutrauen, welches Sie mir jederzeit geſchenkt haben und deſſen mich werth zu zeigen, ich auch bey dieſer Gelegenheit ſtreben werde.

Lassen Sie mich alles, was doch bloß Einleitung, Vorbereitung seyn könnte, abkürzen und gleich unmittelbar zu dem Einen gelangen, wovon unsre ganze folgende Untersuchung abhängig seyn wird, und ohne das wir keinen Schritt zur Auflösung unserer Aufgabe thun können. Es ist die Idee des an sich selbst unbedingten Wissens, welches schlechthin nur Eines und in dem auch alles Wissen nur Eines ist, desjenigen Urwissens, welches, nur auf verschiedenen Stufen der erscheinenden idealen Welt sich in Zweige zerspaltend, in den ganzen unermeßlichen Baum der Erkenntniß sich ausbreitet. Als das Wissen alles Wissens muß es dasjenige seyn, was die Foderung oder Voraussetzung, die in jeder Art desselben gemacht wird, aufs vollkommenste und nicht nur für den besondern Fall, sondern schlechthin allgemein erfüllt und enthält. Man mag nun diese Voraussetzung als Uebereinstimmung mit dem Gegenstande, als reine Auflösung des Besondern in's Allgemeine oder wie immer ausdrücken, so ist diese weder überhaupt, noch in ir-

gend einem Falle ohne die höhere Voraussetzung denkbar, daß das wahre Ideale allein und ohne weitere Vermittlung auch das wahre Reale und außer jenem kein anderes sey. Wir können diese wesentliche Einheit selbst in der Philosophie nicht eigentlich beweisen, da sie vielmehr der Eingang zu aller Wissenschaftlichkeit ist; es läßt sich nur eben dieß beweisen, daß ohne sie überhaupt keine Wissenschaft sey, und es läßt sich nachweisen, daß in allem, was nur Anspruch macht, Wissenschaft zu seyn, eigentlich diese Identität oder dieses gänzliche Aufgehen des Realen im Idealen beabsichtigt werde.

Bewußtlos, liegt diese Voraussetzung allem dem, was die verschiedenen Wissenschaften von allgemeinen Gesetzen der Dinge oder der Natur überhaupt rühmen, so wie ihrem Bestreben nach Erkenntniß derselben zu Grunde. Sie wollen, daß das Concrete und das in besondern Erscheinungen Undurchdringliche sich für sie in die reine Evidenz und die Durchsichtigkeit einer allgemeinen Vernunfterkenntniß auflöse. Man läßt diese Voraussetzung in

den beſchränkteren Sphären des Wiſſens und für den einzelnen Fall gelten, wenn man ſie auch allgemein und abſolut, wie ſie von der Philoſophie ausgeſprochen wird, weder verſtehen, noch eben deswegen zugeben ſollte.

Mehr oder weniger mit Bewußtſeyn gründet der Geometer ſeine Wiſſenſchaft auf die abſolute Realität des ſchlechthin Idealen, der, wenn er beweiſt: daß in jedem möglichen Dreyeck alle drey Winkel zuſammen zweyen rechten gleich ſind, dieſes ſein Wiſſen nicht durch Vergleichung mit concreten oder wirklichen Triangeln, auch nicht unmittelbar von ihnen, ſondern von dem Urbild beweiſt: er weiß dieß unmittelbar aus dem Wiſſen ſelbſt, welches ſchlechthin ideal, und aus dieſem Grunde auch ſchlechthin real iſt. Aber wenn man auch die Frage nach der Möglichkeit des Wiſſens auf die des bloß endlichen Wiſſens einſchränken wollte, ſo wäre ſelbſt die Art empiriſcher Wahrheit, welche dieſes hat, nimmer durch irgend ein Verhältniß zu Etwas, das man Gegenſtand nennt, — denn wie könnte man zu dieſem

anders als immer nur durch das Wissen hindurchkommen? — es wäre also überhaupt nicht begreiflich, wenn nicht jenes an sich Ideale, das in dem zeitlichen Wissen nur der Endlichkeit eingebildet erscheint, die Realität und die Substanz der Dinge selbst wäre.

Aber eben diese erste Voraussetzung aller Wissenschaft, jene wesentliche Einheit des unbedingt Idealen und des unbedingt Realen ist nur dadurch möglich, daß Dasselbe, welches das eine ist, auch das andere ist. Dieses aber ist die Idee des Absoluten, welche die ist: daß die Idee in Ansehung seiner auch das Seyn ist. So daß das Absolute auch jene oberste Voraussetzung des Wissens und das erste Wissen selbst ist.

Durch dieses erste Wissen ist alles andre Wissen im Absoluten und selbst absolut. Denn obwohl das Urwissen in seiner vollkommenen Absolutheit ursprünglich nur in jenem, als dem absolut-Idealen, wohnt, ist es doch uns selbst als das Wesen aller Dinge und der ewige Be-

griff von uns ſelbſt eingebildet, und unſer Wiſſen in ſeiner Totalität iſt beſtimmt, ein Abbild jenes ewigen Wiſſens zu ſeyn. Es verſteht ſich, daß ich nicht von den einzelnen Wiſſenſchaften rede, welche und in wie fern ſie ſich von dieſer Totalität abgeſondert und von ihrem wahren Urbild entfernt haben. Allerdings kann nur das Wiſſen in ſeiner Allheit der vollkommene Reflex jenes vorbildlichen Wiſſens ſeyn, aber alles einzelne Wiſſen und jede beſondere Wiſſenſchaft iſt in dieſem Ganzen als organiſcher Theil begriffen; und alles Wiſſen daher, das nicht mittelbar oder unmittelbar, und ſey es durch noch ſo viele Mittelglieder hindurch, ſich auf das Urwiſſen bezieht, iſt ohne Realität und Bedeutung.

Von der Fähigkeit, alles, auch das einzelne Wiſſen, in dem Zuſammenhang mit dem urſprünglichen und Einen zu erblicken, hängt es ab, ob man in der einzelnen Wiſſenſchaft mit Geiſt und mit derjenigen höhern Eingebung arbeite, die man wiſſenſchaftliches Genie nennt. Jeder Gedanke, der nicht in dieſem Geiſte der Ein-

und Allheit gedacht ist, ist in sich selbst leer und verwerflich; was nicht harmonisch einzugreifen fähig ist in dieses treibende und lebende Ganze, ist ein todter Absatz, der nach organischen Gesetzen früher oder später ausgestoßen wird, und freylich giebt es auch im Reiche der Wissenschaft geschlechtslose Bienen genug, die, weil ihnen zu produciren versagt ist, durch anorgische Absätze nach außen, ihre eigene Geistlosigkeit in Abdrücken vervielfältigen.

Indem ich jene Idee von der Bestimmung alles Wissens ausgesprochen habe, habe ich von der Würde der Wissenschaft an sich selbst nichts mehr hinzuzufügen: keine Norm der Ausbildung oder der Aufnahme der Wissenschaft in sich selbst, die ich in dem Folgenden aufstellen kann, wird aus einem andern Grunde als dieser Einen Idee fließen.

Von Pythagoras erzählen die Geschichtschreiber der Philosophie, daß er den bis auf seine Zeit gangbaren Namen der Wissenschaft, σοφία, zuerst in den der φιλοσοφία, der Liebe zur Weisheit, verwandelt habe, aus dem

Grunde, weil auſser Gott niemand weiſe ſey. Wie es ſich mit der hiſtoriſchen Wahrheit dieſes Berichts verhalte, ſo iſt doch in jener Umänderung ſelbſt, wie dem angegebenen Grund anerkannt: daß alles Wiſſen ein Streben nach Gemeinſchaft mit dem göttlichen Weſen, eine Theilnahme an demjenigen Urwiſſen ſey, deſſen Bild das ſichtbare Univerſum und deſſen Geburtsſtätte das Haupt der ewigen Macht iſt. Nach derſelbigen Anſicht, da alles Wiſſen nur Eines iſt, und jede Art deſſelben nur als Glied eintritt in den Organismus des Ganzen, ſind alle Wiſſenſchaften und Arten des Wiſſens Theile der Einen Philoſophie, nämlich des Strebens, an dem Urwiſſen Theil zu nehmen.

Alles nun, was unmittelbar aus dem Abſoluten als ſeiner Wurzel ſtammt, iſt ſelbſt abſolut, demnach ohne Zweck auſser ſich, ſelbſt Zweck. Das Wiſſen, in ſeiner Allheit, iſt aber die eine, gleich abſolute, Erſcheinung des Einen Univerſum, von dem das Seyn oder die Natur die andre iſt. Im Gebiet des Rea-

len herrſcht die Endlichkeit, im Gebiet des Idealen die Unendlichkeit; jenes iſt durch Nothwendigkeit das, was es iſt, dieſes ſoll es durch Freyheit ſeyn. Der Menſch, das Vernunftweſen überhaupt, iſt hingeſtellt, eine Ergänzung der Welterſcheinung zu ſeyn: aus ihm, aus ſeiner Thätigkeit ſoll ſich entwickeln, was zur Totalität der Offenbarung Gottes fehlt, da die Natur zwar das ganze göttliche Weſen, aber nur im Realen empfängt; das Vernunftweſen ſoll das Bild derſelben göttlichen Natur, wie ſie an ſich ſelbſt iſt, demnach im Idealen ausdrücken.

Wir haben gegen die Unbedingtheit der Wiſſenſchaft einen ſehr gangbaren Einwurf zu erwarten, dem wir einen höhern Ausdruck leihen wollen, als er gewöhnlich annimmt, nämlich: daß von jener in der Unendlichkeit zu entwerfenden Darſtellung des Abſoluten das Wiſſen ſelbſt nur ein Theil, in ihr wieder nur als Mittel begriffen ſey, zu dem ſich das Handeln als Zweck verhalte.

Handeln, Handeln! iſt der Ruf, der zwar von vielen Seiten ertönt, am lauteſten

aber von denjenigen angestimmt wird, bey denen es mit dem Wissen nicht fort will.

Es hat viel Empfehlendes für sich, zum Handeln aufzufordern. Handeln, denkt man, kann jeder, denn dieß hängt nur vom freyen Willen ab. Wissen aber, besonders philosophisches, ist nicht jedermanns Ding, und, ohne andre Bedingungen, auch mit dem besten Willen nichts darinn auszurichten.

Wir stellen die Frage über den vorliegenden Einwurf gleich so: Was mag das für ein Handeln seyn, zu dem sich das Wissen als Mittel, und das für ein Wissen, welches sich zum Handeln als dem Zweck verhält?

Welcher Grund, überhaupt nur der Möglichkeit einer solchen Entgegensetzung läßt sich aufzeigen?

Wenn die Sätze, die ich hier in Anregung bringen muß, nur in der Philosophie ihr vollkommenes Licht von allen Seiten erhalten können, so verhindert dieß nicht, daß sie wenigstens für die gegenwärtige Anwendung verständlich seyn. Wer nur überhaupt die Idee des

Abſoluten gefaßt hat, ſieht auch ein, daß in ihm nur Ein Grund möglicher Entgegenſetzung gedacht werden kann, und daß alſo, wenn überhaupt aus ihm Gegenſätze begriffen werden können, alle aus jenem Einen fließen müſſen. Die Natur des Abſoluten iſt: als das abſolut Ideale auch das Reale zu ſeyn. In dieſer Beſtimmung liegen die zwey Möglichkeiten, daß es als Ideales ſeine Weſenheit in die Form, als das Reale, bildet, und daß es, weil dieſe in ihm nur eine abſolute ſeyn kann, auf ewig gleiche Weiſe auch die Form wieder in das Weſen auflöſt, ſo daß es Weſen und Form in vollkommener Durchdringung iſt. In dieſen zwey Möglichkeiten beſteht die Eine Handlung des Urwiſſens; da es aber ſchlechthin untheilbar, alſo ganz und durchaus Realität und Idealität iſt, ſo muß von dieſer untrennbaren Duplicität auch in jedem Act des abſoluten Wiſſens ein Ausdruck, und in dem, was im Ganzen als das Reale, wie in dem, was als das Ideale erſcheint, beides in Eins gebildet ſeyn. Wie alſo in der Natur als Bild der göttlichen Ver-

wandlung der Idealität in die Realität auch wieder die Umwandlung der letzten in die erste durch das Licht, und vollendet durch die Vernunft erscheint, so muß dagegen in dem, was im Ganzen als das Ideale begriffen wird, gleichfalls wieder eine reale und ideale Seite angetroffen werden, wovon jene die Idealität in der Realität, aber als ideal, diese die entgegengesetzte Art der Einheit erkennen läßt. Die erste Erscheinungsart ist das Wissen, in wie fern in diesem die Subjectivität in der Objectivität erscheint, die andere ist das Handeln, in wie fern in diesem vielmehr eine Aufnahme der Besonderheit in die Allgemeinheit gedacht wird.

Es ist hinreichend, diese Verhältnisse auch nur in der höchsten Abstraction zu fassen, um einzusehen, daß die Entgegensetzung, in welcher die beiden Einheiten innerhalb der gleichen Identität des Urwissens, als Wissen und Handeln erscheinen, nur für die bloß endliche Auffassung statt findet; denn es ist von sich selbst klar, daß wenn in dem Wissen das Unendliche

ſich dem Endlichen auf ideale Art, im Handeln auf gleiche Weiſe die Endlichkeit ſich der Unendlichkeit einbildet, jede von beyden in der Idee oder dem An-ſich die gleiche abſolute Einheit des Urwiſſens ausdrücke.

Das zeitliche Wiſſen eben ſo wie das zeitliche Handeln ſetzt nur auf bedingte Weiſe und ſucceſſiv, was in der Idee auf unbedingte Weiſe und zumal iſt; deshalb erſcheinen in jenem Wiſſen und Handeln eben ſo nothwendig getrennt, als ſie in dieſer, wegen der gleichen Abſolutheit, Eines ſind, wie in Gott als der Idee aller Ideen die abſolute Weisheit unmittelbar dadurch, daß ſie abſolut iſt, auch unbedingte Macht, ohne Vorausgehen der Idee als Abſicht, wodurch das Handeln beſtimmt wäre, demnach zugleich abſolute Nothwendigkeit iſt.

Es verhält ſich mit dieſen, wie mit allen andern Gegenſätzen, daß ſie nur ſind, ſo lange jedes Glied nicht für ſich abſolut, demnach bloß mit dem endlichen Verſtand aufgefaßt wird. Der Grund der gemachten Entgegenſetzung

liegt demnach allein in einem gleich unvollkommenen Begriff vom Wiſſen und vom Handeln, welches dadurch erhoben werden ſoll, daß man das Wiſſen als Mittel zu ihm begreift. Zu dem wahrhaft abſoluten Handeln kann das Wiſſen kein ſolches Verhältniß haben; denn dieſes kann, eben weil es abſolut iſt, nicht durch ein Wiſſen beſtimmt ſeyn. Dieſelbe Einheit, die im Wiſſen, bildet ſich auch im Handeln zu einer abſoluten in ſich gegründeten Welt aus. Vom erſcheinenden Handeln iſt hier ſo wenig die Rede, als vom erſcheinenden Wiſſen: eines ſteht und fällt mit dem andern, denn jedes hat allerdings nur im Gegenſatz gegen das andere Realität.

Diejenigen, welche das Wiſſen zum Mittel, das Handeln zum Zweck machen, haben von jenem keinen Begriff, als den ſie aus dem täglichen Thun und Treiben genommen haben, ſo wie dann auch das Wiſſen darnach ſeyn muß, um das Mittel zu dieſem zu werden. Die Philoſophie ſoll ſie lehren, im Leben ihre Pflicht zu thun; dazu bedürfen ſie alſo der Philoſophie:

ſie thun ſolche nicht aus freyer Nothwendigkeit, ſondern als Unterwerfne eines Begriffs, den ihnen die Wiſſenſchaft an die Hand giebt. Allgemein ſoll die Wiſſenſchaft dienen, ihnen das Feld zu beſtellen, die Gewerbe zu vervollkommnen oder ihre verdorbenen Säfte zu verbeſſern. Die Geometrie, meynen ſie, iſt eine ſchöne Wiſſenſchaft, nicht zwar, weil ſie die reinſte Evidenz, der objectivſte Ausdruck der Vernunft ſelbſt iſt, ſondern weil ſie das Feld meſſen und Häuſer bauen lehrt, oder die Handelsſchifffahrt möglich macht; denn daß ſie auch zum Kriegführen dient, mindert ihren Werth, weil der Krieg doch ganz gegen die allgemeine Menſchenliebe iſt. Die Philoſophie iſt nicht einmal zu jenem und höchſtens zu dem letzten gut, nämlich gegen die ſeichten Köpfe und die Nützlichkeitsapoſtel in der Wiſſenſchaft Krieg zu führen, und darum auch im Grunde höchſt verwerflich.

Die den Sinn jener abſoluten Einheit des Wiſſens und Handelns nicht faſſen, bringen dagegen ſolche Popularitäten vor, daß, wenn

das Wiſſen mit dem Handeln Eins wäre, dieſes immer aus jenem folgen müßte, da man doch ſehr gut das Rechte wiſſen könne, ohne es deswegen zu thun, und was dergleichen mehr iſt. Sie haben ganz Recht, daß das Handeln aus dem Wiſſen nicht folge, und ſie ſprechen eben in jener Reflexion aus, daß das Wiſſen nicht Mittel des Handelns ſey. Sie haben nur darin Unrecht, eine ſolche Folge zu erwarten. Sie begreifen keine Verhältniſſe zwiſchen Abſoluten; nicht, wie jedes Beſondere für ſich unbedingt ſeyn kann, und machen das eine im Verhältniß des Zwecks ſo gut wie das andere im Verhältniß des Mittels zu einem Abhängigen.

Wiſſen und Handeln können nie anders in wahrer Harmonie ſeyn, als durch die gleiche Abſolutheit. Wie es kein wahres Wiſſen giebt, welches nicht mittelbar oder unmittelbar Ausdruck des Urwiſſens iſt, ſo kein wahres Handeln, welches nicht, und wär' es durch noch ſo viele Mittelglieder, das Urhandeln und in ihm das göttliche Weſen ausdrückt. Diejenige Frey-

heit, die man in dem empiriſchen Handeln ſucht, oder zu erblicken glaubt, iſt eben ſo wenig wahre Freyheit und eben ſo Täuſchung, wie die Wahrheit, die im empiriſchen Wiſſen. Es giebt keine wahre Freyheit, als durch abſolute Nothwendigkeit, und zwiſchen jener und dieſer iſt ſelbſt wieder das Verhältniß, wie zwiſchen abſolutem Wiſſen und abſolutem Handeln.

Zweyte Vorlesung.

Ueber die wissenschaftliche und sittliche Bestimmung der Academieen.

Der Begriff des academiſchen Studium wies uns einerſeits zu dem höhern Begriff eines vorhandenen Ganzen von Wiſſenſchaften zurück, welches wir in ſeiner oberſten Idee, dem Urwiſſen, zu faſſen ſuchten; andrerſeits führt er uns auf die beſondern Bedingungen, unter welchen die Wiſſenſchaften auf unſern Academieen gelehrt und mitgetheilt werden.

Wohl könnte es des Philoſophen würdiger ſcheinen, von dem Ganzen der Wiſſenſchaften ein unabhängiges Bild zu entwerfen und die Art der erſten Erkenntniß deſſelben an ſich ſelbſt, ohne Beziehung auf die Formen bloß gegenwärtiger Einrichtungen, vorzuſchreiben. Allein ich glaube in dem Folgenden beweiſen zu können, daß eben auch dieſe Formen in dem Geiſt der neueren Welt nothwendig waren, und wenigſtens äußere Bedingungen der Wechſeldurchdringung der verſchiedenartigen Elemente ihrer Bildung ſo lange ſeyn werden, bis durch

jene die trübe Mischung der letztern sich zu schönern Organisationen geläutert haben wird.

Der Grund; warum das Wissen überhaupt seiner Erscheinung nach in die Zeit fällt, ist schon in dem zuvor Abgehandelten enthalten. Wie die sich in der Endlichkeit reflectirende Einheit des Idealen und Realen als beschlossene Totalität, als Natur, im Raum sich ausdrückt, so erscheint dieselbe im Unendlichen angeschaut unter der allgemeinen Form der endlosen Zeit. Aber die Zeit schließt die Ewigkeit nicht aus, und die Wissenschaft, wenn sie ihrer Erscheinung nach eine Geburt der Zeit ist, geht doch auf Gründung einer Ewigkeit mitten in der Zeit. Was wahr ist, ist wie das, was an sich selbst recht und schön ist, seiner Natur nach ewig und hat mitten in der Zeit kein Verhältniß zu der Zeit. Sache der Zeit ist die Wissenschaft nur, in wie fern sie durch das Individuum sich ausspricht. Das Wissen an sich ist aber so wenig Sache der Individualität als das Handeln an sich. Wie die wahre Handlung die

jenige ist, die gleichsam im Namen der ganzen Gattung geschehen könnte, so das wahre Wissen dasjenige, worin nicht das Individuum, sondern die Vernunft weiß. Diese Unabhängigkeit des Wesens der Wissenschaft von der Zeit drückt sich in dem aus, daß sie Sache der Gattung ist, welche selbst ewig ist. Es ist also nothwendig, daß wie das Leben und Daseyn, so die Wissenschaft sich von Individuum an Individuum, von Geschlecht zu Geschlecht mittheile. Ueberlieferung ist der Ausdruck ihres ewigen Lebens. Es wäre hier nicht der Ort, mit allen Gründen, deren diese Behauptung fähig ist, zu beweisen, daß alle Wissenschaft und Kunst des gegenwärtigen Menschengeschlechts eine überlieferte ist. Es ist undenkbar, daß der Mensch, wie er jetzt erscheint, durch sich selbst sich vom Instinct zum Bewußtseyn, von der Thierheit zur Vernünftigkeit erhoben habe. Es mußte also dem gegenwärtigen Menschengeschlecht ein anderes vorangegangen seyn, welches die alte Sage unter dem Bilde der Götter und ersten

Wohlthäter des menschlichen Geschlechts verewigt hat. Die Hypothese eines Urvolks erklärt bloß etwa die Spuren einer hohen Kultur in der Vorwelt, von der wir die schon entstellten Reste nach der ersten Trennung der Völker finden, und etwa die Uebereinstimmung in den Sagen der ältesten Völker, wenn man nichts auf die Einheit des allem eingebohrnen Erdgeistes rechnen will: aber sie erklärt keinen ersten Anfang und schiebt, wie jede empirische Hypothese, die Erklärung nur weiter zurück.

Wie dem auch sey, so ist bekannt, daß das erste Ueberlieferungsmittel der höheren Ideen, Handlungen, Lebensweise, Gebräuche, Symbole gewesen sind, wie selbst die Dogmen der frühesten Religionen nur in Anweisungen zu religiösen Gebräuchen enthalten waren. Die Staatenbildungen, die Gesetze, die einzelnen Anstalten, die errichtet waren, das Uebergewicht des göttlichen Princips in der Menschheit zu erhalten, waren ihrer Natur nach eben so viele Ausdrücke speculativer

Ideen. Die Erfindung der Schrift gab der Ueberlieferung zunächst nur eine größere Sicherheit; der Gedanke, in dem geistigen Stoff der Rede auch einen Ausdruck der Form und Kunst niederzulegen, der einen dauernden Werth hätte, konnte erst später erwachen. Wie in der schönsten Blüthe der Menschheit selbst die Sittlichkeit nicht gleichsam dem Individuum eignete, sondern Geist des Ganzen war, aus dem sie aus- und in das sie zurückfloß, so lebte auch die Wissenschaft in dem Licht und Aether des öffentlichen Lebens und einer allgemeinen Organisation. Wie überhaupt die spätere Zeit das Reale zurückdrängte und das Leben innerlicher machte, so auch das der Wissenschaft. Die neuere Welt ist in allem, und besonders in der Wissenschaft eine getheilte Welt, die in der Vergangenheit und Gegenwart zugleich lebt. In dem Charakter aller Wissenschaften drückt es sich aus, daß die spätere Zeit von dem historischen Wissen ausgehen mußte, daß sie eine untergegangene Welt der herrlichsten und größ-

ten Erscheinungen der Kunst und Wissenschaft hinter sich hatte, mit der sie, durch eine unübersteigliche Kluft von ihr getrennt, nicht durch das innere Band einer organisch-fortgehenden Bildung, sondern einzig durch das äußere Band der historischen Ueberlieferung zusammenhieng. Der auflebende Trieb konnte sich im ersten Wiederbeginn der Wissenschaften in unserm Welttheil nicht ruhig oder ausschließlich auf das eigne Produciren, sondern nur unmittelbar zugleich auf das Verstehen, Bewundern und Erklären der vergangenen Herrlichkeiten richten. Zu den ursprünglichen Gegenständen des Wissens trat das vergangene Wissen darüber als ein neuer Gegenstand hinzu; daher und weil zur tiefen Ergründung des Vorhandenen selbst gegenwärtiger Geist erfodert wird, wurden Gelehrter, Künstler und Philosoph gleichbedeutende Begriffe, und das erste Prädicat auch demjenigen zuerkannt, der das Vorhandene mit keinem eignen Gedanken vermehrt hatte; und wenn die Griechen, wie ein Aegyptischer Priester zu Solon sagte,

ewig jung waren, so war die moderne Welt dagegen in ihrer Jugend schon alt und erfahren.

Das Studium der Wissenschaften wie der Künste in ihrer historischen Entwicklung ist zu einer Art der Religion geworden: in ihrer Geschichte erkennt der Philosoph noch unenthüllter gleichsam die Absichten des Weltgeistes, die tiefste Wissenschaft, das gründlichste Genie hat sich in diese Kenntniß ergossen.

Ein anderes ist, das Vergangene selbst zum Gegenstand der Wissenschaft zu machen, ein anderes, die Kenntniß davon an die Stelle des Wissens selbst zu setzen. Durch das historische Wissen in diesem Sinn wird der Zugang zu dem Urbild verschlossen; es fragt sich dann nicht mehr, ob irgend etwas mit dem An-sich des Wissens, sondern ob es mit irgend etwas abgeleitetem, welches von jenem ein bloß unvollkommenes Abbild ist, übereinstimme? Aristoteles hatte in seinen Schriften die Naturlehre und Naturgeschichte be-

treffend die Natur ſelbſt gefragt; in den ſpätern Zeiten hatte ſich das Andenken davon ſo völlig verloren, daß er ſelbſt an die Stelle des Urbilds trat und gegen die deutlichen Ausſprüche der Natur durch Carteſius, Kepler u. a. ſeine Auctorität zum Zeugen aufgerufen wurde. Nach derſelben Art hiſtoriſcher Bildung hat für einen großen Theil der ſogenannten Gelehrten bis auf dieſen Tag keine Idee Bedeutung und Realität; ehe ſie durch andere Köpfe gegangen, hiſtoriſch und eine Vergangenheit geworden iſt.

Mehr oder weniger in dieſem Geiſt des hiſtoriſchen Wiſſens ſind, nicht ſo ſehr vielleicht im erſten Beginn der wiedererwachenden Literatur, als in viel ſpäteren Zeiten, unſre Academieen errichtet worden. Ihre ganze wiſſenſchaftliche Organiſation möchte ſich nur vollſtändig aus dieſem Abtrennen des Wiſſens von ſeinem Urbild durch hiſtoriſche Gelehrſamkeit ableiten laſſen. Vorerſt iſt die große Maſſe deſſen, was gelernt werden muß, nur um im Beſitz des Vorhandenen zu ſeyn,

die Urſache geweſen, daß man das Wiſſen ſo weit wie möglich in verſchiedene Zweige zerſpaltet, und den lebendigen organiſchen Bau des Ganzen bis ins Kleinſte zerfaſert hat. Da alle iſolirten Theile des Wiſſens, alle besonderen Wiſſenſchaften alſo, ſo fern der univerſelle Geiſt aus ihnen gewichen iſt, überhaupt nur Mittel zum abſoluten Wiſſen ſeyn können, ſo war die nothwendige Folge jenes Zerſtückelns, daß über den Mitteln und Anſtalten zum Wiſſen das Wiſſen ſelbſt ſo gut wie verloren gegangen iſt, und während eine geſchäftige Menge die Mittel für den Zweck ſelbſt hielt und als Zweck geltend zu machen ſuchte, jenes, welches nur Eines und in ſeiner Einheit abſolut iſt, ſich ganz in die oberſten Theile zurückzog und auch in dieſen zu jeder Zeit nur ſeltne Erſcheinungen eines unbeſchränkten Lebens gegeben hat.

Wir haben in dieſer Rückſicht vorzüglich die Frage zu beantworten: welche Foderungen ſelbſt innerhalb der angenommenen Be-

ſchränkung und in den gegenwärtigen Formen unſerer Academieen an dieſe gemacht werden können, damit aus dieſer durchgängigen Trennung im Einzelnen gleichwohl wieder eine Einheit im Ganzen entſpringe? Ich werde dieſe Frage nicht beantworten können, ohne zugleich von den nothwendigen Foderungen an diejenigen, welche eine Academie permanent conſtituiren, an die Lehrer alſo, zu reden. Ich werde mich nicht ſcheuen, hierüber vor Ihnen mit aller Freymüthigkeit zu ſprechen. Der Eintritt in das academiſche Leben iſt in Anſehung des ſtudierenden Jünglings zugleich die erſte Befreyung vom blinden Glauben, er ſoll hier zuerſt lernen und ſich üben, ſelbſt zu urtheilen. Kein Lehrer, der ſeines Berufs würdig iſt, wird eine andere Achtung verlangen, als die er ſich durch Geiſtesübergewicht, durch wiſſenſchaftliche Bildung und ſeinen Eifer, dieſe allgemeiner zu verbreiten, erwerben kann. Nur der Unwiſſende, der Unfähige wird dieſe Achtung auf andere Stützen zu gründen ſuchen. Was mich

noch mehr bestimmen muß, in dieser Sache ohne Rückhalt zu reden, ist folgende Betrachtung. Von den Ansprüchen, welche die Studierenden selbst an eine Academie und die Lehrer derselben machen, hängt zum Theil die Erfüllung derselben ab, und der einmal unter ihnen geweckte wissenschaftliche Geist wirkt vortheilhaft auf das Ganze zurück, indem er den Untüchtigen durch die höheren Foderungen, die an ihn gemacht werden, zurückschreckt; den, welcher sie zu erfüllen fähig ist, zur Ergreifung dieses Wirkungskreises bestimmt.

Gegen die aus der Idee der Sache selbst fließende Foderung der Behandlung aller Wissenschaften im Geist des Allgemeinen und eines absoluten Wissens kann es kein Einwurf seyn zu fragen: woher die Lehrer sämmtlich zu nehmen wären, die dieses zu leisten vermöchten? Die Academien sind es ja eben, auf welchen sie ihre erste Bildung erhalten; man gebe diesen nur die geistige Freyheit und beschränke sie nicht durch Rücksichten, die auf das wissenschaftliche Verhältniß keine Anwendung haben, so werden

ſich die Lehrer von ſelbſt bilden; die jenen Foderungen Genüge thun können und wiederum im Stande ſind andere zu bilden.

Man könnte fragen, ob es überhaupt zieme, gleichſam im Namen der Wiſſenſchaft Foderungen an Academieen zu machen, da es hinlänglich bekannt und angenommen ſey, daß ſie Inſtrumente des Staats ſind, die das ſeyn müſſen, wozu dieſer ſie beſtimmt. Wenn es nun ſeine Abſicht wäre, daß in Anſehung der Wiſſenſchaft durchgehends eine gewiſſe Mäßigkeit, Zurückhaltung, Einſchränkung auf das Gewöhnliche oder Nützliche beobachtet würde, wie ſollte dann von den Lehrern progreſſive Tendenz und Luſt zur Ausbildung ihrer Wiſſenſchaft nach Ideen erwartet werden können?

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß wir gemeinſchaftlich vorausſetzen und vorausſetzen müſſen: der Staat wolle in den Academieen wirklich wiſſenſchaftliche Anſtalten ſehen, und daß alles, was wir in Anſehung ihrer behaupten, nur unter dieſer Bedingung gilt. Der Staat wäre unſtreitig befugt, die Academieen

ganz aufzuheben oder in Industrie- und andere Schulen von ähnlichen Zwecken umzuwandeln: aber er kann nicht das erste beabsichtigen, ohne zugleich auch das Leben der Ideen und die freyeste wissenschaftliche Bewegung zu wollen, durch deren Verfagung aus kleinlichen, meistens nur die Ruhe der Unfähigen in Schutz nehmenden, Rücksichten das Genie zurückgestoßen, das Talent gelähmt wird.

Die äußere Vollständigkeit bringt noch keineswegs das wahre organische Leben aller Theile des Wissens hervor, welches durch die Universitäten, die hiervon ihren Namen tragen, erreicht werden soll. Hiezu bedarf es des gemeinschaftlichen Geistes, der aus der absoluten Wissenschaft kommt, von der die einzelnen Wissenschaften die Werkzeuge oder die objective reale Seite seyn sollen. Ich kann diese Ansicht hier noch nicht ausführen: indeß ist klar, daß von keiner Anwendung der Philosophie die Rede ist, dergleichen auf beynahe alle Fächer nach und nach versucht worden, ja sogar auf die, in Bezug auf sie, niedrigsten Gegenstände, so daß

man fast auch die Landwirthschaft, die Entbindungskunst oder Bandagenlehre philosophisch zu machen sich bestrebt hat. Es kann nicht leicht etwas thörichteres geben, als das Bestreben von Rechtsgelehrten oder Aerzten, ihre Scienz mit einem philosophischen Ansehen zu bekleiden, während sie über die ersten Grundsätze der Philosophie in Unwissenheit sind, gleich wie wenn jemand eine Kugel, einen Cylinder oder ein anderes Solidum ausmessen wollte, dem nicht einmal der erste Satz des Euklides bekannt wäre.

Nur von der Formlosigkeit in den meisten objectiven Wissenschaften rede ich, worinn sich auch nicht eine Ahndung von Kunst, oder nur die logischen Gesetze des Denkens ausdrücken, von derjenigen Stumpfheit, die mit keinem Gedanken sich über das Besondere erhebt, noch sich vorzustellen vermag, daß sie, auch in dem sinnlichen Stoff, das Unsinnliche, das Allgemeine darzustellen habe.

Nur das schlechthin Allgemeine ist die Quelle der Ideen, und Ideen sind das Lebendige der Wissenschaft. Wer sein besonderes

Lehrfach nur als besonderes kennt, und nicht fähig ist, weder das Allgemeine in ihm zu erkennen, noch den Ausdruck einer universellen wissenschaftlichen Bildung in ihm niederzulegen, ist unwürdig, Lehrer und Bewahrer der Wissenschaft zu seyn. Er wird sich auf vielfache Weise nützlich machen können, als Physiker mit Errichtung von Blitzableitern, als Astronom mit Kalendermachen, als Arzt mit der Anwendung des Galvanismus in Krankheiten oder auf welche andere Weise er will; aber der Beruf des Lehrers fodert höhere als Handwerkertalente. „Das Abpflöcken der Felder der Wissenschaften, sagt Lichtenberg, mag seinen großen Nutzen haben bey der Vertheilung unter die Pächter; aber den Philosophen, der immer den Zusammenhang des Ganzen vor Augen hat, warnt seine nach Einheit strebende Vernunft bey jedem Schritte, auf keine Pflöcke zu achten, die oft Bequemlichkeit und oft Eingeschränktheit eingeschlagen haben." Ohne Zweifel war es nicht die besondere Geschicklichkeit in seiner Wissenschaft, sondern das Vermögen, sie mit den

Ideen eines bis zur Allgemeinheit ausgebildeten Geistes zu durchdringen, wodurch Lichtenberg der geistreichste Physiker seiner Zeit und der vortrefflichste Lehrer seines Fachs gewesen ist.

Ich muß hier eine Vorstellung berühren, die sich diejenigen, an welche die Foderung, ihr besonderes Fach im Geist des Ganzen zu behandeln, gemacht wird, gewöhnlich davon machen, nämlich, als werde verlangt, sie sollen es als bloßes Mittel betrachten; es ist aber vielmehr das gerade Gegentheil der Fall, daß jeder seine Wissenschaft in dem Verhältniß im Geist des Ganzen betreibt, in welchem er sie als Zweck an sich selbst und als absolut betrachtet. Schon an sich selbst kann nichts als Glied in einer wahren Totalität begriffen seyn, was in ihm bloß als Mittel wirkt. Jeder Staat ist in dem Verhältniß vollkommen, in welchem jedes einzelne Glied, indem es Mittel zum Ganzen, zugleich in sich selbst Zweck ist. Ebendadurch, daß das Besondere in sich absolut ist,

iſt es auch wieder im Abſoluten und integrans ter Theil deſſelben, und umgekehrt.

Je mehr ein Gelehrter ſeinen beſondern Kreis als Zweck an ſich ſelbſt begreift, ja ihn für ſich wieder zum Mittelpunkt alles Wiſſens macht, den er zur allbefaſſenden Totalität erweitern möchte, deſto mehr beſtrebt er ſich, Allgemeines und Ideen in ihm auszudrücken. Dagegen je weniger er vermag, ihn mit univerſellem Sinn zu faſſen, deſto mehr wird er ihn, er mag ſich nun deſſen bewußt oder nicht bewußt ſeyn, weil das, was nicht Zweck an ſich ſelbſt iſt, nur Mittel ſeyn kann, nur als Mittel begreifen. Dieß müßte nun billig jedem, der ſich ſelbſt ehrt, unerträglich ſeyn; daher mit dieſer Beſchränktheit gewöhnlich auch die gemeine Geſinnung und der Mangel des wahren Intereſſe an der Wiſſenſchaft, außer dem, welches ſie als Mittel für ſehr reale, äußere Zwecke hat, vergeſellſchaftet iſt.

Ich weiß recht gut, daß ſehr viele, und vornehmlich alle die, welche die Wiſſenſchaft überhaupt nur als Nützlichkeit begreifen, die Univerſi-

täten als bloße Anſtalten zur Ueberlieferung des Wiſſens, als einen Verein betrachten, der bloß die Abſicht hätte, daß jeder in der Jugend lernen könnte, was bis zu ſeiner Zeit in den Wiſſenſchaften geleiſtet worden iſt, ſo daß es auch als eine Zufälligkeit betrachtet werden müßte, wenn die Lehrer, außer dem daß ſie das Vorhandene mittheilen, auch noch die Wiſſenſchaft durch eigne Erfindungen bereichern: — allein ſelbſt angenommen, daß mit den Academieen zunächſt nicht mehr, als dieſes, beabſichtigt würde und werden ſollte, ſo fodert man doch ohne Zweifel zugleich, daß die Ueberlieferung mit Geiſt geſchehe, widrigenfalls begreift man nicht, wofür nur überhaupt der lebendige Vortrag auf Academieen nothwendig wäre; man könnte alsdann den Lehrling unmittelbar nur an die ausdrücklich für ihn geſchriebenen, gemeinfaßlichen Handbücher oder an die dicken Compilationen in allen Fächern verweiſen. Zu einer geiſtreichen Ueberlieferung gehört aber ohne Zweifel, daß man im Stande ſey, die Erfindungen anderer aus der vergangenen und gegen-

wärtigen Zeit richtig, scharf und in allen Beziehungen aufzufassen. Viele derselben sind von der Art, daß ihr innerster Geist nur durch homogenes Genie, durch wirkliches Nächerfinden gefaßt werden kann. Jemand, der bloß überliefert, wird also in vielen Fällen in manchen Wissenschaften durchaus falsch überliefern. Wo ist denn diejenige historische Darstellung der Philosophie der alten Zeit oder nur eines einzelnen Philosophen der alten oder selbst der neueren Welt, die man als eine gelungene, wahre, ihren Gegenstand erreichende Darstellung, mit Sicherheit bezeichnen könnte? — Aber überhaupt, wer in seiner Wissenschaft nur wie in einem fremden Eigenthume lebt, wer sie nicht persönlich besitzt, sich ein sicheres und lebendiges Organ für sie erworben hat, sie nicht in jedem Augenblick neu aus sich zu erzeugen anfangen könnte, ist ein Unwürdiger, der schon in dem Versuch, die Gedanken der Vorwelt oder Gegenwart bloß historisch zu überliefern, über seine Gränze geht und etwas übernimmt, das er nicht leisten kann. Ohne Zweifel rechnet

man zu einer geiſtreichen Ueberlieferung, daß ſie mit Urtheil verbunden ſey; aber wenn ſchon das allſeitige und richtige Auffaſſen fremder Erfindungen, ohne eignes Vermögen zu Ideen, unmöglich iſt, wie viel unmöglicher noch das Urtheilen? Daß in Deutſchland ſo viel von ſolchen geurtheilt wird, aus denen, wenn man ſie auf den Kopf ſtellte, kein eigner Gedanke herausfiele, beweiſt nichts; mit ſolchen Urtheilen, als dieſe zu geben im Stande ſind, wäre der Wiſſenſchaft gewiß nicht gedient.

Die nothwendige Folge des Unvermögens, das Ganze ſeiner Wiſſenſchaft ſich aus ſich ſelbſt zu conſtruiren und aus innerer, lebendiger Anſchauung darzuſtellen, iſt der bloß hiſtoriſche Vortrag derſelben, z. B. der bekannte in der Philoſophie: „Wenn wir unſere Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt richten, ſo werden wir verſchiedene Aeußerungen deſſen gewahr, was man die Seele nennt. — Man hat dieſe verſchiedenen Wirkungen auf verſchiedene Vermögen zurückgebracht. — Man nennt dieſe Vermögen

nach der Verschiedenheit der Aeußerungen Sinnlichkeit, Verstand, Einbildungskraft u. s. w."

Nun ist aber an sich nichts geistloser nicht nur, sondern auch geisttödtender als eine solche Darstellung; aber es kommt noch überdieß die besondere Bestimmung des academischen Vortrags in Betracht, genetisch zu seyn. Dieß ist der wahre Vorzug der lebendigen Lehrart, daß der Lehrer nicht Resultate hinstellt, wie es der Schriftsteller pflegt, sondern daß er, in allen höheren Scienzen wenigstens, die Art zu ihnen zu gelangen selbst darstellt, und in jedem Fall das Ganze der Wissenschaft gleichsam erst vor den Augen des Lehrlings entstehen läßt. Wie soll nun derjenige, der seine Wissenschaft selbst nicht aus eigner Construction besitzt, fähig seyn, sie nicht als ein Gegebenes, sondern als ein zu Erfindendes darzustellen?

So wenig aber als die bloße Ueberlieferung ohne selbstthätigen Geist hinreichend ist, um als Lehrer mit dem gehörigen Erfolg zu

wirken, eben so sehr wird erfodert, daß derjenige, welcher in irgend einer Wissenschaft lehren will, diese zuvor soweit gelernt habe, als möglich ist. In jeder, auch der gemeinsten Kunst, wird gefodert, daß man erst Proben des vollendeten Lernens abgelegt habe, ehe man die Kunst als Meister ausüben kann. Wenn man die Leichtigkeit bedenkt, mit der auf manchen Universitäten der Lehrstuhl bestiegen wird, sollte man aber fast keinen Beruf für leichter halten, als den des Lehrers; und man würde sich in der Regel sogar sehr irren, einen Trieb der eignen Productivität für den Grund des schnellen Lehrerberufs zu halten, da gerade den, der am ehesten zu produciren im Stande ist, das Lernen am wenigsten Verläugnung kosten kann.

Wir haben bisher untersucht, wie die Universitäten auch nur der ersten Absicht nach, in der sie errichtet wurden, seyn könnten. Es scheint aber, daß sie wegen der Einseitigkeit der Idee, die ihnen ursprünglich zu Grunde liegt,

weiter zu ſtreben haben. Wir betrachteten ſie dieſer Idee gemäß bisher als Anſtalten, die bloß für das Wiſſen errichtet ſind.

Da wir keine Gegenſätze als wahr zugeben, z. B. den des Wiſſens und Handelns, ſo iſt allgemein nothwendig, daß in dem Verhältniß, in welchem ſich irgend etwas, das ſeinen Gegenſatz in einem andern hat, ſeiner Abſolutheit annähert, auch der Gegenſatz, in dem es mit dem andern iſt, ſich aufhebt. So iſt es demnach eine bloße Folge der Rohheit des Wiſſens, wenn die Academieen noch nicht angefangen haben, als Pflanzſchulen der Wiſſenſchaft zugleich allgemeine Bildungsanſtalten zu ſeyn.

Es iſt nothwendig, hier zugleich die Verfaſſung der Academieen zu berühren, in wiefern dieſe auf ihre ſittliche Beſtimmung einen weſentlichen Einfluß hat.

Wenn die bürgerliche Geſellſchaft uns großentheils eine entſchiedene Disharmonie der

Idee und der Wirklichkeit zeigt, so ist es, weil sie vorläufig ganz andre Zwecke zu verfolgen hat, als aus jener hervorgehen, und die Mittel so übermächtig geworden sind, daß sie den Zweck selbst, zu dem sie erfunden sind, untergraben. Die Universitäten, da sie nur Verbindungen für die Wissenschaften sind, brauchen, außer dem, was der Staat freywillig und seines eignen Vortheils wegen für ihre äußere Existenz thun muß, keine andern Veranstaltungen für das Reale, als welche aus der Idee selbst fließen: die Weisheit vereinigt sich hier unmittelbar mit der Klugheit; man hat nur das zu thun, was die Idee des Vereins für die Wissenschaft ohnehin vorschreibt, um auch die Verfassung der Academieen vollkommen zu machen.

Die bürgerliche Gesellschaft, so lange sie noch empirische Zwecke zum Nachtheil der absoluten verfolgen muß, kann nur eine scheinbare und gezwungene, keine wahrhaft innere Identität herstellen. Academieen können nur einen absoluten Zweck haben: außer diesem haben sie gar

keinen. — Der Staat hat zur Erreichung seiner Absichten Trennungen nöthig, nicht die in der Ungleichheit der Stände bestehende, sondern die weit mehr innerliche, durch das Isoliren und Entgegensetzen des einzelnen Talents, die Unterdrückung so vieler Individualitäten, die Richtung der Kräfte nach so ganz verschiedenen Seiten, um sie zu desto tauglicheren Instrumenten für ihn selbst zu machen. In einem wissenschaftlichen Verein haben alle Mitglieder der Natur der Sache nach Einen Zweck: es soll auf Academieen nichts gelten, als die Wissenschaft, und kein anderer Unterschied seyn, als welchen das Talent und die Bildung macht. Menschen, die bloß da sind, um sich auf andere Weise geltend zu machen, durch Verschwendung, durch nutzlose Hinbringung der Zeit in geistlosen Vergnügungen, mit Einem Wort privilegirte Müssiggänger, wie es in der bürgerlichen Gesellschaft giebt — und gewöhnlich sind es diese, die auf Universitäten am meisten Rohheit verbreiten — sollen hier nicht geduldet, und wer seinen Fleiß und seine auf die Wissenschaft

gerichtete Absicht nicht beweisen kann, soll entfernt werden.

Wenn die Wissenschaft allein regiert, alle Geister nur für diese in Besitz genommen sind, so werden von selbst keine andern Misleitungen der so edlen und herrlichen, am Ende doch vorzüglich auf Beschäftigung mit Ideen gerichteten Triebe der Jugend statt finden können. Wenn auf Universitäten Rohheit herrschend gewesen ist, oder je wieder werden könnte, so wäre es großentheils die Schuld der Lehrer oder derjenigen, welchen die Aufsicht über den Geist, der von diesen aus sich verbreitet, zukommt.

Wenn die Lehrer selbst keinen andern als den ächten Geist um sich verbreiten, und keine andere Rücksichten, als die des Wissens und seiner Vervollkommnung gelten: wenn die Ausbrüche der Pöbelhaftigkeit unwürdiger, den Beruf der Lehrer schändender Menschen nicht durch die Niedrigkeit des jeweiligen gemeinen Wesens selbst geduldet werden, so werden von selbst

aus der Reihe der ſtudierenden Jünglinge diejenigen verſchwinden, die ſich nicht anders als durch Rohheit auszuzeichnen vermögen.

Das Reich der Wiſſenſchaften iſt keine Demokratie, noch weniger Ochlokratie, ſondern Ariſtokratie im edelſten Sinne. Die Beſten ſollen herrſchen. Auch die bloß Unfähigen, welche irgend eine Convenienz empfiehlt, die bloßen ſich vordrängenden Schwätzer, die den wiſſenſchaftlichen Stand durch kleine Arten von Induſtrie entehren, ſollen in der gänzlichen Paſſivität erhalten werden. Von ſelbſt kann ſchon niemand der Verachtung entgehen, die ihm in dieſen Verhältniſſen Unwiſſenheit und geiſtige Ohnmacht zuziehen, ja, da dieſe dann meiſtens mit Lächerlichkeit oder wahrer Niederträchtigkeit gepaart ſind, dienen ſie der Jugend zum Spiel und ſtumpfen allzufrüh den natürlichen Eckel eines noch nicht erfahrnen Gemüthes ab.

Das Talent bedarf keines Schutzes, wenn

nur das Gegentheil nicht begünstigt ist; das Vermögen zu Ideen verschafft sich von selbst die oberste und entschiedenste Wirkung.

Dieß ist die einzige Politik, die in Ansehung aller Anstalten für Wissenschaft statt hat, um sie blühend zu machen, um ihnen so viel möglich Würde nach innen und Ansehen nach außen zu geben. Um die Academieen insbesondere zu Mustern von Verfassungen zu machen, erfoderte es nichts, als was man, ohne einen Widerspruch zu begehen, gar nicht umhin kann zu wollen; und da ich wie gesagt die Kluft zwischen Wissen und Handeln überhaupt nicht zugebe, so kann ich sie unter jener Bedingung, auch in Ansehung der Academieen nicht zulassen.

Die Bildung zum vernunftmäßigen Denken, worunter ich freylich keine bloß oberflächliche Angewöhnung, sondern eine in das Wesen des Menschen selbst übergehende Bildung, die allein auch die ächtwissenschaftliche ist, verstehe, ist auch die einzige zum vernunftmäßigen

Handeln; Zwecke, die außer dieser absoluten Sphäre scientifischer Ausbildung liegen, sind durch die erste Bestimmung der Academieen schon von ihnen ausgeschlossen.

Derjenige, welcher von seiner besondern Wissenschaft aus die vollkommne Durchbildung bis zum absoluten Wissen erhalten hat, ist von selbst in das Reich der Klarheit, der Besonnenheit gehoben; das gefährlichste für den Menschen ist die Herrschaft dunkler Begriffe, es ist für ihn schon vieles gewonnen, wenn diese nur überhaupt beschränkt ist, es ist alles gewonnen, wenn er zum absoluten Bewußtseyn durchgedrungen ist, wenn er ganz im Licht wandelt.

Die Wissenschaft richtet gleich unmittelbar den Sinn auf diejenige Anschauung, die, eine daurende Selbstgestaltung, unmittelbar zu der Identität mit sich und dadurch zu einem wahrhaft seeligen Leben führt. Langsam erzieht die Erfahrung und das Leben, nicht ohne vielen

Verluſt der Zeit und der Kraft. Dem, der ſich der Wiſſenſchaft weiht, iſt es vergönnt, die Erfahrung ſich vorauszunehmen und das, was doch am Ende einziges Reſultat des durchgebildetſten und erfahrungsreichſten Lebens ſeyn kann, gleich unmittelbar und an ſich ſelbſt zu erkennen.

Dritte Vorlesung.

Ueber die ersten Voraussetzungen des academischen Studium.

Den hohen Zweck desjenigen, der sich überhaupt der Wissenschaft weiht, glaube ich im Vorhergehenden durch die Idee der letztern schon hinlänglich ausgesprochen zu haben. Desto kürzer werde ich mich über die allgemeinen Foderungen, die an den gemacht werden müssen, der diesen Beruf erwählt, fassen können.

Der Begriff des Studierens schließt an sich schon und besonders nach den Verhältnissen der neueren Kultur eine doppelte Seite in sich. Die erste ist die historische. In Ansehung derselben findet das bloße Lernen statt. Die unumgängliche Nothwendigkeit der Gefangennehmung und Ergebung seines Willens unter den Gehorsam des Lernens in allen Wissenschaften folgt schon aus dem früher Bewiesnen. Was auch bessere Köpfe in Erfüllung dieser Bedingung misleitet, ist eine sehr gewöhnliche Täuschung.

Sie fühlen ſich nämlich bey dem Lernen mehr angeſtrengt als eigentlich thätig, und weil die Thätigkeit der natürlichere Zuſtand iſt, hal-ten ſie jede Art derſelben für eine höhere Aeuſ-ſerung des angebohrnen Vermögens, wenn auch die Leichtigkeit, welche das eigne Denken und Entwerfen für ſie hat, ſeinen Grund mehr in der Unkenntniß der wahren Gegenſtände und eigentlichen Aufgaben des Wiſſens, als in einer ächten Fülle des productiven Triebs haben ſoll-te. Im Lernen, ſelbſt wo es durch lebendigen Vortrag geleitet wird, findet wenigſtens keine Wahl ſtatt: man muß durch alles, durch das Schwere wie das Leichte, durch das Anziehende wie das minder Anziehende hindurch; die Auf-gaben werden hier nicht willkührlich, nach Ideenaſſociation oder Neigung genommen, ſondern mit Nothwendigkeit. In dem Gedankenſpiel, bey mittelmäßig reger Ein-bildungskraft, die mit geringer Kenntniß der wiſſenſchaftlichen Foderungen verbunden iſt, nimmt man heraus, was gefällt, und läßt lie-gen, was nicht gefällt oder was auch im Erfin-

den und eignen Denken nicht ohne Anſtrengung ergründet werden kann.

Selbſt derjenige, der von Natur berufen iſt, zuvor nicht bearbeitete Gegenſtände in neuen Gebieten ſich zu ſeiner Aufgabe zu nehmen, muß doch den Geiſt auf jene Weiſe geübt haben, um in dieſen einſt durchzudringen. Ohne dieß wird ihm auch im Selbſtconſtruiren immer nur ein defultoriſches Verfahren und fragmentariſches Denken eigenthümlich bleiben. Die Wiſſenſchaft zu durchdringen, vermag nur, wer ſie bis zur Totalität geſtalten und bis zu der Gewißheit in ſich ausbilden kann, kein weſentliches Mittelglied überſprungen, das Nothwendige erſchöpft zu haben.

Ein gewiſſer Ton der Popularität in den oberſten Wiſſenſchaften, kraft deſſen ſie geradezu jedermanns Ding und jeder Faſſungskraft angemeſſen ſeyn ſollten, hat die Scheu vor Anſtrengung ſo allgemein verbreitet, daß die Schlaffheit die es mit den Begriffen nicht zu genau nimmt, die angenehme Oberflächlichkeit und wohlgefällige Seichtigkeit ſogar zur ſoge-

nannten feineren Ausbildung gehörte, und man endlich auch den Zweck der academischen Bildung darauf beschränkte, von dem Wein der höheren Wissenschaften eben nur so viel zu kosten, als man mit Anstand auch einer Dame anbieten könnte.

Man muß den Universitäten zum Theil die Ehre widerfahren lassen, daß sie vorzüglich den einbrechenden Strom der Ungründlichkeit, den die neuere Pädagogik noch vermehrte, aufgehalten haben, obgleich es andrerseits auch der Ueberdruß an ihrer langweiligen, breiten und von keinem Geist belebten Gründlichkeit war, was jenem den meisten Eingang verschaffte.

Jede Wissenschaft hat außer ihrer eigenthümlichen Seite eine andere noch, die ihr mit der Kunst gemein ist. Es ist die Seite der Form, welche in einigen derselben sogar vom Stoff ganz unzertrennlich ist. Alle Vortrefflichkeit in der Kunst, alle Bildung eines edlen Stoffs in angemessner Form, geht aus der Beschränkung hervor, die der Geist sich selbst setzt. Die Form wird nur durch Uebung vollständig

erlangt, und aller wahre Unterricht ſoll ſeiner Beſtimmung nach mehr auf dieſe als auf den Stoff gehen.

Es gibt vergängliche und hinfällige Formen, und als beſondere ſind alle diejenigen, in die ſich der Geiſt der Wiſſenſchaft hüllt, auch nur verſchiedene Erſcheinungsweiſen des ſich in ewig neuen Geſtalten verjüngenden und wiedergebährenden Genius. Aber in den beſondern Formen iſt eine allgemeine und abſolute Form, von der jene ſelbſt nur wieder die Symbole ſind: und ihr Kunſtwerth ſteigt in dem Maaße, in welchem ihnen gelingt, jene zu offenbaren. Alle Kunſt aber hat eine Seite, von der ſie durch Lernen erworben wird. Die Scheu vor Formen und angeblichen Schranken derſelben iſt die Scheu vor der Kunſt in der Wiſſenſchaft.

Aber nicht in der gegebenen und beſondern Form, die nur gelernt ſeyn kann, ſondern in eigenthümlicher, ſelbſtgebildeter, den gegebenen Stoff reproduciren, vollendet auch erſt das Aufnehmen ſelbſt. Lernen iſt nur negative

Bedingung, wahre Intussusception nicht ohne innere Verwandlung in sich selbst möglich. Alle Regeln, die man dem Studieren vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: Lerne nur, um selbst zu schaffen. Nur durch dieses göttliche Vermögen der Production ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine. Wer nicht mit demselben höheren Antrieb, womit der Künstler aus einer rohen Masse das Bild seiner Seele und der eignen Erfindung hervorruft, es zur vollkommnen Herausarbeitung des Bildes seiner Wissenschaft in allen Zügen und Theilen bis zur vollkommnen Einheit mit dem Urbild gebracht hat, hat sie überhaupt nicht durchdrungen.

Alles Produciren ruht auf einer Begegnung oder Wechseldurchdringung des Allgemeinen und Besondern. Den Gegensatz jeder Besonderheit gegen die Absolutheit scharf zu fassen und zugleich in demselben untheilbaren Act jene in dieser und diese in jener zu begreifen, ist das Geheimniß der Production. Hierdurch

bilden sich jene höheren Einheitspuncte, wodurch das Getrennte zur Idee zusammenfließt, jene höheren Formeln, in die sich das Concrete auflöst, die Gesetze „aus dem himmlischen Aether gebohren, die nicht die sterbliche Natur des Menschen gezeugt hat.“

Die gewöhnliche Eintheilung der Erkenntniß in die rationale und historische wird so bestimmt, daß jene mit der Erkenntniß der Gründe verbunden, diese eine bloße Wissenschaft des Factum sey. Man könnte einwenden, daß ja auch die Gründe wieder bloß historisch gewußt werden können: allein dann würden sie eben nicht als Gründe aufgefaßt. Man hat den Ekelnamen der Brodwissenschaften allgemein denjenigen gegeben, welche unmittelbarer als andere zum Gebrauch des Lebens dienen. Aber keine Wissenschaft verdient an sich diese Benennung. Wer die Philosophie oder Mathematik als Mittel behandelt, für den ist sie so gut bloßes Brodstudium, als die Rechtsgelehrsamkeit oder Medicin für denjenigen, der kein höheres Interesse für sie hat, als das der Nützlichkeit für ihn

ſelbſt. Der Zweck alles Brodſtudium iſt, daß man die bloßen Reſultate kennen lernt, entweder mit gänzlicher Vernachläſſigung der Gründe, oder daß man auch dieſe nur um eines äußeren Zwecks willen, z. B. um bey angeordneten Prüfungen nothdürftige Rechenſchaft geben zu können, hiſtoriſch kennen lernt.

Man kann ſich dazu entſchließen, einzig, weil man die Wiſſenſchaft zu einem bloß empiriſchen Gebrauch erlernen will, d. h. ſich ſelbſt bloß als Mittel betrachtet. Nun kann gewiß niemand, der nur einen Funken von Achtung für ſich ſelbſt hat, ſich gegenüber von der Wiſſenſchaft ſelbſt ſo niedrig fühlen, daß ſie für ihn nur als Abrichtung für empiriſche Zwecke Werth hätte. Die nothwendigen Folgen einer ſolchen Art zu ſtudieren, ſind dieſe.

Erſtens iſt es unmöglich, ſich auch nur das Empfangene richtig anzueignen, nothwendig alſo, daß man es falſch anwende, da der Beſitz deſſelben nicht auf einem lebendigen Organ der Anſchauung, ſondern nur auf dem Gedächtniß beruht. Wie oft ſenden Univerſitäten

aus ihren Schulen solche Brodgelehrte zurück, die sich alles, was sich in ihrem Fach von Gelehrsamkeit da vorfindet, vortrefflich eingeprägt haben, denen es aber für die Aufnahme des Besondern unter das Allgemeine gänzlich an Urtheil fehlt! Lebendige Wissenschaftlichkeit bildet zur Anschauung; in dieser aber ist das Allgemeine und Besondere immer Eins. Der Brodgelehrte dagegen ist anschauungslos, er kann sich im vorkommenden Falle nichts construiren, selbstthätig zusammensetzen, und da er im Lernen doch nicht auf alle mögliche Fälle vorbereitet werden konnte, so ist er in den meisten von seinem Wissen verlassen.

Eine andere nothwendige Folge ist, daß ein solcher gänzlich unfähig ist, fortzuschreiten; auch damit legt er den Hauptcharakter des Menschen und des wahren Gelehrten insbesondere ab. Er kann nicht fortschreiten, denn wahre Fortschritte sind nicht nach dem Maaßstab früherer Lehren, sondern nur aus sich selbst und aus absoluten Principien zu beurtheilen. Höchstens faßt er auf, was selbst keinen Geist hat,

neu angepriesene Mittel, diese oder jene fade Theorie, die eben entsteht und die Neugier reizt, oder einige neue Formeln, gelehrte Novitäten u. s. w. Alles muß ihn als eine Besonderheit erscheinen, um von ihm aufgenommen zu werden. Denn nur das Besondere kann gelernt werden und in der Qualität des Gelerntseyns ist alles nur ein Besonderes. Deswegen ist er der geschworne Feind jeder ächten Entdeckung, die im Allgemeinen gemacht wird, jeder Idee, weil er sie nicht faßt, jeder wirklichen Wahrheit, die ihn in seiner Ruhe stört. Vergißt er sich noch überdieß so weit, sich dagegen aufzulehnen, so benimmt er sich entweder auf die bekannte ungeschickte Art, das Neue nach Principien und Ansichten zu beurtheilen, die jenes eben in Ansprüche nimmt, mit Gründen oder gar Auctoritäten zu streiten, die in dem vorhergehenden Zustand der Wissenschaft etwa gelten konnten: oder es bleiben ihm im Gefühl seiner Nichtigkeit nur Schmähungen oder die Waffen der Verläumdung übrig, zu denen er sich innerlich berechtigt fühlt, weil

jede neue Entdeckung wirklich ein persönlicher Angriff auf ihn ist.

Der Erfolg ihres Studierens oder wenigstens die erste Richtung desselben hängt für alle mehr oder weniger von der Art und dem Grad von Bildung und Kenntniß ab, den sie auf die Academie mitbringen. Von der ersten äußeren und sittlichen Bildung, die für diese Erziehungsstufe schon erfodert wird, sage ich nichts, da alles, was hierüber zu sagen wäre, sich von selbst versteht.

Die sogenannten Vorkenntnisse betreffend, so kann man die Art von Wissen, die vor dem academischen erworben wird, nicht wohl anders denn als Kenntnisse bezeichnen. Für die Ausdehnung derselben giebt es ohne Zweifel auch einen Punct, jenseits und diesseits dessen das Rechte nicht besteht.

Die höheren Wissenschaften lassen sich nicht in der Qualität von Kenntnissen besitzen oder

erlangen. Es würde nicht rathsam seyn, zu einer Zeit, wo doch in keiner Richtung die Absolutheit wahrhaft erreicht werden kann, dasjenige Wissen zu anticipiren, das seiner Natur nach darauf beruht und diesen Charakter zugleich allem anderen Wissen mittheilt. Ja auch von Wissenschaften, deren Stoff zum Theil in Kenntnissen besteht, die nur im Zusammenhang des Ganzen ihren wahren Werth erlangen können, jene mitzutheilen, ehe der Geist durch die höheren Wissenschaften in diesen eingeweiht ist, könnte nur die spätere Vernachlässigung, aber keinen Vortheil zur Folge haben. Der Erziehungseifer der letzten Zeit hat auch die niedrern Schulen nur nicht ganz zu Academieen umzuschaffen zum Theil versucht, aber nur der Halbheit in der Wissenschaft neuen Vorschub gethan.

Es ist überhaupt nöthig, auf jeder Stufe zu verweilen, bis man das sichre Gefühl hat, sich auf ihr festgesetzt zu haben. Nur wenigen scheint es verstattet, Stufen zu überspringen,

obgleich hieß eigentlich nie der Fall iſt. Newton las in zartem Alter die Elemente des Euklides, wie ein ſelbſtgeſchriebenes Werk oder wie Andere unterhaltende Schriften leſen. Er konnte daher von der Elementargeometrie unmittelbar zu den höheren Unterſuchungen übergehen.

In der Regel iſt das andere Extrem des obigen der Fall, nämlich die tiefſte Vernachläſſigung der Vorbereitungsſchulen. Was vor dem Eintritt in das academiſche Studium ſchlechthin ſchon erworben ſeyn ſollte, iſt alles, was zum Mechaniſchen in den Wiſſenſchaften gehört. Theils hat überhaupt jede Scienz einen beſtimmten Mechanismus, theils macht die allgemeine Verfaſſung der Wiſſenſchaften mechaniſche Hülfsmittel, zu denſelben zu gelangen, unentbehrlich. Ein Beyſpiel des erſten Falls ſind die allgemeinſten und erſten Operationen der Analyſis des Endlichen; der academiſche Lehrer kann wohl ihre wiſſenſchaftlichen Gründe entwickeln, aber nicht den Rechenmeis-

ſter machen. Ein Beyſpiel des andern Falls iſt die Kenntniß der Sprachen, alter und neuer, da dieſe allein den Zugang zu den vornehmſten Quellen der Bildung und der Wiſſenſchaft öffnen. Es gehört hieher überhaupt alles, was mehr oder weniger durch Gedächtniß aufgefaßt ſeyn will, da dieß im früheren Alter theils am ſchärfſten iſt, theils am meiſten geübt ſeyn will.

Ich werde hier nur vorzüglich von dem früheren Studium der Sprachen reden, welches nicht bloß als nothwendige Stufe zu jeder ferneren in der wiſſenſchaftlichen Bildung unumgänglich iſt, ſondern einen unabhängigen Werth in ſich ſelbſt hat.

Die elenden Gründe, aus welchen vorzüglich das Erlernen der alten Sprachen im früheren Alter von der modernen Erziehungskunſt beſtritten wird, bedürfen keiner Widerlegung mehr. Sie gelten nur für eben ſo viele beſondere Beweiſe der Gemeinheit der Begriffe, die

dieſer zu Grunde lagen, und ſind vorzüglich von einem misverſtandenen Eifer gegen überwiegende Ausbildung des Gedächtniſſes nach den Vorſtellungen einer empiriſchen Pſychologie eingegeben. Die angeblichen Erfahrungen darüber waren von gewiſſen Gedächtnißgelehrten hergenommen, die ſich zwar mit Kenntniſſen aller Art angefüllt, aber dadurch freylich nicht hatten erwerben können, was ihnen die Natur verſagt hatte. Daß übrigens weder ein großer Feldherr, noch ein großer Mathematiker, oder Philoſoph. oder Dichter ohne Umfang und Energie des Gedächtniſſes möglich war, konnte für ſie nicht in Betracht kommen, da es auch gar nicht darauf angeſehen war, große Feldherrn, Mathematiker, Dichter oder Philoſophen, ſondern nützliche, bürgerliche, gewerbſame Menſchen zu bilden.

Ich kenne keine Beſchäftigungsart, welche mehr geeignet wäre, im früheren Alter dem erwachenden Witz, Scharfſinn, Erfindungskraft die erſte Uebung zu geben, als die vornehmlich

mit den alten Sprachen. Ich rede hier nämlich nicht von der Wissenschaft der Sprache im abstracten Sinn, in wie fern diese als unmittelbarer Abdruck des inneren Typus der Vernunft Gegenstand einer wissenschaftlichen Construction ist. Eben so wenig von der Philologie, zu der sich Sprachkenntniß nur wie das Mittel zu seinem viel höheren Zwecke verhält. Der bloße Sprachgelehrte heißt nur durch Missbrauch Philolog; dieser steht mit dem Künstler und Philosophen auf den höchsten Stufen, oder vielmehr durchdringen sich beyde in ihm. Seine Sache ist die historische Construction der Werke der Kunst und Wissenschaft, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen hat. Auf Universitäten soll eigentlich nur Philologie, in diesem Sinne behandelt, gelehrt werden; der academische Lehrer soll nicht Sprachmeister seyn. — Ich kehre zu meiner ersten Behauptung zurück.

Die Sprache an und für sich selbst schon und bloß grammatisch angesehen, ist eine sorts

gehende angewandte Logik. Alle wissenschaftliche Bildung besteht in der Fertigkeit, die Möglichkeiten zu erkennen, da im Gegentheil das gemeine Wissen nur Wirklichkeiten begreift. Der Physiker, wenn er erkannt hat, daß unter gewissen Bedingungen eine Erscheinung wahrhaft möglich sey, hat auch erkannt, daß sie wirklich ist. Das Studium der Sprache als Auslegung, vorzüglich aber als Verbesserung der Lesart durch Conjectur, übt dieses Erkennen der Möglichkeiten auf eine dem Knabenalter angemessene Art, wie es noch im männlichen Alter auch einen knabenhaft bleibenden Sinn angenehm beschäftigen kann.

Es ist unmittelbare Bildung des Sinns, aus einer für uns erstorbenen Rede den lebendigen Geist zu erkennen, und es findet darin kein anderes Verhältniß statt, als welches auch der Naturforscher zu der Natur hat. Die Natur ist für uns ein uralter Autor, der in Hieroglyphen geschrieben hat, dessen Blätter colossal sind, wie der Künstler bey Göthe sagt. Eben der-

jenige, der die Natur bloß auf dem empirischen Wege erforschen will, bedarf gleichsam am meisten Sprach-Kenntniß von ihr, um die für ihn ausgestorbene Rede zu verstehen. Im höheren Sinn der Philologie ist dasselbe wahr. Die Erde ist ein Buch, das aus Bruchstücken und Rhapsodieen sehr verschiedener Zeiten zusammengesetzt ist. Jedes Mineral ist ein wahres philologisches Problem. In der Geologie wird der Wolf noch erwartet, der die Erde eben so wie den Homer zerlegt und ihre Zusammensetzung zeigt.

In die besondern Theile des academischen Studium jetzt einzugehen und gleichsam das ganze Gebäude desselben auf den ersten Grundlagen aufzuführen, ist nicht möglich, ohne zugleich die Verzweigungen der Wissenschaft selbst zu verfolgen und das organische Ganze derselben zu construiren.

Ich werde demnach zunächſt den Zuſammenhang aller Wiſſenſchaften unter ſich, und die Objectivität, welche dieſe innere, organiſche Einheit durch die äußere Organiſation der Univerſitäten erhalten hat, darſtellen müſſen.

Gewiſſermaßen würde dieſer Grundriß die Stelle einer allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften vertreten können; da ich aber dieſe nie rein an ſich, ſondern immer zugleich in der beſondern Beziehung meines Vortrags betrachten werde, ſo kann natürlich kein aus den höchſten Principien auf die ſtrengſte Art abgeleitetes Syſtem der Erkenntniſſe hier erwartet werden. Ich kann, ſo wie überhaupt in dieſen Vorleſungen, nicht darauf ausgehen, meinen Gegenſtand zu erſchöpfen. Dieß kann man nur in der wirklichen Conſtruction und Demonſtration erreichen: ich werde vieles nicht ſagen, was vielleicht geſagt zu werden verdiente, deſto mehr aber mich hüten, etwas zu ſagen, was

nicht gesagt werden sollte, entweder an sich oder weil es die gegenwärtige Zeit und der Zustand der Wissenschaften nothwendig machten.

Vierte Vorlesung.

Ueber das Studium der reinen Vernunftwissenschaften: der Mathematik, und der Philosophie im Allgemeinen.

Das ſchlechthin Eine, von dem alle Wiſſenſchaften ausfließen und in das ſie zurückkehren, iſt das Urwiſſen, durch deſſen Einbildung in's Concrete ſich von Einem Centralpunkt aus das Ganze des Erkennens bis in die äußerſten Glieder geſtaltet. Diejenigen Wiſſenſchaften, in welchen es ſich als in ſeinen unmittelbarſten Organen reflectirt, und das Wiſſen als Reflectirendes mit dem Urwiſſen als Reflectirtem in Eins zuſammenfällt, ſind wie die allgemeinen Senſoria in dem organiſchen Leib des Wiſſens. Wir haben von dieſen Centralorganen auszugehen, um das Leben von ihnen aus durch verſchiedene Quellen bis in die äußerſten Theile zu leiten.

Für denjenigen, der noch nicht ſelbſt im Beſitz desjenigen Wiſſens iſt, welches mit dem Urwiſſen Eins und es ſelbſt iſt, giebt es keinen andern Weg, zur Anerkennung deſſelben geleitet zu werden, als durch den Gegenſatz mit dem andern Wiſſen.

Ich kann hier unmöglich begreiflich machen, wie wir dazu kommen, überhaupt etwas Besonderes zu erkennen; nur so viel läßt sich bestimmt auch hier zeigen, daß ein solches Erkennen kein absolutes und ebendarum auch nicht unbedingt wahres seyn kann.

Man verstehe dies nicht im Sinne eines gewissen empirischen Skepticismus, der die Wahrheit der sinnlichen, d. i. ganz aufs Besondere gerichteten Vorstellungen aus dem Grunde der Sinnentäuschungen bezweifelt, so daß wenn es keine optischen und andere Betrüge gäbe, wir alsdann unserer sinnlichen Erkenntniß so ziemlich gewiß seyn könnten; eben so wenig in dem eines rohen Empirismus überhaupt, der die Wahrheit der sinnlichen Vorstellungen allgemein darum bezweifelt, weil doch die Affectionen, aus denen sie entspringen, erst durch die Seele zur Seele gelangen und auf diesem Wege viel von ihrer Ursprünglichkeit verlieren müssen. Aller Causalbezug zwischen Wissen und Seyn gehört selbst mit zu der sinnlichen Täuschung und wenn jenes ein end-

liches ist, so ist es dieß vermöge einer Determination, die in ihm selbst und nicht außer ihm liegt.

Aber eben dieß, daß es überhaupt ein bestimmtes Wissen ist, macht es zu einem abhängigen, bedingten, stets veränderlichen; das Bestimmte an ihm ist, wodurch es ein Mannichfaltiges und Verschiedenes ist, die Form. Das Wesen des Wissens ist Eines, in allem das gleiche, und kann eben deswegen auch nicht determinirt seyn. Wodurch sich also Wissen von Wissen unterscheidet, ist die Form, die im Besonderen aus der Indifferenz mit dem Wesen tritt, welches wir in so fern auch das Allgemeine nennen können. Form getrennt von Wesen aber ist nicht reell, ist bloß Schein; das besondere Wissen rein als solches demnach kein wahres Wissen.

Dem besondern steht das rein allgemeine gegenüber, welches als ein von jenem abgesondertes das abstracte heißt. Es kann hier eben so wenig die Entstehung dieses Wissens begreiflich gemacht, es kann nur gezeigt werden, daß,

wenn in dem besondern die Form dem Wesen unangemessen ist, das rein allgemeine dagegen dem Verstand als Wesen ohne Form erscheinen müsse. Wo die Form nicht im Wesen und durch dasselbe erkannt wird, wird eine Wirklichkeit erkannt, die nicht aus der Möglichkeit begriffen wird, wie die besondern und sinnlichen Bestimmungen der Substanz in Ewigkeit nicht aus dem Allgemeinbegriff derselben eingesehen werden können; weshalb diejenigen, die bey diesem Gegensatz stehen bleiben, sich außer dem Allgemeinen noch das Besondere unter dem Namen des Stoffs als eines allgemeinen Inbegriffs der sinnlichen Verschiedenheiten zugeben lassen. Im entgegengesetzten Fall wird die reine, abstracte Möglichkeit begriffen, aus der man nicht zu der Wirklichkeit herauskommen kann, und dies und jenes ist, mit Lessing zu reden, der breite Graben, vor dem der große Haufen der Philosophen von jeher stehen geblieben ist.

Es ist klar genug, daß der letzte Grund und die Möglichkeit aller wahrhaft absoluten

Erkenntniß darin ruhen muß, daß eben das Allgemeine zugleich auch das Besondere und dasselbe, was dem Verstand als bloße Möglichkeit ohne Wirklichkeit, Wesen ohne Form erscheint, eben dieses auch die Wirklichkeit und die Form sey: dieß ist die Idee aller Ideen und aus diesem Grunde die des Absoluten selbst. Es ist nicht minder offenbar, daß das Absolute an sich betrachtet, da es eben nur diese Identität ist, an sich weder das eine noch das andere der Entgegengesetzten sey, daß es aber als das gleiche Wesen beyder, und demnach als Identität, in der Erscheinung nur entweder im Realen oder im Idealen sich darstellen könne.

Die beyden Seiten der Erkenntniß, die, in welcher die Wirklichkeit der Möglichkeit, und die, in welcher die letzte der ersten vorangeht, lassen sich nämlich unter sich wieder als reale und ideale entgegensetzen. Wäre es nun denkbar, daß im Realen oder Idealen selbst wieder nicht das eine oder das andere der beyden Entgegengesetzten, sondern die reine Identi-

tät beyder, als solche, durchbräche, so wäre damit ohne Zweifel die Möglichkeit einer absoluten Erkenntniß selbst innerhalb der Erscheinung gegeben.

Wenn demnach, um von diesem Punct aus weiter zu schließen, von der Identität der Möglichkeit und Wirklichkeit rein als solcher im Realen ein Reflex wäre, so könnte sie eben so wenig als ein abstracter Begriff, wie als concretes Ding erscheinen: das erste nicht, weil sie alsdann eine Möglichkeit wäre, der die Wirklichkeit, das andere nicht, weil sie eine Wirklichkeit wäre, der die Möglichkeit gegenüber stünde.

Da sie ferner als Identität rein im Realen erscheinen sollte, müßte sie sich als reines Seyn, und in wie fern dem Seyn die Thätigkeit entgegengesetzt ist, als Negation aller Thätigkeit erscheinen. Dasselbe ist nach dem früher aufgestellten Grundsatz einzusehen: daß jedes, was seinen Gegensatz in einem andern hat, nur, wie fern es in sich absolut ist, zugleich wieder die Identität von sich selbst und

seinem Entgegengesetzten ist; denn das Reale wird diesem zufolge als Identität von Möglichkeit und Wirklichkeit nur erscheinen können, in wie fern es in sich selbst absolutes Seyn, alles Entgegengesetzte daher von ihm negirt ist.

Ein solches reines Seyn mit Verneinung aller Thätigkeit ist nun ohne Zweifel der Raum; aber eben derselbe ist auch weder ein Abstractum, denn sonst müßten mehrere Räume seyn, da der Raum in allen Räumen nur Einer ist, noch ein Concretum, denn sonst müßte ein abstracter Begriff von ihm seyn, dem er als Besonderes nur unvollkommen angemessen wäre; er ist aber ganz, was er ist, das Seyn erschöpft in ihm den Begriff und er ist ebendeswegen und nur, weil er absolut real ist, auch wieder absolut ideal.

Zu Bestimmung der gleichen Identität, so fern sie im Idealen erscheint, können wir uns unmittelbar des Gegensatzes mit dem Raum bedienen; denn da dieser als reines Seyn mit Negation aller Thätigkeit erscheint, so wird jene dagegen sich als reine Thätigkeit

mit Verneinung alles Seyns darstellen müssen; aber aus dem Grunde, daß sie reine Thätigkeit ist, wird sie nach dem angegebenen Princip auch wieder die Identität von sich und dem Entgegengesetzten, von Möglichkeit also und Wirklichkeit seyn. Eine solche Identität ist die reine Zeit. Kein Seyn als solches ist in der Zeit, sondern nur die Veränderungen des Seyns, welche als Thätigkeitsäußerungen und als Negationen des Seyns erscheinen. In der empirischen Zeit geht die Möglichkeit, als Ursache, der Wirklichkeit voran, in der reinen Zeit ist die erste auch die andere. Als Identität des Allgemeinen und Besondern ist die Zeit so wenig ein abstracter Begriff als ein concretes Ding, und es gilt von ihr in dieser Beziehung alles, was von dem Raume gilt.

Diese Beweise sind hinreichend, einzusehen, sowohl daß in der reinen Anschauung des Raums und der Zeit eine wahrhaft objective Anschauung der Identität von Möglichkeit und Wirklichkeit als solcher gegeben ist, als auch: daß beyde bloß relative Absolute sind, da weder

Raum noch Zeit die Idee aller Ideen an ſich, ſondern nur in getrenntem Reflex darſtellen; daß aus demſelben Grunde weder jener noch dieſe Beſtimmungen des An ſich ſind, und daß, wenn die in beyden ausgedrückte Einheit Grund einer Erkenntniß oder Wiſſenſchaft iſt, dieſe ſelbſt bloß zur reflectirten Welt gehören, aber nichts deſto weniger der Form nach abſolut ſeyn müſſe.

Wenn nun, was ich hier nicht beweiſen, ſondern nur als bewieſen in der Philoſophie vorausſetzen kann, Mathematik, als Analyſis und Geometrie, ganz in jenen beyden Anſchauungsarten gegründet iſt, ſo folgt, daß in jeder dieſer Wiſſenſchaften eine Erkenntnißart herrſchend ſeyn müſſe, die der Form nach abſolut iſt.

Die Realität überhaupt und die der Erkenntniß insbeſondere beruht weder allein auf dem Allgemeinbegriff, noch allein auf der Beſonderheit; die mathematiſche Erkenntniß iſt aber weder die eines bloßen Abſtractum, noch die eines Concretum, ſondern der in der An-

ſchauung dargeſtellten Idee. Die Darſtellung des Allgemeinen und Beſondern in der Einheit, heißt überhaupt Conſtruction, die von der Demonſtration wahrhaft nicht unterſchieden iſt. Die Einheit ſelbſt drückt ſich auf doppelte Weiſe aus. Erſtens darinn, daß — um uns an das Beyſpiel der Geometrie zu halten — allen Conſtructionen derſelben, die ſich unter ſich wieder unterſcheiden, als Triangel, Quadrat, Cirkel u. ſ. w. dieſelbe abſolute Form zu Grunde liegt, und zum wiſſenſchaftlichen Begreifen derſelben in ihrer Beſonderheit nichts außer der Einen allgemeinen und abſoluten Einheit erfodert wird. Zweytens darinn, daß das Allgemeine jeder beſondern Einheit, z. B. das allgemeine Dreyeck mit dem beſonderen wieder Eins iſt, und hinwiederum das beſondere Dreyeck ſtatt aller gilt und Einheit und Allheit zugleich iſt. Dieſelbe Einheit drückt ſich als die der Form und Weſen aus, da die Conſtruction, welche als Erkenntniß bloß Form ſcheinen würde, zugleich das Weſen des Conſtruirten ſelbſt iſt.

Es iſt leicht, die Anwendung von dem Alles auf die Analyſis zu machen.

Die Stelle der Mathematik im allgemeinen Syſtem des Wiſſens iſt zur Genüge beſtimmt, ihre Beziehung auf das academiſche Studium ergiebt ſich daraus von ſelbſt. Eine Erkenntnißart, welche das Wiſſen über das Geſetz der Cauſalverbindung, das im gemeinen Wiſſen, wie in einem groſſen Theil der ſogenannten Wiſſenſchaften herrſchend iſt, in das Gebiet einer reinen Vernunftidentität erhebt, bedarf keines äußern Zwecks. So ſehr man auch übrigens die groſſen Wirkungen der Mathematik in ihrer Anwendung auf die allgemeinen Bewegungsgeſetze, in der Aſtronomie und Phyſik überhaupt, anerkennte, ſo wäre derjenige doch nicht zur Erkenntniß der Abſolutheit dieſer Wiſſenſchaft gelangt, der ſie nur um dieſer Folgen willen hochſchätzte, und dieß überhaupt ſowohl, als insbeſondere weil dieſe zum Theil nur einem Misbrauch der reinen Vernunftevidenz ihren Urſprung verdanken. Die neuere Aſtronomie geht als Theorie auf nichts

anders, als Umwandlung abſoluter, aus der Idee fließender, Geſetze in empiriſche Nothwendigkeiten aus und hat dieſen Zweck zu ihrer vollkommenen Befriedigung erreicht; übrigens kann es durchaus nicht Sache der Mathematik, in dieſem Sinn und wie ſie jetzt begriffen wird, ſeyn, über das Weſen oder An ſich der Natur und ihrer Gegenſtände das Geringſte zu verſtehen. Dazu wäre nöthig, daß ſie ſelbſt vorerſt in ihren Urſprung zurückginge und den in ihr ausgedrückten Typus der Vernunft allgemeiner begriffe. In wie fern die Mathematik eben ſo im Abſtracten, wie die Natur im Concreten, der vollkommenſte objectivſte Ausdruck der Vernunft ſelbſt iſt, in ſo fern müſſen alle Naturgeſetze, wie ſie in reine Vernunftgeſetze ſich auflöſen, ihre entſprechenden Formen auch in der Mathematik finden: aber nicht ſo, wie man dieß bisher angenommen hat, daß dieſe für jene nur beſtimmend, und die Natur übrigens in dieſer Identität ſich nur mechaniſch verhalte, ſondern ſo, daß Mathematik und Naturwiſſenſchaft nur Eine und

dieſelbe von verſchiedenen Seiten angeſehene Wiſſenſchaft ſeyn.

Die Formen der Mathematik, wie ſie jetzt verſtanden werden, ſind Symbole, für welche denen, die ſie beſitzen, der Schlüſſel verloren gegangen iſt, den, nach ſichern Spuren und Nachrichten der Alten, noch Euklides beſaß. Der Weg zur Wiedererfindung kann nur der ſeyn, ſie durchaus als Formen reiner Vernunft und Ausdrücke von Ideen zu begreifen, die ſich in der objectiven Geſtalt in ein anderes verwandelt zeigen. Je weniger der gegenwärtige Unterricht der Mathematik geeignet ſeyn möchte, zu dem urſprünglichen Sinn dieſer Formen zurückzuführen, deſto mehr wird die Philoſophie auf dem nun betretenen Wege auch die Mittel der Enträthſelung und der Wiederherſtellung jener uralten Wiſſenſchaft an die Hand geben.

Der Lehrling achte fürnehmlich ja einzig auf dieſe Möglichkeit, ſo wie auf den bedeutenden Gegenſatz der Geometrie und Analyſis, der

dem des Realismus und Idealismus in der Philosophie auffallend entspricht.

Wir haben an der Mathematik den bloß formellen Charakter der absoluten Erkenntnißart, den sie so lange behalten wird, als sie nicht vollkommen symbolisch begriffen ist, aufgezeigt. Die Mathematik gehört in so fern noch zur bloß abgebildeten Welt, als sie das Urwissen, die absolute Identität nur im Reflex und, welches davon eine nothwendige Folge ist, in getrennter Erscheinung zeigt. Die schlechthin und in jeder Beziehung absolute Erkenntnißart würde demnach diejenige seyn, welche das Urwissen unmittelbar und an sich selbst zum Grund und Gegenstand hätte. Die Wissenschaft aber, die außer jenem kein anderes Urbild hat, ist nothwendig die Wissenschaft alles Wissens, demnach die Philosophie.

Es kann nicht, weder überhaupt noch insbesondere, hier ein Beweis geführt werden, wodurch jedermänniglich gezwungen würde, zu gestehen, Philosophie sey eben Wissenschaft des Urwissens; es kann nur bewiesen werden, eine

ſolche Wiſſenſchaft ſey überhaupt nothwendig, und man kann ſicher ſeyn, beweiſen zu können, daß jeder andere Begriff, den man etwa von Philoſophie aufſtellen möchte, kein Begriff, nicht etwa nur dieſer, ſondern überhaupt einer möglichen Wiſſenſchaft ſey.

Philoſophie und Mathematik ſind ſich darinn gleich, daß beyde in der abſoluten Identität des Allgemeinen und Beſondern gegründet, beyde alſo auch, in wie fern jede Einheit dieſer Art Anſchauung iſt, überhaupt in der Anſchauung ſind; aber die Anſchauung der erſten kann nicht wieder wie die der letzten eine reflectirte ſeyn, ſie iſt eine unmittelbare Vernunft- oder intellectuelle Anſchauung, die mit ihrem Gegenſtande, dem Urwiſſen ſelbſt, ſchlechthin identiſch iſt. Darſtellung in intellectueller Anſchauung iſt philoſophiſche Conſtruction, aber wie die allgemeine Einheit, die allen zu Grunde liegt, ſo können auch die beſondern, in deren jeder die gleiche Abſolutheit des Urwiſſens aufgenommen wird, nur in der Vernunftanſchauung enthalten ſeyn und ſind in ſo fern Ideen.

Die Philosophie ist also die Wissenschaft der Ideen oder der ewigen Urbilder der Dinge.

Ohne intellectuelle Anschauung keine Philosophie! Auch die reine Anschauung des Raums und der Zeit ist nicht, im gemeinen Bewußtseyn, als solchem; denn auch sie ist die, nur im Sinnlichen reflectirte, intellectuelle. Aber der Mathematiker hat das Mittel der äußern Darstellung voraus: in der Philosophie fällt auch die Anschauung ganz in die Vernunft zurück. Wer sie nicht hat, versteht auch nicht, was von ihr gesagt wird; sie kann also überhaupt nicht gegeben werden. Eine negative Bedingung ihres Besitzes ist die klare und innige Einsicht der Nichtigkeit aller bloß endlichen Erkenntniß. Man kann sie in sich bilden: in dem Philosophen muß sie gleichsam zum Karakter werden, zum unwandelbaren Organ, zur Fertigkeit, alles nur zu sehen, wie es in der Idee sich darstellt.

Ich habe hier nicht von der Philosophie überhaupt, ich habe nur so weit von ihr zu re-

den, als sie sich auf die erste wissenschaftliche Bildung bezieht.

Von dem Nutzen der Philosophie zu reden, achte ich unter der Würde dieser Wissenschaft. Wer nur überhaupt darnach fragen kann, ist sicher noch nicht einmal fähig, ihre Idee zu haben. Sie ist durch sich selbst von der Nützlichkeitsbeziehung frey gesprochen. Sie ist nur um ihrer selbst willen; um eines Andern willen zu seyn, würde unmittelbar ihr Wesen selbst aufheben.

Von den Vorwürfen, die ihr gemacht werden, halte ich nicht ganz unnöthig zu sprechen: sie soll sich nicht durch Nützlichkeit empfehlen, aber auch nicht durch Vorspiegelungen schädlicher Wirkungen, die man ihr zuschreibt, wenigstens in äußern Beziehungen eingeschränkt werden.

Fünfte Vorlesung.

Ueber die gewöhnlichen Einwendungen gegen das Studium der Philosophie.

Wenn ich den sehr gemein gewordenen Vorwurf, daß die Philosophie der Religion und dem Staate gefährlich sey, nicht mit Stillschweigen übergehe, so ist es, weil ich glaube, daß die meisten, die sich hierauf entgegnend haben vernehmen lassen, nicht im Stande gewesen sind, das gehörige zu sagen.

Die nächste Antwort wäre wohl die: was mag das für ein Staat und was mag das für eine Religion seyn, denen die Philosophie gefährlich seyn kann? Wäre dies wirklich der Fall, so müßte die Schuld an der vorgeblichen Religion und dem angeblichen Staat liegen. Die Philosophie folgt nur ihren innern Gründen und kann sich wenig bekümmern, ob alles, was von Menschen gemacht ist, damit übereinstimme. Von der Religion rede ich hier nicht; ich behalte mir vor, in der Folge die innigste Einheit beyder, und wie die eine die andere erzeugt, darzuthun.

Was den Staat betrifft, so will ich die

Frage allgemein ſtellen: Wovon kann man in der wiſſenſchaftlichen Beziehung mit Recht ſagen oder fürchten, daß es dem Staat gefährlich ſey? Es wird ſich alsdann ohne Zweifel von ſelbſt ergeben, ob die Philoſophie etwas der Art ſey oder ob etwas der Art aus ihr hervorgehen könne?

Eine Richtung in der Wiſſenſchaft halte ich in Beziehung auf den Staat für verderblich und die andere für untergrabend.

Die erſte iſt, wenn das gemeine Wiſſen ſich zum abſoluten oder zur Beurtheilung deſſelben aufrichten will. Der Staat begünſtige nur erſt, daß der gemeine Verſtand Schiedsrichter über Ideen ſey, ſo wird dieſer ſich bald auch über den Staat erheben, deſſen auf Vernunft und in Ideen gegründete Verfaſſung er ſo wenig wie dieſe begreift. Mit denſelben populären Gründen, mit welchen er gegen die Philoſophie zu ſtreiten meynt, kann er und noch viel einleuchtender die erſten Formen des Staates angreifen. Ich muß erklären, was ich unter gemeinem Verſtand begreife. Keineswegs allein

oder vorzüglich den rohen, schlechthin ungebildeten Verstand, sondern gleicherweise den durch falsche und oberflächliche Kultur zum hohlen und leeren Räsonniren gebildeten Verstand, der sich für absolut gebildet hält, und der in der neueren Zeit sich durch Herabwürdigung alles dessen, was auf Ideen beruht, vorzüglich geäußert hat.

Dieser Ideenleerheit, die sich Aufklärung zu nennen untersteht, ist die Philosophie am meisten entgegengesetzt. Man wird zugeben müssen, daß es keine Nation in dieser Erhebung eines räsonnirenden Verstandes über die Vernunft weiter gebracht hat, als die französische. Es ist demnach die größte auch historische Ungereimtheit, zu sagen: Philosophie sey für Erhaltung der Rechtsgrundsätze gefährlich, (denn ich will mich so ausdrücken, da es allerdings Verfassungen oder Zustände derselben geben könnte, denen die Philosophie zwar nicht gefährlich, aber eben auch nicht günstig seyn kann). Gerade diejenige Nation, die, einige wenige Individuen früherer Zeiten ausgenom-

men, (denen man aber gewiß keinen Einfluß auf die politischen Begebenheiten der spätern zuschreiben wird), in keiner Epoche, am wenigsten in derjenigen, welche der Revolution vorausging, Philosophen hatte, war es, die das Beyspiel einer durch rohe Gräuel bezeichneten Umwälzung mit derselben Frevelhaftigkeit gab, mit welcher sie nachher zu neuen Formen der Sklaverey zurückgekehrt ist. Ich läugne nicht, daß Räsonneurs in allen Wissenschaften und nach allen Richtungen in Frankreich den Namen der Philosophen usurpirt haben; es möchte aber wohl keiner von denjenigen seyn, denen unter uns dieser Karakter unbestreitbar zukommt, der einem einzigen von jenen ihn zugestünde. Es ist nicht zu verwundern und wäre an sich, wenn man nicht auf andere Weise über den Werth und die Bedeutung davon aufgeklärt würde, sogar preiswürdig, daß eine kraftvolle Regierung unter diesem Volk jene leeren Abstractionen proscribirt, in welchen allerdings großentheils oder allein bestand, was die Franzosen von wissenschaftlichen Begriffen hatten. Mit hohlen Ver-

standesbegriffen läßt sich freylich so wenig ein Staat als eine Philosophie bauen, und eine Nation, die den Zugang zu den Ideen nicht hat, thut Recht, wenigstens Reste von solchen aus Trümmern vorhanden gewesener Formen hervorzusuchen.

Die Erhebung des gemeinen Verstandes zum Schiedsrichter in Sachen der Vernunft, führt ganz nothwendig die Ochlokratie im Reiche der Wissenschaften und mit dieser früher oder später die allgemeine Erhebung des Pöbels herbey. Fade oder heuchlerische Schwätzer, die da meynen, ein gewisses süßlichtes Gemenge sogenannter sittlicher Grundsätze an die Stelle der Ideenherrschaft zu setzen, verrathen nur, wie wenig sie selbst von Sittlichkeit wissen. Es giebt keine ohne Ideen, und alles sittliche Handeln ist es nur als Ausdruck von Ideen.

Die andere Richtung, in welche sich die erste verliert und welche die Auflösung alles dessen, was auf Ideen gegründet ist, herbeyführen muß, ist die auf das bloß Nützliche. Wenn Einmal dieses der höchste Maaßstab für alles

ist, so gilt er auch für die Staatsverfassung. Nun giebt es aber wohl überhaupt keine wandelbarere Sicherheit, als jene; denn von dem, was heute nützlich ist, ist es morgen das Gegentheil. Aber noch überdieß muß dieser, es sey durch welche Wirkung, sich verbreitende Trieb alles Große und jede Energie unter einer Nation ersticken. Nach dem Maaßstabe desselben wäre die Erfindung des Spinnrads wichtiger, als die eines Weltsystems, und die Einführung der Spanischen Schafzucht in einem Lande für ein größeres Werk zu achten, als die Umgestaltung einer Welt durch die fast göttlichen Kräfte eines Eroberers. Wenn Philosophie eine Nation groß machen könnte, so wäre es eine solche, die ganz in Ideen ist, die nicht über den Genuß grübelte oder die Liebe zum Leben als erste Triebfeder obenansetzte, sondern die Verachtung des Todes lehrte und nicht die Tugenden großer Karaktere psychologisch zergliederte. In Deutschland könnte, da kein äußeres Band es vermag, nur ein inneres, eine herrschende Religion oder Philosophie, den alten National-

karakter hervorrufen, der in der Einzelnheit zerfallen ist und immer mehr zerfällt. Es ist gewiß, daß ein kleines, friedliches, zu keinen großen Bestimmungen berufenes Völklein auch keiner großen Motive bedarf; für dieses scheint es hinreichend, daß es leidlich zu essen und zu trinken habe und der Industrie sich ergebe. Selbst in größeren Staaten zwingt die Unverhältnißmäßigkeit der Mittel, die ein armer Boden darreicht, zu den Zwecken, die Regierungen selbst, sich mit diesem Nützlichkeitsgeist zu befreunden und alle Künste und Wissenschaften einzig auf das Streben darnach anzuweisen. Es leidet keinen Zweifel, daß solchen Staaten die Philosophie nichts nützen kann, und wenn die Fürsten anfangen, immer mehr populär zu werden, die Könige selbst sich schämen, Könige zu seyn und nur die ersten Bürger seyn wollen, auch die Philosophie nur anfangen kann, sich in eine bürgerliche Moral umzuwandeln und von ihren hohen Regionen in das gemeine Leben herabzusteigen.

Die Staatsverfassung ein Bild der Verfassung des Ideenreichs. In diesem ist das Absolute als die Macht, von der alles ausfließt, der Monarch, die Ideen sind — nicht der Adel oder das Volk, weil das Begriffe sind, die nur im Gegensatz gegen einander Realität haben, sondern — die Freyen: die einzelnen wirklichen Dinge sind die Sclaven und Leibeigenen. Eine gleiche Stufenfolge ist unter den Wissenschaften. Die Philosophie lebt nur in Ideen, die Beschäftigung mit den einzelnen wirklichen Dingen überläßt sie den Physicis, Astronomis u. s. w. — Allein dieß sind ja selbst nur überspannte Ideen und wer glaubt in dieser Humanität und Aufgeklärtheit der Zeiten noch an so hohe Beziehungen des Staats?

Wenn dem einbrechenden Strom, der immer sichtbarer Hohes und Niederes vermischt, seit auch der Pöbel zu schreiben anhebt und jeder Plebejer in den Rang der Urtheiler sich erhebt, irgend etwas Einhalt zu thun vermag,

so ist es die Philosophie, deren natürlicher Wahlspruch das Wort ist:

Odi profanum volgus et arceo.

Nachdem man angefangen hatte, die Philosophie, nicht ohne Wirkung, als gefährlich für Staat und Kirche zu verschreyen, haben endlich auch die Inhaber verschiedentlicher Wissenschaften ihre Stimme gegen sie erhoben, als ob sie, auch in dieser Beziehung, verderblich wäre, dadurch, daß sie von den gründlichen Wissenschaften abziehe, sie als entbehrlich darstelle u. s. w.

Es wäre freylich vortrefflich, wenn auch die Gelehrten gewisser Fächer in den Rang der privilegirten Classen treten könnten und von Staats wegen festgesetzt würde, es soll in keinem Zweig des Wissens ein Fortschritt, oder gar eine Umwandelung Statt finden. So weit ist es bis jetzt, wenigstens allgemein, noch nicht gekommen, wird auch wohl nie dahin kommen. Es ist keine Wissenschaft, die an sich in Entgegensetzung mit der Philosophie wäre, vielmehr sind alle eben durch sie

und in ihr Eins. Es ist also immer nur die Wissenschaft, wie sie in irgend eines Menschen Kopf existiert; und ist diese mit der Wissenschaft aller Wissenschaften im Widerstreit, desto schlimmer für sie! Warum ist denn die Geometrie seit langen Zeiten im ungestörten Besitz ihrer Lehrsätze und im ruhigen Fortschreiten?

Ich weiß, daß nichts so sehr, wie das gründliche Studium der Philosophie, geschickt ist, Achtung für die Wissenschaft einzuflößen, obgleich diese Achtung für die Wissenschaft nicht immer eben eine Achtung für die Wissenschaften seyn mag, wie sie jetzt sind; und wenn denn nun auch diejenigen, welche in der Philosophie eine Idee der Wahrheit erlangt haben, von dem grund- und bodenlosen und unzusammenhängenden Wesen, das ihnen in andern Fächern unter jenem Namen angeboten wird, sich hinweg wenden und das Tiefere, das Begründetere, Zusammenhängendere suchen, so ist ja dies reiner Gewinn für die Wissenschaft selbst.

Daß diejenigen, die noch frisch, ohne vorgefaßte Meynungen, mit dem ersten noch unverfälschten Sinn für Wahrheit zu den Wissenschaften kommen, vor jeder Luft eines Zweifels an dem, was bisher gegolten oder selbst der Gewißheit der Ungültigkeit sorgfältig bewahrt und wie geistige Mumien einbalsamirt werden sollen, dafür habe ich wenigstens keinen Sinn.

Um nur in die andern Wissenschaften einzudringen zu können, müssen sie die Idee der Wahrheit aus der Philosophie empfangen haben, und gewiß wird jeder mit desto größerem Interesse zu einer Wissenschaft kommen, je mehr Ideen er zu ihr bringt; wie ich selbst während der Zeit, daß ich hier gelehrt habe, einen allgemeineren Eifer für alle Theile der Naturwissenschaft, durch die Wirkung der Philosophie habe aufleben sehen. Die von dem Schaden, welchen Philosophie bey der Jugend stiftet, so viel zu sagen wissen, befinden sich in einem von beyden folgenden Fällen. Entweder haben sie sich wirklich die Wissen-

schaft dieser Philosophie verschafft oder nicht. In der Regel ist das letzte der Fall: wie können sie also urtheilen? Oder das erste: so verdanken sie selbst dem Studium der Philosophie den Nutzen, einzusehen, daß sie keinen Nutzen habe; wie man von Sokrates zu sagen pflegt, er habe seinem Wissen wenigstens so viel verdankt, zu wissen, daß er nichts wisse; diesen Nutzen sollten sie doch auch andern zu Theil werden lassen, und nicht verlangen, daß man ihnen aufs Wort glaube, da die eigene Erfahrung doch ohnehin einen stärkeren Eindruck machen wird, als ihre Versicherung: davon nichts zu sagen, daß, ohne jene Kenntniß, für die Jugend auch ihre scharfsinnige Polemik gegen diese Philosophie unverständlich, und ihre Anspielungen dagegen, so grob sie übrigens seyn mögen, verloren waren.

Der gewöhnliche Trost, den sie bey der Fruchtlosigkeit ihrer Warnungen und Vermahnungen sich selbst und unter einander geben, ist dann der: daß es mit der Philosophie

doch keinen langen Bestand haben werde, daß sie nur die Sache einer Mode sey, die aber, wie noch immer geschehen, zu ihrer Zeit auch vorbeygehen werde, daß ja ohnehin alle Augenblicke neue Philosophieen entstehen und was dergleichen mehr ist.

Was das Erste betrifft, so befinden sie sich ganz in dem Fall des Bauren, der an einen tiefen Strom kommend, ihn nur vom Regen geschwellt meynt und wartet, bis er ablaufen wird,

Rusticus expectat, dum defluat amnis;
at ille
Labitur et labetur in omne volubilis
aeuum.

Was das Letzte betrifft, den schnellen Wechsel der Philosophieen, so sind sie wirklich nicht im Stande zu beurtheilen, ob das, was sie so nennen, wirklich verschiedene Philosophieen sind. Die scheinbaren Veränderungen der Philosophie existiren nur für die Unwissenden. Sie gehen entweder jene überhaupt nicht an, indem es allerdings und

eben auch jetzt Bestrebungen genug giebt, die sich für philosophische ausgeben, in denen aber keine Spur davon anzutreffen ist; allein eben um das, was sich Philosophie nennt, ohne es zu seyn, von der Philosophie abzuscheiden, muß ja untersucht, und weil die, die jetzt jung sind, künftig doch auch untersuchen sollen, Philosophie studiert werden. Oder sie sind Verwandlungen, die einen wirklichen Bezug auf Philosophie haben, so sind es Metamorphosen ihrer Form. Ihr Wesen ist unwandelbar dasselbe, seit dem ersten, der es ausgesprochen hat: aber sie ist eine lebendige Wissenschaft, und es giebt einen philosophischen Kunsttrieb, wie es einen poetischen giebt.

Wenn noch Umgestaltungen in der Philosophie statt finden, so ist dieß Beweis, daß sie ihre letzte Form und absolute Gestalt noch nicht gewonnen hat. Es giebt untergeordnetere und höhere, es giebt einseitigere und umfassendere Formen: jede sogenannte neue Philosophie muß aber einen neuen Schritt in

der Form gethan haben. Daß die Erscheinungen sich drängen, ist begreiflich, weil die vorhergehende unmittelbarer den Sinn schärft, den Trieb entzündet. Selbst aber auch, wenn die Philosophie in der absoluten Form wird dargestellt seyn — und war sie es denn noch nicht, so weit dieß überhaupt möglich ist? — wird es niemand verwehrt seyn, sie wieder in besondere Formen zu fassen. Die Philosophen haben das ganz eigenthümlich voraus, daß sie in ihrer Wissenschaft eben so einig, als die Mathematiker sind, (alle waren es, die überhaupt dafür gelten konnten), und daß doch jeder gleich original seyn kann, was jene nicht können. Die andern Wissenschaften könnten sich Glück wünschen, wenn erst bey ihnen jener Wechsel der Formen ernstlicher einträte. Um die absolute Form zu gewinnen, muß sich der Geist in allen versuchen, dieß ist das allgemeine Gesetz jeder freyen Bildung.

Mit der Nachrede, daß die Philosophie eine bloße Sache der Mode sey, kann es

auch nicht so ernstlich gemeynt seyn. Die sie vorbringen, würden gerade darum sich nur um so leichter damit vertragen. Wenn sie nicht ganz nach der Mode seyn wollen, so wollen sie doch auch nicht ganz altmodisch seyn, und wenn sie nur hie und da etwas, und wär' es bloß ein Wort, von der neueren oder neuesten Philosophie erhaschen können, verschmähen sie es ja doch nicht, sich damit auszuschmücken. Wär' es wirklich nur eine Sache der Mode, wie sie vorgeben, und demnach eben so leicht, als es ist, einen Kleiderschnitt oder Hut mit dem andern zu verwechseln, auch ein System der Medicin, der Theologie u. s. w. nach den neuesten Grundsätzen aufzustellen, so würden sie gewiß nicht säumen es zu thun. Es muß also doch mit der Philosophie seine ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten haben.

Sechste Vorlesung.

Ueber das Studium der Philosophie insbesondre.

Wenn das Wissen überhaupt an sich selbst Zweck ist, so muß dieß noch vielmehr und im vorzüglichsten Sinne von demjenigen Wissen gelten, in welchem alles andere Eins und welches die Seele und das Leben von ihm ist.

Kann Philosophie erlernt, kann sie überhaupt durch Uebung, durch Fleiß erworben werden: oder ist sie ein angebohrnes Vermögen, ein freyes Geschenk und durch Schickung verliehen? Daß sie als solche nicht gelernt werden könne, ist in dem Vorhergehenden schon enthalten. Nur die Kenntniß von ihren besondern Formen läßt sich auf diesem Wege erlangen. Jene soll aber, bey dem Studium der Philosophie, außer der Ausbildung des nicht zu erwerbenden Vermögens, das Absolute zu fassen, mit beabsichtigt werden. Wenn gesagt wird, daß Philosophie nicht gelernt werden könne, so ist die Meynung nicht, daß deswegen nun jeder sie ohne Uebung besitze, und daß man etwa eben so

von Natur philosophiren könne, als man sich von Natur besinnen oder Gedanken verbinden kann. Die Meisten derjenigen, welche gegenwärtig in der Philosophie urtheilen oder gar sich einfallen lassen, eigne Systeme auf die Bahn zu bringen, könnten sich von diesem Dünkel schon durch die Kenntniß des zuvor Gewesenen sattsam heilen. Es würde dann seltner geschehen, was so sehr gewöhnlich ist: daß man zu Irrthümern, die man schon abgelegt hat, durch seichtere Gründe, als welche man selbst dafür zu haben glaubte, bekehrt werden soll; seltner, daß jemand sich überredete, mit ein Paar Wortformeln den Geist der Philosophie zu beschwören und die großen Gegenstände derselben zu fassen.

Das, was von der Philosophie, nicht zwar eigentlich gelernt, aber doch durch Unterricht geübt werden kann, ist die Kunstseite dieser Wissenschaft, oder was man allgemein Dialektik nennen kann. Ohne dialektische Kunst ist keine wissenschaftliche Philosophie! Schon ihre Absicht, Alles als Eins darzustellen und

in Formen, die ursprünglich dem Reflex angehören, dennoch das Urwissen auszudrücken, ist Beweis davon. Es ist dieses Verhältniß der Speculation zur Reflexion, worauf alle Dialektik beruht.

Aber eben dieses Princip der Antinomie des Absoluten und der bloß endlichen Formen, so wie daß in der Philosophie Kunst und Production so wenig, als Form und Stoff in der Poesie getrennt seyn können, beweist, daß auch die Dialektik eine Seite hat, von welcher sie nicht gelernt werden kann, und daß sie nicht minder, wie das, was man, der ursprünglichen Bedeutung des Worts gemäß die Poesie in der Philosophie nennen könnte, auf dem productiven Vermögen beruht.

Von dem innern Wesen des Absoluten, welches die ewige In-Eins-Bildung des Allgemeinen und Besondern selbst ist, ist in der erscheinenden Welt ein Ausfluß in der Vernunft und der Einbildungskraft, welche beyde Ein und dasselbige sind, nur jene im Idealen, diese im Realen. Mögen diejeni-

gen, denen nichts als ein dürrer und unfruchtbarer Verstand zu Theil geworden ist, sich durch ihre Verwunderung schadlos halten, daß man zur Philosophie Einbildungskraft fordere. Statt desjenigen, was allein so genannt werden kann, ist ihnen nur die lebhafte Ideenassociation, die das Denken erschwert oder die falsche Imagination als eine regellose Reproduction sinnlicher Bilder bekannt. Jedes wahre durch Einbildungskraft geschaffene Kunstwerk ist die Auflösung des gleichen Widerspruchs mit dem, der in den Ideen, vereinigt, dargestellt ist. Der bloß reflectirende Verstand begreift nur einfache Reihen und die Idee, als Synthesis von Entgegengesetzten, als Widerspruch.

Das productive Vermögen läßt sich, wo es ist, bilden, erhöhen und in's Unendliche durch sich selbst potenziiren: es läßt sich im Gegentheil auch im Keim ersticken oder wenigstens in der Entwickelung hemmen. Wenn es daher eine Anweisung über das Studium der Philosophie geben kann, so muß diese mehr negativer Art seyn. Man kann den Sinn für

Ideen nicht schaffen, wo er nicht ist; man kann aber verhindern, daß er nicht erdrückt oder falsch geleitet werde.

Der Trieb und die Begierde, das Wesen der Dinge zu erforschen, ist den Menschen allgemein so tief eingepflanzt, daß sie auch das Halbe, das Falsche mit Eifer ergreifen, wenn es nur den Schein und einige Hoffnung giebt, daß es sie zu dieser Erkenntniß führe. Anders begreift man nicht, wie bey einem, im Ganzen recht ernstlichen Ernst, die oberflächlichsten Versuche in der Philosophie Theilnahme erregen konnten, wenn sie nur in irgend einer Richtung Gewißheit versprachen.

Der Verstand, den die Unphilosophie den gesunden nennt, da er nur der gemeine ist, verlangt gleichsam die baare und klingende Münze der Wahrheit, und sucht sie sich ohne Rücksicht auf das Unzureichende seiner Mittel zu verschaffen. In die Philosophie übergreifend erzeugt er die Ungeheuer einer rohen dogmatischen Philosophie, die mit

dem Bedingten das Unbedingte zu ermeſſen, das Endliche zum Unendlichen auszudehnen ſucht. Die Art zu ſchließen, welche in dem Gebiet des Abhängigen von dem einen zum andern reicht, ſoll ihm hier über die Kluft vom Abgeleiteten zum Abſoluten helfen. — In der Regel verſteigt er ſich nicht einmal ſo weit, ſondern bleibt unmittelbar bey dem, was er ſeine Thatſachen nennt, ſtehen. Die beſcheidenſte Philoſophie in dieſer Richtung iſt die, welche allgemein zwar die Erfahrung als die einzige oder Hauptquelle realer Erkenntniß ausgiebt: übrigens aber von den Ideen zuläßt, daß ſie vielleicht Realität haben, die ihnen nur für unſer Wiſſen gänzlich fehle. Man kann wohl ſagen, daß eine ſolche Philoſophie ſtudieren ſchlimmer iſt, als überhaupt keine kennen. Eben über die Thatſachen des Bewußtſeyns zu Etwas, was an ſich ſelbſt abſolut wäre, hinaus zu kommen, iſt die urſprüngliche Abſicht aller Philoſophie: dieſe Thatſachen-Erzählung dafür auszugeben, würde denen, die es pflegen, nicht ein-

mal eingekommen seyn, wäre nicht wahre Philosophie vorausgegangen.

Der bloße Zweifel an der gemeinen und endlichen Ansicht der Dinge ist eben so wenig Philosophie; es muß zum kategorischen Wissen der Nichtigkeit desselben kommen und dieses negative Wissen muß der positiven Anschauung der Absolutheit gleich werden, wenn es sich auch nur zum ächten Skepticismus erheben soll.

Ganz zu den empirischen Versuchen in der Philosophie gehört auch, was man insgemein Logik nennt. Wenn diese eine Wissenschaft der Form, gleichsam die reine Kunstlehre der Philosophie seyn sollte, so müßte sie das seyn, was wir oben unter dem Namen der Dialektik charakterisirt haben. Eine solche existirt noch nicht. Sollte sie eine reine Darstellung der Formen der Endlichkeit in ihrer Beziehung aufs Absolute seyn, so müßte sie wissenschaftlicher Skepticismus seyn: dafür kann auch Kants transscendentale Logik nicht gehalten werden. Versteht man aber un-

ter Logik eine rein formale, ſich den Inhalt oder die Materie des Wiſſens entgegenſetzende, Wiſſenſchaft, ſo wäre dieſe an ſich eine der Philoſophie direct entgegengeſetzte Scienz, da dieſe eben auf die abſolute Einheit der Form und des Weſens geht, oder; in wie fern ſie den Stoff, in empiriſcher Bedeutung, als das Concrete, von ſich abſondert; eben die abſolute Realität, die zugleich abſolute Idealität iſt, darſtellt. Sie iſt demnach eine ganz empiriſche Doctrin, welche die Geſetze des gemeinen Verſtandes als abſolute, aufſtellt, z. B. daß von zwey contradictoriſch entgegengeſetzten Begriffen jedem Weſen nur Einer zukomme, was in der Sphäre der Endlichkeit ſeine vollkommne Richtigkeit hat, nicht aber in der Spekulation, die nur in der Gleichſetzung Entgegengeſetzter ihren Anfang hat. Auf gleiche Weiſe ſtellt ſie Geſetze des Verſtandesgebrauchs in ſeinen verſchiedenen Functionen als Urtheilen, Eintheilen, Schließen auf. Aber wie? Ganz empiriſch, ohne ihre Nothwendigkeit zu beweiſen, wegen der ſie

an die Erfahrung verweist, z. B. daß mit vier Begriffen zu schließen, oder in einer Eintheilung Glieder sich entgegenzusetzen, die in andrer Beziehung nicht wieder etwas Gemeinschaftliches haben, eine Ungereimtheit erzeuge.

Gesetzt aber, die Logik ließe sich darauf ein, diese Gesetze aus spekulativen Gründen als nothwendige für dies reflectirte Erkennen zu beweisen, so wäre sie alsdann keine absolute Wissenschaft mehr, sondern eine besondere Potenz in dem allgemeinen System der Vernunftwissenschaft. Auf die vorausgesetzte Absolutheit der Logik gründet sich ganz die sogenannte Kritik der reinen Vernunft, welche diese nur in der Unterordnung unter den Verstand kennt. In dieser wird die Vernunft als das Vermögen zu schließen erklärt, da sie vielmehr eine absolute Erkenntnißart ist, wie die durch Schluß, eine durchaus bedingte. Wäre keine andere Erkenntniß des Absoluten, als die durch Vernunftschlüsse, und keine andere Vernunft, als die in der Form des Ver-

ſtandes, ſo müßten wir allerdings auf alle unmittelbare und kategoriſche Erkenntniß des Unbedingten und Ueberſinnlichen, wie Kant lehrt, Verzicht thun.

Solch ein großer Misgriff, als es Kant vorgeſtellt hat, iſt es nach dieſem nicht, daß man der natürlichen Trockenheit der Logik durch anthropologiſche und pſychologiſche Vorkenntniſſe aufzuhelfen gewußt hat, welches vielmehr ein recht geſundes Gefühl von dem Werth der erſten vorausſetzt, wie auch alle, welche die Philoſophie in Logik ſetzen, gleichſam eine angebohrne Hinneigung zur Pſychologie haben.

Was übrigens von dieſer ſogenannten Wiſſenſchaft an ſich ſelbſt zu halten ſey, begreift ſich aus dem Vorhergehenden von ſelbſt. Sie beruht auf der angenommenen Entgegenſetzung der Seele und des Leibes und man kann leicht urtheilen, was bey Nachforſchungen über etwas, das gar nicht exiſtirt, nämlich eine dem Leib entgegengeſetzte Seele, herauskommen kann. Alle wahre Wiſſenſchaft

des Menſchen kann nur in der weſentlichen und abſoluten Einheit der Seele und des Leibes, d. h. in der Idee des Menſchen, alſo überhaupt nicht in dem wirklichen und empiriſchen Menſchen, der von dieſer nur eine relative Erſcheinung iſt, geſucht werden.

Eigentlich müßte von der Pſychologie bey der Phyſik die Rede ſeyn, die nun ihrerſeits mit dem gleichen Grunde das bloß Leibliche betrachtet, und die Materie und die Natur für todt annimmt. Die wahre Naturwiſſenſchaft kann eben ſo wenig aus dieſer Trennung, ſondern ihrerſeits ebenſo nur aus der Identität der Seele und des Leibes aller Dinge hervorgehen: ſo daß zwiſchen Phyſik und Pſychologie kein realer Gegenſatz denkbar iſt. Selbſt aber wenn man dieſen zugeben wollte, würde man doch von der Pſychologie ſo wenig als etwa von der Phyſik in derſelben Entgegenſetzung begreifen, wie ſie an die Stelle der Philoſophie geſetzt werden könnte.

Da die Pſychologie die Seele nicht in der Idee, ſondern der Erſcheinungsweiſe nach und allein im Gegenſatz gegen dasjenige

kennt, womit sie in jener Eins ist, so hat sie die nothwendige Tendenz, alles im Menschen einem Causalzusammenhang unterzuordnen, nichts zuzugeben, was unmittelbar aus dem Absoluten oder Wesen selbst käme, und hiemit alles Hohe und Ungemeine herabzuwürdigen. Die großen Thaten der vergangenen Zeit erscheinen, unter das psychologische Messer genommen, als das natürliche Resultat einiger ganz begreiflichen Motive. Die Ideen der Philosophie erklären sich aus mehreren sehr groben psychologischen Täuschungen. Die Werke der alten grossen Meister der Kunst erscheinen als das natürliche Spiel einiger besondern Gemüthskräfte, und wenn z. B. Shakespeare ein großer Dichter, ist, so ist es wegen seiner vortrefflichen Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner äußerst feinen Psychologie. Ein Hauptresultat dieser Lehre ist das allgemeine Applanirungssystem der Kräfte. Wozu soll es doch etwas wie Einbildungskraft, Genie u. s. w. geben? Im Grunde sind doch alle einander gleich, und was man mit jenen Worten bezeichnet, ist doch nur

das Uebergewicht der einen Seelenkraft über die andere und in so fern eine Krankheit, eine Abnormität, statt daß bey den vernünftigen, ordentlichen, nüchternen Menschen alles in behaglichem Gleichgewicht und darum in vollkommner Gesundheit ist.

Eine bloß empirische, auf Thatsachen beruhende, eben so wie eine bloß analytische und formale Philosophie, kann überhaupt nicht zum Wissen bilden; eine einseitige Philosophie wenigstens nicht zum absoluten Wissen, da sie vielmehr für alle Gegenstände desselben nur einen eingeschränkten Gesichtspunct bestimmt.

Die Möglichkeit einer zwar spekulativen, aber übrigens beschränkten Philosophie ist dadurch gegeben, daß weil Alles in Allem wiederkehrt und auf allen möglichen Stufen dieselbe Identität nur unter verschiedenen Gestalten sich wiederholt, diese an einem untergeordneten Punct der Reflexion aufgefaßt und in der besondern Form, in der sie auf diesem erscheint, zum Princip der absoluten Wissenschaft gemacht werden kann. Die Philosophie, die aus ei-

nem solchen Princip hervorgeht, ist spekulativ, weil es nur der Abstraction von der Beschränktheit der Auffassung und des Denkens der besondern Identität in der Absolutheit bedarf, um sich zu dem rein und schlechthin Allgemeinen zu erheben; sie ist einseitig, in wie fern sie dies nicht thut, und von dem Ganzen ein nach diesem Gesichtspunct verzogenes und verschobenes Bild entwirft.

Die neuere Welt ist allgemein die Welt der Gegensätze, und wenn in der alten, aller einzelnen Regungen ungeachtet, doch im Ganzen das Unendliche mit dem Endlichen unter einer gemeinschaftlichen Hülle vereinigt liegt, so hat der Geist der späteren Zeit zuerst diese Hülle gesprengt und jenes in absoluter Entgegensetzung mit diesem erscheinen lassen. Von der unbestimmbar größeren Bahn, welche dieser durch das Schicksal vorgezeichnet ist, übersehen wir nur einen so kleinen Theil, daß uns der Gegensatz leicht als das Wesentliche und die Einheit, in die er sich aufzulösen bestimmt ist, jederzeit nur als einzelne Erscheinung auffallen

kann. Dennoch ist gewiß, daß diese höhere Einheit, welche der gleichsam aus der unendlichen Flucht zurückgerufne Begriff mit dem Endlichen darstellen wird, gegen die gewissermaßen bewußtlos und noch vor der Trennung vorhandene Identität der alten Welt sich im Ganzen wiederum eben so, wie das Kunstwerk zu dem organischen Werk der Natur verhalten wird. Hiermit sey es übrigens, wie es wolle, so ist offenbar, daß in der neuern Welt Mittelerscheinungen nothwendig sind, in denen der reine Gegensatz hervor tritt: es ist nothwendig sogar, daß dieser in der Wissenschaft wie in der Kunst unter den verschiedensten Formen immer wiederkehre, bevor er sich zur wahrhaft absoluten Identität verklärt hat.

Der Dualismus als eine nicht nur überhaupt, sondern auch in seiner Wiederkehr nothwendige Erscheinung der neueren Welt, muß also das Uebergewicht durchaus auf seiner Seite haben, wie denn die in einzelnen Individuen durchgebrochene Identität faßt für nichts gerecht

net werden kann, da dieſe ja von ihrer Zeit ausgeſtoßen und verbannt, von der Nachwelt nur als merkwürdige Beyſpiele des Irrthums begriffen worden ſind.

Da in dem Verhältniß, in welchem die großen Objectivitäten der Staatsverfaſſungen und ſelbſt des allgemeinen religiöſen Vereins verſchwanden, ſich das göttliche Princip von der Welt zurückzog, ſo konnte in dem Aeußeren der Natur nichts als der reine entſeelte Leib des Endlichen zurückbleiben, das Licht hatte ſich ganz nach innen gewandt und die Entgegenſetzung des Subjectiven und Objectiven mußte ihren höchſten Gipfel erreichen. Wenn man von Spinoza abſieht, ſo iſt ſeit Carteſius, in welchem die Entzweyung ſich wiſſenſchaftlich beſtimmt ausgeſprochen hatte, bis auf dieſe Zeit keine ihr entgegengeſetzte Erſcheinung, da auch Leibnitz ſeine Lehre in einer Form ausſprach, die der Dualismus ſich wieder aneignen konnte. Durch dieſe Zerreißung der Idee hatte auch das Unendliche ſeine Bedeutung verloren und diejenige, die es hatte, war eben ſo,

wie jene Entgegenſetzung, ſelbſt eine bloß ſubjective. Dieſe Subjectivität vollkommen bis zur gänzlichen Verneinung der Realität des Abſoluten geltend zu machen, war der erſte Schritt, der zur Wiederherſtellung der Philoſophie geſchehen konnte und durch die ſogenannte kritiſche Philoſophie wirklich geſchehen iſt. Der Idealismus der Wiſſenſchaftslehre hat nachher dieſe Richtung der Philoſophie vollendet. Der Dualismus nämlich iſt auch in dem letztern unaufgehoben zurückgeblieben. Aber das Unendliche oder Abſolute im Sinn des Dogmatismus iſt beſtimmter und mit der letzten Wurzel von Realität, die es in jenem hatte, aufgehoben worden. Als das An-ſich mußte es ein abſolut-Objectives ſchlechthin außer dem Ich ſeyn. Dieß iſt undenkbar, indem ja eben dieſes Außer-dem-Ich-Setzen wieder ein Setzen für das Ich und demnach auch im Ich iſt. Dieſes iſt der ewige und unauflösliche Cirkel der Reflexion, der durch die Wiſſenſchaftslehre aufs vollkommenſte dargeſtellt iſt. Die Idee des Abſoluten iſt in die Subjectivität, die für der Rich-

tung der spätern Philosophie zufolge nothwendig hatte, und aus welcher sie nur durch einen, sich selbst misverstehenden, Dogmatismus scheinbar gesetzt worden war, dadurch restituirt, daß sie als eine bloß im Handeln und für das Handeln stattfindende Realität anerkannt ist, und man muß demnach den Idealismus in dieser Form als die vollkommen ausgesprochene, zum Bewußtseyn ihrer selbst gekommene, Philosophie der neuern Welt betrachten.

Im Cartesius, welcher ihr die erste Richtung auf die Subjectivität durch das cogito ergo sum gab, und dessen Einleitung der Philosophie (in seinen Meditationen) mit den spätern Begründungen derselben im Idealismus in der That ganz gleichlautend ist, konnten sich die Richtungen noch nicht rein gesondert darstellen, die Subjectivität von der Objectivität nicht vollkommen geschieden erscheinen. Aber seine eigentliche Absicht, seine wahre Vorstellung von Gott, Welt, Seele hat er deutlicher als durch seine Philosophie, über welche man thu wegen des Ruhens auf dem ontologischen

Beweis der Realität Gottes, dieſes Meiſtes ächter Philoſophie, noch misverſtehen konnte, in ſeiner Phyſik ausgeſprochen. Merkwürdig muß es allgemein erſcheinen, daß durch denſelbigen Geiſt, in welchem der Dualismus der Philoſophie ſich entſchieden ausbildete, die mechaniſche Phyſik in der neueren Welt zuerſt die Geſtalt des Syſtems annahm. Mit dem umfaſſenden Geiſt des Carteſius ließe ſich die Annihilation der Natur, welcher ſich der Idealismus in der oben angegebenen Geſtalt rühmt, eben ſo wahr und faktiſch machen, als ſie es in ſeiner Phyſik wirklich war. Es kann nämlich für die Spekulation nicht den geringſten Unterſchied machen, ob die Natur in ihrer empiriſchen Geſtalt, im realen Sinn oder im idealen wirklich iſt. Es iſt völlig gleichgültig, ob die einzelnen wirklichen Dinge auf die Weiſe wirklich ſind, wie ſie ein grober Empirismus ſich denkt, oder ob ſie nur als Affectionen und Beſtimmungen ohne jeden Ich, als der absoluten Subſtanz, dieſem aber wirklich und real inhäriren.

Die wahre Vernichtung der Natur ist allerdings die, sie zu einem Ganzen absoluter Qualitäten, Beschränktheiten und Affectionen zu machen, welche gleichsam für ideale Atomen gelten können. Im Uebrigen bedarf es keines Beweises, daß eine Philosophie, die irgend einen Gegensatz zurückläßt und nicht wahrhaft die absolute Harmonie hergestellt hat, auch nicht zum absoluten Wissen durchgedrungen sey und noch weniger dazu bilden könne.

Die Aufgabe, die sich jeder setzen muß, unmittelbar, wie er zur Philosophie gelangt, ist: die Eine wahrhaft absolute Erkenntniß, die ihrer Natur nach auch eine Erkenntniß des Absoluten ist, bis zur Totalität und bis zum vollkommnen Begreifen des Allen in Einem zu verfolgen. Die Philosophie öffnet in dem Absoluten und der Entfernung aller Gegensätze, wodurch dieses selbst wieder, es sey auf subjective oder objective Weise, in eine Beschränktheit verwandelt worden ist, nicht nur überhaupt das Reich der Ideen, sondern auch den wahren Ur-

quell aller Erkenntniß der Natur, welche von jenen ſelbſt nur das Werkzeug iſt.

Ich habe die letzte Beſtimmung der neueren Welt ſchon im Vorhergehenden ausgeſprochen, eine höhere, wahrhaft alles begreifende, Einheit darzuſtellen; ſie gilt eben ſo ſehr für die Wiſſenſchaft als für die Kunſt, und eben damit jene ſey, müſſen alle Gegenſätze ſich entzweyen.

Bisher war von innern Gegenſätzen in der Philoſophie ſelbſt die Rede, ich werde noch einiger äußeren erwähnen müſſen, welche ihr Einſeitigkeit, falſche Richtung der Zeit und unvollkommne Begriffe gegeben haben.

Siebente Vorlesung.

Ueber einige äußre Gegensätze der Philosophie, vornämlich den der positiven Wissenschaften.

Als ein äußerer Gegensatz der Philosophie ist der schon früher angeführte von Wissen und Handeln, in seiner Anwendung auf jene, zu betrachten. Dieser ist keineswegs ein solcher, der in dem Geist der modernen Kultur überhaupt gegründet wäre, er ist ein Produkt der neuesten Zeit, ein unmittelbarer Sprößling der wohlbekannten Aufklärerey. Dieser Richtung zufolge giebt es eigentlich nur eine praktische und keine theoretische Philosophie. Wie Kant, nachdem er in der theoretischen Philosophie die Idee Gottes, der Ewigkeit der Seele u. s. w. zu bloßen Ideen gemacht hatte, diesen dagegen in der sittlichen Gesinnung eine Art von Beglaubigung zu geben suchte, so spricht sich in jenen Bestrebungen nur die endlich glückliche Erreichung der vollkommenen Befreyung von Ideen aus, für welche eine angebliche Sittlichkeit das Aequivalent seyn soll.

Sittlichkeit ist Gottähnliche Gesinnung, Erhebung über die Bestimmung durch das Concrete, ins Reich des schlechthin Allgemeinen.

Philoſophie iſt gleiche Erhebung und darum mit der Sittlichkeit innig Eins, nicht durch Unterordnung, ſondern durch weſentliche und innere Gleichheit. Es iſt nur Eine Welt, welche ſo, wie ſie im Abſoluten iſt, jedes in ſeiner Art und Weiſe abzubilden ſtreht, das Wiſſen als Wiſſen, das Handeln als Handeln. Die Welt des letzten iſt daher in ſich eben ſo abſolut, als die des erſten, und die Moral eine nicht minder ſpekulative Wiſſenſchaft, als die theoretiſche Philoſophie. Jede beſondere Pflicht entſpricht einer beſondern Idee und iſt eine Welt für ſich, wie jede Gattung in der Natur ihr Urbild hat, dem ſie ſo viel möglich ähnlich zu ſeyn trachtet. Die Moral kann daher ſo wenig als Philoſophie ohne Conſtruction gedacht werden. Ich weiß, daß eine Sittenlehre in dieſem Sinne noch nicht exiſtirt, aber die Principien und Elemente einer ſolchen liegen in der hergeſtellten Abſolutheit der Philoſophie.

Die Sittlichkeit wird in der allgemeinen Freyheit objectivirt und dieſe iſt ſelbſt nur gleichſam die öffentliche Sittlichkeit. Die Conſtruc-

tion dieſer ſittlichen Organiſation iſt eine ganz gleiche Aufgabe mit der der Conſtruction der Natur, und ruht auf ſpekulativen Ideen. Der Zerfall der äußern und innern ſittlichen Einheit müßte ſich durch den Zerfall der Philoſophie und die Auflöſung der Ideen ausdrücken. So lange es aber nur die ſichtbare Ohnmacht iſt, welche die Sache des gemeinen Verſtandes, da er in ſeiner natürlichen Geſtalt nicht mehr erſcheinen kann, unter dem erborgten Namen der Sittlichkeit führt, iſt dieſer kraftloſe Chor nur die nothwendige, der Schwachheit zugegebene, Begleitung des energiſchen Rhythmus der Zeit.

Die Sittlichkeit, nachdem der Begriff derſelben lange genug bloß negativ geweſen, in ihren poſitiven Formen zu offenbaren, wird ein Werk der Philoſophie ſeyn. Die Scheu vor der Speculation, das angebliche Forteilen vom bloß Theoretiſchen zum Praktiſchen, bewirkt im Handeln nothwendig die gleiche Flachheit wie im Wiſſen. Das Studium einer ſtreng theoretiſchen Philoſophie macht uns am unmittelbarſten mit Ideen vertraut, und nur Ideen

geben dem Handeln Nachdruck und ſittliche Bedeutung.

Ich erwähne noch eines andern äußern Gegenſatzes, den die Philoſophie gefunden hat, des der Religion. Nicht in dem Sinn, in welchem zu andrer Zeit Vernunft und Glauben im Widerſtreit vorgeſtellt wurden, ſondern in einem, neueren Urſprungs, nach welchem Religion, als reine Anſchauung des Unendlichen, und Philoſophie, welche als Wiſſenſchaft nothwendig aus der Identität derſelben herausgeht, entgegengeſetzt werden. Wir ſuchen vorerſt, uns dieſen Gegenſatz verſtändlich zu machen, um nachher zu finden, worauf es mit ihm abgeſehen ſey.

Daß die Philoſophie ihrem Weſen nach ganz in der Abſolutheit iſt, und auf keine Weiſe aus ihr herausgeht, iſt eine vielfach ausgeſprochene Behauptung. Sie kennt vom Unendlichen zum Endlichen keinen Uebergang, und beruht ganz auf der Möglichkeit, die Beſonderheit in der Abſolutheit und dieſe in jener zu begreifen, welches der Grund der Lehre von den

Ideen iſt. „Aber eben daß der Philoſoph die Beſonderheit in der Abſolutheit darſtellt, und nicht unmittelbar, wie von Natur, jene in dieſer und dieſe in jener anſchaut, ſetzt ſchon eine vorhergegangene Differenzirung und ein Herausgehen aus der Identität voraus.“ Nach dieſer näheren Beſtimmung würde der höchſte Zuſtand des Geiſtes in Bezug auf das Abſolute ein ſo viel möglich bewußtloſes Brüten oder ein Stand der gänzlichen Unſchuld ſeyn müſſen, in welchem jenes Anſchauen ſich ſogar ſelbſt nicht als Religion begriffe, weil damit ſchon Reflexion und ein Heraustreten aus der Identität geſetzt wäre.

Nachdem alſo die Philoſophie die Idee des Abſoluten hergeſtellt, von der Beſchränkung der Subjectivität befreyt, und in objectiven Formen, ſo weit ihr dieß verſtattet iſt, darzuſtellen verſucht hat, iſt jenes als ein neues und gleichſam das letzte Mittel der Subjectivirung ergriffen worden, die Wiſſenſchaft zu verachten, weil dieſe allgemeingültig, der Formloſigkeit entgegengeſetzt, und mit Einem Wort,

weil sie Wissenschaft ist. Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Zeitalter, wo ein bestimmter Dilettantismus sich fast über alle Gegenstände verbreitet hat, auch das Heiligste ihm nicht entgehen konnte, und diese Art des Nichtkönnens oder Nichtwollens sich in die Religion zurückzieht, um den höhern Anfoderungen zu entgehen.

Preis denen, die das Wesen der Religion neu verkündet, mit Leben und Energie dargestellt und ihre Unabhängigkeit von Moral und Philosophie behauptet haben! Wenn sie wollen, daß Religion nicht durch Philosophie erlangt werde, so müssen sie mit dem gleichen Grunde wollen, daß Religion nicht die Philosophie geben, oder an ihre Stelle treten könne. Was unabhängig von allem objectiven Vermögen erreicht werden kann, ist jene Harmonie mit sich selbst, die zur innern Schönheit wird; aber diese auch objectiv, es sey in Wissenschaft oder Kunst, darzustellen, ist eine von jener bloß subjectiven Genialität sehr verschiedene Aufgabe. Die daher ihr an sich löbliches Bestre-

ben nach jener Harmonie, oder wohl gar nur das lebhaft gefühlte Bedürfniß derselben, für das Vermögen halten, sie auch äußerlich zu offenbaren, werden ohne die höhere Bedingung mehr nur die Sehnsucht nach Poesie und Philosophie, als sie selbst, ausdrücken, in beyden auf das Formlose wirken, in der Philosophie das System verrufen, das sie, gleicherweise, zu machen und als Symbolik zu verstehen, unfähig sind.

Auch Poesie also und Philosophie, welche eine andere Art des Dilettantismus entgegensetzt, sind sich darin gleich, daß zu beyden ein aus sich selbst gezeugtes, ursprünglich ausgebohrnes Bild der Welt erfodert wird. Der größere Theil hält sich mit einem bloß socialen Bild der Welt zur Kunst hinlänglich ausgerüstet und fähig, die ewigen Ideen derselben auszudrücken: immer noch der bessere im Vergleich mit jenen, die ohne die geringste Erfahrung der Welt, mit der Einfalt der Kinder, trübselig dichten. Der Empirismus ist in der Poesie eben so wohl und allgemeiner als in der

Philosophie herrschend. Diejenigen, die auch etwa zufälligerweise in Erfahrung gebracht, daß alle Kunst von der Anschauung der Natur und des Universum aus und in sie zurückkehre, hal- ten dieser Vorstellung zufolge die einzelnen Er- scheinungen oder überhaupt Besonderheiten für die Natur, und meynen, die ihr eingebohrne Poesie aufs vollkommenste zu fassen, indem sie jene zu Allegorieen von Empfindungen und Ge- müthszuständen machen, womit denn, wie leicht zu sehen, dem Empirismus und der Sub- jectivität, beyden ihr höchstes Recht widerfährt.

In der obersten Wissenschaft ist alles Eins und ursprünglich verknüpft, Natur und Gott, Wissenschaft und Kunst, Religion und Poesie, und wenn sie in sich alle Gegensätze aufhebt, steht sie auch mit nichts anderm nach außen in wahrhafter oder anderer Entgegensetzung, als welche die Unwissenschaftlichkeit, der Empiris- mus, oder eine oberflächliche Liebhaberey, ohne Gehalt und Ernst, machen mögen.

Die Philosophie ist unmittelbare Darstel- lung und Wissenschaft des Urwissens selbst, aber

sie ist es nur ideal, nicht real. Könnte die Intelligenz, in Einem Akt des Wissens, das absolute Ganze, als ein in allen Theilen vollendetes System real begreifen, so hörte sie eben damit auf endlich zu seyn, sie begriffe Alles wirklich als Eines, aber sie begriffe eben deswegen Nichts als Bestimmtes.

Die reale Darstellung des Urwissens ist alles andere Wissen, aber in diesem herrscht auch die Absonderung und Trennung, und es kann nie in dem Individuum real Eins werden, sondern allein in der Gattung, und auch in dieser nur für eine intellectuelle Anschauung, die den unendlichen Fortschritt als Gegenwart erblickt.

Nun ist aber allgemein einzusehen, daß das Reell-Werden einer Idee in beständigem Fortschritt, so daß zwar nie das Einzelne, aber doch das Ganze ihr angemessen ist, sich als Geschichte ausdrücke. Geschichte ist weder das rein Verstandes-Gesetzmäßige, dem Begriff Unterworfene, noch das rein Gesetzlose, sondern was, mit dem Schein der Freyheit im

Einzelnen, Nothwendigkeit im Ganzen verbindet. Das wirkliche Wissen, da es successive Offenbarung des Urwissens ist, hat demnach nothwendig eine historische Seite, und in wiefern alle Geschichte auf die Realisirung eines äußern Organismus als Ausdrucks von Ideen geht, hat die Wissenschaft auch das nothwendige Streben, sich eine objective Erscheinung und äußere Existenz zu geben.

Diese äußere Erscheinung kann nur der Abdruck des innern Organismus des Urwissens selbst, und also der Philosophie seyn, nur daß sie getrennt darstellt, was in jenem, und eben so in dieser, Eines ist.

Wir haben demnach vorerst den innern Typus der Philosophie von dem gemeinschaftlichen Quell der Form und des Stoffes abzuleiten, um jenem gemäß die Form eines äußern Organismus, in welchem das Wissen wahrhaft objectiv wird, zu bestimmen.

Die reine Absolutheit für sich ist nothwendig auch reine Identität, aber die absolute Form dieser Identität ist: sich selbst auf ewige

Weise Subject und Object zu seyn; dieses können wir als bereits bewiesen voraussetzen. Nicht das Subjective oder Objective in diesem ewigen Erkenntnißakt, als solches, ist die Absolutheit, sondern das, was von beyden das gleiche Wesen ist, und was eben deswegen durch keine Differenz getrübt wird. Dieselbe identische Wesenheit ist in dem, was wir die objective Seite jenes absoluten Producirens nennen können, als Idealität in die Realität, und in dem, was die subjective, als Realität in die Idealität gebildet, so daß in jeder von beyden die gleiche Subject-Objectivität, und in der absoluten Form auch das ganze Wesen des Absoluten gesetzt ist.

Bezeichnen wir diese zwey Seiten als zwey Einheiten, so ist das Absolute an sich weder die eine noch die andere dieser Einheiten, denn es selbst ist ja eben nur die Identität, das gleiche Wesen einer jeden und dadurch beyder, und demnach sind beyde im Absoluten, obwohl auf eine nicht unterschiedene Weise, da in beyden

den der Form und dem Wesen nach dasselbige ist.

Wird nun das Absolute als dasjenige aufgefaßt, was an sich reine Identität, aber als diese zugleich das nothwendige Wesen der beyden Einheiten ist, so haben wir damit den absoluten Indifferenzpunct der Form und des Wesens aufgefaßt, denjenigen, von dem alle Wissenschaft und Erkenntniß ausfließt.

Jede der beyden Einheiten ist in der Absolutheit was die andere ist. Aber so nothwendig die wesentliche Einheit beyder der Karakter der Absolutheit selbst ist, so nothwendig ist es, daß beyde in der Nicht-Absolutheit als Nicht-Eines und verschieden erscheinen. Denn gesetzt in der Erscheinung würde nur die eine unterschieden, so wäre diese auch a l s die eine im Absoluten; demnach als ausschließend die entgegengesetzte, und sonach selbst als nicht absolut, welches gegen die Voraussetzung ist.

Beyde differenziiren sich also für die Erscheinung nothwendig, wie sich das absolute Le-

den der Weltkörper durch zwey relativ verſchiedene Brennpuncte ausdrückt. Die Form, die in der Abſolutheit mit dem Weſen Eines und es ſelbſt war, wird als Form unterſchieden. In der erſten als Einbildung der ewigen Einheit in die Vielheit, der Unendlichkeit in die Endlichkeit. Dieſes iſt die Form der Natur, welche, wie ſie erſcheint, jederzeit nur ein Moment oder Durchgangspunct in dem ewigen Akt der Einbildung der Identität in die Differenz iſt. Rein für ſich betrachtet iſt ſie die Einheit, wodurch ſich die Dinge oder Ideen von der Identität als ihrem Centro entfernen und in ſich ſelbſt ſind. Die Naturſeite iſt alſo an ſich ſelbſt nur die eine Seite aller Dinge.

Die Form der andern Einheit wird als Einbildung der Vielheit in die Einheit, der Endlichkeit in die Unendlichkeit unterſchieden und iſt die der idealen oder geiſtigen Welt. Dieſe rein für ſich betrachtet iſt die Einheit, wodurch die Dinge in die Identität als ihr Centrum zurückgehen und im Unendlichen ſind, wie ſie durch die erſte in ſich ſelbſt ſind.

Die Philosophie betrachtet die beyden Einheiten nur in der Absolutheit und demnach auch nur in ideeller, nicht reeller Entgegensetzung. Ihr nothwendiger Typus ist: den absoluten Centralpunct gleicherweise in den beyden relativen und hinwiederum diese in jenem darzustellen, und diese Grundform, welche im Ganzen ihrer Wissenschaft herrschend ist, wiederholt sich nothwendig auch im Einzelnen.

Dieser innere Organismus des Urwissens und der Philosophie ist es nun auch, welcher in dem äußeren Ganzen der Wissenschaften sich ausdrücken, und durch Trennung und Verbindung derselben zu einem Körper construiren muß.

Alles Objectivwerden des Wissens geschieht nur durch Handeln, welches selbst wieder sich äußerlich durch ideale Producte ausdrückt. Das allgemeinste derselben ist der Staat, der, wie schon früher bemerkt wurde, nach dem Urbild der Ideenwelt geformt ist. Aber eben weil der Staat selbst nur ein objectiv gewordenes Wissen ist, begreift er nothwendig in sich wieder einen

äußern Organismus für das Wiſſen als ſolches, gleichſam einen ideellen und geiſtigen Staat: die Wiſſenſchaften aber, in ſo fern ſie durch oder in Bezug auf den Staat Objectivität erlangen, heißen poſitive Wiſſenſchaften. Der Uebergang in die Objectivität ſetzt nothwendig die allgemeine Trennung der Wiſſenſchaften als beſonderer, da ſie nur im Urwiſſen Eins ſind. Aber der äußere Schematismus ihrer Trennung und ihrer Vereinigung muß doch wieder nach dem Bild des innern Typus der Philoſophie entworfen ſeyn. Nun beruht dieſer vorzüglich auf drey Puncten, dem abſoluten Indifferenzpunct, in welchem reale und ideale Welt als Eins erblickt werden, und den zwey nur relativ oder ideell entgegengeſetzten, wovon der eine der im Realen ausgedrückte abſolute und das Centrum der realen Welt, der andere der im Idealen ausgedrückte abſolute und das Centrum der idealen Welt iſt. Es wird alſo auch der äußere Organismus des Wiſſens vorzüglich auf drey von einander geſchiedenen und

doch äußerlich verbundenen Wissenschaften beruhen.

Die erste, welche den absoluten Indifferenzpunct objectiv darstellt, wird die unmittelbare Wissenschaft des absoluten und göttlichen Wesens, demnach die Theologie seyn.

Von den beyden andern wird diejenige, welche die reelle Seite der Philosophie für sich nimmt und diese äußerlich repräsentirt, die Wissenschaft der Natur, und in so fern diese nicht nur überhaupt sich in der des Organismus concentrirt, sondern auch, wie nachher näher gezeigt werden soll, nur in der Beziehung auf denselben positiv seyn kann, die Wissenschaft des Organismus, also die Medicin, seyn.

Die, welche die ideelle Seite der Philosophie in sich getrennt objectivirt, wird allgemein die Wissenschaft der Geschichte, und in wie fern das vorzüglichste Werk der letzten die Bildung der Rechtsverfassung ist, die Wissenschaft des Rechts, oder die Jurisprudenz, seyn.

In so fern die Wissenschaften durch den Staat und in ihm eine wirklich objective Exis

ſtenz erlangen, eine Macht werden, heißen die Verbindungen für jede derſelben insbeſondere, Facultäten. Um von den Verhältniſſen derſelben unter einander das Nöthige zu bemerken, beſonders da Kant in der Schrift: Streit der Facultäten, dieſe Frage nach ſehr einſeitigen Geſichtspuncten betrachtet zu haben ſcheint, ſo iſt offenbar, daß die Theologie, als diejenige, in welcher das Innerſte der Philoſophie objectivirt iſt, die erſte und oberſte ſeyn müſſe: in ſo fern das Ideale die höhere Potenz des Realen iſt, folgt, daß die juridiſche Fakultät der mediciniſchen vorangehe. Was aber die philoſophiſche betrifft, ſo iſt meine Behauptung, daß es überhaupt keine ſolche gebe, noch geben könne, und der ganz einfache Beweis dafür iſt: daß das, was Alles iſt, eben deswegen nichts insbeſondere ſeyn kann.

Es iſt die Philoſophie ſelbſt, welche in den drey poſitiven Wiſſenſchaften objectiv wird, aber ſie wird durch keine einzelne derſelben in ihrer Totalität objectiv. Die wahre Objectivität der Philoſophie in ihrer Totalität iſt nur

die Kunst; es könnte also auf jeden Fall keine philosophische, sondern nur eine Facultät der Künste geben. Allein die Künste können nie eine äußere Macht und eben so wenig durch den Staat privilegirt als beschränkt seyn. Es giebt also nur freye Verbindungen für die Kunst: und dieß war auch auf den älteren Universitäten der Sinn der jetzt sogenannten philosophischen Facultät, welche Collegium Artium hieß, wie die Mitglieder desselben Artisten. Diese Verschiedenheit der philosophischen Facultät von den übrigen hat sich bis jetzt noch darin erhalten, daß jene nicht wie diese privilegirte, dagegen auch in Staatspflicht genommene Meister (Doctores), sondern Lehrer (Magistros) der freyen Künste creirt.

Man könnte sich über die aufgestellte Behauptung auch darauf berufen, daß wo philosophische Facultäten sich nicht, ihrer ersten Bestimmung gemäß, als freye Vereinigungen für die Kunst betrachtet haben, und der besondere Geist der Innung in ihnen herrschend war, sie im Ganzen und Einzelnen Curricular- und Ge-

geiſtand des allgemeinen Spottes wurden, da ſie ihrem Beruf nach billig die höchſte und allgemeinſte Achtung genießen ſollten.

Daß Theologie und Jurisprudenz eine poſitive Seite haben, wird allgemein angenommen; verwickelter iſt es, dieſelbe für die Naturwiſſenſchaft aufzuzeigen. Die Natur iſt eine geſchloſſene in ſich ruhende Objectivirung des Urwiſſens; ihr Geſetz iſt die Endlichkeit wie das der Geſchichte die Unendlichkeit. Hier kann alſo das Hiſtoriſche des Wiſſens nicht in den Gegenſtand an und für ſich, ſondern nur in das Subjekt fallen: die Natur handelt immer in ihrer Integrität und mit offenbarer Nothwendigkeit, und in wie fern ein einzelnes Handeln oder eine Begebenheit als ſolche in ihr geſetzt werden ſoll, muß es durch die Beſtimmung des Subjects geſchehen. Ein ſolches Beſtimmen der Natur zum Handeln, unter gewiſſen Bedingungen mit Ausſchluß anderer, iſt, was Experiment heißt. Dieſes alſo giebt der Naturlehre eine hiſtoriſche Seite, da es eine veranſtaltete Begebenheit iſt, von welcher, wer

sie veranstaltet, den Zeugen macht. Aber auch in diesem Sinne hat die Naturwissenschaft doch nicht jene äußere Existenz, wie z. B. die Rechtsgelehrsamkeit; sie wird daher zu den positiven nur in so fern gezählt, als das Wissen in ihr zur äußern und öffentlichen Pflicht wird. Dieses ist allein in der Medicin der Fall.

Damit haben wir den ganzen Körper der positiven Wissenschaften in seinem Gegensatz gegen Philosophie, und den Widerstreit des absoluten und historischen Wissens in seiner ganzen Ausdehnung. Was im allgemeinen über die Behandlung aller besondern Fächer im Geist der Ein- und Allheit gesagt wurde, wird erst jetzt die Probe der Ausführbarkeit bestehen, und seiner Möglichkeit nach gerechtfertigt werden müssen.

Achte Vorlesung.

Ueber die historische Construction des Christenthums.

Die realen Wiſſenſchaften überhaupt können von der abſoluten als der idealen allein durch das hiſtoriſche Element geſchieden oder beſondere ſeyn. Aber die Theologie hat außer dieſer allgemeinen Beziehung auf die Geſchichte noch eine, die ihr ganz eigenthümlich iſt und zu ihrem Weſen insbeſondere gehört.

Da ſie als das wahre Centrum des Objectivwerdens der Philoſophie vorzugsweiſe in ſpeculativen Ideen iſt, ſo iſt ſie überhaupt die höchſte Syntheſe des philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſens; und als ſolche ſie darzuſtellen, iſt der Hauptzweck folgender Betrachtungen.

Ich gründe die hiſtoriſche Beziehung der Theologie nicht allein darauf: daß der erſte Urſprung der Religion überhaupt, ſo wie jeder andern Erkenntniß und Cultur allein aus dem Unterricht höherer Naturen begreiflich iſt, alle Religion alſo in ihrem erſten Daſeyn ſchon Ueberlieferung war; denn was die ſonſt ganzba-

ren empiriſchen Erklärungsarten betrifft, deren einige die erſte Idee von Gott oder Göttern aus Furcht, aus Dankbarkeit, oder andern Gemüthsbewegungen, andere durch eine ſchlaue Erfindung der erſten Geſetzgeber entſtehen laſſen, ſo begreifen jene die Idee Gottes überhaupt nur als die pſychologiſche Erſcheinung, ſo wie dieſe weder erklären, wie nur überhaupt jemand zuerſt den Gedanken gefaßt, ſich zum Geſetzgeber eines Volkes zu machen, noch wie er Religion insbeſondere als Schreckmittel, zu brauchen ſich einfallen laſſen konnte, ohne zuvor die Idee derſelben aus einer andern Quelle zu haben. Unter der Menge falſcher und ideenloſer Verſuche der letzten Zeit ſtehen die ſogenannten Geſchichten der Menſchheit oben an, welche ihre Vorſtellungen von dem erſten Zuſtand unſers Geſchlechts von den aus Reiſebeſchreibungen compilirten Zügen der Rohheit wilder Völker hernehmen, welche daher auch in ihnen die vornehmſte Rolle ſpielen. Es giebt keinen Zuſtand der Barbarey, der nicht aus einer untergegangenen Cultur herſtammte. Den

künftigen Bemühungen der Erdgeschichte ist, es vorbehalten, zu zeigen, wie auch jene, in einem Zustand der Wildheit lebende, Völker nur von dem Zusammenhang mit der übrigen Welt durch Revolutionen losgerissene und zum Theil zersprengte Völkerschaften sind, die der Verbindung und der schon erworbenen Mittel der Cultur beraubt in den gegenwärtigen Zustand zurücksanken. Ich halte den Zustand der Cultur durchaus für den ersten des Menschengeschlechts, und die erste Gründung der Staaten, der Wissenschaften, der Religion und der Künste für gleichzeitig oder vielmehr für Eins, so daß dieß alles nicht wahrhaft gesondert, sondern in der vollkommensten Durchdringung war, wie es einst in der letzten Vollendung wieder seyn wird.

Auch darauf gründet sich die historische Beziehung der Theologie nicht allein, daß die besondern Formen des Christenthums, in welchen die Religion unter uns existirt, nur geschichtlich erkannt werden können.

Die absolute Beziehung ist, daß in dem

Chriſtenthum das Univerſum überhaupt als Geſchichte, als moraliſches Reich, angeſchaut wird; und daß dieſe allgemeine Anſchauung den Grundkarakter deſſelben ausmacht. Vollkommen können wir dieß nur im Gegenſatz gegen die Religion hauptſächlich des griechiſchen Alterthums einſehen. Wenn ich der noch älteren, vorzüglich der Indiſchen nicht erwähne, ſo iſt es, weil ſie in dieſer Beziehung keinen Gegenſatz bildet, ohne deswegen, nach meiner Meynung, die Einheit zu ſeyn. Die Anſicht von dieſer hier vollſtändig mitzutheilen, erlauben die nothwendigen Schranken dieſer Unterſuchung nicht, wir werden ſie daher nur beyläufig ausſprechen oder berühren können. Die Mythologie der Griechen war eine geſchloſſene Welt von Symbolen der Ideen, welche real nur als Götter angeſchaut werden können. Reine Begränzung von der einen und ungetheilte Abſolutheit von der andern Seite iſt das beſtimmende Geſetz jeder einzelnen Göttergeſtalt, eben ſo wie der Götterwelt im Ganzen. Das Unendliche wurde nur im Endlichen an-

geſchaut und auf dieſe Weiſe ſelbſt der Endlichkeit untergeordnet. Die Götter waren Weſen einer höhern Natur, bleibende unwandelbare Geſtalten. Ganz anders iſt das Verhältniß einer Religion, die auf das Unendliche unmittelbar an ſich ſelbſt geht, in welcher das Endliche nicht als Symbol des Unendlichen, zugleich um ſeiner ſelbſt willen, ſondern nur als Allegorie des erſten und in der gänzlichen Unterordnung unter daſſelbe gedacht wird. Das Ganze, worin die Ideen einer ſolchen Religion objectiv werden, iſt nothwendig ſelbſt ein Unendliches, keine nach allen Seiten vollendete und begränzte Welt: die Geſtalten nicht bleibend, ſondern erſcheinend, nicht ewige Naturweſen, ſondern hiſtoriſche Geſtalten, in denen ſich das Göttliche nur vorübergehend offenbaret, und deren flüchtige Erſcheinung allein durch den Glauben feſtgehalten werden kann, niemals aber in eine abſolute Gegenwart verwandelt wird.

Da, wo das Unendliche ſelbſt endlich werden kann, kann es auch Vielheit werden; es iſt Polytheismus möglich: da, wo es durch das

Endliche nur bedeutet wird, bleibt es nothwendig Eins und es ist kein Polytheismus als ein Zugleichseyn göttlicher Gestalten möglich. Er entspringt durch Syntheſe der Abſolutheit mit der Begränzung, ſo daß in derſelben weder die Abſolutheit der Form nach, noch die Begränzung aufgehoben wird. In einer Religion wie das Chriſtenthum kann dieſe nicht von der Natur hergenommen werden, da ſie das Endliche überhaupt nicht als Symbol des Unendlichen und in unabhängiger Bedeutung begreift. Sie kann alſo nur von dem, was in die Zeit fällt, demnach der Geſchichte hergenommen ſeyn und darum iſt das Chriſtenthum ſeinem innerſten Geiſt nach und im höchſten Sinne hiſtoriſch. Jeder beſondere Moment der Zeit iſt Offenbarung einer beſondern Seite Gottes, in deren jeder er abſolut iſt; was die griechiſche Religion als ein Zumal hatte, hat das Chriſtenthum als ein Nacheinander, wenn gleich die Zeit der Sonderung der Erſcheinungen und mit ihr der Geſtaltung noch nicht gekommen iſt.

Es iſt ſchon früher angedeutet worden, daß

ſich Natur und Geſchichte überhaupt als die reale und ideale Einheit verhalten; aber eben ſo verhält ſich die Religion der griechiſchen Welt zu der chriſtlichen, in welcher das Göttliche aufgehört hat, ſich in der Natur zu offenbaren und nur in der Geſchichte erkennbar iſt. Die Natur iſt allgemein die Sphäre des An ſich ſelbſt Seyns der Dinge, in der dieſe, kraft der Einbildung des Unendlichen in ihr Endliches, als Symbole der Ideen zugleich ein von ihrer Bedeutung unabhängiges Leben haben. Gott wird daher in der Natur gleichſam exoteriſch, das Ideale erſcheint durch ein Anderes als es ſelbſt, durch ein Seyn; aber nur in wiefern dieſes Seyn für das Weſen, das Symbol unabhängig von der Idee, genommen wird, iſt das Göttliche wahrhaft exoteriſch, der Idee nach aber eſoteriſch. In der idealen Welt, alſo vornehmlich der Geſchichte, legt das Göttliche die Hülle ab, ſie iſt das lautgewordene Myſterium des göttlichen Reiches.

Wie in den Sinnbildern der Natur lag in den griechiſchen Dichtungen die Intellectual-

welt wie in einer Knospe verschlossen, verhüllt im Gegenstand und unausgesprochen im Subjekt. Das Christenthum dagegen ist das geoffenbarte Mysterium und, wie das Heidenthum seiner Natur nach exoterisch, eben so seiner Natur nach esoterisch.

Mit dem Christenthum mußte sich eben deswegen auch das ganze Verhältniß der Natur und der idealen Welt umkehren, und wie jene im Heidenthum das Offenbare war, dagegen diese als Mysterium zurücktrat, so mußte im Christenthum vielmehr, in dem Verhältniß als die ideelle Welt offenbar wurde, die Natur als Geheimniß zurücktreten. Den Griechen war die Natur unmittelbar und an sich selbst göttlich, weil auch ihre Götter nicht außer- und übernatürlich waren. Der neueren Welt war sie verschlossen, weil diese sie nicht an sich selbst, sondern als Gleichniß der unsichtbaren und geistigen Welt begriff. Die lebendigsten Erscheinungen der Natur, wie die der Electricität und der Körper, wenn sie sich chemisch verändern, waren den Alten kaum bekannt, oder erweckten

wenigſtens unter ihnen nicht den allgemeinen Enthuſiasmus, mit dem ſie in der neueren Welt aufgenommen wurden. Die höchſte Religioſität, die ſich im dem chriſtlichen Myſticismus ausdrückte, hielt das Geheimniß der Natur und, das der Menſchwerdung Gottes für Eins und Daſſelbe.

Ich habe ſchon anderwärts (im Syſtem des tranſcendentalen Idealismus) gezeigt, daß wir überhaupt drey Perioden der Geſchichte, die der Natur, des Schickſals und der Vorſehung annehmen müſſen. Dieſe drey Ideen drücken dieſelbe Identität, aber auf verſchiedene Weiſe aus. Auch das Schickſal iſt Vorſehung, aber im Realen erkannt, wie die Vorſehung auch Schickſal iſt, aber im Idealen angeſchaut. Die ewige Nothwendigkeit offenbart ſich, in der Zeit der Identität mit ihr, als Natur, wo der Widerſtreit des Unendlichen und Endlichen noch im gemeinſchaftlichen Keim des Endlichen verſchloſſen ruht. So in der Zeit der ſchönſten Blüthe der griechiſchen Religion und Poeſie. Mit dem Abfall von ihr offenbart ſie ſich als

Schickſal, indem ſie in den wirklichen Widerſtreit mit der Freyheit tritt. Dieß war das Ende der alten Welt, deren Geſchichte eben deswegen im Ganzen genommen als die tragiſche Periode betrachtet werden kann. Die neue Welt beginnt mit einem allgemeinen Sündenfall, einem Abbrechen des Menſchen von der Natur. Nicht die Hingabe an dieſe ſelbſt iſt die Sünde, ſondern, ſo lange ſie ohne Bewußtſeyn des Gegentheils iſt, vielmehr das goldne Zeitalter. Das Bewußtſeyn darüber hebt die Unſchuld auf und fodert daher auch unmittelbar die Verſöhnung und die freywillige Unterwerfung, in der die Freyheit als beſiegt, und ſiegend zugleich, aus dem Kampf hervorgeht. Dieſe bewußte Verſöhnung, die an die Stelle der bewußtloſen Identität mit der Natur und an die der Entzweyung mit dem Schickſal tritt und auf einer höhern Stufe die Einheit wieder herſtellt, iſt in der Idee der Vorſehung ausgedrückt. Das Chriſtenthum alſo leitet in der Geſchichte jene Periode der Vorſehung ein, wie die in ihm herrſchende Anſchauung des Univer-

ſum, die Anſchauung deſſelben als Geſchichte und als einer Welt der Vorſehung iſt.

Dieß iſt die große hiſtoriſche Richtung des Chriſtenthums: dieß der Grund, warum die Wiſſenſchaft der Religion in ihm von der Geſchichte unzertrennlich, ja mit ihr völlig Eins ſeyn muß. Jene Syntheſe mit der Geſchichte, ohne welche Theologie ſelbſt nicht gedacht werden kann, fodert aber hinwiederum zu ihrer Bedingung die höhere chriſtliche Anſicht der Geſchichte.

Der Gegenſatz, der insgemein zwiſchen Hiſtorie und Philoſophie gemacht wird, beſteht nur, ſo lange die Geſchichte als eine Reihe zufälliger Begebenheiten, oder als bloß empiriſche Nothwendigkeit begriffen wird: das erſte iſt die ganz gemeine Anſicht, über die ſich die andere zu erheben meynt, da ſie ihr an Beſchränktheit gleich iſt. Auch die Geſchichte kommt aus einer ewigen Einheit, und hat ihre Wurzel eben ſo im Abſoluten wie die Natur, oder irgend ein anderer Gegenſtand des Wiſſens. Die Zufälligkeit der Begebenheiten und

Handlungen findet der gemeine Verſtand vorzüglich durch die Zufälligkeit der Individuen begründet. Ich frage dagegen: was iſt denn dieſes oder jenes Individuum anders, als eben das, welches dieſe oder jene beſtimmte Handlung ausgeführt hat; einen andern Begriff giebt es von ihm nicht: war alſo die Handlung nothwendig, ſo war es auch das Individuum. Was ſelbſt von einem noch untergeordneten Standpunct allein als frey und demnach objectiv zufällig in allem Handeln erſcheinen kann, iſt bloß, daß das Individuum von dem, was vorherbeſtimmt und nothwendig iſt, dieſes Beſtimmte gerade zu ſeiner That macht: übrigens aber und was den Erfolg betrifft, iſt es, im Guten wie im Böſen, Werkzeug der abſoluten Nothwendigkeit.

Die empiriſche Nothwendigkeit iſt nichts anders als eine Art, die Zufälligkeit durch ein Zurückſchieben der Nothwendigkeit ins Unendliche zu verlängern. Wenn wir dieſe Art der Nothwendigkeit in der Natur nur für die Erſcheinung gelten laſſen, wie vielmehr in der

Geſchichte? Wer, von höherem Sinn, wird ſich bereden, daß Begebenheiten, wie die Ausbildung des Chriſtenthums, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge und ſo viele andere große Ereigniſſe, ihren wahren Grund in den empiriſchen Urſachen gehabt haben, die man gewöhnlich dafür ausgiebt? Und wenn dieſe wirklich obwalteten, ſo ſind ſie in dieſer Beziehung wiederum nur die Werkzeuge einer ewigen Ordnung der Dinge.

Was von Geſchichte überhaupt gilt, muß insbeſondere von der der Religion gelten, nämlich daß ſie in einer ewigen Nothwendigkeit gegründet und alſo eine Conſtruction derſelben möglich ſey, wodurch ſie mit der Wiſſenſchaft der Religion innigſt Eins und verbunden wird.

Die hiſtoriſche Conſtruction des Chriſtenthums kann von keinem andern Punct, als der allgemeinen Anſicht ausgehen, daß das Univerſum überhaupt und ſo auch in wie fern es Geſchichte iſt nothwendig nach zwey Seiten differenzirt erſcheine, und dieſer Gegenſatz, welchen die neuere Welt gegen die alte macht,

ſt für ſich zureichend, das Weſen und alle beſondere Beſtimmungen des Chriſtenthums einzuſehen.

Die alte Welt iſt in ſo fern wieder die Naturſeite der Geſchichte, als die in ihr herrſchende Einheit oder Idee, Seyn des Unendlichen im Endlichen iſt. Der Schluß der alten Zeit und die Gränze einer neuen, deren herrſchendes Princip das Unendliche war, konnte nur dadurch gemacht werden, daß das wahre Unendliche in das Endliche kam, nicht um dieſes zu vergöttern, ſondern um es in ſeiner eigenen Perſon Gott zu opfern und dadurch zu verſöhnen. Die erſte Idee des Chriſtenthums iſt daher nothwendig der Menſchgewordene Gott, Chriſtus als Gipfel und Ende der alten Götterwelt. Auch er verendlicht in ſich das Göttliche, aber er zieht nicht die Menſchheit in ihrer Hohheit, ſondern in ihrer Niedrigkeit an, und ſteht als eine von Ewigkeit zwar beſchloſſene, aber in der Zeit vergängliche Erſcheinung da, als Gränze der beyden Welten; er ſelbſt geht zurück ins Unſichtbare und verheißt

ſtatt ſeiner nicht das ins Endliche kommende, im Endlichen bleibende Princip, ſondern den Geiſt, das ideale Princip, welches vielmehr das Endliche zum Unendlichen zurückführt und als ſolches das Licht der neuen Welt iſt.

An dieſe erſte Idee knüpfen ſich alle Beſtimmungen des Chriſtenthums. Die Einheit des Unendlichen und Endlichen objectiv durch eine Symbolik, wie die griechiſche Religion, darzuſtellen, iſt ſeiner ideellen Richtung nach unmöglich. Alle Symbolik fällt ins Subject zurück, und die nicht äußerlich, ſondern bloß innerlich zu ſchauende Auflöſung des Gegenſatzes bleibt daher Myſterium, Geheimniß. Die durch alles hindurchgehende Antinomie des Göttlichen und Natürlichen hebt ſich allein durch die ſubjective Beſtimmung auf, beyde auf eine unbegreifliche Weiſe als Eins zu denken. Eine ſolche ſubjective Einheit drückt der Begriff des Wunders aus. Der Urſprung jeder Idee iſt nach dieſer Vorſtellung ein Wunder, da ſie in der Zeit entſteht, ohne ein Verhältniß zu ihr zu haben. Keine derſelben kann

auf zeitliche Weise entstehen, es ist das Abso-lute, d. h. es ist Gott selbst, der sie offenbart, und darum der Begriff der Offenbarung ein schlechthin nothwendiger im Christenthum.

Eine Religion, die als Poesie in der Gat-tung lebt, bedarf so wenig einer historischen Grundlage, als die immer offene Natur ihrer bedarf. Wo das Göttliche nicht in bleibenden Gestalten lebt, sondern in flüchtigen Erschei-nungen vorübergeht, bedarf es der Mittel, diese fest zu halten und durch Ueberlieferung zu verewigen. Außer den eigentlichen Mysterien der Religion giebt es nothwendig eine Mytho-logie, welche die exoterische Seite derselben ist, und die sich auf die Religion gründet, wie sich die Religion der ersten Art vielmehr umgekehrt auf die Mythologie gründete.

Die Ideen einer auf Anschauung des Un-endlichen im Endlichen gerichteten Religion müssen vorzugsweise im Seyn ausgedrückt seyn, die Ideen der entgegengesetzten, in der alle Symbolik nur dem Subject angehört, kön-nen allein durch Handeln objectiv werden.

Das urſprüngliche Symbol aller Anſchauung Gottes in ihr iſt die Geſchichte, aber dieſe iſt endlos, unermeßlich, ſie muß alſo durch eine zugleich unendliche und doch begränzte Erſcheinung repräſentirt werden, die ſelbſt nicht wieder real iſt, wie der Staat, ſondern ideal, und die Einheit aller im Geiſt bey der Getrenntheit im Einzelnen als unmittelbare Gegenwart darſtellt. Dieſe ſymboliſche Anſchauung iſt die Kirche, als lebendiges Kunſtwerk.

Wie nun die Handlung, welche die Einheit des Unendlichen und Endlichen äußerlich ausdrückt, ſymboliſch heißen kann, ſo iſt dieſelbe, als innerlich, myſtiſch und Myſticismus überhaupt eine ſubjective Symbolik. Wenn die Aeußerungen dieſer Anſchauungsart faſt zu jeder Zeit in der Kirche Widerſpruch und zum Theil Verfolgung gefunden haben, ſo iſt es, weil ſie das Eſoteriſche des Chriſtenthums exoteriſch zu machen ſuchten: nicht aber als ob der innerſte Geiſt dieſer Religion ein anderer, als der jener Anſchauung wäre.

Wenn man die Handlungen und Gebräu

che der Kirche für objectiv symbolisch, halten will, da ihre Bedeutung doch bloß mystisch gefaßt werden kann, so haben wenigstens diejenigen Ideen des Christenthums, die in den Dogmen symbolisirt wurden, in diesen nicht aufgehört, von ganz speculativer Bedeutung zu seyn, da ihre Symbole kein von der Bedeutung unabhängiges Leben in sich selbst erlangt haben, wie die der griechischen Mythologie.

Versöhnung des von Gott abgefallenen Endlichen durch seine eigne Geburt in die Endlichkeit, ist der erste Gedanke des Christenthums und die Vollendung seiner ganzen Ansicht des Universum und der Geschichte desselben in der Idee der Dreyeinigkeit, welche eben deswegen in ihm schlechthin nothwendig ist. Bekanntlich hat schon Lessing in der Schrift: Erziehung des Menschengeschlechts, die philosophische Bedeutung dieser Lehre zu enthüllen gesucht, und was er darüber gesagt hat, ist vielleicht das Speculativste was er überhaupt geschrieben. Es fehlt aber seiner Ansicht noch an der Beziehung dieser Idee auf die Geschichte

der Welt, welche darinn liegt, daß der ewige, aus dem Wesen des Vaters aller Dinge gebohrene, Sohn Gottes das Endliche selbst ist, wie es in der ewigen Anschauung Gottes ist, und welches als ein leidender und den Verhängnissen der Zeit untergeordneter Gott erscheint, der in dem Gipfel seiner Erscheinung, in Christo, die Welt der Endlichkeit schließt und die der Unendlichkeit, oder der Herrschaft des Geistes, eröffnet.

Wäre es für den gegenwärtigen Zweck verstattet, weiter in diese historische Construction einzugehen, so würden wir auf die gleiche Weise alle Gegensätze des Christenthums und Heidenthums, so wie die in jenem herrschenden Ideen und subjective Symbole der Ideen als nothwendige erkennen. Es genügt mir, im Allgemeinen die Möglichkeit davon gezeigt zu haben. Wenn das Christenthum nicht nur überhaupt, sondern auch in seinen vornehmsten Formen historisch nothwendig ist, und wir hiermit die höhere Ansicht der Geschichte selbst als eines Ausflusses der ewigen Nothwendigkeit ver-

binden: ſo iſt darinn auch die Möglichkeit gegeben, es hiſtoriſch als eine göttliche und abſolute Erſcheinung zu begreifen, alſo die einer wahrhaft hiſtoriſchen Wiſſenſchaft der Religion, oder der Theologie.

Neunte Vorlesung.

Ueber das Studium der Theologie.

Wenn ich es ſchwer finde, von dem Studium der Theologie zu reden, ſo iſt es, weil ich die Erkenntnißart und den ganzen Standpunct, aus welchem ihre Wahrheiten gefaßt ſeyn wollen, als verloren und vergeſſen achten muß. Die ſämtlichen Lehren dieſer Wiſſenſchaft ſind empiriſch verſtanden und als ſolche ſowohl behauptet als beſtritten worden. Auf dieſem Boden aber ſind ſie überall nicht einheimiſch und verlieren durchaus allen Sinn und Bedeutung.

Die Theologen behaupten, das Chriſtenthum ſey eine göttliche Offenbarung, die ſie als eine Handlung Gottes in der Zeit vorſtellen. Sie begeben ſich alſo eben damit ſelbſt auf den Standpunct, von welchem aus betrachtet, es keine Frage ſeyn kann, ob das Chriſtenthum ſeinem Urſprung nach natürlich erklärbar iſt. Derjenige müßte die Geſchichte und Bildung der Zeit ſeines Entſtehens ſehr

wenig kennen, der ſich dieſe Aufgabe nicht befriedigend löſen könnte. Man leſe nur die Schriften der Gelehrten, in welchen der Keim des Chriſtenthums nicht nur im Judenthum, ſondern ſelbſt in einem einzelnen religiöſen Verein, der vor jenem exiſtirte, nachgewieſen iſt; ja man bedarf deſſen nicht einmal, obgleich, um dieſen Zuſammenhang darzulegen, der Bericht des Joſephus und die Spuren der chriſtlichen Geſchichtsbücher ſelbſt noch nicht einmal gehörig benutzt ſind. Genug, Chriſtus als der Einzelne, iſt eine völlig begreifliche Perſon, und es war eine abſolute Nothwendigkeit, ihn als ſymboliſche Perſon und in höherer Bedeutung zu faſſen.

Will man die Ausbreitung des Chriſtenthums als ein beſonderes Werk der göttlichen Vorſehung betrachten? Man lerne die Zeit kennen, in der es ſeine erſten Eroberungen machte, um es als eine bloß einzelne Erſcheinung des allgemeinen Geiſtes derſelben zu erkennen. Nicht das Chriſtenthum hat dieſen erſchaffen, ſondern es ſelbſt war nur eine vor-

ahndende Anticipation desselben, das Erste, wodurch er ausgesprochen wurde. Das römische Reich war Jahrhunderte zuvor reif zum Christenthum, ehe Constantin das Kreuz zum Panier der neuen Weltherrschaft wählte; die vollste Befriedigung durch alles Aeußere führte die Sehnsucht nach dem Innern und Unsichtbaren herbey, ein zerfallendes Reich, dessen Macht bloß zeitlich war, der verlorne Muth zum Objectiven, das Unglück der Zeit mußten die allgemeine Empfänglichkeit für eine Religion schaffen, welche den Menschen an das Ideale zurückwieß, Verläugnung lehrte und zum Glück machte.

Die christlichen Religionslehrer können keine ihrer historischen Behauptungen rechtfertigen, ohne zuvor die höhere Ansicht der Geschichte selbst, welche durch die Philosophie wie durch das Christenthum vorgeschrieben ist, zu der ihrigen gemacht zu haben. Sie haben lange genug mit dem Unglauben auf seinem eigenen Boden gekämpft, anstatt diesen, als den Standpunct, auf wel-

chem er ſteht, ſelbſt anzugreifen. Ihr habt, könnten ſie den Naturaliſten ſagen, für die Betrachtungsweiſe, die ihr annehmt, vollkommen Recht, und unſere Anſicht ſchließt es ein, daß ihr auf eurem Standpunct richtig urtheilet. Wir läugnen nur dieſen ſelbſt oder laſſen ihn als einen bloß untergeordneten gelten. Es iſt derſelbe Fall wie mit dem Empiriker, der dem Philoſophen unwiderſprechlich beweiſt, daß alles Wiſſen nur durch die äußere Nothwendigkeit der Eindrücke geſetzt iſt.

Daſſelbe Verhältniß findet eben ſo in Anſehung aller Dogmen der Theologie ſtatt. Von der Idee der Dreyeinigkeit iſt es klar, daß ſie, nicht ſpeculativ aufgefaßt, überhaupt ohne Sinn iſt. Die Menſchwerdung Gottes in Chriſto deuten die Theologen eben ſo empiriſch, nämlich daß Gott in einem beſtimmten Moment der Zeit menſchliche Natur angenommen habe, wobey ſchlechterdings nichts zu denken ſeyn kann, da Gott ewig außer aller Zeit iſt. Die Menſchwerdung Gottes iſt alſo eine Menſchwerdung von Ewigkeit. Der

Mensch Christus ist in der Erscheinung nur der Gipfel und in so fern auch wieder der Anfang derselben, denn von ihm aus sollte sie dadurch sich fortsetzen, daß alle seine Nachfolger Glieder eines und desselben Leibes wären, von dem er das Haupt ist. Daß in Christo zuerst Gott wahrhaft objectiv geworden, zeugt die Geschichte, denn wer vor ihm hat das Unendliche auf solche Weise geoffenbaret?

Es möchte sich beweisen lassen, daß so weit die historische Kenntniß nur immer zurückgeht, schon zwey bestimmt verschiedene Ströme von Religion und Poesie unterscheidbar sind: der Eine, welcher, schon in der Indischen Religion der herrschende, das Intellectualsystem und den ältesten Idealismus überliefert hat, der Andere, welcher die realistische Ansicht der Welt in sich faßte. Jener hat, nachdem er durch den ganzen Orient geflossen, im Christenthum sein bleibendes Beet gefunden, und mit dem für sich unfruchtbaren Boden des Occidents vermischt, die

Geburten der späteren Welt erzeugt; der andere hat in der griechischen Mythologie durch Ergänzung mit der entgegengesetzten Einheit, dem Idealischen der Kunst, die höchste Schönheit gebohren. Und will man die Regungen des entgegengesetzten Pols in der griechischen Bildung für nichts rechnen, die mystischen Elemente einer abgesonderten Art der Poesie, die Verwerfung der Mythologie und Verbannung der Dichter durch die Philosophen, vornämlich Plato, der in einer ganz fremden und entfernten Welt eine Prophezeyhung des Christenthums ist?

Aber eben, daß das Christenthum schon vor und außer demselben existirt hat, beweist die Nothwendigkeit seiner Idee, und daß auch in dieser Beziehung keine absoluten Gegensätze existiren. Die christlichen Missonarien, die nach Indien kamen, glaubten den Bewohnern etwas Unerhörtes zu verkündigen, wenn sie lehrten, daß der Gott der Christen Mensch geworden sey. Jene waren darüber nicht verwundert, sie bestritten die Fleischwerdung Got-

tes in Christo keineswegs und fanden bloß seltsam, daß bey den Christen nur Einmal geschehen sey, was sich bey ihnen oftmals und in steter Wiederholung zutrage. Man kann nicht läugnen, daß sie von ihrer Religion mehr Verstand gehabt haben, wie die christlichen Missionarien von der ihrigen.

Die historische Construction des Christenthums kann wegen dieser Universalität seiner Idee nicht ohne die religiöse Construction der ganzen Geschichte gedacht werden. Sie ist also eben so wenig mit dem, was man bisher allgemeine Religionsgeschichten genannt hat, (obgleich von nichts weniger als Religion darinn die Rede ist), als mit der partiellern Geschichte der christlichen Religion und Kirche zu vergleichen.

Eine solche Construction ist schon an sich selbst nur der höhern Erkenntnißart möglich, welche sich über die empirische Verkettung der Dinge erhebt; sie ist also nicht ohne Philosophie, welche das wahre Organ der Theo-

logie als Wissenschaft ist, worinn die höchsten Ideen von dem göttlichen Wesen, der Natur als dem Werkzeug und der Geschichte als der Offenbarung Gottes objectiv werden. Es wird von selbst niemand die Behauptung der speculativen Bedeutung der vornehmsten Lehren der Theologie mit der Kantischen verwechseln, deren Hauptabsicht am Ende allein darauf geht, das Positive und Historische aus dem Christenthum gänzlich zu entfernen und zur reinen Vernunftreligion zu läutern. Die wahre Vernunftreligion ist, einzusehen, daß nur zwey Erscheinungen der Religion überhaupt sind, die wirkliche Naturreligion, welche nothwendig Polytheismus im Sinn der Griechen ist, und die, welche, ganz sittlich, Gott in der Geschichte anschaut. In der Kantischen Läuterung ist auch keinesweges ein speculativer, sondern ein moralischer Sinn jener Lehren beabsichtigt, wodurch der empirische Standpunct im Grunde nicht verlassen, auch die Wahrheit derselben nicht an sich, sondern allein in der subjectiven Beziehung mög-

licher Motive der Sittlichkeit angenommen wird.

Wie der Dogmatismus in der Philoſophie iſt der gleiche in der Theologie ein Verſetzen deſſen, was nur abſolut erkannt werden kann, auf den empiriſchen Geſichtspunct des Verſtandes. Kant hat weder den einen noch den andern in der Wurzel angegriffen, da er nichts poſitives an ihre Stelle zu ſetzen wußte. Insbeſondere nach ſeinem Vorſchlag, beym Volksunterricht die Bibel moraliſch auslegen, hieße nur die empiriſche Erſcheinung des Chriſtenthums zu Zwecken, die ohne Misdeutung gar nicht erreicht werden können, gebrauchen, aber nicht ſich über dieſelbe zur Idee erheben.

Die erſten Bücher der Geſchichte und Lehre des Chriſtenthums ſind ſelbſt nichts, als auch eine beſondere, noch dazu unvollkommne Erſcheinung deſſelben; ſeine Idee iſt nicht in dieſen Büchern zu ſuchen, deren Werth erſt nach dem Maaß beſtimmt werden muß, in welchem ſie jene ausdrücken und ihr angemeſ-

ſen ſind. Schon in dem Geiſte des Heidenbekehrers Paulus iſt das Chriſtenthum etwas anderes geworden, als es in dem des erſten Stifters war: nicht bey der einzelnen Zeit ſollen wir ſtehen bleiben, die nur willkührlich angenommen werden kann, ſondern ſeine ganze Geſchichte und die Welt, die es geſchaffen, vor Augen haben.

Zu den Operationen der neueren Aufklärerey, welche in Bezug auf das Chriſtenthum eher die Aufklärerey heißen könnte, gehört allerdings auch das Vorgeben, es, wie man ſagt, auf ſeinen urſprünglichen Sinn, ſeine erſte Einfachheit zurückzuführen, in welcher Geſtalt ſie es auch das Urchriſtenthum nennen. Man ſollte denken, die chriſtlichen Religionslehrer müßten es den ſpäteren Zeiten Dank wiſſen, daß ſie aus dem dürftigen Inhalt der erſten Religionsbücher ſo viel ſpeculativen Stoff gezogen und dieſen zu einem Syſtem ausgebildet haben. Bequemer mag es freylich ſeyn, von dem ſcholaſtiſchen Wuſt der alten Dogmatik zu reden, dagegen popu-

läre Dogmätiken zu ſchreiben und ſich mit der Sylbenſtecherey und Worterklärung zu beſchäftigen, als das Chriſtenthum und ſeine Lehren in univerſeller Beziehung zu faſſen. Man kann ſich indeſſen nicht des Gedankens erwehren, welch ein Hinderniß der Vollendung die ſogenannten bibliſchen Bücher für daſſelbe geweſen ſind, die an ächt religiöſem Gehalt keine Vergleichung mit ſo vielen andern der früheren und ſpäteren Zeit, vornehmlich den Indiſchen, auch nur von ferne aushalten.

Man hat dem Gedanken der Hierarchie, dem Volk dieſe Bücher zu entziehen, eine bloß politiſche Abſicht untergelegt: er möchte wohl den tiefern Grund haben, daß das Chriſtenthum als eine lebendige Religion, nicht als eine Vergangenheit, ſondern als eine ewige Gegenwart fortdaure, wie auch die Wunder in der Kirche nicht aufhörten, welche der Proteſtantismus, auch darinn inconſequent, nur als vor Zeiten geſchehen zuläßt. Eigentlich waren es dieſe Bücher, die als Urkunden, deren bloß die Geſchichtforſchung, nicht aber

der Glaube bedarf, beſtändig von neuem das empiriſche Chriſtenthum an die Stelle der Idee geſetzt haben, welche unabhängig von ihnen beſtehen kann, und lauter durch die ganze Geſchichte der neuen Welt in Vergleich mit der alten, als durch jene verkündet wird, wo ſie noch ſehr unentwickelt liegt.

Der Geiſt der neuen Zeit geht mit ſichtbarer Conſequenz auf Vernichtung aller bloß endlichen Formen und es iſt Religion, ihn auch hierin zu erkennen. Nach dieſem Geſetz mußte der Zuſtand eines allgemeinen und öffentlichen Lebens, den die Religion im Chriſtenthum mehr oder weniger erreicht hatte, vergänglich ſeyn, da er nur einen Theil der Abſichten des Weltgeiſtes realiſirt darſtellte. Der Proteſtantismus entſtand und war auch zur Zeit ſeines Urſprungs eine neue Zurückführung des Geiſtes zum Unſinnlichen, obgleich dieſes bloß negative Beſtreben, außerdem daß es die Stetigkeit in der Entwickelung des Chriſtenthums aufhob, nie eine poſitive Vereinung und eine äußere ſym-

bollische Erscheinung derselben, als Kirche, schaffen konnte. An die Stelle der lebendigen Auctorität trat die andere, todter in ausgestorbnen Sprachen geschriebener Bücher, und da diese ihrer Natur nach nicht bindend seyn konnte, eine viel unwürdigere Sclaverey, die Abhängigkeit von Symbolen, die ein bloß menschliches Ansehen für sich hatten. Es war nothwendig, daß der Protestantismus, da er seinem Begriff nach antiuniversell ist, wieder in Secten zerfiel und daß der Unglaube sich an die einzelnen Formen und die empirische Erscheinung heftete, da die ganze Religion an diese gewiesen war.

Nicht geistreich aber ungläubig, nicht fromm und doch auch nicht witzig und frivol, ähnlich den Unseligen, wie sie Dante im Vorgrund der Hölle existiren läßt, die weder rebellisch gegen Gott noch treu waren, die der Himmel ausstieß und die Hölle nicht aufnahm, weil auch die Verdammten keine Ehre von ihnen haben würden, haben, vornehmlich deutsche Gelehrte, mit Hülfe einer sogenannten

gesunden Exegese, einer aufklärenden Psycho-logie und schlaffen Moral, alles Speculative und selbst das subjectiv-Symbolische aus dem Christenthum entfernt. Der Glaube an seine Göttlichkeit wurde auf empirisch-historische Argumente gebaut, das Wunder der Offenbarung in einem sehr handgreiflichen Zirkel durch andere Wunder bewiesen. Da das Göttliche seiner Natur nach empirisch weder erkennbar noch demonstrabel ist, so hatten hiemit die Naturalisten gewonnenes Spiel. Man hatte schon mit ihnen unterhandelt, als man die Untersuchungen über die Aechtheit der christlichen Bücher, den Beweis ihrer Eingebung aus einzelnen Stellen, zum Fundament der Theologie machte. Die Zurückweisung auf den Buchstaben einiger Bücher machte nothwendig, daß die ganze Wissenschaft sich in Philologie und Auslegungskunst verwandelte, wodurch sie eine gänzlich profane Scienz geworden ist, und, wo man das Palladium der Rechtgläubigkeit in der sogenannten Sprachkenntniß sucht, ist die Theologie

am tiefſten geſunken und am weiteſten von ihrer Idee entfernt. Hier beſteht eine Hauptkunſt darin, ſo viel Wunder als möglich aus der Bibel weg oder heraus zu erklären, welches ein eben ſo klägliches Beginnen iſt, als das umgekehrte, aus dieſen empiriſchen, noch dazu höchſt dürftigen, Factis die Göttlichkeit der Religion zu beweiſen. Was hilft es, noch ſo viele hinwegzuſchaffen, wenn es nicht mit allen möglich iſt, denn auch nur Eines würde, wenn dieſe Beweisart überhaupt Sinn hätte, ſo viel wie tauſend beweiſen.

Zu dieſem philologiſchen Beſtreben hat ſich das pſychologiſche geſellt, indem man ſich große Mühe gegeben, viele Erzählungen, die offenbar jüdiſche Fabeln ſind, erfunden nach der Anleitung meſſianiſcher Weiſſagungen des alten Teſtaments, (über welche Quelle die Urheber ſogar ſelbſt keinen Zweifel zulaſſen, indem ſie hinzuſetzen: es habe geſchehen müſſen, damit erfüllet würde, was geſchrieben ſtehe), aus pſychologiſchen Täuſchungen begreiflich zu machen.

Verbunden hiemit iſt die beliebte Verwäſſerungs-Methode, kraft welcher, unter dem Vorwand, dieſes oder jenes ſeyen nur Redensarten orientaliſchen Schwulſtes, die flachen Begriffe des behaglichſten gemeinen Verſtandes, der modernen Moral und Religion in die Urkunden hinein erklärt werden.

Zuletzt hat ſich dieſe Entfernung der Wiſſenſchaft von der Speculation auch auf den Volksunterricht verbreitet, welcher rein moraliſch, ohne alle Ideen ſeyn ſollte. Die Moral iſt ohne Zweifel nichts auszeichnendes des Chriſtenthums; um einiger Sittenſprüche willen, wie die von der Liebe des Nächſten u. ſ. w. würde es nicht in der Welt und der Geſchichte exiſtirt haben. Es iſt nicht die Schuld dieſer gemeinen Menſchenverſtändigkeit, wenn jenes moraliſche Predigen ſich nicht noch tiefer herabgelaſſen und zu einem ökonomiſchen geworden iſt. Die Prediger ſollten wirklich zu verſchiedenen Zeiten Landwirthe, Aerzte und was nicht alles ſeyn, und nicht allein die Kuhpocken von der Kanzel empfehlen, ſondern

auch die beſte Art Kartoffeln zu erziehen, lehren.

Ich mußte über den Zuſtand der Theologie reden, weil ich das, was mir über das Studium dieſer Wiſſenſchaft zu ſagen nöthig ſchien, nicht anders, als durch den Gegenſatz gegen die herrſchende Art deſſelben deutlich zu machen hoffen konnte.

Die Göttlichkeit des Chriſtenthums kann ſchlechterdings auf keine mittelbare Weiſe, ſondern nur eine unmittelbare und im Zuſammenhang mit der abſoluten Anſicht der Geſchichte erkannt werden. Deshalb iſt unter andern der Begriff einer mittelbaren Offenbarung, außerdem daß er nur zum Behuf einer Zweydeutigkeit in der Rede ausgedacht iſt, ein durchaus unzuläſſiger, da er ganz empiriſch iſt.

Was an dem Studium der Theologie wirklich bloß Sache der Empirie iſt, wie die kritiſche und philologiſche Behandlung der erſten chriſtlichen Bücher, iſt von dem Studium der Wiſſenſchaft an und für ſich ganz

abzusondern. Auf die Auslegung derselben können die höheren Ideen keinen Einfluß haben, diese muß ganz unabhängig wie bey jedem andern Schriftsteller geschehen, wo nicht gefragt wird, ob das, was er sagt, vernunftgemäß, historisch wahr oder religiös ist, sondern ob er es wirklich gesagt hat. Hinwiederum ob diese Bücher ächt oder unächt, die darinn enthaltenen Erzählungen wirkliche unentstellte Facta sind, ob ihr Inhalt selbst der Idee des Christenthums angemessen ist oder nicht, kann an der Realität derselben nichts ändern, da sie nicht von dieser Einzelheit abhängig, sondern allgemein und absolut ist. Und schon längst, wenn man nicht das Christenthum selbst als bloß zeitliche Erscheinung begriffen hätte, wäre die Auslegung frey gegeben, so daß wir in der historischen Würdigung dieser für die erste Geschichte desselben so wichtigen Urkunden schon viel weiter gelangt seyn, und in einer so einfachen Sache nicht bis jetzt noch so viele Umwege und Verwickelungen gesucht würden.

Das Wesentliche im Studium der Theologie ist die Verbindung der spekulativen und historischen Construction des Christenthums und seiner vornehmsten Lehren.

Zwar an die Stelle des Exoterischen und Buchstäblichen des Christenthums das Esoterische und Geistige treten zu lassen: diesem Beginnen widerspricht allerdings die offenbare Absicht der frühesten Lehrer und der Kirche selbst, da diese wie jene zu jeder Zeit darüber einverstanden waren, sich dem Eindringen alles dessen, was nicht Sache aller Menschen und völlig exoterisch seyn könnte, zu widersetzen. Es beweist ein richtiges Gefühl, ein sicheres Bewußtseyn dessen, was sie wollen mußten, in den ersten Gründern, wie in den spätern Häuptern des Christenthums, daß sie mit Ueberlegung entfernten, was der Oeffentlichkeit desselben Eintrag thun konnte, und es ausdrücklich als Häresis, als der Universalität entgegenwirkend, ausschlossen. Selbst unter denjenigen, die zu der Kirche und den

Orthodoxen gehörten, erlangten doch die, welche am meisten auf den Buchstaben drangen, das gröſste Ansehen, ja sie haben eigentlich das Christenthum als universelle Religionsform erschaffen. Nur der Buchstabe des Occidentes konnte dem vom Orient kommenden idealen Princip einen Leib und die äußere Gestalt geben, wie das Licht der Sonne nur in dem Stoff der Erde seine herrlichen Ideen ausgebiert.

Aber eben dieses Verhältniß, welches den ersten Formen des Christenthums den Ursprung gab, kehrt, nachdem jene dem Gesetz der Endlichkeit gemäß zerfallen sind, und die offenbare Unmöglichkeit ist, das Christenthum in der exoterischen Gestalt zu behaupten, aufs Neue zurück. Das Esoterische muß also hervortreten und, von seiner Hülle befreyt, für sich leuchten. Der ewig lebendige Geist aller Bildung und Erschaffung wird es in neue und daurendere Formen kleiden, da es an dem dem Idealen entgegengesetzten Stoff

nicht fehlt, der Occident und Orient sich in Einer und derselbigen Bildung nahe gerückt sind, und überall, wo Entgegengesetzte sich berühren, neues Leben entzündet wird. Der Geist der neueren Welt hat in der Schonungslosigkeit, womit er auch die schönsten aber endlichen Formen, nach Zurückziehung ihres Lebensprincips, in sich zerfallen ließ, hinlänglich seine Absicht offenbart, das Unendliche in ewig neuen Formen zu gebähren. Daß er das Christenthum nicht als einzelne empirische Erscheinung, sondern als jene ewige Idee selbst wolle, hat er eben so klar bezeugt. Die nicht auf die Vergangenheit eingeschränkten, sondern auf eine ungemessene Zeit sich erstreckenden Bestimmungen des Christenthums lassen sich deutlich genug in der Poesie und Philosophie erkennen. Jene fodert die Religion als die oberste, ja einzige Möglichkeit auch der poetischen Versöhnung: diese hat mit dem wahrhaft spekulativen Standpunct auch den der Religion wieder errungen, den Empirismus und ihm gleichen Naturalismus

nicht bloß partiell, sondern allgemein aufgehoben, und die Wiedergeburt des esoterischen Christenthums, wie die Verkündigung des absoluten Evangelium in sich, vorbereitet.

Zehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Historie und der Jurisprudenz.

Wie das Abſolute ſelbſt in der Doppelgeſtalt der Natur und Geſchichte als Ein und Daſſelbige erſcheint, zerlegt die Theolgie als Indiffe-renzpunct der realen Wiſſenſchaften ſich von der einen Seite in die Hiſtorie, von der andern in die Naturwiſſenſchaft, deren jede ihren Gegenſtand getrennt von dem andern und eben damit auch von der oberſten Einheit betrachtet.

Dieß verhindert nicht, daß nicht jede derſelben in ſich den Centralpunct herſtellen, und ſo in das Urwiſſen zurückgehen könne.

Die gemeine Vorſtellung der Natur und Geſchichte iſt, daß in jener alles durch empiriſche Nothwendigkeit, in dieſer alles durch Freyheit geſchehe. Aber eben dieß ſind ſelbſt nur die Formen oder Arten, außer dem Abſoluten zu ſeyn. Die Geſchichte iſt in ſo fern die höhere Potenz der Natur, als ſie im Idealen ausdrückt, was dieſe im Reälen: dem Weſen nach aber iſt ebendeswegen daſſelbe in beyden, nur

verändert durch die Bestimmung oder Potenz, unter der es gesetzt ist. Könnte in beyden das reine An: sich erblickt werden, so würden wir dasselbe, was in der Geschichte ideal, in der Natur real vorgebildet erkennen. Die Freyheit, als Erscheinung, kann nichts erschaffen: es ist Ein Universum, welches die zwiefache Form der abgebildeten Welt jede für sich und in ihrer Art ausdrückt. Die vollendete Welt der Geschichte wäre demnach selbst eine ideale Natur, der Staat, als der äußere Organismus einer in der Freyheit selbst erreichten Harmonie der Nothwendigkeit und der Freyheit. Die Geschichte, so fern sie die Bildung dieses Vereins zum vorzüglichsten Gegenstand hat, wäre Geschichte im engern Sinn des Wortes.

Die Frage, welche uns hier zunächst entgegenkommt, nämlich ob Historie Wissenschaft seyn könne? scheint wegen ihrer Beantwortung keinen Zweifel zuzulassen. Wenn nämlich Historie, als solche, und von dieser ist die Rede, der letzten entgegengesetzt ist, wie im Vorhergehenden allgemein angenommen wurde,

so ist klar, daß sie nicht selbst Wissenschaft seyn könne, und wenn die realen Wissenschaften Synthesen des Philosophischen und Historischen sind, so kann ebendeswegen die Historie selbst nicht wieder eine solche seyn, so wenig als es Philosophie seyn kann. Sie träte also in der letzten Beziehung mit dieser auf gleichen Rang.

Um dieses Verhältniß noch bestimmter einzusehen, unterscheiden wir die verschiedenen Standpuncte, auf welchen Historie gedacht werden könnte.

Der höchste, der von uns im Vorhergehenden erkannt wurde, ist der religiöse oder derjenige, in welchem die ganze Geschichte als Werk der Vorsehung begriffen wird. Daß dieser nicht in der Historie als solcher geltend gemacht werden könne, folgt daraus, daß er von dem philosophischen nicht wesentlich verschieden ist. Es versteht sich, daß ich hiemit weder die religiöse noch die philosophische Construction der Geschichte läugne; allein jene gehört der Theolo-

gie) diese der Philosophie an, und ist von der Historie als solcher nothwendig verschieden.

Der entgegengesetzte Standpunct des absoluten ist der empirische, welcher wieder zwey Seiten hat. Die den reinen Aufnahme und Ausmittlung des Geschehenen, welche Sache des Geschichtforschers ist, der von dem Historiker als solchen nur eine Seite repräsentirt. Die der Verbindung des empirischen Stoffs nach einer Verstandes-Identität, oder, weil die letztere nicht in den Begebenheiten an und für sich selbst liegen kann, indem diese empirisch viel mehr zufällig und nicht harmonisch erscheinen, der Anordnung nach einem durch das Subject entworfenen Zweck, der in so fern didaktisch oder politisch ist. Diese Behandlung der Geschichte in ganz bestimmter, nicht allgemeiner Absicht, ist, was, der von den Alten festgesetzten Bedeutung zufolge, die pragmatische heißt. So ist Polybius, der sich über diesen Begriff ausdrücklich erklärt, pragmatisch wegen der ganz bestimmten auf die Technik des Kriegs gerichteten Absicht seiner Geschichtsbücher: so Tacitus,

weil er Schritt vor Schritt an dem Verfall des römiſchen Staats die Wirkungen der Sittenloſigkeit und des Deſpotismus darſtellt.

Die Modernen ſind geneigt, den pragmatiſchen Geiſt für das Höchſte in der Hiſtorie zu halten und zieren ſich ſelbſt untereinander mit dem Prädicat deſſelben, als mit dem größten Lob. Aber eben wegen ihrer ſubjectiven Abhängigkeit wird Niemand, der Sinn hat, die Darſtellungen der beyden angeführten Geſchichtſchreiber in den erſten Rang der Hiſtorie ſetzen. Bey den Deutſchen hat es nun überdieß mit dem pragmatiſchen Geiſt in der Regel die Bewandtniß, wie bey dem Famulus in Goethe's Fauſt: „Was ſie den Geiſt der Zeiten nennen, iſt ihr eigner Geiſt, worinn die Zeiten ſich beſpiegeln.“ In Griechenland ergriffen die erhabenſten, gereifteſten, erfahrungsreichſten Geiſter den Griffel der Geſchichte, um ſie wie mit ewigen Charakteren zu ſchreiben. Herodotus iſt ein wahrhaft Homeriſcher Kopf, im Thucydides concentrirt ſich die ganze Bildung des Perikleiſchen Zeitalters zu einer gött-

lichen Anschauung. In Deutschland, wo die Wissenschaft immer mehr eine Sache der Industrie wird, wagen sich gerade die geistlosesten Köpfe an die Geschichte. Welch ein widerlicher Anblick, das Bild großer Begebenheiten und Karaktere im Organ eines kurzsichtigen und einfältigen Menschen entworfen, besonders wenn er sich noch Gewalt anthut, Verstand zu haben und diesen etwa darein setzt, die Größe der Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen zu schätzen und überhaupt einen so viel möglich gemeinen Maasstab an alles Erhabene zu legen: oder wenn er auf der andern Seite den historischen Pragmatismus darinn sucht, sich selbst durch Räsonniren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffs mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit und wie Wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht.

Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten

nichts, das heiliger wäre als die Geſchichte, dieſer große Spiegel des Weltgeiſtes, dieſes ewige Gedicht des göttlichen Verſtandes: nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge.

Der pragmatiſche Zweck der Geſchichte ſchließt von ſelbſt die Univerſalität aus und fordert nothwendig auch einen beſchränkten Gegenſtand. Der Zweck der Belehrung verlangt eine richtige und empiriſch begründete Verknüpfung der Begebenheiten, durch welche der Verſtand zwar aufgeklärt wird, die Vernunft aber ohne andere Zuthat unbefriedigt bleibt. Auch Kants Plan einer Geſchichte im weltbürgerlichen Sinn beabſichtigt eine bloße Verſtandesgeſetzmäßigkeit im Ganzen derſelben, die nur höher, nämlich in der allgemeinen Nothwendigkeit der Natur, geſucht wird, durch welche aus dem Krieg der Friede, zuletzt ſogar der ewige und aus vielen andern Verirrungen endlich die ächte Rechtsverfaſſung entſtehen ſoll. Allein dieſer Plan der Natur iſt ſelbſt nur der empiriſche Widerſchein der wahren Nothwendigkeit, ſo wie die Ab-

ſicht einer darnach geordneten Geſchichte nicht ſowohl eine weltbürgerliche als eine bürgerliche heißen müßte, den Fortgang nämlich der Menſchheit zum ruhigen Verkehr, Gewerbe und Handelsbetrieb unter ſich, und dieſes ſonach überhaupt als die höchſten Früchte des Menſchenlebens und ſeiner Anſtrengungen darzuſtellen.

Es iſt klar, daß, da die bloße Verknüpfung der Begebenheiten nach empiriſcher Nothwendigkeit immer nur pragmatiſch ſeyn kann, die Hiſtorie aber in ihrer höchſten Idee von aller ſubjectiven Beziehung unabhängig und befreyt ſeyn muß, auch überhaupt der empiriſche Standpunct nicht der höchſte ihrer Darſtellungen ſeyn könne.

Auch die wahre Hiſtorie beruht auf einer Syntheſis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philoſophie, da dieſe die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal iſt: Hiſtorie aber ganz in jener und doch zugleich ideal ſeyn ſoll. Dieſes iſt nirgend als in der Kunſt möglich, welche das Wirkliche

ganz bestehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geschichten, aber in einer Vollendung und Einheit darstellt, wodurch sie Ausdruck der höchsten Ideen werden. Die Kunst also ist es, wodurch die Historie, indem sie Wissenschaft des Wirklichen als solchen ist, zugleich über dasselbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wissenschaft steht; und der dritte und absolute Standpunct der Historie ist demnach der der historischen Kunst.

Wir haben das Verhältniß desselben zu den vorherangegebenen zu zeigen.

Es versteht sich, daß der Historiker nicht, einer vermeynten Kunst zu lieb, den Stoff der Geschichte verändern kann, deren oberstes Gesetz Wahrheit seyn soll. Eben so wenig kann die Meynung seyn, daß die höhere Darstellung den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten vernachlässige, es hat vielmehr hiermit ganz dieselbe Bewandtniß, wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorhergehenden und

zuletzt alles aus der ersten Syntheſis mit Nothwendigkeit entſpringen muß, die Aufeinanderfolge ſelbſt aber nicht empiriſch, ſondern nur aus einer höhern Ordnung der Dinge begreiflich ſeyn muß. Erſt dann erhält die Geſchichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empiriſchen Urſachen, indem ſie den Verſtand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erſcheinung einer höheren Nothwendigkeit gebraucht werden. In ſolcher Darſtellung kann die Geſchichte die Wirkung des größten und erſtaunenswürdigſten Drama nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiſte gedichtet ſeyn kann.

Wir haben die Hiſtorie auf die gleiche Stufe mit der Kunſt geſetzt. Aber, was dieſe darſtellt, iſt immer eine Identität der Nothwendigkeit und Freyheit, und dieſe Erſcheinung, vornehmlich in der Tragödie, iſt der eigentliche Gegenſtand unſerer Bewunderung. Dieſe ſelbe Identität aber iſt zugleich der Standpunct der Philoſophie und ſelbſt der Religion für die Geſchichte, da dieſe in der Vorſehung nichts an-

ders, als die Weisheit erkennt, welche in dem Plane der Welt die Freyheit der Menschen mit der allgemeinen Nothwendigkeit und umgekehrt diese mit jener vereinigt. Nun soll aber die Historie wahrhaft weder auf dem philosophischen noch auf dem religiösen Standpunct stehen. Sie wird demnach auch jene Identität der Freyheit und Nothwendigkeit in dem Sinne darstellen müssen, wie sie vom Gesichtspunct der Wirklichkeit aus erscheint, den sie auf keine Weise verlassen soll. Von diesem aus ist sie aber nur als unbegriffene und ganz objective Identität erkennbar, als Schicksal. Die Meynung ist nicht, daß der Geschichtschreiber das Schicksal im Munde führe, sondern daß es durch die Objectivität seiner Darstellung von selbst und ohne sein Zuthun erscheine. Durch die Geschichtsbücher des Herodotus gehen Verhängniß und Vergeltung als unsichtbare überall waltende Gottheiten; in dem höheren und völlig unabhängigen Styl des Thucydides, der sich schon durch die Einführung der Reden dramatisch zeigt, ist jene höhere Einheit in der

Form ausgedrückt und ganz bis zur äußern Erscheinung gebracht.

Ueber die Art, wie Historie studiert werden soll, möge folgendes hinreichen. Sie muß im Ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen bestimmten Anfang und kein bestimmtes Ende hat: man nehme denjenigen Punct heraus, den man für den bedeutendsten oder interessantesten hält, und von diesem aus bilde und erweitere sich das Ganze nach allen Richtungen.

Man meide die sogenannten Universalhistorien, die nichts lehren; andere giebt es noch nicht. Die wahre Universalgeschichte müßte im epischen Styl, also in dem Geiste verfaßt seyn, deren Anlage im Herodotus ist. Was man jetzt so nennt, sind Compendien, darinn alles Besondere und Bedeutende verwischt ist: auch derjenige aber, der Historie nicht zu seinem besondern Fach wählt, gehe so viel möglich zu den Quellen und den Particulargeschichten, die ihn bey weitem mehr unterrichten. Erlerne für die neuere Geschichte die naive Ein-

falt der Chroniken liebgewinnen, die keine prätensionvollen Karakterschilderungen machen, oder psychologisch motiviren.

Wer sich zum historischen Künstler bilden will, halte sich einzig an die großen Muster der Alten, welche, nach dem Zerfall des allgemeinen und öffentlichen Lebens, nie wieder erreicht werden konnten. Wenn wir von Gibbon absehen, dessen Werk die umfassende Conception und die ganze Macht des großen Wendepunctes der neueren Zeit für sich hat, obgleich er nur Redner nicht Geschichtschreiber ist, existiren bloß wahrhaft nationelle Historiker, unter denen die spätere Zeit nur Machiavelli und Joh. Müller nennen wird.

Welche Stufen derjenige zu erklimmen hat, der würdiger Weise die Geschichte verzeichnen will, könnten die, so diesem Beruf sich weihen, vorerst nur aus den Briefen, welche dieser als Jüngling geschrieben, ohngefähr ermessen. Aber überhaupt alles, was Wissenschaft und Kunst, was ein erfahrungsreiches

und öffentliches Leben vermögen, muß dazu beytragen, den Hiſtoriker zu bilden.

Die erſten Urbilder des hiſtoriſchen Styls ſind das Epos in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und die Tragödie; denn wenn die univerſelle Geſchichte, deren Anfänge, wie die Quellen des Nils, unerkennbar, die epiſche Form und Fülle liebt, will die beſondere dagegen mehr concentriſch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct gebildet ſeyn; davon zu ſchweigen, daß für den Hiſtoriker die Tragödie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkungsart iſt, zu welcher er gebildet ſeyn muß.

Als den Gegenſtand der Hiſtorie im engern Sinne beſtimmten wir die Bildung eines objectiven Organismus der Freyheit oder des Staats. Es giebt eine Wiſſenſchaft deſſelben, ſo nothwendig es eine Wiſſenſchaft der Natur giebt. Seine Idee kann um ſo weniger aus der Erfahrung genommen ſeyn, da dieſe hier vielmehr ſelbſt erſt nach Ideen geſchaffen und der Staat als Kunſtwerk erſcheinen ſoll.

Wenn die realen Wiſſenſchaften überhaupt

nur durch das hiſtoriſche Element von der Philoſophie geſchieden ſind, ſo wird daſſelbe auch von der Rechtswiſſenſchaft gelten; aber nur ſo viel von dem Hiſtoriſchen derſelben kann der Wiſſenſchaft angehören, als Ausdruck von Ideen iſt, nicht alſo, was ſeiner Natur nach bloß endlich iſt, wie alle Formen der Geſetze, die ſich allein auf den äußeren Mechanismus des Staats beziehen, wohin faſt der ganze Inbegriff derjenigen gehört, welche in der gegenwärtigen Rechtswiſſenſchaft gelehrt werden, und in denen man den Geiſt eines öffentlichen Zuſtandes nur noch wie in Trümmern wohnen ſieht.

In Anſehung derſelben giebt es keine andere Vorſchrift, als ſie empiriſch, wie es zu dem Gebrauch in einzelnen Fällen vor Gerichtshöfen oder in öffentlichen Verhältniſſen nöthig iſt, zu erlernen und zu lehren, und nicht die Philoſophie zu entweihen, indem man ſie in Dinge einmiſcht, welche an ihr keinen Theil haben. Die wiſſenſchaftliche Conſtruction des Staats würde, was das innere Leben deſſelben betrifft, kein entſprechendes hiſtoriſches Element

in den späteren Zeiten finden, außer in wie fern selbst das Entgegengesetzte wieder zum Reflex desjenigen dient, von dem es dieß ist. Das Privatleben und mit ihm auch das Privatrecht hat sich von dem öffentlichen getrennt; jenes aber hat, abgesondert von diesem, so wenig Absolutheit, als es in der Natur das Seyn der einzelnen Körper und ihr besonderes Verhältniß unter einander hat. Da in der gänzlichen Zurückziehung des allgemeinen und öffentlichen Geistes von dem einzelnen Leben dieses als die rein endliche Seite des Staats und völlig todt zurückgeblieben ist, so ist auf die Gesetzmäßigkeit, die in ihm herrscht, durchaus keine Anwendung von Ideen und höchstens die eines mechanischen Scharfsinnes möglich, um die empirischen Gründe derselben in einzelnen Fällen darzuthun oder streitige Fälle nach jenen zu entscheiden.

Was allein von dieser Wissenschaft einer universell-historischen Ansicht fähig seyn möchte, ist die Form des öffentlichen Lebens, in wie fern diese, auch ihren besondern Bestimmun-

gen nach, aus dem Gegenſatz der neuen mit der alten Welt begriffen werden kann und eine allgemeine Nothwendigkeit hat.

Die Harmonie der Nothwendigkeit und Freyheit, die ſich nothwendig äußerlich und in einer objectiven Einheit ausdrückt, diſferenzirt ſich in dieſer Erſcheinung ſelbſt wieder nach zwey Seiten, und hat eine verſchiedene Geſtalt, je nachdem ſie im Realen oder Idealen ausgedrückt wird. Die vollkommiene Erſcheinung derſelben im Erſten iſt der vollkommene Staat, deſſen Idee erreicht iſt, ſobald das Beſondere und das Allgemeine abſolut Eins, alles was nothwendig zugleich frey und alles frey geſchehende zugleich nothwendig iſt. Indem das äußere und öffentliche Leben, in einer objectiven Harmonie jener beyden, verſchwand, mußte es durch das ſubjective in einer idealen Einheit erſetzt werden, welche die Kirche iſt. Der Staat, in ſeiner Entgegenſetzung gegen die Kirche, iſt ſelbſt wieder die Naturſeite des Ganzen, worinn beyde Eins ſind. In ſeiner Abſolutheit mußte er das Entgegen-

geſetzte für die Erſcheinung verdrängen, eben deswegen weil er es begriff: wie der griechiſche Staat keine Kirche kannte, wenn man nicht die Myſterien dafür rechnen will, die aber ſelbſt nur ein Zweig des öffentlichen Lebens waren; ſeit die Myſterien exoteriſch ſind, iſt der Staat dagegen eſoteriſch, da in ihm nur das Einzelne im Ganzen, zu welchem es im Verhältniß der Differenz iſt, nicht aber das Ganze auch im Einzelnen lebt. In der realen Erſcheinung des Staats exiſtirte die Einheit in der Vielheit, ſo daß ſie völlig mit ihr eins war: mit der Entgegenſetzung beyder ſind auch alle andere in dieſer begriffnen Gegenſätze im Staat hervorgetreten. Die Einheit mußte das Herrſchende werden, aber nicht in der abſoluten ſondern abſtracten Geſtalt, in der Monarchie, deren Begriff mit dem der Kirche weſentlich verflochten iſt. Im Gegentheil mußte die Vielheit oder Menge, durch ihre Entgegenſetzung mit der Einheit ſelbſt, ganz in Einzelnheit zerfallen, und hörte auf, Werkzeug des Allgemeinen zu ſeyn. Wie die Vielheit in der Natur als Ein-

bildung der Unendlichkeit in die Endlichkeit wieder abſolut, in ſich Einheit und Vielheit iſt, ſo war in dem vollkommenen Staat die Vielheit eben dadurch, daß ſie zu einer abgeſchloſſenen Welt (im Sklavenſtand) organiſirt war, innerhalb derſelben abſolut, die geſonderte, aber eben deswegen in ſich beſtehende, reale Seite des Staats, während aus dem gleichen Grunde die Freyen in dem reinen Aether eines idealen und dem der Ideen gleichen Lebens ſich bewegten. Die neue Welt iſt in allen Beziehungen die Welt der Miſchung, wie die alte die der reinen Sonderung und Beſchränkung. Die ſogenannte bürgerliche Freyheit hat nur die trübſte Vermengung der Sklaverey mit der Freyheit, aber kein abſolutes und eben dadurch wieder freyes Beſtehen der einen oder andern hervorgebracht. Die Entgegenſetzung der Einheit und der Vielheit machte in dem Staat die Mittler nothwendig, die aber in dieſer Mitte von Herrſchen und Beherrſchtſeyn zu keiner abſoluten Welt ſich ausbildeten, und nur in der Entgegenſetzung waren, niemals aber eine uns

abhängige, ihnen eigenthümlich inwohnende und wesentliche Realität erlangten.

Das erste Streben eines jeden, der die positive Wissenschaft des Rechts und des Staats selbst als ein Freyer begreifen will, müßte dieses seyn, sich durch Philosophie und Geschichte die lebendige Anschauung der späteren Welt und der in ihr nothwendigen Formen des öffentlichen Lebens zu verschaffen: es ist nicht zu berechnen, welche Quelle der Bildung in dieser Wissenschaft eröffnet werden könnte, wenn sie mit unabhängigem Geiste, frey von der Beziehung auf den Gebrauch und an sich behandelt würde.

Die wesentliche Voraussetzung hiezu ist die ächte und aus Ideen geführte Construction des Staats, eine Aufgabe, von welcher bis jetzt die Republik des Plato die einzige Auflösung ist. Obgleich wir auch hierinn den Gegensatz des Modernen und Antiken anerkennen müssen, wird dieses göttliche Werk doch immer das Urbild und Muster bleiben. Was sich über die wahre Synthesis des Staats,

in dem gegenwärtigen Zusammenhang, aussprechen ließ, ist im Vorhergehenden wenigstens angedeutet, und kann ohne die Ausführung oder die Hinweisung auf ein vorhandenes Document nicht weiter erklärt werden. Ich beschränke mich daher auf die Anzeige desjenigen, was in der bisherigen Behandlung des sogenannten Naturrechts allein beabsichtigt und geleistet worden ist.

Fast am hartnäckigsten hat in diesem Theil der Philosophie sich das analytische Wesen und der Formalismus erhalten. Die ersten Begriffe wurden entweder aus dem römischen Recht oder von irgend einer eben gangbaren Form hergenommen, so daß das Naturrecht nicht nur alle möglichen Triebe der menschlichen Natur, die ganze Psychologie, sondern auch alle erdenkliche Formeln nach und nach durchgewandert ist. Durch Analyse derselben wurde eine Reihe formaler Sätze gefunden, mit deren Hülfe man nachher in der positiven Jurisprudenz aufzuräumen hoffte.

Besonders haben Kantische Juristen diese

Philoſophie als Magd ihrer Scienz zu brauchen, fleißig angefangen und zu dieſem Behuf auch richtig immer das Naturrecht reformirt. Dieſe Art des Philoſophirens äußert ſich als ein Schnappen nach Begriffen, gleich viel welcher Art ſie ſind, nur daß ſie eine Einzelheit ſeyen, damit der, welcher ſie aufgefangen, durch die Mühe, die er ſich giebt, die übrige Maſſe nach ihr zu verziehen, ſich das Anſehen eines eignen Syſtems geben könne, das aber dann in kurzer Zeit wieder durch ein anderes eigenes verdrängt wird u. ſ. w.

Das erſte Unternehmen, den Staat wieder als reale Organiſation zu conſtruiren, war Fichte's Naturrecht. Wenn die bloß negative Seite der Verfaſſung, die nur auf Sicherſtellung der Rechte geht, iſolirt, und wenn von aller poſitiven Veranſtaltung für die Energie die rhythmiſche Bewegung und die Schönheit des öffentlichen Lebens abſtrahirt werden könnte: ſo würde ſich ſchwerlich überhaupt ein anderes Reſultat oder eine andere Form des Staats ausfindig machen laſſen, als in jenem

dargeſtellt iſt. Aber das Herausheben der bloß endlichen Seite dehnt den Organismus der Verfaſſung in einen endloſen Mechanismus aus, in dem nichts Unbedingtes angetroffen wird. Ueberhaupt aber kann allen bisherigen Verſuchen die Abhängigkeit ihres Beſtrebens vorgeworfen werden, nämlich eine Einrichtung des Staats zu erſinnen, damit jenes oder dieſes erreicht werde. Ob man dieſen Zweck in die allgemeine Glückſeligkeit, in die Befriedigung der ſocialen Triebe der menſchlichen Natur, oder in etwas rein Formales, wie das Zuſammenleben freyer Weſen unter den Bedingungen der möglichſten Freyheit, ſetzt, iſt in jener Beziehung völlig gleichgültig: denn in jedem Fall wird der Staat nur als Mittel, als bedingt und abhängig begriffen. Alle wahre Conſtruction iſt ihrer Natur nach abſolut und immer nur auf Eines, auch in der beſondern Form, gerichtet. Sie iſt z. B. nicht Conſtruction des Staats als ſolchen, ſondern des abſoluten Organismus in der Form des Staats. Dieſen conſtruiren heißt alſo nicht, ihn als Ver

bingung der Möglichkeit von irgend etwas äußerem faſſen und übrigens, wenn er nur vorerſt als das unmittelbare und ſichtbare Bild des abſoluten Lebens dargeſtellt iſt, wird er auch von ſelbſt alle Zwecke erfüllen: wie die Natur nicht iſt, damit ein Gleichgewicht der Materie ſey, ſondern dieſes Gleichgewicht iſt, weil die Natur iſt.

Eilfte Vorleſung.

Ueber die Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen.

Wenn wir von der Natur abſolut reden wollen, ſo verſtehen wir darunter das Univerſum ohne Gegenſatz, und unterſcheiden nur in dieſem wieder die zwey Seiten: die, in welcher die Ideen auf reale, und die, in welcher ſie auf ideale Weiſe gebohren werden. Beydes geſchieht durch eine und dieſelbe Wirkung des abſoluten Producirens und nach den gleichen Geſetzen, ſo daß in dem Univerſum an und für ſich ſelbſt kein Zwieſpalt, ſondern die vollkommene Einheit iſt.

Um die Natur als die allgemeine Geburt der Ideen zu faſſen, müſſen wir auf den Urſprung und die Bedeutung von dieſen ſelbſt zurückgehen.

Jener liegt in dem ewigen Geſetze der Abſolutheit: ſich ſelbſt Object zu ſeyn: denn kraft deſſelben iſt das Producirен Gottes eine Einbildung der ganzen Allgemeinheit und Weſenheit in beſondere Formen, wodurch dieſe, als

besondere, doch zugleich Universa und das sind, was die Philosophen Monaden oder Ideen genannt haben.

Es wird in der Philosophie ausführlicher gezeigt, daß die Ideen die einzigen Mittler sind, wodurch die besondern Dinge in Gott seyn können, und daß nach diesem Gesetz so viel Universa als besondere Dinge sind, und doch, wegen der Gleichheit des Wesens, in allen nur Ein Universum. Obgleich nun die Ideen in Gott rein und absolut ideal sind, sind sie doch nicht todt, sondern lebendig, die ersten Organismen der göttlichen Selbstanschauung, die eben deswegen an allen Eigenschaften seines Wesens und in der besondern Form dennoch an der ungetheilten und absoluten Realität theilnehmen.

Kraft dieser Mittheilung sind sie, gleich Gott, productiv und wirken nach demselben Gesetze und auf die gleiche Weise, indem sie ihre Wesenheit in das Besondere bilden, und durch einzelne und besondere Dinge erkennbar machen, in ihnen selbst und für sich ohne Zeit;

vom Standpunct der einzelnen Dinge aber und für dieſe in der Zeit. Die Ideen verhalten ſich als die Seelen der Dinge, dieſe als ihre Leiber; jene ſind in dieſer Beziehung nothwendig unendlich, dieſe endlich. Das Unendliche kann aber mit dem Endlichen nie anders, als durch innere und weſentliche Gleichheit Eins werden. Wenn alſo dieſes nicht in ſich ſelbſt, und als endlich, das ganze Unendliche ſchon begreift und ausdrückt, und es ſelbſt iſt, nur von der objectiven Seite angeſehen, kann auch die Idee nicht als Seele eintreten, und das Weſen erſcheint nicht an ſich ſelbſt, ſondern durch ein anderes, nämlich das Seyn. Wenn dagegen das Endliche, als ſolches, das ganze Unendliche in ſich gebildet trägt, wie der vollkommenſte Organismus, der für ſich ſchon die ganze Idee iſt, tritt auch das Weſen des Dinges als Seele, als Idee hinzu und die Realität löſt ſich wieder in die Idealität auf. Dieß geſchieht in der Vernunft, welche demnach das Centrum der Natur und des Objectivwerdens der Ideen iſt.

Wie alſo das Abſolute in dem ewigen Erkenntnißact ſich ſelbſt in den Ideen objectiv wird, ſo wirken dieſe auf eine ewige Weiſe zu der Natur, welche ſinnlich, d. i. vom Standpunct der einzelnen Dinge angeſchaut, dieſe auf zeitliche Weiſe gebiert, und, indem ſie den göttlichen Saamen der Ideen empfangen hat, endlos fruchtbar erſcheint.

Wir ſind bey dem Puncte, wo wir die beyden Erkenntniß- und Betrachtungsarten der Natur in ihrer Entgegenſetzung verſtändlich machen können. Die eine, welche die Natur als das Werkzeug der Ideen, oder allgemein als die reale Seite des Abſoluten und demnach ſelbſt abſolut, die andere, welche ſie für ſich als getrennt vom Idealen und in ihrer Relativität betrachtet. Wir können die erſte allgemein die philoſophiſche, die andere die empiriſche nennen, und ſtellen die Frage über den Werth derſelben ſo, daß wir unterſuchen: ob die empiriſche Betrachtungsart überhaupt und in irgend einem Sinn zu einer Wiſſenſchaft der Natur führen könne?

Es iſt klar, daß die empiriſche Anſicht ſich nicht über die Körperlichkeit erhebt und dieſe als etwas, das an ſich ſelbſt iſt, betrachtet, da jene dagegen ſie nur als das in ein Reales (durch den Act der Subject-Objectivirung) verwandelte Ideale begreift. Die Ideen ſymboliſiren ſich in den Dingen, und da ſie an ſich Formen des abſoluten Erkennens ſind, erſcheinen ſie in dieſen als Formen des Seyns, wie auch die plaſtiſche Kunſt ihre Ideen tödtet, um ihnen die Objectivität zu geben. Der Empirismus nimmt das Seyn ganz unabhängig von ſeiner Bedeutung, da es die Natur des Symbols iſt, ein eigenes Leben in ſich ſelbſt zu haben. In dieſer Trennung kann es nur als rein Endliches, mit gänzlicher Negation des Unendlichen erſcheinen. Und wenn nur dieſe Anſicht in der ſpäteren Phyſik ſich zur Allgemeinheit ausgebildet hätte, und jenem Begriff der Materie, als dem rein Leiblichen, nicht dennoch der des Geiſtes, abſolut entgegenſtünde, wodurch ſie verhindert wird, wenigſtens in ſich ſelbſt ein Ganzes zu ſeyn, und diejenige Vollen-

dung zu haben, die ſie im Syſtem der alten Atomiſtik, vorzüglich des Epikurus, erlangt hat. Dieſes befreyt durch die Vernichtung der Natur ſelbſt das Gemüth von der Sehnſucht und Furcht, anſtatt daß jene vielmehr ſich mit allen Vorſtellungen des Dogmatismus befreundet und ſelbſt dient, die Entzweyung zu erhalten, aus der ſie hervorgegangen iſt.

Dieſes Denkſyſtem, welches ſeinen Urſprung vom Carteſius herſchreibt, hat das Verhältniß des Geiſtes und der Wiſſenſchaft zur Natur ſelbſt weſentlich verändert. Ohne höhere Vorſtellungen der Materie und der Natur, als die Atomenlehre, und doch ohne den Muth, dieſe zum umfaſſenden Ganzen zu erweitern, betrachtet es die Natur im Allgemeinen als ein verſchloſſenes Buch, als ein Geheimniß, das man immer nur im Einzelnen, und auch dieſes nur durch Zufall oder Glück, niemals aber im Ganzen erforſchen könne. Wenn es weſentlich zum Begriff der Wiſſenſchaft iſt, daß ſie ſelbſt nicht atomiſtiſch, ſondern aus Einem Geiſte gebildet ſey und die Idee des Gan-

zen den Theilen, nicht umgekehrt, dieſe jener vorangehen, ſo iſt ſchon hieraus klar, daß eine wahre Wiſſenſchaft der Natur auf dieſem Wege unmöglich und unerreichbar ſey.

Die rein-endliche Auffaſſung hebt an und für ſich ſchon alle organiſche Anſicht auf, und ſetzt an die Stelle derſelben die einfache Reihe des Mechanismus, ſo wie an die Stelle der Conſtruction die Erklärung. In dieſer wird von den beobachteten Wirkungen auf die Urſachen zurückgeſchloſſen; allein daß es eben dieſe und keine andern ſind, würde, wenn auch übrigens die Schlußart zuläſſig und keine Erſcheinung wäre, die unmittelbar aus einem abſoluten Princip käme, ſelbſt daraus nicht gewiß ſeyn, daß jene durch ſie begreiflich wären. Denn es folgt nicht, daß ſie es nicht auch aus andern ſeyn können. Nur wenn die Urſachen an ſich ſelbſt gekannt wären und von dieſen auf die Wirkungen geſchloſſen würde, könnte der Zuſammenhang beyder Nothwendigkeit und Evidenz haben; davon nichts zu ſagen, daß die Wirkungen nothdürftig wohl aus den Urſachen fol-

gen müſſen, nachdem man dieſe erſt ſo ausgedacht hat, als nöthig war, jene daraus abzuleiten.

Das Innere aller Dinge und das, woraus alle lebendigen Erſcheinungen derſelben quillen, iſt die Einheit des Realen und Idealen, welche an ſich abſolute Ruhe nur durch Differenziirung von außen zum Handeln beſtimmt wird. Da der Grund aller Thätigkeit in der Natur Einer iſt, der allgegenwärtig, durch keinen andern bedingt und in Bezug auf jedes Ding abſolut iſt, ſo können ſich die verſchiedenen Thätigkeiten von einander bloß der Form nach unterſcheiden, keine dieſer Formen aber kann wieder aus einer andern begriffen werden, da jede in ihrer Art daſſelbe, was die andere iſt. Nicht daß eine Erſcheinung von der andern abhängig, ſondern daß alle aus einem gemeinſchaftlichen Grunde fließen, macht die Einheit der Natur aus.

Selbſt die Ahndung des Empirismus, daß alles in der Natur durch die präſtabilirte Harmonie aller Dinge vermittelt ſey und kein

Ding das andere anders als durch Vermittlung der allgemeinen Subſtanz verändere oder affi-cire, wurde von ihm wieder mechaniſch begrif-fen und zu dem Unding einer Wirkung in die Ferne (in der Bedeutung, welche dieſer Aus-druck bey Newton und ſeinen Nachfolgern hat), umgedeutet.

Da die Materie kein Lebensprincip in ſich ſelbſt hatte und man eine Einwirkung des Gei-ſtes auf ſie als Erklärungsgrund für die höch-ſten Erſcheinungen, der willkührlichen Bewe-gung und ähnlicher, aufſparen wollte, ſo wurde für die nächſten Wirkungen etwas außer ihr angenommen, das nur gleichſam Materie ſeyn und durch Negation der vornehmſten Eigen-ſchaften derſelben, der Schwere, u. a. ſich dem negativen Begriff des Geiſtes (als immateriel-ler Subſtanz) annähern ſollte, als ob der Ge-genſatz zwiſchen beyden dadurch umgangen oder wenigſtens vermindert werden könnte. Auch die Möglichkeit des Begriffs imponderabler und incoercibler Materien zugegeben, würde doch jener Erklärungsart zufolge alles in der Materie

durch äußere Einwirkung gesetzt, der Tod das Erste, das Leben das Abgeleitete seyn.

Selbst aber wenn von Seiten des Mechanismus jede Erscheinung vollkommen durch die Erklärung begriffen würde, bliebe der Fall derselbe, wie wenn jemand den Homer oder irgend einen Autor so erklären wollte, daß er anfienge, die Form der Drucklettern begreiflich zu machen, dann zu zeigen, auf welche Weise sie zusammengestellt und endlich abgedruckt worden, und wie zuletzt jenes Werk daraus entstanden sey. Mehr oder weniger ist dieß der Fall vorzüglich mit dem, was man bisher in der Naturlehre für mathematische Constructionen ausgegeben hat. Schon früher wurde bemerkt, daß die mathematischen Formen dabey von einem ganz bloß mechanischen Gebrauch seyen. Sie sind nicht die wesentlichen Gründe der Erscheinungen selbst, welche vielmehr in etwas ganz Fremdartigem, Empirischen liegen, wie in Ansehung der Bewegungen der Weltkörper in einem Stoß, den diese nach der Seite

bekommen haben. Es iſt wahr, daß man durch Anwendung der Mathematik die Abſtände der Planeten, die Zeit ihrer Umläufe und Wiedererſcheinungen mit Genauigkeit vorherbeſtimmen gelernt hat, aber über das Weſen oder An-ſich dieſer Bewegungen iſt dadurch nicht der mindeſte Aufſchluß gegeben worden. Die ſogenannte mathematiſche Naturlehre iſt alſo bis jetzt leerer Formalismus, in welchem von einer wahren Wiſſenſchaft der Natur nichts anzutreffen iſt.

Der Gegenſatz, der zwiſchen Theorie und Erfahrung gemacht zu werden pflegt, hat ſchon darum keinen rechten Sinn, da in dem Begriff der Theorie bereits die Beziehung auf eine Beſonderheit und demnach auf Erfahrung liegt. Die abſolute Wiſſenſchaft iſt nicht Theorie, und der Begriff der letztern gehört ſelbſt der trüben Miſchung von Allgemeinem und Beſonderm an, worinn das gemeine Wiſſen befangen iſt. Theorie kann ſich von der Erfahrung nur dadurch unterſcheiden, daß ſie dieſe abſtracter, geſonderter von zufälligen

Bedingungen und in ihrer urſprünglichſten Form ausſpricht. Aber eben dieſe herauszuheben und in jeder Erſcheinung das Handeln der Natur rein darzuſtellen, iſt auch die Sache des Experiments: beyde ſtehen alſo auf gleicher Stufe. Man ſieht daher nicht ein, wie das experimentirende Naturforſchen ſich über die Theorie auf irgend eine Weiſe erheben könne, da es einzig dieſe iſt, von der jenes geleitet wird, ohne deren Eingebung es auch nicht einmal die Fragen (wie man es nennt) an die Natur thun könnte, von deren Sinnigkeit die Klarheit der Antworten abhängt, welche ſie ertheilt. Beyde haben das gemein, daß ihr Ausgangspunct immer der beſtimmte Gegenſtand, nicht ein allgemeines und abſolutes Wiſſen iſt. Beyde, wenn ſie ihrem Begriff treu bleiben, unterſcheiden ſich von dem falſchen Theoretiſiren, welches auf Erklärung der Naturerſcheinungen geht und zu dieſem Behuf die Urſachen erdichtet: denn beyde beſchränken ſich auf das bloße Ausſprechen oder Darſtellen der Erſcheinungen ſelbſt, und ſind hierinn der Con-

ſtruction gleich, welche eben ſo wenig ſich mit Erklären abgiebt. Wäre ihr Beſtreben mit Bewußtſeyn verbunden, ſo könnten ſich beyde kein anderes Ziel denken, als von der Peripherie gegen das Centrum zu dringen, wie die Conſtruction vom Centro gegen die Peripherie geht. Allein der Weg in der erſten Richtung iſt, wie der in der andern, unendlich, ſo daß, weil der Beſitz des Mittelpuncts erſte Bedingung der Wiſſenſchaft iſt, dieſe in der erſten nothwendig unerreichbar iſt.

Jede Wiſſenſchaft fodert zu ihrer objectiven Exiſtenz eine exoteriſche Seite; eine ſolche muß es alſo auch für die Naturwiſſenſchaft oder für die Seite der Philoſophie geben, durch welche ſie Conſtruction der Natur iſt. Dieſe kann nur in dem Experiment und ſeinem nothwendigen Correlat, der Theorie, (in der angegebenen Bedeutung) gefunden werden; aber dieſe muß nicht fodern, die Wiſſenſchaft ſelbſt, oder etwas anders, als die reale Seite derſelben zu ſeyn, in welcher das außer einander und in der Zeit ausgedehnt iſt, was in den Ideen

der ersten zumal ist. Nur dann wird die Empirie der Wissenschaft sich als Leib anschließen, wenn sie in ihrer Art dasselbe zu seyn sich bestrebt, was jene in der ihrigen ist, nämlich, empirische Construction: dann wird sie im Geiste des Ganzen sowohl gelehrt als betrieben, wenn sie, mit Enthaltung von Erklärungen und Hypothesen, reine objective Darstellung der Erscheinung selbst ist und keine Idee anders, als durch diese auszusprechen sucht: nicht aber wenn dürftige Empirie aus ihren verschobenen Ansichten heraus Blicke in das Universum werfen, oder sie den Gegenständen aufdringen will, oder wenn dieses empirische Beginnen gar gegen allgemein bewiesne und allgemein einzusehende Wahrheiten, oder ein System von solchen mit einzelnen abgerißnen Erfahrungen, aus der Mitte einer Folge von Fällen, die sie selbst nicht übersehen kann, oder einer Menge sich durchkreuzender und verwirrender Bedingungen, sich erhebt, ein Bestreben, das in seiner Absicht gegen die Wissenschaft eben so viel ist, als, um mich dieses bekannten Gleichnisses

zu bedienen, den Durchbruch des Oceans mit Stroh stopfen zu wollen.

Die absolute, in Ideen gegründete Wissenschaft der Natur ist demnach das erste und die Bedingung, unter welcher zuerst die empirische Naturlehre an die Stelle ihres blinden Umherschweifens ein methodisches, auf ein bestimmtes Ziel gerichtetes Verfahren setzen kann. Denn die Geschichte der Wissenschaft zeigt, daß ein solches Construiren der Erscheinungen durch das Experiment, als wir gefodert haben, jederzeit nur in einzelnen Fällen, wie durch Instinct geleistet worden ist, daß also, um diese Methode der Naturforschung allgemein geltend zu machen, selbst das Vorbild der Construction in einer absoluten Wissenschaft erfodert wird.

Die Idee einer solchen habe ich zu oft und zu wiederholt vor Ihnen entwickelt, als daß ich nöthig achtete, sie hier weiter als in den allgemeinsten Beziehungen darzustellen.

Wissenschaft der Natur ist an sich selbst schon Erhebung über die einzelnen Erscheinungen und Producte zur Idee dessen, worinn sie

Eins ſind und aus dem ſie als gemeinſchaftlichem Quell hervorgehen. Auch die Empirie hat doch eine dunkle Vorſtellung von der Natur als einem Ganzen, worinn Eines durch Alles und Alles durch Eines beſtimmt iſt. Es hilft alſo nicht, das Einzelne zu kennen, wenn man das Ganze nicht weiß. Aber eben der Punct, in welchem Einheit und Allheit ſelbſt Eines ſind, wird nur durch Philoſophie erkannt, oder vielmehr die Erkenntniß von ihm iſt die Philoſophie ſelbſt.

Von dieſer iſt die erſte und nothwendige Abſicht, die Geburt aller Dinge aus Gott oder dem Abſoluten zu begreifen und in wie fern die Natur die ganze reale Seite in dem ewigen Act der Subject-Objectivirung iſt, iſt Philoſophie der Natur die erſte und nothwendige Seite der Philoſophie überhaupt.

Das Princip und das Element von ihr iſt die abſolute Idealität, aber dieſe wäre ewig unerkennbar, verhüllt in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht ſich als Subjectivität in die Objectivität verwandelte, von welcher Verwandlung die er-

scheinende und endliche Natur das Symbol ist. Die Philosophie im Ganzen ist demnach absoluter Idealismus, da auch jener Act im göttlichen Erkennen begriffen ist, und die Naturphilosophie hat in dem ersten keinen Gegensatz, sondern nur in dem relativen Idealismus, welcher von dem absolut-Idealen bloß die eine Seite begreift. Denn die vollendete Einbildung seiner Wesenheit in die Besonderheit, bis zur Identität beyder, producirt in Gott die Ideen, so daß die Einheit, wodurch diese in sich selbst und real sind, mit der, wodurch sie im Absoluten und ideal sind, unmittelbar eine und dieselbige ist. In den besondern Dingen aber, welche von den Ideen die bloßen Abbilder sind, erscheinen diese Einheiten nicht als Eines, sondern in der Natur als der bloß relativ-realen Seite ist die erste im Uebergewicht, so daß sie im Gegensatz gegen die andere Seite, wo das Ideale hüllenlos, unverstellt in ein anderes hervortritt, als das Negative, die letztere dagegen als das Positive und das Princip von jener erscheint, da doch beyde nur die rela-

tiven Erscheinungsweisen des absolut-Idealen und in ihm schlechthin Eins sind. Nach dieser Ansicht ist die Natur, nicht nur in ihrem An sich, wo sie der ganze absolute Act der Subject-Objectivirung selbst ist, sondern auch der Erscheinung nach, wo sie sich als die relativ-reale, oder objective Seite desselben darstellt, dem Wesen nach Eins und keine innerliche Verschiedenheit in ihr, in allen Dingen Ein Leben, die gleiche Macht zu seyn, dieselbe Legirung durch die Ideen. Es ist keine reine Leiblichkeit in ihr, sondern überall Seele in Leib symbolisch umgewandelt und für die Erscheinung nur ein Uebergewicht des einen oder andern. Aus dem gleichen Grunde kann auch die Wissenschaft der Natur nur Eine seyn, und die Theile, in welche sie der Verstand zersplittert, sind nur Zweige Einer absoluten Erkenntniß.

Construction überhaupt ist Darstellung des Realen im Idealen, des Besondern im schlechthin Allgemeinen, der Idee. Alles Besondere als solches ist Form, von allen Formen aber ist die nothwendige, ewige und absolute

Form der Quell und Urſprung. Der Act der Subject : Objectivirung geht durch alle Dinge hindurch, und pflanzt ſich in den beſonderen Formen fort, die, da ſie alle nur verſchiedene Erſcheinungsweiſen der allgemeinen und unbedingten, in dieſer ſelbſt unbedingt ſind.

Da ferner der innere Typus aller Dinge wegen der gemeinſchaftlichen Abkunft Einer ſeyn muß, und dieſer mit Nothwendigkeit eingeſehen werden kann, ſo wohnt dieſelbe Nothwendigkeit auch der in ihm gegründeten Conſtruction bey, welche demnach der Beſtätigung der Erfahrung nicht bedarf, ſondern ſich ſelbſt genügt und auch bis dahin fortgeſetzt werden kann, wohin zu dringen die Erfahrung durch unüberſteigliche Gränzen gehindert iſt, wie in das innere Triebwerk des organiſchen Lebens und der allgemeinen Bewegung.

Nicht nur für das Handeln giebt es ein Schickſal: auch dem Wiſſen ſteht das An : ſich des Univerſum und der Natur als eine unbedingte Nothwendigkeit vor, und wenn, nach

dem Ausspruch eines Alten, der tapfere Mann im Kampf mit dem Verhängniß ein Schauspiel ist, auf das selbst die Gottheit mit Lust herabsieht, so ist das Ringen des Geistes nach der Anschauung der ursprünglichen Natur und des ewigen Innern ihrer Erscheinungen ein nicht minder erhebender Anblick. Wie in der Tragödie der Streit weder dadurch, daß die Nothwendigkeit, noch dadurch, daß die Freyheit unterliegt, sondern allein durch die Erhebung der einen zur vollkommenen Gleichheit mit der andern wahrhaft gelöst wird: so kann auch der Geist aus jenem Kampf mit der Natur allein dadurch versöhnt heraustreten, daß sie für ihn zur vollkommenen Indifferenz mit ihm selbst, und zum Idealen sich verklärt.

An jenen Widerstreit, der aus unbefriedigter Begier nach Erkenntniß der Dinge entspringt, hat der Dichter seine Erfindungen in dem eigenthümlichsten Gedicht der Deutschen geknüpft und einen ewig frischen Quell der Begeisterung geöffnet, der allein zureichend war, die Wissenschaft zu dieser Zeit zu verjüngen und

den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten. Wer in das Heiligthum der Natur eindringen will, nähre sich mit diesen Tönen einer höheren Welt und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von diesem Gedicht ausgeht und das Innerste der Welt bewegt.

Zwölfte Vorlesung.

Ueber das Studium der Physik und Chemie.

Den besondern Erscheinungen und Formen, welche durch Erfahrung allein erkannt werden, geht nothwendig das vorher, wovon sie es sind, die Materie oder Substanz. Die Empirie kennt diese nur als Körper, d. h. als Materie mit veränderlicher Form, und denkt selbst den Urstoff, wenn sie anders darauf zurückgeht, nur als eine unbestimmbare Menge von Körpern unveränderlicher Form, die deswegen Atomen heißen. Es fehlt ihr also die Erkenntniß der ersten Einheit, aus der alles in der Natur hervorgeht, und in die alles zurückkehrt.

Um zum Wesen der Materie zu gelangen, muß durchaus das Bild jeder besondern Art derselben, z. B. der sogenannten unorganischen oder der organischen entfernt werden, da sie an sich nur der gemeinschaftliche Keim dieser verschiedenen Formen ist. Absolut betrachtet ist sie der Act der ewigen Selbstanschauung des Absoluten, so fern dieses in jenem sich objectiv und

real macht; sowohl dieses An sich der Materie, als wie die besondern Dinge mit den Bestimmungen der Erscheinung aus ihm hervorgehen, zu zeigen, kann allein Sache der Philosophie seyn.

Von dem ersten habe ich hinlänglich schon im Vorhergehenden geredet und beschränke mich also auf das andere. Die Idee jedes besondern Dinges ist schlechthin Eine und zu dem Werden unendlich vieler Dinge derselben Art ist die Eine Idee zureichend, deren unendliche Möglichkeit durch keine Wirklichkeit erschöpft wird. Da das erste Gesetz der Absolutheit dieses ist, schlechthin untheilbar zu seyn, so kann die Besonderheit der Ideen nicht in einer Negation der andern Ideen, sondern allein darinn bestehen, daß in jeder alle, aber angemessen der besondern Form derselben, gebildet seyn. Von dieser Ordnung in der Ideenwelt muß das Vorbild für die Erkenntniß der sichtbaren hergenommen werden. Auch in dieser werden die ersten Formen Einheiten seyn, welche alle andere Formen als besondere in sich tragen und aus sich

produciren, die also ebendeswegen selbst als Universa erscheinen. Die Art, wie sie in die Ausdehnung übergehen, und den Raum erfüllen, muß aus der ewigen Form der Einbildung der Einheit in die Vielheit selbst abgeleitet werden, die in den Ideen mit der entgegengesetzten (wie gezeigt) Eins, in der Erscheinung aber als diese unterscheidbar und unterschieden ist. Der erste und allgemeine Typus der Raumserfüllung ist nothwendig, daß die sinnlichen Einheiten, wie sie als Ideen aus dem Absoluten, als dem Centro, hervorgehen, ebenso in der Erscheinung aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunct, oder, weil jede Idee selbst wieder productiv ist und ein Centrum seyn kann, aus gemeinschaftlichen Centris gebohren werden, und wie ihre Vorbilder zugleich abhängig und selbstständig seyen.

Nach der Construction der Materie ist also die Erkenntniß des Weltbaues und seiner Gesetze die erste und vornehmste in der Physik. Was die mathematische Naturlehre, seit

der Zeit, daß durch Keplers göttliches Genie jene Geſetze ausgeſprochen ſind, für Erkenntniß derſelben geleiſtet, iſt, wie bekannt, daß ſie eine den Gründen nach ganz empiriſche Conſtruction davon verſucht hat. Man kann als allgemeine Regel annehmen, daß was in einer angeblichen Conſtruction nicht reine allgemeine Form iſt, auch keinen wiſſenſchaftlichen Gehalt noch Wahrheit haben könne. Der Grund, aus welchem die Centrifugalbewegung der Weltkörper abgeleitet wird, iſt keine nothwendige Form, iſt empiriſches Factum. Die Newtoniſche Attractivkraft, wenn ſie auch für die auf dem Standpunct der Reflexion haftende Betrachtung eine nothwendige Annahme ſeyn mag, iſt doch für die Vernunft, die nur abſolute Verhältniſſe kennt, und alſo für die Conſtruction von keiner Bedeutung. Die Gründe der Kepler'ſchen Geſetze laſſen ſich, ohne allen empiriſchen Zuſatz, rein aus der Lehre von den Ideen und den zwey Einheiten einſehen, die an ſich ſelbſt Eine Einheit ſind, und kraft deren jedes Weſen, indem

es in sich selbst absolut, zugleich im Absoluten ist und umgekehrt.

Die physische Astronomie oder die Wissenschaft der besondern Qualitäten und Verhältnisse der Gestirne beruht ihren vorzüglichsten Gründen nach ganz auf allgemeinen Ansichten, und in Beziehung auf das Planetensystem insbesondere auf der Uebereinstimmung, welche zwischen diesen und den Producten der Erde statt findet.

Der Weltkörper gleicht der Idee, deren Abdruck er ist, darinn, daß er wie diese productiv ist und alle Formen des Universum aus sich hervorbringt. Die Materie, obgleich der Erscheinung nach der Leib des Universum, differenzirt sich in sich selbst wieder zu Seele und Leib. Der Leib der Materie sind die einzelnen körperlichen Dinge, in welchen die Einheit ganz in die Vielheit und Ausdehnung verloren ist, und die deswegen als unorganisch erscheinen.

Die rein-historische Darstellung der unorganischen Formen ist zu einem abgesonderten

Zweig der Kenntniß gebildet worden: nicht ohne richtigen Sinn mit Enthaltung von aller Berufung auf innere qualitative Bestimmungen. Nachdem die specifische Verschiedenheit der Materie selbst quantitativ begriffen und die Möglichkeit gegeben ist, sie als Metamorphose einer und derselben Substanz durch bloße Formänderung darzustellen: ist auch der Weg zu einer historischen Construction der Körperreihe geöffnet, zu welcher bereits durch Steffens Ideen ein entschiedener Anfang gemacht ist.

Die Geologie, welche das Gleiche in Ansehung der ganzen Erde seyn müßte, dürfte keine ihrer Hervorbringungen ausschließen und müßte die Genesis aller in historischer Stetigkeit und Wechselbestimmung zeigen. Da die reale Seite der Wissenschaft immer nur historisch seyn kann, (weil außer der Wissenschaft nichts ist, was unmittelbar und ursprünglich auf Wahrheit geht, als die Historie), so würde die Geologie, in der Fülle der höchsten Ausbildung, als Historie der

Natur selbst, für welche die Erde nur Mittel- und Ausgangspunct wäre, die wahre Integration und rein objective Darstellung der Wissenschaft der Natur seyn, zu welcher auch die experimentirende Physik nur einen Uebergang bildet und das Mittel seyn kann.

Wie die körperlichen Dinge der Leib der Materie sind, so ist die ihr eingebildete Seele das Licht. Durch die Beziehung auf die Differenz und als der unmittelbare Begriff derselben, wird das Ideale selbst endlich, und erscheint in der Unterordnung unter die Ausdehnung, als ein Ideales, das den Raum zwar beschreibt, aber nicht erfüllt. Es ist also in der Erscheinung selbst, zwar das Ideale, aber nicht das ganze Ideale des Acts der Subject-Objectivirung, (indem es die eine Seite außer sich in dem Körperlichen zurücklässt), sondern das bloß relativ-Ideale.

Die Erkenntniß des Lichts ist der der Materie gleich, ja mit ihr Eins, da beyde nur im Gegensatz gegen einander, als die subjective und objective Seite wahrhaft begrif-

sen werden können. Seitdem dieser Geist der Natur von der Physik gewichen ist, ist für sie das Leben in allen Theilen derselben erloschen, wie es für sie keinen möglichen Uebergang von der allgemeinen zu der organischen Natur giebt. Die Newtonische Optik ist der größte Beweis der Möglichkeit eines ganzen Gebäudes von Fehlschlüssen, das in allen seinen Theilen auf Erfahrung und Experiment gegründet ist. Als ob es nicht die, mehr oder minder bewußt, schon vorhandene Theorie wäre, welche den Sinn und die Folge der Versuche nach sich, eigenwillig bestimmt, — wenn nicht ein seltner, aber glücklicher Instinct, oder ein durch Construction gewonnener allgemeiner Schematismus die natürliche Ordnung vorschreibt, — wird das Experiment, welches wohl Einzelheiten lehren, aber nie eine ganze Ansicht geben kann, für das untrüglichr Prinzip der Naturerkenntniß geachtet.

Der Keim der Erde wird nur durch das Licht entfaltet. Denn die Materie muß Form werden und in die Besonderheit übergehen,

damit das Licht als Weſen und Allgemeines eintreten kann.

Die allgemeine Form der Beſonderwerdung der Körper iſt das, wodurch ſie ſich ſelbſt gleich und in ſich zuſammenhängend ſind. Aus den Verhältniſſen zu dieſer allgemeinen Form, welche die der Einbildung der Einheit in die Differenz iſt, muß ſich alſo auch alle ſpecifiſche Verſchiedenheit der Materie einſehen laſſen.

Das Hervorgehen aus der Identität iſt in Anſehung aller Dinge unmittelbar zugleich das Zurückſtreben in die Einheit, welches ihre ideale Seite iſt, das wodurch ſie beſeelt erſcheinen.

Den Inbegriff der lebendigen Erſcheinungen der Körper darzuſtellen, iſt nach den bereits bezeichneten Gegenſtänden der vorzüglichſte und einzige der Phyſik, auch in wiefern ſie in der gewöhnlichen Begränzung und Trennung von der Wiſſenſchaft der organiſchen Natur gedacht wird.

Jene Erſcheinungen ſind, als den Kör-

pern wesentlich inhärirende Thätigkeitsäußerungen, überhaupt dynamisch genannt worden, so wie der Inbegriff derselben nach ihren verschieden bestimmten Formen der dynamische Proceß heißt.

Es ist nothwendig, daß diese Formen auf einen gewissen Kreis eingeschlossen seyn und einen allgemeinen Typus befolgen. Nur durch den Besitz desselben kann man gewiß seyn, weder ein nothwendiges Glied zu übersehen, noch Erscheinungen, die wesentlich Eines sind, als verschiedene zu betrachten. Die gewöhnliche Experimentalphysik findet sich in Rücksicht der Mannichfaltigkeit und Einheit dieser Formen in der größten Ungewißheit, so daß jede neue Art der Erscheinung für sie Grund der Annahme eines neuen von allen verschiedenen Princips wird, und daß bald diese Form aus jener, bald jene aus dieser abgeleitet wird.

Stellen wir die gangbaren Theorieen und die Erklärungsart jener Phänomene im Allgemeinen unter den schon bestimmten Maas-

ſtab, ſo iſt in keiner derſelben irgend eines als nothwendige und allgemeine Form, ſondern durchaus bloß als Zufälligkeit begriffen. Denn daß es ſolche imponderable Flüſſigkeiten giebt, als zu jenem Behuf angenommen werden, iſt ohne alle Nothwendigkeit, und daß dieſe eben ſo beſchaffen ſind, daß ihre homogenen Elemente ſich abſtoßen, die heterogenen ſich anziehen, wie zur Erklärung der magnetiſchen und elektriſchen Erſcheinungen angenommen wird, iſt eine vollkommene Zufälligkeit. Wenn man die Welt dieſer hypothetiſchen Elemente ſich zuſammenſetzt, ſo erhält man folgendes Bild ihrer Verfaſſung. Zunächſt in den Poren der gröberen Stoffe iſt die Luft, in den Poren der Luft der Wärmeſtoff, in den Poren von dieſem die elektriſche Flüſſigkeit, welche wieder in den ihrigen die magnetiſche, ſo wie dieſe in den Zwiſchenräumen, welche auch ſie hat, den Aether begreift. Gleichwohl ſtören ſich dieſe verſchiedenen in einander eingeſchachtelten Flüſſigkeiten nicht und erſcheinen nach dem Gefallen des Phyſikers jede

in ihrer Art, ohne mit der andern vermischt zu seyn, und finden sich ebenso ohne alle Verwirrung jede wieder an ihre Stelle.

Diese Erklärungsart ist also außerdem, daß sie ganz ohne wissenschaftlichen Gehalt ist, nicht einmal der empirischen Anschaulichkeit fähig.

Aus der Kantischen Construction der Materie entwickelte sich zunächst eine höhere, gegen die materielle Betrachtung der Phänomene gerichtete Ansicht, die aber in allem, was sie Positives dagegen aufstellt, selbst auf einem zu untergeordneten Standpunct zurückblieb. Die beyden Kräfte der Anziehung und Zurückstoßung, wie sie Kant bestimmt, sind bloß formelle Factoren, durch Analysis gefundene Verstandesbegriffe, die von dem Leben und dem Wesen der Materie keine Idee geben. Es kommt dazu, daß nach denselben die Verschiedenheit der Materie aus dem Verhältniß dieser Kräfte, das er als ein bloß arithmetisches kannte, einzusehen unmöglich ist. Die Nachfolger von Kant und die Phys-

ſiker, welche eine Anwendung ſeiner Lehren verſuchten, beſchränkten ſich in Anſehung der dynamiſchen Vorſtellung auf das bloß Negative, wie in Anſehung des Lichts, von dem ſie eine höhere Meynung ausgeſprochen zu haben glaubten, wenn ſie es nur überhaupt als immateriell bezeichneten, womit ſich dann übrigens jede andere mechaniſche Hypotheſe des Euler u. a. vertrug.

Der Irrthum, der allen dieſen Anſichten gemeinſchaftlich zu Grunde lag, iſt die Vorſtellung der Materie als reiner Realität: es mußte erſt die allgemeine Subject-Objectivität der Dinge und der Materie insbeſondere wiſſenſchaftlich hergeſtellt ſeyn, ehe man dieſe Formen, in denen ihr inneres Leben ſich ausdrückt, begreifen konnte.

Das Seyn jedes Dinges in der Identität als der allgemeinen Seele, und das Streben zur Wiedervereinigung mit ihr, wenn es aus der Einheit geſetzt iſt, iſt als allgemeiner Grund der lebendigen Erſcheinungen ſchon im Vorhergehenden angegeben. Die beſond

dern Formen der Thätigkeit sind keine der Materie zufällige, sondern ursprünglich eingebohrne und nothwendige Formen. Denn wie die Einheit der Idee im Seyn zu drey Dimensionen sich ausbreitet, drückt auch das Leben und die Thätigkeit sich in demselben Typus und durch drey Formen aus, welche demnach dem Wesen der Materie so nothwendig als jene inhäriren. Durch diese Construction ist nicht allein gewiß, daß es nur diese drey Formen der lebendigen Bewegung der Körper giebt, sondern es ist auch für alle besondren Bestimmungen derselben das allgemeine Gesetz gefunden, aus dem sie als nothwendige eingesehen werden können.

Ich beschränke mich hier zunächst auf den chemischen Proceß, da die Wissenschaft seiner Erscheinungen zu einem besondern Zweig der Naturkenntniß gebildet worden ist.

Das Verhältniß der Physik zur Chemie hat sich in der neueren Zeit fast zu einer gänzlichen Unterordnung der ersten unter die letzte entschieden. Der Schlüssel zur Erklärung

aller Naturerſcheinungen, auch der höheren Formen, des Magnetismus, der Elektricität u. ſ. w. ſollte in der Chemie gegeben ſeyn, und je mehr allmählig alle Naturerklärung auf dieſe zurückgebracht wurde, deſto mehr verlor ſie ſelbſt die Mittel, ihre eigenen Erſcheinungen zu begreifen. Noch von der Jugendzeit der Wiſſenſchaft her, wo die Ahndung der innern Einheit aller Dinge dem menſchlichen Geiſt näher lag, hatte die jetzige Chemie einige bildliche Ausdrücke, wie Verwandtſchaft u. a. behalten, die aber, weit entfernt Andeutungen einer Idee zu ſeyn, in ihr vielmehr nur Freyſtätten der Unwiſſenheit wurden. Das oberſte Princip und die äuſſerſte Gränze aller Erkenntniß wurde immer mehr das, was ſich durch das Gewicht erkennen läßt, und jene der Natur eingebohrnen, in ihr waltenden Geiſter, welche die unvertilgbaren Qualitäten wirken, wurden ſelbſt Materien, die in Gefäßen aufgefangen und eingeſperrt werden konnten.

Ich läugne nicht, daß die neuere Che-

mie uns mit vielen Thatsachen bereichert hat, obgleich es immer wünschenswerth bleibt, daß diese neue Welt gleich anfangs durch ein höheres Organ entdeckt worden wäre, und die Einbildung lächerlich ist, in der Aneinanderreihung jener Thatsachen, die durch nichts als die unverständlichen Worte Stoff, Anziehung u. s. w. zusammengehalten wird, eine Theorie erlangt zu haben, da man nicht einmal einen Begriff von Qualität, von Zusammensetzung, Zerlegung u. s. w. hatte.

Es mag vortheilhaft seyn, die Chemie von der Physik abgesondert zu behandeln: aber dann muß sie auch als bloße experimentirende Kunst, ohne allen Anspruch auf Wissenschaft, betrachtet werden. Die Construction der chemischen Erscheinungen gehört nicht einer besondern Scienz, sondern der allgemeinen und umfassenden Wissenschaft der Natur an, in der sie nicht außer dem Zusammenhang des Ganzen und als Phänomene von eigenthümlicher Gesetzmäßigkeit, sondern als

einzelne Erſcheinungsweiſen des allgemeinen Lebens der Natur erkannt werden.

Die Darſtellung des allgemeinen dynamiſchen Proceſſes, der im Weltſyſtem überhaupt und in Anſehung des Ganzen der Erde ſtatt findet, iſt im weiteſten Sinn Meteorologie und in ſo fern ein Theil der phyſiſchen Aſtronomie, da auch die allgemeinen Veränderungen der Erde nur durch ihr Verhältniß zum allgemeinen Weltbau vollkommen gefaßt werden können.

Die Mechanik betreffend, von der ein großer Theil in die Phyſik aufgenommen worden iſt, ſo gehört dieſe der angewandten Mathematik an; der allgemeine Typus ihrer Formen aber, welche nur die, rein objectiv ausgedrückten, gleichſam getödteten Formen des dynamiſchen Proceſſes ſind, iſt ihr durch die Phyſik vorgezeichnet.

Das Gebiet der letztern in ihrer gewöhnlichen Abſonderung beſchränkt ſich auf die Sphäre des allgemeinen Gegenſatzes zwiſchen dem Licht und der Materie oder Schwere.

Die absolute Wissenschaft der Natur begreift in einem und demselben Ganzen sowohl diese Erscheinungen der getrennten Einheit, als die der höheren, organischen Welt, durch deren Producte die ganze Subject : Objectivirung, in ihren zwey Seiten zugleich, erscheint.

Dreyzehnte Vorleſung.

Ueber das Studium der Medicin und der organiſchen Naturlehre überhaupt.

Wie der Organismus, nach der älteſten Anſicht, nichts anderes als die Natur im Kleinen und in der vollkommenſten Selbſtanſchauung iſt, ſo muß auch die Wiſſenſchaft deſſelben alle Strahlen der allgemeinen Erkenntniß der Natur, wie in einen Brennpunct zuſammenbrechen und Eins machen. Faſt zu jeder Zeit wurde die Kenntniß der allgemeinen Phyſik wenigſtens als nothwendige Stufe und Zugang zu dem Heiligthum des organiſchen Lebens betrachtet. Aber welches wiſſenſchaftliche Vorbild konnte die organiſche Naturlehre von der Phyſik entlehnen, die ſelbſt ohne die allgemeine Idee der Natur, jene nur mit ihren eigenen Hypotheſen beſchweren und verunſtalten konnte, wie es allgemein genug geſchehen iſt, ſeitdem die Schranken, wodurch man die allgemeine und die lebende Natur von einander getrennt glaubte, mehr oder weniger durchbrochen wurden.

Der Enthusiasmus des Zeitalters für Chemie hat diese auch zum Erkenntnißgrund aller organischen Erscheinungen und das Leben selbst zu einem chemischen Proceß gemacht. Die Erklärungen der ersten Bildung des Lebendigen durch Wahlanziehung oder Krystallisation, der organischen Bewegungen und selbst der sogenannten Sinneswirkungen durch Mischungsveränderungen und Zersetzungen, gehen vortrefflich von statten, nur daß diejenigen, die sie machen, vorerst noch zu erklären haben, was denn Wahlanziehung und Mischungsveränderung selbst sey, eine Frage, welche beantworten zu können, sie sich ohne Zweifel bescheiden.

Mit dem bloßen Uebertragen, Anwenden von dem einen Theil der Naturwissenschaft auf den andern ist es nicht gethan: jeder ist in sich absolut, keiner von dem andern abzuleiten und alle können nur dadurch wahrhaft Eins werden, daß in jedem für sich das Besondere aus dem Allgemeinen und aus einer absoluten Gesetzmäßigkeit begriffen wird.

Daß nun erſtens die Medicin allgemeine Wiſſenſchaft der organiſchen Natur werden müſſe, von welcher die ſonſt getrennten Theile derſelben ſämmtlich nur Zweige wären, und daß, um ihr ſowohl dieſen Umfang und innere Einheit, als den Rang einer Wiſſenſchaft zu geben, die erſten Grundſätze, auf denen ſie ruht, nicht empiriſch oder hypothetiſch, ſondern durch ſich ſelbſt gewiß und philoſophiſch ſeyn müſſen: dieß iſt zwar ſeit einiger Zeit allgemeiner gefühlt und anerkannt worden, als es in Anſehung der übrigen Theile der Naturlehre der Fall iſt. Aber auch hier ſollte die Philoſophie vorerſt kein weiteres Geſchäft haben, als in die vorhandene und gegebene Mannichfaltigkeit die äußere formale Einheit zu bringen und den Aerzten, deren Wiſſenſchaft durch Dichter und Philoſophen ſeit geraumer Zeit zweydeutig geworden war, wieder einen guten Namen zu machen.* Wenn Browns Lehre durch nichts ausgezeichnet wäre, als durch die Reinheit von empiriſchen Erklärungen und Hypotheſen, die Aner-

kennung und Durchführung des großen Grundsatzes der bloß quantitativen Verschiedenheit aller Erscheinungen, und die Consequenz, mit der sie aus Einem ersten Princip folgert, ohne sich etwas anderes zugeben zu lassen, oder je von der Bahn der Wissenschaft abzuschweifen: so wäre ihr Urheber schon dadurch einzig in der bisherigen Geschichte der Medicin und der Schöpfer einer neuen Welt auf diesem Gebiet des Wissens. Es ist wahr, er bleibt bey dem Begriff der Erregbarkeit stehen und hat von diesem selbst keine wissenschaftliche Erkenntniß, aber er verweigert zugleich alle empirische Erklärung davon und warnt, sich nicht auf die ungewisse Untersuchung der Ursachen, das Verderben der Philosophie, einzulassen. Ohne Zweifel hat er damit nicht geläugnet, daß es eine höhere Sphäre des Wissens gebe, in welcher jener Begriff selbst wieder als ein abzuleitender eintreten und aus höheren eben so construirt werden könne, wie er selbst aus ihm die abgeleiteten Formen der Krankheit hervorgehen läßt.

Der Begriff der Erregbarkeit ist ein bloßer Verstandesbegriff, wodurch zwar das einzelne organische Ding, aber nicht das Wesen des Organismus bestimmt ist. Denn das Absolut-Ideale, welches in ihm ganz objectiv und subjectiv zugleich, als Leib und als Seele erscheint, ist an sich außer aller Bestimmbarkeit; das einzelne Ding aber, der organische Leib, den es sich als Tempel erbaut, ist durch äußere Dinge bestimmbar und nothwendig bestimmt. Da nun jenes über die Einheit der Form und des Wesens im Organismus wacht, als in welcher allein dieser das Symbol von ihm ist, so wird es durch jede Bestimmung von außen, wodurch die erste verändert wird, zur Wiederherstellung und demnach zum Handeln bestimmt. Es ist also immer nur indirect, nämlich durch Veränderung der äußern Bedingungen des Lebens, niemals aber an sich selbst bestimmbar.

Das, wodurch der Organismus Ausdruck der ganzen Subject-Objectivirung ist,

iſt, daß die Materie, welche auf der tiefe-ren Stufe dem Licht entgegengeſetzt und als Subſtanz erſchien, in ihm dem Licht verbunden (und weil beyde, vereinigt, ſich nur als Attribute von Einem und demſelbigen verhalten können) bloßes Accidens des An-ſich des Organismus und demnach ganz Form wird. In dem ewigen Act der Umwandlung der Subjectivität in die Objectivität kann die Objectivität oder die Materie nur Accidens ſeyn, dem die Subjectivität als das Weſen oder die Subſtanz entgegenſteht, welche aber in der Entgegenſetzung ſelbſt die Abſolutheit ablegt und als bloß relativ-Ideales (im Licht) erſcheint. Der Organismus iſt es alſo, welcher Subſtanz und Accidens als vollkommen Eins und, wie in dem abſoluten Act der Subject-Objectivirung, in Eins bildet darſtellt.

Dieſes Princip der Formwerdung der Materie beſtimmt nicht allein die Erkenntniß des Weſens, ſondern auch der einzelnen Functionen des Organismus, deren Typus mit

dem allgemeinen der lebendigen Bewegungen derſelbe ſeyn muß, nur daß die Formen, wie geſagt, mit der Materie ſelbſt Eins ſind und ganz in ſie übergehen. Wenn man alle Verſuche der Empirie, dieſe Functionen ſowohl überhaupt, als ihren beſondern Beſtimmungen nach zu erklären, durchgeht, ſo findet ſich auch nicht in Einer derſelben eine Spur des Gedankens, ſie als allgemeine und nothwendige Formen zu faſſen. Die zufällige Exiſtenz unwägbarer Flüſſigkeiten in der Natur, für welche eben ſo zufälligerweiſe in der Conformation des Organismus gewiſſe Bedingungen der Anziehung, der Zuſammenſetzung und Zerlegung gegeben ſind, iſt auch hier das letzte troſtloſe Aſyl der Unwiſſenheit. Und dennoch iſt ſelbſt mit dieſen Annahmen noch keine Erklärung dahin gelangt, irgend eine organiſche Bewegung z. B. der Contraction auch nur von Seiten ihres Mechanismus begreiflich zu machen. Man fiel zwar ſehr frühzeitig auf die Analogie zwiſchen dieſen Erſcheinungen und denen der Elektricität: aber da man dieſe ſelbſt nicht als alls

gemeine, ſondern nur als beſondere Form kannte und auch keinen Begriff von Potenzen in der Natur hatte, ſo wurden die erſten, anſtatt mit den andern auf die gleiche Stufe, wenn nicht auf die höhere, geſetzt zu werden, vielmehr von ihnen abgeleitet und als bloße Wirkungen von ihnen begriffen: wobey, auch das elektriſche Weſen als Thätigkeitsprincip zugegeben, den eigenthümlichen Typus der Zuſammenziehung zu erklären, noch neue Hypotheſen erfodert wurden.

Die Formen der Bewegung, welche in der anorgiſchen Natur ſchon durch Magnetismus, Elektricitat und chemiſchen Proceß ausgedrückt ſind, ſind allgemeine Formen, die in den letzteren ſelbſt bloß auf eine beſondere Weiſe erſcheinen. In ihrer Geſtalt als Magnetismus u. ſ. w., ſtellen ſie ſich als bloße von der Subſtanz der Materie verſchiedene Accidenzen dar. In der höheren Geſtalt, welche ſie durch den Organismus erhalten, ſind ſie Formen, die zugleich das Weſen der Materie ſelbſt ſind.

Für die körperlichen Dinge, deren Be-

griff bloß der unmittelbare Begriff von ihnen selbst ist, fällt die unendliche Möglichkeit aller als Licht außer ihnen: im Organismus, dessen Begriff unmittelbar zugleich der Begriff anderer Dinge ist, fällt das Licht in das Ding selbst und in gleichem Verhältniß wird auch die zuvor als Substanz angeschaute Materie ganz als Accidens gesetzt.

Entweder ist nun das ideelle Princip der Materie nur für die erste Dimension verbunden: in diesem Fall ist jene auch nur für die letztere als Dimension des In-sich-selbst-Seyns von der Form durchdrungen und mit ihr Eins: das organische Wesen enthält bloß die unendliche Möglichkeit von sich selbst als Individuum oder als Gattung. Oder das Licht hat auch in der andern Dimension der Schwere sich vermählt: so ist die Materie zugleich für diese, welche die des Seyns in andern Dingen ist, als Accidens gesetzt, und das organische Wesen enthält die unendliche Möglichkeit anderer Dinge außer ihm. In dem ersten Verhältniß, welches das der Reproduction

iſt, waren Möglichkeit und Wirklichkeit beyde auf das Individuum beſchränkt und dadurch ſelbſt eins: in dem andern, welches das der ſelbſtſtändigen Bewegung iſt, geht das Individuum über ſeinen Kreis hinaus auf andere Dinge: Möglichkeit und Wirklichkeit können hier alſo nicht in Ein und daſſelbige fallen, weil die andern Dinge ausdrücklich als andere, als außer dem Individuum befindliche, geſetzt ſeyn ſollen. Wenn aber die beyden vorhergehenden Verhältniſſe in dem höhern verknüpft werden und die unendliche Möglichkeit anderer Dinge doch zugleich als Wirklichkeit in daſſelbige fällt, worein jene, ſo iſt damit die höchſte Function des ganzen Organismus geſetzt; die Materie iſt in jeder Beziehung und ganz Accidens des Weſens, des Idealen, welches an ſich productiv, aber hier, in der Beziehung auf ein endliches Ding, als ideal zugleich ſinnlich: producirend, alſo anſchauend iſt.

Wie auch die allgemeine Natur nur in der göttlichen Selbſtbeſchauung beſteht und die Wirkung von ihr iſt, ſo iſt in den lebenden

Wesen dieses ewige Produciren selbst erkennbar gemacht und objectiv geworden. Es bedarf kaum des Beweises, daß in diesem höheren Gebiet der organischen Natur, wo der ihr eingebohrne Geist seine Schranken durchbricht, jede Erklärung, die sich auf die gemeinen Vorstellungen von der Materie stützt, so wie alle Hypothesen, durch welche die untergeordnetern Erscheinungen noch nothdürftig begreiflich gemacht werden, völlig unzureichend werden: weßhalb auch die Empirie dieses Gebiet allmählich ganz geräumt, und sich theils hinter die Vorstellungen des Dualismus, theils in die Teleologie zurückgezogen hat.

Nach Erkenntniß der organischen Functionen in der Allgemeinheit und Nothwendigkeit ihrer Formen, ist die der Gesetze, nach welchen ihr Verhältniß unter einander, sowohl im Individuum als in der gesammten Welt der Organisationen bestimmt ist, die erste und wichtigste.

Das Individuum ist in Ansehung desselben auf eine gewisse Gränze eingeschränkt,

welche nicht überschritten werden kann, ohne sein Bestehen als Product unmöglich zu machen: es ist dadurch der Krankheit unterworfen. Die Construction dieses Zustandes ist ein nothwendiger Theil der allgemeinen organischen Naturlehre, und von dem, was man Physiologie genannt hat, nicht zu trennen. In der größten Allgemeinheit kann sie vollkommen aus den höchsten Gegensätzen der Möglichkeit und Wirklichkeit im Organismus und der Störung des Gleichgewichtes beyder geführt werden: die besondern Formen und Erscheinungen der Krankheit aber sind allein aus dem veränderten Verhältniß der drey Grundformen der organischen Thätigkeit erkennbar. Es giebt ein doppeltes Verhältniß des Organismus, wovon ich das erste das natürliche nennen möchte, weil es, als ein rein quantitatives der inneren Factoren des Lebens, zugleich ein Verhältniß zu der Natur und den äußern Dingen ist. Das andere, welches ein Verhältniß der beyden Factoren in Bezug auf die Dimensionen ist, und die Vollkommenheit bezeichnet, in welcher der Organismus

Bild des Universum, Ausdruck des Absolu-
ten ist, nenne ich das göttliche Verhältniß.
Brown hat allein auf das erste als das vor-
nehmste für die medicinische Kunst reflectirt,
aber deshalb das andere nicht positiv ausge-
schlossen, dessen Gesetze allein den Arzt die
Gründe der Formen, den ersten und hauptsäch-
lichsten Sitz des Misverhältnisses lehren, ihn
in der Wahl der Mittel leiten, und über das,
was der Mangel an Abstraction das Specifische
in der Wirkung der letztern sowohl als in den Er-
scheinungen der Krankheit genannt hat, verstän-
digen. Daß nach dieser Ansicht auch die Lehre
von den Arzneymitteln keine eigene Scienz,
sondern nur ein Element der allgemeinen Wis-
senschaft der organischen Natur sey, versteht
sich von selbst.

Ich müßte nur das, von würdigen Män-
nern, vielfach Gesagte wiederholen, wenn ich
beweisen wollte, daß die Wissenschaft der Me-
dicin in diesem Sinne nicht nur überhaupt phi-
losophische Bildung des Geistes, sondern auch
Grundsätze der Philosophie voraussetze: und,

wenn es zur Ueberzeugung von dieſer Wahrheit für die Verſtändigen noch etwas außer den allgemeinen Gründen bedürfte, wären es folgende Betrachtungen: daß in Anſehung dieſes Gegenſtandes das Experiment, die einzig mögliche Art der Conſtruction für die Empirie, an ſich unmöglich iſt, daß alle angebliche mediciniſche Erfahrung ihrer Natur nach zweydeutig iſt, und mittelſt derſelben über Werth oder Unwerth einer Lehre niemals entſchieden werden kann, weil in jedem Fall die Möglichkeit bleibt, daß ſie falſch angewendet worden; daß in dieſem Theile des Wiſſens, wenn in irgend einem andern, die Erfahrung erſt durch die Theorie möglich gemacht werde, wie die durch die Erregungstheorie gänzlich veränderte Anſicht aller vergangenen Erfahrung hinlänglich beurkundet. Zum Ueberfluß könnte man ſich auf die Werke und Hervorbringungen derjenigen berufen, die ohne den geringſten Begriff oder einige Wiſſenſchaft erſter Grundſätze durch die Macht der Zeit getrieben die neue Lehre, obgleich ſie ihnen unverſtändlich iſt, dennoch in

Schriften oder Lehrvorträgen behaupten wollen, und selbst den Schülern lächerlich werden, indem sie das Unvereinbare und Widersprechende damit zu vereinen suchen, auch das Wissenschaftliche wie einen historischen Gegenstand behandeln, und da sie von Beweisen reden, doch immer nur zu erzählen vermögen: auf die man anwenden möchte, was zu seiner Zeit Galenus von dem großen Haufen der Aerzte gesagt hat: So ungeübt und ungebildet und dabey so frech und schnell im Beweisen, wenn sie schon nicht wissen, was ein Beweis ist — wie soll man mit diesen vernunftlosen Wesen noch länger streiten und seine Zeit an ihren Erbärmlichkeiten verlieren!

Dieselben Gesetze, welche die Metamorphosen der Krankheit bestimmen, bestimmen auch die allgemeinen und bleibenden Verwandlungen, welche die Natur in der Production der verschiedenen Gattungen übt. Denn auch diese beruhen einzig auf der steten Wiederholung eines und desselben Grundtypus mit beständig veränderten Verhältnissen, und es ist offenbar, daß

die Medicin erſt dann in die allgemeine organiſche Naturlehre vollkommen ſich auflöſen wird, wenn ſie die Geſchlechter der Krankheiten, dieſer idealen Organismen, mit der gleichen Beſtimmtheit, wie die ächte Naturgeſchichte die Geſchlechter der realen Organismen conſtruirt, wo denn beyde nothwendig als ſich entſprechend erſcheinen müſſen.

Aber was kann die hiſtoriſche Conſtruction der Organismen, welche den ſchaffenden Geiſt durch ſeine Labyrinthe verfolgt, anders leiten, als die Form der äußern Bildung, da kraft des ewigen Geſetzes der Subject-Objectivirung das Aeußere in der ganzen Natur Ausdruck und Symbol des Innieren iſt, und ſich eben ſo regelmäßig und beſtimmt wie dieſes verändert?

Die Denkmäler einer wahren Geſchichte der organiſch-zeugenden Natur ſind alſo die ſichtbaren Formen lebendiger Bildungen, von der Pflanze bis zum Gipfel des Thiers, deren Kenntniß man bisher, in einſeitigem Sinne, als vergleichende Anatomie bezeichnet hat. Zwar

leidet es keinen Zweifel, daß in dieſer Art des Wiſſens Vergleichung das erſte leitende Princip iſt: aber nicht Vergleichung mit irgend einem empiriſchen Vorbild, am wenigſten mit der menſchlichen Bildung, welche als die vollendetſte nach Einer Richtung zugleich an der Gränze der Organiſation ſteht. Die erſte Beſchränkung der Anatomie überhaupt auf die des menſchlichen Körpers hatte zwar in dem Gebrauch, der von derſelben in der Arzneykunſt beabſichtigt wurde, einen ſehr einleuchtenden Grund, war aber der Wiſſenſchaft ſelbſt in keinem Betracht vortheilhaft. Nicht nur weil die menſchliche Organiſation ſo verborgen iſt, daß um der Anatomie derſelben auch nur diejenige Vollkommenheit zu geben, die ſie jetzt hat, die Vergleichung mit andern Organiſationen nothwendig war, ſondern auch, weil ſie, durch ihre Potenzirtheit ſelbſt, den Geſichtspunct für die übrigen verrückt und die Erhebung zu einfachen und allgemeinen Anſichten erſchwert. Die Unmöglichkeit, über die Gründe einer ſo verwickelten Bildung im Einzelnen die geringſte Re-

chenschaft abzulegen, nachdem man sich selbst den Weg dazu versperrt hatte, führte die Trennung der Anatomie und Physiologie, die sich beyde wie Aeußeres und Inneres entsprechen müßten, und jene ganz mechanische Art des Vortrags herbey, der in den meisten Lehrbüchern und auf Academieen der herrschende ist.

Der Anatom, welcher seine Wissenschaft zugleich als Naturforscher und im allgemeinen Geiste behandeln wollte, müßte zuvörderst erkennen, daß es einer Abstraction, einer Erhebung über die gemeine Ansicht bedarf, um die wirklichen Formen auch nur historisch wahr auszusprechen. Er begreife das Symbolische aller Gestalten und daß auch in dem Besondern immer eine allgemeine Form, wie in dem Aeußern ein innerer Typus ausgedrückt ist. Er frage nicht, wozu dient dieses oder jenes Organ? sondern, wie ist es entstanden? und zeige die reine Nothwendigkeit seiner Formation. Je allgemeiner, je weniger auf den besondern Fall eingerichtet die Ansichten sind, aus denen er die Genesis der Formen herleitet, desto eher wird er die

unaussprechliche Naivetät der Natur in so vielen ihrer Bildungen erreichen und fassen. Am wenigsten wolle er, indem er die Weisheit und Vernunft Gottes zu bewundern meynt, seine eigene Unweisheit und Unvernunft zu bewundern geben.

Beständig sey in ihm die Idee von der Einheit und inneren Verwandtschaft aller Organisationen, der Abstammung von Einem Urbild, dessen Objectives allein veränderlich, das Subjective aber unveränderlich ist: und jene darzustellen, halte er für sein einziges wahres Geschäft. Er bemühe sich vor allem um das Gesetz, nach welchem jene Veränderlichkeit statt findet: er wird erkennen: daß weil das Urbild an sich immer dasselbige bleibt, auch das, wodurch es ausgedrückt wird, nur der Form nach veränderlich seyn könne, daß also eine gleiche Summe von Realität in allen Organisationen verwendet und nur verschiedentlich genutzt wird: daß eine Ersetzung des Zurückstehens der einen Form durch das Hervortreten der andern und des Uebergewichts von dieser durch das Zurück-

drängen von jener ſtatt habe. Er wird ſich aus Vernunft und Erfahrung einen Schematismus aller innern und äußern Dimenſionen entwerfen, in welche ſich der productive Trieb werfen kann: wodurch er für die Einbildungskraft ein Prototyp aller Organiſationen gewinnt, das in ſeinen äußerſten Gränzen unbeweglich, innerhalb derſelben aber der größten Freyheit der Bewegung fähig iſt.

Die hiſtoriſche Conſtruction der organiſchen Natur würde, in ſich vollendet, die reale und objective Seite der allgemeinen Wiſſenſchaft derſelben zum vollkommenen Ausdruck der Ideen in dieſer, und dadurch mit ihr ſelbſt wahrhaft Eins machen.

Vierzehnte Vorlesung.

Ueber Wissenschaft der Kunst, in Bezug auf das academische Studium.

Wiſſenſchaft der Kunſt kann vorerſt die hiſtoriſche Conſtruction derſelben bedeuten. In dieſem Sinne fodert ſie als äußere Bedingung nothwendig unmittelbare Anſchauung der vorhandenen Denkmäler. Da dieſe in Anſehung der Werke der Dichtkunſt allgemein möglich iſt, wird auch jene in der angegebenen Beziehung, als Philologie, ausdrücklich unter die Gegenſtände des academiſchen Vortrags gezählt. Demungeachtet wird auf Univerſitäten nichts ſeltener gelehrt als Philologie in dem zuvor beſtimmten Sinne, welches nicht zu verwundern, da jene eben ſo ſehr Kunſt iſt, wie die Poeſie und der Philologe nicht minder als der Dichter gebohren wird.

Noch viel weniger alſo iſt die Idee einer hiſtoriſchen Conſtruction der Werke bildender Kunſt auf Univerſitäten zu ſuchen, da ſie der unmittelbaren Anſchauung derſelben beraubt ſind, und wo etwa auch Ehrenhalber, mit Un-

terſtützung einer reichen Bibliothek, ſolche Vorträge verſucht werden, ſchränken ſie ſich von ſelbſt auf die bloß gelehrte Kenntniß der Kunſtgeſchichte ein.

Univerſitäten ſind nicht Kunſtſchulen. Noch weniger alſo kann die Wiſſenſchaft derſelben in practiſcher oder techniſcher Abſicht auf ihnen gelehrt werden.

Es bleibt alſo nur die ganz ſpeculative übrig, welche nicht auf Ausbildung der empiriſchen, ſondern der intellectuellen Anſchauung der Kunſt gerichtet wäre. Aber eben hiemit wird die Vorausſetzung einer philoſophiſchen Conſtruction der letztern gemacht, gegen welche ſich von Seiten der Philoſophie, wie der Kunſt, bedeutende Zweifel erheben.

Sollte zuvörderſt der Philoſoph, deſſen intellectuelle Anſchauung allein auf die, ſinnlichen Augen verborgene und unerreichbare, nur dem Geiſte zugängliche Wahrheit gerichtet ſeyn ſoll, ſich mit der Wiſſenſchaft der Kunſt befaſſen, welche nur die Hervorbringung des ſchönen Scheins zur Abſicht hat, und entweder bloß

die täuſchenden Nachbilder von jener zeigt oder ganz ſinnlich iſt, wie ſie der größte Theil der Menſchen begreift, der ſie als Sinnenreiz, als Erholung, Abſpannung des durch ernſtere Geſchäfte ermüdeten Geiſtes anſieht, als angenehme Erregung, die vor jeder andern nur das voraus hat, daß ſie durch ein zarteres Medium geſchieht, wodurch ſie aber für das Urtheil des Philoſophen, außer dem, daß er ſie als eine Wirkung des ſinnlichen Triebes betrachten muß, nur das noch verwerflichere Gepräge der Verderbniß und der Civiliſation erhalten kann. Nach dieſer Vorſtellung derſelben könnte Philoſophie ſich von der ſchlaffen Sinnlichkeit, welche die Kunſt ſich wegen dieſer Beziehung gefallen läßt, nur durch abſolute Verdammung derſelben unterſcheiden.

Ich rede von einer heiligeren Kunſt, derjenigen, welche, nach den Ausdrücken der Alten, ein Werkzeug der Götter, eine Verkündigerin göttlicher Geheimniſſe, die Enthüllerin der Ideen iſt, von der ungebohrnen Schönheit, deren unentweihter Strahl nur reine

Seelen inwohnend erleuchtet, und deren Gestalt dem sinnlichen Auge eben so verborgen und unzugänglich ist, als die der gleichen Wahrheit. Nichts von dem, was der gemeinere Sinn Kunst nennt, kann den Philosophen beschäftigen: sie ist ihm eine nothwendige, aus dem Absoluten unmittelbar ausfließende Erscheinung, und nur so fern sie als solche dargethan und bewiesen werden kann, hat sie Realität für ihn.

„Aber hat nicht selbst der göttliche Plato in seiner Republik die nachahmende Kunst verdammt, die Poeten aus seinem Vernunftstaat verbannt, nicht nur als unnütze, sondern als verderbliche Glieder, und kann irgend eine Autorität beweisender für die Unverträglichkeit der Poesie und Philosophie seyn, als dieses Urtheil des Königes der Philosophen?"

Es ist wesentlich, den bestimmten Standpunct zu erkennen, aus welchem Plato jenes Urtheil über die Dichter spricht: denn wenn irgend ein Philosoph die Absonderung der Standpuncte beobachtet hat, ist es dieser, und ohne jene Unterscheidung würde es, wie überall, so

hier insbesondere, unmöglich seyn, seinen beziehungsreichen Sinn zu fassen, oder die Widersprüche seiner Werke über denselbigen Gegenstand zu vereinigen. Wir müssen uns vorerst entschließen, die höhere Philosophie und die des Plato insbesondere als den entschiedenen Gegensatz in der griechischen Bildung, nicht nur in Beziehung auf die sinnlichen Vorstellungen der Religion, sondern auch auf die objectiven und durchaus realen Formen des Staates zu denken. Ob nun in einem ganz idealen und gleichsam innerlichen Staat, wie der Platonische, von der Poesie auf andere Weise die Rede seyn könne und jene Beschränkung, die er ihr auferlegt, nicht eine nothwendige sey? die Beantwortung dieser Frage würde uns hier zu weit führen. Jener Gegensatz aller öffentlichen Formen gegen die Philosophie mußte nothwendig eine gleiche Entgegensetzung der letztern gegen die erstere hervorbringen, wovon Plato weder das früheste noch das einzige Beyspiel ist. Von Pythagoras an und noch weiter zurück, bis auf Plato herab, erkennt sich die

Philoſophie ſelbſt als eine exotiſche Pflanze im griechiſchen Boden, ein Gefühl, das ſchon in dem allgemeinen Trieb ſich ausdrückte, welcher diejenigen, die entweder durch die Weisheit früherer Philoſophen oder die Myſterien in höhere Lehren eingeweiht waren, nach dem Mutterland der Ideen, dem Orient führte.

Aber auch abgeſehen von dieſer bloß hiſtoriſchen, nicht philoſophiſchen, Entgegenſetzung, die letztere vielmehr zugegeben, was iſt Plato's Verwerfung der Dichtkunſt, verglichen insbeſondere mit dem, was er in andern Werken zum Lob der enthuſiaſtiſchen Poeſie ſagt, anders, als Polemik gegen den poetiſchen Realismus, eine Vorahndung der ſpätern Richtung des Geiſtes überhaupt und der Poeſie insbeſondere? Am wenigſten könnte jenes Urtheil gegen die chriſtliche Poeſie geltend gemacht werden, welche im Ganzen eben ſo beſtimmt den Charakter des Unendlichen trägt, wie die antike im Ganzen den des Endlichen. Daß wir die Gränzen, welche die letztere hat, genauer beſtimmen können, als Plato, der ihr

ren Gegenſatz nicht kannte, daß wir eben deſs wegen uns zu einer umfaſſenderen Idee und Conſtruction der Poeſie als er erheben und das, was er als das Verwerfliche der Poeſie ſeiner Zeit betrachtete, nur als die ſchöne Schranke derſelben bezeichnen, verdanken wir der Erfahrung der ſpäteren Zeit und ſehen als Erfüllung, was Plato weiſſagend vermißte. Die chriſtliche Religion und mit ihr der auf's Intellectuelle gerichtete Sinn, der in der alten Poeſie weder ſeine vollkommene Befriedigung, noch ſelbſt die Mittel der Darſtellung finden konnte, hat ſich eine eigene Poeſie und Kunſt geſchaffen, in der er ſie findet: dadurch ſind die Bedingungen der vollſtändigen und ganz objectiven Anſicht der Kunſt, auch der antiken, gegeben.

Es erhellt hieraus, daß die Conſtruction derſelben ein würdiger Gegenſtand nicht nur überhaupt des Philoſophen, ſondern auch insbeſondere des chriſtlichen Philoſophen ſey, der ſich ein eignes Geſchäft daraus zu machen hat,

das Universum derſelben zu ermeſſen und dar zuſtellen.

Aber iſt, um die andere Seite dieſes Gegenſtandes herauszukehren, ſeinerſeits nun der Philoſoph geeignet, das Weſen der Kunſt zu durchdringen und mit Wahrheit darzuſtellen?

„Wer kann, ſo höre ich fragen, von jenem göttlichen Princip, das den Künſtler treibt, jenem geiſtigen Hauch, der ſeine Werke beſeelt, würdig reden, als wer ſelbſt von dieſer heiligen Flamme ergriffen iſt? Kann man verſuchen, dasjenige der Conſtruction zu unterwerfen, was eben ſo unbegreiflich in ſeinem Urſprung, als wundervoll in ſeinen Wirkungen iſt? Kann man das unter Geſetze bringen und beſtimmen wollen, deſſen Weſen es iſt, kein Geſetz als ſich ſelbſt anzuerkennen? Oder iſt nicht das Genie durch Begriffe ſo wenig zu faſſen, als es durch Geſetze erſchaffen werden kann? Wer wagt es, noch über das hinaus einen Gedanken haben zu wollen, was offenbar das Freyeſte, das Abſoluteſte iſt im ganzen Univerſum, wer über die letzten Gränzen

hinaus ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, um dort neue Gränzen zu ſtecken."

So könnte ein gewiſſer Enthuſiasmus reden, der die Kunſt nur in ihren Wirkungen aufgefaßt hätte, und weder ſie ſelbſt wahrhaft noch die Stelle kennte, welche der Philoſophie im Univerſum angewieſen iſt. Denn auch angenommen, daß die Kunſt aus nichts höherem begreiflich ſey, ſo iſt doch ſo durchgreifend, ſo allwaltend das Geſetz des Univerſum, daß alles, was in ihm begriffen iſt, in einem andern ſein Vorbild oder Gegenbild habe, ſo abſolut die Form der allgemeinen Entgegenſtellung des Realen und Idealen, daß auch auf der letzten Gränze des Unendlichen und Endlichen, da wo die Gegenſätze der Erſcheinung in die reinſte Abſolutheit verſchwinden, daſſelbe Verhältniß ſeine Rechte behauptet und in der letzten Potenz wiederkehrt. Dieſes Verhältniß iſt das der Philoſophie und der Kunſt.

Die letztere, obgleich ganz abſolut, vollkommene In-Eins-Bildung des Realen und Idealen verhält ſich doch ſelbſt wieder zur Phi-

loſophie wie Reales zum Idealen. In dieſer löſt der letzte Gegenſatz des Wiſſens ſich in die reine Identität auf und nichts deſto weniger bleibt auch ſie im Gegenſatz gegen die Kunſt immer nur ideal. Beyde begegnen ſich alſo auf dem letzten Gipfel und ſind ſich, eben kraft der gemeinſchaftlichen Abſolutheit, Vorbild und Gegenbild. Dieß iſt der Grund, daß in das Innere der Kunſt wiſſenſchaftlich kein Sinn tiefer eindringen kann, als der der Philoſophie, ja daß der Philoſoph in dem Weſen der Kunſt ſo gar klarer, als der Künſtler ſelbſt zu ſehen vermag. In ſo fern das Ideelle immer ein höherer Reflex des Reellen iſt, in ſo fern iſt in dem Philoſophen nothwendig auch noch ein höherer ideeller Reflex von dem, was in dem Künſtler reell iſt. Hieraus erhellt nicht nur überhaupt, daß in der Philoſophie die Kunſt Gegenſtand eines Wiſſens werden könne, ſondern auch, daß auſſer der Philoſophie und anders als durch Philoſophie von der Kunſt nichts auf abſolute Art gewußt werden könne.

Der Künſtler, da in ihm daſſelbe Prin-

ein objectiv iſt, was ſich in dem Philoſophen ſubjectiv reflectirt, verhält ſich darum auch zu jenem nicht ſubjectiv oder bewußt, nicht als ob er nicht gleichfalls durch einen höheren Reflex ſich deſſelben bewußt werden könnte: aber dieß iſt er nicht in der Qualität des Künſtlers. Als ſolcher iſt er von jenem Princip getrieben und beſitzt es eben darum ſelbſt nicht; wenn er es mit demſelben zum idealen Reflex bringt, ſo erhebt er ſich eben dadurch als Künſtler zu einer höheren Potenz, verhält ſich aber als ſolcher auch in dieſer ſtets objectiv: das Subjective in ihm tritt wieder zum Objectiven, wie im Philoſophen ſtets das Objective ins Subjective aufgenommen wird. Darum bleibt die Philoſophie der innern Identität mit der Kunſt ungeachtet doch immer und nothwendig Wiſſenſchaft d. h. ideal, die Kunſt immer und nothwendig Kunſt d. h. real.

Wie alſo der Philoſoph die Kunſt ſogar bis zu der geheimen Urquelle und in die erſte Werkſtätte ihrer Hervorbringungen ſelbſt verfolgen könne, iſt nur vom rein objectiven Stand-

punct, oder von dem einer Philoſophie aus, die nicht im Idealen zu der gleichen Höhe mit der Kunſt im Realen geht, unbegreiflich. Diejenigen Regeln, die das Genie abwerfen kann, ſind ſolche, welche ein bloß mechaniſcher Verſtand vorſchreibt; das Genie iſt autonomiſch, nur der fremden Geſetzgebung entzieht es ſich, nicht der eigenen, denn es iſt nur Genie, ſofern es die höchſte Geſetzmäßigkeit iſt; aber eben dieſe abſolute Geſetzgebung erkennt die Philoſophie in ihm, welche nicht allein ſelbſt autonomiſch iſt, ſondern auch zum Princip aller Autonomie vordringt. Zu jeder Zeit hat man daher geſehen, daß die wahren Künſtler ſtill, einfach, groß und nothwendig ſind in ihrer Art, wie die Natur. Jener Enthuſiasmus, der in ihnen nichts erblickt, als das von Regeln freye Genie, entſteht ſelbſt erſt durch die Reflexion, die von dem Genie nur die negative Seite erkennt: es iſt ein Enthuſiasmus der zweyten Hand, nicht der, welcher den Künſtler beſeelt und der in einer gottähnlichen Freyheit zugleich die reinſte und höchſte Nothwendigkeit iſt.

Allein wenn nun der Philoſoph auch am eheſten das Unbegreifliche der Kunſt darzuſtellen, das Abſolute in ihr zu erkennen fähig iſt: wird er eben ſo geſchickt ſeyn, das Begreifliche in ihr zu begreifen und durch Geſetze zu beſtimmen? Ich meyne die techniſche Seite der Kunſt: wird ſich die Philoſophie zu dem Empiriſchen der Ausführung und der Mittel und Bedingungen derſelben herablaſſen können?

Die Philoſophie, die ganz allein mit Ideen ſich beſchäftigt, hat in Anſehung des Empiriſchen der Kunſt nur die allgemeinen Geſetze der Erſcheinung, und auch dieſe nur in der Form der Ideen aufzuzeigen: denn die Formen der Kunſt ſind die Formen der Dinge an ſich und wie ſie in den Urbildern ſind. So weit alſo jene allgemein und aus dem Univerſum an und für ſich eingeſehen werden können, iſt ihre Darſtellung ein nothwendiger Theil der Philoſophie der Kunſt, nicht aber in ſo fern ſie Regeln der Ausführung und Kunſtausübung enthält. Denn überhaupt iſt Philoſophie der Kunſt Darſtellung der abſoluten Welt in der

Form der Kunſt. Nur die Theorie bezieht ſich unmittelbar auf das Beſondere oder einen Zweck, und iſt das, wornach eine Sache empiriſch zu Stande gebracht werden kann. Die Philoſophie dagegen iſt durchaus unbedingt, ohne Zweck außer ſich. Wenn man auch darauf ſich berufen wollte, daß das Techniſche der Kunſt dasjenige iſt, wodurch ſie den Schein der Wahrheit erhält, was alſo dem Philoſophen anheim fallen könnte, ſo iſt dieſe Wahrheit doch bloß empiriſch: diejenige, welche der Philoſoph in ihr erkennen und darſtellen ſoll, iſt höherer Art, und mit der abſoluten Schönheit Eins und daſſelbe, die Wahrheit der Ideen.

Der Zuſtand des Widerſpruchs und der Entzweyung, auch über die erſten Begriffe, worinn ſich das Kunſturtheil nothwendig in einem Zeitalter befindet, welches die verſiegten Quellen derſelben durch die Reflexion wieder öffnen will, macht es doppelt wünſchenswürdig, daß die abſolute Anſicht der Kunſt auch in Bezug auf die Formen, in denen dieſe ſich aus-

drückt, auf wiſſenſchaftliche Art, von den erſten Grundſätzen aus, durchgeführt würde, da, ſo lange dieß nicht geſchehen iſt, im Urtheil wie in der Foderung, neben dem, was an ſich gemein und platt iſt, auch das Beſchränkte, das Einſeitige, das Grillenhafte beſtehen kann.

Die Conſtruction der Kunſt in jeder ihrer beſtimmten Formen bis ins Concrete herab führt von ſelbſt zur Beſtimmung derſelben durch Bedingungen der Zeit und geht alſo dadurch in die hiſtoriſche Conſtruction über. An der vollſtändigen Möglichkeit einer ſolchen und Ausdehnung auf die ganze Geſchichte der Kunſt iſt um ſo weniger zu zweifeln, nachdem der allgemeine Dualismus des Univerſum, in dem Gegenſatz der antiken und modernen Kunſt, auch in dieſem Gebiet dargeſtellt und auf die bedeutendſte Weiſe, theils durch das Organ der Poeſie ſelbſt, theils durch die Kritik geltend gemacht worden iſt. Da Conſtruction allgemein Aufhebung von Gegenſätzen iſt, und die, welche in Anſehung der Kunſt durch ihre Zeitabhängigkeit geſetzt ſind, wie die Zeit ſelbſt, un-

wesentlich und bloß formell seyn müssen, so wird die wissenschaftliche Construction in der Darstellung der gemeinschaftlichen Einheit bestehen, aus der jene ausgeflossen sind und sich ebendadurch über sie zum umfassenderen Standpunct erheben.

Eine solche Construction der Kunst ist allerdings mit nichts von dem zu vergleichen, was bis auf die gegenwärtige Zeit unter dem Namen von Aesthetik, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, oder irgend einem andern existirt hat. In den allgemeinsten Grundsätzen des ersten Urhebers jener Bezeichnung lag wenigstens noch die Spur der Idee des Schönen, als des in der concreten und abgebildeten Welt erscheinenden Urbildlichen. Seit der Zeit erhielt diese eine immer bestimmtere Abhängigkeit vom Sittlichen und Nützlichen: so wie in den psychologischen Theorieen ihre Erscheinungen ohngefähr gleich den Gespenster-Geschichten oder anderm Aberglauben wegerklärt wurden, bis der hierauf folgende Kantische Formalismus zwar eine neue und hö-

here Ansicht, mit dieser aber eine Menge kunstleerer Kunstlehren gebohren hat.

Die Saamen einer ächten Wissenschaft der Kunst, welche treffliche Geister seitdem ausgestreut haben, sind noch nicht zum wissenschaftlichen Ganzen gebildet, das sie jedoch erwarten lassen. Philosophie der Kunst ist nothwendiges Ziel des Philosophen, der in dieser das innere Wesen seiner Wissenschaft, wie in einem magischen und symbolischen Spiegel schaut; sie ist ihm als Wissenschaft an und für sich wichtig, wie es z. B. die Naturphilosophie ist, als Construction der merkwürdigsten aller Producte und Erscheinungen, oder Construction einer eben so in sich geschlossenen und vollendeten Welt, als es die Natur ist. Der begeisterte Naturforscher lernt durch sie die wahren Urbilder der Formen, die er in der Natur nur verworren ausgedrückt findet, in den Werken der Kunst und die Art, wie die sinnlichen Dinge aus jenen hervorgehen, durch diese selbst sinnbildlich erkennen.

Der innige Bund, welcher die Kunst und

Religion vereint, die gänzliche Unmöglichkeit, einerseits der ersten eine andere poetische Welt als innerhalb der Religion und durch Religion zu geben, die Unmöglichkeit auf der andern Seite, die letztere zu einer wahrhaft objectiven Erscheinung anders als durch die Kunst zu bringen, machen die wissenschaftliche Erkenntniß derselben dem ächten Religiösen auch schon in dieser Beziehung zur Nothwendigkeit.

Endlich gereicht es demjenigen, der unmittelbar oder mittelbar Antheil an der Staatsverwaltung hat, zu nicht geringer Schande, weder überhaupt für die Kunst empfänglich zu seyn, noch eine wahre Kenntniß von ihr zu haben. Denn wie Fürsten und Gewalthaber nichts mehr ehrt, als die Künste zu schätzen, ihre Werke zu achten und durch Aufmunterung hervorzurufen: so gewährt dagegen nichts einen traurigern und für sie schimpflichern Anblick, als wenn diejenigen, welche die Mittel haben, diese zu ihrem höchsten Flor zu befördern, dieselben an Geschmacklosigkeit, Barbarey oder eine schmeichelnde Niedrigkeit verschwenden. Wenn

es auch nicht allgemein eingesehen werden könnte, daß die Kunst ein nothwendiger und integranter Theil einer nach Ideen entworfenen Staatsverfassung ist, so müßte wenigstens das Alterthum daran erinnern, dessen allgemeine Feste, verewigende Denkmäler, Schauspiele, so wie alle Handlungen des öffentlichen Lebens nur verschiedene Zweige Eines allgemeinen objectiven und lebendigen Kunstwerks waren.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erſte Vorleſung. Ueber den abſoluten Begriff der Wiſſenſchaft — — S. 1

Zweite Vorleſung. Ueber die wiſſenſchaftliche und ſittliche Beſtimmung der Academieen — — — — — 27

Dritte Vorleſung. Ueber die erſten Vorausſetzungen des academiſchen Studium — — — — — — 59

Vierte Vorleſung. Ueber das Studium der reinen Vernunftwiſſenſchaften: der Mathematik, und der Philoſophie im Allgemeinen — — — 81

Fünfte Vorleſung. Ueber die gewöhnlichen Einwendungen gegen das Studium der Philoſophie — — 101

Sechſte Vorleſung. Ueber das Studium der Philoſophie insbeſondre — 119

Siebente Vorleſung. Ueber einige äußre Gegenſätze der Philoſophie, vornämlich den der poſitiven Wiſſenſchaften — — — — — — 143

Achte Vorleſung. Ueber die hiſtoriſche Conſtruction des Chriſtenthums — 165

Neunte Vorleſung. Ueber das Studium der Theologie — — — 187

Zehnte Vorleſung. Ueber das Studium der Hiſtorie und der Jurisprudenz — — — — — 211

Eilfte Vorleſung. Ueber die Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen — — 237

Zwölfte Vorleſung. Ueber das Studium der Phyſik und Chemie — — 261

Dreyzehnte Vorleſung. Ueber das Studium der Medicin und der organiſchen Naturlehre überhaupt — — 284

Vierzehnte Vorleſung. Ueber Wiſſenſchaft der Kunſt, in Bezug auf das academiſche Studium — — 303

Jena,
gedruckt bei Frommann und Wesselhöft.

JAHRBÜCHER
DER
MEDICIN
ALS
WISSENSCHAFT.

VERFASST

VON EINER GESELLSCHAFT VON GELEHRTEN

UND HERAUSGEGEBEN

DURCH

A. F. MARCUS UND F. W. J. SCHELLING.

Erster Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

JAHRBÜCHER

DER

MEDICIN

ALS

WISSENSCHAFT

ΙΑΤΡΟϹ ΦΙΛΟϹΟΦΟϹ ΙϹΟΘΕΟϹ.
ΙΠΠΟΚΡ.

Ersten Bandes erstes Heft.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Landes-
Bibliothek
53 Weimar

Inhalt

Vorrede, vom Professor *Schelling* in Würzburg. S. v.

A. Wissenschaftliche Abhandlungen.

Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie von *Schelling*. - - - - - - - - - - - — 3.

Vorbegriffe.

A) Von der Ein- und Allheit. - - - - - - - — 12.

B) Von der Vernunft als Erkenntniſs des Absoluten. - - - - - - - - - - - - - - - — 14.

C) Von der Untheilbarkeit der Vernunfterkenntniſs. — 16.

D) Von der Art wie die Einheit Allheit und die Allheit Einheit ist, und dem ewigen Nichtseyn des Endlichen. - - - - - - - - - - - — 30.

E) Von den Qualitätsunterschieden im Universum. — 52.

Allgemeine Anmerkung, die Lehre vom Verhältniſs des Endlichen zum Unendlichen betreffend. - — 75.

B. Kritische Abhandlungen und Uebersichten.

I. Ueber die speculative Tendenz der Erfahrnen. Vom Prof. *J. Ad. Schmidt* in Wien. - - - — 91.

II. Ueber den jetzigen Zustand der Physiologie. Vom Prof. *Düllinger* in Würzburg. - - - - - — 119.

III. Zustand der naturwissenschaftlichen Litteratur in Frankreich. Von Prof. *Walther* zu Landshut. - - - - - - - - - - - - - - - - S. 143.

IV. Vorläufige Bezeichnung des Standpunktes der Medicin nach den Grundsätzen der Naturphilosophie. Von Prof. *Schelling*. - - - - - - — 165.

Anmerk. Des Raums wegen konnten in diesem Heft weder überhaupt Anzeigen und Beurtheilungen, noch insbesondre der *Auszug* einer physiologischen Abhandlung, auf den man in dem Aufsatz Nro. IV. der kritischen Abhandlungen verwiesen hatte, aufgenommen werden; dieser wird aber im nächsten Hefte unfehlbar folgen.

Vorrede.

So vielen von jeher das Heiligthum des organischen Lebens nicht blofs von der Schwelle zu begrüfsen, sondern selbst mehr oder weniger zu schauen vergönnt war: so viele erkannten auch, dafs hier ein höherer Geist, der Geist des All walte; wie den Betrachter aus einem erhabenen Tempelgebäude unmittelbarer gleichsam das Ewige anzusprechen scheint. Sind die Naturforscher alle, jeder in seiner Art, Priester und Dollmetscher gewisser Naturkräfte: so bewahrt dagegen der Arzt das heilige Feuer im Mittelpunkt und schaut den unmittelbar gegen-

wärtigen Gott in dem Wirken und Leben eines organischen Leibes.

Die Arzneywissenschaft ist die Krone und Blüthe aller Naturwissenschaften, wie der Organismus überhaupt und der menschliche insbesondere die Krone und Blüthe der Welt ist. Hieraus erhellt, dafs es kein geringes Unternehmen sey, und vieler zusammenstimmenden und harmonisch wirkenden Kräfte bedürfe, wenn in diesem Gebiete der Wissenschaft das Vollendete zu Stande gebracht werden soll.

Ein besonderes Glück unsrer Zeiten hat gewollt, dafs es möglich würde, durch diese Zeitschrift zu zeigen, was viele Jahrhunderte nicht zu zeigen vermochten, nämlich den Philosophen und Naturforscher jeder Art, den Chemiker und den Zergliederer, den Zoologen und den Heilkünstler vereinigt zu einem gemeinsamen Werk, die Wissenschaft des Organismus und dadurch die Heilkunde, zu dem Gipfel, den sie einnehmen soll, zu erheben und allmählich fortzubilden.

Redlichkeit der Zusammenwirkung, Einheit der Absicht bey vielfacher Verschiedenheit der Mittel und der gröfsten wechselseitigen Unab-

hängigkeit, liefsen vielleicht etwas noch nicht Geleistetes hoffen, wenn nicht die Betrachtung des Laufs der Dinge uns lehrte, mäfsig zu seyn im Erwarten, und lieber das Geringere zu versprechen um das Gröfsere zu leisten, als das Gröfsere, um unter demselben zurückzubleiben.

Einen andern als den angedeuteten Zweck hat diese Zeitschrift nicht. Sie will mit keiner andern Unternehmung etwas gemein haben und eben daher auch keiner andern entgegengesetzt seyn.

Eben so wenig ist es ihre Absicht, einen Krieg gegen Anmafsungen, falsche Meynungen, oder die unreinen Ueberbleibsel eines Zustandes von Anarchie in den Wissenschaften zu führen. *Die* Zeit ist in der That vorbey, wo die Ansicht, aus welcher auch die Idee dieser Zeitschrift hervorging, zu ihrer Befestigung des Krieges zu bedürfen scheinen konnte. In dem Augenblick, wo der grofse Haufen, den Angriff auf die Sache aufgebend, ihn gegen die Person wendet, oder in Ermanglung des geistigen Arms den weltlichen zu Hülfe ruft, kann jene wohl ruhig ihrer natürlichen Entwickelung überlassen werden, und die Philosophie als eine nun besänftigte Welt den eingebohrnen Bildungstrieb mehr

und immer mehr in dauernden Schöpfungen offenbaren. Die literarischen Kriege, durch welche sich diese neue Welt, in welche jetzt die besten Kräfte eigentümlich einzugreifen beginnen, zum Daseyn drängen mufste, haben keine andre Spur zurückgelassen, als wie bürgerliche Kriege, die Hefen des Volks, das in jenen eine augenblickliche Existenz fand, und nun, aufgelöst, zwar die Landstrafsen beunruhigen, aber nicht bis in die Mitte des Landes selbst dringen kann.

Eine jede Sache, die nur in ihrem Grunde gut und tüchtig ist, hört bald auf, die Sache des Einzelnen zu seyn, trug sie auch anfangs diefs Gepräge; sie wird Allgemeingut mehrerer das Höhere empfindender, zum Ganzen strebender Geister, und mufs zuletzt zu einer allgemeinen Anschauung gedeihen, die wie das Würdigste und Beste, das in der Welt war, die Geister vereinigt, ohne sie zu fesseln und sie frey macht, ohne die Nichtigkeit des einzelnen Thuns oder die Gesetzlosigkeit der Willkühr zu gestatten. Ja die ernstere Philosophie selbst, welche, in Zeitaltern der in Reflexion erstarrten Vernunft und im Gegensatz jener, gleichfalls strenge Formen annimmt und gewapnet und gerüstet, wie die Minerva, erscheint, legt Har-

nisch und Waffen nieder, gleich dieser, wenn sie nach geendigten Kämpfen der Sterblichen zum Olymp und dem Kreise der Götter zurückeilt.

Wie es Eine Natur ist, die alle Dinge erzeugt und hervortreibt und in ihrer Freyheit allgewaltig beherrscht: so muſs es Eine, den Menschen göttlich überwältigende, Grundanschauung und Ansicht des Geistes seyn, aus welcher alles, das göttlicher Art ist, in Wissenschaft und Kunst hervorgeht; was nicht aus dieser entspringt, ist eitel, ist Artefakt, ist menschliches, nicht Naturwerk. Hieraus ist zu sehen, wie thöricht es sey, die Verschiedenheit der Grundansichten zu fodern, und gleichsam im Reich der Schönheit und Wahrheit absichtlich Parthey stiften zu wollen. Das heilige Band, das die Dinge der Natur vereinigt, ohne sie zu unterdrücken, ist auch unter den Geistern möglich, und in dem Maſs möglich, in welchem die Anschauung der Natur und des Universum in ihnen wiedergebohren wird. Es ist das Band, welches die groſsen Meister der Kunst als eine allgemeine, schrankenlose Anschauung der Schönheit und Wahrheit vereinigt, oder oft ein und dasselbe Wesen sich selbst gleich und von sich selbst frey macht: wie derselbe *Plato* jetzt unbeschreiblich sinnlich das Quellen und Wachsen des Ge-

fieders der Seele gleichsam hörbar beschreibt, jetzt, ein königlicher Adler, dem sinnlichen Auge in den Strahlen der Ideenwelt verschwindet, jetzt absichtslos zu spielen scheint, jetzt mit tiefster Kunst die Phalanx dialektischer Folgen ordnet.

Gestehen wir, dafs das Herrlichste in der Menschennatur das sey, was wir die Ursprünglichkeit oder die Originalität nennen; ja sie ist der Abglanz Gottes an ihr! Aber diese Ursprünglichkeit ist ebendaher von der Persönlichkeit gänzlich verschieden; es ist keine Eigenthümlichkeit des Geistes, die sich der Mensch selbst aus eiteln Gründen zu erringen vermöchte, sondern jeder, der auf diese Weise trachtet, frey zu seyn, ist eben dadurch ein Sklave. Denn nur Gott vermag das Eigenthümliche an den Dingen zu schaffen, und es ist das Siegel der Göttlichkeit an ihnen. Also auch nur der Gottgerührte kann wahrhaft eigenthümlich seyn, nicht aber der selbstische Mensch, welcher, von Natur und Gott verlassen, nichts schaffen, nur zusammensetzen, und zusammenfügen kann.

Ist eine gewisse Angst vor der Wissenschaft, unter Umständen, eine nicht ungegründete Furcht der Bessern, einen noch blofs im Allgemeinen gegebnen Mafsstab frech an jeden Ge-

genstand gelegt zu sehen: so bemerken wir dagegen andre, die, von gleicher Angst befallen, ihre Einseitigkeiten hartnäckig bis zu einem Gipfel verfolgen, und, trifft es sich, selbst der Erziehung und den ersten Gegenständen des Gemeinwohls aufdringen. Solche Dränger und Treiber, die mit aufgehabnem Stecken hinter der Jugend und dem abhängigen Theil der Zeit stehen, sie zu Werkzeugen ihrer Begriffe zu bilden, klagen dann gleichwohl jene, welche ohne fremdartige oder beengende Zwecke im Reich der Wahrheit walten, als Unterdrücker an. Wer indefs durch die Kraft der Wahrheit Geister und Herzen erobert, kann sicher rechnen, dafs niemand jenes Gefühl theilt, als schlechte Nachahmer, oder die Manieristen, die eine einzelne Form seines Geistes für sich genommen haben, in der sie gefangen sind, und sich müde jagen um die nie erreichbare Wahrheit; oder diejenigen, die in dem heiligen Gebiet statt der zwanglosen geistigen Herrschaft, eine weltliche, obwohl vergebens, gründen möchten.

Von der andern Seite aber kann es für die Wahrheit nicht hinderlich, sondern nur fördernd seyn, dafs sich Ernst und Strenge, ja selbst dafs Hafs und Mifsgunst sich gegen die Persönlichkeit ihrer Erscheinung richten: denn was nicht

von der Natur ist, ist eitel, und was der Person angehört, soll nicht bestehen. Jener Unsinnige, der, um sich einen Namen zu schaffen, den Tempel der Diana von Ephesus anzündete, war sicher nicht im Stande, einen solchen zu bauen, ja vielleicht nicht einmal ein gemeines Wohnhaus. Was suchet ihr aber an diesem Tempel der Natur, den einige, die gleichen Geistes sind, zu erbauen streben? Seine Grundsäulen und die Urgestalt, die aus der Tiefe der Natur selbst hervorsteigt, werdet ihr nicht verbrennen noch zerstören; alles aber, das falscher Schmuck, überflüfsige Zuthat ist, möge die reinigende Zeit hinwegnehmen, damit er stets würdiger und ähnlicher seinem Urbilde sich erhebe!

Wenden wir uns nun zu unserm nächsten Gegenstande und suchen das, was der vorzüglichsten Beachtung und Verhandlung durch gegenwärtige Zeitschrift werth seyn möchte, unter gewisse Hauptpunkte zu bringen!

Möglichkeit einer Erkenntnifs des Absoluten. Nachdem die Anhänglichkeit an das Ich und das eigne Subject sich in der deutschen Philosophie eine geraume Zeit hindurch in mehreren widerstrebenden, ja zum Theil grellen Formen kund gegeben hatte: so mufste es sich endlich fin-

den, dafs dieselbe auch in einer gefälligern und gewissermafsen schönen Form, als Sehnsucht, Andacht, Gefühl, Glaube hervortrat und wiedergetauft wurde; und, seitdem eine interessante Individualität sich auf diese Weise mitgetheilt hat, ist in einer gewissen Klasse von Schriftstellern fast keiner übrig geblieben, der nicht nach diesem Kranz des Glaubens gerungen hätte. Die Vorstellung von Philosophie, welche dabey zu Grunde lag, ist deutlich genug diese. Das Absolute ist das Original oder Urbild; die Philosophie als Werk des Menschen ist die Kopie oder das Nachbild; die Seele schwebt zwischen beyden um die Aehnlichkeit des lezten mit dem ersten zu beurtheilen, und verhält sich bey diesem Schauen *in* das Absolute nothwendig als ein solches, das selbst aufser dem Absoluten ist. Unbegreiflich wäre, wie dieser einfache Schlufs so lang hätte verborgen bleiben können, wenn es sich mit der ersten Angabe richtig verhielte, und der Philosoph in der Erkenntnifs des Absoluten wirklich unmittelbar sich selbst auf die Weise bedächte, dafs er sich zu jenem ein Verhältnifs gäbe, und nicht vielmehr sich selbst in ihm vergäfse. Ehre diesem Bestreben, wenn es die einzige Absicht hat, klar zu machen, dafs das Göttliche nimmermehr sich als ein Erkanntes, Bewiesenes, An-

geschautes (im leidenden Sinn) verhalten könne! Nur scheint diese Erklärung weder zeitig genug, noch gegen das rechte Ziel aufgestellt zu seyn. Denn eben jene Unterscheidung einer besondern Sphäre der Erkenntnifs aufser und neben dem Absoluten, *in* welche das Absolute *herein*gezogen werden könnte, läugnet die Philosophie gänzlich, und darauf beruht ihr von aller Nichtphilosophie und Unphilosophie gleich unterschiedner Charakter. Ueberhaupt also möchte jener Glaube gegen die dogmatische Vorstellung eine Bedeutung haben, welcher das Absolute unüberwindlich als ein Object vorschwebt; gegen die Philosophie aber, deren Gränze er nicht bestimmen kann, da er ihr Wesen noch nicht erkannt hat, wird er nothwendig bedeutungslos. Indefs gilt von dieser Art des Gefühls, was ein geistreicher Beurtheiler ohnlängst von der poetischen Empfindsamkeit geäufsert: es ist als Ausdruck einer schönen Seele erfreulich und gut aus der ersten Hand, aber Schade, dafs das bekannte nachahmungssüchtige Geschlecht sich am leichtesten an dasjenige hängt, worinn kein objectiver Gehalt liegt.

Erfahrung und Theorie. So lange dieser Gegensatz zwischen dem bewufstlosen und dem

bewufsten Schauen in der bisherigen Verworrenheit besteht: so lange wird es wichtig, ja nöthig seyn, zu zeigen, worinn er seinen Grund habe, in wiefern er verschwinden könne und inwiefern nicht? Wir freuen uns, von einem Meister der Wissenschaft und Kunst gleich in diesem ersten Heft ein bedeutendes Wort über diesen Gegenstand mittheilen zu können.

Besondres Verhältniſs der Naturphilosophie zur Heilkunde. Bekanntlich haben Verschiedne auf verschiedne Weise sich bestrebt, mittelst gewisser aus der Naturphilosophie geschöpften Grundsätze auch die Arzneywissenschaft in's Bessere zu verwandeln und umzubilden. Noch aber müssen wir ohne Ausnahme bekennen, dafs keiner dieser Versuche eine durchaus würdige Probe gegeben hat, von dem was die Grundansicht der Natur vermögen könnte in der Lehre von der Heilkunst. In Zeiten, wo sich neue Ansichten in der Wissenschaft aufthun, sind die wenigsten von den Grundsätzen ergriffen, sondern *sie* ergreifen die Grundsätze und ihr Verkehr mit denselben ist der einer *Benutzung* im eigentlichsten Sinn. Auf diese Art haben einige Abschreiber und Kopisten, so weit sie nämlich diefs seyn konnten, eine leichte Erndte in diesem Feld zu machen gesucht. Ein wahr-

haft regsamer Geist dagegen wird unter gleichen Umständen leicht befruchtet; nur mufs es nicht mit zu allgemeinen Begriffen und Worten seyn, wie z. B. Contraction, und Expansion, Receptivität und Thätigkeit, mit denen man alles, aber eben daher auch nichts, erklären kann. Sonst möchte die Befruchtung nur der Schwängerung der Wolken durch aufgelöste Dünste gleichen, die zwar, wenn sich die Schleusen des Himmels öffnen, befruchtend wirken, wo sie ein Erdreich mit lebendigen Keimen vorfinden, aber selbst keine mit herniederbringen. — Der Geist, wenn er nach innen sich einigermafsen Genüge gethan hat, sieht zwar weniger nach aufsen hin: da er jedoch nicht umhin kann, auf Menschen wirken, und wenigstens nicht schädlich oder verderblich wirken zu wollen: so mufs er früher oder später auch sein Verhältnifs nach aufsen sich deutlich zu machen suchen. Wenn im einzelnen Menschen oder im Ganzen eines Geschlechts sich mit dem universellen Geist höherer Wissenschaftlichkeit und der Erleuchtung durch Ideen die lebendigste und mannichfaltigste Erkenntnifs des Einzelnen und durchaus Besondern verbindet: so entsteht jenes erfreuliche Gleichmafs der Bildung, woraus nur das Gesunde, Gerade, Tüchtige, in

aller

aller Art von Wissen und Handeln, erwachsen kann. Wenn aber in einem gegebnen wissenschaftlichen Zustand dem Trieb zum Umfassenden und Allgemeinen, der etwa durch Philosophie aufgeregt wird, weder die Fülle klassischer Gelehrsamkeit noch die einer wahren auf Naturanschauung gegründeten Erfahrung das nothwendige Gegengewicht hält: so ist unvermeidlich, dafs das Ganze, nach der Einen Seite sich neigend, früher oder später überstürze, an welchem traurigen Falle denn aber nicht die Philosophie schuldig ist, sondern die Schwäche oder der Mangel dessen, was ihr gegenüber stehen soll, und mit welchem zusammen sie allein den vollendeten Organismus der Bildung darzustellen vermag.

Mit der Steigerung der Wissenschaft steigern sich auch die Foderungen an die Empirie, die, einmal geweckt, sich nicht wieder zurück weisen lassen. Alle wahre Erfahrung ist religiös: die Lobpreiser der Empirie mit Worten aber nicht mit Thaten, oder, wie man Schein- und Maulchristen von den wahren unterscheidet, die Schein- und Maul-Erfahrnen, die ihr in Journalen, auf hohen Schulen und überall finden könnt, vermögen eben so wenig die Wi-

senschaft und ihre Foderungen zum Schweigen, als zwischen dieser und der Erfahrung ein organisches Verhältnifs zu Stande zu bringen. Wem eine gründliche Naturanschauung fehlt, und die Heilkunde niemals im Zusammenhange der allgemeinen Naturforschung erschienen ist, der kann jetzt, da man den Organismus überhaupt, und den menschlichen insbesondre, als das Centrum der Natur und den Inbegriff aller Kräfte derselben zu begreifen anfängt, unmöglich für einen gelehrten, oder eigentlich erfahrnen, Arzt gelten, sondern allein für einen platten Routinier, gesetzt auch dafs er den leeren Formalismus einer Theorie, wie der Brownischen z. B., inne hätte und damit die Erfahrungen frühierer Aerzte, da sie jene nicht in sich selbst und unter ihr Allgemeines aufnehmen kann, compilatorisch vereinigte.

Dieses Verhältnifs, kraft dessen entweder die Wissenschaft und der Geist des Denkens allmählig dem Handwerk weichen mufs, oder umgekehrt die Wissenschaft des Allgemeinen und Höchsten unverhältnifsmäfsig zur Erkenntnifs des Besondern und Concreten ausgebildet wird, scheint auf den meisten Gelehrtenschulen immer drückender zu werden und hat sich in dem, fast verzweifelten, Vorschlag eines der wissen-

schaftlichsten Arzneigelehrten ausgedrückt, besondre Bildungsanstalten für ärztliche Routiniers oder Handwerker, und andre für gelehrte und durch Wissenschaft gebildete Heilkünstler, zu errichten.

Wenn sich in dieser Zeitschrift, vorerst wenigstens, ein Uebergewicht wissenschaftlicher Abhandlungen über Recensionen und Anzeigen finden sollte: so liegt der Grund davon darinn, dafs wir durch Mittheilung eigner Ansichten vordersamst bestimmter, als durch Beurtheilung fremder wirken zu können glauben und überdiefs die Kritik selbst gewisse schon ausgesprochne Ideen voraussetzt. Wobey wir noch bemerken, dafs in einem solchen durchaus freyen Verein ein jeder seine eigne Ansicht allein zu verantworten hat, und scheinbar oder wirklich verschiedene Vorstellungsweisen hier nicht unerwartet seyn können.

Da die Darstellungen der Zeitschrift für speculative Physik gerade bis zu der Gränze der organischen Naturlehre fortgeführt wurden: so schliefsen sich gegenwärtige Jahrbücher unmittelbar an selbige an, nehmen aber nach der ihnen zum Grunde liegenden Idee von der Wissenschaft des Organismus, als welche Bezug

hat auf die gesammte Naturlehre, so wie die gesammte Naturlehre auf sie, gleich jener, jede Idee und Betrachtung auf, die Bedeutung und Werth hat in Bezug auf allgemeine Naturwissenschaft.

Man glaubt die regelmäfsige Erscheinung der Hefte für die Folge versprechen zu können.

Würzburg im Jun. 1805.

F. W. J. Schelling.

I.

Wissenschaftliche Abhandlungen.

Aphorismen

zur

Einleitung in die Naturphilosophie

von

Schelling.

Aphorismen

zur Einleitung in die Naturphilosophie.

1. Es giebt keine höhere Offenbarung weder in Wissenschaft, noch in Religion oder Kunst, als die der Göttlichkeit des All: ja von dieser Offenbarung fangen jene erst an und haben Bedeutung nur durch sie.

2. Wo nur immer, auch blofs vorübergehend, jene Offenbarung geschehen ist: da war Begeisterung, Abwerfung endlicher Formen, Aufhören alles Widerstreits, Einigkeit und wunderbare Uebereinstimmung, oft durch lange Zeitalter getrennt, bey der gröfsten Eigenthümlichkeit der Geister, allgemeines Bündnifs der Künste und Wissenschaften, ihre Frucht.

3. Wo das Licht jener Offenbarung schwand, und die Menschen die Dinge nicht aus dem All, sondern aus einander, nicht in der Einheit, sondern in der Trennung erkennen und eben so sich selbst in der Vereinzelung und Absonderung von dem All begreifen wollten: da seht ihr die Wissenschaft in weiten Räumen verödet, mit grofser Anstrengung geringe Fortschritte im Wachsthum der Erkenntnifs, Sandkorn zu

Sandkorn gezählt, um das Universum zu erbauen: ihr seht zugleich die Schönheit des Lebens verschwunden, einen wilden Krieg der Meynungen über die ersten und wichtigsten Dinge verbreitet, alles in Einzelheit zerfallen.

4. Aller Widerstreit in der Wissenschaft kann seiner Natur nach nur Eine Quelle haben, das Absehen von dem, welches als das Allselige keinen Widerstreit in sich haben kann. Die sich gegen die Idee der Einheit setzen, streiten für nichts anderes als für den Widerstreit selbst, an welchem ihr Daseyn hängt. Sind alle falschen Systeme, sind die Ausartungen in der Kunst, die Verirrungen in der Religion nur eben so viele Folgen jener Abstraction: so kann auch die Wiedergeburt aller Wissenschaften und aller Theile der Bildung nur von der Wiedererkennung des All und seiner ewigen Einheit beginnen.

5. Diese Erkenntnifs ist kein Licht, das blos äusserlich leuchtet, sondern es regt innerlich an und bewegt die ganze Masse menschlicher Bildung; es ist nichts so grofs, noch so gering, darinn sie nicht wirksam wäre, und wie sie treibt und schafft im ganzen Baum der Erkenntnifs, so auch in jedem einzelnen Zweige derselben.

6. Aber nicht nur die Trennungen der Wissenschaften unter einander sind blofs Abstractionen, sondern auch die der Wissenschaft selbst von der Religion und der Kunst.

7. Wie alle Elemente und Dinge der Natur, als blofse Abstractionen des All, zuletzt eingehen in das

Allleben der Natur, deren Bild die Erde und die Gestirne sind, von denen jedes alle Formen und Arten des Seyns göttlich in sich trägt: so müssen alle Elemente und Schöpfungen des Geistes zulezt gleichfalls zu einem gemeinsamen Leben übergehen, welches höher ist, als das Leben jedes von ihnen insbesondre.

8. Dieses Gesammtleben der Wissenschaft, der Religion und der Kunst, wäre im Ganzen der Menschheit der nach dem göttlichen Vorbilde geformte Staat. Das Verhältnifs aber, welches zum Weltbau die Vernunft hat, dasselbe hat zum vollendeten Staat die Philosophie, nämlich dafs sie nur in einem solchen ihr eigen Bild dargestellt und lebend erkennen mag.

9. Die Wissenschaft ist die Erkenntnifs der Gesetze des Ganzen, also des Allgemeinen. Religion aber ist Betrachtung des Besondern in seiner Gebundenheit an das All. Sie weiht den Naturforscher zum Priester der Natur durch die Andacht, womit er das Einzelne pflegt. Sie weist dem Trieb zum Allgemeinen die ihm durch Gott gesetzten Schranken an, und vermittelt so als ein heiliges Band die Wissenschaft mit der Kunst, welche die Ineinsbildung des Allgemeinen und Besondern ist.

10. Wie im Staat die Gesetzgebung nichts ist ohne den Heroismus der Erhaltung und die Religion der Beobachtung im Einzelnen, und wie nur die Vereinigung des Allgemeinen der ersten mit der Besonderheit aller und eines jeden, durch den das Ganze, nicht mechanisch, sondern kunstmäfsig, beseelenden und

regierenden Geist, die vollkommne Schönheit des öffentlichen Lebens gebiert: so gelangt Philosophie nur in der wirklichen Durchdringung der Wissenschaft mit der Religion und der Kunst zu der ihrer Idee gemäfsen Göttlichkeit.

11. Nicht allein das Auge sieht sich nimmer satt und das Ohr hört sich nimmer satt: auch die Vernunft wird nicht satt von Betrachtung. Diefs kann der Wissenschaft in ihrer Absonderung entgegengesetzt werden, dafs den Gedanken des All niemand auszudenken noch auszureden vermag. Als Gesetzgebung auf die Beschlossenheit dringend, hat sie nothwendig eine andre Seite, von der sie offen und unbegränzt ist, deren Anerkennung die Religion in ihr ist.

12. Diese dagegen verliert sich in der Hingebung an das Besondere, ohne die Rükkehr auf das schlechthin Allgemeine, das All, nothwendig in Superstition und ich frage jeden Unbefangnen, ob er die Vorstellungen, die ein oft frommer Eifer ohne Kenntnifs der Gesetze des All sich von den einzelnen Dingen und Erscheinungen der Natur gemacht hat, anders zu bezeichnen wüfste?

13. Das Endliche nur aufgelöst im Unendlichen zu sehen, ist der Geist der Wissenschaft in ihrer Absonderung: das Unendliche in der ganzen Begreiflichkeit des Endlichen in diesem zu schauen ist der Geist der Kunst.

14. Mit dem Ernst der Wissenschaft jene Gesetze darstellend, in denen, nach dem Ausdruck eines Alten, der unendliche Gott lebt, aber mit gleicher Liebe

das Besondre, das Einzelnste selbst umfassend, das All in ihm darzustellen, und so das Allgemeine und Besondre auf unendliche Weise ineins bildend ist der Geist wahrer Philosophie.

15. In welcher Form sich übrigens diese Begeisterung offenbart, ob in dem lyrischen Erguſs einer harmonischen Individualität, die den Einklang des Universums in sich wiedertönen läſst, oder mit epischer Ausbreitung und Fülle die Geschichte des Universums dichtend, oder endlich in streng plastischer Begränzung, es sey in dem noch herben Styl, den in der Wissenschaft, wie in der Kunst, das System gebiert, oder in dem durch Anmuth gemäſsigten der schon freyer gewordnen Kunst, oder, in der lezten Vollendung, mit dramatischem Leben, in erhabner Sicherheit über die Sache, wo der tiefste Ernst und das freyeste Spiel sich wechselseitig verklärend sich wechselseitig erheben: dieſs ist in Bezug auf die Unendlichkeit des Stoffs, (ist nur dieser aus der Allheit geschöpft) und die Philosophie selbst gleichgültig und bezeichnet nur verschiedene Stufen der Bildung und der Reife der Kunst.

16. Gleichwie aber, nach Winkelmanns Worten, der noch herbe und strenge Styl der ältesten Plastik den durch Grazie verschönten Erzeugnissen der späteren Kunst vorangehen muſste, und wie nur diejenigen Staaten die Anlage haben, groſs zu werden, die von strenger Gesetzgebung beginnen: so muſs der Ernst und die Strenge wissenschaftlicher Bildung die Unwissenheit der Gemüther bezwungen haben, bevor die süſsern Früchte der Philosophie reifen mögen. Das

Platonische: dafs kein in der Geometrie Uneingeweihter hereintrete, gilt in viel allgemeinerer Bedeutung.

17. Nicht Formlosigkeit ist das wahre Unendliche, sondern, was *in* sich selbst begränzt, *von sich* abgeschlossen und vollendet ist. Diese innre Vollendung des Unendlichen, die im Gröfsten wie im Kleinsten abgedrückt ist, giebt im Einzelnen einen Typus der Betrachtung und im Ganzen ein Systema der Erkenntnisse.

18. Aber nicht nur das Ganze, als Ganzes, ist göttlich. Auch der Theil und das Einzelne ist es für sich. Wäre die wissenschaftliche Form auch blofs das Band um die volle Garbe und ich reichte dir auch nur die einzelne Aehre dar, als ein Gewächs göttlicher Art, du müfstest mir danken. Wie viel mehr, da sie eine innre organische Verbindung ist, wo jeder Theil von der Natur des Ganzen ist, und in sich selbst lebt, wie er in diesem lebt.

19. Wessen ich mich rühme? — Des Einen, das mir gegeben ward, dafs ich die Göttlichkeit auch des Einzelnen, die mögliche Gleichheit aller Erkenntnifs ohne Unterschied des Gegenstandes, und damit die Unendlichkeit der Philosophie verkündigt habe.

20. In kurzen Sätzen, mit so einfachen Zügen als mir damals nöthig schien, habe ich zuerst im Jahr 1801 die Lehre von der Natur und dem All, auf eine neue Weise dargestellt*). Ich habe Ursache gefunden, über manches in dem Theil, wo die Betrachtung in's Besondre eingeht, meine Ansicht zu ver-

bessern oder zu ändern, überhaupt sie zu erweitern. Die allgemeinen Gründe aber, wie sie dort aufgestellt sind **), haben sich mir bey jeder folgenden Untersuchung, selbst in dem, was mehr noch aus Divination als aus bewufster Erkenntnifs, entsprungen war, zum Wunder bewährt: die Wuth der tobenden Menge, die diese Lehre vom All als einen unter sie geworfnen Zankapfel betrachtete, hat nach meiner besten Einsicht von jenen Sätzen auch nicht Einen nur zweifelhaft gemacht, noch weniger Einen aufzuheben vermocht; und meine einzige Absicht ist, das Ganze und Allgemeine, wie es dort ausgesprochen worden, ferner zu behaupten und in jedes nur mögliche Licht zu stellen.

*) Zeitschrift für spekulative Physik (Jena und Leipzig, IIter Band 2tes Heft.

**) §. 1 — 50 der in der angeführten Schrift befindlichen Darstellung.

21. Ich danke hiemit für alle mir bis jetzt bekannt gewordne, wohl oder übel gemeinte, Verbesserungen in Materie und Form, die man jener Darstellung zugedacht hat.

22. Zuförderst, ob die Religion höher sey, als Philosophie, und, was in dieser ist, durch jene höher gesteigert werden könne, mag aus dem Vorhergehenden und Folgenden beurtheilt werden. Wohl ist Religion nicht Philosophie: aber die Philosophie, welche nicht in heiligem Einklang die Religion mit der Wissenschaft verbände, wäre auch jenes nicht. Die Religion des Philosophen aber hat die Farbe der Natur,

sie ist die kräftige desjenigen, der kühnen Muthes in die Tiefen der Natur hinabsteigt, nicht die einsiedlerische müfsiger Selbstbeschauung, welche mit dieser, ganz auf die Allheit der Natur gegründeten, Philosophie auf keine Weise in Verbindung zu setzen ist.

23. Auch Poesie ist die Philosophie, aber sie sey keine vorlaute nur aus dem Subject schallende, sondern eine innerliche, dem Gegenstande eingepflanzte, wie die Musik der Sphären. Erst sey die Sache poetisch, eh' es das Wort ist.

24. Am meisten verbitte ich rhetorische Zuthat, womit einige diese einfache Lehre zu verbessern gesucht haben. In manchen Schriften solcher Verfasser hat mir das wohlbekannte Gewächs nicht anders gemundet, denn als ein bey ihnen sauer gewordner Wein, dem sie, wie schlechte Wirthe, durch Honig oder Zucker aufzuhelfen suchen.

25. Wohl erkenne ich etwas Höheres, denn Wissenschaft, und was ihr davon saget, redet ihr nicht von euch selbst: aber hat man darum das Höhere erreicht, weil man in der Wissenschaft stümpert? So gewifs als jemand ein trefflicher Dichter ist, weil er schlechte Prosa schreibt.

26. Die ihr Bewufstseyn am meisten verurtheilt, Schüler zu seyn, schreyen am lautesten über den Zwang der Schule, und Vortheilsuchende Bewerber aller Art pflanzen sich in die Naturphilosophie nicht anders, wie die übermüthigen Prasser in das Haus des Odysseus: kein Wunder, wenn zuletzt selbst freche Bettler, die ärmer an Geist sind, wie Irus an Habe,

den, von dessen Tische sie noch immer den Abfall verzehren, zum Faustkampf herausfordern.

27. Wie eng aber haben selbst manche von den Bessern diese Sache betrachtet, welche nicht sehen, dafs sie keine Sache blofs dieser Zeit, und dafs ich nichts gethan habe, als das Element hergegeben zu einer endlos möglichen Bildung. Nie wird, es müfste denn die ganze Zeit sich wandeln, Philosophie wieder die ewige Beziehung auf die Natur von sich ausschliessen können und mit dem einseitigen Abstractum der intelligenten Welt das Ganze umfassen wollen.

28. Ob ich eine Schule will?— Ja, aber wie es Dichterschulen gab. So mögen gemeinschaftlich Begeisterte in gleichem Sinn fortdichten an diesem ewigen Gedicht. Gebt mir einige der Art, wie ich sie gefunden habe, und sorgt, dafs auch der Zukunft Begeisterte nicht fehlen und ich verspreche euch einst noch den Ὄμηρος (das einigende Princip) auch für die Wissenschaft. Hiezu bedarf es keiner Schüler, so wie keines Hauptes noch Meisters. Keiner lehret den andern, oder ist dem andern verpflichtet, sondern jeder dem Gott, der aus allen redet.

29. Lange habe ich vor Gegnern und Andern Eisen und Bogen hingestellt, ob sie durchschiefsen: das Folgende wird zeigen, ob sie den Bogen zu spannen vermocht haben.

30. Der besondern Absicht gegenwärtiger Zeitschrift gemäfs, habe ich diejenigen Grundsätze, die nöthig sind, um der Naturphilosophie im Besondern zu folgen, nicht doctrinal, oder so, dafs ich jederzeit

nach strenger Art die Beweise führte, sondern mehr historisch, zum Zeugnifs der Sache, vorausschicken wollen; und zwar schien das Zweckmäfsigste, davon in folgender Ordnung zu handeln.

A) *Von der Ein-und Allheit.*

31. Die Vernunft kann man niemanden beschreiben: sie mufs sich selbst beschreiben in jedem und durch jeden.

32. Der Sinn ist göttlich darinn, dafs er das Besondre zwar, aber jedes für sich auffafst, als ob nichts aufser ihm wäre, gleich einer eignen Welt. Er schaut, sich unbewufst, eine gegenwärtige Unendlichkeit an, er schaut also in jedem die Allheit, aber ohne Wiederauflösung in die Einheit. — Daher die Unergründlichkeit in allem Sinnlichen, das Chaos, die verworrne Fülle. Der Sinn ist der Religion gleichzusetzen.

33. Der Verstand hingegen erkennt die leere Einheit ohne Erfüllung, oder Allheit; Klarheit ohne Tiefe ist sein Wesen. Allgemeinbegriffe bildend vergleicht er die Dinge und hebt die Göttlichkeit aller und eines jeden insbesondere auf, indem er es nur im Wiederschein andrer, nicht an sich selbst begreift. Er ist zugleich das Setzende aller Unterscheidbarkeit und Vielheit der Dinge und in wie fern er das Allgemeine auf Kosten der Unendlichkeit im Besondern auffafst, der Wissenschaft in ihrer Absonderung vergleichbar.

34. Klarheit mit Tiefe, die Fülle des Sinns mit der Begreiflichkeit des Verstandes vereinigend ist die Einbildungskraft: diese ist selbst nur der Sinn, der

seiner Unendlichkeit sich bewufst ist, oder der Verstand, der zugleich anschauet.

35. Die Vernunft aber trägt in sich Sinn, Verstand und Einbildungskraft als eben so viele Endlichkeiten, ohne selbst eine derselben insbesondre zu seyn. Sie erkennt weder blos das verworrene Unendliche (ohne die Einheit), wie der Sinn, noch die leere Einheit (ohne die Unendlichkeit), wie der Verstand, sondern, die Einheit und die Unendlichkeit, die Klarheit und die Fülle sind selbst Eins in ihr, und nicht blofs auf besondre Weise, wie für die Einbildungskraft, sondern schlechthin und auf unendliche Weise.

36. Die Vernunft kann nichts bejahen, das nur in Beziehung, oder Vergleichung Realität hätte, (denn dadurch würde sie dem Verstande gleich und nur Endlichkeiten setzen): sie kann daher erstens keine Unterschiede bejahen, welcher Art sie seyn, dann kann sie auch nichts erkennen oder setzen, das nur durch ein Andres wäre, sondern das, was schlechthin und in jedem Betracht aus und von sich selbst, oder *was die unendliche Position seiner selbst* ist. Dieses ist die Idee der Absolutheit.

37. Die Vernunft mag daher nur erfüllt seyn von dem, was in allem und jedem das auf unendliche Weise sich selbst Gleiche, sich selbst Bejahende ist, und welches daher, *als* das sich Gleiche, oder *als* die Einheit unmittelbar auch Unendlichkeit oder Allheit ist.

38. Die Bejahung der unendlichen Ein- und Allheit ist der Vernunft nicht zufällig, sondern ihr ganzes Wesen selbst, das auch ausgesprochen ist in dem

Gesetz, von dem zugestanden wird, dafs es allein unbedingte Bejahung in sich schliefse, dem Gesetz der Identität, ($A = A$).

39. Ihr betrachtetet dieses Gesetz als ein blofs formales und subjectives, und konntet darinn nur die leere Wiederholung eures eignen Denkens erkennen. Es hat aber keine Beziehung auf euer Denken, sondern ist ein allgemeines, ein unendliches Gesetz, welches aussagt vom Universum, dafs in ihm nichts als blofs Prädicirendes oder als blofs Prädicirtes ist, sondern dafs ewig und in Allem nur Eines ist, welches sich selbst bejaht, und von sich selbst bejaht ist, sich manifestirt und von sich manifestirt ist, mit Einem Wort, dafs nichts wahrhaft ist, das nicht (36) absolut, nicht göttlich wäre.

40. Betrachtet jenes Gesetz an sich selbst, erkennet den Gehalt, den es hat, und ihr werdet Gott schauen.

41. Die unendliche Klarheit in unfafslicher Fülle und die unfafsliche Fülle in unendlicher Klarheit ist *Gott* — unendliche Bejahung und gleich unendliches Bejahtseyn von sich selbst, auf schlechthin einfache untheilbare Weise.

B) *Von der Vernunft als Erkenntnifs des Absoluten.*

42. Nicht wir, nicht ihr oder ich wissen von Gott. Denn die Vernunft, in wie fern sie Gott affirmirt, kann *nichts anders* affirmiren, und vernichtet zugleich sich selbst als eine Besonderheit, als etwas *aufser Gott.*

43. Es giebt wahrhaft und an sich überall kein Subject und kein Ich, eben deshalb auch kein Object und kein Nichtich, sondern nur Eines, Gott oder das All und aufserdem Nichts. Ist also überall ein Wissen und ein Gewufstwerden, so ist das, was in jenem und was in diesem ist, doch nur das Eine als Eines, nämlich Gott.

44. Das *Ich* denke, *Ich* bin, ist, seit Cartesius, der Grundirrthum in aller Erkenntnifs; das Denken ist nicht mein Denken, und das Seyn nicht mein Seyn, denn alles ist nur Gottes oder des Alls.

45. Die Eine Art des Erkennens, in welcher nicht das Subject, sondern das schlechthin Allgemeine, (also das Eine) weifs (43) und in welchem eben daher auch nur das schlechthin Allgemeine das Gewufste ist (39), ist die Vernunft.

46. Die Vernunft ist kein Vermögen, kein Werkzeug und läfst sich nicht brauchen: überhaupt giebt es nicht eine Vernunft, die wir hätten, sondern nur eine Vernunft, die uns hat. Die Vermögen aber zur Erkenntnifs Gottes in *sich* aufsuchen und zählen oder wägen, ist die äufserste Gränze der Verwirrung und der innern Verfinsterung des Geistes.

47. Auch die Vernunft ist nicht eine Bejahung des Einen, die selbst ausser dem Einen wäre, sondern ein Wissen Gottes, welches selbst in Gott ist. Ist nichts aufser Gott, so ist auch die Erkenntnifs von Gott nur die unendliche Erkenntnifs, welche Gott von sich selbst hat in der ewigen Selbstbejahung, (36),

das heifst, sie ist selbst das Seyn Gottes und in diesem Seyn.

48. Die Vernunft *hat* nicht die Idee Gottes, sondern sie *ist* diese Idee, nichts aufserdem. Das Licht hat nicht die Idee der Körper, wohl aber ist es diese Idee. Wie man nun bey dem Licht nicht fragen kann: woher ihm seine Klarheit komme, da es eben die Klarheit selbst ist, so kann man von der Vernunft nicht fragen: woher ihr die Idee Gottes *komme*, da sie eben selbst diese Idee ist. So wenig man ferner das Licht weiter beschreiben, oder die Idee von ihm wieder eintheilen kann: so wenig kann man die Erkenntnifs Gottes weiter beschreiben oder mittheilen, denn sie ist, selbst indem sie sich im Subject ausspricht, doch nichts Subjectives, sondern geht aus der Vernichtung aller Subjectivität hervor. Wie viel mehr jeder das Licht als eine wahre Objectivität und als leuchtend in der Natur nur anschauen und betrachten kann: so mufs er die Idee Gottes als an sich leuchtend in der Vernunft und in denjenigen anerkennen, die, nicht aus Macht der Selbstheit, sondern aus Macht Gottes davon reden: denn ohne göttliche Begeisterung vermag niemand Gott zu erkennen oder von Gott zu reden.

49. Diese Idee ist kein Gegenstand des Bestreitens oder der Zwietracht: alle Besonderheit, aus welcher allein Widerstreit kommt, geht unter in ihr. Der Unsinnige, der sie läugnet, spricht sie aus ohne es zu wissen; er vermag nicht zwey Begriffe vernunftgemäfs zu verbinden, als in dieser Idee.

50. Gott

50. Gott ist nicht das Höchste, sondern er ist das schlechthin Eine; er ist nicht anzuschauen als Gipfel oder Ende, sondern als Centrum, nicht im Gegensatz einer Peripherie, sondern als Alles in Allem. Auch das Höchste ist dieses, nur in Beziehung auf etwas Niedreres; Gott aber ist das schlechthin Beziehungslose, allein aus sich selbst und durch sich selbst Affirmable.

51. Es giebt daher kein Aufsteigen der Erkenntnifs zu Gott, sondern nur unmittelbare Erkennung, aber auch keine unmittelbare, die des Menschen wäre, sondern nur des Göttlichen durch das Göttliche.

52. In keiner Art der Erkenntnifs kann sich Gott als *Erkanntes* verhalten: als Erkanntes hört er auf *Gott* zu seyn. Sondern wie das *Gefühl* des Schwerseyns selbst das *Seyn* in der Schwere ist, so ist die Erkenntnifs Gottes selbst das Seyn in Gott. Es ist kein Subjectives und kein Objectives, weil es nicht ein Verschiedues ist, das erkennt und das erkannt wird, sondern nur Ein und Dasselbe (51), Gott.

53. An sich verwerflich ist eben so jede Art der Betrachtung, in welcher das *Subject* als Subject besteht. Du redest von einer Ahnung des Göttlichen, einem Glauben, den du höher setzest als die Erkenntnifs. Das Göttliche aber ahnet das Göttliche nicht, denn es ist selbst das Göttliche; auch giebt es keinen Glauben an Gott, als eine Beschaffenheit des Subjects. Du wolltest also nur dieses retten, keinesweges aber das Göttliche verklären.

54. Wie es eine Gebundenheit des Willens giebt,

die den Menschen nicht auf menschliche, physische oder psychologische, sondern auf göttliche Weise zwingt zu handeln, wie es recht ist: so giebt es eine göttliche Gebundenheit der Erkenntnifs, welche nicht aus dem Menschen selbst stammt, und in der das Erkennende als ein solches, eben so wie dort das Handelnde, aber mit ihm auch nothwendig das Erkannte, als Erkanntes, verschwindet *).

*) Diese Sätze zeigen den Werth des bis jetzt namhaftesten, aber ohne Zweifel auch lezten Versuches, die Erkenntnifs des Absoluten in eine Subjectivität zu verwandeln. Unerwartet zwar konnte er dem Verf. nicht seyn, welcher ihn in den *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* S. 149. so bestimmt vorhergesagt hat, dafs er jetzt nicht bestimmter davon schreiben könnte. Dieses Zeitalter verlangt ein Wissen als Wissen des Subjects, eine Sittlichkeit als eine selbstgegebene des Individuums. In einem solchen Sinn schliefse ich diese so wie jenes aus dem Vernunftsystem allerdings aus, und zwar auf ganz positive Weise aus, und ich freue mich, dafs man angefangen hat, diefs zu erkennen.

C) *Von der Untheilbarkeit der Vernunfterkenntnifs oder der Unmöglichkeit etwas von der Idee des Absoluten zu abstrahiren oder aus ihr herzuleiten.*

55. Kaum ist aus der Fülle der Vernunft die Idee Gottes gebohren, so tritt der Verstand hinzu, um Theil zu haben an diesem Gut. Er möchte das, was in jener Idee als ewig und absolut Eins gesetzt ist, getrennt betrachten, und dem, was nur Realität hat *in* der Einheit, auch Realität geben aufser der Einheit. Jede

solche Abstraction giebt ihre Nichtigkeit unmittelbar durch den Widerspruch kund, den sie zur nothwendigen Begleitung hat.

56. Ihr meyntet, mit diesen Widersprüchen, in die sich die Idee auflöst, sobald ihre untheilbare Einheit aufgehoben wird, gegen die Vernunft und gegen die Idee selbst zu streiten: während ihr wahrhaft nur ihr innres Wesen offenbartet. Eben dadurch ward und wird offenbar, dafs der Verstand keines der möglichen Entgegengesetzten für sich bejahen kann, ohne Widerspruch, dafs jedem Solchen ein anderes Gleiches, mit gleichem Recht entgegengesetzt wird und dafs nur die untheilbare Einheit der Idee, in ihrer Untheilbarkeit, Wahrheit hat.

57. Von der Vernunftidee Gottes, dafs er die unendliche Affirmation seiner selbst ist, möchte der Verstand zuvörderst das Affirmative und das Affirmirte absondern und Gott als das Eine oder das Andre für sich begreifen. Von jedem der beyden Glieder aber, in welche die Idee auflösbar scheint, läfst sich, eben *durch* die Idee selbst, das Widersprechende aufzeigen.

58. Die Idee, dafs Gott die unendliche Bejahung seiner selbst ist, scheint auflösbar in die zwey Folgen: Gott affirmirt sich selbst unendlich, und: Gott ist von sich selbst affirmirt. Betrachtet ihr die erste für sich, so ist es unmöglich, dafs Gott sich selbst affirmirt, denn das Affirmative (der Begriff) ist jederzeit gröfser, als das Affirmirte (die Sache). Gott aber als affirmirend sich selbst, ist Gott als dem affirmirten von sich selbst schlechthin gleich. Gott faſst

sich selbst nicht, weil er nicht gröfser seyn kann als er selbst ist. Demnach ist der Satz: Gott bejaht sich selbst, für sich genommen, kraft der Idee selbst ein unmöglicher. Dasselbe gilt von seinem Gegentheil. Gott kann eben so wenig das Affirmirte von sich selbst seyn; er ist sich selbst unfafslich und wird nicht gefafst, weil er nicht kleiner seyn kann, als er selbst, weil er nicht ein Verschiedenes, sondern nur ein und dasselbe ist.

59. Auf gleiche Weise kann jede mögliche Vernunftbejahung, ihr Ausdruck sey, welcher er wolle, wenn ihr das einzelne Glied der in ihr ausgedrückten Identität heraushebt, in Widerspruch aufgelöst werden, so nämlich, dafs das Abstrahirte weder gesetzt, noch auch nicht gesetzt werden kann. Z. B. Kraft der Idee des Absoluten: es sey dasjenige, dessen Wesen auch das Seyn ist, kann Gott kein *Seyn* zugeschrieben werden: denn Seyn als solches ist nur im Gegensatz von Wesen, in Gott aber ist es absolut Eins mit demselben: gleichwohl kann das Seyn von Gott auch nicht negirt werden, aus dem gleichen Grunde, und gerade deshalb, weil es in ihm dasselbe mit dem Wesen ist.

60. Von dem Satz: Gott ist Ein- und Allheit, kann die Einheit nicht für sich gesetzt werden. Gott ist nicht das schlechthin-Eine; denn das Eine ist nur im Gegensatz des Vielen, in Bezug auf das schlechthin Eine ist aber kein Vieles. Also hebt diese Idee sich selbst auf und Gott ist auch nicht Eines. Dennoch ist er auch nicht nicht-Eines und Vieles.

61. Alles Erkennen ist nichts anders, denn ein Affirmiren. Von jeher suchte die Wissenschaft nach dem Punkt, wo das Seyn das Erkennen, das Erkennen das Seyn einschliefst. Wie könnten sie aber vollkommener Eins seyn, als in der Idee der allgemeinen Substanz, Gottes, dessen Seyn die unendliche Affirmation von sich selbst ist, dessen Seyn daher die Erkenntnifs in sich schliefst und zwar auf unendliche Weise, und hinwiederum die Erkenntnifs das Seyn. Aber eben defshalb ist es unmöglich, Gott ein Seyn oder ein Erkennen insbesondere zuzuschreiben. Denn die Selbstbejahung Gottes ist eine unendliche, das Erkennende also und das Erkannte ist *Ein und dasselbe* in ihm, und es ist in so fern *kein* Erkennen in Gott. Gleichwohl ist Gott auch nicht *Verneinung* alles Erkennens, ein völlig blindes Absolutes, blofses Seyn. Denn das Seyn ist, als solches, nur im Gegensatz des Erkennens, das Seyn Gottes ist aber die unendliche Bejahung seiner selbst, also nicht die Verneinung des Erkennens.

62. Dasselbe läfst sich in allgemeinerm Sinn von dem Gegensatze des Seyns und des Handelns zeigen. In Gott ist weder ein Handeln, noch auch eine Verneinung des Handelns. Nicht ein Handeln, denn die unendliche Selbstbejahung Gottes fliefst zusammen mit dem *Seyn* Gottes und ist selbst dieses Seyn (61); dennoch ist das Handeln in Gott auch nicht *verneint*, darum, weil er im Seyn die unendliche Affirmation seiner Selbst ist. So kann der Umkreis des Cirkels als ein Seyn betrachtet werden, aber als Seyn schliefst

es ein Handeln in sich, nämlich das absolute Sichselbsterkennen der Einheit als Allheit.

63. Diese kurze Betrachtung (55—63) reicht hin zum Beweis, dafs die Idee des Absoluten jeder Abstraction widersteht, dafs sie schlechthin untheilbar, dafs es also unmöglich ist, irgend etwas aus ihr durch Analyse oder Abstraction zu entwickeln.

64. Der Satz, dafs das Absolute keine Prädicate hat *), ist in so fern ganz richtig, als das Prädicat selbst nur im Gegensatz des Subjects möglich ist, (ein Gegensatz, der in Gott undenkbar ist), und in wie fern auch jedem möglichen Prädicat ein andres entgegengesetzt werden kann. Aber nichts, das in Beziehung, nichts also das im Gegensatze stehen kann, ist affirmabel durch die Vernunft (36) und von Gott.

*) Der Verf. der bekannten *Aphorismen über das Absolute*, die eine Parodie der sogenannten neuesten Philosophie seyn sollen, von Gegnern derselben aber treulich nachgeschrieben wurden, hat auch diesen Satz aufgenommen. Indefs wäre ihm, besonders auch in dieser Beziehung, ein treflicher Aufsatz: *Ueber das Verhältnifs des Skepticismus zur Philosophie und seine verschiedenen Modification etc.* zum genauen Nachlesen zu empfehlen. Er steht im *kritischen Journal der Philosophie*. Bd. I. St. 2.

65. Das Absolute kann daher ewig nur ausgesprochen werden als absolute, schlechthin untheilbare, Identität des Subjectiven und Objectiven, welcher Ausdruck gleich ist dem der unendlichen Selbstbejahung Gottes (36), und dasselbe bezeichnet.

66. Die Vernunft setzt in dieser Idee weder die Negation von Gegensätzen, noch setzt sie auch wirk-

lich Gegensätze in ihr. Nicht die Verneinung, denn alsdann wäre die Einheit selbst eine blos verneinende und in so fern bedingte. Die Gegensätze sind aber in jener Idee nicht auf eine negative, sondern auf eine positive Weise vertilgt; nicht ihre Verschiedenheit ist verneint, sondern ihre absolute Identität ist gesetzt. Aber eben so wenig gilt das Gegentheil, dafs die Gegensätze in jener Idee als wirklich gesetzt wären. Sie sind *nicht*, denn ihre positive Identität ist gesetzt und sie sind auch nicht nicht, denn es ist nicht ihre Negation gesetzt.

67. Absolute Identität des Subjectiven und Objectiven kann nicht blofses Gleichgewicht seyn*), oder Synthese, sondern allein gänzliches Einsseyn.

*) Ein Gleichgewicht Entgegengesetzter ist das Höchste, wozu man es mit Relationen bringen kann: daher dieses Mifsverstehen der Idee durch diejenigen, welche nichts begreifen aufser Relationen. Die Meisten haben denn doch dieses Product ihres Nichtverstehens bestritten. Was soll man aber von denen urtheilen, die nicht dagegen, sondern — damit gegen mich streiten wollen?

68. Wir versuchen diesen, an sich freylich sehr klaren, den Meisten aber doch nicht klaren Unterschied durch einige Beyspiele deutlich zu machen. Der Ruhepunkt eines Hebels stellt das Gleichgewicht zweyer entgegengesetzter Kräfte dar; er ist das Vereinigende beyder, aber er ist keineswegs ihre absolute Identität. Er ist, was er ist, nämlich Ruhepunkt, nur relativ auf beyde entgegengesetzte, nicht an sich selbst; diese reduciren sich wechselseitig in ihm zur Null,

nicht aber er selbst, als er selbst, ist die *positive* Null beyder.

69. Beyspiele des absoluten Eins-seyns Entgegengesetzter bietet, nothwendiger Weise, die ganze Natur, bieten alle Wissenschaften in Menge dar. Wer die Materie auch nur auf die einfachste Art aus Contraction und Expansion zu begreifen versuchte, würde nie zu einer realen Materie gelangen, so lange er jene beyden wie die Kräfte eines Hebels entgegengesetzt annähme, wenn er die Materie nicht durchaus und in *jedem Punkt* als expansiv und als attractiv dächte auf untheilbare Weise.

70. Oder man denke sich ein Sinneswerkzeug; ein Sehorgan z. B.: ein solches ist in jedem Punkte seines Wesens ein Seyn und ein Sehen und doch nur Eins. Das Sehen und das Seyn verhalten sich nicht wie Factoren zu einander, die sich auf die Null reducirten, und doch ist auch das Organ nicht blofs Seyn, abstrahirt von dem Sehen, (sonst wäre es nur Materie), noch blofs Sehen, abstrahirt von dem Seyn, (sonst wäre es nicht Organ); sondern es ist ganz Seyn und ganz Sehen. Es ist *in* dem Seyn auch ein Sehen und *in* dem Sehen ein Seyn.

71. Die Idee des Kreises ist eine schlechthin einfache und untheilbare Idee. — Wenn schon Mittelpunkt und Umkreis räumlich, (im concreten Kreis) aufsereinander liegen: so sind sie doch in der Idee des Kreises Eins. Von dem Kreis kann nicht abstrahirt werden, denn der Mittelpunkt für sich, ohne den Umkreis, ist auch nicht Mittelpunkt; der Umkreis für

sich, abstrahirt von dem Mittelpunkt und sonach vom ganzen Kreis, auch nicht Umkreis. Wahrhaft wird also in der Idee des Kreises weder der Mittelpunkt für sich, noch die Peripherie für sich gesetzt, sondern in jedem nothwendig schon der Kreis, d. h. die absolute Einheit. Der Mittelpunkt ist der Kreis in seiner Affirmativität angeschaut, oder der ideale Kreis; denn was ist überhaupt der Punkt, als eine Kreislinie von unendlich kleinem Durchmesser oder ein Kreis, dessen Peripherie mit dem Centrum zusammenfällt? Dagegen ist die Peripherie nur der Kreis in seinem Affirmirtseyn, aber in der Totalität angeschaut. Die Einheit ist hier als solche gleich der Allheit, der Mittelpunkt als solcher gleich der Peripherie, (denn da die Gröfse der Peripherie gleichgültig ist, so ist sie = dem Punkt). Das Einsseyn beyder ist nicht das *zweyer Theile*, die erst zusammen ein Ganzes ausmachen, beyde sind nicht Factoren des Kreises, dieser nicht das Product noch die Synthese beyder: er ist ihre *absolute Identität*.

72. Die ganze Natur streitet gegen jede Abstraction, z. B. die der Materie als eines reinen Seyns, von dem alles subjective, innere Leben, alle Perception regiert ist. Wenn auch in den tiefern Sphären der Natur die Perceptionen dunkler und undeutlicher sind, so sind sie doch in den Thieren unverkennbar, die wir defshalb gleichwohl als bloſse materielle Wesen betrachten. Wie kommt nun hier die Perception zur Materie hinzu, wenn diese nicht an sich schon, und *als* Seyn auch perceptiv ist? Das Handeln der Thiere

ist ein völlig blindes. Wir denken uns nicht sie selbst als handelnd, sondern ein andres, einen objectiven Grund als handelnd in ihnen; gleichwohl erkennen wir mit unwidersprechlicher Gewifsheit, welche uns die Sinnigkeit jener Handlungen, besonders der Kunsttriebe aufdringt, dafs dieses, relativ auf die Thiere blofs objective, Princip, *an sich* betrachtet, auch ein subjectives, ein dem Bewufsten ähnliches in der Bewufstlosigkeit sey, ohne dafs wir dabey irgend einen Dualismus setzen. Auch die hartnäckigste Angewöhnung, in der Natur die blofse Objectivität zu sehen, hätten längst die Erscheinungen aufserordentlicher Zustände des Menschen, an welchen, selbst nach der gemeinen Vorstellung, die Seele keinen Theil hat, überwinden können, z. B. die geschickten und sichern Handlungen des Nachtwandlers, die völlig so bewufstlos geschehen und dennoch nicht selten eben so viel Zweckmäfsigkeit verrathen, als die Handlungen der Thiere, der beständigen Somnambulisten.

73. Die Meynung ist daher keinesweges, dafs die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven nur das besondre Wesen Gottes sey, (denn das Wesen Gottes ist kein Besonderes), sondern: dafs sie das Wesen aller Dinge, das schechthin Allgemeine sey und nichts bejaht werden oder seyn möge, das nicht gleich affirmativ und gleich affirmirt sey ohne allen Dualismus. Denn so wenig es eine reelle Entgegensetzung ist, wenn ein und dasselbe Wesen zwey verschiedene Namen trägt, A und B, und so wenig das Wesen A und das Wesen B in diesem Fall zwey ver-

schiedne Wesen, wie sie vielmehr nur Ein Wesen sind: so ist jedes durch Vernunft affirmable, nur Ein Wesen, und als das Eine ganz und durchein affirmativ, und ganz und durchein affirmirt, *ganz* ideal und *ganz* real.

74. Dafs aber diese absolute Identität des Subjectiven und Objectiven das Gleiche in Allem ist, davon liegt der Grund nur in Gott, der *die unendliche Affirmation seiner selbst* ist und durch welchen, als allgemeine Substanz, alle Substanz gleichfalls in sich Einheit des Affirmativen und des Affirmirten ist.

75. So wenig nun (55 — 74) die Abstraction etwas vermag über die Idee Gottes, sie zu beugen, oder etwas Besonderes aus ihr herauszunehmen, und für sich zu setzen: so unmöglich ist es, aus dieser Idee etwas auf dem Wege des Entstehens, oder des Hervorgehens aus derselben, abzuleiten.

76. Alles ist ursprunglos, ewig in Gott. Denn, was kraft dessen Idee seyn *kann*, *ist* nothwendig, und ist *ewig*, und was nicht auf diese Weise seyn kann, vermag überhaupt nicht zu seyn. Nichts kann daher in Gott oder aus Gott wahrhaft entstehen.

77. Gott neigt sich zu nichts weder in ihm noch aufser ihm, denn er ist allselig: er bewirkt nichts, denn er *ist* alles. Die unendliche Bejahung von sich selbst ist keine Handlung, zu der sich Gott als das Subject verhielte, sondern sie ist selbst das *Seyn* Gottes. Gott *wird* nicht dadurch, dafs er sich selbst bejaht oder erkennt, sondern er *ist* ein unendliches

Selbsterkennen *in* dem unendlichen Seyn, nicht aufser dem und in abgesonderter Handlung.

78. So einfach diese Idee der unendlichen Selbstbejahung des unendlichen von und aus-sich selbst-Seyns, an sich ist; so schwer ist sie für den Verstand, der nur in Gegensätzen sein Wesen hat. Diesem ist sie entweder eine Selbsttheilung Gottes, so dafs er z. B. einen Theil seiner selbst objectiv setzte (als Welt), den andern für sich behielte, das ist, dafs er sich selbst im Subject und im Object als negirt setzte, welches gegen die erste Idee Gottes streitet: die unendliche Position von sich selbst zu seyn: oder eine Selbstdifferenziirung, da sie im Gegentheil, wäre nur überhaupt ein Handeln in Gott, die Selbst-Identifizirung Gottes seyn müfste. Sie ist es nicht, weil Gott nicht sich identifizirt, sondern die absolute Identität *ist*.

79. Von demselben Werth, d. h. gänzlich widersprechend ist die Vorstellung eines Herausgehens des Absoluten aus sich selbst. Könnte Gott aus sich selbst herausgehen, so wäre er eben defshalb nicht Gott, nicht absolut. Die Absolutheit oder die unendliche Selbstbejahung ist vielmehr das ewige Zurückgehen, nicht als Handlung, sondern als das ewige *Seyn* und Bestehen Gottes in sich selbst.

80. Diese Betrachtung (75—79) so wie die frühere (55—74) zeigt, dafs der Verstand keinen Theil haben kann an der Idee des Absoluten, und wenn der Wissenschaft nur diese zwey Wege zur Erkenntnifs offen sind, der der Analyse oder Abstraction, und der

des synthetischen Ableitens (wie dieſs nach der herrschenden Vorstellung allerdings der Fall ist) so *läugnen* wir *alle* Wissenschaft des Absoluten. Es läſst sich von Gott nichts absondern, denn eben darum ist er absolut, weil sich von ihm nicht abstrahiren läſst; es läſst sich nichts herleiten aus Gott, als werdend oder entstehend, denn eben darum ist er Gott, weil er alles *ist*. — *Speculation* ist alles, d. h. Schauen, Betrachten dessen, was ist in Gott. Die Wissenschaft selbst hat nur in so weit Werth als sie speculativ ist, d. h. Contemplation Gottes wie er ist*).

*) Man vergleiche hiemit die Abhandlung von der Art alle Dinge im Absoluten darzustellen in der *Neuen Zeitschrift* für speculative Physik, Heft II. §. IV.

Die bisherigen Erklärungen enthalten die *bloſsen Anfänge* der Philosophie, über welche mit jemanden zu streiten völlig zwecklos ist. Denen, welche sich, nach ihren vielfachen Aeuſserungen, von dem Absoluten nun einmal keine andere Vorstellung machen können, als die eines *Dings* und zwar eines Dings, dem die Identität des Subjectiven und Objectiven als eine Eigenschaft inhärirt, weitere Erläuterungen geben zu wollen, würde gleichfalls völlig unnütz seyn. — Von allen Erörterungen der einfachsten Idee gilt übrigens, was Leibnitz irgendwo sagt: „On a dit que si l'esprit avoit une vue claire et directe de l'Infini, le P. Malebranche n'auroit pas eu besoin de tant de raisonnements pour nous y faire penser. Mais par le même argument on rejetteroit la connoissance très-simple et très-naturelle que nous avons de la Divinité. Ces sortes

d'objections ne valent rien, car on a besoin de travail et d'application pour donner aux hommes l'attention nécessaire aux notions les plus simples, et on n'en vient guères à bout qu'en les rappelant de leur dissipation à eux-mêmes. C'est aussi pour cela que les théologiens qui ont parlé de l'éternité, ont eu besoin de beaucoup de discours, de comparaisons et d'exemples pour la bien faire connoître quoiqu'il n'y ait rien de plus simple que la notion de l'éternité, etc. etc."

D) *Von der Art, wie die Einheit Allheit und die Allheit Einheit ist, und von dem ewigen Nichtseyn des Endlichen.*

81. Alle wahre Betrachtung, auch des Einzelnen, ist Intuition actueller Unendlichkeit.

82. Im Vorhergehenden haben wir die Idee Gottes in ihrer Einfachheit betrachtet, in wie fern sie absolute Identität des Subjectiven und Objectiven überhaupt ist. Jetzo kommt zu betrachten, wie sie dieses auf unendliche Weise, oder wie Gott Position von sich selbst nicht nur überhaupt, sondern auf unendliche Art ist.

83. Gott ist die unendliche Position von sich selbst, heifst: Gott ist die unendliche Position von unendlichen Positionen ihrer selbst. Eine actuelle Unendlichkeit, lautere Selbstbejahung ist begriffen in der schlechthin einfachen und untheilbaren Bejahung, damit Gott sich selbst bejahet.

84. Diese Unendlichkeit kann man nur intellectuell anschauen und betrachten, aber nicht durch Denken erreichen oder entwickeln. Hast du einen Sinn für die

actuelle Unendlichkeit in den sinnlichen Dingen, für die Art z. B., wie das Licht *in* dem Licht selbt unendlich ist und in der einfachen Klarheit Strahl aus Strahl unendlich hervorquillt: so hast du ein schwaches und entferntes Bild der Art, wie in der Position Gottes eine Unendlichkeit von Positionen begriffen ist, deren jede wieder eine gleiche Unendlichkeit begreift.

85. Die besondern, in der unendlichen Affirmation begriffenen, Affirmationen gehen dieser nicht voran, noch ist diese die Zusammensetzung von jenen, sondern sie ist ihre absolute Einheit oder ihr Centrum, die Position aller und einer jeden auf gleiche Weise, wie das Licht nicht zusammengesetzt ist von Strahlen, sondern die unendliche und untheilbare Position von Strahlen ist.

86. Hinwiederum mag in der Einheit der unendlichen Position, damit Gott sich selbst bekräftigt, nichts begriffen oder affirmirt seyn, das nicht ihr gleich und, wenn gleich in ihr, die Position seiner selbst wäre.

87. Jede Position, als nur begriffen in Gott, ist dadurch unterschieden von Gott, dafs dieser nothwendiger Weise ohne alle Relation ist, da er nichts aufser sich hat, mit dem er verglichen werden könnte, die Position aber im Verhältnifs seyn kann, da sie Anderes aufser sich hat.

88. Aber jede Position ist als eine selbst unendliche in Gott, d. h. sie ist nicht vermöge eines Allgemein-Begriffs, oder durch das, was sie mit andern gemein hätte, sondern sie folgt unmittelbar aus Gott,

als ein eignes All, das wieder eine Unendlichkeit von Positionen (84.) begreift, als ob nichts aufser ihr wäre, und diese göttliche Selbstständigkeit jeder Position gilt nothwendig ins Unendliche.

89. Die Beziehung also, welche die Position auf andere Positionen hat (87), ist vor Gott und in Gott ewig als nichtig gesetzt, ist unerschaffen von Gott: wie die Schwere zwar den Körper schafft, seiner Realität nach, aber nicht den Schatten, den er auf andre wirft oder von andern empfängt, (denn diesen kann sie nicht schaffen, weil er nichts ist) oder überhaupt diejenigen Eigenschaften, die er nur in Relation hat, und die für *sie* (für die Schwere) nichts sind.

90. Gleich ewig und ewig Eins in Gott ist die untheilbare Einheit (55.) der Unendlichkeit von Positionen, die in ihm begriffen sind und das unendliche für sich selbst seyn dieser Positionen (88.), welches wir auch schlechthin die Unendlichkeit nennen wollen. Beydes schliefst sich wechselseitig ein. Denn das Unendliche ist unendlich und für sich selbst, nur in wie fern es in Gott als absoluter Einheit begriffen ist, abgesehen von dieser Einheit fiele es der bloßen Relation mit anderem anheim. Die Einheit aber ist wahre Einheit, wahre Affirmation ihrer selbst, nur in so fern sie das ihr Gleiche bejahet, nämlich was Position von sich selbst und also auch für sich selbst ist.

91. Dasselbe, was von Gott wahr ist, dafs er nämlich die Einheit und die Unendlichkeit der Positionen gleich ewig in sich trägt, läfst sich auch von dem

All

All zeigen. Ein All vermag nicht zu seyn, was nur aus Theilen zusammenfliefse, sondern, was an sich untheilbare Position ist, und, die Theile in sich begreifend, in so fern der Idee nach ihnen vorangeht. Ein All vermag aber auch nicht zu seyn, was bloſse Einheit ist, in der das Leben des Besondern unterdrückt ist, sondern nur das, darin mit der Einheit auch die unendliche Freyheit des besondern Lebens besteht.

92. Gott und All sind daher völlig gleiche Ideen und Gott ist unmittelbar kraft seiner Idee die unendliche Position von sich selbst (von ihm gleichen) zu seyn absolutes All.

93. Hinwiederum ist das All nichts anders denn die Affirmation, damit Gott sich selbst bejahet, in ihrer Einheit und actuellen Unendlichkeit, und da Gott nicht ein von dieser Selbstbejahung verschiedenes Wesen, sondern eben *durch* sein Wesen die unendliche Bejahung seiner selbst ist, so ist das All nicht ein von Gott Verschiedenes, sondern selbst Gott.

94. So wenig Gott aufser der unendlichen Position seiner selbst noch ein besonderes, von dieser verschiedenes, Seyn hat, so wenig ist im All noch eine von den in ihm begriffenen Positionen verschiedne Existenz: sondern diese selbst sind das allein Reale im All.

95. Das All ist daher lautere Realität, unendliche Position von Positionen, die selbst wieder unendlich sind, ohne alle Negation.

96. Das Gott gleiche All ist nicht allein das ausgesprochne Wort Gottes, sondern selbst das sprechende,

nicht das erschaffene, sondern das selbst schaffende und sich selbst offenbarende auf unendliche Weise.

97. Besonderes kann nichts in Gott seyn als das Gottgleiche (83), also (59) das *Wesen*, so fern es unmittelbar auch das *Seyn* und demnach die Position von sich selbst ist.

98. Das in Gott aufgelöste Wesen der Dinge, d. h. das Wesen des Besonderen, so fern es unmittelbar auch Seyn und demnach unendliche Position von sich selbst ist, haben die Alten *Idea* genannt.

99. Die Idea ist daher auf keine Weise zu denken als Allgemeinbegriff oder als Gattungswesen: denn jener ist der Begriff im Gegensatz mit dem Seyn, die Idee aber der Begriff als die unendliche Bejahung von Seyn: auch ist sie nicht aufser dem Besondern, sondern selbst das Besondere, inwiefern es als eine ewige Wahrheit in Gott ist.

100. Die Idea kann daher auch beschrieben werden als die Vollkommenheit der Dinge, und die Dinge nach den Ideen betrachten, heifst die Dinge ihrer Position nach betrachten, wie sie in Gott *an sich selbst* sind, ohne Relation auf einander.

101. Es sind keine Dinge, die da ausgiengen von der göttlichen Selbstbejahung und nun wahrhaft als *Dinge* für sich wären und lebten, sondern die Dinge wahrhaft, d. h. in ihrem Wesen betrachtet, sind selbst nur Ausstrahlungen, oder in Leibnitzens Bilde zu reden, Fulgurationen der unendlichen Bejahung, die, wie sie nur in ihr und mit ihr seyn können, eben so auch in sich selbst sind.

102. Denn gleichwie der Blitz ausgehet von der finstern Nacht und hervorbricht durch eigne Kraft, also auch die unendliche Selbstbejahung von Gott. Gott ist die gleich ewige Nacht und der gleich ewige Tag der Dinge, die ewige Einheit und die ewige Schöpfung ohne Handlung oder Bewegung, sondern als ein stetes ruhiges Wetterleuchten aus unendlicher Fülle.

103. Die Besonderheit jeder Position kann auf gedoppelte Weise betrachtet werden. Einmal, so fern sie nur das Begriffenseyn im All ausdrückt, welches als eine Verneinung erscheinen kann, nur in wie fern nicht zugleich auf den Grund und das Wesen dieses Begriffenseyns reflectirt wird, welches die Gottgleichheit selbst ist (97): denn ist das Besondre nun wirklich aufgenommen in die unendliche Bejahung, so ist es auch ewig und als ein selbst Unendliches (88) aufgenommen, und in dieser Beziehung ist die Besonderheit keine Negation, sondern die Trefflichkeit der Idea, wodurch sie Unendlichkeit für sich, eine eigne Welt (Monas) ist. In diesem Sinn ist der Grad der Perfection jedes Wesens gleich dem Grad seiner Besonderheit.

104. Das erste Verhältnifs, des blofsen Begriffenseyns im verneinenden Sinne, bestimmt der besondern Position ihre Beziehung zu andern Positionen: nach dem andern aber hat sie blofs das unmittelbare Verhältnifs zu Gott, und dieses ist ihr ewiges Leben.

105. Gleichwie aber in Gott selbst Unendliches stets aus Unendlichem hervorquillt: also ist auch jede in Gott begriffene Position selbst wieder ein All von

Positionen (84), die einerseits ebenso nur in ihr und nach ihr seyn können (der Idee nach), wie die besondern Affirmationen nur in der Allaffirmation seyn können, andrerseits aber eben so für sich unendlich sind wie diese.

106. Auch die besondre Position, als wieder in sich begreifend eine Unendlichkeit von Positionen, ist das *Centrum* oder die absolute Einheit derselben.

107. Das bloſse Seyn der Positionen in Bezug auf einander, welches nicht durch Gott bejahet und keine positive Folge aus Gott ist (89), gebiert aber eben deshalb, und wegen seiner Nichtigkeit vor Gott, auch ein bloſs nichtiges Wesen und Seyn.

108. In Bezug auf Gott ist jede Position, es sey, daſs sie selbst ein All von Positionen, oder in einem solchen begriffen sey (106), stets in eigenthümlicher Unendlichkeit und ist nicht durch eine andre, sondern nur durch das Verhältniſs zu dem gemeinsamen Centro. In der Beziehung auf andre aber, (durch welche zugleich die Beziehung auf das Centrum für sie aufgehoben ist), bedarf die Position der andern, und hat ein abhängiges und bedürftiges Seyn.

109. Das Centrum oder die absolute Einheit ist das Bekräftigende *in* jeder Position, das Affirmative *in* jedem Affirmirten. In der Beziehung der Positionen auf einander aber, wodurch für sie zugleich die Beziehung auf das allgemeine, oder (was dasselbe ist), auf ihr besondres Centrum (106) verloren geht, zerfallen sie nothwendig in sich selbst, indem sie von der jeder eingebohrnen Einheit sich ab- und der Einheit

mit andern Positionen zuwenden, welche nur relativ, nicht wesentlich seyn kann.

110. Zwar kann durch die bloſse Relation, da sie an sich nichtig ist, die Unendlichkeit und Einheit der Idea selbst nicht vernichtet werden, und ihr Wesen scheint durch in dem durch Relation Bestehenden, aber bloſs als Gleichniſs, oder Abbild der wahren und urbildlichen Identität.

111. Das in der Relation Entstandene ist, *inwiefern* es bloſs auf Relation beruht, auch ein bloſses Ens imaginarium, leeres Geschöpf ohne innere Einheit, ein Scheinbild (simulachrum), das ist und auch nicht ist, je nachdem es betrachtet wird.

112. Es *ist*, wie die Bilder sind, welche von zusammengelenkten oder auseinandergebrochnen Strahlen unter gewissen Verhältnissen hervorgebracht werden. Es ist *nicht*, weil es kein Unum per se, sondern ein bloſses Unum per accidens ist.

113. In Gott ist nur die Einheit als bestehend in jeder Position für sich, oder in der Unendlichkeit, und die Unendlichkeit als aufgelöst in der Einheit, keinesweges aber ist die zusammengeflossene Einheit, welche innerlich kraftlos und nur ein durch Relationen erzwungenes Band ist, wodurch die Positionen zusammen gehalten werden.

114. Dieses Leben, welches die Dinge bloſs in Relation haben, und inwieſern sie es nur durch diese haben, ist es, welches einen Anfang hat durch Entstehen und Geburt und ein Ende durch Auflösung oder Tod. Das Leben jedes Dinges in *Gott* ist eine ewige

Wahrheit (99), das Zeitleben aber ist nur das Leben des Dinges, so weit es durch die bloſsen Verhältnisse der Positionen unter einander möglich ist, d. h. es ist ein nichtiges Leben (89).

115. Jenes Bild, das nichts für sich und an sich ist (111), wird gleichwol, *in* diesem Nichtseyn für sich, Wiederschein, sowohl der Unendlichkeit, (denn die Positionen sind in ihm nur *verbunden*, aber nicht Eins), als der Einheit; und wie diese beyden in Gott und der Idea auf absolute Art Eins sind, so in dem Ding endlicher Weise.

116. Die Idea ist der, in dem Nichtseyn des Dinges für sich durchleuchtende, Blitz, der es sichtbar und erscheinen macht.

117. Die Positionen in ihrer unendlichen Freiheit widerstreben dem unwesentlichen und bloſs durch Relationen aufgelegten Band, da sie im Centro ein göttliches und unendliches haben. Die Einheit aber, welche wiederscheint in der zerfallenen Unendlichkeit, widerstrebt dem Für-sich-seyn der Positionen. Das Product wird also ein zwischen Einheit und Unendlichkeit schwankendes, aus widerstrebenden Elementen gemischtes Seyn.

118. Bekannt ist, wie der menschliche Verstand von jeher die Erklärung dieser wundersamen Mischung gesucht hat, nach welcher die concreten Dinge zwar eine Aehnlichkeit mit dem an sich selbst Gleichen haben, und sich bestreben ihm ähnlich zu seyn, ohne doch je ganz dazu zu gelangen. Gott aber ist nicht im Kampfe mit einer widerspänstigen, der Einheit feind-

seligen Materie aufser ihm, selbst nicht, wenn dieser Stoff als das blofse Nichts (οὐ ὄν) bestimmt würde: denn das ist ewig undenkbar und kann nicht seyn, weil es Nichts ist. Gott aber als das Allselige ist aufser allem Widerstreit, vorzüglich aber dem, aus welchem allein das endliche Leben hervorgeht.

119. Die adäquate Betrachtungsweise der Dinge ist nur, entweder, jede Wesenheit derselben in ihrer Absolutheit, als Centrum für sich, und demnach die Einheit als bestehend in der Unendlichkeit, oder, die urbildliche Identität, die Unendlichkeit in der Einheit, zu schauen. Die verworrene und inadäquate Ansicht aber ist, die Wesenheiten *in der Relation auf einander*, also in der Mischung, oder dem Zusammenfluss zu betrachten.

120. Jede Bestimmung also, die auf Relation, es sey einer Wesenheit auf die andre oder eines Dinges auf das andre, beruht, so wie die Betrachtung dieser Bestimmung, ist nur möglich in dem Abfall oder in dem Absehen von Gott, der die Wesenheiten als Eins und dennoch jede für sich als eine eigne Welt schaut.

121. Die äufsere oder erscheinende Natur enthält ein Gleichnifs des Unterschiedes von dem An-sich-seyn und dem blofs relativen Leben der Dinge. Die Schwere ist jedem Atom der Materie gleich unmittelbar gegenwärtig als das eingebohrne Centrum, keiner gravitirt gegen den andern, sondern gegen die gemeinsame Einheit, welche die in allen gleiche ist. Erst indem die Wesenheiten der Materie anfangen, *gegen einander* zu gravitiren, rinnen sie zu dem dunkeln Kör-

per zusammen und werden als *Dinge* gebohren, und der Verwandlung durch einander fähig.

122. Desgleichen ist kein Lichtstrahl dem andern im Wege oder wirft einen Schatten auf ihn, auch borgt keiner von dem andern sein Licht, sondern jeder leuchtet in eigenthümlicher Klarheit; die Körper aber, die zusammengeflossenen Sinnbilder, werfen wechselseitig auf einander ihren Schatten und schliefsen sich aus.

123. Der Punkt, auf den es zwischen uns, die wir das ewige Seyn der Dinge in Gott behaupten, und zwischen denen, welchen die Realität der Endlichkeit unwidersprechlich scheint, ankommt, ist also keineswegs, dafs wir ihnen die Herkunft derselben aus Gott zu zeigen haben, (da sie durch Gott *nicht* bejaht ist) (107), sondern, dafs *sie* uns vorerst das eigentliche Daseyn einer solchen endlichen Welt beweisen sollen, als sie annehmen.

124. Zuvörderst sagen sie: alle Dinge sind wandelbar und werden unaufhörlich verwandelt, sie sind theilbar und werden getheilt, sie entstehen und vergehen. Wie sollten sie also der göttlichen Natur würdig seyn, die sich stets gleich, unwandelbar dieselbe ist! Aber die Dinge, welche entstehen und vergehen, sind auch nicht die wahren Dinge und sie selbst sagen, dafs die Substanz unvergänglich ist und nicht verwandelt werden kann, sondern nur das Accidens d. h. eben die zufällige Einheit der Dinge als blofser Scheinbilder. (112).

125. Durch Geburt, Zeitleben und Tod trägt nach göttlicher Ordnung jedes Wesen dasjenige ab, was es

der bloſsen Endlichkeit, dem bloſsen Begriffenseyn in Gott, schuldig ist. Es existirt in der Zeit nur mit so viel seiner selbst, als an ihm Relation ist und auch nur dieses, was in Gott ewig vernichtet *ist* (89), wird an ihm durch die Zeit vernichtet.

126. Keine Position kann als solche eine Veränderung oder Verwandlung erfahren, noch eben deshalb untergehn. Sie ist nothwendig unwandelbar und unvergänglich. Es ist also im All kein Tod; nur dem relativen Seyn nach lösen sich die Dinge auf, nicht der Position (denn diese ist nothwendig einfach, auch indem sie wie die Position jedes Menschen die ganze Unendlichkeit begreift (106)), auch nicht der urbildlichen Einheit nach, derjenigen, die sie in Gott haben, sondern einzig der abgeleiteten Einheit, welche ein bloſses, in der zerfallenen Unendlichkeit durch den Schein der Idea zusammengezogenes Bild und daher nothwendig vergänglich ist.

127. Jede Qualität der Natur ist eine unvertilgliche, ewige und nothwendige Position Gottes. Lasset zwey Qualitäten d und e durch die Relation, die sie auf sich haben, zusammenflieſsen, und ihr habt ein gemeinschaftliches Product de; in Gott aber ist nicht dieses, sondern die absolute Einheit und die von ihr unzertrennliche Absolutheit jeder für sich (d und e); nur in dem Scheinbild ist die Mischung. Defsgleichen laſst diese Qualitäten sich trennen, so ist zwar das zusammengeflossene (de) verwandelt, jede der beyden Positionen aber und ihre ursprüngliche Einheit ist unverwandelt.

128. Jedes Ding ist in jeder Vollkommenheit, jeder besondern Trefflichkeit, auch der seiner eigensten Individualität, ewig: ewig nicht nur der Einheit nach, die begriffen ist in der göttlichen Einheit, sondern auch der Unendlichkeit nach, aus welcher im relativen Leben der Leib formirt wird. Nur die Mischung, das zwischen Einheit und Auflösung ungewifs schwebende Scheinproduct ist nicht ewig, weil sein Daseyn jederzeit nur auf dem Verhältnifs der Wesenheiten zu einander und so zuletzt auf den sämmtlichen Relationen im All beruht.

129. Wie herrlich ist der Mensch, wie viele Vollkommenheiten laufen in ihm, wie in einem Brennpunct, zusammen, so dafs er alles Positive, das sonst gesondert existirt, in sich allein zu vereinigen scheint. Aber er als das Ganze, und wie er in Relationen erscheint, ist nur, wie das Sonnenbild ist, wenn jene die dunkle Wolke im heitern Himmel wie aus Nichts schafft, und die durchsichtige Luft zu Wasser zusammenlaufen macht, um sich selbst in ihr wider zu strahlen. Sein Daseyn ist gesetzt und *dauert*, nur so lange die Verhältnisse der Positionen sich so gefügt haben, dafs die Idee in ihnen widerleuchtet. Aber jene streben unaufhörlich nach der anfänglichen Freiheit; der Mensch vergeht, sobald jene Bedingungen vergehen, ohne dafs deshalb etwas im All verschwände, wie der Regenbogen verschwindet, obgleich alle Elemente seiner Erscheinung bestehen, wenn nur ihre bestimmte wechselseitige Relation geändert ist. Die sinnliche, unter Relationen ringende, Natur hat gethan, was sie vermochte,

ein hinfälliges Bild geschaffen von dem, was ewig lebt und dieselbe nimmt es zurück auf die gleiche Art, wie sie es hervorrief.

130. Jedem Theil der Materie, auch in seinem relativen Leben, ist doch die Idea eingeschaffen: daher er bestrebt ist, die ihm zukommende Gestalt anzunehmen, und die blofsen Relationen nichts darzustellen vermögen, das nicht einer Idea gemäfs wäre und sein absolutes Prius in der ewigen Einheit hätte.

131. Die Zeit ist die Erscheinung der Einheit im Gegensatz der Unendlichkeit, die insofern in blofser Relation zerfallen ist. In dem Werden und Vergehen der Dinge schaut das All sein eignes heiliges und unendliches Leben an. Es schafft die Dinge, weil es die besondern Wesenheiten setzt, deren imaginäre Einheit das Seyn des Dings ausmacht; und es vernichtet sie, weil es jede derselben in ihrer Freiheit setzt, nicht in Relation auf einander.

132. Betrachtet ihr die Dinge nicht an sich, d. h. betrachtet ihr nicht entweder die Einheit in der Unendlichkeit ihrer Wesenheiten oder (119) ihre Unendlichkeit in der absoluten Einheit, erkennt ihr vielmehr nur die relative Einheit im Product, so vermögt ihr diesem, welches ein blofses Phänomen ist, keine Realität zu geben, als in Beziehung: nicht durch die wahre Wiederauflösung in seine Elemente und dadurch in das All (denn hiermit würde es selbst verschwinden), sondern durch ein Verhältnifs zu Anderem, welches gleichfalls nicht an sich selbst, sondern nur Phäno-

men ist, also auch nur hervortritt in Bezug auf ein ihm Gleiches u. s. f. ins Endlose.

133. Dergestalt verwandelt die Imagination die actuelle Unendlichkeit des All in die empirische, dergleichen die der Zeit und auch die des Raumes ist.

134. Nie vermag die Ursach eines Dinges es der Substanz oder dem Wesen nach zu schaffen; sie bestimmt an ihm allein das Nichtwesentliche und das, wodurch es ihr selbst vielmehr ungleich als gleich ist. Die erscheinende Realität aber, da die bloßen Relationen auch nicht einmal diese zu geben vermögen, giebt die durchblickende Idea. Denn das in den Relationen Lebende und einzig Positive ist nur diese: das Ding ist selbst die Idea, aber die bloß unter Relationen gebohrne, oder inwiefern sie auch ein Leben in Bezug auf andre, nicht nur auf Gott hat.

135. Da das Gesetz der Ursach und Wirkung selbst nur Wahrheit hat in Bezug auf das, was an sich ohne Wesenheit ist, so wird es damit von der Vernunft selbst als nichtig gesetzt.

136. Wodurch die Harmonie im Ganzen und im Einzelnen bestehe, und durch welche göttliche Fürsehung alles geleitet werde, haben wir schon angedeutet. Denn da die Relationen nur seyn können, inwiefern das ist, wovon sie es sind, das Wesentliche, und sie, als gar nichts an sich, auch überall nichts zu schaffen vermöchten: so mögen sie überhaupt nur schaffen, was in den Ideen vorher bestimmt ist und sind insofern die Werkzeuge der Ewigkeit.

137. Keine Zahl oder Zeit vermag die verschie-

denen Geburten zu erreichen, die in der Unendlichkeit durch die Beziehungen der Positionen auf einander möglich sind. Welchermafsen aber ein solches, das alle Bestimmung durch Zahl und Zeit unendlich übertrifft, in absoluter Position, als schlechthin gegenwärtige Unendlichkeit, seyn könne, dieses zu begreifen kann nur denjenigen schwer fallen, welche ganz der Imagination hingegeben sind.

138. Diese mögen sich vorerst an Wahrheiten der Geometrie üben, ob sie würdig werden die Vernunftunendlichkeit der Philosophie zu schauen, z. B. an dem bekannten Fall, den Spinoza nennt: eines Raumes, der zwischen zwey Kreisen von verschiedenen Mittelpunkten eingeschlossen ist, wo sie gleichfalls eine durch Zahl absolut unerreichbare Unendlichkeit von Veränderungen, die eine in demselben bewegte Materie erleiden müfste, dennoch als eine beschlofsene gegenwärtige vor Augen sehen.

139. So ist in Gott ewig, zeitlos, gegenwärtig, was im Lauf der Ursachen und Wirkungen auch dem relativen Leben nach hervortritt, dessen Fülle aber keine Zeit, so wenig eine unendliche als eine endliche, erschöpfen mag. Wie das, was entsteht, für Gott nicht entsteht: so ist auch das, was in der Erscheinung vernichtet wird, in Gott schon vernichtet, und alles in ewiger Vollendung.

140. Die Zeit selbst, im gröfsten wie im kleinsten Theil, ist erfüllt von der Ewigkeit, die in ihr selbst besteht, wie Scheinbilder, die, in der sichtbaren Welt durch besondere Verhältnisse entstehend, die ewige

Ordnung der Natur nicht verändern oder auf sie influiren können. Ohne diese stete Gegenwart der unendlichen Position als Allheit wäre das Verfliefsen auch nur eines Theiles der Zeit undenkbar, d. h. die Zeit selbst wäre undenkbar.

141. Der Anfang ist in dem All mit dem Ende zugleich, d. h. es ist überhaupt weder Anfang noch Ende. In Ansehung des All ist die endlose Dauer nicht vom Augenblick verschieden; es wäre gleich unendlich in diesem, wie in jener, d. h. es ist überhaupt nicht in der Zeit.

142. Keine Position als solche kann ausgedehnt seyn oder Theile haben. Auch diefs sind Bestimmungen desjenigen, dessen Daseyn überhaupt nur auf Relation beruht. Die Wesenheiten sind in dem Ding nicht Eins wie im Urbilde, sondern *verbunden* durch die *Relation auf einander*, durch das also, was sie *unter sich gemein haben*. Aber eben auch nur in Bezug auf einen Allgemeinbegriff, der die Einheit aufhebt, welche die Wesenheiten in Gott haben, nämlich die mit der Freyheit bestehende, findet Theilung und Theilbarkeit statt.

143. Jedes erscheinende Ding ist das verworrene Phänomen einer Unendlichkeit von Positionen, sofern sie in blofser Relation sind, und in welcher eben daher die Einheit zwar wiederscheint, aber nur vorübergehend und zeitlich. Die Einheit an sich aber ist das Bekräftigende der Unendlichkeit. Diese, ohne jene, (und sie ist ohne jene, so weit sie in Relation zerfällt), giebt daher die Erscheinung der Kraftlosigkeit,

der reinen Durchdringlichkeit, mit einem Wort, des Raumes.

144. Der Raum ist das Zeichen des steten Strebens der Dinge zur Auflösung und ihrer Elemente zur wechselseitigen Unabhängigkeit.

145. Alle Gröfsebestimmung überhaupt beruht allein auf dem Gegensatz der Unendlichkeit und der Einheit. Diefs erhellt daraus, dafs, wenn der Begriff der Gröfse angewendet wird auf das, was nur als Einheit Unendlichkeit, und als Unendlichkeit Einheit ist, das »« jederzeit über dem »∞«, das »∞« über dem »« verloren geht. Die Imagination will das sinnliche Universum als Unendlichkeit und es ist endlos ausgedehnt, aber die Einheit fehlt: sie will es als Einheit, hier ist es endlich ausgedeht, und die Unendlichkeit ist verloren.

146. In der wahren Unendlichkeit ist aber das Gröfste nicht vom Kleinsten verschieden, d. h. es ist überhaupt keine Gröfse, welche jederzeit nur eine relative, d. h. nichtige Bestimmung ist.

147. Auch Vielheit ist nur Begriff eines Dinges in Relation mit sich selbst, oder mehrerer Dinge in Relation mit einander, d. h. sie ist nicht ohne Allgemeinbegriff, also ohne Aufhebung der wahren Einheit der Dinge, derjenigen, die sie in dem Urbild haben.

148. Die erscheinenden wirklichen Dinge mögen auch nicht als Modificationen oder Affectionen, es sey der unendlichen Substanz oder ihrer Attribute (der Einheit und Unendlichkeit), beschrieben werden.

149. Nicht der unendlichen Substanz. Denn als *Dinge* und ihrer Differenz von der Substanz nach sind sie blofs imaginäre Wesen, an denen nichts erkennbar bleibt, nach Hinwegnahme der Idee, als die Relation. Durch ein blofses *Ens rationis* aber kann die unendliche Macht zu seyn so wenig begränzt oder afficirt werden, als das Wesen durch den Schein, das Seyn durch das blofse Nichtseyn mag begränzt werden.

150. Die *Einheit* wird nicht begränzt in dem Ding, denn sie scheint wieder in der Unendlichkeit, aber durch ihr ewiges Seyn, sie *wird* nicht, sondern tritt nur hervor, indem die Relationen *werden:* aber indem sie sich selbst schaut in der Unendlichkeit, setzt sie das *Ding* nicht, eben weil sie *sich selbst* setzt, wie dem Auge, sieht es sich selbst im Reflex, eben darum das Reflectirende verschwindet, oder, noch bestimmter, wie das Licht in der Brechung eben darum nur sich selbst setzt, weil es das (durchsichtige) Medium nicht setzt.

151. Eben so wenig wird die *Unendlichkeit* modificirt. Denn auch in der relativen Verbindung der Positionen selbst bleibt doch jene, als der ewige Grund der Realität jeder für sich, bestehen und erhält die Dinge nur durch das ewig gleiche Setzen der Einheit in jeder Position und demnach jeder Position als einer selbstständigen.

152. Das Phänomen der Dinge läfst sich beschreiben als beruhend auf einem Doppelbild. Das reine Compositum, oder die Relation für sich, wäre als ein

blofses

blofses Ens imaginationis ohne alle Realität, und könnte nicht gesehen werden ohne das Positive, das in ihm wiederleuchtet. Mit dem Positiven der durchleuchtenden Idea verbunden, erzeugt es aber ein Doppelbild; wir sehen die Position mit dem, was an sich Nichts ist, dem blofsen Compositum, zugleich also eine Mischung von Realität und Nichtrealität, ein wahres Scheinbild, das so wenig Wesentlichkeit hat, als das Spectrum solare, dessen Daseyn auf einem ganz ähnlichen Verhältnifs beruht.

153. In der Refraction, deren symbolische Bedeutung die hohe Stelle bezeichnet, die sie unter den verschiedenen Phänomenen der Natur einnimmt, wird keinesweges das *Licht* gefärbt (auf welche Weise man diefs denke), auch nicht sein Gegensatz: sondern eben nur das *Bild* ist das gefärbte, welches entsteht, indem das, was allein an sich sichtbar ist, (das Licht) und das, was für sich schlechthin unsichtbar ist, (das Nicht-Licht oder Dunkel), als Eins gesehen wird. So ist in den Dingen keinesweges die Einheit oder die Unendlichkeit Gottes modificirt, sondern nur das *Ding selbst* ist *modificirt*, oder es ist ein auf blofser Affection, blofsem Verhältnifs Beruhendes, d. h. nicht an sich, nur Phänomen.

154. Dasselbe was von den Dingen, gilt auch von der erkennenden Natur, in wiefern sie nur die verworrene Unendlichkeit schaut (32.), die der Verstand sodann in Endlichkeiten verwandelt. Denn die Seele ist desselben Wesens wie der Leib, nämlich auch sie ist eine Position, die eine Unendlichkeit von Po-

sitionen begreift. Also auch die Seele, nicht in ihrem Centro gefafst, sondern creatürlich, oder in der *Natura naturata*, ist zwar immer noch eine Unendlichkeit von Positionen, aber verworrene, in Relation zerfallende, so dafs sie dem blofs relativen Seyn nach nicht minder ein lediglich transitives Wesen oder Phänomen ist, als die Dinge oder der Leib, welchen sie erkennt.

155. Der Grund des Verstandes in der Seele ist, dafs, da sie selbst nur Realität hat in Relation, nicht an sich, sie auch alles andre nur in Relation, d. h. von Gott getrennt zu begreifen und in der Zeit zu haben versucht, welches die völlige Abwendung oder der gänzliche Abfall (defectio) von Gott ist.

156. Man könnte, sagt Leibnitz, in jeder Seele die ganze Schönheit des Universum lesen, könnte man alle ihre Falten entwickeln und auseinanderlegen: da aber jede, selbst deutliche, Perception der Seele eine Unendlichkeit von verworrenen Perceptionen in sich schliefst, die das ganze Universum eingewickelt enthalten, so erkennt die Seele, selbst die Dinge, von denen sie Perception hat, nur in dem Verhältnifs, als sie dieselben in distincte Ideen auflöst.

157. Jede Seele kennt das Unendliche, kennt Alles, aber dunkel. Wenn du das Brausen eines Waldes im Sturme vernimmst, so hörst du das Geräusch jedes Blattes, aber vermischt mit dem Geräusch aller andern, ohne es zu unterscheiden. So ist das Rauschen und Wogen der Welt in unsrer Seele.

158. Alles, was ist, ist durch die Bekräftigung des ewigen Wortes, und hat seine eigne Melodie in sich selbst und für sich; aber die Seele hört diese nur vermischt mit den andern, ohne Einheit; Gott aber vernimmt jede für sich, in ihrer besondern Weise; denn er ist die Quelle, wovon sie ausgehen; und er vernimmt alle in vollkommner Zusammenstimmung und Einklang, wovon unsre Musik in der Erfindung der Harmonie eine schwache Nachahmung versucht hat.

159. Auf die Frage, die der am Abgrund der Unendlichkeit schwindelnde Verstand aufwirft: *Warum ist nicht Nichts, warum ist überhaupt Etwas?* ist nicht das Etwas, sondern nur das All oder Gott die vollgültige Antwort. Das All ist dasjenige, dem es schlechthin unmöglich ist, nicht zu seyn, wie das Nichts, dem es schlechthin unmöglich ist, zu seyn. Dem Nichts, (das ewig unmöglich, ewig Nichts ist), ist daher nur das All schlechthin entgegengesetzt. Keinesweges aber das Ding, sondern dieses nur beziehungsweise und zum Theil, denn es ist ihm nicht schlechthin unmöglich nicht zu seyn, sondern nur sofern es mit andern Dingen und im Verhältnifs zu ihnen ist. Es ist daher nur Realität mit Nichtrealität gemischt und ein blofses Mittelwesen.

160. Das All daher ansehen als die vollständige Zusammensetzung aller besondern existirenden Dinge, ist nicht weniger ungereimt, als die lautere, die unendliche Realität zusammengesetzt denken wollen aus der vollständigen Mischung von Realität und von Nichtrealität.

161. Die Frucht dieser Betrachtung ist die Einsicht: dafs das Endliche ewig nicht wahrhaft zu seyn vermag, dafs nur Unendliches ist, absolute, ewige Position von sich selbst, welche Gott ist und als Gott All.

E) *Von den Unterschieden der Qualität im Universum.*

162. Der Unterschied einer göttlichen Identität von einer blos endlichen ist, dafs in jener nicht Entgegengesetzte verbunden werden, die der Verbindung bedürfen, sondern solche, deren jedes für sich seyn könnte, und doch nicht ist ohne das andere.

163. Dieſs ist das Geheimnifs der ewigen Liebe, dafs, was für sich absolut seyn möchte, dennoch es für keinen Raub achtet, es für sich zu seyn, sondern es nur in und mit den andern ist. Wäre nicht jedes ein Ganzes, sondern nur Theil des Ganzen, so wäre nicht Liebe: darum aber ist Liebe, weil jedes ein Ganzes ist und dennoch nicht ist, und nicht seyn kann ohne das Andre.

164. Gott ist als Einheit, als Unendlichkeit und als absolute Identität beyder nur Ein und dasselbe untheilbare Wesen, als jedes ganz und doch keines davon allein oder ohne das Andre.

165. Ist die Unendlichkeit und ist die Einheit jede gleich absolut und für sich das Ganze: so kann auch die Identität beyder nur das *in beyden Gleiche*, also nicht Mehr seyn als jedes von ihnen insbesondere ist,

wie die 1 als Product von sich selbst wieder nur 1 seyn kann.

166. *Jene* Art der Identität, die nur Verbindung ist, und die wir, zum Unterschiede der göttlichen (162), als bloſse Indifferenz bezeichnen wollen, kann daher nicht in Gott, sondern nur in den abgeleiteten Dingen seyn.

167. Denn, wie Unendlichkeit und Einheit in absoluter Identität jede auch für sich absolut ist und nur Absolutes erzeugt: so gebiert dagegen ihr Einsseyn in bloſser Relation nothwendig ein endliches und auf Affection beruhendes Seyn.

168. Die Unendlichkeit, in Relation auf die Einheit, d. h. nicht an sich selbst, betrachtet, kann als das Affirmirte derselben erscheinen, so wie die Einheit in gleicher Betrachtung als das Affirmative von jener. Aber das durch die Position Gottes Affirmirte ist (86) selbst ein Gottgleiches, also nicht ein bloſs Affirmirtes, sondern Affirmation von sich selbst.

169. Zuvörderst ist also im All kein Unterschied eines an sich Objectiven und eines an sich Subjectiven: sondern was du als ein Objectives bestimmst, ist nur das unendliche Für-sich-seyn der in Gott begriffenen Positionen, oder: es ist die Einheit in der Unendlichkeit: desgleichen, was du als das Subjective bestimmst, ist nicht bloſs Einheit in Gegensatz der Unendlichkeit, sondern Unendlichkeit als aufgelöst in der Einheit.

170. Die Einheit in der Unendlichkeit, oder die Einheit, in wiefern sie Centrum ist in jeder Position

für sich, ist der Grund der Natur als der ewigen Geburt aller Dinge: die zeitliche Natur aber, oder die Natur der Erscheinung nach, ist nicht die reine Einheit in der Unendlichkeit, sondern die Einheit in wiefern sie, zwar der Unendlichkeit eingebohren, nur durch Relationen hindurchleuchtet.

171. Die Einheit nämlich zeigt von Ewigkeit, und auf ewige Weise in der Unendlichkeit Ebenbilder von sich selbst, die, gleich ihr, unendliche Positionen von Positionen sind: von dieser ewigen Einbildung der Einheit in die Unendlichkeit aber reifst sich die sichtbare Natur, als die blofs unter Relationen bestehende Erscheinung derselben los.

172. Ist daher irgend ein Unterschied der Dinge in der Natur: so können sich diese, als eben so viele Abdrücke des All, von einander nur durch die verschiednen Verhältnisse der Einheit und der Unendlichkeit unterscheiden, keinesweges aber durch wirklichen Gegensatz.

173. Die Unendlichkeit an den Dingen, in der Relation auf die Einheit, ist der *Leib* der Dinge, dessen wahres Seyn oder (170) ewige Geburt auf der Realität der besondern Wesenheiten beruht, die in ihm zusammenfliefsen, und deren jede für sich unvertilglich und ewig ist (127).

174. Die Einheit dagegen, in Relation auf die Unendlichkeit, ist an den Dingen die *Seele*, welche also zwar an sich betrachtet gleich dem Centro, relativ aber auf das Ding, das verworrene Gegentheil ihrer Einheit, nur ein Geschöpf des Centri ist.

175. Aller Gegensatz von Seele und Leib beruht auf dem bloſsen durch Relation erzeugten Schein: beyde sind, in allen Dingen, nothwendig Ein und dasselbe Wesen, denn es ist Ein und dasselbe Wesen im All, (Gott), welches Einheit und welches Unendlichkeit ist: Eins das Objective und Eins das Subjective, (169) Eins der Mittelpunkt und Eins der Umkreis.

176. Nur durch das nothwendige Einsseyn von Leib und Seele ist jedes Ding ein *Ganzes* in Bezug auf sich selbst, und auf abgeleitete Weise, wie das All auf ursprüngliche Weise, dadurch, daſs es die Einheit und die Unendlichkeit gleicher Weise in sich fasset.

177. Die Dinge sind eben so unendlich-real als sie unendlich-ideal sind. Denn das Reale oder der Leib an ihnen ist die Einheit in der Unendlichkeit (173); das Ideale aber, oder die Seele ist die Unendlichkeit in der Einheit, oder es ist die Position jener Unendlichkeit.

178. Die lautere Einheit in der Unendlichkeit ist in der Natur als *Schwere*. Denn die Schwere ist dasjenige, kraft dessen jede Position im All ein Centrum für sich ist.

179. Die Unendlichkeit in der Einheit dagegen scheint wieder in der Natur durch das *Licht*, obgleich das, was insgemein so genannt wird, nur die an der einzelnen Stelle durchbrechende Erscheinung der Einheit ist, und diese eben so lebt im Klang und in andern Erscheinungen.

180. Durch die Schwere offenbart sich Gott als das, was ganz Mittelpunkt ist auch in jedem Punkte des Umkreises. Durch das Licht aber als das, was ganz Umkreis ist auch im Mittelpunkt.

181. Die Schwere sieht das Herz der Dinge an, nicht aber ihre Besonderheit, denn sie setzt jede Wesenheit jedes Dings unmittelbar, distincter Weise und als Centrum für sich (178) unangesehen des Confluxus.

182. In wiefern die Schwere das Zusammengeflossene nicht erkennt, sondern nur das Relationslose, die lautere Unendlichkeit in jedem Ding, in sofern kann sie als das Allgemeine der Dinge, als dasjenige bezeichnet werden, vermöge dessen kein besondres Ding als solches wäre.

183. Da aber die Relation der Wesenheiten auf einander als ein bloſses Ens rationis für sich nichts zu schaffen vermöchte, so muſs die Position der in dem Ding zerfallnen Unendlichkeit, d. h. die Einheit oder das gleich ewig gebohrne Licht durchleuchten, damit die Dinge erscheinen. Das Licht ist in sofern das Schaffende des *Dings* als solchen, oder dem eignen Leben nach.

184. Da das Ding, als Ganzes, nur seyn kann, in wiefern die Schwere jede der besondern Wesenheiten setzt, deren abgeleitete Einheit es selbst ist, so verhält es sich zu der Schwere als seinem *Grunde*, zu dem Licht aber, welches den Exponenten hergiebt, oder den Begriff des gemeinsamen Lebens der Positionen in ihm, als zur *Ursache* seiner Wirklichkeit.

185. Nach dem Grundsatze aber, daſs sich die

Dinge von einander durch die bloßen Verhältnisse der Einheit und der Unendlichkeit unterscheiden, sind nur folgende Verschiedenheiten denkbar. Entweder, daß sie — (nicht in Bezug auf sich selbst, denn dieß (177) ist undenkbar, sondern verglichen mit andern) — mehr der Unendlichkeit angehören, oder, daß die Einheit in ihnen vorherrsche, oder, daß beyde, Unendlichkeit und Einheit, in Gleichgewicht bestehen.

186. Die Unendlichkeit herrscht vor, und die Einheit ist in ihr versunken, in wiefern das besondre Leben der Dinge als abhängig erscheint von dem Leben in der Unendlichkeit, dem Für-sich-seyn der Positionen. Dieses ist das Leben der Dinge in der Schwere, welche jedes derselben auf die einfache Wurzel alles Daseyns, die Positionen in ihrer Geschiedenheit, reducirt; oder das Leben im Raum, welcher das Zeichen der wechselseitigen Unabhängigkeit der Positionen ist (144).

187. Dagegen ist die Zeit (131) die Einbildung der Identität in die Differenz, wodurch also die wechselseitige Unabhängigkeit der Positionen verlohren geht. Das Vorherrschen der Einheit drückt sich also durch das Leben der Dinge in der Zeit aus, womit zugleich das Bestehen und das unabhängige Seyn im Raume (die Unendlichkeit) negirt ist.

188. Das vollkommne Gleichgewicht wird da seyn, wo die Einheit besteht, ohne daß das Für-sich-seyn der Positionen aufgehoben ist, und die Unendlichkeit besteht, ohne daß die Einheit negirt ist.

189. Es ist die Sache der ins Besondere eingehen-

den Betrachtung, zu beweisen, dafs diese drey Stufen der Dinge wirklich ausgedrückt sind in der Natur: die erste durch die Materie, sofern die Besonderheit, (das Werk der Einheit an ihr), ganz der Unendlichkeit untergeordnet ist; die zweyte durch die Bewegung, so fern sie aus der Besonderheit der Dinge, aber, — (da diese erst durch die Relationen der Wesenheiten auf einander der Geburt, der Verwandlung und dem Untergang unterworfen werden) — mit Verlust ihres von einander unabhängigen Lebens im Raume entspringt; (den dynamischen Proceſs); die dritte durch den Organismus, in welchem mit dem Leben in der Zeit zugleich das Leben im Raume und das Seyn jeder Position für sich unabhängig besteht.

190. Auf der ersten Stufe besteht zwar die actuelle Unendlichkeit der Materie (177), aber sie besteht nur für die Schwere, nicht aber zugleich für die Einheit, d. h. sie besteht unerkennbar. Auf der zweyten Stufe ist zwar die Einheit, als das Affirmative der in dem Ding begriffnen Unendlichkeit, gesetzt, dagegen ist die Unendlichkeit in ihrem Für-sich-seyn negirt. Auf der dritten Stufe aber besteht, (obgleich immer auf endliche Weise), mit der Einheit zugleich und erkennbar die wahre actuelle Unendlichkeit, die unendliche Theilbarkeit nicht nur, sondern wirkliche Getheiltheit der Materie und umgekehrt.

191. Diese Stufenfolge können wir nun auch, in der blofs relativen Betrachtungsweise, als eine Folge von Potenzen ansehen. Denn die Unendlichkeit ist die unendliche Position oder Affirmation Gottes schlecht-

hin betrachtet = A^1, die Einheit ist (168) die Affirmation dieser Affirmation = A^2; die Indifferenz beyder endlich ist die Position jener beyden Positionen, wodurch sie selbst wieder als Eins gesetzt werden = A^3.

192. Da aber in allen Dingen Einheit, Unendlichkeit und eben deshalb auch (166) die Indifferenz beyder nothwendig sind (172): so sind auch alle Dinge, unangesehen ihrer Verschiedenheit in Bezug auf einander, aus dem dreyeinigen Wesen gebildet, dessen Typus sich im Gröfsten wie im Kleinsten abdrückt. So ist in jedem Atom der Materie die Unendlichkeit von Positionen, die sich in Relation als reines Zerfallen, reine Durchdringlichkeit darstellt; aber in demselben ist auch die Einheit, welche die Unendlichkeit setzt in Bezug auf sich selbst, als eine Welt, in der sie *sich* anschaut; und eben daher ist in ihr auch die sinnliche Indifferenz der Einheit und der Unendlichkeit, welche das Abbild der wahren Substanz ist.

193. Diese Potenzen begründen keine Verschiedenheit weder in Gott noch unter den Dingen noch in dem Ding selbst, denn wie in der Vernunft mit dem Wissen selbst = A^1 unmittelbar auch das Wissen dieses Wissens = A^2, und ferner das Wissen der Einheit beyder = A^3, gesetzt ist, und doch nur *Ein* wirkliches und untheilbares Wissen ist, so ist in Gott die unendliche Position, die Position dieser Position und die Position des Einsseyns beyder nur eine und dieselbe unendliche Position.

194. Desgleichen ist nicht allein im Ganzen der

Dinge, sondern *in jedem Ding* die Einheit, die Unendlichkeit und die Indifferenz beyder nur Eine und dieselbe unzertrennliche Realität.

195. Nach der Vorstellung von Potenzen läfst sich die Abstufung der Dinge so darstellen. Die Dinge, in wiefern sie nur aus der Affirmation der ersten Potenz = A^1 folgen, *sind*, aber es ist nicht in ihnen selbst zugleich die Affirmation dieses Seyns, die Einheit ist nur in der Unendlichkeit und diese herrscht vor — Punkt des höchsten Uebergewichts der Bewufstlosigkeit oder der Objectivität für die Erscheinung. In dem Verhältnifs als mit der Existenz in der Unendlichkeit = A^1 auch die Position dieser Existenz = A^2 an den Dingen selbst ausgedrückt ist, erscheinen sie individuell beseelt und das innere oder subjective Leben herrscht über das äufsere oder das leibliche. Dadurch endlich, dafs aufser der Existenz = A^1 und der Position dieser Existenz = A^2 auch die Position des Einsseyns beyder = A^3 hervortritt, gelangt nicht nur jedes einzelne Ding, in seiner Art, sondern die Stufenfolge der Dinge selbst, zur Vollendung, nämlich zur Darstellung eines wahren Ebenbildes des All.

196. Aller Unterschied der Dinge der Art des Seyns nach läfst sich auf diesen Unterschied der Potenz zurückführen. Aber *eben dieser Unterschied selbst wird nur gemacht in Relation* eines Dings auf andre besondre Dinge, oder auf das Ganze der Dinge, *nicht aber in Bezug auf das Ding selbst*, welches, es sey nun, der Vergleichung nach, das Geringste oder Gröfste, jederzeit (192) gebildet ist aus demsel-

ben Wesen wie das Ganze und ihm gleich ist der Qualität nach.

197. In jedem organischen Wesen, ja in jedem, auch dem kleinsten Theil desselben, erkennst du die actuelle Unendlichkeit und die Einheit jede für sich und dennoch als Eins. Aber jeder Atom der Materie ist eine eben so unendliche Welt, als das ganze Universum; im kleinsten Theil tönt das ewige Wort der göttlichen Bejahung wieder. Die Weise aber, wie er die Fülle des Ganzen in sich abbildet, gehört nicht mehr zum Wesen; sie ist blofs, in wiefern verglichen wird, und gehört zu dem Schatten, den die Dinge in der unendlichen Substanz auf einander werfen.

198. Jeder Atom der Materie, sagt Leibnitz, ist ähnlich einem Garten voll Gewächse, oder einer Flüssigkeit, in der jeder Tropfen angefüllt ist von lebenden Wesen. Aber jeder Zweig eines jeden Gewächses in diesem Garten, und jeder Theil in jedem Tropfen dieser Flüssigkeit ist selbst wieder ein Garten, selbst wieder ein Meer von lebendigen Wesen.

199. Bezogen auf andre Dinge, oder auf das Ganze der Dinge ist in der Materie wohl ein Uebergewicht der Unendlichkeit (186), aber in Beziehung auf sich, oder an sich selbst betrachtet ist in ihr vollkommnes Gleichgewicht; die Einheit ist *in ihr selbst* gleich der Unendlichkeit, das Subjective dem Objectiven. Wenn also nur die Materie existirte, nichts aufserdem, so würde sie nicht insbesondre als real erscheinen, sondern selbst als ein All von eingebohrner Absolutheit. Die Forderung der Vernunft ist aber

eben diese, jedes Ding an sich selbst zu betrachten, und als ob nichts aufser ihm wäre.

200. Die Natur als Einheit in der Unendlichkeit ist für sich ein All und trägt in sich alle Potenzen der Dinge, ohne doch selbst eine davon insbesondre zu seyn. In ihr ist das absolute Prius einer jeden; in ihr ist die Einheit, die Unendlichkeit und die Identität beyder, jede in gleicher Klarheit ungemischt und doch in ewiger Einheit, wie, um ein entferntes Beyspiel zu geben, im unendlichen Raum Länge, Breite und Tiefe jedes für sich und doch zugleich in unzertrennlicher Einheit ist.

201. Nur sofern die Dinge als körperlich, d. h. als Affectionen der Einheit und der Unendlichkeit erscheinen, nur in sofern erscheint auch das All der Dinge, die Natur selbst, als körperlich, an sich selbst aber ist sie affectionslose Substanz. Wir mögen freylich in den Weltkörper empirisch so tief eindringen, als wir wollen, so finden wir Erden, Metalle und andre ähnliche Dinge, aber diese, als solche, sind keineswegs das ewig bestehende Wesen, die Substanz, welche als das Apriori aller körperlichen Dinge nothwendig selbst nicht körperlich ist.

202. Kraft derselben Betrachtungsweise, durch welche die unendliche Natur körperlich, (als Weltkörper), erscheint, geschieht es, dafs wir der in Relation betrachteten, (von der Unendlichkeit abstrahirten), Idea ein Andres entgegensetzen, das wieder nur ein Relatives, (Centralkörper), ist; nicht die absolute Einheit, u. s. f. ins Endlose. Es ist also blofse

Folge der verworrenen Betrachtungsart, wodurch sich das Weltall für uns in ein System von Körpern verwandelt: wahrhaft aber ist es der unendliche und unsterbliche Gott, der in dem Weltsystem lebt und der nicht Körper, nicht Materie ist, sondern allgemeine affectionslose Substanz.

203. Dieser Gott, in dem das Wesen aller Dinge ist, der aber selbst in ungetrübter Einheit besteht, setzt aber ausser und über den besondern Dingen noch das potenzlose Bild seiner potenzlosen Idee hin.

204. Wo nämlich alle Qualitäten der Natur zusammentreffen, die Peripherie (wie im Weltkörper) gleich wird dem Centro, und die Einheit mit der Unendlichkeit, nicht nur zugleich, sondern in absoluter Gleichheit besteht: da verschwindet alle Potenz und das Göttliche selbst tritt hervor, und leuchtet durch in der qualitäts- und dimensionslosen Vernunft, welche das auf der Schöpfung ruhende Antlitz Gottes ist.

205. In der Vernunft geht alle Objectivität unter, aber eben daher auch alle Subjectivität: nur lautere Position, gleich unendlich in der Einheit, wie in der Fülle des Seyns, lebt und erkennt sich selbst in ihr.

206. Schon in der ersten Idee ist enthalten die Idee eines Seyns, das auf unendliche Weise das Erkennen (61), und eines Erkennens, das auf unendliche Weise das Seyn einschliefst. Diese Einheit geht durch alle Formen der Natur hindurch. Sie ist keine Einheit der Verbindung, sondern: dasselbe, was in gewisser Beziehung ein Seyn ist, ist an sich selbst

auch ein Schaffen, oder Position; dasselbe also welches real ist, auch ideal.

207. Die Schwere ist das Anschauen der Natur. Das, wodurch die Extension der Dinge im Raum bestimmt ist, ist, als Form des Seyns, auch Form der Perception, nämlich Selbstbewufstseyn; die Qualität der Dinge ist ein Empfinden der Natur in den Dingen.

208. Die erste Potenz der Dinge ist die der Reflexion der Natur, wodurch sie sich selbst als Einheit in der Unendlichkeit reflectirt; die andre ist die der Subsumtion, in der sie das Affirmirte oder Unendliche der ersten wieder auflöst in die Einheit: die dritte Potenz ist die der Einbildungskraft der Natur, die in den Thieren noch träumt, im Stein schlief, und im Menschen erwacht. Das Weltsystem ist das Göttliche oder die Vernunft der Natur, das Potenzlose alles in sich Auflösende.

209. Wie nun keine Welt ist, die an sich real wäre, so nothwendig auch keine, die an sich ideal, da sie es nur im Gegensatze seyn könnte. Sondern Alles ist *Dasselbe* dem Wesen nach, nämlich unendliche Affirmation Gottes. Dasselbe was du dort als Erde zerfallen, als Krystall anschiefsen, als Metall sprossen, oder als Pflanze und Thier sich ausbreiten siehst in lebende Glieder, dasselbe regt sich auch hier in eigenthümlicher Bildung, nur *als* Position auch erscheinend, da es dort unter dem Siegel des Seyns beschlossen schien.

211. Ist in der Natur, nicht an sich betrachtet, sondern nur in Beziehung, ein relatives Plus der Unendlich-

endlichkeit oder der Existenz, so dafs sie nur durch drey Potenzen zur Vollendung in einem besondern Wesen, nämlich zur Gleichheit der Existenz (= A^1) und der Position dieser Existenz (= A^2), also zur A^3) gelangt: so wird dagegen in der idealen Welt ein gleiches, aber auch nur relatives, Plus der Affirmation hervortreten.

212. Die Natur, welche mit dem höchsten Fleifs und Kunst sich bemüht, Gewächse göttlicher Art zu schaffen, strebt durch alle Formen so viel möglich, die wesentliche Einheit mit der zufälligen (109) Eins zu machen. Allein die zufällige Einheit, obgleich in der Blüthe der Natur (204), an sich und dem Wesen nach, der ganzen Unendlichkeit gleich und aus allen Qualitäten der Natur gebildet (205) ist doch der Zufälligkeit halber und jene Qualitäten nur unter dem eitlen Band von Relationen vereinigend, zur wesentlichen Einheit im Verhältnifs des *Dings* oder der Endlichkeit. Die Seele dagegen dieser vollkommensten Organisation ist nicht nur im Centro begriffen, wie alle Einheiten der Dinge, so viel ihrer die Natur streben mag zu schaffen, sondern selbst das Centrum; nicht blofs die Idea, sondern die durchleuchtende Einheit aller Ideen.

213. Wie also die Natur nur dadurch ihre Vollendung erreicht, dafs die Einheit *ganz* sich erkennt in der Unendlichkeit (A = A) und ihr gleich wird: so die ideale Welt nur dadurch, dafs die Unendlichkeit, der Fesseln der zufälligen Einheit wieder entbunden, in gleicher Klarheit mit der Einheit bestehe: welches

auf verschiedne Weise trachten zu vollbringen die Wissenschaft, die Religion und die Kunst, am meisten aber die göttliche, alles auflösende Philosophie und der in unendlicher Freyheit und Einheit zugleich lebende harmonische Staat.

214. Tiefer einzudringen in die Verhältnisse der idealen Welt ist jetzt nicht unsers Amtes *), sondern nur klar zu beweisen, (wie wir denn bewiesen haben), dafs nur Ein Universum ist, ein durchaus sich selbst gleiches, eingebohrnes, gleicher Einheit und gleicher Unendlichkeit, auf welche als das in allem Gleiche, Unwandelbare und stets Bestehende zurückkommen alle Geburten, welche in dem Universum sind und aus ihm hervorgehen.

*) Zur Uebersicht wollen wir das Ganze in folgendem allgemeinen Schema darstellen, jedoch vor Mifsbrauch warnen, die den Geist nicht haben, es zu beleben.

Gott

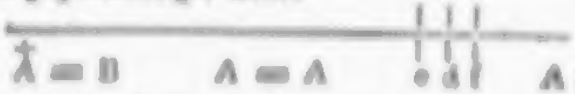
Das All

relativ-reales All		*relativ-ideales All*
Schwere (A^1), Materie		Wahrheit, Wissenschaft
Licht (A^2), Bewegung		Güte, Religion
Leben (A^3), Organismus		Schönheit, Kunst
das Weltsystem	Vernunft	die Geschichte
der Mensch	Philosophie	der Staat.

215. Haben wir also zuvor alle Unterschiede der Existenz als nichtig erkannt an sich selbst: so mögen wir jetzt auch alle Qualitätsunterschiede als aufgelöst schauen im Absoluten. *)

*) Die Nichtigkeit des Unterschiedes anschaulich zu machen,

haben wir uns auch sonst der folgenden Darstellung bedient. In gegenwärtiger Linie



stelle der Punkt A = A, die absolute Identität der Unendlichkeit und der Einheit dar; nach beyden Richtungen von diesem Punkt aus sey zwar dieselbe Identität, aber nach der einen mit einem, relativ auf die ganze Linie stattfindenden, Uebergewicht der Unendlichkeit = $(A = \overset{+}{B})$ nach der andern mit einem gleichen Uebergewicht der Einheit = $(\overset{+}{A} = B)$ gesetzt; so ergeben sich folgende Bemerkungen.

1) In jedem Punkt dieser Linie ist durchaus das Gleiche. Das Plus in $(A = \overset{+}{B})$ bezeichnet nicht ein Ueberwiegen des B relativ auf $(A = \overset{+}{B})$ selbst, sonst wäre keine Identität; relativ auf sich selbst oder *in sich selbst* ist dieser Punkt vielmehr vollkommne Gleichheit beyder; nur relativ auf andre Punkte findet ein Uebergewicht der Unendlichkeit statt, welches aber vom *ganzen* $(A = \overset{+}{B})$ gilt. Dasselbe gilt von $(\overset{+}{A} = B)$. Dafs nun aber auch dieses Plus oder Minus jedes Punkts das Wesen desselben nicht bestimme, ist daraus klar, dafs, wenn die Linie nach der Richtung von x fortgesetzt würde, der nämliche Punkt $(\overset{+}{A} = B)$, welcher zuvor ein relatives Plus von A bezeichnete, in Bezug auf x jetzt ein relatives Minus desselben darstellen würde. Das Positive jedes Punkts ist also immer nur, dafs A = A ist, dafs aber diese Identität selbst mit einem Plus der Objectivität oder Subjectivität gesetzt ist, hat keinen Bezug auf das innre Wesen desselben, sondern bezeichnet nur seine Beziehung.

a) Was von der ganzen Linie gilt, gilt auch von jedem einzelnen Theil ins Unendliche.

3) Das Theilbare in der Linie ist also keineswegs das A = A selbst, (das An sich, das Wesen), sondern dasjenige, was erst gesetzt wird durch die Relation der Punkte auf einander.

4) Die beyden äußern Punkte heißen Pole, der Punkt ($\overset{+}{A}$ = B) der positive, der entgegengesetzte der negative, der Punkt A = A Indifferenzpunkt: so ist jeder Punkt der Linie Indifferenzpunkt, Pol und positiver oder negativer Pol, je nachdem er bezogen wird: z. B. der Punkt d ist, relativ auf e und f zugleich, Indifferenzpunkt, mit f allein verglichen positiver, mit e und den nach derselben Richtung liegenden Punkten allein verglichen negativer Pol. Genau gesprochen ist er also weder positiver noch negativer Pol noch selbst Indifferenzpunkt: keine dieser Bestimmungen ist eine Bestimmung des Punkts wie er an sich selbst ist.

(Der Punkt d stelle irgend einen Körper der Natur z. B. den Magnet vor: dieser ist relativ auf das Licht objectiv; es ist in ihm ein Punct von Seyn; relativ auf einen andern Körper ist er perceptiv, denn er ist eine Perception, z. B. des Eisens außer sich. Der Organismus ist relativ auf Licht und Materie Indifferenzpunkt; relativ auf das Wissen gehört er selbst wieder dem Uebergewicht der Unendlichkeit an und ist objectiv; eigentlich ist er also weder das eine noch das andre an sich.)

Wie sich die absolute Position der angegebnen Linie, die ich keineswegs als eigentliches Schema der Philosophie oder des Universum selbst, (denn dieses geht nothwendig und ewig in sich selbst zurück) sondern nur als

analoges Beyspiel betrachtete, zu der Linie selbst verhält, so verhält sich Gott zu dem All der Dinge. Wie nämlich in der Idee einer solchen Linie kein Punkt als *dieser*, z. B. als positiver oder negativer, an sich gesetzt ist, indem diese Bestimmung erst dann eintritt, wenn der Punkt abstrahirt vom Ganzen und nicht in Beziehung auf die Position, sondern auf *andre Punkte* betrachtet wird; wie also seine Differenz erst sich *findet*, nachdem das Ganze gegeben ist: so ist auch durch die unendliche Affirmation Gottes kein Ding *als dieses besondre* der Art nach, es ist nur als absolute Identität gesetzt und seine Relation *findet* sich erst *in* dem Ganzen und mit diesem seine Qualität in Bezug auf andre.

216. Das Absolute selbst aber, oder Gott ist das schlechthin Potenzlose, nicht die Potenz, auch nicht die höchste oder unendlichmal höhere von irgend etwas das ist, sondern Alles in Allem, das durchaus und in jeder Rücksicht Bestimmungslose. *)

*) Der Punkt, an welchen sich der ganze Mifsverstand der Philosophie anknüpft, den ich noch immer und nur noch deutlicher, als zuvor, in der Tendenz der neuesten Werke von Eschenmayer, und mehreren seiner Nachfolger erkennen mufs, ist grade der oben angegebne. Eschenmayer begriff das Absolute der Philosophie als Potenz: anstatt nun an die Stelle dieses (mifsverstandnen) Absoluten das wahre, nämlich das potenzlose, zu setzen, suchte er es wieder in einer Potenz; nur in einer unendlichmal höheren als die Philosophie erreichen könne, welches gleich widersprechend ist von Seiten der Idee des Absoluten und von Seiten des Begriffs der Potenz betrachtet. So lange das Absolute überhaupt durch Potenz, gleichviel welche bestimmt wird: so lange wird es noch

In der Sphäre der Relativität, nicht der der absoluten Freyheit betrachtet. Aufser dem Absoluten aber ist nichts, zu dem es sich als Potenz verhalten könnte; es ist das, zu dem alles Seyn gehört, das aber selbst zu keinem andern gehört und nichts anderem gleich oder ungleich ist. Keine Potenz kann die absolute, die höchste seyn. Daher auch Eschenmayer über der Potenz des Seligen wieder eine unendlichmal höhere suchen und so nach der Weise der bisherigen Reflexionsphilosophie nur eine endlose Annäherung zum Absoluten, (d. h. eine unendliche Negation wahrer Erkenntnifs des Absoluten) der Philosophie zum Ersatz anbieten kann.

In der Schrift: Uebergang der Philosophie zur Nichtphilosophie ist es deutlich, dafs der Verfasser die drey Potenzen, des Endlichen, Unendlichen und Ewigen, als aufser einander befindliche, wie Sprossen an einer Leiter, denkt und die höchste derselben, das Ewige $= A^3$, für das ausschliefslich Absolute ansieht. Die Behauptung war aber diese: dafs das Endliche, Unendliche und Ewige gleicherweise absolut sind und im Absoluten als Eins liegen. Wäre allein das Ewige ($= A^3$), so wäre, da dieses die Indifferenz ist, eben damit weder das Endliche noch das Unendliche gesetzt; es wäre nur Indifferenz gesetzt, allein in dem Absoluten ist die Differenz (in diesem Betracht) eben so absolut als die Indifferenz, die Einheit und die Entgegensetzung sind selbst wieder Eins. Die Differenz ist reel, denn das Endliche wie das Unendliche, jedes dieser Attribute Gottes, ist selbst göttlich und von eigner Selbstständigkeit. Die Einheit ferner beyder ist keine endliche, in der nur vernichtbare Gegensätze begriffen sind, sondern eine göttliche nach der Erklärung, die wir schon (162) gegeben haben. — Ein andrer Schriftsteller weifst mich aus der jüdischen

und christlichen Dreyeinigkeitslehre zurecht und belehrt mich, dafs die Indifferenz, das Ewige (= A^3) nicht das ganze Absolute, d. h. dafs der Vater nicht allein Gott sey!

217. Alle Potenzen sind sich unter einander gleich in Ansehung des Absoluten: d. h. keine folgt aus der andern, sondern jede folgt auf die gleiche Weise aus der absoluten Identität. Die Formen sind in der Allheit nicht nach einander, und entspringen nicht auseinander; sondern, darum ist Allheit, weil absolute Identität, d. h. weil alles was ist in gleichem absoluten Leben lebt.

218. Der Grad der Realität eines Dings, (worunter hier nicht die relative, sondern die Substantialität verstanden wird), das Mehr oder Weniger des Positiven also, das ein Ding in sich schliefst, steht im Verhältnifs seiner Annäherung zur absoluten Identität, zur Fülle der unendlichen Affirmation.

219. Dem Erscheinungsleben nach gleich endlich, und gleicherweise nur unter Relationen gebohren, unterscheiden sich also die Dinge durch Grade der Realität: wie in der Zahl 3, obschon sie endlich ist gleich 1, dennoch ein gröfserer Gehalt ist, denn in dieser. So ist z. B. an dem, was nur aus der Affirmation der ersten Potenz (195) folgt, und in so weit es nur kraft derselben existirt, auch nur die *Existenz* erkennbar als eine solche, die nicht aus ihm selbst folgt, d. h. ein solches erscheint am meisten endlich. Ein höherer Grad von Realität ist in dem, an welchem sich A^3 darstellt: denn es begreift, auch für die blofs relative

Betrachtungsweise, aufser der Existenz noch die Position der Existenz und die Position des Einsseyns beyder. Den höchsten Grad von Realität aber hat, was selbst Bild der Substanz ist, sofern sie nicht im besondern Ding sondern im All der Dinge lebt. Ein solches ist nur Eines, der Mensch.

220. Aber diese gröfsern und geringern Grade der Realität schliefsen doch keine *Privation* ein in Ansehung der letztern, als blofs beziehungsweise auf *unsern*, discursiven, (Allgemeinbegriffe bildenden und das Besondre damit vergleichenden), Verstand. *Beraubung* findet nur da statt, wo einem Ding genommen ist, was zu seinem Begriff gehört. Aber nach der absoluten Identität, die im All zwischen dem Begriff und der Existenz ist, kann zum Begriff eines Dings, sofern er enthalten ist im Begriff des All, nichts gehören, das nicht auch durch die Existenz des Dings ausgedrückt wäre. Seine wahre Vollkommenheit, blofs relativ auf sich selbst, d. h. wahrhaft betrachtet, besteht also grade darin, das zu *seyn*, was es *ist*. So ist es für den Kreis keine Beraubung, dafs er nicht viereckicht oder für das Viereck, dafs es nicht rund ist, sondern eben in dem Rund- und in dem Viereckichtseyn besteht die Perfection beyder.

221. Gott, heifst es in einer alten Schrift, hat den Menschen aufrichtig geschaffen, aber sie suchen viel Künste. So ist auch jedes Ding aufrichtig in seiner Art, keines nach einem Allgemeinbegriff geschaffen, keines einem andern wahrhaft vergleichbar (der

eigentliche Sinn des Principii indiscernibilium), sondern eine eigne Welt.

222. Kannst du, (so redete ich schon einmal), die Formen der Natur auf Linien bringen und erinnert nicht jede deinen reflectirenden und vergleichenden Verstand an ihre Absolutheit? Kannst du dem Stein gebieten, sich in den Punkt zu stellen, wo er in deiner Verstandesordnung liegt, oder der Pflanze, da zu blühen wo du sie hinreihest, oder überhaupt den Wesen, sich zu sondern, wie du sie sonderst, und liegt nicht vielmehr Alles in einer göttlichen Verwirrung vor dir? Drängt sich nicht alles in Eins und lebt friedlich zusammen, jedes freudig in seiner Art, was in deiner Trennung sich himmelweit flieht? Das macht, dafs jedes für sich ein Ganzes und eben dadurch mit allem Andern Eins ist. *)

*) Neue Zeitschrift für speculat. Physik, 2tes Heft, S. 16.

223. Ja das Einzelste selbst ist, durch seine Existenz, gerade weil es dies ist, der unmittelbarste Wiederschein Gottes und der Totalität, weil es am wenigsten aus sich selbst seyn kann, und sein Leben am meisten am Leben des All hängt.

224. Die Mannichfaltigkeit der Schöpfung, hauptsächlich wie sie sich im Menschengeschlecht geoffenbart hat, unter eine Formel zwingen zu wollen ist der gröfstmögliche Wahn, aus dem statt der Heiterkeit und Ruhe der Betrachtung nur Unlust und eitle Mühe, wie bey unsern eingebildeten Welterziehern und Weltverbesserern entsteht, oder in verwirrter Verstandesphilosophie die Anklage des Schöpfers, dessen unend-

liche Fülle sich in allen Graden der Perfection, ohne Einschränkung in irgend einem, dargestellt hat, weil in jedem für sich die Unendlichkeit ist.

225. Nichts, überall nichts, ist daher an sich unvollkommen, sondern Alles was ist gehört, in wiefern es ist, zum Seyn der unendlichen Substanz, zu deren Natur es allein gehört, dafs sie *sey*. Diefs ist die Heiligkeit aller Dinge. Das Kleinste ist heilig wie das Gröfste, sowohl durch die innre Unendlichkeit, als dadurch, dafs es seinem ewigen Grund und Seyn im All nach nicht vernichtet werden könnte, ohne dafs das unendliche Ganze selbst vernichtet würde.

Allgemeine Anmerkung

die

Lehre vom Verhältnifs des Endlichen zum Unendlichen betreffend.

In den vorhergehenden Sätzen glauben wir den Hauptinhalt der allgemeinen Vernunftwissenschaft oder der Lehre vom All begriffen zu haben.

Wichtiger kann wohl keine Untersuchung gedacht werden, als die über das Verhältnifs der endlichen Existenz zum Unendlichen oder zu Gott. Giebt es auf diese Frage keine durchaus klare und bestimmte Antwort in der Vernunft, so ist das Philosophiren selbst eitel, die Vernunfterkenntnifs durchaus unbefriedigend und unbefriedigt.

Die Vernunftansicht jenes Verhältnisses, wie wir sie im Vorhergehenden entwickelt haben, kommt, wie leicht zu sehen ist, auf folgende Wahrheiten zurück.

Gott, als sich selbst bejahend, bejaht in allen Wesenheiten des All, und in jeder derselben insbesondre, nur das Relationslose und Ewige.

Die Endlichkeit besteht nur in den Relationen der Wesenheiten auf einander, die Gott ihnen nicht geben, nicht positiv in ihnen bejahen, aber auch nicht nehmen (wenn schon alles nichtig in Bezug auf sich selbst setzen) kann. Nicht nehmen, weil er sie sonst

zu einem reinen absoluten All machen müfste, wie er selbst ist.

Die Endlichkeit ist daher von Ewigkeit mit und bey dem Unendlichen, nämlich mit den Wesenheiten des All, ohne wahren Ursprung, (da sie kein eigentliches Seyn ist) und ohne positive Folge aus Gott; sondern, wie der Schatten mit dem Körper zugleich ist ohne doch etwas Wesentliches zu seyn.

Das Leben, welches die Wesenheiten des All relativ auf einander haben, ist entgegengesetzt ihrem Leben in Gott, worin jede als eine freye, selbst unendliche ist; es ist in sofern ihr von Gott abgefallnes und abgetrenntes Leben.

Nur in diesem von Gott abstrahirten Daseyn der Dinge ist eine Zeit: bezogen auf Gott aber sind die Wesenheiten der Dinge an sich selbst ewig und mit diesen sind auch die unendlichen, möglichen Relationen derselben auf einander zumal, gleichfalls zeitlos, gesetzt.

(Zum Beyspiel: dein wirkliches oder gegenwärtiges Leben als Mensch ist allerdings nur dein Leben in und unter Relationen und in sofern blofs die *Erscheinung* deines wahren und ewigen Lebens. Aber nicht nur ist dein Wesen oder deine Idea und zwar *als* deine (weil Gott nicht so arm ist, dafs er nach Allgemeinbegriffen schaffte) eine ewige Wahrheit in Gott, sondern auch die Relation selbst, durch welche du wirklich bist, ist (obgleich nichts an sich, nichts Positives, weil sie nur Relation ist) doch mit der We-

senheit zugleich, also auf ewige Weise, zeitlos in Gott).

Das Endliche *kann* nicht getrennt von dem Unendlichen seyn, weil es an sich nichts seyn würde, da es nur auf Relationen beruht, diese aber nichts seyn könnten, ohne das, wovon sie es sind.

Wird das Endliche abstrahirt gedacht vom Unendlichen: so verlangt es seinen eignen Ursprung und wirkliches Daseyn, und *die bloße Relation selbst muß dann zu etwas Realem und Wirklichem gemacht werden.*

Dagegen als gleich ewig mit dem Unendlichen gesetzt ist die Endlichkeit, eben deßhalb, auch als nichtig gesetzt. —

Wie alle wahre Philosophie jederzeit über diese Punkte in Uebereinstimmung war, so dagegen alle falschen Ansichten darin, daß sie das Endliche von dem Unendlichen trennten, und daß sie ihm eben deßhalb, da es an sich bloß Relation ist, also nicht von sich selbst seyn kann, sondern nur in wiefern das Unendliche ist, einen, von diesem unabhängigen *Ursprung* geben mußten.

Mit Uebergehung jener durchaus vernunftlosen Vorstellungsarten, welche einen Anfang des Endlichen in der Zeit, oder auch eine Dauer desselben von endloser Zeit, (denn beyde Vorstellungsarten sind sich ganz gleich), annehmen, wollen wir von den ältern Ueberlieferungen nur die Emanationslehre erwähnen.

Wir haben zwar dieser auch sonst schon vor an-

dern Vorstellungsarten den Vorzug eingeräumt, dafs Gott in derselben wenigstens als ruhiger Grund der Dinge angenommen werden kann, und die Thätigkeit oder Handlung vielmehr in das Emanirende als in das, woraus es emanirt, gelegt wird. „Das Ueberfliessende, sagt sie, fliefst über, nicht kraft einer Wirkung desjenigen, aus dem es überfliefst, sondern durch seine eigne Schwere. Es reifst sich los und wird nicht abgestofsen. Dasjenige, aus welchem es überfliefst, wird dadurch, relativ auf sich selbst, in seiner Fülle nicht vermindert, die unendliche Realität aber kann durch ihr Ueberfliefsen in die Welt, weil sie unendlich ist, überall nicht vermindert werden."

Allein mit den übrigen falschen Ansichten hat auch diese die Betrachtung des Endlichen in der Trennung vom Unendlichen gemein. Gott ist ihr nicht ein in sich selbst geschlofsnes, alle Relationen in sich aufhebendes und durch seine Ewigkeit auslöschendes All, sondern ein durch successive Generationen sich propagirendes Urwesen, das in den äufsersten Ausflüssen sich in die Privation der Vollkommenheit, die Materie verliert.

Das Wesen der Endlichkeit ist, schlechterdings nicht aus sich selbst und an sich selbst seyn zu können, (weil es eine Relation ist). Wird daher das Endliche überhaupt getrennt betrachtet von dem, an dem und mit welchem es allein seyn kann; so ist es gewissermafsen richtiger, auch alle Stetigkeit zwischen ihm und zwischen dem Unendlichen aufzuhe-

ben, welche in der Emanationslehre wenigstens noch gesucht wird.

Ist die Endlichkeit nicht bloſse Relation (die einzige Art wie sie mit dem Wesen oder dem Unendlichen zugleich seyn kann): so muſs sie dann vollends hypostasirt werden, in einem eignen Wesen, einer Materie, die von Gott nicht erschaffen, die aber doch auch nicht geworden seyn kann, da sie allem Werden zu Grunde liegt: welche ferner als der Einheit Gottes entgegengesetzt ihrer Natur nach Nicht-identität und der Regelmäſsigkeit und Harmonie widerstrebend ist.

Nach der gewöhnlichen Darstellung dieser Ansicht verhält sich Gott nur als der Architect der Welt. Allein die Regel, der Begriff eines Dings ist ihm nicht bloſs äuſserlich aufgedrückt, sondern innerlich eingebohren und mit dem Stoff in ihm gänzlich verschmolzen.

Indeſs möchte behauptet werden können, daſs bey den meisten der Alten diese Vorstellung einen ganz andern und tiefern Sinn hat, als man in der bisherigen Auslegung geahnet.

Was sie von einer unerschaffnen Materie (materia increata) sagen, möchte nämlich wohl, nicht eine von Gott unabhängige, *wirklich existirende* Materie bedeuten, sondern diesen Sinn haben: Aus Gott folgt: und ist nur die Realität, die Vollkommenheit der Dinge; was daher an ihnen Position, Wesenheit ist, ist das Gotterschaffne an ihnen; was dagegen nicht

Vollkommenheit ist, ist an ihnen materia *increata*, ist das von Gott Unerschaffne, das Nichtige.

Insbesondre was die gewöhnliche Darstellung der Platonischen Lehre über diesen Punkt betrifft, welcher zufolge auch Plato jene von Gott unabhängige Materie als wirklich vorausgesetzt, die erst durch den göttlichen Verstand zur Ordnung und Harmonie des sichtbaren Universum gebracht worden, so ist unbegreiflich, wie sich diese Darstellung bis auf die neuesten Zeiten hat erhalten können.

Nach dem innern Zusammenhang der ganzen Platonischen Denkart sowohl, als nach unzweifelhaften Aeufserungen seiner Werke, die seine wahre Ansicht der Endlichkeit nicht verkennen lassen, mufs, was in andern von dem ewigen Daseyn der Materie geäufsert wird, zum Theil nach der angegebnen Auslegung gedeutet, zum Theil auf die kühne Bildlichkeit seiner Darstellungsweise gerechnet werden.

In den dogmatischen Ansichten, nach welchen, als den herrschenden, auch das platonische Wort ausgelegt wurde, zeigte sich indefs das Bedürfnifs eines Stoffs so unüberwindlich, dafs, wie Spinoza bemerkt, auch die Schöpfung aus Nichts in denselben nur eine Verhüllung jener Voraussetzung ist, indem das Nichts selbst der Imagination wieder als eine Art von Substrat oder Stoff dienen mufs.

Hieher gehört auch der, obgleich nur als Parodie gemeynte Versuch eines nicht unbekannten Mannes, der unsre Lehre, dafs das Endliche an sich selbst nichts sey, und in seinem Seyn nur Wiederschein des

Abso-

Absoluten, so ausdrücken zu können meynte: „der Abglanz des Absoluten, indem er sich an dem *Nichts* breche, gestalte es in Erscheinungen und veranlasse dadurch die Entstehung einer unendlichen Vielheit scheinbarer Realitäten.“ *)

*) Die Rede ist von den schon einmal erwähnten *Aphorismen über das Absolute*, deren Scherz der Herausgeber der Zeitschrift, in welcher sie erschienen, vollkommen Recht hat, für das Beste zu halten, das jene noch ans Licht gefördert und für weit vorzüglicher, als die Langweiligkeit seiner eignen Abhandlung und der übrigen würdigen Mitarbeiter. Ich glaube dem Verfasser der Aphorismen hiemit meinen öffentlichen Dank abstatten zu müssen, theils, weil es an sich angenehm ist, das ungebildete Geschrey der deutschen Polemik durch einen Ton von Geist und Laune unterbrochen zu sehen, theils weil er Veranlassung gegeben, dafs ein rüstiger Bücherschreiber in diesem Lande seinen Mangel an philosophischer Beurtheilungskraft auch für die Nichtkenner handgreiflich gezeigt hat, indem derselbe in ein Buch, welches ganz mit mönchischer Polemik, nicht gegen meine Lehre, sondern gegen das, was er dafür hält oder so nennt, angefüllt ist, die Parodie derselben, (welche sie zu einer Art des Manichäismus macht,) als eine neue, vortreffliche, Lehre und Vorstellungsart gläubig aufgenommen hat. — Da es nach den Worten des bekannten Schulplans, welcher jenes Product als Lehrbuch in allen Schulen, mit ausdrücklichem Verbot des Gebrauchs anderer, vorgeschrieben hat, vorzüglich auf einen *Sieg* über den jetzt so imponirendem Mysticismus und Dogmatismus angesehen ist: so wird also dieser Sieg darin bestehen müssen, dafs die

Der Unterschied des Parodirenden von dem, welches parodirt werden sollte, braucht nicht weiter gezeigt zu werden. Das, was nicht an sich selbst und insofern nichts ist, das eigentliche auch Platonische Μη ον, ist nur die Relation selbst und mittelbar das, was in Relation ist, *sofern es in Relation ist.* Aber, dieses Nichts aller Relation ist nichts aufser dem All, sondern *selbst das All.* Das All setzt die mit den Wesenheiten gleich ewige Relation derselben ewig als Nichts, und ist in sofern das Nichts aller besondern Dinge, als Dinge, da es im Gegentheil die Position der ewigen Wesenheiten ist. Daher ein andrer, welcher die Lehre vom Absoluten, als die Lehre des absoluten Nichts darstellte, es besser traf als er wohl selbst dachte. Sie ist allerdings die Lehre vom absoluten Nichts der Dinge, als endlich existirende,

einheimische Jugend auf Lyceen zwar meine Lehre zu verabscheuen, dagegen aber die scherzhafte Parodie derselben, nicht *als* Parodie, sondern als höchsten Ernst, als erhabne Wahrheit, aufzunehmen und sich einzuprägen wird angehalten werden. — Der Mann hat sich in öffentlichen Blättern damit entschuldigt, dafs, da die inländische Jugend, trotz seines Entgegenarbeitens, so sehr von Fanatismus ergriffen sey, *er*, als Lehrer, doch auch *ein wenig fanatisch* hätte seyn und sprechen müssen, (wahrscheinlich um noch Eingang zu finden). Wahrscheinlich ein sehr empfehlungswerthes Accommodationssystem und wohl accommodirende Hände, in denen sich die Erziehung befindet.

welche ihm vielleicht als die vornehmste Realität erscheinen.

In einigen orientalischen Religionssystemen (dem Persischen z. B.) hatte sich der uralte Keim ächter Lehre, realistisch verwandelt, zu einem solchen Dualismus ausgebildet, in welchem dem allein-realen (dem guten) Grundwesèn, ein zweytes, welches bloſse Privation, bloſses Nichts der Qualität nach (bloſse Finsterniſs) seyn sollte, entgegengesetzt wurde, und in welchem daher die wirklichen Dinge als Mischungen beyder Principien betrachtet wurden.

Allein das Nichts in den Dingen ist nicht ein bloſses Nichts der Qualität, sondern ein Nichts *der Existenz nach* und kann dem All oder dem Absoluten auf keine Weise entgegengesetzt werden, da es nicht eine ihm entgegengesetzte Existenz, sondern überall keine Existenz hat.

In den neuern Zeiten, da die Ordnung der Philosophie gänzlich verkehrt war und man nicht von Gott zu den Dingen, sondern von den Dingen zu Gott gelangen wollte, konnte jene Frage kaum mehr in ihrem wahrhaft speculativen Sinn aufgeworfen werden. Nur in veränderter Form kehrte sie in der auf die Vollkommenheit Gottes gegründeten praktischen Philosophie, als Frage nach dem Ursprung des Uebels und des moralischen Bösen, zurück.

Wenn Gott Urheber der Sinnenwelt ist (und dieſs wurde als entschiedne Wahrheit vorausgesetzt), wo-

her das Uebel und das Böse? Entweder ist es auch durch Gott hervorgebracht, so wird er dadurch selbst zum Urheber der Unvollkommenheit; oder es ist nicht durch ihn hervorgebracht, woher alsdann seine unläugbare Wirklichkeit?

Diese Frage leitete gewissermafsen einen Rechtshandel zwischen Gott und der Vernunft ein, wovon die Acten und das Endurthel, (wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt), in der Leibnitzischen Theodicee enthalten ist.

Es ist wohl kaum zu läugnen, dafs Leibnitz ein ziemlich klares Bewufstseyn hatte über die einzige auf jene Frage mögliche Antwort; auch hat er sie in einzelnen Aeufserungen zum Theil wirklich ausgesprochen: sie nicht mit consequenter Klarheit durchgeführt zu zeigen, mochte der weise Mann in seinem Zeitalter Gründe genug finden.

Leibnitz setzt also zwar das Uebel in eine blofse Privation des Wesens, aber ohne die Privation selbst wieder als etwas Nichtiges und in die blofse Relation zu setzen: während die Wirkung Gottes nach ihm blofs auf das geht, was an den Dingen Positives ist *).

*) Malum est privatio entis, cum contra actio Dei ad aliquid positivum pertingat. *Theod.* Opp. Tom. I. P. I. p. 141. — Actio Dei producit et conservat, quicquid in creaturis est positivi et largitur iis perfectionem, essentiam et virtutem etc. ibid. p. 142.

Er beruft sich auf die Scholastiker, welche bereits gelehrt haben: die Ursache des Uebels (also auch der Endlichkeit überhaupt) sey nicht eine causa efficiens, sondern deficiens. Er sucht die Sache durch das Beyspiel der damals von *Kepler* geltend gemachten natürlichen Trägheit der Körper zu erläutern. Setzen wir, sagt er, mehrere gleiche Schiffe, die nur ungleich belastet, einen und denselben Fluſs hinuntertreiben. Alles übrige gleichgesetzt werden die schwerer beladnen Schiffe langsamer abwärts gehen, als die andern. Die Ursache dieser Retardation ist nun keinesweges die Schwere, da die Schiffe ja allerdings abwärts, nicht hinaufwärts gehen. Die Schwere oder die Gewalt des Stromes ist also bloſs Ursache der Bewegung dieser Schiffe, nicht aber der Langsamkeit, oder der Limitation dieser Bewegung; denn sie verhält sich zu allen gleich; der Grund der letzten kann also nur in den Schiffen selbst, nämlich in der angebohrnen Trägheit der Materie liegen, welche das Beyspiel einer ursprünglichen Privation der Dinge ist. — So ertheilt Gott den Dingen alles, was an ihnen Wesenheit, Perfection, oder Kraft ist; der Grund ihrer Unvollkommenheiten beruht auf einem natürlichen Mangel, einem bloſsen Defecte, der nichts Positives in sich schlieſst.

Wir überlassen dem Leser selbst, sich hieraus die angemessene Erläuterung auch für unsre Ansicht zu nehmen, und bemerken bloſs, daſs dem durchdrin-

genden Geiste Leibnitzens die Folgerung unmöglich entgehen konnte, dafs, wenn alles, was die endlichen Dinge als solche von Gott unterscheidet, in einem reinen Mangel, in nichts Positivem besteht, das Reelle oder die Substanz in allen Dingen nur Eine, nämlich Gott seyn mufs, wodurch denn der bekannte Ausspruch Leibnitzens: „*Wären keine Monaden, so hätte Spinoza Recht*“, auf seinen eigentlichen Werth zurückgeführt wird.

Dafs im Kriticismus diese Untersuchung, welche eigentlich das Centrum der Philosophie ausmacht, völlig verschwand, ist eben so begreiflich, als es consequent ist, dafs die Barbaren in der Philosophie jene Frage vom Verhältnifs des Endlichen zu Gott, für eine unbeantwortliche erklären, und in der Ordnung, wenn die Darstellung des endlichen Daseyns, als eines von Gott abgefallnen und getrennten Lebens, denjenigen am seltsamsten dünkt, welche an ihrer, ganz in Relationen versunkenen, Existenz, die unmittelbarste Erfahrung machen könnten, dafs die einzige und eigentliche Sünde eben die Existenz selbst ist.

Das Seyn der Dinge in Gott ist, (wie in den voranstehenden Sätzen hinlänglich bewiesen ist), ihr Nicht-Seyn in Relation auf einander; so wie dann im Gegentheil ihr Seyn in Relation auf einander nothwendig ihr Nicht-in Gott-Seyn oder ihr Nicht-Seyn

in Ansehung Gottes involvirt. Die weitere Ausführung und die sinnbildliche Darstellung dieser Ansicht gehört der Religionslehre an: sie *dem* Theil des Zeitalters weiter zu deuten, der sie bey ihrer ersten Darstellung*) nicht begriffen hat, fühle ich keinen Beruf. Ihr Sinn mag ruhen, bis er von selbst sich aufthut.

Uebrigens wollen wir, zur Erläuterung der Unverständlichkeit, welche wechselseitig statt hat zwischen dem, der die Ursprunglosigkeit des Endlichen erkennt und dem, welcher einen realen Ursprung desselben zu erkennen meynt, mit der Erklärung schliessen, welche Plato von dem Unterschiede des Philosophen und Sophisten giebt.**)

„Eine andre ist die Schwerverständlichkeit des Sophisten, eine andre die des Philosophen."

„Jener in der Dunkelheit des *Nichtseyenden* (τοῦ μὴ ὄντος) entfliehend, und durch langen Umgang derselben gewöhnt, ist wegen dem Dunkeln des Orts schwer zu erkennen."

„Der Philosoph aber, der Idea des *Seyenden*

*) In der Schrift; Philosophie und Religion. Tübingen. 1804.

**) In dem Gespräch, das diese Ueberschrift trägt, S. 175. des 2ten Theils der Zweybrücker Ausgabe.

(νοῦ ὄντος) durch Vernunftbetrachtung stets genähert, ist wegen des Glanzvollen jener Gegend keineswegs leicht zu sehen. Denn auf das Göttliche hinblickend Stand zu halten, sind die Seelenaugen der Menge unvermögend."

II.

Kritische Abhandlungen

und

Uebersichten.

I.

Ueber
die speculative Tendenz der Erfahrnen.

Von Prof. Joh. Ad. Schmidt, in Wien. *)

Ein Zeitalter trägt den Character der Frivolität, sobald es mit solchen Worten, welche eine ehrwürdige, und weise Vorzeit ausgesprochen hat, um Ideen verkörpert den Zeitgenossen und Nachkommen mitzutheilen, ein leichtfertiges Spiel treibt, und dieselben zum Dienste der nichtswürdigsten Begriffe mifsbraucht. Eine Generation, bey der Idee und Einfall gleichviel gelten, d. i. nichts bedeuten, verdient mit Recht von Ideen verlassen ins Reich der nichtigen Welt der Erscheinungen hingeworfen, und Einfällen preifs gegeben zu seyn.

*) Wir glaubten, die Rubrik der kritischen Abhandlungen nicht besser, als mit diesem Aufsatz eröffnen zu können: müssen aber dabey bemerken, dafs der zweyte Absatz desselben an einer leicht zu errathenden Klippe Schaden gelitten hatte: daher derselbe, so wie er hier, nach, ohngefährem Ermessen des Sinns des Verf. hergestellt, erscheint, von den Worten: *Ist es nun*, an bis zu dem Wort: *gerathen*, nicht als Werk des Verf., sondern als unsere Zuthat anzusehen ist. Anm. d. Herausg.

Ist es nun an sich schon unerfreulich, den Geist der Worte einer längst erloschenen Welt erweckt zu sehen, um ihn mit dem zu vergleichen, der in dem Buchstaben derselben Worte unserer Zeit lebt: so ist es niederschlagend, bemerken zu müssen, wie sich die Weltleute und Schulmänner jeder Art gleich bereitwillig die Hände bieten, eine ins Geleis gebrachte Rohheit der Begriffe standhaft im Geleise zu erhalten, indem sie den *Sprachgebrauch* ihres Zeitalters als das stringenteste Gesetz für die Dauer dieser Barbarey geltend zu machen beflissen sind. Die einzige erheiternde Seite daran ist die Verwirrung, in welche dabey, mit ihrem Anhange, diejenigen, welche die herkömmliche Gemeinheit durch solche Mittel zu erhalten suchen, unvermeidlich gerathen.

Um diese Behauptung zu belegen, darf man nur hingreifen auf die unter der Mehrzahl geläufigen Begriffe von *Wissenschaft*, *Theorie*, *Lehrsystem*, *Erfahrung*, *Praxis*, *Empirie*, u. s. f.

Was zuvörderst die bey der Mehrzahl herrschende und geltende Ansicht der *Wissenschaft* betrifft, so mufste diese in den frühern Tagen unserer Zeit ein Ereignifs erfahren, von dessen nachtheiligen Folgen sich diese Ansicht wohl schwerlich mehr erhohlen wird. Die Weisen und Nichtweisen des Zeitalters lagen ruhig unter den Hallen eines gothischen Gebäudes, das von dem Nimbus der Universalität des Wissens umgeben war, im Schlummer der selbstigen Genügsamkeit, als der Geist des bedeutendsten Mannes dieser Zeit vorüber zog, und sie freundlich weckte.

Im wachen Zustande sahen jetzt viele jenen Nimbus zerstreut.

Von jener Zeit an lernte man immer allgemeiner einsehen, dafs es um die strenge Wissenschaftlichkeit so mancher vermeynten Wissenschaft nicht ganz richtig stehe. Das Wissen war auf eine nimmer zu vereinigende Weise geschieden in ein reines, und unreines Wissen. Reines Wissen trat in die Sphäre der Wissenschaft, alles Wissen aus Erfahrung aber ward in die Sphäre empirischer Doctrinen verwiesen; und als sich in der Folge überzeugende Beweise einstellten, dafs sich mehrere der sogenannten empirischen Doctrinen mit Unrecht einer wissenschaftlichen Form angemafst hatten, gewährte das Ringen und Streben des Empirismus um die Ehre der Scienz einen nicht unpossierlichen Anblick.

Man hatte freylich seit undenklichen Zeiten durch Einpfropfung der mannigfaltigen Hypothesen den Baumwuchs der Empirie zu veredeln getrachtet, auch hatte die Erfahrung der wissenschaftlichen Form von jeher als Parasite den Hof gemacht, aber mit allen dem konnten doch ihre Doctrinen allesamt die empirische Abkunft nicht verläugnen. Die Verlegenheit stieg auf das höchste, als man zu gleicher Zeit einsah, dafs man die Bedeutung des Wortes *Empirie* durch den Sprachgebrauch auf das tiefste erniedriget hatte. Die gelehrten Erfahrnen mufsten es sich selbst eingestehen, dafs sie dieses Wort gebraucht hatten, so oft sie den bewufstlosen Handthieren in chemischen Laboratorien, optischen Werkstätten, im Berg- und Hütten-

wesen, in der Hospital- und Privatpraxis, u. s. f. eine notam ignominiae einbrennen wollten. Um zwischen diesem und ihrem Thun eine unübersteigliche Kluft anzulegen, hatten sie es dahin gebracht, dafs Empirie und humane Brutalität gleichbedeutend waren, dagegen hatten sie die von Hypothesen erzeugten und gebohrnen Erfahrungen der Physik, Chemie, Medicin u. s. f. als die Producte der höchsten Vernünftigkeit aufgestellt, und nur diejenigen, welche sich gewandt in diesem Chaos bewegten, und mit Profusion darüber ausliefsen als philosophische, rationelle, methodische, hocherfahrne Physiker, Chemiker, Mediker u. s. f. hinauf gehoben. Jetzt haben sie sich auf dieses Gebiet, welches sie selbst mit Verachtung belegt hatten, mit ihren Erfahrungen verwiesen, und sollten sie diese lieben einträglichen Erfahrungen der austeren Wissenschaft opfern, die so viel fordert, und nichts für diese Welt giebt?

Gegen diese Verlegenheit mufste um jeden Preis Rath geschafft werden. In der Noth verfiel man auf den Begriff einer *Erfahrungswissenschaft*. Es lag am Tage, dafs die Physik, wie sie stand, mit allen ihren Zweigen ein grofses Convolut *empirischer* Sätze sey. Um ihr aber *einigen wissenschaftlichen* Werth beyzulegen, behauptete man, dafs doch die menschliche Vernunft diese Erfahrungen erworben und geordnet habe, welches nicht hätte geschehen können, wenn die Vernunft nicht ihre Form auf den Stoff übertragen hätte. In wiefern demnach Erfahrung und Wissenschaft in den verschiednen Zweigen der Physik

sich durchschlingen, gebühre ihr mit allen Zweigen die Würde einer *Erfahrungswissenschaft.*

Diesen Kampf des Empirismus um die Dignität einer *Erfahrungswissenschaft* hatte jener kalte Denker durch den von ihm schneidend aufgestellten Gegensatz zwischen einem Wissen a priori, und a posteriori aufgeregt; aber wie oft dieser lustige Kampf auch dem Weisen ein Lächeln mochte abgenöthiget haben, so liefs er sich doch nicht bewegen, aus seiner Verschlossenheit herauszutreten; und da man dieses merkte, ging man an seine Thür. Die Physiologen und medicinischen Practiker machten bey ihm selbst directe Anfrage: ob ihr Wissen a priori oder a posteriori sey? und er antwortete einigen mit einer so artigen Schlauheit, dafs sie heute noch nicht wissen, wie sie mit ihrem Wissen daran sind.

Die Erfahrnen der Zeit waren von dem narcotisirenden Wahne, „dafs sie im Besitze einer *Erfahrungswissenschaft* seyen," nur so eben wieder eingeschläfert, als sie durch eine höhere und tiefer eindringende Stimme aufs neue unerfreulich geweckt wurden. Diese Stimme sagte ihnen vernehmlich: „Dafs der Begriff einer *Erfahrungswissenschaft* ein Zwitterbegriff sey, bey dem sich nichts zusammenhängendes, oder der sich überhaupt nicht denken läfst. Was reine Empirie sey, sey nicht Wissenschaft, und umgekehrt, was Wissenschaft sey, sey nicht Empirie."

So waren die Erfahrnen mit einem Mahle wieder des erträumten Edens der Wissenschaft verlustig, auf

die wilde Haide der Empirie ausgestofsen. Aber von nun an verkannten sie sich selbst vor Wuth. Anstatt den edelsten Theil ihrer Kräfte auf ein Gebiet zu verwenden, welches als ihnen angehörig nur die Wissenschaft selbst anweisen kann, nützen sie diese Kräfte ab an einem Kampfe, der zu ihrem Selbstruin ausschlagen mufs. Viele unter ihnen meynen, eine solche Behauptung sey nur aus der Luft aufgegriffen, und wurzle nicht im festen Boden, sie sey darum auch nicht höher, als eine Stimme in der Wüste, zu achten; andere halten dafür, es sey nicht gesagt, wenn sie es nicht hören lassen; die meisten aber nehmen einen solchen Ausspruch auf wie eine gegen die Erfahrung ausgestossene Invective, und treten sogleich mit Indignation in eine Tiefe zurück, wo sie eine sinnlose Auslegung gar nicht hören, somit auch von dem Mifsverständnisse nicht befreyet werden können.

Jener Ausspruch, *dafs es keine Erfahrungswissenschaft gebe*, sagt nicht aus, *dafs es keine Erfahrung gebe;* was er aber aussagt, kann so streng bewiesen werden, dafs jede Kraft, die es versucht, die Beweise zu entkräften, auf denjenigen, der sie anwendet, vernichtend zurückwirkt. Oder macht denn jener Ausspruch die Empirie an sich verächtlich? waren es die Erfahrnen nicht selbst, welche die Empirie dem Pöbel gleich gemacht haben? Und wenn ferner behauptet wird, dafs Theorie und Empirie einen solchen Gegensatz zu einander bilden, dafs sie in keinem Tertium ihrer Sphäre Eins werden können: würde denn daraus folgen, dafs die Empirie vernichtet wer-

den

den müsse, um der Theorie Existenz zu geben, und umgekehrt: oder läfst diese Behauptung nicht schon die Möglichkeit durchscheinen, dafs jede nur in sich selbst gesund seyn könne, durch Einpfropfung der einen auf die andere aber eine jede mit einem Contagium behaftet werde?

Und nun komme ich meinem Vorhaben näher. *Socrates* fragt im Phaidon den *Simmias*: „Sind auch wir in der gleichen Lage, oder nicht, in Rücksicht der gleichen Dinge, und des Gleichen an sich?" Vollkommen, sagte Simmias. „Wir müssen also," fährt Socrates fort, „das *Gleiche* (an sich) vor jener Zeit wissen, als wir zuerst die *gleichen Dinge* erblickend einsahen, dafs alles, wie das Gleiche zu seyn strebt, aber *mangelhafter* ist." — Und noch weiter hin sagt Socrates dem Simmias: „Ehe wir anfingen zu sehen, oder zu hören, mufsten wir wohl ein Wissen vom Gleichen an sich, worinn es bestehe, besitzen, wenn wir die sinnlich erkannten gleichen Dinge darauf sollten beziehen können, weil alles dergleichen wie jenes zu seyn sich bestrebt, aber *schlechter* als es ist."

Wenn die wenigen von der Welt verhöhnten Weisen der Zeit behaupten: „es gibt ein Urwissen, und nur darinn ist *Wissenschaft;* aber durch dieses Urwissen ist die Möglichkeit zu einem anderen Wissen gegeben, und dies andere Wissen ist Erfahrung", — wenn sie ferner behaupten: „nur was sich aus dem Urwissen hervor bildet zu einer Wirklichkeit, ist *Theorie;* was aber aus jenem anderen Wissen entstehet, ist *Empirie;*" wie nimmt die Welt ihre Behauptung auf?

Als Ausflüge einer aufgescheuchten Phantasie, als momentane Aeufserungen einer irren Speculation, wohl gar als das Explodiren eines brennenden Hirns, ja jene Weisen sollen es sich gefallen lassen, als Schwärmer und transcendente Narren von den Erfahrnen bezeichnet unter ihren Zeitgenossen umher zu gehen. Und sagen sie denn etwas anderes, als Plato? *Wissenschaft* = dem Wissen des an sich Gleichen; *Theorie* = dem Erkennen aus dem an sich Gleichen; *Empirie* = dem Streben der sinnlich erkannten Dinge nach jenem an sich Gleichen; aber was Socrates und Plato lehrten, irret diese Welt nicht, denn sie sind als Individuen ihr längst nicht mehr im Wege.

Wir werden also mit jenen Weisen behaupten, es könne nur in sofern eine Theorie geben, in wiefern es eine Wissenschaft giebt, und wenn es eine Wissenschaft der Natur gebe, so müsse sie den Keim zu aller Theorie in sich tragen. Jede Theorie, die sich nicht aus einem rein wissenschaftlichen Keime frey hervorbildet, ist Erdichtung, dagegen mufs jede Theorie mit einer in sich führenden Nothwendigkeit alle Erdichtung vernichten. Wenn die Erfahrnen ob dieser Behauptung lächeln und uns auf die Gräber so mancher ehejetzt hochgepriesenen Theorieen hinweisen, und mit Ironie gegen uns ausrufen: „Sehet! da stand Athen, wo jetzt in ärmlichen Strohhütten elende Honigsammler wohnen," so spotten sie selbst sehr treffend über die Vergänglichkeit *ihrer* Werke; eben weil die Empirie diese Theorieen gebohren hat, mufsten sie sterben, wie alle die noch je von ihr gebohren

werden sollen, welches in dem Verfolge dieses Aufsatzes noch deutlicher gemacht werden soll.

Theorie und Empirie verhalten sich zu einander, wie Anschauung und Reflexion, und differiren wie Esoterisches und Exoterisches. In der Sphäre der Theorie wird die Natur als unbedingte Thätigkeit angeschauet, die Natur theoretisiren heifst: sie mit höchster Kraft des Geistes in unendlicher Thätigkeit anschauen, und alle ihre Bildungen in absoluter Continuität unter den Augen entstehen lassen.*) —

In der Sphäre der Empirie wird die Natur als ein bedingtes Gesammtprodukt betrachtet. Die Natur empirisiren heifst sie als ein mit Discontinuität der Formen gegebenes, und vollendetes Ganzes auffassen, und über die neben — und aufser einander liegenden einzelnen Producte reflectiren. Der Theoretiker geht von dem Unbedingten des allgemeinen Naturprocesses aus, und läfst die durch den Procefs selbst hervor gehenden Producte rechts und links fallen voraus gewifs, dafs sie, wohin sie fallen, immer auf dem rechten Platze stehen, (quocunque cadit, stat semper linea recta). Der Empiriker greift die durch den Procefs bedingten und zu Stande gebrachten Produkte auf, und

*) Es ist das Loos des trefflich Gedachten, dafs es einmahl ausgesprochen also gleich auf Plattheiten verwendet wird. Was Wunder also, wenn irgend ein Salbader sagt: *er wolle eine Metamorphose unter den Augen des Lesers entstehen lassen*, und um Wort zu halten ein Symptom nach dem andern erzählt, ohne nur durchscheinen zu lassen, wie eines das andere bestimmt.

erforscht und betrachtet ihre sinnlichen Verhältnisse zu einander.

Diese hier gehäuften Theorie und Empirie scheidenden Charactere sollen den auf dieser Stufe nicht zu vereinigenden Gegensatz nur von mehreren Seiten anschaulich machen, ohne die Ahnung zu vernichten, dafs die Natur noch irgendwo als ein identisches Ganzes erkannt werden könne, aber man mufs nicht fordern, diese Identität vom Standpunkte der Theorie oder Empirie aus anschauen zu können. Das Urwissen schwebt über Theorie und Empirie als seinen beyden Formen; die höhere Form in edlerem Stoffe ausgeprägt liegt ihm nur näher als die andere niedrigere.

Aber ein Theil der Erfahrnen klagt doch, dafs es von jeher die Theorie gewesen sey, die sich in das Gebiet der Erfahrung eingemengt, und auf demselben Verwirrungen angerichtet habe, und defswegen belegt dieser Theil der Erfahrnen schlechthin alle Theorie, theils mit Spott, theils mit Verachtung.

Ein andrer Theil der Erfahrnen meynt, so schlechthin könne man die Theorie nicht missen, man benöthige sie den Unerfahrnen in die Welt der Erfahrung einzuführen; ein jeder ihres Gleichen gebe ihr dann, wenn er die Welt der Erscheinungen nur halben Wegs kenne, unaufgefordert den Abschied. Nur halten freylich die weltlich Mächtigern unter diesen Erfahrnen ihr Stück auf eine Theorie, in welcher sich ihre Ansicht reflectirt, welche nämlich dem Unerfahrnen die Welt der Erscheinungen gerade so zeigt, wie sie

wollen, dafs er sie sehen soll, jede andere suchen sie mit Gewalt abzutreiben.

Ein dritter Theil der Erfahrnen strebt mit den Erfahrungen in seiner Sphäre unaufhörlich die Höhe der Theorie zu gewinnen. Alle seine Beobachtungen und Experimente haben eine theoretische Tendenz, aber unglücklicher Weise hat *diese Tendenz ursprünglich eine falsche Richtung*.

Es ist nun zu erweisen, dafs diese (in Bezug auf ihre Ansicht der Theorie differenten) *drey Klassen der Erfahrnen* durchaus nicht wissen, wie sie mit der Theorie und Empirie daran sind, aber es ist nicht unmöglich, dafs die erste Klasse der Erfahrnen, die sich der Theorie als ein gerader und offener Feind entgegen wirft, einst zur Einsicht gelangen wird, dafs sie im eigentlichsten Sinne mit der Theorie nie in feindlichen Verhältnissen stand, sondern nur aus einem glücklichen Instincte gegen jenen unreinen Dämon, der in das Licht der Theorie gekleidet von der dritten Klasse der Erfahrnen ausgehet, und immer zu der Imagination in geradem, zu dem Verstande aber in umgekehrtem Verhältnisse stehet, den gerechten Krieg führte. Uebrigens sind diese Erfahrnen nicht entfernter von aller speculativen Tendenz, als die Theorie von ihrer Empirie, beyde wissen nichts von einander, und das ist gerade das Beste des ganzen Verhältnisses. — Was aber die zweyte Klasse der Erfahrnen betrifft, welche die Theorie für den Dienst der Empirie in die Miethe zu nehmen glauben: so wird es täglich einleuchtender, dafs sie die eigentlich von der dritten

Klasse der Collegen Betrogenen sind, indem sie irgend ein von dieser Klasse der Erfahrnen für Theorie aufgejagtes leuchtendes Gespenst ihrer Empirie zum Wegweiser geben. In wiefern es nun einerley ist, ob dieses oder jenes Gespenst, welches sie als Theorie besolden, mit ihrer Empirie querfeldein läuft, ist es allerdings consequent, dafs sie bey einem bleiben, aber es ist nicht gerecht, dafs sie mit äufserer Macht jene Collegen, die in Bezug auf Erfahrung mit ihnen in gleicher Linie stehen, darum verfolgen, weil ihrer Empirie nicht das gleiche, sondern ein anderes leuchtendes Gespenst zur Seite gehet. — Was endlich die dritte Klasse der Erfahrnen anbelangt, welche die Empirie zur Theorie zu potenziren strebt, so haben wir es in diesem Aufsatze darauf angelegt, vorzüglich diesen den Spiegel vorzuhalten, in welchem sie ihr nichtiges Beginnen und Enden, Thun und Treiben auf dem Gebiete der Empirie ersehen mögen.

Eine Theorie der Natur, so gewifs sie Theorie ist, entspringt aus Ideen, die sich zu Begriffen so continuirlich fortbilden, dafs sie durchaus keinen Hiatus haben. Wenn sonach der Theorie gerade nur der edelste Theil der Natur (Begriffe und Intuitionen) angehöret: wozu bedarf sie noch der sinnlich-groben Dinge? Eine mit dem Object selbst verunreinigte Theorie ist eo ipso Nichttheorie. Es hat nie eine Theorie gegeben, welche sich in der Sphäre der Empirie gefunden hätte, auch wird sich nie eine in dieser Sphäre finden lassen. Sie, die nur von Ideen die Möglichkeiten empfängt, um sie zu reinen Wirklich-

keiten auszubilden, hat nie das Bewufstseyn ihrer hohen Abkunft verloren, und wo man sie auch an die Materie gefesselt zu haben wähnte, war es immer jenes Trugbild, welches wir bald kenntlicher machen werden.

Es kann also nur der Empirie ein Sinn nach der Region der Theorie stehen. Nun behaupten wir aber, dafs dieser Sinn der Empirie jene Region nie erreicht und was er auch in sich aufnehmen möge, so wird es immer nicht Theorie, sondern eine täuschende Gestalt derselben seyn, welche den Verstand von jeher so empfindlich zum Besten hatte, dafs sie bey den Praktischen, wie wir oben angedeutet haben, mit Recht die Verachtung, welche die gelehrten Schulmänner auf die Empirie legten, nach gleichem Maafse theilte. Mufste denn nicht der Geist der Theorie schon längst entwichen seyn, wenn die Gelehrten unserer Tage sogar jede Sammlung allgemeiner Regeln, die auf die Bewirkung irgend eines Zweckes abzielen, eine *Theorie* nennen konnten? *Kant* läfst den Spott auf sein ganzes Zeitalter aus, indem er sagt: „Man nennt einen Inbegriff *selbst* von praktischen Regeln alsdann *Theorie*, wenn diese Regeln als *Principien* in einer *gewissen Allgemeinheit* gedacht werden" u. s. f. Wer will es denn noch irgend einem Handwerk abstreiten, dafs auch es *seine praktische Regeln in einer gewissen Allgemeinheit gedacht*, also auch seine Theorie habe? Theorie ist, nach *Troxlers* kaustischem aber wahren Ausdrucke, in solchem Sinne von nun an auch jedes Recept, nach welchem

der Apotheker seine Pillen macht, und ihre Theorieen sind überhaupt nichts anderes als Recepte für die Empirie.

Indessen hat es einen tiefen Grund, warum die Empirie endlos nach der Höhe der Theorie streben mufs, und dieser Grund kann nur in den Tiefen des menschlichen Geistes selbst aufgefunden werden. Von der einen Seite betrachtet gleichet dieses endlose Streben der Erfahrnen der Strafbarkeit des Sohns des Aeolus: der Stein in der Hölle mufs ewig mit Mühe bergauf gerollt werden, um ewig bergab zu rollen; aber aus einem höheren Standpunkte betrachtet, feyert eben darin jene Kraft des menschlichen Geistes, in welcher die Theorie wohnet, den schönsten Triumph. In der Empirie bewegt sich der Riesengeist der Natur lebendig; zum Bewufstseyn empor gehoben hat er

„Trieb und Drang nach immer höh'rem Leben."

Es ist ein der Empirie auf jeder Seite eingeprägter Charakter, dafs sie obgleich umwunden von den Phänomenen doch Gesetze für dieselbe sucht, dafs sie noch so eingeflochten in den Stoff keineswegs dem unter ihrer Hülle liegenden Formtriebe widerstrebt, als welcher dem Todten Leben, und dem Bewufstlosen Intelligenz anmuthet. Dies ist die Stufe, wo der Stoff nach der Form eines höheren Lebens strebt, der erste Schritt des Produkts zum Uebergange aus der materiellen [illegible] eine intelligente Natur, aber auf dieser Stufe kann weiter nichts gewonnen werden, als dafs das Produkt der Sphäre der Intelligenz näher gebracht wird. Auf dem Gebiete der Empirie also ist ein Seh-

nen des Phänomens nach dem Gesetz, der Materie nach der Form.

Durch die Sinnlichkeit hat das Phänomen gleich der Materie Zutritt bey dem Verstande, der ihm seine Gesetze einbildet. Das höchste Gesetz, nach welchem der Verstand die Welt der Erscheinungen richten kann, wodurch aber zugleich die Einseitigkeit der Richtung des Causalitätsverhältnisses (von A auf B, und nicht von B auf A) aufgehoben wird, ist das Gesetz der Wechselwirkung, und dieses Gesetz herrscht durch das ganze große Gebiet der Empirie. Unaufhörlich stellt der Verstand Fragen an die Erscheinungen, bald frägt er die Wirkung um die Ursache, bald die Ursache um die Wirkung, und gewinnt er Antwort, so gewinnt er Erfahrung, aber wie die Frage so die Antwort, wie die Antwort so die Erfahrung.

Allein nicht zur Ruhe gebracht durch die Einsicht, *daß* eine Erscheinung die andere bestimme, strebt der Verstand einzusehen, *wie* die Bestimmung geschehe. Aber um das *Wie* der Erscheinungen in dieser Revier durchsehen zu können, müßte ihn die Sinnlichkeit hier nicht verlassen, er müßte nicht genöthiget seyn aus dem niedrigern Gebiete des *Seyns* einer Natur in das höhere des *Werdens* hinüber zu streben. Der Verstand an die materielle Natur als Produkt gefesselt vermag sich nicht dorthin zu erheben, wohin doch ein höherer Sinn gekehrt ist. *Und hier beginnt der Irrgang.* Die Einbildungskraft entfesselt ihn von den Erscheinungen unter dem täuschenden Vorwande, ihn auf ihren Flügeln in jene

höhere Welt der Subjectivität der Natur zu übertragen, aber in der That versetzt sie ihn in das Reich der Phantome, wo sie, und längst nicht mehr der Verstand aus der Legion leuchtender Truggestalten all diejenigen aussucht, welche sie der erscheinenden Welt beygeben kann. Diese phosphorescirenden Gespenster in das Gebiet der Erfahrung eingeführt, und dem gemeinen Verstande als Wesen höherer Natur (als Theorie) vorgestellt, führen denselben von der breiten Bahn der geraden Heerstrafse abseits in Moor und Sümpfe, bis er nach langer Zeit des Betrugs müde sie wieder von dem Boden der ihm angehörigen Welt verjagt.

Deutlicher so: Erfahrne aller Art werden dadurch, dafs sie der äußeren Natur ablernen, gleich ihr eine Erscheinung durch die andere zu bestimmen. Aber über diese Erfahrung hinaus wollen sie noch einsehen, *wie* diese Bestimmungen geschehen, denn *dafs* sie geschehen, haben sie ja schon erfahren. *Sie wollen also die Phänomenenwelt erklären.* Aber hier entfernen sie sich von dem Boden der Erfahrung, und treten aus dem begränzten Reiche der Wirklichkeit in das unbegränzte der Möglichkeit. Indem sie von einer Erscheinung zur andern immer höher hinauf steigen, müssen sie zuletzt auf einen Punkt kommen, wo die Welt der Erscheinungen aufhört. Bis zu diesem Punkte haben sie die ganze Last ihrer Erfahrung nachgezogen, um sie daran zu knüpfen, aber auch dieser Anknüpfungspunkt löst sich unter ihren Händen auf. Wem gehört nun die letzte Erscheinung an? einer Ur-

sache, welche, weil sie sich nicht mehr sinnlich auffinden läfst, durch die Imagination erjagt, *erschlossen* wird. Mit dieser durch einen Schluſs aufgefundenen Ursache lassen sie sich wieder auf den Boden der Empirie herab, um jetzt das ganze Chaos der Erscheinungen nach dieser Ursache in Reihen und Glieder zu ordnen und zu erklären. Aber von nun an, behaupten wir, ist es um das gerade Sehen und Thun des Verstandes geschehen. Jene *vorausgesetzte* Ursache treibt nun unter den Erscheinungen ihr Unwesen, und nöthiget den Verstand sich dem Spiele der Imagination anzubequemen, wie weit er auch immer von dem geraden Wege links abkömmt. Immer wird in die Erscheinungen das hinein gesehen, was der unterlegten Ursache entspricht, was ihr aber widerspricht, wird dem Verstande verhehlt. Völlig im Dienst der Imagination sind nun selbst alle Beobachtungen und Experimente, denn sie werden von dem Standpunkte jener vorausgesetzten Ursache aus recht eigentlich *gemacht* und alle Resultate, wie laut sie auch der Voraussetzung widersprechen, werden mit Gewalt darauf zurück getrieben.

Das ist Wesen und Character dessen, was (das Zeitalter der Griechen ausgenommen) von jeher und annoch mit dem ehrwürdigen Worte *Theorie* belegt ist, manchmal heifst auch eine solche durch Imagination auf Kosten des schlichten Verstandes aus den bodenlosesten Erfahrungen hervorgegangene Erdichtung ein *Lehrsystem*, oder ein *Lehrgebäude*. Allein solche von einer imbecillen Imagination hergestellte Kar-

tenhäuser ruhen nicht einmahl auf einer Hypothese, welcher eine Ahnung höherer Wahrheit zu Grunde läge. Wahrlich wenn die Griechen die leiseste Ahnung gehabt hätten, die Weisheit werde einmal wieder von der Erde zu den Göttern heimkehren, und nur einen Wiederschein zurücklassen, in dessen matten Strahlen sich eine Zunft von Heloten der Nützlichkeit und Brauchbarkeit erwärmen werde, so würden sie leicht voraus gesehen haben, dafs es diese Zunft seyn werde, die alles Hohe und Heilige erniedriget und entehret, ja dafs es nur ihr beykommen könne, ein unorganisches Convolut der von Ideen verlassensten Erfahrung für das Gleiche auszugeben, was die Weisesten unter ihnen als eine unmittelbare Offenbarung einer Gottheit (einen Ausfluſs von ihren Göttern) verehrt haben, sie hätten vielleicht, um wo möglich den hohen Sinn der Θεωρία heilig zu bewahren, alles Machwerk der empirischen Abstraction als den Ausfluſs eines unreinen Dämons κακοδαιμονωρία bezeichnet.

Aus dem schon oben angedeuteten gehet hervor, *dafs die Empirie, indem in ihr die Materie unter die Form des Verstandes gebracht wird, höheres nichts als die unterste Stufe eines geistigen Bildungsprocesses der Natur repräsentire.* Aber wir setzen hinzu: die Empirie repräsentirt diese Stufe mit Würde, wenn sie sich ursprünglich bescheidet, dafs ihre Erfahrungen in Bezug auf Wissenschaft durchaus keinen höheren als einen bloſs *geschichtlichen* Werth haben können. Indessen ist nicht zu hoffen, dafs die

Erfahrnen der ihnen angehörigen Welt ohne Falschheit treu bleiben werden, es sey denn, dafs bey weitem die Mehrzahl unter ihnen sich den Gesetzen einer Verstandesdisciplin willig unterwerfe. Die Reihe der Ursachen und Wirkungen der Natur macht einen unendlichen Fortgang und Rückgang: die Empirie mag nun die Natur, indem sie in die Reihen durch Beobachtung und Experiment eingreift, bey was immer für einem ihrer Producte festhalten, so kann sie immer nur ein einzelnes Causalverhältnifs erfahren; aber eine solche Erfahrung ist in sofern jedes Mahl *durch den Zufall* gebohren, als das Product gerade jetzt und unter diesen und keinen anderen Verhältnissen gegeben ergriffen, und gerade so und nicht anders behandelt worden. Wenn durch Beobachtungen und Experimente das Verhältnifs noch so vieler einzelnen Dinge zu anderen einzelnen, der Zusammenhang von tausend Phänomenen mit anderen tausenden erforscht und eingesehen wird, so kann dadurch noch lange nicht, ja wir sagen, schlechthin nicht eingesehen werden, wie all diese Einzelnheiten in der Natur als einem organischen Ganzen seyen, wie die tausend und abermahl tausend Phänomene, die uns an der Peripherie der Natur erscheinen mögen, in einem ehejetzt ersehnten *Centralphänomen* wurzeln.

Da also die Empirie die Sphäre eines historischen Wissens um die Erscheinungen der Natur nie verlassen kann, hieraus aber nicht folgt, dafs es keine Sphäre gebe, in welcher das von einer materiellen Natur mit Nothwendigkeit Erzeugte mit einer glei-

chen nur noch viel höheren Nothwendigkeit in der intelligenten Natur wiedergebohren werde, indem die Natur und die Weisheit ewig nur das Gleiche sprechen (Nunquam aliud natura, aliud sapientia dicit), so ziemt der Empirie zwar ein Sehnen nach jener Sphäre und ein Glauben an die Möglichkeit eines reinen und strengen Wissens; aber sie mufs sich begnügen in ihrer tiefern Sphäre den Gesetzen des Verstandes pünktlich zu folgen, die Bestimmungen der Erscheinungen mit Ruhe zu verfolgen, und nur solchen Resultaten zu vertrauen, die noch in der erscheinenden Welt zu Hause sind. Es kann ihr nicht verwehrt werden, zu analysiren und zu synthesiren, Induction und Analogie um nüchternen Beystand anzugehen, aber wenn sie folgert, darf sie mit den Folgerungen aus ihrem magischen Kreise nicht heraustreten, wofern sie nicht alsogleich den Verführungen der Imagination will anheim fallen.

Es ist für den Geist einer höhern Welt erfreulich, in einer von dem Verstande gezügelten Empirie dennoch den Trieb, die Natur zu theoretisiren, angekündigt zu sehen, und in der That veroffenbart sich dieser Trieb am reinsten in den ruhigen und anspruchlosen Beschäftigungen verständiger Naturforscher, ihr Verstand und die erscheinende Natur sind recht eigentlich in einem traulichen Dialoge, und was sie uns davon hören lassen, ist kindlich aufrichtig vorerzählt, und völlig rücksichtslos auf einen höheren Zweck. Schon darum wird der Weise, wenn er sich mit der empirischen Welt einläfst, von der Ausbeute solcher

Arbeiten viel näher angezogen, als von jenen durch Voraussetzungen eingegebenen und geleiteten Resultaten einer zudringlichen, stolzen und anmaſslichen Naturforschung, in welcher insgemein das ewige Licht der Wissenschaft höchst getrübt ist, während dem es aus jenen einfachen Ansichten der Naturerscheinungen um vieles reiner zurück strahlt; über zwey Extreme der empirischen Naturforschung scheint die ewige Weisheit gütig zu walten, indem sie entweder dem offenen unverführten Sinne des gesunden Verstandes manche selbst den Weisesten unter den Menschen vorenthaltene Naturgeheimnisse wie eine Blitzerscheinung sehen läſst, oder indem einige *durch Genialität geleitet* den Punkt finden, an dem ihre Resultate mit der Naturtheorie freundlich und innig zusammentreffen, wie z. B. *Volta's* und *Ritter's* Arbeiten mit der Theorie der anorgischen Natur, *Haller's* Versuche über die Reitzbarkeit, *Blumenbach's* Versuche über den Bildungstrieb, *Brow'ns* Ansicht von der Incitabilität mit der Theorie der organischen Natur. Wenn ein solches Forschen und Finden von keiner Idee geleitet wird, und doch mit einer Idee dermaſsen zusammen trifft, daſs die Theorie dem Resultat freudig entgegen kömmt, so heiſst es in Bezug auf die erstern ein *glücklicher*, und in Bezug auf die andern ein *genialischer Griff*.

Ich habe getrachtet durch alles Vorhergehende den Erfahrnen die Quelle anzudeuten, aus welcher Entwürdigung der Theorie und Entstellung der Erfahrung zugleich hervor gehet; das Verderben kömmt

nicht daher, dafs die Erfahrnen, oder der Empirismus überhaupt, nach Theorie strebt, dieses Streben ist vielmehr ein hohes Attribut der edleren Menschheit; sondern daher, dafs die theoretische Tendenz eine falsche, und gerade die umgekehrte Richtung nimmt, indem kein Weg von der Empirie zur Theorie führt. Wenn die Gültigkeit dieser Behauptung nicht aus höhern Gründen eingesehen würde, so läge ja die Erfahrung schon als Beleg in der Nähe, indem jeder Versuch aus der Empirie eine Theorie zu errichten seither immer mifslungen ist, wie denn jeder andere noch forthin nothwendig mifslingen mufs.

Es wiederholt sich aus dem Ganzen deutlich, was *Plato* dem *Socrates* aus einem Buche des *Anaxagoras* vernehmen läfst:

> „Der Mensch müfse nichts anderes betrachten sowohl an sich als an andern Dingen, als das *Erste und Beste.* Eben derselbe müfse aber auch das *Schlechtere* wissen. Denn auch davon gelte das Wissen.“

So denn also das Erste und Beste sowohl an sich als an andern Dingen ein strenges Wissen ist, eine Theorie von sich sowohl, als von anderen Dingen, aber nur aus einem solchen reinen Wissen unmittelbar entspringet, so müssen die Erfahrnen es zwar für immer aufgeben, vermittelst Empirie zu jenem Wissen zu kommen, aber sie haben defswegen ein anderes Wissen nicht aufzugeben. Denn der Mensch soll ja auch das *Schlechtere* wissen, und auch davon gilt ein Wissen.

Wenn

Wenn uns nun in diesem Gange jene oben klassificirten dreyerley Erfahrnen gefolgt wären, so könnte die *erste* aller Theorie feindliche Klasse so ziemlich einsehen, dafs sie instinktmäfsig die Kakodämonorie, keineswegs aber die Theorie, bisher mit Erfolg für sich bekriegt habe; die *zweyte* Klasse aber könnte nicht länger in Zweifel stehen, dafs sie diese Kakodämonorie wohlfeilen oder theuern Preifses erkauft habe, um sich von derselben irre führen zu lassen; die *dritte* Klasse müfste aber Einsicht gewonnen haben, dafs sie die bisherige Richtung ihrer theoretischen Tendenz, welche der Theorie Schande, und der Empirie Schaden brachte, nicht früh genug aufgeben könnte.

Defs allen ungeachtet ist voraus zu sehen, dafs die gröfsere Menge der Erfahrnen, zumahl die Praktischen der Zeit, wie der König im gestiefelten Kater, wollen, *die Theorie soll ihnen die Raupen von den Bäumen abnehmen;* bey solchen Ansichten, wie die hier aufgestellten, werden sie mit der Frage an uns kommen: *wozu ihnen das Ganze, was uns Theorie ist, dienen könne, da sie zur Theorie nicht hinauf, auch die Theorie zu ihnen nicht herab könne?* Aber mit dieser Frage nöthigen uns die Erfahrnen eine Vorfrage um den Beweis des Rechts ab: nach welchem sie fordern können, *dafs ihnen die Theorie dienen müsse?* Wie denn, wenn das *Erste und Beste an sich und an andern Dingen* sich selbst genug wäre, die Theorie die Erfahrungen der Empiriker gar nie berücksichtigte, und höchstens nur die be-

ste Erfahrung der Theorie gut genug zu Diensten wäre?

Aber leider! nicht allein eines so verkehrten und verstockten, sondern auch eines so gemeinen Sinnes ist dieser Haufen, dafs er fest glaubt, die ursprüngliche und höchste Bestimmung der Theorie sey: dem in jedem neugebohrnen Individuum immer neu werdenden Empirismus erst als Amme zu dienen, nachher aber als ein gutes Kindsweib ihn am Gängelbande das Gehen zu lehren; wenn aber der Zögling einmahl frey auf den Beinen stehe, soll sich die Theorie wohl gefallen lassen, als ein entbehrliches Gesind abgefertiget zu werden.

So mögen es denn die gemeinen Handwerker vernehmen, dafs es keine Theorie für sie giebt, dafs aber auch ihr Wissen und Können, von der Höhe der Wissenschaft aus angesehen, weiter nichts als eine blind abgenöthigte organische Bewegung ihres Leibes ist; welche unter einem kaum dämmernden Bewufstseyn auf bestimmte der Vernünftigkeit nur analoge Productionen ausgehet, in welchen die Form nie den Stoff besiegt. So mögen sie es auch hören, dafs ihre Erfahrungen aufser dem kleinen Kreifse ihrer Individualität durchaus nichtig sind; und wie stentorisch auch solche Erfahrungen schreyen, und wie listig sie auch äufsere Macht zu Hülfe nehmen, um sich mit Gewalt in höheren Kreifsen der Vernünftigkeit geltend zu machen, so sind sie doch vor der Vernunft verworfen.

Es giebt aber eine kleine Anzahl der Erfahrnen, die sowohl durch ihren Glauben an die Möglichkeit

eines höhern Wissens, als auch durch ihr verständiges und ruhiges Forschen und Thun auf gleiche Weise achtungswürdig ist. Sie begibt sich gerne aller Ansprüche auf irgend ein höheres Wissen; unter der Aegide des gesunden Verstandes lebt diese Empirie ein heiteres, sicheres und auch der Welt nützliches Leben „ohne von Erforschung der wirklichen Dinge jemahls zu ermüden."

Und so könnte ich denn in Bezug auf Theorie und Erfahrung nur noch zweyerley Menschen ein Wort des guten Rathes und fröhlichen Muthes verkünden, *jenen* nämlich, die, bevor ihr jugendlicher offener Sinn durch die Welt der Erscheinungen entstellt worden, ihr glücklicher Genius frühzeitig zur Betrachtung des Ersten und Besten sowohl an sich als an andern Dingen geleitet hat; dann auch *jenen Erfahrnen selbst*, welche von Erforschung der wirklichen Dinge ermüdet, und unbefriedigt durch ein Wissen des Schlechtern, wie Socrates fürchten, im beständigen Anschauen der verfinsterten Sonne ihre Augen zu verderben, um also, indem sie die Dinge lange nur mit den Sinnen fassen wollten, nicht endlich an der Seele zu erblinden, die letzte Zuflucht in den Begriffen finden. Für diese beyden giebt es eine Theorie; dennoch läfst sie sich von jenen, deren Sinn durch die gewöhnliche Erfahrung gar nicht getrübt ist, leichter finden, die andern aber müssen den Staub von den Füfsen schütteln, die Welt der Erscheinungen verlassen, und mit völlig uneingenommenem Sinn Theorie um ihrer selbst, und nicht um der Erfahrung willen suchen. Kehren sie aber ein-

mahl gebildet von ihr wieder in die Erscheinungswelt zurück, so sehen sie anders in diese Welt hinein, und ganz anders sehen sie auch aus dieser Welt die Erscheinungen heraus. Sie mögen von jetzt an den Gang der der natürlichen Ereignisse verfolgen, oder geflissentlich Ereignisse veranstalten, immer werden ihre Beobachtungen das Gepräge einer reinen Thatsache haben. Wenn die gemeine Empirie in Nacht und Graus herumwühlt, und den Wald vor Bäumen nicht sieht, werden ihre Experimente und Beobachtungen bey dem Lichte der Idee bestimmten und klaren Ausschlag geben; wenn die blinde Empirie vom Hunderten aufs Tausende abspringt, und die Lücken gar nicht kennt, welche die Erfahrung noch auszufüllen hat, werden jene den Hiatus zwischen den Mittelgliedern der Erscheinungen sogleich bemerken, und haushälterisch mit Zeit und Kräften die Kluft ausfüllen. „Rechte Erfahrungen widersprechen nie der rechten Theorie, nur rechte Theorie leitet zu rechter Erfahrung.“ Wenn der ganze Pallast empirischer Spreu zerstiebt wird, ist den Erfahrungen, in welche sich Ideen eingebildet, oder welche sich in Ideen zurückgebildet haben, noch Dauer gesichert. Abgesehen von grofsen ermunternden Beyspielen der Vorzeit ist auch unsere Zeit nicht völlig arm an gleichen Beyspielen. Ideen haben sich in die Erfahrungen eines *Göthe* und *Steffens* eingebildet. Die Erfahrungen eines *Alexander Humboldt's* können sich in Ideen zurückbilden.

Dafs jeder auf seinem Wege nach dem Born der Weisheit sich selbst zunächst, am wenigsten aber zu-

dringlichen Geleitsmännern traue, rathen wir sehr; denn wir haben vor nicht lange neben dem herrlichen Schwan, dem *Apollon* gehörend, auch die Gans und den Wiedehopf gesehen, die sich rühmen die Herrlichkeiten der Schattenwelt zu verkündigen. Auch die Philosophie sollte dem Loos nicht entgehen, an gewissen Leuten ein vergeblich Werk zu thun. Möge sich jeder wahrhaft Wifsbegierige gegen die, so das Gewebe der Penelope von rückwärts auftrennen, wohl in Acht nehmen; aber damit sie jung und alt leichter erkennen möge, müssen wir doch ihre Hülle ein wenig lüpfen. Sie, die nichts weniger als Eingeweihte der Wissenschaft sind, haben die Vermessenheit sich in den Tempel der Naturtheorie zu schleichen, und einzelne Gesetztafeln zu berauben; dieser Vermessenheit kömmt nur gleich die Unverschämtheit, mit der sie die geraubten edlen Perlen unter die taube Spreu ihrer Empirie mischen, und diesen Mischmasch den Neugierigen für *Naturphilosophie* oder für *naturphilosophische Gewächse* verkaufen. Sie geben doch dermal, wie jeder Empiriker, der Erde unter dem Himmel ihre Stütze, und wissen nichts von einer wahrhaft göttlichen Kraft. Schon vordem haben sie alle Epochen der Kakodämonorie durchlaufen; jetzt aber thun sie doch vornehm gegen all diejenigen, welche bey weitem nie so sklavisch, wie sie selbst ehejetzt, dem in der Verehrung gesunkenen Kakodämon gehuldigt haben. Mit grofssprecherischer Gebehrde verheifsen sie euch jetzt ihre künftigen Wunderwerke; aber trauet diesen Thrasonen nicht, die mit der Na-

turtheorie wie mit der Empirie mäckeln. Wenn sie keuschen und treuen Sinn für den edlen Sprossen der Wissenschaft hätten, so würden sie ihn nicht mit ihrer Empirie verunreinigen, und wenn sie ein reiner Trieb nach Wissenschaft beseelte, so würden sie in den Tempeln derselben die Götter demüthig bitten, sie zu lehren, rechte Erfahrungen zu machen. Aber wenn heute ein *Peregrinus Proteus* auferstehet, so sind sie morgen schon seine Koryphäen, wofern sie nur auf halbem Wege voraussehen, dafs ein grofser Haufen ihrer Standarte folgen werde.

II.

Ueber
den jetzigen Zustand der Physiologie

von

Professor Döllinger.

Drey Momente sind es, die den gegenwärtigen Zustand der Physiologie (Naturlehre der menschlichen Organisation) bezeichnen: die ernstere und innigere Beziehung derselben auf die Technik der Medicin, die Theilnahme der Physiker und Chemiker an ihr, und endlich der Einfluſs, den die Naturphilosophie auf sie gewonnen hat.

In der frühesten Zeit gab es eine von aller Theorie unabhängige Ausübung der Medicin, bey welcher die beabsichtigte Heilung unbedingt dem Zufalle überlassen seyn mufste. Theorie ist überhaupt das Erkennen als Grund eines Handelns; wie konnte ein Handeln irgend eine Sicherheit haben, das nicht durch irgend eine Erkenntnifs bestimmt, begründet war? *Hippokrates* legte die ersten Gründe zur Theorie und *Galen* baute mit Weitläufigkeit darauf fort. Das Eigenthümliche der durch *Hippokrates* gegründeten Theorie ist, dafs die Regeln für das Heilen durchaus selbst

wieder vom Heilen abgeleitet sind. Was man also immer unter hippokratischer Medicin mag verstanden haben, so kann man doch dreist behaupten, es sey sinnlos, eine Ausübung der Medicin ohne Theorie darunter verstehen zu wollen; denn in diesem Falle wäre die so gepriesene hippokratische Medicin ein regel- und grundloses Verfahren beym Behandeln der Krankheiten, und die Lobeserhebungen jener Methode wären nur Anpreisungen des Sinnlosen. Man kann also vernünftiger Weise überhaupt nur von einer Ausübung der Medicin, die durch eine Theorie bestimmt ist, sprechen; aber verschieden kann die Theorie der Quelle nach, woraus sie geschöpft wurde, seyn. Hippokrates baute seine Theorie auf die Beobachtungen, die er unmittelbar an dem Krankenbette angestellt hatte, und stellte nur solche Lehrsätze auf, die sich aus seinen Wahrnehmungen zunächst ableiten liefsen. Bis auf die neuern Zeiten blieben die vorzüglichsten Aerzte dieser Methode, durch Beobachtungen des kranken Zustandes allein zur Theorie zu gelangen, getreu, und nur zufälliger Weise wurde die von den Wahrnehmungen am Krankenbette abgeleitete Theorie durch fremdartige Zusätze verunreinigt. Selbst *Boerhave*, der mehrere Kenntnisse aus dem grofsen Umfange des ärztlichen Wissens besafs, hütete sich, die Vorschriften zum Heilen von etwas Andern, als von dem Gelingen und Mifslingen des Heilens abzuleiten.

Nach einigen isolirten ältern Versuchen, die Theorie der Medicin durch Erkenntnisse zu vervollkomm-

nen, die nicht unmittelbar aus der am Krankenbette gesammelten Wahrnehmung entsprungen waren, wurde endlich in neuern Zeiten diese Methode wirklich herrschend, und es begann das Streben, der medicinischen Technik eine unabhängig von ihr begründete Theorie zu geben. Die Bemühungen eines *Cullens*, *Chr. L. Hoffmanns* und *Browns* kommen darin mit einander überein, dafs diese Tendenz in ihnen gemeinschaftlich ausgedruckt ist; vorzüglich den beyden letztern gelang es, ihre einmal gefafsten Ansichten umfassend durchzuführen. *Chr. L. Hoffmann* gründete seine Ansichten von der Natur mehrerer Krankheiten auf seine Vorstellungen, die er von dem Verhältnisse der Säfte zum Organismus, und von der Reitzbarkeit hatte, und suchte darnach die Wirkungsart der Arzneyen, so wie die technischen Regeln selbst zu bestimmen. *Brown* höher noch aufsteigend fängt mit der Bestimmung des seiner Meynung nach allgemeinsten Attributs des Organismus an, und sucht, scharfsinnig genug, hieraus die Theorie selbst abzuleiten. Wie auch immer diese und ähnliche Versuche gelungen seyn mögen, und worinn auch der Grund des Mifslingens liege, so ist doch die Art des Verfahrens selbst geeigenschaftet, eine Periode der Medicin zu bezeichnen.

Wenn von der Begründung der medicinischen Theorie unabhängig von der ärztlichen Technik und aufser ihr die Rede ist, so wird hierunter noch nicht eine von der Erfahrung unabhängige Theorie verstanden. Denn es könnte ja wohl seyn, dafs eine solche

Theorie immer noch auf Erfahrung beruhte, wenn nur diese selbst nicht die am Krankenbette allein erworbene wäre. Auch die Hoffmannische und Brownische Theorien beruhen auf Erfahrung; dafs z. B. der lebende Körper Incitabilität habe, ist selbst eine Erfahrungserkenntnifs, und so beruhen sämmtliche von *Brown* aufgestellten Gesetze der Incitabilität auf Erfahrung.

Wollte man vielleicht fragen, was für eine Theorie dieses sey, die zwar auf Erfahrung, aber nicht auf der allein bey der Technik erworbenen beruhe, und warum dann eine solche noch nebenbey für nothwendig geachtet werde, so wäre die einfachste Antwort: weil der Organismus mehr als kranker Organismus ist, so müsse man auch mehr von ihm wissen, als was man von seinem kranken Zustande und von dem Verhältnisse der Arzneymittel zu demselben am Krankenbette erfährt, und ehe und bevor man über einzelne Zustände, einzelne Verhältnisse urtheilen wolle, müsse man erst das Ganze kennen, weil die einzelnen Zustände, einzelnen Verhältnisse doch immer nur, in sofern sie Zustände des Organismus sind, der Natur des Ganzen angemessen seyn können: die Begründung der medicinischen Theorie müsse demnach durch die Erkenntnifs der Natur des Organismus überhaupt geschehen, und nur durch eine solche allgemeine Naturlehre der menschlichen Organisation könne bestimmt werden, was die Krankheiten in ihm seyen, wie die Ursachen wirken, welches Verhältnifs die Arzneyen zu gewissen krankhaften Zuständen ha-

ben, und wie demnach die Krankheiten behandelt werden müssen. Begreiflicher Weise werden hiebey die am Krankenbette gesammelten Erfahrungen nicht ausgeschlossen; die Behauptung ist nur, dafs sie nicht die einzigen seyen, auf welche die Theorie baue, ferner dafs sie den allgemeinen Erkenntnissen der organischen Natur so wie der Natur überhaupt untergeordnet, und, falls durch selbige ein Beytrag zur Vervollkommnung der Theorie geschehen solle, durchaus auf diesen bezogen werden müssen.

Denn zur Begründung der Naturlehre des menschlichen Organismus, welche zunächst die medicinische Theorie konstituirt, gehört nothwendig wieder die gesammte Naturlehre, indem sich, wie in einem Brennpunkte, die einzelnen Strahlen der allgemeinen Naturthätigkeit im menschlichen Organismus vereinigen, um, was einzeln und zerstreut in der ganzen Natur dargestellt wurde, in dieser kleinen Welt zu einem Ganzen verbunden zu wiederholen.

Nebst einigen äufsern Einflüssen war es vorzüglich das Aufsehen, welches *Browns* Sätze machten, was die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die Physiologie hinlenkte. Bey aller Verkehrtheit, mit der der Brownianismus gröfstentheils aufgefafst, und die Streitigkeiten darüber geführt wurden, konnte es doch nicht unbemerkt bleiben, dafs hiebey alles an dem Verstehen und an der genauen Prüfung der von *Brown* aufgestellten physiologischen Grundsätze, von denen er seine technischen Regeln abgeleitet hatte, gelegen sey. Schon dies ist merkwürdig, dafs man aus *Browns*

Elementen physiologische Lehrsätze auszog und einzeln als physiologische prüfen konnte, denn aus *Sydenham*, *Stoll* und dergleichen möchte wohl kein solcher Auszug statt haben können, wozu etwa nur *Chr. L. Hoffmann* Gelegenheit gäbe. Am auffallendsten ist das, seit dieser Zeit allgemein reger gewordene und emsigere Forschen der Aerzte nach der Natur des menschlichen Organismus, was aus dem kürzlich erschienenen Heere von Abhandlungen über Lebenskraft sich ergiebt.

Ist einmal die Ueberzeugung durchgedrungen, dafs die medicinische Theorie nur aus einer Naturlehre des menschlichen Organismus entspringen, oder wenn man lieber will, nur auf diesen fufsen könne, so mufs der Antheil, den dann die Aerzte nothwendiger Weise an der Physiologie nehmen, dieser Lehre selbst zum gröfsten Vortheile gereichen. Denn die Bestimmung der Gesetze des Lebens kann wohl im Allgemeinen unabhängig von aller Erfahrung geschehen, um aber eben diese Gesetze im Besondern zu verfolgen, bedarf es durchaus der Wahrnehmung, an deren Quelle der Arzt sich befindet, der mithin die vorzüglichste Gelegenheit hat, Beyträge zur Vervollkommnung der Erkenntnifs der Natur des menschlichen Organismus zu liefern, wenn nur vorerst in ihm der Sinn für Physiologie erwacht ist. Wer sollte sich nicht auf die Zeit freuen, wo die Aerzte bey Anstellung ihrer Beobachtungen allgemein die Aufklärung der Physiologie beabsichtigen werden, wo es ihnen darum zu thun seyn wird, die isolirt aufgefafsten Er-

scheinungen und Verhältnisse auf schon erkannte physiologische Wahrheiten zurückzuführen, oder streitige Sätze, Zweifel, selbst unrichtige Ansichten durch am Krankenbette angestellte Erfahrungen zu berichtigen? würde nicht selbst der Arzt heller sehen, richtiger urtheilen, sicherer experimentiren, wenn ihm beständig die Totalansicht der Natur vorleuchtete? und endlich wäre der Gewinn, der aus solchen Untersuchungen für die gesammte Medicin entspränge, nicht der in- und extensiven Gröfse nach weit bedeutender, als der, den so viele einseitige Beobachtungen über die Wirkungsart einzelner Arzneymittel bisher gewährten.

Es giebt eine einseitige Bestimmungsart des Organismus, nach welcher er blofs als Produkt betrachtet wird. Die Einsicht, dafs der Organismus, so wie überhaupt die ganze Natur, Produkt und Produktivität zugleich sey, und die Erkenntnifs, wie dies der Organismus sey, gewähren allein die wahre Enthüllung seiner sonst dunklen Natur. Fafst man den Organismus blofs als Produkt auf, so ist hiebey wieder die niederste Erkenntnifsart jene, welche allein auf seine sinnlichen Eigenschaften sich bezieht. Eine solche Erkenntnifs hat dann wieder ihren relativen Werth für höhere Einsichten; in *ihrer* Sphäre aber vollständige Gültigkeit; will sie aber vornehm thun, und aus sich selbst mehr machen als sie ist, so wird sie im hohen Grade lächerlich; denn was könnte verkehrter seyn, als das Sinnlich-wahrgenommene wieder als

letzten Erklärungsgrund des Sinnlichwahrnehmbaren brauchen zu wollen? Inzwischen sind einer solchen Ansicht die chemischen Untersuchungen, wodurch, wie man gewöhnlich glaubt, die Bestandtheile des organischen Körpers aufgefunden werden, willkommen, und sie sieht in ihnen den Schlüssel zur Eröffnung der Pforten, die den Eingang ins Heiligthum der Natur verschliefsen. Ich werde hier nur weniges über die sich selbst mifsverstehende Chemie überhaupt sagen. Der Chemiker untersucht vorzüglich das Verhältnifs der verschiedenen Qualitäten zu einander, aber gewöhnlich wähnt er, er habe es mit verschiedenartigen Materien, deren Nichtexistenz leicht erweislich wäre, zu thun, und nennt daher diejenigen Qualitäten, deren Verhältnisse sich theils nicht weiter bestimmen, theils sich nicht auf andere bekannte zurückführen lassen, Grundstoffe. Sobald das Verfahren des Chemikers, womit er, wie man sagt, die Körper zerlegt, in gewisser Art mit den Bedingnissen, unter welchen die Körper entstanden sind, übereinstimmt, so liegt in der Zerlegung und Angabe der Bestandtheile einige Wahrheit; sobald aber keine von der Entstehungsart ganz abweichende Zerlegungsweise eingeschlagen wird, so kann die Angabe der erhaltenen Bestandtheile mit der Natur des zerlegten Dinges nicht übereinstimmen. Kein Wunder also, wenn die chemischen Angaben der Bestandtheile natürlicher Körper so oft und so auffallend von einander abweichen, da es nicht auf die Natur des Körpers allein, sondern auch auf die Art der Zerlegung ankömmt, welche Bestandtheile

man erhalten soll. Was kann nun kontrastirender seyn, als die Art, wie der Organismus die ihm eigenen Qualitäten setzt, und unter sich verbindet, und wie sie der Chemiker wieder am Erstorbenen auseinanderlegt und untersucht? Wie läfst sich hier die geringste Uebereinstimmung, wie läfst sich Wahrheit denken? Gesetzt auch es liefsen sich aus der chemischen Untersuchung Vortheile für die Physiologie erwarten, so könnten sie sicher nicht aus der Bekanntschaft, in die wir hier mit den Bestandtheilen der organischen Körper kommen, entspringen, und auf alle Fälle nur untergeordnete seyn; es würden höhere Ansichten vorausgesetzt, auf die man die chemischen Kenntnisse zurückführen, denen man sie unterordnen könnte. Am allerwenigsten aber darf man sich schmeicheln, in der durch die Chemie allenfalls entzifferten Zusammensetzung der Bestandtheile den Grund des Lebens finden zu wollen; denn zugegeben auch, die Chemie leiste diefs wirklich, ist denn nicht die Mischung selbst, wie sie im Organismus statt hat, eine Folge des Lebens, erzeugt denn nicht der Organismus eben so gut Gallerte, Lymphe, Eyweisstoff, Blut, Eiter, u. d. m. als er Muskeln, Nerven, Sehnen bildet; und am Ende was hat die chemische Ansicht vor der mechanischen voraus, können nicht beyde mit demselben Rechte neben einander auftreten, kann wohl eine fordern, die andere soll ihr weichen? Ueberzeugt von der Wahrheit dieser Sätze, kann es meine Meynung nicht seyn, den Antheil, welchen die Chemiker und Physiker neuerer Zeit an der Na-

turlehre der organischen Körper genommen haben, in der Voraussetzung, als habe diese Lehre schon jetzt wesentliche Vortheile davon erhalten, unter die den dermaligen Zustand der Physiologie bezeichnenden Momente zu rechnen.

Weit wichtiger scheinen mir dagegen die Rücksichten, welche die Physiker und Chemiker neuerer Zeit auf die Veränderungen genommen haben, die durch organische Körper im Reiche des Anorgischen hervorgebracht worden, zu seyn. In der Physiologie kann kaum eine Frage wichtiger seyn, als die nach dem Verhältnisse der anorgischen zur organischen Natur. Man hat diese Fragen höchst einseitig beantwortet, und insbesondere hat die sogenannte Erregungstheorie höchst falsche Ansichten darüber erzeugt und verbreitet. Man hat das Verhältnifs des Anorgischen zum Organischen als ein Einwirken des ersten auf dieses, und ein Zurückwirken des Organischen dargestellt, demnach das Lebende zum Todten und das Todte zum Lebenden gemacht. Denn da doch einmal Leben und innere Thätigkeit identische Begriffe sind, so versteht es sich von selbst, dafs das Wirken vom Lebenden ausgehe, und der Organismus eigentlich in das Anorgische wirke, und diefs auf ihn höchstens zurückwirke; nur dann, wenn das Anorgische wirklich Krankheit, fremdartige Bestimmung, im Organismus setzt, kann man sagen, dafs es auf ihn eingewirkt habe; aber in diesem Falle hatte auch der Organismus nicht zurückgewirkt; so lange aber der Organismus gesund ist, wirkt er auch allein auf das

Anor-

Anorgische ein, und dieses unter keiner Bedingung auf ihn, sein Leben ist daher auch kein Zurückwirken, das als solches einer Bestimmung von aufsen bedürfe, es ist rein ursprüngliches, inneres Wirken. Man hat sogar das Leben als einen Zustand dargestellt, der ein Mittelding zwischen Aeufserm und Innern wäre, der zwischen dem Anorgischen und Organischen in die Mitte fiele, weil nur da Leben seyn sollte, wo anorgisches Einwirken und organisches Zurückwirken einander begegnen, so dafs es also nirgends etwas Lebendes geben könnte, und demnach also auch wieder keinen Gegensatz zwischen Lebenden und Nichtlebenden.

Die Frage, welches das Verhältnifs des Anorgischen und Organischen sey, theilt sich nach der ersten Beantwortung, dafs dies Verhältnifs auf einer Wechselwirkung beruhe, die im gesunden Zustande vom Organismus, bey der Erregung der Krankheit aber von den äufsern Dingen ausgeht, von selbst in zwey untergeordnete: wie wirkt der Organismus aufs Anorgische ein, und wie wirkt dieses auf jenen? Da nur dann Einwirkung geschieht, wenn das Wirkende in einem andern Dinge seiner Wirkungsart analoge Bestimmungen setzt, so mufs durch jedes Einwirken von Aufsen der Organismus eine dem Anorgischen ähnliche, aber eben darum seiner Natur fremdartige Bestimmung erhalten, was dann Krankheit ist, in soferne die fremdartige Bestimmung dauert. Die zweyte Frage interessirt also vorzüglich den Pathologen. Dagegen die erste mehr den Physiologen, der die Natur des Organismus

gerne in ihrer ursprünglichen Reinheit kontemplirt, angeht. Nimmt das Anorgische die organische Einwirkung ganz auf, so erhält es auch ganz eine organische Bestimmung, wird assimilirt. Aber zuweilen, wie beym Respirationsakte, ist die Einwirkung nur unvollkommen, die Assimilation nur eine partielle, dann erscheint das Anorgische auch noch als Anorgisches, aber geändert, das Assimilirbare ist ihm entzogen.

Wenn nun der Physiker und Chemiker es sich zur Aufgabe machen, die Veränderungen, welche durch organische Körper in dem Anorgischen gesetzt werden, in sofern dieses nicht assimilirt wird, aufs bestimmteste auszumitteln, so begegnen diese den Physiologen zum Wohle der Wissenschaft, der Eine arbeitet dem Andern in die Hände, und es fliefst auch in der Erkenntnifs wieder zusammen, was urspriglich eins war, und nur zum Behufe der Darstellung getrennt wurde. Es hätte nichts Erwünschteres für die Physiologie geschehen können, als die physikalische Untersuchung der Veränderungen, welche die Luft beym Athemholen erleidet, hier haben die Physiker und Chemiker mehr aufgeklärt, als die genauesten Untersuchungen des Organismus an und für sich.

Der erste Schritt zur Erweckung der absoluten Erkenntnifsart geschieht durch die lebendig gewordene Einsicht der Gegensätze, und den damit herbeygeführten Skepticismus. Auch in einzelnen Zweigen des Wissens kann dieses aus der Vorstellung der Wi-

derspräche entspringende Gefühl der Unruhe die mächtigste Triebfeder zur Ergreifung einer höchsten Erkenntnifsart werden. Hat man sich einmal überzeugt, dafs die Erfahrungserkenntnifs keine Befriedigung gewähre, und darüber ist man doch so ziemlich einig, so bleiben nur drey Wege zu wählen übrig, entweder man behauptet, dafs es keine bessere Einsicht gäbe, der menschliche Geist sey zu unvollkommen, als dafs er die Natur der Dinge erkennen könne, er müsse bey den Erscheinungen stehen bleiben, und was dergleichen andächtige Gedanken mehr sind; man bedenkt vorerst nicht, dafs man dies Urtheil der ewigen Verdammnifs zur Ignoranz, und zur ewigen Unruhe, mit nichts beweisen könne; noch weniger scheint man bey der treuherzigen Dreistigkeit, mit der man es ausspricht, die Folge zu bedenken, die dann, wenn dies Urtheil verallgemeint wird, der Scepticismus in seiner ganzen Fürchterlichkeit seyn müsse. Eine zweyte Art, sich in der Erfahrungserkenntnifs zu beruhigen, ist, in ihr selbst die Begründung aufzusuchen. Ist die erste Methode in ihrer Consequenz zurückstofsend, so kann sie doch noch, in concreten Fällen angewandt, geduldet werden, und verdient allerdings Nachsicht, dagegen die Methode, von der wir jetzt sprechen, als an und für sich ungültig zwar von keiner Folge ist, aber dafür auch schlechthin nicht zu dulden ist, und gar keine Schonung verdient. Der Verstand hat, wie dies *Kant* hinlänglich bewiefs, kein anderes Geschäft, als die Verknüpfung sinnlicher Kenntnisse, er ist also nicht befugt, auf irgend eine

Art über das durch die Sinnlichkeit erkannte hinauszugehen; demohngeachtet hat man es so oft versucht, mit dem Verstande wirklich über das Sinnliche hinaus zu schreiten, und Begriffe, die sogleich leer sind, als ihnen der empirische Inhalt entzogen wird, zu Erklärungen der Erscheinungen, also zur Erklärung dessen, ohne welches der Erklärungsgrund ohnehin keinen Sinn hätte, zu gebrauchen. Daraus entstanden die unzähligen Hypothesen in der Medicin, gegen die man mit Recht, wenn auch nicht immer mit gehörigen Gründen, sich auflehnte, und sie zu verbannen suchte. Das allgemeine Mittel, alle Hypothesenkrämerey auszurotten, ist wohl die Einsicht, dafs auch der Verstand nur aufs Sinnliche beschränkt sey, und über die übersinnlichen Gründe der Erscheinungen gar nichts bestimmen könne. Nun bleibt nur noch ein Weg einzuschlagen übrig, nemlich zu behaupten, dafs es wirklich eine über alle Gegensätze, über alle Widersprüche erhabene Erkenntnifsart gäbe, die aber freylich weder Sinnlichkeit noch Verstand, sondern ein drittes von beyden verschiedenes, über beyde erhabenes Erkenntnifsvermögen, die Vernunft wäre.

Während die Naturlehre des menschlichen Organismus mit noch nie gesehener Lebhaftigkeit bearbeitet wird, decken sich immer mehr und mehr die schwachen Seiten derselben auf, die dieser Lehre eigenthümlichen Gegensätze treten kenntlicher hervor, die Unruhe und Verlegenheit wächst, und die Sehnsucht nach einem Vereinigungspunkte drückt sich karakteristisch aus. Die wieder erwachte Speculation,

das Wissen als Totalität umfassend, weifst inzwischen auch diesem Zweige menschlicher Erkenntnisse eine Stelle im System an, und legt so den Grund zur Auflösung aller Widersprüche, in die sich auch hier der Verstand verwickelt. Je mehr man sich übrigens von der Speculation entfernt, desto mehr wird diese Bedürfnifs, sie kann ihrer Seits dem principlosen Jagen nach Wahrnehmung ruhig zusehen, und mit Gewifsheit erwarten, dafs die sich vergröfsernde Menge von Thatsachen endlich von ihrem eigenen Gewichte erdrückt werde; denn sie ist es doch allein, von der alles Ordnen der Wahrnehmungen und Erfahrungen ausgeht, und auf die alles wieder zurückkehrt.

Die gemeine Behandlungsart der Physiologie statuirt eine vom Gegenstande unabhängige Form dieser Lehre, wobey man sich wohl getraut, die Frage aufzuwerfen, auf wie vielerley Art von der Natur des menschlichen Organismus könne gehandelt werden, und welche unter diesen die bessere sey. Diese Ansicht ist unter andern in der Kritik der vorzüglichsten Vorstellungsarten über Organisation und Lebensprincip von *Dömling* herrschend, und mit einer der Gründe des gänzlichen Mifslungenseyns dieses und mehrerer anderer Versuche der Art. Man lerne doch vorerst einsehen, dafs nur durch Construction eine Erkenntnifs der Natur des menschlichen Organismus könne erworben werden, und hingegen, dafs auch alles, was an ihm construirt wird, unmittelbar dadurch, weil es construirt ist, eine Erkenntnifs der Natur sey.

Die Einsicht in das Wesen der Construction ist

noch lange so allgemein nicht, als sie es seyn sollte, gesetzt auch, man habe die Absicht, sich gegen ihren Gebrauch in der Naturlehre zu erklären. Der gewöhnlichste Irrthum ist, dafs man ihre negative Natur verkennt, und sie in Bezug auf die Erscheinungen für positiv hält. Ich finde den Wahn, als wolle die Speculation etwas über das Erfahrungsmäfsige bestimmen, ehe noch es wahrgenommen worden, ziemlich gemein, und halte es daher für nicht ganz überflüssig hierüber einiges zu sagen. Die Verwechslung der Construction mit der Deduction gab wahrscheinlich zu diesem Irrthume Anlafs, man kann auch wirklich die Gleichgültigkeit gegen Speculation Keinem verübeln, der sie nur als Deduction kennt, denn so lange die Deduction verspricht, dasselbe bekannt zu machen, was auch auf dem gewöhnlichen Wege der Wahrnehmung zu erfahren ist, so sieht man wahrlich nicht ein, warum es nothwendig seyn soll, ein und dasselbe Ding auf verschiedene Art zu erkennen. Die Deduction verspricht, von höheren Ansichten aus zur Erkenntnifs der Erscheinungen zu gelangen, will also etwas über die Erscheinungen bestimmen, aber durch ihre höheren Ansichten; mithin giebt sie zu, dafs diese höheren Ansichten auf die einzelnen Erscheinungen sich beziehen, und die Ausmittelung derselben zum Zweck haben, und in sofern hat sie mit der Erfahrung, die auch auf die Bestimmung der Erscheinungen ausgeht, gleichen Zweck. Die Deduction hat also wenig oder nichts vor der gewöhnlichen Erfahrung voraus, wenn wir sie in ihrer Anwendung betrachten, und steht dieser

nur in einer Hinsicht gegenüber, nämlich so, dafs sie gleich anfänglich von Gegensätzen ausgeht, während die Erfahrung überall da, wo sie am Ende zu seyn wähnt, auf Gegensätze stöfst.

Jede Construction ist das Endurtheil eines Rechtsstreits, in welchen sich der Verstand seiner Natur nach durch zwey entgegengesetzte Behauptungen verwickelt hat, die Vernunft spricht und schlichtet den Streit dadurch, dafs sie die Gegensätze ausgleicht; der Verstand, der nie ohne diese urtheilen kann, bekommt mithin von der Vernunft, er mag behauptet haben was er will, immer Unrecht, indem seine Gegensätze vor der Vernunft bedeutungslos werden. Nur ein bedingtes Recht wird hiebey dem Verstande eingeräumt, die Befugnifs, in seiner Sphäre die Negation für Position zu halten, und mit diesem ihm von Natur aus eigenen Fehler zu urtheilen, nämlich das eigentlich Negative als Positives mit dem Positiven zu vergleichen, und darnach ihre Verhältnisse zu bestimmen. Das Negative ist seiner Natur nach dem Positiven entgegengesetzt, fafst nun der Verstand auch die Negation als Position auf, so erhält er einen Gegensatz zweyer Positionen, das ist einen Widerspruch. Das erste Werk der Speculation ist es, die eine Position wieder als Negation herzustellen, diefs ist Construction im engern Sinne, dann aber auch den Gegensatz zwischen Position und Negation selbst aufzuheben, diefs ist Demonstration. Die Demonstration ist schlechthin allgemein, und gilt für alle Fälle, weil der Gegensatz des Positiven und Negativen immer der-

selbe ist; dagegen die Construction auf einzelne Gegensäzte sich bezieht.

Construction im Allgemeinen, als unter sich begreifend die Construction im engern Sinne und die Demonstration, ist Aufhebung der Gegensätze, Ausgleichung des Widersprechenden durch Vernichtung des Widerspruchs. Die Philosophie, indem sie den höchsten aller Gegensätze, den des Negativen und Positiven der Objectivität und Subjectivität auflöst, hat zugleich zur Aufgabe, zu zeigen, wie durch diese eine Auflösung alle niedern Gegensätze aufgelöst seyen, was man Durchführung der Construction durchs Besondere nennen kann, was aber nie ein Ableiten, Deduciren seyn darf. Die Vernunft kann eigentlich nicht über die Natur unmittelbar speculiren, eben so wenig als die Natur in sich Gegensätze hat, die construirbar wären, die Vernunft construirt immer nur die Ansichten, welche der Verstand von der Natur hat. Liegt doch in keinem Dinge an sich ein Widerspruch. Die Construction als Auflösung der Gegensätze, die der Verstand in die Erkenntnifs der Dinge legte, macht uns aber dadurch mit dem Mechanismus, nach welchem sich diese Gegensätze erzeugen, bekannt, und läfst uns einsehen, ob auch der Verstand seinen Mechanismus und dessen Gesetzen gemäfs die Natur erkannt habe. Erwartet man von der Philosophie Vortheile für die Empirie, so sind sie hierin allein zu suchen. Man irrt also vollkommen, wenn man glaubt, die Speculation wolle über die erfahrbaren Dinge dasselbe bestimmen, was die Erfahrung

von ihnen aussagt, da es sich hier nicht um zwey verschiedene Erkenntnifsarten desselben Dinges, sondern um zwey verschiedene Erkenntnifsarten verschiedener Dinge handelt. Der Verstand erkennt das Erfahrbare mit relativer Wahrheit, wenn er dies seiner Natur gemäfs thut, die Vernunft erkennt das Absolute, und hat mit der Erkenntnifs des Verstandes nichts gemein; nur als höhere Erkenntnifs durchschaut sie das verständige Lehrgebäude, und ordnet alles, was der Verstand seinem Triebe blindlings folgend hervorbrachte. Die Verstandesgesetze selbst, wie sie der Verstand beym Reflectiren über die Natur anwendet, heifsen Categorien der Physik, und sind die allgemeinen Fächer, unter welche jede Besonderheit fürs Erste subsumirbar ist. Dafs nun die Vernichtung eines solchen Gesetzes selbst wie überhaupt der Verstandesoperationen vollendete Speculation sey, dafs ein solches Gesetz auf das Empirische als auf seinen Inhalt bezogen, dem, der nicht im Besitze des Schlüssels zu seiner Auflösung ist, hypothetisch, abstrahirt aber von seinem Inhalte logisch erscheinen müsse, ist ziemlich leicht einzusehen.

Die speculative Physiologie kann keine andere Aufgabe haben, als die Construction des Organismus, das ist, die Auflösung aller Gegensätze, welche der Verstand bey der Untersuchung desselben aufstellt. Demnach wäre vorerst die Categorie aufzusuchen, unter welche sämmtliche Gegensätze gebracht werden müssen. Was ist Organismus? wäre also die erste in der Physiologie zu beantwortende Frage. Wir fodern

zuerst eine empirische Bestimmung des Organismus, in der aber auch der oberste Gegensatz, auf den alle niedere zurückführbar sind, ausgedruckt sey; ist eine solche Bestimmung gegeben, so kann die Construction eintreten, und indem sie das Gesetz aufstellt, nach welchem der Verstand diesen Gegensatz aussprechen mufste, construirt sie den Organismus, und hebt damit auch alle niedere Gegensätze auf. Die Demonstration wird durch die Construction auch dieses Gesetzes vollendet.

Dafs der Organismus von sich selbst Ursache und Wirkung sey, ist eine Bestimmung der Reflexion; so wie, dafs er Mittel und Zweck sey, die der Subsumtion ist; beyde sind Verstandesbestimmungen, die den obersten Gegensatz der sämmtlichen den Organismus betreffenden Erkenntnisse darstellen sollen. Hiemit ist freylich nicht bestimmt, in welchem Verhältnisse beyde Momente, das der Ursache, und das der Wirkung zu einander stehen, denn dieses könnte ja immer noch in jedem Dinge, das Ursache und Wirkung von sich selbst ist, verschieden seyn, inzwischen erkennt man in den gewöhnlichen Darstellungen die Voraussetzung oder Behauptung, dafs beyde im Gleichgewichte stehen, oder: dafs der Organismus mit völlig gleichem Rechte beydes Ursache und Wirkung sey. Es wird im Folgenden hierüber gesprochen.

Das ursächliche Moment ist die Möglichkeit, oder die Subjectivität, so wie das der Wirkung die Wirklichkeit oder Objectivität ist. Die gegebene Bestimmung kann also auch so ausgedruckt werden, der Or-

ganismus sey Subjectivität und Objectivität, oder Subjectobject. Da alle Dinge eigentlich Subjectobjecte sind, so kann man dies für keine bestimmte Bezeichnung des Organismus halten, eben so wenig wie die, dieser ganz gleich: Organismus sey Productivität und Product zugleich. Die Subjectivität und Objectivität des Organismus mögen in einem Verhältnisse stehen, in welchem sie wollen, so kann die Beziehung, die sie zu einander haben, auf eine doppelte Art vorgestellt werden. Denn da das an und für sich Ideelle nur in soferne Subjectivität des Organismus ist, als dadurch eine Objectivität gesetzt wird, so geht das Bemühen der Möglichkeit immer dahin, sich an dem Producte als wirklich darzustellen, das Product selbst ist diesem nach nichts anders als die objectiv dargestellte Möglichkeit oder Wirksamkeit; nun ist aber das Product als solches auch die Negation, die Schranke der Wirksamkeit, mit der Setzung des Objectiven hört das Subjective auf, rein Subjectives zu seyn. Stellt man sich nun am Producte nichts anders, als den Ausdruck der Productivität vor, so ist jenes von diesem nicht verschieden, stellt man sich aber das eine als die Negation des andern vor, so sind beyde von einander verschieden. Nennt man die organische Subjectivität Leben, die Objectivität Tod, so gilt die Behauptung, Leben und Tod seyen different, Leben und Tod seyen indifferent, eigentlich aber sey der Organismus die Identität dieser beyden Bestimmungsarten. Man sieht, dafs die *Schelversche* Bestimmung des Organismus der Sache nach von der gewöhnlichern: der

Organismus sey Subjectobjectivität, oder von sich selbst Ursache und Wirkung, nicht abweiche. Zu glauben aber, es seyen die Differenz des Lebens und Todes und die Indifferenz zwey diverse Momente des Lebens, ist gänzlich unrecht; es sind zwey verschiedene Bestimmungsarten, die, weil sie beyde einseitig sind, auch beyde unter gehöriger Einschränkung gelten, oder wenn man will, einzeln auch nicht gelten. Ich kann daher nicht einsehen, wie der scharfsinnige *Schelver* auf den Gedanken gerathen sey, unter diesen beyden nur der Ansicht nach verschiedenen Bestimmungsarten, zwey wirklich verschiedene Dinge, die Pflanze und das Thier, zu subsumiren, da die beyden Bestimmungsarten auf beyde Dinge gleich anwendbar seyn müssen.

Angenommen, dafs der Organismus Subjectobjectivität sey, so ist er damit nur als Naturproduct bezeichnet. Ist ja doch die ganze Natur Subjectobjectivität. Man könnte sagen, aber auch die ganze Natur sey organisch, was denn wohl wahr seyn mag, wornach aber doch eigentlich nicht gefragt wird; wissen möchte man gerne, wie es innerhalb der Natur wieder besondere Producte gebe, die organische Körper heissen, und worin die Natur dieser Dinge bestehe? Was immer als Theil zur Natur gehört, mufs auch als solcher Subjectobjectivität seyn, und es läfst sich keine andere Verschiedenheit der Naturproducte denken, als die des Verhältnisses, worin Subjectives und Objectives zu einander stehen. Hier haben nun drey Fälle statt; entweder die Objectivität ist überwiegend, oder

die Subjectivität tritt charakteristisch hervor, oder es ist vollkommenes Gleichgewicht der Subjectivität und Objectivität gesetzt, in welchem Falle etwas vorzugsweise Subjectobject genannt werden kann.

Die Natur überhaupt im Gegensatz der Intelligenz ist durch ein Uebergewicht der Objectivität gesetzt, auch das der ganzen Natur nothwendig zukommende Gleichgewicht der Subjectivität und Objectivität kann daher nur ein relatives auf sie als Objectiven bezogenes, relative Totalität, seyn. Denn absolutes Subjectobject ist nur das Absolute selbst.

Die gewöhnliche, gemeine Betrachtungsart der Natur ist die Anerkennung derselben als bloſsen Objects, kein Wunder, wenn diese Vorstellungsart auch bey der Bestimmung des Organismus angewendet wurde, wenn man ihn als bloſses Object betrachtete; hat man doch reine Thätigkeitsäuſserungen der Natur objectivisirt, und materialisirt, und von magnetischer, elektrischer Materie gesprochen; selbst der Funke göttlicher Thätigkeit, das Licht, konnte diesem Schicksale nicht entgehen, und leider weiſs man auch von einer Materialität des menschlichen Geistes. Die Vorstellungsart des Organismus als bloſsen Objects zeigt sich in den chemischen und mechanischen Ansichten, die wiederholt in die Physiologie eingeführt wurden; diese Vorstellungsart ist nicht aus der Physiologie zu widerlegen, sie ist an und für sich falsch, ihr Gebrauch in der Physiologie ist aber noch unstatthafter, als in andern Zweigen der Naturlehre.

Auch nach geschehener Ueberzeugung, daſs der

Organismus Subjectobject sey, sind noch drey Bestimmungsarten desselben möglich, denn erstens kann er Subjectobject mit überwiegender Objectivität seyn, dafür sieht ihn die Erregungstheorie an, obgleich wegen der eigenen Unbestimmtheit der Begriffe, mit denen man sich herumtrieb, diese Angabe nirgends deutlich ausgesprochen, auch nur mit Mühe zu errathen ist; zweytens kann der Organismus Subjectobject mit überwiegender Subjectivität seyn, dafür hält ihn offenbar *Stahl*, der diese Subjectivität empirisch als Seele bestimmte; und endlich kann der Organismus relative Totalität der Subjectivität und Objectivität, Ausdruck also der Naturtotalität seyn; dies ist die gewöhnliche Vorstellung der Naturphilosophie bisher gewesen, und ist vorzüglich in der Streitschrift: de Idea vitae, Tübingen 1803, von K. E. Schelling deutlich dargestellt worden.

Die Fortsetzung folgt.

III.

Historische Umrisse von Frankreichs naturwissenschaftlicher Cultur in näherer Beziehung auf Medicin und Chirurgie.

von

Walther, Professor in Landshut.

Die Geschichte der verlaufenden Zeit wird, fragmentarisch, wie sie das gemeine Schreibertalent aufgreift, zur Zeitung, zum Novellenbericht. Das Interesse des Tages und der Neuigkeit bürgt ihr dann für die Dauer der Ephemeride. Fruchtlos steht aber das Einzelne dem Einzelnen gegenüber: und ist es gerade die Geschichte des Fremden, des Nichtheimischen, so übt sich vergebens der selbstgenügsame Witz in der Verspottung des Nationalunterschiedes. Schwer ist aber die Erforschung dessen, was fremde Sitten, fremde Sprache und Entlegenheit des Ortes nur einem lang fortgesetzten Studium möglich machen — schwerer noch dessen Beurtheilung. Der Deutsche ahnet es, dafs aufser ihm noch eine Welt fremder Bildungen und Gestalten liege, er sucht diese fern von heimischen Umgebungen auf Reisen, bey entlegenen Nationen. Dagegen tritt in der nationellen Beschränktheit manches Volkes ein so ausgeprägter Chinesismus hervor, dafs dort dem Fremden sogar Unverständigkeit angeschul-

digt wird. Der Chinese aber träumt begreiflich, der erste unter den sterblichen Menschen zu seyn. Allein das Lob der universellen Bildung ist auf der Seite dessen, der auch das Fremde nicht ausschliefst, sondern dasselbe in eigener Bildung wieder selbstständig hervorzubringen thätig ist. Die universelle Bildung ist in sich selber keine andre wie die philosophische. In so fern es sich nun erweisen läfst, dafs dem Deutschen eine gewisse philosophische Cultur vorzugsweise beywohnt, müfste es demselben auch gegeben seyn, mit Universalität des Geistes ein fremdes Volk zu beurtheilen.

Wie Jünglinge auf der Olympischen Bahn, stehn die Nationen im Ringen um den Vorzug der Bildung einander gegenüber: jede die andre ausschliefsend, jede Ein Individuum in Beziehung auf die andre. Nicht zu verachten ist es nun, wenn eine Nation, sich selber genügend, und im stolzen Bewufstseyn ihrer Thaten, keine ihr vergleichbar anerkennt, das Fremde ausschliefst, und wohin sie durch eigne Kraft gelange, versucht. Vielleicht auch wäre es den Deutschen längst gelungen, ihre physischen und intellectuellen Kräfte zur höheren und vollendeten Wirksamkeit zu steigern, hätten sie unbekümmert um die Erzeugnisse fremder Cultur der Thaten ihres Geistes sich gefreut, und blofs unter sich über das Inländische verkehrt. Aber anders ist es um die Beurtheilung. Wer sie versucht, trete heraus aus der engen Schranke nationeller Individualität; die Persönlichkeit der Nation mufs in ihm unter-

tergehen, auf dafs er zur Freiheit und Universalität des Geistes gelange.

In der Cultur der Europäischen Völker ist nicht blofs eine nördliche und eine südliche, sondern auch eine westliche und östliche Polarität nicht zu verkennen. Europen selbst aber scheint keine andre Cultur als die westliche ursprünglich anzugehören. Ihr, der milden Tochter des Abendlandes, steht die Glut der orientalischen Dichtkunst gegenüber. Diese, die von dem Morgenlande ausströmt, ergiefst sich fruchtbar noch über die mehr östlichen Länder von Europa, und wird in dem Uebergange zum West indifferenziert. In Osten ist der Pol der Phantasie, in Westen aber jener des Geschmackes dargestellt. Wer wollte nun läugnen, dafs die deutsche Cultur sich zur französischen nordöstlich verhalte? Und offenbar tritt in unsrer philosophischen Speculation die Poesie des Morgenlandes wieder in einer höheren Potenz hervor. Mild im Abendglanze erscheint Spaniens Poesie und Schäferwelt.

In Frankreichs jetziger Cultur ist ein affectirtes Hinstreben gegen den westlichen Pol und eine Abkehrung des Gemüthes von dem östlichen nicht zu verkennen. Ist es wohl zu hart zu sagen: ein Franzose sey ein Mensch mit erstorbener Phantasie? Dagegen ist die Geschmacksbildung der Franzosen hoch gesteigert, und vielleicht hatte ***Jondot*** nicht ganz unrecht, da er kürzlich im Journal der Debatten sagte: ob ein Deutscher Geist haben könne, das sey unbillig zu fragen: wohl aber könne man die Frage so stellen: ob ein Deutscher Geschmak haben könne? Der Franzose gefällt

sich in der ruhigen Anschauung der klaren Schönheit, was eben dem lautern Geschmacksvergnügen entspricht, und auch in der Hervorbringung des Schönen, z. B. in den Werken der bessern Maler aus der französischen Schule, herrscht durchaus ein ruhiger, bis zur letzten Einheit mit sich selber gekommener Geschmack. In einträchtiger Harmonie ertönen alle Saiten des Gemüthes wieder, wo du bei den Bildern von *Poussin* verweilst, und einen ruhigen Genuſs bietet dem bewegten Gemüth *Lesueurs* malerische Epopee.

Wie drückt sich diese Eigenthümlichkeit nationeller Bildung in Frankreichs naturwissenschaftlicher Cultur aus? Bekanntlich hat das Nationalinstitut in Paris, sogleich, nachdem es über die Unstatthaftigkeit der Kantischen Philosophie erkannt hatte, der speculativen Philosophie selbst das Verbannungsurtheil aus Frankreich gesprochen. Dieſs Exil traf wohl die Scienz, aber wenig oder gar keine Individuen; denn bedenkt man, daſs *Mercier* es war, der zum Sachwalter der Kantischen Ansichten sich hergestellt hatte, so erstaunt man, wie dumpf der speculative Sinn bey einer ganzen Nation werden könne. Mercier wird auch jetzt noch von französischen Journalisten als speculativer Philosoph genannt, und die Sottisen, welche seine eitle Ruhmgierde auch in der Nachthaube vierteljährig macht, werden der Philosophie zur Last geschrieben. Es ist schon ein' groſser Tadel, wenn von etwas behauptet wird, es sey speculativ, und die Frankreicher sagen: „Die Deutschen seyen in der Wissenschaft sehr brav, aber zu methodisch. An *Degerando* belo-

ben seine Landsleute die lebendige Fülle fruchtbarer Gedanken und die Gröfse seiner historischen Umrisse, aber auch er ist ihnen zu speculativ. An keiner wissenschaftlichen Bildungsanstalt in Frankreich wird speculative Philosophie docirt, selbst die formelle Logik kommt dort, um das Scandal des Namens zu verhüten, als Grammaire universelle vor. Dabey wird auch der Name Philosophie wieder dem Atheism und der Starkgeisterey beygelegt und in frommer Wuth die Philosophie der Religion entgegengesetzt. In allem aber glauben die Frankreicher sich bereits überlebt zu haben, und so wie sie reuig jetzt zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehren, und zu den Füfsen des römischen Hierarchen für ihren Mord und jedes andre revolutionaire Verbrechen Bufse thun, so klagen sie sich auch des Verfalls der Künste und Wissenschaften an, und rufen das Zeitalter ihres Ludwig XIV zurück. Selbst ihre Maler nehmen Corneille und Racine zu Führern in der alten mythischen Welt, und *Guerin* verwandte mehrere Jahre auf sein berühmtes Bild Phädra und Hippolyt.

Durch die philosophische Nullität kommt es aber unausbleiblich zur Nullität in jedem Zweige der Naturwissenschaft, und wer die Natur nicht mit Ideen anschaut, der sieht an ihr nichts, als die todten Ueberreste ihrer selbst. Man glaube nicht, dafs die atomistische Physik aufgegeben und die Naturwissenschaft in jenem Lande zum höhern Leben dynamischer Ansichten erwacht sey. Atomistik ist es noch immer, die sich in der Theorie von der Wärme und dem

Wärmestoff ausspricht. Noch immer ist dort von elektrischen und magnetischen Flüssigkeiten die Rede, und in *Hauys* mineralogischem Systeme werden die Urformen der einfachen Krystalle als Atomen, aus welchen diese bestehen, angenommen. Man trägt sich noch immer mit den sonderbarsten Einfällen, um die Zusammensetzung des Wassers aus dem Phänomen der galvanischen Wasserzersetzung zu retten; und die Plattheit in den Ansichten aller höherliegender physischer Erklärungsgründe entsteht aus der gänzlichen Unkunde der dynamischen Physik.

Aber konnte sich wirklich ein Institut, das sich despotische Herrschaft über die Meynungen und Fortschritte der Wissenschaft anzumafsen erdreistet, mit dem Wahne täuschen, jenen mächtigen Trieb zur Erkenntnifs des Absoluten, des Unsichtbaren, der durch die ganze Geschichte, so weit sie reicht, überall gegenwärtig, die kühnsten und leichtesten Ansichten der Natur und ihres Innersten gebar, durch ein ohnmächtiges Verbot zu hemmen? — Ueberall steigt auch in Frankreich obwohl niedergedrückt die Theorie aus dem Gewirre empirischer Zerstückelungen hervor, und noch immer auf *Daubentons* Spur zeichnen *Jussieu* und *Desfontaine* die natürlichen Pflanzenfamilien scharf abgegränzt aus und erheben sich über die Habitualsystematik mit wahrer naturphilosophischer Kraft. *Jussieu* insbesondre bearbeitet nach denselben Ansichten die Heilmittellehre und erörtert thatsächlich, dafs die Arzneykräfte der Pflanzen sich wie ihre Familiencharactere verhalten, so dafs dasselbe Princip,

nach welchem die Pflanzenreihe verläuft, bey der Einheit des Wesens und der Form, welche sich in der Vegetabilität ursprünglich ausdrückt, auch das ordnende Princip für die Reihe der vegetabilischen Arzneykörper werde; eine Ansicht, deren ursprünglich wahren Inhalt nur ein mehr praktischer Arzt, als *Jussieu* ist, näher entwickeln kann. Der Aerostat *Biot* trägt die Physik mit sich von der Erdoberfläche in eine höhere Zone empor: er, einer der reifsten Denker seiner Nation, späht in meilenweiter Entfernung von der Erde den ursprünglichen noch weniger getrübten Phänomenen des elektrischen und magnetischen Processes, der höheren Bedeutung der Lichterscheinung und Wassererzeugung nach. Für *Bertholets* Geist war die Idee einer chemischen Statik nicht zu grofs, zu umfassend; und indefs *Fourcroy* noch immer sich, selbstgenügsam und weitere Fortschritte ausschliefsend, als Stifter und Haupt der antiphlogistischen Schule herstellt, *Vauquelin* und *Thenard* aber mit Strenge und Genauigkeit blofs die chemische Technik und Technologie betreiben, versuchte jener genialische Kopf eine Construction des chemischen Processes selbst, und eine Theorie aller Wahlverwandschaft. *Cuvier* als vergleichender Anatom bereitet die Aneinanderreihung natürlicher Thierfamilien vor und verfolgt jedes Organ, welches sich im Menschenorganismus auf der comparativ-höchsten Stufe seiner Entwickelung und Individualisirung darstellt, durch alle Thiergeschlechter bis zu seinem ersten noch zweydeutigen Entstehen in der mindest-edlen Familie. Aber bis jetzt

stand seine Untersuchung bey dem Organe still und reichte selten bis zur Function hinauf. Die Physiologie gewann nur wenig durch jene anatomische Vergleichung. Höchstens untersucht *Cuvier*, wie eine einzelne Function verschieden in verschiednen Thiergattungen ausgeübt werde, und wie gleichzeitig mit ihr ein verschiedner Apparat von Organen in jenen Gattungen sich ausbilde. Aber nie verläfst *Cuvier* die Anatomie, und scheu tritt seine Untersuchung von jeder physiologischen Ansicht zurück. Er betrachtet alles unter der Form getrennter Einheiten und übersieht die Einheit des Ganzen: die Natur liegt vor ihm in Stücke geschlagen, welche eine enge Partialität beschränkter Ansicht für Theilganze ansieht, und in denen nur ein philosophischer Geist das Princip einer stetig fortlaufenden Reihe erblickt.

Aus der Nullität, in welche die organische Physik in den französischen Schulen gröfstentheils durch die Versäumung des philosophischen Studium versank, ersteht sie erst jetzt wieder durch *Bichats* und seiner Schüler physiologische Bemühungen. *Bichat*, der sich lange in seinen schriftstellerischen Arbeiten blofs als *Dessaults* gelehrten Schüler gezeigt hatte, trat plötzlich in der ihm eigenen Kraft hervor, und dankbar schrieb das Vaterland den Namen des zu frühe gestorbenen auf denselben Marmor, der *Dessaults* Namen trägt. Ihm stellten sich zuerst wieder organische Processe als Vorgänge einer höhern Ordnung dar, in welchen der Mechanismus und Chemismus als Erklärungsgründe nicht vollgültig sind, und in denen innre,

dynamische Veränderungen der Organe selbst kund werden. In *Bichats* allgemeiner Anatomie ist allenthalben das Bestreben kenntlich, in den einzelnen Organen und organischen Systemen den Organismus selbst zu ergreifen, und seine Untersuchungen über Leben und Tod charakterisiren den kühnen und geschickten Experimentator, der der Natur auch noch auf der Folter ihre Geheimnisse abfragt. Seine Schüler haben seine physiologischen Ansichten in die Pathologie selbst übertragen, und bereits ist durch ihre Bemühungen die Modalität der Mischungsveränderungen, welche bey gewissen Krankheiten in dem Contexte einzelner Organe selbst vorgehen, und welchem System organischer Gebilde sie zunächst angehören, erkannt worden. Besonders hat ***Dupuitrin***, der Vorsteher der anatomischen Arbeiten an der Pariser Schule, die pathologische Anatomie mit lichten Ansichten und richtig aufgegriffenen thätlichen Befunden bereichert und wird eben jetzt ein sehr gehaltreiches grösseres Werk über pathologische Anatomie bekannt machen.

Bichat trat wie ein Geist höherer Ordnung unter seinen Zeitgenossen auf, und welchem Gebiete der ärztlichen Naturforschung auch sein Genie sich zuwandte, das gewann unter seiner Hand eine neue Gestalt. Er hatte ausgesagt: „der französischen Medicin stehe eine grofse Revolution bevor.“ Aber leider übereilte ihn der Tod, und das durch ihn erregte Bestreben, auf richtigern anatomischen und physiologischen Bestimmungen ein neu organisirtes Gebäude der

Nosologie aufzuführen, wich jetzt dem mifsverstandenen Unternehmen, die alte hippokratische Medicin herzustellen.

Die Medicin bildet einen Theil der gesammten Naturwissenschaft. Es sind naturgeschichtliche Vorgänge, welche in ihr construirt werden. Die Geschlechter der Krankheiten in ihrer Reihenfolge, sind eben so wenig regellos, als jene der Thiere oder Pflanzen; und Heilung entsteht nach denselben Gesetzen der Naturnothwendigkeit, wie jeder andre physische Vorgang. Allein von jeher waren die Aerzte zu sehr der niedern Technik ihrer Kunst ergeben, als dafs sie in derselben ihre ursprüngliche naturwissenschaftliche Würde erkannt und sich als Naturforscher hergestellt hätten. Mit einer Art von stolzer Verachtung sieht daher noch jetzt in Frankreich der Chemiker, der Naturbeschreiber auf den Arzt hernieder und in der physischen und mathematischen Klasse des Nationalinstituts [illegible] die medicinisch-chirurgische Section zwar ge[illegible] ist aber zu einem schimpflichen Schweigen verdammt. Glorreich steht aber auch der Chemiker, der die geheimsten Kräfte der plastischen Natur ihrer Fesseln entbindet, und, da er alle Bedingungen zu dem Processe setzt, auch das Product mit Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit prognosticirt, neben dem Arzte, wenn dieser, gleiches Erfolges bewufst, mit Sicherheit den ganzen Heilungsproceſs anordnet, aber mit unentschiedner Besorglichkeit dem Zufall Einwirkung gestattet. Wie wenig die Heilkunde auch im reichsten und überschwenglichsten Ge-

nusse aller Besitzthümer, welche die sorgfältigste Bearbeitung der Chemie, Naturgeschichte, Physik ihr darbietet, der tragenden Stütze der Philosophie entbehren könne, zeigt sich deutlich in der Verwaltung der französischen ärztlichen Praxis. Es ist nicht möglich, sich mit einem Arzte aus der Pariser Schule über die Gesichtspunkte, unter welchen beſsre deutsche Aerzte den Verlauf jedes einzelnen Krankheitsfalles betrachten, zu verständigen. Daſs es hiebey auf die innern dynamischen Veränderungen des Organismus und seiner Grundkräfte ankomme, davon ist nie die Frage; ohne bestimmte Diagnose wird gemäſs der am meisten in die Sinne fallenden Erscheinung verfahren, und nach dem Hervortreten inflammatorischer Erscheinungen, oder eines Sabural- oder Schärfezustandes auf diese oder jene Weise evacuirt. In die grellste Caricatur wird aber die medicinische Praxis von den Hospitalärzten gezogen, welche aufser ihren Hospitalbesuchen auch noch die sogenannten unentgeltlichen Consultationen abhalten. In diesen defiliren binnen einer halben Stunde 50, meistens mit sehr tiefliegenden chronischen Uebeln behaftete Kranke vorüber, und werden en passant durch einen Geschwindschreiber meistens zu einer gemessenen Anzahl von Blutigeln, Tisanenkräutern, Laxiersalzen, Fuſsbädern, Clystieren etc. verurtheilt. Teutsche Hospitalärzte werden es unglaublich finden, wenn ich versichre, daſs während 10 Monaten, binnen deren ich 5 — 6000 Kranke in verschiednen Hospitälern behandeln sah, nie Kampfer, Moschus, Serpentaria, Valeriana, Al-

kalien, bittre Mittel, die wenigen bittern und auflösenden Kräuter ausgenommen, nie Martialien u. s. w. verschrieben wurden.

Es bestehen jetzt in Paris zwey Schulen ärztlicher Praxis, deren Häupter *Corvisart* und *Pinel* sind. Der erste ist den Ansichten seines Lehrers *Stoll*, dessen Uebersetzer er ist, treu geblieben. Er ostentirt ganz eigenthümliche Ansichten und Kenntnisse und diagnostische Einsichten in die organischen Krankheiten des Herzens; er unterscheidet z. B. die Verknöcherung der Valveln der arteriellen Mündungen von jener der venösen. Bey den meisten Leichenöffnungen zeigt es sich, dafs er geirrt habe. *Pinel* ist durch seine philosophische Nosographie, und durch den Erfolg, mit welchem er die Gemüthskrankheiten, gröfstentheils durch die zwekmäfsige Polizey-Einrichtung der Irrenanstalt, behandelt, hinreichend bekannt. Seine philosophische Nosographie ist aber doch nur ein wenig gelungener Versuch, die Geschlechter der Krankheiten nach dem natürlichen Systeme zu ordnen: und *Corvisart*, der in seinen Vorlesungen sich mit einer vornehmen Petulanz über jede wissenschaftliche Bemühung und über die Wissenschaft selbst moquirt, macht zuweilen sehr treffende Bemerkungen über die Barbarey und Unfruchtbarkeit der *Pinelschen* Terminologie. Ich gedenke hier auch eines Systems der Nosologie des Professors *Tourdes*, in welchem die enge Form der Schule sich mit vieler Prätension in das Wesen der Wissenschaft selbst hineinzubilden versucht und aus dieser Einbildung der Form in das Wesen das Entste-

hen höheren Lichtes erwartet. Nach einer mifsverstandenen Ansicht aus *Bichats* Schule werden dort die Krankheiten nach dem Urtypus der organischen Gewebe geordnet und primaire Krankheiten des sensibeln, irritabeln und zellulösen Gewebes angenommen. Eine sehr frivole Architektonik liefs für jene Krankheiten, welche in diese Kategorien nicht einpassen wollten, eine fernere Klasse unter dem Namen der gemischten Krankheiten offen.

Seit der Auflösung des College de chirurgie in Paris sank auch die französische Schule der Chirurgie merklich von jener Höhe herab, auf welche sie das Genie eines *Lapeuronie*, *Louis* und *Jean Louis Petit* erhoben hatte. Die Memoires jener berühmten Gesellschaft, verbunden mit den diagnostischen Ansichten und den Abänderungen im technischen Manövre, welche *Dessaults* unternehmender Geist im Gebiete der Chirurgie veranlafste, machen auch jetzt die Grundlage zu dem Codex der neueren französischen Chirurgie aus. Aber Dessault verfuhr mit der Kunst überhaupt etwas revolutionair. Häufige Wahrnehmungen überzeugten ihn von der Unzuverlässigkeit der meisten diagnostischen Momente zur Erkenntnifs eines bestimmten örtlichen Krankheitszustandes. Dadurch veranlafst, sprach er laut gegen den diagnostischen Dogmatismus, in sofern dieser zunächst ein bestimmtes operatives Verfahren gebietet. Man denke an seine Ansichten über die Coexistenz von Extravasat, Knochencindruck auf der einen Seite und auf der andern von Entzündung oder Commotion des Gehirnes

mit den ihnen entsprechenden symptomatalogischen Indicien. Blofs die von *Dessault* erwiesene Unsicherheit der Diagnose zwischen diesen verschiedenen Zuständen, welche wenigstens gleich oft durch Schedelverletzungen veranlafst werden, verbannten wenigstens aus der Hospitalpraxis gänzlich den Trepan. Wirklich sah ich auch in sehr schwierigen Fällen, wo Betäubung, Verlust des Bewufstseyns, halbseitige Lähmung, stertorose Respiration und Erbrechen nach einer vorausgegangenen Kopfverletzung, zugleich mit Blutungen aus Nase und Ohren, ein Extravasat unter den Schedelknochen anzudeuten schienen, *Dubois* mit vieler Bestimmtheit die Gegenwart einer Gehirnentzündung aussprechen, und alle jene Erscheinungen, welchen sich erst später ein febrilischer Zustand beygesellte, zugleich mit diesem nach und nach durch die Anwendung eines Blasenpflasters auf den Kopf verschwinden. Aber Dessault generalisirte zu sehr alle Regulative zu bestimmten technischen Verfahrungsweisen. Es scheint ihm überhaupt wenig diagnostisches Talent eingewohnt zu haben, und das Chronologische im Verlauf bestimmter Krankheitserscheinungen, insofern eben diefs die Diagnose bestimmt, weder von ihm noch von seinen Schülern gehörig gewürdigt worden zu seyn. Wenig Kunstsinn verräth sich auch in der technischen Anordnung der von Dessault neu erfundenen oder veränderten chirurgischen Instrumente. Sie selbst, so wie mehrere seiner Verfahrungsarten, wurden auch sehr bald wieder von seinen Schülern verlassen, und in andern fand man so be-

deutende Veränderungen nothwendig, dafs der uranfängliche Typus kaum noch darin zu erkennen ist. Die von *Dessault* vorgeschlagenen am Perforative verschiebbaren Trepankronen, bey welchen der Perforativ bald über die Kronenöffnung hervorragt, bald in der Höle derselben sich verbirgt, sind sehr unbequem und erschweren offenbar den Technicismus der Operation. Dessaults Verfahren zur Operation der Thränenfistel ist eine der mühsamsten und zwecklosesten unter den verschiedenen bey dieser Krankheit empfohlenen Operationsmethoden. Es dauert jedesmal wenigstens eine Stunde, bis es dem Operateur gelingt, die durch die Kanäle in den Nasengang eingebrachten Fäden so tief mit dem Stilete herabzustofsen, dafs sie sich wirklich an der vordern Nasenöffnung zeigen. Von *Dessaults* Verband nach der Operation der Hasenscharte hat man mit Recht nur die graduirt-zusammengelegten Compressen, welche zu beyden Seiten in die Backen eingedrückt werden, beybehalten. Der Xiotom ist eines der abentheuerlichsten und unbrauchbarsten Instrumente, welche je in dem Arsenal der Chirurgie aufbewahrt wurden; und man wird schon bey seinem ersten Anblick veranlafst, seine Erfindung in die vor-*Heisterischen* Zeiten zu setzen. *Dessaults* Apparat zur Unterbindung der Mastdarmfistel ist, so wie diese Methode selbst, wieder verlassen worden. Seine Pincette, mit welcher der in dem Fistelgange vermittelst einer Röhre eingebrachte Bleidrath aus dem Mastdarme herausgezogen wird, ist sehr complicirt und mit unnützer Mechanik über-

laden. Die Veränderungen, welche *Dessault* an *Hawkins* schneidenden Gorgorets zum Steinschnitte gemacht hat, sind kaum Verbesserungen zu nennen. Diese ursprünglich englische Methode wurde auch sehr bald von den französischen Steinschneidern wieder aufgegeben. Alle bedienen sich jetzt des *Cosmischen* verborgnen Steinmessers und nur *Lecats* unmittelbare Zöglinge aus der *Rouener* Schule, z. B. *Laumonier* selbst schneiden noch jetzt den Stein nach *Lecats* Methode. Selbst auf das Guerinsche Instrument hat man nun den verborgnen Lithotom angepafst, und alle Operateurs geben jenen Instrumenten, mit welchen man von innen nach aufsen schneidet, den Vorzug vor denjenigen, welche schon schneidend in die Blase eindringen. Die *Dessault*schen Instrumente zur Unterbindung der Mutterpolypen, welche sich durch die Einfachheit und Bestimmtheit des mit ihnen zu verrichtenden Manoeuvres zu empfehlen scheinen, sind bey Polypen, welche sehr weit nach oben, selbst auch an den Wänden der Scheide ansitzen, sehr schwer auf eine vortheilhafte Weise zu gebrauchen. Schwerlich hat wohl je ein Wundarzt sich der *Dessault*schen Nadel zur Unterbindung ancurismatischer Arterien mit Erfolg bedient. Auch sie hat bey überhäufter Mechanik keinen Vorzug vor einer gewöhnlichen an ihrer Spitze stumpfen Unterbindungsnadel. Die Ungewohnheit des Instruments macht sie dem Wundarzte in einem so dornigen Fall, wie jener der Operation eines Ancurisma ist, lästig und verwirrte *Pelletan* in einem Falle, wo ich ihn sie gebrauchen sah, so sehr,

dafs er sie voll des Unwillens verwarf. Der *Dessault*sche Verband bey dem Bruche des Schlüsselbeins ist zwar einzig unter allen bey dieser Fractur vorgeschlagnen Verbänden, seinem ursprünglichen Typus nach zweckmäfsig: aber die häufigen Cirkeltouren um die Brust hindern die Freyheit der Respiration, besonders bey Frauenzimmern, welche mehr mit den Brustmuskeln als mittelst des Zwerchfells athmen, und bey denen der *Dessault*sche Verband auch noch den Nachtheil hat, dafs er die Brüste besonders bey Vollbusigen auf eine diesem drüsigen Organ und seinen Fettumgebungen oft sehr schändliche Art comprimirt. *Boyer* hat diesen Mängeln dadurch abgeholfen, dafs er den Cirkeltouren um den Thorax ein Corsett substituirte, wodurch das in abnehmender Dicke verlaufende Rückenpolster in der Achselhöhle festgehalten wird. An diesem Corsett ist eine Art von Armband befestigt, wodurch man den Oberarm an den Seitentheilen des Brustkastens befestigt. Auch den *Dessault*schen Verband zur beständigen Ausdehnung des zerbrochenen Halses des Oberschenkels brachte *Boyer* in einen sehr zweckmäfsigen Apparat, wodurch mittelst einer in schrägen Touren verlaufenden ewigen Schraube, an welcher sich die Befestigungssohle für den Plattfufs auf- und abwindet, eine sehr grofse Ausdehnung, und wenn diese graduirt angewendet wird, ganz unschmerzhaft erhalten werden kann. Ebenso hat *Boyer* eine Methode erfunden, um die *Dessault*schen elastischen Respirations- und Ernährungsröhren, wenn diese, wie häufig der Fall ist, an der hintern Nasenöff-

nung zu grofsen Widerstand finden, und daher durch die Nase nicht ursprünglich eingelegt werden können, zuerst durch die Mundhöle, entweder in den Larynx oder in den Speiseröhren-Kopf einzubringen, und dann vermittelst eines vorläufig durch die *Bellocque*sche Sonde durch die Mund- und Nasenhöle selbst hervorzuziehen. Die zu grofse Beschränkung des Gebrauchs der Suturen, welche *Louis* zuerst veranlafste, und die nachher von der chirurgischen Academie selbst sanctionirt wurde, besteht nicht mehr in ihrer ganzen Rigorosität. Man weifs jetzt, dafs blutige Näthe zwar nicht die Zurückziehung von verwundeten Theilen verhindern, aber doch Wundränder selbst in Berührung zu erhalten vermögen, und wendet sie aufser der Hasenscharte und den Wunden der Eingeweide auch noch bey grofsen Wunden sehr muskulöser Theile des Gesichts, bey länglichten Wunden der Augerlieder, bey Wunden des Ohrknorpels, und bey Bauchwunden, bey welchen die Eingeweide beständig vordringen, z. B. nach dem Kaiserschnitt an.

Dessaults Schule der Chirurgie, welche der ersten Periode der bürgerlichen Revolution coexistirte, trägt auch so wie diese selbst das Gepräge der Willkühr und Einseitigkeit an sich. Doch sind aus ihr die besseren Wundärzte, welche Frankreich gegenwärtig besitzt, hervorgegangen: und *Dessaults* Verdienste als Lehrer bestehen ohnerachtet dessen, was ich tadelte. Aber mit Recht klagt der ehrwürdige Veteran, *Sabatier*, ein Mann von klassischem Geiste, über den Verfall der Erudition unter den französischen

Chirur-

Chirurgen. Auch drücken manche der neuest-erfundenen Instrumente keineswegs ächten, reinen Kunstsinn ihrer Erfinder aus. Ich spreche von *Guerins* Ceratotom, von dessen Instrument zum Steinschnitt, von *Girauds* Instrument zur Thränenfistel-Operation. In allen diesen wird die Freyheit des bewufsten Kunstverfahrens einer engen und weniger sichern Mechanik hingegeben. Immer wird aber auch noch das Schlechterfundne von Unberufenen auf vielfache Weise abgeändert und erleidet mancherley Modificationen unter dem Namen von Verbesserungen. So veranlafste die Mechanik in *Guerins* Schnepper den berüchtigten *Lefebüre*, in einer ähnlichen Vorrichtung ein *Wenzel*sches Staarmesser sich in einem Charniere nach einer durch das Instrument bestimmten Richtung bewegen zu lassen. Seitdem unsre Barbiere sich schämen, mit dem Schnepper eine Ader anzuschlagen, fangen die Wundärzte an, die künstlichsten Operationen, welche das freyeste Manoeuvre erfordern, einer ähnlichen mechanischen Vorrichtung anzuvertrauen.

In Frankreich hatte der Vandalismus des Schreckenssystems die Universitäten und andre gelehrte Bildungsanstalten zertrümmert. Später organisirte die Directorial- und nachherige Consularregierung in dem Ministerium des Innern ein eignes Büreau für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichtes. In diesem ging man von der Maxime aus, alle Zweige scientifischer Bildung und somit die ihnen entsprechenden Anstalten selbst zu vereinzeln und jede Sparte an eine eigne Specialschule zu verweisen. Dadurch ging

nun der Begriff einer universellen Bildungsanstalt, einer Universität, verlohren, und man errichtete Specialschulen der Medicin, der Bergwerkskunde, ein polytechnisches Institut, Veterinair- und Hebammenschulen, ein Oratorium für Musik, eine Zeichnungsschule etc. Die Entlegenheit des Ortes und die innere verschiedne Organisation lassen zwischen diesen getrennten Instituten keine Vereinigung zu. Die einzige Anstalt, welcher ihrem Zwecke nach eine mehr universelle Tendenz zukommt, ist der Pflanzengarten in Paris, ein Institut, welches blofs der allgemeinen Naturwissenschaft gewidmet ist, und jede specielle Anwendung derselben ausschliefst: ein Institut, welches mit den reichsten Sammlungen jeder Art die ausgezeichnetesten Männer jedes Faches vereinigt, und welchem kein andres in Europa gleichgeachtet werden kann. Aber eben die Lostrennung der Heilkunde von der Gesammtheit einer universellen wissenschaftlichen Bildungsanstalt ist es, was in Frankreich das höhere Studium in ihr erschwerte, oder gewissermafsen ganz unmöglich machte. Die Medicin ist Wissenschaft, Kunst und Technik zugleich. Als die erste ist sie ein Gegenstand der Erudition, als die zweyte der höheren Kunstbildung, als die dritte der routinirten Erlernung. Die technische Bildung des Arztes fodert einigermafsen den Unterricht auf einer Specialschule; allein die höhere wissenschaftliche oder Kunstbildung kann nur in einer universellen Bildungsanstalt erreicht werden. Dieſs hat man in Frankreich ganz übersehn, und daher ist man genöthigt, an den Specialschulen

der Medicin unter den lächerlichsten Benennungen Bruchstücke aus allgemeinen naturwissenschaftlichen Fächern vortragen zu lassen. So liest man dort über Chimie médicale, d. h. so viel aus der Chemie, als man einem Arzt unerlafslich nothwendig glaubt, Physique médicale etc. Von den drey jetzt in Frankreich bestehenden Medicinalschulen ist jene in *Paris* ganz durch die Frivolität und Bedeutungslosigkeit des Luxus und der Opulenz der Hauptstadt charakterisirt. Der Tribun *Touret*, Directeur jener Schule, ein Mann von höherer Geistesbildung, bekämpft nur mit wenigem Erfolge die nachtheiligen Einwirkungen des stolzen Traumes der Pariser von ihrer Ueberlegenheit über alle Auswärtige in jeder Wissenschaft und Kunst. Auch ihm entstehen zuweilen abentheuerliche Projecte, z. B. jenes, die Materia medica in den verschiednen Hospitälern einmal ganz durchexaminiren zu lassen, und auf die Resultate dieser Versuche eine neue Theorie jener Doctrin zu gründen. *Montpellier* ruht im Bewufstseyn ehemaliger Gröfse und pflegt in seinem Schoofse eine fruchtbare Erudition. *Strasburg* vermag es nicht, bey der Beschränktheit seiner Organisation und dem Kampfe teutscher Gründlichkeit mit französischem Hochsinne sich aus der Nullität heraufzuarbeiten. Das totale Mislingen der französischen Medicinalschulen, wo durch den oratorischen Vortrag der Lehrer die gemeine Technik, die aus ihnen spricht, nur wenig bedeckt wird, sollte belehrend für benachbarte Staaten werden, und die Ueberzeugung hervorbringen, dafs nur das philosophische Studium der

naturwissenschaftlichen Kultur Gedeihen und besseren Fortgang verspreche. Ich erinnere mich dessen, dafs *Boyer* selber mir sagte: „wir werden in dreifsig Jahren in Frankreich keine Aerzte mehr, sondern nur Wundärzte haben.“ Sie werden auch diese nicht haben, antwortete ich, wenn nicht eine frühere universelle Bildung die höhere Kunstbildung vorbereitet.

VI.

Vorläufige Bezeichnung des Standpunktes der Medicin nach Grundsätzen der Naturphilosophie

von

Schelling.

---

§. I.

Jedes Ding, so wie es zum Daseyn in der Erscheinung gelangt, vorzüglich aber der lebende Organismus, bietet der Betrachtung eine gedoppelte Seite dar. Entweder nämlich wird auf sein vorübergehendes Daseyn gesehen, sofern es im Verhältnifs und in der Beziehung auf andre Dinge besteht, oder auf seinen ewigen Grund, seine Wesenheit und Urbildlichkeit. Jenes ist die endliche, dieses die unendliche Seite des Gegenstandes.

§. II.

Jede dieser beyden Seiten für sich sowohl, als die Art ihrer Vereinigung im Organismus genau zu erkennen, wäre dann ohne Zweifel die Aufgabe einer wahren Wissenschaft desselben.

§. III.

Sehen wir aber von jenen alten Heroen der Kunst

ab, deren richtige Ahnungen durch die Dunkelheit oder Unförmlichkeit der Sprache und der Darstellung äufserlich verhüllt wurden, und die nur in einzelnen Geistesblitzen das Wesen des Organismus offenbarten: so möchte sich in der früheren Zeit überall keine eigentliche Erkenntnifs weder von dem göttlichen noch von dem natürlichen Verhältnifs des Organismus, noch von der Art ihrer Vereinigung in demselben nachweisen lassen.

§. IV.

Nach einem allgemeinen Gesetz scheint die Wissenschaft, wie jede andre Art der Bildung, nach dem Zeitalter der Bewufstlosigkeit erst durch Gegensatz und Trennung hindurch zur selbstbewufsten Klarheit und Vollendung gelangen zu müssen. Die unseligsten Zeitalter der Wissenschaft sind diejenigen, wo es der unfruchtbare Verstand dahin gebracht hat, nicht nur die Erkenntnifs des Gegenstandes zu verwirren, sondern den Gegenstand selbst unkenntlich zu machen. Wohlthätig, aufregend erscheint in einem solchem Zeitalter ein kraftvoller Mann, der, mit Macht eine Seite des Gegenstandes ergreifend, sie einzig hervorhebt und alle andern ihr unterordnet. Es entsteht hiedurch eine augenblickliche Klarheit, die Erscheinungen erhalten eine Beziehung; was verschieden ist, sondert sich, das Gleiche tritt zusammen, und da der Einseitigkeit auch eine Art der Einfachheit nicht fehlen kann, so ist für eine Weile alles erfreut, erbaut, zum Theil sogar beruhigt.

§. V.

Ein solcher Mann erschien der Medicin gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts: *Joh. Brown*, wie alle, die den Anfangsmoment der Wiedergeburt einer Wissenschaft bezeichnen, erhaben durch Geisteskraft und Tiefe über die nächsten und durch Klarheit über die entfernteren Vorgänger. Nachdem die Wissenschaft vor ihm das natürliche und göttliche Verhältnifs des Organismus weder in deutlicher Unterscheidung, noch in wahrhafter Einheit erkannt, hob er das erste entschieden hervor, setzte eine Lehre darüber fest und gründete das organische Leben selbst und den Wechsel seiner Zustände, vornämlich den der Gesundheit und Krankheit, einzig auf diese Seite des Organismus, von welcher er durch äufsere Dinge bestimmbar und stets wirklich bestimmt ist.

§. VI.

Bey der Absicht der gegenwärtigen Darstellung, blofs vorläufig den Standpunkt anzudeuten, der sich aus den Grundsätzen der Naturphilosophie für die Wissenschaft der Medicin ergiebt, wird es uns verstattet seyn, die Lehre jenes Mannes als den festen Punkt anzunehmen, von dem aus wir die Metamorphosen verfolgen, welche jene nach unserm Dafürhalten durchzugehn hat, um sich aus der Beschränktheit und dem Gegensatz stuffenweise zu der ihr möglichen Vollendung zu erheben.

§. VII.

Wenn wir behaupten, dafs *Brown* nur die relative Seite des Organismus, die seines Bestimmtwer-

dens durch andre Dinge, aufgefaſst, habe, so ist unsre Meynung diese, daſs er uns jene mit Bewuſstseyn ergriffen, die andre aber nicht positiv ausgeschlossen, sondern bloſs unerörtert, gleichsam in einem Hintergrund zurückgelassen habe, vor dessen Dunkel er mit einer nach seinem Standpunkt richtig gefühlten Scheu zurücktrat. Indem er den Organismus als von aufsen erregt setzte, muſste er unwillkührlich auch das Erregbare setzen, welches, als ein solches, ein von der bloſs äufsern Bestimmung unabhängiges Seyn und Wesen haben muſste, da diese weder der Grund von dem seyn konnte, auf welches sie einwirkte, noch Ursache der Eigenschaft, vermöge welcher dieses von aufsen zur Thätigkeit bestimmbar war. Wenn auch noch so dunkel, muſste also Brown selbst ein von den äufsern Einwirkungen unabhängiges, von ihnen nicht erreichbares Gebiet des Organismus anerkennen, einen Grund, der vor aller wirklichen Erregung die Erregbarkeit selbst setzte. Diese Bemerkung ist bereits im *Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* *) gemacht und daselbst weiter ausgeführt worden, wohin wir deshalb den Leser verweisen.

§. VIII.

Treu jener empirischen Betrachtungsweise, welche durch Baco, Newton, Locke allmälich über alle wissenschaftliche Nationen sich verbreitet hatte, und nach welcher das An-sich, der relationslose Grund der Erscheinungen, als ewig unerforschlich, die negativen Bedingungen, oder die äufsern Ursachen dersel-

*) S. 258. 259. u. f.

ben als allein erkennbar angesehen wurden, warnte *Brown* vor jeder Causalerklärung der Erregbarkeit, sich blofs auf das Phänomen, die Erregbarkeit selbst einschränkend; richtigeren Sinnes auch hierin, als die meisten derjenigen, welche vor ihm oder nach ihm ohne den Beruf einer höhern Erkenntnifsart das Wesen der Erregbarkeit durch Erklärungen erreichen wollten. Denn alle Erklärung durch Ursachen gebiert ewig nur Meynung, niemals aber Wissenschaft.

§. IX.

Indefs war auf jene Weise die Erregbarkeit selbst als eine für sich erkennbare Eigenschaft nur *geschlossen* aus dem Phänomen der Erregung, und nur als nothwendige Voraussetzung der letzteren, nicht an sich selbst, erkannt. Die Erregbarkeit aber, in wie fern sie blofse Bestimmbarkeit zur Thätigkeit durch äufsre Einwirkung ist, (und mehr wurde auf die angegebne Weise in ihr nicht erkannt), ist keineswegs das Auszeichnende des Organismus, da sie in solcher Bedeutung auch den unorganischen und sogenannt todten Dingen zukommt, wovon der chemische und der ganze dynamische Procefs Beyspiele in Menge liefert.

§. X.

Wenn wir ausdrücken sollen, wodurch sich allein in dieser Beziehung organische Wesen von unorganischen unterscheiden: so ist es, dafs jene, durch äufsere Einwirkungen bestimmt, dennoch der Form ihres Seyns nach bestehen, diese aber entweder verwandelt werden, oder ihr unabhängiges Seyn verlieren, oder

auch der Form nach gänzlich zerstört werden. Jene Bestimmung wurde daher von der Naturphilosophie zu dem Begriff der Erregbarkeit hinzugefügt, und diese darein gesetzt, dafs der Organismus durch äufsre Einflüsse zur Selbstreproduction bestimmt werde *). In wiefern auch die Energie oder das Wirkungsvermögen des Organismus als dasjenige angesehn wurde, wodurch er sein objectives Bestehen gegen die Aufsenwelt behauptete, so war in der bekannten Idee eines Gleichgewichtes der Empfänglichkeit und Thätigkeit, als des vollkommensten organischen Zustandes, deutlich dieselbe Synthese ausgedrückt.

§. XI.

Allein diese Synthese (der von aufsen bestimmten Thätigkeit und des eigenthümlichen, der Form nach bestimmten, Seyns des Organismus) liegt, genau genommen, nicht mehr in dem Begriff der Erregbarkeit, sondern gründet sich auf eine höhere mit der ursprünglich Brownischen nur vermischte und ihr geliehne Ansicht.

§. XII.

Diese wollen wir in ihrem höchsten Ausdruck so aussprechen, dafs im Organismus überhaupt das Endliche, durch Anderes Bestimmbare, gleich dem Unendlichen, und selbst als wesentlich gesetzt ist. Wie nämlich mit den urbildlichen Dingen gleich ewig auch die Relationen derselben, aber als ewig nichtig in Bezug auf das All gesetzt sind, so dafs jene unver-

*) Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. S. 158.

dert von diesen bestehen: so setzt der lebende Organismus, als ein partiales All, eine zeitliche Ewigkeit, die Relationen seines Lebens, und die Bestimmungen, die es in diesen erhält, ewig als nichtig in Bezug auf sich selbst, und behauptet die besondre Form seines Seyns als eine selbst wesentliche und urbildliche. Was in ihn aufgenommen ist, lebt, so lange das Ganze besteht, ein der Verwandlung und der Zeit entzognes Leben; nur das Unwesentliche hat seinen mit dem Wesentlichen zugleich gesetzten Wechsel, und entsteht und vergeht beständig; die Urgestalt aber, die zur Identität mit dem Wesentlichen erhobne besondre Form bleibt, wie durch göttliche Sanction, vom ersten Keime an bis zur letzten Entwicklung unverändert dieselbe.

§. XIII.

Schon das eben Ausgesprochne deutet an, dafs der Grund des Organismus als solcher in keinem besondern Princip der Natur liegen könne. Denn nur die absolute Natur, die unendliche Substanz selbst trägt die Besonderheiten der Welt als ewige Gewächse eben so in sich, wie das organische Ganze, so lange es selbst dauert, die einzelnen Glieder auch der Form nach als unwandelbar setzt: nur in jener also ist ursprünglich und schlechthin das Endliche dem Unendlichen gleich und zur Wesentlichkeit erhoben. Wie nun in der erschaffenen Natur einige Dinge sind, in welchen die Form des besondern Seyns nicht gleich erscheint dem Allgemeinen, sondern dieses, (die Substanz), zwar besteht, jene aber, (als das Ac-

cidens), stets verwandelt wird und vergeht: so mag dagegen in andern Dingen das wesentliche Seyn des Besondern im All auch der Erscheinung nach hervortreten, so dafs jene selbst Bilder des All, und Darstellungen der Art sind, wie die Besonderheiten der Dinge in jenem auf eine ewige Weise begriffen werden. Haben ferner die Dinge der ersten Art durch das Bestehende in ihnen nur ein unmittelbares Verhältnifs zu dem einen Attribut der Substanz (der Schwere): so werden die der andern Art ein gleiches unmittelbares Verhältnifs haben zur Substanz schlechthin betrachtet, welche hier als eine höhere Schwere eintretend der Grund derjenigen Wirksamkeit ist, wodurch in dem Organismus das Zufällige dem Nothwendigen, die Form der Substanz gleich und selbst wesentlich gesetzt wird.

§. XIV.

Jede organische Wirksamkeit bricht daher aus dem Wesen und dem Innersten der Natur hervor und kann so wenig als die Schwere empirisch weiter erklärt werden. Der Organismus als Product verhält sich zu der Substanz als ihr Gegenbild, in dem sie sich selbst anschaut. Durch Affectionen von aufsen kann unmittelbar nur dieses, das Object, verändert werden; mittelbar aber und durch die Veränderung des Products erscheint die Substanz zum Handeln bestimmt, indem sie das Object stets als das ihr Aehnliche setzt, als absolute Identität von Form und Wesen, als All, das alle Bestimmung und Relation durch seine eigne Zeitlosigkeit vernichtet.

§. XV.

Erregbarkeit als indirecte Bestimmbarkeit zum Handeln kann daher nicht als Eigenschaft des Organismus gesetzt werden: denn keineswegs ist es der Organismus selbst, als Product, der zum Handeln bestimmt wird, sondern die Substanz als der unmittelbare Grund seiner Existenz. Eben so wenig kann Erregbarkeit angesehen werden als Eigenschaft der Substanz als solcher; denn auch diese ist keineswegs an sich oder absolut betrachtet, sondern nur in der Beziehung auf den Organismus als einzelnes Ding indirect zum Handeln bestimmt oder bestimmbar. Dasselbe gilt von dem Begriff des Indifferenziirungs- oder Wirkungsvermögens. Denn der absolute Grund des Organismus kann nur in der Beziehung auf das einzelne Ding als blofser Grund der Möglichkeit eines Handelns erscheinen, da die Wirklichkeit des Handelns durch die Affectionen seines Objects von aufsen bedingt ist, an sich selbst aber ist er das, worin Möglichkeit und Wirklichkeit bedingungslos Eins sind.

§. XVI.

Ueberhaupt also gehören die Begriffe der Erregbarkeit und des Wirkungsvermögens der undeutlichen Erkenntnifsweise an, welche die Betrachtung des An-sich mit der des Concreten vermischt. Denn sie bestimmen weder rein das An-sich des Organismus, noch denselben rein als Object, sondern die blofse Mischung, und eben darum auch nicht die absolute Identität beyder.

§. XVII.

Wie es sich nun aber mit dem Bestimmtwerden zur Thätigkeit, so wie mit dem Subject dieses Bestimmtwerdens verhalte, (denn auch wir haben davon nicht absolut, sondern nur in der Beziehung auf die Erregungsansicht gehandelt) so bleibt jederzeit die wichtigste Untersuchung die über die Möglichkeit verschiedner Zustände des Lebens. Beruht nämlich das Leben auf steter Erregung, oder auf der Thätigkeit jenes empirisch-unerforschlichen, aber durch äufsre Einwirkung erregbaren Princips, so entsteht die Frage, ob jene Thätigkeit eine blofs dem Grad und der Gröfse, oder ob sie eine der Art und der Qualität nach verschiedne seyn könne?

§. XVIII.

Das erste behauptet die reine Brownische Theorie und dieses mufs als das eigentlich Auszeichnende derselben betrachtet werden, da der Begriff der Erregbarkeit sich noch in andre Ansichten auflösen oder mit höheren Ideen in Verbindung setzen läfst. So einfach indefs die Behauptung scheint, dafs aller Unterschied der Lebenszustände auf einem blofsen Mehr oder Weniger der Erregung beruhe, so schwer mufste es werden, aus den Evolutionen einer homogen verlaufenden Gradreihe zwey so entgegengesetzte Zustände, als Gesundheit und Krankheit sind, die sich nach der allgemeinen Vorstellung zu einander wie Position und Negation verhalten, abzuleiten. Wir wollen hier, durch einen gewaltigen Sprung, jener Ansicht die Hypersthenie und Asthenie zugeben, (denn

es wäre noch viel darüber zu verhandeln, wie entweder aus dem Verhältnifs der erregenden Ursachen zur Erregbarkeit, oder, wie es gleichfalls obschon mit nicht viel besserem Erfolg versucht wurde, aus dem Verhältnifs von Receptivität und Wirkungsvermögen auch nur jene beyden Zustände abgeleitet werden konnten.) Allein diese beyden Zustände zugegeben, so ist auf keine Weise einzusehn, wie sie, als solche, die mit dem der Gesundheit in derselben Gradreihe liegen und keinen wahren Gegensatz mit ihm bilden, für sich Krankheit seyn können?*)

§. XIX.

Jedes Uebermaafs, jedes Zuviel, der Reitze z. B. kann nur relativ auf irgend etwas durchaus Bestimmtes und Begränztes gedacht werden, hier etwa relativ auf die Erregbarkeit, nicht überhaupt, sondern als solche, die an ein bestimmtes Product gebunden ist. Allein wenn einmal das Product mit in Betrachtung gezogen werden mufs, um der Erregbarkeit eine Begränzung zu geben, warum soll es bey der Krankheit selbst für Nichts in Rechnung gebracht werden, und das Mehr oder Weniger der Thätigkeit allein dieselbe ausmachen? Defsgleichen könnte aus einem relativen Uebergewicht der Receptivität und des Wirkungsvermögens nichts weiteres folgen, als, in dem ersten Fall, ein geringeres, in dem andern ein gröfseres Maafs von Energie, womit sich der Organismus gegen den Andrang der äufsern Natur behauptet, d. h.

*) Vergl. den Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, S. 273.

bloſse Schwäche und Stärke. Allein daſs der Organismus mit gröſserer oder geringerer Energie des Selbstwirkens besteht, ist, wenn er nur überhaupt besteht, ein Unterschied ohne reale Bedeutung, wie wir denn denjenigen Organismus, welchem eine schwächere Lebensenergie eigen ist, deſshalb nicht krank nennen und die Gesundheit oder Krankheit keineswegs in den Grad der Stärke, womit der Organismus besteht, sondern in das Bestehen oder Nichtbestehen überhaupt setzen. Daher auch die scharfsichtigsten Vertheidiger jener Ansicht die Brownische Stärke in Ueberstärke verwandelten, und mit gleichem Grund auch die Schwäche in Ueberschwäche hätten verwandeln können. Allein dasjenige, in Bezug auf welches die Stärke oder die Schwäche zu groſs seyn konnte, muſste nothwendig ein in so weit von der Erregung unabhängiges und anderweitig Bestimmtes seyn: schon mit jenem Zusatz zu den Begriffen der Stärke und Schwäche wird also ein von dem äuſsern und quantitativen Verhältniſs des Organismus verschiednes und unabhängiges Verhältniſs stillschweigend zugegeben.

§. XX.

Die gänzliche Leerheit der Begriffe von Sthenie und Asthenie in Bezug auf die Lebenserscheinungen zeigt sich am deutlichsten in der Anwendung auf die Verschiedenheit mannichfaltiger Organe, die zu einem Totalorganismus vereinigt sind. Das Gleichgewicht von Receptivität und Energie wird entweder als ein absolutes für jedes organische Ganze angesehen; so

ist

ist überall keine Mannichfaltigkeit möglich, es müfsten denn alle Organe aufser Einem als krank und entweder im asthenischen oder im sthenischen Zustand gedacht werden. Einem Organ kommt in Vergleich mit dem andern ein offenbares Plus der Energie zu; einem andern ist ein gleiches Plus der Receptivität eigenthümlich: im Grunde wären also beyde krank, das eine durch Stärke, das andere durch Schwäche. Dieſs kann der Sinn nicht seyn. Das Gleichgewicht mufs daher als ein relatives bestimmt werden: nämlich ein gewisser Grad von Energie und ein gewisser Grad von Receptivität gehört nothwendig zum Bestehen eines jeden Organs seiner Bestimmtheit nach, und nur inwiefern der wirkliche Grad von Thätigkeit oder Empfänglichkeit unter oder über dem durch die Bestimmtheit des Organs gefoderten Grad der ersten oder der andern ist, kann es krank genannt werden. Dieſs ist denn auf verschiedne Art, unter andern dadurch angedeutet worden, daſs man von einem *normalen* und *innormalen* Erregungsgrad sprach. Aber wo ist denn nun *die Norm* zu suchen, nach welcher die Erregung bestimmt wird? In der Erregung selbst gewiſs nicht! Wird aber einmal zum Erregungsgrad jene Bestimmung hinzugesetzt, so mufs die Ausmittlung der Norm das Wichtigste und Erste seyn, um die reelle Definition oder Construction der Krankheit zu finden. Dennoch wurde gerade diese Frage bis zu einer gewissen Zeit in völligem Dunkel gelassen.

§. XXI.

Um diesen Punkt, an welchem die Erregungs-

theorie, wissenschaftlich fortgeführt, wie es in Deutschland geschah, früher oder später anstofsen und eine andre Seite des Organismus, als ihre Gränze erkennen mufste, in ein noch helleres Licht zu setzen, wollen wir folgenden allgemeinen Beweis führen. Es wird in Ansehung des Organismus die Foderung gemacht, dafs auch das Accidens gleich der Substanz, das Besondre dem Allgemeinen sey. (§. XII.) Gesetzt nun das Wesen des Organismus bestehe in einem quantitativen Gleichgewicht von Receptivität und Energie; so ist jene Foderung ohne Zweifel nicht die, dafs überhaupt ein Gleichgewicht sey, denn dieses ist ja (ex hypoth.) das Allgemeine des Organismus selbst, sondern dafs ein Bestimmtes, Begränztes sey, und diese Begränztheit macht hier das Accidens. Der Grund dieser Begränztheit kann nun nicht wieder in dem quantitativen Verhältnifs liegen. Denn dieses wird vielmehr als das dadurch Begränzte, demnach an sich selbst als unbegränzt und in's Unendliche veränderlich gesetzt. Da nun nicht die Erregung als solche, sondern das Zuviel oder Zuwenig derselben relativ auf die angezeigte Gränze, also überhaupt das Ueberschreiten dieser Gränze durch die Erregung Krankheit ist (weil nur damit Differenz des Accidens von der Substanz gesetzt ist), diese Gränze aber nicht durch das quantitative Verhältnifs gegeben seyn kann; so ist es auch unmöglich, Krankheit überhaupt aus dem blofs quantitativen Verhältnifs der Erregung zu begreifen.

§. XXII.

Wir haben bey dieser Erörterung die Begriffe der Hypersthenie und Asthenie selbst noch auf ihrem Werthe beruhen lassen: was soll man aber zu jenen Aerzten sagen, die bis diese Stunde das Wesen der Krankheit entweder in Asthenie (directe oder indirecte), oder in Hypersthenie setzen, und gleichwohl behaupten, dafs eine Krankheit, die der Art, dem Wesen nach dieselbe ist, dennoch jetzt sthenischer, jetzt asthenischer Natur seyn könne! Die unerhörte Zumuthung, einen solchen Widerspruch zu glauben, läfst zum Voraus erwarten, dafs auch dieser Gegensatz noch verschwinden und die Wissenschaft hier, wie anderwärts, aus dem Gegensatz zur Einheit des Erklärungs- und Erkenntnifsgrundes fortgehn müsse.

§. XXIII.

Indefs haben wir gezeigt, wie die blofse Erregungsansicht zur Anerkennung eines von der äufsern Bestimmung unabhängigen, ursprünglichen und wesentlichen Verhältnisses hingedrängt wird: welches wir schon vorlängst als das Verhältnifs der Metamorphose bezeichnet haben.*) Es ist dasjenige, wodurch der Organismus keine Beziehung auf die äufsre Natur, sondern auf das Urbild hat. Es bestimmt den Grad seiner Perfection, oder die Stelle, die er in der Scala der Metamorphose einnimmt, und ist ein innres und qualitatives Verhältnifs des Realen und Idealen, oder, in dem bestimmten Ausdruck der Materie und

*) Zeitschrift für speculative Physik (Jena u. Leipzig 1801) Band II. Heft 2. §. 159.

des Lichts, während das der Erregung ein blofs quantitatives und äufseres Verhältnifs von Factoren bezeichnet.

§. XXIV.

Mit diesem Verhältnifs kommt zuerst Mannichfaltigkeit in das organische Leben, an die Stelle der formalen Einheit tritt die wahre, die zugleich Allheit der Formen ist, und den Organismus zu einem wahren, in sich geschlofsnen, vollendeten Ganzen macht. *Brown* in der Ansicht des Organismus und *Kant* in der Lehre von der Materie waren sich ähnlich darin, dafs sie ein blofs quantitatives oder eigentlich arithmetisches Verhältnifs der beyden Factoren ihrer Construction erkannten, und dafs sie eben deshalb alle qualitative Verschiedenheit übersahen, oder die Construction derselben verweigerten. Diese aber beruht in Ansehung der Materie und des Organismus, wie der Natur überhaupt, auf der Triplicität der Potenzen oder Dimensionen.

§. XXV.

Ist nämlich das Qualitative oder Wesentliche des Organismus überhaupt Identität von Materie und Licht; so kann nach dem allgemeinen Typus (den wir hier nicht ableiten können) diese Identität selbst wieder entweder mehr unter dem Exponenten des realen Princips, als Einbildung des Lichtes in die Materie, oder mehr unter dem des idealen als Auflösung der Materie in das Licht, oder endlich als absolute In-Eins-Bildung beyder erscheinen. Diese drey Möglichkeiten entsprechen den drey Dimensionen der

Materie und können daher, um der schon anderwärts gegebnen Darstellungsweise *) zu folgen, auch so ausgedrückt werden: Entweder ist das Licht, die unendliche Möglichkeit, der Materie nur für die erste Dimension, die des In-sich-selbst-Seyns verbunden; das organische Wesen enthält blofs die unendliche Möglichkeit seiner selbst als Individuum oder Gattung; dieser Moment ist durch die *Reproduction* bezeichnet. Oder das Licht ist der Materie auch als Möglichkeit andrer Dinge, *als* andrer, verknüpft; der Ausdruck dieses, der zweyten Dimension entsprechenden, Moments ist die *Irritabilität*. Oder endlich Materie und Licht sind ganz und absolut Eins, das Ideale ist ganz auch das Reale, Productive; und umgekehrt, das Productive des ersten Moments ist vereinigt mit dem Idealen des andern; dieser Moment ist der der *Sensibilität*, welche demnach der dritten Dimension entspricht.

§. XXVI.

Es ist hier nicht der Ort, diese Stufenfolge ausführlich zu rechtfertigen, oder auch nur unsre Ansicht derselben vollständig auszusprechen. Wir verweisen den, welchem sie fremd dünken möchte, auf den nachfolgenden Auszug einer schon im Jahr 1803 erschienenen Abhandlung, worin dieselbe klar, einfach und richtig aufgestellt ist: so wie überhaupt Leser, welche in Ansehung der ganzen gegenwärtigen Abhand-

*) Vorlesungen über die Methode des akad. Studium. Dreyzehnte Vorlesung: *Ueber das Studium der Medicin.* S. 291 u. f.

lung in dem gleichen Fall seyn möchten, wohl thun würden, ehe sie diese zu Ende lesen, sich erst durch jenen mit dem Geist der naturphilosophischen Betrachtung vertrauter zu machen. Hier wollen wir nur bemerken, dafs jene Stufenfolge verschiedentlich falsch aufgefafst worden ist, indem z. B. die Reproduction als Synthese von Sensibilität und Irritabilität angegeben wurde, (welches weder an sich wahr ist, noch ohne bedeutende Verwirrung der Folgen angenommen werden kann), oder als dritte Dimension, welcher Irrthum schon in dem Ersten Entwurf der Naturphilosophie *) selbst seinen Anfang hatte, wo die Reproduction dem Licht (in *so* weit zwar nicht unrichtig, als das Licht in seiner Expansion vorbildlich dasselbe ist, was Cohärenz, Magnetismus, Bildungstrieb, gegenbildlich sind), und zugleich dem chemischen Procefs gleichgesetzt wurde. Scharfsichtig hat *Röschlaub* schon in einem früheren Aufsatz die Reproduction dem Magnetismus gleichgesetzt, und die Folge wird zeigen, welches Licht diese Ansicht gewähre, nach welcher sie nicht als Synthese, sondern als einfache, nämlich erste Dimension betrachtet wird.

§. XXVII.

Diefs vorausgesetzt können wir, mit Uebergehung der unwesentlichen Metamorphosen, welcher die Erregungsansicht, ohne den Grundsatz der blofs quantitativen Verschiedenheit aller Lebenserscheinungen aufzugeben, fähig war, die nächste Stufe bezeichnen, welche dieselbe erreichen konnte, indem sie sich mit

*) S. 236.

der qualitativen Ansicht in Verbindung setzte. Die Begriffe der Hypersthenie und Asthenie blieben dabey stehen; sie foderten nur noch ein andres Moment um Krankheit zu bilden, waren also nur nicht die ganze Krankheit allein. Alle äufsern Einflüsse konnten in dem Organismus ursprünglich *nur* Hypersthenie oder Asthenie setzen, denn sie konnten nur entweder den ideellen Factor auf Kosten des reellen oder umgekehrt diesen auf Kosten von jenem erhöhen. Um aber zu finden, wann *Krankheit* entstehe und was *Krankheit* sey, mufste nicht blofs das Subjective, sondern auch das Objective des Organismus ins Auge gefafst, nicht nur die allgemeinen Factoren des Lebens für sich, sondern im Verhältnifs zur organischen Masse und ihren verschiednen Gebilden betrachtet werden. Der Wechsel der Factoren im Ganzen und an sich betrachtet erschien als frey; in dem einzelnen Gebilde aber und als real angeschaut gebunden, und Krankheit konnte daher blofs bestehen in dem Widerstreit des Allgemeinen (der organischen Thätigkeit) mit ihrem gegebnen Exponenten, der Besonderheit eines Gebildes. *)

*) Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie von Dr. Troxler, 1803. S. 19. 21. 28. — Unstreitig in ihrem allgemeinen Theile das Beste, was nach naturphilosophischen Ansichten über eigentliche Medicin bis dahin geschrieben war. — Dafs wir in dieser kritischen Uebersicht des vielen Todtgebohrnen und Geistlosen, das ähnliche Ansprüche machte und schon vergessen ist, nicht gedenken, wird man natürlich finden.

§. XXVIII.

Bestimmter liefs sich die Möglichkeit und die Art des Mifsverhältnisses zwischen der Erregung oder der organischen Thätigkeit, und dem Qualitativen des Organismus in folgender Wendung darthun. Von jeder bestimmten Weise des wesentlichen Eins-seyns beyder Factoren (des reellen und ideellen) ist ein bestimmtes quantitatives Verhältnifs beyder, die objective oder formale Seite. Die Reproduction z. B. als diejenige Dimension des Organismus, in welcher das gröfste innerliche Uebergewicht der Realität stattfindet, setzt auch äufserlich und in der Erregung ein gleiches Uebergewicht der Energie über die Receptivität voraus. Dieses Verhältnifs beyder Factoren in der Erregung kann nun durch äufsre Einwirkungen so lange, ohne Nachtheil oder Leiden des Organismus selbst, verändert werden, als dadurch das qualitative nicht angegriffen wird; sobald aber der Grad der Erregung und also auch das Verhältnifs des reellen Factors zum ideellen entweder so grofs oder so klein wird, dafs damit die innre oder qualitative Bestimmtheit des Organismus im Ganzen oder Einzelnen nicht bestehen kann, so ist die Identität des Organismus mit sich selbst aufgehoben, ein nothwendiger Widerstreit gesetzt. Es wird nämlich, wenn durch die Erregung der ideelle Factor zum reellen ein solches Verhältnifs erhalten hat als sich nur mit der höhern Dimension, z. B. der Irritabilität verträgt, jetzt auch an die Reproduction die Foderung gemacht werden, sich zur Irritabilität zu steigern; da aber die Foderung kraft des Verhält-

nisses der Metamorphose nicht erfüllt werden kann, so ist der Organismus hiedurch in Disharmonie mit sich selbst gesetzt. Krankheit ist dieser Ansicht nach überhaupt ein Conflict des Verhältnisses der Erregung mit dem der Metamorphose, so wie dagegen Gleichgewicht und Uebereinstimmung beyder der vollkommenste Zustand des organischen Lebens. *)

§. XXIX.

Man muſs bekennen, daſs durch diese Ansicht, welche auch die Beystimmung des vorzüglichsten Begründers der Erregungstheorie unter den Deutschen erhalten hat, ein verhältnifsmäſsig bedeutender Schritt zur Erkenntniſs der Natur und des Ursprungs der Krankheiten, besonders der Mannichfaltigkeit ihrer Formen nach, geschehen ist. Allein nach unsrer allmählig erlangten und immer mehr befestigten Ueberzeugung muſs die Sache noch tiefer ergriffen, und eine Ansicht genommen werden, auf die es unvermeidlich ist zu kommen, wie man nur einmal eine bey den bisherigen Untersuchungen immer im Dunkel gelassene obschon sich gleichsam aufdringende Frage, an's Licht hervorziehn will. In der zuletzt dargelegten Vorstellung wird noch immer die Erregung, als etwas für sich, unabhängig von dem Verhältniſs der Metamorphose, Bestehendes vorausgesetzt; noch immer wird durch äuſsern Einfluſs direct Asthenie oder Hypersthenie gesetzt, Krankheit findet zwar nur statt

*) Die weitere Ausführung dieser Ansicht findet sich in dem nachfolgenden Auszug, auf den schon oben verwiesen wurde.

in wiefern das Verhältnifs der Metamorphose geändert wird: allein das Mittelglied dieser Veränderung ist und bleibt die Erregung. — Aber was ist denn nun diese Erregung selbst? *Wie* geschieht sie? Wie kann durch dieselbe das Verhältnifs der Factoren des Organismus geändert, der reelle auf Kosten des ideellen und umgekehrt erhöht werden? Mit einem Wort, wie ist jene Hypersthenie und Asthenie selbst möglich, welche durch Anstofs gegen die qualitative Bestimmtheit des Products Krankheit erzeugt?

§. XXX.

Nichts geschieht in der Natur anders als in durchgängiger Begränzung: nichts wirkt blofs überhaupt, sondern durchaus bestimmt. So giebt es auch keine Erregung überhaupt, sondern jede ist eine schlechthin bestimmte. Nichts erhöht einen Factor des Organismus überhaupt, sondern durchaus auf bestimmte Art. Alle ursprüngliche Bestimmtheit ist aber nur in dem qualitativen Verhältnifs. Von diesem ist auch das quantitative so gewifs ein blofses Accidens, als es gewifs ist, dafs die Existenz aus dem Wesen und nicht umgekehrt das Wesen aus der Existenz folgt. Die Factoren des Organismus können nie nur äufserlich Eins oder im Gleichgewicht seyn, sondern sind jederzeit innerlich Eins. Auch kann eben deshalb nie blofs ihr äufserliches Verhältnifs afficirt werden, das ein Accidens des innerlichen ist, sondern die Einwirkung von aufsen setzt jederzeit unmittelbar ein bestimmtes innerliches Verhältnifs beyder Factoren, und da diese innerliche Bestimmtheit als Dimension sich

ausdrückt, *so macht jede äufsre Einwirkung an den Organismus im Ganzen und Einzelnen unmittelbar die Forderung einer bestimmten Dimension* (z. B. der Irritabilität oder der Reproduction), und dieses ist die einzige Wirkungsweise, welche äufsre Ursachen überhaupt auf ein innerlich abgewognes, qualitativ gegliedertes und in sich geschlofsnes, mit einem Wort organisches Ganzes ausüben können.

§. XXXI.

Ein solches Ganzes ist nicht blofs äufserlich beweglich wie ein Hebel, sondern durchaus nur in sich selbst beweglich, und stets wirklich bewegt. Gerade nur das Qualitative ist hier unmittelbar veränderlich, das Quantitative nur mittelbar. Diefs ist eine Folge der allgemeinen Vernunftwahrheit: dafs die Quantität nie für sich selbst seyn kann, sondern nur an und mit der Qualität. Der Erregungsgrad (im Brownischen Sinn) aber drückt allein die Existenz des Organismus in der Abstraction von dem Wesen, d. h. nur die Quantität oder Energie der Existenz relativ auf die äufsre Natur aus, nicht die Existenz sofern sie mit dem Wesen Eins und selbst qualitativ ist.

§. XXXII.

Kann aber überall die äufsre Einwirkung unmittelbar nur die Dimensionen des Organismus afficiren, so geschieht auch jede Veränderung des Verhältnisses der Metamorphose *ohne Vermittlung der Erregung*, man müfste denn unter Erregung eben jene Hervorrufung der Dimensionen selbst verstehen, in welchem Fall aber jene ganz mit der unmittelbar qualitativen

Bestimmung zusammenfällt und nichts von ihr Unterschiedenes ist. Will man aber die Erregung als etwas von der qualitativen Affection noch Verschiedenes ansehn, und darunter nur jenen äufserlich erscheinenden Grad der Stärke oder Schwäche verstehn, womit der Organismus sich in seiner Existenz behauptet: so ist dann die Erregung vielmehr die Erscheinung des innern qualitativen Verhältnisses, und weit entfernt dieses zu bestimmen vielmehr durch dasselbe bestimmt. Denn ist das auf den Organismus Einwirkende z. B. von der Art, dafs es an denselben vorzugsweise die Reproduction fodert, so ist, weil die Reproduction das gröfste Uebergewicht der Realität bezeichnet, eben damit auch, obschon selbst dieses nur bis zu einer gewissen Gränze, in Bezug auf den ganzen Organismus ein Plus des realen Factors, d. h. ein Plus der Energie gesetzt. Auch diefs gilt, wie gesagt, nur bis zu einer gewissen Gränze. Denn die wahre Stärke des Organismus beruht darauf, dafs jede Thätigkeitsform oder Dimension angemessen dem Verhältnifs zum Ganzen hervortrete. Der Organismus des Menschen ist nicht, wie der der Pflanze, vorzugsweise auf Reproduction beschränkt: die Irritabilität gehört eben so wesentlich zum Gleichgewicht seines Lebens. Ist also die erste Dimension im Einzelnen oder im Ganzen des Organismus, z. B. im irritabeln System selbst, zum Nachtheil der letzteren erhöht: so ist der Organismus als menschlicher Organismus von Seiten der Irritabilität ein Zustand der Schwäche, z. B. in der Starrsucht und ähnlichen Fällen. Es kann daher auf keinen Fall

der Grad äufserer Lebensstärke oder Schwäche zur Bestimmung des innern oder wesentlichen Zustandes des Organismus führen, und vielmehr mufs der Grund und die Art der erstern selbst in dem letzteren erforscht werden.

§. XXXIII.

Hiemit sagen wir denn jener blofs formellen Construction der Lebenszustände aus einem gegenseitig erfolgenden Fallen oder Steigen der Receptivität und des Wirkungsvermögens, (oder wie man diese Factoren sonst ausdrücken mag) Lebewohl; indem wir im Organismus kein Verhältnifs der beyden Factoren überhaupt, sondern nur durchaus bestimmte Verhältnisse derselben kennen, und nur diese nach unsrer Ueberzeugung das unmittelbar Veränderliche und Bestimmbare sind, keineswegs aber die Receptivität oder das Wirkungsvermögen als solche. Auf gleiche Weise wollen wir auch die übrigen Voraussetzungen der bisherigen Theorien kürzlich auszeichnen und die nach unserm Dafürhalten richtigeren Ansichten ihnen gegenüber stellen.

§. XXXIV.

Kein äufsrer Einfluſs kann in dem Organismus unmittelbar Asthenie oder Hypersthenie setzen, sondern nur das entschiedenere Hervortreten einer Dimension vor der andern, der Irritabilität, z. B. vor der Sensibilität und Reproduction oder umgekehrt. Die Krankheit als solche ist eine Veränderung der Dimensionen des Organismus, wodurch er aufhört, reiner, ungetrübter Reflex des All zu seyn; eine ursprünglich

durchaus qualitative Affection. So kann der gröfste Wechsel im Steigen und Fallen der relativen Lebensstärke und Lebensschwäche, so wie der äufsern Einwirkungen, keine krankhafte Veränderung bewirken, so lange der Organismus dabey nicht aus seinen Dimensionen tritt; so wie alle sogenannte Vermehrung und Verminderung der Erregung ihn nicht gesund machen kann, ehe er wieder in jene eingetreten, und sich in seine qualitativen Verhältnisse und innere Beweglichkeit zurückgefunden hat.

§. XXXV.

Die Eintheilung der Krankheiten in sthenische und asthenische ist daher durchaus unstatthaft; Stärke und Schwäche verhalten sich selbst jederzeit nur als Accidens des qualitativen Zustandes; jede Krankheit mufs diesem gemäfs behandelt werden, ohne Rücksicht auf sogenannte Sthenie oder Asthenie, deren Unwesentlichkeit in Bezug auf jene schon aus dem erhellt, was wir oben angeführt haben, dafs nach dem Vorgeben der Erregungstheorie eine und dieselbe Affection des Organismus bald als asthenische bald als sthenische Krankheit hervortreten kann und behandelt werden mufs. Giebt es wirklich solche Krankheiten (z. B. die Peripneumonie), von denen die bisherige Erfahrung gezeigt hat, dafs sie nicht in allen Fällen gleiche Behandlung erlaubten, sondern jetzt den sogenannt stärkenden, jetzt den schwächenden Heilplan erforderten: so folgt daraus blofs, dafs weder die eine noch die andre beyder Behandlungsarten die richtige war, sondern dafs es eine dritte geben mufs, die

über diesen Widerspruch erhaben und die allein wahre ist. Nach dieser durchaus identischen, in keinen Gegensatz verwickelten, Ansicht müssen die Krankheiten zuvörderst behandelt werden, ehe man von Aussprüchen der Erfahrung reden kann, welche, ist sie nur wirklich, was sie zu seyn sich rühmt, unmöglich je in der Natur einen Widerspruch finden kann.

§. XXXVI.

Von gleichem Gehalt, wie die Eintheilung der Krankheiten, ist die der einwirkenden Potenzen, z. B. der Arzneymittel, in stärkende und schwächende, und der Streit über positive und negative Reize daher ein völlig leerer. Keine Einwirkung irgend eines äufsern Princips kann nach seiner erregenden Eigenschaft, sondern nur nach seinen Verhältnissen zu den Dimensionen bestimmt werden, und zwar ist mein Grundsatz in dieser Beziehung, dafs Gleiches Gleiches hervorruft, und kein äufsres Princip durch seinen Gegensatz mit dem organischen Stoffe wirkt. Durch die wechselseitige Entgegensetzung der Dimensionen geschieht es, dafs dasselbe Mittel, welches in der einen Beziehung als erregend erscheint, in einer andern bey consequenter Ansicht als schwächend erkannt werden müfste. Die sogenannten wasserstoffhaltigen Arzneymittel, Naphta u. s. w., werden von der Erregungstheorie als stärkende angenommen; dennoch zeigen sie sich keineswegs als solche, sondern als offenbar schwächende in den bedeutendsten Zuständen leidender Reproduction, in Dysenterien u. a. Hier ist derselbe Widerspruch wie oben (§. XXXV.), wo eine

und dieselbe Krankheit jetzt sthenischer, jetzt asthenischer Natur seyn sollte. Das Wahre ist, dafs die Naphta an sich weder erregt noch schwächt; sie scheint zu stärken in den Fällen, wo sie eigentlich nur das positive Princip der Irritabilität hervorruft; sie scheint zu schwächen, wenn sie, in Fällen, wo die Reproduction auf bedeutende Weise gefodert werden sollte, statt derselben die Irritabilität, (die Dimension mit dem Uebergewicht der Idealität), hervorruft.

§. XXXVII.

Hiebey möchte man die allgemeine Frage aufwerfen, wonach die Erregungstheorie die excitirende Eigenschaft eines Mittels beurtheile, oder woraus sie dieselbe erkenne? An einem Grund a priori fehlt es ihr nothwendig, wodurch begreiflich würde, dafs *dieses* Mittel gerade ein erregendes sey; gesetzt diese Eigenschaft wäre in seiner Qualität begründet, so müfste sie in dem Organismus ein entsprechendes qualitatives Verhältnifs anerkennen, um sein Erregt-*werden* durch dasselbe zu begreifen. Sie kann also seine Wirkungsweise nur als Thatsache der Erfahrung aufnehmen. Aber was zeigt ihr diese? Nichts als Einzelheiten, z. B. verstärkte beschleunigte Actionen einzelner Systeme, also lauter Accidenzen und Symptome. Was sie daher stärkere Erregung nennt, ist am Ende selbst nur ein Complexus von Symptomen; wie kann aber erlaubt seyn, aus dem Complexus zu schliefsen, was nicht aus dem Einzelnen geschlossen werden darf? Es soll aus dem Symptom nicht die Krankheit erkennbar

kennbar seyn, wohl aber das Wirkungsvermögen des Arzneymittels aus einem Complexus von Symptomen. Das Wirkungsvermögen des Mittels ist aber von der Krankheit die andre, die entgegengesetzte Seite; wie kann also diese erkannt werden aus dem, was über jene keinen Aufschluſs zu geben vermag?

§. XXXVIII.

Die Wirkungsweise der Arzneymittel ist, trotz der untergeordneten Rücksicht, die man ihr, aus begreiflichen Gründen, seit geraumer Zeit geschenkt hat, dennoch von solcher Wichtigkeit, daſs ich die Erklärung derselben als den eigentlichen Probierstein einer wahren medicinischen Theorie ansehe. Der erste Lichtstrahl in dieses Dunkel fiel durch den genialischen Gedanken von *Steffens*, zwischen der qualitativen Verschiedenheit der Arzney- oder eigentlich der Giftstoffe und den Functionen des Organismus, der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität, einen Parallelismus, und zum Theil einen Antagonismus als wahrscheinlich aufzustellen. Dem in dem sensibeln System waltenden Princip des Stickstoffs stellte er den Kohlenstoff der Pflanzengifte; dem im irritabeln vorherrschenden Princip des Kohlenstoffs das des Stickstoffs der thierischen Gifte, so wie endlich dem im reproductiven System bestehenden Gleichgewicht beyder Stoffe, das gestörte oder aufgehobne Gleichgewicht derselben Stoffe in den metallischen Giften (Metalloxiden) entgegen.*) Die Gemeinheit muſste

*) Beyträge zur innern Naturgeschichte der Erde. S. 73 — 77.

begreiflicherweise sich auch dieser, noch überdem mifsverstandnen, Ansicht bemächtigen und glaubte, durch eine geistlose Benutzung der gemachten Anregung, wohlfeilen Kaufs, mit dem Kohlenstoff des irritabeln und dem Stickstoff des sensibeln Systems die ganze Heilkunst inne zu haben. Wir wollen, jenen Grundgedanken hier aufnehmend, ihn nach unsrer besondern Ansicht weiter entwickeln.

§. XXXIX.

Ueber die chemischen Urstoffe ist meine Vorstellung, dafs die Wirkungsweise äufsrer Dinge auf den Organismus nach denselben nur in sofern bestimmt werden könne, in wiefern sie selbst ein bestimmtes Verhältnifs zu den Dimensionen der Materie und der allgemeinen dynamischen Thätigkeit haben: ferner, (wie auch schon oben geäufsert wurde), dafs jeder äufsre Stoff an den Organismus, oder richtiger zu reden an das An-sich, welches Grund seiner Existenz ist, die ihm selbst entsprechende Dimension fodert. Diese beyden Annahmen haben wir nun jede im Einzelnen zu rechtfertigen.

§. XL.

Die sogenannten Stoffe der Natur entsprechen eben so vielen thätigen und wirksamen Principien, die als Seelen der Materie eingebildet in die Leiblichkeit versunken erscheinen. Jedes dieser Principien hat seine eigne Tendenz, obgleich es ihr unbeschränkt nur an den Gränzen der materiellen Metamorphose folgen kann, während in den concreten Producten der Natur mehrere Principien in gemeinsamem Besitz des

Products erscheinen. Die erste, allen Dingen der Natur eingepflanzte, Seele ist die Seele der Selbstheit; sie ist dasjenige Princip, vermöge dessen die Dinge am meisten in sich selbst zu seyn, in sich zusammenzuhangen, sich selbst fortzupflanzen trachten. Dieses Princip ist das noch am meisten der Schwere untergeordnete, das eigentliche Erdprincip, von den Neueren durch Kohlenstoff angedeutet, das sich daher in den schwersten, starresten und cohärentesten Körpern, den Metallen und den Pflanzen, ausbildet. Die andre der Materie eingebohrne Seele ist die Seele des Lichtes, welche sich in der Materie durch das Zerfallen, die Auflösung der Cohäsion und Negation der Selbstheit ausdrückt. Dieses Princip ist das am wenigsten der Schwere untergeordnete Princip, von den Neueren durch Wasserstoff bezeichnet, dessen entfernte Regungen wir in dem Zerfallen der Erden erkennen, das aber in seiner Freyheit, da es allem Concreten entgegenwirkt, nur als Anderes geistig gleichsam durchziehend, erscheinen, nicht aber sich selbst in Concretem ausbilden kann. Aufser diesen beyden nothwendigen und streitenden Principien, läfst sich zur Vollendung nur das Dritte denken, welches aus dem Sonnen- und Erdprincip zusammen geronnen, obgleich defshalb nicht blofse Synthese beyder, sondern eben so ursprünglich als diese, an den Eigenschaften beyder gleicher Weise theilnimmt; mit diesem das In-sich-selbst-seyn und den Trieb sich fortzupflanzen, mit jenem die gelöste Starrheit gemein hat. Dieses ist das im Gegenbild eigentlich Gegenbildliche, dem Ur-

bild Aehnlichste, Animalische, Lebende; das Selbstständigste, welches darum auch am meisten fähig ist, den göttlichen Saamen der Ideen in sich aufzunehmen, und sich in den vollkommensten Leibern auszubilden. Aufser der Triplicität aber ist nichts weiter zu erkennen, als das die drey Dimensionen in sich auflösende, selbst Dimensionslose göttliche Princip. Dieses erscheint als das den drey Principien der Natur gemeinschaftlich entgegengesetzte, dem der Selbstheit aber am meisten feindselige, als die verzehrende Feuerseele der Natur, von der Chemie im Sauerstoff wirksam erkannt, der wegen seines activen Widerstrebens gegen die erste Dimension, auch als die andre Seite des Wasserstoffs, (in welchem dieselbe Dimension passiv negirt ist), betrachtet werden kann, wie der Stickstoff als die objective, die verklärte Seite des Kohlenstoffs.

§. XLI.

Diese Ansicht der vier Principien, welche hier nicht weiter ausgeführt werden kann, mit dem oben gegebnen Grundsatze verbunden, dafs nämlich Gleiches Gleiches hervorruft: wird es als nothwendig erscheinen, dafs alle diejenigen Dinge, welche vorzugsweise dem Erdprincip, oder, was dasselbe ist, dem Magnetismus eignen, besonders also die Metalle, und unter diesem wieder das Eisen, die dem Magnetismus entsprechende organische Dimension der Reproduction fodern. Wie überhaupt nach dieser Ansicht das qualitative Verhalten das wesentlichste ist: so wird auch der Unterschied sogenannter flüchtiger und fixer Mittel

mehr oder weniger seine Bedeutung verlieren, oder wenigstens einen ganz andern Sinn annehmen müssen. Denn in jedem möglichen Falle der Krankheit ist dasjenige Mittel indicirt, welches, es sey nun flüchtiger oder träger Art, die gefoderte Dimension am bestimmtesten bekräftigt. Dasselbe was von den Metallen, gilt auch von jenen Erzeugnissen des Pflanzenreichs, denen man lebenserregende Kraft zuschreibt. Sie üben diese Wirkung nicht durch den Kohlenstoff als solchen, (was man nämlich insgemein so nennt), noch eigentlich durch den Gegensatz mit dem vorherrschenden Princip des sensibeln Systems, sondern, als Repräsentanten des Erdprincips, durch ihr magnetisches Verhältnifs aus; dadurch also, dafs sie die ihnen entsprechende Dimension der organischen Metamorphose fodern; wodurch dann indirect, bis zu einem gewissen Punkte, wie schon oben (§. XXXII.) bemerkt wurde, ein allgemeines Steigen des reellen Factors, der Energie, im Ganzen des Organismus gesetzt ist. Denn alle Dimensionen kehren in allen wieder; jedes der drey Systeme ist für sich wie der ganze Organismus; insbesondre aber nimmt die dritte Dimension, die Sensibilität, auch die erste wieder in sich auf. Dieselben Pflanzenstoffe, welche die Assimilation bestimmter hervorrufen, stimmen, in dem Verhältnifs, als sie in der Metamorphose selbst höher stehen, auch das sensible Organ productiver, und wenn jene Pflanzenproducte, die schon wieder unter die Herrschaft der Cohärenz zurückgesunken sind, die Rinden, z. B., sich mehr den Metallen gleichstellen, und unmittel-

barer die eigentliche Reproduction bestimmen, so erwecken dagegen Stoffe oder Säfte, die von Blüthen, Saamen, Saamenbehältern u. s. w. herstammen, als Producte einer höhern Metamorphose, zwar immer noch die Reproduction, aber die Reproduction *in* der Sensibilität und wirken daher im eigentlichen Sinn narkotisch. Das Opium erregt nicht, sondern ruft das Pflanzenleben im thierischen Organismus, und im sensibeln System insbesondre hervor; in sofern und nur mittelbar erhebt es (innerhalb der schon oben angegebnen Gränze) den allgemeinen Grad der Energie oder Erregung.

§. XLII.

Verwickelter ist die Betrachtung des Verhältnisses, welches die Irritabilität zu den ihr entsprechenden Potenzen der Aufsenwelt hat, indem sie selbst offenbar eine gedoppelte Seite zeigt; eine negative, womit sie gegen die erste Dimension gerichtet ist, und eine positive, wodurch sie in sich besteht und eigenthümlich bestimmt ist. Wie die feste Masse des Erdkörpers in den Erden zerfällt, so das Fleisch im System der Irritabilität, und wie dieser ganze Moment auf der wechselseitigen Unabhängigkeit und dem *Neben*-einander-Bestehen der Organe beruht, (während in der Reproduction dagegen alles auf Stetigkeit gegründet und die einzelne Bildung vom Begriff des Ganzen schlechthin beherrscht erscheint): so ist auch in der einzelnen Irritabilitätsäufserung nothwendiger Weise ein Moment des wechselseitigen Unabhängigseyns der Elemente von einander, welches als ent-

gegengesetzt dem Moment der Stetigkeit, oder der Länge, sich durch Beschränkung der letzteren und Hervorrufung der Breite, als der Form des Nebeneinanderseyns, ausdrücken mufs. Dieses ist das Moment der insgemein sogenannten Contraction, welche indefs von der ganzen Irritabilitätserscheinung nur die eine Seite ist: denn es steht ihr als eine eben so wesentliche die auf sie folgende Erschlaffung oder Expansion entgegen, welche Wiederherstellung der Länge und Beschränkung der Breite ist. Wir werden von Contraction und Expansion in der Folge immer in der eben bestimmten Bedeutung reden, so nämlich, dafs beyde auf die erste Dimension bezogen werden. Beruht nun die Irritabilität selbst auf einem solchen Wechsel, in welchem der Contraction und Expansion, der Breite und Länge, ein ganz gleiches Moment zukommt: so werden wir nach Anleitung des schon früher verhandelten (§. XL.) den gleichen Gegensatz in der Aufsenwelt nicht minder nachweisen können.

§. XLIII.

Durch die erste Dimension ist in die Natur der Grund aller Selbstheit gelegt, so wie durch die zweyte der Grund aller Nichtselbstheit. In jener verlieren die Wesenheiten ihr unabhängiges Seyn, indem sie in ein gemeinsames Leben eingehen: diese giebt ihnen die Freyheit und das unabhängige Bestehen wieder. Der Wasserstoff gehört (nach §. XL.) der zweyten Dimension an, aber nur als *negirte* Selbstheit; d. h. er ist an sich und seiner eigentlichen Tendenz nach immer noch expansiv, nach Fortsetzung des Gleichen in

Gleichem strebend, (wie der Lichtstrahl oder die positive Electricität), obgleich für sich unfähig Cohärenz herzustellen, und obschon mit dem Minimum von Masse oder Concretem gesetzt. Der Sauerstoff dagegen als das unendliche Princip (§. XL.) giebt den Elementen die wechselseitige Unabhängigkeit zurück, und ruft eben so bestimmt die Contraction hervor, als jener zur Expansion strebt. Diese beyden Principien haben also zur Irritabilität dasselbe entgegengesetzte Verhältnifs, welches zwischen den beyden Momenten dieser Thätigkeit selbst statt findet. Der Sauerstoff ist auch in Bezug auf den Organismus das Aufhebende der Stetigkeit und Hervorrufende der zweyten Dimension; der Wasserstoff tendirt zur Continuität und Herstellung der ersten Dimension; jener ist also das der Zusammenziehung, dieser das der Ausdehnung Entsprechende. In Folge dieser Bestimmungen werden wir über das Verhältnifs der Irritabilität zu den äussern Potenzen einige Bemerkungen machen, da wir etwas Abgeschlossenes hierüber aufzustellen, noch wenigstens, nicht unternehmen wollen.

§. XLIV.

In jedem System des Organismus wiederholen sich alle Dimensionen: so auch in dem System der Irritabilität die erste Dimension durch den Kreislauf, der, von seiner activen Seite betrachtet, vor allen organischen Bewegungen am bestimmtesten die Zeit in sich selbst hat; (denn dem Schema dieses Moments gemäfs steht dem Uebergewicht der Expansion oder Länge im Arteriensystem ein Gleiches der Contraction oder Breite

im Venensystem entgegen). Das nächste und unmittelbarste Verhältniſs zu jener Seite des Kreiſslaufs werden also auch diejenigen Stoffe haben, welche durch ihre Qualität am bestimmtesten der ersten Dimension angehören. (§. XLI.) Und zwar werden sie hauptsächlich das Verhältniſs jener Bewegung zur Zeit, (also die Schnelligkeit oder Langsamkeit derselben im Ganzen), bestimmen; insbesondere erscheint es als nothwendig, daſs die narkotischen Mittel in dem Verhältniſs, als sie die gedachte Wirkung ausüben, die Schnelligkeit der sich succedirenden Bewegungen mindern, indem sie durch die bestimmte Foderung der ersten Dimension Ursache sind, daſs das arterielle System die Zeit vollkommner in sich selbst setzt. Vergleichen wir hiemit, was über das Verhältniſs dieser Mittel zur Sensibilität bereits im Vorhergehenden erklärt wurde (§. XLI.), so sehen wir, daſs ihre Wirkung sich gleich bleibt in allen Potenzen des Organismus; überall nämlich wirken sie auf die erste Dimension. — Von den sogenannten Wasserstoffhaltigen Mitteln nun zu reden, so können sie als solche, die nur dem einen Moment der Irritabilität, nämlich der Expansion, entsprechen, auch unmittelbar nur diese bedingen und auf Kosten der Contraction erhöhen. In der Beziehung auf das arterielle System werden durch sie vorzüglich diejenigen Verschiedenheiten der Bewegung influirt seyn, welche auf dem gröſseren oder geringeren Verhältniſs der Dilation zur Contraction beruhen. Erheben nun diese Mittel in der Irritabilität allgemein das Moment der Expansion oder der

Streckung, und beschränken dagegen das der Breite oder der Contraction (welches vorzugsweise in den Respirationswerkzeugen dargestellt ist): so mögen sie dagegen die Reproduction keineswegs unbedingt fodern, weil sie nur in der zweyten Dimension der Expansion entsprechen, welches die schon oben (§. XXXVI.) bemerkte Gränze ihrer Wirkung auf dieselbe näher bezeichnet. Noch bestimmter vermögen sie die Sensibilität, als diejenige Function, in welche die erste und zweyte Dimension gleicherweise eingehen, zwar in gewissem Mafs zur Thätigkeit und Productivität aufzufodern, die aber bey den höheren Graden alles Concrete und Bestimmte verliert und völlig gehaltlos wird, ein Zustand, der sich, im Gegensatz mit dem der Betäubung, durch Berauschung ausdrückt.

§. XLV.

Von dem Verhalten des Sauerstoffs wollen wir des Gegensatzes wegen, und weil er auf die Irritabilität die nächste Beziehung hat, hier sogleich allgemein handeln, obschon sich seine Wirkung keineswegs blofs auf die letzte einschränkt. Vielmehr ist er dasjenige Princip der Natur, welches durchaus auf die Herstellung der actuellen Unendlichkeit in der Materie ausgeht, und das Leben aus seinen Fesseln befreyt, in so fern belebend oder zerstörend, wie es betrachtet wird. Der lange geführte Streit über seine Wirkungsweise mufste so lange unentschieden bleiben, als man diese blofs *entweder* als reizend *oder* als schwächend erkennen wollte. Da jene actuelle Unendlichkeit der Stoff ist, aus dem alles Concrete sich bildet, so hat

der Sauerstoff in so fern ein nothwendiges Verhältniſs zur Reproduction. Der Verähnlichung des Nahrungsstoffes muſs Fluidisirung vorausgehn: daher die entschiedene Nothwendigkeit des Sauerstoffs, in Bezug auf die Verdauung, obgleich er aus eben diesem Grunde der eigentlichen Production von Masse, die, (gesunder oder krankhafter Weise wirkend), auf Herstellung der Continuität, Ansatz des Gleichen an Gleiches ausgeht, entgegen ist. Die gänzliche Abhängigkeit der Irritabilität von diesem Princip ist so vielfach anderwärts bestätigt, daſs wir als unsrer Ansicht eigenthümlich nur etwa die Bestimmung betrachten können, daſs er das dem eigentlichen Moment der Contraction entsprechende und dasselbe bedingende Princip ist. Die Arterien, deren angebohrne Tendenz die zur Expansion und Länge ist, werden durch das von Sauerstoff getränkte und in Kügelchen von unabhängigem Leben aufgelöste Blut, zur Zusammenziehung solicitirt: aber für die willkührliche Bewegung selbst ist durch den Abgang dieses Princips das Unvermögen zur Contraction gesetzt. Wie kann hier von schwächender oder stärkender Wirkung die Rede seyn? Eine bestimmte Energie der Contraction gehört so gewiſs zur äussern Lebensstärke, als eine gleiche Energie der Expansion; dennoch ist das, was jene erhebt, nothwendig entgegengesetzt dem, was diese erhebt. In allen jenen nicht seltenen und nicht unbedeutenden Krankheitsformen, in welchen die Expansion über die Contraction auf eine der qualitativen Bestimmtheit des Organismus widerstreitende Art das Uebergewicht hat,

ist der Sauerstoff als Bedingendes der Heilung eben so nothwendig gefodert, als der Wasserstoff in den entgegengesetzten Fällen: desgleichen, so oft zwischen Organen, die bestimmt sind, wechselseitig von einander unabhängig zu seyn, Continuität eintritt, und die Selbstständigkeit eines jeden derselben dadurch gekränkt ist. Freyes Neben einander-Bestehen einer Totalität von Organen, und vollkommne innre Einheit aller zugleich, ist das einzig Auszeichnende der Sensibilität, welche auch dadurch sich als das vollkommenste Abbild der Art darstellt, wie die Dinge im Universum vereinigt sind. Inwiefern also jene wechselseitige Unabhängigkeit die eine nothwendige Seite des Organismus der Sensibilität ist, hat der Sauerstoff auch zu dieser ein bestimmtes Verhältnifs, und mag, unter gegebenen Bedingungen, jene Freyheit der Ausübung ihrer Functionen bedingen, die man als Leichtigkeit oder Heiterkeit des Geistes zu empfinden glaubt.

§. XLVI.

Waren es nun hauptsächlich die Erzeugnisse des Pflanzenreichs, welche durch alle Dimensionen die Reproduction afficirten; und die aus der Luft und aus dem aufgelösten vegetabilischen Leben stammende, welche die Irritabilität: so wird es nun das eigentlich animalische Princip der Natur, und insbesondere werden es Producte der thierischen Metamorphose seyn, welche am directesten die Sensibilität als dritte Dimension hervorrufen und bekräftigen. Wie jederzeit die dritte Dimension dem Chaos oder der absoluten Identität am nächsten kommt, und von dieser das un-

mittelbarste Gegenbild ist, so hat auch von allen Elementen das des Stickstoffs die gröfste Selbstständigkeit, ja die nächste Aehnlichkeit mit dem Sauerstoff, wofür die Kausticität und, der Kraft des Feuers ähnelnde, Zerstörungskraft der Alcalien, ihr Vermögen, die Metalle aufzulösen, und mehrere andere der ganz eigenthümlichen und noch immer so dunkeln Wirkungen jenes Princips, Bürge sind. Dieses nun ist auch das eigentlich Substantielle des Organismus. Das unmittelbare Verhältnifs des Stickstoffs zur Assimilation, (welche die dritte Dimension der bildenden Thätigkeit ist), bedarf keiner Nachweisung und ist von selbst klar. In der Irritabilität entspricht der dritten Dimension die willkührliche Bewegung, ja diese ist, wie sich klar beweisen läst, selbst nur die umgekehrte Seite der Sensibilität. Der Stickstoff aber wird, durch die Verbindung mit dem Wasserstoff in den Alcalien, zur zweyten Dimension heruntergezogen, und diesen kommt daher das unmittelbarste Verhältnifs zur willkührlichen Bewegung zu. Aber worauf beruht auch die unläugbare Wirkung der Alcalien, besonders in denjenigen Zuständen, wo, wie im Starrkrampf, ein willkührliches Bewegungsorgan zum unwillkührlichen herabgesetzt wird, anders, als darauf, dafs sie jenem die dritte Dimension zurückgeben und, diese in ihm setzend, es wieder zum willkührlichen Organ erheben. Endlich aber ist unwidersprechlich und anerkannt, dafs das unmittelbarste Verhältnifs zu der Sensibilität *in* der Sensibilität nur jenen höheren Erzeugnifsen des thierischen Lebens-

processes zustehe, zu welchen z. B. der Moschus gehört, dessen einzige und oft ausschliefsliche Wirkungskraft in eigentlich nervosen Affectionen die Aerzte aller Zeiten erfahren haben.

§. XLVII.

Dieses mag vorjetzt hinreichen, die Uebereinstimmung unsrer Behauptungen mit der Natur nachzuweisen. Zwar haben wir uns dabey fast allein auf das Verhältnifs äufserer Potenzen zu den Dimensionen des Organismus eingeschränkt, allein, können jene, weder als Krankheitsursachen, noch als Gesundheitherstellend, anders, als durch qualitative Affection und genau ihren, anderwärtsher erkannten und bewiesenen, Qualitätsverhältnissen entsprechend wirken: so steht, auch nur von dieser Seite, hinlänglich begründet der Satz fest: dafs alle Krankheit ursprünglich allein auf das qualitative Verhältnifs gegründet sey, zu dem sich das quantitative blofs als Accidens gesellt; dafs daher auch die wissenschaftliche Construction der Krankheiten nach ihren Geschlechtern und Arten einzig darinn bestehen könne, die Verhältnisse derselben zu den Dimensionen des Organismus (wie sie nach einem bestimmten Typus sich in jedem System wiederholen) darzuthun, so wie die Kunst ihrer Entfernung darinn, denselben Verhältnissen gemäfs ihnen entgegen zu wirken. Das Erste wirklich zu leisten bleibt den weiteren Ausführungen dieser Zeitschrift und den Bemühungen gleichdenkender theilnehmender Freunde überlassen.

Druckfehlerverzeichniſs.

Man bittet, die Ansehnlichkeit desselben durch die Entfernung des Druckorts zu entschuldigen; zugleich aber die nicht selten durchaus sinnstörende Fehler vor der Lectüre gütigst zu verbessern. Man hat diesem Uebelstande zum Theil durch Umdruck einiger Blätter abzuhelfen gesucht; doch war dieſs nicht mit allen möglich, die durch Fehler des Setzers oder Correctors gelitten haben.

S. 6. letzte Zeile ist statt: *der unendliche* zu lesen: *der unsterbliche.*
— 8. §. 20. Z. 2. ist statt: *müthig* zu l. *möglich.*
— 16. §. 48. Z. 9. ist statt: *eintheilen* zu l. *mittheilen.*
Ebend. Z. 14. statt: *viel mehr* zu l. *vielmehr.*
S. 25. Z. 12. statt: *aber* zu l. *oder.*
Ebend. §. 72. Z. 4. statt: *regiert* zu l. *negirt.*
S. 26. Z. 8. statt: *Bewuſsten* zu l *bewuſsten.*!
— 30. §. 83. Z. 4. statt: *Unendlichkeit, lautere* zu l. *Unendlichkeit lauterer.*
— 33. §. 96. Z. 1. statt: *das Gott gleiche* zu l. *das Gottgleiche.*
— 35. §. 103. Z. 7. statt: *nun* zu l. *nur.*
— 38. §. 115. statt: *Nichtſeyn* zu l. *Nichts-ſeyn.*
Ebend. §. 116. Z. 1. ist dieselbe Verbesserung zu machen.
— — §. 117. letzte Zeile statt: *Seyn* zu l. *ſeyn.*
S. 40. §. 122. Z. 5. statt: *Sinnbilder* zu l. *Scheinbilder.*
— 45. §. 145. vorletzte Zeile ist das Comma nach: *die* auszustreichen.
Ebend. letzte Zeile statt: *entstehend* zu l. *entstehen.*
S. 49. ist Zeile 6. nach: *zugleich* ein Semicolon (;) zu setzen.
Ebend. §. 153. vorletzte Zeile statt: *nich* zu l. *nichs.*
S. 54. §. 171. Z. 1. statt: *zeigt* zu l. *zeugt.*
Ebend. §. 174. vorletzte Zeile statt: *Gegentheil* zu l. *Gegenbild.*
S. 68. Z. 7. v. o. statt: *äuſsern* zu l. *äuſserſten.*
— 70. letzte Zeile statt: *jüdischen* zu l. *Indischen.*
— 75. vorletzte Zeile statt: *alles* zu l. *als.*
— 81. Anmerk. Z. 6. statt: *Abhandlung* zu l. *Abhandlungen.*
Ebend. statt: *und der* zu l. *und der der.*
— — Z. 2. v. u. statt: *imponirendem* zu l. *imponirenden.*
S. 82. Z. 9. statt: *ewige Relation* zu l. *ewigen Relationen.*
Ebend. letzte Zeile statt: *existirende* zu l. *existirender.*
— — in der Anmerk. Z. 4. v. u. statt: *wahrscheinlich* zu l. *wahrlich.*
S. 87. Z. 5. v. u. statt: *in der* zu l. *in die.*
— 159. Z. 12. statt: *schändliche*, zu l. *schädliche.*

S. 165. in der Ueberschrift, statt: *VI.* zu l. *IV.*
— 168. Z. 2. statt: *uns* zu l. *nur.*
— 169. §. IX. Z. 2. statt: *erkennbare* zu l. *unerkennbare.*
Ebend. §. X. Z. 4. statt: *bestimmt* zu l. *erregt.*
S. 174. §. XVIII. Z. 1. statt: *reine* zu l. *rein.*

Die Druckfehler in den folgenden Aufsätzen werden bey dem zweyten Heft angezeigt werden.

Verbesserungen.

S. 31. §. 87. ist zu dem Wort: *ausser* per Parenthesin zu setzen: (*praeter*).
— 70. Z. 20. ist nach dem Wort: *Ewige* zuzusetzen: „nach dem Sinn, welchen wir in früheren Darstellungen mit diesen Worten verbanden".
— 185. Z. 12. ist nach dem Wort *hat* eine Citation zu setzen, zu folgender unter dem Text gehörigen Note:
Erster Entwurf eines Lehrbuchs der allgemeinen Laterie von *Rüschlaub*, Ir. Thl. 804. §. 324. 325. f.

Ferner ist überall statt den Worten: wiederstrahlen, wiederscheinen und ähnlichen; desgleichen statt *Ahnung*, *ahnen* u. s. w. die von Setzer oder Corrector willkührlich veränderte richtige Schreibart: widerscheinen, widerstrahlen, Ahndung etc. herzustellen.

JAHRBÜCHER

DER

MEDICIN

ALS

WISSENSCHAFT.

ΙΑΤΡΟC ΦΙΛΟCΟΦΟC ΙCΘΕΟC.
ΙΠΠΟΚΡ.

Ersten Bandes zweites Heft.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

Landes-
Bibliothek
53 Weimar

Inhalt.

I. Wissenschaftliche Abhandlungen.

1. Aphorismen über Naturphilosophie von *Schelling*.

Der Naturphilosophie Erster oder Allgemeiner Theil.

A. Von dem Wesen der Natur; der Wirklichkeit der Dinge; der Materie und der Bewegung S. 3

II. Appendix zu den Schriften über das gelbe Fieber *) von *Eschenmayer* S. 37

*) Diese Abhandlung befindet sich schon längere Zeit in den Händen der Herausgeber. — Dafs aber ihr Inhalt von keiner *Zeit* abhängig sey, dafür würde jedem schon der Name ihres Verfassers bürgen.

III. Ueber die Anwendung des Eisens in der Medicin, von *A. F. Marcus* S. 58

II. Anzeigen.

I. Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers, von *Reil* S. 127

II. *De Idea Vitae hujusque formis*, *Auctore C. E. Schelling.* 1803. S. 134.

I. Wissen-

I.

Wissenschaftliche Abhandlungen.

Aphorismen
über die
Naturphilosophie
von Schelling.

Der Naturphilosophie Erster oder Allgemeiner Theil.

A) *Von dem Weren der Natur, der Wirklichkeit der Dinge; der Materie, und der Bewegung.*

I. Das blofse Daseyn, ohne Rücksicht auf die Art und Form desselben, müfste jedem, der es so erblickte, als ein Wunder erscheinen und das Gemüth mit Staunen füllen: wie es unläugbar diese Bemerkung des reinen Daseyns war, die, in den frühesten Ahndungen, die Gemüther mit Entsetzen und einer Art von heiligem Schrecken überfiel.

II. In allem einzelnen Wirklichen ist eben die Existenz selbst das Grundlose, Unendliche, allein aus sich selbst Fafsliche: wer aber könnte ohne tiefe Bewegung, im Grofsen und Ganzen der Welt, jenen ewig regen, lebensschwangern Strom anschauen, der

jedes Ufer überschwillt, jede augenblickliche Fassung durchbricht, allerdings um sich wieder zu fassen, aber in keiner zu verweilen oder gefesselt zu werden!

III. Die Stätte der Einzelheit dagegen ist die ewige Nacht, als des an und für sich Unoffenbaren: es ist nicht möglich zu sagen, dafs sie geworden, aber eben so wenig, dafs sie je an sich selbst gewesen. Sie ist nur an und mit dem Unendlichen, und weder etwas das vor, noch das nach ihm seyn könnte; weder etwas Greifliches, noch auch etwas wahrhaft Reelles, sondern lediglich eine Fassung oder Imagination, welche ohne das, so sich in ihr fafst, niemals erscheinen könnte.

IV. Auch wirst du weder von irgend einem einzelnen Daseyn, noch von der Existenz so zahllos und unmefslich vieler Dinge, (davon der Pöbel einen grofsen Theil gleichsam gering achtet und unwürdig dieser Gemeinschaft des Daseyns), ein wahres Ziel oder einigen Zweck erkennen, als eben den, dafs sie seyen.

V. Niemals also, bey dieser Wesenlosigkeit und Leerheit der Einzelheit für sich, und der Unbedingtheit und Unendlichkeit der Existenz, würdest du zu einem andern Grund dieses seltsamen Schauspiels gelangen, als dem, dafs jenes unbekannte Wesen, das uns mit der Idee der Existenz erfüllt, eine reine, nothwendige, aber auf keine Weise von aufsen bestimmte Lust ist, sich selbst in sich selbst auf unendliche Weise zu offenbaren.

VI. Nicht-Wahl, noch Willkühr dürftest du hier vermuthen, sondern nur die schöne Nothwendigkeit einer sich selbst, ohne Reflexion, und unendlich liebenden Natur. Unendlich: denn von aller Endlichkeit giebt es einen Grund; ein solcher aber wäre weder in jener Natur, denn sie ist nur Eins mit sich selbst und kein Gedoppeltes; noch aufser ihr, denn sie selbst ist alles Seyn.

VII. Da sie also nichts wäre, die Substanz, (denn so dürfen wir bezeichnen, was die Existenz selbst ist), als diese reine Lust des Bejahens, ohne Wahl, Unterscheidung, weiteren Grund oder Bestimmung, als dafs sie es auf unendliche Weise sey: so wäre auch keine Form, Art noch Grad der Realität von ihr ausgeschlossen, sondern sie selbst, nach der Nothwendigkeit ihres Wesens, wäre alle jene Formen oder Conceptionen selbst, aus keinem andern Grund, als damit sie dieselbe sey und auf unendliche Weise sich selbst in sich selbst habe und bejahe. Denn alle Existenz ist nur Selbstoffenbarung einer wesentlichen Natur. (II.)

VIII. Dennoch wärest du auch damit noch zu keiner Wahrnehmung und wirklichen Erkenntnifs des Einzelnen gelangt. Denn dafs die Dinge existiren, sagtest du, nur inwiefern das Ewige seine Selbstoffenbarung ist in ihnen. Sie selbst, als sie selbst, sind daher nicht; sie haben oder sind wohl ein Leben, aber nur ein Leben des Unendlichen; denn das Seyn des Einen überwältigt ihr eignes Seyn.

IX. Wie du die klare Luft nicht sehen magst, so wenig bey der Abwesenheit als bey der Gegenwart des Lichtes: so die Dinge weder ohne noch auch mit der Substanz. Nicht ohne sie, denn so entfliehn sie in die Nacht; nicht mit ihr, denn so durchscheinet sie das Eine.

X. Noch immer also erkennen wir nichts, denn die maſslose Unendlichkeit: denn auch die Substanz, indem sie alle Formen ist, wird doch selbst nicht vielfach, sondern bleibt als dieselbe bestehen. Sie geht kein reales Verhältniſs mit jenen ein, als solchen, die *Nichts* wären, ohne sie. Auch wird sie in keiner derselben begränzt oder von einer gefesselt, sondern bleibt stets frey, dem Einzelnen unfaſslich und unbegreiflich, wie das Gemüth wohl alle seine Gedanken, der einzelne Gedanke nicht aber hinwiederum das Gemüth begreifen kann.

XI. Wo also findet sich ein Maſs dieser formlosen Unendlichkeit oder eine wahre Stätte des wirklichen Daseyns? Alle Einzelheit ist etwas durchaus Endliches, die Existenz aber, gleichviel wovon sie es sey, an sich selbst unendlich, daher sie von keiner einzelnen Form je wahrhaft gefaſst oder gehalten werden kann.

XII. Nur *Dasselbe*, welches *alle Dinge* ist, kann durch die Einheit seines Wesens auch das *Maſs* der Existenz seyn. Denn da es, alle Formen seyend, doch als dasselbe besteht und nur Eines ist (X.): so ist es eben so ursprünglich und ewig, als es die Allheit der Dinge ist, auch die Einheit alles Daseyns.

XIII. Die Unendlichkeit der Dinge, wenn gleich für sich unermeſslich, gehört doch *als solche* nur zu *Einem* Wesen, dessen Natur es ist, alle Dinge zu seyn, und in dessen Einheit sie daher nothwendig sich durchdringen und selbst eins werden. Das Ewige ist keines derselben allein oder insbesondre, sondern zugleich alle und ein jedes, so daſs das Einzelne und das Ganze zumal und gleicherweise ist in seiner göttlichen Einbildung.

XIV. So also wird die Unendlichkeit des Daseyns gemäſsigt durch die Einheit des Wesens, zu dem es gehört, und jener im Einzelnen uferlose Strom hat sein ewiges Beet gefunden, welches doch keine besondre Form, sondern nur die Einheit des unendlichen und alles seyenden Wesens selbst ist.

XV. Wie in den Sagen dichterischer Vorwelt nach der Gewalt des Chaos und nachdem das Formlose, Ungeheure verdrungen ist, das milde Reich seliger und bleibender Götter beginnt: so mag die Betrachtung Klarheit, Einklang und Bestand der Dinge schauen, nur nachdem sie in der Unendlichkeit des Daseyns auch die Einheit des ewigen Erzeugers erkannt hat. Denn dieser, welcher die Dinge emporhebt aus dem, das nicht ist, durch die wesentliche Kraft eines Schaffens, verklärt sie zugleich in sich selbst, als zu seinem Daseyn gehörende, und nimmt sie in die Einheit seines Lebens auf.

XVI. Hast du daher die Fülle der Existenz gesehen, wie sie für sich selbst ohne Maſs und Ziel ist, so erkenne nun auch das innre und göttliche Band

der Dinge, und wie sie durch die Einheit des Wesens, zu dem sie gehören, unter sich Eins werden.

XVII. Alles, das blinde, ungebändigt nach aufsen hin wirkende Kraft ist, kommt, mit Plato zu reden, von der alten Natur, d. h. von der blofs äufsern und unempfindlichen Natur, inwiefern sie allein die Geburt der Dinge ist, darinn sie auch das blofs äufsre Leben (VIII.) haben.

XVIII. Alles dagegen, das Mafs und ein innerlich Ziel, Verständnifs oder Uebereinstimmen der Dinge verkündiget, deutet auf die göttliche Einigung und die Einbildung der Dinge in das Centrum der Substanz, dadurch sie das ewige Daseyn in sich selbst empfinden.

XIX. Kraft der Unendlichkeit der Substanz haben die Dinge auch unter sich die blofse Verknüpfung der Existenz, d. h. die blofs äufserliche Verknüpfung, denn das Leben ist nicht *ihr* Leben, sondern nur der Substanz. (VIII,)

XX. Vermöge der Einheit der Substanz aber haben sie nicht allein ein natürliches Band, d. h. ein Band der Geburt, wie das erste ist, sondern ein göttliches der innern Wahrheit und Affirmation ihrer Existenz. (Vergl. die Einleitung 195.)

XXI. Alle Verhältnisse blofs äufserlicher Beziehung durch Raum, Zeit, Berührung u. s. w. sind nur ein Schatten jener ewigen Verkettung uud wechselseitigen Gegenwart aller Dinge in dem ewig-Einen und unendlich-Vollen.

XXII. Unfaſslich erscheint diese Harmonie jenen, welche selbst bloſs in der Ausschlieſsung leben und betrachten. Wenn aber Erscheinungen der Natur und ihres eignen Lebens sie an eine göttliche Verknüpfung der Dinge erinnern und daſs Raum und Zeit nicht das einzige, noch das erste und vornehmste Band sind, dadurch sie vereinigt werden, strafen sie die Natur ins Angesicht Lügen, weil sie ihre Wunder nicht begreifen und wegen ihres Blödsinns das wahre Wesen nicht erkennen. *)

XXIII. Ist nun die Substanz als die Einheit in der Unendlichkeit das Wesen der äuſsern Natur (170), so werden wir dieselbe als die Einigung und Verkettung aller Dinge mit Recht als das Gemüth oder Innre der ewigen Natur betrachten.

XXIV. Wie die Sonne frey im Firmament steht, alles bindend und einigend in des klaren Lichtes Kraft: so steht das Gemüth der ewigen Natur in der Verkettung selbst als die Einheit, und gleichsam als die gött-

*) Wie wenig die Philosophie neuerer Zeit von dieser göttlichen Einheit der Dinge erfüllt gewesen, zeigt auſser vielem andern die Wichtigkeit, die man auf die Unterscheidung analytischer und synthetischer Erkenntnisse legte, gleich als wären diese die beyden letzten Zweige, in die sich alle Wissenschaft verlöre. Die Nichtigkeit dieser Unterscheidung in Bezug auf die wahre, nämlich auf die Vernunfterkenntniſs, muſs aber jedem aus der am Ende dieser Aphorismen beygefügten Anmerkung (welche wir gleich bey dieser Stelle zu lesen bitten) einleuchtend werden.

liche Einbildungskraft derselben, frey und unverbunden, als der Quellpunkt alles empfindlichen Daseyns, welcher auch in der sichtbaren Natur als das Herz schlägt, uud, alles bewegend und umtreibend in ihrem heiligen Leib, jede Regung verursacht und die Innigkeit aller Erzeugnisse.

XXV. Eben so ist die *schaffende Natur* (*Natura Naturans*), d. h. (90) diejenige, welche die Unendlichkeit und die Einheit, die Expansion und lebendige Contraction aller Dinge in sich selber, auf die gleiche Weise, ist, selbst aufser aller Verknüpfung und in ewiger Freyheit.

XXVI. Selbst aber frey und unendlich, ist sie, *unmittelbar*, durch die unmefsliche Bejahung und die Aufnahme aller Dinge in die Einheit ihres Wesens, selbst die Gesammtheit der Dinge, wie ein organisches Wesen alle seine Theile ist und mit denselben nur Ein unzertrennliches Ganze ausmacht. Die Dinge selbst aber, welche die schaffende Natur ist, sind *als* solche, welche sie *ist*, die *erschaffene* und *verkettete Natur*. (*Natura Naturata.*)

XXVII. Die Substanz *ist* alle Dinge; nun aber, nach der göttlichen Temperatur (XIII.), welche darauf beruht, dafs sie alle nur zu Einer Substanz gehören, und das Seyn aller gemäfsigt ist durch das Seyn eines jeden und hinwiederum das Seyn eines jeden durch das Seyn aller; nach dieser Mäfsigung also *ist* die Substanz jedes Ding, aber keines allein oder ausschliefslich, keines also auch schlechthin, sondern ein jedes relativ auf *sich selbst*, sofern sie

auch andre Dinge ist, welche sie eben so nur relativ auf sich selbst als die Wesenheit andrer Dinge seyn kann, deren Position sie wiederum nur auf die nämliche Weise ist..... Diese Reihe selbst aber geht *in's Unendliche*, so dafs dann alle diese Dinge (oder Positionen der Dinge), *zumal genommen, wie sie in der That zumal vorhanden sind*, der schaffenden Substanz gleich und sie selbst sind, nur in der Fülle ihres Seyns betrachtet.

XXVIII. Da auf diese Art die Substanz jedes einzelne Ding nur relativ auf *sich selbst*, als die Wesenheit eines anderen Dings, und dieses wiederum nur relativ auf *sich selbst*, als seyend ein Anderes, ist, und so ins Unendliche fort nur *in sich selbst* bleibt, und auf keine Weise aus sich herausgeht; sie selbst aber *ewig* und daher, *indem* sie das bestimmte einzelne Ding ist, *zumal* auch alle andern Dinge ist: so löst sich für sie das Leben der geschaffenen Dinge (XXVI.) unmittelbar wieder in die absolute Identität *ihres* Lebens und die freye Ewigkeit auf.

XXIX. Wie die schaffende Natur im Ganzen (XXV.) die Identität, oder ewige *Copula* ist der Substanz, inwiefern sie *alle Dinge*, und der Substanz, inwiefern sie die *Einheit* aller ist: so ist dieselbe nothwendig auch im Einzelnen die absolute Identität oder *Copula* der Substanz, inwiefern sie *dieses Einzelne*, und derselben, inwiefern sie das Wesen aller Dinge, demnach *unendlich* ist.

XXX. Alle Wirklichkeit beruht auf der untheilbaren Einheit dieser Drey in einem jeden Ding, nämlich: der schaffenden Natur; der Substanz, sofern sie unendlich, und derselben, sofern sie nach ewiger Nothwendigkeit (alles seyend) auch *dieses* Einzelne ist. Von dieser Seite läuft die Reihe allerdings ins Unendliche aus, indem jedes Einzelne ins Unendliche fort andre Einzelne voraussetzt (XXVII.). Da aber in Ansehung der Substanz schlechthin betrachtet, mit welcher das Einzelne (kraft der *Copula*) absolut verknüpft ist, jene Unendlichkeit eine *actu* vorhandene und wahrhaft wirkliche ist: so ist in der Substanz, als *Natura Naturans*, jedes Ding nur als in reiner unwandelbarer Gegenwart und auf ewige Weise.

XXXI. In jedem Ding ist daher die *Copula*, oder absolute Identität, das *Ewige*, dadurch es selbst unmittelbar in die schaffende Substanz aufgelöst ist. (98. 99.)

XXXII. Aus der Vereinigung des Mafses mit der unendlichen Kraft entspringt das heitre Götterbild *Idea*; ein Empfängnifs der nothwendigen Lust des reinen Bejahens, aber gesänftigt durch die Einheit aller; nicht sowohl das Ding selbst, als vielmehr das göttliche Seyn, oder die Position *) und Gegenwart dieses Dings in der ewig schaffenden Natur.

*) Die Position in dem Satz A = A; die eigentliche reine Bejahung ist eben die Identität selbst.

XXXIII. Daher die *Idea* auch betrachtet werden kann als die *Copula* oder *Natura Naturans* in jedem Ding (XXXI.) *)

XXXIV. Dagegen ist das einzelne wirkliche Ding die Substanz, in wiefern sie nun wirklich das Endliche ist **), denn dafs sie *zumal* unendlich ist, ist die

*) Zur Erläuterung erinnern wir an die früherhin gebrauchte Formel, welche diese ist. Das Unendliche $= A$ ist *als* dieses unmittelbar auch das Endliche $= B$; der Ausdruck dieser absoluten Identität, $A = B$. Von B aus läuft nun die Reihe ins Unendliche aus; die *Copula* selbst ist nicht bedingt; A kann aber nicht bestimmt $= B$ seyn, aufser inwiefern es auch $= C = D$ u. s. f. ins Unendliche ist. — Es kann aber auch so nicht $= B$, d. h. das Endliche seyn, ohne in derselben unthelbaren Bejahung auch das Unendliche, und also nicht nur die Position von B, sondern auch die Position dieser Position zu seyn. Es ist also $A^2 = (A = B \ldots\ldots)$ da aber für A^2 die Unendlichkeit von der Seite des $A = B \ldots\ldots$ eine schlechthin gegenwärtige ist, so löst auch das einzelne Ding sich unmittelbar in die *Natura Naturans* $\triangleq A^3$ auf, und der vollständige Ausdruck jedes auch des einzelnen Dings, wie es in der schaffenden Natur ist, ist daher $\frac{A^3}{A^2 = (A = B \ldots\ldots)}$

**) Die Schwierigkeit, welche die Meisten finden, die Einheit des Unendlichen mit dem Endlichen, oder dafs jenes unmittelbar dieses ist, zu denken, kommt von ihrem Misverstehen der absoluten Identität und davon her, dafs sie das Seyn noch immer als etwas von der Substanz selbst verschiednes und wirklich unterscheidbares imaginiren, da es doch eben die Substanz selbst ist. In dem Satz: *A ist*

andre für sich bestehende Seite dieser unauflöslichen Verknüpfung (XXIX.)

B, wird in der That nichts anders ausgesagt als: A ist das *Esse* (die Wesenheit) von B, (welches insofern also für sich selbst *nicht* wäre; nun aber vermöge der Verknüpfung mit A *ist*). Eben dieſs ist der Sinn des Satzes: *Gott ist alle Dinge*, welcher lateinisch nicht sowohl durch *est res cunctae*, als vielmehr (*invita latinitate*) durch *est res cunctas* ausgedrückt werden müſste. (Wie die Dinge aus dem leidenden Fall in den activen erhoben werden, erhellet aus den Sätzen VIII. verglichen mit XX.) Wenn nun jemand uns entgegenhält, daſs wir durch den Satz: *das Unendliche ist das Endliche*; *das Freye unmittelbar und als dieses das Verkettete* (XXVI.) jenes mit diesem vermischen und einen logischen Widerspruch begehen: so müssen wir ihm wieder seinen Misverstand des ersten Gesetzes aller Logik nachweisen. Es ist klar, daſs A dadurch, daſs es das Wesen oder *Esse* von B, d. h. B *ist*, deſshalb dem bloſsen B selbst nicht *gleich* wird, welches jeder, so paradox es ihm scheinen mag, an dem nächsten besten Satz erproben kann. Z. B. an dem Satz: gegenwärtiger Körper *ist* roth. Offenbar ist die Qualität der rothen Farbe hier das, was für sich nicht seyn könnte, nun aber durch die Identität mit dem Subject *Körper* ist: sie ist das prädicirte. In wiefern nun das Prädicirende, der Körper, das *Esse* dieser Qualität ist, insofern *ist* es allerdings diese Qualität, (wie es der Satz ausspricht); aber es folgt nicht, daſs der Begriff des Subjects *Körper* deſshalb dem Begriff des Prädicats *Roth* (logisch) gleich werde. — So wenn wir sagen: die Substanz ist *als* diese das Endliche, als A = B, so *ist* sie allerdings dieses Endliche und in der That nichts anderes, ohne daſs sie deſshalb logisch der Einzelheit, (dem B) für sich, *gleich* würde.

XXXV. Wie aber die Substanz an sich selbst nicht verkettet und doch *als* solche das Verkettete ist (*Anmerk. des vorhergehenden Satzes*): so kann auch das Ganze der einzelnen Dinge nicht nach aufsen verknüpft seyn, ist es gleich eben diese Dinge, und also das Verknüpfte. Vielmehr als das Ganze löst es sich unmittelbar wieder auf in die freye Natur, wie die einzelnen Theile eines organischen Wesens, als das Inbegriffne desselben, zwar alle unter sich verknüpft sind, das Ganze der Theile aber nach aufsen nicht verknüpft und ungebunden ist.

XXXVI. Deshalb läuft die Verknüpfung des *Einzelnen* mit dem *Einzelnen innerhalb* der Natur, ins Unendliche zurück, in dem sie nie zu einer Verknüpfung des Ganzen selbst werden kann, das ewig frey, lediglich in sich selbst bleibt.

XXXVII. Umsonst versuchst du diesen Kreis zu durchbrechen, einen Punkt zu finden, wo du ihn anfassen möchtest, oder einen Ort des Anfangs. Alles ist in diefs Ganze nur ewig aufgenommen, als in einen magischen Kreis, der wie mit Einem Schlag zumal da ist, und mit dem daher auch alles, was zu ihm selbst gehört, eben so ewig da und wahrhaft gegenwärtig seyn mufs, als er selbst gegenwärtig ist. Du selbst *bist* nur in diesem Kreise und kannst daher nicht zugleich über ihn hinausgehen.

XXXVIII. Wie aber jedes Ganze jetzt in der wechselseitigen Verknüpfung aller seiner Theile, jezt in seiner Freyheit betrachtet werden kann, in der That aber immer nur dasselbe Ganze bleibt: so ist

auch die verkettete Natur von der freyen, d. h. von der schaffenden Substanz nicht das zufällige, sondern das wesentliche Complement und mit ihr eben so *zumal*, wie sie selbst mit sich zumal ist.

XXXIX. Hebe die einzelnen Dinge auf, deren unendliche Bejahung und ewige In - Eins Bildung zu seyn die Natur der Substanz ist, oder denke sie je und vor irgend einer Zeit als aufgehoben, und du hebst die Substanz selbst auf, wie du den Umkreis tilgest, mit diesem den Mittelpunkt, mit beyden den Kreis selbst, wenn du die einzelnen Punkte des ersten auslöschest.

XL. Die Dinge haben daher eine ganz unmittelbare und der Idee nach ewige Wirklichkeit; der Grund jedes einzelnen Daseyns, und zwar *als* des einzelnen, liegt in der ewigen Copula, (XXIX.), kraft welcher die Substanz *als* das Unendliche auch das Endliche und *jedes* Einzelne insbesondre (XXXIV.) ist, nicht schlechthin zwar, aber relativ auf andres Einzelnes, das sie ebenfalls insbesondre ist relativ auf wieder andres und so fort (weil die Unendlichkeit der Dinge in die Totalität *ewig* aufgenommen ist) ins Unendliche.

XLI. Die Substanz ist das Einzelne insbesondre, heifst: die unmefsliche Kraft, damit die Substanz jedes Ding ist, tritt im Einzelnen, relativ auf das Einzelne, über, wodurch dann das erste Verhältnifs der Einzelheit zur Substanz, nämlich (XVII.) das der Geburt, oder des blofs äufsern Lebens wieder gegeben ist.

XLII. Da aber dieses Uebertreten der Kraft nicht absolutè, sondern nur relativ auf ein Anderes, in die-

sem wieder auf ein Anderes und so fort (XL.) ins Unendliche stattfindet, alle diese Dinge aber in der schaffenden Substanz auf eine ewige Weise vorhanden und wahrhaft zumal sind: so ist klar, wie dieses Schauspiel des äufsern Lebens in die Ewigkeit der Substanz auf eine zeitlose Weise aufgenommen und selbst nur *in* ihr sey.

XLIII. Aber auch in diesem Uebertreten ist die Kraft gestiftigt durch das ewige und innre Mafs, dafs sie die Fassung nicht überschwillt; vielmehr, durch jenes angehalten, läfst sie die Form oder Conception, die sie ist, erscheinen und es entspringt in ihr gleich als durch einen Blitz (116.) und seltsame Apparition die Begreiflichkeit und Offenbarung des leiblichen Daseyns.

XLIV. Alle Bestimmungen des Dings d. h. alle Bestimmungen der Substanz, sofern sie *dieses* Ding ist, sind keine Bestimmungen derselben schlechthin betrachtet, oder an sich selbst, sondern nur der Substanz, relativ auf sich selbst, als die Wesenheit eines andern Dings u. s. f. auch in dieser Beziehung ins Unendliche.

XLV. Als die Position *dieses* Einzelnen, d. h. blofs endlich betrachtet, mag die Substanz wohl von sich selbst, als Position eines andern Einzelnen, d. h. ebenmäfsig nur endlich betrachtet, verschieden und sich selbst undurchdringlich oder dunkel seyn, — (welches von der ursprünglichen Nacht (III.) der Einzelheit herrührt) — als ein Vor- oder Gegenwurf, wodurch denn aber grade Eines die Offenbarung des andern wird.

XLVI. Allein auch jenes ist nur *abstractè* gesprochen; ein solcher Abschnitt ist in der Substanz *an sich selbst* nicht; denn *indem* sie das Einzelne ist, ist sie *zumal* auch *alle* Dinge mit unendlicher Gegenwart, und als *Natura Naturans* im Einzelnen (XXXIII.) und Ganzen absolute Identität, reinste Lauterkeit und Unmittelbarkeit.

XLVII. Klar ist hieraus, dafs die Substanz keineswegs an sich selbst ausgegossen oder verbreitet ist, dafs aber dem Einzelnen, wie es, *nur* relativ auf andre Einzelne, d. h. abstractè von dem Unendlichen, ist, diese andre Einzelne nicht in der Ungeschiedenheit und Klarheit des Centri, sondern allein in gegenseitiger Undurchdringlichkeit und unwesentlicher Verknüpfung (109.) offenbar und gegenwärtig seyn können.

XLVIII. Den verwundersamen Anblick des Wirklichen, insbesondre aber der Leiblichkeit hat die Wissenschaft von jeher zu begreifen gesucht. Da aber die meisten keinen Begriff von der Art hatten, wie die Einzelheit der Dinge mit der Substanz vereinigt seyn könne, war es auch unmöglich, zu begreifen, wie die Substanz diese wirklich *ist*.

XLIX. Offenbar kann dem, welches nur ist, inwiefern ein anderes es ist, keine gleiche Realität mit dem zukommen, welches ihm das Seyn ist, und es ist hier immer eine Verschiedenheit nicht des bloſsen Grades, sondern der Art, (*totius generis*), wie sich der Tag scheidet von der Nacht, das Seyn von dem Nichtseyn. *)

*) Es ist der Unterschied, welchen Spinoza festsetzt zwischen dem, *quod in alio est, per quod etiam concipitur*,

L. Da jedoch die Natur wesentlich schöpferisch ist: so ist zwar keine ihrer Conceptionen *absolutè* für sich, wohl aber in und mit allen andern, d. h. in und mit dem Ganzen, reell: da aber das Ganze ewig und unwandelbar wirklich ist, so müssen auch jene Empfängnisse auf eine gewisse ewige Weise in der Substanz seyn.

LI. So wie aber die Dinge in der *Natura Naturans* nicht auf eine physische Weise gegenwärtig sind (XXX.), sondern diese sie selbst auf eine wesentliche Weise *ist*: so kann auch ihr Verhältnifs zur Substanz in der Wirklichkeit kein physisches seyn, so dafs sie in ihr wären, wie ein Ding in einem andern Ding ist, in sie eindringend oder sie trennend, sondern allein wie eine Conception oder Einbildung in der Seele ist. Auch kann nicht von einem Einfallen oder Uebergehen der Formen in die Substanz die Rede seyn, sondern allein von einem Daseyn in ihr, als einer wesentlich imaginativen, auch so ohne sie zu theilen oder selbst vielfach zu machen.

LII. Ohne die Erkenntnifs der Art, wie die Substanz selbst auf eine wesentliche und untheilbare Weise alle Dinge *ist*, bleibt, bey dem steten Wechsel der Formen auf der einen, und der Beständigkeit des Realen auf der andern Seite, um diese mit jenem zu reimen, nichts anderes übrig, als entweder mit einigen die Formen selbst für solche zu halten, denen nichts Wesentliches und wahrhaft Ewiges entspricht, wel-

und zwischen dem, *quod in se est et per se concipitur*, (der freyen und ewigen Natur).

ches falsch ist (L.), oder aber das Reale selbst, dadurch sie existiren und sichtbar werden, zu einem Unwesentlichen zu machen.

LIII. Von dieser Art ist der Stoff, der nach Einiger Meynung aller Formen empfänglich, sie eben so leicht und willig aufnimmt, als sie wieder verläfst oder aufgiebt; in höherem Sinn das M. O. der Alten, dadurch sie die Materie in das äufserste *Abstractum* aller Form, das zwar nicht völlig Nichts, aber doch dem Nichts am nächsten, der äufserste Mangel an Realität, die höchste Bedürftigkeit selbst wäre, verwandelten.

LIV. So wenig nun entweder den Formen oder der Materie alle Wahrheit fehlen kann: so offenbar zeigen hinwiederum schon die beständigen Verwandlungen der Natur, dafs zwischen Substanz und Form keine Verknüpfung, wie zwischen zwey gleich realen Dingen statt findet und die Substanz durch die Wirklichkeit nirgends wahrhaft leidet oder modifizirt werden kann.

LV. Fände in der That, wie dieſs insgemein vorgestellt wird, eine Einprägung der Form in die Substanz statt, wie wäre es möglich, dafs dasselbe Reale, das jezt z. B. die Existenz einer Pflanze ausmacht, unmittelbar darauf in eine thierische Natur überzutreten scheint, hernachmals diese verlassend in die Luft, das Wasser und die übrigen Elemente zurückzukehren, bald aber denselben Kreislauf in umgekehrter Richtung zu wiederholen, welches alles allein schon

an jeder reellen Intimität zwischen Substanz und Form Zweifel erregen müfste.

LVI. Eher möchte jemand spielend sagen, dafs, weil die Substanz an sich selbst die Modification nicht annimt, zugleich aber diese für sich nicht sichtbar wäre, so wenig als die Substanz, dafs eben hierdurch die Antitypie oder der Gegenwurf entstehe; gewissermafsen wie Licht, (das für sich, ohne das Dunkel, auch nicht sichtbar wäre), und Schatten, neben einander gestellt, sichtbar werden und die Dichtigkeit erscheinen machen.

LVII. Die Ueberschwänglichkeit der Kraft, wie sie dennoch gehalten ist (XLIII.), stellt sich in den Dingen, so wie sie in gegenseitiger Ausschliefsung (XLVII.) offenbar sind, als Ausdehnungstrieb dar, dadurch sie auch in der That ein blofs äufseres Leben in Bezug auf einander haben, oder sich gegenseitig und äufserlich offenbaren.

LVIII. Die Temperatur dieses Triebs aber, dadurch die überströmende Kraft zurückgehalten, nach innen sich ergiefst, um hier die Form, so viel möglich, aber immer auf unendliche Weise, zu erfüllen, macht die Innerlichkeit des Gebohrenen aus und ist an demselben ein Ausdruck der innern Milderung alles Seyns in der göttlichen Einheit.

LIX. Weder aber ganz äufserlich noch ganz innerlich, weder völlig offenbar, noch völlig verborgen, zwischen beyden angehalten, *steht* das Wundergebild der Materie; ein Gewächs und Inbegriff göttlicher Kräfte und das erste Ebenbild des All.

LX. Denn wie die ewige Einheit der Substanz sich selbst in die Unendlichkeit der Dinge ausspricht, die ausgesprochnen aber eben so ewig zurücknimmt in sich selbst und ihnen das Maſs ihres Wesens giebt: eben so erzeugt die Substanz als Wesen des Einzelnen einen unendlichen Widerhall von Positionen ihrer selbst, die sie aber eben so ewig wieder in sich, als der Einheit, verkettet, auf diese Weise ein All für sich, und im Einzelnen darzustellen.

LXI. Die schaffende Substanz aber, indem sie von der einen Seite die Einheit in die unergründliche Realität vertieft, von der andern eben diese Tiefe in die Einheit, welche das Licht der Dinge ist, verklärt, ohne jene doch völlig erhellen zu können, schafft, durch diese In-Eins-Bildung, als Produkt oder *Natura Naturata* die sichtbare Tiefe, und jenes Mittlere von Erhellung und Dunkelheit, die eigentliche Materie.

LXII. Auch so noch indeſs haben wir von der leiblichen Geburt der Dinge nur im Allgemeinen, nicht nach der Wirklichkeit gehandelt. Denn die Natur, wegen der Unendlichkeit der Empfängnisse von der einen und der Untheilbarkeit des Seyns von der andern Seite, trachtet in groſsem Drang und mächtigen Trieb, Alles so viel möglich in Allem zu gebähren und zumal gedrängt darzustellen, daher kein Ding für sich in ihr wird, sondern alle als in einem göttlichen Chaos. Der harte Stein kann nicht seyn, ohne daſs mit und in ihm auch Anderes ist, nicht durch Mengung oder Mischung, sondern als in einem untheilbaren Wachs-

thum. Die höchsten Geburten der Natur sind aber diejenigen, in welchen sie, als in besondern Allen, wahrhaft die Fülle ihrer Schöpfungslust ausgedrückt und dargestellt hat.

LXIII. Die gänzliche Einheit und Untheilbarkeit alles Seyns wird eben durch jenen von uns beschriebnen Wechsel der Formen offenbar. Wie alle Dinge zulezt aufgelöst sind in die Existenz der Einen Substanz, zu welcher alles gehört: so nimmt das Höhere das Niedrere in sich auf, als ein zu seiner Existenz gehöriges. Erde, Luft, Wasser werden in die Pflanze, die Pflanze in das Thier, das niedrere Thier in das höhere, alles zulezt in das Gestirn, das Gestirn selbst in das All, das All in die ewige Substanz aufgenommen. Jedes Niedrere gehört also zur Existenz eines Höheren, Alles zuletzt zur Existenz des ewig Einen und unendlich-Vollen, aber eben darum wird es nicht von ihm hervorgebracht, sondern ist mit ihm *zumal.*

LXIV. Wir haben gesehen, dafs das Leibliche eines Dings für sich in der That die ganze Substanz ist, (LXI.), wie sie nämlich, verschlungen in ihre Bejahungslust und gleichsam fortgerissen von derselben, ganz in die Bejahung des Einzelnen versenkt und es selbst völlig ist. Denn unendlich gilt der früher ausgesprochne Satz (XXX.): dafs in jedem Wirklichen die schaffende Natur; die Substanz sofern sie unendlich, und dieselbe, sofern sie das Endliche ist, auf untheilbare Weise gegenwärtig und vereinigt seyn müssen.

LXV. Das Leibliche seyend, ist indeſs die Substanz doch nur das Endliche. (XLIV.). Vermöge der absoluten Identität und ewigen Copula aber, kann sie nicht das Endliche seyn, ohne zumal und in derselben Position auch das Wesen aller Dinge zu seyn (XXIX.), denn nur so löst sich ihr selbst das Endliche in die Ewigkeit ihres Lebens auf. (XXVIII.)

LXVI. Als das Wesen aller Dinge aber ist die Substanz die innre Gegenwart, Verknüpfung und Empfindung aller als in Einem Wesen (XXI.): die Substanz kann daher, indem sie das bestimmte Endliche ist, zumal das Wesen aller Dinge seyn, nur inwiefern sie *in* jenem Endlichen selbst, die Empfindung und Verknüpfung aller Dinge ist.

LXVII. Allein dieses Endliche ist nicht alle Dinge: es ist nur *dieses*, und es existirt nicht schlechthin, sondern beziehungsweise auf andre Dinge, die als *diese* wieder nur beziehungsweise auf andre sind. Also kann auch das Wesen aller Dinge in dem Einzelnen, als solchen, nicht die Empfindung und Verknüpfung aller Dinge schlechthin, sondern nur relativ auf das Einzelne und ebendaher auch nur relativ auf diejenigen Dinge seyn, welche mit jenem und mit denen es selbst hinwiederum in nothwendiger Beziehung steht.

LXVIII. Zwar ist auch dieses nur *abstracte* gesprochen: denn die Substanz, *indem* sie dieses Einzelne ist, ist in sich selbst *zumal* alle Dinge (XXVIII.); *indem* sie also die Empfindung und Verknüpfung der Dinge in diesem Einzelnen ist, zu-

gleich die Einheit und Verknüpfung aller Dinge in allen Dingen.

LXIX. Der Substanz absolut betrachtet löst sich daher, auch (*ebend.*) in dieser Beziehung, das Leben der verketteten Dinge zur unendlichen Gegenwart, und gleichsam in eine untheilbare Empfindung auf, (die eben deſshalb *keine* Empfindung ist.) Nicht so aber der Substanz, inwiefern sie nun wirklich *nur* dieses, und also auch die Empfindung und Verknüpfung der Dinge nur relativ auf dieses ist.

LXX. Für diese active Verknüpfung und lebendige Einheit der Dinge in einem Einzelnen giebt es keinen andern Begriff, als den der *Seele*, welche in Wahrheit nichts andres ist, denn eine Kraft der Vergegenwärtigung des Vielen in Einem.

LXXI. In der Substanz absolut betrachtet ist die Unendlichkeit oder Existenz der Einheit oder untheilbaren Position dieser Existenz stets vollkommen adäquat, d. h. dasselbe, was sie der Einheit oder dem ewigen Gemüth nach (XXIII.) ist, dasselbe ist sie zumal auch der Existenz oder Wirklichkeit nach, und sie ist daher in dieser und jener nicht ein Gedoppeltes, sondern nur ein absolutes Eins.

LXXII. Das einzelne wirkliche Ding aber *ist* die Substanz, niemals schlechthin, sondern allein beziehungsweise auf sich selbst, sofern sie auch andre Dinge ist, die sie wiederum nicht absolut ist (XXVII.): sie ist daher, als das Einzelne, nicht nur überhaupt, sondern auch fortwährend und in jedem Moment, ein durchaus Bestimmtes und nur *dieses*; dieselbe aber als

unendlich ist die stete und gleiche Gegenwart nicht allein aller Dinge, sondern auch des Einzelnen selbst in der Ganzheit seines Daseyns.

LXXIII. Zwischen der Substanz, inwiefern sie das Einzelne ist, d. h. zwischen dem Einzelnen selbst, und zwischen der Substanz, sofern sie das Wesen aller Dinge ist, ist daher eine nothwendige Differenz, die sich zwar für jene in ihre Absolutheit ausgleicht und in der Ewigkeit (da sie zumal *alle Dinge* ist) aufhebt (XXXII.) für das einzelne aber, d. h. für die Substanz, inwiefern sie in der That nur *dieses* ist, besteht.

LXXIV. Eben auf dieser Differenz zwischen dem Wesen (als der Einheit, oder Position aller Dinge), und dem besondern Seyn des Einzelnen beruht die abstracte Endlichkeit, welcher zufolge das Seyn desselben kein Seyn der Substanz (*Esse substantiae*), sondern ein bloſses Seyn der Form oder der Beziehung ist.

LXXV. Da aber vermöge der ewigen Copula (XXIX.) und in Kraft der Einbildung Gottes in der Natur das Wesen mit der Existenz in den Dingen dennoch vereinigt ist, (indem sie in der That existiren): so sind ebendaher alle Dinge unmittelbar durch das Absolute beseelt und die *Natura Naturata* selbst als ein durchaus beseeltes Ganze gebohren.

LXXVI. Die Substanz, in ihrer Absolutheit betrachtet aber, kann nicht eigentlich beseelt genannt werden, (weil die Existenz in ihr eben so unendlich als das Wesen ist und nichts, das beseelt zu werden

bedürfte) so wenig ihr ebendeſshalb im Gegentheil eine leibliche Natur zukommen kann.

LXXVII. Vielmehr ist die schaffende Substanz im Einzelnen die Copula von Seele und Leib ebenso, wie sie im Ganzen das absolute Band der Allheit und der Einheit der Dinge ist (XXIX.). Vermöge dieser ewigen Identität sind, auch im einzelnen Leben, Seele und Leib, da sie in der abstracten Betrachtung als Nicht-Eins erscheinen, an sich, d. i. in der *Idea* oder *Natura Naturans* jedes Dings (XXXIII.) betrachtet, wahrhaft nicht zwey verschiedne Wesenheiten, sondern nur der zweyfache Gedanke einer und derselben Wesenheit; oder Ein und dasselbe Wesen, jetzt von der Seite der Endlichkeit, jetzt von der der Unendlichkeit betrachtet.

LXXVIII. Die Seele eines jeden Dings ist in dem Gemüth der ewigen Natur, (XXIII.) und also in der innern, ewigen Gegenwart aller Dinge enthalten. Wird sie nun in diesem Enthaltenseyn betrachtet, so ist auch sie selbst eine Gegenwart aller Dinge. *Abstracte* aber, d. h. (LXVII.) inwiefern sie nun in der That nur die Seele *dieses* Dings, und also auch eine Verknüpfung der Dinge nur relativ auf dieses ist, ist sie auch nur in so weit und nur in so fern eine unmittelbare Empfindung der Dinge, inwieweit und inwiefern sie mit jenem Ding in unmittelbarer Beziehung stehen; alles aber das mit jenem in keinem unmittelbaren Verband steht, bleibt ihr nothwendig unsichtbar, wenn es gleich in Ansehung der schaffenden Na-

tur stets auf dieselbe ewige Weise (XXXII.) gegenwärtig ist.

LXXIX. Eben daher kann sie, in dieser Art, auch nicht ein Begriff der Dinge an sich selbst, sondern nur inwiefern sie gegenseitig auf einander zurückweisen, d. h. sie kann keine Empfindung der Dinge seyn wie sie im Ewigen oder in der absoluten Identität, sondern allein wie sie in gegenseitiger Ausschliefsung und unwesentlicher Verknüpfung sind, in welcher Beziehung sie dann selbst eine bloſse Vorstellung von Materie ist. *)

LXXX. Eben so kann sie auch der Begriff des Dings, dessen unmittelbare Position sie selbst ist, nicht schlechthin oder absolutè seyn, sondern nur der Begriff desselben in der Beziehung auf andre Dinge, d. h. ein Begriff desselben inwiefern er *Leib* ist.

*) Die meisten glauben wohl zu begreifen, dafs eine Seele Begriffe, Vorstellungen u. s. w. hat; dafs aber in der Natur lebendige Begriffe seyn können, die nichts weiter sind, als eben diese Begriffe selbst, die nicht *gehabt* werden, sondern für sich bestehen, und als für sich bestehend, ohne Reflexion, wirken: dieſs gehört für sie nicht allein zu den Unbegreiflichkeiten, sondern zu dem völlig Unverständlichen; und es ist in diesem Betracht in der philosophischen Welt unsrer Zeiten, noch immer der alte Jammer der Cartesianischen Zeit, welche alle dunkle, d. h. nicht reflectirte, nicht subjective, sondern objective, Begriffe läugnete, damit aber die gesammte Natur, nicht nur die insgemein todt genannte, sondern eben so die lebende, in das Reich der reinen Mechanik heruntersetzte.

LXXXI. Aber auch in dieser Theilnahme an der Endlichkeit dessen, wovon sie der Begriff ist, bleibt doch, der ersten Nothwendigkeit gemäfs (LXV.) das Verhältnifs der Seele zum Leibe, stets das Verhältnifs der Unendlichkeit zur Endlichkeit, und auch so ist die Seele jedes Dings das, wodurch es stets und mit Beständigkeit aufgelöst wird in das ewige Daseyn. Welches genauer zu erklären, jetzt noch insbesondre unser Geschäft seyn mufs.

LXXXII. Ein jedes das nur *dieses*, d. h. ein völlig Bestimmtes ist, *ruht;* ein jedes aber, das entweder Mehreres ist, als es in diesem Augenblick offenbaren kann, oder Mehreres zu seyn trachtet, als es gegenwärtig in der That ist, von dem sagt man, dafs es sich *bewegt*.

LXXXIII. Die Substanz absolut betrachtet, bewegt sich nicht, denn es ist in ihr kein Abstand und keine Leere; nicht etwas das zuvor gewesen, und ein Anderes, das hernach seyn würde, sondern sie ist zumal Alles, in dem Nu die Ewigkeit und als ewig doch nur Eine untheilbare Position. Dem Einzelnen aber, welches sie ist, scheint sie von einem in Andres und wieder Andres fortzugehen gleichsam als ein solches, das immer ganz sich offenbaren will, aber nie völlig in der Wirklichkeit dazu gelangt, während sie für sich selbst in der That stets der gleiche, ewiggeschlofsne Zirkel ist.

LXXXIV. In jenem Fortgang von Andrem in immer Andres scheint sie den Flufs der Zeit zu erzeugen, (131.). Allein die Ewigkeit der Substanz geht, der Idee nach, selbst der Zeit voran, und bleibt im-

mer das Erste oder Oberste; oder vielmehr das *Eine* und das Zeitliche ist selbst von dieser Ewigkeit begriffen.

LXXXV. Indem die Substanz das einzelne Ding ist, ist sie, kraft ihrer ewigen Freyheit, unmittelbar auch alle Dinge, welche mit jenem zwar in der *Natura Naturans* und der allen Widerstreit lösenden göttlichen Einbildung (XXXII.), aber auf keine andre Weise, in der *Natura Naturata*, zumal und Eins seyn können. Sie scheint daher fortzuschreiten, nicht weil, wie Einige sagen, die Materie nie gesättigt ist und stets nach Mehrerem trachtet, sondern weil sie selbst *actu* (auch das Einzelne seyend) Mehreres *ist*, als dieses wegen eigner Eingeschränktheit zu fassen vermag, daher sie ihm fort und fort in immer Andres hin- und überzuströmen scheint.

LXXXVI. Fluth und Ebbe, Geburt und Wiederaufnahme der Dinge sind also nur die dem Einzelnen fühlbare Wellenschläge ihrer Ewigkeit; Momente, die zwar für die Betrachtung des Endlichen getrennt, an sich selbst aber oder in dem Leben der Substanz ungetrennt sind (XXX.).

LXXXVII. Aus diesem Grunde bleibt die Natur, alles Wechsels der Formen unerachtet, der Substanz nach, immer dieselbe, welches denjenigen unbegreiflich seyn mufs, die keine Idee von der Art haben, wie sie wesentlich alle Dinge *ist*, und die so viel verschiedne Substanzen annehmen müssen, als verschiedne Geburten der Natur sind. Wie vielmehr ein volles Gemüth, das überfliefst in Aeufserung, doch da-

bey dasselbe bleibt, und seine Gedanken immer auflösend in sich selbst als deren Ewigkeit, mit ihnen zusammen und Eins bleibt: so bleibt die Natur mit ihren Empfängnissen Eins und ist jedem stets und unmittelbar gegenwärtig, indem sie zugleich in ihrer eignen Einfachheit und Ewigkeit besteht.

LXXXVIII. Die Substanz, in der Absolutheit und Ewigkeit, ist daher nicht *bewegt*, noch an sich selbst auch das *Bewegende*. Das Endliche aber, welches die Substanz *ist*, ist auch nicht *bewegend*; vielmehr allein *bewegt*. Denn es für sich selbst ist in jedem Augenblicke nur *dieses* und trachtet nur dieses zu seyn. Sein Wesen ist die Ruhe, sein Bild der Raum, welcher die Ruhe selbst ist.

LXXXIX. Wie die Flamme nicht stetig brennt, weil sie zu ihrer Nahrung der Luft bedarf, die selbst durch andre Dinge bestimmt ist, welche wieder durch andre; so kann das Phänomen des Leibes, aus dem gleichen Grunde, kein beständiges seyn, ja richtiger würde man sagen, dafs alles Leibliche nur einen Augenblick des wahren und vollständigen Daseyns habe, wie die Gewalt des geschmolzenen und geschiedenen Silbers nur in Einem Blicke sich verkündiget.

XC. In jeder Kreatur und Bildung aber ist das eigentlich Lebende eine ewig gebohrne *Idea*, von der Anfang und Ende eines jeden Dings selbst die blofs scheinbar getrennten Momente sind, wie in jenen wundervollen Umwandlungen der Natur, da sie ein anfängliches Erdgeschöpf zu einem Luftgeschöpf ausbildet, die in demselben webende Idea die wahre

und, der Natur nach, ewige Mitte dieser beyden Zustände ist.

XCI. Alle Bewegung und Verwandlung des Endlichen hat daher (LXXXIX.) in der Verkettung aller Dinge und der ewigen Mäfsigung des Seyns eines jeden durch das Seyn aller und hinwiederum aller durch das Seyn eines jeden (XXVII.) seinen letzten Grund und ewigen Quell. Da das Seyn aller Wesen, wie sie in der Substanz in der That zumal vorhanden sind. Ein untheilbares ist, so sind dem äufsern Leben nach alle Dinge in Hafs und Liebe gleicherweise gegeneinander gestellt; (jenes, weil sie sich ausschliefsen in der Existenz, dieses, weil eines des andern Ergänzung ist), und werden vielfach bewegt in Einigkeit und Streit, auf diese Weise die Stille der Ewigkeit lautmachend, und die Einheit offenbarend in Geschiedenheit der Kräfte.

XCII. Das Erste Bewegende (*Primum Movens*) im *Universum* ist daher allein (XXIV.) das Gemüth der ewigen Natur, oder die heilige Seele der Welt, die alle Dinge stets in sich auflösend und gleichsam verzehrend, das erste und vornehmste Werkzeug der Ewigkeit ist.

XCIII. Auch im einzelnen Ding aber ist die zumal mit ihm selbst gebohrne Seele als eine Einbildung des ewigen Gemüths (LXXVIII.), und in der Beziehung auf den Leib das wahrhaft Unendliche. Denn das Endliche, indem es auch bewegt wird, ist doch immer und in jedem Augenblick nur *dieses*; die Seele aber ist die Möglichkeit und Empfindung andrer

Dinge,

Dinge, *als* andrer, und, da diese wieder mit andern ins Unendliche fort zusammenhangen, eine wahre und lebendige Gegenwart des Unendlichen im Endlichen.

XCIV. Eben darum ist die Seele das allein Bewegende jedes Dings nach dem Mafs seiner Verhältnisse und das stets Auflösende des Endlichen in das Unendliche, ein Werkzeug der Ewigkeit in jedem einzelnen Ding.

XCV. So also denken wir, dafs die Natur aus Seele und Leib vollendet werde zu einem wahrhaft göttlichen Anblick und gleichsam als ein empfindlicher und begreiflicher Gott gebohren. Wie aber die *Substanz selbst* in der Einzelheit und in der Verkettung der Dinge als das Unendliche und ewig Freye bestehe, dieses ist es, was wir nun weiter zu betrachten haben.

Anmerkung

zum XXII. Aph., die Unterscheidung analytischer und synthetischer Sätze betreffend.

Wäre die Bedeutung des Principes A = A die formale, (wenn ich A denke, so denke ich A), diejenige, welche ihm die gemeine Logik giebt: so würden aus demselben in der That keine andern, als die nichtssagenden Sätze folgen können, welche Kant als analytische bezeichnet. Jener Satz ist aber, weit entfernt von blofs formaler Bedeutung zu seyn, vielmehr der höchste Existentialsatz, darinn das Wesen und der Bestand aller Existenz ausgespro-

chen ist. Alle Existenz beruht auf der unauflöslichen Verknüpfung des Subjects mit einem Prädicat, die in jenem Satze nicht für den besondern Fall, sondern allgemein und schlechthin ausgesagt ist. Wird nun zugegeben, wie dann zugegeben werden muſs, daſs das Verhältniſs des Prädicats (d. h. des Prädicirten) zum Subject (d. h. dem Prädicirenden) das Verhältniſs eines solchen sey, das an und für sich selbst *nicht* seyn könnte, durch die Verknüpfung mit dem Subject aber *ist*: so erhellt, daſs der Satz A = A, das Princip der Identität, nichts andres aussagt, denn *die ewige Copula dessen, das an sich selbst ist, mit dem, das an und für sich selbst nicht seyn könnte*, d. h. die absolute Identität des Unendlichen und des Endlichen. Es erhellt eben daraus, daſs durch jede Verknüpfung, die in Kraft dieses Gesetzes geschieht, also überhaupt in jedem Vernunftsatz, nicht Gleiche, sondern wirklich Entgegengesetzte verbunden werden, die sich immer so verhalten, wie sich Prädicirendes und Prädicirtes verhält. Beyde wären formal, oder analytisch, nicht Eins; sie wären nicht Eins *ohne Gott*; durch Gott sind sie aber auch nicht synthetisch, sondern eben absolut-Eins. — Wie nun hiemit zugleich die Realität aller synthetischen Sätze, als *solcher*, falle, ist von selbst klar; und dieſs erstreckt sich sowohl auf Erfahrungssätze als auf die, welche als *a priori* gewisse betrachtet werden. Z. B. das Verhältniſs der Ursache und der Wirkung mag für endliche Naturen, d. h. solche,

die nicht alle Dinge zumal erkennen, ein blofs synthetisches seyn; in Gott aber ist die Wirkung (d. h. das Prädicirte) mit der Ursache (dem Prädicirenden) nicht nur zumal, sondern absolut Eins; denn das Bewirkte = B *ist* das Absolute, und das Bewirkende = A ist dasselbe Absolute, beyde sind also nicht synthetisch und nicht analytisch, sondern absolut verknüpft. Eben so sind auch in jedem empirischen und völlig einzelnen Satz, Subject und Prädicat, auf das Absolute bezogen, schlechthin Eins. Das Streben der Vernunfterkenntnifs aber ist dieses, alles im Einzelnen Undurchdringliche in die Klarheit und Evidenz des A = A aufzulösen. So würde nach der gewöhnlichen Betrachtungsweise z. B. der Satz: die Luft löst sich eben in Regen auf, als ein Satz von der möglich zufälligsten Verbindung angesehen werden müssen. Aus dem Begriff Luft kann ich nie den Begriff von Wasser ableiten, noch aus dem Begriff des gegenwärtigen Augenblicks, dafs es gerade jezt regnet. Daher, sagt man, ist diefs ein synthetischer Satz. Allein, wenn wir diese Begebenheit der Natur nicht abstractè betrachten, sondern in der Beziehung auf die Einheit der Substanz und ihres Lebens im Weltall: so begreifen wir im Allgemeinen, wie auch jene aus *dieser* erfolgt, und würden, wäre uns, von unserm Standpunkt aus, gegeben, das Ganze zu übersehen, bestimmt einsehen, dafs, wenn es z. B. jezt nicht regnete, die Harmonie des All gestört, das A = A also aufgehoben seyn müfste. Aller Schein einer syntheti-

schen d. h. zufälligen Verknüpfung ist daher jederzeit nur subjectiv, d. h. er gründet sich auf die Unvollkommenheit unsrer Erkenntnifs und ist daher selbst nichts Positives. Diefs gilt schlechthin für alles in der Sphäre der Wirklichkeit liegende. Alle Veränderungen und Bewegungen der Natur sind nur Momente des ewigen und durchaus identischen und in sich selbst stetigen Lebens der Substanz, vom Standpunkt der Einzelheit erblickt; alle quellen gleicherweise aus der absoluten Identität, nach ewiger Folge.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Appendix
zu den Schriften über das gelbe Fieber.

von *E — —*

Je mehr sich das gelbe Fieber vom Schauplatz zu entfernen scheint, desto fertiger werden die Federn der Schriftsteller, sein Andenken in uns zu erneuern. Das polizeiliche Interesse fängt an, sich zu vermindern, allmählig öffnen sich wieder unsere Barrieren, die Vorposten ziehen sich zurück, die Gesundheitsflanelle sind weniger gesucht und die Atmosphäre von hepatischer Luft, welche uns vorzüglich angerühmt wurde, wie auch die Knoblauch- und Zwiebel-Arten, welche den polnischen Juden so gute Dienste thun sollen, können wir füglicher entbehren. Allein das wissenschaftliche Interesse ist reger geworden. Jedes neue Meteor, welches nicht in das alte System paſst, erregt beym ersten Anblick Erstaunen. Dieses erste Stadium, welches nur die Empfindungskraft angeht, geht im zweiten ins Denken über und macht eine Eruption durch den Verstand, hier wird der krude Stoff gleich der Poken-Materie vervielfältigt, verarbeitet und, wie unsere Praktiker sagen, verkocht,

so dafs im dritten Stadium der befsere Theil sich als Theorie sublimirt, der schlechtere aber zur Hefe der Erfahrung wird. Beym gelben Fieber scheint es mir der nemliche Fall zu seyn. Seine neue Gestalt und seine Wuth versezte uns anfangs in bange Erwartungen, allein sich bald erhohlend assimilirte es dieser in sein neues, jener in sein altes System, verarbeitet und verkocht excernirte es der Verstand durch die Feder und wir zählen bereits einen schon mehr als dreifsigfältigen Ertrag. Das dritte Stadium wird ohne Zweifel der Eklekticismus herbeiführen, welcher aus allen Producten gegen das gelbe Fieber das Practisch-brauchbare aufnehmen, das Theoretisch-Unnütze wegschneiden und die fürs gelbe Fieber aufgestellte vollwichtige Preisfragen mit besonderer Geschiklichkeit lösen wird. Glükliche Zeiten für die Heilkunst — dafs wir mit so wenigem schon so viel vermögen und, wenn es Noth thut, schon mit blofsem Hörensagen ganze Kompendien anfüllen können.

Einem fliehenden Feind, wenn er viel Land verwüstet und viele Leute gemordet hat, treten wir gerne auf die Fersen, berathschlagen uns hintendrein, wie er wohl zu überwinden gewesen wäre und bedrohen ihn ritterlich, wenn er wieder kommen sollte. Das Nemliche ist bei dem gelben Fieber der Fall. Unsere Tapferkeit schmiedet jetzt erst die Waffen, nachdem es unsere Ufer verlassen hat. Ich denke aber, wenn wir ein sicheres und wohlgegründetes System hätten, so würde uns die neue Gestalt eines Fiebers in keine Verlegenheit bringen und wir sollten,

wenn jenes schon da ist, nicht erst nöthig haben, unsere Pfeile dagegen zu schnitzen. Der Idee nach sollten epidemische und kontagiöse Krankheiten gerade die heilbarsten seyn, 1) weil sie gröfstentheils nur ganz gesunde Körper angreifen, welche ohne alle Prädisposition sind, den Keim der Krankheit nie vorher in sich tragen, sondern ihn unmittelbar von aussen empfangen, 2) weil es einerlei konstante Krankheits-Ursache ist, welche in jeden Körper wirkt, 3) weil allgemeine Vorschriften dabei am gültigsten sind und alle weitere Komplication nur als etwas Accidentelles und Aufserwesentliches anzusehen ist. Allein unser bischen Kunst geht nur auf's Sporadische, das Epidemische und Kontagiöse müfsen wir gröfstentheils der Natur überlassen, welche auch gewöhnlich keinen andern Fehler macht, als dafs sie uns bey jedem Schritte das Unzulängliche unserer Kunst vorhält. Die Natur kennt eine grofse Differenz zwischen dem Sporadischen und Kontagiösen — unsere Methode kennt sie nicht; kein Wunder, wenn daher gegen das gelbe Fieber alle Methoden empfohlen sind und, wo nicht mit gleichem Ruhme, doch mit gleicher Wahrscheinlichkeit sich brüsten.

Wir arme Sterbliche können nie der Schmäuse ganz froh werden, welche unsere raffinirte Glükseligkeits-Lehre uns darbietet. Jetzt pakt uns Furcht und Angst vor dem gelben Fieber und seine Abwendung setzt eine Menge Federn und Schilde in Bewegung, aber bald darauf wird ein braunes und auf dieses ein grünes Fieber folgen, welches uns neue Angst

und neue Mühe machen wird. — Allein das weise Fieber (Febris sapiens), das alle Schäden heilen könnte, wird noch lange ausbleiben.

Ich möchte hier gerne fragen und es ist auch schon anderwärts zur Sprache gekommen, was bey einer etwaigen Verschikung der Aerzte nach Mallaga für die *Natur* des gelben Fiebers zu gewinnen seye? Ich weifs zwar wol, dafs es neue Versuche und Beobachtungen in Menge giebt, aber ich vermute, dafs diese eben so gut wie alle übrige gleichen Ranges ins tausendjährige und vermoderte Archiv der Erfahrung niedergelegt lange umsonst auf einen Hercules warten müssen, welcher sie erlöse und diesen Stall des Augias miste. Euch, meine Freunde und Collegen, frage ich, die ihr täglich eure einheimische und unter euren Augen geborne und erzogene Fieber beobachtet, wifst ihr auch nur von einem Einzigen die wahre Natur und Ursache, seine Differenz von andern und eine zuverläfsige Heilart anzugeben? Wenn ihr es wifst, auch nur von Einem der Vielen, so ist Hoffnung da, dafs wir auch jetzt dem gelben, einst dem braunen und grünen Fieber beikommen werden. Wifst ihr es aber nicht und kennt eure eigene Fieber nicht, was werden wir wohl bey fremden ausrichten? Ihr antwortet mir kurz und gut: die Gefahr ist vor der Thür, die Flamme schlägt ins Haufs, Zaudern wäre schimpflich. Schon oft hat uns das Glück mit einem specifiken Mittel angelächelt; man denke nur an China, Queksilber und Kuhpoken; lange genug auf die Probe gestellt wird uns Fortuna auch diefsmal nicht ste-

ken lassen. — Allerdings — ich gebe dieſs zu. Hat uns ja die Erfindung des Pulvers mehrere Welttheile unterjocht, warum sollte uns das nämliche Laboratorium ein souveraines Salz oder Pulver gegen das gelbe Fieber versagen? Dieses Vertrauen auf das Glük und auf specifike Mittel empfehle ich vorzüglich unserer Arzneykunde, welche, ein unseliges Mittelding, zwischen Kunst und Wissenschaft balancirend, weder das Eine noch das Andere auf diesem Wege erreichen wird. Ich habe das nämliche Zutrauen auf das Glük und weiſs sehr wohl zu schätzen, wie viel wir ihm schon zu danken haben; wenn es käme und das Seinige wegnähme, so würden wir sehr wenig übrig haben. Ueber die Natur des gelben Fiebers werden wir wohl weder hier noch in der Ferne klüger werden, als wir es über unsere einheimischen sind, aber die allgemeine Methode mag lediglich durch Zufall einen bessern Leisten bekommen. Es hat mit dem gelben Fieber die nämliche Bewandniſs, wie mit der plattgedrükten Gestalt der Erde. Die anfängliche Messungen in Frankreich widersprachen dieser Hypothese, aber Newton beschloſs es anders auf seinem Studierzimmer und siehe — die Erfahrung gab ihm Recht. Eben so hat das gelbe Fieber eine von der gewöhnlichen Norm abweichende Gestalt; Ihr müſst sie vorher auf dem Studierzimmer finden und in eurem System verzeichnen und dann erst mögt ihr in der Erfahrung nachsehen. Vater *Baco* sagt freilich, daſs derjenige Kranke in groſser Gefahr schwebe, zu dem ein Arzt mit einem systematischen Zeichen an der

Stirne hereintrete, aber er sagt auch anderwärts, der Arzt ohne Principien seye wie Einer, der mit offenem Maul herumgaffe, und immer ungesättigt von den Bissen der Erfahrung vom Tische aufstehe. Diese Doppel - Aeusserung, welche einerseits das System am Krankenbette scheut, andererseits aber an die Principien appellirt, ist also, wie wir sehen, schon sehr alt und die mehr als 200 verflossene Jahre konnten diese Doppelzüngigkeit nicht wegräumen. Es muſs uns traurig seyn, nicht einmal den Weg zu kennen, der uns am sichersten führe, ohne uns in ewigem Zirkel herumzutreiben, ob von den Prinzipien zur Erfahrung oder von der Erfahrung zu den Principien — der Erste ist ein verrufener und der Zweite hat immer noch schlechte Ausbeute gegeben.

In den vielen Schriften gegen das gelbe Fieber kann es nicht an Verschiedenheit der Meynungen und Methoden fehlen und dieſs veranlaſst mich jetzt zu der Frage an meine Freunde und Collegen, welche Methode sie wohl dem gelben Fieber gewachsen glauben? Ich nenne hier blos einige Repräsentanten der Methoden — die Heilmittel. — Sind es etwa die Säuren? . . . Ich denke nicht . . . Vielleicht Brechweinstein, Calomel und Mittelsalze? . . . Ich glaube kaum . . . So ist es wohl Campfer und Schlangenwurz oder gar die Verbindung von allen? . . . Wie ihr wollt . . . Allein ich sage euch mit *Jakson*: Laſst zur Ader und dieſs nicht etwa 2—3 Unzen, ein bisgen Luft zu machen, sondern 2—3 Pfund Blut auf einmal. Wie . . . der Himmel behüte uns . . . Nein -

der Himmel stärke euch und segne eure Cur. *Jakson* ist kein schlechter Beobachter. Vernehmet seine Indication zum Aderlassen: Geschichte des endemischen und ansteckenden Fiebers aus dem Englischen, pag. 301 u. 302: „Ist der Puls klein, zusammengezogen „und *beynahe unmerklich*, die Haut trocken und welk „oder schmierig, feucht und klebrig, das Aussetzen „*schwarzgelb*, das Athemholen beschwerlich und ge„hemmt, *ohne örtliche Schmerzen*, so wird häufig „durch die Wegnahme von *dreifsig* Unzen Blut oder „*noch mehr* eine günstige Veränderung bewirkt wer„den. Die Petechien, Blutunterlaufungen und das „schwarze Aussehen verschwinden, der Puls hebt sich „und die Haut dünstet frei und reichlich aus. „An einer andern Stelle: Läfst man gleich in den er„sten Stunden des Fieberanfalls, sobald sich Schwin„del und Kopfweh zeigt, eine gehörige Menge Bluts „weg, so wird entweder die Krankheit plötzlich ge„hoben oder wenigstens der Gang derselben so verän„dert, dafs sie eine remittirende oder intermittiren„de Form annimmt. Ferner: Das Aderlassen ist häu„fig bei endemischen Fiebern das vorzüglichste und „unentbehrlichste Heilmittel, aber in anstekenden Fie„bern wird es häufig für schädlich gehalten. Diefs ist „aber nicht der Fall, denn die Erfahrung hat schon „vielfältig bewiesen, dafs in ansteckenden Fiebern, „welche mit dumpfem Kopfschmerz und Betäubung „begleitet waren, eine reichliche Aderlafs gute Dien„ste geleistet hat.“

Ihr werdet nun fragen — wie ist dieſs möglich? Schwarzgelbes Aussehen, Petechien, welke Haut, kleiner beynahe unmerklicher Puls, Beklemmung ohne örtlichen Schmerz, Ansteckung. Sind dieſs nicht die gerad ausgesuchteste Gegenanzeigen, welche die Aderlaſs aufs strengste verbieten. Dieſs ist nicht möglich, — wer und wo sind die Genesene bey dieser Methode?.... Jakson bestimmt Zeit, Ort und Namen... Es ist blinde Täuschung..... Jakson hat so viel Gewissen und so helle Augen, wie ihr, oder wiſst ihr etwas Offizielles gegen ihn aufzuweisen? Ich gebe selbst zu, daſs jene Zeichen auf eine leichtfertige und beinahe boshafte Weise zusammengestellt sind, um alte und neue Systeme für Narren zu halten, aber *Jakson* hat gewiſs an so etwas nicht gedacht; seine Miene ist zu ehrlich, sein Blick zu unbefangen und seine Beobachtung ohne alle Rücksicht auf Systeme erzählt. Sind nun diese Beobachtungen richtig und jene Indicationen der Natur gemäſs, so kenne ich keine Seite bekannter Systeme, mit welcher sie in Berührung kämen. Das gelbe Fieber wäre mit dem gegenwärtigen Stükwerk unseres Wissens ausser aller Verbindung, es wäre nicht sowohl ein eigenthümliches als vielmehr ein die Gränze unserer Theorie und unserer Methoden überschreitendes Glied und dieſs, dünkt mich, sey das rechte und gelte überhaupt vom contagiösen und epidemischen Charakter der Krankheiten. Aus diesem mag erhellen, daſs die Extreme unserer Wissenschaft noch nicht gefunden sind, daſs unsere Gegensätze noch Mittelglieder sind, welche für den

menschlichen Organismus zu enge liegen. Das gelbe Fieber fängt erst da an, wo die beliebte Theorie aufhört und eben daher müssen wir das System umkehren, um es wieder für die Natur gerad zu machen. Der menschliche Organism hat eine doppelte Seite, eine gerade und eine verkehrte wie eine *Hyperbel*. Wollt ihr eure Principien von einer Seite in die andere transplantiren, so müfst ihr sie gerade umkehren und wo ihr vorher mit dem höchsten Maas angefangen und mit dem geringsten aufgehört habt, da müfst ihr jezt mit dem geringsten anfangen und beym höchsten aufhören. *Jakson* hat diefs wohl eingesehen, nur nicht deutlich ausgesprochen. Er läfst im gelben Fieber eine enorme Menge Blut weg, wenn die Thätigkeit des Gefäfssystems beynahe Null geworden ist und verbietet das Aderlassen ausdrüklich pag. 301, wenn die Thätigkeit des Gefäfssystems sehr erhöht ist. Euer System lehrt gerade das Gegentheil. Wie ist diefs zu vereinigen? Dadurch, dafs ihr Beyde Recht habt, aber euch auf zwei ganz verschiedenen Seiten der Hyperbel befindet. Das höchste Maas von A ist das geringste von B. Das Resultat hievon ist, dafs euer System nur die Hälfte von einem Totalsystem ist, wovon die andere Hälfte euch noch gröfstentheils unbekannt ist. Das gelbe Fieber dürfte euch in dieser Hälfte Unterricht geben und in dieser Absicht ist es auch wahrscheinlich zu uns gekommen.

Ihr wendet nun vielleicht dagegen ein: *Jakson* mag auf seine Art recht gesehen und recht curirt haben, aber seine Methode pafst nur für tropische Cli-

mate und für solche Subjecte, welche darinn Fremdlinge sind. Ich antworte: — Desto schlimmer ... Wenn unsere Methoden mit den Graden der Breite und mit der leisen Differenz klimatischen Lebens wechseln, so sieht es bitter übel um feste Principien aus. Gehen wir lieber vorher bey der kalten und heifsen Zone in die Schule, um etwas Besseres und Gewifseres für die gemäfsigte schreiben zu können.

Der deutliche Ursprung des gelben Fiebers datirt sich aus Amerika, dunkler sind die Sagen einer andern Herkunft. Es sey dem, wie ihm wolle, so ist die schon allgemein gewordene Vermischung der verschiedenen Nationen des Erdbodens und wieder ihrer verschiedenen Generationen vom ersten, zweyten und dritten Glied untereinander, hinreichender Grund zum Erscheinen neuer Formen von Krankheiten. Anfangs an Localverhältnifse gebunden wird doch sein generischer Karackter sich bald und rasch entwickeln, seine Geburtsstätte verlachen, die Individualität fremder Natur ins Spiel ziehen, gerade diejenige, welche mit seiner Heimath am wenigsten vertraut sind, am stärksten ergreifen und, obgleich nicht mit einerley Symptomen, doch nur mit unmerklicher klimatischer Abweichung über ferne Meere ziehen und sich in andere Welttheile verbreiten. Die Verpflanzung europäischer Naturen nach Amerika macht diese Verbreitung an europäischen Ufern zu keinem grofsen Räthsel und nur seine stärkere oder mindere Wuth haben wir der klimatischen Abweichung zu danken. Amerika hat vermuthlich diefs Fieber nach Europa geschickt, um

die von unserer Seite ehmals genossene Höflichkeiten zu erwiedern. Die Europäer haben sich zu sehr in die Minen von Peru und Chili verliebt und in der Absicht in Amerika nationalisirt. Dafür nationalisirt sich jetzt Amerika vermittelst des gelben Fiebers mit den Europäern. Wenn es zu Theilung von Land und Gut geht, da zählen wir uns gerne zu der Familie der Amerikaner. Wenn es aber zu Austheilung von Seuchen und Elend geht, da wollen wir keine Verwandtschaft kennen und wünschen, dafs dergleichen Dinge nur zum Geburtsrecht der Eingebornen gehören mögen. Für die Einimpfung unserer Pocken und unserer schlechten Sitten erhalten wir jetzt von Amerika ähnliche Gegengeschenke und diefs ist erst der Anfang einer Compensations-Methode, welche über jede medicinische erhaben ist und auch keine Quarantaine anerkennt.

Ist das gelbe Fieber wirklich von der Beschaffenheit, dafs es uns die Lüken unserer Systeme fühlbar macht, so kann eine genauere Bekanntschaft mit demselben uns allerdings einen Zuwachs unserer Kenntnisse gewähren. Diefs ist aber, wie mich dünkt, nur unter der Bedingung möglich, dafs das Genie und der glükliche Zufall dabey zusammentreffen. Das gelbe Fieber ist ein Thema, das viele Variationen hat und nicht nur aus allen Tonarten, sondern auch nach jedem Takte gespielt wird. Nur derjenige, welcher schon vorher die ganze musicalische Harmonie in seiner Seele und die richtigen Mensuren in seinem Ohre trägt, wird in jeder Variation die Grundzüge des Th

ma's wieder finden und selbst auch die Mifstöne im Vortrag des Spielers erkennen. Eben so verhält es sich auch mit uns. Wer nicht schon vorher die Harmonie aller Systeme in seiner Seele und die ächte Unbefangenheit in seinem Auge trägt, der wird auch in den Variationen des gelben Fiebers die Grundzüge des Thema's nicht errathen. Alle die angestellten Beobachtungen, Experimente und die sogenannten categorischen Fragen an die Natur, wovon unsere Eklecktiker so viel träumen und so wenig wachend wissen, werden uns wenig nützen. Alles wird in trüber und lebloser Vermischung vor uns liegen, wie das Caput mortuum des Chemikers und obgleich in dike Bände ausschlagend, in einseitiges Lob und Tadel ausschweifend und in wasserreichen Bächen einherfliessend, werden wir doch an den wahren Kriterien arm bleiben, wenn nicht alles diefs in den Brennpunct guter Köpfe aufgenommen und durch irgend einen glüklichen Zufall begünstigt wird, zwey Erfordernifse, deren Phänomen wir in einem Jahrhundert oft nur einmal erleben. Gesetzt aber auch, das gelbe Fieber werde unter der Gunst genannter Bedingungen unter ein erweitertes System reducirt und unserer Kunst gehorsam werden, so wird alsdann das braune und grüne Fieber, welche einst auf das gelbe folgen werden, unsere Systeme doch wieder in neue Verlegenheit setzen und wir werden unter gleichen Sorgen und Mühen einer neuen Ergänzung bedürfen. Diefs wird das Loos der menschlichen Einrichtung so lange bleiben, bis wir weiser

und

und besser werden. — Was dieſs heissen wolle, — ein andermal.

Ich nehme hier Gelegenheit, auf einige Bedürfniſse unserer Kunst überzugehen.

Wir haben die Ankunft des gelben Fiebers aus dem weiten Ocean auf unserer vaterländischen Erde geschen. Seine neue Gestalt ist für Theorie und Methode ein neues Problem, welches, wie wir wissen, von den Aerzten schon eine starke Trituration erlitten hat und auf verschiedene Weise zur Auflösung vorbereitet ist. Ein gründliches System aber soll für jede neue erscheinende Form von selbst offen stehen und jede auch noch so verschiedene Richtung muſs schon als ein möglicher Fall in dasselbe eingetragen seyn. Die Schattirungen der Fieber von gelb, blau, grün u. s. w. müssen schon darinn liegen, wie in einem Prisma. Das Princip des Systems muſs zwar die Indifferenz von weis (sapiens) haben, aber das ganze Farben-Spectrum muſs aus demselben nosologisch entwikelt werden können. Diese klimatische und andere aus den Mutterländern hervorsproſsende Verschiedenheiten auszugleichen, ist eine genauere medicinische Amalgamation des Südens mit dem Norden erforderlich. Es würde der Heilkunde von groſsem Nuzen seyn und zugleich von einem groſsmüthigen Verfahren zeugen, wenn nicht nur zur Beobachtung fremder herrschender Krankheiten taugliche Aerzte verschikt würden, sondern wenn auch, ärztliche Gesandtschaften in den entferntesten Ländern und bei den verschiedensten Nationen zu unterhalten, zur bleibenden An-

stalt erhoben würde. Unsere Sphäre ist zu enge und wie der vaterländische Boden nur gewifse Geschlechter von Pflanzen trägt, so treibt er auch nur gewifse Gattungen von Krankheiten hervor. Eine Menge der schönsten Thatsachen geht in andern Welttheilen verloren. Der Europäer auf einer Stufe von Kultur, wo er sich alles aneignen kan, gehe hin, sammle sie und bringe Kontinuität in die sparsame Bruchstüke unserer Topographien. Eine medicinische Geographie ist ein noch unversuchtes Werk, unerachtet die Materialien dazu schon ziemlich angewachsen sind. Wir besizen manche artige Kollecten, wie z. B. die Thunbergische von der japanischen Heilkunde, aber unsere Kompendien, welche immer nur ins Weitläufe, aber nie ins Grofse arbeiten, lassen dergleichen Bemerkungen zur Seite liegen und wissen nicht, wozu sie die kostbare Waare brauchen sollen. Der menschliche Organism hat auf der ganzen Erde etwas Identisches, was man die Normal-Idee oder die Basis der Gesundheit nennen könnte, aber der Gesundheits-Grad ist dennoch unter allen Himmelsstrichen sowol in Eingebornen als Fremden ein verschiedener und weicht von der Normal-Idee ab. Die Gränzen dieser Abweichungen zu finden, ist für den Physiologen eben so interefsant, als es für den Physiker die scheinbare Anomalien des Magnets in den verschiedenen Weltgegenden sind.

Aus diesen und ähnlichen Bemerkungen von dem, was unsern Kenntnifsen noch fehlt und von dem, was an ihnen zulänglich ist, mag erhellen, dafs die zu frü-

he Geburten unserer Heilwissenschaft ihr schwaches und unvollständiges Leben nicht gar lange erhalten werden und doch ihre alte und neue Systeme nie mehr als jetzt mit einer starken Skepsis bedroht sind. Ich weifs zwar wohl, dafs einzele Beobachtungen nie als Gegenbeweise von Systemen auftreten können und insofern wären auch die obigen *Jaksonschen* Indicationen für das Aderlassen an sich von geringem Werth, wenn sie nicht eine ernsthafte Seite für das System in sich hätten. Da sie ohne Anmassung und ohne Huldigung irgend eines Systems geschrieben sind, aus vielen und unter günstigen Umständen angestellten Beobachtungen fliefsen und dabey der Brownischen und andern Lehren e diametro entgegenstehen, so sind sie merkwürdig genug, um unsere Aufmerksamkeit ganz zu gewinnen. Meine Zusammenstellung will daher weit weniger die Reform einer Curart für das gelbe Fieber bezwecken, als an diesem individuellen Beyspiel, welches nur Eines von unzähligen ist, eine vernünftige Skepsis über das Ganze einführen. Auf welcher Basis eine solche Skepsis ruhen müsse, dazu mag das Folgende einigermafsen als Probe dienen.

Baco hat vor mehr als 200 Jahren die Aristotelische Philosophie ausgetrieben und bey diesem Geschäft mehr als einen Kopf und eine Zunge abzuhauen gehabt. Indem er alle Lehrsätze, welche damals wie baares Geld unter den Gelehrten zirkulirten, ohne Ausnahme anfocht und mit seiner Ironie begofs, leitete er zugleich das Studium auf die Physik und wufste dadurch sehr gut den Abbruch eines alten finstern

Gebäudes mit der Aussicht und Anlage eines schönen Gartens zu vertauschen. In jenem hatte die Stubenluft Leib und Seele verdorben, in diesem athmete sie wieder reine und freie Luft. Baco war Einer der Seltenen, welche ein ganzes Zeitalter repräsentiren und gerade dadurch, dafs sie sich um das Angstgeschrei ihrer Commilitonen nichts bekümmern und mit dem Mückenabwehren kleiner Geister keine Zeit verlieren, ihren Nachruhm erlangen. Auf Kosten der aristotelischen Philosophie, der damaligen Landplage unseres Helikons, erhob er die Physik und diefs war auch in der That der literarische Balsam jenes Zeitalters. Allein — wo stehen wir jetzt? Inzwischen hat das Rad unserer wissenschaftlichen Entwicklung einen Umschwung weiter gemacht und wir sind, wenn gleich nicht weit, doch von der Stelle gerückt. Bey uns sind jetzt andere Schäden zu heilen und es ist ein zweyter *Baco* nöthig, uns wieder aus der Experimental-Physik herauszutreiben, in welche uns der Erste versetzte. Nie wird diese leisten, was wir so angelegentlich suchen, — nämlich Harmonie des Ganzen.

Von Phänomen zu Phänomen forteilend hat die Experimental-Physik den Faden verloren, welcher sie alle verbindet, und das grofse Buch der Natur, in tausend abgerifsenen Blättern umherzerstreut wie ein Kartenspiel, verlangt jetzt wieder einen Geist, der sie zusammenlese und Blatt an Blatt so reihe, dafs Sinn und Zusammenhang im Ganzen ist.

So hat der Geist keinen Bestand in der Zeit und seine Werke vergehen, aber in allen ist doch etwas

Bleibendes und Neues, das an das Alte sich ansetzt. Obgleich im Herbste die Blätter verwelken und Aeste verdorren, so setzt sich doch ein neuer Ring um den Stamm an und er wird gröfser und schöner. Eine Periode ererbt die Andere und vermehrt den Reichthum durch neuen Erwerb, aber vieles Gut wird im Wucher verschleudert, vieles geht im Meer unter oder verdirbt auf den Vorrathskammern. Doch ist der Gewinn gröfser als der Verlust, und es bleibt immer ein kleiner Ueberschufs, welcher an den Stamm unserer Erkenntnifse sich anlegt.

Was zu Bacos Zeiten die Epoche für die Physik war, das ist jetzt die Epoche für die Naturphilosophie. Jene rettete sich vom Schulstaub in die Natur, um mit eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören, diese kehrt von der Natur in uns selbst zurück, um das Geschene und Gehörte in sich selbst zu verständigen.

Ich kenne zwar die Stimmung des Volks und derer, die wie die abgelaufenen Uhren immer zurückweisen und an das Vergangene erinnern; sie zeigen noch auf Mitternacht, wenn wir schon Morgen haben. Wäre es thunlich, sie würden den Lauf der Zeit hemmen, damit kein neuer Gedanke ihre Sphäre überschreite und sie in ihrer Gemächlichkeit störe. Sie sehen zurück, wie Bildsäulen, auf die erloschene Zeit und nehmen das Maximum ihrer Entwicklung aus abgestorbenen Autoritäten. An die Muster der Alten zu erinnern, ist das Steckenpferd aller Zeiten. Indem man aus einzelen hervorstechenden Attributen, wel-

che den Alten nicht abzusprechen sind, den Maasstab für das Ganze nimmt, bleibt das, was wir an Totalität gewonnen, im Hintergrund. Wahr ist es, dafs in Rom und Athen eine Zeit war, welche für Kunst und Wissenschaft wie ein Pharos auf ferne Jahrhunderte hinausleuchtete, aber Kunst und Wissenschaft sind nur einzele Partien in der Total-Entwiklung der Menschheit und unerachtet des Verfalls der einzelen Theile hat doch das Ganze gewonnen. Was wir die Barbarie voriger Jahrhunderte nennen, ist nur eine Pause für die speculative Seite des Geistes, während seine moralische und religiöse Seite in wichtigern Ereignissen debattirt wurde. Es giebt kein Jahrhundert in der Geschichte, das nicht unsern Dank verdiente und an den Stamm unseres Totalkarakters einen neuen Ring ansezte. Nicht in der Vergangenheit liegen daher unsere Muster, sondern in der Zukunft, und diese liegt in unsern Idealen. Wer die Idee dieser kontinuirlichen Entwiklung nicht annimmt, der mufs an die Stelle der Providenz das blinde Schiksal sezen — ein scheusliches Unding, das im Himmel und auf Erde keine Eltern hat und aus dem Haupte der Gorgonen entsprungen ist.

Eben so kenne ich die Stimmung des gelehrten Volks für die Arzneikunde. Ihr Losungswort ist bald Hippocrates, bald Brown. Beyde haben ihren Werth — der Erste, weil die Heilkunde eine Kunst ist und Regeln haben mufs, der Zweite, weil die Heilkunde noch ein Streben auf etwas Besseres als Kunst — auf Principien in sich hat. Beides sind zwei entgegen-

stehende Kräfte, eine zieht immer nieder in die Erfahrung und die Andere arbeitet umsonst, sich über dieselbe zu erheben. In diesem Streit wird alles untereinander gemengt, die gemeinschaftliche Gränzen, welche Kunst von Wissenschaft trennen sollten, laufen durcheinander, und ihre Regeln, Maximen, Erfahrungssäze, Geseze, Principien verwikeln sich so zusammen, dafs das Ganze aussieht wie eine trübe gährende Maise, aus der man nicht weifs, was noch werden soll — Essig oder Wein. Die leztere Jahrzehende geben uns kein anderes Schauspiel als diese Zwittererscheinungen der Heilkunde. Sie, die Heilkunde, welche heilen soll, bedarf selbst noch einer Heilung und nur die Skepsis kan diese bewirken. Wie Baco durch seine Kritik die unächte Köpfe des Aristoteles ausser Umlauf sezte und dabei auf die Physik als den Zufluchtsort seines Zeitalters hinwies, so haben wir jezt eine Skepsis nöthig, welche das zu Flüchtige und zu Schwerfällige unserer Systeme zerstört und dabei auf die Naturphilosophie hinweifst.

Was die Versuche der leztern Art bezeichnet, ist das Streben, dem Einzelen und Besondern wieder das Ganze zu gewinnen und dem Leib der erscheinenden Welt, welcher lange genug unter dem Mikroscop und dem Messer des Naturkündigers verweilte, wieder Seele zu geben. So verschieden sich auch in diesen Versuchen die Ordnung des Ganzen gestalten mag und so weit auch die einzele Aeste divergiren, so scheinen sie doch von einem Stamme auszugehen und es scheint mehr oder weniger dieselbe Idee,

welche alle belebt, oder wenigstens dasselbe Bedürfniſs, welches alle fühlen.

War schon eine lange Zeit erforderlich, bis die Heilkunde sich von blinder Empirie losriſs, so wird es noch länger dauern, bis sie zu strengwissenschaftlichem Ansehen gelangt und wenn sie als Wissenschaft ihrer Vollendung nahe ist, wird sie als Kunst weniger nöthig seyn. Wie der Total-Mensch als gesellschaftliches Wesen gegenwärtig in unzählichen Bruchstüken existirt, wovon jedes Einzele den Karakter des Ganzen nur leise andeutet, so ist auch sein leiblicher Zustand aus seiner Integrität gewichen und in unzähliche Krankheiten und Uebel auseinander gegangen, wovon jede Einzele ihren periodischen Zirkel hat, in welchem sie anfängt, vergeht und von einer andern verdrängt wird. Es wäre wichtig, die Aufeinanderfolge der Krankheiten von den ältesten Spuren der Menschen-Geschichte auf unsere Zeiten zu verfolgen und den Exponenten ihrer Verschiedenheit zu entdeken. Man würde, wie ich glaube, eine eben so gesezmäſsige Ordnung in ihr finden, als sie in den Functionen des thierischen Körpers selbst ist.

Unser Planet hat seine Jugend, seine Mannheit und sein Alter, eben so hat auch die leibliche Existenz der Menschheit ihre Stadien, und ihre relative Gesundheit ist nicht nur dem Ort, sondern auch der Zeit nach eine veränderliche. Wie die Veränderungen des Erdbodens mit den ebenfalls einem festen Typus unterworfenen Perioden des leiblichen Zustandes übereinkommen, ebenso hat auch das Gemüth der Menschheit seine periodische Ungleichheiten.

Was im leiblichen Zustande die Krankheiten sind, das sind im Gemüthe die Leidenschaften: diese steigen und fallen, wie jene, sie vergehen, kommen wieder und werden durch andere verdrängt wie jene. Oft genug aber gehen sie einander parallel und dem gelben Fieber steht der politische Taumel gegenüber. Natur, Leib und Seele sind eine Trias, deren seculäre Gleichungen in hundert und tausenden von Jahren nur wenige Sekunden betragen. Wie aber einst die Bruchstüke des Total - Menschen sich wieder ergänzen, die Leidenschaften sich vermindern und die Grundzüge des Karakters nach seiner höchsten Entfernung vom Centrum sich dem effectiven Werth desselben wieder nähern werden, so wird auch sein leiblicher Zustand seine Integrität wieder erhalten und die Krankheiten werden allmählig verschwinden. Diese Epoche, in welcher die Kunst entbehrlich wird, wird der Wissenschaft die Vollendung geben.

Ich habe in diesem Aufsaz auf zwei der Untersuchung der Aerzte würdige Gegenstände aufmerksam gemacht; Eines ist eine medicinische Geographie der Krankheiten und das Andere eine medicinische Chronologie der Krankheiten. Beyde würden uns die Gränzen aller Abweichungen vom gesunden Zustande und hiemit auch die Extreme unserer Systeme auf eine mehr erfahrungsmäfsige Art angeben. Aber es liegt noch mehr in ihnen und unter andern auch das Problem vom Alter der Welt, dessen Auflösung meine Freunde und Kollegen nun nach Mufse versuchen mögen.

III.

Ueber
die Anwendung des Eisens in der Medicin.

Von A. Fr. Marcus.

Es wird schwerlich Jemand einen hinreichenden Grund angeben können, warum Fallsucht, Wassersucht, Lungensucht, Gelbsucht, Starrkrampf, der schwarze Staar, Krebs, und viele andere Krankheits-Formen in den meisten Fällen unheilbar sind. Eben so wenig sieht man ein, warum zur Heilung der Gicht, Hypochondrie, der Syphilis, vieler Hautausschläge eine so geraume Zeit erfordert wird. Nicht minder auffallend ist es, dafs ein Heer von chronischen Krankheiten jetzt noch, so wie zu allen Zeiten, auf die akuten folget, die wirklich als traurige Folgen der Behandlung dieser anzusehen sind. Endlich ist das Stadium der Rekonvaleszenz nach vielen, an sich unbedeutenden Krankheitsformen von einer solchen Andauer, dafs es ausser dem gehörigen Verhältnisse mit der Krankheit selbst stehet.

Wer diesen Zustand der praktischen Heilkunde hinlänglich erwäget, wird dessen Mangelhaftigkeit einsehen, und mit uns von dem Wunsche durchdrungen seyn, ihr wo möglich abzuhelfen.

Zu dem Glauben an diese Möglichkeit, und zur Hofnung, sie zu bewirken, berechtigt uns die Geschichte der Medizin selbst. Es gab vormals Krankheiten, welche man für unheilbar hielt, und die in der Folge aus dieser Klasse in jene der heilbaren versetzet wurden. Wir dürfen hier nur an die Lustseuche erinrern. Andere Krankheiten, zu deren Heilung entweder eine geraume Zeit erfordert, oder die fast ganz der Zeit überlassen wurden, fanden nachher durch neu entdeckte Mittel eine sichere und schnellere Beendigung, wie dieses bei den intermittirenden Fiebern, besonders der Quartana, nach Einführung der peruanischen Rinde erfolgte.

Bei der zu allgemein eingeführten schwächenden, antiphlogistischen, ausleerenden Heilart wurden an sich ganz unbedeutende Krankheitsformen dadurch in die Länge gezogen, dafs man entweder eine ganz neue Krankheit herbeiführte, oder das Stadium der Rekonvaleszenz unerhört verlängerte. Auch diesem Uebelstande ist durch eine bessere Einsicht in das Wesen der Krankheit, und eine kräftigere Heilmethode in der jüngsten Periode so ziemlich abgeholfen worden; denn Niemand wird jetzt mehr verkennen, dafs durch inzitirende Heilart die anhaltenden, sogenannten gastrischen, Fieber schneller beendigt, und die Rekonvaleszenz äufserst abgekürzt wird.

Was die Geschichte der Medizin bisher gelehret hat, dürfte auch in der Folge mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten seyn. Mehrere für unheilbar gehaltene Krankheiten, wenn der Grund ihrer Unheilbarkeit

nicht auf gänzlicher Desorganisation der zum Leben wichtigsten Organe beruhet, müssen geheilet werden können, so wie durch eine zweckmäfsigere Heilart mehrere Krankheiten abgekürzt, und der Erzeugung anderer vorgebeugt wird.

Ob es räthlicher sey, diese Absicht zu erreichen, die Sache der Zeit, dem Zufalle zu überlasen, oder ob es nicht besser, ja sogar unsere Pflicht sey, diesem Uebelstande durch Nachdenken und angestellte Versuche abzuhelfen, dürfte nicht schwer zu entscheiden seyn. Ohne Prinzipien und leitende Begriffe aber dürften wir diesem Ziele entweder gar nicht, oder nach Jahrhunderten erst näher kommen. Auch hier mufs der Weg eingeschlagen werden, Theorie mit Erfahrung zu verbinden, d. h. die Natur vernünftig zu fragen, damit sie uns bestimmtere Antworten zu geben im Stande sey.

Ueberhaupt gelangen wir dazu durch eine bessere und reinere Einsicht in das Wesen des Organismus, und der ihn umgebenden äufseren Natur. Wir müssen zuvörderst wissen, worauf Gesundheit beruhe, dann wie Krankheit entstehe, wie das innere Verhältnifs der einzelnen Systeme und Organe beschaffen sey; ferner was für Bestandtheile die Nahrungs- und Arzeneimittel enthalten, wie, und unter welchen Bedingungen solche wirken, bevor wir das Mangelhafte einzusehen, und gründliche Versuche anzustellen vermögen.

Wenn es uns gleich noch nicht gelungen ist, eine ganz vollendete Ansicht über das Wesen des Or-

ganismus zu erlangen, so wird doch Niemand in Abrede seyn, dafs die Naturlehre in dem letzten Jahrzehend Fortschritte gemacht hat, worauf dieses mit Recht stolz seyn darf; und sie hat auf Physiologie und Arzeneimittellehre einen solchen Einfluſs gehabt, dafs wir uns gegenwärtig schon berechtiget glauben, eine Revision anstellen zu dürfen, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen, und im Einzelnen wenigstens die Natur zu fragen, wie dieses oder jenes gelingen oder nicht gelingen könne?

Durch eine bessere Einsicht in das Wesen des Organismus überhaupt, des inneren sowohl als des äufseren, in die Beschaffenheit der Systeme und Organe, in ihr wechselseitiges Verhältnifs und ihre Bedingungen, und in die Natur der Körper, welche in der Aussenwelt ihnen entweder entsprechen oder entgegengesetzt sind, müssen wir durchaus zu einer bestimmteren und *weniger allgemeinen* Heilmethode gelangen. Unverkennbar liegt darin das Mangelhafte der jetzigen Heilart, dafs sie noch viel zu allgemein, und zu wenig individuell ist. Um sich hievon zu überzeugen, bedarf es nur eines Blickes in die Handbücher der praktischen Heilkunde und der Arzeneimittellehre. Es gehört ein grofses Genie dazu, sich aus diesem verworrenen Knäuel herauszuwickeln, und zu bestimmen, in welchem Falle diese oder jene Heilmethode oder gar dieses oder jenes Heilmittel anzuwenden sey. Man findet entweder nur ganz allgemeine Vorschriften, oder auch, wo man mehr in das Einzelne geht, ist alles schwankend und ungewifs, und es bleibt der

Willkühr so viel überlassen, dafs jedem noch die Wahl frei steht. Es ist dieses sogar der Fall mit denjenigen Mitteln, denen man gegenwärtig den Namen der spezifiken beilegt. Die Unbestimmtheit und Ungewifsheit, welche bei der Anwendung der peruanischen Rinde, des Mohnsaftes, des Quecksilbers und anderer mehr herrscht, mag uns hievon überzeugen.

Wo sind die Kriterien, die uns zeigen, welche einzelne Mittel in den Fieberkrankheiten, in der Lungensucht, Lustseuche, Fallsucht, Wassersucht anzuwenden sind? Und doch ist hiebei nicht denkbar, dafs man es dem Gutdünken, dem Ungefähr überlassen könne, die Rinde, das Opium, den Kampher, die Naphtha, die Schlangenwurz, den Baldrian, den Biesam, in den febrilischen Krankheiten zu wählen, eben so wenig, weil in den chronischen, z. B. in der Wassersucht, den rothen Fingerhut, die Senega, die Squilla, das Quecksilber, die Kantharidentinktur, die Jalappa u. s. w. anzuwenden.

Je weniger in Abrede gestellet werden kann, dafs dieses oder jenes Mittel, welches dem anderen doch gerade entgegengesetzt scheint, in eben derselben Krankheit Hilfe geleistet hat, desto mehr dringt sich Einem die Ueberzeugung auf, dafs alles darauf ankommt, auf die Individualität die gehörige Rücksicht zu nehmen. Der Ruf, das Glück des Arztes hieng zu allen Zeiten von dieser Berücksichtigung ab. Dieses war es, und ist es noch, was man das Genie, den richtigen Blick bei dem Heilkünstler nannte. Man begreift aber wohl, dafs, so lange ein so wich-

tiger Gegenstand nur der Genialität überlassen ist, wir in unserer Wissenschaft, in der Theorie der Medizin, sehr weit zurück sind. Wir müssen uns wenigstens bestreben, nicht allein für jede einzelne Krankheitsform bestimmte Mittel zu haben, sondern auch in jedem einzelnen Falle die Kriterien angeben zu können, welche uns zur Auswahl dieser oder jener Mittel bestimmen. Es mufs nicht mehr von der Willkühr abhängen, ob ich Opium oder Naphtha, Schlangenwurz oder Arnica, Quecksilber oder Fingerhut, Kampher oder Moschus anwende. Ein jedes Mittel mufs seine Rangordnung behaupten; es mufs ihm der Platz angewiesen seyn, wo es anzuwenden ist, und kein anderes seine Stelle vertreten kann. Ehe wir es dahin gebracht haben, können wir auf ein rationelles Heilverfahren keinen Anspruch machen, und so lange stehen wir noch auf dem empirischen Standpunkte; so lange werden auch noch mehrere an sich heilbare Krankheiten unter die Zahl der unheilbaren gezählt werden: leicht heilbare Krankheiten werden eine geraume Zeit zu ihrer Heilung erfordern; wir werden eine Krankheit heilen, um die andere daraus folgen zu lassen, die Reconvaleszenz wird ausser allem Verhältnifs mit den übrigen Krankheitsstadien seyn. Alles dieses dürfen wir für nichts anders, als für die Folgen einer noch zu allgemeinen Heilart ansehen.

Es liegt wohl ausser den Kräften des Einzelnen, eine solche Reform in der praktischen Heilkunde herbeizuführen, wodurch die ungeheuren Lücken, die hier noch bestehen, auszufüllen wären. Wenn nur

einmal die Prinzipien in Richtigkeit wären, so dürfte das Zusammenwirken der denkenden ausübenden, praktischen Aerzte durch eine Reihe von Jahren erforderlich seyn, auch nur die wichtigsten Kapitel in diesem Punkte ins Reine zu bringen. Einmal inzwischen muſs Hand an's Werk gelegt werden, und ich will es in diesen Jahrbüchern versuchen, soweit meine Kräfte reichen, und mir die Gelegenheit in den öffentlichen Anstalten dazu gegeben ist, einiges hiezu beizutragen.

Es ist schon erinnert worden, daſs der Hauptfehler unserer jetzigen Heilart darin liege, daſs sie zu allgemein ist, und daſs, um diesen Fehler, wo möglich, zu beseitigen, wir direkte Entgegensetzung aufzusuchen haben. Hiedurch soll das gestörte Gleichgewicht unmittelbar wieder hergestellt, es soll im Organismus direkt wieder hervorgerufen werden, was eben herabgesunken ist. Man bilde sich nur nicht ein, daſs dieses gegenwärtig schon unser Heilverfahren gewesen sei. Wir kannten ja in den wenigsten Fällen, und kennen vielleicht es noch nicht, worauf das gestörte Gleichgewicht beruhe, was denn direkt gesunken, und unmittelbar hervorzurufen sei. Man entfernte entweder schädliche Stoffe, die gar nicht existirten, oder doch nur als Folgen zu betrachten waren, oder suchte ein Gleichgewicht wieder herzustellen, ohne zu wissen, worauf das Sinken oder Steigen der einen oder andern Thätigkeit sich gründe. Schon aus der Wahl der Mittel, welche man traf, läſst sich dieses hinlänglich einsehen und darthun.

Es mufs doch einem jeden auffallend seyn, dafs man mit den heterogensten, und sich, rücksichtlich ihrer Kräfte und Bestandtheile, entgegengesetztesten Mitteln eine und dieselbe Krankheitsform, von einer und der nämlichen Ursache herbeigeführt, zu heilen versuchte. Man mufs hiebei ganz auf die Idee Verzicht thun, direkte Gegensätze auffinden und anwenden zu können. — Je gemischter und bunter diese Mittel untereinander gegeben wurden, desto finsterer sah es zu allen Zeiten in der Theorie und in den Köpfen der Aerzte aus. Die Verworrenheit dieses Zustandes war stets eine sehr unfruchtbare Epoche in der Medizin, und nicht selten der Vorläufer einer darauffolgenden Umwälzung, der Aufstellung einer neuen Theorie, der Einführung einfacher Grundsätze, und der hierauf gebauten Heilmethode.

Mitunter war man jedoch auch von der Idee beseelt, direkte Gegensätze zu finden, wodurch die Heilung unmittelbar bewirkt würde. Man suchte spezifike Mittel auf, und fand diese auch. Da sich ihre Erkenntnifs aber auf keine richtige Einsicht weder in den Organismus, noch in die Kräfte und Beschaffenheit der Mittel stützen konnte, so mufste auch ihre Anwendung zu unbedingt werden; eine natürliche Folge, welche sogar im Begriffe der spezifiken Mittel zu liegen schien, wo man eben so wenig die Wesenheit des Uebels, als die Kräfte des Mittels, noch vielweniger die Wechselwirkung einsah. Hiedurch mufste denn auch ihre Anwendung bald zu allgemein werden, und sich über ihre mögliche Gränze erstrecken.

Dieses mufs und wird so lange der Fall seyn, als es uns an einer richtigen Ansicht des Organismus und der ihn umgebenden Aussenwelt fehlet.

Es gab Aerzte und ganze Schulen, die gar nicht dabei stehen bleiben wollten, einzelne Gegensätze aufzufinden, sondern darauf ausgiengen, einen allgemeinen Gegensatz gegen alle Krankheiten zu entdecken. Diese waren wohl am entferntesten von einer richtigen Ansicht der Natur und dessen, was wir unsern Organismus nennen. Inzwischen mag dieses Bestreben seine Vortheile gehabt haben, indem man auf Ideen und Mittel geführt wurde, die nicht ganz unfruchtbar blieben. Man konnte die Ausführung dieser Idee nicht anders, als mit sehr heroischen Mitteln bezwecken wollen, und so wurden die Metalle als Heilmittel in die Medizin übergetragen. Ihrer Einführung verdankt die *Materia medica* auch jetzt noch die wirksamsten Arzneikörper. Es gieng übrigens damit, wie mit andern Dingen. Sie wurden zu sehr erhoben, zu allgemein angewendet und dadurch in Mifskredit und wieder zu tief herabgesetzet. Dieses Schicksal hatten fast alle wirksame, bedeutende Arzneikörper, und werden es so lange fort haben, bis Theorie und Erfahrung rein in Eines verschmolzen seyn werden.

Wenn wir gegenwärtig auch noch nicht auf diesem Standpunkte stehen, und vielleicht gar noch ziemlich weit davon entfernt sind, so sind wir wenigstens so weit vorgedrungen, dafs wir einsehen, wie es zugehen müsse, wenn Krankheiten durch direkte Ge-

gensätze gehoben werden sollen. Wir wissen nämlich, aus welchen Systemen und Organen der Organismus bestehet, und wie diese gegen einander sich verhalten. Wir sehen ein, dafs, wenn ein System sinkt, das andere steigt, und umgekehrt, wenn das eine steigt, alsdann das andere sinken müsse. In Rücksicht auf dieses Steigen oder Fallen des einen oder anderen Systems beurtheilen wir jene Gegensätze im Innern des Organismus und entnehmen daher unsere Heilanzeige. — Es entspringt daraus eine doppelte Indikation, oder es ergeben sich zwei Wege, das gestörte Gleichgewicht im Organismus wieder herzustellen. Entweder suchen wir das primär gesunkene System wieder aufzurichten, oder das sekundär, relativ erhöhte herabzustimmen. Auch geschieht dieses auf einem doppelten Wege, entweder durch einen allgemeinen Heilplan, oder mit besonderer Rücksicht auf das individuelle Leiden des einen oder andern Systems. Man begreift hieraus, wie manchfaltig und verschieden die Heilmethoden seyn müssen; wie verschieden jeder zu seinem Zwecke zu gelangen sucht, und auch wirklich dazu gelangt. Der Eine freilich durch Umwege, auf eine ziemlich schwankende und ungewisse Art; der Andere unmittelbar, bestimmter und sicherer. Der Letztere ist wenigstens von der wahren Idee eines ächten Heilverfahrens beseelt, wenn wir gleich nicht behaupten wollen, dafs es ihm jetzt schon in allen Fällen gelingt, diese Idee zu realisiren.

Das erstere Heilverfahren war jenes, welches von Anbeginn der Medizin bis zu dem jetzigen Zeitpunkte

in Ausübung war; und mufste dieses auch so lange seyn und bleiben, bis wir eine reinere Ansicht vom Organismus bekamen. In diesem Punkte konnte auch die Erregungstheorie, bei einer noch zu allgemeinen Ansicht, nicht vorwärts dringen. Im Gegentheile blieb sie in dieser Hinsicht nach ihren aufgestellten Prinzipien und der Konsequenz ihres Verfahrens weit hinter ihren Vorgängern zurück. Die vorbrownische Medizin hatte doch schon mehr auf individuelle Gegensätze, auf specifike Mittel ihr Augenmerk gerichtet. Bei dem kritischen Geiste, womit die Erregungstheorie alles zu beleuchten suchte, mufste sie auch nothwendig den seichten Boden erschüttern, worauf die vorbrownischen Aerzte den Glauben an ihre Spezifika gründeten. Sie wufsten entweder gar keinen Grund anzugeben, wie diese spezifiken Mittel wirkten, oder die angegebenen Gründe waren unhaltbar, und widersprachen einer bessern Ansicht der inneren und äusseren Natur. Man sollte vielleicht glauben, dafs die Brownianer dadurch, dafs sie bestimmt eine antisthenische und antiasthenische Heilart annahmen, sich in den Besitz der bestimmteren Gegensätze gesetzt hätten. Indefs war diese Ansicht, wie ein jeder von selbst bald einsehen wird, noch viel zu allgemein. Man kann sich hievon mit einem Blicke überzeugen, wenn man die Anwendung des Opiums in allen asthenischen Krankheiten betrachtet. Ein so göttliches und vortreffliches Mittel das Opium in fast allen asthenischen Krankheiten ist, so giebt es doch mehrere bestimmte Krankheitsformen, welche

die Erregungstheorie zu den asthenischen zählet, in welchen das Opium die nachtheiligsten Wirkungen hervor zu bringen im Stande ist. Da ich in diesen Jahrbüchern mich bemühen werde, den einzelnen Arzneikörpern ihren Platz anzuweisen, so werde ich auch auf das Opium zurückkommen, und aus Theorie und Erfahrung darthun, wo es seine Anwendung leidet, eben so auch, wo sein Gebrauch in asthenischen Krankheiten schlechterdings nicht Statt findet. Was hier vom Opium behauptet wird, gilt auch von allen übrigen heroischen Mitteln.

Diese Mittel liefern aber auch den unwiderlegbaren Beweis, dafs es direkte Gegensätze giebt; denn ihrer schnellen und auffallenden Wirkung in einzelnen Fällen verdanken sie ihren Ruhm, ihr Ansehen, ihren Rang. Die schnelle Wirkung dieser Mittel erzeugte die Idee einer spezifiken Kraft, die auch wohl nicht in Abrede zu stellen ist, wenn vorerst die Fälle, wo sie eine Anwendung finden, genauer bestimmt sein werden.

Nicht allein die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit einer solchen Bestimmung soll nun die Aufgabe sein, die ich hier zu lösen mir vorgesetzet habe. Wenn es mir gelingt, so will ich an einem einzelnen Mittel hier zeigen, dafs es direkte Gegensätze giebt, wodurch die Heilung unmittelbar, sicher und schnell bewirket wird, und dafs diesem Mittel kein anderes substituiret werden kann, und dafs, wenn die Heilung der Krankheitsformen, wo es indizirt ist, und sich als spezifik beweifst, durch andere Mittel ver-

sucht wird, solches entweder gar nicht gelingt, oder doch nur sehr langsam erfolgt. Wenn sich dieses an einem Mittel bewährt, so sieht man nicht ein, warum es nicht bei aller übrigen der Fall sein sollte. Ist dem aber also, so müssen sich die höchst wichtigen Resultate daraus ergeben, dafs es solche Gegensätze geben müsse, wodurch einige, noch für unheilbar gehaltene, Krankheiten unmittelbar gehoben werden können, und dafs der Ruf ihrer Unheilbarkeit sich nur durch eine zu allgemeine Heilmethode erhalten; ferner dafs viele Krankheitsformen sich nur deshalb so sehr in die Länge ziehen, weil wir ihre bestimmten Gegensätze noch nicht ausgemittelt haben; und dafs durch die allgemeine Heilart Krankheiten als Folgen derselben hervortreten, so wie die unverhältnifsmäfsige Rekonvaleszenz aus eben dieser Quelle entspringt.

Den Versuch dieses Beweises werde ich vorerst durch einige Metalle machen, welche ich, von jener Idee geleitet, seit geraumer Zeit in den mir anvertrauten öffentlichen Krankenanstalten zu diesem Endzweke angewandt habe. Mehrere dieser Mittel haben sich schon längst unter den spezifiken oder direkten Gegensätzen das Bürgerrecht erworben. Ich wähle diese Mittel zur Begründung meiner Behauptung um so mehr, weil sie schon bekannt sind; weil meine Erfahrungen, die Erfahrungen fast aller aufmerksamen Aerzte darüber im Einklange stehen. Mein Verdienst in Beziehung auf diese Mittel selbst, wünschte ich nur, dafs dieses sein möchte, ihnen ihren bestimmten Platz anzuweisen, und darzuthun, dafs sich ihre si-

chere und hilfreiche Anwendung auf ein Gebiet verbreiten lasse, wo sie entweder gar nicht, oder doch nach keinem Prinzip, äusserst schwankend und mit ungewisser Hand, verordnet wurden. Hieraus mufs sich dann auch von selbst ergeben, wo die Anwendung dieser Mittel nicht Statt findet, und sie selbst die nachtheiligsten und schädlichsten Folgen hervorbringen.

Unter diesen Mitteln wähle ich vorerst das *Eisen*, eben weil es das bekannteste und am häufigsten angewendete ist. Ueberhaupt aber glaube ich zu besserer Verständlichkeit, und zur Begründung meiner Ansichten die einfachsten Mittel wählen zu müssen, da man gegen die zusammengesetzten stäts noch Einwendungen und nicht unerhebliche Erinnerungen machen könnte. Die Metalle werden zu den einfachen Mitteln in so ferne gezählt, als sie den gemischten entgegen stehen. Dafs sie selbst aber keine einfache, d. h. solche Körper sind, worin eine oder die andere Potenz sehr prävalirend ist, wird schon daraus ersichtlich, dafs sie im Durchschnitte mehr zu den anhaltenden, indifferenten, als zu den flüchtigen, differenten Mitteln gezählet werden. Gerade das Metall, das hier zuerst an die Reihe kömmt, das Eisen nämlich, wird zur ersteren Klasse gezählt, und steht vielleicht in der Metallreihe gerade in der Mitte. Eben das ist, wie wir weiter sehen werden, ein Grund mehr, die Grundsätze, von denen wir ausgehen, daran zu prüfen und abzuwägen. Mittel von einfacher Qualität eignen sich schon deshalb nicht ganz zu un-

serer Untersuchung, weil sie zu different sind, dem Organismus nicht entsprechen, wenigstens nicht in seinem einfach getrübten Zustande. Die Krankheit hat schon einen sehr hohen Grad erreicht, wenn sie sehr differente Mittel zu ihrer Heilung erfordert. Krankheiten dieser Art aber haben eine zu hohe Stufe erreicht, sie haben schon mehrere wichtige Systeme und Organe durchlaufen, als dafs sie hier zur Erläuterung dienen könnten. Bei einem so wichtigen Gegenstande, glauben wir, würde es am besten geschehen seyn, beim Leichteren anzufangen, und mit dem Schwereren zu endigen. So dürften wir auch an die differenteren flüchtigeren Mittel erst später kommen.

Wenn wir überhaupt Gegensätze auffinden, und sie als Heilmittel anwenden wollen, so müssen sie auf eine oder die andere Art dem inneren Organismus entsprechen. Es ist schon erinnert worden, dafs wir mit diesen Gegensätzen die Absicht erreichen wollen, die gesunkene Thätigkeit im Organismus entweder unmittelbar hervorzurufen, oder eine direkt erhöhte herabzustimmen, und so mit Einem Schlage, wo möglich, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Da nun diese Thätigkeiten durch Systeme und Organe von dem verschiedensten und gewichtigsten Gehalte im Organismus repräsentirt werden, so können diese Gegensätze auch nicht wohl ganz einfache Arzneikörper seyn. So wenig es im Inneren des Organismus ganz einfache Stoffe geben kann, eben so wenig finden sich diese in der Aussenwelt, und am allerwenigsten würden sich diese zu Heilmitteln qualifiziren. Je zu-

zammengesetzter und künstlicher unser eigener Bau ist, desto organischer muſs er seyn, und um so mehr von der ganz einfachen Gestaltung abweichen.

Wenn demnach ein System, ein Organ in unserem Organismus verändert wird, so liegt der Fehler gewiſs nicht in dem Ueberwiegendseyn eines oder des anderen Stoffes. Daher kann auch wohl nicht ein oder der andere Stoff als ein sehr wirksames Heilmittel, am wenigsten als ein direkter Gegensatz, als ein spezifikes Mittel angesprochen werden. Wenn wir die ganze Reihe unserer spezifiken Mittel durchgehen, so finden wir durchaus allgemeine Belege zu dieser Behauptung. Kein Mittel von Bedeutung wirkte wohl je wegen dieses oder jenes Stoffes, den es prävalirend enthält, sondern vielmehr wegen der Mischung seines dynamischen Verhältniſses, das es mit andern eingegangen ist. So giebt es auch kein Mittel, das dem andern ganz gleich wäre, so daſs eines dem andern substituirt werden könnte. Ein jedes ist ein eigenes Wesen für sich, mit dem ein anderes wohl Aehnlichkeit, aber nie Gleichheit haben kann. Es ist ein eitler Versuch, Surrogate für wichtige Arzneikörper aufzusuchen; ein Bemühen, das alles Fleiſses, und aller Anstrengung ungeachtet noch nirgendswo gelungen ist. Wie viel Surrogate dieser Art zählt nicht die peruanische Rinde, und doch kann keines von allen bis hieher ihre Stelle vertreten.

Es läſst sich der Grund eines so fruchtlosen Suchens leicht einsehen. Es giebt in der Pharmakologie keine eigentlichen Repräsentanten; ein jeder Körper ist ein Wesen für sich, dem ein anderes wohl nahe

kommen, doch nie dessen Stelle vertreten kann. Es zeigt sich dieses nirgends so deutlich, als bei unseren heroischen Mitteln, dem Opium, Kampher, Biesam, Quecksilber, Eisen u. a. m. Wenn die Aerzte behaupten und viel davon sprechen, dafs sie dieses oder jenes Mittel substituirt haben, zumal, wenn es keine künstliche chemische Zubereitungen sind, so darf man annehmen, dafs sie eben so wenig eine richtige Ansicht vom Organismus und von seiner individuellen Beschaffenheit, als von der Qualität der manchfaltigen Heilmittel haben. Man wird dieses erst alsdann recht einsehen lernen, wenn einem jeden Mittel sein Rang und Stand angewiesen seyn wird.

Man darf es sicher als ein ominöses Zeichen ansehen, wenn die Aerzte ein Mittel zu allgemein anwenden, eben so, wenn sie viele, heterogene Mittel unter einander mischen. Es mufs durchaus eine Zeit herbeigeführt werden, wo man einsehen wird, dafs man mit den einfachsten Arzneikörpern die wichtigsten Krankheiten allein heilen kann; dafs es aber auch für jeden beträchtlichen Grad der Krankheit besondere Mittel geben müsse; dafs die Modifikation nicht durch eben das nämliche bezweckt werden könne, indem es nicht allein auf das quantitative, sondern auch auf das qualitative Verhältnifs ankömmt. — Daraus ergiebt sich denn auch, warum die manchfaltigen Präparate manchfaltige Wirkungen hervorbringen und in gewifser Hinsicht ganz unentbehrlich sind. Das Eisen, so wie das Quecksilber und ihre manchfaltigen Zubereitungen werden uns hiezu Belege liefern, und vielleicht sind

wir so glücklich, jeder dieser Zubereitungen ihren bestimmten Platz anzuweisen, und die Kriterien anzugeben, unter welchen ihre Anwendung allein Statt findet. Vielleicht findet sich alsdann auch, dafs es nicht gleichgültig sey, ob man *limatura martis*, *aethiops martialis*, *Tinctura martis*, *vitriolum martis* verordne, so wie auch die Fälle, wo eines oder das andere dieser Präparate den Vorzug verdienet. Hoffentlich soll alsdann einmal der Glaube wegfallen, dafs es gleichgültig sey, diese oder jene Mischung zu reichen.

Schon aus diesem Grunde achten wir es für nützlich und nothwendig, die Geschichte eines jeden Mittels, dessen Anwendung wir hier kritisch beleuchten wollen, vorauszuschicken. Es mufs sich hieraus manches Lehrreiche für uns und unsere Leser ergeben. Einmal wollen wir sehen, wie die Erfahrung der Vorzeit unserer jetzigen Ansicht entspricht, in welchen Fällen diese Mittel und deren manchfaltige Zubereitungen angewendet wurden; — ob schon einmal Krankheiten damit bezwungen wurden, welche wir unter die Zahl der unheilbaren zählen; ob diese Mittel als direkte Gegensätze, als spezifike Mittel wirkten, oder ob sie nur als allgemeine zu dieser oder jener Klasse gehörten, dann auch, wo sie geschadet, nachtheilige Folgen hervorgebracht, und vielleicht gar sekundäre Krankheiten erzeugt haben. Ferner ob man bei ihrer Anwendung von Begriffen ausgieng, und welche diese waren; wodurch sie in einen besondern Ruf und dann wieder in Verfall geriethen. Am Ende

werden wir unsere eigene Ansicht, Versuche und Erfahrungen mittheilen, sie mit jenen der Vorzeit vergleichen, und so das reine Resultat, ohne Vorliebe für diese oder jene Theorie darzustellen und zu entwickeln suchen.

Wenn es uns auch nicht gelingen sollt, den abzuhandelnden Gegenstand ganz aufs Reine zu bringen, welches bei dem gegenwärtigen Standpunkte eine unsere Kräfte übersteigende Forderung seyn möchte, so werden wir uns für belohnt genug halten, wenn wir die gute Sache nur in etwas befördert, und vorwärts gebracht haben.

Das Eisen war von jeher eines der bewährtesten Mittel, und kein anderes Metall ist so früh und so häufig zur Heilung der manchfaltigsten Krankheiten angewendet worden. Es ward aber auch gleich andern heroischen Mitteln bald als Universalmittel angepriesen, und unbedingt angewendet, bald als Gift gefürchtet, vor dessen Anwendung gewarnet, und bei dessen Gebrauche zur Verhütung schlimmer Folgen zugleich Gegenmittel gegeben.

So alt indessen die Anwendung des Eisens in der Medizin ist, so trifft man doch in den Schriften des *Hippocrates* nirgends eine Erwähnung desselben an. *Galen* aber erwähnt des Eisenrostes (ferrugo), und rühmt solchen äuſserlich bei luxurirenden Geschwüren an *a*); auch des Wassers der Schmiede, worinn glühendes Eisen abgelöschet wurde, wovon *Celsus* aus

a) Secund. impress. Galien. &c. Libr. IX. de simpl. med. tract. 3. cap. 10.

dem Umstande, dafs die bei den Schmieden erzogenen Thiere so kleine Milze haben, zu beweisen sucht, dafs es zur Verkleinerung grofser Milze sehr wirksam sey *b*). Auch *Plinius* der ältere spricht von der Anwendung des Stahls gegen Fehler der Milz *c*). *Paulus Aegineta* behauptet, dafs das Wasser, worinn glühendes Eisen abgelöschet wurde, den Milzsüchtigen sehr gut bekomme *d*). Ihm stimmen in dieser Behauptung *Dioscorides e*), *Aetius f*) und *Oribasius g*) bei. — *Alrasi* versichert, das Eisen beweise sich gegen die Geschwulst der Milz sehr nützlich, und ihm folgen in dieser Behauptung *Serapio*, *Ebn-Sina* (Avizenna) und *Halggabbas*.

Dafs aber in den ältesten Zeiten bei dem innerlichen Gebrauche des Eisens eine grofse Furcht müsse Statt gefunden haben, erhellet aus einer Aeusserung des *Avizenna*, der aus Besorgnifs, es möchte das, was bei dem Gebrauche der Eisenfeile im Magen als Eisenschlacke abgesondert würde, schädliche Folgen veranlassen, etwas Magnet darauf zu nehmen anräth, damit dieses die Eisenschlacke anziehe, mit derselben sich verbinde, und auf diese Weise jene unschädlich mache *h*). Daher auch *Sennert*, wo er von der An-

b) de medic. libr. 4. cap. 9.

c) natural. histor. libr. 34. cap. 15.

d) de remed. libr. 3. cap. 49.

e) libr. 5. cap. 53.

f) tetrab. 3. serm. 2. cap. 11.

g) synops. libr. 9. cap. 24.

h) Edit. Venet. 1527.

wendung des Eisens in der Diarrhoe und Dysenterie spricht, behauptet, Avizenna habe die Eisenfeile und die Eisenschlacke (sibria ferri) unter die Gifte gezählt *i*). *Cäsalpin* versichert, der Rost, in den das Eisen verwandelt werde, sey tödlich *k*); und an einem andern Orte *l*), der Eisenrost, in grofser Menge genommen, bringe Erbrechen hervor, und führe zum Tode.

Der erste, welcher das Eisen für sich, und eine über dasselbe gegossene Flüfsigkeit gebrauchte, war nach *Freind's m*) Bemerkung *Alexander von Tralles*, der sehr vieles über die vortreffliche Wirkung dieses Metalles vorträgt, und es bei Verhärtung der Milz anpreiset *n*). Er erwähnet des Hammerschlages (chalybis squamma), wie auch des Weines und der Lauge (posca), worinn glühendes Eisen abgelöschet wurde.

Es scheint aber dieses Arzneimittel späterhin wieder vernachläfsiget, oder wenigstens seltener angewendet worden zu seyn, bis in neueren Zeiten die Eisenfeile, und zwar in sehr grofsen Gaben, nicht zu einigen Granen, sondern zu zwei Skrupeln und eben so vielen Drachmen *pro Dosi* zur Erleichterung der Kranken gegeben wurde, wie dies aus dem *Jul. Caes. Claudinus o*) und *Sennert p*) erhellet. Ersterer lobt

i) opp. Tom. III.

k) libr. 3. de metall. cap. 6.

l) ibid. cap. 13.

m) Histor. med. p. 167.

n) Med. libr. Libr. VIII. cap. 13.

o) de ingress. ad infirm. in append. sect. 2.

p) Opp. Tom. III. pag. 502. ff.

den Stahl aufserordentlich in der Hypochondrie. — *Mercatus* berichtet, der Stahl besitze eine solche Wirksamkeit, dafs durch ihn auch beträchtliche Verhärtungen der Milz und der Gebärmutter seyen geheilet worden *q*); und an einem andern Orte *r*), es sey durch die Erfahrung bestätiget, dafs der Stahl in allen Arten von Hypochondrie mit Vortheil angewendet werde, es möge dieselbe bei dem weiblichen Geschlechte aus einer Verstopfung des Uterus, oder bei diesem und dem männlichen Geschlechte aus einer Verstopfung des Magens, des Gekröses, der Leber oder der Milz, ihren Ursprung nehmen.

Zu Ende des siebenzehenten Jahrhundertes gab *Sydenham* die Eisenfeile wenigstens zu 8 Gr. und einem halben Skrupel, und behauptete, das Eisen werde am besten in Substanz angewendet *s*). Auch versichert er, gehört zu haben, das Eisenmineral selbst, so wie es aus der Erde gegraben würde, sey weit wirksamer in Bändigung der Krankheiten, als das Eisen, das schon durchs Feuer passiret und durch's Giessen gereiniget worden wäre. *Thomson* lobt daher Sydenham, dafs er nach der Methode der Alten das Eisenmineral selbst, so wie es in der Natur angetroffen wird, ohne alle Umwege, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge anwendete *t*). Thomson beruft sich hiebei auf den Arzt *Hartmann*, der, trotz seiner

q) de morb. mulierum. libr. 6. cap. 6.

r) de intern. morb. curat. libr. 1. cap. 17.

s) Dissert. epistolar.

t) Dissert. III. de Marte.

grofsen Kenntnifse in der Chemie, sehr selten ein Präparat des Eisens in Anwendung brachte, und dafs, wenn er solches that, dasselbe sehr einfach und der Simplizität der Natur angemessen seyn mufste.

Sehr viele Kräfte legte *Lentilius* der Eisenfeile bei, und wandte sie sehr häufig an. Nach ihm wendete *Werlhof* dieselbe am häufigsten und mit dem besten Erfolge an. Er tadelt diejenigen, welche befürchten, es möchte durch die Eisenfeile irgend ein Ungemach im Magen verursacht werden *u*); und wendet bei dieser Gelegenheit auf das Eisen und dessen Präparate jenen Ausspruch der ehemaligen Königl. Pariser Akademie an: „C'est grand dommage d'employer de l'art, à gâter la nature *v*)."

In älteren und neueren Zeiten fand die Eisenfeile in der Chlorosis und in den ihr verwandten Krankheiten, welche Brandis *w*) und andere unter dem Namen Kachexie zusammenfassen, ihre Anwendung, in welchen Fällen auch die eisenhaltigen Mineralwässer so aufserordentlich gute Dienste leisteten. Man rechnet aber unter die Rubrik von Kachexie folgende Krankheitsformen: Bleichsucht, kachektische Lähmungen, Unfruchtbarkeit, zu frühe Geburten, weifsen Flufs, Hypochondrie und Hysterie, Gicht, Podagra, Rhevmatalgien und Hämorrhoiden, Skorbut, Hautausschläge, Atrophie, Rhachitis.

Und

u) observat. de Febr. p. 142. in der Anm. g.

v) Histoire de l'academie des sciences, 1713. S. 26.

w) Erfahrungen über die Wirkung der Eisenmittel etc.

Und fürwahr, wenn wir die Schriften der älteren und neueren Aerzte durchgehen, so finden wir die auffallendsten Belege von der grofsen Wirksamkeit des Eisens in obigen Krankheitsformen. So wendete es *Sydenham* in der Hysterie und Chlorosis *x*), *Sennert* im Scharbocke *y*), *Halgyabbas* und andere Araber in der Diarrhoe und Dysenterie an. *Avizenna* berichtet, der Wein, im welchem glühendes Eisen abgelöschet werde, heile den alten Bauchfluſs und die Ruhr *z*). Dasselbe behaupteten nachher *J. Lang aa*), *Anton Benivenius bb*), *Johann Baptista Montanus cc*), *Mercatus dd*), *Reinerus Solenander ee*) und viele andere. Auch in der Verhärtung der Leber, der Milz, eben so bei intermittirenden Fiebern, womit gewöhnlich ein gewisser Tumor in den eben genannten Eingeweiden verbunden ist, fand das Eisen seine Anwendung *ff*). In der Wassersucht, Gelbsucht, Harnruhr, Lienterie *gg*), Cholera *hh*), in der Tabes, der allgemeinen sowohl, als auch der tabes dorsalis; im

x) Dissert. epistolar.

y) opp. Tom. III. pag. 529.

z) libr. 2. tract. 2. cap. 521.

aa) libr. 2. epist. 48.

bb) observat. med. cap. 5.

cc) consil. 249.

dd) de morb. mul. libr. 2. c. 18. und libr. 2. de indicat. c. 7.

ee) sect. 3. consil. 6, 8, 21, 22; sect. 4. consil. 9.

ff) Lösekens Therap. spec. intern. 1. Thl. p. 339.

gg) Th. Paracels. de praep. libr. I. tract. 5.

hh) Tralles in seiner histor. choler. etc.

Podagra nach *Ewald* und *Werlhof*, in der Rhachitis nach *Boerhaave*, in der Skrofelkrankheit u. s. w. wurde das Eisen von jeher mit dem besten Erfolge angewendet. Auch gegen die Würmer hat sich dasselbe sehr vortheilhaft bewiesen. So gab *Wolfgang Wedel* wider die Würmer die Eisenfeile mit gleichviel Johanniskrautsaamen und Zinnober; und *Johann Adolf Wedel* hat die Eisenfeile oft ganz allein, wenn nichts wider die Würmer geholfen, gut befunden, und sie auch mit Zinnober in der Fallsucht gegeben. In den *Act. physic. Med. Vol. IX. obs. 13.* werden Eisen, Eisenwasser und der ganz weifs kalzinirte Eisenvitriol mit etwas von der Jalappenwurz wider die Würmer gelobt.

Es wird sich überhaupt bei dieser Untersuchung ergeben, dafs das Eisen in allen den Krankheitsformen angezeigt sey, in welchen das Lymph- und Saugadersystem auf eine, noch zu bestimmende, Weise affiziret ist.

Derjenige Punkt, der uns hier von der gröfsten Wichtigkeit seyn, und von dem aus unsere fernere Untersuchung beginnen mufs, ist die Frage: „Wie wirkt das Eisen?" —

Gehen wir die verschiedenen medizinischen Theorien durch, die in älteren und neueren Zeiten einander drängten und verdrängten, so finden wir obige Frage auf die verschiedenste Art beantwortet. Stets glaubte man die Sache von ihrer wahren Seite angeschaut zu haben, und späterhin zeigte es sich, dafs man dieselbe nur halbseitig oder schief betrachtet habe.

Vorzüglich machte aber, nachdem man Eisen im Blute entdeckt zu haben glaubte, die Behauptung, dafs durch das Darreichen von Eisenmitteln dieses Eisen im Blute vermehrt würde, ein besonderes Aufsehen. Eine Behauptung, die *Brandis* neuerdings in Schutz nimmt. Er sagt: „Die deutlichste und unbezweifelteste Wirkung, die wir von den Eisenmitteln im Allgemeinen, am deutlichsten aber von der Auflösung des Eisens in kohlengesäuertem Gas sehen, ist die, dafs es dem Blute mehr Röthe, eine gröfsere Menge Blutkügelchen, die sich durch den Zutritt des Sauerstoffs in den Lungen und auf der Oberfläche des Körpers hochroth färben, und eine dichtere Beschaffenheit, mehr koagulable Lymphe giebt. Kein Arzt, fährt er fort, kann diese Wirkung des Eisens verkennen, und sie ist von jeder Sekte der Aerzte, so verschieden auch ihre Erklärungen über die Wirkungsart des Eisens ausfielen, anerkannt. Das bleichsüchtige Mädchen, oder die durch heftige Blutflüsse blafs gewordene Frau, denen kaum eine blutähnliche blasse Flüfsigkeit in den Adern rinnt, erlangen durch Eisenmittel so unbezweifelt die frische Röthe der Wangen wieder, als durch China Tertianfieber geheilt werden u. s. f. *ii*) *Marcard* behauptet, das Eisen wirke entweder vermittelst der Nerven, oder, welches ihm wahrscheinlicher ist, durch das Blut, und verbessere dadurch die Komposition der Fiber *kk*).

ii) am angeführten Orte S. 9. u. f.

kk) Ueber die Natur und den Gebrauch der Bäder. S. 247.

Ob aber das Eisen in das Blut wirklich übergehe, darüber ward in den vorhergehenden Zeiten vieles *pro* und *contra* gestritten. Man stellte darüber Versuche an, und der Eine wollte durch diese bestätiget gefunden haben, was der andere dadurch widerlegt fand. So zwang *Dr. Wright* einen Hund, der sechs und dreifsig Stunden gefastet hatte, ein Pfund Brod und Milch zu fressen, womit er vorher anderthalb Unzen Eisenvitriol vermischt hatte. Nach einer Stunde schnitt er den Hund auf, und sammelte aus dem Brustgange fast eine halbe Unze Milchsaft, in dem keine Veränderung der Farbe erfolgte, wenn man von der Galläpfeltinktur hineintröpfelte, ungeachtet dieser Milchsaft nachher, da man nur einen Viertel-Gran Eisenvitriol darin aufgelöset hatte, davon gleich eine dunkle purpurrothe Farbe annahm *ll*). Aus diesem Versuche wollte nun Wright beweisen, dafs die Eisentheile nicht in das Blut übergehen: wogegen *Percival* sehr richtig erinnert, dafs dieser Versuch nichts anders beweise, als dafs das Eisen in dem Milchsafte des Hundes nicht als Eisenvitriol zugegen war, der die Eigenschaften besafs, mit Galläpfeln eine schwarze Farbe hervorzubringen *mm*). Auch der Eisenkalk, fährt er fort, und das verglasete Eisen besäfsen keineswegs diese Eigenschaft, sie könnten aber doch, ob sie gleich so verändert worden seyen, diese Eigenschaft wieder erlangen.

ll) Philosoph. transact. Vol. I. P. II. p. 295.

mm) Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester. Vol. III.

Der angeführten Beobachtung des Dr. Wright stellt *Musgrave* eine andere entgegen, die ebenfalls in den philosophischen Transactionen abgedruckt ist. Dieser sprützte in die dünnen Gedärme eines Hundes, dem man seit einem Tage vorher nur wenig zu fressen gegeben hatte, ungefähr zwölf Unzen von einer Auflösung vom Indigo in Wasser ein, und nähete dann den Leib zu. Nach drei Stunden schnitt er den Unterleib wieder auf, und sah verschiedene Milchgefäfse, die eine blaulichte Farbe hatten, und die, da er das Gekröse ausdehnte, zu verschiedenen Malen verschwanden; hingegen, wenn das Gekröse locker lag, sehr leicht entdeckt werden konnten. Er sah dieses als einen deutlichen Beweis an, dafs die blaue Farbe nicht den Gefäfsen eigen war, sondern von den in diesen Gefäfsen enthaltenen Feuchtigkeiten herrührte. Er führt noch zwei solcher Beobachtungen an, woraus er dann den Schlufs zieht, dafs alles, was wir zu uns nehmen, folglich auch das Eisen in das Blut übergehe. *D. Ernst Anton Nicolai* sagt unter andern: „Sollte das Eisen nicht durch die Milchgefäfse zum Blute gelangen, so müfste es nur in dem Magen und in den Gedärmen seine stärkende Kraft beweisen; allein es äufsert nicht nur in diesen Theilen, sondern auch in andern entfernten Theilen seine Kraft, zu welchen es nicht anders, als aus dem Blute, zu welchem es erst durch die Milchgefäfse mufs gekommen seyn, gelangt ist" *nn*). Ich übergehe die Versuche, welche

nn) Recepte und Kurarten etc. Jen. 1780. S. 865.

Vinzenz Menghini hierüber bekannt gemacht hat. *oo*)

Andere, vorzüglich die griechischen Aerzte, suchten die Wirkungsart des Eisens dadurch zu erklären, dafs sie in demselben eine zusammenziehende Kraft annahmen. So legt *Dioskorides* dem Eisenroste eine zusammenziehende Kraft bei, und räth daher solchen zur Stillung der Blutflüsse aus der Gebärmutter an. Auch rühmt derselbe den Wein und das Wasser, worinn glühendes Eisen abgelöschet wurde, zur Heilung der Passio coeliaca, der rothen Ruhr, der Krankheiten der Milz, Cholera und Dyspepsie.

Wieder Andere nahmen in demselben eine doppelte Kraft an, eine eröffnende und eine zusammenziehende. Man hatte nämlich gesehen, dafs es die verhaltene Menstruation befördere, Verstopfungen der Leber, Milz und anderer Eingeweide hebe; aber auch zugleich Blutflüsse stille, Durchfälle heile. Man fand es daher für sehr bequem, dem Eisen für den ersten Fall eine eröffnende, für den zweiten eine zusammenziehende Kraft beizulegen. Nur war man jetzt in Verlegenheit, diese ganz entgegengesetzte Wirkungsart eines und desselben Mittels zu erklären, und ihren Grund aufzufinden. — *Schröder* behauptete, man müsse die eröffnende Eigenschaft des Eisens in dem flüchtigen, die zusammenziehende

oo) De ferrearum particularum progressu ad sanguinem, im 3. Thle des Tom. II. comment. Acad. Bonon. S. 475 bis 520.

dagegen in dem mehr gebundenen Bestandtheile desselben suchen. Für ersteren nimmt er das Salz, für letzteren die Erde an. — Andere suchten die verschiedene Wirkungsart in der Verschiedenheit der Präparate, wogegen *Nathan Highmor* einwendet, dafs die entgegengesetzte Wirkungsart unmöglich von der Verschiedenheit der Präparate herrühren könne: denn so viele Methoden es auch gebe, das Eisen zu bereiten, so giengen doch alle dahin aus, dasselbe in Vitriol zu verwandeln; nun aber sei die ursprüngliche Eigenschaft des Vitriols, wie die des Eisens, dafs er zusammenziehe. Er versucht das Problem auf eine andere Art zu lösen. Er behauptet nämlich, dafs das Eisen nur dann seine eröffnende Eigenschaft erhalte, wenn in der Kachexie im Allgemeinen, oder in der Hypochondrie durch die zusammenziehende Kraft des Eisens oder des Eisenvitriols die gröfseren, vom Blute strotzenden Gefäfse zusammengezogen würden, so, dafs dieses gleichmäfsig wieder vertheilt, und den kleineren Gefäfsen das Blut wieder zugeführt würde, das zur Ausscheidung bestimmt sei. Auf diese Art könnten die kleineren Gefäfse zur gehörigen Zeit ihr Blut aussondern, und der ganze Blutumlauf seine gleichmäfsige Energie erhalten. *pp*) Man sieht auch ohne unsere Erinnerung, dafs dieser Erklärung die Vorstellung zum Grunde liege, dafs in derlei Krankheiten das Blut von den kleineren Gefäfsen abgehalten, und in den gröfseren verdichtet werde; eine

pp) de affect. hypochondr. cap. 9.

Vorstellung, nach der auch die älteren Aerzte das blasse Aussehen, das in solchen Krankheiten so oft vorkommende Blutspeien und Nasenbluten erklärten.

Dagegen wendeten nun andere ein, dafs man nicht die unregelmäfsige Bewegung des Blutes als Ursache der Kachexie anschuldigen könne: dafs vielmehr in der Lymphe und im Blute Säuren vorhanden seien, die weder durch Schweifs, noch auf einem anderen Wege aus dem Körper könnten geschafft werden, die man daher auch nicht durch Purganzen auszuleeren vermöge. Diese Säuren trieben, in den ersten oder letzten Wegen eingeschlossen, ihr Wesen. Würden nun Eisenmittel gereicht, so verbänden sich diese Säuren mit dem Eisen, und bildeten so einen ganz eigenen Körper, so wie man sähe, dafs das Eisen mit Vitriolgeist könne in Vitriol, mit Essig in Rost verwandelt werden. — Da aber diese Säuren oder Schärfen unmöglich zu Nahrungsmitteln dienen, somit keineswegs in die Säftemasse umgewandelt werden könnten, so giengen solche mit dem aufgelösten Eisen als Exkremente schwarzgefärbt ab. — *Zwelfer* behauptet; das Eisen eröffne vermöge seiner eigenthümlichen, specifiken Wirkungsart, und ziehe nur insoferne zusammen, als solches die Schärfen aus den Säften hinwegschaffe. *qq*)

In neueren Zeiten, besonders aber in der Brownischen Epoche, die mit der der Erregungstheorie zusammenfällt, suchte man die so auffallende Wirksamkeit

qq) Apolog. contr. Tachen.

des Eisens in der stärkenden — die Energie der Erregung vermehrenden — Eigenschaft desselben. Allein mit Recht konnte man den Brownianern den Vorwurf machen, dafs sie dadurch höchstens die zusammenziehende Eigenschaft des Eisens zu bestimmen gesucht; von der eröffnenden aber, die demselben doch auch nach aller Erfahrung zugeschrieben werden mufs, gänzlich geschwiegen haben. Vielleicht dafs sie, dadurch gezwungen, in dem Eisen ein *antiasthenisches* und *antisthenisches* Mittel zugleich hätten anerkennen müssen, um so mehr, da sie alle eröffnenden Mittel zu den antisthenischen rechneten und doch schon zum voraus das Eisen als antiasthenisches anerkannt hatten; sie hätten denn mit den Nervenpathologen annehmen müssen, dafs, wenn die schwachen oder schlaffen Gefäfse gestärkt würden, sie sich zusammenzögen, und dadurch die stockenden Säfte und Materien forttrieben, wodurch die vorher verstopft gewesenen Gefäfse wieder eröffnet würden.

So wandte und drehte man sich von jeher, um etwas zu finden, woran man anknüpfen konnte!

Blicken wir auf das Bisherige zurück, so finden wir, dafs der Weg, auf dem man zu einer wahren und richtigen Bestimmung der Wirkungsart des Eisens gelangen wollte, sehr unsicher, und vom Ziele sehr weit abführend war; dafs man einzelne Wirkungen auffafste, und solche nicht selten als Erklärungsprincip ihrer selbst festsetzte, und so in ein Labyrinth sich verirrte, aus dem man sich entweder gar nicht, oder nur mit Mühe wieder herausfinden konnte.

Wir wollen es nun versuchen, die Wirkung des Eisens nach den Grundsätzen, welche aus der Naturphilosophie zu fliefsen scheinen, und von denen wir bei dessen Anwendung geleitet wurden, zu erklären.

Vorzüglich wichtig ist in dieser Hinsicht die Darstellung der Metalle nach ihrem verschiedenen Kohärenzgrade. *Steffens* läfst dieselben so auf einander folgen: zu den kohärentesten Metallen gehören Uran, Wolfram, Braunstein, Kobald, Nickel, *Eisen*; dann folgt mit Abnahme der Kohärenz Kupfer, Platina, Silber, Gold, Arsenik, Spiesglanz, Sylvan, Zink, Wismuth, Zinn, Blei, *Quecksilber*. *rr*)

Das Eisen stehet demnach in der Mitte der kohärenteren Körper, das Quecksilber am niedrigstennunter de weniger kohärenteren Körpern.

Das Eisen und das Quecksilber scheinen in diesem Betrachte einen Gegensatz gegen einander zu bilden, und wo das Eine indicirt ist, dürfte das Andere kontraindicirt sein.

In Fällen, wo die Kohäsion im Organismus vermehrt ist, müfsten Mittel aus der weniger kohärenten Reihe, so wie dort, wo sie vermindert ist, Metalle aus der kohärenteren Reihe angewendet werden.

Nehmen wir einmal an, dafs in den sogenannten sthenischen Krankheiten die Kohäsion vermehrt ist, so würde das Eisen nachtheilig sein, so wie in den sogenannten asthenischen Krankheiten das Quecksil-

rr) Beyträge etc. Seite 130.

ber kontraindicirt wäre. Bei der Entzündung wenigstens trifft dieses zu, wo das Eisen schädliche, das Quecksilber aber wohlthätige Wirkungen hervorbringt.

Dafs sich dieses Gesetz zu einem allgemeinen erheben lasse, wird man uns wohl nicht zugeben; inzwischen dürfte man sich in der Folge hierüber mit uns vereinigen, da die Erfahrung aller Zeiten für, und nicht gegen diese Ansicht spricht.

Wir können inzwischen mit Grund erwarten, dafs man diese Erklärungsweise, im Fall sie auch angenommen würde, noch für zu allgemein ansehe, und ihr bei der Anwendung auf einzelne Fälle die praktische Brauchbarkeit abspreche.

Zu diesem Endzwecke, und selbst zu mehrerer Erläuterung des eben aufgestellten Prinzips wollen wir jene Ansichten, welche mehr in das Einzelne des Gegenstandes dringen, zu entwickeln suchen.

Der Magnetismus, die Elektrizität und der chemische Proceſs sind die drei Momente der anorgischen Natur, die sich in der organischen Reprodukzion, Irritabilität und Sensibilität steigern. Die Reproduktion entspricht dem Kohlenstoffe, die Irritablität dem Wasserstoffe, die Sensibilität aber dem Stickstoffe. So lange nun zwischen diesen Systemen ein richtiges Verhältnifs bestehet, ist die Gesundheit im Organismus gesichert: sobald eine beträchtliche Störung, das Ueberwiegendsein eines Systems über das andere erfolgt, mufs Störung der Gesundheit, Uebelsein und Krankheit hervortreten.

Bei allen Krankheiten der Reprodukzion, wo nämlich die Assimilazion gestört ist, lehrt uns die Erfahrung, dafs die Mittel, worin der Kohlenstoff überwiegend ist, sich als die ersten und wirksamsten bezeigen. Wir dürfen uns hier nur an das Opium und die peruanische Rinde erinnern. Da Gleiches-Gleiches im Organismus hervorruft, so werden auch, wo die Reprodukzion gesunken ist, kohlenstoffhaltige Mittel indizirt sein.

Da nun aber das Eisen, als der Repräsentant des Magnetismus, in der Reihe der kohlenstoffhaltigen Mittel den vorzüglichsten Platz einnimmt, so läfst sich schon zum voraus denken, dafs es in allen Krankheiten der Reprodukzion den vorzüglichsten Platz einnehmen werde. Im Eisen ist der Magnetismus am reinsten und vollkommensten dargestellt. Nichts mufs daher den gesunkenen Magnetismus, die gestörte Reproduktion so unmittelbar und kräftig wieder hervorrufen können, als eben das Eisen.

Dieser Annahme entspricht auch die Erfahrung auf das vollkommenste. Das Eisen ist das vorzüglichste und wirksamste Mittel in allen Krankheiten, welche sich primär in der Reprodukzion gesetzt haben. Es ruft in einigen Fällen die gestörten Funkzionen der Assimilazion unmittelbarer und schneller zurück, als es sonst kein anderes Mittel vermag. Es ist in diesen Fällen als ein Specifikum, als ein unmittelbarer Gegensatz anzusehen. Es bringt die Heilung hervor, ohne dafs die Krankheit das Stadium der Rekovaleszenz durchläuft. Es heilt eine Krankheit,

welche sonst fast unter die Zahl der unheilbaren müfste gerechnet werden.

Ohne unsere Erinnerung wird jeder Sachverständige wissen, dafs wir hier von der Bleichsucht sprechen. Es war zu allen Zeiten den Aerzten ein Räthsel, wie es doch zugehen möchte, dafs eine so wichtige und fast unbesiegbare Krankheit, als die Bleichsucht in ihrem höchsten Momente es ist, wo sie schon in Wassersucht überzugehen droht, öfters durch sehr geringe und unbedeutende Gaben von Eisen so schnell geheilt wird. Am auffallendsten und überraschendsten hat man dieses bei eisenhaltigen Gesundbrunnen zu sehen Gelegenheit. Auf den Gebrauch dieser Stahlwässer, welche nur sehr wenige Grane von Eisen enthalten, sieht man bleichsüchtige Mädchen nicht selten nach einigen Tägen schon in in den blühenden Zustand zurückkehren.

Wer vermag dieses anders, als dadurch zu erklären, dafs eine Thätigkeit im Organismus, worauf sein Wesen selbst zu beruhen scheint, gesunken ist, welche unmittelbar wieder hervorgerufen wird? Mit der zusammenziehenden, stärkenden, auflösenden, Blut machenden Kraft, die man dem Eisen nach Willkühr zuschrieb, reicht man in der Erklärung nicht aus. Es giebt weit zusammenziehendere, stärkendere, Blut- oder Säfte erzeugendere Mittel, als das Eisen, und dennoch vermögen sie nirgends, seine Stelle zu ersetzen.

Die kräftigsten analogen Mittel, die vortheilhaft mit dem Eisen verbunden wurden, sind eben solche,

die vermöge ihres Kohlenstoffgehaltes in die Reihe gehören, wo das Eisen in der Mitte steht. Aber auch bei dem Eisen bewährt es sich, was wir in der Einleitung zu diesem Aufsatze erinnerten, dafs es keine eigentliche Surrogate gebe, und dafs wirksame Mittel einen Platz einnehmen, welchen keine andere an ihrer Stelle vertreten können.

Aus der hier aufgestellten Ansicht über die Wirkung des Eisens, dafs es den Magnetismus unmittelbar hervorzurufen im Stande ist, läfst sich auch einsehen, warum es seine Wirkung nur dann vorzüglich äufsert, wenn es in Substanz gereicht wird. Alle Zubereitung des Eisens, wodurch sein magnetisches Verhältnifs mehr oder weniger gestört wird, sind daher, wo nicht ganz unwirksam, doch bei weitem nicht so kräftig, als das Eisen in seiner ungetrübten Gestalt. Die Skale über die manchfaltigen Präparate des Eisens wird sich nach diesem Principe leicht machen lassen; und je mehr es von seinem Kohlenstoffe verliert, je mehr es oxydirt wird, desto unwirksamer mufs es werden.

Hiernach liese sich selbst die Güte und Qualität der eisenhaltigen Mineralwässer beurtheilen. Je mehr dieselben mit kohlensauren und alkalinischen Theilen gesättiget sind, desto mehr werden sie der magnetischen Kraft entsprechen, und umgekehrt: je mehr sie Sauerstoff enthalten, desto weniger werden sie da anwendbar sein, wo man den Magnetismus, die gesunkene Reprodukzion hervorrufen will. Es erklärt sich hieraus, wie die Stahlwässer, wenn sie mit Kohlen-

säure hinlänglich gesättiget siud, so schnell die Efslust, und alle übrigen Funkzionen einer gestörten Assimilazion zu erzeugen im Stande sind.

Aus dieser Betrachtung geht zugleich für die praktische Heilkunde eine andere, nicht unwichtige, Regel hervor, welche Mittel nämlich am zweckmäfsigsten mit dem Eisen zu verbinden sind. Das Opium in Verbindung mit dem Eisen gehöret zu den wirksamsten Mitteln. In Fällen, wo das Eisen zwar indizirt, die Assimilazion aber zu tief gesunken ist, wird das Eisen nicht allezeit allein vertragen; abwechselnd aber mit *Tinctura opii* zeigt es sich sehr wohlthätig. Eben so mit andern Mitteln aus der kohlenstoffhaltigen Reihe, als mit dem Zimmte, der peruanischen Rinde, den bitteren Extracten u. dergl. m.

Man gab das Eisen auch in Verbindung mit Magnesia, und will davon gute Wirkung gesehen haben. Es ist diese Verbindung so widersinnig nicht, als man beim ersten Anblicke denken sollte. Wenigstens, wenn Stickstoff und Kohlenstoff die Repräsentanten des Magnetismus, nach *Steffens*, sind, so liefse sich diese Verbindung auch so rechtfertigen. Die Boerhavische Schule liebte eine Mischung aus Asa foetida, dem Eisen, und einem bitteren Extracte, die sich in Krankheiten der gestörten Reprodukzion äufserst kräftig bewiefs. Auch diese Mischung fände in der Ansicht, der wir hier folgen, ihre Bestätigung und Erklärung.

Wir selbst geben das Eisen in Pulverform am liebsten mit einigen Granen Magnesia, statt mit Zuk-

her, gemischt, und vermeiden, so viel möglich, jene Mischung, wo das Eisen in Säuren mehr oder weniger aufgelöst ist. Selbst die *Tinctura martis tonica* hat vieles bei uns von ihrem Vertrauen verloren, nachdem wir uns am Krankenbette überzeugt haben, dafs das Eisen in Substanz weit leichter, als diese Tinktur vertragen werde.

Man begieng mit dem Eisen den nämlichen Fehler, wie mit so vielen anderen wirksamen Mitteln, dafs man sie in zu langen Zwischenräumen und in zu starken Gaben reichte. Es ist uns dieses selbst sehr häufig vorgekommen, wo wir das Eisen zu 5 Gr. alle 3 Stunden gaben, und darauf unangenehme Folgen, als Magendrücken, Beklemmung u. dergleichen mehr sahen. Wir reichten alsdann das Eisen zu 1 — 2 Granen ohne alle Beschwerde und mit dem besten Erfolge.

Es gieng hier mit dem Eisen gerade so, wie vormals mit dem Opium, wo von seinem Gebrauche zum Theile nur deshalb üble Folgen entstanden, weil man es nicht recht zu geben verstand.

So gut es aber Fälle giebt, wo das Eisen nur in ganz kleinen Gaben darf gereicht werden; eben so giebt es auch wieder andere, wo es zu ganz ungeheuren Gaben vertragen wird.

Wir zweifelten vormals wirklich daran, ob das Eisen, wie die älteren Beobachter behaupten, zu so starken Gaben vertragen würde. Wir haben uns aber durch eigene Erfahrung überzeugt, dafs man zu einem halben Quente, und noch höher, *pro dosi* steigen

kön-

könne, so, dafs diese Gabe von zwei zu zwei Stunden, von früh Morgens bis Abends, in einem Tage eine Summe von einer halben Unze ausmachte. — Wir bemerkten hiebei auch nicht die geringste unangenehme Folge, ungeachtet Wochen lang damit fortgefahren wurde. Die Kranken afsen mit dem besten Appetite, verdauten sehr gut, und die Leibesöffnung gieng täglich ungestört von statten.

Wir müssen aber auch noch bestimmen, in welchen Fällen das Eisen in kleineren oder gröfseren Gaben anwendbar ist, und vertragen wird. Nach unserer Erfahrung wird das Eisen überhaupt, so wie die verschiedenen Gaben desselben mehr oder weniger vertragen, je mehr die Venosität über die Arteriellität, oder diese über jene die Oberhand hat. In Fällen, wo das arterielle System das Uebergewicht hat, wird das Eisen schlechterdings nicht vertragen. Daher es bei allen Entzündungskrankheiten so nachtheilige Wirkungen hervorbringt. Je näher die Krankheitsformen dem entzündlichen Zustande kommen, desto weniger wird das Eisen vertragen, wie man dies bei der Lungensucht, besonders bei jener sieht, die als Folge der Peripneumonie anzusehen ist, und ihren irritablen Karakter beibehalten hat. So wie aber die Venosität, das lymphatische System überwiegend im Organismus gesetzt ist, wird das Eisen vortreffliche Wirkungen leisten.

Die Fälle, wo das Eisen in so ungeheuren Gaben angewendet wird, sind die ganz ausgebildeten Wassersuchten, fast schon in ihrem letzten Stadium. Es ist

eine traurige Prognose, wo das Eisen in der Wassersucht in so grofsen Gaben vertragen wird, die Arteriellität tief gesunken, von der Venosität aufgenommen und der Zustand so innormal ist, dafs die Hofnung, solchen zur Normalität zurück zu führen, fast ganz aufgegeben werden mufs.

Aus dem manchfaltigen Verhältnisse, das hier statt finden kann, und auch wirklich statt findet, läfst sich sowohl die Indikazion für das Eisen, als auch die anzuwendende Quantität bestimmen.

Wenn es uns nothwendig schiene, so könnten wir diese Behauptung mit den Erfahrungen aller Zeiten belegen. — Bei allen Individuen, wo man bei weitem nur eine Vollblütigkeit, eine Plethora, ein blühendes Aussehen wahrnahm, vermied man zu allen Zeiten die Anwendung des Eisens; so wie die Aerzte aus allen Schulen dieses Mittel ergriffen, wo sie ein blasses Aussehen, einen kachektischen Zustand wahrnahmen. *ss*)

Dafs im ersteren Falle die Arteriellität über die Venosität, so wie im letzteren diese über jene die Oberhand hat, bedarf der Erinnerung nicht mehr.

Jeder klinische Arzt, der mit dieser Ansicht sich vertraut macht, wird bald die Kriterien finden, wo er das Eisen, und in welchen Gaben er es anzuwenden hat. — Die älteren praktischen Aerzte mögen dieses, wie man zu sagen pflegt, im Griffe haben. Inzwischen bleibt es doch eine mifsliche Sache, eine

ss) Vergl. unter andern Tralles usus op. salut. et nox. sect. I. Seite 302 ff.

Regel zu befolgen, wovon man den Grund nicht einsieht. Zu welchem Verstofse dieses jetzt noch, wie zu allen Zeiten, Anlafs gebe, werden wir in der Folge noch öfter zu zeigen die Gelegenheit haben. —

Zu einiger Bestätigung über die Indikazion des Eisens, nach der eben angeführten Ansicht, wollen wir einiges von der Anwendung des Quecksilbers bemerken. — Wenn wir das Quecksilber auch nicht gerade als den Gegensatz vom Eisen betrachten, so wissen wir doch, dafs es in den Fällen sich vorzüglich wirksam bezeigt, wo die Anwendung des Eisens nicht statt findet. — Bei allen Entzündungskrankheiten ist das Eisen verwerflich; das Quecksilber aber nicht selten eines der vorzüglichsten Hilfsmittel. — Das Quecksilber ist eben das für die Arterien des lymphatischen Systems, was das Eisen für die Venen ist. — Die Humoralpathologen lehrten schon, dafs das Eisen das Blut verdicke, das Quecksilber es auflöse und verdünne. — Beide thun dieses wohl nicht anders, als indem sie entweder Magnetismus oder Elektrizität, verstärkte oder verminderte Kohäsion, Expansion oder Kontrakzion hervorrufen.

Das Verhältnifs zwischen Arterie, Vene und den Lymphgefäfsen, ihre Stufenfolge auf einander, ihre Verkettung unter einander, in den manchfaltigen Gebilden, fordern daher auch eine Modifikazion in der Anwendung dieser Mittel. Alle jene Mittel und Präparate, die zwischen ihnen in quantitativer und qualitativer Hinsicht eine Reihe bilden, müssen gleichfalls nach dieser Ansicht ihre bestimmte Indikazion

finden. Je nachdem ein System, ein Organ, ein Gebilde primär ergriffen ist, so wird dieses oder jenes Mittel, in dieser oder jener Gabe, nach dem Uebergewichte, welches entweder auf Seiten der Arterien, oder der Venen, und der Lymphgefäfse statt findet, angewendet werden müssen.

Wir stofsen hier auf ein Problem und eine Inkonvenienz, welche die Anatomie und Physiologie zu lösen und zu entfernen hat: in welchem Verhältnisse nämlich in diesem oder jenem Organe ein oder das andere Gefäfssystem bestimmt überwiegend sei?

So viel wissen wir einstweilen, dafs, wenn das Lungenorgan, wo das Schlagadersystem überwiegend ist, primär ergriffen ist, das Eisen und die ihm nahe stehenden Mittel nicht vertragen werden. Dagegen es sich in allen Affekzionen, die ursprünglich im Magen und Darmkanale, in der Leber, Milz, wo das Arterielle dem Venösen untergeordnet ist, sich gesetzt haben, sehr heilsam erweiset. — Vielleicht ist das Eisen nur deshalb in der Bleichsucht ein Spezifikum, weil eben bei dem weiblichen Geschlechte die Venosität weit über die Arteriellität siegend ist. Dieses Uebergewicht der Venosität im Weibe kann um so beträchtlicher sein, da ein sehr wichtiges Organ, die Gebärmutter, die bekanntlich viele Venen und Lymphgefäfse enthält, ihre Eigenthümlichkeit mit ausmacht. Wie viel dies Gebilde, wenigstens zur Erzeugung der Bleichsucht, dieser dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen Krankheit, beitrage, wird Niemand übersehen.

Es dürfte nun noch die Frage zu lösen sein, in welchen Krankheitsformen das Eisen vorzüglich indicirt sei?

Wir glauben diese Frage dahin beantworten zu können: In allen jenen Fällen, wo die Reprodukzion primär gesunken ist, die Venosität direkt erhöhet, die Arteriellität herabgesunken ist. — In denjenigen Krankheiten aber, welche sich primär in der Irritabilität gesetzt haben, und wo bei ihrem Sinken die Venosität nur relativ-indirekt erhöht ist, wird dessen Anwendung nicht statt finden.

Wir dürfen hiebei nicht vergessen, dafs auch Krankheiten sich in diesem oder jenem Organe primär setzen können, die dieser oder jener Dimension vorzüglich angehören. Die Entzündung des Magens, des Darmkanals, der Leber, der Milz liefern hiezu Belege; und erfordern eine andere Behandlung, als wenn diese Zustände in den Lungen, im Herzen, in den gröfseren Muskeln gesetzet sind. — Die Gefahr hängt aber, wie man bisher allgemein glaubte, davon nicht allein ab, dafs Organe, die zum Leben allgemein nothwendig sind, ergriffen wurden, sondern vielmehr davon, dafs das affizirte Organ diesem oder jenem, primär leidenden Systeme mehr oder weniger angehöret; so wie hievon die Intensität der Krankheit abhängt, hat es auch die wichtigste Beziehung auf die anzuwendende Heilart.

Es scheint uns merkwürdig, dafs, je tiefer und niedriger das Organ in der Reihe der zur Reprodukzion gehörigen stehet, desto wirksamer sich das Ei-

sen beweise. — Je entfernter nämlich das primär afizirte System und Organ von den Arterien ist, wie dies bei allen Krankheiten, die sich unmittelbar und ursprünglich in dem lymphatischen Systeme gesetzt haben, offenbar der Fall ist, desto kräftiger zeigt sich das Eisen. Dieses gehet so weit, dafs seine Wirksamkeit in dem Verhältnisse zu wachsen scheint, als jenes System in seiner eigenen Potenz herabsinkt. Wem ist nicht die Wirksamkeit des Eisens in dem Falle bekannt, wo die Chlorosis in Wassersucht überzugehen drohet, oder wirklich schon übergegangen ist? — Ueberhaupt beweiset die Wassersucht recht auffallend, wie unendlich manchfaltig und verschieden auch die Behandlung sein müsse. — Der Unterschied der Behandlung gründet sich darauf, von wo aus, von welchem Systeme die Krankheit ausgegangen ist, ob von dem reproduktiven oder irritablen.

Es giebt allerdings Wassersuchten, die von dem letzten Systeme ausgehen. Es sind diejenigen, welche man zu den aktiven, sthenischen Krankheiten zählte, wo das Eisen unwirksam und selbst nachtheilig ist, das Quecksilber aber und die ihm verwandten Mittel an der Tagesordnung sind.

Wie fruchtbar dieser Stoff für Therapie und Klinik sei, bedarf der Erinnerung nicht. Auch werden und müssen wir in diesen Jahrbüchern bei einem jeden einzelnen Mittel, bei einer jeden abzuhandelnden Krankheitsform darauf zurückkommen. Wir halten uns daher jetzt nicht so lange dabei auf, als die Wichtigkeit des Gegenstandes es sonst erforderte. —

So viel leuchtet aber wohl jetzt hervor, dafs die praktische Medizin in Theorie sich auflösen werde, so wie diese durch die Erfahrungen aller Jahrhunderte ihre Bestätigung erhalten wird.

Die Krankheiten selbst, wo sich das Eisen sehr wirksam bezeugen mufs und vordersamst indizirt ist, sind jene, die sich unmittelbar in der Reprodukzion setzen. Unter diesen aber wieder jene, wo Venosität am reinsten hervortritt, und das untergeordnete Lymphsystem primär leidet.

Kennen wir aber diese Systeme und ihre Organe, so müssen wir auch wissen, wo das Eisen mehr oder weniger angezeigt ist. — Wir wüfsten dann auch, wie wir in dieser Hinsicht die Krankheitsforschung anzustellen hätten. Wir suchten nämlich zu ergründen, welches System, welches diesem untergeordnete Organ zuerst ergriffen wurde. Blieb uns dieses nicht verborgen, so wären wir auch bald im Reinen, ob das Eisen, und in welcher Gabe es zu verordnen sei. Wir würden auch daraus bald einsehen, ob das Fieber, welches vielleicht mit dieser Affekzion verbunden ist, eine nothwendige Folge, eine Sukzession der Krankheit selbst sei, oder nicht.

Gewöhnlich hält man das Eisen für kontraindizirt, wo Fieberbewegungen sich eingestellt haben. — In den mehresten Fällen ist diese Regel auch richtig, und gründet sich darauf, dafs, wo Fieber lebhaft hervortritt, die Irritabilität, das arterielle System die Oberhand zu gewinnen sucht. Dafs aber hier das Eisen nicht indizirt sei, haben wir schon früher erinnert.

Je entfernter das affizirte System vom Arteriellen ist, je weniger tritt aber auch das Fieber hervor. Krankheiten, welche im lymphatischen Systeme ihren Ursprung nehmen, dauern daher sehr lange, bis sich ein Fieber dazu gesellet. Das Fieber stellt sich aber schon eher ein, wenn die Krankheit ursprünglich vom venösen Systeme ausgeht: mit der Affekzion der Arterie tritt das Fieber unmittelbar hervor.

Aus dieser, in der Natur der Sache liegenden und mit der Erfahrung vollkommen übereinstimmenden Behauptung fliefsen für die Anwendung des Eisens wichtige Resultate, mehrere wichtige Bestimmungen und Regeln. — Wo das Fieber unmittelbar von dem arteriellen Systeme ausgieng, wirkt das Eisen gar nicht, besser aber, wo es von den Venen, und ganz vorzüglich, wo es von dem Lymphsysteme seinen Ursprung nahm.

Man wird hieraus leicht einsehen, dafs die Kontraindikazion des Eisens von nun an eine ganz andere, als bisher, sein müsse. Nicht, wo die Assimilazion sehr tief gesunken ist, und Fieberbewegungen zugegen sind, ist das Eisen kontraindizirt; sondern wo die Krankheit von dem arteriellen Systeme ausgieng und ursprünglich irritabel war.

Auch mit dieser Behauptung stimmt die Erfahrung aller Zeiten überein. — Nicht selten ist die Assimilation äusserst tief herabgesunken, und doch wird das Eisen sehr gut vertragen. — In anderen Fällen ist die Assimilation von relativ guter Beschaffenheit, und doch erzeugt das Eisen die übelste Wirkung;

wie dies bei allen sthenischen (ursprünglich irritablen) Krankheiten der Fall ist.

Man sieht hieraus auch ein, wie wenig haltbar die in Betreff der Anwendung flüchtiger und anhaltender, differenter und indifferenter Mittel ist. Offenbar giebt es ganze Geschlechter von Krankheiten, in denen die Lebensthätigkeit äusserst tief herabgesunken ist, und wo dennoch die anhaltendsten, indifferentesten Mittel sehr gut vertragen werden, wie in den mehresten Wassersuchten, und fast in allen Krankheiten, die auf Kachexie beruhen.

Bei der Lungensucht hingegen, die ursprünglich, in den meisten Fällen, eine Krankheit des irritablen Systemes ist, wird, wenn gleich die Assimilazion noch so gut vor sich geht, das Eisen nicht vertragen. Dafs es aber Lungensuchten, so wie fast alle Formen von Krankheiten giebt, wo das Eisen seine Indikazion findet, läfst sich daraus leicht entnehmen, dafs fast alle Krankheitsformen auch von der Reprodukzion unmittelbar ausgehen können. — So wird in der Lungensucht, die nicht auf Entzündung folgt, sondern mehr vom lymphatischen und Drüsensysteme ausgeht, wie in der Phthisis tuberculosa, pituitosa, hypochondriaca, chylosa u. s. w., das Eisen mit Nuzen angewendet.

Was ich schon in der Abhandlung vom gelben Fieber ausführlich gezeigt habe, dafs in allen Krankheitsformen, wenn sie gleich von der Reprodukzion ausgegangen sind, dennoch eine Zeitpunkt kommen könne, wo diese den irritablen Karakter annehmen,

und daher in Betreff der anzuwendenden Mittel, des ganzen Heilplans sehr wichtige Modifikazionen vorzunehmen sind, ist auch hier der Fall. — Sobald nämlich die Reprodukzion sehr tief sinkt, steigt die Irritabilität, das Fieber und das ganze Heer der dasselbe begleitenden Erscheinungen treten hervor und man unterscheidet kaum mehr den primären Karakter der Krankheit. Hier ist es auch, wo eine gemischte Behandlungsart statt findet, wo die einfachen Mittel, welche der primären Krankheit vollkommen entsprachen, anderen Platz machen müssen. Wir haben es alsdann nicht mehr mit einer einfachen Krankheitsform, sondern mit einem gemischten, komplizirten Zustande zu thun, wo nicht mehr ein System bestimmt, ganz rein und allein affizirt ist, sondern wo schon mehrere Systeme und Organe mit und gegen einander im Kampfe begriffen sind. — In diesen Fällen sieht man wohl ein, dafs nicht diejenigen Mittel, welche einem oder dem anderen Systeme eigenthümlich angehören, ihre Anwendung finden, sondern dafs hier entweder eine gemischte Behandlung statt findet, oder solche Mittel gewählt werden müssen, die mehreren Systemen entsprechen, wohin sich die Klasse der so genannten flüchtigen, oder differenten Mittel vordersamst eignet.

Dafs wir unter einer gemischten Heilart, unter der Anwendung der flüchtigen Reizmittel, nicht das verstehen, dafs man diese Mittel willkührlich und planlos unter einander gebe, sondern dafs es eben so wohl eine Sukzession der Mittel, als der Krankheiten und

deren Erscheinungen gebe, und zwar nach einem heiligen und stäten Gesetze der Natur, dieses haben wir in der Abhandlung vom gelben Fieber schon angedeutet.

Diesen für Wissenschaft und Kunst äusserst wichtigen und fruchtbaren Gegenstand werden wir bald besonders in diesen Jahrbüchern näher entwickeln und mit Thatsachen belegen.

Was wir in Rücksicht der Anwendung des Eisens noch zu erinnern für wichtig finden, ist, dafs es in allen Hautausschlägen, wenn sie den entzündlichen, irritablen Karakter annehmen, ohne Wirkung ist. Dagegen zeigt sich die ihm ganz entgegengesetzte Reihe von Metallen hier sehr wirksam. — Es lassen sich auch hieraus noch viele wichtige Resultate ziehen. Sobald nämlich der entzündliche Karakter, die elektrische Form, die zweite Dimension, irgendwo mächtig hervortritt, sind die rein kohlenstoffhaltigen Mittel, somit auch das Eisen, wirkungslos. — Hierauf beruht nach unserem Dafürhalten der Grund, warum in diesen Hautausschlägen diese oder jene Mittel vertragen werden, besonders aber die Antimonialien und das Quecksilber fast spezifik wirken.

So wie ein groser Unterschied in den Krankheiten und in der Behandlung statt findet, wenn dieselbe in diesem oder jenem Organe, in welchem dieses oder jenes System prävalirt, gesetzt ist; und daher die Entzündung der Lunge anders, als jene der Leber behandelt sein will, so tritt diese Verschiedenheit und Manchfaltigkeit auch bei der Affekzion der Haut her-

vor. Bei einigen Ausschlägen ist mehr das arterielle, bei andern das venöse, und wieder bei andern das lymphatische System ergriffen. So bald sich aber nur Entzündung bei den Ausschlägen zeigt, wovon die Krätze, Lustseuche nicht ausgenommen sind, wird das Eisen nicht indizirt sein.

Vielleicht gelingt es uns, wenn wir das Quecksilber nächstens in diesen Blättern abhandeln werden, zu zeigen, dafs es nur deshalb ein so wirksames Mittel in vielen Hautausschlägen sei, weil es sich als entzündungswidrig äussert und äussern mufs. — Vielleicht entwickelt sich hieraus von selbst: dafs die Lustseuche nichts anders, als ein Entzündungszustand in dem lymphatischen Systeme ist. Wenigstens treten alle Erscheinungen in dieser Krankheit mit dem entzündlichen Karakter hervor, wie die Halsentzündung, die Bubonen u. d. m., womit sie fast stets begleitet ist, beweisen.

Man wird wohl keinen Widerspruch darin zu finden suchen, dafs wir auch Entzündung in dem lymphatischen Systeme annehmen, da wir nach einer früheren Behauptung den eigentlichen Sitz der Entzündung in dem arteriellen Systeme gefunden haben. — Es bedarf wohl weiter hier nichts, als daran zu erinnern, dafs in einemjeden Systeme sich alle Systeme finden, wie dies aus dem Baue der Gefäfse von den Anatomen und Physiologen längst schon erwiesen ist.

Was von der Indikazion der Metalle bei den innerlichen Krankheiten gesagt wurde, pafst auch vollkommen rücksichtlich ihrer äusserlichen Anwendung

bei den so genannten chirurgischen Krankheiten. — Wenn wir zu den weniger kohärenten Metallen kommen, welche in äusserlichen Krankheiten zu allen Zeiten so allgemein angewendet wurden, und vom Quecksilber, Blei, Arsenik, und deren Präparaten sprechen werden, hoffen wir diesen den bestimmten Platz anzuweisen, wo sie entweder indizirt oder kontraindizirt sind.

So wie die Erfahrungen der besseren Wundärzte und aller Schulen hier zu Belegen dienen, so werden wir aber doch auch beweisen, wie aus Abgang eines richtigen Princips auch hier ein sehr unleidlicher und höchst gefährlicher Empirismus noch allgemein herrschend ist

Wie sich die Erfahrung über die manchfaltigen Behauptungen, die wir in dieser Abhandlung aufstellten, am Krankenbette ausgesprochen habe, wollen wir durch einige Auszüge aus unseren Tagebüchern zu belegen suchen. Wir wünschen, dafs sie zu einer Wiederholung des Ganzen dienen, und in der Wirklichkeit darstellen, was uns in der Idee vorschwebte und leitete.

Auszüge
aus den Tagebüchern des allgemeinen Krankenhauses.

Erste Krankheitsgeschichte.

M. S. achtzehn Jahre alt, sah sich durch einen Fieberanfall gezwungen, in dem allgemeinen Kran-

kenhause Hilfe zu suchen. Bei der Untersuchung fanden sich bei einem kleinen, schwachen und frequenten Pulse und bei sehr aufgetriebenem Unterleibe fast alle so genannten gastrischen Erscheinungen, als: belegte Zunge, bitterer Geschmack, wenig Esslust, Ueblichkeiten und Durst. Sie war äusserst niedergeschlagen, hatte ein blasses Aussehen und klagte sehr über Abgeschlagenheit und Müdigkeit, Magenweh und Kopfschmerzen. Sie war erst seit einem Jahre menstruirt: seit drei Monaten war aber die Reinigung ganz ausgeblieben, nachdem sie schon in den ersten Monaten in Unordnung gerathen war. Seit jenem Zeitpunkte fühlte sie Beengung auf der Brust mit einer gewissen Beängstigung und Kurzathmigkeit. Sie gab diesen ihren gegenwärtigen Zustand als Folge ihrer Beschäftigung an. Sie war Köchinn, und musste der abwechselnden Atmosphäre in und ausser der Küche, nicht selten auch beim Waschen der Nässe und Kälte sich aussetzen. Diese Einwirkungen betrachteten wir selbst als ein wichtiges Moment zur Erzeugung der *Chlorose*.

Nach der genauesten Erforschung konnten keine Einflüsse ausgemittelt werden, wodurch das Fieber sich erzeugt haben konnte. Es ergab sich aus Allem nichts anders, nach der Angabe und Aussage der Kranken selbst, als dass der gegenwärtige Grad der Krankheit nur deswegen so weit sich ausgebildet habe, weil Patientinn bei ihrem chlorotischen Zustande fortwährend den nämlichen Schädlichkeiten sich aussetzen musste. Der gegenwärtige Zustand ward für

ein anhaltendes Fieber erkannt, und zeigte sich so auch in den folgenden Tagen durch seinen ganzen Verlauf, durch die Verschlimmerung oder Exazerbation gegen Abend, und alle jene Erscheinungen, von welchen Fieber dieser Art begleitet werden.

Die Ordination bestand aus zwei Gr. *Eisenfeile* (*limatura martis alcoholisata*) mit zehn Gr. Zucker gemischt, in Verbindung mit Opiumtinktur und einem warmen Bade. Die Pulver aus Eisen wurden abwechselnd mit der Tinktur zu 2—4 Tropfen, eine Stunde um die andere gegeben.

Da sich am zweiten Tage die gastrischen Erscheinungen beträchtlich vermindert hatten, so wurde jetzt die Eisenfeile, obgleich das Fieber mit allen seinen Erscheinungen noch zugegen war, allein gegeben. Das Fieber verminderte sich hiebei täglich und verschwand nach vierzehn Tagen gänzlich. Die Eslust stellte sich vollkommen ein, die Gesichtsfarbe wurde blühender, die Beklemmung auf der Brust und die Kurzathmigkeit waren gänzlich verschwunden, und so verliefs sie nach dem ein und zwanzigsten Tage der Krankheit bei einem blühenden Aussehen die Anstalt.

Bemerkungen.

Theorie und Erfahrung haben uns bei der Kur dieser Kranken bestimmt und glücklich geleitet. Wir gehen von der Idee aus, dafs man auf den ursprünglich-eigenthümlichen Karakter der Krankheit das vorzüglichste Augenmerk richten müsse, und von den nach-

folgenden Erscheinungen, die blos als Folgen der eigentlichen Krankheit zu betrachten sind, sich nicht dürfe irre führen lassen. Hundertfältige Erfahrungen haben uns hierüber eine solche Gewifsheit gegeben, dafs wir mit der gröfsten Sicherheit seit geraumer Zeit diese Regel befolgen.

Offenbar war die Krankheit der erwähnten Person anfänglich eine *Bleichsucht*, welche nach und nach einen so hohen Grad erstieg, dafs sie in eine Fieberkrankheit ausartete. Es waren keine Schädlichkeiten eingetreten, die zur Erzeugung eines Fiebers, das mit der vorausgegangenen Chlorose in keiner Verbindung stand, Veranlassung gegeben hätten. Bei dem Krankenexamen warf sich ganz deutlich und bestimmt heraus, dafs die eigentliche Krankheit nur nach und nach bis zu dem Grade, wo sie in ein Fieber ausartete, und Patientinn der Anstalt sich anvertraute, fortgeschritten war.

Auf diesen Grund gestützt verordneten wir sogleich Eisen, als das bestimmte Gegenmittel der Chlorose, das sonst in Fieberkrankheiten für kontraindizirt angesehen wurde, und es auch wirklich ist, wenn das Fieber nicht als Folge der Chlorose, als der primären Krankheit, hervortritt.

Anfänglich verbanden wir, wegen der Heftigkeit der gastrischen Erscheinungen, des Leidens der Assimilazion, das Eisen mit dem Mohnsafte: jedoch glauben wir nicht, dafs man deswegen dem Eisen hier seine Wirksamkeit absprechen wird. Wir setzten das Opium nach dem zweiten Tage schon bei Seite,

wo das Fieber noch lange fortdauerte, und das Eisen allein, nur hie und da mit einem warmen Bade verbunden, gebraucht wurde.

Wir gaben das Eisen in diesem Falle nur in kleinen Gaben, wie dieses jedesmal nothwendig ist, wenn viele gastrische Erscheinungen und Fieberzufälle zugegen sind. Es gründet sich dieses darauf, dafs in dergleichen Fällen die Irritabilität, wenn gleich nur sekundär, überwiegend werden will. Uebrigens erhalten derlei Kranke, da wir das Eisen von zwei zu zwei Stunden reichen lassen, dennoch eine nicht unbeträchtliche Menge.

Dafs die Krankheit von der Chlorose ausgegangen, bewies auch der Ausgang derselben, da nicht allein das Fieber, sondern auch alle übrigen Erscheinungen, die jenem eine geraume Zeit vorhergegangen waren, gänzlich verschwanden.

Der Zeitpunkt, wo die Menstruazion selbst wieder eintritt, kann in solchen Fällen nicht immer abgewartet werden, da hiezu, nach ganz wiederhergestellter Gesundheit, oft noch mehrere Wochen, ja sogar Monate erfordert werden, und es besser ist, dergleichen Personen dem thätigen Leben zurück zu geben.

Den Gebrauch der Bäder glauben wir mit den übrigen Mitteln jedesmal dann verbinden zu müssen, wenn vorzüglich Nässe und Kälte, oder andere schädliche Einflüsse auf das Hautsystem zur Erzeugung der Krankheitsform die Veranlassung gegeben haben. Die Bäder heilen inzwischen die Chlorose

nicht, wenn sie allein, ohne Verbindung mit dem Eisen, gebraucht werden.

Endlich bemerken wir noch, dafs der schnelle Verlauf der Krankheit, die kurze Rekonvaleszenz und das andauernde Wohlbefinden nur dann Statt findet, wenn man so glücklich ist, den direkten Gegensatz der Krankheit, das spezifische Mittel, wie hier das Eisen war, zu finden. — Wir sind überzeugt, und wissen aus eigener und Anderer Erfahrung, dafs, wenn die Kur anders begonnen wird, wo man durch allgemeine Mittel, oder vielmehr durch einen allgemeinen Heilplan Krankheiten der Art zu beseitigen sucht, eine ausserordentlich lange Rekonvaleszenz einzutreten pflegt, und die primäre Krankheit erst noch eine besondere Kur erfordert.

Zweite Krankheitsgeschichte.

B. K., 45 Jahre alt, ledig, Dienstmagd, wurde von einem Fieber befallen, und trat in das allgemeine Krankenhaus. Die Efslust war verlohren, der Geschmack sauer, die Zunge stark belegt, der Puls klein und frequent mit vermehrter Wärme, die den ganzen Tag andauerte und gegen Abend exazerbirte. Seit drei Wochen litt sie an Schmerzen im Kopfe, an Beklemmung auf der Brust bei dem Athemholen. Diese Zufälle hatten etwas nachgelassen, dagegen war Magendrücken, saures Aufstofsen nach dem Essen, gänzliche Schlaffheit und Misfärbigkeit der Haut eingetreten. Die Menstruazion war seit geraumer Zeit nach einer Verkältung ausgeblieben, von welchem

Zeitpunkte an die oben beschriebenen Zufälle nach und nach sich eingestellt haben. Auch sie wufste keine neue Schädlichkeiten zur Erzeugung des Fiebers anzugeben.

Sie erhielt Opiumtinktur — hierauf ein *Infusum radicis Valerianae* mit *Tinctura opii*, jedoch ohne merkliche Erleichterung. Die gastrischen Erscheinungen hatten sich zwar in Etwas vermindert, dennoch dauerte das Fieber mit allen seinen Erscheinungen fast im nämlichen Grade fort. — Die obigen Arzneien wurden bei Seite gesetzt, und an deren Stelle auf das feinste gepülverte Eisenfeile zu zwei Gr. mit Zimmt versetzt, alle zwei Stunden eine Gabe gereicht.

Kaum hatte sie diese Pulver zu nehmen angefangen, so liessen das Magendrücken, das saure Aufstofsen und alle Fiebererscheinungen nach. Am sechsten Tage nach dem ununterbrochenen Gebrauche dieser Pulver war das Fieber schon ganz verschwunden. Das Eisen wurde nun in erhöheter Gabe bis zu 5 Gr. alle drei Stunden noch vierzehn Tage fortgebraucht, nach deren Verlauf die Kranke in vollkommenem Wohlsein das Krankenhaus verliefs.

Bemerkungen.

Im Ganzen glauben wir, dafs die Anmerkungen über die erste Krankheitsgeschichte sich fast gänzlich auch auf die gegenwärtige anwenden lassen. Auch hier war der vorausgegangene Krankheitszustand erfolgt, nachdem die Menstruazion war unterdrück

worden. Das Uebelsein trat wenigstens gleich nachher ein, als die Menstruazion nach Verkältung ausgeblieben war. Die letzte Fieberkrankheit hatte sich ausgebildet, nicht durch neu hinzugekommene Schädlichkeiten, sondern als Folge des stets fortschreitenden Uebelbefindens.

Hier haben die allgemeinen, sonst wirksamsten Mittel, wenig oder nichts gefruchtet. Es ward keine Verschlimmerung herbeigeführt, aber auch die Krankheit nicht gehoben. Das Eisen hingegen bewies sich als spezifikes Mittel. Es schien der Krankheit unmittelbar entgegengesetzt, erzeugte schnell ein dauerhaftes Wohlbefinden, und entfernte nicht allein den letzteren, höheren Grad der Krankheit, das Fieber, wo es für kontraindizirt gehalten wird, sondern machte auch jene Zufälle verschwinden, womit die Krankheit anfänglich sich gesetzt hatte.

Dritte Krankheitsgeschichte.

B. S., 21 Jahre alt, ledig, Dienstmagd, trat mit einem sehr heftigen anhaltenden Fieber in die Krankenanstalt. Die Eßlust war vermindert, der Geschmack bitter, beständige Neigung zum Erbrechen, der Durst heftig, das Kopf- und Magenweh fast unerträglich, der Puls klein und frequent, die Hitze sehr beträchtlich, doch sehr abwechselnd, die Verschlimmerung gegen Abend und die Nacht hindurch sehr groſs. — Seit einem Jahre war die Menstruazion ausgeblieben, und zwar gleich nach starker Verkältung bei einer Wäsche. Es hatte sich bald darauf

Kopfweh, Mattigkeit, blasses Aussehen eingestellt; Zustände, die verschwanden und stets wiederkehrten. Seit einiger Zeit aber hatte sie ihr lebhaftes munteres Aussehen verlohren, wogegen eine bleiche Gesichtsfarbe eintrat. Die Mattigkeit und Abgeschlagenheit nahm stets zu, und zwar in einem solchen Grade, dafs sie nicht mehr ausser dem Bette bleiben konnte.

Sie erhielt einen Aufgufs von Baldrian mit *Tinctura opii*, und abwechselnd alle zwei Stunden ein Pulver aus einem, dann zwei Gr. auf das feinste gepülverter Eisenfeile.

Nach vier und zwanzig Stunden hatten die heftigen Zufälle schon merklich nachgelassen. — Nach zweimal vier und zwanzig Stunden war der *Synochus*, die *continua continens*, schon in *continua remittens* übergegangen. Anstatt des Baldrians mit Opiumtinktur wurde nun das Eisen abwechselnd mit Lebensbalsam gegeben. Am siebenten Tage hatte das Fieber fast ganz nachgelassen; die Kranke war aber äusserst schwach. Das Eisen wurde nun allein zu drei Gr. alle zwei Stunden gegeben und standhaft fortgesetzt. Am vierzehenten Tage trat die Menstruazion ein. Am Ende der dritten Woche verliefs die Kranke im vollkommensten Wohlbefinden das Krankenhaus.

Bemerkungen.

Diese Krankheitsgeschichte achten wir selbst für eine der merkwürdigsten, welche uns bis dahin vorgekommen. Wären wir nicht von der Idee geleitet gewesen, die uns in derlei Fällen zur Richtschnur

dienet, so hätten wir es auf keinen Fall gewagt, bei einem so heftigen Fieber das Eisen anzuwenden. Offenbar war diese Krankheit ein *Synochus*, der nahe an *Typhus* gränzte, wo auch wir sonst Kampher, Naphtha, Moschus, Serpentaria, Arnica u. dergl. m. angewendet haben würden. — Wir zweifeln nicht, dafs, wie wir so viele Erfahrungen vor uns haben, wir auch auf diesem Wege die Krankheit besiegt hätten; aber doch sicher nicht so schnell, und mit einem so günstigen Erfolge. — So eine Heilung, wie diese, war wohl nur durch den direkten Gegensatz, durch Berücksichtigung der Primäraffekzion, des Anfangens und Fortschreitens der Krankheit, möglich.

Es hat uns selbst äusserst überrascht, dafs nicht allein die heftige Krankheit so schnell verschwand, sondern dafs auch die Menstruazion, welche schon ein Jahr unterdrückt war, so bald wieder hervortrat. Ueberhaupt hat uns dieser Fall so viele Belehrung, Sicherheit und Bestimmung gegeben, dafs wir seitdem mit der gröfsten Zuversicht fortgeschritten sind, und zwar mit einem so guten Erfolge, der unsere eigene Erwartung, so wie die der nicht unansehnlichen Menge der angehenden Aerzte, welche die hiesige klinische Anstalt besuchen, übertroffen hat.

Wenn die Wahrheit und Glaubwürdigkeit unserer ganzen Ansicht und die des gegenwärtigen Faktums dadurch etwas gewönne, so könnten wir hier noch eine grofse Reihe von Belegen aufstellen. Wir hoffen inzwischen, dafs dieses um so weniger nothwendig

sein wird, da sich auch andere Aerzte bald durch Thatsachen und eigene Erfahrungen von der Wahrheit selbst überzeugen werden.

Vierte Krankheitsgeschichte.

R. H., 20 Jahre alt, ledig, Dienstmagd, trat mit einer ausgebildeten Chlorose in die Krankenanstalt. — Die Eßlust war verloren, die Zunge belegt, nach dem Eßen hatte sie ein unangenehmes Gefühl im Magen; das Aussehen war blaſs, der ganze Körper schwammicht und aufgedunsen; die Kräfte waren gesunken, sie hatte Herzklopfen, Beengung auf der Brust, Schmerzen und Reiſsen im Kopfe und in allen Gliedern. — Seit drei Jahren schon litt sie am weissen Flusse, nachdem sie sich der Nässe und Kälte anhaltend ausgesetzt hatte. Die Menstruazion erschien seit dieser Zeit seltener, und dauerte jedesmal nur einen oder zwei Tage. So wie diese verschwand, trat jedesmal der *Fluor albus* ein.

Es wurde ihr Eisen in Pulverform zu 5 Gr. alle zwei Stunden verordnet. Nach zwei Tagen wurde auf acht, und nach fünf Tagen bis auf fünfzehn Gr. alle drei Stunden gestiegen. — Nach zehn Tagen war Patientinn vollkommen hergestellt. Alle Zufälle waren verschwunden, der weisse Fluſs blieb ganz aus; das Aussehen war blühend, die Verdauung gieng richtig von Statten. Sie wurde aus der Anstalt entlassen.

Bemerkungen.

Auch in diesem Falle bewies sich das Eisen als ein spezifikes Mittel. Der weisse Flufs war bei dieser Kranken so heftig, dafs wir anfänglich sogar auf ein örtliches Leiden schlossen. Wir schritten in diesem Falle gleich zu stärkeren Gaben, und vermehrten sie nach einigen Tagen so sehr, dafs täglich ein Quent Eisenfeile auf viermal genommen wurde.

Da wir es hier mit einem kachektischen Subjekte zu thun hatten, wo das lymphatische System offenbar, primär ergriffen, die Oberhand spielte, und alle Erscheinungen, die auf ein Hervortreten der Irritabilität — auf ein Ueberwiegendsein der Arteriellität — hindeuteten, abwesend waren, so verordneten wir gleich das Eisen in gröfseren Gaben, mit dem Erfolge, den wir uns schon zum voraus versprochen hatten.

Die Erklärung, wie hier das Eisen so schnell und bestimmt gewirkt hat, dürfte wohl nach keiner andern Art gegeben werden können, als dafs der gesunkene Magnetismus dadurch unmittelbar wieder hervorgerufen, und das gestörte Gleichgewicht in den Dimensionen direkt wieder hergestellt wurde.

Fünfte Krankheitsgeschichte.

K. R., 23 Jahre alt, Dienstmagd, wurde ebenfalls an der Bleichsucht krank in die Anstalt aufgenommen. — Der Appetit war verloren; sie klagte Müdigkeit in allen Gliedern, Bangigkeit bei allen Verrichtungen, Kurzathmigkeit beim Berg- und Treppensteigen. Das Aussehen war äusserst misfärbig,

blafs und gelb. — Seit einem halben Jahre litt sie an Verhaltung der Reinigung, welche auf vieles Tanzen, Erhitzung und Abkühlung schnell ausgeblieben war.

Es wurden ihr stündlich drei Grane Eisenfeile verordnet. Nach drei Tagen erhielt sie alle zwei Stunden einen halben Skrupel, worauf sich sogleich die bleiche Farbe verlohr. Die Wangen wurden roth, die Müdigkeit und Bangigkeit, die Stickungen auf der Brust verlohren sich, und nach vierzehn Tagen trat sie in vollkommenem Wohlbefinden aus dem Krankenhause.

Bemerkungen.

Was wir in den vorhergegangenen Bemerkungen geäussert haben, pafst ganz auch auf diesen Fall. Die Abwesenheit aller Fiebererscheinungen, die reine Kachexie nach einer so langen Andauer, bestimmten uns zu den gröfsten Gaben desjenigen Mittels, dem wir auch hier eine spezifische Kraft beilegen.

Sechste Krankheitsgeschichte.

K. D., 40 Jahre alt, verehlicht, trat mit einer wassersüchtigen Geschwulst in die Anstalt. Sie war äusserst blafs, im Gesichte und an allen Theilen der Oberfläche des Körpers aufgedunsen. Die Drüsen des Halses, so wie die der Inguinalgegend, waren sehr angeschwollen, die Beine ödematös. Die Efslust war ganz verschwunden, der Durst gegen Abend sehr vermehrt, der Puls äusserst frequent und schwach. Sie

konnte weder gehen noch stehen, und kam an einer Krücke in die Anstalt. — Vor drei viertel Jahren hatte sie geboren, in den ersten Wochen schon durch eine Wäsche sich äusserst verkältet, worauf sich gleich *Fluor albus* einstellte. — Sie genofs sehr schlechte Nahrung, und war überhaupt in sehr mifslichen häuslichen Umständen. Das Oedema hatte schon sechs Wochen angedauert, und die Kranke lag vierzehn Tage schon vor ihrer Aufnahme ganz zu Bette.

Sie bekam einen Aufgufs von Baldrian mit Opiumtinktur, und *limatura martis alcoh.* zu zwei Gr. — Nach wenigen Tagen wurde die obige Mischung weggelassen, und das Eisen allein in steigender Gabe bis zu acht Gr. gereicht. Das Besserbefinden trat bald ein. Jedoch wurden bis zu ihrer gänzlichen Genesung drei Monate erfordert.

Bei ihrem Austritte war die Aufgedunsenheit des Gesichtes, der Beine, die Geschwulst der Drüsen gänzlich verschwunden. Die Efslust und alle übrigen Verrichtungen giengen gehörig von Statten. Ohne Krücke verliefs sie das Krankenhaus.

Bemerkungen.

Die Wirksamkeit des Eisens bei der Wassersucht ist zwar nichts neues; nur kömmt es darauf an, die Fälle auszumitteln, wo es bestimmt indizirt ist, und den Vorzug vor dem übrigen Heere von Mitteln verdienet, die bei dieser Krankheit in einem besonderen Rufe stehen. Einmal, glauben wir schon, ist das Eisen dort angezeigt, wo die Wassersucht auf allge-

meine Kachexie sich gründet; wo nicht *ein* Gebilde, *ein* Organ besonders und primär affizirt wurde, sondern wo das Lymphsystem überhaupt, im ganzen Organismus leidet. Wir sehen dieses nach einem grofsen Blut- oder Säftenverluste, oder nach einer schlechten Lebensart, wo wenig Säfte erzeugt werden, und überhaupt dort, wo die Reprodukzion, die Assimilazion, sehr gestört ist.

Wo dieses der Fall ist, und zugleich solche Einflüsse eintreten, wodurch die Haut unmittelbar leidet, dort sehen wir, besonders bei Konstituzionen, die ohnedies schon zu den kachektischen müssen gezählt werden, die Wassersucht in ihren verschiedensten Gestalten sich ausbilden. — Diese Wassersüchtigen haben auch ganz das chlorotische Aussehen, und werden selbst bei dem weiblichen Geschlechte häufiger, als bei dem männlichen angetroffen. Bei letzterem sind wirklich auch die Wassersuchten viel häufiger irritabler Art, und erfordern die Anwendung der entgegengesetzten Mittel, als des Quecksilbers und aller jener Arzeneikörper, welche die *Materia medica* bisher zu den abführenden und auflösenden zählte.

In dem eben erzählten Fall trafen alle die Momente und Kriterien zusammen, welche die Anwendung des Eisens fordern, und wo es als ein zuverläfsiges und äusserst bestimmtes Mittel anzusehen ist. — Die Kranke hatte eine ganz kachektische Konstituzion; bei dem Mangel von Säften hatte sie in den Wochen dennoch viele Säfte verloren. Sie

nährte sich äusserst schlecht, Kummer und Sorgen wirkten auf sie ein, und Nässe und Kälte mufsten endlich hinzukommen, um die Hautfunkzion schnell zu stören. Die aufgeschwollenen Drüsen zeugten von dem Zustande, in welchem sich das Lymphsystem überhaupt befand, aber auch sie mufsten dem allgemeinen Heilplane weichen, da sie nicht primär, sondern als Folge der allgemeinen Krankheit eingetreten waren.

Dieses zusammen bestimmte uns zur Anwendung des Eisens, und zwar in ziemlich starken Gaben, da auch hier, bei einem so hohen Grade von Krankheit, dennoch kein ausgebildeter Fieberzustand zugegen war, und sich die Krankheit primär in dem lymphatischen Systeme gesetzt hatte.

II.

Anzeigen

und

Beurtheilungen einzelner Schriften.

I.

Halle in der Curt'schen Buchhandlung:

Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers als Bedürfnisse des Staats nach seiner Lage wie sie ist, von Professor Reil. 1804. 8.

Wir unterscheiden zum Behufe der Darstellung und Prüfung dieser gehaltreichen Schrift des verdienstvollen Verfassers das Scientifische ihres Inhaltes von ihrer Beziehung auf die Medicinalordnung. Wenn wir in jenem mit Vergnügen bemerken, in welchem hohen Grade es dem H. V. gelungen sey, die einzelnen Lehrfächer der Medicin aus der Idee des Ganzen zu entwickeln, wie viel Treffliches er über jede derselben in Betreff sowohl ihres Inhaltes als ihres Vortrages gesagt, und wie in dem Ganzen ein ächt spekulativer Geist weht; so sehen wir dagegen in dieser die an und für sich ganz guten Vorschläge aus einer partiellen Ansicht des Medicinalwesens entwickelt, und vielleicht nur darum mit Gründen unterstützt, die sich schwerlich einen allgemeinen Beyfall versprechen dürfen. Es werden vom H. V. zwey Arten der Aerzte unterschieden, gelehrte und handwerks-

mäſsige oder Routiniers; jene üben die Medizin aus, und sind, im Besitzthum universeller Geistesbildung, sich der letzten Gründe jeder technischen Regel bewuſst; diese üben sie aus nach erlernten Regeln, und das Princip ihrer Verknüpfung bleibt ihnen unbekannt; jene müssen auf Akademien, in denen die Medicin als Scienz, diese in Pepinieren, in denen sie als Technik objectiv wird, gebildet werden. Die Frage ist nun: braucht der Staat beyde Arten ausübender Aerzte, hätte er nicht an einer genug, und welche wäre ihm dann vorzüglich vonnöthen? Daſs im Staate Routiniers seyn müssen, sucht der H. Verf. auf folgende Art zu erweisen: der gröſste Theil der Staatsbürger ist arm, und man kann weder dem Arzte, der sich durch eine kostspielige Erlernung zu seinem Geschäfte vorbereitete, und sich nun seines Werths bewuſst ist, zumuthen, diesem Haufen um Weniges oder gar umsonst zu dienen, noch vom Staate fordern, daſs er für die Armen den Arzt bezahle. Für den groſsen Haufen also gehören die Routiniers, während der gelehrte Arzt für den reichern Bürger gehöret; beyde ziehen sich ohnehin wechselseitig an. Wir können nun das Bindende dieser Gründe nicht finden: der Behauptung, der Staat sey nicht gehalten, den Arzt für die Behandlung der Armen zu entschädigen, können wir keineswegs beypflichten; es ist uns um so befremdender, von H. Reil in dem Augenblicke eine solche Aeuſserung zu vernehmen, wo beynahe in ganz Süddeutschland auf den Vorschlag und unter Leitung von Männern, welche die Nachwelt dafür

segnen

segnen wird, neue Physicatsbezirke errichtet, und besoldete Landgerichtsärzte angestellt werden. Was könnte auch wohl den Routinier (H. Reil selbst nimmt diesen Ausdruck in einem nicht unedeln Sinne) bewegen, den Armen umsonst zu behandeln? Pflicht ist es für ihn eben so wenig, wie für den gelehrten Arzt, so wie sich beyde in der Erscheinung wenig unterscheiden dürften. Auch nicht der reiche Bürger, wohl aber der gebildete, wahrhaft aufgeklärte und der gelehrte Arzt ziehen sich an; aber ist denn der gebildetere Bürger immer auch der reichere? Auch uns scheint es nothwendig, einen Unterschied zwischen gelehrten Aerzten und Routiniers im *Reilischen* Sinne anzunehmen, und das Daseyn der letztern gesetzmäfsig zu statuiren; wir finden aber die Gründe dazu mehr in der Subjektivität des ärztlichen Personals: denn immer wird die Zahl ächt gelehrter Aerzte zu gering bleiben, als dafs durch sie das Gesundheitswohl aller Staatsbürger hinlänglich besorgt werden könne. Will man bedenken, dafs ungewöhnlich viele glückliche Umstände zusammentreffen müssen, damit ein wissenschaftlicher Arzt hervorgehe, dafs dazu eine gelehrte Bildung von der frühesten Jugend auf, ein sorgenfreyes Hingeben an die Wissenschaften, Hang zum Eigenthümlichen des Faches, Kopf verbunden mit eisernem Fleifse, erfordert werden; dafs nichts trauriger und verächtlicher sey, nichts dem Wohle der Staatsbürger gefährlicher, als ein durch Natur, fehlerhafte Erziehung, durch Geburt zum Routinier gestempelter Mensch, der in einen Gelehrten meta-

morphosirt seyn will; dafs der gelehrte Arzt viele Kranke weder übernehmen wolle noch könne, so wird man sich gerne mit uns über die Nothwendigkeit der Routiniers vereinigen. Also nicht sowohl in dem Verhältnisse des Staates zu den Aerzten, sondern vielmehr in dem der Aerzte zum Staate mufs man den Grund suchen, warum es Routiniers geben müsse. Aber sind denn auch wissenschaftliche Aerzte dem Staate nothwendig? Wir lassen hier den H. V. selbst sprechen; denn es wäre unmöglich, etwas Besseres hierüber zu sagen; nur können wir die Freude nicht unterdrücken, die es uns verursacht, von so einem allgemein verehrten Gelehrten, zu einer Zeit, wo das dummdreiste Geschrey von praktischer Brauchbarkeit, und die Forderung, diese vor Allen auf Akademien zu geben, in manchen Gegenden immer lauter und gefährlicher wird, solche kräftige Aeusserungen zu erhalten. „Hebt man, sagt der „H. V., die Denker auf, so entsteht ein blindes Hin„und Hergreifen nach dem, was gut und böse ist, „ohne Haltungspunkt. Der fixe Typus ist allein in „der Vernunft, alle andere existiren nur in Beziehung „auf ihn. Die Routiniers prägen sich mit jeder Gene„ration schlechter aus, und copiren nicht allein die „Tugenden, sondern auch die Fehler ihres Vorbildes. „Denn wie sollen sie über die Fehler desselben hin„ausgehen, da sie nicht frey sind? Eben durch ein „mechanisches Fortbilden nach dem nemlichen äussern „Typus, ohne dafs Ideen dazwischen treten, wird „Trägheit und Schlendrian in Familien habituell, die

„Palingenesie des Bocksbeutels in den Collegien per-
„manent, und die Nation endlich selbst in eine töd-
„liche Lethargie eingewiegt. Man erhalte daher ja
„solche Denker und Wisser, theils zur Bildung der
„Routiniers, theils als positive Kräfte in der Ma-
„schine des Geschäftganges, die den Typus ihrer
„Veredlung nicht aufser sich, sondern in sich haben,
„und die Maſse durch ihr inneres Leben immerhin
„wieder an die Norm heranziehen.“ Da, wo die Rede vom Unterrichte und der Bildung des gelehrten Arztes ist, entwickelt der H. V. seine Ansichten der Medicin und insbesondere der Physiologie, aus der er, wie aus einer Wurzel, alle andere Doctrinen und sämtliche medizinischen Lehrsätze entspringen läſst. Möchte doch diese Idee immer herrschender werden, theils um die Anfänger mehr auf den Werth der Physiologie aufmerksam zu machen, theils um die unreifen Geburten medizinischer Systeme, an die nicht früher, bis die Naturlehre des Organismus weitere und entschiedenere Fortschritte gemacht hat, gedacht werden sollte, zu verhüten. Ungemein verdienstlich ist es, daſs H. *Reil* über die Idee der Wissenschaft, im Gegensatze der Technik, sich mit solcher Bestimmtheit und mit philosophischem Geiste ausgesprochen hat. Es konnte aber auch vermuthet werden, daſs das immer mehr herrschend werdende Bestreben, die Natur contemplativ anzusehen, und in den einzelnen Erscheinungen ihre innere Bedeutung zu erkennen, an einem der glücklichst-organisirten Köpfe der Zeit nicht vorübergehen, und, wenn gleich

die enge logische Form und Bedeutungslosigkeit, welche die Erregungstheorie in die organische Naturlehre brachte, ihn, den chemischen Physiologen, nicht ansprechen konnte, dafs dagegen die lebendige Ansicht der spekulativen Physik in sein Inneres leuchten, und von diesem aus auf eine ihm eigenthümliche Weise reflektirt werden müfste. Dem ohnerachtet bemerken wir, dafs der H. V. die Natur des Organismus noch zu einseitig zu betrachten scheine; ihm ist die Vegetation, worein er zunächst das Eigenthümliche der organischen Wesen setzt, allein der Reproductions-Proceſs, auf den er daher ein zu grofses Gewicht legt, und die Irritabilität, so wie das dritte aus der Ineinsschmelzung dieser beyden entspringende Lebensmoment übersieht. Darum ist ihm auch der Organismus nur „ein ideeller Durchgangspunkt für die anorgische Natur.“ Der Grund hievon liegt wohl in dem schon bekannten eigenen System des H. V., das er, ohnerachtet in diesem Werke eine höhere Ansicht sich deutlich ausspricht, nicht ganz verlassen kann, und insbesondere scheint es ihm unmöglich zu seyn, sich ein Wirken zu denken, ohne es auch sogleich qualitativ zu bezeichnen, und an Stoffe zu heften. Aber vortreflich gelungen ist die Evolution der einzelnen Doctrinen aus der Gesammtheit des medizinischen Studiums; und hier erkennt man den trefflichen akademischen Lehrer, der lange zuvor, ehe sich die allgemeine Opinion den spekulativen Ansichten ergab, schon den innern organischen Zusammenhang der einzelnen Lehrfächer

durchsah, zu welchem das Lebendige der Physiologie die todte Mechanik aller übrigen erhebt. Den Unterricht des gelehrten Arztes bestimmt H. *Reil* als einen solchen, der mehr zum Selbststudium anführt, der den Anfänger anleitet, wie der Geist sich selbst die Wissenschaft geben müsse. Der Unterricht des Routiniers soll dagegen positiv seyn, es sollen die Regeln des Handelns bestimmt vorgetragen werden. Wir zweifeln nun nicht, dafs es einem Staate zum gröfsten Vortheil gereichen würde, auf die beiden vom H. V. bestimmten Arten, von solchen Lehrern, wie er wünscht, solchen Subjekten, die er bestimmt, auf die von ihm angezeigten Arten medizinischen Unterricht ertheilen zu lassen. Denn wir sind überzeugt, dafs der Staat nie so viele gelehrte Aerzte zählen werde, als ihm Techniker vonnöthen sind, und dafs beide in einer Anstalt unmöglich gebildet werden können; entweder geht der Techniker oder der Gelehrte leer aus; der Lehrer kann sich doch nicht theilen, und dem einen Gesetzgeber, dem andern, wie H. *Reil* sagt, Beispiel werden; dagegen sieht man zuweilen auf Akademien die Schüler sich theilen, den gebildetern Theil dem wissenschaftlichen Lehrer, bei welchem das Denken genährt wird, anhängen, während der Haufen der Gemeinheit auf den Katheder huldiget, und dem Lehrherrn zuhört, der mit schwatzhafter Zunge die Geheimnifse des Aeskulaps exponirt, und die Belege dazu aus seinem eigenen thatenvollen Leben heraushebt. *D.*

II.

TUBINGAE. *Cogitata nonnulla de Idea Vitae, hujusque formis praecipuis. Auctore Carolo Eberh. Schelling.* 1803. 38. S. 8.

Auf den Auszug dieser Schrift haben wir in dem früheren Aufsatz: Ueber den Standpunkt der Medicin, wegen mehrerer Ansichten verwiesen, die, wie uns dünkt, in derselben mit Klarheit und Bündigkeit dargelegt sind. Aber in mehr als einem Betracht glauben wir, weder ein unnützes noch ein undankbares Geschäft zu unternehmen, wenn wir den wesentlichen Inhalt derselben in dieser Zeitschrift aufbewahren. Noch möchte jene Abhandlung die Stelle einer ersten Einleitung in die naturphilosophische Construction des Organismus am besten vertreten können, welches auch der Grund war, dafs Viele denen sie bekannt wurde, eine allgemeinere Verbreitung derselben wünschten, als akademischen Streitschriften zu Theil zu werden pflegt.

In der Einleitung bemerkt der Vf., dafs bey einer Untersuchung von solcher Wichtigkeit es vor allen

Dingen nöthig sey, sich der Methode selbst zu versichern, mittelst deren man zur wahren Erkenntnifs ihres Gegenstandes gelangen könne. Denn nachdem von so vielen und so verschiedenen Vorstellungsweisen, welche der Trieb, die Natur des Lebens zu erforschen, erzeugt, bis jetzt keine der Evidenz einer geometrischen Wahrheit sich nur von ferne habe nähern können: so sey leicht zu erachten, dafs der Grund dieser Ungewifsheit in nichts anderm, als in dem Mangel der rechten Art und Methode der Untersuchung selbst gesucht werden könne. Betrachte man die verschiedenen zu Erreichung des vorgesteckten Ziels eingeschlagenen Wege, so finden sich die bey weitem meisten darin einig, das Leben als eine Einzelheit aus Einer oder aus mehrern Einzelheiten erklären zu wollen, und überhaupt kein andres Princip, als das gemeine des Mechanismus oder der Causalität zu befolgen. Höchstens zeigen sie sich darin abweichend, dafs ein Theil die Ursache des Lebens in irgend einem physischen Ding sucht, welches dann wieder entweder ein erdichtetes, wie der Aether, oder ein wirklich den Sinnen offenbares ist, wie die Wärme, irgend ein chemisches Princip oder die elektrische oder magnetische Materie, (von denen nichts zu sagen, welche aus der Zusammenwirkung aller dieser Einzelheiten das Leben resultiren lafsen); ein andrer Theil dagegen ganz über die Gränze der Sinnen hinausschweifend die Seele oder irgend etwas Uebersinnliches der Art zum Lebensprincip macht; jedoch ohne dasselbe anders, als eine blofs physisch

wirkende Ursache zu betrachten: wovon *Stahl's* Lehre ein Beispiel ist, der Ideen höherer Ordnung aus früherer Intellektualphilosophie geschöpft zur empirischen Bedeutung herabzog und dadurch alles Sinnes beraubte.

Zwar wollen sich von allen diesen jene unterscheiden, welche alle Erkenntnifs der Natur überhaupt und des Lebens insbesondre, mit Enthaltung von aller Erklärung durch Ursachen, lediglich auf dasjenige zurückführen zu wollen vorgeben, was sie mit Hülfe der Sinne beobachten oder durch die Kunst in Erfahrung bringen können. Allein deutlich genug verrathen sie, dafs sie von dieser Art, das Leben durch einzelne Dinge zu erklären, nicht deswegen abstehen, weil sie dieselbe für an sich selbst falsch erkennten: vielmehr sind sie der Meynung, dafs diefs im Grunde der einzig mögliche Weg zu Erforschung ihres Gegenstandes wäre, wenn es nicht dem menschlichen Verstande versagt wäre, auf demselben das Ziel zu erreichen. Aus diesem Grunde nehmen sie zwar die Miene des Hasses gegen alles, was Theorie heifst, an; während sie nach nichts sehnlicher als nach derselben verlangen und in der That, sie zu erhaschen, eine unendliche Mühe und Arbeit verschwenden. Der einzige, der in einer gründlichen Verachtung des Erklärens durch Ursachen sich selbst treu geblieben, sey *Joh. Brown*, der, wenn nicht durch das Positive seiner Lehre, doch durch seine Enthaltsamkeit den wahren wissenschaftlichen Geist ohngefähr eben so ausgedrückt habe, wie der Skepti-

ker in der Philosophie ihn dadurch ausdrückt, dafs er die Lehrmeynungen der Dogmatiker verachtet, ohne defshalb selbst das Wahre categorisch auszusprechen.

Um so mehr werde man geneigt, den neuen, durch die Philosophie eröffneten, Weg in diesem Gebiet einzuschlagen und zu versuchen, ob man nicht von Principien, die, an sich selbst gewifs, eine höhere Würde als bloſse Erklärungsgründe haben, ausgehend, sichrer und mit bestimmterer Ueberzeugung zu den Folgen, als umgekehrt von diesen aufsteigend zu den Principien gelangen könne. Zwar herrsche noch immer das Vorurtheil, dafs diese Methode die eigentlich empirische ausschliefse, da vielmehr jenes Bild das Universum, welches die Philosophie nur in seinen Grundlinien und gleichsam in einem idealen Umrifs entwirft, erst durch Erfahrung und Naturanschauung mit Fleisch bekleidet und in jeder Rücksicht vollendet werden könne.

Wir gehen nun zu den Sätzen des Vf. selbst über, von denen wir die wesentlichsten in der von ihm beobachteten Folge kurz zusammengedrängt ausheben wollen.

I. Das Wesen der sogenannt todten Materie kann man darein setzen, dafs sie der Substanz nach bloſses Leiden zu seyn scheint, Thätigkeit aber nur als Accidens in sich aufnimmt. So ist die Elektricität ein bloſses Accidens des Körpers, eine Thätigkeitsform, welche gesetzt und nicht gesetzt seyn zu können scheint ohne Nachtheil der Substanz.

II. Das gerade Gegentheil dessen, welchem die Thätigkeit blofs zufälligerweise zukommt, ist dasjenige, welchem die Thätigkeit selbst wesentlich ist, oder dessen Substanz selbst in Thätigkeit besteht. Von dieser Art bietet die erscheinende Natur nur Ein Beyspiel dar, nämlich das Licht, welches dann mit der Materie in den magnetischen, elektrischen und chemischen Bewegungen vereinigt, als eine der ersten zufällige Thätigkeit erscheint.

III. Materie und Licht sind Attribute einer und derselben Substanz, nämlich der absoluten Natur. Denn da die Natur schlechthin Eine und untheilbar ist: so können Beyde als Entgegengesetzte in ihr nicht verbunden seyn, wenn nicht beyde blofs *Formen* Einer und derselben Substanz, nämlich der absoluten Natur, nicht aber selbst Substanz sind. Hieraus erhellt, dafs die todte Materie, als solche, die Substantialität blofs affectirt, wahrhaft aber nur ein Accidens oder eine Form der wahren Substanz ist.

IV. Handeln und Seyn sind nicht nur zufälligerweise, wie in der todten Materie, sondern wesentlich Eins in der lebendigen Materie. Z. B. die Materie und die Thätigkeit eines Bewegungsorgans sind beyde gleich nothwendige Formen, unter welchen die Einheit des Organs existirt, Attribute einer und derselben Wesenheit.

V. Handeln und Seyn sind in der lebenden Materie auf dieselbe Weise Eins, wie in der absoluten Natur; nämlich wesentlich, oder so, dafs sie Formen einer und derselben Substanz sind, welche unter

diesem und unter jenem Attribut gleicherweise betrachtet werden kann.

VI. Die lebende Materie oder der Organismus als Produkt betrachtet ist ein Abdruck oder Abbild der absoluten Natur. Denn diese drückt das vollkommne Bild von sich selbst nur in solchen Dingen aus, welche ihr am meisten ähnlich sind, und *auf bestimmte Weise* dieselbe Einheit in sich halten, welche sie *auf absolute Weise.*

VII. Hinwiederum ist die absolute Natur selbst das *absolute Leben* und von dem Organismus als Product das Urbild. Denn von dem, was in dem einzelnen Leben auf abgeleitete Weise vereinigt ist, ist jene die absolute Einheit.

VIII. Der Organismus kann auf doppelte Weise betrachtet werden: als eine *Weise* (*Modus*) der absoluten Einheit; in diesem Sinn wird er *Product* genannt; in seinem *Princip* oder dem Wesen nach, das er objectiv ausdrückt, und welches nach dem vorhergehenden die absolute Natur selbst ist.

IX. In dem Organismus objectiv betrachtet ist die ganze Materie Form und umgekehrt. Denn Materie und Form verhalten sich als Seyn und Handeln. So wurde die Elektricität oben bestimmt als eine Thätigkeitsform des Körpers, die für ihn der Wirklichkeit nach blofs zufällig ist. In dem lebendigen Muskel kehrt dieselbe Thätigkeitsform als Irritabilität wieder, nämlich die ganze Materie ist jetzt Form geworden; beyde sind ununterscheidbar und untrennbar.

X. Das Princip des Lebens kann in keinem besondern Ding liegen. Denn die absolute Substanz ist selbst das absolute Leben, welches weder aus irgend etwas anderm erklärt werden kann, da es der Uranfang aller Dinge ist, noch Ursprung oder Untergang von irgend etwas anderm erhalten, noch überhaupt in anderer als Vernunftanschauung begriffen werden kann. Das Lebensprincip des einzelnen Dings aber ist gleichfalls die absolute Substanz, zwar nicht schlechthin betrachtet, aber sofern sie durch das einzelne Ding oder durch den bestimmten Modus der Einheit ausgedrückt wird.

XI. Das Princip des Lebens in diesem Sinn heifse das *Subject* des Organismus: denn die absolute Substanz, inwiefern sie durch ein einzelnes Ding objectiv ausgedrückt wird, ist in der Beziehung auf dafselbe subjectiv, oder als Wesen des Dings gesetzt.

XII. Alle Phänomene und Affectionen des einzelnen Lebens sind nur zu begreifen aus der Synthese eines an sich absoluten Princips, (welches das Subject des Organismus ist) und eines einzelnen Dings, (welches der Organismus als Product ist). Das oberste Gesetz dieser Synthese ist, dafs, was in jenem subjectiv in diesem objektiv gesetzt seyn mufs, (wenn die Beziehung beyder bestehen soll).

XIII. Indefs kann weder quantitative noch qualitative Veränderung unmittelbar in das Subject des Organismus fallen, (denn dieses ist die absolute Substanz selbst, die an sich unveränderlich ist). Nur in

dem Organismus als Product kann eine unmittelbare Affection gesetzt werden, die nur mittelbar sich auch auf das Subject zu erstrecken vermag, (richtiger ohne Zweifel: die nur mittelbar auch die Beziehung des Subjects auf das Product zu verändern vermag. Denn nicht das Subject oder Wesen an sich selbst, sondern nur seine Beziehung auf das Ding, als Gegenbild von ihm selbst, ist durch die objective Beschaffenheit des letzteren bedingt).

XIV. Der Organismus als Product wird von andern Dingen nothwendig afficirt, nicht allein inwiefern er als solches selbst ein einzelnes Ding ist, sondern auch insbesondre, weil er die Materie nicht als Substanz, sondern allein als Form oder als Attribut der absoluten Natur setzt. Daher mufs ihm die Materie, inwiefern sie gleichwohl Substanz ist, anderwärts her gegeben seyn, welches ohne ein Bestimmtwerden des Organismus von aufsen nicht denkbar ist.

XV. In dem Organismus als Product kann aber durch äufsere Einwirkung zunächst nichts (?) gesetzt werden, als *Differenz* der Factoren, deren wesentliche Einheit er selbst ist. (Hier redet der Verf. kürzlich von der Bedeutung der beyden Factoren, deren absolute Einheit das Subject, die relative das Product ist. Er geht die verschiednen möglichen Ausdrücke derselben durch und bestimmt als solche

Licht — Materie,
Idealität — Realität,
Thätigkeit — Leiden,

Möglichkeit — Wirklichkeit.

Bis daher war der Organismus als Product blofs indistincter Weise betrachtet worden. Der Verf. unterscheidet jetzt aber in demselben wieder das *Allgemeine* oder den Grund, durch welchen das Product als solches gesetzt wird, und das *Product* selbst, als Besondres).

XVI. Der Grund der Existenz des Organismus objectiv betrachtet, oder dasjenige Princip, wodurch im Organismus als *Product* die *Indifferenz* der Factoren gesetzt ist, kann nun von dem absoluten Subject (*XI.*) nich wahrhaft, sondern nur der Form oder der Erscheinungsweise nach verschieden seyn. Was nämlich in jenem absolut Eins ist, wird durch dieses in der Beziehung auf ein einzelnes Ding, also nur synthetisch Eins gesetzt. Obgleich also Materie und Licht, die sich als Wirklichkeit und Möglichkeit verhalten in dieser höheren Ordnung des organischen Lebens zur absoluten Identität, oder zur Einheit des Wesens übergehen; so ist doch die Substanz selbst, deren Attribute sie sind, wieder unter doppelter Form gesetzt; unter *objectiver*, sofern sie der Grund ihres eigenen Wirklichseyns durch den Organismus ist, unter *subjectiver*, sofern sie durch Vermittlung des ersteren nun wirklich *ist*. Daher kann die Substanz, unter der objectiven Form, oder als Grund ihres eignen Wirklichseyns, mit Recht eine *Schwere* der höheren Ordnung genannt werden.

(Hievon giebt der Vf. folgenden weiteren Beweis. Von der absoluten Natur kann nicht eigentlich ge-

sagt werden, dafs sie *ist*, da sie vielmehr die Quelle aller Existenz ist. Sie wird also sich selbst zum Werkzeug und macht sich selbst real in dem nothwendigen Act der Selbstmanifestation, oder erzeugt sich in der *Schwere*, welche sonach die absolute Natur selbst ist, aber in objectiver oder realer Gestalt. Ist die Natur durch die Schwere die *Causa sui*, so ist sie nun nothwendig auch selbst *als seyend* gesetzt, welches im Licht der Fall ist. Allein das Licht ist nun nicht die absolute Natur (*Natura naturans*) schlechthin betrachtet, sondern die Natur in der Relation zu sich selbst, als objectiver, und demnach die Natur, inwiefern sie subjectiv gesetzt ist. Das Licht also wie die (in der Schwere gezeugte) Materie sind nur *Formen* der *Natura naturans* oder der *wahren* Substanz. Der Grund der Existenz der *wahren* Substanz, *als* solcher, kann nur erst jener seyn, durch welchen jene beyden Formen als Eins und in Einem objetciv dargestellt werden. Da aber die absolute Substanz immer nur selbst der Grund von sich selbst seyn kann: so ist auch jener Grund wiederum nur die absolute Substanz selbst, aber gleichfalls in objectiver Gestalt, oder als Grund ihres eignen Seyns, demnach als Schwere einer höheren Ordnung).

XVII. Dieses Princip als Schwere höherer Ordnung verhält sich daher zu dem Organismus als Product eben so, wie sich die Schwere zur Materie verhält. Seiner Natur nach oder für sich selbst setzt es in dem Object jederzeit die *Indifferenz*, aber

nur aufgefodert durch die Differenz, welche äufsere Dinge in demselben bewirken: daher es, für sich und ohne die äufsere Bestimmung ein blofser Grund der Möglichkeit des Handelns ist, und als *Vermögen* die Indifferenz herzustellen, betrachtet werden kann.

XVIII. Welches Verhältnifs nun auch das Indifferenziirungs-Vermögen den Factoren des Organismus zu einander gebe: so kann dieses doch niemals an sich selbst, oder absolut betrachtet *Disproportion* seyn; denn vielmehr ist es immer und nothwendig Indifferenz. Aber dieses Verhältnifs der Factoren im Object soll ein Abbild, oder Gleichnifs seyn der Einheit im Urbild. Diefs kann es aber nur seyn als durchaus bestimmte und schlechthin begränzte Einheit der beyden Factoren; und daher kann auch kein Mifsverhältnifs, welcher Art es sey, im Organismus objectiv betrachtet anders als *aus dem zusammengesetzten Verhältnifs des Indifferenziirungs-Vermögens* oder der wirklichen indifferenziirenden Thätigkeit *und des Products, als einer bestimmten Weise der Einheit, hervorgehen.*

(Hier sehen wir also zuerst vom Vf. ein Verhältnifs zwischen dem, was sonst Erregung genannt wird, oder der Thätigkeit und dem Product eingeführt. Er bemerkt, dafs das Indifferenziirungsvermögen sich zum Product wie Allgemeines oder wie Unendliches zu Endlichem verhalte; jenes sey unbeschränkt, weil es, auf jede Weise afficirt, doch immer und nothwendig Indifferenz von irgend einer Art setze, dieses dagegen

dagegen begränzt, weil es nur bei einer gewissen, durchaus bestimmten Art des Einsseyns beyder Factoren ein wahres Abbild der absoluten Natur seyn könne. So sey auch die Schwere an sich unendlich, der Körper aber als ihr Accidens endlich: eben so verhalten sich in Ansehung des Organismus das Product, als ein zufälliges, und die indifferenziirende Thätigkeit als ein an sich Unbeschränktes).

XIX. Die Krankheit, welche allgemein in ein Misverhältnifs gesetzt wird, obgleich der Grund und Sitz desselben noch nicht hat können ausgemittelt werden, kann daher weder in dem Product für sich, noch in dem Indifferenziirungsvermögen für sich gesetzt seyn, noch irgend einen andern Grund der Möglichkeit haben, als das *Verhältnifs beyder.*

(Auch das zweyte, dafs nämlich die Krankheit nicht im Product für sich gesetzt seyn könne, mufs man dem Vf. zugeben, nachdem er von demselben die Thätigkeit ganz abstrahirt und damit zugleich aus dieser alle Bestimmtheit hinweggenommen hat. Sollte aber nicht vielmehr behauptet werden müssen, dafs die Thätigkeit gleich ursprünglich nicht blofs *als Thätigkeit* im Allgemeinen erregt werde, sondern im Erregtwerden selbst schon auf qualitative Weise bestimmt sey; wo dann die Thätigkeit dem Product überhaupt nicht entgegengesetzt, sondern als *ganz Eins* mit ihm, im gesunden und kranken Zustand, betrachtet werden müfste. Der Vf. drückt sich weiter so darüber aus: „das Indifferenziirungsvermögen nennen wir die *allgemeine Form* des Organismus,

welche ist die Einheit beyder Factoren ohne Begränzung gesetzt" (eine solche schlechthin allgemeine, durchaus illimitirte Thätigkeit geben wir nun aber im Organismus nicht zu). „Das Product dagegen nenne man die zufällige Form. Nun setzt jene als Producirendes in der zufälligen Form oder im Product, die Indifferenz unbedingter Weise (?), wie sie nun durch die äufsern Affectionen gefodert wird. Sie ändert also auch die zufällige Form selbst angemessen den äufsern Eindrücken. Nun würde diese Veränderung für sich nimmer Krankheit seyn, wenn die zufällige, dem Organismus eingebohrne, Form jener Umwandlung ohne Widerstreit weichen könnte: diesemnach liegt der ganze Grund der Krankheit in dem Verhältnifs zwischen der zufälligen Form, die eine begränzte ist, und der allgemeinen, welche unbegränzter Weise eine jener widerstreitende Art der Einheit producirt." Der Vf. zeigt sich hier wie mehrmals der Wahrheit ziemlich nahe, und er würde sie wirklich getroffen haben ohne jene Allgemeinheit und Trennung der Thätigkeit vom Product. Im *Brown*'schen System liegt allerdings nicht mehr, als diese an sich unendliche Thätigkeit, die ebendaher keiner andern Verschiedenheit als der Stärke oder Schwäche fähig ist; der Vf. hat das Verdienst, dafs er diese Thätigkeit wenigstens mit dem Product und zwar, wie wir finden werden, mit dem qualitativ bestimmten Product in Conflict setzt; sonderbar aber ist, dafs nicht früher bemerkt wurde, wie durch diese Entgegensetzung der Thätigkeit mit dem Product die

erste Idee des Organismus, (absolute Einheit beyder zu seyn) wieder aufgehoben wird. — Von Brown sagt der Vf., er habe den Grund der Krankheit einzig in dasjenige gelegt, was seiner Natur nach unendlich sey, und habe damit selbst die Gränzen der organischen Natur überschritten. Der Unterschied zwischen dem lebenden und nicht lebenden Product liege keineswegs in der Erregbarkeit an sich betrachtet, sondern darinn dafs die an sich und in Ansehung der unorganischen Materie völlig unbegränzte indifferenziirende Thätigkeit, in Ansehung der organischen durch ein Product von bestimmter Synthese limitirt sey. Die unorganische Materie hat kein Subject, relativ auf welches sie gebunden wäre; daher sie auch der Krankheit nicht Raum giebt: denn sie ist variabel in's Unendliche, und kann jede in sie gesetzte Differenz unter jeder Form der Indifferenz aufheben. Dagegen ist in der höheren Ordnung des Organismus das Indifferenziirungs-Vermögen in der Relation auf ein absolutes Subject, das seiner Natur nach unveränderlich ist, gesetzt, und nimmt aufser seiner veränderlichen und unendlichen Natur durch jene Beziehung eine andere an, vermöge welcher es beständig und endlich ist, in welchem Betracht es mit dem Product zusammenfällt. (Hier nähert sich also der Vf. wieder der ursprünglichen Einheit von Thätigkeit und Product; ja er erklärt, das Objective des Organismus sey Ein und dasselbe, das rücksichtlich seiner Invariabilität und Begränzung Product, rücksichtlich seiner Variabilität und Unendlichkeit Thätigkeit sey.

Allein Thätigkeit und Product können sich im Organismus nicht einmal so weit entgegengesetzt seyn, dafs jene unendlich wäre, wie dieses endlich ist; sondern, ist dieses begränzt, so ist auch die Thätigkeit eine durchaus bestimmte, und ist in dieser etwas Unendliches, so ist dasselbe auch in jenem. Der Vf. wendet in der Folge auch den Gegensatz der Substanz und des Accidens an und sagt, in Ansehung des Organismus sey die Forderung gerecht, dafs das Accidens der Substanz gleich und selbst wesentlich sey; allein er setzt die Substanz ohne das Accidens in die Thätigkeit und dagegen das Accidens lediglich in das Product. Trefflich sagt er in dieser Beziehung gegen *Brown*: Jedes Dings, das ohne äufseren Zweck gedacht wird, wahre Vollkommenheit beruhe darauf, dafs das Unendliche in ihm dem Endlichen angemessen sey und hinwiederum dieses mit jenem auf's Beste übereinstimme. Daher könne auch die Unvollkommenheit eines solchen Dings nicht in den unendlichen Factor für sich fallen, sondern nur *in denselben, sofern er zugleich mit einer bestimmten Limitation afficirt sey*, (*quatenus simul limitatione aliqua affectus est*). Dieser Ausdruck sagt genau genommen, dafs auch die organische Thätigkeit keineswegs an sich unendlich sey, sondern eben so nothwendig das Product in sich begreife und seine Bestimmtheit theile, wie hinwiederum das Product die Thätigkeit begreift. — Da jedoch der Vf. wieder zu dem Gegensatz von Product und Thätigkeit zurückgeht: so ist es ihm ebenso wie Brown unmög-

lich in der für sich betrachteten Thätigkeit eine andere Differenz als die auf einem bloſsen Mehr oder Weniger beruhende, der Stärke und Schwäche zu finden. Wir können dem Verf. in seiner Deduction von Hypersthenie und Asthenie nicht folgen, indem wir die Construction derselben aus den bloſsen Verhältnissen der Thätigkeit im Allgemeinen in der That für unmöglich halten. Wodurch sich die Ansicht des Vf. von der *Brown*'schen unterscheidet, ist die bestimmte Erklärung, daſs weder Asthenie noch Hypersthenie für sich Krankheit heiſsen können, sondern nur in der Beziehung auf die *Forma contingens* des Products, welches, als solches, nur bey einem schlechthin bestimmten Verhältniſs der beyden Factoren der Möglichkeit und Wirklichkeit bestehen könne. Wir geben nun noch kurz die definitive Erklärung des Vf. vom Ursprung der Krankheit an.

XXIV. Damit Krankheit *als solche* entstehe aus dem Verhältniſs der indifferenziirenden Thätigkeit zum Product, muſs zwischen jener und diesem kein bloſs quantitatives Verhältniſs statt haben: vielmehr muſs das Quantitative der ersten dem Qualitativen des letzten entgegenstehen. Denn aus ihrem bloſs quantitativen Verhältniſs können zwar Asthenie und Hypersthenie entstehen, die aber absolut betrachtet keineswegs Krankheit setzen, sondern nur in der Relation auf die zufällige Form des Products. Nun kann aber die Zufälligkeit (*contingentia*) dieser Form, oder das, wodurch sie in Bezug auf die indifferenziirende Thätigkeit wahrhaft beschränkt ist,

nicht wieder in dem quantitativen Verhältnifs der Factoren gegründet seyn: denn dieses erscheint, eben in der Hypersthenie und Asthenie selbst, variabel und daher nicht begränzt, sondern vielmehr als das *zu Begränzende* durch die zufällige Form, welche sonach den Grund ihrer Limitation in einem von jenem verschiednen, ja ihm entgegengesetzten Verhältnifs haben mufs, welches denn nur ein qualitatives seyn kann. Denn quantitativ ist ein jedes Verhältnifs, das durch sich selbst nicht begränzt werden kann; dasjenige also, welches durch sich selbst endlich ist, ist nothwendig ein qualitatives. — Geläugnet werde dabey nicht, (bemerkt d. Vf.), dafs auch in der zufälligen Form ein bestimmtes quantitatives Verhältnifs obwalte, sondern nur, dafs dieses das eigentlich Bewirkende seiner Limitation und also dasjenige sey, in Bezug auf welches Hypersthenie oder Asthenie Krankheit zu setzen vermögen.

Nun wendet sich der Vf. zur Darstellung eben dieses Verhältnisses, durch dessen Beziehung auf das quantitative dieses so begränzt wird, dafs Krankheit entstehen kann aus der Veränderung desselben. In diesem Theil der Untersuchung können wir dem Verf. mit mehr Zustimmung folgen und empfehlen dessen Erwägung allen denjenigen, welchen die naturphilosophische Ansicht des Organismus noch fremd ist.

XXV. Das quantitative Verhältnifs der oben (*XVI.*) bestimmten Factoren ist von der Begränztheit eines bestimmten Modus der Einheit jederzeit

nur die formale oder objective Seite. Diese Begränztheit beruht indefs auf der Einheit derselben Factoren, auf deren Gleichgewicht jenes beruht, nur mit dem Unterschied, dafs die Einheit in jenem relativ auf die äufsere Natur ist, durch deren excitirende Einwirkungen sie mehr oder weniger hervorgerufen wird; in dieser aber, d. h. im qualitativen Verhältnifs relativ auf ein absolutes Subject oder Urbild. Denn was das letzte betrifft, so ist schon früher dargethan worden, dafs der Organismus objectiv betrachtet überhaupt nur durch die Relation auf ein absolutes Subject wahrhaft, innerlich begränzt seyn könne.

Die Einheit, welche im quantitativen Verhältnifs statt findet, kann daher auch als eine blofs formale und äufsere, die des qualitativen Verhältnisses aber als die wesentliche und innere bezeichnet werden.

XXVI. In Ansehung des quantitativen Verhältnisses kann keine andere Verschiedenheit statt haben, als welche blofs durch Vermehrung oder Verminderung gesetzt wird; alle Veränderung desselben hat daher nur Eine Dimension und ist ganz dem Schematismus der *Zeit* untergeordnet. Im qualitativen Verhältnifs dagegen kann die Einheit mehrere Dimensionen haben, denn sie folgt dem entgegengesetzten Schematismus des *Raums*, der durch drey Dimensionen vollendet wird.

XXVII. Indefs kann die wesentliche und innere Einheit der Factoren diese Verschiedenheiten nur relativ auf das Product annehmen. Die Relation der Einheit auf dasselbe wird daher eine dreyfache seyn,

je nachdem Reales und Ideales, Materie und Licht nur relativ auf die erste oder relativ auf die zweyte, oder endlich relativ auf die dritte Dimension des Products als Eins gesetzt sind.

XXVIII. Aus dieser Beziehung der wesentlichen Einheit auf die Dimensionen entstehen alle Arten und Stufen der Metamorphose in der organischen Natur. Daher allein aus derselben alle Mannichfaltigkeit der lebenden Welt in Gattungen und Arten so wie in den verschiedenen zu einem organischen Ganzen vereinigten Theilganzen begriffen werden kann. So ist es ein andres Leben, das der Pflanze eigen ist, in der die wesentliche Einheit nur relativ auf die erste Dimension; ein anderes, welches dem Thier, in dem jene auch relativ auf die übrigen Dimensionen gesetzt ist.

XXIX. Nur in der Relation auf diese Formen der qualitativen Einheit kann aus den Verhältnissen des blofs quantitativen Gleichgewichts Krankheit entstehen. (Was gegen diesen Satz zu erinnern wäre, ist bereits in früheren Bemerkungen, so wie in dem Aufsatz *über den Standpunct der Medicin* erklärt).

XXX. Wird das quantitative Verhältnifs relativ auf das qualitative geändert, so erleidet auch dieses eine Veränderung, und folglich ist im Product eine Metamorphose nothwendig. Denn ein bestimmtes quantitatives Gleichgewicht beyder Factoren ist die objective Seite, eines bestimmten subjectiven oder innerlichen Verhältnisses beyder. Also u. s. w. (Dieser Satz ist blofs aufgestellt um zu zeigen, wie die

blofs quantitative Veränderung der Erregung eine qualitative nach sich ziehen könne. Aber umgekehrt vielmehr wird die Stärke der Erregung vermehrt oder vermindert nur durch Vermittlung des wesentlichen Verhältnisses).

XXXI. Warum nun aber eine solche Relation des quantitativen Verhältnisses zum qualitativen, wodurch in dem Product eine Metamorphose nothwendig wird, als *Krankheit* appercipirt werde: dieses kann nicht aus der Metamorphose für sich eingesehen werden. Denn weder in dem Organismus blofs objectiv angesehen, noch in den Gesetzen der Natur absolut betrachtet liegt ein Grund, der verböte, dafs die zufällige Form absolut verändert würde und in eine neue von der vorigen völlig verschiedene übergienge. Wenn du also foderst, dafs diefs nicht geschehe, oder, wenn es geschieht, den Grund, aus dem es geschieht, *Krankheit* nennst, so postulirst du eben damit in Ansehung dieses Products die völlige Identität des Accidens mit der Substanz, oder dafs jenes ebenso wie diese unwandelbar sey. Allein du kannst diefs nur relativ auf ein absolutes Subject dieses Products, des Organismus, fodern. Das Urbild nämlich jedes einzelnen und sinnlichen Lebens ist in der absoluten Natur (*VII.*). Nun verhält sich diefs Urbild, zu dem besondern Ding, durch welches es objectiv ausgedrückt wird, als dessen absolutes Subject, oder absolute Seele. Es selbst und an sich selbst kann nun zwar nicht afficirt oder verändert werden. Aber Seele oder Subject *dieses* Dings, Subject also *dieses*

Organismus ist es nur, soferne dieser in der That die in jenem vorherbestimmte Art der wesentlichen Einheit objectiv ausdrückt. In Ansehung dieses absoluten Subjects gehört also der *Modus* der wesentlichen Einheit zur Substanz des Dings selbst. Denn diesen Modus aufgehoben hört das *Ding selbst* auf, auf jenes Subject bezogen zu werden; wird der Modus verwandelt, so wird die Beziehung wenigstens gestört. Ein Phänomen also, das an sich betrachtet vollkommen natürlich, den Gesetzen der Natur gemäfs ist, also keinen Begriff von Unvollkommenheit in sich schliefsen kann, nennest du *Krankheit*, nicht relativ auf sich selbst, sondern relativ auf die dem Organismus vorstehende *Idea*, die allein es auch ist, welche die Abweichung des Products von der vorbestimmten Einheit percipirt und das Gefühl der Krankheit möglich macht.

XXXII. Durch die Differenz und gleichsam den Abfall des Organismus als Object von dem absoluten Subject wird also die Krankheit erst eigentlich vollendet.

XXXIII. Der Grad oder die Schwere der Krankheit ist nach dem Verhältnifs zu schätzen, in welchem sie sich bis auf Veränderung oder gänzliche Aufhebung jener Beziehung des Objects auf das absolute Subject erstreckt.

XXXIV. Der Tod kann überhaupt nicht in den unendlichen Factor, (die Thätigkeit), sondern allein in den endlichen fallen. Denn nur wenn durch die Wirksamkeit der ersten die qualitative Einheit,

die

die im Product ausgedrückt war, gänzlich aufgehoben ist, hört auch die doppelte Beziehung des absoluten Lebens auf den Organismus auf; die erste, wodurch es sich zum Grund seiner eignen Wirklichkeit und Objectivität durch den Organismus macht (*XVI.*), die andre, wodurch es selbst subjectiv, oder in der Beziehung des absoluten Princips zu ihm, existirt. Der Tod ist also selbst Effect der Lebensthätigkeit.

XXXV. Die Formen, in welchen die Krankheiten sich manifestiren, befolgen eben so genau einen gewissen bestimmten Typus, als jede *Forma contingens* selbst; weshalb *Gaub* vortrefflich sagt: dafs die Krankheiten nach einem beständigen Gesetz nicht anders erzeugt werden, als die Samen der Pflanzen und Thiere, an den schicklichen Orten aufgenommen, sich zu ihrer bestimmten Species evolviren. Denn die Krankheiten nehmen alle jene positive Formen des Lebens nicht nur negativer Weise an, so nämlich, dafs sie in allen Dimensionen der, wesentlichen Einheit die Negation dieser Einheit setzen, sondern auch auf positive, so dafs sie durch jene Formen selbst gleichsam einen Leib und eine specifische Natur anziehen.

In den folgenden Sätzen werden nun kurz die verschiedenen Formen organischer Thätigkeit nach ihrem Verhältnifs zu den Dimensionen angegeben.

XXXVI. Die wesentliche Einheit von Realem und Idealem, Materie und Licht ist nur relativ auf

die erste Dimension des Products gesetzt, wenn die mit dem letzten ihm eingebildete Möglichkeit nur die unendliche Möglichkeit *des Products selbst*, also die unendliche Möglichkeit, sich selbst zu produciren ist. Denn überhaupt drückt die erste Dimension nichts anders aus, denn die Möglichkeit, die ein Ding hat, sich selbst zu continuiren, d. h. seine Idealität auf stetige Weise durch Realität auszudrücken. Der Magnet z. B. enthält die unendliche Möglichkeit seiner selbst in jedem Puncte und kann die ihm eingepflanzte Form, wird ihm die Substanz dazu dargeboten, ohne Nachtheil seiner selbst in's Unendliche propagiren. Aber der Magnetismus als solcher ist auch auf die erste Dimension beschränkt. Auf gleiche Weise ist auch die den organischen Naturen verliehene Reproduction ihrer selbst als Individuen und der Gattung nach nur ein Magnetismus der höheren Ordnung.

XXXVII. Die wesentliche Einheit des Realen und Idealen wird unter der Form der zweyten Dimension oder der Differenz gesetzt, wenn sie nicht durch Ein und dasselbe Organ, sondern durch zwey verschiedene so ausgedrückt wird, dafs in dem einen relativ auf das andere die *Möglichkeit* (das Ideale), in dem andern relativ auf jenes die Wirklichkeit (die Realität) gesetzt ist. — So ist die Electricität die Form relativer Differenz, weil eine und dieselbe Action an zwey verschiedene Subjecte vertheilt ist. Unter derselben Form erscheint die wesentliche Ein-

heit, in der Differenz des Muskels und des Nervs, deren beyderseitige Culminationspuncte Gehirn und Herz sind. — Mit dieser relativen *Differenz* der Möglichkeit und Wirklichkeit schreitet auch der Organismus zuerst über die bloſse Möglichkeit seiner selbst hinaus und nimmt die Möglichkeit *andrer Dinge*, aber nur unter der Form der Differenz, *als andrer*, auf, welches durch die willkührliche Bewegung sich ausdrückt.

XXXVIII. Im ersten Moment seines Lebens sehen wir den Organismus sich innerhalb der Möglichkeit seiner selbst und der bloſsen Indifferenz mit sich selbst halten; im zweyten auch die Möglichkeit andrer Dinge in sich aufnehmen aber unter der Form der Differenz. Diese entgegengesetzten Bestimmungen nun vereinigt, so, daſs die Dinge relativ auf den Organismus zugleich unter der Form der *Differenz*, d. h. aufser ihm, und der Indifferenz, d. h. in ihm gesetzt werden: wird der Organismus subjectiv-productiv von andern Dingen, also *intuitives* Subject und das vollkommenste Abbild jener wesentlichen Einheit, die in der absoluten Natur ist, und durch welche diese das All der Dinge, die in ihr gesetzte Möglichkeit in sich selbst auch als Wirklichkeit setzend, producirt. Dieselbe Synthese ist es auch, wodurch Idealität und Realität schlechthin, also auch in der dritten Dimension Eins werden.

Im *Product* läſst sich diese Synthese auf folgende Art nachweisen. Da im zweyten Moment Möglich-

keit und Wirklichkeit in Nerv und Muskel getrennt erschienen; (woraus eben defshalb nur ein nach aufsen gehendes Phänomen, freye Bewegung entstehen konnte): so werden dagegen in demjenigen Gebild, in welchem das Verhältnifs der höchsten organischen Einheit auch äufserlich ausgedrückt ist, Muskel und Nerv in Ein und dasselbe übergehen und beyde *Nerv* werden, im Gehirn; welchem dann als andrer relativer Indifferenzpunkt das Herz entgegensteht, in welchem Nerv und Muskel beyde Muskel werden. Man kann daher wahrhaft sagen, dafs sich der Sinnesnerv zum Gehirn in der Sensation ebenso verhalte, wie der Bewegungsnerv zum Muskel sich in der sogenannten willkührlichen Bewegung verhält.

XXXIX. Diefs sind jene drey Seelen der Alten: die Formation, die einzig mit der Bildung und Entwickelung des Organismus beschäftigt dem vegetativen Naturreich vorsteht; die sensitive, welche, sich auf die Möglichkeit andrer Dinge ausdehnend, den endlichen Organismus zum Bild der unendlichen Welt macht, und im Thierreich herrschend ist; endlich die intellective, welche aber nur in demjenigen Leben, das am vollkommensten die wesentliche Einheit abbildet, dem menschlichen, als der Blüthe der sichtbaren Welt, erkannt wird.

XL. Die Unterscheidung dieser verschiednen Thätigkeitsarten ist indefs nicht so zu verstehen, als ob defshalb eine die andere absolut ausschlösse,

Vielmehr sind in jeder alle und in allen jede begriffen. So drückt die sensitive Seele, sofern sie in der formativen begriffen ist, die Perception, die sie von äufsern Dingen hat, zwar nicht durch Anschauung, wohl aber durch reale Production, in den sogenannten Muttermälern und andern ähnlichen Phänomenen aus. So befolgt hinwiederum die formative Seele, sofern sie der sensitiven untergeordnet ist, zwar noch immer den ihr eigentümlichen Typus, drückt ihn aber nicht durch Materie-Bildung, sondern durch den Umtrieb der Säfte aus.

(In einer Note bemerkt der Verfasser, dafs der Gelehrte, unter dessen Vorsitz diese Streitschrift vertheidigt wurde, der treffliche *Kielmeyer* diese Bewegung der Säfte, sowohl in der ersten Formation des Fötus, als im schon gebildeten Organismus durch eine Propulsivkraft erkläre, von der er behaupte, sie folge, der magnetischen Kraft ähnlich, der Richtung bestimmter Pole).

XLI. Die Metamorphose, wodurch so viele und so verschiedene Gattungen lebender Wesen hervorgebracht werden, strebt durch die ganze Natur nur zu einem Ziel, nach dessen Erreichung sie erst stillsteht. Indem sie nämlich die wesentliche Einheit mehr und immer mehr in der zufälligen Form auszudrücken trachtet: sucht sie zugleich diese zur Einheit mit der absoluten Form zu erheben: welches sie endlich vollbringt in der *Vernunft*, die erst das wahre Bild des absoluten Lebens und der in der

sinnlichen Welt widerleuchtenden höchsten Natur ist.

Wir wollen unser früheres Urtheil über den Werth dieser Abhandlung nicht wiederholen, und bemerken nur, dafs sie ein zufälliges Interesse dadurch erhält, dafs die neuesten philosophischen Ansichten hier zuerst in der Sprache der Gelehrten vorgetragen erscheinen. In der That müfsten Ansichten von allgemeiner Bedeutsamkeit sich in jeder gebildeten Sprache darstellen lassen, während beschränkt-nationelle gewöhnlich nur in der Sprache, worinn sie gebohren, sich etwa verständlich machen können.

JAHRBÜCHER

DER

MEDICIN

ALS

WISSENSCHAFT

ΙΑΤΡΟϹ ΦΙΛΟϹΟΦΟϹ ΙϹΟΘΕΟϹ.
ΙΠΠΟΚΡ.

Zweyten Bandes erstes Heft.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

Landes-
Bibliothek
53 Weimar

Inhalt.

I. Wissenschaftliche Abhandlungen.

Ideen und Erfahrungen über den thierischen Magnetismus, von D. *K. E. Schelling*.

Vorerinnerung. S. 3.

A. Geschichte des thierischen Magnetismus. — 5.

Experimente mit dem thierischen Magnetismus. — 27.

II. Kritische Abhandlungen und Uebersichten.

I. Darstellung des Bichat'schen Systemes als erste Fortsetzung der historischen Umrisse von Frankreichs naturwissenschaftlicher Kultur, von Prof. *Walther* in Landshut. — 49.

II. Idee der Pharmakologie als Wissenschaft, von Dr. *Oken*, Privatdocent der Medizin zu Göttingen. — 75.

Anzeigen.

1. Grundriss der Naturlehre des menschlichen Organismus. Zum Gebrauch bei seinen Vorlesun-

gen entworfen von *Ignaz Dollinger*, der M. Doctor und Professor. — S. 94.

2. Beleuchtungen physiologischer und psychologischer Gegenstände, von *Ritter Stransky* rel. — 116.

I. Wissen-

I.

Wissenschaftliche Abhandlungen.

Ideen und Erfahrungen
über den
thierischen Magnetismus.
Von Dr. K. E. Schelling.

Vorerinnerung.

Da ich gesonnen bin, in diesen Jahrbüchern diejenigen Ideen und Erfahrungen aufzuzeichnen, die ich bis jezt über das Wesen und die besondern Erscheinungen des thierischen Magnetismus zu sammeln, Gelegenheit hatte, so habe ich zum Voraus über die Absicht, die ich mit dieser Arbeit habe, nur Folgendes zu sagen: Wer bei dem jetzigen Stand unserer Naturwissenschaft etwas Ganzes und Erschöpfendes über die Lehre vom thierischen Magnetismus schreiben wollte, der müfste sich vor Allem des wahren Gesichtspunktes, von dem au, der thierische Magnetismus allein gehörig betrachtet werden kann, versichert haben; denn nichts hemmt natürlicher Weise den Fortgang einer Wissenschaft mehr, als wenn man gleich beim ersten Schritt, den man zu machen hat, und der die Richtung, die man einschlagen will, bestimmen mufs, einen Fehlgriff macht. Hat man sich aber auch dieses Standpunktes

vollkommen versichert, so wird man auch nur zu bald gewahr, dafs der weitere Weg, den man fortwandeln mufs, nicht sehr geebnet vor einem liegt, und dafs man namentlich auf den Gebiethen derjenigen Wissenschaften, auf welche die Lehre vom thierischen Magnetismus hinüberstreift, erst reine Bahn machen mufs, um sicher weiter zu kommen.

Hiezu nach Vermögen das Meinige beizutragen, ist folgende Abhandlung bestimmt, in der ich nach und nach die wichtigsten Seiten des thierischen Magnetismus in Betrachtung ziehen werde. Dafs ich für jezt nur Fragmente liefern kann, gestehe ich um so eher, da jeder, der den grofsen Umfang des thierischen Magnetismus fühlt, einsehen mufs, wie viel noch zu arbeiten ist, ehe man an etwas Vollendetes hierinn denken darf.

Die Experimente, die ich bis jezt gemacht habe, werde ich mit der gröfsten Aufrichtigkeit erzählen. Die in diesem Heft beschriebenen habe ich während meines Aufenthalts in Wien gemacht, wozu ich die erste Gelegenheit durch die Güte des Herrn Professor *Joh. Ad. Schmidt* erhielt, dem ich hiemit sowohl hiefür, als auch für den übrigen mannigfachen Einflufs, den er auf meine Bildung als Arzt hatte, den ehrfurchtvollsten Dank abstatte. Ich darf diesen allgemein verehrten Arzt, da er vielen Antheil an meinen Versuchen nahm, und öfters selbst Zeuge davon war, als meinen Gewährsmann anführen, und man wird es mir daher auch um so leichter nachsehen, dafs ich die Personen, mit denen ich die Versuche machte, nicht beim Namen aufgeführt

habe. Männer, die mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus vertraut sind, werden meiner Erzählung wohl glauben, da sie selbst gesehen haben, dafs jene nicht alltäglicher Art sind; die Zweifler aber sind diefs meistens nur darum, weil sie keine Gelegenheit oder Lust hatten, ihre Zweifel durch den Augenschein sich widerlegen zu lassen.

A. Geschichte des thierischen Magnetismus.

Es wäre wohl der Mühe werth, der Geschichte des thierischen Magnetismus etwas näher nachzuspüren, als es bisher geschehen ist. Es ist ganz und gar nicht wahrscheinlich, dafs derselbe erst in unsern Tagen als ein neues, vorher gar nicht gekanntes Phänomen aufgekommen sey. Wenigstens sind Spuren da, dafs derselbe unter alten Völkern, wenn nicht als Zweig der Naturwissenschaft, so doch als Artickel des Luxus existirt habe. Die Römer müssen wenigstens die Methode, einen durch eine gewifse Art des Streichelns in Schlaf versetzen zu können, gekannt haben: so läfst z. B. *Plautus* in seinem Amphitruo den Merkurius sagen: — *Quid, si ego illum tractim tangam, ut dormiat?* — schwerlich aber haben sie gewufst, welche seltsame Wirkungen ein solcher Schlaf in demjenigen, der in ihn versezt wird, hervorbringt, denn sonst würde doch auch irgendwo in ihren uns hinterlassenen Werken eine Rede davon seyn. Dafs ihnen die Folgen eines solchen Schlafes entgiengen, davon mag freilich auch der Umstand Mitursache gewesen seyn, dafs das *tractim tangere* wohl meistens von Sklaven verrichtet wurde, de-

ren Stumpfsinn es nicht auffiel, wenn sich auch selbst die Erscheinungen des Somnambulismus, des specifischen Rapports u. s. f. einstellten. Aufserdem hat vielleicht die besondere Art der Manipulation, vielleicht auch der Umstand, dafs dieselbe während des Bades angewandt wurde, mit dazu beigetragen, dafs sie weiter nichts Auffallendes bemerkten. In Asien, dem Lande des raffinirtesten Luxus, scheint der thierische Magnetismus auch als eine Species desselben gehegt worden zu seyn; dort mag dieser als blofser Wollust erregender Hautreiz gepflegt worden seyn, wozu ihn auch auf unserem Boden einige kurzsichtige Naturforscher gerne gestempelt hätten.

Ob derselbe, ehe er bei uns öffentliches Gut der Naturwissenschaft wurde, nicht von Einzelnen gekannt, oder als Mysterium ganzer Gesellschaften existirte, wage ich nicht entscheidend zu behaupten, obgleich es vielleicht nicht ganz ohne Grund wäre, dieſs zu vermuthen.

Ob ferner, da der thierische Magnetismus einmal das Schicksal zu haben scheint, dafs man ihn gerne, nachdem man sich eine Weile mit ihm beschäftigt hat, wiederum der Vergessenheit anheim fallen läfst, wie ihm denn dieſs vor nicht gar langer Zeit fast widerfahren wäre, ob derselbe nicht schon früher einmal unter einem andern Namen gekannt und ausgeübt worden, aber wiederum verschollen sey, und ob die sogenannten sympathetischen Kurmethoden nicht als freilich zum Theil sehr corrupt auf unsere Zeiten gekommene Traditionen jener erloschenen Wissenschaft von demsel-

ben angesehen werden dürfen, und zwar um so mehr, da z. B. die Möglichkeit einer *actio in distans*, welche bei den meisten sympathetischen Kuren vorausgesezt wird, durch den thierischen Magnetismus nicht wenig an Bekräftigung gewinnt, lasse ich dahin gestellt, obgleich noch mehrfache Gründe für diese Vermuthung angeführt werden könnten, wie z. B. der, dafs eines der häufigsten Mittel bei den sympathetischen Kuren, nämlich das Tragen von Amuleten eben durch den thierischen Magnetismus wieder in Schwung kommen zu wollen scheint, wie denn Wienholdt sich bereits einer Art derselben mit auffallendem Erfolge bedient hat. Auf der andern Seite könnte man vielleicht gerade im Gegentheil behaupten, dafs eben die Anwendung sympathetischer Kurmittel zuerst auf die Entdeckung des thierischen Magnetismus geführt habe, und dieser hat ja auch von den Magneten, deren man sich als Amulete bediente, seinen Namen, und vielleicht auch neuern Ursprung erhalten. In der That sind auch die sympathetischen Kurarten, deren man sich noch jezt unter dem Volke bedient, nicht alle so sinnlos, als man gewöhnlich dafür hält; manche haben viel Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Verfahrungsarten beim thierischen Magnetismus, und wenn man von dem Bombast, der dieselben gewöhnlich umgiebt, abstrahirt, so bekommt man häufig die Neigung, dieselben für Ueberbleibsel einer alten Kunst, der wirklich eine tiefe Einsicht in die Natur zu Grunde gelegen haben mufste, zu halten. Wie dem auch seye, so ist es nicht ganz unwahrscheinlich, dafs die gesammte Medi-

ein bei ihrem ersten Anfang meistens in einer Ausübung sympathetischer Kuren bestanden habe, wobei die Subjecte, die sich denselben unterwarfen, nicht immer schlechter mögen gefahren seyn, als diejenigen, an denen sich unsere heutige Kunst versucht.

Auf jeden Fall übrigens haben sich jene Männer des verflofsenen Jahrhunderts, sie mögen den thierischen Magnetismus nun wirklich erst ganz neu entdeckt, oder aber nur ihn öffentlich zur Sprache gebracht und weiter ausgebildet haben, ein unsterbliches Verdienst um die Naturwissenschaft erworben.

Interessanter noch, als die eigentliche exoterische Geschichte des thierischen Magnetismus müfste für uns seine esoterische seyn; allein ehe man daran denken darf, eine solche liefern zu wollen, müfsen vor allem der Umfang und die Gränzen des thierischen Magnetismus genau bestimmt seyn, damit man wifse, was man Alles in die Sphäre desselben aufnehmen, und was man ausschliessen müsse; daher will ich mich vors Erste bemühen, im Allgemeinen den Standpunkt anzugeben, von welchem aus ich den thierischen Magnetismus betrachten zu müssen glaube.

Dieser ist nämlich so alt, als die Natur selbst, und ist so wenig blofs an die strikte Form jener künstlichen Bedingungen seiner gewöhnlichen Darstellung gebunden, als z. B. die Electricität an unsere Electrophore; er ward demnach niemals neu erfunden, sondern nur entdeckt. Vielmehr sind diejenigen Phänomene, die wir gewöhnlich unter dem Begriff desselben zusammenfassen, nichts anders, als bestimmte

einzelne Formen der Erscheinung jenes allgemeinen Rapports, der die einzelnen Dinge in der Welt an einander kettet, die gegenseitige Mittheilung unter denselben, so wie die inneren und äusseren Relationen eines jeden Dings bei dieser Mittheilung bedingt, und so oder anders modificirt.

Daher ist uns auch durch den thierischen Magnetismus gar nicht eine ganz neue Welt von Erscheinungen, denen ein ganz anderes Gesetz, und eine ganz andere Ordnung, als denen in der gewöhnlichen Welt, zu Grunde läge, aufgeschlossen worden, und wir dürfen deswegen auch nicht ängstlich besorgt seyn, für jene neue Erscheinungen neue Titel herbeizuschaffen, sondern am besten würde es vor der Hand gethan seyn, jene neue Erscheinungen so gut wie möglich in einen Bund mit dem Gesetz der alten zu bringen, denn sie sind von jenen nicht dem Wesen nach verschieden, sondern nur den ausserwesentlichen Bedingungen nach; hat man sie erst ins Buch der Concordanz geschrieben, so wird sich auch am Ende Eines finden, das die Diskrepanzen aufnimmt.

Das Gesetz nun aber, das alle und jede Veränderungen in der Welt, alle Erscheinungen in ihr, Altes und Neues unter sich begreift, ist das der Mitleidenschaft. Unter dieses fallen die Gesetze des Denkens, so gut, wie die des Seyns, die Erscheinungen des Somnambulismus so gut, wie die der Sinnlichkeit. Bei diesem allem ändern sich blofs die Schematismen, und es wechseln dabei die qualitativen Beschaffenheiten der Factoren, aber nie das innere Grundverhältnifs.

Dieses leztere beruht nun aber darauf, dafs nicht zwei Dinge neben einander bestehen, und sich gegenseitig mittheilen können, ohne dafs das Eine dabei leidet, was das andere leidet, aber so, dafs jedes an sich selbst dem fremden mitleidet. Auf diese Weise müssen also jene zwei verschiedene Dinge, wenn sie sich einander mittheilen, Eines Theils in ihren Leiden sich entsprechen, andern Theils aber sich widersprechen; sie thun jenes, weil das Eine das Andere in sich leidet, sie thun dieses, weil gerade jedes das Entgegengesezte in sich leidet, nämlich dieses jenes, jenes dieses. Auf diese Art nun geschieht es, dafs ein Ding dem Andern auf der Welt der Spiegel seiner Aktivität und Passivität ist.

Jenem allgemeinen Gesetz der Mitleidenschaft kann es nun aber, so zu sagen, Eins seyn, ob ein Dritter, der Zuschauer ist von einem solchen Akt der gegenseitigen Mittheilung zweier Dinge untereinander, von dem Einen oder von dem Andern vorzugsweise behaupten will, dafs dasselbe für das andere ein solcher Spiegel sey, oder nicht, denn es sind ja am Ende doch beide dieses für einander. Ein gleiches Verhältnifs hat es mit dem, wenn wir von unserem Verhältnifs zur Aufsenwelt sagen, diese sey der Spiegel, in dem sich unser Innres abbilde, oder umgekehrt, unser Inneres seye derselbe, und die Aussenwelt reflectire sich von ihm. Ebensowenig rührt es jenes allgemeine Gesetz der Mitleidenschaft an, ob wir z. B. unsern Verkehr mit der Aussenwelt gleichsam als Idealisten, oder Realisten, als Somnambulisten oder Sensualisten treiben. Alle diese

Differenzen müfsen den aufserwesentlichen Bedingungen zugeschrieben werden, denn es kann sich z. B. zeigen lassen, dafs der Somnambulismus weiter nichts ist, als eine vollkommen idealisirte oder innerlich gewordene Sinnlichkeit, umgekehrt aber diese ein vollkommen äufserlich gewordener, und im Aeufsern sich reflektirender Somnambulismus, in beiden aber wäre doch wieder Ein Urgesetz vorhanden.

Dieses Alles kann uns, im Vorbeigehen gesagt, lehren, dafs, wenn wir z. B. das Geheimnifs der Sinnlichkeit nicht begreifen, wir eben so wenig auch jemals etwas vom Somnambulismus werden verstehen lernen, und umgekehrt; in Bezug aber auf den thierischen Magnetismus füge ich hier sogleich die Bemerkung hinzu, dafs wir eben so gut in die Sinnlichkeit hinein magnetisirt werden, als wir es in den Somnambulism werden, der Unterschied ist nur, dafs wir es bei jedem nach einer verschiedenen Richtung werden. Alles nämlich, was wir sehen, hören und berühren, sehen, hören und berühren wir nur darum, weil dasselbe uns magnetisirt, und demnach strömt durch alle unsere Sinne und Glieder in jedem Moment Kraft (oder wie man es sonst nennen will) in die Welt aus, und von dieser wiederum in uns herein, denn es kann keine Mittheilung statt finden, ohne eine gegenseitige Wirkung und Gegenwirkung auf einander.

Nirgends kann demnach kraft des allgemeinen Gesetzes der Mitleidenschaft eine Einwirkung des Einen auf das andere statt haben, bei welcher jenes rein aktiv, dieses aber rein passiv wäre, sondern überall findet Thä-

tigkeit und Leiden durchaus ungetrennt statt, nur dafs freilich, wie sich später zeigen wird, bald die Thätigkeit, bald das Leiden überwiegend gesezt ist. Jeder Eindruck also, so geringfügig er auch uns scheinen mag, macht, dafs wir etwas von unserem Antheil hergeben, und dagegen etwas Fremdes in uns aufnehmen müfsen, und so sind wir, wo wir stehen oder gehen, beständig in einem solchen Theilungsgeschäft mit unserer Aufsenwelt begriffen.

Die Gewohnheit hat uns freilich den eigentlichen Sinn für diese Art von Ereignissen abgestumpft, und die mehr verborgenen stillern Wirkungen, die der Verkehr mit der Aussenwelt hervorbringt, entgehen uns um so leichter, als wir gewöhnt sind, die lezten Folgen dieser leztern für diese selbst zu achten, und dazu kommt noch insbesondere, dafs, was z. B. in der Körperwelt eine rein objective nach den einfachsten Gesetzen erfolgende Mittheilung ist, sich am Menschen und an den höhern zusammengeseztern Geschöpfen hierüber eine zahllose Menge von sich gegenseitig durchkreuzenden natürlichen und geistigen Phänomenen versteckt, die am Ende beinahe ganz den Charakter der Subjektivität, oder der Zufälligkeit annehmen.

Da nun das Gesetz der Sympathie nach dem Bisherigen das erste und ursprünglichste Gesetz bei allem Verkehr der einzelnen Dinge unter einander ist, so sollten wir gewöhnlich nicht so fragen: wie kömmt es, dafs hier eine solche Sympathie obwaltet, als vielmehr, woher rührt es, dafs hier oder dort keine solche Sympathie obwaltet? — Ueber die verschiedenen Ar-

ten nun, in welchen sich gewöhnlich jene Sympathie offenbaret, muſs Folgendes bemerkt werden: dem absoluten vollkommenen Gesetz der Sympathie wirken in der gewöhnlichen Welt auſserordentlich viele Hindernisse entgegen, daſs es wohl nirgends in seiner ganzen Integrität statt finden kann. Bald sind sich nämlich die zwei zusammentreffenden Glieder in Ansehung des quantitativen Verhältnisses zu ungleich, bald kommt das mit den einzelnen Dingen gleich ursprünglich eingeführte Gesetz der im engern Sinn sogenannten Sympathie und der Antipathie mit ins Spiel, welches allerlei Modificationen herbeiführt.

Im Allgemeinen aber lassen sich alle die verschiedenen Arten der gegenseitigen Mittheilung auf folgende zurückführen: Entweder ist der Wechseltausch von der Art, daſs Eines dem Andern gerade so viel mittheilt, als es von demselben empfangen hat, und sich so lange mittheilt, bis es mit jenem Andern nur zu Einem Dritten vereinigt ist. Diese Art von Mittheilung könnte man die gleiche, oder die neutralisirende Sympathie nennen. Oder aber ist die Mittheilung von der Art, daſs das Eine Glied dem andern mehr mittheilt, als es von diesem zurück erhalten kann, und in diesem Fall ist es eine ungleiche Sympathie, bei welcher das Eine mehr die thätige, das andere mehr die leidende Rolle spielt. Hier greifen die Wirkungssphären der beiden Dinge auch in einander ein, sie constituiren aber dabei niemals bloſs eine dritte, sondern es ist immer auf derjenigen Seite, wo die Uebermacht, und also die Rolle der aktiven Sympathie ge-

spielt wird, ein Ueberschufs, der nicht mit in die Verbindung eingeht, sondern dessen Einfluſs auch fernerhin ungebunden bleibt. Beispiele von einer überwiegend passiv gesezten Sympathie mag das Verhältniſs der Planeten zur Sonne, das des Foetus in Mutterleibe zu seiner Mutter, einer magnetisirten Person zu ihrem Magnetiseur abgeben.

Besonders auffallend zeigt sich das ungleiche Sympathie-Verhältniſs in dem z. lezt angegebnen Beispiele, nämlich beim thierischen Magnetismus. Hier tritt nämlich der Fall ein, daſs, weil die zusammentreffenden Subjekte mit Empfindung und Sprache begabt sind, das Phänomen der passiven Sympathie nicht blos objectiv sich darstellt, sondern sich wirklich auch in der Empfindung und durch Worte äuſsert. Es sind nämlich jedermann die von *Gmelin* gemachten Versuche bekannt, wo die magnetisirte Person mit dem Magnetiseur jeden Schmerzen, den sich dieser willkührlich verursachte, theilen muſste. Warum theilt nun hier im Gegentheil nicht auch der Magnetiseur die Schmerzen mit der Magnetisirten? — Aus keinem andern Grunde, als weil er die aktive Rolle bei dieser Art von Sympathie spielt, und also auch keine Passivität bei ihm durchschlagen kann. Aufserdem ist noch bekannt, welche Macht der Magnetiseur über die magnetisirte Person hat; oft ist es nicht anders, als ob der Magnetiseur das Sensorium wäre, durch welches jene fühlte, oder der Bewegungsnerve, nach dessen Willkühr sich dieselbe bewegen müſste. Wenn die Somnambülen zu ihren Magnetiseurs sagen, „daſs sie von diesen leztern

ganz beherrscht werden", dafs ferner „ihre Nerven ganz nach dem Ton der Nerven ihres Magnetiseurs gestimmt seyen" u. s. f., so wollen sie hiermit nichts andres ausdrücken, als dafs sie gegenüber von ihrem Magnetiseur in einem solchen passiven Sympathieverhältnifs stehen. Ein gleiches übt auch der Vater auf die plastische Kraft der Mutter aus, wenn er dieselbe veranlafst, den Foetus mehr oder minder nach seinem Bilde auszuprägen. Gewöhnlich sagt man, hieran seye die Einbildungskraft von Seiten der Mutter Schuld, und allerdings ist es auch eine Einbildungskraft, die diefs bewirkt, nur nicht gerade eine solche, wie man sich gewöhnlich vorstellt. Aufser den bisher angeführten Beispielen von dem Verhältnifs der aktiven und passiven Sympathie könnten noch eine Menge anderer angeführt werden, allein es genügt mir an den beigebrachten.

Ich ziehe vorjezt hier nur wiederum in Bezug auf die Lehre vom thierischen Magnetismus im Allgemeinen das Resultat aus, dafs dieser leztere überall, wo ein passives und actives Sympathieverhältnifs als existirend angenommen werden kann, ebenfalls als vorhanden seyend gedacht werden müsse, nur jedesmal unter veränderten Verhältnissen auch in veränderter Form.

In dieses gleiche und ungleiche Sympathieverhältnifs bringt nun erst wiederum das durch das qualitative Verhältnifs der concurrirenden Glieder gegen einander gesezte Verhältnifs der freund- und feindschaftlichen Sympathie neue qualitative Bestimmungen. Das gleiche oder ungleiche Sympathieverhältnifs läfst nämlich

ganz unbestimmt, in welcher Art von Rapport, ob im guten oder nicht guten, die beiden Glieder mit einander stehen. Diese Unbestimmtheit wird aber erst durch jenes Sympathieverhältnifs, wodurch gegenseitige Zu- und Abneigung der Dinge unter einander gesezt wird, gelöst. Man könnte daher dieses leztere im Gegensatz gegen jenes auf blos quantitativen Verhältnissen beruhende das qualitative nennen.

Die Folgen, welche es für die einzelnen Dinge hat, dafs sie entweder in ein gleiches oder ungleiches, in ein passives oder aktives, in ein freundschaftliches oder feindschaftliches treten, sind folgende:

Bei der vollkommen gleichen Sympathie, sie mag nun auf einem freund- oder feindschaftlichen Rapport beruhen, gehen die zwei differenten Glieder in eine solche Einigung über, dafs sie wirklich nicht mehr unterschieden werden können, sondern nur Ein Drittes constituiren, wobei entweder ihre Freundschaft oder ihr Hafs gleichsam abgekühlt, und erloschen ist. Die Selbstständigkeit jedes Einzelnen ist dahin, und diefs dauert so lange, bis ein viertes hinzu kömmt, das diese Einigung und Neutralität wiederum auf dem Weg der ungleichen, oder auch auf dem der qualitativen Sympathie aufhebt.

Bei der ungleichen Sympathie kömmt es darauf an, ob zwischen den concurrirenden Gliedern ein freundschaftlicher oder ein feindschaftlicher Rapport statt hat; ist es ein freundschaftlicher, so gilt darüber Folgendes: das Stärkere, oder dasjenige, welches die aktive Sympathie ausübt, theilt nothwendig dem andern mehr mit, als

als es von demselben bekömmt, dieses aber mufs dafür eine mehr oder minder vollkommene passive Sympathie erfahren, wobei es an seiner Selbstständigkeit verliert, und sich von dem andern in Ansehung der Art seiner Existenz Gesetze vorschreiben lassen mufs. Weil aber der Rapport ein freundschaftlicher ist, so verträgt sich dieses fremde Joch gut mit der Art der Existenz des Dinges, welches dieses Joch tragen mufs, und es wird daſselbe, statt aufgerieben zu werden, vielmehr verstärkt. Auf diese Art geschieht es aber, dafs dem Schwächern sein Beherrschtwerden oder seine passive Sympathie von dem Stärkern dadurch vergütet wird, dafs ihm von dem leztern mehr Kraft zugeleitet wird, und umgekehrt bezahlt das Stärkere eben damit seine Herrschaft, dafs es Kraft mittheilt.

Die ungleiche Sympathie also beruht auf einer gegenseitigen Mittheilung, (welche leztere, wie ich in der Folge zeigen werde, entweder auf einer blofsen Athmosphärenwirkung, oder auf einer substanziellen Mittheilung beruhen kann), wobei das Schwächere mehr gewinnt, als verliert, dagegen das Stärkere mehr verliert, als gewinnt. Auf diese Art ist es aber überhaupt allein möglich, dafs jemals ein Schwächeres neben einem Stärkeren seine Selbstständigkeit behaupten kann, selbst wenn ihre gegenseitige Wirkungskreise in einander eingreifen und verschlungen sind. Indem nämlich das Stärkere das Schwächere auf der Einen Seite sich gewifsermaafsen afsimilirt, leitet es demselben im nämlichen Augenblick, wo es in dasselbe eingreift, von seiner Kraft zu, denn auf diese Weise kann

es ja allein Besitz von ihm ergreifen, dafs es sich ihm mittheilt. Das Schwächere aber, statt sich ohne Weiteres afsimiliren zu lassen, afsimilirt sich vielmehr die ihm mitgetheilte Kraft, und zwar um so leichter, da sie in freundschaftlichem Rapport zu ihm steht, und erhält also dadurch Zuwachs an Kraft. Dieses Alles hat nun den Effekt, dafs, während das schwächere Subjekt zwar einerseits gegenüber von dem stärkeren Subjekt, mit welchem es in Rapport steht, ein leidendes Verhältnifs annimmt, und an Selbstständigkeit verliert, dasselbe dafür nach andern Richtungen desto gröfsere Wirksamkeit auszuüben vermag. Freilich kann auch hierinn, wie leicht einzusehen ist, des Guten zu viel geschehen, indem jedem Ding durch seine besondere Art der Existenz ein Gesetz in Anschung des Maafses der Paſsivität und Aktivität auferlegt ist, bei welchem es allein als solches bestehen kann.

Was die ungleiche Sympathie betrifft, bei welcher die concurrirenden Glieder in einem feindschaftlichen Rapport zu einander stehen, so kann hierüber Folgendes festgesezt werden: statt dafs bei einem freundschaftlichen Rapport auch eine freundschaftliche Annäherung und Mittheilung eintritt, wobei das dem schwächern Subjekt auferlegte Joch als ein heilsames süfses Joch betrachtet werden kann, findet bei jenem ein gegenseitiges Abstofsen statt, an der Stelle der Mittheilung tritt eine zerstörende Theilung ein, bei welcher dasjenige von den beiden Subjekten, das die passive Rolle übernehmen mufs, das Substrat der Theilung ist; indem es nämlich dadurch, dafs es den wider-

wärtigen Einfluſs erfährt, durchaus nicht bei der ihm angemessenen Art der Existenz sich behaupten kann, nähert es sich mehr oder minder dem Zustand der Auflösung.

Diese bis jezt aufgezählten Gesetze der Art der gegenseitigen Sympathie beherrschen im Allgemeinen jede Art von gegenseitiger Mittheilung auf der Welt. Die übrigen mehr zufälligen Modifikationen aufzuzählen, ist hier nicht der Ort dazu, und überdieſs sind sie so zahllos, als die Differenzen auf der Welt es überhaupt sind. Es genügt mir hier, dem thierischen Magnetismus einen Anlehnungspunkt an andere Phänomene vor der Hand gegeben zu haben; ist nur dieser sicher, so wird sich auch für die einzelnen Phänomene desselben mit der Zeit der wahre Anweisungsort finden lassen, und es ist für jezt genug gewonnen, wenn der thierische Magnetismus nicht mehr so isolirt, wie bis daher, dasteht.

Das bisher über das Verhältniſs aller Dinge auf der Welt zu einander, über ihren gegenseitigen Wechseltausch unter einander Vorgetragene, giebt uns zwar keine Aufschlüsse über das eigentlich innere Band, das dieselben vereinigt und zusammenhält, aber es lehrt uns die mehr äufsern irdischen Bande kennen, dergleichen z. B. das Gesetz der Gewohnheit u. s. w. ist. Ueber dieses leztere gedenke ich in Bezug auf die Lehre vom thierischen Magnetismus hier einige Bemerkungen vorzutragen.

Was wir nämlich sonst Gewohnheit nennen, ist nicht ein so leerer Name, als er vielleicht in den Ge-

danken der Meisten ist. Die Gewohnheit ist das Resultat eines gegenseitig eingegangenen Rapports, dieser Folge gegenseitig geschehener Mittheilungen. Die Bande derselben sind nicht blofs so subjektiv, als gewöhnlich dafür gehalten wird, sie sind in einem realen Nexus gegründet, der, je unsichtbarer er ist, desto tiefere Wurzeln geschlagen haben kann.

Was nun im gewöhnlichen Leben das Gesetz der Angewöhnung mehr still, langsam und unvermerkt bewirkt, das vollbringt der thierische Magnetismus in kürzeren Zeiträumen. Dieser ist eine Fessel der Gewohnheit, welche der Magnetiseur der Magnetisirten auf einen bestimmten Zeitraum auferlegt, und die er derselben wieder künstlich abnehmen kann, indem er sie ausser Krise versezt, wobei er gleichsam das Pfund zurückgiebt, das er von ihr empfangen hatte. Er macht sich durch jene künstliche Mittel, vermittelst welcher er die Magnetisirte mehr oder minder von der übrigen Welt abschneidet, gleichsam zu der Gegend, in welcher die Magnetisirte, so lange ihre Krise dauert, vorzugsweise gerne lebt und athmet; verläfst er sie, während dem sie noch in der Krise ist, so ist es nicht anders, als ob er sie auf einer leeren Insel wie eine Ariadne auf Naxos zurückgelassen hätte, ihr Erwachen ist dann gerade so, wie eines mit Heimweh geplagten Menschen, nur noch gewöhnlich viel schauderhafter. Es überfallen sie in diesem Fall öfters Zuckungen, ein Schauder, sie ist mifsmuthig, fühlt sich geschwächt, statt dafs sie sonst gestärkt von der Krise aufstand; sie hat die Lust, irgend etwas anzugreifen, verloren. So

ist es auch, wenn man während der Krise die Somnambüle verläfst, und dagegen eine andere Person, mit welcher dieselbe nicht vorher in Rapport gesezt wurde, oder gegen die sie gar eine besondere Antipathie hat, vorschiebt, nicht anders, als ob man jemanden aus einer Gegend und Umgebung, in welcher ihm vorher nach allen Theilen wohl gewesen war, plözlich heraus, und in eine ihm unbekannte und widerwärtige versezte, nur dafs sich im erstern Fall noch viel heftigere Symptome einstellen.

So gründet sich also am Ende die Macht der Gewohnheit auf denselben Zauber, auf den sich der künstliche durch den thierischen Magnetismus herbeigeführte Rapport gründet. Jene künstlichen Mittel, deren man sich beim thierischen Magnetismus bedient, um den Rapport hervorzurufen, sind nichts, als die sichersten Mittel, eine Art von gegenseitiger Angewöhnung so schnell wie möglich herbeizuführen.

Auf welche nähere Art und Weise aber, durch welche Medien und Kräfte jene gegenseitige Afsimilation, die beim thierischen Magnetismus wie bei jeder andern Art von Angewöhnung statt hat, bewirkt werde, davon abstrahire ich hier, und verspare die nähere Auseinandersetzung davon auf einen der folgenden Artikel, wo ich von den Wirkungssphären der einzelnen Wesen reden werde.

Ich mache hier nun noch einige allgemeine Bemerkungen, die esoterische Geschichte des thierischen Magnetismus betreffend.

Schon lange vorher, ehe man den thierischen Magnetismus nur beim Namen genannt hatte, waren uns von der Natur vorzüglich in kranken Zuständen des Menschen mancherlei Vorspiele von demselben gegeben worden. Die Aerzte und Psychologen, (diese lezteren vorzüglich im Kapitel von der Einbildungskraft) haben uns eine Menge von besondern Zuständen des Menschen aufgezeichnet, die eine frappante Aehnlichkeit mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus haben. Aufser dem sogenannten natürlichen Somnambulismus sind die meisten übrigen sogenannten Nervenkrankheiten mit dem einen oder dem andern Symptom des thierischen Magnetismus gestempelt, worüber auch schon mehrere Schriftsteller die interessantesten Ideen geäufsert haben. Bei allen Arten von Fiebern deuten ebenfalls eine Menge von Symptomen einen analogen Zustand des Kranken mit demjenigen, den wir durch den thierischen Magnetismus künstlich hervorbringen, an. Besonders mufs auch das noch immer so verborgene Räthsel der Typen bei den Fiebern mit der Zeit durch weitere Versuche mit dem thierischen Magnetismus sehr viel Aufklärung erhalten, denn auch beim thierischen Magnetismus geht alles nach dem Metrum gewifser Typen. Ebenso giebt es auch bei einer mit diesem leztern angefangenen Kur vorzugsweise kritische oder entscheidende Täge, wie bei den Kuren, welche die Natur durch die Fieber zu bewerkstelligen trachtet. Häufig sieht man die Krisen auch beim thierischen Magnetismus mit Frost beginnen, in Hitze übergehen, und mit Schweifs endigen.

Wer über diese Gegenstände die Daten, die wir bis jezt haben, sammeln, in Ordnung bringen, und zugleich ihre gröfsere oder geringere Analogie und Verwandtschaft mit den Phänomenen des thierischen Magnetismus nachweisen wollte, könnte sich hierinn ein grofses Verdienst erwerben. Es fehlte freilich bis jezt an dem Normalschema, nach welchem man die Erscheinungen des leztern, so wie diejenigen, welche uns die Natur gleichsam freiwillig giebt, in Ordnung bringen könnte; wenn jedoch hierinn noch mehrere solche Schritte gemacht werden, wie der von dem Verfasser der physiologischen Bemerkungen in *Nordhofs* Journal zuerst gemachte ist, so kann es nicht an der glücklichen Ausführung eines solchen Unternehmens fehlen.

Uebrigens sieht man auch aus der Analogie mehrerer Phänomene der natürlichen Krankheiten mit den durch den animalischen Magnetismus künstlich hervorgebrachten, dafs dieser leztere nicht eine so von den übrigen abgeschnittene Erscheinung ist, sondern dafs seine Herrschaft wohl ausgedehnter ist, als man auf den ersten Anschein glauben möchte.

Will man hoffen können, mit Erfolg über das Wesen des thierischen Magnetismus Untersuchungen anzustellen, so mufs man sich nur beständig den Grundsatz gegenwärtig zu erhalten suchen, dafs in der Welt nur Ein Grundschema der gegenseitigen Mittheilung gegeben ist, das aber durch die qualitative Differenz der verschiedenen Glieder dieser Welt, so wie durch die Art der gegenseitigen Konkurrenz dieser Glieder unter einander ins Unendliche modificirt werden kann.

Der Magnetismus, die Elektricität, und jede andere Art von Mischung in der unorganischen Natur beruhen auf dem gleichen Grundgesetz, auf welchem in der organischen Natur die gegenseitige Mittheilung durch Afsimilation, Empfindung, thierischen Magnetismus u. s. f., beruhen. Aber eben defswegen, weil diesem Allem Ein Gesetz zu Grunde liegt, und sie nur durch ihre Qualitäten verschieden sind, ist es ein verkehrtes Unternehmen, die Eine Form der Erscheinung auf die andere reduciren zu wollen, z. B. etwa die Erscheinung des thierischen Magnetismus auf die der Elektricität; denn in Ansehung des Grundschema's sind sie sich ja vorher gleich, es bedarf also nicht erst einer Reduktion, in Ansehung der besondern Form ihrer Erscheinung aber werden sie so lange verschieden bleiben, als die Differenz in Ansehung der Qualitäten, welche diese Verschiedenheit sezt, andauert.

Nicht minder unrichtig ist es auch, den Namen des thierischen Magnetismus gleichsam beim Wort behalten zu wollen, und denselben wirklich für dasjenige in der organischen Natur zu halten, was der Magnetismus in der unorganischen ist; oder ihn aber für dasjenige in der organischen Natur zu halten, was die Elektricität in der unorganischen ist. Solche Ansichten sind viel zu beschränkt, und es wird sich mit der Folge schon erweisen, dafs der thierische Magnetismus nur dann gehörig begriffen werden kann, wenn man ihn als einen wahrhaften neuen Entwicklungsprocefs ansieht, bei dem der Organismus eben so gut durch mehrere Stuffen hindurchgeführt wird, wie bei seinem na-

türlichen Entwicklungsgang; auch hierinn hat der Verfasser der so eben angeführten physiologischen Bemerkungen einen glücklichen Anfang gemacht.

Ehe und dann man aber überhaupt über die allerersten Grundsätze des Lebens und Zusammenlebens, über die Natur der Seele und ihr Verhältnifs zu dem, was wir Leib und Geist nennen, näheren Aufschlufs erhalten hat, wird das, was wir in der Lehre vom thierischen Magnetismus leisten können, doch immer nur mehr oder minder Stückwerk bleiben.

Ehe ich nun aber diesen Artickel beschliefse, erlaube ich mir noch einige Bemerkungen über das Verhältnifs, das die Lehre vom thierischen Magnetismus zu einigen unserer sogenannten Wissenschaften, als z. B. zur Physiologie, Psychologie, der Medicin und Philosophie hat, beizufügen.

Die Psychologie hatte es auf sich genommen, nicht sowohl die Natur der Seele selbst (dieses überliefs sie der Metaphysik), sondern vielmehr nur die Vermögen oder Funktionen der Seele auszukundschaften; sie nannte sich vorzugsweise Seelenlehre, weil sie, den gangbaren Ideen über die Natur der Seele vertrauend, glaubte, dafs nur vorzugsweise die geistigen Funktionen als Wirkungen dieser leztern anzusehen seyen.

Die neuen seltsamen Phänomene, welche durch den thierischen Magnetismus auch in der Region der geistigen Welt zum Vorschein kamen, erregten, wie billig, ihre Aufmerksamkeit. Allein die Erscheinungen des thierischen Magnetismus waren zu neu, als dafs sie unter alte Titel füglich hätten gebracht wer-

den können. Die Seelenlehre hatte zwar, um nur Ein Beispiel anzuführen, unter den verschiedenen Vermögen der Seele auch ein Gedächtnifsvermögen für vergangene Dinge, nicht aber ein Gedächtnifs, das auch selbst erst zukünftige Dinge anticipirte, aufgezählt, und doch fehlte nicht viel, so hätten sie die Erscheinungen des thierischen Magnetismus zu diesem Schritt genöthigt.

Nichts war, bei solchen Umständen, klüger gethan, als solchen Erscheinungen ganz den Abschied zu geben, nichts mit ihnen zu schaffen haben zu wollen, oder sie etwa höchstens unter das Kapitel der Einbildungskraft, und zwar der überspannten, zu subsumiren, denn dieses war von jeher gewöhnt, die Dienste eines Magazins des Wundervollen, nicht natürlich Erklärbaren zu thun, und wird vielleicht ohnehin am Ende das erste und lezte der Seelenlehre werden.

Auf diese Weise geschah es, dafs die Lehre vom thierischen Magnetismus, und die Seelenlehre sich bis jezt ganz fremd blieben, keiner von der andern Licht und Aufklärung zufloſs.

So wie die Psychologie mehr die unsichtbaren geistigen Funktionen, so hatte die Physiologie mehr die sichtbaren am Leibe sich darstellenden Wirkungen der Seele, in Betracht gezogen. Die Fäden dieser beiden Wissenschaften liefen in einander, sie machten in gewifsem Betracht nur Ein Gewebe, und Ein Meisterstück aus. Die Physiologie hatte nur das vor jener voraus, dafs sie den von ihr aufgezählten Eigenschaf-

ten ihres Objects einen objectiven anatomisch bestimmten Sitz am Leibe nachweisen konnte.

Aber doch sind eben auch diese Sitze nicht ganz fest genug gegründet, als dafs sie nicht von dem thierischen Magnetismus bisweilen ein wenig verrückt würden. Wie werden sich unsere Anatomico-Physiologi mit der Zeit aus der Schlinge helfen, wenn man das Organ jenes Sinnes von ihnen wird nachgewiesen wissen wollen, der Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl in sich vereinigt, und doch weder das Eine noch das andere ist? Wie kommt es, dafs die disjecta membra sensorii sich wiederum in Ein Centralsensorium zusammenzubegeben vermögen, während ihre Organe zerstreut, wie immer, bleiben?

Aus dem Bisherigen folgte ohngefähr das, dafs Psychologie und Physiologie sich wie die Lehre vom thierischen Magnetismus noch gleicherweise in ihrem Kindesalter befinden, und dafs also beide mit einander noch zu wachsen haben werden.

Was die Medicin betrift, so ist diese noch in so vielen Punkten mit Blindheit gestraft, dafs es vielleicht bei keiner andern Wissenschaft, als bei ihr, besser angelegt wäre, wenn man sie selbst, wie sie ist, zur Clair-voyante machen könnte. Der Name Medicin begreift so vieles in sich, dafs es schwer ist, von ihr in abstracto zu reden, ausserdem läuft ihr höherer oder niedrigerer Stand so sehr al pari mit dem der Philosophie, Physiologie u. s. f. dafs von ihr als einer selbstständigen Wissenschaft eigentlich die Rede gar nicht seyn kann; übrigens ist ihr als der Mutter der schönsten

Entdeckungen in der Naturwissenschaft und als der ohne Zweifel auch zukünftigen besten Pflegerinn des thierischen Magnetismus zu wünschen, dafs dieser leztere zu ihrem gröfsten Vortheil wohl gedeihen und wachsen möge.

Die Philosophie endlich stöfst, (wenn sie ihres Namens würdig ist) insgemein gegen das herrschende Denksystem der Menschen vielfach an. Dieses leztere beruht meistens auf gewissen Grundsätzen, die sich der grofse Haufen vom Denkbaren und Undenkbaren gemacht hat. Was nämlich dieser leztere mit Augen gesehen und mit den Händen begriffen hat, das hält er für wahr und untrüglich; wovon er sich nicht so gut hat überzeugen können, darüber macht er sich gerne lustig. Ergiebt sich nun einmal die Gelegenheit, dafs man diesem leztern auch einmal durch den Augenschein darthun kann, wie es denn doch noch mehr unter der Sonne giebt, als er in seiner Weisheit sich träumen liefs, so kann der Philosoph seine Freude daran haben, wenn er den lezten auch einmal grosse Augen machen sieht, wie er denn wohl diefs bey den Phänomenen des thierischen Magnetismus bisweilen thun möchte. Viel wichtiger, als wegen dieses leztern Umstandes macht sich der thierische Magnetismus der Philosophie dadurch, dafs an den Tag kömmt, wie in der Welt doch Alles durch innigere Bande zusammengehalten ist, und dafs durch ihn der Glaube an die Existenz höherer Begebenheiten gewekt und gestärkt wird. Mit diesem Glauben in der Hand wird man mit mehr Enthusiasmus einen Gegenstand auszu-

bilden suchen, der einen so neue tiefe Blicke in das Innerste der Natur thun zu lassen verspricht, und so könnte am Ende Philosophie und Erfahrung, diese jener näher kommen, beide könnten sich bis zu jener höhern Magie steigern, welche die Krone aller wissenschaftlichen Bestrebungen seyn würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Experimente mit dem thierischen Magnetismus.

I.

Demoiselle M., 10 Jahre alt, ward zwischen ihrem 7ten und 8ten Jahre von häufigen gastrischen Beschwerden, (woran Würmer wohl die meiste Schuld haben mochten,) befallen. Der Arzt, der sie damals behandelte, ermüdete nicht, ein ganzes Jahr lang gegen jene Uebel mit Brech- und Laxirmitteln zu Felde zu gehen. Eine der Folgen von diesem Allem war, dafs das Mädchen nach Verfluſs dieses Jahres vollkommen blind war. Die Blindheit bestand in einer Amaurose vom ersten Grad; es war keine, oder eine wenigstens kaum bemerkbare Atrophie des Auges vorhanden, von Glaukom oder einer Verdunklung der Kristallinse war nichts zu sehen, die Iris hatte ihre Beweglichkeit vollkommen beibehalten, auch war, wenn man das geschlossene Auge berührte, nichts von jener hornartigen Beschaffenheit des Augapfels, die sonst bei der im höchsten Grade ausgebildeten Amaurose statt hat, zu fühlen. Die Axen des Auges standen schief, das Auge selbst war wie beim Lippus,

nur in viel auffallenderem Grade, in beständiger Bewegung, die Willkühr hatte fast allen Einfluſs über dieselben verloren.

Seit fast 2 Jahren war das Mädchen bei mehreren der bekanntesten Aerzte in Kur gewesen, der Eine hatte electrisirt, der andere galvanisirt, der dritte mehr zu innerlichen Mitteln seine Zuflucht genommen, alle vergebens. Man wandte sich nun an Herrn Prof. Joh. Ad. Schmidt in Wien, welcher vor Allem darauf bedacht war, der Constitution des Mädchens im Allgemeinen aufzuhelfen, und dann die sehr dringenden Wurmsymptome zu beseitigen. Nachdem dieses gelungen war, fieng Herr Prof. *Schmidt* an, seine gegen solche Arten von Amaurose schon mehrfach erprobte Verfahrungsweise zu beobachten; da jedoch der Erfolg diesmal den Erwartungen nicht entsprach, erhielt ich die Erlaubniſs, das Mädchen magnetisiren zu dürfen.

Ich fieng die Versuche mit der gewöhnlichen Manipulation, nämlich mit dem Strich à grands courants vom Kopf gegen die Extremitäten an, und zwar täglich zweimal eine Viertelstunde lang. Ich sezte diese Methode gegen 10 Tage lang fort, da ich aber keinen auffallenden Erfolg davon wahrnahm, ausser dem, daſs dem Mädchen öfters während des Magnetisirens fast zum Erbrechen übel wurde, so gab ich dieselbe auf, und nahm dafür folgendes Verfahren an, für das ich aus mehreren Gründen schon früher sehr gestimmt war: ich magnetisirte nämlich, statt wie vorher vom Kopf gegen die Extremitäten, so jezt von

diesen, und vorzüglich vom Unterleib und der Magengegend gegen den Kopf, und besonders das Auge, indem ich hiebei den Zweck hatte, jene Gegenden gleichsam zu entnerven, auf ihre Kosten aber das Auge wiederum zu beleben. Hatte ich diese Striche gegen das Auge 5—6mal wiederhohlt, so stemmte ich, nach der von Wienholdt angegebenen Art, meinen Zeigefingermehreremale gegen den Daumen, um ihn gegen das Auge zu werfen. Hierauf wiederholte ich während der ganzen Sitzung beständig diese Manipulation. Gleich das erstemal, wo ich dieses versuchte, bemerkte ich, dafs sich die Augen des Mädchens leicht entzündeten, was nachher auch fast jedesmal wiederum geschah, diese Entzündung hatte sich aber jedesmal in einer Viertelstunde nach dem Magnetisiren wiederum verloren. So oft ich meinen Zeigefinger gegen das Auge warf, klagte sie über einen Schmerzen, der demjenigen fast ähnlich seye, den sie vormals empfunden hatte, wenn man ihr die Drähte einer Voltaischen Batterie gegen die Augen brachte. Den zweiten Tag, da ich sie auf diese Weise magnetisirte, rief sie jedesmal, wenn ich gegen das Auge warf, sie sehe feurige Funken, gleich darauf sagte sie, die Funken seyen dunkelgrün. Nach ohngefähr 5 Tagen, wo sie immer behauptete, dunkelgrüne Funken zu sehen, erschienen ihr dieselben auf einmal hellgrün, und wenige Zeit darauf gelb. Jedesmal, wenn ich das Magnetisiren anfieng, sah sie dunkelgrüne, dann hellgrüne, und am spätesten gelbe Funken, und oft rief sie auch voll Ferude, es werde ganz hell um ihre Augen, sie sehe

die Umrisse meiner Hände, meiner selbst, das ganze Zimmer sey helle.

In der Zwischenzeit hatte ich einigemale Gelegenheit, sie mit einer wahrhaften Somnambüle, die *clairvoyante* in sehr hohem Grade war, zusammenzubringen. Diese erklärte jedesmal, so oft ich sie wegen des Mädchens fragte, es werde mit der Kur zwar langsam, aber sicher vorwärts gehen. Geduld seye hier nöthig. Die Manipulationsart, deren ich mich bediene, sey gut und heilsam.

Ich fuhr auf diese Weise nun fort zu magnetisiren, und es zeigten sich auch immer mehrere gute Folgen. Es war, als ob die Heilung von aufsen nach innen erfolgen wollte. Nach und nach verloren sich nämlich die sonst so heftig gewesenen Bewegungen des Auges, dieses fieng an, sich wiederum der Willkühr zu unterwerfen, das Mädchen konnte dasselbe sehr leicht wiederum fixiren, was sie vorher nie im Stande gewesen war, die Sehaxen hatten fast ganz wiederum in die natürliche Richtung eingelenkt, und überhaupt der ganze Blick ward natürlicher.

Bei weiter fortgesetztem Magnetisiren verlor sich am Ende das Funckenschen fast ganz, und nur sehr selten behauptete das Mädchen, welche zu sehen. Dagegen nahm der Sinn fürs Licht überhaupt auffallend zu. Oft lachte sie, wenn ich neben ihr stand, und sagte, ich sehe Sie. Sie gewann ein Vergnügen daran, sich selbst die Hände, oder ein Buch vorzuhalten, und es zu betrachten. Der Sinn für Farbe schien zwar noch nicht wiederum da zu seyn, oder wenig-

sens

stens in sehr geringem Grade, dagegen wuchs er für Helle und Dunkel in auffallendem Grad. Eines Tags wurde die Sonne auf einmal von einer Wolke bedekt; sie bemerkte sogleich, ohne darauf aufmerksam geworden zu seyn, dafs es dunkeler geworden sey. Ein anderesmal begegnete ich ihr auf der Strafse, sie lief auf dem Fufspfad ganz allein, und ihre Wärterin, die sie sonst geführt hatte, hinter ihr. Ich ergriff sie bei der Hand, ohne ein Wort zu sagen, sie aber erkannte mich sogleich, und redete mich an.

So weit hatte ich es durch ein ungefähr 6 Wochen lang fortgesetztes Magnetisiren gebracht, als das Mädchen die Masern bekam, die sie ziemlich krank machten, so dafs ich sie während der Zeit nicht magnetisiren konnte und wollte; gleich darauf mufste ich Wien verlassen, und konnte also meine Experimente zu meinem grofsen Bedauern nicht vollenden.

Während der ganzen Kur zeigte das Mädchen nie eine Spur von Neigung zum Somnambulismus, oder von den den Somnambulismus gewöhnlich begleitenden Symptomen, obgleich ich doch ziemlich stark auf sie wirkte, indem ich ihr z. B. den Arm durch einige Striche beinahe lähmen, und diese Lähmung wieder tilgen konnte. Auch von einem näher gegen mich stattfindenden Rapport ist Folgendes ein Beweifs: es waren dem Mädchen früher am *processus mastoideus* Aezmittel angelegt worden, die noch eine Zeitlang fliessend erhalten wurden. Wenn ich gegen diese Ge-

schwüre auch in einer Entfernung von 2 Schritten meinen Zeigfinger gerade so schleuderte, wie ich es gewöhnlich gegen das Aug that, so zog das Mädchen jedesmal schnell den Kopf ein, weil es einen Schmerz davon empfand, liefs ich aber jemand anders den Versuch machen, so empfand daſselbe nichts davon; oft stellte ich mich mit einer andern Person hinter sie, und schleuderte abwechselnd mit dieser meine Finger gegen jene Stellen hinter dem Ohr. So oft ich dieses gethan hatte, so oft gab sie es auch richtig an.

Ob nun der Umstand, daſs das Mädchen niemals Neigung zum magnetischen Schlaf zeigte, bloſs an ihrer bestimmten Individualität lag, oder an der besondern Art der Manipulation, deren ich mich bediente, will ich hier nicht entscheiden. Sicher ist es, daſs es einen groſsen Unterschied macht, nach welcher Richtung man streicht. Vielleicht daſs entgegengesezte Richtungen im Allgemeinen auch entgegengesezte Wirkungen hervorbringen.

Es wäre überhaupt sehr zu wünschen, daſs man über die verschiedenen Manipulationsarten und deren Wirkungen beim thierischen Magnetismus besser und genauer unterrichtet wäre, als es wirklich der Fall ist; man würde eben dadurch um vieles häufiger, und auch schneller die Wirksamkeit des thierischen Magnetismus erproben können. Ich will hier nur z. B. das Hauchen anführen, mit welchem man in der That auf eine sehr leichte und schnelle Art groſse Wirkungen hervorbringen kann. So habe ich z. B, vor kurzem bei

einer sehr hartnäckigen heftigen Ophthalmie, bei welcher die Augenlieder beständig krampfhaft verschlossen waren, zulezt der Patientin den Rath gegeben, sie sollte sich des Tages öfters gegen das Aug hauchen lassen. Gleich den andern Tag darauf traf ich die Patientin mit geöffneten Augen an, die Entzündung war um vieles vermindert, und die Person versicherte mich, dafs sie gleich das erstemal, da ihr Auge angehaucht wurde, sogleich viele Linderung in Ansehung der Spannung in der Augengegend verspürt habe. Bei einer andern Frau, wo eine Phthisis angesezt hatte, und die ich erst kürzlich gegen 5 Wochen lang magnetisirte, bediente ich mich auch des Hauchens mit sehr auffallendem Effekt. Diese Frau hatte öfters einen Husten, der gegen eine Stunde anhalten konnte. Besonders anfänglich, ehe ich in nähern Rapport mit derselben kam, erregte ich ihr diesen Husten, wenn ich anfieng sie zu berühren, wie ein Fremdling den Insulanern auf *St. Kilda*. Diesen Husten aber konnte ich ihr sogleich dadurch hemmen, dafs ich die Eine Hand auf ihre Stirne, die andere auf ihre Herzgrube legte, und dann gegen den Hals hauchte, wo der *nervus phrenicus* seinen Verlauf hat. Eben dieser Frau konnte ich durch ein Hauchen gegen die Herzgrube das Athemholen vollkommen erleichtern, so dafs, wenn vorher ihr Athmen ängstlich, schnell und pfeifend war, sie nach dem Hauchen langsame tiefe Athemzüge aufs leichteste holte, wobei man kaum bemerken konnte, dafs sie Luft schöpfte. Vielleicht könnte diefs Hauchen

mit der Zeit zu einem grofsen Mittel bei Anfällen, die von Kongestionen aller Art herrühren, bei apoplektischen, epileptischen, hysterischen und andern dergleichen, werden, da es besonders den Vorzug vor den übrigen magnetischen Behandlungsarten zu haben scheint, dafs es schneller sich wirksam zeigt, als die andern, weswegen es sich auch in solchen Fällen, wo schnelle Hülfe nöthig ist, vorzüglich empfehlen würde.

II.

Demoiselle M. wurde 2 Jahre vorher, ehe ich sie zu sehen bekam, zu einer Zeit, da sie gerade menstruirt war, auf einer Reise in ihrem Wagen umgeworfen. Der Schrecken, nebst dem Umstand, dafs sie, weil es gerade regnete, völlig durchnäfst wurde, machten, dafs die Reinigung bei ihr plözlich stille stand. Späterhin, so oft die Periode eintrat, litt sie mehrere Tage hindurch an sehr heftigen Leibschmerzen, worauf alsdann jedesmal immer nur sehr wenig Blut abgieng. Im übrigen war sie vollkommen gesund, und schien überhaupt einer sehr guten Konstitution zu geniefsen.

Da sie sich früher von der Wirksamkeit des thierischen Magnetismus zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte, und sie Lust zu haben schien, auch an sich den Versuch machen zu lassen, so erbot ich mich ihr zum Magnetiseur, was sie auch annahm.

Ich fieng ebenfalls damit an, sie in grofsen Bögen zu magnetisiren, und zwar des Tages nur Einmal. Gleich das erstemal bemerkte ich, dafs das Magnetisi-

ren nicht ohne Wirkung war. Ihre Augen wurden schwer, sie gähnte öfters, wurde roth und blafs, ihre Arme und Füfse waren wie Blei so schwer, den zweiten Tag konnte sie sich nur mit äufserster Mühe des Schlafes erwehren; den dritten Tag schlief sie wirklich ein, nachdem sie vorher einen tiefen Athemzug geholt hatte, und den Kopf vorwärts hatte sinken lassen. Ich magnetisirte immer fort, bis sie mir ein Zeichen zum Aufhören gab. Kurz darauf fieng sie an: mir ist unbeschreiblich wohl, ich war so unklug, dem Schlaf widerstehen zu wollen, es reut mich nicht, es nicht vermocht zu haben. Sie wunderte sich vielfach über die seltsame Lage, in der sie sich befinde. Nach einer Viertelstunde und einige Minuten darüber wachte sie von selbst auf, und wufste nichts davon, dafs sie geschlafen habe. Am folgenden Tag verfiel sie sehr bald in Schlaf. Sie befand sich eben so behaglich in demselben, wie Tags zuvor, und noch mehr, da sie fast den ganzen Tag über von den ihrer Periode immer vorangehenden Schmerzen geplagt worden war, welche jezt während der Krise ganz aufgehört hatten. Sie bestimmte mir die Minute zum voraus, in welcher ich sie wecken sollte, und bat mich, es ja nicht früher oder später zu thun. Sie bat mich aufs dringendste, sie doch ja den andern Tag gewifs zu magnetisiren, indem diefs ihr Leiden um einige Tage abkürzen würde. Die Krise dauerte diefsmal schon fast 3 Viertelstunden. — Am folgenden Tag verfiel sie wiederum sehr leicht und schnell in Krise, ich mufste sie aber auf

dieses etwas sprach, und dabei machte sie eine Miene des Schmerzens und Unwillens. Ein Dienstmädchen, dem sie sonst wohl geneigt zu seyn schien, hielt sich gewöhnlich in einer benachbarten Küche auf. Diese durfte sich nicht rühren, oder sich dem Zimmer, worinn wir uns befanden, nähern, ohne dafs jene sogleich Zeichen von heftigem Schmerzen von sich gegeben hätte. In diesem Fall rükte sie plözlich mit ihrem Sessel von der Wand in die entfernteste Ecke des Zimmers, und kehrte derselben den Rücken zu. Neugierde trieb oft jenes Mädchen, ihr Ohr ganz leise, so dafs ich nichts davon merkte, ans Schlüsselloch anzulegen. Diefs merkte meine Somnambüle jedesmal, und begab sich auch alsbald aut die Flucht. Ich brachte einmal einen meiner Freunde, der begierig war, diese Erscheinungen zu sehen, mit mir. Ich hiefs ihn, nachdem sie in Schlaf versezt war, einige Fragen an sie machen. Er that es, aber sie antwortete ihm nicht, bis er mich mit der Hand berührte, worauf sie ihn sogleich hörte, und auch antwortete. Da er nachher, ohne mich zu berühren, wiederum einige Fragen an sie machte, so sagte sie mir ins Ohr: ich glaube der Herr redet wiederum, aber ich verstehe ihn nicht, seine Sprache klingt in meinen Ohren, wie ein wildes Brüllen. Wollte ebendieser von seinem Sessel, auf dem er safs, aufstehen, um sich ihr zu nähern, so bat sie ihn aufs höflichste, er möchte sich doch ja nicht bemühen, fragte ihn, ob er Langeweile auf seinem Sessel habe? und mittlerweile rückte sie immer wei-

ter mit ihrem eigenen von ihm weg, denn seine Gegenwart war ihr, obgleich sie so artig war, es ihm nicht sagen zu wollen, höchst beschwerlich.

Für das, was auf der Strafse vorgieng, oder überhaupt für Geräusch, das in ihrer Nähe vorgieng, schienen ihre Sinne ganz verschlossen zu seyn. Wenn ein Wagen vorbeifuhr, der Haus und Fenster zittern machte, oder die Glocke auf einem benachbarten Hause schlug, oder die Soldatenwache, die unten vor dem Hause stand, noch so kräftig das „Abgelöst" schrie, so hörte sie dennoch nichts davon. Wenn ihre Krise durch nichts gestört war, so war sie ungemein vergnügt, und gewöhnlich dabei sehr geistreich und witzig. Sie sprach sehr gerne, suchte Alles hervor, um mich zu unterhalten, weil sie einestheils immer befürchtete, ihre Krisen möchten mir zu lange dauren, und anderntheils, weil sie immer meine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet haben wollte, hoffte sie, mich dadurch zu hindern, zerstreut zu seyn.

In den gewöhnlichen Kunststücken, vermittelst des Zeigefingers den Stand eines Uhrenzeigers aufzusuchen, oder Karten durchs bloſse Gefühl zu benennen, hatte sie eine ziemliche Fertigkeit, und sie hätte es hierinn weit bringen können, wenn ich sie öfters geübt hätte, was ich aber, da ich sah, daſs sie es nicht gerne that, unterlieſs. Wann sie nicht sprach, so war sie immer in Gedanken beschäfftigt, und zwar meistens über ihren eigenen Zustand. Sie sagte mir öfters: wäre ich nicht magnetisirt worden, so hätte

ich binnen eines halben Jahres eine schwere Krankheit ausstehen müfsen. Eine Flechte, welche sie seit einigen Wochen vorne am Hals hatte, und die immer weiter um sich griff, mufs sie während ihres Schlafes öfters beschäfftigt haben, und sie mufs öfters, ohne dafs ich jemals sie daran gemahnt hätte, über die Mittel, dieselbe wegzuschaffen, nachgedacht haben. Auf einmal sagte sie einmal mit triumphirendem Lächeln: jezt weifs ich, wie ich meiner Flechte los werde, rathen Sie mir morgen, dafs ich sie mit trockenem Schnupftaback einreibe. Eine Weile darauf, nachdem sie wiederum hierüber spekulirt haben mufste, meinte sie, ich sollte ihr doch lieber fein zerstossenes Kochsalz auf die Flechte zu streuen anrathen. Ich befolgte den andern Tag meinen Auftrag, und gab ihr, als ob das Mittel von mir erdacht worden wäre, den Rath mit dem Kochsalz. Nach 2 Tagen war die Flechte weg; sie wollte es nicht glauben, dafs sie sich selbst dieses zu verdanken habe.

Indessen war die Zeit ihrer Periode wieder herangekommen. Sie gieng fast ohne alle Schmerzen vorüber, obgleich die Demoiselle sich unmittelbar vor dem Eintritt derselben auf einer Spazierfahrt, wo sie ein Plazregen schnell überfiel, sehr verkältet und durchnäfst hatte. Nun erst wurden dem Magnetismus vollends gehörige Elogen gemacht, zugleich aber auch mir versichert, dafs kein anderer Magnetiseur für sie so angemessen gewesen wäre wie ich; umgekehrt aber meinte sie auch, würde ich nicht sobald wie-

derum eine Person zum Magnetisiren finden, über die ich so leicht eine solche Herrschaft gewinnen könnte, als über sie. Es wurde nun ausgemacht, dafs ich sie nur noch von Zeit zu Zeit zu magnetisiren nöthig hätte, und zwar noch einige Wochen lang 3mal in der Woche.

In einer dieser lezten Sitzungen fieng Demoiselle M. unter der Krise, nachdem sie vorher ganz munter gewesen war, auf einmal an, eine sehr traurige angstvolle Miene anzunehmen, und zulezt brach sie gar in ein Weinen aus. Auf meine Frage, was diefs zu bedeuten habe? sagte sie mir: in ihrer Familie, von der sie über 150 Meilen entfernt war, seye vor Kurzem ein Todesfall geschehen, diefs seye sie so eben inne geworden. Ich suchte ihr diefs auszureden, allein es half nichts, sie behauptete dessen ganz gewifs zu seyn, und fuhr fort zu weinen. Da ich wissen wollte, wie sie denn zu dieser Botschaft gekommen seye, sagte sie, sie wisse es selbst nicht recht, auf einmal seye sie dessen gewifs geworden. Ich fragte sie, ob sie mir denn die Person nennen könnte, welche gestorben seyn soll, sie verneinte es aber, und nannte mir 2 Personen aus ihrer Familie, wegen welcher sie sehr besorgt sey. Hintennach zeigte es sich, dafs keine von den 2 Personen die verstorbene war. Der Brief, sezte sie hinzu, der mir die Nachricht bringt, ist schon unterwegs. Sie beschwor mich, ihr doch ja nach der Krise nichts von dieser ihrer Ahnung merken zu lassen, weil sie sich sonst zu Tod ängstigen

würde. Als sie von ihrem Schlaf erwachte, war sie so guten Muthes, wie jemals, auch nicht von ferne schien sie zu ahnen, was für eine Vision sie gehabt habe.

Mich hatte der Ausdruck von Schmerzen auf ihrem Gesichte während der Krise, der so ganz aus einer innern Ueberzeugung über das Faktum hervorzugehen schien, und die Hartnäckigkeit, womit sie ihre Aussage von dem Todesfall bekräftigte, auch wirklich dazu gebracht, dafs ich der Sache Glauben beimafs. Ich erzählte den Vorfall sogleich dem Herrn Prof. *Schmidt*, damit dieser Zeuge von dem Faktum seyn könnte. Mit grofser Begierde erwartete ich die Stunde, wo ich meine Somnambüle wieder in Schlaf bringen könnte, um zu sehen, ob sie auch wohl diesesmal wieder jene Vision haben würde. Eine geraume Zeit hindurch während der Krise schien diefs nicht geschehen zu wollen. Sie war wie gewöhnlich ganz jovialisch, sprach viel, bis sich auf einmal Spuren von Jammer auf ihrem Gesicht blicken liefsen. Sie wandte ihr Gesicht weg, und verbarg es auf ihrem Arm, den sie auf die Lehne ihres Stuhls gelegt hatte, und weinte ganz stille, um es das Mädchen, das gerade im Zimmer war, nicht merken zu lassen. Endlich konnte ich sie fragen, was ihr seye? — Was mir gestern war, antwortete sie, in meiner Familie ist ein Todesfall geschehen, ich weifs es gewifs; sie priefs sich glücklich, dafs sie aufser der Krise keine Ahnung hievon habe, weil sie sich so sehr bekümmern würde. Ich fragte sie

aufs neue, ob sie denn nicht auch die Person wüfste, die gestorben wäre? Sie verneinte es aber wiederum, sagte aber doch, sie würde es mir vielleicht in einer der folgenden Krisen, noch ehe der Brief ankäme, sagen können.

In der auf diese folgenden Krise fieng sie sogleich, sobald sie in Schlaf versezt war, das Jammern wiederum an. Sie bat mich, sie auf alle mögliche Art von den Gedanken an diesen Fall während der Krise abzubringen zu suchen, und ich versuchte es auch, durch Gespräche über ganz andere Gegenstände ihre Aufmerksamkeit hievon abzulenken, jedoch kam sie öfters wiederum auf diesen Gegenstand zurück.

Hätte ich die Umstände vorausgesehen, die es mir späterhin unmöglich machten, sie noch öfters in Krise zu versetzen, so würde ich in jener leztern, statt sie von dem genannten Gegenstand mit ihren Gedanken zu entfernen zu suchen, vielmehr noch geforscht haben, ob sie mir nicht noch nähere Umstände von dem Todesfall hätte angeben können: so aber versäumte ich die Gelegenheit, indem ich meine Fragen auf künftige Krisen, die nicht mehr Statt haben konnten, versparte.

Vier oder fünf Tage nach dieser lezten Sitzung fand ich Demoiselle M., da ich zu ihr ins Zimmer trat, sehr niedergeschlagen, und Spuren in ihrem Gesichte, dafs sie geweint hatte. Als ich nach der Ursache hievon fragte, deutete sie auf einen Brief, der auf dem Tische lag, und sagte, es seye ihr in demselben die Nachricht eines nahen Anverwandten und sehr

guten Bekannten gemeldet worden. Ich fragte sie, ob sie früher Nachricht von einer Krankheit desselben gehabt habe, sie sagte aber: nein, durchaus keine, die Nachricht kam mir ganz unerwartet. Auch von einer Ahnung, die sie davon gehabt hätte, wollte sie durchaus nichts wissen.

Ich enthalte mich hier aller Bemerkungen über diese Geschichte, und überlasse es jedem, sie sich nach seiner Art auszulegen.

II.

Kritische Abhandlungen

und

Uebersichten.

I.

Darstellung des Bichat'schen Systemes

als erste Fortsetzung der historischen Umrisse von Frankreichs naturwissenschaftlicher Kultur.

Von dem Professor Walther zu Landshut.

Früher wurde eines ausgezeichneten Produktes der französischen naturwissenschaftlichen Literatur, des *Bichat'schen* Systemes gedacht. Man hat bei der Analyse von *Bichats* Schriften bisher die gröfste Aufmerksamkeit der Masse von Thatsachen zugewandt: aber es ist das innere geistige Leben und die Gestaltung des Ganzen, was uns nicht minder wichtig seyn mufs. So wenig Zusammenhang die verschiedenen Schriften von *Bichat* unter sich zu haben scheinen: so ist es nach meiner Ueberzeugung dennoch Eine, sich selbst gleiche, und gemeinsame Idee, die allen zu Grunde liegt.

Bichat entwickelte zuerst mit Bestimmtheit und Klarheit die vor ihm schon angedeutete Idee einer all-

gemeinen Anatomie. Man hatte el mals den Magen, und die Leber, und das Auge u.j s. f. zergliedert. Von dem Magen sagte man: er sey aus 4 Häuten gebildet, aus einer Zottenhaut, einer Zellhaut, einer Fleischhaut, und aus einer äufsern Membran, welche er als eine Fortsetzung von dem Bauchfelle erhalte. Die Zottenhaut wurde als eine weiche, schwammichte, röthlichte, gerunzelte, Nerven- und Gefäfs-reiche Membran beschrieben. In der Description der Fleischhaut bestimmte man die Richtung, das Entstehen, und den Verlauf der Muskelfasern; die Art des Zusammenhanges dieser Haut mit der ersten, und die zellichte Zwischenbildung zwischen beyden, welche einige Anatomen als eine eigene Haut beschrieben hatten. Man ahndete und sprach auch wohl von der Aehnlichkeit in der Bildung, und in der Vegetationsart der Zottenhaut des Magens, und der ebenfalls gerunzelten Membran, welche die innere Oberfläche der Urinblase überzieht, so wie von der Analogie beyder Membranen mit der Schneider'schen Haut in der Nasenhöle. Aber niemand hatte noch alle solche und ihnen gleich gebildete Membranen unter einer allgemeinen Benennung, nemlich unter jener der *Schleimhäute* zusammengestellt. Eine solche Aneinanderreihung von sich gleichartigen, wenn auch an die verschiedensten Organe vertheilten Bildungen mufste nothwendig von grofsem Vortheile seyn. Denn nun war es möglich, das Wesentliche von dem Zufälligen in der Bildung der Schleimhäute zu unterscheiden, die allen gemeinsamen Eigenschaften, die allen gemeinsamen von denjenigen, welche den

einzelnen Schleimhäuten nur vermöge ihrer besondern Lage, und vermöge ihrer Verbindung mit andern Geweben zur Totaleinheit eines Organes, zukommen, abgesondert zu betrachten, und also die Gesetze des eigenthümlichen, individuirten Lebens der Schleimhäute aufzufinden. Waren aber einmal die Gesetze des Lebens für alle Schleimhäute dieselben; war es gewifs, dafs sich alle auf eine und dieselbe Weise ernährten, alle die nemlichen Verrichtungen ausübten, zum Beispiel dasselbe Secretionsproduct lieferten; so mufsten sie auch denselben Veränderungen im krankhaften Zustande unterworfen seyn. So war unter andern die Entzündung bei allen Schleimhäuten von denselben Phänomenen begleitet, das Secretionsproduct aller Schleimhäute wurde durch die Entzündung auf dieselbe Weise verändert, nemlich der Mucus nahm am Oxidationsgrade im gleichen Verhältnisse mit dem Steigen der Entzündung zu; denn die secernirende Thätigkeit ist nur der über den Kreifs eigener Individualität fortschreitende Bildungstrieb des Organes: die Qualität des Secretionsproductes ist immer der Art und Weise der eigenthümlichen Selbstreproduction des absondernden Organes gleich, und wird also bei allen Krankheiten, welche die innere Vegetation des Organes selbst verletzen, und zwar auf eine und dieselbe Weise mit dieser verändert. Die Bildung der Polypen, welche an *allen* Schleimhäuten in der Nähe ihrer Anmündung mit der äufsern Haut, und welche *nur* an Schleimhäuten entstehen, findet in jener Iden-

tität, und innern Gleichartigkeit der Bildung der Schleimhäute ihren Grund.

Was man sonst von dem specifiken Leben der verschiedenen Organe gesagt hat, findet hierin seine nähere Bestätigung und Einschränkung. Nicht das ganze Organ, in der Gesammtheit derjenigen Gewebe, aus welchen es gebildet ist, führt ein specifikes Leben; sondern jedes dieser Gewebe hat schon ein eigenthümliches Leben in sich, welches von dem Leben anderer, ihm zunächst liegender, und mit ihm zur Totaleinheit eines Organes verbundener Gewebe specifik verschieden ist.

So führen die serösen Häute, welche alle solche Organe überkleiden, deren Oberfläche nicht in eine zellulöse Atmosphäre zerfliefst, ein von dem Leben des Organes, welchem sie als äufsere Haut dienen, specifisch verschiedenes Leben. Z. B. Die seröse Haut des Magens nimmt keinen Antheil an der Digestion; die arterielle Exhalation ist an ihr zur Zeit der Chymification, wenn die Schleimhaut des Magens eine gröfsere Quantität vom Magensaft absondert, und die Fleischhaut in jene oscillirende Bewegung geräth, welche den ersten Impuls zur peristaltischen Bewegung giebt, der Quantität nach nicht verändert; — alle andere Gewebe des Magens können krankhaft verändert seyn, und die seröse Haut des Magens leidet nicht. Dagegen nehmen die andern Gewebe des Magens an den Krankheiten seiner serösen Haut, z. B. an ihrer Entzündung, an der Wassersucht keinen Antheil. Unter einem zottigen Ueberzuge (*cor villo-*

sum) liegt ein gesundes Herz; und von den Geweben, aus welchen der Augapfel gebildet ist, wird jedes einzeln für sich entzündet, ohne dafs die übrigen Gewebe mitleiden. Eine catarrhalische Augenentzündung dauert Jahre lang in der Schleimhaut (*Conjunctiva*) des Augapfels fort, ohne die ihr unterliegende, fibröse Haut (*Sclerotica*) zu ergreifen.

Dagegen führt eines und dafselbe Gewebe, in der Structur von welchem Organe es nur immer vorkomme, auch ein und dafselbe Leben. Die seröse Haut des Unterleibes (das Bauchfell) vegetirt nach denselben Gesetzen, wie die seröse Haut der Brusthöle (das Brustfell) und wie jene der Gehirnhöle (die Spinnengewebehaut). Begreiflich ist nun bei dem Puerperalfieber nicht nur das *peritonaeum*, und die äufsere Oberfläche aller mit diesem, als mit einer äufsern Haut, überkleideter Baucheingeweide entzündet; sondern aus demselben Grunde findet auch eine Entzündung in der serösen Haut der Brusthöle, und an der Oberfläche aller mit dieser überkleideter Eingeweide, manchesmal auch eine Entzündung der Arachnidea statt. Die Fleischhäute, und die willkürlich beweglichen Muskeln sind beide aus demselben Gewebe, nemlich aus dem Muskelgewebe gebildet; ihre Ernährung (aus dem Faserstoff und Färbestoff des Blutes) ihre Wirkung, und ihre Veränderung im krankhaften Zustande ist daher auch immer dieselbe.

Die Function irgend eines Organes ist also nur die nach aussen reflectirte Totaleinheit der specifiken Leben seiner Gewebe, und wird daher mit diesen verändert.

Zwey Organe, welche in ihrer Structur Ein und daſselbe Gewebe enthalten, sind daher nur in anscheinenden *Consens* mit einander gesetzt. Indem nemlich jedes specifike Gewebe eine eigenthümliche dynamische Entwickelungsstuffe des organischen Bildungstriebes bezeichnet, so afficirt die nemliche Ursache auch die sich gleichen Gewebe in den entlegensten Organen. So leidet die Schleimhaut der Genitalien, und es entstehet die *phthisis pituitosa* aus lange Zeit anhaltendem weiſsen Flusse; und aus derselben Ursache, aus welcher die Schleimhaut des Darmkannales, und ihre Efflorescenz, die Leber, bei der biliösen Lungen-Entzündung leidet, ist auch die Schleimhaut, und nur mittelbar das Parenchym der Lungen afficirt. Diese Art des Consensus, nach welchem zwey Organe, die aus demselben Gewebe gebildet sind, zu gleicher Zeit leiden, ist aber kein wahrer Consensus; da nicht das Leiden des Einen Organes den hinreichenden Grund von dem Leiden des andern enthält; und sie muſs von einer andern Art des Consensus, welcher zwischen zwey getrennten Organen durch Nerven- und Gefäſsverbindung hervorgebracht wird, und eine wahre Mitleidenschaft ist, wohl unterschieden werden.

Gewiſs nimmt die pathologische Anatomie bald einen höhern Schwung, und sucht den Sitz bestimmter Krankheiten nicht mehr in der veränderten Gesammtbildung irgend eines Organes überhaupt, sondern in der krankhaften Beschaffenheit nur eines seiner besondern Gewebe. Wenige Krankheiten bringen auffallende Veränderungen zugleich in allen Geweben her-

vor: z. B. der Scistus hat meistentheils in dem Drüsengewebe seinen Sitz, die Arthritis im fibrösen Gewebe, die Wassersucht im serösen Hautgewebe. Hieraus wird begreiflich, warum z. B. die catarrhalische Augenentzündung, da durch catarrhalische Affectionen die Schleimhäute überhaupt leiden, immer nur in der Bindehaut, und warum die arthritische Ophthalmie in der fibrösen Haut des Augapfels, nemlich in der Sclerotica, und in ihrer zur Identität mit dem Lichte verklärten Metamorphose, nemlich in der Cornea, ihren Sitz hat.

Die Syphilis, welche, wenn sie die äufsere Haut befleckt oder exulcerirt, immer in dem *Malpighischen* Gefässenetze die bedeutendste Veränderung hervorbringt, verursacht aus demselben Grunde eine Entzündung der Choroidea und Iris, welche das *Malpighische* Netz in der mehr individuirten Bildung des Auges vertreten.

Von der gröfsten Wichtigkeit sind die beiden, von *Bichat* aufgefundenen Gesetze:

1.) Jedes besondere Gewebe in der Gesammtbildung irgend eines Organes, hat ein specifikes und vom Leben des Ganzen gesondertes Leben.

2.) Eins und sich selbst gleich ist das eigenthümliche Leben eines besondern Gewebes, in der Bildung welches Organes immer es vorkomme.

Die specifike Qualität aber, welche in jedem einzelnen Gewebe ausgedrückt ist, wird in der besondern Bildung eines jeden durch die ihm eigenthümliche Form, Farbendifferenz, Dichtigkeit, Härte, Dicke, Elastici-

tät, und durch die besondern Qualitätsunterschiede, welche die einzelnen Gewebe bey der chemischen Analyse, und bey ihrer Untersuchung mit verschiedenen Reagentien offenbaren, bezeichnet. *Bichat* hat nun diese Analyse mit einem jeden Gewebe insbesondere vorgenommen, und nur dasjenige ein specifikes Gewebe genannt, welches in diesen verschiedenen Beziehungen deutlich genug eine eigenthümliche Individualität offenbarte. *Diese Gewebe sind nun der Anatomie daſselbe, was der Chemie ihre Stoffe sind:* die Urgestalten, in welchen der organische Bildungstrieb als in einzelnen dynamischen Entwicklungsstufen gehemmt erscheint. Nur wer aus angebohrner, und unbesiegbarer Schwäche seiner Erkenntniſs auch mit jenen für einfach gehaltenen Stoffen Abgötterei zu treiben gewohnt ist, und den allein ächten Begriff des Elementes, welcher in der alten Physik in höherer Bedeutung gehalten, und nirgendswo zur Bezeichnung eines Corpusculos-Elementes, und in chemischer Bedeutung gebraucht wird, an jene miſsverstandene Symbolik anknüpfen möchte, — würde auch in den *Bichat'schen* Geweben nicht die Primzahlen der Organogonie, sondern durch mechanische Theilung gefundene Urformen erblicken, welche, wenn sie auſser Beziehung auf einander betrachtet werden, eben darum auch ihre symbolische Bedeutung, und ihre Beziehung auf das Ganze verlieren.

Aber *Bichat* entdeckte durch die Vergleichung der Eigenschaften, der Lebens- und Vegetationsart, der Wirkungen einzelner selbstständiger Gewebe, und der

Aehnlichkeit ihrer Veränderungen im krankhaften Zustande die Uebergänge der Bildung von einem Gewebe in das andere; und nun lagen alle Gewebe vor ihm in Einer Reihe. Das eine entstand durch die Metamorphose des andern. Jezt schaute er die Natur nicht mehr unter der Form getrennter Einheiten an. Jedes Gewebe bezeichnete ihm nun einen zum selbstständigen Ganzen erhobnen Punct in der zertrennten magnetischen Linie, in welcher jedoch vermöge der ursprünglichen Identität der ganzen Reihe nothwendig ein Punct von absoluter Indifferenz ist. *Nemlich aller Unterschied der einzelnen Gewebe ist nur eine Differenz des Cohaesionsgrades.* Nur eine in sich selbst gleiche organische Substanz ist in den einzelnen Geweben mit verschiedenem Cohaesionsgrade gesetzt: und so wie daher dieser wechselt, geht auch ein Gewebe in das andere über. Diese Metamorphose findet nicht nur im krankhaften Zustande statt, z. B. wenn die sich entgegengesetzten Reibungsflächen einer serösen Haut bei adhäsiver Entzündung sich entblättern, und durch regressive Metamorphose wieder in ungeformtes Zellengewebe verwandeln, alsdann aber gleichsam *per primam intentionem* verwachsen: — oder wenn umgekehrt bei der Bildung einer Balggeschwulst das Zellengewebe an irgend einer Stelle den Cohäsionsgrad, und die eigenthümliche Vegetationsgestalt einer serösen Haut in sich aufnimmt; oder wenn bei der Vernarbung einer grofsen Wundfläche, z. B. der Schnittwunde eines amputirten Gliedes, die verschiedenartigsten Gebilde, Nervengefässe, Muskeln, Sehnen, Beinhaut,

Knochen, durch Entwickelung ihres parenchymatösen Zellengewebes in eine gemeinsame neue Bildung, die durchaus gleich gestaltete Narbe, eingehen: — sondern auch im gesunden Zustande bemerkt man deutlich und bestimmt die Uebergänge des Einen Gewebes in das andere. Der Knochen bestehet zuerst blos aus dem Knorpelgewebe. So wie aber in diesem die höchste Animalisation durch die Kalk- und Phosphorbildung eintritt; werden diese besonders im Innern des Knochens immer in geringerer Quantität gebildet: dagegen das Parenchym des Knochens, besonders nach aufsen, mit phosphorsaurer Kalkerde durchdrungen wird: daher bildet sich nun nach aufsen das compacte Gewebe, als der mehr contrahirte Theil des Knochens, und nach innen das zelligte Gewebe, als der mehr expandirte Theil des Knochens, in dessen innerer Höle, gleichsam als secundäre Bildung, das Medullargewebe entstehet. — Wenn aber die fibröse Haut einer Arterie im höhern Alter sich verknöchert, oder ein Muskel, aus welchem sich bei einer veralteten Luxation die knorplicht-knöchernen Wandungen der falschen Gelenkhöle bilden; — so durchlaufen jene Bildungen bei dieser Metamorphose die ganze Reihe der zwischen ihnen und dem Knochengewebe inneliegenden Gewebe. Die fibröse Haut einer Arterie wird zuerst fibrös-cartilaginös, dann wirklich verknorpelt, und zulezt erst entstehen einzelne Knochenpuncte in ihr. — Die Schleimhäute metamorphosiren sich deutlich genug in die äufsere Haut überall, wo eine innere Höle mit der äufsern Hautoberfläche anmündet; und

diese Metamorphose geschieht durch eine freiere Entwickelung des Corions, welches in der äufsern Haut mehr verdichtet, und in den Schleimhäuten nur in jenen Stellen, wo sie der äufsern Haut selbst nahe liegen, deutlich bemerkbar ist, durch die Lostrennung der Epidermis von der Schleimhaut, welche an dieser nur darum verschwunden war, weil sie in die Textur der Schleimhaut mit hineingezogen wurde, und mit dieser verwuchs, zulezt durch die Trennung des *Corpus papillare* vom *Malpighischen* Netze: denn die Zotten der Schleimhäute sind nur Durchdringungen des *Corpus papillare* mit dem Gefäfsnetze; daher auch jede einzelne Zotte für sich aus einer mit einem lebhaft vegetirenden Gefäfsnetz umgebenen Nervenpapille bestehet. Die Metamorphose der Schleimhäute in die äufsere Haut ist also vermittelt durch eine freiere und mehr selbstische Entwickelung der Differenzen, welche in der Schleimhaut selbst noch mehr in Eines gebildet, und in der Indifferenz dargestellt sind. Eben so stellen aber die Schleimhäute selbst nur eine Metamorphose der serösen Häute dar. Nicht nur geht die Schleimhaut, welche die innere Oberfläche der Gebährmutter und der Fallopschen Röhren überkleidet, ohne bestimmte, deutliche Abgränzung, sondern durch unmerkliche Verwandlung in die seröse Haut des Bauchfelles über, welches die äufsere Oberfläche der Trompeten umgiebt, sich bis zur gefranzten Mündung derselben erstreckt, und sich dort in die Schleimhaut verliert: sondern in dem Verlaufe der einzelnen Schleimhäute selbst kommen auch immer solche Stellen

vor, an welchen die Schleimhaut mehr den Cohäsionsgrad einer serösen Haut in sich aufgenommen hat. So die Bindehaut des Augapfels, da, wo sie die Hornhaut überzieht, so die Schleimhaut der Genitalien in der Harnröhre etc. etc.

Nichts also ist vereinzelt in dem thierischen Organismus: jede Differenz ist aus dem Ganzen entsprungen, und kehrt in das Ganze zurück.

J. C. Delametherie (*conject. sur les êtres organisés introduction p. g.*) behauptet, dieselben verschiedenen Gewebe auch bei den Pflanzen beobachtet zu haben: ja er führt hiebei aufser den thierischen auch noch mehrere den Pflanzen eigenthümliche Gewebe an, als das wachshäutige Gewebe (*tissu des membranes kératiques*) das Dornengewebe (*systéme epineux. etc.*) — Aber dieſs ist eben das Auszeichnende der Pflanzenbildung, daſs vegetabilische Organismen sich ganz in die Einheit, und sich selbst Gleichheit verschlieſsen, und daſs in ihnen die ursprüngliche Identität der Organisation noch nicht aufgehoben, und in eine Vielheit von organischen Bildungen zerfallen ist. In der Pflanze ist die Einheit des Wesens auch ganz als Einheit der Form gesezt: und die beiden Pflanzenphysiologen, die Verfasser der beiden von der Kön. Götting. Societät der Wissenschaften gekrönten Preiſsschriften über die Gefäſsbildung der Pflanzen haben von jenen Entdeckungen des H. *Delametherie* nichts wahrgenommen.

Alle Gewebe, welche in der Textur der Organe des thierischen Körpers enthalten sind, werden durch

Metamorphose Eines und desselben ursprünglichen Gewebes gebildet, welches eben jenen Indifferenzpunct in der Cohäsionsreihe der organischen Gewebe bezeichnet. Jenes ursprüngliche, selbst formlose, aber für jede Form und Gestaltung empfängliche ist nun das *Zellengewebe.* Alle organische Gewebe lösen sich zulezt in Zellengewebe auf. Wenn durch fortgesezte Maceration nach und nach alles Parenchyma aus den Zellen des organischen Gewebes hinweggeschwemmt ist, bleibt zulezt der bloſse Zellstoff zurück. Im Muskel tritt zu diesem der Faserstoff, und der colorirende Bestandtheil des Blutes, in den serösen Häuten der Eyweiſsstoff, im Knorpel die Gelatine, und im Knochen auſser dieser noch die phosphorsaure Kalkerde hinzu. Durch den Proceſs der Ernährung erzeugen diese Organe mittelst einer wahren, nach innen gehenden Secretion aus dem Blute diese verschiedenen Stoffe, welche vorher nicht als solche zugegen waren.

In dem Zellengewebe ist noch keine bestimmte Gestalt, sondern nur der Kampf um Gestaltung angedeutet. Darum ist auch die von allen Anatomen als eine andere angegebene Gestalt jener Zellen schlechthin auf keine Weise zu bestimmen. Die zellichte, so wie die fadenartige Bildung verliert sich aber gänzlich in diesem Gewebe, wenn es zum Beispiele, bei dem Emphysem, oder Anasarca übermäſsig ausgedehnt wird. Die besondere Bildung eines jeden Organes, dessen Oberfläche nicht mit einer serösen Haut umgeben ist, zerflieſst in eine zellulöse Atmosphäre. Es ist jenes atmosphärische Zellengewebe der noch rohe

und nicht individualisirte Stoff, der von dem Gestaltungsprocesse übrig blieb, und indem so jede besondere Bildung (eines einzelnen Gewebes) aus der allgemeinen (zellichten) Bildung entsteht, und wieder in sie zurückkehrt, ist die durchgängige Gleichheit alles Besondern im Allgemeinen — erweifslich. — Das Zellengewebe dringt aber auch in die Substanz der Organe selbst ein. Durch dasselbe werden Gefässe und Nerven im Parenchym der Organe mit einander verbunden. In den schlauchartigen Eingeweiden heftet es die seröse, musculöse, und die Schleimhaut aneinander, und bildet selbst eine beträchtliche zellichte Zwischenlage, eine eigene Zellhaut zwischen den beyden letztern. Jedes Drüsenkorn liegt in einer eignen zellulösen Umgebung, jeder Nerve, jedes Gefäfs, welches in die Textur eines solchen Drüsenkornes eingeht, erhält von ihm eine eigene zellichte Scheide. Auch das parenchymatöse Zellengewebe der Organe bleibt seinem ursprünglichen Caracter getreu, überall verhält es sich indifferent, und widerstreitet jeder individuelleren Bildung. Es begleitet den Nerven, ohne empirisch sensibel, die Muskelfaser, ohne contractil zu seyn: es dringt in die körnigte Substanz der Drüsen ein, ohne zu secerniren. Es nimmt keinen Antheil an den Krankheiten der einzelnen Gewebe, welche in der besondern Bildung eines Organes enthalten sind, so wie umgekehrt andere Krankheiten, z. B. Balggeschwulste, blofs in dem Zellengewebe der Organe ihren Sitz haben, ohne in den besondern Geweben derselben bemerkbare Veränderun-

gen hervorzubringen, und ohne folglich die derselben eigenthümliche Function zu stören.

Dem Zellengewebe zunächst liegt nun in der Reihe der organischen Gewebe die einfachste Bildung: — jene der *serösen* Häute. Zu allen Zeiten wurden die serösen Häute (die Pleura, das Bauchfell) für eine Metamorphose des Zellengewebes gehalten. Ihre Structur ist so einfach, dafs viele Anatomen sie lediglich aus zusammengedrücktem, und durch Compression verdichtetem Zellengewebe gebildet glaubten. Die serösen Häute besitzen gleich dem Zellengewebe noch keine rothen Blutgefässe, wohl aber exhalirende und absorbirende Gefässe. Die Art der Entstehung der serösen Häute ist nun diese, — dafs, wenn die angränzenden Oberflächen zweier Bildungen, als z. B. die Wandungen einer der grofsen Cavitäten, und die in ihr enthaltenen Eingeweide, im Gegensatz gegen einander befangen sind, jener Gegensatz sich auch in der Bildung der Oberflächen ausdrückt. Das atmosphärische Zellengewebe an den sich entgegengesetzten Reibungsflächen jener Organe nimmt also jenen Gegensatz selbst in sich auf; und da jeder Gegensatz der Oberfläche von electrischer Art ist, so entsteht an den zellichten Oberflächen der Organe jene Glätte, Politur, und die beiden Formen der Electricität sind bezeichnet, durch die Exhalation, welche durch ein Uebergewicht der expansiven Thätigkeit, und durch die Absorption, welche durch ein Uebergewicht der contractiven Thätigkeit bedingt ist. Daraus erklärt sich auch die sack-artig in sich selbst wiederkehrende Bil-

dung der serösen Häute, und der Gegensatz der beiden Portionen der serösen Häute, — derjenigen Portion, welche den membranösen Sack um das Organ bildet, wie z. B. der Herzbeutel, und derjenigen Portion, welche als äufsere Haut mit dem Organe selbst verwachsen ist.

Nach demselben Bildungsgesetze, und auf dieselbe Weise entstehen auch die serösen Häute der Gelenkhölen, oder die Synovialhäute, welche die sich entgegengesetzten Reibungsflächen der Gelenkköpfe zweier Knochen in der Höle der Articulation selbst überziehen. Daher findet auch in ihnen jene sackartig in sich selbst wiederkehrende Bildung statt, und mit Unrecht werden sie für Kapselbänder gehalten; indem sie nicht, wie die wirklichen, aus dem fibrösen Gewebe gebildeten, Kapselbänder einen Zylinder mit zwei Oeffnungen darstellen, durch welche die Gelenkköpfe der Knochen eindringen, und sich berühren, — sondern vielmehr als ein von allen Seiten in sich geschlossener Sack blos mit ihren äufsern Oberflächen an die überknorpelte Gelenkköpfe der Knochen angeheftet sind; so dafs sie die beiden Knochen, welche sie miteinander verbinden, zugleich von einander trennen. Das Secret onsproduct der Synovialhäute hat daher auch grofse Aehnlichkeit mit dem Secretionsproducte der serösen Häute der gröfsern Cavitäten, und mit Recht hält *Bichat* die ersten überhaupt nur für eine Varietät der lezten.

So wie die serösen Häute in ihrer besondern Bildung nur eine Metamorphose des Zellengewebes darstellen,

stellen, so geht ihre Bildung selbst wieder durch eine fernere Metamorphose in das *Schleimhautgewebe* über. Dieser Uebergang, so wie die fernere Metamorphose der Schleimhäute in die *äufsere Haut*, wurde schon oben dargethan.

Zwischen beiden inne liegt noch als eine intermediäre Bildung das *Drüsengewebe*, welches nur als eine dynamische Efflorescenz des Schleimhautgewebes zu betrachten ist. Alle secernirenden Drüsen, selbst die beträchtlichsten, z. B. die Leber, die Nieren stehen durch ihre Ausführungsgänge mit schlauchartigen Eingeweiden in Verbindung, welche an ihrer innern Oberfläche mit Schleimhäuten überzogen sind; oder vielmehr es sind selbst nur jene Schleimhäute, welche sich durch die sogenannten Ausführungsgänge in das Becken der secernirenden Organe fortsetzen, und dort durch die höhere Metamorphose ihrer selbst in das Drüsengewebe übergehen. Schon an der von den Cavitäten der schlauchartigen Eingeweide abgewendeten Oberfläche der Schleimhäute sind unvollkommner gestaltete Drüsen aus dem Schleimhautgewebe gebildet. Die so sehr räthselhaften *Cryptae mucosae*, welche in den Lacunen der Schleimhäute liegen, enthalten die erste Anlage zur Drüsenbildung in sich. Es sind einzelne Contractionspuncte, welche in den Schleimhäuten entstehen, und wodurch der Uebergang zur Drüsenbildung angedeutet ist. Was die *Cryptae mucosae* den Schleimhäuten sind, dafselbe sind die *glandulae sebaceae* für die äufsere Haut. Jene sind sich bildende, diese entbildete Drüsen. Denn so wie das

Drüsengewebe durch Contraction des Schleimhautgewebes gebildet ist, so ist das Hautgewebe aus der Expansion des Drüsengewebes gebildet.

Das Hautgewebe geht durch eine fernere Metamorphose seiner selbst in das *Oberhautgewebe* über. Dieses, obgleich mit der Haut innigst verbunden, mufs dennoch als ein eigenes Gewebe für sich betrachtet werden. In der Oberhaut als einem an der Einen Gränze der organischen Bildungen liegenden Gewebe, ist schon jede der gewöhnlichen Formen organischer Bildung, die Gefäfs- und Nervenbildung, selbst die zellichte Bildung, erloschen. Daher wird auch die Oberhaut, selbst im krankhaften Zustande, niemals empfindlich, und alle aus ihrer Verdichtung gebildete Geschwülste sind unschmerzhaft.

Das *Nagelgewebe* ist selbst nur eine Abart des Oberhautgewebes: die Verschiedenheit von beiden bestehet einzig darin, dafs die concave Fläche des Nagels nirgendwo mit der unterliegenden Lederhaut in Gefäfs- oder anderer Verbindung steht, sondern einzig von hinten vorschiebt. Auch liegt in dem Nagel die Epidermis schichtweise über einander, und zwar so, dafs die Anzahl der Dachziegel-förmig über einander gelagerten Lamellen von hinten nach vorne immer zunimmt, indem der Nagel nach hinten am Ursprunge des Halbmond-förmigen Fleckes mit einer Oberhautlamelle entstehet, an welche sich, je mehr er vorrückt, desto mehrere Lamellen anlegen. — Eben so ist auch der äufsere Ueberzug der Haare ganz oberhautartig, obgleich der unmittelbare Uebergang der

Epidermis in den Ueberzug der Haare noch keineswegs zuverläfsig dargethan ist.

Nach der Einen Seite hin stellen also

Zellengewebe,
Seröse Häute — (Synovialhäute).
Schleimhäute } Drüsengewebe.
Haut (cutis) }
Oberhaut.
Nagelgewebe,
Haargewebe

eine in sich selbst zusammenhängende Reihe von Bildungen dar, in welcher ein Gewebe deutlich in das andere übergeht, und welche also, in der Gesammtheit der ganzen Reihe betrachtet, alle nur als Metamorphosen Eines und desselben ursprünglichen Gewebes zu betrachten sind. Nach der andern Seite hin entstehet aus der Metamorphose des Zellengewebes wieder eine neue Reihe von Bildungen, welche mit der ersten in den einzelnen Reihengliedern auf keine Weise zusammenhangen, in welcher man aber die Uebergänge des einen Gewebes in das andere eben so deutlich, und noch bestimmter, als in der ersten Reihe, beobachtet.

Es ist aber doch das Auszeichnende und Eigenthümliche dieser ganzen Reihe, dafs hier in jedem Gewebe die Besonderheit der Bildung eines jeden durch die ihm eigenthümliche *Faserform* bezeichnet ist. Die Faser ist selbst nur Ausdruck der Besonderheit und Eigenthümlichkeit in irgend einer organischen Bildung, und besitzt daher auch überall eine specifike und ei-

genthümliche Bildung. In allen Geweben der ersten Reihe war nirgends eine besondere Faser zu erkennen, und *Bichat* hat diejenigen Anatomen hinreichend widerlegt, welche in dem Corion der Haut eine fibröse Bildung annahmen. Dagegen liegt in der zweiten Reihe der organischen Gewebe keine Bildung, welche nicht die Faserform in sich aufgenommen hätte. Selbst in dem knorpelichten Gewebe hat man durch lange fortgesetzte Maceration, wobei alle Gelatine ausgezogen wird, die faserichte Bildung entdeckt.

Auch ist es eine allen Geweben dieser Reihe gemeinsame Eigenschaft, dafs sie mehr aus der Gelatine, die Gewebe der ersten Reihe aber mehr aus eyweisstoffigen Flüfsigkeiten ernährt werden. Das Albumen selbst aber ist eigentlich der mindest animalisirte Bestandtheil des menschlichen Organismus: — die erste Veränderung, welche die zu afsimilirenden Speisen bei der Verdauung nach der Indifferenzirung ihrer Qualitäten erleiden, (die Chylification) bestehet darinn, dafs die Qualitäten des Gerinnstoffes an ihnen hervorgebracht, und sie so in lymphatische Säfte verwandelt werden. So wie nun aber der Procefs der Animalisation weiter fortschreitet, so wird jene lymphatische Flüfsigkeit zuerst in venöses Blut verwandelt, und dann durch die Combustion in den Lungen in wirkliches arterielles Blut, und in gleichem Verhältnifse nimmt auch die Bildung des Faser- und Färbestoffes, und zuletzt der Gelatine im Blute immer zu. So wie nun die Gewebe der zweiten Reihe selbst aus einer bei weitem mehr animalisirten Flüfsigkeit er-

nährt werden, als jene der ersten; so ist auch durch die Verrichtung derjenigen Organe, welche aus Geweben der zweiten Reihe gebildet sind, eine bei weitem höhere dynamische Entwickelungsstufe des animalischen Lebens bezeichnet, als durch die Function der aus Geweben der zweiten Reihe zusammengesetzten Organe. Diejenigen Theile, in welchen die Gewebe der ersten Reihe am häufigsten und unvermischt vorkommen, gehören zum organischen Leben, sind Absonderungs- und Afsimilationsorgane. Dagegen gehören die Organe der ersten Gattung dem höhern animalischen Leben, der willkührlichen Bewegung z. B. an. Es sind aber schon durch frühere anatomische Untersuchungen 4 besondere Arten von Fasern bekannt: die erste ist die Muskelfaser, die zweite die Faser der fibrösen Häute (Fiber), die dritte ist die Knorpelfaser, und die vierte die Knochenfaser. Jeder dieser Faserbildungen entspricht nun ein besonderes Gewebe, in welchem die Eigenthümlichkeit der Bildung eben durch diese besondere Faser ausgedrückt ist.

Das erste dieser Gewebe ist nun das *Muskelgewebe*. Es ist schwer, die Entstehung des Muskelgewebes in den vollkommnern; willkührlich beweglichen Muskeln aus Zellengewebe darzuthun, und somit die zellichte Bildung als die Grundlage des Muskelgewebes zu erweisen. Aber in den Fleischhäuten, und in den Muskelfasern der Gefäfswandungen ist der zellichte Ursprung nicht zu verkennen. Diese aber stellen deutlich Eine und dieselbe, nur weniger individualisirte, Bildung mit den vollkommneren Muskeln

dar; an einigen Stellen nehmen die Fleischhäute selbst eine individuellere Bildung an, und es entstehen aus ihnen wirkliche Muskeln; so die Schliefsmuskeln des Afters aus der Fleischhaut des Mastdarmes: so die Muskeln des Schlundkopfes aus der Fleischhaut des Oesophagus. In den Fleischhäuten ist aber die uranfängliche, zellichte Bildung nicht zu verkennen, und besonders in den Muskelfasern der Venen ist selbst die faserichte Bildung noch zweifelhaft; so dafs die longitudinalen Muskelfasern in den venösen Gefäfswandungen deutlich genug den Uebergang der zellichten Bildung in die musculöse bezeichnen. In dem Muskelgewebe ist jede Faser in einer zellichten Scheide eingeschlossen, und die Faser selbst ist somit nicht blos der Ausdruck der Besonderheit einer Bildung, sondern der Gegensatz der Faser und ihrer zellichten Scheide drückt auch die vollkommene Trennung der besondern Bildung von der allgemeinen Bildung aus.

Dadurch aber, dafs die zellulösen Scheiden der einzelnen Fasern sich immer mehr verdichten, und somit das Verhältnifs der Scheiden selbst zu den Fasern immer gröfser wird, geht das Muskelgewebe in das *fibröse Hautgewebe* über. Die meisten fibrös-häutigen Theile entstehen unmittelbar durch die Metamorphose des Muskelgewebes, wie z. B. die Sehnen, die sehnigten Ausbreitungen. Die Verschiedenheit dieses Gewebes von den sogenannten weifsen Häuten (membranes blanches) hat *Bichat* gegen *Fourcroy* hinlänglich erwiesen, und somit dargethan, dafs die fibrösen Häute nicht mit den serösen und Schleimhäuten, die

sich aus dem Eyweifsstoff des Blutes ernähren, sondern mit den Fleischhäuten, mit den Knorpeln in Eine Klasse gehören.

Der Uebergang des fibrösen Hautgewebes in das *Knorpelgewebe* ist durch eine eigenthümliche Zwischenbildung vermittelt, welche von *Bichat* das *fibrös-cartilaginöse* Gewebe genannt wird. In dem wirklichen, vollkommner ausgebildeten Knorpel ist das fibröse Gewebe vom cartilaginösen getrennt, und durch eine bestimmte räumliche Grenze geschieden. Das fibröse Gewebe erscheint, nach aufsen gelagert, als perichondrium, welches eine fibröse Knorpelhaut ist; und das cartilaginöse Gewebe, nach innen zurückgedrängt, erscheint als eigentlicher Knorpel. Aber, z. B. in den Knorpeln des Ohrläppchens, der Nasenflügel, der Augenlieder, in den Zwischenknorpeln der unbeweglichen Gelenkverbindung der Knochen, ist das knorpelichte Gewebe mit dem fibrösen selbst untermischt, und diese Bildung verdient daher den Namen des fibrös-cartilaginösen Gewebes.

Der Uebergang des Knorpelgewebes in das *Knochengewebe*, und das Gesetz, nach welchem die Metamorphose geschieht, wurde schon oben aufgestellt.

Durch diese ganze Reihe von organischen Geweben ist nun der Gegensatz der besondern und der allgemeinen Bildung, der Faser und ihrer zellichten Scheide, perennirend: und er wiederholt sich auf einer höhern Entwickelungsstufe immer aufs Neue durch den Gegensatz des Muskelfaser-Bündels, und seiner zellichten Umgebung, durch die Antithese des Muskels und seiner zellichten Scheide, des Knorpels und seines Perichon-

driums, des Knochens, und der Beinhaut. Nach der andern Seite bilden also

Zellengewebe
Muskelgewebe,
Fibröses Hautgewebe
Fibrös-cartilaginöses Gewebe,
Knorpelgewebe
Knochengewebe

eine eben so, wie die erste, in ihren einzelnen Reihengliedern zusammenhängende, und in der entgegengesezten Richtung der ersten verlaufende Reihe: — *so dafs im Zellengewebe als der ursprünglichen Bildung der gemeinsame Indifferenzpunct der ganzen Reihe liegt, und durch die Zerlegung des Zellengewebes nach zwey sich entgegengesezten Polarrichtungen hin — alles organische Gewebe bestimmt ist.*

Aber die organischen Gewebe, obgleich aus dem Ganzen entsprungen, und in das Ganze wiederkehrend, bestehen dennoch, jedes einzelne für sich, und führen ein vom Ganzen, und von jedem einzelnen unabhängiges und besonderes Leben. Die Art und Weise nun, wie die verschiedenen organischen Gewebe in einem einzelnen Organe, z. B. seröse Haut, Fleischhaut, und Schleimhaut, in der Harnblase, frei neben einander bestehen, ist der Ausdruck der zweyten Dimension in der organischen Plastik, und die organischen Gewebe sind die Elemente der Freyheit und des unabhängigen Seyns in der Bildung der Organe. Denn es ist das Wesen und das Auszeichnende der zweyten Dimension, dafs durch sie die Elemente der

Dinge, jedes als ein Unendliches, *neben einander* bestehen, und jedes das andere ausschliefse. — Der Organismus aber, als ein individuirter, ist nur durch die Durchdringung der Unendlichkeit und der Endlichkeit. Wäre er blofs eine Synthesis solcher Gewebe, so würde er nothwendig aufhören, als ein individuirtes Ganzes zu bestehen: jedes seiner Elemente würde seinem Triebe zur Unendlichkeit folgen, und das Eine Leben des Organismus in eine unendliche Vielheit von besonderen Leben zerfallen. Ein eben so nothwendiger Constructions-Moment der Organogonie ist also dieser, dafs die Art und Weise aufgefunden werde, wie das eigene Leben der einzelnen Bildungen in das Gesammtleben des Organismus aufgelöfst, somit die Unendlichkeit in die Endlichkeit aufgenommen werde, und dieses als ein sich selbst gleiches Ganzes bestehe. Dadurch verlieren nun die einzelnen Gewebe ihr freies und unabhängiges Seyn und Bestehen, indem sie in ein gemeinsames Leben eingehen. Es ist aber eben dieses das Auszeichnende der ersten Dimension, wodurch in den Organismus der Grund aller Selbstheit, so wie durch die zweyte der Grund aller Nichtselbstheit, d. h. der Freiheit seiner Elemente, gelegt ist.

Die zweyte Aufgabe der Organogonie ist also diese, darzuthun, auf welche Weise der Organismus seinem Gesammtleben das vereinzelte Leben der Organe und organischen Gewebe unterordne, und wie er bey aller Verschiedenheit der Bildungen dennoch als Ein Ganzes bestehe? —

Es sind die Nerven und Gefäfse das keiner organischen Bildung Eigenthümliche, sondern allen Gemeinsame, unter sich durchaus Zusammenhängende. Daher giebt es ein Nerven- und ein Gefässe-*System*. Jede Schleimhaut, jede fibröse Haut aber ist eine vom Ganzen getrennte Einheit für sich: indefs kein Gefäfsast Bedeutung für sich hat, sondern seine Bedeutung nur von dem Ganzen, von dem Gefäfsesysteme erhält, in welchem er gebildet ist. Weder das Schleimhautgewebe für sich, (welches von der Schleimhaut noch unterschieden werden mufs, da in dieser das Schleimhautgewebe schon mit Nerven, mit Gefäfsen, und mit Zellengewebe durchdrungen gesetzt ist): noch der Nerve oder das Gefäfs kann ein Organ genannt werden. Durch die Gewebe und durch die Verzweigungen jener vermittelnden Systeme werden nur die beyden Einheiten in der organischen Bildung, die unendliche Einheit und die selbstische Einheit bezeichnet; und nur indem die selbstischen Gewebe die Zweige des Nerven- und Gefäfsesystemes in sich aufnehmen, wird die relative Totalität der organischen Bildung in einzelnen Organen erfüllt. Wirklich ist auch, ausser den besondern Geweben, in den einzelnen Organen nichts, als Nerven- und Gefässzweige zu erkennen, und dadurch der Zyklus im Bildungsprocesse in sich selbst wiederkehrend geschlossen.

In beyden, im Nerven- und Gefäfsesysteme, ist aber Eines und Dasselbe, nur auf andere Weise, dort auf mehr ideale, hier auf mehr reale Weise gesetzt.

Ein System kann nur Dasjenige genannt werden welches zugleich die Identität und die Differenz in sich selbst hat. Darum giebt es kein System von Schleimhäuten, u. s. w. wohl aber ein Gefässe- und ein Nervensystem.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Idee der Pharmakologie als Wissenschaft.

Von

Dr. Oken,

Privatdocent der Medizin zu Göttingen.

Was der Leib der Natur und wie der Leib der Natur ist, *das* ist und *so* ist der Leib des Menschen. Beyde sind gleich organisirt; im Leibe der Natur liegen dieselben Organe an derselben Stelle, und mit denselben Funktionen, wie sie sich wieder im Menschen sammeln und ordnen.

Die Funktionen des Thiers liegen daher nicht im Kampfe mit der Natur, sondern beyde lesten sich wechselseitig Hülfe, sie ergänzen einander, oder bestimmter ausgedrückt sie wiederholen sich in einander; die Einwirkung eines Naturprocesses auf den thierischen Leib ist nichts als die Metamorphose, die Aufsteigung dieses Processes zu dem gleichnamigen im Thiere, was

zuvor nur Organ des Naturleibes war, wird nun Organ des Thierleibes. So hat das Oxygene in der Natur ohne Zweifel keine andre Bedeutung, als die Verwandlung ihrer basischen Organe zu Wasser, zu dem Centralorgane, von dem alle Belebung für seinen Leib ausströmt, diese Funktion der Natur heifst Oxydationsprocefs; im thierischen Leibe ist ganz der nämliche Oxydationsprocefs, das Athmen welches ebenfalls die Centralfunktion ist von der alles Leben ihres Leibes ausströmt. Wie das Oxygene im universalen Oxydationsprocefs der Natur das Wasser zu erhalten bestrebt ist, eben so erhält es dem Thiere das Blut; was daher für die Organe der Natur das Wasser ist, das ist für die Organe des Thieres das Blut und umgekehrt, denn beide sind ja dieselben Produkte desselben Oxydationsprocefses; Blut ist nur das im Gipfel der Natur wiederholte Wasser.

Wie nun das Oxygene wesentlich Eins ist mit demjenigen Organe der Natur, dem die Oxydations- oder allgemeine Athmungsfunktion übertragen ist, eben so ist es Eins mit den individualen, oder mit den thierischen Athmungsorganen, und es hat daher nicht anders ein Kampf statt zwischen Oxygene und Milchsaft in den Lungen, (denn dieser ist doch das basische, das zu thierischen Wasser werden soll), als zwischen ihm und dem Kohlen- und Wasserstoffe des universalen Leibes. Wie das Oxygene das Bändigende dieser Stoffe ist, so auch des Milchsafts, aber wie dort, so da thut er es als einheimisches und nicht als fremdes Princip. Wenn daher Oxygene in den Milchsaft kommt, so *fodert* es das Kreislaufsystem

nicht zu gröſserer Gegenwirkung auf, sondern es *giebt* ihm gröſsere Wirkung, es fodert es nicht zum Kampfe sondern es hilft kämpfen.

Dieses Eingreifen eines Naturorgans in das ihm gleiche thierische oder dieser Eine Proceſs, der aus dem Naturleib in den Thierleib reicht, nenne ich homogene Einwirkung oder Reizung.

Wie der Oxydationsproceſs des Thieres nichts ist, als die höchste Organisirung dieses Proceſses aus der Natur, so müssen auch alle übrigen universalen Proceſse sich aufs höchste organisirt, das heiſst, sich als Thierproceſse darstellen, und eben so müssen die Stoffe in beyden Reichen sich freundschaftlich wechseln, die Einwirkung der Stoffe der Naturproceſse auf das Thier muſs nur ein Anmelden zu höherer Ausbildung, ein Theilnehmer an der reinsten Läuterung, deren sie fähig sind, seyn.

Das Wasser als das *Flüſsige* ist das erste Kubische in der Natur, in dem sich das erste Starre und Antikohärente aufgelöſst haben. Es liegen zu seinen Seiten noch zwey erste und daher durchgreifende Naturproceſse, der der Kohäsion und der Antikohäsion, mit ihren Organen den Erden und der Luft. Wie sich nun das Wasser zur Lunge verhält, so muſs sich die Erde auch zu einem Organ des Thieres verhalten; eben so die Luft. Die Lunge ist aber als Oxydation gleich dem Wasserbildungsproceſs, daher wird im Thier ein Organ seyn, das den Erdbildungs- und eines, das den Luftbildungsproceſs wesentlich in sich

trägt. Das Organ für den ersten ist die äufsre Bedeckung, für den zweyten die Haut.

Die Erde ist daher das homologe des epidermischen Systems; sie wirkt auf dasselbe als vermehrend, als verstärkend, wie das Oxygene auf die Lungen; denn epidermisches System ist im Thiere die Wiederholung der Erdproduktion oder dieselbe Funktion, die im Naturleib Erde producirt, producirt im Thierreich das epidermische, wozu ich Haare, Nägel, Schuppen, Federn, Schalen, Hörner und Zähne rechne.

Eben so kehrt die Produktion der Luft im Thiere wieder als dermatisches System. Dieses ist bestrebt die Luft zu thierischem Stoffe zu verwandeln; kurz die Haut ist das im Thiere, was die Luft in der Natur ist; beide können daher wieder nicht kämpfend auf sich einwirken, weil sie Eins sind, daher mufs die Luft die Ausdünstung befördern.

Die Organe der Natur können sich aber nicht unmittelbar zum thierischen Charakter erheben, sie haben durch so viele Stufen aufzusteigen als nöthig sind, durch Kombination von Processen individuale organische Funktionen auszuüben, denn so lange sie blofs isolirt stehen, kann sich keine Wechselwirkung in ihnen regen, da ja keine Vielheit da ist, die wechseln könnte.

Das erste Emporstreben des Oxydationsprocesses zu einem thierischen kann sich daher selbst noch nicht aus dem Unorganischen erheben, weil noch keine Zweyheit von gleichen, nur der Stufe nach verschiednen, Processen vorhanden ist, sondern dieser zweyte

Proceſs — nicht als ein halber Oxydationsproceſs, sondern als ein höhérer — jetzt erst durch die Erhebung erschaffen wird. Dieser höhere Oxydationsproceſs ist der Chemismus, der mithin wieder eine Synthese der Natur ist, die wiederum zwey Pole, aber auf der zweyten Stufe unter sich begreift.

Was in der Natur Chemismus ist, ist im Thier Verdauungsproceſs, dort ist sein Organ das Salz, hier der Magensaft; jenes ist das auflösende Princip im groſsen Leib, dieser im kleinen. Der Chemismus ist der schon mehr zum Organischen tendirende Oxydationsproceſs, beyde sind homogen und nur durch die Stufe verschieden, eben so ist Verdauung nicht der Athmung entgegengesetzt, wie man meynt, sondern beyde sind homolog, das Athmen ist nur noch mehr dem Universalen hingegeben als das Verdauen; man kann dieses ein organisch gewordnes Athmen, und jenes ein noch mehr unorganisches universales Verdauen nennen. Wie daher das Oxygen den Athmungsorganen Stärke giebt, so das Salz den Verdauungsorganen; denn beyde sind ja Eins.

Wie Erde und Luft als universal*ere* Aktionen, Pole des Wassers sind, so Magnetismus oder Metall und Elektrismus oder Inflammabilien, als die genannten determinir*teren* Pole, die des Chemismus; das determinirtere individualisirtere epidermische System aber ist das Knochen- und das höhere dermatische, elektrische, inflammabilische ist das Gallsystem.

Die Metallität der Natur drückt sich im Thierreich als Knochen aus, die Inflammabilität aber als

Gall absonderndes Organ, als Leber. Die Metalle sind daher das Homogene der Knochen, die Inflammabilien, Aetherea, das der Leber.

Und nun haben wir die sechs Organe des Naturleibes aufgezählt, denn mehr hat er nicht, und sie auf dieselbe Art mit derselben Bedeutung und unter denselben Verhältnifsen zu einander im Thierleib, organisirter, wieder gefunden.

Wie die Naturfunktionen sich zur dritten Stufe erheben, so müssen sie organisch werden wegen der Kombination der gleichen Processe der zwey ersten Stufen; es entsteht dadurch Kreislauf, Lymph- und Nervensystem im Thiere; in der Natur aber Korall, oder Polyp, Pflanze und Thier überhaupt. Das Korall ist homolog der Erde oder dem Metall, seine Aktion ist Galvanismus; die Pflanze der Luft und den Inflammabilien, das Thier endlich den beyden Synthesen, der Oxydation und dem Chemismus.

Die homogenen Organe im Thiere sind daher in der

positiven	synthetischen	negativen Reihe,
Epidermisches,	Lungen,	Dermatisches,
Knochen-	Magen	Gall-
Kreislaufsystem,	Nervensystem,	Lymphsystem,

welche die thierisch gewordnen

Erd-	Wasser-	Luft-
Metall-	Salz-	Inflammabilisches
Korallsystem	Thiersystem	Pflanzensystem sind.

Im naturgemäfsen gesunden Zustande kann von jedem einzelnen Thierorgane nur das ihm gleiche Na-

turorgan aufgenommen werden; denn alles Aufnehmen der Naturorgane ist ja nichts als ein Werden zu Thierorganen, nun kann aber ein Naturorgan nichts werden was es nicht ursprünglich ist, also nichts anders als sein Organ, seine Blüthe, die die Pflanze selbst ist, nur in gröfserer Verfeinerung. Kann aber eine Pflanze sich in eine andre Blume entwickeln, als in die sie sich gemäfs ihres Artcharakters entwickeln mufs? Das Oxygene wird daher das Athmungssystem suchen, die Erde das epidermische, die Luft das dermatische u. s. f.

Dieses scheint den bekannten physischen Gesetzen zu widersprechen, wo immer nur heterologe Pole sich anziehn und die homologen sich abstofsen; aber man mufs ja nicht das Verhältnifs der Naturorgane zu den Thierorganen sich als polar denken, denn dieses ist es keineswegs, sondern nur wie Niederes zu Höherem, wie Basis zu Spitze also wie Eins und dasselbe, nur verschieden gestellt. Die Gesetze der Polarität bleiben in ihrem ganzen Werth, aber sie finden zunächst nur statt zwischen einfachen Organen, z. B. in dem Knochen, in der Leber; gehen aber nie vom Thierorgan auf die gleichnamige Naturfunktion über: dieses zur Verständigung.

Heterogene Naturorgane müssen von den Thierorganen fortgestofsen werden, also Erde von der Haut, Schwefel von den Knochen u. s. w. Auf solche Organe wirken sie daher nicht verstärkend ein, vielmehr verhalten sie sich feindlich zu ihnen, sie entziehen ihnen Kraft, inden sie sie zur Renitenz, zur *Gegen-*

nicht zur *Mit*wirkung zwingen. Diese Aktion nenne ich heterogene Erregung.

Es entsteht also in den Organen auf heterogene Einwirkung, wie auf homogene, Thätigkeit, Wirkung; aber im ersten Falle ist es erschöpfende Gegenwirkung, im zweiten sich erholende Mitwirkung.

Die Fortdauer des naturgemäfsen Zustandes des Thiers ist nicht gegründet auf die Gegenwirkung der Organe, auf ungleichnamige Naturstoffe, sondern auf die Aufnahme der gleichnamigen, und der *erst hieraus* entstehenden Gegenwirkung der heterogenen Thierorgane unter sich. So ist das Wesen des Kreislaufs Arteriosität und Venosität, die sich entgegengesetzt sind, sich bekämpfen, unabhängig von der äufsern Einwirkung, so ist die Lunge der Haut entgegen, wie Oxygen dem Wasserstoffe, aber jene ist es weil ihr Innres Wasser, und diese weil es Luft zu produciren strebt und so geht alles Leben hervor nur aus der Heterogenität der Processe *im* Thier, und nicht zwischen Thier und Natur; denn wie die Natur ein geschlofsner Leib für sich ist, dessen Leben blofs in der Wechselwirkung seiner inm eignen Organe besteht, so ist auch das Thier eine geschlofsne Natur, die dieselben Gegensätze in sich spielen läfst wie die grofse. Nur bedarf das Thier des Ersatzes — um mich durch einen Ausdruck der mechanischen Physiologie deutlich zu machen — seiner Organe aus der Natur, daher nimmt es diese in sich auf, aber streitet nicht mit ihnen, da es ja sie selbst ist. Das Leben ist fälschlich ein Kampf zwischen sich und der Natur genannt wor-

den; wie kann denn das was Eins ist, kämpfen? Was ist das Leben anders als die zu Leben kommende Natur? Im Organismus wird ewig die Natur lebendig, wie kann sie also mit dem Organ streiten, da sie jeden Augenblick zu dem Organ selbst anschiefst?

So lange daher der Leib des Thiers und die einzelnen Theile der Natur im normalen Zustande sind, so lange nimmt jedes Organ nur sein gleichnamiges auf, und das Leben dauert fort in Gesundheit, denn es ist immer die gleiche Energie der Organe, es ist immer das symmetrische Gleichbild der grofsen Natur.

Wo wir daher auch an den thierischen Leib und welche Stoffe wir an ihn bringen, so werden diese Stoffe doch nur von dem ihrer Natur gleichen Organe angezogen werden (es versteht sich dafs die mechanische und chemische Energie nicht übermäfsig seyn darf). So müssen Salze auf der Haut angebracht doch vorzugsweise auf das Verdauungssystem wirken; Tartarus emeticus eingerieben erregt Brechen; oxydirte Körper, Wasser, Säuren in Umschlägen unterstützen das Athmen, Inflammabilien ziehen sich in die Leber; verschlukte Kalcherde schiefst zu Federn, Eyerschalen an, und läfst die übrigen Funktionen unberührt, so wirkt der scharfe Stoff auf den Harn, der Spiritus Mindereri auf die Haut, obschon er verschluckt worden u. s. w. Diese Einheit des Naturstoffes mit dem Thierorgane nenne ich die specifische; ihre Wirkung auf einander auch specifisch und den Stoff selbst als Heilmittel betrachtet ein Specificum. Die den Organen heterogeneren Stoffe nenne ich Antidotum.

Die Gesundheit des Leibes besteht daher in der beständig-normal bleibenden Aufnahme der Specifica, in dem rastlosen Thierwerden der Natur und nicht in dem Gleichgewichte der Faktoren des Thiers und der Natur als polaren.

Wird ein Specifikum dem Leibe entzogen, so verliert sein Organ seine Energie, nicht, weil es nicht mehr gehörig auf die Natur zurückwirken kann, sondern weil es, für sich selbst in's Kleine gezogen, nun aufser dem Gleichgewicht mit seinen innern Faktoren des Leibes tritt; diese treiben nun ihre Aktion aufs Höchste, weil nichts mehr gegenüber steht, und dadurch entsteht *Krankheit*, Zerstörung des thierischen Leibes. Wenn die Oxydation des Blutes vermindert wird, so erhält die Venosität das Uebergewicht, und der Kreislauf kann seinen normalen Typus nicht behalten, denn als galvanischer Proceſs müssen alle drey Glieder mit gleicher Energie wirken; wird endlich die Oxydation ganz unterdrückt, so folgt Tod, weil nun ein Glied ganz aus der Kette getreten ist. Nehmt der Natur das Wasser, so ist sie getödtet, weil ein Glied aus ihrem eignen Leibe gefallen ist, eben so wenn das Blut aus dem Thiere kommt. Krankheit der Natur wäre daher ein Ungleichgewicht ihrer eignen Faktoren in sich selbst, und nicht zwischen sich und einer Natur noch aufser ihr die sie bekriegte, eben so ist Krankheit des Thiers das Ungleichgewicht des Innern in ihm selbst, und nicht zwischen diesem und dem Aeufsern; das unnormale Aufnehmen des Aeufsern in das Thier ist Krankheitsursache.

Die Ursache der Krankheit schwebt daher in dem Verhältnisse des Aeufsern zum Innern, die Krankheit selbst aber beruht blofs auf den innern Verhältnissen.

Ich untersuche nun nicht die möglichen Abweichungen der Organe von ihrem Gleichgewichte, bemerke aber nur noch, dafs diese Abweichung nicht blofs quantitativ, sondern auch qualitativ statt habe, dafs Organe durch übermäfsige Influenz des Heterogenen auch selbst allmählig die Natur desselben annehmen, und ihre ursprüngliche zum Theil ablegen. So übernimmt die Haut in der Gelbsucht die Funktion der Leber, ein anderesmal die Harnabsonderung, so sind die meisten Metastasen zu erklären, nämlich aus der Aufnahme heterogener Specifika, oder aus der Metamorphose eines Organs zu dem andern.

Die Organe mögen blofs quantitativ oder specifisch verändert seyn, so mufs immer folgendes Schema zum Grund liegen.

Das direkte Specifikum für das epidermische System ist die Erdigkeit überhaupt, da aber auch die Metallität und die Korallen in dieselbe Reihe, nur höher als die Erden fallen, so müssen auch diese mit dem epidermischen System homolog wirken, aber sie sind dann nur indirekte oder secundäre Specifika. Die Luft als das Entgegengesetzte der Erden mufs es auch in ihrer Einwirkung auf den Organismus seyn; sie ist daher das direkte Antidotum des epidermischen Systems; Inflammabilität oder Elektricität und Vegetabilität sind als höhere Ausbildungen der Luft secundäre Antidota.

Für das dermatische System mufs die Luft, und ihre ideale Aktion, Licht und Würme, das Specifikum seyn; als secundäre werden sich zeigen die Elektricität mit ihren Inflammabilien, und die Vegetabilität. Die Antidota sind nun nothwendig Erden, Metalle und Korallen'- Zoophyten.

Die Specifika des Athmungssystems sind Oxygene, Wasser, Säuren, die Antidota alle polaren Materien als Erden, Metalle, Luft, (Stickgas und Wasserstoffgas) und Inflammabilien.

Den Knochen sind Metalle spezifisch, und auf niederer Stufe die Erden; der Leber ist es die Elektricität, die Inflammabilien, und auf niederer Stufe die Stoffe mit dem Charakter der Luft; dem Verdauungssystem endlich die Salze, und niederer das Wasser. Von den höheren Organen will ich hier nicht reden, sondern sie in der Folge nur an ihre Stelle setzen.

Wie sehr die Erfahrung mit dieser Construktion von jeher auch gegen alle Theorien übereinstimme, mögen wenige Beispiele zeigen.

Welchem Physiologen ist es unbekannt dafs die Haut in beständigem Würme- und Luftprocefse begriffen ist? Wessen Produkt ist die schnell auf der Haut entstehende Würme beim Erröthen oder dem *Calor mordax*? wessen der kalte Schauer bei der Furcht oder auch oft ohne grofse Veranlassung? Auf den Verbrennungsprocefs in der Lunge oder im Blute, oder auf den Anschufs der flüfsigen Nahrungsstoffe zu festen, wird man doch diese plötzliche Temperaturveränderung nicht mehr zu schieben wagen. Es ist nichts

als der schnell rege gewordne Hautprocefs, dessen Wesen es ist, die Temperatur und die Luft des Leibes zu produciren; aber ebenso wirkt auch die Wärme ganz eigentlich auf die Haut, sie befördert die Ausdünstung, den Schweifs und heilt bekanntlich die meisten Krankheiten die durch Störung der Hautfunktion entstanden sind. Sind es nicht Stoffe mit dem Luftcharakter die specifisch die Haut erregen? Flüchtiges Alkali, ätherische Oele, und endlich alle elektrische Materien als Balsame, Spirituosa, Schwefel, sind es durch die die meisten Hautkrankheiten gehoben werden. Aber alle können diese nicht heben; denn alle sind ja nicht die Folge von erniederter Hautfunktion; es ist nothwendig, dafs die Krankheiten von übermäfsiger Hautfunktion von den Antidotis der Luft, also von Erden und Metallen, die aber von qualitativ geänderter Hautaktion von den entsprechenden Materien geheilt werden. Daher sind die Metalle in gewissen Haut-Uebeln specifisch, weil sie die specifischen Antidota sind; was aber durch Schwefel heilbar ist, kann es nicht durch Mercurius seyn; daher hat der Arzt zu bestimmen, von welchem Charakter das Uebel eines und desselben Organs ist, um zu wissen ob die homo- oder heterogene Pharmaka anzuwenden sind. Wie direkt aber Schwefel dem Metall entgegen stehe, beweifst am augenscheinlichsten die Hebung des durch Quecksilber verursachten Speichelflufses durch Anwendung von Schwefelpräparaten. Indessen versteht sich von selbst, dafs nicht jede Krankheit von herabgesetzter Hautfunktion ohne weiteres mit Schwefel zu ku-

riren ist; denn wie es viele Grade der elektrischen Körper giebt, so giebt es auch viele Grade dieser Hautübel die selbst nicht immer blofs quantitativ sondern auch qualitativ verschieden sind, daher mufs es immer dem Scharfsinne des Arztes überlassen werden, ob hier Schwefel oder ein Balsam oder ein ätherisches Oel, und welches von diesen anzuwenden ist, um das dem Grade und Charakter des Uebels ganz gleiche Specifikum zu treffen.

Eben so versteht es sich dafs die Metalle nicht alle dasselbe Organ afficiren; denn jede Körperreihe bildet ja wieder unter sich quantitative und qualitative Grade, die bald dem Charakter dieses bald jenes Naturmomentes sich annähern, und daher auch dieses und jenes Organ vorzüglich afficiren müssen; so wirkt das Quecksilber verschieden vom Eisen, weil es in seiner Klasse sich dem Charakter des Flüssigen mehr nähert, da jenes die Metallität reiner in sich erhalten hat; dasselbe gilt vom Antimonium, Arsenik u. s. w., denen allen im System der Materia medica die Stelle erst dann anweisbar ist, wenn sie eine in der Naturlehre erhalten haben.

Wie von der Haut, so ist auch die Nachweisung vom Gallen- und dem Verdauungssystem schon gegeben. Noch niemand hat die Wirkung des Terpentinöls und der Naphta auf die Gallenblase erklärt; aus dieser Ansicht geht sie von selbst hervor. Das Gallensystem ist das Elektrische im Thier, hier ist aber Galle das Produkt; in der grofsen Natur sind es die Inflammabilien, daher sind diese mit der Galle oder mit der

Leber eins, also ihre Specifika wenn das Uebel aus unterdrückter Leberfunktion entstanden; dagegen helfen die entgegengesetzten Metalle, Antimonien, Mercurius auch specifisch, wenn die Leber luxurirt. Warum aber grade das Dourantsche Mittel und nicht Schwefel hilft, wird gesagt werden können, sobald man die Bedeutung der Gallensteine und des Terpentinöls kennt.

Man hat vorzüglich in der neuesten Zeit gegen die Salze geeifert, und wenn es möglich gewesen wäre sie zu verdrängen, so wären sie beynahe ganz aus der Materia medica vertilgt worden, so laut und so zahlreich auch die Versuche seit der Kindheit der Medicin für sie gestimmt haben, und ungeachtet sie es doch meistens waren, die die Ehre des Arztes retteten. Ich will nicht davon reden dafs die Salze, dem Magensaft homogen, seine verdauende Kraft unterstützen, sondern nur auf die gewöhnliche Wurzel der Krankheiten sehn, die man im Zweifel immer im Magen suchen kann. Durch das Verdauungssystem tritt die zweyte, letzte Synthese der unorganischen Natur, folglich diese gröfstentheils ganz in das Thier, es kann daher an abnormen Einflüfsen nicht fehlen, und folglich auch nicht an Störungen des Gleichgewichts zwischen dem Verdauungs- und andern Systemen. Als man daher blind in jeder Krankheit Salze verschrieben, hat man weniger die Anzeige verfehlt, als in den Jahren, wo man eben so blind alle Salze verbannte, denn unter hundert bedürfen immer neunzig der Aufrichtung des Verdauungssystems, wel-

ches in den meisten Fällen nur durch Salze möglich ist, da es gewöhnlich durch den Salzen entgegengesetzte Materien herabgestimmt und nur höchst selten durch übermäfsigen Salzgebrauch über seine Gränzen hinausgetrieben wird. Ihr seyd doch wohl nicht im Stande, das zerstörte Verdauungssystem eines Säufers durch eure sogenannten stärkenden Mittel in Ordnung zu bringen, vielmehr macht ihr es ärger und am Ende müfst ihr doch zu einem Salze eure Zuflucht nehmen!

Die Salze als die Repräsentanten des Chemismus in der Natur, befördern nothwendig die Absonderung des Magensaftes, des Speichels, des Darmschleimes, sie helfen selbst verdauen; werden sie daher in zu grofser Dosis gereicht, so ist Laxiren die nothwendige Folge des zu hoch gesteigerten Verdauungsprocefses, aber eben so auch die nun daraus entstehende Schwäche, da sie durch Erschöpfung, durch Ueberspannung hervorgebracht worden und in diesem Sinn indirekte Schwäche des Verdauungssystems genannt werden kann.

Das Wort *stärkende* Mittel, *schwächende* Mittel ist eine Benennung ohne allen Sinn, wenn es von einer ganzen Klasse von Mitteln gelten soll. Jedes Mittel ist stärkend und schwächend zugleich; stärkend ist es für sein homologes Organ, schwächend ist es aber für alle andere und selbst für sein homologes, sobald es durch Uebermafs wirkt. Die elektrischen Inflammabilien sind daher stärkend für die Haut, die Leber und das Lymphsystem und die hieher gehörigen

Sinn-

Sinnorgane, das Auge und die Nase, welche aber hier übergangen werden, und eben darum schwächend für die gegenüber stehenden Organe Epidermis, Knochen, Kreislauf, Gefühl, Ohr; so ist das Salz, die Säuren stärkend für den Magen und die homologe Lunge, aber schwächend für die andern Organe.

Die Eintheilung der Heilmittel in zwei Reihen ist daher ganz ungegründet, und so sehr es auch der logischen Bequemlichkeit schmeichelt, immer dichotomisch die Natur zu spalten, so müssen wir doch einen solchen Weg verlassen, der nur zwei Richtungen zu wählen hat, während die Natur eine Mehrheit von Naturen ist.

Heilmittel ist jede Naturfunktion, die homogen oder heterogen auf das Thier einwirkt, um wieder Gleichgewicht in seine Processe zu bringen. Daher mufs es so viele Heilmittel geben, als es Thier- oder Naturprocefse giebt, und so ist uns die Eintheilung dieser Mittel unwillkührlich vorgeschrieben. Wir können nun entweder die Mittel nach den Organen nennen, die sie in dem Naturleib bilden oder nach denen des Thierleibes; in beiden Fällen läuft die Eintheilung auf Eins hinaus.

Da aber jedes Natur- und jedes Thierorgan aus *Materie* besteht, deren Wesen es ist, auch zugleich eine *Aktion* zu äufsern, so können beide getrennt angewendet werden, und so erhalten wir schon auf der tiefsten Stufe *geistige* und *materiale* Heilmittel.

Da die Aktion nur der lebendige Ausbruch der Materie ist, und diese nur die festgewordne Aktion,

so ist die Zahl und die Qualität der geistigen Heilmittel gleich der der materialen.

A. Geistige Heilmittel

1. Reihe.	3. Reihe.	2. Reihe.
1. Kohäsion.	1. Oxydation. (Schwere)	1. Licht und Wärme.
2. Magnetismus.	2. Chemismus.	2. Elektrismus.
3. Galvanismus.	3. Mesmerismus.	3. Vegetatismus.

B. Materiale Heilmittel.

1. Reihe.	3. Reihe.	2. Reihe.
1. Erden.	1. Wasser.	1. Licht.
2. Metalle.	2. Salze.	2. Inflammabilien.
3. Koralien.	3. Thierische Substanzen.	3. Pflanzen.

Weil diese Mittel unmittelbar den Organen des Thiers entsprechen, so können wir wieder zu der urältesten Eintheilung zurückkehren, von der sich die neue Zeit in dem, wo sie nicht im Irrthum liegt, nur dadurch unterscheidet, dafs sie mit mühsamem Bewufstseyn das wieder zur Wahrheit bringt, was jene aus bewufstloser Begeisterung ausgesprochen hat. Wie wir so eben die Mittel nach den Naturorganen genannt haben, so können sie auch nach dem Thiernamen geordnet werden; es würden aber auch bei jedem allgemeinen Grundrifs noch eine Menge untergeordneter Differenzen ausfallen, die wieder unter sich einen eignen Organismus bilden, dessen Organe man auch kennen mufs um von jedem einzelnen Naturkörper aussagen zu können, er mufs in dem Leiden dieses Theils dieses organischen Systems bei einem solchen Grade der Krankheis gegeben werden; zieht

sich das Uebel auf einen andern Theil des nämlichen Systems, so mufs auch ein andrer Stoff mit derselben Reihe, ja wohl der angränzende aus einer andern höhern oder tiefern Stufe gewählt werden.

Besonders viel bleibt noch zu thun übrig, um die Pflanzenwelt zu scheiden; vorerst ist nur ihre Stelle in dem Gesammtorganismus angegeben, aber ihre einzelnen Theile, die doch als organische Produkte auch Wiederholungen des Unorganischen sind, sind noch nicht charakterisirt. Ich will nicht in das kleinste Einzelne eingehen, sondern nur bei ganzen Ordnungen stehen bleiben. Unter diesen wissen wir den Charakter der ätherischen Pflanzenstoffe, als homologer Produkte mit dem Elektrismus, dem sie auch homolog im Thiere wirken; welche Naturfunktion aber in den Narcoticis, in den Amaris, in Acribus &c. wiederholt ist, möchte weniger leicht zu entwirren seyn als die Acida, Aetherea, Alcalina &c.; dafs man aber bei Leiden höherer Organe, schon des Kreislaufs, und Lymphsystems, vorzüglich aber des Nervensystems, die Pharmaka aus den organischen, dem Pflanzen- und Thierreich zu nehmen habe, brauche ich nicht zu erinnern, und folglich auch nicht, dafs in dem allgemeinen Entwurf für diese Organe Metalle u. dergl. nur darum als Specifika angegeben werden, damit nur angedeutet werde, von welchem Charakter das aus der organischen Welt zu wählende Mittel seyn müsse. Die Wirkungen der Belladonna, des Hyasciamus, Aconitum, Opium, Castoreum, Moschus auf das Nervensystem beweisen auch hinlänglich, dafs hier nur höhe-

re Materien als Specifika auftreten können, eben so müssen Krankheiten des Gefäfssystems und des Lymphsystems vorzugsweise mit Mitteln aus den organischen Reichen behandelt werden; die mineralischen Mittel gelten nur in den tiefsten Graden.

Anzeigen.

1. Bamberg und Wirzburg, bei Joh. Anton Goebhardt, 1805. *Grundrifs der Naturlehre des menschlichen Organismus. Zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen entworfen von Ignaz Doellinger, d. M. Doctor und Professor.* —

Die Natur des Menschen ist in den Ansichten, die man bisher von ihr gegeben, so tief unter ihrer Würde betrachtet worden, dafs man im Angesicht solcher Lehren sich schämen mufs, ein Mensch zu seyn. Von Gleichem wird nur das Gleiche erkannt. Und so ist die sogenannte Physiologie selten etwas anderes gewesen, als das Bild derer, die es gezeichnet haben. Die einzige Frucht der also verkehrten Geschäftigkeit war die Kenntnifs vom äufsern Ansehn des lebendigen Gebildes. Aber auch diese ist entstanden, ohne dafs die Geschäftigen hievon wufsten, wie die Bienen blind produziren, und ohne ihr Wifsen die regelmäfsigen Formen des Baues zu Stand kommen. Daher ist es dem Gemüth erfreulich, doch irgend einmal etwas ihm selbst *ähnliches* zu finden; es ist dann wenigstens die Bahn

eröfnet, das *Gleiche* anzutreffen. So ein *ähnliches* Bild ist eben das von Hrn. D. gezeichnete. Dieser Ausspruch hängt unmittelbar zusammen mit der Aufgabe, zu zeigen warum das entworfene Bild dem Original nicht durchaus gleiche, wobei es dann neben der Angabe defsen, was unerreicht geblieben, zur Sprache kommen mufs mit dem, was wohlgetroffen nur der Haltung ermangelt in der Erkenntnifs des Vfs.

Der Begrif von der Natur des menschlichen Organismus (§. 1.) als Inbegrif der zu seinem Daseyn gehörenden Bestimmungen, ist kein lebendiger Begrif. Gerade das Daseyn als das eigentliche Object wird in demselben minder beachtet, als das hiezu gehörige so, dafs nicht klar ist, ob dafs Daseyn aus den Bestimmungen zusammengestellt werde oder das Gegentheil oder endlich ob mit dem Daseyn alle Bestimmungen gesetzt sind. So viel ist einzusehn, dafs dieser Begrif mehr vom blofsen Verstande an sich hat, als von der Vernunft, und die Einbildungskraft ihn nicht so wie er ist zu gestalten vermag in ein wirkliches Leben. Die Unvollständigkeit dieses Begrifs zieht sich in das ganze Werk und was verfehlt ist, mufs hieraus allein erklärt werden. So ist es gleich im §. 4. Weder der Sinn schaut den Menschen auf diese Weise zusammengesetzt und äufserlich verbunden, noch mag ihn die Vernunft in solcher Composition erkennen: es sind Erhellungsversuche der Phantasie und Begrifsbestrebungen des Verstandes, welche hier vor allem sichtbar werden. Das Ergebnifs aber ist jedesmal eine ganz und gar endliche Betrachtung des Menschen, so.

dafs auch wohlgetroffene Züge, wie der (§. 5.) von der Stelle des Menschen in der Reihe lebendiger Wesen bei dieser Betrachtungsweise allzusehr veräufsert und gar leicht verwischt werden. Dieser Mangel der ursprünglichen Idee des Universums als Organismus tritt (§. 9.) noch deutlicher hervor. Darum ist auch nichts zu sehen von einer wahren Unterscheidung des Organischen und Unorganischen, welche der Vf. zu finden glaubt in dem Begrif der Thätigkeit und wesentlich eigenen Wirksamkeit, welcher allein anzuwenden sey auf die organischen Wesen. Hierin kann der Unterschied nicht liegen, sondern allein in der absoluten Vollständigkeit des Organischen und in der Gebrochenheit des Unorganischen als Widerschein des Organismus in äufserlicher Beziehung. Das Wort: *ursprüngliche* Thätigkeit (§. 9.) hätte den Vf. schon auf etwas Gründlicheres führen müssen, wäre es von ihm recht erwogen worden. Aus dieser Vernachläfsigung des Ursprünglichen und Wesentlichen ergibt sich die Ungleichheit der (§. 10.) angegebenen karakteristischen Züge des Organismus mit ihm selbst: sie sprechen sämmtlich nur das Endliche aus, d. i. eben seinen Untergang und Versinken in die unorganische Natur. Dafs der Vf. den Grund des Lebens nur schwach erkannte, zeigt sich am deutlichsten (§. 12.), wo er ihn als in der Thätigkeit enthalten angiebt, von der man aber nicht weifs, wie sie aus der Möglichkeit das Wirkliche darstellen möge; denn der Begrif der Thätigkeit, so aufgestellt, stammt nicht aus einer Idee, worinn alles zugleich gesetzt, das Wirkliche das einzig Mög-

liche, das Mögliche das wahrhaft Wirkliche ist. Es zeigt sich hier vielmehr eine recht unabsehlich ausgebreitete Unruhe, in welcher auch der Widerschein der Ruhe und Eintracht des Lebens kaum mehr zu finden ist. Daher denn auch (§. 13.) die seltsame Vermischung des Strebens zur absoluten Erkenntnifs mit der Neigung zum Handgreiflichen, welches (§. 14.) immer auffallender wird, so dafs der Vf. dieses selbst fühlend sich, wiewohl vergeblich, bemüht, die Sache zur Indifferenz zu bringen. Es kommt damit nicht weiter, als zu einem gewifsen Gleichgewicht zwischen der Productivität und dem Product im Organismus, zum eitlen Bestreben jener und zur endlichen Begrenzung des letztern, weil eine so ausgegofsene Möglichkeit nicht ein in sich nothwendiges Streben und eine aus der blofsen Hemmung erstarrte Wirklichkeit nicht ein tüchtiges Können ist. So ist demnach der Begrif des Lebens, als des wahren und wesentlichen Seyns im All des Organismus nur schwach angedeutet in der weiten Vorstellung von Thätigkeit, welche dann sogar (§. 19.), man weifs nicht, wohin, entweichen soll, mit dem Tod; im Sinn des Vf. also mit dem endlichen Gebilde auf irgend eine Weise, die ihm selbst am besten bekannt ist, äufserlich verknüpft gewesen seyn mufs. Dahin verleitet die abstrahirende und componirende Methode, die Dinge zu betrachten. — Wie zuerst vom Organismus an und für sich die Rede gewesen, so nun (§. 20—30.) von einem Verhältnifs des Organismus und der äufsern Dinge. In dieser Rede geht das Schwanken und die vorige Ver-

wirrung des Endlichen und Unendlichen fort: denn welcher Sinn läfst sich wohl den Worten (§. 22.) unterlegen „der Organismus steht in einem doppelten Verhältnifse mit den Aufsendingen, einmal als besonderes Ding überhaupt, das anderemal als Organismus?“ Auch abgesehn hievon, wie mag sich doch der Begrif des Organischen in der Vorstellung einer Wechselwirkung mit der unorganischen Natur noch finden lafsen? Der Scheinbegrif von Erregbarkeit, dem der Vf. selbst nicht recht traut, zieht den Organismus zu einer mechanischen Verkettung herab; vom wahren Leben bleibt in demselben nur der Schein des Lebens, ein unabsehliches seltsames Ineinandergreifen, so dafs man nicht wifsen mag, welches das Lebendige sey, das Erregbare oder das Erregende. Ein Uebel — das Absehn von der absoluten Vollständigkeit des Lebens — führt so ein ganzes Heer seinesgleichen mit sich. — Wo die Erkenntnifs des All verfehlt ist, mufs es auch die des Einzelnen seyn und der Stelle eines jeden im All; hiemit auch wohl der Begrif von Gesundheit und Krankheit; denn dieser liegt tiefer als hier (§. 35. insbesondere) angegeben ist. Gesundheit kann nur da seyn, wo das Ebenbild (der lebendige Leib) mit dem Urbild (der Idee des Lebens) in wesentlicher Einheit besteht. In der Untüchtigkeit und Schwäche des Ebenbildes liegt allein der Grund der Krankheit, d. h. der Abweichung vom Leben. Hier dagegen wird die Krankheitsursache g[illegible] als „immer ein Aeusseres“ angesehn. Wie der Begrif des Lebens nicht aus einer vagen Productivität hervorgeht, so auch nicht jener von der Heil-

kraft der Natur in Krankheiten (§. 39.). Dieser Begrif sollte doch in einer Physik des Menschen recht bestimmt gefafst werden, denn er ist die eigentliche Frucht dieser Lehre für die Heilkunst. Seine Konstruction kann allein den wahren Cyclus der Krankheitsgestalten und ihres Verschwindens im Leben oder im Tod darstellen. — Nach der Darlegung solcher unvollständigen und unbeschlossenen Ansichten des Lebens kann es nicht unerwartet seyn, auch die Gesetze desselben (§. 40—59.) nicht in der Gegenwart des Ungetheilten und Einen betrachtet und ausgedrückt zu sehen. Es ist sonderbar, wie es gewöhnlich und auch hier (§. 43.) geschieht, zu sagen, die Natur bilde nach Gesetzen, da eben ihr Bilden durchaus ein Setzen ist. Dies möchte hingehen, wenn nur zu sehen wäre wie im Einzelnen das All gesetzt ist und ein jedes sich seiner Stelle aus innerer heiliger Nothwendigkeit fügt. Wenn aber (§. 49.) das Pflanzenleben, Thierleben und die Sensibilität als Gesetze aufgestellt werden, so sind sie wenigstens viel zu unbestimmt hier ausgedrückt und umnebelt von der Erscheinung. Der Zusammenhang ist auf solche Weise schlechthin nicht zu erkennen. Was soll man sagen von einem Gesetz wie jenes (§. 51.) „die Form des Organismus ist selbst ein Product der organischen Wirksamkeit?“ Ohne Hinsicht darauf, dafs ein solches Gesetz aller Totalität ermangele, hebt der Verfasser damit sein ursprünglich gesetztes, die Productivität und das Product als die beiden Factoren des Organismus wieder auf. Ein Factor wird hie

das Product des andern und so müſste, auch mit schärfster Consequenz, die Wirksamkeit das Product der Form seyn. So hat der Vf. die Nichtigkeit seiner Ansicht des Lebens selbst schon ausgesprochen, und erkennt nun gewiſs, was er damals wahrsagte, als er dieses niederschrieb. Was über die Schranke des Organismus, sey es in der absoluten Form derselben oder im Gebilde des lebendigen Leibes, hinausschreitet, läſst sich, wie (§. 53.) in Bezug auf Irritabilität, Contraction und Expansion festgesetzt werden soll, nicht als innerliches Gesetz des Lebens begreifen. Das Bilden wird aus innerer Macht im Gebilde angehalten und gleich des Meeres Fluth und Ebbe kehrt auch der bildende Trieb in sich selbst zurük und dehnt und breitet sich aus durch die Gewalt der Allgegenwart auch im Einzelnen. So ist's in der Faser wie im Muskelsystem. (Hallern hätte der Vf. §. 55. nicht so zweideutig hinstellen sollen, er war ein Mann aufrichtig und waker; daſs man von seinen Versuchen sich täuschen lieſs, war nicht seine sondern der Nachfolger Schuld, welche, was die Zeit getragen, für die Ewigkeit geltend machen wollten.)

Wie man sich aus dem Labyrinth worin der Vf. sich selbst und andre verstrikt, endlich heraus gefunden hat, wird die Aussicht freier, und der Boden reicher an Erzeugnissen vielfacher Art. Der Abschnitt nemlich von den Erscheinungen des Pflanzenlebens und von den Ansichten des lebendigen Gebildes trägt beinah durchaus das Gepräge eines reinen und offnen Sinnes und einer nicht in eitlen Gebährungen erschöpften Einbildungskraft, wiewohl auch hier wieder die allgemei-

nen Bestimmungen von: Materie, Stoff, Mischung insbesondre die (§. 66. 67.) den bisherigen durchaus unbestimmten Angaben der Chemiker nachgesprochenen Bemerkungen über die Bestandtheile des Leibes wegzuschneiden wären und durch etwas beſseres zu ersetzen. Am meisten stellt sich das Verdienst des Vf. in den Abschnitten von der Gefäſsbildung, Knochenbildung, Muskelbildung und Nervenbildung heraus. Der Unbefangene wird nicht verkennen wie ein richtiges Gefühl vom Ganzen hier der Leiter gewesen und wie eben hiedurch bei weitem richtigere Ansichten z. B. von der Verzweigung der Gefäſse, von der Anastomose (§. 78. 79.) u. s. w. zum Vorschein kommen als bisher gewöhnlich gewesen. Wiewohl (§. 89.) das Gesetz der zweifachen Oeffnung nach aussen in der niedrigsten Gefäſsbildung, dem Darmkanal, bestimmter hätte ausgesprochen werden sollen, da hier aus der wachsenden Excentricität der ursprünglichen Blasenbildung bei der scheinbaren Offenheit für die äussere Welt, welche die Excentricität mit sich führt, der Punct gewesen wäre, zu zeigen wie durch die Aufnahme dieser niedrigsten Gefäſsbildung in eine höhere (die Muskelbildung nemlich) die Centralität des Organismus wahrhaft gehalten ist; so zeigt sich doch auch hier der richtige Sinn des Vf. in der Bemerkung, (§. 89.) daſs der letzte Rest des Offenseyns nach aussen sich in den Arterien durch die Verbindung mit den ausführenden Gängen darstelle. Es hätten demnach die Momente der wachsenden und abnehmenden Excentricität nur genauer dargestellt werden müſsen, um die

Wahrheit ganz zu treffen, Bei der sonst so wohlgerathenen Betrachtung des Baues und Zusammenhanges der Knochen bleibt es unbegreiflich, dafs die Knochenbildung als der Wendepunct aller Reproduction und zugleich als der wahre Ausdruk des Magnetischen im lebendigen Leib ganz übersehen ist, da doch (§. 136.) die Assimilation als ein Magnetischwerden erklärt wird. Aber nicht blos vom Vf. ist der Knochenbau nicht nach seiner Würde erwogen, auch was Steffens, Troxler und die Nachtreter hievon gesagt zeigt an demselben nichts mehr als eine unnütze ins Unorganische übertretende Last. Der lebendige Leib nicht allein verliert auf diese Weise die Haltung, es geht auch, was mehr als dieses bedeutet, der vollständige Begrif des Lebens verloren. — Die Darstellung der Muskelbildung ist wohl gerathen. Nur der Ansicht der Muskelfaser als eines potenzirten (relativ indifferenzirten) Gefäfses wäre eine weitere Ausführung zu wünschen. Im Gefäfs tritt das Flüfsige dem Festen ganz entgegen. Wo das Gefäfs übergehend in den Muskel zu mehrerer Ruhe gelangt, erscheint das Flüfsige als Faser, die festere Haut des Gefäfses als ihre weichere Scheide, so dafs der Gegensatz zu einem schwankenden Gleichgewicht wird. Die vollständigste Einheit ist erst im Nervensystem zu schauen, wie es auch (§. 116.) richtig, wenn gleich nicht ganz bestimmt angegeben ist. Die Gehirnbildung aber insbesondre kann nach des Vf. Beschreibung niemanden befriedigen, der auch nur ahndet die Vortrefflichkeit dieses Centralorgans im Menschen. Hier, kann man sagen, ist weder von dem Vf. noch von irgend

einem etwas Bedeutendes gethan: denn wie die gewöhnliche Darlegung seines Baues dürftig und Mitleiden erwekend, so ist, was andre in hoher Meinung von ihrer Lehre davon geträumt, ganz unerträglich. Weder zu den einen noch zu den andern gehört der Vf. sondern er hat im *Gefühl* des Beſsern dargestellt: möchte er dies Gefühl recht zur Erkenntniſs bringen und das Studium des lebendigen Gebildes als seine Hauptaufgabe betrachten, denn er hat Beweise gegeben, was die Wissenschaft von ihm hierin zu erwarten habe. So wird es z. B. aus seiner ganzen Ansicht der Nervenbildung recht klar, wie eben sie das Ganze des lebendigen Leibes am entschiedensten ausdrükt, und durchaus das Ursprünglichste ist. Alle übrigen Bildungen bis zum Knochen gehen immer mehr ins Besondre. Wie armselig muſs dagegen die Meinung von Absonderung des Nervenmarks aus den Gefäſsen sich ausnehmen, da vielmehr das Gefäſssystem gleichsam als die Uebergangsformation zwischen der innersten lebendigen Bildung und dem besondern Leben der einzelnen Theile d. h. eben als Kreislauf erscheint. Es wäre zu wünschen, dergleichen Ansichten von der Metamorphose der lebendigen Bildungen besonders im 8ten Abschnitt: von der Anordnung der organischen Theile zu finden. Bis jetzt ist es mehr beim Nebeneinanderstellen geblieben. Dieser Mangel wird gar fühlbar im 9ten Abschnitt: von der Aſsimilation, welcher in einzelnen Bemerkungen wohl gerathen, auch im Ganzen lebendig geworden wäre durch die Gegenwart der Idee von der Metamorphose. So nemlich, daſs es klar ge-

worden wäre wie der Grad der Beseelung in jedem Puncte dieser und kein anderer seyn könne. Daher sind die Ansichten der Verdauungsorgane zwar anatomisch wohl beschrieben, keineswegs befriedigend in Betreff des eigenthümlich in einander verschlungenen Lebens derselben und es wird nicht deutlich, in welchem Zustand der Nahrungsstoff in jedem Puncte des Darmkanals sich befinden müfse. Ebenso fehlt ganz und gar der Begriff des lebendigen Blutes, defsen Geheimnifs weder durch Scheidung an der Luft, noch durch die einseitigen chemischen Gesichtspuncte kund werden mag. Dafs aber hier nicht mehr als das Gemeine zu sehen, ist nicht des Vfs. Schuld allein sondern auch die Armuth, welche überhaupt sowohl in der anatomischen Bestimmung als in der Erkenntnifs der Kräfte der ganzen assimilirenden Bildung herrscht. Es ist nicht leicht eine Function in der Erkenntnifs so vernachläfsigt, wie diese, wie sehr auch der Mensch ohne alle Erkenntnifs damit schwelgt. — Die Ideen von Ernährung und Wachsthum, besonders die von der Metamorphose des Gefäfssystems würden insbesondre verfolgt, herrliche Früchte tragen. Es müfste sich dann auch das Mechanische, was hie und da gröblich hervorragt, ganz verlieren. So mufs man sich wundern, wie der Vf., dem die Idee von den Metamorphosen des Gefäfssystems doch oftmals vorgeschwebt in der Darstellung der Absonderungsorgane jenes ganz vergefsend nur das gemeinste geleistet hat. Er hätte es mehr beachten und festhalten sollen, dafs alle Absonderung eben nur durch die Selbstbegränzung und Be-

schlossenheit der Gefässe, vorzüglich da, wo die Arterien in die Venen umbeugen, gesetzt, und eine Aushauchung aus der geschlofsenen Gefäfsbildung in freie Räume ist. Befser ist der Abschnitt von den Ausleerungen; aber hier geht auch das verwikelte innere Leben mehr ins Sichtbare über. Der Uebergang von Absonderung und Ausleerung als der Gränze des individuellen Leibes zur Zeugung ist gut gefafst, wäre nur der Begrif der Absonderung in seiner Vollständigkeit erkannt, so dafs sich die lebendige Gestalt des Erzeugten jenem Begrif, durchaus entsprechend, unmittelbar entgegenstellte. Paracelsus hat hierin mehr geleistet, als alle vor ihm und nach ihm, in seinem Buch von der Generation, wie an einem andern Ort gezeigt werden soll. Den Unterschied der Geschlechter von der Culmination der Thätigkeit und Form abzuleiten, führt auf das am Anfang Gerügte zurük. Die organische Beschlofsenheit fehlt. Niemals sollte man bei der Betrachtung des Geschlechtsverhältnisses aus den Augen verlieren die Idee des Menschen, welche im Mann sich als die in den Leib eingebildete Seele, im Weib als der zur Seele verklärte Leib offenbart. So würde auch der Zusammenhang des Geschlechtsunterschieds mit dem Verhältnifs zwischen Erde und Sonne sich unwidersprechlich herausstellen. In dem Abschnitt über die Zeugungstheile ist der Gegensatz zwischen ihnen und dem Hirn ganz übergangen, die Idee der Ein- und Allheit aus den Augen verloren und vom Act der Begattung recht anatomisch gesprochen. Das Augenblikliche der Empfängnifs, die aufser aller Zeit seyend aus

sich selbst eine neue Zeitreihe entwikelt, wird gar nicht beachtet. Die Phantasie erblikt wohl eine Mischung der Flüfsigkeiten ein Nebeneinanderseyn derselben, aber die Tiefe des neuen Lebens bleibt dem Sinn verborgen. In dem Abschnitt über die Geburt wird ihre wahre Geschichte genetisch fortgeführt durch die Epochen vermifst. — Im mündlichen Vortrag mufs solchen wie andern schon gerügten Mängeln abgeholfen werden, und es ist von dem Eifer des Vf. und seinem Sinn für das Wahre und Rechte zu erwarten, dafs er manche Form, die er leblos dargestellt, nun mit Leben zu erfüllen und zu durchdringen verstehe.

In der zweiten Abtheilung von der organischen Bewegung herrscht eben nicht die Klarheit. Der Vf. hat hier die Metamorphose des Nervensystems in das der Muskeln und den in *dieser* Differenzirung zumal gesezten Wechsel von Expansion und Contraction nicht vor Augen gehabt; die Irritabilität wird auch nicht begriffen werden bis man das cubische Gesetz der Sensibilität in jenes des Quadrats umzuwandeln und Irritabilität und Elasticität in demselben lebendig anzuschauen versteht. Auf solche Weise ist die Frucht der wahrhaft verdienstlichen Bemühungen des Vf. um die Lehre von der Bewegung der einzelnen Systeme von Organen des lebendigen Leibes verloren gegangen. Wenn man die mühsamen Erklärungen des Vf. und anderer von der Blutbewegung ansieht, drängt sich die Frage auf, wie es doch komme, dafs man hiebei, wie leider! auch bei andern Betrachtungen auf die Keplerischen Gesetze so gar keine Rüksicht nimmt? — Es

würde zu weit ins Einzelne führen, bei den Lehren des Vf. von der Turgeszenz des männlichen Gliedes so wie bei denen vom Niesen, Seufzen, Gähnen u. s. w. den Grund ihrer Untauglichkeit, obgleich sie alles rundweg zu erklären scheinen, allerwärts anzuführen, wie es überhaupt mit den Vorstellungen von Expansion und Contraction nicht gethan ist, so lang dasjenige, was in diesen Momenten äufserlich erscheint, in seinem eignen Gang und Leben nicht begriffen wird. — In der Abtheilung von den Erscheinungen des Thierlebens, von Vorstellungen, Gefühlen, Trieben, Begierden ist manche Verwirrung der Begriffe, besonders darum, dafs der Vf. den Begriff der unmittelbaren Selbsterkenntnifs nur lose aufgefafst, folglich auch in seiner Gestaltungsreihe nicht bestimmt aufgezeigt hat. Aus diesem und dem folgenden Abchnitt über Sensibilität wird es einleuchtend, dafs die hier gewählte Methode physiologischer Darstellung überhaupt nicht die richtige ist, besonders bei der mangelhaften Vorbereitung, wodurch sie vom Vf. eingeleitet worden. Das von ihm zuerst Dargestellte der Betrachtung des lebendigen Leibes müfste nach der bessern Methode gerade als das Letzte, als das in sich selbst zerfallende Leben aufgeführt und die waltende Ein- und Allheit bis in diesen scheinbaren Bruch verfolgt werden. Die Vortrefflichkeit dieser Methode zeigt sich erst recht, wenn man ihr gemäfs die ganze Thierreihe von oben herab oder von unten herauf betrachtet. Geschieht dies nicht, so wird der Organismus gerade wie bisher in der Mineralogie und Geologie die

Erde angesehn. Man schreitet, wie es heifst, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fort; es ist aber in der That das umgekehrte. Man construirt Häute, Muskeln, Gefäfse, wie in der Erde Gestein, Drusen-Gänge u. s. w. und achtet nicht der eigentlichen centralen Lebensbildung. Dies ist bey dem Vf. um so mehr zu bedauern, da er in der That die Einheit der Bildung achtet, sie in jedem bisherigen Abschnitt gefühlt, und hie und da recht prophetisch befolgt hat. Darum suchte er auch in dem letzten Abschnitt, der Geschichte des Lebens, dieser Verkehrtheit einigermassen abzuhelfen und wenn gleich wieder die schon anfänglich ihm allzulieb gewordnen Begriffe von Möglichkeit, Wirklichkeit auch hier vorkommen, so ist doch nicht zu zweifeln, dafs er die Ideen mit Achtung bewahrend zu lebendigern Ansichten gelangen und die bessere Methode in künftigen Darstellungen ergreifen werde. — Das von den Sinnen insgemein gesagte ist zu unbestimmt und nach dem Stekenpferd der Allgemeinheit und Besonderheit, Expansion und Contraction. Vortrefflich dagegen sind die Bemerkungen (§. 520.) von der Production der Farben im Auge; so auch (§. 530. 531.) die von der Natur des Hörens, wiewohl das Gesetz des Magnetismus, welches hier das bestimmende ist, nur angedeutet wird. Allzuleicht ist die Lehre vom Traum, Somnambulismus u. s. w. behandelt. Bey gehöriger Erhellung derselben mufste sich so manches über das Verhältnifs zwischen Sinn und Phantasie ergeben u. s. w.

Möge der Vf. diese Angabe der Gründe, warum sein entworfenes Bild nur ähnlich dem Urbild, nicht aber gleich sey, mit derselbigen Unbefangenheit aufnehmen, womit sie hier ausgesprochen wurde. Seine Liebe zur Wahrheit läfst dies erwarten.

---

2. Bamberg und Wirzburg, bei Joh. Anton Goebhardt, 1806. *Beleuchtungen physiologischer und psychologischer Gegenstände.*

(Von Ritter Stransky, rel. rel.)

Die seltene Gährung, welche seit mehreren Jahren in der litterarischen Welt geherrscht hat, hat vorzüglich auf junge Männer, die mit ihrer Bildungszeit in diese Periode fielen, je nach dem verschiedenen Temperament derselben verschiedene Wirkungen hervorgebracht. Vorzüglich hat diejenigen, welche etwas reitzbarern, lebhaftern Temperaments waren, dieses Ringen und Streben unserer Zeit stärker ergriffen, und in ihnen einen gewifsen Enthusiasmus nebst der eifrigen Begierde nach dem seeligen Genufs, „auch mit in den Streit um das heilige Licht der himmlischen Wahrheit gezogen zu werden," erregt, und sie früher zu Autoren gemacht, als sie es vielleicht zu andern Zeiten und in andern Verhältnifsen nicht geworden wären. Bei solchen Umständen ist leicht zu erachten, dafs in unsern Tagen nicht selten Schriften erscheinen, in denen zwar über ein grofses altes Thema, aber auf

eine etwas jugendliche, (fast möchten wir sagen, kindische) Weise philosophirt wird. — Ob vorliegende Schrift auch unter diese Klafse gerechnet werden könne, mag der Leser entscheiden, wenn wir jetzt zur Sache übergehen.

Was der Hr. Vf. als schlechthin ausgemachte Wahrheit ansieht, hat er laut der Vorrede in der Einleitung niedergelegt. Diese Wahrheit nun besteht vorzüglich in dem Beweise des Satzes, dafs das Niedere aus dem Höhern stamme, und in ihm gründe. Diefs ist nun allerdings eine höchst ausgemachte Wahrheit, besonders wenn vorher ausgemacht ist, was man für einen Begriff mit dem *Niederen* und *Höheren* verbinde. Allein der Hr. Vf. zweifelt gleichsam, ob nicht auch Ilgen könne die Wahrheit, und liefert durch einige Seiten hindurch eine gar künstliche Deduktion, an welcher nichts auszusetzen ist, als dafs, weil vorher die Begriffe vom Höheren und Niedrigeren nicht festgesetzt sind, die Argumentation, wie es nicht anders gehen konnte, mit einer beständigen petitione principii fortläuft. In eben diesen Beweifs dieses Satzes wird zugleich der Beweifs für den Satz, dafs das materielle Universum (als das per hypothesin Niedrigere) einen innern psychischen Grund (als Höheres) haben müfse, und also in diesem letztern gründe, mit eingewürkt; zugleich kommen gleichsam nur von der Seite her die Begriffe von wandelbar und unwandelbar ebenfalls herbei, so dafs man am Ende ungefähr absehen kann, wie der Hr. Vf. mit seinem Satz, dafs das Niedere in dem Höhern gründe, habe zeigen wollen,

daſs das Absolute der Grund und Anfang aller Dinge seye, wenn man nicht (wie zu guter Letze noch sehr stark hinzu gesetzt wird) gar die Existenz Gottes vom Teufel herleiten wolle, welchen letztern Grund wir aber um so weniger als triftig ansehen können, da wohl der Hr Vf. selbst so wenig den geraden, als den umgekehrten Fall dieses Beispiels billigen wird, und er also für den Satz, daſs das Niedrigere aus dem Höheren stamme; nichts beweiſst.

Was der Hr. Vf. in eben dieser Einleitung über die Idee des Lebens vorbringt, wäre schon gut, wenn er sich nur der ganz richtigen Idee in seinen weitern Untersuchungen als untrüglichen Leitsterns zu bedienen, und sie gehörig durchzuführen gewuſst hätte. Dann wären wohl auch solche weise Einwendungen, daſs denn doch der Stein nicht lebe, u. s. f. leicht beantwortet gewesen, während sie auf der andern Seite mit dem Princip, daſs das Niedrigere aus dem Höhern stamme, doch nur halb geschlagen sind.

In dem auf die Einleitung folgenden ersten Abschnitt beginnt der Hr. Vf. mit der Ableitung einer materiellen Elementarwelt. Gegen die Idee einer solchen ist nun allerdings nichts einzuwenden, allein darüber, daſs die 3 Elemente, Licht, Erde und Waſser, welche der Hr. Vf. als solche annimmt, wirklich die wahren und unmittelbaren verwickelnden Glieder zwischen der psychischen oder übersinnlichen, und der sinnlichen materiellen Welt seyen, lieſse sich vieles sagen. Hier nur so viel: entweder nimmt man das Wort Element bei seiner eigentlichen Bedeutung, und

dann giebt es nur ein einziges Element, welches das Leben schlechthin ist; oder nennt man Elemente diejenigen Substanzen, welche gleichsam auf der Scheidungslinie zwischen der sichtbaren und urbildlichen Welt stehen, welche Substanzen die unmittelbar belebenden Principien oder die Seelen für die *einzelnen Dinge* in der wirklichen Welt gerade so sind, wie es jenes einzige Element, oder das Leben an sich für das All ist. Hiefür aber scheint der Hr. Vf. jene 3 Elemente selbst nicht ausgeben zu wollen, vielmehr scheint er für nöthig zu erachten, ihnen selbst noch belebende Principien beizugeben, indem er z. B. fragt, ob nicht die sogenannte Electricität, ihrem Wesen nach betrachtet, das Leben des Feuers und defsen Formen sey? — oder auch, wenn er, wie sich weiter unten zeigen wird, ein besonderes psychisches belebendes Princip für die unorganische, und ein besonderes für die organische fodert.

Was das weitere Detail dieses ersten Abschnittes betrifft, so gestattet uns der Raum nicht, in dafselbe einzugehen. Der Vf. sucht darinn die weiteren Verwandlungen dieser seiner Elemente in und durch einander in Beziehung auf Physik und Chemie auf dem Weg der Induktion darzuthun, und ebendiefs geschieht auch in dem zweiten Abschnitte, nur mehr in Beziehung auf die Phänomene an den Himmelskörpern, und auf die physische Geographie der Erde.

Der dritte Abschnitt soll einleitende Ideen in die höhere Physik des Organismus enthalten. — Darüber, sagt der Hr. Vf., wären die Physiologen leicht zu ver-

einigen, dafs das im engern Sinn sogenannte organische Reich nicht als eine einfache Verwandlung der 3 oben benannten Elemente, sondern vielmehr als die höhere Potenz des Mineralreichs anzusehen sey. Aber, fährt er fort, was potenzirt, was multiplicirt in der körperlichen Natur? — Ehe er nun seine Ideen darüber vorträgt, macht er sich vorher mit der, wie er sagt, jezt herrschenden Lehre zu schaffen, welche nämlich behaupten soll, die Potenz des Organismus seye dem Leben und dem Körper nach aus dem Leben und Körper des Mineralreichs hervorgegangen. Wir wollen den Vf. nicht fragen, an welchem finstern Ort solch eine finstere Lehre noch herrsche? — aber sie scheint bis auf die Zeit, wo er die grofse Entdeckung machte, dafs das organische Reich durch eine höhere Lebenskraft gebohren werden müfse, als das Mineralreich, in seinem eigenen Kopfe geherrscht zu haben, besonders da er hintennach vorgiebt, in einer Schule, wo diese Lehre gelehrt werde, gebildet worden zu seyn. Nachdem er sich nun bemüht hat, diese Lehre sehr künstlich zu beweisen, wie sich das Mineralreich unmöglich durch eigene Kraft zu dem organischen habe hinaufsteigern können, fängt er zuletzt folgendermafsen an: „ich sollte meinen, es folge ganz nothwendig, dafs das potenzirende und multiplizirende Princip in dem körperlichen Universum eine höhere einfache Lebenskraft der psychischen Natur seye, — das eigentliche Princip des Organismus, das weder einer Zusammensetzung mit andern Principien bedürftig, und eben so wenig jener fähig sey. Diese

psychische Monas, fährt er fort, ist der unmittelbare Bildner der höhern Dignität, in welcher die materielle Welt als Quadrat des Mineralreichs, als Organismus erscheint."

Diesem psychischen Princip der zweiten Potenz werden nun sogleich wunderbare Wirkungen zugemuthet; aus ihm sollen noch heute, wie ehemals, die organischen Körper ganz wie sie sind, hervorwachsen, ohne sonst woher Nahrung oder Materialien dazu nöthig zu haben. Allein bei diesem wundervollen Vermögen dieses psychischen Princips der zweiten Potenz, das sich so sehr selbst genügt, dafs es ohne weiters organische Körper hinsetzt, wozu bedurfte der Hr. Vf. für dasselbe ein Potenzirungsvermögen zu postuliren, da es nicht erst Materialien zu potenziren bedarf, um organische Körper zu erzeugen, sondern die Gabe besitzt, organische Körper im Einzelnen und im Ganzen unmittelbar aus sich hervorgehen zu lassen? — Jedoch alle diese Behauptungen floſsen dem Hrn. Vf. aus der Fülle der ausgemachten Wahrheit, dafs nämlich das Niedere aus dem Höhern stamme.

Schlüfslich bemerken wir noch, dafs, wenn es dem Hrn. Vf. in dieser Schrift nicht gelungen ist, tiefere philosophische Wahrheiten zu ergründen, er auf der andern Seite an manchen Stellen gezeigt hat, dafs er ein Organ für einfache Naturanschauung habe, das kultivirt zu werden verdient, und das ihm in der Folge vielleicht mehrere Früchte von dem Geiste tragen würde, wie folg. Stelle pag. 50. die wir als Fragment zum Beschluſs dem Leser noch mittheilen.

„Das Feuer ist flüchtig, die Erde starr, und in dem Gewäſser flieſst das Flüſsige, und das Starre. Das Feuer ist durchdringend, das Waſser eindringend, die Erde aber verdrängend. Das Feuer verzehrt das Wasser und die Erde, das Waſser trinkt das Feuer und die Erde, die Erde aber verschlingt das Feuer und das Waſser. Das Feuer ist warm und trocken, das Waſser feucht und kühl, aber rauh und kalt ist die Erde. Das Feuer endlich ist einsichtig, das Waſser durchsichtig, die Erde ist finster."

Vorliegendes Buch, im Ganzen betrachtet, ist auch durchsichtig, weniger durchdringend, am allerwenigsten verdrängend.

JAHRBÜCHER
DER
MEDICIN
ALS
WISSENSCHAFT.

VERFASST
VON EINER GESELLSCHAFT VON GELEHRTEN
UND HERAUSGEGEBEN
DURCH
A. F. MARCUS UND F. W. J. SCHELLING.

Zweyter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1807.

JAHRBÜCHER

DER

MEDICIN

ALS

WISSENSCHAFT

ΙΑΤΡΟϹ ΦΙΛΟϹΟΦΟϹ ΙϹΟΘΕΟϹ.
ΙΠΠΟΚΡ.

Zweyten Bandes zweytes Heft.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1807.

Inhalt

I. Wissenschaftliche Abhandlungen.

1. Aphorismen über Naturphilosophie. Von F. W. J. Schelling.

B. Ueber die Unendlichkeit und Freiheit der Substanz in der Einzelheit und Verknüpfung der Dinge, oder *über das Wesen der Schwere und des Lichts.* . . . . . S. 123.

2. Ideen und Erfahrungen über thierischen Magnetismus. Von Dr. K. E. Schelling. . . . . — 158.

3. Grundsätze für eine künftige Seelenlehre. Von Ebendemselben. . . . . — 190.

II. Beurtheilungen einzelner Schriften.

1. Grundriss der Theorie der Medicin, von Dr. *Troxler.* Wien, 1805. . . . . — 227

2. Handbuch der praktischen Heilkunde, von Dr. *Fr. Wilh. von Hoven*. Heilbronn, 1805. - - - - S. 243.

III. Miscellen.

Kritische Fragmente. Von F. W. J. Schelling. - — 283.

Druckfehler

im vorhergehenden Heft (II. Bds. 1s.).

S. 45. letzte Zeile ist nach: *Nachricht* hinzuzufügen: von dem Tode.

I.

Wissenschaftliche Abhandlungen.

I.

Aphorismen

über die

Naturphilosophie

von Schelling.

Erster oder allgemeiner Theil.

(Beschluss.)

B) Von der Unendlichkeit und Freiheit der Natur selbst in der Einzelheit und in der Verknüpfung der Dinge.

XCVI. Der ewigen Substanz Freiheit und Unendlichkeit in den Dingen, welche sie ist, haben wir, im Allgemeinen, auch schon im Vorhergehenden, erkannt: hier aber handelt sich von der Wirklichkeit derselben, oder davon, wie diese Unendlichkeit und Freiheit des Wesens in der Natur sichtbar und erkenntlich sey?

XCVII. Es giebt eine doppelte Betrachtungsart der Dinge. Entweder wird auf das Ding, das Bejahte als solches, in der Abstraktion von der Bejahung, die es ist (XXXII. Anm.), gesehen, und dieses nennen wir die abstrakte Betrachtungsweise, oder es wird auf

das göttliche Seyn und die Position jedes Dings, d. h. auf die Substanz selbst gesehen, so fern sie es ist. Dieses nennen wir die Vernunftbetrachtung.

XCVIII. Die abstrakte Betrachtung kann durchaus nur unwesentliche Eigenschaften der Dinge bemerken, die für sich nichts reelles einschliefsen, und die ihrer Wesenlosigkeit halber nicht einmal bemerklich wären, ohne die Position, die sie festhält und erscheinen macht.

XCIX. Das Bejahende und das Bejahte sind auf ewige Weise Eins und nothwendig beysammen; so dafs es auch in dem Wirklichen selbst keineswegs das Bejahte als solches, sondern nur seine Einheit mit dem Bejahenden ist, die uns mit der Idee des Positiven und Wirklichen erfüllt.

C. Das Bejahte, das nur an und zumal mit dem Bejahenden seyn kann, *ist* eben darum nicht *als* das Bejahte, sondern nur als Einheit oder Band des Bejahenden mit dem Bejahten. Seine Form als blofs Bejahten dagegen ist nothwendig die Form der Unvermögenheit für sich selbst zu seyn, oder der vollkommenen Kraftlosigkeit.

CI. Substanz ist Selbstbejahung, und SelberOffenbarung. Darum ist der Charakter des blofsen Bejahtseyns der Charakter der reinen Substanzlosigkeit.

CII. Der Raum ist diese Form der Substanzlosigkeit, des Bejahten ohne das Bejahende, oder der Dinge in der Abstraktion von der Substanz. (145.)

CIII. Die Substanz ist (XXXIV. Anm.) das Aus-

gedehnte, aber nicht selbst ausgedehnt. *) Der Raum, da er die Form des Bekräftigten ohne das Bekräftigende ist, (CII.) kann eben darum (XCIX.) weder selbst etwas Wirkliches seyn, noch zu dem Wirklichen, *als solchem*, irgend ein Verhältniſs haben.

CIV. Inwiefern das in allen Dingen Absolute die Einheit des Bejahenden und Bejahten ist: muſs es, weit entfernt, selbst durch den Raum afficirt zu seyn, diesen vielmehr als nichtig setzen in den Dingen.

CV. Der Raum ist Vielheit ohne Einheit, Umkreiſs ohne Mittelpunkt; das Ewige aber die Einheit in der Vielheit, und überall Mittelpunkt, auch im Umkreiſs.

CVI. Der Raum wird dadurch negirt, daſs die Position oder der Begriff aller Dinge in das Einzelne gesetzt ist. Da aber dieses, als ein solches, das nur *dieses* ist, den Begriff des Ganzen nicht fassen kann, so flieſst dieser in ihm über, (XLI.) und setzt es als nichtig und als real zugleich. Als nichtig in seinem Fürsich-Bestehen, als blos Bejahtes; als reell, in wiefern es vom Begriff des Ganzen beherrscht und die Einheit des Ganzen in ihm offenbar wird.

CVII. Das Bejahende aber, oder der Begriff, und das Bejahte sind doch auf eine ewige und nothwendige Weise beysammen; (XCIX.) so daſs jenes in der Abstraktion von diesem eben so wenig real und wirklich

*) So Spinoza: *Deus est res extensa;* aber nirgends, daſs wir wüſsten, *Deus est extensus*, wie ihn die gelehrte und ungelehrte Menge bis auf diesen Tag verstanden.

seyn könnte, als es dieses in der Trennung von jenem zu seyn vermag.

CVIII. Das Bejahende in der Abstraktion vom Bejahten, oder im Gegensatz mit ihm angesehen, ist das Princip der *Zeit*. Wird aber nicht auf den Gegensatz, sondern auf die Einheit oder Copula (XXXI. XXXII. Anm.) in dem Gegensatz gesehen: so wird die Ewigkeit in dem Ding erkannt.

CIX. Das Princip der Zeit erscheint der abstrakten Auffassung als das, was allerwärts Mittelpunkt ist, aber nirgends Umkreifs oder Fassung (III.), indem es das Bejahte überschwellt. Aber in der wahren Einheit (der absoluten Copula) ist das Bejahte mit dem Bejahenden nicht auf eine vorübergehende und zeitliche, sondern auf eine ewige, von aller Zeit unabhängige, Weise verknüpft.

CX. Durch die Negation des Raumes, oder dadurch, dafs das Ewige das Eine ist in dem Vielen, ist in das Viele die innere Einheit aller Dinge als Zeit, als unendlicher Begriff, gesetzt, von dem es überwältigt wird. Aber so ursprünglich als das Ewige die Einheit ist in der Vielheit, eben so ewig ist es auch die Vielheit in der Einheit; oder: so ewig das Bejahende dem Bejahten, auf eben so ewige Weise ist das Bejahte dem Bejahenden verknüpft.

CXI. Aus dieser Verknüpfung entspringt jenes göttliche Mafs der Dinge (XIV.) im Ganzen, wie im Einzelnen. (XLIII.)

CXII. Wir können diese doppelte Einheit ausdrücken als ein zweyfaches Band, das in dem absoluten

Band eingeschlossen liegt; das erste, wodurch das Ewige sich in der Allheit der Dinge; das andre, wodurch es diese Allheit in sich, als zu ihm gehörig, (XIII.) setzt: beyde sind aber in dem Ewigen Eins, oder vielmehr das Ewige selbst ist nur Ein Band, und dieselbe Substanz in beyden.

CXIII. Wird durch das erste Band der Raum negirt, der unendliche Begriff im Bejahten, und dieses damit zeitlich gesetzt: so wird im Gegentheil durch das andere Band die Zeit negirt, und der Raum als ein wirkliches Fürsich-Bestehen des Bejahten gesetzt, indem auch dieses in der Einheit mit dem Bejahenden Ewigkeit hat, und ein All für sich ist.

CXIV. Raum und Zeit negiren sich also wechselseitig; so dafs nirgends und in Nichts Raum oder Zeit für sich wirklich sind; die Wirklichkeit vielmehr nur in der gegenseitigen Indifferenzirung oder Negation beyder durch einander hervortritt.

CXV. Die in dem Raum gesetzte Zeit, oder das dem Bejahten eingebildete Bejahende ist das erste Band an den Dingen, und deren *erste Dimension.*

CXVI. Der in die Zeit aufgenommene Raum, oder das mit dem Bejahenden synthesirte und in ihm gesetzte Bejahte, ist das andre an den Dingen offenbare Band, und deren *zweyte Dimension.*

CXVII. Jede dieser Dimensionen, als eine Indifferenz von Raum und Zeit, ist schon für sich real, (CXIV.) oder, in jeder ist schon das ganze Ding. Da aber jede doch nur eine relative Indifferenz ausdrückt: so tritt das schlechthin Reale erst in der gegenseitigen

Indifferenziirung auch dieser beyden Einheiten durch das absolute Band (CXIII.) hervor.

CXVIII. Das vollkommne Reale, d. h. dasjenige, in welchem die ganze *Idea* oder *Natura Naturans* gegenwärtig lebt (XXXIII.), ist daher nothwendig ein in der Einheit dreifaches, und in der Dreifachheit einiges und untheilbares. Denn es ist der Ausdruck eines dreyfachen Bandes, das als solches doch nur Eines ist: die ausgesprochne Fülle des $A = A$.

CXIX. Dieses vollkommne Reale ist die körperliche Materie. (LIX.)

CXX. Die Materie ist Ein und dasselbe Ganze, das auf völlig gleiche Weise Einheit in der Vielheit und Vielheit in der Einheit ist. Jede dieser beyden Seiten, die wir auch als reale und ideale bezeichnen können, ist die ganze Materie, und jede derselben drückt das ganze Wesen der Substanz aus.

CXXI. Diese Einheit in der Materie ist auch die des Wesens und der Form. Denn die Einheit in der Vielheit ist die Fülle und das Setzende der Masse (des Bewältigten); die Vielheit aber, lebendig in die Einheit aufgenommen, das Mafs oder die Form.

CXXII. Auch die Materie kann entweder in ihrem An-sich betrachtet werden; oder abstrakt, in der Trennung von der Substanz (XCVII.). Im letzten Fall erscheint auch sie selbst lediglich als Bejahtes und unter blos leidenden Bestimmungen, d. h. solchen, die nichts Positives in sich schliefsen.

CXXIII. Eine Folge dieser Betrachtung ist z. B. die Vorstellung der Materie, als eines blos leidenden

oder empfangenden Princips, dem die Formen eingeprägt sind, und ähnliche, deren Nichtigkeit zum Theil schon im Vorhergehenden gezeigt worden (LIII. f.).

CXXIV. Die Modifikationen oder Bestimmungen, deren die Materie in dieser Abstraktion allein fähig, und in denen überall keine Wesenheit enthalten ist, sind z. B. die Verschiedenheit des Orts, der Figur, der Grölse u. s. w.

CXXV. Diese blofs passiven Verschiedenheiten der Materie sind es, deren Inbegriff Mechanismus heifst. Die mechanische Ansicht der Natur ist daher eine auf lauter Abstraktion beruhende, die entsteht, indem von allem Realen und Positiven der Materie abgesehen, und das Nichtige in Betrachtung gezogen wird.

CXXVI. Die Materie abstrakt betrachtet, ist nur das Gefafste der absoluten Copula, das aber als solches und von dieser abgesondert keine Realität hat. Die Materie aber in ihrem Wesen, d. h. positiv oder an sich angesehen, ist eben diese lebendige Copula des Bejahenden mit dem Bejahten, und von ihr nicht verschieden.

CXXVII. Die Materie an sich oder in dem Band betrachtet, ist *actu* unendlich, im Ganzen wie im Einzelnen; denn das Band selbst ist absolute Position gegenwärtiger Unendlichkeit.

CXXVIII. *Actu* unendlich, ist was unendlich ist kraft des Wesens oder der Position: von ihr verschieden ist die imaginirte oder empirische Unendlichkeit, die auf der blofsen Anhäufung abstrakter Endlich-

keiten beruht, und die vielmehr eine fortgesetzte Verneinung der Unendlichkeit als Bejahung derselben ist.

CXXIX. Nichts kann unendlich werden, das nicht seinem Wesen nach unendlich ist, auch durch endlose Hinzufügung. Kann also die Gröfse im Raum die Unendlichkeit nicht schaffen: so kann sie noch weniger dieselbe vernichten. Die Materie und jeder Theil derselben ist daher unangesehen alles Raumes an sich unendlich.

CXXX. Jene, welche das *actu* Unendliche nicht zu fassen vermögen, läugnen es aus dem Grunde, weil sonst eine unendliche Zahl als wirklich oder gegenwärtig angenommen werden müfste. Allein, dafs es ein Unendliches gebe, dem überhaupt keine Zahl, weder endliche noch unendliche (wenn eine solche gedacht werden könnte), angemessen ist, und das alle Zahl unendlich übertrifft, davon könnten sie sich allein schon durch die Beyspiele der Mathematik überzeugen, in welchen eine solche Unendlichkeit mit vollkommner Evidenz als eine gegenwärtige angeschaut, und unmittelbar erkannt wird. *)

*) Spinoza in dem bekannten Brief über den Begriff des Unendlichen (*Opp. posth. Epp.* XXIX.) bedienet sich des Gleichnisses von den Ungleichheiten des Zwischenraums, der von zwey Kreisen verschiedner Mittelpunkte eingeschlossen ist. Die Unendlichkeit dieser Ungleichheiten ist eine schlechthin gegenwärtige, actu daseyende und beschlossene. Auf diese Unendlichkeit wird 1) nicht geschlossen aus der *Gröfse des* eingeschlossenen *Raums*; diese ist vielmehr in Bezug auf jene völlig gleichgültig; ja im

CXXXI. Das Wesen der Substanz ist allein, dafs sie *sey*, oder sie ist die absolute Bejahung ihrer Existenz. Alles Seyn aber ist an sich selbst unendlich (II.), alle Endlichkeit dagegen, so weit sie diefs ist, ist Verneinung von Seyn. Da nun aus dem Wesen der Substanz nur das *Seyn*, auf keine Weise aber das *Nicht*-seyn folgen kann: so kann aus demselben auch nur unendliches und nicht endliches folgen.

CXXXII. Alles Seyn ist als Seyn nothwendig einfach; denn es ist absolute Position seiner selbst. Eben darum ist die Materie, so weit sie *Seyn* ist, d. h. an sich betrachtet, absolut einfach, und auf keine Weise zusammengesetzt.

CXXXIII. Eben so kann nie die Position oder Substanz, welche das Ding ist, sondern allein das

kleinsten Theil dieses Raums selbst wieder liegt eben so, wie im Ganzen desselben, eine Unendlichkeit von Differenzen. 2) Eben so wenig wird diese Unendlichkeit *aus der Menge gegebner Theile* geschlossen; sie folgt lediglich daraus, *dafs die Natur, die Idee der Sache ohne offenbaren Widerspruch keine Zahl leidet.* 3) Die Unendlichkeit der Ungleichheiten in jener Figur unterscheidet sich auch dadurch von der (imaginirten) Unendlichkeit, die z. B. in der Zahlenreihe angenommen wird, dafs in ihr das Maximum und Minimum ganz genau bestimmbar ist — der Punkt nämlich, in welchem die Entfernung der beyden Kreise die gröfste, und der, in welchem sie die geringste ist. — Diese Unendlichkeit hat also, mit Einem Wort, nichts gemein mit dem, was die Imagination für unendlich hält, und dennoch ist sie eine unläugbare, sichtliche Unendlichkeit.

Abstraktum derselben getheilt werden; alle Theilung ist darum eine lediglich imaginäre, die auf das Reale oder Positive keine Beziehung hat.

CXXXIV. Die Substanz an und für sich ist nicht ein Seyn, und ein andres Seyn, sondern nur Ein und dasselbe Seyn. Alles aber, das *ist*, kann dem Seyn nach selbst nur in der Substanz und gleich der Substanz seyn. Darum ist in dem Seyn an sich selbst kein Aufsereinander, kein Abstand, keine Leere, sondern nur Ein untheilbares und durchaus einiges Wesen.

CXXXV. Durch das erste Band (CXII.) ist das Ewige, ganz Centrum in jedem Punkte des Umkreises (180.), das untheilbare Wesen des Ganzen, die Position des Einzelnen als des Einzelnen.

CXXXVI. Durch das Band des Einen mit dem Vielen hat daher jedes Ding der Natur mittelbar sein Centrum oder Wesen in jedem andern Ding, so dafs alle Dinge zwar, *abstrakte* betrachtet, aufser einander erscheinen, wahrhaft aber, oder dem Positiven nach alle in dem Einen Centro der Substanz gegenwärtig und in einander sind.

CXXXVII. Diese Einigung der Dinge beruht nicht auf ihrer Einzelheit; denn vielmehr ist es das Allgemeine oder Wesen, das sie ist, in dem sie geeinigt sind; auch ist sie nicht eine innere oder ideale Verknüpfung der Dinge; denn sie beruht nicht auf der Einbildung der Dinge in die Einheit der Substanz (XVIII.), sondern auf der Einheit der Substanz in ihnen.

CXXXVIII. Diese Einheit der Dinge ist das Geheimnifs der Schwere in der Natur. Denn in derselben

ist das Band des Ganzen auch die Position des Einzelnen; weſshalb sie *im* Raum das Aufhebende des Raumes ist. Auch ist sie nicht eine Folge von der Besonderheit der Dinge (181. 182.), sondern der lautern Unendlichkeit oder (II.) der Existenz rein als solcher.

CXXXIX. Willst du die Nichtigkeit des Raumes begreifen, und wie in dem Wesen der Dinge kein Ausereinander, sondern lauter Innigkeit und Gegenwärtigkeit ist, so setze dich an die Stelle der Substanz in der Schwere.

CXL. Die Substanz in der Schwere durchscheinet alle Dinge, und begreifet sie alle, ob sie gleich selbst nicht begriffen wird. Ihr ist nichts, weder undurchdringlich, noch dunkel, noch theilbar, sondern alles als in absoluter Einigkeit.

CXLI. Die Materie in der Abstraktion von der Substanz, d. h. als bloſses *Naturatum* oder als *Moles* betrachtet, kann sich zu der Substanz in der Schwere allein als zu ihrem Grunde verhalten; denn da sie nicht in der Identität mit ihr betrachtet wird, vermöge der Abstraktion; und dennoch nicht zu seyn vermöchte ohne die Substanz, als das Eine in dem Vielen: so verhält sie sich zu diesem, d. h. zu der Substanz in der Schwere, nothwendig als zu ihrem Grunde.

CXLII. Der Gegensatz des Bejahten und Bejahenden ist auch gleich dem von Ruhe und Bewegung (LXXXII.). Wie nun nicht das eine oder andre von den beyden, sondern ihre absolute Copula das wahre Wesen ist (LXXXVIII.): so ist auch die Substanz in der Schwere nicht die Ruhe allein, sondern die ewige

Bewegung in der ewigen Ruhe; womit also jene abstracte Ruhe negirt ist, deren Bild der Raum ist, (ebend.) in welchem alles bewegt wird, der aber selbst unbeweglich ist.

CXLIII. Die Bewegung in der Ruhe, welche der Ausdruck der Schwere ist an dem Ding, ist diesem nicht zufällig, sondern wesentlich, und nicht sowohl eine Bestimmung seines Seyns, als das Seyn selbst, und die objective Wahrheit seiner Existenz.

CXLIV. Das Wesen oder Band in einem Ding wird nicht bestimmt durch das Wesen oder Band in einem andern, noch bestimmt es hinwiederum dieses; denn es ist in beyden nur Ein und dasselbe Wesen.

CXLV. Eine Wirkung der Dinge auf einander ist nur denkbar, indem sie aus dem absoluten Identitäts-Verhältnifs in das der Differenz und Relation unter sich gesetzt werden, d. h. für die abstrakte Betrachtung. Wie nun die Dinge in dieser Abstraktion selbst nichtig sind, eben so ist alle gegenseitige Wirkung der Dinge, als solche, eine nichtige.

CXLVI. Eben darum kann dem Wesen oder Realen nach kein Ding zu dem andern ein Verhältnifs des Bewirkenden oder Bewirkten haben, sondern allein ein Verhältnifs absoluter Identität.

CXLVII. Das Seyn in einem Ding scheint bestimmt durch das Seyn in einem andern lediglich darum und in sofern, weil, und in wiefern das Seyn in jenem und das Seyn in diesem nur Ein und dasselbe Seyn ist.

CXLVIII. Jedes Wesen ist schon unmittelbar

durch das *Seyn* selbst in der Einheit mit der Substanz und dadurch mit allen Dingen. Die Einheit aller Dinge, oder die Einheit eines Dings mit allen andern in der Schwere ist daher nichts Bewirktes, sondern vielmehr das Ursprüngliche, das Seyn, oder die Position selbst.

CXLIX. Die Dinge, in der Abstraktion betrachtet, sind sich nothwendig fremd und ohne Gemeinschaft, wie jeder Punkt des Raums dem andern fremd und uneinbar ist. Die Einigung der Dinge in der Schwere kann also ihren Grund nicht in den Dingen selbst, als solchen oder *abstrakte* bestrachtet, haben, sondern umgekehrt vielmehr, die Dinge haben ihren Grund in der Einheit, die das Wesen der Schwere ist.

CL. Den Grund der Schwere in eine Kraft oder Eigenschaft des Körpers und der Masse setzen, *) heifst den Gott läugnen, der in der Schwere ist, und die Natur vom ersten Grund aus entgöttern.

CLI. Das Wesen, welches alle Dinge ist, hat nothwendig selbst kein Verhältnifs zu anderem, und ist nur sich selber Mittelpunkt. Alles ist in ihm, aber es ist selbst in keinem anderen.

CLII. Das, was in jedem Ding das Schwere ist, und das, wogegen es schwer ist, ist Ein und dasselbe: so also ist die an sich unendliche und unschwere Natur in dem höchsten Zwang der Dinge selbst frei; wie im Gegentheil die göttliche Freiheit der Natur selbst der höchste Zwang der Dinge ist.

*) Wie in der Newtonischen Ziehkraft, von der sogar die gemeine Rede, dafs sie nur das Phänomen ausdrücke, unrichtig ist.

CLIII. So wenig eine ewige Wahrheit oder eine Vernunftfolge, z. B. eine wesentliche Eigenschaft des Kreises, durch die Gröfse oder Art eines wirklichen Kreises mag modificirt werden, so wenig das ewige Gesetz und Gleichmafs der Schwere durch Gröfse oder Beschaffenheit der Dinge.

CLIV. Die Substanz ist in dem Gröfsten nicht mehr, denn in dem Kleinsten, in dem Verschiednen und Ungleichen eben so, wie in dem Aehnlichen und Gleichen, dieselbe absolute Identität; und durch keinen Unterschied, den die abstrakte Beurtheilung festsetzt, je afficirt. *) CLV.

*) Diese absolute und durchgängige Einheit der Schwere hat auch die Physik unter dem Namen der absoluten Schwere erkennen müssen. Dieſs Eine jedoch hätte hingereicht, den Irrthum ihrer anderweitigen Vorstellungen vom Wesen der Schwere darzuthun. — Der Begriff der specifischen Schwere dagegen, wo diese nämlich im Produkt und nicht im Wesen betrachtet wird, bietet ein Beyspiel dar, von dem, was wir abstrakte Betrachtung nennen. — Dafs übrigens die specifische Schwere mechanisch schlechthin nicht begreiflich sey, sondern durchaus nur dynamisch, wird hier nur vorläufig erinnert, und müfste schon aus dem bloſsen Dualismus von Schwere und Licht erhellen. Wie diese beyden Attribute der Natur zwar im Ganzen stets das Gleichgewicht bewahren, aber mit stetem Wechsel im Einzelnen, so ist auch Zu- und Abnahme specifischer Schwere verflochten in den innern Lebenswechsel der ganzen Natur. — Wir wollen hier noch bemerken, dafs wir die Schwere bis jetzt blos als das Allgemeine oder die reine Position betrachten. Aber mit dem Allgemeinen zumal ist das Besondre; das Wesen in der Schwere ist die

CLV. Da in der wahren Substanz kein Abstand, keine Nähe noch Ferne ist (LXXXIII.), so ist Wirkung in die Ferne ein Unding in der Natur.

CLVI. Alles, das durch die göttliche Einheit der Dinge vermittelt ist, ist der abstrakten Betrachtungsart eine Wirkung in die Distanz.

CLVII. Die Schwere ist die stille Feyer der Natur, damit sie die Einheit in der Unendlichkeit, d. h. ihre Vollendung, feyert.

CLVIII. Das Wesen in der Schwere ist selbst nicht dem Raum unterworfen, sondern über allen Raum; und der göttliche Gegensatz alles Raums.

CLIX. Das wahre Universum, das die Substanz selbst ist, kann daher dem Raum nach so wenig unendlich als endlich seyn; nicht unendlich, denn alles, was in dem Raum gedacht wird, ist endlich; nicht endlich, denn dem All ist es unmöglich, endlich zu seyn. Wie es vielmehr Dinge giebt (CXXX.), die durch ihre Natur alle Zahl übertreffen; eben so übertrifft das All durch seine Natur allen Raum.

reine Copula selbst, die, als solche, keiner Qualität, Quantität u. s. w. fähig ist, aber mit dieser Copula zumal ist das, was derselben fähig ist, wie mit dem Band in dem Satz A = A auch A als Subjekt und A als Prädikat zumal sind. Die Schwere ist der lebendige Schlag, oder die Position in ihrer Identität angesehen; aber unmittelbar aus ihr bricht hervor — oder vielmehr *mit* ihr zumal *ist* — Gegensatz, Polarität, und das ganze Spiel des einzelnen Lebens, zu dem sie, als der unsichtbare, erst in der höheren Potenz selbst wieder ganz objektiv werdende Grund und ewige Träger sich verhält.

CLX. Der Raum, der nichts anders ist, denn die der Einheit beraubte Vielheit oder Unendlichkeit (CV.), ist das Gegentheil wahrer Totalität. Daher die Anwendung des Raums auf das All nichts als Widerspruch erzeugen kann, da sie selbst ein Widerspruch ist.

CLXI. Die Imagination (145.) will das Universum als Einheit; denn nur als solche ist es Totalität: aber es kann nicht Eines seyn im Raum, wenn es nicht endlich ist. Sie setzt es daher als endlich, dem Raume nach; aber sie will es zugleich als Allheit, und muſs es zu dem Ende dem Raume nach als unendlich vorstellen: sie denkt es daher als endlich oder unendlich, je nachdem sie auf die Einheit oder auf die Allheit reflektirt.

CLXII. Wie aber ein solches Schweben der Imagination zwischen Entgegengesetzten — die im Raum nicht vereinbar sind, weil der Raum eben auf ihrer Trennung beruht — ein Widerstreit der *Vernunft* mit sich selbst heissen könne, ist nicht einzusehn.

CLXIII. Die Vernunft, welche objectiv im Universum lebt, die Schwere, hebt jenen Widerstreit sichtbar auf, indem sie die Unendlichkeit der Natur ganz in die Gegenwart spielt, und in dem Punkte darstellt, was die Imagination in endloser Ferne sucht. Diese wahre Unendlichkeit, welche dieselbe ist im Kleinsten wie im Gröſsten, ist über alles Maas, und übertrifft alle Vergleichung.

CLXIV. Da sonach das All, (das schaffende und zeugende) ohne alle Quantität ist: so ist es eben darum auch nicht Materie in der abstrakten Bedeutung,

als theilbare Raumerfüllung; oder als leiblich, sondern allein in der substantiven Bedeutung.

CLXV. Auch kann es eben defshalb keine Figur haben, noch ist es der verschiednen Abmessungen empfänglich, nicht wie der Punkt aus Mangel der Objectivität, noch, wie es von dem absoluten Raum gesagt wird, weil er keine Gränze habe, sondern weil es über allen Raum ist.

CLXVI. Die Substanz in der Schwere ist das Princip der Endlichkeit der Dinge. Denn, den unendlichen Begriff des Ganzen in das einzelne (Bejahte) setzend, setzt sie dieses zugleich als nicht-für-sich-seyend, als von ihm bewältigt, als Masse, oder zeitlich. (CXV.)

CLXVII. Das Einzelne *ist*, in wiefern der unendliche Begriff des Ganzen in ihm bejaht ist; aber es ist eben darum nicht *als* das Einzelne, sondern nur sofern es dem Ganzen dient (CVI.). Sein Leben ist daher weder absolut ein Seyn, noch absolut ein Nichtseyn, sondern ein Schweben zwischen beyden.

CLXVIII. Der Unfähigkeit wegen, den unendlichen Begriff des Ganzen in sich zu enthalten, drückt sich die Unendlichkeit desselben im Bejahten als ein steter Wechsel und ein endliches Ueberschwellen des letztern aus: das Seyn desselben ist also ein beständiges Vergehen, und hinwiederum, im Vergehen allein hat es ein Seyn.

CLXIX. Da aber gleichwohl das Band, wodurch der unendliche Begriff mit ihm, dem Einzelnen, verknüpft ist, in der schaffenden Natur ein ewiges ist: so

leuchtet eben in diesem Wechsel von Entstehen und Vergehen die Ewigkeit dieses Bandes, oder seiner *Idea* (XXXIII.) durch. Das Seyn des Ewigen ist in dem Einzelnen als Wechsel, und hinwiederum der Wechsel ist in Ansehung des Ewigen als das Seyn.

CLXX. Die Vergänglichkeit der Dinge mufs in dem Mafs offenbarer seyn, als das eigne Leben in ihnen entwickelt ist; dagegen je mehr in ihnen nur der unendliche Begriff lebt und das eigne Leben zurückgedrängt ist, in dem Verhältnifs müssen sie als weniger vergänglich erscheinen.

CLXXI. Die Schwere (CXXXVIII. f.) ist nur das Eine Band der Dinge; (CXII.) oder, richtiger zu reden, sie ist das Band nur von der Einen Seite betrachtet, nämlich in sofern es die Verknüpfung des unendlichen Begriffs mit dem Einzelnen ist; nicht aber, in sofern es hinwiederum das Einzelne in den unendlichen Begriff aufgenommen, und als selbst ewig setzt. (CX. CXII.)

CLXXII. Die schaffende Substanz, oder *Natura Naturans*, in jedem Ding *ist* das Eine Band unmittelbar und nothwendig auf die doppelte Weise, nämlich als Einheit des unendlichen Begriffs mit dem Einzelnen und als Einheit des Einzelnen mit dem unendlichen Begriff; denn sie selbst (XXV.) ist die lebendige Einheit dieses doppelten Bandes.

CLXXIII. Das Band als Schwere ist das Wesen oder Position des Leibes; dasselbe also von seiner andern Seite betrachtet (CLXXI.) oder als Band des Einzelnen mit dem unendlichen Begriff, ist das Wesen der

Seele, oder die Seele selbst, dem Positiven nach betrachtet.

CLXXIV. Das Band von dieser Seite angesehen, oder als Wesen der Seele, ist in der Natur eben so real und wirklich, als das Band von der ersten Seite betrachtet in der Schwere real und wirklich ist.

CLXXV. Da Seele und Leib sich als Ideales und Reales verhalten; so mufs der Einigkeit des Bandes wegen (CLXXI.), in dem Wesen der Seele *dasselbe*, nur auf ideale Weise enthalten seyn, was im Wesen des Leibes auf reale Weise enthalten ist.

CLXXVI. Wie sich zu dem Band von der realen Seite betrachtet, oder, zu dem Wesen in der Schwere die Schwere selbst verhält; so verhält sich zu demselben, von der idealen Seite betrachtet, das *Licht*; denn im Licht ist dasselbe auf ideale Weise enthalten, was in der Schwere auf reale.

CLXXVII. Alles das ist, ist auf untheilbare Weise, Seele und Leib; denn (CLXXII.) in allem das ist, ist das Band nothwendig und gleich ewig auf die doppelte Weise gegenwärtig.

CLXXVIII. Das Wesen der Seele und das Wesen des Leibes ist nothwendig nur Ein und dasselbe Wesen. Denn es ist (CLXXIII.) Ein und dasselbe Band Eines und desselben Daseyns, nur von verschiednen Seiten betrachtet.

CLXXIX. Das Band des unendlichen Begriffs mit dem Einzelnen ist in Ansehung jedes Einzelnen ein durchaus einziges Band. Denn das Ewige schafft oder bejaht nicht nach allgemeinen Begriffen, (88.) sondern

Jedes als eine eigne Welt, und als ob nichts ausser ihm wäre.

CLXXX. Dieses durchaus einzige Band ist zugleich ein schlechthin untheilbares; denn es ist als Wesen des Leibes und der Seele nur Ein und dasselbe Band.

CLXXXI. Das Band jedes Dings in seiner absoluten Einzigkeit und Untheilbarkeit ist die *Idea*, welche eben darum weder ein Allgemeinbegriff seyn kann, noch auch Seele oder Leib insbesondre, sondern das Absolut-Identische beyder.

CLXXXII. Die Substanz in der Schwere bejaht sich selbst als die Einheit in der Allheit der Dinge; aber eben so ewig bejaht sie auch dieses ihr Bejahen wieder, indem sie die Allheit der Dinge in die Einheit ihres Wesens aufnimmt.

CLXXXIII. Die Schwere kann daher relativ auf das Licht (CLXXVI.) als die andre Seite des Bandes, als Affirmation der ersten Potenz = $A^{1.}$, das Licht als Bejahung in der zweyten Potenz = $A^{2.}$ (191.) betrachtet werden.

CLXXXIV. Der Ausdruck der $A^{1.}$ ist *Seyn*; der Ausdruck der $A^{2.}$ Bejahung dieses Seyns (ebend.); aber beyde sind Eins und dasselbe; denn das Seyn kann nichts von seiner Position verschiedenes seyn, und hinwiederum die Position des Seyns nichts anderes, denn eben das Seyn selbst. Beyde sind nicht wesentlich sondern blos relativ verschieden.

CLXXXV. Da das Wesen in der Schwere alles real erfüllt, so mufs das Wesen in dem Licht, als das

allgegenwärtige und unendliche Denken, alles auf ideale Weise erfüllen.

CLXXXVI. In der Schwere für sich verhält sich das Band oder Ewige lediglich als das Bejahende oder Subjective; indefs das Bejahte oder Objective als ein Zeitliches oder Vorübergehendes erscheint. (CLXVIII.)

CLXXXVII. Nur in der Einheit mit dem Lichtwesen, der andern Seite des Bandes, (CLXXVI.) erscheint auch das Band in der Schwere selbst als bejaht. Denn das Wesen im Licht verhält sich zum Wesen in der Schwere als dessen Begriff oder Bejahung. (CLXXXIII.)

CLXXXVIII. Der Ewigkeit kann das Einzelne lediglich durch das Band des unendlichen Begriffs mit ihm selbst angehören (CLIX.), und es kann als ein selbst Ewiges und zum Ewigen Gehöriges existiren, nur so weit der unendliche Begriff und also auch das Band dieses Begriffs mit ihm selber als existirend gesetzt, oder selber wieder bejaht ist.

CLXXXIX. Wenn das Wesen in der Schwere das Setzende der Zeit in dem Ding ist: so das Wesen im Licht das Negirende der Zeit und das Setzende der Ewigkeit in demselben.

CXC. Das Wesen, das in der Schwere ein Band des einzelnen Dings mit allen andern Dingen ist (CXXVI.) und sein Fürsich-Bestehen aufhebt, negirt eben damit auch die Einzigkeit dieses Dings. Das Lichtwesen, *das Band selbst* bejahend und objectiv setzend, macht dessen Einzigkeit und damit auch die des Dings selbst offenbar.

CXCI. Das Lichtwesen offenbart dasjenige an dem Ding, wodurch es eine ewige Wahrheit hat (99.), nämlich das Band als ein ewiges und durchaus einziges (CLXXXIX. CXC.), es selbst (das Ding) also als eine zugleich ewige und durchaus einzige Conception der unendlichen Lust der Bejahung (XXXII.).

CXCII. Bewegung ist Ausdruck des Bandes, wodurch ein einzelnes Ding andern Dingen verknüpft wird, die zwar in seiner Position, aber nicht in ihm selbst (als bejahtem) enthalten sind. In der Schwere wird darum (CXLII.) Bewegung *in* die Ruhe (des Einzelnen) gesetzt.

CXCIII. Ruhe in der Bewegung wäre, wenn die Dinge, deren Begriff in der Position eines Dings enthalten ist, zugleich in ihm selbst als Bejahtem gegenwärtig wären, d. h. wenn jene Position, die zugleich der Begriff andrer Dinge ist, in ihm selbst objectiv gesetzt wäre.

CXCIV. Dieses geschiehet in der Seele; denn die Seele ist der Begriff oder die Bejahung des Bandes, das als Wesen des Einzelnen zumal das Wesen aller Dinge, (CVI.) aber in der Schwere nur das Bejahende ist.

CXCV. Wie das Ewige, als Einheit in der Allheit, in jedem Besondern ein durchaus einziges Band, d. h. durchaus einziger oder individueller Leib ist *): so ist

*) Ich verweise auf CIII. und die Anmerkung zu jenem Satz. — Ich *sage* das Ewige, als ein durchaus einziges Band des Einen mit dem Vielen in jedem Besondern, *sey* individueller Leib; aber nicht sage ich, dafs es *leiblich* sey,

dasselbe Ewige, als Allheit in der Einheit, in jedem Besondern ebenfalls ein schlechthin einziges Band, d. h. durchaus einzige oder individuelle Seele.

CXCVI. Jede Seele ist relativ vollkommener, oder (was dasselbe ist) sie enthält einen höhern Grad von Realität in dem Mafs, in welchem die Bejahung oder Position, die sie ist (CXCIV.), die Bejahung andrer Dinge enthält, oder je vollkommner sie die Allheit in der Einheit (CXCV.) die ewige Ruhe als unendliche Bewegung (CXCIII.) enthält.

CXCVII. In dem Mafs als in der Position, die die Seele ist, die Position andrer Dinge enthalten ist, in dem Mafs ist auch objectiv im Wesen oder Band des Leibes, das Wesen andrer Dinge entfaltet; denn die Seele ist der Begriff der Position, die das Wesen des Leibes ist (CLXXXIV.).

CXCVIII. In gleichem Verhältnifs, als die Substanz oder Copula des Leibes als Wesen oder Einheit andrer Dinge entfaltet ist, erscheint der Leib als beseelt.

CXCIX. Seele und Leib sind daher nicht allein in ihrem An-sich, sondern auch dem Grade ihrer Vollkommenheit nach, Eins; und da im Universum alle möglichen Grade von Realität enthalten sind (VII.): so sind in ihm auch alle Grade von Vollkommenheit des Leibes und der Seele enthalten.

CC. Der höchste Grad von Beseelung, die voll-

In demselben Sinn sage ich: als das andre Band sey es Seele, und da es in jedem Einzelnen ein durchaus einziges Band ist, sey es individuelle Seele.

kommenste Seele mit dem vollkommensten Leibe ist da gesetzt, wo die Seele *sich, als* unendlichen Begriff aller Dinge im Leibe wirklich erkennt; wo der Leib die vollkommen entfaltete Einheit in der Allheit, die Seele die vollkommen in die Einheit aufgelöfste Allheit; die Peripherie also schlechthin gleich dem Centro ist.

CCI. Die Stuffenfolge der Dinge ist eine Stuffenfolge der Centrirung, so dafs in Einem Ding und in dessen Begriff, seiner Seele, immer mehrere Dinge, und zuletzt alle enthalten sind.

CCII. In dem Verhältnifs, als der Leib beseelter ist, erscheint das Bejahte an ihm gröfserem Wechsel unterworfen. Denn im Verhältnifs der Beseelung, ist das Wesen des Leibes zumal als Wesen aller Dinge entfaltet; (CXCVIII.) desto wichtiger erscheint also das Bejahte, oder Verbundene, gegen die Position oder das Band.

CCIII. Die Wurzel alles einzelnen Daseyns ist das Band des unendlichen Begriffs mit dem Einzelnen. Die Schwere reducirt beständig alle Dinge auf diese Wurzel des Daseyns; das Lichtwesen dagegen ist das Exponentiirende dieser Wurzel.

CCIV. Das Wesen in der Schwere ist das Princip des Nicht-für-sich-seyns der Dinge; der unterirdische Gott, der stygische Jupiter. Das Lichtwesen dagegen ist das Princip des eignen Lebens der Dinge; denn indem sie aufser dem Seyn auch noch die Bejahung ihres Seyns in sich selbst haben, (CLXXXIV vergl. mit 195.). oder indem die Allheit der Dinge in

die Einheit des Begriffs oder der Seele der Dinge gesetzt ist, werden sie selbst Universa für sich, und der Substanz gleich.

CCV. Da die Bewegung in der Schwere ein Zeichen der Unselbstständigkeit des Einzelnen, oder davon ist, dafs es sein Centrum nicht objectiv in sich selbst begreift, sondern aufser sich in andern Dingen hat (CXCIV.): so ist die Schwere in Ansehung der Dinge ihre ewige Centripetenz; das Lichtwesen dagegen ihre Centrifugenz; denn vermöge desselben ist der unendliche Begriff aller Dinge in ihnen selbst objectiv als Centrum gesetzt (CXCIV.).

CCVI. Wie das Wesen in der Schwere selbst nicht im Raum ist, sondern über allen Raum; so das Wesen des Lichts nicht in der Zeit, sondern über alle Zeit.

CCVII. Das Wesen des Lichts setzt alles Zeitliche als Ewigkeit, wie das Wesen in der Schwere alles Räumliche als Einheit setzt.

CCVIII. Die Schwere ist nur darum das Negirende alles Raumes, weil ihr Wesen das An-sich, oder Positive alles Raumes; das Lichtwesen nur darum das Negirende aller Zeit, weil es das An-sich, oder Positive aller Zeit ist.

CCIX. Die Schwere ist nur darum das Setzende der Zeit, weil sie (CVI.) das Positive aller Zeit in das Einzelne setzt. So mufs im Gegentheil das Lichtwesen in den Dingen den Raum setzen, aber nicht *als* den Raum, sondern das Positive alles Raums (CCV.),

das über allen Raum ist, und ihn in sich selbst enthält, wie das Universum, ohne in ihm zu seyn.

CCX. Die Natur ist ein stuffenweises (CCI.) Setzen des Positiven der Zeit in das Einzelne; eben darum erscheint sie selbst im Ganzen mehr unter der Form des Raumes beschlossen. Mit der vollendeten Einbildung des An-sich der Zeit in das Einzelne beginnt erst die Herrschaft der Zeit (in der Geschichte).

CCXI. Die Seele (CXCV.) ist in dem Einzelnen das Positive der Zeit eben so, wie das unendliche und allgegenwärtige Denken es im Ganzen ist (CCVIII.). Darum ist in der Seele die Zeitdurchdringende Kraft, Ahndung des Künftigen auch in den Thieren; das stete Wiederaufleben ihrer Einheit aus der Zeit und das alles in ihr selbst wieder als Ewigkeit setzende Bewufstseyn.

CCXII. Der Zeit, oder vielmehr der Bemerkung der Zeit, liegt nur der umgekehrte Gegensatz von demjenigen zum Grunde, welcher dem Raum zum Grunde liegt (CII. vergl. mit CVIII.). Beyde müssen darum die nämlichen Elemente in sich enthalten.

CCXIII. Die Zeit, in völligem Gegensatz mit dem Raum, wäre das Bejahende in der völligen Getrenntheit von dem Bejahten; da aber diese undenkbar ist: so ist auch in der Zeit selbst der völlige Gegensatz mit dem Raum unmöglich, und sie selbst mufs den Raum begreifen, wie dieser (CXIV.) die Zeit begreift.

CCXIV. Das in der Zeit eigentlich Zeitliche ist die *Zukunft*. Denn die Zukunft ist das, wodurch das Bejahende mit seinem Bejahten, die Möglichkeit mit

ihrer Wirklichkeit verbunden wird; der Begriff derselben beruht also am meisten auf dem Gegensatz dieser beyden.

CCXV. Da aber die Zukunft, als *Zukunft*, lediglich denkbar, und offenbares Produkt blofser Imagination ist: so ist das, in dem Zeitlichen der Zeit (CCXIV.) einzig Reelle, eben nur das *Band* des Bejahenden mit dem Bejahten, d. h. das Nicht-Zeitliche. *)

CCXVI. Wie die innre *Einheit* der Dinge sich in dem Raum nur als Negation desselben, und damit alles *Seyns* und *Bestehens*, als stetes Vergehen der Dinge — reflektiren kann (CLXVIII.): so die *Ewigkeit* der Dinge in der Zeit nur als Negation der Zeit, und damit alles *Werdens* — als *Vergangenheit*, in der alle Zeit erloschen ist.

CCXVII. Die Vergangenheit ist die als *Raum* gesetzte Zeit, oder das Räumliche in der Zeit, und wie Zukunft nur die (einseitige) Synthese des Bejahenden mit dem Bejahten: so die Vergangenheit nur die (einseitige) Synthese des Bejahten mit seinem Bejahenden — die abstrakte oder unlebendige Ewigkeit.

CCXVIII. Die wahre Ewigkeit ist aber nicht die Ewigkeit im Gegensatz der Zeit, sondern die, die Zeit selbst begreifende und in sich *als* Ewigkeit setzende, Ewigkeit (CLXIX.) — nicht das Seyn im Ge-

*) Eben so, wie das Reelle in der ersten Dimension des Raums nicht das Räumliche selbst ist, sondern das, in dem der Raum negirt ist, und so weit er in ihm negirt ist — die Masse. (CXVII.)

gensatz des Werdens, sondern das Seyn in der ewigen Einheit mit dem ewigen Werden.

CCXIX. Das wahrhaft Lebendige in der Zeit kann ebendarum nur in der Gegenwart, als der Einheit von Vergangenheit und Zukunft, Seyn und Werden, hervortreten, wie das eigentlich Reale im Raume nur die dritte Dimension als die Synthese der beyden ersten ist, (CXVII.).

CCXX. Nicht anders, denn die Zukunft, ist auch die Vergangenheit *als* die Vergangenheit blofs *denkbar* und lediglich Produkt der Imagination. In dem Realen, als solchen, ist so wenig Vergangenheit als Zukunft; aber auch in der Gegenwart ist nicht das Zeitliche, sondern das lebendige Band des Seyns und des Werdens, d. h. das Nichtzeitliche, (CCXVIII.) das einzig Reelle.

CCXXI. Die Zeit überhaupt daher hat, *als Zeit* nur Realität im abstrahirenden, d. h. vom Realen absehenden Denken.

CCXXII. Jedes Ding ist im Gegensatz der Zeit *actu* ewig, wie es im Gegensatz des Raums *actu* unendlich ist (CXXVII.).

CCXXIII. Das Zeitliche verhält sich zu dem Ewigen nicht anders, denn wie sich das Bejahte zur Bejahung *) verhält. Wie nun die Bejahung ohne das

*) Um einer möglichen Verwirrung vorzubeugen, stehe hier folgende Erinnerung. — Das schlechthin und in jeder Beziehung Absolute, behaupten wir, sey die ewige Einheit des Prädicirenden und Prädicirten, *als Einheit* aufgefafst. Wir können nicht fragen: Wie entsteht das Bejahte? oder:

Bejahte nicht seyn kann, und beyde nicht auf eine vorübergehende oder zufällige, sondern auf eine ewige

Woher kommt es? denn es ist gleich ewig mit dem Bejahenden, so wie im Gegentheil dieses nicht, als solches, *seyn* könnte ohne das Bejahte. Das Seyn selbst, oder das eigentliche Ewige ist daher nur die absolute Nothwendigkeit, dafs das Bejahende mit einem Bejahten, das Unendliche mit einem Endlichen, als Vorbild mit dem Gegenbild zumal da, und untrennbar verknüpft sey. Durch diese Nothwendigkeit und in und mit ihr *sind* erst beyde; sie selbst aber ist über beyde gleicherweise erhaben, als ihr Band oder Wesen. — Wir können nun aber (und dieſs ist der Punkt, auf den es hier ankommt) jene Einheit des Bejahenden und Bejahten entweder formell oder reell betrachten. Formell: indem das Bejahende = A mit dem Bejahten = B als Eins gesetzt wird; wobey aber von selbst einleuchtet, dafs weder das A als A, noch das B als B je für sich hervortreten könne, da ja eben nur die Einheit beyder das Reelle ist. Mit andern Worten: A als A und B als B sind selbst nur formelle oder ideelle Faktoren. — Das reelle B ist selbst A in B gesetzt; das reelle A selbst B in A gesetzt. — A ist in B gesetzt, heifst: die Einheit von A und B ist selbst als bejaht gesetzt. B ist in A, heifst: die Einheit beyder ist selbst als bejahend gesetzt. So ewig das lebendige *Band* von A und B, eben so ewig und mit ihm zumal ist auch das aus A und B *Verbundne*. Das reelle *Bejahte* ist also das Verbundne von A und B; das reelle Bejahende das Band beyder oder die *Bejahung selbst*; und dieſs ist der Sinn dieser Worte in dem obigen Satz. — Alles, was von dem Verhältnifs des Bejahenden und Bejahten in der formellen Bedeutung gilt, gilt auch von dem Verhältnifs beyder in der reellen Bedeu-

und nothwendige Weise zumal sind: so ist das Zeitliche mit dem Ewigen auf eine ewige Weise zumal, und dennoch selbst ewig.

CCXXIV. Wie ferner das Reale in dem Bejahten selbst nur das Bejahende ist: so das Positive im Zeitlichen selbt nur das Nichtzeitliche, nämlich das Ewige.

CCXXV. Das ewige und zeitliche Leben jedes Dings ist nur Ein und dasselbe Leben; und es giebt kein, numerisch, *andres* Leben aufser dem zeitlichen. Sondern dasselbe, das der Position nach das ewige ist, ist im Bejahten das zeitliche und umgekehrt.

CCXXVI. Nur dem All ist es wesentlich zu seyn, und nur durch das All den Dingen (159.). Die Dinge *sind* also nur in der Allheit; und diese ist das *Natura prius* derselben; oder: die Allheit mufs immer schon *ganz* und *vollendet da seyn*, damit das Einzelne möglich und wirklich sey.

CCXXVII. Wird aber das Einzelne abstrahirt von dieser Allheit gesetzt, so entsteht ein nothwendiger Widerspruch. Denn da sie ihm nicht, der Idee nach, vorangehen soll, kraft der Abstraktion; und das Einzelne doch nur in ihr seyn kann: so mufs dieses in die

tung; Eins kann unmittelbar für das andre substituirt werden, wie sich Eins unmittelbar in das andre auflöst. — Wer mit den obigen Sätzen die Erläuterungen verbinden will, die in der *Darlegung des wahren Verhältnisses zwischen der Naturphilosophie und der Fichteschen Lehre*; ferner in der, der neuen Ausgabe der Schrift *von der Weltseele*, zugegebnen Abhandlung enthalten sind, dem kann wohl hier nichts Dunkles zurückbleiben.

All-

Allheit zugleich aufgenommen, und auch nicht aufgenommen werden. Diesen Widerspruch kann die Imagination nur durch die Vermittlung einer unendlichen Reihe, d. h. überhaupt nicht auflösen. Das Abstrahirte wird mit einem andern Abstrahirten synthesirt, dieses wieder mit einem andern, welches der gleichen Verknüpfung bedarf u. s. f. (nachdem die untheilbare Einheit der Position einmal aufgehoben ist), in's Unendliche.

CCXXVIII. Die Vernunft aber setzt die unvermittelte und unfafsbare Allheit mit Einem Schlage und nur *nach* ihr und *in* ihr die einzelnen Dinge.

CCXXIX. In dieser Allheit ist auch die Existenz jedes Dings eine schlechthin unbedingte, und durchaus untheilbare Existenz (Position); ewig, unangesehen aller Zeit.

CCXXX. In der Abstraktion von der Allheit aber schliefst das *Wesen* nicht unmittelbar auch das *Seyn* in sich (CCXXVI.); das Ding, (da es nun in der Allheit nothwendig ist), erscheint als ein solches, das seyn und auch nicht seyn könnte, d. h. als ein zufälliges; ferner als ein solches, dessen Existenz als gröfser oder als kleiner bestimmt werden kann.

CCXXXI. Diese abstrakte Existenz, die, unbeschadet des Begriffs, als gröfser oder kleiner bestimmt werden kann, heifst *Dauer*.

CCXXXII. Wäre aber das Positive der Dauer nicht selbst Ewigkeit, d. h. untheilbare Position von Unendlichkeit: so könnte nicht einmal eine Zeit ver-

fliefsen *), wie jene lose Zeitverknüpfung der Dinge, welche die Abstraktion allein sieht, selbst unmöglich wäre, ohne die stete wirkliche Gegenwart des Ganzen.

CCXXXIII. Der Begriff der Dauer ist von dem der Ewigkeit *toto genere* verschieden, und die Dinge sind ewig, unangesehen der Dauer. Ihr Leben ist kurz, aber die Ewigkeit ist noch viel kürzer; denn sie ist im Augenblick die ganze (LXXXIII.); wie die Substanz auch im Punkte die ganze, und unendlich ist (CLIV.).

CCXXXIV. Auch unendliche Dauer, wäre sie denkbar, könnte die Ewigkeit nicht schaffen; ebendarum kann auch die kleinste Dauer die Ewigkeit nicht vernichten.

CCXXXV. Durch die Anwendung der Zeit auf das Universum entsteht ein unauflöslicher Widerstreit. Denn die Zeit beruht auf dem Gegensatz des Bejahenden mit dem Bejahten (CVIII.); im Universum aber ist das Bejahte schlechthin gleich und angemessen dem Bejahenden; es wird von diesem nicht übertroffen noch überschwellt; dasselbe, das als Identität ist, ist auch als Totalität.

CCXXXVI. Du willst das Universum als Allheit;

*) *Ubi quis durationem abstractè conceperit, nunquam poterit intelligere, qua ratione hora ex. gr. transire possit. Nam ut hora transeat, necesse erit, ejus dimidium prius transire et postea dimidium reliqui et deinde dimidium, quod hujus reliqui superest, et, si sic porro infinitè dimidium a reliquo subtrahas, nunquam ad finem horae pervenire poteris.* Spinoza *in Opp. posth. p. 468.*

aber diese ist in der Zeit nur möglich, wenn das Universum der Zeit nach unendlich ist; aber nun ist die Einheit verloren. Du willst es als Einheit; aber diese ist in der Zeit nur möglich, indem es der Zeit nach endlich ist. Du hast nun die Einheit, aber die Allheit ist verloren *).

CCXXXVII. Hätte die Welt je angefangen zu seyn, d. h. liefse sich ihr Seyn auf eine bestimmte Zeit, und die Verwandlungen und Bewegungen in ihr auf eine bestimmte Zahl zurückführen: so müfste behauptet werden, dafs das Seyn nicht aus dem Wesen Gottes folge, d. h. die Idee Gottes selbst müfste aufgehoben werden. Denn das Seyn, d. h. eben das All, folgt eben so wesentlich aus der Idee Gottes, als aus der Idee des Dreiecks folgt, dafs seine Winkel zusammen zweyen rechten gleichen.

CCXXXVIII. Hinwiederum aber, dafs die Welt nicht angefangen habe und von einer endlosen Zeit her dauern müsse, könnte nur behauptet werden, indem nicht das Ganze als vorangehend den Theilen, sondern umgekehrt die Theile als vorangehend dem

*) Bemerkenswerth ist, dafs der gemeine Verstand sich in diesem Widerstreit in Ansehung des Raums jederzeit mehr für die Unendlichkeit (die Gränzenlosigkeit der Welt); in Ansehung der Zeit mehr für die Endlichkeit (einen Anfang der Welt) entschieden hat. Ebenso die öffentliche Religion. Auch dieser Entscheidung liegt der ursprüngliche Gegensatz von Raum und Zeit zum Grunde; dafs in dieser nämlich die Einheit, in jenem die Unendlichkeit vorherrschend ist.

Ganzen gedacht würden; wie auch die Erzeugung einer Linie endlose Zeit erforderte, nachdem man sie erst aus unendlich vielen Punkten zusammengesetzt gedacht hätte, welches alles die äufserste Ungereimtheit ist.

CCXXXIX. Nur das Ganze als das *Ganze* ist, und mit ihm die Theile; dieses aber hat eben so wenig angefangen als nicht angefangen; denn es übertrifft alle Zeit; es ist nicht von Ewigkeit her, sondern auf ewige Weise, wie die Wahrheit in dem Gesetz der Identität nicht von unendlicher Zeit her, sondern, der Natur nach, ewig ist.

CCXL. Das Universum ist nicht erzeugt, denn alles Daseyn ist nur sein Daseyn; eben so wenig kann es untergehen, denn es ist nichts, in das es übergehen könnte, weil es selbst alles Seyn ist. Es kann nicht wachsen, noch abnehmen; denn das Unendliche kann nicht gröfser und nicht kleiner werden. Es erleidet keinen Wechsel, weder einen, der von aufsen bewirkt würde, denn es ist nichts aufser ihm, noch der aus ihm selbst entsprünge, denn es ist alles, das es seyn kann, in der That und ohne Zeit zumal. Da also die Möglichkeit in ihm stets durch die Wirklichkeit erfüllt ist: so ist es in einer unsterblichen Ruhe, die aber nur die vollendete Fülle und unendliche Kraft seiner Selbstbejahung ist.

CCXLI. Das Wesen in der Schwere und das Wesen im Licht sind, in ihrer Trennung von einander, immer noch blofs ideale Faktoren der Natur; denn die schaffende Natur eint auch sie selbst wie-

der (CLXXII.) und nichts Reales ist in der Natur, das blofs dem einen oder andern von beyden angehörte (ebend.)

CCXLII. Die *wirklichen* Potenzen in der Natur können sich ebendarum auch nicht blofs wie Schwere, Licht, und die Identität derselben verhalten; denn in allem Wirklichen ist das dreyfache Band beyder ausgedrückt.

CCXLIII. Die schaffende Natur als die lebendige Einheit von Licht und Schwere bejaht zuvörderst sich selbst schlechthin im Einzelnen und dieses ist die erste Potenz ihrer Bejahung = A^1, in welcher Schwere, Licht und die Einheit beyder gemeinschaftlich der Schwere untergeordnet sind. Sie bejaht auch dieses ihr Bejahen wieder = A^2, so dafs Schwere, Licht und Identität beyder unter dem gemeinschaftlichen Exponenten des Lichts erscheinen. Beydes, das Seyn = A^1 und die Position dieses Seyns = A^2 wieder einigend = A^3 offenbart sie sich selbst erst als die wahrhaft absolute Copula; und das Licht mit der Schwere erscheint untergeordnet dem gemeinsamen Band, in dem beyde ursprünglich eingeschlossen sind.

CCXLIV. Diese Folge der realen Potenzen stellt sich der Betrachtung dar — die erste als die allgemeine Metamorphose der Natur, oder als das erste Aufblühen der Dinge aus der Schwere; die andre als dynamisches Leben, als erste innre Verknüpfung der Dinge; die dritte als organisches Leben, als gleich vollkommne Entfaltung des innern und äufsern Lebens.

CCXLV. Die Betrachtung dieser realen Potenzen der Natur ist Gegenstand der speciellen Naturphilosophie.

2.

Weitere Betrachtungen über den thierischen Magnetismus, und die Mittel ihn näher zu erforschen.

Von Dr. K. E. Schelling.

Es ist bekannt, dafs nicht leicht gegen die Anerkennung der Realität irgend einer neuen Entdeckung in der Naturwissenschaft die Zweifelsucht der Gelehrten und der Nicht-gelehrten so obstinat war, als gegen die des thierischen Magnetismus. Es würde gehässig seyn, wenn man alle die Gründe, welche so viele Gelehrten vermocht haben, ihre Stimme gegen dieses Phänomen zu erheben, ausführlicher nahmhaft machen wollte, dennoch möchte es nicht ganz ohne Interesse seyn, zu untersuchen, was denn wohl die Hauptursachen von dieser so starken Antipathie gegen jenen seyn mochten.

Wenn der thierische Magnetismus eine Entdeckung der Art gewesen wäre, wie die des Kopernikus, bey welcher, der Augenschein so sehr gegen die Theorie spricht, so wäre es wohl begreiflich, warum derselbe so viel Anstofs hätte geben können; allein ge-

rade der Augenschein, welcher das Kopernikanische System so sehr Lügen straft, hätte für die wirkliche Existenz des thierischen Magnetismus beweisen können, wenn nicht ein grofser Theil der Gegner es sogar verschmäht hätte, sich desselben in dieser Sache, wo es doch gar nicht die Wahrheit oder die Falschheit einer Theorie, sondern nur die Wahrheit und Richtigkeit gewisser Fakten galt, als Zeugen zu bedienen. Lag es denn in dem Geiste der damaligen Zeit, vor dem Trug der Sinne eine zu ängstliche Furcht zu hegen? — Nein, sondern es müssen ganz andere Dinge, die den thierischen Magnetismus so verdächtig machten, mit im Spiele gewesen seyn.

Was am häufigsten demselben öffentlich zum Vorwurf gemacht wurde, soll das Benehmen derer gewesen seyn, die ihn erfanden und pflegten. Diese ersten Apostel des thierischen Magnetismus waren nun zwar keine Bauren oder arme Fischer, was nach der Denkart gewisser Tonangeber der damaligen Zeiten vielleicht mit zur Masse der Beschwerden gegen ihn hätte geschlagen werden können, sondern es waren zum Theil durch Stand, Reichthum und Talente ausgezeichnete Personen, unter welche alsdann freilich auch manche sich eingeschlichen haben, die, ärmer an Geist und den andern genannten Vorzügen, entweder Phantasterei, oder lucri bonus odor zur eifrigen Verbreitung und Anwendung desselben bewogen.

Diesen Vorwurf hat man vorzüglich dem Haupte der Magnetisten, nämlich *Mesmern*, gemacht. Ohne

mich hier zum Vertheidiger desselben aufwerfen zu wollen, um so mehr, da ich zu wenig mit der Geschichte dieses Mannes bekannt bin, um dieſs thun zu können, muſs ich doch auf der andern Seite gestehen, daſs ich unmöglich glauben kann, der aus dem Benehmen einzelner Magnetisten geschöpfte Grund seye stark genug gewesen, der Sache selbst so heftigen Widerstand von Seiten seiner Gegner zu verschaffen. Denn gesetzt, jene hätten wirklich durch ihr Betragen ein Aergerniſs bey rechtlichen Leuten erregen müssen, so würden diejenigen, die dieses Aergerniſs von den Menschen auch auf die Sache selbst übergetragen hätten, denselben Fehler begangen haben, den heutzutage derjenige machen würde, welcher daraus, daſs die Entdeckung der Kuhpocken manchem schwachen aber geldlustigen Kopf Gelegenheit giebt und gegeben hat, unter der Maske der Philantropie, und der Tendenz, diese wohlthätige Entdeckung immer mehr auszubreiten, sich Geld zu verdienen, schlieſsen wollte, die ganze Entdeckung der Kuhpocken tauge nichts. Auch das, daſs *Mesmer* in Wien und Paris sein Baquet aufschlug, und von denjenigen, die sich an demselben niederlieſsen, Bezahlung annahm, ist so etwas Auſserordentliches nicht; gerade als wenn man es manchen Aerzten unserer Zeit übel aufnehmen wollte, daſs sie Voltaische Säulen bauen, Blinde, Lahme und Taube damit behandlen, und sich für ihre Mühe damit belohnen lassen.

Auf jeden Fall dürfte man sich, scheint es mir,

solche Charlatanerieen, wie man sie *Mesmern* vorwirft, immerhin gefallen lassen, wenn nur jede derselben uns in den Besitz einer solchen Entdeckung, wie die des thierischen Magnetismus ist, setzte.

Es ist demnach nicht wohl zu glauben, dafs das Benehmen der ersten Magnetisten von der Art war, dafs es wirklich die grofsen öffentlichen Proben, welche dieselben auf der andern Seite von der Wahrhaftigkeit ihrer Sache gaben, so ganz verdunkeln konnte. Ist es auch richtig damit, dafs einige blofse Phantasten, andere Charlatans waren, so waren unter ihnen auch wieder Männer von Scharfsinn und unbescholtenem Charakter, deren Schriften das Gepräge einer ganz und gar unbefangenen Untersuchung an sich trugen. Statt aller ältern Schriftsteller über ihn nenne ich nur *Gmelin* und *Tardi*, in deren Werken allein, wie man wohl sagen darf, wenigstens eben so viel Aufschlüsse, besonders für organische Physik, zu finden sind, als in den später erschienenen Schriften der Galvanisten zusammen, aus denen doch die Aerzte so vieles gelernt haben wollen. Ich will übrigens mit dieser letztern Behauptung den Verdiensten derer, die mit dem Galvanismus experimentirt haben, nicht zu nahe treten, den Grund davon, dafs es so ist, wie ich gesagt habe, suche ich nämlich vorzüglich auch darinn, dafs der thierische Magnetismus überhaupt ein besseres organon hevristicum ist, als der Galvanismus, der *als Galvanismus*, oder in der Beziehung, die er auf die organische Naturlehre hat, überhaupt erst durch jenen begreiflich wird.

Es müssen also wohl noch andere Motive vorhanden gewesen seyn, die dem thierischen Magnetismus eine so starke Opposition zuzogen; diese kann man nun erstens in dem Geiste der damaligen Zeit, in der Neuheit und Unerhörtheit der Sache, und in den Schwierigkeiten, die dem thierischen Magnetismus in der That im Wege lagen, und noch liegen, finden.

Ueber diese drey Punkte will ich mir hier noch einige Bemerkungen erlauben, um so mehr, da sie zum Theil noch heute gültig seyn möchten.

Was fürs Erste den Geist der damaligen Zeit betrifft, so war er nichts weniger, als so beschaffen, um dem thierischen Magnetismus sein Glück und eine gute Aufnahme bei ihm versprechen zu können. In der Philosophie und Physik war aller ächte spekulative Geist verschwunden, und beide waren im Begriff, ganz in mechanische Ansichten auszuarten, weil es keine Ideen mehr gab, sondern nur einzelne todte abstrakte Begriffe, und Schlüsse von den Wirkungen aus zu einer sogenannten Endursache nach der andern. Es war an der Tagesordnung, sich darüber gegenseitig Glück zu wünschen, dafs man nicht mehr in den Zeiten eines Helmonts, Kirchers, Paracelsus u. s. w. lebe, dafs man den Werken dieser leztern so schön den Abschied gegeben habe, und Baco's Bahn dafür ruhmvoll betreten. Und diese hätten jezt die Philosophen und Physiker verlassen sollen, um von einem Mesmer sich wieder in die alte Mystik zurückziehen zu lassen? — In der That, der thierische Magnetis-

mus hatte zu viel Anstrich von dieser lezten, als daſs man so etwas hätte damals erwarten dürfen.

Dieser herrschende Geist der damaligen Zeit konnte sich nimmermehr in die Phänomene des thierischen Magnetismus finden, er gab einem Hoffmann den Muth, hundert Dukaten verlieren zu wollen, wenn gewisse Experimente, welche die Magnetisten gemacht haben wollten, wahr wären, und entwickelte „aus dem Fundus der Seele" eines andern die Ueberzeugung, daſs nichts an demselben seyn könne.

Der zweite Punkt, der den thierischen Magnetismus verdächtig machte, war die Neuheit und Unerhörtheit seiner Phänomene, und das Magische bei der ganzen Procedur, unter der man die Experimente anstellte. Der Umstand, daſs jene Phänomene neu und unerhört waren, sollte man denken, hätte gerade Veranlassung geben sollen, daſs jedermann neugierig geworden wäre, zu untersuchen, was denn wirklich an denselben Wahres und Nicht-Wahres sey. Allein da, wo es an Ideen fehlt, fehlt es auch gewöhnlich an der Toleranz für Fakten, von denen man einsieht, daſs sie von dem beschränkten Gesichtspunkt aus, auf dem man sich befindet, nicht wohl begreiflich und erklärbar sind, und einer mechanischen Physik muſsten allerdings die Phänomene des thierischen Magnetismus als unmöglich erscheinen.

Den dritten und wichtigsten Moment in Ansehung der Hindernisse, welche der vollkommenern Ausbreitung des thierischen Magnetismus im Wege lagen, machten die Schwierigkeiten aus, die einem

allerdings auch noch jezt beim Experimentiren mit demselben im Wege sind, und die in der Sache selbst liegen. Es ist vielleicht nicht ohne Nutzen, wenn ich einige derselben namhaft mache. Fürs erste nämlich ist unsere Methode, denselben anzuwenden, noch höchst unvollständig, und wird vielleicht nie auf den Grad von Vollkommenheit gebracht werden können, den man z. B. bei der Anwendung der Elektricität schon jezt erreicht zu haben sich schmeicheln darf. Es concurriren zu viele subjektive Bedingungen, die auf den Erfolg, den das gegenseitige Berühren zwischen Menschen und Menschen hat, Einfluſs haben. Bei aller guten Absicht des Magnetiseurs, so stark und heilsam als möglich zu wirken, bleibt eben doch oft die Wirkung aus, und der Mesmerische Grundsatz; „verstehe zu wollen" läſst einen nicht selten darum im Stich, weil man das Wirken zu gleicher Zeit nicht so gut versteht, und in seiner Gewalt hat.

Es wird, damit durch den thierischen Magnetismus eine auffallende Wirkung hervorgebracht werde, einerseits eine bestimmte Receptivität für diesen leztern von Seiten der Person, welche magnetisirt werden soll, erfordert, andererseits aber auch ein gewisses Wirkungsvermögen von Seiten des Magnetiseurs.

Was jene bestimmte Receptivität bedinge, kann für jezt noch nicht bestimmt gesagt werden; es scheint aber nicht, daſs im Allgemeinen nur ein hoher Grad von Reizbarkeit oder eine physisch geschwächte Konstitution dem Einen vor dem andern die Opportunität vorzüglich für die Hauptwirkung der magne-

tischen Behandlung, nämlich den magnetischen Somnambulismus, verschaffe, so wenig als auf der andern Seite bloſse Ueberlegenheit an physischer Stärke und Mangel an Reizbarkeit den wirksamen Magnetisten ausmacht. Es müssen hier vielmehr noch ganz besondere qualitative Bedingnisse verborgen liegen, die uns dieſs so lange bleiben werden, als uns überhaupt der Schlüssel für so manche geheime Kräfte der Natur, deren Wirksamkeit wir täglich vor unsern Augen sehen, die wir darum aber doch noch nicht ergründet haben, gegeben ist.

Ganz gleichgültig ist wohl keine Person gegen die thierisch magnetische Behandlung, wenn auch gleich die Wirkungen noch so wenig ins Auge fallen, selbst auf den gesundesten stärksten Menschen muſs dieselbe einen Einfluſs haben; daſs aber durch dieselbe die beiden Zustände, die wir unter dem Namen des magnetischen Somnambulismus und des Hellsehens begreifen können, herbeigeführt werden, dazu gehört eine gewisse Stimmung der Konstitution und des Temperaments, oder vielleicht selbst eine durch kränkliche Anlage oder durch wirkliche Krankheit gesezte Verstimmung jener beiden. Ein sehr merkwürdiger Umstand ist es, daſs z. B. das weibliche Geschlecht unmittelbar vor dem Eintritt der Menstruation am leichtesten in Krise versezt wird. In mehr als Einer Hinsicht interessant würde es seyn, wenn man mit schwangern Weibern unter gehöriger Vorsicht Versuche machte, ob dieselbe auch in Krise zu bringen wären. Wäre es möglich, so glaube ich nicht,

dafs man ein besseres Mittel fände, um über so Manches Geheimnifsvolle, das für uns noch in dem Phänomen der Entwiklung in Mutterleibe, und besonders in dem Verhältnifs, in welchem die Mutter zum Fötus, und dieser zur Mutter steht, liegt, neues Licht zu verbreiten. Im Allgemeinen vermuthe ich aber, wird es schwerer halten, schwangere Personen in jene Zustände zu versetzen, als nicht-schwangere.

Diejenigen Krankheiten, denen, um mich *Petatins* Ausdruck zu bedienen, der thierische Magnetismus zum voraus eines oder das andere seiner Symptome geliehen zu haben scheint, machen ohne Zweifel die Menschen, an welchen sie haften, wohl vorzüglich empfänglich für den thierischen Magnetismus. Die Natur hat in solchen Fällen dem Magnetiseur schon voraus in die Hände gearbeitet; defswegen wird es gut seyn, wenn man sich gegenwärtig noch vorzüglich solche Subjekte, bei denen diefs der Fall ist, zur Behandlung ausersieht, und zwar so lange, bis und dann wir vielleicht in der Folge in Stand gesezt werden, denselben in verstärktem Maafse anzuwenden.

Das Agens, das dem thierischen Magnetismus zu Grunde liegt, ist in gewissem Betracht wie ein Miasma anzusehen, das bei gewissen Menschen fängt, bei andern nicht. Es ist offenbar, dafs es oft gar nicht an der Wirksamkeit des Magnetiseurs fehlt, hingegen an der Receptivität des magnetisirten Subjekts; ich weifs z. B. dafs Magnetiseurs durch das Magnetisiren aufserordentlich erschöpft wurden, zum Beweis,

dafs Kraft, oder wie man es nennen will, ihnen verlohren gieng, und doch brachten sie an ihrem Subjekt keine Wirkung hervor, die in die Augen gefallen wäre. Liegt hier eine geheime Antipathie zu Grunde, fehlt es blofs an den quantitativen oder den qualitativen Verhältnissen, oder woran sonst? — diefs wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist es, dafs oft ganz zufällige Umstände mit im Spiel sind, welche die Wirkung hemmen, und die mehr in gewissen Eigenheiten individueller Konstitutionen, oder anderer zufälliger Umstände, als in Mangel der Wirksamkeit von Seiten des Magnetiseurs, oder Mangel der Receptivität von Seiten der Person, welche magnetisirt wird, gegründet sind. So findet sich bei Manchen in dem Augenblick, wo sie in den Schlaf zu verfallen im Begriff sind, eine Uebelkeit mit grofser Neigung zum Erbrechen ein, wodurch das ganze Spiel verdorben wird. Bei einer Person, die ich geraume Zeit hindurch magnetisirte, stellte sich, sogleich nachdem sie in Schlaf gekommen war, ein heftiger Schmerz auf einer Stelle des Rückens ein, der sie immer wieder aufwekte, oder wenn diefs nicht der Fall war, so kamen Erstickungsanfälle, und ich mufste Gegenstriche, oder das Hauchen anwenden, wodurch ich sie aber auch jedesmal wieder aufser Krise versezte.

Die bisher genannten Schwierigkeiten, und noch manche andere von geringerem Belang werden sich, wie ich überzeugt bin, zum Theil heben lassen, wenn

man nur erst noch mehrere Erfahrungen über den thierischen Magnetismus gesammelt hat.

Das einzige Gesetzmäfsige, was man gegenwärtig mit einiger Sicherheit aufstellen kann, das aber eigentlich nicht einmal etwas Positives uns lehrt, betrifft das Verhältnifs des magnetischen Wirkungsvermögens zur Receptivität für den thierischen Magnetismus. Man kann sagen, *dafs, je mehr einer geschickt ist, auf andere als Magnetiseur zu wirken, desto weniger derselbe empfänglich seye für die Wirkungen, die ein anderer an ihm hervorzubringen sucht.* Vielleicht findet auch der umgekehrte Fall statt, jedoch ohne Zweifel mit weit mehr Ausnahmen. Auf *Gmelin*, der ein so vorzüglich starkes magnetisches Wirkungsvermögen besafs, konnte kein anderer einen auffallenden bemerkbaren Eindruck machen. Worauf sich dieser Umstand gründe, und ob hier etwa ein ähnliches Verhältnifs, wie bei der Elektricität zwischen idio-elektrischen Körpern und halben und ganzen Leitern u. s. f. statt finde, darüber können wir gegenwärtig noch nichts bestimmtes sagen.

Mancher nun mag in früheren und späteren Zeiten gegen das oben genannte Gesetz Versuche unternommen haben, und wenn alsdann dieselben nicht gelangen, so erkaltete sein Eifer für den thierischen Magnetismus, er fing an überhaupt an der Existenz desselben zu zweifeln und schlug sich vielleicht sogar auf die Seite der Gegner, ohne zu bedenken, dafs die Schuld des Mifslingens entweder an seiner, oder an der Untauglichkeit der Person, die er zu seinen

nen Versuchen gewählt hatte, oder an irgend einem andern Hindernifs gelegen habe.

Daher wäre es wohl sehr erwünscht, wenn man es so weit brächte, den thierischen Magnetismus mehr cito tuto und jucunde, als bisher, anwenden und wirksam machen zu können. Vielleicht findet man einmal das Geheimnifs, die einfache Kette, mit der man bisher gewöhnlich experimentirte, zu vervielfachen, und dadurch den Grad der Wirkung zu multipliciren. Hier könnte man eine Ilias post Homerum, eine Erfindung auch nach *Volta* machen. Um hierauf loszugehen, müfste man das Baguet wieder hervorsuchen, das man, wie mir scheint, nicht so ganz hätte aus der Mode kommen lassen sollen, indem wohl manchen der Inconvenienzen, die es hatte, hätte abgeholfen werden können; man müfste ferner mehrere solche Versuche, wie die unter der dritten Erfahrung von *Petetin* in seiner Abhandlung angeführten sind, mit der gröfsten Aufmerksamkeit wiederholen. Besäfsen alle Menschen das Wirkungsvermöge., das *Gmelin* hatte, oder ein solches wie *Schäffer*, so könnte man mit der einfachen Kette vorlieb nehmen; oder könnte jeder, der einen gesunden starken Körper hätte, sich der Kraft rühmen, die *Greatracks* *) be-

*) In *Böckmanns* Archiv und in *Lichtenbergs* vermischten Schriften findet man die Quellen zum Theil angegeben, aus welchen man sich Notizen über diesen seltenen Menschen verschaffen kann. Es wäre wirklich der Mühe werth, wenn Einer, der Gelegenheit dazu hätte, uns genauer mit der Geschichte dieses Mannes bekannt machte.

sessen haben mufs, wenn auch nur der hundertste Theil von dem wahr ist, was man von dieses Mannes Thaten erzählt, so wäre die Erfindung der magnetischen Batterie ebenfalls entbehrlich, so lange aber diefs nicht der Fall ist, wäre dieselbe viel werth nach allen Rücksichten. Für jezt mufs man sich begnügen lassen, ein solches grofses Werkzeug zur Erforschung der merkwürdigsten Geheimnisse der Natur auch schon nur halb zu besitzen. Man mufs, so viel es sich thun läfst, suchen, die Erfahrungen, die wir bis jezt haben, zu vervielfältigen, aber mit Verstand und völliger Kenntnifs der Sache. Vorzüglich wichtig ist es, nachdem man über die Wirkungen der menschlichen Berührung schon so ziemlich viele Erfahrungen hat, jezt vorzüglich auch die Berührung mit allen andern möglichen Substanzen und auf die verschiedenartigste Weisen an den somnambules clairvoyantes zu machen. Diese Versuche müfsten besonders auch mit der Rücksicht angestellt werden, um zu erforschen, welche Substanzen in einer menschlich-magnetischen Kette Leiter und Nicht-Leiter abgeben. Auch hierüber haben wir noch zu wenige und zu vage Versuche, und doch wäre es so äufserst wichtig für eine Theorie des thierischen Magnetismus, für Materia medica und besonders auch für Diätetik, diefs zu wissen. Die Eintheilung der Reizmittel in positive und negative könnte durch den thierischen Magnetismus zu einer physikalischen Wahrheit erhoben werden,

Athanasius Kircher erwähnt ähnlicher Menschen, die zu seiner Zeit gelebt haben.

indem es sich zeigen könnte, dafs die äufsern Substanzen in die zwei grofsen Abtheilungen zerfallen, in Eine, deren Substanzen geschickt sind, sich von uns magnetisiren zu lassen, wie es z. B. das Wasser ist, und die also von uns etwas ableiten, uns negativ magnetisiren, oder was ohne Zweifel Eins ist, kalmiren, in die andere, welche für unsere Wirkungssphäre (so nenne ich einstweilen das Agens, oder unsern spiritus familiaris, mit dem wir nach aufsen wirken) nicht ableitend sind, sondern im Gegentheil uns positiv magnetisiren, d. h. sich uns mittheilen. Auf diese Weise erkläre ich mir den Unterschied der Wirkung, den z. B. kaltes Wasser und Weingeist in unserm Körper hervorbringen. Ersteres leitet uns unsern spiritus familiaris ab, lezterer aber, wofern er diesen auch nicht durch positive Mittheilung direkt vermehrt, thut diefs doch auf irgend eine indirekte Weise, nämlich dadurch, dafs er eine isolirende Atmosphäre um denselben bildet, und ihn dadurch verhindert, mit den ihn umgebenden Medien, die Ableiter für denselben seyn könnten, in einen Mittheilungsprocefs sich einzulassen.

Es versteht sich, dafs es nicht blofs einseitig bei diesem Verhältnifs des aktiven und des passiven Magnetisirens sein Bewenden hat, sondern dafs hier noch zahlreiche Unterabtheilungen stattfinden, welche Modifikationen herbeiführen, die wir hier nicht alle aufzählen können, weil diefs uns zu weit von unserem Hauptzweck abführen würde. Nur Eine Bemerkung erlaube ich mir hier noch zu machen. Es ist nämlich

bekannt, dafs man ehemals das Berühren von Leichnamen als ein vortreffliches Mittel gegen gewisse Krankheiten anprieſs, und dafs man ferner manche örtliche Schäden dadurch geheilt haben wollte. Inwiefern jene Geschichten Wahrheit enthalten mögen, oder nicht, dieſs lasse ich dahingestellt, aber das glaube ich doch, dafs das Berühren eines Leichnams vielleicht das vollkommenste Mittel, sich negativ zu magnetisiren, und den turgor vitalis, der das unmittelbare Werk unsers spiritus familiaris ist, in uns zu vermindern, ist, daher es auch nicht unmöglich ist, dafs gewisse Krankheiten, die auf einem wirklichen entweder allgemein oder nur partiell vermehrten Turgor des einen oder des andern Systems unsers Organismus beruhen, durch solche Berührungen gehoben werden könnten. Das Faktum, dafs Menschen, die viel in der Anatomie arbeiten, öfters ganz pelzigte gefühllose Finger bekommen, und das man vielleicht der Alkalescenz der Leichname, und dem öftern Eintauchen der Hände in kaltes Wasser zuschreiben möchte, könnte wohl mit eine Folge der demagnetisirenden Eigenschaft der Leichname seyn, überhaupt möchte der Schauder beim Anblick und bei der Berührung eines Leichnams doch auf etwas mehr, als bloſser Einbildung beruhen.

Bei den Versuchen an Somnambulen hat man das zum voraus, dafs einem die Natur hier nicht in der taubstummen Gebährdensprache antwortet, in welcher sie an den gewöhnlichen Instrumenten, die wir uns zu ihrer Ausforschung bedienen, mit uns

spricht. Das Experimentiren mit jenen verhält sich zu dem Experimentiren mit den somnambules clairvoyantes gerade so, wie ohngefähr das, was man das bloſse Auf den Busch Klopfen im Gegensatz zum wirklichen zur Rede Stellen nennen kann. Ich bediene mich, um diese Behauptung zu rechtfertigen, eines Beispiels. Um z. B. das Vorhanden seyn einer freien Elektricität, oder das Vorhanden seyn eines freien Magnetismus, an einem bestimmten Körper zu erfahren, klopfen wir vors Erste auf den Busch, d. h. wir versuchen durch Vermittlung eines andern Körpers, von dem wir wissen, daſs er durch Elektricität oder Magnetismus in diese oder jene Bewegung versezt werden kann, ob das Eine oder das Andere geschieht. Wir können auch nachher aus der Stärke dieser Bewegung und aus andern Umständen auf gröſsere oder geringere Intensität derselben schlieſsen, allein dieſs wird auch wohl fast Alles seyn. Man sieht aber wohl ein, daſs diese Kenntniſs auch nur das Oberflächliche der Erscheinung uns kennen lehrt, bloſs das Aeuſsere, nicht aber das Innere der Sache, oder das, was man die innern Affinitätsverhältnisse der Dinge zu einander nennen kann. Zink und Silber in einer Voltaischen Batterie vereinigt, würden uns, wenn sie Sprache und Empfindung hätten, noch Manches sagen können, was in ihnen unter diesen Umständen vorgeht, und gewiſs macht es in jedem von ihnen auſser der Veränderung der Intensität der Elektricität, die man nach auſsen an ihnen bemerkt, wenn sie mit andern Metallen in einer solchen Säule

vereinigt, auch noch andere Modifikationen. Ich will mit diesem leztern nur so viel sagen, dafs wir die qualitative Elektricität, oder die Verhältnisse, welche ohne Zweifel *Lichtenberg* unter dem Namen der specifischen Elektricität begriffen wissen wollte, noch nicht kennen. Man könnte zwar behaupten wollen, diese eigentlichen innern Relationen der einzelnen Körper zu einander müsse uns die Chemie lehren, allein bei dieser leztern ist es der nämliche Fall, wie bey der Elektricität, man weifs nämlich nicht, soll man Anziehung oder Abstofsung, Auflösung oder Niederschlagung, Leitung oder Nichtleitung als Folgen freundschaftlicher oder unfreundschaftlicher Verhältnisse der Körper zu einander ansehen.

Da nun hierüber etwas Bestimmtes zu wissen, einem nicht so gleichgültig seyn kann, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, so würde ein Standpunkt, von dem aus man darinn etwas Gesetzmäfsiges finden könnte, sehr erwünscht seyn. Einen solchen Standpunkt, glaube ich, haben wir an dem thierischen Magnetismus gewonnen, der darum so ganz besonders klassisch unter den übrigen Methoden, die Natur zu erforschen, ist, weil man bei ihm ein Instrument zum Experimentiren besitzt, das mit einem so vollendeten Vermögen der Empfindung, und mit der Sprache begabt ist, und das noch aufserdem eben durch das Experiment in ein solches magisches Verhältnifs zur Aufsenwelt gebracht wird, dafs man glauben sollte, eben jene Empfindung und Sprache rühren von einem ganz

andern Wesen her, als das ist, dem sie im gewöhnlichen Zustande angehören.

Solcher Momente, in welchen wir den Menschen und die Natur noch von einer ganz andern Seite kennen lernen, als in welcher dieselben sich uns im gewöhnlichen Leben offenbaren, sollte der Naturforscher sich aufs beste bedienen, und hiezu sind vorzüglich verständig geführte Unterredungen mit den Somnambulen während der Krise geschickt.

Ich weiss zwar wohl, dass mehrere Magnetiseurs es nicht für räthlich halten, mit denselben Gespräche vorzüglich über Dinge, die über ihren Horizont hinaus liegen, zu unterhalten. Ich glaube auch, dass, je nachdem man dieses angreift, man Schaden anrichtet, und auch gewiss von Seiten der Somnambule keine Orakelsprüche zur Antwort bekommen wird; auf der andern Seite bin ich aber auch überzeugt, dass ein klug unternommenes geistiges Exercitium mit der Somnambule derselben eben so zuträglich ist, und selbst eben so gut zum Ganzen der magnetischen Behandlung gehört, als die blos physische Einwirkung. Um hier seinen Zweck zu erreichen, muss man sich auch erst nach und nach mit ihr in einen geistigen Rapport versetzen, so wie man es nach und nach physisch thut. Bei den Gesprächen mit ihr muss man sich nach dem Grad ihrer geistigen Bildung richten, man muss mit ihr nach Art der Mathematiker von dem Einfachen ausgehen, und nur so gewissermaßen nach mathematischer, oder sokratischer Methode, oder etwa auf die Art, wie *Ger-*

trud ihre Kinder lehrt, fortschreiten. Auf diese Weise bin ich überzeugt, kann man noch Manches durch den thierischen Magnetismus in Erfahrung bringen. Hiezu gehört freilich mehr, als sich Manche einbilden mögen, so wie überhaupt zu einem guten Magnetiseur viel Forderungen gemacht werden können.

Welches Agens es übrigens seye, das dem thierischen Magnetismus zu Grunde liege, diese Frage, scheint es mir, liefse man vor jezt noch am besten unbeantwortet. Denn es fehlen uns, um diefs gehörig leisten zu können, noch offenbar mehrere Mittelglieder und einzelne Data, so wie auf der andern Seite auch in der spekulativen Physik, welcher jene Frage wohl zulezt anheimfallen wird, noch mancher Schritt gethan werden mufs, um hierauf ein Licht zu werfen. Es warten nicht blofs die einzelnen abgesonderten Phänomene des im engern Sinn sogenannten thierischen Magnetismus auf die Lösung jener Frage, sondern noch so viele mit dem leztgenannten verwandte Fakten, ja wie man wohl sagen darf, die ganze Lehre von der menschlichen Natur, und hiemit die gesammte Naturwissenschaft. Daher mufs man sich hüten, von der einseitigen Verfahrungsweise, und besonders von der bei unseren noch so unvollkommenen Manipulationen stattfindenden Methode sich hier eine Theorie abstrahiren zu wollen, z. B. die, dafs das Agens, das hier zu Grunde liege, animalische Elektricität seye. Solche halbwahre Theorien thun oft der Wissenschaft mehr Schaden, als dafs sie ihr Gewinn brächten, welche leztere Behauptung ich aber nicht auf *Gmelins*

Theorie zu deuten bitte, von welcher man allerdings sagen kann, dafs sie uns der Wahrheit näher brachte, wenn sie auch noch so unvollständig war.

Mir scheint es, dafs, so wie jeder abgesonderte Zweig der Naturwissenschaft, so insbesondere der thierische Magnetismus nur dann mit gehörigem Erfolg bearbeitet werden könne, wann man mit ihm zu gleicher Zeit die ganze übrige Naturlehre, und mit der gesammten Naturlehre zugleich ihn die Schau vorbeiziehen läfst. Es ist eine gewifs sehr empfehlungswerthe Regel, dafs, um sich z. B. zu einem Naturforscher zu bilden, man sich vors Erste in Einem Zweig derselben gründlich festsetze, und von diesem aus, und an diesem nach und nach sich über die ganze Naturlehre ausbreite. Zu einer solchen ersten Ansiedelung im Gebiete der Physik ist nun eigentlich der thierische Magnetismus gemacht; man kann auf seinem Felde alle übrigen Produkte jener kultiviren, und es wird gewifs niemand sagen können, dafs derjenige, der ihn sich ausersehen hat, sich einen unfruchtbaren und uninteressanten Platz gewählt habe. Besonders ist er in dieser Hinsicht jungen Aerzten zu empfehlen, welche sich noch ein höheres Ziel, als die gemeine praktische Laufbahn vorgesteckt haben, und diefs um so eher, da er früher oder später auf mehrere Zweige der Medicin einen noch weit ausgedehntern Einfluſs gewinnen mufs, als er bis daher hatte.

Zum Beschluſs dieses Artikels erlaube ich mir, nun noch einige Bemerkungen über das Verhältnifs des

thierischen Magnetismus zum Galvanismus, so wie noch andere ihn betreffende Gedanken hinzuzufügen.

Der Galvanismus macht den Uebergang von den bestimmten Formen der gegenseitigen Mittheilung der unorganischen Körper unter einander, zu denen der gegenseitigen Mittheilung der organischen Körper unter einander; man kann in gewissem Betracht sagen, er liegt zwischen dem Voltaismus und dem thierischen Magnetismus mitten inne. Defswegen hat *Gmelin* zum Theil Recht, wenn er irgendwo sagt, in gewissem Betracht seye der Galvanismus vom thierischen Magnetismus nichts Verschiedenes, allein streng genommen mufs er von demselben doch gesondert bleiben, wogegen ihm der thierische Magnetismus mehrere bisher ihm zugeschriebene Fakten abtreten mufs, während er auf der andern Seite auch wiederum welche dem thierischen Magnetismus anheimfallen lassen wird, und zwar namentlich die grofse Wirksamkeit, die man ihm auf den innern organischen Procefs zuschreibt. Ich möchte z. B. den Einflufs, den das Gehirn auf die ihm untergeordneten Organe, die Mutter auf den Fötus, der Nerve auf den Muskel ausübt, nicht sowohl unter den Begriff des galvanischen Processes subsumiren, sondern vielmehr unter den des thierischen Magnetismus, so nämlich, dafs ich sagte, es verhalten sich jene Organe zum Gehirn, der Fötus zur Mutter, der Muskel zum Nerv, jedes in seiner Art, gerade so, wie sich die Somnambule in ihrer Art zu ihrem Magnetiseur verhält.

Die merkwürdigen Wirkungen, welche hingegen

die Metalle auf die Somnambulen haben, würde ich den galvanischen Erscheinungen zuzählen. Durch den thierischen Magnetismus wird in diesen leztern eine erhöhte Receptivität für galvanische Einwirkung hervorgebracht, eine Receptivität, welche Leute wie *John Poole*, und die sogenannten Erz- und Wasserfühler kraft einer besondern Beschaffenheit ihrer Organisation von Natur besitzen. *Pennet* z. B. kann man sagen, war ein sehr feines Galvanoskop, denn ob ihm die Metalle unter den Füfsen lagen, oder ob sie ihm unter und über der Zunge nach der Art der Magnetisten applicirt worden wären, macht in der Hauptsache keinen Unterschied aus. Interessant wäre es gewifs, eigentliche galvanische Versuche mit einem *Pennet*, einem *John Poole* und *Bleton* angestellt zu sehen. Vielleicht hätte besonders den *Poole* eine einfache galvanische Kette, an der Zunge angebracht, desperat gemacht, vielleicht hätte sie aber auch gerade auf ihn keine sonderliche Wirkung gehabt.

Den Galvanismus übrigens, sofern er mitten inne zwischen der Elektricität und dem thierischen Magnetismus liegt, haben wir bisher nur von Einer seiner zwei Seiten gekannt und aufgefafst, nämlich von derjenigen, wo das Unorganische die aktive, das Organische die passive, jenes die mittheilende oder tonangebende, dieses aber die empfangende und subordinirte Rolle spielt. Es giebt aber, scheint mir, noch eine Seite von ihm, bei welcher Alles sich gerade umgekehrt verhält, wobei nämlich das Organische das mittheilende, das Unorganische das empfangende Glied ist.

Zu dieser Behauptung geben mir vorzüglich folgende Daten Veranlassung. Erstens können wir dem Wasser, dem Glas, den Metallen und andern Substanzen durch Bestreichen mit unsern Fingern und durch Behauchen etwas Gewisses mittheilen, das den Somnambulen für jezt allein bemerklich ist, so wie umgekehrt unterirdische Metalle, und Gewässer den sogenannten Erzfühlern etwas mittheilen und empfinden lassen, was andere Leute auch nicht empfinden. Ferner ist z. B. der Eisendrath an einem Mesmerischen Baguet ein Leiter für etwas Gewisses, das hier unter den verschiedenen Menschen, die an jenem sitzen, cirkulirt. Vielleicht dürfte man unter der Kategorie dieser Fakten auch das Spiel mit der Harmonika, so wie jene bekannten Versuche, wo einem mit einer Flüssigkeit angefüllten Glas Töne entlokt werden, nennen, denn es findet da doch wohl noch etwas Anderes statt, als das bloſse kalte Berühren und Streichen, hier läſst der menschliche Finger das Glas gerade so in sich erzittern, wie beim Galvanismus die beiden Metalle den Muskel, und was bei diesem leztern bloſse Bewegung ist, wird dort zum Klang. Bei diesen verschiedenen Fällen scheint es mir, werden Glas, Metalle u. s. f. ebenso vom Menschen galvanisirt, als der Mensch es in andern Umständen von den Metallen, Kohlen u. s. w. wird. Zu dem bisher Genannten kann man nun noch die so äuſserst merkwürdigen Versuche Schäffers, die auch *Gmelin* einige male citirt, zählen. Es lag denselben so etwas zu Grunde, denn sonst hätte Zimmermann, da er bei

Schäffer war, ohne Zweifel die nämliche Wirkung, wie dieser hervorbringen müssen, wenn nicht *Schäffer* etwas ganz besonderes in seiner Organisation gehabt hätte. Zusammengehalten mit dem Umstand, dafs dieser leztere, wenn er z. B. kranken Menschen den Puls fühlte, so merkwürdige Veränderungen an demselben bewirkte, schliefse ich, dafs er in seiner Organisation etwas Aehnliches hatte, wie Greatracks, welcher leztere vielleicht, wenn er es versucht hätte, eine feine Magnetnadel dem Zug seiner Finger hätte folgen machen können. Ferner könnte man zu dem Obengenannten die Versuche zählen, die *Beireis* in Helmstädt mit einer Uhr angestellt haben soll, bei denen, so wie ich sie wenigstens erzählen hörte, offenbar auch eine solche aktive Wirkung auf Metall hätte stattfinden müssen. Endlich erwähne ich hier noch eines Versuchs, den mir Herr Doctor *Riederer* von Stuttgardt schon vor drei Vierteljahren mitgetheilt hat, und den ich später zufälliger Weise in dem Buch des *Athanasius Kircher*, das über den Magnet handelt, ebenfalls aufgezeichnet fand, wo gesagt wird, dafs ihn einige Portugiesen, wenn ich nicht irre, in der Absicht angestellt haben, die Anziehung der Rhinoceroshörner auf das Eisen damit zu beweisen. Wir wiederholten diesen Versuch an verschiedenen Tagen mehreremal, und unter verschiedenen Verbindungen, z. B. nachdem wir uns stark auf dem Isolirbret elektrisirt hatten, ich behalte mir aber bevor, erst noch mehrere Versuche anzustellen, um dann einen genauern Bericht von dem Erfolg derselben zu liefern.

Hier will ich nur das Faktum ohne alle Nebenumstände erzählen. Wenn nämlich zwei Menschen das Stichblatt eines Degens auf ihren zwei kleinen Fingern, oder auch auf den andern Fingern so äquilibriren lassen, dafs der Degen vertikal auf den Boden hängt, so fängt derselbe an, sich um seine Achse zu bewegen, und diefs oft 2 — 3mal, worauf er ruht. Wir werden diesen Versuch künftig unter Umständen anstellen, wo man nicht wird sagen können, die Bewegung des Degens sey eine von Zittern der Hände mitgetheilte gewesen, allein schon jezt haben wir ihn mit einer solchen Genauigkeit gemacht, dafs es beinahe nicht möglich war, uns zu täuschen, um so mehr, da wir auch bereits in der Richtung, ob sich derselbe links oder rechts drehte, schon einige merkwürdige Verhältnisse gefunden zu haben glauben. Doch mufs ich noch dieses hinzufügen, dafs derselbe an gewissen Tägen besser gelang, als an andern, so wie das Elektrisiren und der thierische Magnetismus an Einem Tag besser von Statten geht, als an dem andern. Auch dieses Faktum nun, wenn es sich mit der Folge näher bestätigen sollte, bewiese eine aktive Athmosphärenwirkung der Menschen auf Metalle wenigstens. Es hat einige Aehnlichkeit mit einer gewissen Art von Wünschelruthen, derer sich die Alten bedient haben sollen.

Ich vermuthe, dafs das Vermögen dieser Wirksamkeit auf Metalle, Glas, Wasser u. s. f. in gleichem Verhältnisse mit der gröfsern oder geringern Wirksamkeit, die ein Mensch vor dem andern

als Magnetiseur hat, stehe, und vermuthe auch aus gleichen Gründen, dafs Menschen, die gute Erz- und Wasserfühler sind, sehr unwirksame Magnetisten seyn würden.

Was nun aber an dem bisherigen Wahres oder Nichtwahres seyn möge, so wird doch gewifs manche schöne Entdeckung noch gemacht werden, wenn man erst anfangen wird, dem Galvanismus im thierischen Magnetismus mehr und mehr nachzuforschen. Hier würde man vielleicht auf Erfahrungen stofsen, die einem auch über das uns noch so dunkle Verhältnifs der Thiere und selbst auch der Pflanzen zu ihren sie umgebenden Medien einigen Aufschlufs geben könnten. Die Pflanzen sind Licht- Wasser- und vielleicht auch Erzfühlerinnen, und für Luft und Erde sind sie es wohl auch nicht minder; sie sind den Elementen am nächsten und meisten ausgesezt, dafür scheinen ihnen auch alle Elemente hold zu seyn. Die Thiere sind den Elementen schon mehr entrükt, und unabhängiger von denselben, sie mögen aber auch dafür keine so offenen Sinne für dieselben haben, wie die Pflanzen, jedoch ohne Zweifel noch bessere, als der Mensch.

An was sich vielleicht die aktive Einwirkung des Menschen auf äufsere Substanzen am auffallendsten, auch für gewöhnlichen Menschensinn merklich, darthun liefse, wäre an eben in Gährung begriffenen Substanzen. Ein Mann, wie Greatracks, könnte vielleicht durch seinen Hauch ein ganzes Fafs Wein umstehen machen, so wie andere Leute sich ihren Wein

im Glase damit verderben können, wenn sie ihn anhauchen, oder wie menstruirte Weiber den Essig umstehen machen sollen, wenn sie während jener Periode ihn vielleicht blofs anathmen, während sie ihn herausfüllen. Gelegentlich erinnere ich hier noch, dafs die Chemie sich nur mit Unrecht der Gährung bisher bemeistert hat. Es ist etwas höheres, was da mit im Spiel ist, Organisches und Unorganisches ringen da mit einander um den Preifs. Die Chemie sollte also die Gährung jemand anders überlassen, wie menstruirte Weiber andern Leuten die Behandlung und den Genufs des Essigs. Wenn mich nicht Alles täuscht, so käme dieselbe für jezt in die besten Hände, wenn sie dem thierischen Magnetismus und dem Galvanismus ad interim überlassen würde.

Nachtrag.

Da ich indessen, seit ich die obige Abhandlung fortgeschickt hatte, den Versuch mit der Rotation eines durch zwei Menschen äquilibrirten Degens sowohl mit Herrn Dr. *Riederer* von hier, als auch mit andern Personen öfters wiederholt habe, so will ich noch einige der Resultate, die sich uns hiebei ergeben haben, zum Theil nachholen, bitte aber dabei, dafs man sie bis jezt blofs für historische Erzählung der bisherigen Art unsers Experimentirens, nicht aber für vollendet seyn-sollende Erfahrungen ansehe.

Ich werde sowohl die Versuche, welche sich bestätigt haben, als auch die, welche negativ ausfielen, nun kurz namhaft machen.

1) Der

1) Der Versuch gelingt zwischen der Einen und andern Person besser, als zwischen einer dritten und vierten, und es scheint, dafs gewisse Menschen ganz vorzüglich geschickt dazu sind, so wie auch Ein Mensch vor dem andern zum Magnetisiren tauglich ist. Unter denen, mit welchen ich bis jezt den Versuch angestellt habe, zeichneten sich vorzüglich zwei junge Männer aus; bei beiden war die Bewegung des Degens, und der Zug, den ich in dem Finger empfand, wenn ich jenen mit ihnen hielt, vorzüglich stark. Den Einen von diesen liefs ich nach und nach mit vielen Personen zusammen den Versuch machen, er brachte aber immer mit den nämlichen Personen eine weit auffallendere Wirkung hervor, als ein zweiter, dritter u. s. f.

2) Wenn männliche und weibliche Personen den Versuch mit einander machen, so ist die Rotation im Durchschnitt weder schneller, noch langsamer, als wenn zwei männliche mit einander experimentiren. Ebenso ist es auch, wenn zwei Frauenzimmer mit einander den Versuch machen. Ich hielt den Degen mit einem epileptischen Mädchen, das ich zuvor magnetisirt hatte. Das eine mal drehte sich derselbe ziemlich stark, das andere mal blieb er unbeweglich.

3) Ich versuchte es öfters, ob der Degen nicht, wenn ich ihn allein auf zwei Fingern hielt, sich bewegen würde, allein vergebens. Dagegen sagt mir Herr Dr. *Riederer*, dafs er es bei einigen Personen, die er es versuchen liefs, bemerkte. Bestätigt sich diefs, so

hat diese Art des Experiments Aehnlichkeit mit gewissen Phänomenen der Wünschelruthe.

4) Der Versuch gelingt, obgleich von denselben Personen angestellt, nicht zu jeder Zeit eben so gut, als zu einer andern. Hieran scheint das jedesmalige Befinden der Experimentatoren, und auch die jedesmalige Beschaffenheit der Witterung Schuld zu seyn. Es fiel Herrn Dr. *Riederer* auf, dafs an feuchten Tagen, wo entweder Nebel oder Regen fiel, der Degen eher und stärker in Bewegung kam, als bei hellem und trockenem Wetter, in welchem leztern Fall er mehreremale unbeweglich blieb.

5) Die Elektricität scheint die Wirkung zu hemmen, was wir daraus schliefsen, dafs, wenn wir uns auf dem Isolirgestell elektrisirt hatten, und zwar entweder uns beide positiv oder negativ, oder den einen positiv, und den andern negativ, die Bewegung ausblieb, oder wenigstens viel schwächer war, als vorher. Diefs scheint in Eins zu gehören mit dem Umstand, dafs der Degen an trockenem heiterem Wetter, wo viel Luftelektricität vorhanden ist, sich weniger bewegt, als bei feuchtem.

6) Ich kam auf den Gedanken, ob sich der Degen nicht schneller und leichter bewegen würde, wenn die zwei Menschen, die ihn halten, ihre Finger mit Wasser benezten. Wir versuchten diefs, und fanden es auffallend bestätigt, denn mehreremale, wenn sich jener bei trockenen Fingern gar nicht bewegen wollte, fieng er die Rotation sogleich an, nachdem wir unsere Finger nafs gemacht hatten. Herr Dr. *Riederer* löste

Salmiak in Wasser auf, und benezte die Finger mit dieser Mischung, worauf die Bewegung schwächer wurde, oder gar nicht erfolgte, vermuthlich weil hier ein chemischer Procefs an der Stelle der Berührung eintrat, der die Einwirkung des organischen Agens hemmte. Waren die Finger mit Oel bestrichen, so erfolgte die Rotation, aber weder langsamer, noch schneller, als vorher.

7) Der Degen scheint sich eher und schneller zu bewegen, wenn von den Personen, die ihn halten, die eine die rechte, die andere die linke Hand nimmt, als wenn beide sich gleichseitiger Hände bedienen.

8) Der Umstand, ob der Degen magnetisch, oder unmagnetisch ist, macht keinen Unterschied, wenigstens keinen auffallend bemerklichen.

9) Auch andere Metalle, als Stahl oder Eisen, drehen sich aber nicht so leicht und so stark, wie diese. Unsere Versuche hierüber sind übrigens bis jezt noch zu unbestimmt. Ein Degen, der ein messingnes Stichblatt, an dem wir ihn hielten, hatte, drehte sich, wie unser gewöhnlicher, der ein stählernes hatte.

10) Das Stichblatt dieses leztern hatte eine elliptische Form. Wenn wir ihn nun beim kleinern Durchmesser hielten, so bewegte er sich schneller, als beim gröfsern.

11) An einem Tag, wo der Degen sich mit einem auffallend starken Zug und auch schnell drehte, banden wir an ihn noch eine ziemlich schwere messingne Stange, und er trug auch diese mit sich herum.

12) Wir stellten uns auf verschiedene Metalle,

mit bedeckten und unbedeckten Füfsen, konnten aber keinen Unterschied in der Wirkung bemerken. Nur einmal schien es mir, als wir auf Kupfer und Eisen standen, als ob ich gegen den Grund der Zunge einen metallischen Geschmack empfände.

13) Wenn wir uns auf Harz isolirten, so schien die Rotation etwas stärker zu seyn, als vorher, da wir auf dem bloſsen Boden standen.

14) Ich hielt den Degen meistens auf dem kleinen Finger meiner rechten Hand, Herr Dr. *Riederer* auf dem Mittelfinger seiner linken, und der Degen drehte sich alsdann so, dafs er sich abwärts von der linken Seite des Herrn Doctors zu meiner rechten her, und so fort im Kreise zog. Diese Richtung hat er auch, wenn ich mit andern experimentirte, gewöhnlich beibehalten. Doch fiel mir auf, dafs er, wenn ich mich mit einigen gewissen Personen zusammenstellte, fast immer nach der entgegengesezten Seite sich hinzog. Ebenso kam es uns merkwürdig vor, dafs er oft mitten im Experimentiren, nachdem er sich vorher oft und leicht nach der gewöhnten Richtung hingewälzt hatte, auf einmal eine Weile unbeweglich blieb, und sich alsdann plözlich der entgegengesezten Richtung nach drehte. Solche Pausen, die er oft machte, scheinen Momente von Unentschlossenheit desselben zu seyn, die so lange dauerten, bis er für die eine oder die andere Richtung entschieden war.

15) Ich rizte meinen kleinen Finger, kann aber nicht sagen, dafs ich hierauf eine besondere Empfin-

dung von Schmerz in demselben gehabt hätte, wenn ich mit ihm den Degen balancirte.

16) Ich zog lederne und floretseidene Handschuhe an, die Rotation blieb aber beinahe gleich stark, besonders bei den ledernen Handschuhen. Ebenso zeigte sich dieselbe auch, wenn ich meinen Finger dreifach in Seide eingewickelt hatte, wiewohl in diesem leztern Fall schwächer.

Für diejenigen, welche etwa glauben möchten, dafs die Bewegung des Degens eine durch Zittern der Finger oder andere Bewegungen des Körpers mechanisch mitgetheilte gewesen seyn könnte, füge ich noch hinzu, dafs wir den Versuch immer mit der gröfsten Vorsicht anstellten, so dafs beinahe kein Zittern möglich war, dafs wir ferner den Versuch mit Leuten machten, die stark zitterten, und gerade bei mehreren dieser der Degen ganz unbeweglich sitzen blieb, und dafs wir endlich das Zittern selbst künstlich nachahmten, ohne eine Bewegung wahrzunehmen. Auch überzeugt einen der ganz eigene Zug, den man im Finger empfindet, dafs hier etwas dynamisches mit im Spiel ist. — Denjenigen, welche den Versuch nachmachen wollen, rathen wir, wenn er das erstemal nicht gleich gelingt, ihn zu einer andern Stunde zu wiederholen, ihn andere Leute machen zu lassen, und das Benetzen der Finger ja nicht zu vergessen.

Es scheint mir übrigens dieses Experiment, das in der That verdient, unter verschiedenen Modifika-

tionen wiederholt und erweitert zu werden, zu beweisen, dafs es, was ich in der Abhandlung selbst behauptet habe, auch einen Galvanismus giebt, bei dem das Organische das Gesetz und den Ton angiebt, was beim gewöhnlichen Galvanismus die Metalle thun. Bei diesem nämlich zwingt die metallisch-elektrische Athmosphäre den Muskel, bei jenem das Agens, das dem Menschen entströmt, das Metall zur Bewegung.

3.

Grundsätze zu einer künftigen Seelenlehre.

Von Ebendemselben.

Vorerinnerung.

Mit der öffentlichen Bekanntmachung der nachfolgenden Sätze beabsichtige ich vor jezt nichts anders, als zu zeigen, von welchem Standpunkt ich glaube, dafs eine künftige Seelenlehre ausgehen müsse, wenn sie ihren Namen verdienen soll. Was vor Allem nöthig ist, ist das, dafs die Seelenlehre untersuche, was die Seele selbst seye, denn wie soll sie uns sonst von etwas belehren können, das sie doch ganz und gar nicht kennt? Diese Kenntnifs uns zu verschaffen, ist das Geschäft der allgemeinen Psychologie.

Was man bisher Seelenlehre nannte, konnte sich nicht rühmen, zu wissen, was ihr Objekt seye, und defswegen mag dieselbe uns zwar manchen schönen

historischen Beitrag zur Kenntnifs des Menschen, sofern er in der Erscheinungswelt begriffen ist, geliefert haben, aber über den Menschen im Menschen, oder über seine Seele liefs sie uns bisher fast ganz leer ausgehen.

Als Folge des Mangels einer Propädeutik oder einer allgemeinen Psychologie ist die unmethodische Behandlung anzusehen, womit diese leztere bisher bearbeitet wurde. Ob durch den Standpunkt, von dem hier ausgegangen worden ist, ein sichererer Weg gewonnen sey, wird die Folge zeigen, wenn wir die allgemeinen hier aufgestellten Principien auch im Speciellen durchführen. Es wäre mir vor jezt genug, wenn diese Abhandlung etwas dazu beitrüge, den Dualismus, den man bis jezt fast allgemein zwischen Seele und Leib noch obwalten liefs, vollends verschwinden zu machen, denn dieser hemmte wohl am meisten den Fortgang und die weitere Ausbildung der Seelenlehre als Wissenschaft.

1. Jede Seele ist eine einfache Substanz, die einerseits als Organ an dem urbildlichen Organismus haftet, andererseits den ewigen Begriff und das belebende Princip einer bestimmten Reihe einzelner Individuen der Erscheinungswelt, denen dieselbe sich mittheilt, ausmacht.

Anmerkung. Ich berufe mich hier sogleich der Kürze halber auf meine Schrift, *Ueber das Leben und seine Erscheinung*, wo über das Verhältnifs des urbildlichen Organismus zur allerhöchsten Idee, und dann wieder über das Verhältnifs der einzelnen Ideen

zu jenem und zu den ihr entsprechenden Individuen der Erscheinungswelt die Hauptsätze in einem vom ersten Princip auslaufenden Zusammenhang aufgestellt sind. Ich brauche nur zu erinnern, dafs das, was ich den urbildlichen oder allgemeinen Organismus nenne, zu der allerhöchsten Idee dasselbe Verhältnifs hat, das die Organismen in der Erscheinungswelt zu den untergeordneten Ideen haben, nämlich die höchste Idee ist die Seele desselben, so wie die untergeordneten Ideen es für die ihnen entsprechenden Individuen sind.

2. Die Seelen sind einfach, weil sie Glieder des urbildlichen Organismus sind. Denn dieser unterscheidet sich von der Erscheinungewelt gerade nur dadurch, dafs in ihm die Trennung der Form und der Substanz noch nicht vor sich gegangen ist, wie dies in der Erscheinungswelt der Fall ist. Diese Trennung aber ist der Anfang der Endlichkeit und der Gemischtheit. Giebt es also etwas Einfaches, so giebt es dasselbe nur im Gebiet des Urbildlichen; was aber Manche für einfach unter den Dingen der Erscheinungswelt gehalten haben, fällt durchaus schon auf die Seite des Gemischten oder Zusammengesexten.

3. Diejenigen einfachen Substanzen, welche wir die Seelen der einzelnen Dinge nennen, machen darum den Wendepunkt zwischen der urbildlichen und der Erscheinungswelt aus, weil ihre unmittelbare Reflexe schon zu den συμφυτοις gehören, die sich nur unter der Herrschaft des Raums und der Zeit

kundgeben können, die Seelen aber an und für sich, oder ohne Reflex angeschaut, noch rein urbildlich sind.

Anmerkung. In der Einleitung zu der schon citirten Schrift habe ich einen Parallelismus zwischen den Stufen des urbildlichen Organismus, und denen der gegenbildlichen Organismen nachgewiesen. Dort zeigt es sich, dafs das, was ich als Seele eines einzelnen Dinges ansehe, für den urbildlichen Organismus das Gleiche ist, was eine conkrete Funktion an einem gegenbildlichen Organismus für diesen leztern, nämlich die Gränze aller weitern Individualisirung. Die Seelen sind demnach die Endpunkte der Individualisirung des urbildlichen Organismus, dagegen die Anfangspunkte derjenigen, durch welche die verschiedenen Stufen der Erscheinungswelt bezeichnet werden, denn da, wo die urbildliche Welt aufhört, fängt die der Erscheinung an.

4. Alles, was einfach ist, mufs als in seiner Art unbegränzt gedacht werden, weil, so lange es einfach ist, d. h. so lange Form und Substanz in ihm gleich gesezt sind (a), keine Mischung oder Theilung, also auch keine Begränzung in demselben stattfindet.

5. Nach innen ist dasselbe nicht begränzt, eben darum, weil Form und Substanz in ihm vollkommen Eins sind, nach aufsen nicht, weil es für dasselbe gar nichts Aeufseres giebt, indem, sobald diefs leztere der Fall wäre, es ebendarum aufhören würde, einfach zu seyn, weil es durch das Aeufsere begränzt würde. Als Einfaches zieht sich dasselbe vielmehr

durch Alles hindurch, wie denn auch die Stetigkeit mit ein Grundgesetz des Einfachen ist.

6. Die Idee des Einfachen schliefst keine Mehrheit von einfachen Substanzen aus, im Fall dieselben nur von der Art sind, dafs sie die gegenseitige Reinheit und Ungemischtheit einander nicht stören. Diefs geschieht dadurch, dafs dieselben zwar dem Wesen nach Eines und dasselbe repräsentiren, und sich der That und Sache nach gleich, aber im Reflexe verschieden sind.

7. Die einfachen Substanzen sind in einander, und zugleich ist wiederum jede das medium repraesentationis für die andere, so wie ungefähr an einem glühenden Körper Feuer und Körper sich durchdringen, und doch wieder gegenseitig sich an einander spiegeln, oder das medium repraesentationis für einander sind.

8. Von jeder besondern einfachen Substanz kann und darf nur je Ein Exemplar vorhanden seyn, denn gesetzt, es wären mehrere von Einer Art vorhanden, so wären dieselben nothwendig begränzt, getheilt, und nicht mehr stetig.

9. Die einfachen substanziellen Formen sind an und für sich selbst gesetzt, aber nur dadurch, dafs sie Eins mit der höchsten Idee, und unzertrennlich mit derselben verbunden sind. Hiedurch unterscheiden sie sich von den endlichen Dingen. Diese bedürfen nämlich zu ihrem Daseyn überhaupt auch der Substanz, zu ihrem Daseyn aber *als diese bestimmte endliche*

Wesen noch der Konkurrenz anderer gleich ihnen beschränkter Dinge.

10. Es giebt unter den einfachen Substanzen ebenfalls verschiedene Abstufungen, d. h. es giebt höhere und derivirtere Einheiten, oder solche, an denen unmittelbarer oder mittelbarer sich das Wesen der höchsten Idee offenbart, so wie es auch höhere und derivirtere Begriffe giebt, welche demungeachtet alle eine Unendlichkeit in ihrer Art umfassen. Nur die derivirtesten derselben nennen wir *Seelen*, weil es nur diese allein sind, welche sich unmittelbar auf die Individuen der Erscheinungswelt beziehen.

11. Obgleich jene einfache Formen nichts anders, als die Organe der höchsten Idee sind, so sind sie dieser leztern doch nicht wie abgetheilte von einander abgesonderte Glieder angeheftet, sondern sie sind Eins mit derselben dem Wesen, verschieden aber der Bedeutung nach.

Anmerkung. Man nehme an, in jeder dieser Formen seye Eine der Eigenschaften, die man sonst Gott zuschreibt, ausgedrückt, z. B. in Einer die Allwissenheit, in der andern eine andere, so enthält doch jede auch wiederum alle andere Eigenschaften, indem z. B. die Allwissenheit ohne Allgegenwart oder ohne die Allmacht nicht denkbar ist. Sprechen wir also eine Eigenschaft der höchsten Idee aus, so sprechen wir eben damit alle möglich denkbaren übrigen Eigenschaften derselben, oder vielmehr zugleich ihr Wesen aus. Die Eigenschaften, weit entfernt, sich entgegengesezt zu seyn, sind vielmehr mit einander

und durch einander da, in der höchsten Idee sind alle, und ist keine vorhanden, wie man will. Wir wissen dieſs, und können doch nicht anders von der höchsten Idee reden, als unsere Väter auch von ihr gesprochen haben, dieſs macht, weil uns dieselbe nicht anders erscheint, *als in Einer ihrer Eigenschaften, und durch Eine derselben*, welches eben unsere Seele ist.

12. Schaut man jene Einheit aller Einheiten, oder die höchste Idee an und für sich an, so begreift man jene substanzielle Formen als in ihr begriffen, und demnach den Akt der Manifestation derselben als Einen ungetheilten Akt. Betrachtet man hingegen die höchste Idee in Beziehung auf die Erscheinungswelt, so zeigt es sich, daſs sie in dieser leztern nur durch das Medium der untergeordneten Einheiten, und zwar der am meisten derivirten, oder derer, welche wir die Seelen der einzelnen Dinge nennen, hindurchleuchten kann.

13. Die Seelen der einzelnen Dinge sind die ewigen Urbilder aller Qualitäten, aber sie selbst sind nicht Qualitäten in dem Sinne, in welchem wir diese leztern gewöhnlich anzusehen pflegen, nämlich als etwas von der Substanz Verschiedenes oder als Accidens dieser leztern, sondern sie sind vielmehr substanzielle Formen, und mit der Substanz ganz identisch. Daher ist auch in jeder derselben die höchste Idee oder Substanz ganz und ungetheilt vorhanden.

14. Die einfachen Formen, die wir Seelen nennen, kann man zugleich als die Eigenschaften der

höchsten Idee, und zugleich als die Originale, welchen die Eigenschaften der endlichen Dinge in der Erscheinungswelt nachgebildet sind, ansehen. Diese leztern sind demnach nicht allein blos im Allgemeinen nach dem Bilde des urbildlichen Organismus geschaffen, sondern auch ihre innern Eigenschaften sind denen dieses leztern nachgebildet.

15. So wie wir nur dann von Eigenschaften der höchsten Idee sprechen können, wenn wir dieselbe als durch den urbildlichen Organismus ausgedrückt anschauen, so können wir auch nur insofern von Eigenschaften oder Fähigkeiten der Seele reden, als wir sie durch die Mikrokosmen ausgedrückt in Betrachtung ziehen. An und für sich betrachtet, hat die höchste Idee nur Eine Eigenschaft, wie sie nur Ein Wesen hat, und ebenso hat auch ursprünglich jede Seele nur Eine Eigenschaft, nämlich diejenige, die ihr als einem Glied des urbildlichen Organismus zukömmt.

16. Zwischen der urbildlichen Welt und der der Erscheinung findet durch das Medium der Seelen eine beständige Kommunikation statt; denn diese leztern haben eine Beziehung auf beide Welten (1), und sind daher der Mittelpunkt, in welchem sich dieselben begegnen. Diese Mittheilung ist aber nicht als ein Tauschhandel, der zwischen jener und dieser stattfände, anzusehen, sondern das Gewinnen oder Verlieren trifft nur die leztere.

17. Die Seelen sind Funktionen der höchsten Idee, oder Funktionen, die unbegränzt sind. Gesezt Eine

dieser Seelen wäre für die höchste Idee, was z. B. das Auge an einem einzelnen Organismus für eine der untergeordneten Ideen ist, so könnte sie nur ein solches Auge seyn, das Alles mit Einem Blick überschaute, dem nichts undurchsichtig wäre.

18. Die höchste Idee ist die Quelle alles Lebens; der unmittelbare Ausdruck oder das πρωτον δευτερον ihres Lebens ist der urbildliche Organismus. Aber dieselbe theilte sich diesem nicht in der Zeit mit, sondern vor und über aller Zeit. Deſswegen ist der urbildliche Organismus in allen seinen Verzweigungen ewig, und daher sind es auch die Seelen als Glieder desselben.

19. Die Seelen verhalten sich zum urbildlichen Organismus nicht wie Theile zum Ganzen, sondern wie Gleiches zu Gleichem, wovon jedes aber von einem andern Gesichtspunkte betrachtet wird, oder wie immer enger gezogene Kreise, die aber Ein Centrum haben.

20. Die untergeordneten Ideen oder die Seelen können sich nur unter Zeit- und Raumverhältnissen den ihnen entsprechenden kleinern Welten mittheilen, denn sie selbst sind die individualisirtesten Reflexe des Ewigen, die nur immer möglich sind. Soll also über sie hinaus eine weitere Individualisirung stattfinden, so kann dieſs nur aufserhalb des Ewigen stattfinden, oder unter der Form von Zeit und Raum.

21. Durch diese Mittheilung an ein endliches Substrat werden aber die Seelen nicht selbst mit in die Endlichkeit herabgezogen, sonst müfsten sie vorher

aufgehört haben, Glieder des urbildlichen Organismus zu seyn, was undenkbar ist, sondern es werden ihnen vielmehr nur Organe zugetheilt, die zu beschränkt sind, um die in ihnen liegende Möglichkeit auch vollkommen in der Wirklichkeit auszudrücken.

22. Alle scheinbare Beschränktheit in den sogenannten Aeufserungen der Seele in der Erscheinungswelt fällt demnach auf Rechnung des endlichen Organismus, auf welchen jene sich bezieht, nicht aber auf ihre Rechnung zurück.

23. Diejenige Eigenschaft der höchsten Idee, die von Einer oder der andern Seele repräsentirt wird, ist in dieser leztern auf die vollkommenste und adäquateste Weise ausgedrückt; ob aber dieselbe mehr oder minder vollkommen in der Erscheinungswelt sich äufsere, das hängt von der gröfsern oder geringern Vollkommenheit des Individuums, das der Ausdruck jener Seele in der Erscheinungswelt ist, ab.

24. Auf die Seele kann schlechthin nichts von aufsen einwirken, denn im Fall dieſs auch möglich seyn sollte, müfste sie vorher aufgehört haben, eine einfache Substanz zu seyn, und sich auf gleicher Linie mit den endlichen Dingen der Erscheinungswelt befinden, was aber dem bisherigen zufolge nicht möglich ist.

25. Was demnach in der Seele vorgeht, und was in ihr liegt, liegt von Ewigkeit her in ihr vorgebildet, und die scheinbare Befangenheit derselben in den zeitlichen Verhältnissen ist nur ein Schatten, der von dem endlichen Substrat, das sie in der Er-

scheinungswelt hat, auf sie fällt, ohne dafs jedoch ihr Wesen dadurch verdunkelt würde.

26. Was die Seele hat, das hat sie von ihrem Einsseyn und der innigen Verbindung mit der höchsten Idee, deren sie sich als ein Glied des urbildlichen Organismus zu erfreuen hat. Ihr Reichthum ist nichts nach und nach Erworbenes oder mühselig Erlerntes, sondern ein ihr angestammtes unveräufserliches Eigenthum.

27. Scheint es uns, unsere Seele erfahre oder lerne etwas Neues, sie werde durch Erziehung gebildet oder verdorben, sie lege alte Irrthümer ab, sie werde aus einer schönen und guten eine verkehrte und böse, u. s. w., so ist dieſs eine Täuschung, die in der besondern Mischung unserer Individualität ihren Grund hat, durch welche wir veranlafst werden, das Ewige in uns nach dem Maasstab des Zeitlichen zu betrachten, und unsere Seele mit dem zu verwechseln, was doch nur den in der Erscheinung befangenen Antheil von uns betrifft.

28. Durch die Beziehung der Seelen auf endliche Organismen wird das gesezt, was wir Individualitäten oder individuelle Welten nennen können. Eine solche Individualität drückt die bestimmte Synthesis unserer Seele mit unserm endlichen Organismus aus, und kann im Gegensatz gegen jene, welche unser ewiger Begriff ist, der zeitliche genannt werden.

29. An diesem unserem zeitlichen Begriff unterscheiden wir nun aber wiederum zwei Seiten, nämlich die erste, sofern derselbe mehr im Realen ausgedrückt

drückt ist, wodurch das, was wir unsern Leib nennen, gesezt wird; die zweite, sofern derselbe mehr im Idealen und in der Zeit sich offenbart, was unser zeitliches Bewufstseyn, oder das, was wir unsern Geist nennen, ausmacht. Leib und Geist sind demnach die beiden modi existendi in der Erscheinungswelt.

30. Der Leib ist der Seele so nahe verwandt, als der Geist, und beide stehen gleich weit unter ihr. Wenn man daher so häufig vorzugsweise von einem Gegensatz zwischen Leib und Seele reden hört, niemals aber von einem Gegensatze der Seele und des Geistes, so mufs man diefs dem so allgemein eingewurzelten Vorurtheil zuschreiben, kraft defsen man die Seele im Gegensatz gegen den Leib für etwas rein subjektives hält, da doch vielmehr die Seele die höhere Einheit des Leibes und des Geistes, und dasselbe belebende Princip für beide ist, ohne dem einen oder andern vorzugsweise zugethan zu seyn.

31. Unser zeitlicher Begriff hat keine Realität ohne unsere Seele, und was Reelles in jenem ist, hat er von dieser. Dagegen ist unsere Seele ganz und gar unabhängig von jenem, es wird ihr nichts von ihm zugeführt, noch etwas abgeleitet.

32. Die succefsive Manifestation unserer Seele in den beiden Formen unsers Geistes und Leibes, oder unsern Lebenslauf überhaupt könnte man als ein beständiges Sich-selbst-Vergefsen und Wiedererinnern unserer Seele definiren, wenn man uneigentlich reden wollte. Aber man müfste hiebei nicht aus dem Auge lafsen, dafs nur die Seele, sofern sie unser zeitlicher

Begriff ist, vergefsen und sich wiedererinnern kann. Wenn daher Plato unsere Ideen auf Erinnerung beruhen läfst, so hat er damit nicht so verstanden seyn wollen, als ob unsere Seele wirklich einmal ihrer selbst hätte vergefsen können, sondern er meinte damit unsere empirische Seele, oder unser zeitliches Wissen, welches freilich immer nur halb ist, und bei dem es allerdings den Schein hat, dafs es auf dem langsamen Weg der Erinnerung langsam zur alten Wissenschaft zurückschreite.

33. Obgleich es Eine und dieselbe Seele ist, die uns die urbildliche Welt aufschliefst, und die unserm zeitlichen Bewufstseyn zu Grunde liegt, so ist dieselbe darum doch nicht getheilt, sondern es ist Eine und dieselbe Seele, die als ewiger Begriff dem Urbildlichen zugekehrt ist, im zeitlichen Begriff aber sich unter bestimmten Modifikationen anschaut, unter Modifikationen aber, die nur in ihrem Substrat, nicht in ihr liegen.

34. Die Seele ist unsere einzige Lehrmeisterin, der Dämon, der uns inspirirt, und man kann sagen, dafs die ganze Masse von Künsten und Wissenschaften, die uns in den einzelnen Individuen der Menschheit, unter den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechtern vertheilt zu seyn scheint, in ihr, als dem Centrum, vereinigt liegt. Denn sie ist das ewige Urbild der Menschheit in der höchsten Idee, und demnach auch der Inbegriff alles dessen, was je durch Menschen gethan oder gewufst wird. So ist es auch

mit der Seele der Thiere, und mit jeder andern der Fall.

35. Unser ganzer Lebenslauf ist ein Kampf um den Besitz der Seele, denn derselbe beruht auf nichts Anderem, als auf der succesiven Realisirung der in der Seele liegenden Möglichkeit. Unser Körper macht sich die Seele zu eigen durch körperliche, unser Geist durch geistige Entwicklung.

36. Der Trieb nach Ausbildung und Vervollkommung, der sich in jedem Menschen mehr oder minder regt, ist nichts anders, als das Bestreben, in der Endlichkeit die Vollkommenheit der Seele so rein wie möglich darzustellen, und das Ideal der Seele, das uns vorschwebt, so gut wie möglich zu erreichen. Jeder Fortschritt hierinn ist auch ein weiter gelungener Schritt zur Gleichwerdung unserer Seele, sofern sie unser zeitlicher Begriff ist, mit der Seele, die unser ewiger Begriff ist, oder ist ein Loswinden unserer Seele von der Gefangenschaft des endlichen Organismus, wenn man sich erlauben will, diesen uneigentlichen Ausdruck zu gebrauchen.

37. Jede Seele hat ursprünglich nur Eine Fähigkeit, Eine Tugend oder Eigenschaft, nämlich die, welche ihr als einem bestimmten Gliede des urbildlichen Organismus zukommt. Sprechen wir daher im gewöhnlichen Leben, oder auch im psychologischen Sprachgebrauch von einzelnen verschiedenartigen Fähigkeiten Einer und derselben Seele, so ist dieſs nur insofern gültig, als uns jene einfache Eigenschaft von

den modis existendi der Seele in der Erscheinungswelt verschiedenartig reflektirt wird.

38. Der sogenannte Einfluſs des Leibs auf den Geist, und dieses auf jenen ist nicht die Folge einer wahrhaften gegenseitigen Reaktion dieser beiden auf einander, sondern ist vielmehr in ihrer Identität in Ansehung ihres gemeinschaftlichen höhern Princips, nämlich der Seele, gegründet.

39. Auf die Seele kann, wie schon oben gesagt wurde, durchaus kein Eindruck von Aufsen gemacht werden, überhaupt kann von da aus nichts in sie kommen, was nicht schon vorher in ihr gelegen wäre, sondern sie steht einzig und allein unter dem Einfluſs der höchsten Idee, der aber nie innerhalb der Zeit sich ereignet.

40. Die äufsern Einwirkungen treffen nur unsern endlichen in der Erscheinungswelt befangenen Organismus. Sie sind aber weiter nichts, als die veranlaſsende oder Gelegenheit machende Momente, daſs jener seine Seele auf diese oder jene Weise an sich repräsentirt.

41. Alle besondern Bewegungen, Gefühle, Empfindungen und Gedanken, die an unserm endlichen Organismus sich darstellen, deuten unmittelbar bloſs das Verhältniſs an, in welchem sich dieser leztere gerade zu seiner Seele befindet; nur mittelbar wird dadurch auch unser jedesmaliges Verhältniſs zu unsrer Aufsenwelt bestimmt. Es ist also ein falscher Wahn, zu glauben, unsere Vorstellungen u. s. f. werden direkte von der Aufsenwelt in uns hervorgerufen.

42. Unsere Verhältnisse zur Aufsenwelt sind uns angenehm und heilbringend, wenn sie die Veranlassung sind, dafs die Repräsentationen unsers Organismus sowohl seiner geistigen als auch der leiblichen Seite nach seiner Seele adäquat sind, und umgekehrt sind die Eindrücke, welche unsern Organismus zu unadäquaten Repräsentationen seiner Seele bringen, ihm nothwendig zuwider, indem sie ihn in sich selbst entzweien.

43. Unsere Seele ist das schlechthin Produktive aller innern Zustände unsers Organismus; das positive Gesetz aller Veränderungen in ihm. Allein dieſs ist nicht so zu denken, als ob jede neue Wirkung im endlichen Organismus die Folge einer jedesmal unmittelbar vorausgegangenen Aktion unserer Seele wäre, sondern bei der ersten Verbindung der Seele mit unserm Organismus lagen schon in jener alle späterhin erfolgende Wirkungen vorgebildet. Wollte man jene Vorstellung sich machen, so würde man ebendamit in Gedanken die Seele der Zeit unterordnen, was doch falsch ist.

44. Die Seele ist demnach für den Organismus, dem sie vorsteht, der Spiegel der urbildlichen und der Erscheinungswelt, in gewissem Betracht ist sie sein Ein und Alles. Aber für sich selbst ist die Seele nichts, sondern was sie zu besitzen sich rühmen kann, verdankt sie ihrer Verkettung mit dem urbildlichen oder göttlichen Organismus. Es ist mit ihr in Beziehung auf die höchste Idee der nämliche Fall gegeben, wei mit unserm Auge in Beziehung auf unsere Seele. Die-

ses letztere ist für unsern Organismus ein Spiegel für die Aufsenwelt, aber für sich selbst würde dasselbe nichts seyn, wenn es nicht durch seinen Antheil an unserm Organismus zugleich mit ein medium repräsentationis unserer Seele wäre.

45. Die Seele übt, eigentlich zu reden, keine Wirksamkeit auf unsern endlichen Organismus aus, sondern als ein endliches Ding richtet sich dieser letztere nach den Gesetzen der Endlichkeit, die Seele aber nach den ewigen Gesetzen ihrer Natur. Durch die Abhängigkeit aber, in welcher die endlichen Organismen doch wiederum von der Seele existiren, indem alles was Positives an ihnen ist, denselben nur von dieser zukommt, und sie ohne die Verbindung mit dieser leztern so gut wie gar nichts wären, bekommt es den Schein, als ob das, was nur eine Folge der durch die Urverbindung der Seele mit dem endlichen Organismus prästabilirten Harmonie ist, Folge einer jedesmaligen momentanen Wirkung der Seele wäre.

46. Unter den verschiedenen Seelen der Menschen, Pflanzen, Himmelskörper und Thiere waltet gerade so eine Sympathie vor, als eine unter den verschiedenen Organen eines einzelnen Organismus stattfindet, denn jene Seelen sind ja auch Glieder Eines Organismus, nämlich des urbildlichen. Aber diese Sympathie unter ihnen ist weit reiner und inniger, als die unter den Gliedern eines zeitlichen Organismus, denn sie ist keinen solchen Störungen, wie bei diesen, unterworfen, und überhaupt liegen sie der Quelle aller Sympathie, nämlich der höchsten Idee, noch näher.

47. Es giebt eigentlich in der wirklichen Welt oder in der der Erscheinung keine wahre Sympathie, die nicht durch die Seelen vermittelt wäre. An den Dingen ehren und lieben wir auch nicht das, was sie zu Dingen macht, sondern ihre Seelen. Selbst die angenehme Sinneseindrücke haben für uns den Zauber nur darum, weil wir uns mit einem dunkeln Gefühl und gleichsam instinktmäfsig dabei freuen, dafs selbst unser endlicher Antheil an dem Genufs der Sympathie unserer Seele mit Antheil nimmt. Umgekehrt beruht der uns angebohrne Abscheu gegen gewisse Sinneseindrücke auf dem dunkeln Gefühl, das wir dabei haben, dafs uns durch die Täuschung und Verwirrung der Sinne selbst das Gefühl des höhern Genusses der Seele bei der Sympathie vermischt und verdunkelt werde, dadurch nämlich, dafs dieselben unsern endlichen Organismus aus der Stimmung oder Fassung bringen, in welcher er allein an jener Theil nehmen kann.

48. Die Sympathie der Dinge unter einander ist eine unmittelbare Wirkung des Θεῖον in ihnen; die gegenseitige Antipathie unter ihnen aber ist blofs die Folge irdischer Relationen unter denselben, vermöge welcher dieselbe die Existenz gewisser anderer Dinge mit der Beschränktheit der ihrigen nicht in Harmonie zu bringen wissen. Antipathie ist daher immer Folge der Beschränktheit unserer endlichen Natur, Sympathie aber Folge der Universalität unserer Seele.

49. Von der Sympathie der Seelen unter einander giebt es nur eine einzige sich beständig gleichbleibende Art. Diese Sympathie nimmt aber, wenn sie

sich an den einzelnen Dingen der Erscheinungswelt manifestirt, mancherlei Formen an, wie ich in der Abhandlung über den thierischen Magnetismus im dritten Heft dieser Iahrbücher gezeigt habe. Iede dieser mehr beschränkten Formen von Sympathie drückt die Vollkommenheit der Sympathie, die in der Seele liegt, auf eine mehr oder minder unvollständige Weise aus, indem unser endlicher Organismus durch seine Befangenheit in der Erscheinungswelt mehr oder minder unfähig gemacht wird, ein Zeuge jener Sympathieen zu seyn.

50. Von der Sympathie der Seelen unter einander ist der Umstand, dafs auch in der Erscheinungswelt Alles in Allem ist, die unmittelbare Folge. Wäre nämlich die Seele blofs in sich versunken, und verschlofsen für die Sympathie mit den andern Seelen, so würde dieselbe bei ihrer Einbildung in einen endlichen Organismus auch nur unmittelbar sich selbst abdrücken, so aber geschieht es, dafs sie bald nach ihrem, bald nach dem Bilde anderer Seelen sich ausprägt, woher es auch rührt, dafs jeder endliche Organismus in den Verhältnissen zu den andern Seelen steht, welche wir anderswo mit dem Namen der Correlativität bezeichnet haben.

51. Die Kunst zu philosophiren, und überhaupt jede Kunst, zur wahren Einsicht und Erkenntnifs des Universums zu gelangen besteht in nichts Anderem, als in der Fertigkeit die Sympathien seiner Seele so vollkommen als möglich zu belauschen, und sich vor den Störungen der Sinnenwelt und den Täuschungen

der durch diese leztern veranlaßten konfusen Vorstellungen so rein wie möglich zu bewahren. Auf dem Nähmlichen beruht aber auch ungefähr das Vermögen des Hellsehens bei den magnetisirten Somnambulisten. Ihre äufsern Sinne schwinden, und gehen in Einen Centralsinn zusammen, in einen Sinn, der die Fähigkeiten jener zerstreuten Sinne mehr oder minder vollkommen in einer einzigen vereinigt; ebenso sammeln die vorher zerstreuten innern Sinne sich in Ein sensonium commune, welches mit jenem ersten Sinn der Aussenwelt gegenüber eine Art von Instinkt oder Universalsinn bildet, gegen die Seele gekehrt aber eine minder den Störungen ausgesezte, weniger zerstreute höhere Empfänglichkeit für ihre Einflüfse. Der Unterschied zwischen Philosophie und somnambulistischem Hellsehen ist nur der, dafs das Talent des erstern ein zum Theil angebohrnes, zum Theil durch Mühe und Lebensweise sicher und wohl erworbenes Gut ist, das abgesehen von Krankheit oder anderem Mifsgeschick ihm nicht geraubt werden kann, weil es ihm zur andern Natur geworden ist, während die somnambulistische Genialität im eigentlichsten Sinne des Worts mit einem Hauch weggeblasen werden kann.

52. Alle Beschränktheit in unserm Wissen und Wirken rührt von der Beschränktheit unsers zeitlichen Organismus her, der nicht weit genug für die Gröfse unserer Seele ist. Leib und Geist, als die beiden modi existendi desselben, sind es, die den Zeit- und Raumverhältnifsen untergeordnet sind. Für die Seele aber giebt es gar keinen Raum und keine Zeit, wefswegen

es eine sonderbare Forderung an dieselbe ist, wenn man von ihr verlangt, sie soll etwas um die empirischen Zeit und Raumverhältnisse wissen, da dieselben doch gar nicht für sie existiren, und sie, wenn sie einen Sinn für dieselben hätte, ebendadurch in die Endlichkeit zu denselben herabgezogen würde.

53. Iede Seele ist beständig in die Contemplation des Ewigen versunken, und demnach sieht sie auch an Allem nicht Anders als das Ewige, und diefs Kraft des Gesetzes, dafs in Allem das Gleiche sich das Gleiche lobt und sucht, das Sinnliche wiederum das Sinnliche, der Begriff den Begriff, die Idee aber die Idee.

54. Irrthum bedeutet negative Seelenwirkung, und daher hat die Seele durchaus keinen Antheil an demselben, wie denn überhaupt in dem Gebiet des Ewigen, wo sie allein versirt, das Irren unmöglich ist, weil einem dort keine Wahl gelassen, kein Scheideweg offen ist.

55. Der Verkehr der Menschen unter einander, so wie der Umstand, dafs sie sich gegenseitig unter einander verstehen, von einander etwas lernen, u. s. f. ist nur darum möglich, weil sie eine gemeinschaftliche Seele haben. Diese ist die harmonia prästabilita oder die Ursache der Sympathie für dieselben. So wie von dem Umstand, dafs wir überhaupt einen Verkehr mit andern von uns verschiedenen Dingen haben können, die Sympathie der Seelen jener Dinge mit der unsrigen der Grund ist (47).

56. Dafs die Rede eines andern Menschen, wenn sie wahr und schön ist, auf die Gemüther der übrigen

einen solchen Eindruck macht, rührt ebenfalls von der durch den gemeinschaftlichen Besitz Einer und derselben Seele zwischen ihnen prästabilirten Harmonie her. In einem solchen Fall freut sich die Seele, sich selbst gleichsam im Spiegel zu erblicken, und freut sich ihrer eigenen Wahrheit und Schönheit. Diese beide leztern hätten die siegende Kraft nicht, wenn sie nicht eben das Wesen der Seele ausmachten.

57. Alles, was wahr, schön und vollkommen ist an den Dingen, rührt nicht sowohl von der Seele her, sondern ist die Seele selbst. Und diefs macht eben zugleich mit ihren Adel aus, dafs sie in unendlich mannigfaltigen Idealen sich selbst gleichsam unendlich vervielfacht zu beschauen vermag.

58. Diese Ideale, welche die Seele von sich selbst entwirft, sind das, was man sonst die *Ideen* genannt hat. In jeder dieser Ideen ist auch das ganze Wesen der Seele ausgesprochen, und darum kann man auch jede derselben als eine Erscheinung der Seele beschreiben.

59. Die Ideen in uns sind vollkommen gelungene Repräsentationen unserer Seele und zum Theil Folgen ihrer Sympathie mit den übrigen Seelen, zum Theil Folge ihrer Sympathie mit sich selbst. Diefs kann man aber von unsern Begriffen, Empfindungen, und sinnlichen Anschauungen, wenn sie nicht mit Ideen imbuirt sind, nicht sagen, sondern sie sind immer unvollkommene Seelenwirkungen.

60. Das Vermögen der Seele, solche Ideen zu entwerfen, kann man vom Standpunkt der Reflexion

die produktive Einbildungskraft derselben nennen. Diese Einbildungskraft derselben ist aber die Mutter aller weitern sogenannten Fähigkeiten, oder Aeufserungen der Seele, und wir werden auch in der Folge zeigen, wie die sogenannten untergeordneten Seelenvermögen nichts, als mehr oder minder getrübte Erscheinungen dieser Einen Fähigkeit sind.

61. Iene produktive Einbildungskraft der Seele, kann man sagen, ist der Grund, dafs es überhaupt eine Erscheinungswelt giebt. Denn sie beruht auf nichts Anderem, als auf der Lust der Seele sich in unendlich vielen Gegenbildern anzuschauen, und daher die scheinbare unendliche Vermannigfaltigung ihrer selbst.

62. Die Einbildungskraft des Menschen verdient nur dann ihren Namen, wenn sie der Einbildungskraft der Seele vollkommen adäquat ist, das heifst, wenn sie in unendlich vielen Bildern, die alle Wahrheit und Schönheit haben, sich zu beschauen vermag. Hiezu gehört aber eine Reinheit und Vollkommenheit in dem Verhältnifs zu seiner Seele, deren sich nur wenige Menschen zu rühmen haben mögen.

63. In derjenigen Eigenschaft, vermittelst welcher die Seele am urbildlichen Organismus Theil nimmt, in derselben leuchtet sie auch in der Erscheinungswelt denjenigen Geschöpfen vor, welche sie in dieser repräsentiren. In dieser Eigenschaft bleibt sich die Seele ewig gleich, ohne abzuschweifen, und daher die bei allem Wechsel und bei aller scheinbaren Unordnung immer sich gleichbleibende Harmonie in der Natur.

64. Die ganze Erscheinungswelt, also was Natur und Geschichte in sich begreift, kann man in gewissem Betracht als eine Musik oder auch als ein Gedicht der Seelen ansehen, welche sie selbst entworfen haben, und so auch selbst ausführen; und da sich ihre Sympathie unter einander selbst nothwendig auf die Ideale, welche ihre Einbildungskraft erzeugt, erstrecken muſs, so ist eine der andern auch Thema und Ideal bei ihren Gesängen, und jede besingt so gut ihre eigene, wie die Thaten der andern. Daher rührt die reine Objektivität in ihren Werken.

65. Diese Objektivität der Seele in Entwerfung ihrer Ideale erreicht der wahre Künstler in seinen Werken, der wahre Held in seinen Thaten, der Philosoph in seinen Ideen. Wo aber ein solcher Gipfel errungen ist, da ist das Zeitliche und alle menschliche Subjektivität abgestreift, und es entstehen Werke, von denen man sagen möchte, die Seele habe sie allein, ohne alles Zuthun des Menschen vollendet.

66. Den Seelen schwebt in allem ihrem Thun das höchste Ideal vor, und da nichts ist, was sie an der Ausführung desselben stören könnte, so sind auch alle ihre Werke oder objektivirte Ideale göttlich. So wie aber die Seele sich ganz der höchsten Idee hingiebt, so kann der Mensch, wenn er seiner Seele sich ganz weiht, durch das Medium dieser leztern Theil haben an dem, was ihr durch jenes Bündniſs mit der höchsten Idee zukömmt, und man kann daher auch sagen, die Opfer, die wir unserer Seele bringen, bringen wir zugleich auch Gott.

67. Da nicht allein die Seelen göttlich sind durch ihre Theilnahme am urbildlichen Organismus, sondern auch ihre objektivirten Ideale, so erhellt, dafs z. B. das Totale der Menschheit, welches nichts anders ist, als das objektivirte Ideal der menschlichen Seele, ebenfalls göttlich seye, so sehr auch im Einzelnen diese Behauptung scheinbar widerlegt wird. Eben diefs gilt in Ansehung der Ideale der übrigen Seelen.

68. Die höchste Idee spricht mit uns durch das Organ der Seele, und die Stimme der Seele ist ihre Stimme. Vox animae, vox Dei. Ob wir aber derselben uns blofs durch dunkle Gefühle, oder durch deutliche Erkenntnifs, oder in den Stunden der Begeisterung bewufst werden, macht vor der höchsten Idee keinen Unterschied. Im Ganzen ist es defswegen auch Eine Religion, die den gewöhnlichen Menschen zum Gebet und zur Tugend, den Denker zu immer tieferem Forschen treibt, und den Künstler begeistert. Alle diese streben, jeder nach seiner Weise, nur Einem nach, nämlich dem Göttlichen, und dasselbe praesens Numen ist es, was dem Einen Hoffnung einflöfst, den andern beim Denken und Dichten inspirirt.

69. Gegen die Welt der Erscheinung hat jede Seele ein rein aktives Verhältnifs, oder ist mit andern Worten das schlechthin Produktive, gegen die höchste Idee aber haben sie alle ein passives. Deum patiuntur animae drückt daher ihr Verhältnifs zur höchsten Idee recht eigentlich aus.

70. Es giebt eigentlich zu reden, weder eine Er-

kenntnifs von der höchsten Idee oder von Gott, noch einen Glauben an ihn, sondern nur ein Gottbegeistertwerden, oder ein pati Deum. Es giebt keine Erkenntnifs von Gott, wenn man, wie es bis jezt bei den Meisten der Fall zu seyn scheint, voraussezt, es gehöre zu der Erkenntnifs ein Zuthun des subjektiven Menschen, und zu dem Glauben defsgleichen. Versteht man aber unter Glauben das lebendige Gefühl der Seele vom gegenwärtigen Gott, ohne alle subjektive Einmischung, so ist der Glaube Eines mit der Begeisterung und dem Wissen, denn was ist dieses leztere anders, als das lebendige Gefühl von dem Gegenstand, der gerade uns erfüllt? — Entweder also giebt es eben so wenig einen Glauben an Gott, als es eine Erkenntnifs von ihm giebt, denn zur wahren Erkenntnifs gehört eben so wenig eine Zuthat des endlichen Menschen, als zum wahren Glauben, oder hält man das Eine oder das andere für etwas, was es nicht ist.

71. Blofser Glaube an Gott, wenn er wahr, lauter und lebendig ist, unterscheidet sich demnach von der Erkenntnifs ebendesselben, so wie von der Gottbegeisterung, gar nicht. Diejenigen aber, bei welchen der Glaube zwar vorhanden ist, aber nicht stark genug das Gemüth ergreift, um vor ihm das Zeitliche ganz verschwinden, und schon die Gegenwart zum Himmel zu machen, verschmähen diese leztere, und haben ihre Augen einzig und allein auf die Zukunft, die das Ende dieser Welt seyn soll, gerichtet. Wo hingegen die Erkenntnifs gereift ist, da ist Zuver-

sicht statt der Hoffnung, gegenwärtiger Genuſs statt der Sehnsucht, und die Einsicht, daſs jeder Tag der jüngste ist, und das Gericht mit sich führt, für den, der göttlich, oder ungöttlich lebt.

72. Eine Seele, die für die Erkenntniſs der höchsten Idee zu enge wäre, würde es auch für den Glauben seyn, oder sollte dieser leztere da Raum finden können, wo es für die Erkenntniſs nicht weit genug wäre? Lebendig gefühlter Glaube ist aber so gut wie Erkenntniſs, und er darf der Zweifelsucht ebensowenig Spielraum geben, als jene. Es ist das Werk Eines Gottes, der den Glauben und die Erkenntniſs in uns schaft, und kann das Pati Deum beim Menschen zum Glauben werden, so ist kein Grund vorhanden, warum es nicht auch zur Erkenntniſs kommen soll.

73. Wäre unsere Seele durch nichts, als entweder durch die Erkenntniſs oder durch den Glauben an die höchste Idee geknüpft, so lohnte es sich wohl der Mühe, darüber zu streiten, ob sie dieses Bündniſs jener oder diesem zu verdanken habe. Allein es ist ein ganz anderes lebendiges Zeugniſs gegeben, das unser Bündniſs mit der höchsten Idee beurkundet, das einem die Wahl zwischen Wissen oder Glauben abschneidet, und dieses lebendige objektive Zeugniſs ist das Daseyn unserer Seele überhaupt, das überzeugender ist, als Erkenntniſs oder Glauben.

74. Schon nur das Debattiren über die Frage, ob an die höchste Idee die Erkenntniſs oder der bloſse Glaube reiche, sezt voraus, daſs der, der daran Theil nimmt, oder Veranlassung dazu giebt, in der irrigen

Mei-

Meinung steht, als ob von Seiten der Seele eine gewisse besondere subjektive Stimmung nöthig wäre, um die höchste Idee zu fassen. Allein sie bedarf weder der Bescheidenheit des bloſsen Glaubens, noch der prätensionsmäſsigen Erkenntniſs, sondern sie muſs so zu sagen nolens volens sich der höchsten Idee öffnen. Ein gänzliches Verstummen ist daher hier eigentlich die höchste Wissenschaft, denn es zeigt die aufgegebene Hoffnung an, mit Worten, denen Begriffe unterliegen, etwas aussprechen zu wollen, was doch unendlich über allen Begriff erhaben ist.

75. Das leidende Verhältniſs, das die Seele gegenüber von der höchsten Idee hat, sezt voraus, daſs nicht sie es ist, die diese leztere gleichsam zu sich zieht, und in sich begreifen will, sondern, daſs, wenn es einen Glauben oder eine Erkenntniſs von jener giebt, es auch das Werk jener ist, das in ihr vollbracht wird. Die höchste Idee ergreift die Seele, und schaut sich in ihr an, und erzeugt Glauben oder Erkenntniſs, wie man es nennen will, aber nicht umgekehrt.

76. Daſs der Mensch von diesem Deum pati reden kann, und daſs ihm daſselbe gleichsam objektiv wird, rührt davon her, daſs seine Seele die korrelative der höchsten Idee ist. (Was ich mit dem Wort *korrelativ* für einen Begriff verbinde, ist in meiner Schrift über das Leben ausführlich angezeigt.) Dieses Korrelativitätsverhältniſs zur höchsten Idee bringt nun den Vorzug mit sich, daſs, so wie in der höchsten Idee das Pati und das Agere absolut Eins ist, es auch so in

der Seele, die der eigenthümlichste Ausdruck derselben am urbildlichen Organismus ist, seyn muſs, und daſs also das Pati Deum auch zugleich ein repraesentare Deum seyn kann. Dieses Gesetz des Korrelativitätsverhältnisses geht sogar bis auf die Erscheinungswelt über. So ist z. B. das Auge am menschlichen oder auch thierischen Organismus derjenige Sinn, der der menschlichen Seele und dadurch der höchsten Idee korrelativ ist. Aber eben dieser Sinn hat auch das Eigenthümliche vor allen übrigen Sinnen voraus, daſs man ihn eben so gut als ein Pati objectum, oder als ein repraesentare objectum, als ein aktives, oder passives Empfinden betrachten kann, während beim Gehör, Geruch, u. s. f. das Pati vorschlägt.

77. Eben der Umstand, daſs die Seele des Menschen die korrelative der höchsten Idee ist, und daſs also das Pati in ihm zugleich zum Agere wird, ist das Princip der Freiheit des Menschen, macht, daſs er kein bloſses Automat seiner Seele ist, sondern an derselben ein lebendiges Sensorium hat, und Schöpfer seines Glücks oder Unglücks zu seyn vermag.

78. Eben so macht jenes Korrelativitätsverhältniſs, daſs die Seele des Menschen eine vernünftige Seele ist, und man kann von der Vernunft keine bessere Definition geben, als daſs sie das Vermögen der Seele sey, das Pati Deum, und das Bewuſstseyn, um dieses leztere in sich zu vereinigen.

79. Gleichfalls ist jenes Verhältniſs die Ursache, daſs die Seele der Menschen die Centralseele unter den übrigen ist, welche leztern man dagegen die pe-

ripherischen nennen kann, dafs ferner der Mensch im Mittelpunkt der Natur und Geisterwelt steht, und dafs er in dieser Welt der Erscheinung gleichsam die Stelle der höchsten Idee vertritt.

80. Jene Einheit des Deum pati und Deum repraesentare, welche in der menschlichen Seele ausgedrückt ist, ist das, was man auch intellektuelle Anschauung genannt hat. Diese leztere ist die Grundeigenschaft unserer Seele, oder diejenige, welche sie vor der höchsten Idee hat, und darum kennt dieselbe auch keine Schranken, wie andere niedrigere Fähigkeiten in uns.

81. Sie ist unser oberstes Seelenvermögen, dergleichen ein jedes Geschöpf nur Eines hat; man kann es intellektuelle Einbildungskraft nennen, oder das Vermögen, intellektuelle Ideale entwerfen zu können. So kann man alsdann auch das obere Seelenvermögen der Thiere als sensitive Einbildungskraft, das der Pflanzen als formative Einbildungskraft begreifen, u. s. w.

82. Dieses obere Seelenvermögen ist die Mutter aller übrigen Fähigkeiten in jedem Geschöpf, welche Fähigkeiten man im Gegensatz gegen dieses unter dem Namen der untergeordneten begreifen kann. Von diesen leztern handelt die specielle Seelenlehre. Hier bemerken wir nur, dafs diese Ausdrücke desselben Einen obern Seelenvermögens sind, welches leztere aber an dem endlichen Organismus auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung und Individualisirung, und dann besonders auch durch die Korrelativitäts- oder Seitenverwandtschafts-Verhältnisse an je-

nen so getrübt erscheint, dafs es fast nicht mehr zu erkennen ist.

83. Was die Korrelativitätsverhältnisse, die an den untergeordneten Seelenfähigkeiten ausgedrückt sind, betrifft, so ist darüber hier nur so zu sagen, dafs nämlich unter diesen leztern immer welche sind, die der Ureigenschaft korrelativ sind, und dieselbe nur in beschränkterer Form ausdrücken, andere aber, welche der Ureigenschaft anderer Seelen korrelativ sind, jedoch so, dafs sie immer der ihrer eigenthümlichen Seele adäquat bleiben.

84. Durch dieses Gesetz der Korrelativität, das, wie früher gezeigt worden, durch die gemeinschaftliche Sympathie der Seelen unter einander und in der höchsten Idee stabilirt und beschlossen wurde, wird es möglich, dafs der Geist Einer Seele an der andern reflektirt werden kann, dafs z. B. die intellektuale Einbildungskraft des Menschen auf einer gewissen Stufe ihrer Manifestation am endlichen Menschen unter der Gestalt der sensitiven Seele erscheint, u. s. f.

85. So selten es auch ist, dafs während unsers Erscheinungslebens die Grundeigenschaft unserer Seele in ihrer ganzen Vollkommenheit und Unbeschränktheit sich offenbaren kann, so darf man dabei doch nicht vergessen, dafs dieselbe, wenn sie gleich in unserem endlichen Erkennen und Handeln nicht ganz durchbrechen kann, diesem leztern doch zur Basis dient, wobei aber die Gränze, die jenes einengt, nicht in sie fällt, sondern in den endlichen Organismus, der

ihre Vollkommenheit so wenig zu fassen vermag, als ein einzelner Körper die ganze Klarheit des Lichts.

86. Die Seele weifs nur von dem, was für sie wissenswerth ist, nämlich von den intellektuellen ewigen Wahrheiten. Das Wissen, das im Subjekt des endlichen Organismus gesezt ist, ist nur ein relatives Wissen, das vor der Seele mehr ein Wissen des Nichtwissens, als ein wirkliches Wissen bedeutet.

87. Unser endlicher Organismus ist an unsere Seele gebunden, sie aber nicht an ihn. Das Band fällt demnach ganz auf die Seite des Endlichen, und ist daher auch auflöslich. Wäre es möglich, dafs der umgekehrte Fall stattfände, und die Seele bedürfte zu ihrer Existenz des endlichen Organismus, so wie er ihrer bedarf, so wären wir entweder so unglücklich, schon in diesem Leben unsterblich zu seyn, oder gienge mit dem lezten Hauch auch Alles zusammen verloren.

88. Unser Daseyn und Leben auf dieser Welt hat nur eine Bedeutung, sofern es einen Bezug auf unsere Seele hat. Diese ist unser einziger Schmuck, das grande decus columenque rerum, und wenn wir leben, so leben wir nur in unserer und durch unsere Seele.

89. Wäre diese leztere ein Ding gleich andern Dingen, das mit uns wachsen müfste, mit den Kindern kindisch, mit den Alten alt, mit den Kranken krank wäre, so würde sie gewifs zu ihrem eigenen Besten, nachdem sie Alles vorher mit den sterblichen Menschen getheilt hätte, auch dem lezten Schicksal mit ihnen anheim fallen. Wer daher ihre höhere

ewige Natur nicht anerkennen, und sie doch auch nicht gerne diesem leztern unterliegen lassen will, für den bleibt kein anderer Ausweg übrig, als entweder alle Hoffnung fahren zu lassen, oder sich zur Erkenntnifs des wahren Wesens der Seele zu erheben.

90. Wenn die Seele selbst der ewige Begriff der ihr zugetheilten endlichen Geschöpfe ist, so ist in jenem Band der zeitliche Begriff dieser leztern ausgedrückt, und da dieser leztere nothwendig immer ein bestimmter ist, und in dieser Bestimmtheit unendlich variiren kann, so ist diefs die Ursache, dafs auch die Individuen, obgleich sie Ausdrücke Einer und derselben Seele sind, doch ins Unendliche verschieden unter einander seyn können.

91. Zugleich ist die Bestimmtheit jenes zeitlichen Begriffs die Ursache, dafs der Schritt von der ungetrübten Existenz zu dem, was wir den Tod nennen, kein unmittelbarer ist, sondern dafs erst, ehe das Band zwischen dem ewigen Begriff und dem Geschöpf überhaupt gelöst wird, die Bestimmtheit jenes specifischen zeitlichen Begriffs vernichtet seyn mufs, wodurch Krankheit gesezt wird.

92. Krankheit, seye sie nun mehr physischer oder mehr moralischer Art, afficirt, wie schon früher gesagt worden ist, die Seele nicht, eben so wenig, als Leidenschaften, sie mögen gut oder schlimm seyn. Sie bleibt sich vielmehr unter allen Umständen gleich, während der Ort des Wechsels der endliche Organismus ist. Sie ist das eigentliche Ideal der Gesundheit und der ewigen Jugend.

93. Den Tod kann man sich bildlich als einen Sieg der Seele über den endlichen Organismus vorstellen. Daher erhebt sich dieselbe oft kurz vor dem Tode noch zu guter Lezte bei Menschen, während deren Lebenslauf sie immer gleichsam die Rolle der unterdrückten spielte, denn sie hat sich in diesem Augenblick schon Alles dessen, was sie vorher, so zu sagen, nicht zum Wort kommen liefs, fast entledigt.

94. Der Seele ist ihr Loos durch ihren ewigen Bund mit der höchsten Idee für alle und über alle Zeiten hinaus vorherbestimmt, so dafs auch der Tod hieran nichts ändern kann. Derjenige also, der über ihr Schicksal nach diesem Leben noch bekümmert ist, zeigt an, dafs er dieselbe gar nicht kennt.

95. Das so häufige ängstliche Fragen, ob wohl eine persönliche Fortdauer nach dem Tode stattfinde, rührt gewöhnlich von einer gewissen Engherzigkeit, die sich der Gemüther der meisten Menschen bemächtigt hat, her. So wie die Aufopferung eines einzelnen für das Ganze dem Egoismus auch in der politischen Welt weichen mufste, so will jener Engherzigkeit auch der heroische Gedanke nicht gefallen, dafs das Individuum überhaupt nur des Ganzen wegen und für das Ganze leben und sterben müsse. Dennoch ist es nicht anders, als dafs nur das Ideal der Menschheit, das durch die Seele in der höchsten Idee ist, fortlebt, so gewifs als die Seele selbst fortdauert.

96. So wie sich die Seele in uns und mitten in dieser Welt der Erscheinung des Urbildlichen erinnert, so kann man sagen, wird sie sich auch in der urbild-

lichen Welt dessen erinnern, was die Welt der Erscheinung ihrem Ideal Adäquates hervorgebracht hat. Zwar nicht wir als solche werden uns daher nach dem Tode unserer erinnern, dagegen wird sich die Seele dessen erinnern, was sie ihrem Ideal Adäquates an uns erkannte. Je nachdem also unsere Thaten auf dieser Welt gewesen sind, werden sie uns auch Zeugnifs reden vor der Seele, und diefs ist die Belohnung, die unserer wartet; die Strafe aber wird darinn bestehen, dafs man vor der Seele der Vergessenheit anheimfällt, wenn man nicht gethan hat, das ihrem Ideal gleicht, denn nur dieses leztere ist beständig vor ihr gegenwärtig.

II.

Beurtheilungen

einzelner Schriften.

Anzeigen.

1.

Wien, 1805. In der Camesinaischen Buchhandlung. Grundrifs der Theorie der Medicin von Dr. Troxler.

Der Verfasser dieses Grundrisses hat sich schon seit ungefähr vier Jahren durch mehrere Schriften und Abhandlungen auf dem Felde der philosophischen Naturwissenschaft bekannt gemacht. Schon in seiner frühesten Schrift zeigte er, dafs man ihn nicht mit mehreren der damaligen in dem gleichen Fache arbeitenden Schriftsteller verwechseln dürfe, die Alles verstanden, nur nicht selbstständig zu denken oder zu philosophiren, sondern dafs er wisse, auch mit eigener Kraft in das philosophische Rad einzugreifen, und eigene Gedanken zu haben, welches Lob er sich auch durch alle seine spätern Schriften zu erhalten gewufst hat. Wodurch er sich ebenfalls vor den meisten seiner frühern oben bezeichneten Genossen hervor that, bestand in der Kunst, seine Ansichten mit einem gewissen Anstand, Ründung und Leichtigkeit vorzutragen, während dem jene ihre geistige Knechtschaft auch meistens durch einen knechtischen Vortrag beurkundeten. Inwiefern übrigens der Verfasser zugleich

auch die strengeren Foderungen, die man an einen philosophisch-seyn-sollenden Vortrag in Rücksicht der Methode, Konsequenz und Bestimmtheit mit Recht machen kann, erfüllt habe, oder nicht, wird sich aus der Beurtheilung dieser, so viel uns bekannt ist, jüngsten und ohne Zweifel auch bedeutendsten Schrift des Verfassers ergeben.

Mit Ueberschlagung der Einleitung, in welcher der Verfasser hauptsächlich den Unterschied seiner Ansichten von den gewöhnlich gangbaren auseinandersezt, gehen wir sogleich zur Schrift selbst über.

Nachdem hier zuerst durch einige Seiten hindurch die Absolutheit der Idee des Lebens behauptet, und hieraus die Nichtigkeit einer Eintheilung in Belebtes und Nichtbelebtes, oder in Leben und Tod gezeigt wird, führt der Verfasser p. 34. folgendermafsen fort: Alle Differenz geht aus der Ureinheit durch den ursprünglichen Dualismus hervor, und kommt daher überhaupt auf die Individualisirung desselben unter herrschender dynamischer oder materieller Gestalt zurück. — Dafs der Verfasser den ursprünglichen Gegensatz des Lebens auf die zwei untergeordneten modos existendi, nämlich auf Materielles und Dynamisches beschränkt, wird wohl niemand einleuchten wollen, um so mehr, da es versäumt worden ist, dieses Verfahren auch nur mit Einer Sylbe zu rechtfertigen. Man wird begierig seyn, zu erfahren, wie er späterhin den Unterschied zwischen Organischen und Unorganischen, zwischen Materiellen und Intellektuellen aus diesem seinem ursprünglichen Dualismus her-

aus ableiten wird. Aufserdem aber kann man den Gegensatz zwischen Materiellen und Dynamischen nicht einmal als einen genuinen anerkennen, und es hat damit eben die Bewandnifs, wie damit, dafs er, wie wir spätterhin sehen werden, die Erregung und die Bewegung, ferner den organischen Procefs und einen Lebensprocefs als einander koordinirte aber entgegengesezte Formen betrachtet. — Den Umstand übrigens, dafs der Verfasser die beiden ursprünglichen Formen der Erscheinung des Lebens in jenen beiden genannten Faktoren fixirte, hat, wie aus dem Weitern erhellen wird, auf den ganzen Ideengang des Verfassers nachtheilig gewirkt.

Sobald die ursprüngliche Entzweiung des Lebens jenen beiden Faktoren überliefert wurde, wird sogleich folgendermaafsen weiter fortgefahren: Das absolute Leben drückt sich im Universum in den höchsten Individuen desselben aus. Von seiner materiellen Seite bildet es sich in die Gestalten des Weltsystems, in die Gestirne, von seiner dynamischen in die Bewegung derselben. — Hier zeigt sich also, dafs der Verfasser unter dem Dynamischen sich das Princip der Bewegung, unter dem Materiellen aber das Princip der Gestaltung denkt, wir müssen aber hier aufs Neue wiederholen, was wir vom Gegensatz des Dynamischen und des Materiellen gesagt haben, dafs nämlich Bewegung und Gestaltung keine ächte Gegensätze, am wenigsten aber die originellsten abgeben können. Hätte er etwa, wie *Spinoza*, Bewegung und Ruhe einander entgegengesezt, und diese beiden, wie

jener, als formas existendi eines Dritten betrachtet, welches selbst schon Attribut ist, so wäre dieſs schon Recht, aber auf diese Weise kann man ihm nicht beistimmen.

Der Gegensatz des Materiellen wird ferner nach dem Verfasser in der Erscheinung durch das Licht und durch die Schwere ausgedrückt, jenem wird der Charakter der Expansivität, diesem aber der der Kontraktivität beigelegt. Jenes soll ferner die Weltkörper eben so nothwendig durch ihre Bahnen führen, als es in sich selbst getragen, frei die Räume durchmesse, dieses soll so gewiſs die Sphären bilden, als es die losgelassenen Massen gegen ihr Centrum zurückführe. Wir gestehen, zwar den eigentlichen nervum in diesen Beweisen nicht zu fühlen, dagegen bewundern wir den schnellen Lauf, mit welchem der Verfasser vom absoluten Leben bis zu den Gestirnen mit Einschluſs ihrer Bewegung und Gestaltung, und auch des Umstandes, daſs sie gegen ein Centrum gravitiren, zu kommen wuſste. Lehrt der oftgenannte Gegensatz einen so schnell segeln, oder ist die Methode des Verfassers überhaupt so hüpfend und überhüpfend? —

Unmittelbar darauf läſst der Verfasser Licht und Schwere sich zu Elektricität und Magnetismus individualisiren, nachdem er durch die Bemerkung, daſs das Leben der Erde als das Absolute ihrer Substanz von nun an seine nächste Aufgabe sey, sich vorher auf derselben niedergelassen hat. Die Elektricität ist ihm nun in ihrer höchsten Potenz das erscheinende Licht, der Magnetismus in seinem wirksamsten Mo-

mente die Schwere. Ohne zu fragen, wie der Verfasser hier so schnell zu Potenzen komme, worinn ihm diese leztern bestehen, ferner was eine höhere und niedrigere Potenz nach seiner Ansicht seye, was er endlich unter dem wirksamsten Moment des Magnetismus sich denke, indem er wohl dabei nicht bloß ein einfaches Mehr oder Weniger vor Augen hatte, zweifeln wir doch überhaupt, ob der Verfasser selbst eine klare Vorstellung darüber gehabt habe, wie einerseits der Magnetismus die Ziehkraft repräsentiren solle; da Anziehung und Abstoßung so ganz vereinigt an ihm sind, wie er ferner behaupten könne, die Elektricität in ihrer höchsten Potenz seye das erscheinende Licht, und im nämlichen Augenblick doch die Eine Form der Elektricität dem Tag oder dem Osten, die andere aber der Nacht oder dem Westen zutheilen könne. Auf diese Art hätte er noch lieber die Elektricität als das bedingende Princip des Wechsels von Tag und Nacht aufführen sollen.

Electricität und Magnetismus belehnt nun der Verfasser weiterhin mit der Würde: allgemeine Lebensprincipien der Substanz der Erde zu seyn, bis zu ihnen hin soll sich das Leben der Substanz erstrecken, tiefer abwärts aber sollen die Accidenzen kommen, welche die Substanz der Erde in ihren möglichen Differenzen darstellen, und das ausmachen, was an und aus ihr sich in Individualität bildet. — Uns scheint, daß Elektricität und Magnetismus schon eben so gut zu den möglichen Differenzen oder Verzweigungen der identischen Substanz der Erde, und also

auch zu den Accidenzen gehören, wie jeder tiefere Grad von Differenzen.

Diese Accidenzen formiren nun dem absoluten identischen Leben (!) gegenüber, das die Erde in ihren allgemeinen Principien nämlich dem Magnetismus und der Elektricität führt, ein relatives Leben, das in Nichts anderem bestehen soll, als entweder in einer Produktion der Differenzen aus der Indifferenz, oder in einer Reduktion der Differenz zur Indifferenz. Der produktive Proceſs unter diesen beiden ist dem Verfasser das, was man sonst vorzugsweise den organischen zu nennen pflegte, den reduktiven aber sezt er dem sonst unorganisch genannten gleich.

Hierinn also, und in sonst nichts weiter bestünde dem Verfasser der Unterschied zwischen Organischem und Unorganischem; der organische Proceſs wäre nach seinen Prämissen ein Schaffen von Accidenzen der Erde, der unorganische ein Erlöschen dieser leztern in der Indifferenz der Erde.

Zufrieden mit dieser Ableitung fährt der Verfasser sogleich fort, und sagt: Der Produktions- und der Reduktionsproceſs oder der organische und der unorganische folgen demselben Typus, welchen die universellen Principien, nämlich Magnetismus und Elektricität in der höhern Sphäre verfolgten; das Thier wird dieser, die Pflanze jenem zugetheilt, aber es wird auch nicht mit Einer Sylbe des Unterschieds gedacht, der dann doch zwischen der Elektricität und dem Magnetismus, sofern sie durch den organischen oder den unorganischen, den produktiven

oder

oder den reduktiven Processs ausgedrückt werden, stattfinden muſs; es wird nicht gesagt, ob jener Unterschied ein bloſs quantitativer, oder ein qualitativer sey, und wenn er dieses leztere seye, worauf die qualitative Differenz beruhe, und man weiſs also auch nach dem Verfasser den Unterschied zwischen einem gewöhnlichen elektrischen Körper und einem Thier, oder einer mit dem Magnet bestrichenen eisernen Nadel und einer Pflanze nicht anzugeben. Was den Menschen von Pflanze und Thier unterscheide, wird gar nicht angegeben, sondern nur im Vorbeigehen gesagt, daſs wir uns einstweilen mit der Annahme begnügen können, daſs sich an ihm die höchste irdische Indifferenz darstelle, und daſs er mit der aufrechten Stellung der vollkommensten Pflanze die Vorzüge des edelsten Thieres vereinige, welches in der That auch Alles ist, was man von einer Ansicht, welche die beiden Hauptformen des Lebens in dem Gegensatz zwischen Materiellem und Dynamischem fixirt, erwarten kann.

Von da aus geht der Verfasser zur Ableitung der zwischen den einzelnen Dingen dieser Welt stattfindenden Wechselbestimmung über, sezt dann auf mehreren Seiten die polarische Einseitigkeit der zwei Systeme der Physiologie, nämlich des Brownischen und Stahlischen auseinander, verliert sich hierauf von pag. 66. — 76. in eine ziemlich gelehrte Auseinandersetzung der Begriffe von Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit, Produktivem und Producirtem, Subjektivem und Adjektivem, Thätigkeit und Organ, wo-

von das endliche Resultat ist, daſs es Unrecht seye, den Organismus einseitig unter der einen oder der andern jener genannten Formen betrachten zu wollen, und kommt endlich pag. 77. bei der *Erregung* und der *Bewegung* an, unter welchen beiden relativ entgegengesezten Formen er glaubt, daſs der organische Proceſs aufgelöſst werden müsse, indem die Erregung bloſs ein quantitatives, die Bewegung aber ein qualitatives Verhältniſs setze. — Ohne hier dem Verfasser einwenden zu wollen, daſs Erregung und Bewegung gar keine Begriffe sind, denen eine gleiche Dignation zukäme, und die sich koordinirt einander entgegengesezt werden könnten, muſs man doch fragen: was macht denn die Bewegung vorzugsweise vor der Erregung fähig, das Qualitative zu repräsentiren, etwa der Umstand, daſs, wie der Verfasser gleich nachher sagt, die Erregung bloſs das Verhältniſs in der Zeit, jene aber das im Raume bestimmt? und steht also nach seiner Meinung die Zeit dem Raume gerade so gegenüber, wie Qualitatives dem Quantitativen? Oder können etwa die Begriffe des Positiven und Negativen besser auf die Bewegung angewandt werden, als auf die Erregung?

Nach dieser Ableitung der Bewegung und der Erregung als der qualitativen und quantitativen Seite des organischen Processes versucht es der Verfasser, diese zwei Seiten in Beziehung auf die allgemeinen Formen der Krankheit nachzuweisen. Auf der Seite der Erregung oder des Quantitativen nimmt er drei Stufen an, nach welchen die Krankheiten gesezt

werden, und auf der Seite seines Qualitativen oder der Bewegung ebenfalls drei.

Die erste Stufe ist ihm durch eine abnorme Potenzirung oder Depotenzirung der Selbstbestimmung oder der Bestimmbarkeit sowohl von Seiten der Erregung, als auch der Bewegung bezeichnet, excessive Expansion oder Kontraktion ist die Folge davon. In dieser ersten Stufe wäre demnach das Quantitative und Qualitative noch ununterscheidbar, warum aber? — Diefs ist nicht gesagt. In der zweiten Stufe divergiren Erregung und Bewegung, und die Formen von Krankheiten der Erregung drücken sich so aus, dafs einerseits Hypersthenie und Asthenie, oder was nach dem Verfasser Eins ist, abnorme Expansion und Kontraktion, wie sie auf der ersten Stufe gesezt sind, ihr Maximum überschritten haben, andererseits aber das relative Verhältnifs von Expansion und Kontraktion auf die entschiedene Prävalenz des einen oder des andern dieser Momente so reducirt ist, dafs es das Entgegengesezte wirklich ausschliefst, hieher rechnet er die indirekte Asthenie, und die auf die direkte Asthenie folgenden höhern Grade. Die dritte Stufe ist ihm endlich die, wo das zwischen Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit waltende Indifferenzvermögen nicht mehr blofs auf die eine oder die andere Seite abnorm potenzirt, oder depotenzirt wird, wie auf der ersten Stufe, oder actu aufgehoben ist, wie auf der zweiten, sondern wo es destruirt, und selbst der Möglichkeit nach aufgehoben ist. — Diese leztere Stufe möchten wir nicht mehr sowohl als eine

Stufe der Krankheiten, sondern als wirklichen Tod ansehen.

Am Organismus, den der Verfasser dem Lebensprocefs wie Materie dem Dynamischen entgegensezt, soll sich nun erst noch wiederum nach pag. 84. das gedoppelte Verhältnifs der Bestimmbarkeit und der Selbstbestimmung nach qualitativen und quantitativen Verhältnissen kund geben. Das erstere soll sich durch Attraktion und Repulsion, das zweite durch Konstruktion und Destruktion ausdrücken; die ersten Momente sollen ferner die der organischen Affinität seyn, der Quelle der materiellen Seite des Organismus; hingegen die zwei leztern die der organischen Konformation der formellen Seite des Organismus, und verhalten sich (nämlich die Konstruktion und Destruktion) wie Erregung und Bewegung im Lebensprocesse (!).

Hier scheint sich uns der Verfasser durch die endlosen Spaltungen, unter denen er sein Objekt betrachtet, immer mehr zu verwickeln, es würde uns aber viel zu weit führen, wenn wir ihm weiterhin Schritt vor Schritt folgen wollten, wer aber Neigung hat, die weitern Explikationen des Verfassers über dieselben kennen zu lernen, der kann hierüber von 85. — 94. das Weitere im Buch selbst finden.

Pag. 95. kömmt der Verfasser wieder auf seine beiden Lebensprincipien, nämlich Schwere und Licht, oder vielmehr die durch die Konjunktionen dieser leztern gesezten Formen der Elektricität und des Magnetismus zurück. Nach unsern Prämissen, sagt er pag. 96., ist folglich das subjektive Lebensprincip (oder die Er-

regbarkeit) nichts anders, als eine thierische Elektricität, das objektive Lebensprincip (oder die Bestehbarkeit) nichts anders, als thierischer Magnetismus. In diesen Prämissen aber erinnern wir uns nichts weiter gefunden zu haben, als dafs die Erregung im Gegensatz gegen die Bewegung wie Quantitatives zu Qualitativem betrachtet wurde, nichts aber, was von einer Erregbarkeit, als Elektricität, im Gegensatz gegen die Bestehbarkeit, als Magnetismus, gesagt worden wäre.

Unter dem Einfluſs dieser beiden Principien geht nun nach dem Verfasser aller Wechseltausch zwischen den organischen Individuen und ihrer Aufsenwelt vor.

Er sagt hierüber Folgendes: Alles Aeufsere verhält sich zum Individuum zugleich als Homogenes und Heterogenes; als Homogenes, weil es mit ihm in Einer Sphäre (in welcher?) liegt, als Heterogenes, weil es ein Aeufseres ist. Allein, fährt er fort, es giebt nothwendig ein relatives + oder — von Homogeneität und Heterogeneität der äufsern Influenzen, welches durch den Stand des Individuums bestimmt wird, und diefs Verhältnifs ist es allein, welches als Idee der Reflexion die Begriffe von Erregendem und Ernährendem giebt. Hieran wird nun sogleich der Satz angereiht: Erregend ist Alles, was als heterogene Substanz die thierische Elektricität excitirt, ernährend ist Alles, was als homogene Substanz den thierischen Magnetismus sollicitirt. Die nähere Erklärung aber, warum gerade das Heterogene die thierische Elektricität sollicitiren soll, das Homogene aber

den thierischen Magnetismus, vermifst man, wenn man anders nicht glauben will, sie seye in Folgendem, was er diesem leztern Satz durch ein denn anhängt, enthalten: Denn, sagt er, die Aufnahme ins Leben durch einen Konflikt relativ-differenter Potenzen vermittelst des Lebensprocesses ist eine Wechselwirkung des allgemeinen und individuellen elektrischen Processes, welcher prärogative die Thätigkeit der sich Berührenden bestimmt; die Aufnahme ins Leben aber durch eine Coalescenz relativ-identischer Substanzen vermittelst des Organismus ist eine Wechselbestimmung des allgemeinen und individuellen magnetischen Processes, nämlich eines Processes, welcher prärogative die Substanzialitätsverhältnisse der in sich Eingreifenden betrifft. — Warum ist hier der Verfasser nicht lieber auf den produktiven und reduktiven Procefs, in welche beide er den Unterschied von organischem und unorganischem Procefs sezt, zurückgekommen?

Bis hieher sind wir nun dem Gang des Verfassers in der Ordnung gefolgt. Wir müssen nun aber der Kürze halber abbrechen, und uns darauf beschränken, noch einzelne Punkte herauszuheben.

Der gröfsere Theil desjenigen, was der Verfasser in dem weitern Verlauf dieser Schrift abhandelt, betrifft die Ableitung des Begriffes der Krankheit und ihrer Formen, ferner der dem allgemeinen Begriff vom Reiz untergeordneten Arten von Einwirkungen der äufsern Substanzen auf den Organismus, u. s. w. Wir lassen dieses Alles auf sich beruhen, und bemer-

ken nur, dafs der Verfasser sich bei diesem Allem in ein solches Feld von Individualisiren und Desindividualisiren und Amalgamiren jedesmal verliert, dafs es unmöglich ist, einen Zusammenhang oder ein Zusammentreffen der einzelnen Entwicklungen zu Einem Ganzen herauszufinden, oder die Eine Behauptung mit einer zweiten und dritten reimen zu können.

So hat der Verfasser zwar z. B. versucht, die Differenzirungen des Lebens in der Existenz, wie er die Krankheiten nennt, in einem Schematismus von pag. 250. – 253. aufzustellen, allein es hält schwer, in diesem ein vollkommenes Bild aller der mannigfaltigen Demonstrationen, die ihm in Beziehung auf die Ableitung der Krankheiten vorausgehen, und auch noch nachfolgen, zu finden.

Die erste Instanz, die er hier unter der allgemeinen Form des Lebensprocesses aufstellt, nennt er Anomalieen der Sensibilitäts-Krankheiten der Erregung. In der Erregung aber, sagt er früher p. 77., seye nur eine quantitative Differenz der Thätigkeit möglich, daher Hypersthenie und Asthenie auch wirklich die einzigen Möglichkeiten dieses Verhältnisses seyen. Demnach müfsten die Anomalieen der Sensibilität, oder die Formen der Erkrankung derselben auch ganz und allein jenen Verhältnissen unterliegen. Wir finden aber auch in dem ganzen Verlauf der Untersuchung nichts, was einem Veranlassung geben könnte, wirklich die Sensibilität und die Erregung, oder auch die Krankheitsformen dieser beiden für identisch zu halten. Es lassen übrigens die Species von Krankhei-

ten, welche hier unter die Kategorie der Sensibilität subsumirt werden, vermuthen, dafs der Verfasser unter dem Begriff dieser leztern etwas Aehnliches, wie das ist, was man sonst Gemeingefühl nennt, sich gedacht habe; aber gerade die Krankheiten dieses leztern möchten wir nicht nach blofs quantitativem Maasstab betrachten, oder sie vorzugsweise allein der Erregung zuschreiben. Unter der zweiten Instanz der Krankheiten des Lebensprocesses begreift der Verfasser die spasmodischen Krankheiten, oder die der Bewegung, und unter der dritten diejenige, wo Abolition der Empfindung und Bewegung gesezt ist, welches leztere er aber ohne Zweifel nicht buchstäblich wird verstanden wissen wollen, indem wohl eine vollkommene Abolition jener beiden nicht mehr der Krankheit, sondern dem Tode gleicht.

Ebenso wie im Lebensproceſs nimmt er nun auch noch im organischen drei Instanzen an, nämlich die Anomalieen der Konformation, der Affinität und der Reproduktion. Wir unterlassen es, über diese Spaltungen, unter denen der Verfasser den organischen Proceſs betrachtet, etwas zu sagen, indem wir die ganze Art und Weise, und auch die Gründe, welche den Verfasser vermochten, den Lebensproceſs und den organischen einander entgegenzusetzen, weder einsehen, noch gutheifsen hönnen, und vielmehr der Meinung sind, dafs es immer noch besser seye, Alles lieber über den Leisten der Asthenie und Hypersthenie zu schlagen, als auf diese Art, wie er, der blofs

quantitativen Betrachtungsweise auch noch eine qualitative zufügen zu wollen.

Wir könnten nun noch anführen die Definitionen, welche der Verfasser von der Gesundheit und Krankheit im Allgemeinen, vom Fieber u. s. w. giebt, wenn wir nicht schon genug polemisirt hätten.

Wir bemerken hier im Allgemeinen nur noch kurz, dafs der Verfasser allerdings in dieser Schrift gezeigt hat, dafs er zu denken versteht, aber die Kunst zu philosophiren, welche noch etwas mehr ist, und zu der eine methodische Strenge und eine durchgreifende Klarheit im Denken und im Vortrage gehört, hat er bis daher noch nicht errungen. Es fehlt ihm aber nicht am Vermögen, dieselbe sich zu verschaffen, wenn er anfangen will, mit seinem Talent, das er bisher zu sehr luxuriren liefs, einen zwar langsamern, aber desto bessere Früchte tragenden Wucher zu treiben. Eine Schwachheit, die sich der Philosoph verzeiht, kann ihm das ganze Werk verderben; der Verfasser mufste selbst fühlen, dafs er sich diefs mehr als Einmal zu Schulden kommen liefs, und da hätte er lieber seiner Feder die Zügel, als seinem Geiste die Fesseln anlegen sollen. Er stimmt gewifs mit uns überein, dafs zwei oder drei reine und mit Bestimmtheit gedachte Ideen unendlich mehr Werth haben, als ein ganzes Buch halb-wahrer, oder was Eins ist, verpfuschter Gedanken, dergleichen die philosophische Litteratur unserer Zeit so viele aufzuweisen hat.

2.

Handbuch der praktischen Heilkunde von Dr. Fr. Wilh. von Hoven, Prof. in Würzburg. Th. I. II. Heilbronn am Neckar, bey Claſs. 1805. gr. 8.

Welcher Geist es sey, der den Verfasser bey seinem Uebertritt zur Brownischen Lehre und bey seiner Bearbeitung derselben geleitet hat, und ferner leiten werde, liefs sich schon aus der Vorrede zu seiner *Vertheidigung der Erregungstheorie* (Ludwigsburg, 1802) abnehmen. Er legt dort über die Metamorphosen seiner Wissenschaft die offenherzigsten und geschwäzigsten Bekenntnisse ab. In dem ersten seiner schriftstellerischen Versuche sey er noch ein Anhänger der Humoralpathologie gewesen, nur einer verfeinerten; im zweyten habe er sich ganz von ihr befreit: „Ich war, sagt er S. IX., ein Nervenpatholog geworden," das ist alles: aber was heifst das? Die Grundsätze der Humoralpathologie waren irrige Grundsätze, das ist unläugbar. Aber waren denn die Grundsätze der Nervenpathologie, die an ihre Stelle trat, richtiger? — *„Ich glaubte es, aber mein Glaube war nicht die Frucht wahrer Ueberzeugung, er war die Wirkung der Mode, nach welcher ich, wie meinen Rock, auch meine medicinischen Begriffe geändert hatte."* Es fand sich denn auch, dafs die der Mode wegen angenommenen Grundsätze ihren

Mann bald wieder im Stich liefsen; der Verfasser fing an zu zweifeln, verfiel in den trostlosesten Skeptizismus und war eben im Begriff, allem Theoretisiren gänzlich zu entsagen, welches auch wohl das Beste gewesen wäre, als die Röschlaubische Pathogenie erschien. Zwar hatte auch *er* gegen die Brownische Lehre ein Vorurtheil; seine Eingenommenheit gegen alle medicinische Theorie hinderte ihn, ihre Grundsätze gehörig zu verstehen, und das fast allgemeine Verwerfungsurtheil deutscher Aerzte *bewog* ihn, sie ganz bey Seite zu setzen (S. XI.). Die Umstände änderten sich indessen, die neue Theorie fing an immer mehrere Anhänger und Vertheidiger, selbst unter den Aerzten vom ersten Range, zu gewinnen, die gelehrten Blätter stimmten ihren Ton um, Gegner traten zurück, mit Einem Wort: „der Medicin drohte eine totale Revolution, es war ein Zustand des Krieges, man mufste Parthey ergreifen und auch ich, sagt der Verfasser, ergriff die meinige.“ Er sah nämlich zu, ob sich der Rock nicht noch einmal schicklich ändern liefse, las Browns Elemente, alle Kommentatoren, die er zur Hand bekommen konnte, nebst den Schriften der Gegner und den Antworten der Anhänger, und siehe da, es gelang; der schwierige Verfasser wurde nicht allein überzeugt, sondern konnte schon im Jahr 1802 als Mitvertheidiger der neuen Lehre auftreten. Die ganze Vorrede hindurch spricht er im Ton eines Energumenen derselben, mit mehr als Papagayen-Fertigkeit nachplaudernd, was die Häupter und Anführer zum Ruhm des neuen Systems

gesagt. Als literarisches und praktisches Urbild leuchtete ihm sichtlich genug der kräftige Weikard vor, dem er sich durch einen Schwung von wissenschaftlichem Sanskülotismus und die Ausfälle auf die vorherige Medicin, besonders aber auf die gelehrten Aerzte und medicinischen Professoren (er selbst war damals noch keiner) gern gleich stellen wollte, gegen dessen Tüchtigkeit gleichwohl sein Renommiren nur als ein schwacher Nachhall erscheint. In dem wissenschaftlichen Theil, nämlich der Beantwortung der gegen die Erregungstheorie gemachten Einwürfe, war das Röschlaubische Magazin das Noth- und Hülfsbüchlein des Verfassers; es findet sich in dem ganzen Buch kaum eine einzige Antwort, die nicht aus Röschlaub ganz eigentlich memorirt wäre. Zwischen beide Helden tritt dann der zufriedne Verfasser mit einem *Nos poma natamus* ein, und fühlt sich sogar zu folgender prophetischen Droh- und Schreckensrede begeistert: „Die neue Theorie wird da stehen, fest gegründet und unerschütterlich und dann — *wehe ihren Gegnern!* Der Praktiker am Krankenbette, der nach einer andern Theorie handelt, wird seinen Kredit verlieren; der Schriftsteller, der andre Grundsätze vorträgt, wird ungelesen bleiben und seine Werke werden häufiger in den Krambuden, als in den Gewölben der Buchhändler zu finden seyn; der Professor auf dem Lehrstuhle endlich, wenn er auch dann noch der Brownischen Heilkunst Uebles nachredet, wird sich der Gefahr aussetzen, dafs seine aufgeklärten Zuhörer, wenn sie nicht laut auflachen, sich we-

nigstens einander leise zuflüstern: *risum teneatis amici?*“ Nach diesem anticipirten Triumph, der zugleich laut genug verräth, worinn der Verfasser eigentlich den Triumph der Wissenschaft setzt, ist es etwas auffallend, ihn in der Vorrede zu obigem Werk nur noch versichern zu hören, dafs die Brownische Theorie für jetzt die *einzig rechtmäfsige* sey. Bedurfte sie bereits einer solchen äufsern Stütze? Wäre es etwa dahin gekommen, dafs ihre Anhänger träfe, was ihren Gegnern zugedacht war? Der Begriff von Rechtmäfsigkeit ist wohl von dem Verfasser noch nie auf eine Theorie angewendet worden. Giebt es vielleicht auch privilegirte Systeme oder Patenttheorieen? Ein schlechter General, ein Lehrer oder irgend ein andrer Beamter, der seiner Stelle nicht gewachsen ist, kann wohl auf das *dic cur hic?* mit seinem Patent antworten und behaupten, dafs er seinen Posten rechtmäfsigerweise bekleide, aber niemals kann eine Theorie, die sich nicht auf dem wissenschaftlichen Wege legitimirt, ja nicht einmal eine solche, die sich wirklich legitimirt hätte, sich für die allein rechtmäfsige geben. Der menschliche Geist ist in einem steten Fortschreiten begriffen und der Versuch, irgend eine Lehre, wär es auch nur augenblicklich, als das *non plus ultra* der Erkenntnifs aufzustellen, deutet vielmehr das *non plus ultra* des Subjekts an. Jenes, für den, der nur mechanisch mitgeht, höchst unbequeme Fortschreiten hat den Verfasser in ein neues Gedränge gebracht und zwar dergestalt, dafs er nun widerspänstig wird und lieber

nicht mehr mit fortschreiten will. Seine ehemaligen Uebergänge und sein jetziges Stillstehen entspringen aus dem nämlichen Geiste. Mehrere befinden sich in der That mit ihm in der gleichen beengten Lage, aus der sie sich auf verschiednen Wegen herauszuarbeiten suchen. Diejenige Gattung von Aerzten, welche, vormals der Empirie völlig hingegeben, spätterhin hingerissen durch die Flut des Brownianismus, sich einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit zu geben und ihre eigentliche Denk- und Handlungsweise zu verbergen suchte, wird, wenn wir uns nicht sehr täuschen, sich wiederum unter der verlafsnen Fahne zu sammeln streben, und der Wissenschaft, der sie, und die ihnen ewig gleich fremd bleiben wird, auch keck den Rücken kehren. Wirklich ist diese Heimkehr bey mehrern Mitgliedern dieser Parthey bereits erfolgt und wir sehn unsern Verfasser als einen Repräsentanten derselben an; nur in dieser Hinsicht schien uns obiges Handbuch einer Anzeige in diesen Blättern nicht unwerth, da wir nach gerade die Exempel jeder Gattung aufzuführen gedenken. Hr. H. benutzt die gegenwärtige kritische Epoche in der Heilkunst, um das bisherige zwangvolle Gewand der Wissenschaft mit dem freien Eklektizismus zu vertauschen; von dem Brownianismus behält er nebst der Terminologie nur den rohen praktisch brauchbaren Theil bey, amalgamirt ihn mit seinen ursprünglichen empirischen Ansichten, mischt diese mit einigen chemischen Begriffen, setzt ihnen die Lehre von den specifischen Mitteln hinzu, und komponirt hieraus ein Handbuch, das

von dieser Seite für eine der vollkommensten Kompositionen gelten kann.

Wer Sinn hat für wahre medicinische Theorie, wer ächte Erfahrung von gemeiner Beobachtung zu unterscheiden weifs, wem es klar ist, was den denkenden Azt vor dem geistlosen Eklektiker auszeichnet, wird schon durch die weitläuftige Einleitung in Stand gesetzt, den Inhalt der ganzen Schrift zu würdigen. Die Quellen, aus welchen Hr. H. seine allgemeinen Untersuchungen über das Wesen des Uebelseyns, der Krankheit, ihrer verschiednen Stadien, Allgemeinheit und Oertlichkeit, geschöpft hat, liegen am Tage. John Browns und vorzüglich Röschlaubs frühere Werke waren eine reiche Fundgrube für ihn. Aufserdem hat er nicht nur vieles, was von dem verdienstvollen Kommentator Browns schon längst als irrig verworfen, beybehalten, sondern auch die Irrthümer desselben, mit manchen selbst erzeugten zu dem harmonischen Ganzen eines Handbuchs verwebt. Wir machen vor allem auf den §. 7. und 8. aufmerksam, indem sie ein merkwürdiges Konvolut falscher, mit Theorie und Erfahrung in gleichem Widerspruch stehender, Sätze enthalten. Der, von allen bessern Nosologen mit so vielem Recht verworfnen, Eintheilung der Krankheiten in allgemeine und örtliche wird hier das Wort gesprochen, ja diese Eintheilung gehört zu den Grundvesten des von unserm Verfasser aufgeführten medicinischen Bauwerks. Alle Krankheiten entstehen nach seiner Einsicht durch Einwirkung von aufsen; die Aufsendinge betrachtet er als Krankheitsursachen!

Um uns über die Allgemeinheit und Oertlichkeit zu belehren, nimmt er unsern *Glauben* in Anspruch. Es heifst nämlich: „Waren die Schädlichkeiten solche, von denen wir annehmen müssen, sie haben, wie z. B. Wärme, Kälte etc. blofs die Erregung verändert, so müssen wir auch annehmen, die Krankheit sey eine allgemeine, eine Erregungskrankheit; waren die Schädlichkeiten aber von der Art, dafs wir *glauben müssen*, sie haben mechanisch oder chemisch gewirkt, so halten wir die Krankheit für eine örtliche, für eine Organisationskrankheit.“ Wie falsch diese Argumentation sey, ist schon aus der Behauptung abzunehmen, dafs das Aeufsere je rein mechanisch oder chemisch auf den Organismus wirken könne; was den Organismus auf irgend eine Art zu verändern vermag, kann es nur auf dynamische Weise und insofern giebt es schlechterdings keine örtlichen Krankheiten. Von Organisationskrankheiten in dem von unserm Verfasser gebrauchten Sinne zu sprechen, ist der entscheidendste Mifsgriff, denn wie wäre es möglich, dafs es im Organismus andre als Organisationskrankheiten gäbe? Die Beyspiele, wodurch diese Wahrheiten bewiesen werden sollen, sind besonders erbaulich, so dasjenige, was die Oertlichkeit der sogenannten Indigestion, der durch eine Knochenexcrescenz entstandnen Epilepsie, darthun soll, und endlich das bekannte von *Frank* erwähnte Beyspiel jenes berüchtigten viertägigen Wechselfiebers, welches nicht eher geheilt wurde, bis der hinterste Bodenzahn, der sogenannte Weisheitszahn, hervorbrach. Wann wird

doch

doch dieser deus sapientiae bey unserm Vf. hervorbrechen und ihn von seinen vieljährigen Wechselfiebern befreien? Die Oertlichkeit der Krankheit soll man auch daraus erkennen, wenn eine Krankheit geraume Zeit hindurch unter merklich veränderten äufsern Einflüssen mit gleicher Gewalt fortdauert. Diese Annahme ist gänzlich falsch; einmal ist es wenig zu glauben, dafs nur örtliche Krankheiten (wenn wir ihre Möglichkeit auch zugeben wollten) bey veränderten Einflüssen unverändert bleiben können; hiezu würde erfordert, dafs der Organismus aufhörte Organismus zu seyn, dafs der verletzte Theil nicht ein Theil desselben wäre, sondern ein von dem Ganzen unabhängiges Leben hätte, welches unmöglich ist. Sobald wir aber annehmen müssen, dafs der verletzte Theil verknüpft ist mit dem Ganzen, nur ein Glied darstellt in der in sich selbst zurückfliefsenden Kette aller Theile des Organismus, so müssen wir auch zugeben, dafs durch veränderte Einflüsse auf das Ganze der verletzte Theil merkliche Aenderungen erleiden kann. Auch steht die Erfahrung in direktem Widerspruch mit obiger Behauptung; so sehen wir, dafs die auf allgemeiner Krankheit beruhende Epilepsie unter völlig veränderten äufsern Einflüssen Jahrelang dieselbe bleiben kann, dagegen die Steinkrankheit, nach Hr. H. Annahme offenbar eine örtliche Krankheit, unter veränderten Einflüssen oft die verschiedenartigsten Modifikationen erleidet.

Eben so verwerflich ist es, die Allgemeinheit einer Krankheit dadurch beweisen zu wollen, dafs sie

durch allgemein wirkende Mittel zu heben seyn müsse, im entgegengesetzten Fall aber für örtlich zu halten sey. Wo giebt es denn allgemein wirkende Mittel? Hr. v. H. nenne uns irgend ein Mittel, das allgemein auf den Organismus wirkt, alle seine Organe und Systeme zugleich und gleicherweise in Anspruch nimmt. Einen glücklichen Ausweg aber hat der Verf. durch durch diese Regel allen schlechten Aerzten geöffnet, Krankheiten, besonders chronische, die ihren sogen. allgemeinen Mitteln nicht weichen wollen, sofort für örtliche zu erklären.

Bisher hat man von einer gewifsen Klasse von Aerzten nur den Ausspruch gehört, die Krankheit könne entweder nur allgemein oder nur örtlich seyn und auch Hr. H. hat sich ihm konformirt. S. 17. erfahren wir aber, dafs es neuerdings auch Fälle giebt, wo die Krankheit zugleich eine örtliche und allgemeine seyn könne. Denn jenen der Peripneumonie nachfolgenden, sich durch die bekannten Erscheinungen der Phthisis incipiens charakterisirenden, Krankheitszustand, erklärt Hr. H. für einen solchen, wo die Krankheit nicht blofs eine allgemeine, eine Erregungskrankheit, sondern zugleich auch eine örtliche sey!

S. 15. heifst es: „Wenn sich ein täglich erscheinendes Erbrechen durch reizende Mittel nicht heben lassen will, so können wir mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit schliefsen, dafs dem Erbrechen ein örtlicher Fehler zum Grunde liege." ‚Wirklich? Wie aber, wenn nun gar keine Reizmittel passen, oder nur eine bestimmte Art derselben auf eine besondre Weise ange-

wendet, oder wenn dem Erbrechen ein sogenannter sthenischer Zustand zum Grunde läge?

Der Erfolg der angewendeten Mittel soll über die sthenische oder asthenische Natur der Krankheit ein ferneres Kriterium abgeben. Zugleich räth der Verf. „sich in zweifelhaften Fällen immer eher sthenisirender als asthenisirender Mittel zu bedienen, theils weil die asthenischen Krankheiten häufiger seyn sollen, als die sthenischen, theils weil es allezeit leichter ist, die Erregung, wenn sie zu stark ist, zu schwächen, als sie zu erhöhen, wenn sie zu schwach ist." Dieſs ist nicht allein einer der irrationalsten, sondern auch einer der schädlichsten klinischen Grundsätze. Denn abgesehen davon, daſs man auf diese Art eben so wenig als durch die ehedem famösen Probeaderläſsen zu einem sichern Resultat über die Natur der Krankheit gelangt, so ist es falsch, daſs die asthenischen Krankheiten häufiger sind, als die sthenischen. Von einer bessern Ansicht des Organismus und der Natur der Krankheit geleitet, würde es leicht seyn, darzuthun, daſs die Fälle wenigstens eben so häufig sind, wo man den antiphlogistischen Heilplan als diejenigen, wo man den erregenden anwenden muſs. In welche unglückselige Irrthümer müſsen solche Grundsätze den gläubigen Schüler verstricken! Um nur Eines Beyspiels zu erwähnen, zu welchen Misgriffen würde ihn der obige Satz zu solchen Jahrszeiten verleiten, in welchen die sogenannten sthenischen Krankheiten epidemisch herrschen. Es ist jene Regel ein äuſserst unglücklicher Nothbehelf schlechter Praktiker, deren Geheimniſse er zugleich verräth;

dem wahren Rationalismus und der ächten Empirie zugleich widerstrebend.

Als erste Indikation zur Heilung örtlicher Krankheiten wird angegeben, dafs man sich bemühen soll, die veränderte Mischung der organischen Materie wieder in die normale umzuändern. Bey chemischer Verletzung soll diefs durch Anwendung der sogenannten gegenwirkenden Mittel bewirkt werden: der Schwefelleber bey Arsenikvergiftungen, der vegetabilen Säure bey Pflanzengiften. Also diese Gifte erzeugen örtliche Krankheiten? In wiefern? Weil der Magen, Darmkanal entzündet, brandig gefunden werden? Aber bey sehr vielen Krankheitsformen, der Ruhr, dem Typhus findet man das gleiche Verhältnifs. Wie läfst sich diefs begreifen? Wie ist es möglich, die schon veränderte Mischung der Struktur der organischen Materie durch Gegengifte wieder herzustellen? Wirken diese nicht eben dadurch, dafs sie jenes letzte höchste Produkt der genannten Gifte verhindern? Deswegen beweisen sie sich auch nur in der ersten Periode als Gegengifte, späterhin sind sie unwirksam. Ist das nicht ein Beweis, dafs diese Gifte dynamisch, nicht aber chemisch, wie Hr. H. will, den Organismus affiziren. Es ist daher gar nicht von örtlicher Krankheit die Rede. Wie kommt ferner Hr. v. H. dazu, Chanker, Krätze, Flechten unter den örtlichen Krankheiten aufzuzählen? Mit dem gleichen Recht könnte man die Masern, die Blattern, den Scharlach dahin rechnen, da sie alle durch ein Kontagium hervorgerufen werden. Diese Behauptung, deren Grund-

losigkeit allgemein anerkannt ist, spricht unser Verfasser den rohesten Brownianern nach, wie er denn überhaupt die gemeinste und oberflächlichste Seite dieser Lehre aufgefafst, ihren bessern und edleren Theil aber verkannt hat.

Die S. 37. aufgestellte Regel: bey jeder örtlichen Verletzung, weil sie als schwächende Potenz auf den Organismus wirke, dem Incitamente immer etwas zuzusetzen, müssen wir wiederum für eben so schädlich als irrig erklären; denn ob man gleich ehedem zu weit darinn ging, bey den meisten Verwundungen den antiphlogistischen Heilplan anzuwenden, so ist es doch bey weitem nachtheiliger und gefährlicher, jede örtliche Krankheit als asthenisirende Potenz zu betrachten und den inzitirenden Heilplan dagegen anzuwenden. Alle denkende Aerzte und Wundärzte werden hierinn mit uns übereinstimmen. Auch widerspricht sich der Verfasser auf der Stelle selbst, wenn er bemerkt, dafs dieser inzitirende Zusatz um so nöthiger sey, da es oft Fälle gebe, wo man schwächende Mittel, z. B. Aderlässe, bey Entzündung von äufserlichen Verletzungen anwenden müsse. Mithin räth er in demselben Fall zugleich zu inzitiren und zu schwächen! Kann man weiter von der Konsequenz Brownischer Lehre entfernt seyn?

Bey der allgemeinen Methode stellt Hr. H. den Grundsatz auf: bey keiner allgemeinen Krankheit sich auf Einen Einfluss allein zu verlassen, weil 1) keine allgemeine Krankheit an einem einzelnen System hafte, sondern über den ganzen Körper verbreitet sey:

die Erregung sey in sthenischen Krankheiten allgemein erhöht, in asthenischen allgemein geschwächt. 2) Sey es gefährlich, die allgemeine Krankheit durch direkte Einwirkung auf das leidende Organ zu heben. — Dieser Paragraph enthält so viel Irrthümer als Sätze. Denn falsch ist es, dafs die allgemeine Krankheit nicht an einem bestimmten System hafte, sondern überall verbreitet sey. Die Ansicht der bestimmten Evolution jeder allgemeinen Krankheit lehrt es, dafs ein bestimmtes System immer vorzugsweise angegriffen ist; diese prädominirende Affektion gewisser Organe und Systeme bestimmt ja eben die Differenz der Krankheitsformen und drückt ihnen den specifischen Charakter auf. Gleich widersinnig ist die Behauptung, dafs die Erregung in sthenischen Krankheiten allgemein, d. h. in allen Organen und Systemen zugleich erhöht sey; dieſs ist von keinem ächten Erregungstheoretiker je behauptet worden. Endlich ist die originelle Indikation des Verfassers auf alle Organe gleichmäfsig zu wirken, in sthenischen Krankheiten das Incitament in dem ganzen Organismus zu vermindern, in asthenischen zu erhöhen, leider ganz unausführbar, denn es giebt schlechthin kein Mittel, wodurch man allgemein reizen oder schwächen könnte. Auch läugnet Hr. H. hiedurch alles direkte specifische Wirken der Arzneymittel auf bestimmte Systeme, was er nichts desto weniger im folgenden Satze wieder in Schutz nimmt, wenn er sagt: „Man richte sich bey der Wahl der Heilmittel so viel als

möglich nah den Organen, in welchen die Krankheit prädominirt."

S. 42. giebt Hr. v. H. den wohlmeynenden Rath: auf die Wirkungen der Krankheit, auf die in ihrem Verlauf entstehende Mischung der Säfte zu sehen; „bey der Befolgung dieser Regel, setzt er hinzu, wird zwar häufig dem allgemeinen Heilplan entgegen gehandelt, allein, wenn hierdurch auch die Hauptkrankheit vermehrt wird, so beugt man dadurch oft einer gefährlichen Wendung der Krankheit vor und erleichtert die Heilung z. B. durch Ausführung gastrischer Unreinigkeiten, wodurch zwar die Asthenie vermehrt, die Heilung aber befördert wird." Der Verfasser bekennt hier offenherzig genug und mit wahrer Selbstverläugnung, dafs sein allgemeiner antisthenischer Heilplan nicht eben unbedingt tauge, mit der Natur oft in Widerspruch stehe; macht seine ganze in die Länge und Breite entwickelte nosologische und therapeutische Ansicht verdächtig und fodert gleichsam jeden Arzt auf, sich nicht zu genau an jene aufgestellten klinischen Grundsätze und Regeln zu binden, sondern nach eignem Gutdünken zu verfahren.

Die von Hr. H. befolgte Röschlaubische Eintheilung der Schwächungsmittel in positiv und negativ schwächende, wurzelt gleichfalls auf keinem haltbaren Grunde. Es giebt z. B. keinen anzunehmen, dafs Blutentziehungen für den Organismus weniger direkt und positiv schwächend wirken, als Mittelsalze, Säuren, u. dergl.

Die Arzneymittel werden in anhaltende und flüch-

tige Reizmittel eingetheilt. Zu den anhaltenden rechnet der Verf. unter andern den Schierling, den Akonit, den Hyosciamus, die Belladonna, die Asafoetida. Ist das nicht offenbarer Unverstand? Wo hat man je gehört, dafs die so durchdringende und heftig reizende giftige Belladonna zur Klasse der anhaltenden Reizmittel gezählt worden wäre? Warum nimmt ferner Hr. H. denn nicht Rücksicht auf die Differenz derselben als *mehr* oder *weniger* anhaltende, was von allen bessern Brownianern geschehen ist; ist etwa kein Unterschied unter Arnica, Valeriana, Serpentaria und der China, dem Eisen? — Wie vermischt stehen die flüchtigen Reizmittel untereinander! Wenigstens hätten sie doch nach dem Grade ihrer Flüchtigkeit geordnet werden mögen.

Die direkte Wirkungsart der Arzneymittel sucht unser Verfasser bestimmter nachzuweisen. So sollen auf das Gehirn und Nervensystem vorzüglich Opium und die narkotischen Mittel überhaupt, auf das Muskelsystem der Moschus, das Castoreum, die Elektrizität, eine directe Beziehung haben, u. s. w. Nach Hr. H. giebt es *eilf* verschiedene Systeme im Organismus, wovon jedes seinen bestimmten Gegensaz hat, als 1) das Gehirn und Nervensystem. 2) das Muskelsystem. 3) das Gefäfssystem. 4) das Lympatische- 5) das Verdauungssystem. 6) das Haut- 7) Knochen- 8) Lungen- 9) Leber- 10) das Nieren- 11) das Zeugungssystem. Wie verträgt sich diese Mannigfaltigkeit mit der Einfachheit brownischer Ansicht? Indessen müssen sich diese Systeme desto besser unter einander vertragen, welches auch sehr nothwendig ist, da es sonst

nicht zu begreifen stünde, warum der Mohnsaft z. B. nicht allein bey den Affektionen Eines Systems, sondern auch bey Krankheiten der andern Systeme so wirksam ist, z. B. des Muskelsystems, wo ihn Hr. H. bey sogenannten kalten Rheumatismen empfiehlt, den Krankheiten des Gefäfssystems: als Hauptmittel bey dem Typhus, u. s. w. Eben diefs gilt von den andern Mitteln, welche nicht allein bestimmte Gegensätze für Ein System sind, sondern ihre heilsamen Kräfte zugleich über alle andern verbreiten. Hiedurch wird die bestimmte Individualisirung dieser Systeme und Mittel wieder aufgehoben, und zerfliefst im Meer der Allgemeinheit und Leerheit.

Die erste Abtheilung handelt vom *Fieber*. Was Fieber ist, wird mit keinem Wort berührt, sondern eine Beschreibung der das Fieber charakterisirenden Zufälle gegeben. Nach den hervorstechendsten derselben theilt Hr. H. das Fieber ein in Gefäfs- Nerven- Gastrisches, Rheumatisches Fieber, je nachdem sich die Erscheinungen vorzugsweise auf eines dieser Systeme beziehen. Es ist kein Grund vorhanden, warum Hr. v. H. diese Eintheilung nicht noch mit einigen Klassen vermehrte; um uns auch ein kleines Verdienst um sein Handbuch zu erwerben, schlagen wir ihm unmafsgeblich vor, auch dem Gehirnfieber (worinn vorzüglich das Gehirn leidet), dem Muskelfieber (worinn vorzüglich die Muskeln leiden), dem lymphatischen- Lungen- Leber- und Nervenfieber eine Stelle in dieser Klassifikation einzuräumen. — Der Typhus wird ebenfalls nach den hervorstechendsten Erscheinungen in

Gefäfs- Nerven- und gastrisches Fieber eingetheilt. Unter asthenischem Gefäfsfieber versteht Hr. H. dasselbe, was man ehemals Faulfieber nannte, was Neuere mit dem höheren Grade des Typhus bezeichnen. Was den Verfasser bestimmte, es Gefäfsfieber zu nennen, ist schwerlich einzusehen; Faulfieber ist ungleich treffender, da hiedurch das Charakteristische dieser Form des Typhus, die Neigung der Säfte zur Auflösung, deutlicher bezeichnet wird. Das Gefäfssystem spielt hier doch keine andre Rolle, als in jeder Fieberform. Wo Fieber ist, leidet das Gefäfssystem; in so fern sind alle Fieber Gefäfsfieber, da das Gefäfssystem die Werkstätte dieses merkwürdigen pathologischen Prozesses ist. — Das sogenannte Nervenfieber soll sich durch die hervorstechende Affektion des Nervensystems und durch die Abwesenheit der Zeichen der Neigung der Säfte zur Fäulnifs von dem Gefäfsfieber unterscheiden. Es werden drei Arten desselben bezeichnet: die febr. nervosa versatilis, stupida und lenta. Diese Eintheilung ist aus Reils Fieberlehre entlehnt. (Im Vorbeygehn müssen wir erinnern, dafs unser Verfasser sehr viel fremdes Gut aufgenommen hat, ohne auf die entfernteste Art den Eigenthümer zu erwähnen. Diefs gilt besonders von den Schriften Reils, Sprengels, Hufelands, Consbruchs Brendels u. a.) Es läfst sich leicht darthun, dafs nur ein gradualer Unterschied zwischen jenen Klassen des Typhus obwalte; denn der Tod erfolgt bey der versatilis und lenta immer nur durch den Uebergang in die sogenannte stupida, welche die höchste Stufe einnimmt. — Wenn

man die hauptsächlichen Erscheinungen nach Hr. H. als Eintheilungsgrund des Typhus festsetzen wollte, so ist nicht einzusehn, warum nicht auch das Gefäßfieber Nervenfieber genannt wird, da sich bey demselben die Affektion des Gehirnes und der Nerven in ihrem größten Umfang durch Delirien und Konvulsionen offenbart.

Hr. H. scheint nur deswegen so viel Gewicht auf diese Eintheilung zu legen, weil er von der wahren Idee, was *Typhus* ist, und welche kausale Differenz bey demselben obwaltet, ganz verlassen ist. Er weiß nichts weiter von der Natur des Typhus zu sagen, als daß es eine asthenische Fieberform sey. Bey der Behandlung desselben nimmt er bloß auf den Grad der Asthenie Rücksicht und wendet, dem gemäß, anhaltendere oder flüchtigere Reizmittel an. So empfiehlt er beym Synochus, der tiefer steht als der Typhus, ein Dekokt der Rinde, oder der Polygala amara. Sollten aber diese Mittel wegen der vorzüglichen Affektion der Verdauungsorgane nicht vertragen werden (erste Instanz irriger Diagnose), so giebt er ein Infusum von Serpentaria oder Valeriana, oder eines andern tonischen Reizmittels. Sollten aber wegen der großen Erregbarkeit der Verdauungsorgane gar keine tonischen Reizmittel vertragen werden (zweyte Instanz), so halte man sich bloß an flüchtig reizende Mittel und fahre hiemit so lange fort, bis die obigen anhaltenden Mittel wieder vertragen werden, d. h. man versuche so lang bis der Arzt oder die Krankheit Recht behält. Das ist denn die wahre Empirie. Sollte man aber,

führt der Verfasser in der Fülle seiner klinischen Weisheit fort, statt eines Zustandes erhöhter Reizbarkeit einen gewissen Torpor der Verdauungswerkzeuge bemerken, so ist kein Mittel so vorzüglich, denselben zu heben, als ein Infusum Arnicae mit Liqu. anod. Hier hat ihn unstreitig der analoge Ausspruch der Alten geleitet, welche Arnica bey Betäubungen des Kopfs, nach einem Fall, oder Schlag, für specifisch hielten, woher das Mittel seinen symbolischen Namen: Fallkraut, wahrscheinlich erhalten haben wird! — Bey den asthenischen Fiebern von höherm Grade eröffnet der Verfasser die Behandlung, wenn das Fieber *vermuthlich* durch Ansteckung entstand, mit einem Brechmittel. Was soll dies wirken? Etwa den vorhandenen Ansteckungsstoff aus dem Körper schaffen? Diesem Verfahren liegt doch eine gar zu gemeine Ansicht des Organismus und seiner Affizirbarkeit durch äussere Einflüsse zum Grunde. — Hat das Fieber den Charakter des Nervenfiebers, so werden die flüchtigen Reizmittel: Wein, Kampfer, Moschus u. s. w. in bunter Reihe empfohlen. Der Wein soll vorzüglich angezeigt seyn bey der nervosa versatilis und stupida; warum nicht auch bey dem Gefäfsfieber und der lenta? Auch diesen liegt Asthenie als Ursachliches zum Grunde, und die einzige Indikation des Verfassers ist ja von der Asthenie entlehnt. — Den Kampfer können sehr erregbare Personen nicht ertragen. Warum? Etwa aus Idiosynkrasie oder wegen der falschen Anwendung? Bey der nervosa versatilis lenta, beym Gefäfsfieber ist die Erregbarkeit überhaupt sehr erhöht; in diesen Formen des Typhus mufs

nach Hr. H. Bestimmung der Kampfer also gar nicht passen. Die Erfahrung sagt aber gerade das Gegentheil. Den Kampfer hält er vorzüglich in der nervosa stupida für wirksam, besonders bey kleinem, weichen und schwachen Pulse. Will man die Indikation aus der Beschaffenheit des Pulses schöpfen, so müfste er auch in den andern Klassen wirksam seyn, denn bey dem höheren Grade der nervosa versatilis ist der Puls gleichfalls klein und schnell, desgleichen beym Gefäfsfieber. — Den *Moschus* preist der Verfasser als eines der kräftigsten Mittel, und wendet ihn dennoch in Verbindung mit der tief unter ihm stehenden Serpentaria, mit Aether und Liq. anod. an. Er hält ihn vorzüglich für indicirt im Nervenfieber mit erhöhter Reizbarkeit, bey Frauenzimmern, Kindern und insonderheit dann, wann von allem das Gefäfs- und Muskelsystem angegriffen ist, und schneller, kleiner, zusammengezogener Puls, Schluchzen, Zittern, Sehnenhüpfen, Zuckungen zugegen sind. „Demnach dürfte man ihn bey der nervosa stupida gar nicht geben, und die Männer hätten weniger Heil von ihm zu hoffen als die Weiber. Glücklicherweise wird aber bey der nervosa stupida der Puls im Verlauf der Krankheit auch schnell, klein, zusammengezogen; es stellen sich Delirien, Sehnenhüpfen, Zuckungen ein, und dieſs erlaubt dann seinen Gebrauch. — Das *Opium* pafst nach heftigen Delirien, erhöhter Empfindlichkeit der Sinne, grofser Mobilität der Muskeln, anhaltender Schlaflosigkeit, heftigen Schmerzen, öftern Erbrechen, Durchfällen," mithin in allen Formen des Typhus und in

allen Stadien desselben? — Aufser diesen rühmt der Verf. den Vitriolæther und das Alcali volatile.

Was soll nun der nach dieser Anweisung verfahrende Arzt bey der sogenannten nervosa versatilis z. B. anwenden? Ein wahres Chaos von Mitteln öffnet sich ihm; er kann, nach dem Vorhergehenden zum Moschus, Castoreum, Opium, Kampfer, etc. greifen. Welches Mittel verdient der Vorzug, was soll er im Anfang, in der Mitte, am Ende, geben? — Er verfahre nach seinem Belieben, so handelt er ganz im Geist der Hovenschen Klinik.

Hat das Fieber den Charakter des Faulfiebers, und befindet sich noch im ersten Stadium, so soll man verfahren, wie beym Nervenfieber. Diese Bestimmung ist aber zu allgemein, da das Nervenfieber so mancherley Arten in sich schliefst, wonach die Behandlung sich doch richten soll. Vielleicht ist die Meynung des Verfassers diese: im ersten Stadium gebe man einige oder eines der erwähnten Reizmittel, unbekümmert welches. Wird Polygala Senegae nicht vertragen, so gebe man Infusum Serpentaria; thut dieses seine Schuldigkeit nicht, so wende man tinct. cinam. mit Liqu. anod. an; will auch das nicht helfen, so greife man zum schweren Geschütz, zu Kampfer, Bisam, Castoreum, Alcali volat. Opium, Wein, Aether, etc.

„Ist hingegen das Fieber in das Stadium der Kolliquation übergegangen, so kömmt man mit den angegebnen flüchtigen Reizmitteln nicht aus, sondern man mufs seine Zuflucht zu den tonischen und den sogenannten adstringirenden Mitteln nehmen, der Chi-

narinde, der Schwefelsäure, dem Alaun, u. s. w." Warum kommt man mit jenen Mitteln nicht aus? Das Fieber beruht ja auf Asthenie, und muſs mit Reizmitteln bekämpft werden, und mit desto flüchtigern, je höher der Grad der Asthenie ist. Ist es kein Widerspruch, wenn der Verfasser in Fällen, wo die Asthenie ihren höchsten Grad erreicht hat, was sich ja eben durch die Kolliquation öffenbart, die Heilung mit China, diesem so tonischen, schwer zu vertragenden Reizmittel, ja sogar mit Säuren, die er doch früher als positiv schwächenden Potenzen angegeben hat, bewirken will? Und läge ihm hier etwas anderes zum Grunde als unverständige Willkühr? So wird unter die Hauptmittel im Faulfieber auch die Kälte gezählt; überall führt aber Hr. H. die Kälte als ein Hauptmoment zur Erzeugung asthenischer Krankheitsform an. Auf einmal wird sie gegen das Faulfieber, diese höchse Stufe der Asthenie empfohlen. Warum? Weil Jackson grofse Wirkungen davon gesehn hat.,

Den 57sten § muſs unser Verfasser aus Herr Hufelands Abhandlung über das Nervenfieber abgeschrieben haben; er ist fast gleichlautend mit ihm, nur konsequenter ist Hr. Hufeland, da hingegen Hr. H. so weit geht, stärkende Mittel mit Purgirmitteln zu verbinden. Sie sollen freilich aus der Klasse der reizenden gewählt werden. Also giebt es dergleichen?

Der 58ste § enthält die alte Saburraltheorie im neuen Gewande.

„Bäder gebraucht man hauptsächlich bey heftigen Gliederschmerzen, bey Kolikschmerzen, bey sehr

brennender Hitze, kleinem, schnellen, härtlichen Pulse und vorzüglich bey pergamentartiger Trockenheit der Haut." Nach diesen Kriterien müfsen die Bäder in allen Gattungen und in allen Stadien des Typhus passen, da überall eine dieser Bedingungen vorhanden seyn wird. Besonders wirksam müssen sie aber in der Akme des Typhus seyn, wo die Hitze sehr brennend, die Haut sehr trocken, der Puls sehr klein und schnell wird. Diese Bestimmung hebt der Verfasser durch den vorsichtigen Zusatz wieder auf, dafs man beym höheren Grade der Krankheit, also eben wenn jene Zufälle sich einstellen, sehr vorsichtig mit dem Gebrauch der Bäder seyn müsse. Wann soll man also nach Hr. H. Bäder verordnen, da sie unter allen Umständen indicirt und kontraindicirt sind? — So klar ist auch ungefähr das Resultat dieser ganzen Lehre vom *Typhus* beschaffen.

Das Kapitel von der *Entzündung* ist sehr wortreich, aber eben so ideenarm. Der Verfasser hat sich hier, wie beym Abschnitt über das Fieber, die Sache sehr leicht gemacht. Er stellt das Aeltere über die verschiednen Formen und Eintheilungen der Entzündung zusammen und subsumirt das Ganze unter das Schema der Sthenie und Asthenie. Bey dieser, wie bey mehrern Gelegenheiten, giebt er sich das Ansehen, alle theoretische Begriffe aus seinen Untersuchungen gänzlich auszuschliefsen und den reinen Weg der Beobachtung zu verfolgen. So sehr nun auch Hrn. v. H. in jeder Hinsicht anzurathen wäre, sich alles Spekulirens zu enthalten, so möge man

doch

doch ja nicht hoffen, als wandle er wirklich diese reine Erfahrungsbahn. Im Gegentheil liefert jede Seite des Werks den Beweis, dafs sein Auge geblendet ist durch die Phantome einer Scheintheorie, welche ihn so fest und sklavisch in ihren Fesseln gefangen hält, dafs er keinen Schritt ohne ihre verleitende Begleitung vorwärts zu thun vermag. Die goldnen Früchte der ältern Medicin, die ewig gültigen Resultate der wahrhaft in Hippokratischem Geist beobachtenden Aerzte über Entzündung, ihre verschiedenartigen Formen u. s. w. hat Hr. H. durch Einmischung seiner Theorie so entstellt und verunreinigt, dafs man die ächten Körner unter dieser tauben Spreu kaum mehr zu erkennen vermag. Die Unheilbarkeit seiner Irrthümer drückt sich aber vor allem in dem schreienden Gegensatz aus, welchen er zwischen der sthenischen, asthenischen und idiopathischen Entzündung festsetzt, wodurch es unmöglich gemacht wird, zur Erkenntnifs des wahren Ursprungs der Entzündung zu gelangen. Die Sünde dieser geistlosen Ansicht rächt sich empfindlich an unsrem Verfasser, so wie an allen, welche von jenem niedern und todten Standpunkt aus diefs höchste Problem der Nosologie zu begreifen suchen. Die geistreichste aller Lehren verwandelt sich unter ihren Händen in die dürrste und unfruchtbarste.

Die Eintheilung in symptomatische und idiopathische Entzündung hält die Prüfung nicht aus. Denn welch ein Zirkelschlufs ist es, zu sagen: „die symptomatischen Entzündungen heifsen symptomatische,

weil sie blofs Symptome der Sthenie oder Asthenie sind.“ Also die Peripneumonie ist eine symptomatische Entzündung, ein Symptom der Sthenie? Ist denn etwa Sthenie oder Asthenie eine bestimmte Krankheit?

Hr. H. spricht sehr vieles von der asthenischen Entzündung, ohne durch ein Wort ihr Daseyn zu erörtern. Wenn wir aber die Existenz primär asthenischer Entzündungen bezweifelten, wodurch kann er ihre Annahme retten? Die wichtigsten Gründe sprechen dafür, dafs alle entzündlichen Krankheiten ohne Ausnahme, primär, immer nur einen sogenannten sthenischen Charakter besitzen, die asthenischen passiven Entzündungen aber nur sekundäre Zustände sind. — Der S. 179. aufgestellte Satz: dafs die sogenannten idiopathischen Entzündungen in den häufigsten Fällen einen asthenischen Charakter haben und antisthenisch behandelt werden müssen, ist nicht allein ganz falsch in theoretischer, sondern höchst verderblich in technischer Hinsicht. Der Blutverlust, der asthenisirende Einflufs der Verletzungen sind keineswegs hinreichende Gründe, um den asthenischen Charakter solcher Entzündungen zu beweisen und die antisthenische Heilmethode zu rechtfertigen. Alle diese Bestimmungen erscheinen sogleich in ihrer Nullität, wenn man die adäquate Ansicht der Krankheit der Entzündung gefafst hat. Indessen müssen wir es einer schicklicheren Gelegenheit vorbehalten, diese Behauptung in ihrer Evidenz darzulegen. — S. 230.

ist von der asthenischen Peripneumonie die Rede; der Verfasser betrachtet dieselbe, sie mag nun, wie bey gewissen Epidemieen, gleich als solche eintreten, oder aus der sthenischen in die asthenische übergegangen seyn, als Symptom eines asthenischen Fiebers, und will sie so behandelt wissen. Wollten wir diese primär asthenische Peripneumonie aber auch annehmen, so fragen wir: woraus ist denn dieser asthenische Charakter der Krankheit erkennbar? Hr. H. giebt zu ihrer Erkenntnifs kein einziges Kriterium an: woran soll sich der angehende Arzt halten, um diesen so äufserst wichtigen Unterschied des Krankheitscharakters aufzufassen? Eben so verworren ist die Behandlung dieser asthenischen Peripneumonie angegeben; kein denkender Arzt, aus welcher Schule der Medicin er seyn mag, verfährt so irrationell empirisch, wie unser Verfasser. Anfangs verordnet er ein Dekokt von Polygala senega mit Campher. Warum nicht Opium oder China? Das einzige so äufserst vage Kriterium ist: der nicht allzu grofse Krankheitsgrad. Beym höheren Grade wird Campher, Moschus, Aether, Alcal. volat. empfohlen, und wenn das Fieber den Charakter des Faulfiebers (Peripneumonia putrida, maligna) annimmt, China, Wein. Warum nicht auch Alaun, Spiritus vitriol., Alcal. volat.? — Wann ist das Opium indicirt? Man höre: „Das Opium ist vorzüglich bey sehr heftigen Schmerzen und überhaupt in denjenigen Fällen anzuwenden, wo das Fieber den Charakter der nervosa versatilis hat.“ Wie

gelehrt! Aber die Schmerzen sind bey der Peripneumonie schon in ihrer früheren Periode sehr grofs: warum wartet Hr. H. bis sie den putriden Charakter angenommen hat? Dafs die nervosa vers. nicht allein, sondern auch die andern Gattungen des Typhus, die stupida, lenta, u. s. w, das Opium vertragen und erfordern, ist bereits beym Kapitel über den Typhus gezeigt worden, womit diese Angaben des Indicirtseyns des Mohnsaftes bey der asthenischen Peripneumonie wieder in's Leere zurückfallen. — Das Calomel soll passen bey dem Uebergang der akuten Entzündung in die chronische, wenn das Sekretionsgeschäft gestört und Gefahr einer Desorganisation zu befürchten ist. Woraus ist dieser Uebergang erkennbar? Warum soll das Calomel nicht schon früher gebraucht werden, da das Sekretionsgeschäft auch bey der akuten Entzündung schon gestört ist? Was berechtigt ihn, das Calomel mit Opium und Campher zu verbinden? Antwort: weil man es gewöhnlich damit verbindet. Wie will aber Hr. H. beweisen, dafs es in dieser Verbindung auch gewöhnlich geholfen hat?

Wenn es anders des Beweises noch bedürfte, dafs das Handbuch unsres Verfassers eine geistlose kompilatorische Arbeit ist, so könnte das Kapitel von der *Lungensucht* ihn allein über sich nehmen. Das Geschichtliche der verschiednen Arten der Lungensucht ist geläufig genug aus den bekannten Quellen zusammengestellt; dafür verräth sich die eigne Armuth de-

sto deutlicher, wenn der Verfasser von seinen Rathgebern verlassen wird. Unter allen chronischen Krankheiten ist bekanntlich die Lungensucht diejenige, über deren Wesen und Behandlung die gröfsten Widersprüche obwalteten. Es fand der direkteste Gegensatz der Heilmethoden statt. So sehr diese Entgegensetzung dafür zeugt, dafs der eigentliche Genius der Krankheit verkannt wurde, so offenbarte sich doch das Bestreben, die richtige Heilmethode durch Hülfe theoretischer Untersuchung aufzufinden. Den klinischen Vorschriften des Hrn. H. aber ist keine dergleichen eitle Mühe vorangegangen. Nachdem er weitläuftig von den verschiednen Arten der Phtisis gehandelt, erwartet man vergebens eine gefafste Ansicht als allgemeines Regulativ der Heilmethode dieser verschiednen Arten entwickelt zu finden; flüchtig beleuchtet der Verfasser einige renommirte Mittel gegen die Lungensucht, spendet Lob und Tadel, ohne dasselbe durch triftige Gründe zu motiviren. Aufser wenigen bekannten allgemeinen Vorschriften ist nichts Solides hier zu finden; es erhellt vielmehr aus allem, dafs Hr. H. nur die sogenannte schleimichte Lungensucht (welche, wie sich leicht zeigen läfst, gar keine wahre Lungensucht ist) für ein Objekt der Behandlung ansieht, die eiterige und tuberkulöse aber als der Sphäre der Heilung entrückt betrachtet. Den gröfsten Werth legt er auf die symptomatische Behandlung und predigt bey dieser Gelegenheit einen Empirismus von der allergemeinsten Sorte. Man bewundre mit uns

den, zum Trost aller promovirten und unpromovirten Pfuscher, promulgirten Charlatanismus.

„*Bey heftigem Husten* gebe man einen Saft von arabischem Gummi und Altheensyrup mit etwas Opium, und setze Sulph. aurat. antimonium hinzu, wenn man den Auswurf befördern will."

„*Bey schlaflosen Nächten:* Opium."

„*Beym Blutspeien:* Opium, Elix. acid. Haller."

„*Bey kolliquativen Schweifsen:* Salbeythee, Elix. vitriol. Mynsicht. mit Tinctur. theb., Blei mit Opium."

„*Bey kolliquativen Durchfällen:* Opium."

„*Bey Beklemmung, drohender Erstickung:* Campher, Aether vitriol., Alcal. volat., Vesikatorien, etc."

In der That, um ein Kochbuch zu schreiben, würde weder mehr, noch weniger Anlage und Geist erfodert, als solche Vorschriften verrathen.

Wie wenig man durch Sthenie, direkte und indirekte Asthenie, das Wesen der *Wassersucht* zu erklären vermag, läfst sich an unserm Verfasser auf eine evidente Weise darthun. Er scheint die Schwäche dieser Bestimmung auch selbst gefühlt zu haben, weshalb er seine Zuflucht zu der wechselseitig bald verminderten, bald vermehrten Thätigkeit der exhalirenden und resorbirenden Gefäfse nimmt; inzwischen vermag auch diese Angabe das Problem der Pathogonie der verschiednen Gattungen der Wassersucht nicht zu lösen, indem dieselbe, sich immer nur um das

Quantitative herumdrehend und nur das Produkt vor Augen habend, zur eigentlichen Quelle der Erkenntnifs, welche über das Produkt hinausgeht und aus dem blofsen Erregungsverhältnifs unbegreiflich ist, nicht vordringt. Dafs sich aus einer solchen Ansicht dann auch kein rationeller Heilplan entnehmen lasse, zeigt der sogenannte klinische Theil dieses Kapitels. Was kann es nützen, die vorzüglichsten Mittel gegen die Wassersucht nach ihren verschiednen Kräften, insofern sie bald auf die exhalirenden, bald auf die resorbirenden Gefäfse, bald auf die Nieren eine unmittelbare Beziehung und specifische Wirksamkeit haben sollen, zu ordnen und in Reihe und Glied zu stellen, da es hiebey so ungewifs und dunkel wie zuvor bleibt, welche Mittel in den verschiednen Arten der Wassersucht den Vorzug verdienen. Für die Ausübung ist dadurch kein Schritt vorwärts gewonnen; in den gewöhnlichsten Handbüchern der Medicin sind jene Mittel auf die angegebene Weise klassifizirt; dafs Hr. H. noch die Abtheilung der reizenden und schwächenden Mittel hinzusetzt, bringt uns auch nicht weiter. Beklagenswerth wäre ein angehender Arzt, der seinen wassersüchtigen Kranken nach solcher Anleitung behandeln wollte.. en wir den Fall: der Kranke litte an Bauchwassersucht durch Schädlichkeiten erzeugt, welche direkte Asthenie der Erregung zur Folge haben, z. B. Erkältung. Hier liegt relative Thätigkeitserhöhung der exhalirenden Gefäfse zum Grunde (nach §. 246.). Die Indikation wäre: Anwen-

dung solcher Mittel, welche die erhöhte Thätigkeit der exhalirenden Gefäfse herabzustimmen vermögen. Als solche Mittel rühmt Hr. H. Digitalis purpurea, Senega und vegetabilisches Laugensalz. Aber wie sieht sich der folgsame Schüler getäuscht, wenn er nun vernimmt, dafs die Digitalis hauptsächlich bey Wassersuchten von indirekter Asthenie indicirt sey, eben so das vegetabilische Laugensalz. Auf diese Weise ist es unmöglich, aus des Verfassers Angaben eine richtige Indikation zu ziehen, indem sie eben so sehr berechtigen, die Mittel in jeder Art der Wassersucht, es mögen dabey die exhalirenden oder absorbirenden Gefäfse mit einem + oder — Thätigkeit vorherrschen, für indicirt oder auch für kontraindicirt zu halten. Keineswegs wird also die bisherige empirische Anwendungsart der renommirten Heilmittel in der Wassersucht beschränkt, sondern vielmehr sanktionirt. Zum Beweis dessen: Unter den Reizmitteln, die besonders auf die resorbirenden Gefäfse wirken sollen, zählt Hr. v. H. Anonis spinosa, die Squilla und das Quecksilber. Unter welchen Umständen, in welcher Species der Wassersucht die Squilla indicirt ist, sagt Hr. v. H. nicht. Das einzige Kriterium ihrer Anwendung ist also der asthenische Charakter der Wassersucht, die prävalirende Thätigkeit der resorbirenden Gefäfse, mit welcher Bestimmung die Aerzte am Krankenbett nicht weit reichen werden. In dem, was er von dem Gebrauch des Hauptmittels in der Wassersucht sagt, sieht man, wie sklavisch er den Aussprü-

chen andrer in Ermanglung eigner Ideen und Beobachtungen Folge leistet. Wenn er dem Quecksilber in solchen Fällen eine besondre Wirksamkeit zuschreibt, wo in den lymphatischen Drüsen oder in andern Eingeweiden organische Fehler sich entweder schon wirklich gebildet haben, oder sich zu bilden im Begriff sind, so sagt er etwas ganz Falsches und Ungereimtes. Denn ein so vortreffliches Mittel das Quecksilber in allen, primär von dem lymphatischen System ausgehenden, Krankheiten ist, so zeigt es sich doch in demselben Mafs unwirksam, als sich organische Fehler in diesem oder einem andern Theil des Organismus erzeugen; der Verfasser hat hier ganz verschiedne Zustände mit einander verwechselt. Wenn er dem sogenannten urintreibenden Mittel, Tinct. Cantharid., Ol. Therebinth., eine besondre Stelle hier anweist, so geschieht es unstreitig von der Ueberzeugung geleitet, dafs die unterdrückte Urinabsondrung zu dem Begründenden einer oder einiger Arten der Wassersucht gehöre; dies sagt er bestimmt bey der Cantharidentinktur, welche er in Wassersuchten, von indirekter Asthenie der Harnwerkzeuge und einer daher rührenden mangelhaften Urinabsondrung entstanden, für vorzüglich indicirt hält. Ist aber eine solche Betrachtungsart der Krankheit und ein solches Verfahren nicht dem der ältern Aerzte zu vergleichen, welche durch Ausleerung gastrischer Unreinigkeiten das Fieber heilen wollen? — Wenn Hr. H. ferner die mehr permanenten Reizmittel, Arnica, Gummi

Ammoniac., die bittern Mittel, aufser den genannten, noch angewendet wissen will, so beweifst er dadurch seine gänzliche Unwissenheit über die Natur der Wassersucht und bekennt, dafs die ihn einzig leitende therapeutische Idee die Bekämpfung der Asthenie ist.

Dafs das Eisen, welches Hr. H. gleich der China nur im Stadium der Reconvalescenz angewendet wissen will, bey einer häufigen, sich ganz besonders charakterisirenden Classe der Wassersucht das vornehmste Mittel sey, davon hat er auch nicht einmal eine Ahndung; eine Unwissenheit, um die er zu beneiden ist, da diese Thatsache allein hinlänglich wäre, die Nullität seines ganzen therapeutischen Systems zu beweisen.

Solche Aerzte nun sind weder fähig, einem System in seiner ganzen Konsequenz getreu zu bleiben: daran hindert sie die Routine, noch sind sie im Stande, den Weg der Routine ungestört zu verfolgen: daran hindert sie der Hochmuth, auch fehlt ihnen Einfalt und Reinheit des Sinnes, selber für Empirie. Und doch möchten sie sich gern das Ansehen geben, als wären sie im Besitz der soliden Grundsätze, der Erfahrung, der reinen praktischen Erkenntnifs, des geläuterten Hippokratischen Beobachtungsgeistes, und wo sie nicht ausreichen, da schreiben sie es getrost der menschlichen Beschränktheit überhaupt zu. Aber ein grofses Heer von Mitteln, zum Theil aus Büchern, kennen, und sie nach Willkühr in gewissen Krankheitsformen, von Nr. 1 — 12, anwenden, ohne durch

festere Kriterien geleitet zu seyn, als dafs sie der allgemeinen Sage nach bisher in den und den Fällen heilsam gewesen sind — heifst dieses den Weg der Erfahrung wandeln? — Der wahrhaft Erfahrne ergreift den individuellsten Charakter der Krankheit und wendet dann diejenigen Mittel an, die er als adäquate Gegensätze einer gründlichen und immer tiefer forschenden Wissenschaft der Natur abgelernt hat. Nur dem Ungefähr ist es zuzuschreiben, wenn der Blindgreifende einen Treffer aus dem Glückstopfe zieht; im andern Fall zieht er fort und fort, und zieht Niete auf Niete. Am schlimmsten jedoch scheint uns, wenn ein so verworrnes Aggregat von unvollständiger Theorie und gemischter Praxis auch noch als Lehrgebäude aufgestellt werden, und der schülerhafte Apparat wiederum Schüler bilden soll.

— *s.*

So viel von dem obigen Handbuch als für sich bestehend, ohne Bezug auf den Verfasser: das Folgende geht diesen allein an, und ist von einer andern Hand mitgetheilt worden.

Nachtrag zur Recension von Dr. Fried. Wilh. von Hovens Handbuch der praktischen Heilkunde.

Herr Joseph Frank, jetzt Professor an der Kaiserl. Russischen Universität Wilna, hielt, so lange er die Stelle eines Primar-Arztes im allgemeinen Krankenhause zu Wien bekleidete, Privatvorlesungen über mehrere Theile der Medicin und unter diesen über specielle Therapie. Er las gewöhnlich nach Heften, welche er während seiner Vorlesungen den Zuhörern diktirte, und welche dann unter diesen als Handschrift zirkulirten. Referent hat ein solches Kollegienheft nachgeschrieben und bis jetzt aufbewahrt. Er ist hiedurch in den Stand gesetzt, zu beweisen, *dafs mehr als neun Zehntheile* *) *dessen, was in den zwey Theilen des Lehrbuchs von Hoven enthalten ist, wörtlich, und meistens ohne alle Veränderung aus einem solchen Manuscripte, welches sich Hr. von Hoven, auf was immer für eine Wei-*

*) Da in der vorhergehenden Recension behauptet wird, dafs der Verfasser auch aus Reil, Hufeland, Sprengel, Consbruch, entlehnt habe, so wird man nicht in Verlegenheit seyn, auch noch dem zehnten Zehntheil seinen Eigenthümer zuzuweisen, so dafs Hrn. von Hoven von allen Federn, in die er sich gekleidet, nur eine einzige eigne übrig bleiben würde, nämlich die, mit der er abschrieb.

se, zu verschaffen wuſste, abgeschrieben ist, und Hr. v. H. somit nicht nur ein schändliches Plagiat begangen, sondern auch manches Eigenthümliche und Treffende, was dem Hrn. Prof. Frank indessen selbst für die öffentliche Bekanntmachung nicht reif schien, ihm gleichsam aus der Feder gestohlen habe. Referent ist bereit, wenn Hr. v. Hoven dieſs läugnen wollte, sich öffentlich zu nennen und einen legalen Beweis zu führen. Jetzt stellt er nur folgende Parallele aus dem eben zufällig aufgeschlagnen Abschnitte über die Syphilis auf, und versichert, daſs es sich mit vielen andern Stellen, und hauptsächlich in der ganzen Anordnung des Werkes, eben so verhalte.

von Hoven.	*Frank.*
Th. 2. S. 472.	
Die allgemeine Lustseuche, ehe sie noch in ihre bestimmte Form ausbricht, zeigt sich dem genauen Beobachter gewöhnlich durch eine blasse Gesichtsfarbe, und eine eigen entstellte Physionomie; der Kranke fühlt sich abgeschlagen, er klagt über flüchtige Schmerzen im Kopf, und in den Gliedern, schläft unruhig,	Die allgemeine Krankheit, ehe sie in ihre Form ausbricht, zeigt sich dem genauen Beobachter gewöhnlich durch blasse Gesichtsfarbe, Entstellung der Physionomie. — Der Leidende fühlt sich abgeschlagen, spürt vorübergehende Schmerzen im Kopf, und in den Gliedern, schläft unruhig, schwitzt des Morgens, und hat hie und da

schwitzt des Morgens, und hat zuweilen Zufälle eines intermittirenden Fiebers.

Die völlig-ausgebrochene Lustseuche (lues confirmata) äufsert sich durch folgende Erscheinungen: 1) auf der Haut durch a) Ausschläge (impetigines venereae), b) Auswüchse (condylomata), c) Schankergeschwüre (ulcera secundaria), d) Entzündungen. 2) in den Knochen — durch a) Knochenschmerzen (dolores osteocopi), b) Knochenauswüchse (exostoses), c) Beinfrafs (caries). 3) in den Drüsen — durch a) Entzündungen, b) Verhärtungen, c) Eiterungen.

Der venerische Ausschlag erscheint unter verschiedener Form: bald zeigt er sich in der Gestalt von kupferfarbenen, jetzt plat-

Zufälle eines Febris intermittens.

Die allgemeine Krankheit, welche unter dem Namen lues bekannt ist, äufsert sich in folgenden Organen: 1) auf der Haut durch impetigines, condylomata, ulcera secundaria und durch Entzündung. 2) im Knochensysteme durch dolores osteocopi, Exostoses, Caries. 3) im Drüsensysteme durch verschiedene Entzündungen und Verhärtungen von Drüsen.

Die impetigo venerea erscheint unter verschiedener Form: gewöhnlich unter der Gestalt von braunen, kupferfarbenen, bald plat-

ten, jetzt erhabenen, nicht juckenden Flecken, bald unter der Gestalt der Krätze (Scabies venerea).

Seite 479.

Bey venerischen Ausschlägen, wenn die Reizbarkeit nicht zu grofs, der Darmcanal nicht geschwächt, und die Umstände dringend sind, hat der Mercurius solubilis Hahnemanni den Vorzug. Man verordnet ihn auf folgende Art:

℞. ☿ solub. Hahnem.
gr. Vj.
extr. cort. peruv.
ʒß.
M. f. c. tinct. theb. q. s.
pill. no. XXIV.

Die Frage, wie lange mit dem Gebrauche dieser Mittel fortgefahren werden mufs, kann im Allgemei-

ten, bald erhabenen Flecken, welche nicht jucken; — hie und da erscheint aber das syphilitische Exanthem unter der Gestalt von Scabies.

Bei Exanthema venereum, nicht zu grofser Erregbarkeit, gehöriger Stärke des Darmcanals und dringenden Umständen geben wir dem Mercurius solubilis Hahnemanni den Vorzug. Z. B.

℞. extr. cort. peruv.
ʒß.
☿ solub. Hanem.
gr. Vj.
tinct. anod. q. s. ut fiat mass. pill. Div. in XXIV pill.

Die Frage, wie lange in dem Gebrauche dieser Mittel fortzufahren ist, erheischt eine weitläufige

nen nicht beantwortet werden. Die Hauptsache beruht darauf, ob der Kranke das Quecksilber vertragen kann oder nicht. Ersteres erkennt man, wenn die Zufälle der Lustseuche abnehmen, wenn kein Erbrechen, keine Colik, kein Fieber, keine Salivation entstehet.

Erklärung. Es kommt alles darauf an, ob der Patient das Quecksilber vertragen kann oder nicht. Ersteres erkennt man, wenn die Zufälle der lues abnehmen, wenn keine Diarrhoe, Erbrechen, Colik, Fieber oder Salivation entstehet.

Und so fort bis zu dem Ende des ganzen Buches.

III.

Miscellen.

Kritische Fragmente.

Jemand, der die Theorieen und Gemeinbegriffe rein aus sich getilgt, und den geraden, frischen Verstand wieder von vorn auf das Besondre angewendet, ist bis jetzt nicht erfunden worden, sagt *Baco*.

Aber unwillkührlich wird, früher oder später, diese Operation vorgenommen werden und die Uebersättigung durch Abstraktionen und leere Begriffe selbst die Durchdringung mit dem Besondern als das einzige Heilmittel der Seele anzeigen.

Der Mensch, welchen zu dieser Zeit die Anschauung des Concreten leer liefse und nicht erfüllte mit den Ideen des Göttlichen, Ewigen und Alleinlebendigen, müfste als verloren geachtet werden für Wissenschaft, wie für Religion.

Die Bildung jedes Steins (z. B. der Durchgang der Blätter) bietet Probleme dar, die nicht aufzulösen sind, ohne die erhabensten Ideen.

Wir erkennen nichts, als was in der Erfahrung ist, sagt *Kant*. Ganz richtig; aber das in der Erfahrung allein Seyende ist eben das Lebendige, Ewige oder Gott.

Gottes Daseyn ist eine empirische Wahrheit, ja der Grund aller Erfahrung.

Wer dieſs gefaſst hat und innig erkannt, dem ist der Sinn aufgegangen für Naturphilosophie.

Sie ist keine Theorie, sondern ein reales Leben des Geistes in und mit der Natur, das sich auf eben so unendliche Weise äuſsern und darstellen kann, als die Natur selbst. Darum so jemand zu dir sagen wird: hier ist sie oder da, so glaube es ihm nicht; wenn sie zu dir sagen: siehe, sie ist in der Wüste, so gehe nicht hinaus: siehe sie ist im Buchstaben oder Wort, so glaube es ihm nicht.

Ist denn die Poesie irgendwo vorhanden und vorräthig, daſs du sie aufnehmen und mit dir tragen könntest? Aber in jeder wahren Erscheinung erkennst du sie ganz, obgleich nie vollendet in ihren Erscheinungen selbst.

Einen beklag' ich, daſs ihm so groſs Unrecht geschieht. Mystiker schilt ihn das Volk, und er ist, leider, nur mystificirt.

Einen schätze ich und nenne ihn den Ossian der Naturphilosophie. — Ein andrer hat in der Philosophie die erste Idylle gedichtet in *Gefsner'scher* Weise. Eine *Theokritische* dichte uns nun ein Naturphilosoph.

* * *

Die Natur weiſs nicht durch Wissenschaft, sondern durch ihr Wesen, oder auf magische Weise.

Die Zeit wird kommen, da die Wissenschaften mehr und mehr aufhören werden, und die unmittelbare Erkenntniſs eintreten. Alle Wissenschaften, als solche, sind nur erfunden aus Mangel der letzteren:

z. B. das ganze Gebäude astronomischer Berechnungen, weil es dem Menschen nicht gegeben war, das Nothwendige in den himmlischen Bewegungen unmittelbar als solches zu sehen, oder das reale Leben des All geistig mitzuleben.

Einzelne waren und werden seyn, die der Wissenschaft nicht bedürfen, in denen die Natur sieht, und die selber in ihrem Sehen Natur geworden sind. Diese sind die wahren Seher, die ächten Empiriker, zu denen die jetzt also sich nennenden sich verhalten, wie zu Gottgesandten Propheten politische Kannengiefser sich verhalten.

Was durch einen solchen Seher verrichtet wird in Arzneykunst, oder irgend einem andern Werk, das ist Wunder; denn es wird ohne Vermittlung erkannt und gethan.

Wunder der Geschichte, Räthsel des Alterthums, die Unwissenheit verwarf, wird die Natur uns aufschliefsen.

Einen kenne ich; der ist von Natur ein unterirdischer Mensch, in dem das Wissen substantiell und zum Seyn geworden ist, wie in den Metallen Klang und Licht zu gediegner Masse. Dieser erkennt nicht, sondern ist eine lebendige, stets bewegliche und vollständige Persönlichkeit des Erkennens.

Redet, ums Himmels willen, nicht von Wissenschaft, da ihr noch kaum die Oberfläche geritzt habt. Die Wahrheit, ganz wie sie ist, anzuschauen, hat noch keiner das Herz gehabt.

Ihr klagt über ihren zu sinnlichen Ausdruck. Ich

sage euch, er ist noch lange nicht sinnlich genug. Noch konntet ihr Worte ohne Anschauung nachreden. Gienge euch heute ihr Sinn auf, ihr würdet erschrecken, und die Hälfte wenigstens fliehen von der heiligen Stätte.

* * *

Einer steht allein, auf dem Berge, wie er sagt, von wo er nur fern hinblickt in's gelobte Land, und wo er sich begraben lassen will von Gott dem Herrn.

Wär' es auch, dafs man das Ewige von dort nur im Nebel der Ahndung erblickte, so müfste man, um es zu wissen, doch auf dem Gipfel stehen.

Wo das Geschöpf sich selbst verschwindet und durchsichtig wird dem Schöpfer, da ist Vernunft.

Wem Vernunft das Urbild, das Absolute Nachbild dieses Urbildes, Philosophie die Kopie dieses Nachbildes, und also wiederum ein Andres ist, als Vernunft, der steigt herab, anstatt hinauf zu steigen, und steht zuletzt mitten in der Wüste.

Das Erkennende und das Erkannte ist dasselbe in der Vernunft, und das, was diese Einheit erkennt, ist wiederum nur dasselbe. Diese Dreyeinigkeit des Erkennens vermag keine Abstraktion aufzulösen. Wer sie nicht begreift, hat noch nichts auf ewige Weise erkannt.

Nicht ein Objektiviren *ihrer selbst* ist die Vernunft, denn sie ist nichts für sich, dafs sie sich objektiviren könnte. Sondern das Ewige ist *wesentlich* das Erkennen seiner selbst; und diese Selberbekräfti-

gung des Absoluten, die sein Seyn ist, ist der ganze und einzige Inhalt der Vernunft.

In's Transcendente strebt, wer selbst noch in einem andern, als diesem, wurzelt, dem es nicht das Eins und Alles, das Allein-Wirkliche geworden ist.

Im stillsten Daseyn und ohne Reflexion offenbart die Pflanze die ewige Schönheit. So wäre dir am besten, schweigend und gleichsam nicht wissend Gott zu wissen.

Dieses nichtwissende Wissen erkennet, bevor ihr für das Höchste ausgebt das Ahnden und den Glauben!

Nur in der höchsten Wissenschaft schliefst sich das sterbliche Auge, wo nicht mehr der Mensch sieht, sondern das ewige Sehen selber in ihm sehend geworden ist.

Der alte Seher hatte Gott von Angesicht zu Angesicht erkannt, bevor er begraben wurde, an der Stätte, die nur Gott wufste.

* * *

Schon giebt es mehr Theorieen der Sinne, als Sinne. Die, in welchen Sinn ist, müssen alle sich auflösen und wiederfinden in einem umfassenden.

Es giebt eine objektive Ordnung der Sinne, dem Typus gemäfs, der in den Formen der allgemeinen Naturthätigkeit ausgedrückt ist.

Der Thätigkeit, welche im Produkt Magnetismus, im An-sich oder Wesen Klang ist, entspricht unter den Sinnen Gefühl- und Gehörsinn.

Elektricität, Licht (das An-sich aller Elektricität); ihnen entspricht Geruch- und Gesichtsinn.

Chemismus, Wärme (das An-sich alles Chemismus); ihnen parallel ist der Geschmack- und der Wärmesinn.

In der allgemeinen Conformation des Thierreiches ist die Vereinigung des Weichen und Starren das höchste Problem der Natur.

Die allmähliche Zurückdrängung des Knochensystems nach innen ist eine allmähliche Vereinigung des Gehör- und des Gefühlthiers.

Das Organ des Gefühls sind die sämmtlichen weichen, des Gehörs die gesammten harten Theile des Leibes.

Auf der tiefsten Stufe wird der Natur ein blofses Fühlthier; das Hörthier fällt in den Korall, aufser dem Fühlthier. Die Schale der Mollusken bildet die schneckenförmigen Windungen des künftigen Gehörorgans vor; aber noch ist es aufser dem Fühlthier, als ein Anderes, wenn schon in näherer Verbindung mit ihm, als im Polypen.

Im vollkommensten Hörthier geht der Natur dagegen das Fühlthier fast verloren; der Vogel hat verhältnifsmäfsig das wenigste Fleisch, und auch dieses geht in die Vegetation einer äufsern Bedeckung über.

Die Vereinigung anfänglich sich ausschliefsender Systeme ist keins der geringsten Unterscheidungsmerkmale der Säugthiere von den niedern Thierklassen.

Jedes Thier ist zugleich Licht-Thier und Schwe-

re-Thier; jenes im System der weichen, dieses in dem der harten Theile.

Der Mensch ist die gelungenste Vereinigung des vollkommensten Gehörthiers mit dem vollkommensten Gefühlthier; ein innerer und äufserer Mensch.

Beyder Systeme Verhältnifs ist gleich dem der Erden und Metalle im allgemeinen Leibe der Erde.

Gefühl- und Gehörsinn sind Sinne des Nacheinander; Geruch- und Gesichtsinn Sinne des Aufser- und Nebeneinander, Geschmack- und Wärmesinn des Ineinander.

Dieser Ansicht gemäfs ist die Ordnung der Sinne die der drey Dimensionen. In jeder derselben aber ist der Sinn gedoppelt nach dem Weichen und Harten, wie das Thier selbst ein gedoppeltes ist.

Der Gegensatz der Sinne nach dem Weichen und Harten entspricht auch dem Gegensatz von Raum und Zeit.

Geschmack ist der dem Weichen verwandteste Sinn unter denen, die dem Harten angehören; darum empfindet er die Gegenwart, d. h. das Räumlichste in der Zeit. Geruch ist Empfindung des Kommenden, d. h. des Zeitlichsten im Raum, des Aufsereinander ohne Nebeneinander. Im Gehör ist die Zeit selbst absolut geworden und der Raum in die Zeit aufgenommen, also als Raum besiegt.

Von den Sinnen, die dem Weichen angehören, nähert sich das Gefühl, besonders in den Hauptorganen für Kohäsion, den Fingern, am meisten dem Harten; daher es Sinn ist für das Nacheinander oder

Zeitliche im Raum. Da der Gegensatz von Zeit und Raum selbst der von erster und zweyter Dimension ist: so mufs die Zeit am vollkommensten im Gesichtssinn (dem Weichsten), wie der Raum im Gehörsinn (dem Härtesten) negirt seyn. Der dritte, räthselhafte Sinn, für den wir keinen ganz adäquaten Namen haben, nimmt die Zeit, relativ auf den Gesichtsinn, wieder auf; er vereinigt Nähe und Ferne, die im Gefühl und Gesicht getrennt sind; er ist Gefühl in die Ferne, Empfindung des Zeitlichen oder Kommenden, als Gegenwärtigen; divinatorischer Sinn.

Gesicht erkennt die Unendlichkeit in der Einheit; Gehör die Einheit in der Unendlichkeit.

Die Schwere, das Einzelne überwältigend, setzt ebendarum das Licht oder die innre Identität aller Dinge *in* das Einzelne. Defshalb sind die Sinne, die dem Harten angehören, Sinne, denen das Innere der Dinge deutlich, das Aeufsere dunkel ist.

Umgekehrt; das Licht, das Einzelne, als das Einzelne entfaltend, setzt in ihm selbst die Schwere, als das Band oder Erkennende. Darum ist den Sinnen, die dem Weichen angehören, nur das Aeufsere Licht; das Innere Nacht.

Im Gehör, Geruch und Geschmack ist eigentlich die Schwere das Construirende, weil sie das Licht innerlich setzt; im Gesicht- Gefühl- und Wärmesinn ist das Lichtwesen oder Ideale das Construirende, weil es die Schwere als innerlich, oder erkennend setzt.

Nur durch ihren eignen ursprünglichen Gegensatz

kann die Natur anschauend werden im Einzelnen; d. h. nur durch jenen Gegensatz sind Sinne möglich.

Die Natur ist ganz innerlich (ideal) und ganz äufserlich (real). Ganz innerlich, denn es ist alles nur in ihr; ganz äufserlich, denn sie ist ganz auch das Seyn, da nichts aufser ihr ist. Sie ist also weder das eine, noch das andre insbesondre, sondern die absolute Identität beyder.

Durch die Vereinzelung der Sinne, kraft welcher Innerliches und Aeufserliches getrennt gehalten und für sich dargelegt ist, wird das Thier aus der absoluten Einheit gesetzt, in der die Natur lebt.

Diese Einheit aber schlägt durch im Instinkt und den vernunftähnlichen Handlungen der Thiere.

Die Thiere, sagten wir, sey'n die natürlichen Somnambulisten (Aphor. 72.); aber wahrer andre vor uns, dafs die ganze Natur im Somnambulismus ist.

Die erste oder objektive Ordnung der Sinne begreift in sich schon die Eintheilung der Sinne in materielle und immaterielle.

Gefühl, Geruch, Geschmack sind die Sinne für Identität, Differenz und Totalität im Einzelnen oder im Produkt.

Die drey immateriellen Sinne sind Sinne für das Wesen oder Ideale der Dinge selbst; Gehörsinn Sinn für das An-sich aller Identität, Gesichtsinn Sinn für das An-sich aller Differenz, Wärmesinn Sinn für das An-sich aller Totalität.

Die Stufenfolge der untern Thierklassen kann nicht bestimmt werden nach dem Hervortreten der Sinne

bey ihnen; denn vielmehr treten die höhern oder niedern Sinne bey ihnen hervor, je nachdem sie auf der tieferen (der Reproduktions-) Stufe zurückgehalten, oder bereits zu einer höheren verklärt sind.

Da Kampf mit der Masse und Produktion derselben das ausgezeichnetste Moment im Leben der Thiere von der untersten Ordnung ist: so ist es auf der tiefsten Stufe eine *Folge* von Geschöpfen, durch welche das Anorgische, die Korallen, producirt werden; die Differenz ist ganz von der Identität beherrscht; in der Klasse der Würmer und Mollusken ist das erste entschiedne *Zerfallen* des Geschlechts *in Individuen* offenbar, wo jedes für sich sein eignes Gehäuse trägt; in der Blüthe des Insektenreichs, durch jene dargestellt, die Kunsttrieb beseelt, sammelt sich die Natur; was bey'm Polypen successiv geschah, geschieht *simultan;* es herrscht — Einheit des Kunsttriebs mit Getrenntheit der Individuen; Identität, aber als Totalität.

War nur Einer Homeros, und dennoch Viele; und Viele
Seyend Einer doch nur, denk' ihn als Bienengeschlecht.

Die Folge der untersten Thierklasse ist daher: Polyp (Wurm), Molluske, Insekt.

Die Stelle jeder Thierklasse ist zu bestimmen nach dem, was bey ihr zuerst entschieden hervortritt; denn dieses bezeichnet eine Epoche in der Geschichte der Schöpfung.

Das im Fisch zuerst hervortretende ist das Herz und der einfache Kreislauf. Darum behauptet er un-

ter den Thieren der zweiten Dimension wieder die erste Dimension.

Jedes Thieres Natur ist gemischt aus den Bestimmungen der allgemeinen Dimension, zu der es gehört und der besondern Stelle in dieser.

Der letzten dankt der Fisch die alles übertreffende Fortpflanzungsfülle; der ersten die bedeutende, aber noch weniger substantielle, Irritabilität, die galvanische Artikulation der Knochenblätter und die elektrische Kraft.

In Ansehung der Respiration wird im Fisch nichts geändert; es wird nur reproducirt, was in der Molluske schon geschaffen war.

Erstes Hervortreten einer sehr ausgebreiteten und ausgebildeten Lunge; Selbstständigkeit der Respiration, doppelter Kreislauf in den bekanntesten Gattungen, Dauer der Irritabilität und Unzertrennlichkeit von der Materie auch in einzelnen Theilen — diefs sind die bezeichnenden Momente der Bildung des Amphibion.

Maximum der Schnelligkeit, Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit willkührlicher Bewegung weist den Gipfel dieser Bildungsstufe deutlich genug dem Vogelgeschlecht an.

Die Folge der Thiere dieser Dimension ist daher: Fisch, Amphibion, Vogel.

Die Ordnung, nach welcher die Sinne im einzelnen hervortreten, ist bestimmt nach dem Mafs, in welchem die innre Vollendung des Organismus für sich einen höheren Grad durch sie erreicht.

Es ist nicht wahr, dafs die Sinne in der Ordnung hervortreten, in welcher sich durch sie die äufsere Welt des Organismus erweitert.

Die innre Vollendung des Organismus für sich hat folgende Stufen. *Erste:* er ist auf sich selbst beschränkt, und enthält nur die unendliche Möglichkeit seiner selbst. *Zweite:* er nimmt die Möglichkeit andrer Dinge, aber als andrer oder mit Differenz, in sich auf. *Dritte:* er enthält die Möglichkeit andrer Dinge aber in sich bleibend, und in der Identität mit sich selbst beharrend.

Auch diese Stufenfolge reproducirt sich in den Sinnen.

Die Sinne, in welchen der Organismus blofs die unendliche Möglichkeit seiner selbst enthält, sind der Gefühl- und Geschmacksinn, (vermöge seiner Beziehung auf Nutrition).

Die, in welchen er die Möglichkeit andrer Dinge, aber als andrer, aufnimmt, der Gesicht- und der Geruchsinn, von welchen beiden der letzte innerlicher ist.

Die Sinne, in welchen der Organismus die Möglichkeit andrer Dinge aufnehmend zugleich ganz in sich selbst bleibt, sind der Wärmesinn und der Gehörsinn.

Diese Ordnung, die subjektive, ist die des Hervortretens der Sinne im Thierreich.

Da jeder Dimension zwei Sinne entsprechen: so hat das Meiste für sich, anzunehmen, dafs von beiden derjenige früher hervortrete, in dem mehr die Aeufserlichkeit, als die Innerlichkeit herrschend ist; oder, was hier dasselbe ist, der dem Weichen angehörende

vor dem, welcher in derselben Dimension dem Harten angehört. So z. B. das Gefühl vor dem Geschmack.

Nur nach einem solchen allgemeinen Princip möchte sich entscheiden lassen, welchem Sinn jede einzelne Thierklasse entspreche.

Die Erfahrung läßt darum zweifelhafter, weil die Natur keine scharfen Unterschiede kennt und in jeder Gattung mehr oder weniger deutlich alle reproducirt. So sinkt sie auch, in Erschaffung einer neuen Stufe, relativ auf die vollkommensten der vorhergehenden, wieder zurück, um erst, gleichsam durch einen neuen Anlauf, den neuen Sinn in seiner höchsten Vollendung zu schaffen. Umgekehrt keimt in dem niedrern Sinn zugleich der höhere derselben Stufe.

Wo die Sinne noch vereinzelt hervortreten, ist keine Allheit, eben darum auch keine Einheit. Das Thier hat nicht Sinn, sondern es ist selbst der in seiner Vereinzelung äußerlich hingelegte Sinn, wie *Harvey* von dem Ey sagt, es sey *Uterus foris expositus*.

Die sechs unteren Thierklassen sind die sechs für sich dargestellten und bloßs gelegten Sinne.

Der Polyp ist die erste Gefühlspapille; nichts mehr; die Entwicklung dieses Sinns zum Tastsinn, der kein eigner ist, ist in den nackten Würmern dargelegt, den reinsten Organen der ersten Dimension.

Der Geschmacksinn ist in den Mollusken exponirt. Die Zunge der höheren Thiergattungen ist eine wahre Molluske, die ihr Gehäuse außer sich im Gehörorgan

niedergelegt hat. Daher beyder Verbindung; endliche Erhebung der Zunge zum Organ der Sprache.

Die Zunge der Thiere ist entweder halbflüssig, wie die meisten Bewohner der Conchylien; in andern Gattungen beynahe knorplich, hornartig, mit Borsten versehen, oder wie auch in Krankheiten incrustirt — Crustaceen, Testaceen.

Salz ist die Indifferenz aller dynamischen Potenzen, im Magnetismus, wie das (einseitige) Wasser im Elektrismus. Im Wasser des Oceans ist eben darum die ursprünglichste und absoluteste Indifferenz aller Richtungen bewahrt.

Das Insekt, als erstes Personifikat des Lichtsinns, hat beredte Vertheidiger gefunden; und nach dem eben aufgestellten Princip müfste der Gesichtsinn allerdings vor dem Geruchsinn hervortreten.

Ich erkenne an, dafs die Natur ein Insekt nach Entwicklung des Lichtsinns tendirt, und die ersten Augenknospen, in seinen Halbkugeln, hervortreibt, die vielleicht nur auf dem höchsten Gipfel völlig aufbrechen. Nach dem Grundsatz aber, dafs jedes Thieres Stelle bestimmt werden müsse nach dem, was bei ihm *zuerst*, wenn gleich, eben defshalb, unvollkommener gebildet, hervortritt, ist das Insekt als das dem Lichtsinn entsprechende Thier anzusehen.

Wie die Molluske *ganz* Geschmacksorgan, so das entwickelte Insekt *ganz* Gesichtsorgan; darum aber ist diefs Organ in der bestimmten Ausbildung und Unabhängigkeit vom Ganzen weniger an ihm demonstrabel.

Das

Das einzige Insekt, das ein bewegliches, d. h. vom Ganzen unabhängiges Auge hat, ist ein im Wasser lebendes, und der Fisch, bey dem die Intensität des Geruchsinns übrigens entschieden ist und der diesem mit Recht parallel gesetzt wird, zeigt zuerst das Auge einzeln, mit Bestimmtheit unterscheidbar; wie hinwiederum dieses Organ in seiner höheren Ausbildung zu seinem Element ein salziges Nafs hat, der Hornhaut des Auges und dem Farbenglanz der Iris, aufser den glänzenden Bedeckungen der Insekten, nichts so sehr entspricht, als die Schuppenhaut der Fische und der oft wunderbare Glanz in ihren Bedeckungen. Ebenso dem Leuchten des Auges nichts so bestimmt, als das Leuchten einiger Insekten, und die Phosphorescenz und Elektricität der Fische.

Schnell und häufig, mit dem Wechsel der Lebenskraft und Leidenschaft, wechselt, dem Aug' ähnlich, der Fisch seine Farbe. Er spielt im Licht, und geht bethört durch nächtlichen Glanz in das umfangende Netz. Kühnheit, Raubsucht, deren Kraft im Gesichtsinn liegt, sind nach den Insekten zuerst mächtig im Reich der Fische. Ihre Krystallinse ist weit convexer, als die der Vögel, der Vierfüfser, des Menschen; feiner ihre Netzhaut ausgebildet, als ihre Riechnerven — mit dem andern zusammengenommen, wenn das allgemeine Princip nicht widerspräche, verführerische Gründe, den Fisch als das Expositum des Lichtsinns, das Insekt — (man denke, dafs sie fast durchweg Respirationsorgan sind, dafs sie im Dunkeln

durch Geruch geleitet werden und im eigentlichen Reich der Düfte wohnen) — als das erste, noch freie, Geruchsorgan zu betrachten.

Den Augen der Fische fehlt, sonderbar genug! das *Corpus ciliare*, eine kiemenähnliche Bildung des innern Auges, ebenso Wimper und Lieder, kiemenähnliche Bildungen der äußern Bedeckungen.

Wie die Schwere die Totalität der Dinge dem Allgemeinen nach ist: so die Wärme dem Besondern oder der Differenz nach.

Keine innigere, das Wesen durchdringendere, Gemeinschaft der Dinge, als die durch Schwere und Wärme! Wie es ein Gleichgewicht der Schwere giebt, so ein Gleichgewicht der Wärme.

Die Wärme, als entsprechend der dritten Dimension, kann auch als Indifferenz von Magnetismus und Elektricität gedacht werden. Jener entspricht unter den dynamischen Potenzen der Schwere, diese dem Licht; Wärme daher in der Potenz des dynamischen Lebens = Identität von Licht und Schwere, (wie auch *Steffens* behauptet).

Von der schlechthin absoluten Identität des Lichts und der Schwere ist aber die Wärme nur der unmittelbarste objektive, oder dynamische, Ausdruck; keineswegs sie selbst.

Daher unmittelbare Erscheinung der Wärme, und selbstständiger Wärme, wo jenes absolute Band von Licht und Schwere sich entfaltet.

Jedes andre Princip hat euren Fragen mit Zeichen

geantwortet; meint ihr, dafs dieses schweigen werde, wenn ihr es fragt? Noch steht das Experiment still vor ihm, als dem innersten Heiligthum, und findet nicht die ganz neue Welt von Phänomenen, die „In ihm sich aufschliefsen würde.

Vielleicht dafs, ohne es zu wissen, der thierische Magnetismus mit jenem Wesen alles Lebens und Organismus experimentirt hat.

Der Totalitätssinn kann nur so Wärmesinn heifsen, wie der Gesichtsinn Lichtsinn heifsen kann, da er nicht sowohl ein Sehen oder Empfinden des Lichtes, als solchen, als vielmehr der Dinge ist, mittelst des Lichts.

Wie das Gesicht ein Sinn für die Dinge in ihrer blofs idealen Differenz ist: so der Wärmesinn eine Empfindung der Dinge in ihrer idealen Totalität, oder in der Temperatur des besondern Lebens im allgemeinen Leben.

Wie sich alle dynamischen Potenzen indifferenziiren in der Wärme, so die ihnen entsprechenden Sinne im Wärmesinn.

Darum ist er der dunkelste aller immateriellen Sinne, und derjenige, durch welchen die Sinnlichkeit des Thiers, selbst der Flechten in dem allgemeinen Lebensprocefs der Natur, der unmittelbaren Empfindung ihrer allgemeinen Zustände fähig ist.

Das unmittelbare Sinnorgan für die Wärme ist das gesammte Hautsystem; durch eben dieses hängt das Thier am bestimmtesten zusammen mit der all-

gemeinen Lebens-Temperatur der Natur und deren wechselnden Zuständen.

Die Haut ist das Auge für die Wärme — die verschiedne Farbe der Iris, entsprechend der verschiednen Hautfarbe. — Schwarzes Pigment des Auges und (wenn schon nur in Einer Race entwickeltes) der Haut.

Die erste wahre Haut bildet die Natur im Amphibion, obschon auch hier, wie allerwärts, frühere Stufen erst wiederholend, (z. B. die Mollusks in der Gattung *Testudo*). Im Fisch war die Haut noch mit Schuppen bedeckt; in den Häutungen der Schlange offenbart sich die grosse Bedeutung, welche für die Natur die Bildung dieses Organs hat.

Der Wärmesinn ist im Amphibion hypostasirt, das am meisten von allen Geschöpfen mit allen Potenzen der Natur in Gemeinschaft steht. Die Wärme selbst ist Amphibion, stets zwischen Festem und Flüssigem lebend, ja nur auf der beständig wechselnden Gränze zwischen beiden wirklich und möglich. — Abhängigkeit des Amphibion von der allgemeinen Temperatur — (Schlangen erstarren durch nächtliche Kälte und werden durch Tageswärme wieder belebt)

Vorempfindung meteorologischer Veränderungen im Amphibion.

Da die Wärme die Seele der dritten Dimension ist: so mufs auch der Wärmesinn aufser seinen unmittelbaren Organen, den Amphibien, im Thierreich hervortreten, wo in irgend einer Bedeutung die dritte

Dimension erreicht ist. So mangelt nicht dem Insekt der Sinn für Wärme und damit für Totalität, und erzeugt Vorgefühl künftiger Veränderungen.

Kunst kann nur im reinen Gegensatz hervortreten. Darum ist nur mit dem Gehör- und Gesichtsinn Kunsttrieb verbunden, weil in ihnen Raum und Zeit am getrenntesten gehalten sind. Der einseitige, räumliche, — architektonische — Kunsttrieb wohnt im Insekt; im Vogel, dem Personifikat des Hörsinns, verbindet sich der musikalische mit ihm.

Einheit eines Ganzen mit sich selbst, d h. mit seinen Theilen ist innre Ruhe; Bewegung setzt Differenz der Theile und des Ganzen: die Thätigkeit der Wiederherstellung nach gestörtem Gleichgewicht ist *Klang*.

Der Klang ist nicht Magnetismus noch Kohärenz, sondern das Wesen oder Ideale, angeschaut als das An-sich aller Kohärenz.

Die Materie ist das gesprochne Wort, Klang das sprechende, das lebendige Wort.

Klang ist die erste Einbildung des Unendlichen in das Endliche, daher mufs er in der vollendeten Einbildung, wo das Ewige das Zeitliche, die Bejahung das Bejahte durchbricht, wieder lebendig werden und als das erste das letzte seyn.

Im Gehör findet die Natur sich selbst und geht wieder ein in das erste Bewufstseyn ihrer ursprünglichen Einheit und Selbstfassung.

Der Gehörsinn ist der innerlichste der Sinne und

darum der höchste in Bezug auf die Vollendung des organischen Wesens in sich selbst.

Nachdem die Natur in den untergeordneten Gattungen einseitig geschaffen, beginnt sie ihre allseitigen Schöpfungen in den Säugthieren und gewinnt, die Sinne immer concentrischer stellend, allmählig den Brennpunkt, wo Vernunft entflammt.

Wie das menschliche Fleisch ein Chaos aller Farben: so die menschliche Sprache das Chaos aller Töne und Klänge, und darum recht eigentlich das Fleisch gewordne Wort.

In der Pflanze bildet die Natur mehr das Verhältniss der Erde zum Centro; im Thier mehr das Verhältniss des Centri zur Erde aus.

Das potenzlose Bild der potenzlosen Identität muss von beyden Richtungen der Natur nicht sowohl die Synthesen, als die absolute Identität seyn.

Der Mensch ist schon der Form seiner äussern Bildung nach der gelungenste Kubus der Natur. Auch im Menschen, wie im Weltkörper, ist das Verhältniss des Allgemeinen oder Subjekts zum Besondern oder Objekt ein Verhältniss des Quadrats zum Kubus.

Wie im Umlauf das Allgemeine des Weltkörpers das Besondre festhält und *sich* in ihm, d. h. es als sich selbst anschaut, so fasst das Allgemeine des Menschen sich im Besondern durch die Sprache.

In der Sprache ist die höchste Identität der Seele und des Leibes.

Die Sprache vergegenwärtigt unmittelbar das Un-

endliche; sie ist absolutes Ergreifen des Raums durch die Zeit, der Totalität durch die Identität.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anmerkung. Wie ich aus einer gelehrten Zeitung ersehe, hat ein Buchfabrikant, der sich wahrscheinlich nachgeschriebne Hefte von meinen Vorlesungen zu verschaffen wußte, neben andern Sätzen auch den obigen (mit ° bezeichneten), jedoch ohne ihn zu verstehen, in seinem Fabrikat mitgetheilt. Es wäre gegen diese mit naturphilosophischen Ideen jetzt immer weiter getriebne Industrie nichts zu sagen, wenn bloß davon sich handelte, daß einer oder der andre, der es bedarf, sich dadurch ein leichtes Stück Brod erwirbt. Aber es offenbart sich in dem treuherzigen Publikum ein solcher Mangel an Unterscheidung, daß dergleichen Waare dem einen Theil ordentlich als Auktorität und Dokument gilt; der andre daran sich erbaut und Erläuterungen sucht in so trüben Abflüssen. Dieß ist wohl Grundes genug, einmal von diesem Unfug Notiz zu nehmen, und etwas zu thun, daß er aufhöre, um so mehr, als schlecht nachgeschriebne Hefte der Naturphilosophie, auch der Aesthetik des Verfassers, angefangen haben, in Circulation zu kommen, und sogar auf Universitäten vom Katheder abgelesen zu werden. Meine überall verbreiteten Zuhörer, denen ich Fleiß und Kräfte gewidmet habe, ersuche ich, das, was sie aus meinen

Vorlesungen notirt haben können, nicht solchen seichten Plagiatoren zu überantworten, da sie selbst wohl wissen, zu der Einsicht, die sie vom Ganzen bekommen haben, durch nichts geschriebenes gelangt zu seyn. Seit ich den Mifsbrauch, der mit den Ideen der Naturphilosophie getrieben wurde, gesehen, entschlofs ich mich, das Ganze bis auf eine Zeit, wo jener nicht mehr zu besorgen steht, einzig der lebendigen Mittheilung vorzubehalten; den unverschämtesten unter jenen Plünderern der Naturphilosophie hat bis jetzt nur eben dieses Ganze gefehlt, um auch darüber herfallen zu können, anstatt dafs sie bis jetzt, im Einzelnen nachsprechend, durch jeden Versuch, selbst ein Ganzes zu organisiren, nur ihre gänzliche Unfähigkeit zu der Sache geoffenbart haben. Darum bleibe ihnen das Einzelne ferner preisgegeben; das Ganze bestehe, wie bisher, in lebendiger Ueberlieferung unter den wahrhaft Eingeweihten.

JAHRBÜCHER

DER

MEDICIN

ALS

WISSENSCHAFT

ΙΑΤΡΟC ΦΙΛΟCΟΦΟC ΙCΟΘΕΟC.
ΙΠΠΟΚΡ.

Dritten Bandes erstes Heft.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

A D
Bibl.
Acad.
Land.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

I. Wissenschaftliche Abhandlungen.

I. Versuch einer Theorie der Entzündung von A. F. Marcus.

Einleitung . . . . . Seite 3.

1. Ueber das Wesen der Entzündung . — 13.

2. Die Zeichen der Entzündung . . — 36.

3. Von dem Einflusse der Constitution, des Alters und Temperaments . . — 43.

4. Von den äusseren Einflüssen . . — 50.

5. Die Ausgänge der Entzündung . . — 71.

6. Die Progonse . . . . . — 93.

7. Ueber Indication und Indicata . . — 102.

II. Ueber die Analogie des Erkenntnifs- und des Zeugungs-Triebes von Franz Baader . . . . . — 113

I.

Wissenschaftliche Abhandlungen.

I.

Versuch einer Theorie der Entzündung

von

A. F. Marcus.

Einleitung.

So viele Theorien in der Medizin blühten, so mannichfaltig waren die Versuche, das Wesen der Entzündung zu erklären.

Bis auf den jetzigen Augenblick aber sind diese Versuche für Wissenschaft und Kunst unfruchtbar geblieben.

Inzwischen läfst sich in beyden kein Schritt vorwärts thun, bis dieser wichtige Gegenstand mehr ins Reine gebracht ist.

Bey dem Beginnen, die Wirkung des Eisens zu erklären, fühlte ich die Schwierigkeiten, womit man hier zu kämpfen hat, und sie wuchsen bey dem Versuche mit dem Quecksilber.

Je mehr ich aber diese Schwierigkeiten, und die Lücken, welche hier auszufüllen sind, kenne, desto weniger schmeichle ich mir, etwas erschöpfendes über diesen Gegenstand zu liefern.

Es wird aber schon verdienstlich seyn, die Sache wieder in Anregung gebracht, und, wo nicht eine

Construction der Entzündung gegeben, doch die Begriffe darüber etwas mehr berichtiget, und aufgeklärt zu haben.

Es dürfte von einem jeden Schriftsteller über Physiologie, Pathologie und Therapie billig gefordert werden, dafs er seine Meinung über diesen Gegenstand äufsere, bevor er weiter in das Heiligthum der Wissenschaft eindringe, und da das Fundament des ganzen medizinischen Gebäudes darauf beruht, so sollte an dieser Schwelle jeder erwartet und begrüfst werden.

Die Wichtigkeit und Wahrheit dieser Behauptung fühlte man zu allen Zeiten, und die Systematiker wenigstens begannen ihre Untersuchungen mit einer Erklärung und Beschreibung der Entzündung und Entzündungszustände.

Es greift aber auch kein Zustand so allgemein und tief in alle Krankheitsformen ein, als die Entzündung.

Durch die Erregungstheorie sollte dieses Kapitel zwar etwas beschränkt werden, es war aber eben die Klippe, woran sie vorzüglich scheiterte. Nach jenen Grundsätzen sollten die hypersthenischen, worunter die Entzündungskrankheiten mit begriffen waren, die geringeren an der Zahl ausmachen. Man glaubte, dafs sie sich zu den asthenischen, wie 1: 10 verhielten. Dieses Verhältnifs dürfte aber gerade umgekehrt werden.

Ein unrichtiger Begriff in der Medizin hat stets viele andere nach sich gezogen, und so hat jene An-

nahme der Erregungstheorie die antiphlogistische Heilart äuſserst beschränkt, und die incitirende, antiasthenische mehr geltend zu machen gesucht. Wenn hierbey immer ein wirkliches Reitzen, Stärken verstanden werden müſste, so wäre dieses ein gefährlicher Grundsatz.

Wenn etwas dabey heraus käme, eine Heilmethode allgemein zu empfehlen und anzuwenden, so müſste es nach Theorie und Erfahrung die antiphlogistische seyn.

Es hat sich aber auch keine Methode so lange erhalten als diese, und nur durch den auſserordentlichen Miſsbrauch des Aderlaſsens ist sie in einen so üblen Ruf gekommen. So oft sich diese Heilart verdrängt sah, so ist sie stets wieder hervorgerufen worden.

Sie war aber auch nie ganz unterdrükt, es waren stets nur Sekten, Partheyen, welche von ihr abfielen, und war sie gleich nicht stets die herrschende, die tonangebende, so blieb sie doch in der Ausübung die belichteste und am häufigsten angewendete.

Die Untreue an der Natur kann nicht lange bestehen, sie weiſs ihre heiligen Rechte bald wieder geltend zu machen. Sollte das antiphlogistische Heilverfahren in der Folge noch so oft verdrängt werden, es wird stets mit neuem Vertrauen und Ansehen sich wieder emporheben.

Wo die Erscheinungen sich so ähnlich sehen, als bey den Entzündungen und dem ganzen Fiebergeschlechte, dürfte vielleicht auch wohl angenommen werden, daſs ein und das nämliche Wesen ihnen zum

Grunde liegen müfse. Wenn die Natur gleich unendlich mannichfaltig in ihren Aeufserungen ist, so bleibt ihr Wesen doch höchst einfach, und die Krankheiten einer und der nämlichen Thätigkeit, so wie sie aus einer Quelle fliefsen, bilden eine Familie und sind sich sehr nahe verwandt. An diese Verwandtschaft, an diese Physiognomie der Fieber und Entzündung hätte man sich längst schon fester halten sollen. Wo ist der Arzt, auch der erfahrenste, der nicht schon öfters am Krankenbette eine Fiebergattung mit der andern verwechselt hätte. In der Heftigkeit der Lungenentzündung. des Typhus, wer unterscheidet aus den Erscheinungen allein, ohne Ausmittelung mehrerer anderer, nicht sogleich in die Augen fallender, Umstände, ob es diese oder jene Form sey?

Man begreift daher leicht, dafs zu einer Zeit, wo man sich fast ganz allein an Erfahrungen und Beobachtungen hielt, weniger dem Raisonnement folgte, auch eine und die nämliche Heilart mit weniger Modificationen bey allen diesen Formen in Ausübung war.

Vielleicht gelingt es uns, an der Entzündung zu zeigen, dafs die Krankheiten einer und der nämlichen Thätigkeit nur Eine Heilart fordern.

So wenig eine Thätigkeit ganz vernichtet werden kann, eben so wenig geht sie in eine andere über, und verläugnet ihren Charakter. Es ist ein Irrwahn, an eine gänzliche Verwandlung der Dimensionen zu glauben. Dieses kann eben so wenig statt finden, als dafs die Krankheiten, welche davon abhängen, ganz ihr Wesen verändern.

Fliefsen Fieber und Entzündung aus einer Quelle, sind sie sämtlich Krankheiten einer Dimension, und ist diese jene, welche sich in der eigenen Thätigkeit des Gefäfssystems ausdrückt, so wird gegen alle Krankheiten derselben, sie mögen hypersthenische oder asthenische seyn, auch nur ein und das nämliche Heilverfahren statt finden können.

Wenn sich unter widernatürlicher Reitzung oder zu grofser Thätigkeit des Gefäfs-Systems, unter verstärkter Energie der Lebensthätigkeit nichts anderes, als eine Veränderung des irritablen Systems denken läfst, so müfsen auch wohl die hypersthenischen, activen Krankheiten hierzu gezählt werden. Wenigstens würde zu schwache Reitzung, eine zu geringe Thätigkeit des Gefäfs-Systems, zu wenig Energie der Lebensthätigkeit das Gegentheil nicht bezeichnen können.

Wäre der Begriff, den die Erregungstheorie mit Hypersthenie verbindet, nicht an und für sich ein irriger, so müfste es nur hypersthenische Fieber und Entzündungen geben. Das Irrige dieses Begriffes beruht aber zum Theile darauf, dafs die grofse Thätigkeit des Gefäfs-Systems eben so wenig in Stärke besteht, als dafs das *ganze* Gefäfs-System zugleich verstärkt seyn könne.

Da Fieber und Entzündungen häufig vorkommen, wo weder eine Energie der Lebensthätigkeit, noch eine besondere Activität des ganzen Gefäfs-Systems zu erkennen war, so sah man sich gezwungen, Fieber und Entzündungen von der entgegengesezten Be-

schaffenheit anzunehmen. Es war nichts natürlicher, als ohne richtige Ansicht des Organismus und seiner individuellen Beschaffenheit sich in dieses Labyrinth zu verirren, zumal da die Erfahrung der theoretischen Ansicht zu entsprechen schien.

In einem sehr wesentlichen Punkte treffen wir mit allen unseren Vorgängern überein, nämlich dafs der Sitz der Entzündung in das arterielle System, und zwar nur ausschliefsend in dieses, verlegt wird. Denn wo keine Arterien sind, ist auch keine Entzündung, wo viele Arterien sind, findet stärkere Entzündung statt, wo die Arteriellität schwächer hervortritt, ist es im nämlichen Verhältnifse auch die vorkommende Entzündung. Die Vene, das Lymphgefäfs, der Nerv sind nie entzündet, wo sie es zu seyn scheinen, ist es die Arterie in ihnen. Die Benennungen: Venöse, lymphatische, nervöse Entzündungen sind falsch, oder verleiten wenigstens zu falschen Vorstellungen.

Durch die Idee, dafs es ganz entgegengesetzte Entzündungen geben könne, verleitet, hat man einige Einflüfse für die activen, hypersthenischen, arteriellen; andere für die pafsiven asthenischen, venösen Entzündungen erdacht.

Man setzte hierbey den Organismus in eine pafsive Lage, und liefs ihn von der äufseren Natur bestimmt werden.

Es war zu wenig berücksichtigt, dafs die Verschiedenheit der Entzündungen ihren Charakter von den afficirten Organen erhalte. So geht eine active Entzündung in eine sogenannte pafsive über.

Die Dimension bestimmt zwar die Entzündung, das Organ aber giebt ihr den Charakter, und so macht das Organ eine jede Entzündung zu einer specifiken. Daher die Verschiedenheit der Entzündung auch nicht allein von der Dimension, sondern vorzüglich von dem Organe abhängt.

Vielleicht zeigen wir, dafs es eben so wohl eine allgemeine als auch eine besondere entzündungswidrige Heilart giebt, wo die eine der Dimension, die andere den einzelnen Organen entspricht.

Wer bey der Ausübung unserer Kunst bey dem *Allgemeinen* stehen bleibt, hat nur die gemeine Einsicht. — Hier ist eigentlich der Scheidepunkt zwischen dem Empirikus und dem rationellen Arzte.

Für den Empirismus und den Schlendrian scheint keine Philosophie, kein System und keine Theorie zu schützen, und es dürfte daher leicht geschehen, dafs eben so, wie es Antiphlogistiker, Antigastriker, antisthenisirende und antiasthenisirende Aerzte gab, es auch Dimensionisten gäbe.

Mit den Dimensionen allein wird man eben so verlafsen am Krankenbette stehen, als mit der Sthenie und Asthenie. Jede bestimmte Krankheitsform ist ein Wesen für sich, welches mit keinem andern eine Gleichheit hat. Denn auch die ähnlichsten sind unendlich unterschieden.

In der Medizin war man nie weiter vom Ziele, als wo man wähnte, das Ganze unter die einfachsten Principien gebracht zu haben.

So oft daher in der practischen Heilkunde von einer besonderen Schule die Sprache war, sah es am traurigsten darinn aus, hiervon war bisher keine ausgenommen. Diese Nachtheile gründeten sich auf die zu allgemeine Heilart, welche man einzuführen das Bestreben hatte.

Eben so leicht könnte auch mifsdeutet werden, was hier unter Arteriellität und Venosität von uns gesagt wurde. Man würde uns wenigstens sehr mifsverstehen, wenn man glauben könnte, unsere angebliche antiphlogistische Heilart sey gegen die Arteriellität gerichtet, und dals die Entzündung auf dieser beruhe. Im Gegentheile die Eigenthümlichkeit der Entzündung hängt mehr vom Organe ab, dieses ist aber weder arteriell, noch venös, indem es eben ein Organ, etwas Specifikes, ist. Die Arteriellität und Venosität können wohl die Rangordnung eines Organs bezeichnen, alles übrige aber in ihnen mufs weit tiefer gesucht und höher genommen werden.

Die Gesetze, wonach das Individuelle sich aus dem Allgemeinen losreifst, erheben das Organ zu demjenigen, was es ist, und jedes Organ ist für sich ein geschlofsenes Ganze, welches seine eigne, obgleich relative Existenz hat.

Diese Individualität, welche weder von der Arteriellität und Venosität, noch vor der Expansion und Contraction abhängt, hat den entschiedensten Einflufs auf die Entzündung und ihre Constitution.

Ohne diese eigne Existenz, ohne diese Individualität und Totalität des Organs läfst sich das

Fallen und Steigen, das Uebergehen der einen Entzündung in die andere nicht einsehen, noch erklären.

So durchläuft die Lungenentzündung ihre eigenen Stadien in sich selbst, ändert ihr eignes Dimensionsverhältnifs, wird arteriell, venös, lymphatisch, nervös, oder irritabler, reproductiver, sensibler, und verändert sich, als organisches Gebilde, nach ihren eignen Gesetzen, da sie alles in sich selbst enthält.

Alle Zustände der Lunge werden daher ihren eignen Charakter annehmen, und da die Irritabilität die Oberherrschaft ausübt, so werden auch alle von ihr abhängende Krankheiten irritabler Art seyn. Sogar im Unterliegen derselben müfsen diese Affectionen die Zeichen der Eigenthümlichkeit des Organs an sich tragen.

Diese specifike Beschaffenheit des Organs sichert es auch, dafs kein Steigen oder Fallen bey ihm statt findet, so wie das erstere schon deshalb nicht denkbar ist, da kein Organ und Organismus über sich hinausgehen kann.

Daher sind auch die Uebergänge kein Steigen oder Fallen, sondern wahre Metamorphosen.

So sinkt die Arterie nicht, und die Vene steigt, oder umgekehrt, es ist nur das Bestreben, die eine in die andere zu verwandeln.

Wenn Entzündung aber darinn besteht, dafs die Arterie in die Vene überzugehen tendirte, so müfste das Umgekehrte nie Entzündung bedeuten, und venose Entzündung verschwände so von selbst.

Ein Zustand jener Art, wo die Vene in die Ar-

terie überzugehen versuchte, wäre das Entgegengesetzte der Entzündung.

Die veränderte Entzündung ist weder eine höhere noch niedere, sie ist eine andere, ohne jedoch ihren irritablen Charakter zu verändern.

In jeder Entzündung finden sich Momente, welche dem Magnetismus, der Electricität, dem chemischen Processe eigen sind, aber stets nur unter dem Schema der Electricität.

Die electrische Entzündung (ein Pleonasmus) hat man zu allen Zeiten die active, und in der neuesten Epoche die hypersthenische genannt.

Jene im vorwaltenden Momente des Magnetismus war die passive, die asthenische, die venöse.

Jene endlich im chemischen Processe bezeichnete die nervöse.

Auf der Umwandlung der Momente beruht es, dass eine Entzündung in die andere übergehet, und hierunter dürfte dann auch wohl das Steigen und Fallen der Entzündungen zu verstehen seyn.

Der Glaube der entgegengesetztesten Entzündungen schien auch in der angewandten Heilart Bestätigung zu finden, indem eine Entzündung, welche man nicht ohne guten Erfolg mit incitirenden Mitteln behandelte, wohl auf Schwäche bezogen werden musste?

Die vermeintliche Erfahrung war so trügerisch, dass es sogar den Anschein hatte, als ob die anzuwendenden Mittel keine besondere Auswahl bedürften, wenn sie nur aus der Classe der flüchtigen, gleich-

viel ob es Opium, Campher, Moschus, Naphtha, Arnica, Serpentaria, u. d. m. wären.

Es fehlte wenigstens nicht an Erfahrungen, wo diese Mittel in einem oder dem anderen Falle gute Dienste geleistet hatten.

Hierdurch mufste die Verwirrung, welche izt noch fortdauert, stets zunehmen, und sich vergröfsern. Sie wird so lange fortdauern, bis man sich überzeugt haben wird, dafs es nur *eine* Entzündung giebt, dafs ihr Wesen stets das nämliche bleibt, und dafs nur Eine Heilmethode dagegen indicirt sey.

Diese Ideen genauer zu entwikeln, und hierauf eine Theorie der Entzündung zu gründen, soll nun aber hier versucht werden.

I.

Ueber

das Wesen der Entzündung.

Das Wesen der Entzündung bestehet in einer Cohæsionsveränderung der zweyten Dimension, wodurch Contraction in ihr hervorgerufen ist.

Die zweyte Dimension ist die Entzweyung der Thätigkeit des Organismus, der Kampf des Magnetismus mit der Electricität.

Durch diese Entzweyung erhält die Electricität eine gedoppelte Seite, eine positive und negative, und bestehet durch die erste für sich, so wie sie durch die

andere die Aufnahme des letzteren bezeichnet. Daher tritt auch jede Entzündung, wo sie sich in ihrer eigenen Dimension zeigt, als eine positive hervor, dort aber, wo sie eine andere Dimension ergreift, wird sie eine negative.

Dieser Annahme ungeachtet nehmen wir weder eine active noch paſsive Entzündung, nach dem jetzigen Begriffe dieser Benennung, an.

So wie es nur eine Irritabilität, so giebt es auch nur eine Entzündung, und nur der verschiedene Sitz charakterisirt ihre Differenz.

Der Verlauf und die Ausgänge der Entzündungen, nachdem sie dieses oder jenes Gebilde ergreifen, miſsleiteten die Beobachter, das Wesen der Entzündung in der Lunge ganz für etwas anderes zu nehmen, als wenn sie sich in einen Theil setzte, wo eigentlich ein Mangel der Irritabilität existirt, wie in den sehr untergeordneten Organen des lymphatischen Systems.

Aus den Dimensionen allein, ohne besondere Berücksichtigung der Organe und der individuellen Systeme, läſst sich Krankheit überhaupt und Entzündung insbesondere nicht erklären.

Der eigentliche Charakter dieser Systeme und Organe hängt nicht von dem Ueberwiegendseyn einer oder der andern Dimension, sondern von ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit ab, wodurch sie eigene Systeme und Organe sind, und höhere Organismen repräsentiren.

So wenig jene Körper, welche wir als Arzneymittel gebrauchen, es deſswegen sind, weil dieser oder

jener Stoff in ihnen prävalirt, sondern weil eben diese Stoffe diesen bestimmten dynamischen Proceſs eingegangen sind, und Wesen für sich vorstellen, welche weder durch die Analyse zerlegt, noch durch die Synthese vereinigt darzustellen sind; eben so auch, nur noch auf einer höheren Stufe, verhält es sich mit den Systemen des Organismus. Niemand kann uns sagen, warum dieses eine Arterie, jenes eine Vene oder Lymphgefäſs sey, noch viel weniger, warum die Lunge Lunge, die Leber diese sey.

Nehmen wir gleich selbst an, daſs die Lunge deſshalb mehr der Irritabilität entspricht, weil das Schlagadersystem in ihr vorzüglich prævalirt, so folgt doch daraus nicht, daſs die Lunge deſshalb Lunge sey.

Eben so wenig wird sich erklären laſsen, daſs die Lungenentzündung mit diesen oder jenen Erscheinungen hervortritt, weil hier die Arteriellität die Oberhand habe.

Es kann dieses höchstens die quantitative Seite einer Entzündung, die weniger wichtige, bezeichnen, ihr eigentlicher qualitativer Charakter aber hängt von Etwas ganz anderem ab.

Diese Betrachtung nöthigt uns zur Annahme, daſs bey dem Hervortreten einer Krankheit, und so auch der Entzündung, ein vorzüglicherer Werth auf das Organ zu legen sey.

Es kann zwar ohne Veränderung der Dimension keine Krankheit entstehen, inzwischen reicht die Abnormität der Dimension nicht hin, die Krankheit zu bilden, dazu ist die Affection eines eignen Gebildes

nothwendig. Dieses erst ruft die bestimmte Krankheitsform hervor, giebt ihr den eignen Charakter, erhebt sie zu einem Wesen für sich, das mit keinem anderen eine vollkommene Gleichheit besitzt, noch besitzen kann.

Da eben hier von den Dimensionen überhaupt die Rede ist, so müfsen wir erinnern, dafs wir nicht annehmen, dafs eine Dimension in die andere übergeht, und dafs dieses nur von den Momenten in den Dimensionen zu verstehen sey.

Man schien bis dahin fast allgemein zu glauben, dafs bey dem vermeintlichen Uebergange einer Dimension in die andere, sie ganz sich ihren Charakter eigen mache, so dafs eine Krankheit, welche sich in der Reproduction gesetzt habe, bey ihrem Fortschreiten Krankheit des irritablen und sensiblen Systemes werden könne.

Wir behaupten aber, dafs dieses schlechterdings nicht statt finde, und den Gesetzen des Organismus widerspreche.

Die Reproduction, die Irritabilität, die Sensibilität legen nie ihren eigenthümlichen Charakter ab, und leiden schlechterdings keine Metamorphose dieser Art.

Die Reproduction kann eben so wenig Irritabilität, wie diese Sensibilität werden, und so umgekehrt. Es sind nur ihre Momente, welche im Fortschreiten eine andere Gestalt annehmen.

Dieses sieht man nur dann richtig ein, wenn man erwägt, dafs in einer Dimension alle enthalten sind.

Wie

Wie es sich in diesem Punkte mit den Dimensionen verhält, ist es auch mit den Systemen des Organismus. Eine Krankheit, die sich in der Reproduction gesezt hat, erreicht in ihrem Fortschreiten zwar die Irritabilität, aber nur das Moment, welches in ihr der Reproduction angehört.

Der Glaube dieses Ueberganges einer Dimension in die andere, stüzt sich darauf, dafs man ein *Erhöhtseyn*, ein *Steigen* der Krankheit annahm.

Wir sehen dieses vermeintliche Steigen mehr für ein *Fallen*, *Sinken* an.

Die Krankheit der Reproduction, welche sich eigentlich primär, in ihrer eigenen Dimension setzt, wird bey ihrem Fortschreiten in die zweyte Dimension nur wieder ihr eignes magnetisches Moment erreichen, das heifst, bey jeder Zunahme der Krankheit sinkt die Dimension noch tiefer herab; da in der zweyten Dimension das magnetische Moment schon viel schwächer, als in seiner eignen Dimension ist, wo es das vorherrschende ist.

Eben so verhält es sich auch mit der zweyten und dritten Dimension.

Bey der Reproduction und Sensibilität wird diese Behauptung uns zugestanden werden, indem auch die ältern Theorien zum Theil darinn übereinstimmen, dafs die Krankheiten der Afsimilation, so wie die Nerven-Zustände sich auf Schwäche, auf ein Herabsinken begründen.

Nur wo von Krankheiten des irritablen Systems

die Sprache ist, stehen wir mit allen unseren Vorgängern in einem Widerspruch.

Die Ansicht der Erregungstheorie gründete sich auf jene Vorstellung, indem sie eine verstärkte Energie der Lebensthätigkeit als den Grundcharakter aller hypersthenischen Zustände annahm.

Diese Ansicht ist auch auf die Bearbeiter der naturphilosophischen Medizin übergegangen.

Wir achten es aber gegen alle Gesetze der Natur und des Organismus, dafs eine Thätigkeit, Dimension, über sich hinausgehen könne. Es begreift sich wenigstens schwer, wie bey einem Erkranktseyn, bey dem Gestörtseyn der wichtigsten Functionen, die Thätigkeiten nicht relativ, sondern wirklich verstärkt, erhöht, und über ihren normalen Zustand hinaufgehen können.

Es giebt nach unserem Dafürhalten überhaupt kein Fallen, und kein Steigen der Krankheiten, und diese Annahme müfste uns gerade in das Labyrinth des kaum verlafsenen quantitativen Verhältnifses wieder zurückführen.

Die Brownianer liefsen sich hier durch eine Erscheinung bey sthenischen Zuständen täuschen, indem sie eine verstärkte Afsimilation als ein Criterium der Sthenie ansprachen. Der Irrthum beruhte darauf, dafs bey vielen Krankheiten der zweyten Dimension die Verdauung im ersten Zeitraume der Krankheit noch fast ganz ungestört von statten geht. Das Fortbestehen dieser Function bey dem Gestörtseyn vieler anderer, sah man für eine verstärkte Energie der Verdauungs-Organe an.

Die Lebhaftigkeit, womit die Actionen bey den Krankheiten der Irritabilität von Statten gehen, und wodurch sie sich die Herrschaft im ganzen Organismus anzueignen suchen, sprach man irrig für eine wirklich vermehrte Kraftäufserung an. Diese scheinbar vermehrte Kraftäufserung ist nichts anders, als eine Verarbeitung der Natur, und erlöscht nicht selten mit den letzten Funken. Erwägt man, dafs die Irritabilitäts-Aeufserungen auf dem Verhältnifse zwischen Arterie und Vene beruhen; so kann unmöglich eine Energie entstehen, wo zwey Kräfte sich feindlich trennen.

Selbst, was man in der uns umgebenden Natur für überwiegende Electricität ausgiebt, dürfte nichts anders, als eine Qualitäts-Veränderung seyn. Es ist eine kranke Natur, um uns dieses Ausdruckes zu erlauben, eine veränderte, krankhaft afficirte Electricität. Es mufs ebensowohl Krankheiten der Atmosphäre, als des Organismus, den wir den unsrigen nennen, geben. Dadurch, dafs die zweyte Dimension das active, angreifende, handelnde im Organismus ist, die erste Dimension aber, die Reproduction, der Magnetismus, das Ruhende vorstellt, treten alle Actionen und Functionen der Irritabilität als scheinbar verstärkt auf. Das lebhaftere Spiel der Muskeln, des Herzens, der Schlagadern für eine über sich gesteigerte Kraft anzusehen, scheint offenbarer Trug zu seyn.

Bey Krankheiten, welche sich unmittelbar in der zweyten Dimension setzen, erhalten sich die beyden anderen Dimensionen fast noch in ihrer Kraft, wenn die Irritabilität öfters schon erschöpft nieder zu sinken beginnt.

Dieses würde sich noch deutlicher zeigen, wenn eine Dimension im Organismus leiden könnte, ohne dafs die übrigen mitlitten. Was die Brownianer als ein Criterium der Sthenie anführen, dafs im Anfange die Efslust öfters verstärkt sey, dient hier zum Beleg.

Wenn nun aber die Krankheiten der zweyten Dimension, der Irritabilität, *die Entzündung und das Fieber*, worunter alle Affectionen dieser Dimension begriffen werden können, nicht in einer zu grofsen Thätigkeit des Organismus, in einer Hypersthenie, in einer verstärkten Energie der Lebensthätigkeit bestehen können, so müfsen wir das Wesen der Entzündung auf eine andere und bestimmtere Art auseinander zu setzen suchen.

Was wir unter Irritabilität und Krankheit der zweyten Dimension verstehen, haben wir schon im Eingange berührt. Wem das, was Electricität sey, nicht fremd ist, kennt auch die Irritabilität, indem hier kein wesentlicher Unterschied Statt findet.

So wie sich alle Electricität und electrischen Erscheinungen auf das Princip der Cohäsion zurückführen lassen, so verhält es sich auch mit der Irritabilität, und allen von ihr abhängenden Erscheinungen.

Die verschiedenen Cohäsionsgrade bezeichnen den Magnetismus sowohl, als die Electricität, welche in gewifser Beziehung wieder eine und die nämliche dynamische Thätigkeit sind, die unter der Form der zweyten, die zweyte Dimension afficirt.

Alle Erscheinungen, sowohl im gesunden als kranken Zustande, welche von der zweyten Dimension

abhängen, lassen sich aus den Gesetzen der Cohäsion erklären.

Die Art der Erregung der Electricität, welche in der Cohäsions-Veränderung ihren Grund hat, eben so der Grund der positiven Electricität, und ihres Verhältnisses zu der Qualität der Körper, welche sich nach den beyden sich wechselseitig electrisirenden Körpern verhält, positive und negative Electricität, Expansion und Contraction erzeugt, und sich auf verminderte oder erhöhte Cohäsion bezieht, findet sich im Inneren unsers Organismus, durch die Irritabilität rein dargestellt.

Auch *das* Gesetz der Electricität findet bey der Irritabilität eine hohe Anwendung, dafs die im Gegensatze sich befindenden Körper, wovon der eine seine Cohäsion erhöht, ***negativ***, derjenige, der sie vermindert, ***positiv*** electrisch erscheint.

Hieraus ergiebt sich, dafs die Electricität jedes Körpers, durch seine eigene Qualität sowohl, als durch die des anderen, welcher auf ihn einwirkt, bestimmt wird. Die Wechselwirkung der Systeme und Organe läfst sich hieraus erklären, und so müfsen überhaupt alle Gesetze der Electricität sich auf die Irritabilität anwenden lassen.

Aus dieser Wechselwirkung der Gebilde begreift man ihre Thätigkeit unter sich, da jedes Gebilde seinen Gegensatz enthält, als auch die Einwirkung auf ein anderes, da es mit diesem oder jenem in einer genaueren oder wenig genaueren Verwandtschaft stehet.

Man hat schon längst im Organismus Organe auf-

gesucht, und zum Theil auch gefunden, welche sich bedingen, oder auch einen Gegensatz bilden.

Am deutlichsten ergiebt sich dieser Gegensatz zwischen dem arteriellen und venosen Systeme, wo sich auch die Gesetze der Electricität und Irritabilität am auffallendsten darstellen.

Wenn nun aber Irritabilität selbst nichts anders ist, als ein bestimmtes Cohäsions-Verhältnifs, so wird auch Krankheit derselben nichts anders seyn können, als eine in ihr selbst gesetzte Cohäsions-Veränderung, und zwar, wie jede Krankheit, durch das Mifsverhältnifs, den Gegensatz, der Dimension zum Organ.

Das Mifsverhältnifs der Dimension bezeichnet nur die Möglichkeit, oder die Anlage zur Krankheit. Damit aber eine bestimmte Krankheitsform hervorgehe, wird durchaus das Leiden eines eigenen Gebildes, Systemes oder Organs erfordert.

Dieses Leiden des Organs besteht wieder in der Cohäsions-Veränderung seines eignen Seyns.

Da nun aber jedes Organ seinen eignen Cohäsions-Grad hat, so mufs, wenn Krankheit in ihm entstehet, es ein besonderes Leiden seyn, welches mit keinem anderen Leiden eine Aehnlichkeit hat.

So wie jedes Organ seinen specifiken Cohäsions-Grad hat, so wird auch jede Krankheit in ihm als eine ganz eigenthümliche, specifike hervortreten.

Da diese Verschiedenheit ganz allein auf einem Qualitätsverhältnifs beruht, so darf es auch nicht für Etwas graduelles angesehen werden.

Wenn demnach durch das Dimensions-Verhältnifs

Entzündung in der Irritabilität gesezt wird, und sich diese Entzündung als ausgebildete Krankheit zeigt, so muſs jede dieser Entzündungen eine verschiedene seyn.

Entzündung überhaupt aber ist jede Cohäsions-Veränderung, welche unmittelbar in der zweyten Dimension gesetzt wird.

Wir kennen keine Krankheit der Irritabilität, welche nicht eine entzündliche wäre, von der Synocha bis zum Typhus, von der Peripneumonie bis zum Podagra und der Syphilis.

Jede Dimensions-Veränderung in der Irritabilität ist eine *Diathesis phlogistica*. Die Entzündung selbst fordert das Leiden eines bestimmten Gebildes, Organs.

Aus dem Begriffe, den wir von der Irritabilität gegeben haben, wo wir sie ganz der Electricität entsprechen lassen, flieſst schon von selbst, daſs die sämmtlichen Krankheiten der zweyten Dimension nur unter Einem Schema stehen, und Einen Charakter, Genius haben, das heiſst, sämmtlich electrisch, entzündlich seyn müſsen.

Selbst die Bezeichnung der Entzündung und Entzündungs-Krankheiten, womit sie zu allen Zeiten belegt wurde, charakterisirt alle Zustände der Irritabilität, wo sie ergriffen wird. Man wird uns keine Krankheit der zweyten Dimension nennen können, die sich nicht mehr oder weniger durch Hitze, Röthe, Schmerz ankündigte. Diese Merkmale sind es aber, womit man zu allen Zeiten die Entzündung bezeichnete.

Dem Einwurfe glauben wir schon begegnet zu haben; daſs es Fieber gäbe, welche diese Merkmale an

sich trügen, und dennoch keine Entzündungen, keine Krankheiten der Irritabilität wären. Dieser Behauptung widersprechen wir, und behaupten, dafs, wo sich diese Merkmale zeigen, auch Entzündung, wenigstens das Bestreben dazu vorhanden sey, so wie nirgends ein Fieber sich zeigen könne, wo nicht die Irritabilität primär, oder secundär ergriffen seyn müfste.

Da wir die Irritabilität der Electricität entsprechen liefsen, diese aber eine gedoppelte Seite, eine positive und negative hat, so müfsen wir nun sehen, wie sich dieses im Organismus verhält, was es für eine Beziehung auf unseren Gegenstand habe, und wiefern sich hieraus die sogenannten activen und passiven, die sthenischen und asthenischen Entzündungen erklären lassen.

Wenn die Irritabilität eine gedoppelte Seite, eine positive und negative hat, so sind die passiven und activen, asthenischen und sthenischen Entzündungen nichts anders, als veränderte Cohäsions-Verhältnifse, auf einer oder der andern Seite der Irritabilität, oder der Systeme und Organe, wovon diese im Organismus repräsentirt wird.

Unter diesen aber wird das arterielle und venöse System anerkannt, wovon das eine die positive, das andere die negative Seite darstellt.

Die Entzündung im arteriellen Systeme wäre demnach die active, hypersthenische, jene im venösen, die passive oder asthenische.

Verhielte sich dieses wirklich also, so müfste unter arterieller und venöser Entzündung doch Etwas

anders verstanden werden, als was man unter activer, hypersthenischer, und unter passiver asthenischer Entzündung bisher begriff.

Sobald man annimmt, dafs das arterielle und venöse System zwey Seiten bilden, so mufs man auch eine Entzweyung, einen Widerstreit dieser Systeme statuiren. Es möchte nun das arterielle oder venöse System entzündet seyn; so müfste doch jedesmal das eine sich im Gegensatze mit dem anderen befinden.

Dieses verstanden aber weder die Humoralpathologen, noch die Brownianer unter dem Begriffe der activen, sthenischen, oder der passiven, asthenischen Entzündung. Beyde verstanden entweder eine erhöhte oder verminderte Thätigkeit des Gefäfs-Systemes überhaupt, oder eine verstärkte und verminderte Energie der Lebensthätigkeit darunter, welche durch zustarke, widernatürliche Reitzung, durch incitirende oder schwächende Einflüfse und Schädlichkeiten erzeugt würde.

Diese Begriffe, abgesehen davon, dafs sie an sich selbst irrig sind, indem sie den Gesetzen des Organismus widersprechen, brachten dadürch noch mehr Dunkelheit und Verwirrung in die Sache, dafs man nicht einig war, was denn eigentlich *schwäche* oder *stärke*, reitze, oder Reitz vermindere.

Der Streit über Kälte und Hitze, ob die eine stärke, die andere schwäche, ist heute noch nicht entschieden.

Wir zweifeln nun überhaupt aber, ob der Gegenstand damit entschöpft sey, wenn man sagt, die Ent-

zündung ist entweder arteriell oder venös. Es giebt vielleicht weder eine arterielle noch venöse Entzündung.

Die Entzündung tritt nur da im Organismus hervor, wo die Irritabilität ist, und wo diese mächtiger, kräftiger hervortritt, wo sie schon im Normalverhältnisse die Oberhand hat, wird auch die Entzündung stärker oder schwächer seyn. Könnte ein Theil ganz von Irritabilität entblöfst seyn, so würde sich keine Entzündung da setzen können. Je irritabler ein System, Organ, Gebilde ist, desto stärker kann und wird die Entzündung seyn, und umgekehrt.

Daher ist die Entzündung lebhafter in der Arteriellität als Venosität, und wieder in dieser mehr als im lymphatischen Systeme.

Wir nehmen daher an, dafs der Entzündungs-Zustand stets einer, und der nämliche sey, indem er auf der Cohäsions-Veränderung in der Irritabilität überhaupt beruht, und wo diese Veränderung Statt findet, tritt auch Entzündung hervor.

Nach Verschiedenheit der Irritabilität in dem einen oder dem anderen Systeme und Organe ist auch die Entzündung verschieden.

Es giebt so viele specifike Entzündungen als verschiedene Systeme und Organe; so wie keines dieser dem anderen gleich ist, so ist es auch die Entzündung.

Die Entzündung kann nicht anders hervorgerufen werden, als wenn sie in der ihr eignen Dimension der Irritabilität ergriffen ist, und diese mag aber so hoch oder so nieder stehen, als sie wolle, so findet sie jedesmal ihren Gegensatz.

Erwägt man nun, wie unendlich verschieden die Irritabilität im Schlagader-System, im Vergleich mit dem lymphatischen sich verhält, so begreift man auch leicht, welche unendliche Verschiedenheit unter den Entzündungen Statt finden müfse. Wenn, obgleich mit unendlicher Modification, das eine System sowohl als das andere irritabel ist: so kann auch ein jedes für sich der Entzündung unterworfen werden. In dieser Hinsicht giebt es auch eine arteriöse, venöse, lymphatische und nervöse Entzündung. Ihr Charakter ist immer der nämliche, nur der Gegensatz bestimmt die Verschiedenheit.

So wie die Arteriellität ein anderes Verhältnifs in der Lunge, wieder ein anderes in der Leber hat, so verhält es sich mit dem Gegensatze in dem arteriellen, venösen, lymphatischen Systeme selbst.

Es ist aber nicht die Arterie, die Vene, das Lymphgefäfs, welche als entzündet gedacht werden können, sondern nur die Seite in ihnen, welche der Irritabilität angehört. Ein jedes Organ, ein jedes Gebilde, ein jedes Gefäfs trägt seinen Gegensatz in sich selbst, und so ist positive und negative Entzündung, wie die Entzündung überhaupt, nicht so zu verstehen, als wenn ein ganzes System mit dem anderen im Kampfe begriffen wäre, oder ihm gerade gegenüber stünde. Es ist oft nur ein einziges Gefäfs entzündet, und dennoch hat es seinen Gegensatz in sich selbst gefunden, ohne welchen die Entzündung nicht bestehen, noch gefafst werden kann.

Pafsive, asthenische, venöse Entzündung ist nicht

Entzündung der Vene, als solcher, beruht nicht auf Schwäche, und bedeutet noch weniger einen leidenden Zustand, sondern ist ebenfalls wahre Entzündung, das Ergriffenseyn des electrischen Moments, die unmittelbare Cohäsions-Veränderung in der Irritabilität. So wie die negative Electricität eben sowohl Electricität ist, als die positive, so verhält es sich auch mit der Entzündung, und man wird besser thun, diesen Unterschied ganz aufzuheben, da er zu neuen Verirrungen und Mifsdeutungen Anlafs geben könnte. Wir werden daher diesen Unterschied aufgeben, und in der Folge so wenig als möglich von einer positiven und negativen Entzündung sprechen.

Nehmen wir gleich an, dafs die Vene, das Lymphgefäfs, der Nerv entzündet werden kann, so bleiben wir dennoch bey dem Satze stehen, dafs nur der Arteriellität die Entzündung zukomme. Es ist jedesmal die Arterie in der Vene, im Lymphgefäfs, im Nerven, die entzündet ist. Dieses liegt schon im Begriffe, den wir vom Wesen der Entzündung gegeben haben.

Wir nehmen mit der Naturphilosophie an, dafs der Magnetismus die Länge vorstellt, und der ersten Dimension entspricht, dafs die Electricität als der zweyten Dimension entsprechend, die Breite hervorruft, und jene beschränkt.

Das Moment der Irritabilität, welches die Breite hervorruft, ist jenes, welches mit der Contraction bezeichnet wird.

Die Wiederherstellung der Länge, und Beschränkung der Breite, ist jenes Moment der Irritabilität, welches mit Expansion bezeichnet wird.

Den Arterien, welche die Länge bilden, kommt die Expansion zu.

Die Venen im Gegentheile repräsentiren die Breite, und entsprechen der Contraction.

Wenn nun aber Krankheit der zweyten Dimension darinn besteht, dafs eine Cohäsions-Veränderung unmittelbar in ihr Statt findet, so müfsen auch die Momente der Irritabilität eine Veränderung leiden. Diese Veränderung aber besteht darinn, dafs sie ihre Functionen umändern. Es entsteht also hier ein Kampf zwischen Arterie und Vene, wo die eine in die andere überzugehen tendirt. *Bey* diesem Kampfe *wird Contraction in der Arteriellität* hervorgerufen. Die Arterie als das Thätigere im Organismus versucht, in die Venosität überzugehen, und es geschieht die Aufnahme der Electricität in den Magnetismus. Es ist ein Versuch, die ursprüngliche Entzweyung der Thätigkeit des Organismus wieder aufzuheben.

Wo von den Einflüfsen, welche die Entzündung bedingen helfen, und von ihren Ausgängen die Sprache seyn wird, wird dieser Gegenstand genauer erörtert und entwickelt werden.

Wenn in der Dimension gleich die Möglichkeit der Entzündung liegt: so ist dieses lange noch nicht genügend, wir fordern mehr, wir wollen den eigentlichen Sitz der Krankheit kennen lernen.

Von dem Organe hängt die Form der Krankheit ab, welche mit dem Wesen innigst vereinigt, und niemals davon getrennt werden darf. Nicht die Arterie, die Vene, das Lymphgefäfs, der Nerv machen, dafs

das Organ dieses oder jenes ist, es stellt ein Selbstständiges in sich geschlossenes Ganzes dar. Es behauptet einen bestimmten Platz im Organismus, stehet einer ihm eignen Function vor. Die Substanz eines Organs ist nicht Arterie, Vene, es ist ein Wesen für sich.

Die Arterie ist zwar in der Lunge vorherrschend, so wie die Vene in der Leber, und in diesem Betracht ist jene arteriöser, diese venöser, jedoch ist in beyden ihr Wesen weder jenes noch dieses mehr, sondern Lungen- oder Leber-Substanz.

Das Verhältniss der Gefässe in dem Organe bestimmt nur, welcher Dimension es mehr angehört, seine Rangordnung.

Es findet vielleicht überhaupt kein directer Gegensatz zwischen Arterie und Vene statt, da sie beyde einer Function angehören. Wo sie also in Eines zusammenfliefsen, sich verschmelzen, synthetisiren, mufs ein höheres Organische, ein Organ hervortretten.

Das Organ giebt daher auch der Entzündung den Charakter, und erhält ihn nicht von ihr, so wenig wie von der Dimension.

Läfst man inzwischen die Systeme überhaupt den Dimensionen entsprechen, als die Venen der Reproduction, die Arterien der Irritabilität, die Nerven der Sensibilität, so könnte man primäre Entzündungen der Dimensionen, wie der Organe annehmen. Unter das Schema der ersteren fielen dann die Synocha, der Synochus, Typhus, und unter das Schema der letzteren die Peripneumonie, die Hepatitis, und Phrenitis.

Es ruft aber die topische Entzündung sowohl jene der Dimension, das *Fieber*, als diese jene hervor. Es kann keine Entzündung des Organs bestehen, wozu sich nicht ein Fieber gesellte; wie kein Fieber eine gewisse Höhe erreichen wird, wo nicht die Organe ergriffen würden.

So kann die Synocha nicht lange andauern, ohne dafs die wichtigeren Organe der Irritabilität, die Respirations-Organe besonders leiden, oder vielmehr entzündet würden. Es verhält sich ebenso mit dem Synochus und dem gastrischen Systeme, dem Typhus und dem Sensorium.

Bey jeder allgemeinen Krankheit der Irritabilität geschieht eine Dimensions-Veränderung, und sie gehet dem örtlichen topischen Leiden voraus, bey der örtlichen Affection aber ist das Gebilde früher ergriffen, als die Dimension. Das Letztere zeigt sich am deutlichsten bey dem Wundfieber.

Das Gesetz der Succefsion der Erscheinungen verhält sich ganz anders bey dem primären Leiden der Dimension, als bey dem früheren Ergriffenseyn des Organs. Hiervon hängt dann auch ab, dafs das Fieber früher oder später eintritt, je nachdem nämlich das leidende Organ ein mehr oder weniger irritables ist.

Solange kein Fieber eingetretten ist, darf man annehmen, dafs das System als solches noch keinen Antheil genommen, noch nicht verändert worden sey.

Je mehr man diesen Gegenstand beleuchtet, der im therapeutischen Absatze erst seine Wichtigkeit erhalten wird, desto mehr zeigt sich auch die Vorzüg-

lichkeit der Organenlehre, und der Einfluſs des Organs, zumal bey der Entzündung, da hier soviel von ihrem specifiken Charakter abhängt.

Auch aus der Veränderung, welche das Organ bey dem Erkranktseyn in seiner Substanz und Form erleidet, läſst sich sein wichtiger Einfluſs auf das Ganze erkennen. Die Substanz der Lunge wird öfters leberartig, die Leber verändert sogar ihre Form, und wird milzartig.

Man sieht oft deutlich, wie sogar in den ausgebildetsten Organen, nach Krankheiten, bey Sectionen, der Magnetismus überall die Länge sucht, die Electricität aber die Breite. Dieses Gesetz ist besonders bey den Ausgängen der Entzündung höchst interessant und belehrend.

Bey der specifiken Beschaffenheit des Organs, wovon so vieles abhängt, darf auch nicht übersehen werden, daſs die einzelnen Theile desselben wieder eine Mannichfaltigkeit in sich tragen. Es ist daher nicht gleichgültig zu wissen, welcher Theil des Organs afficirt sey. Es ist dieses bey der Lunge, der Leber, und allen wichtigen Organen der Fall. Dieses hat selbst auf die Verschiedenheit der Erscheinungen, des Verlaufs und der Behandlung den wichtigsten Einfluſs. Es zeigt eine höchst oberflächliche Kenntniſs des Organismus, wenn man glauben kann, die verschiedenartigsten Krankheitsformen, liege ihnen nur ein Ursachliches zu Grunde, oder auch seye das Wesen der Krankheit das nämliche, lieſsen eine und die nämliche Behandlung zu: Diese Meinung war bey den Entzündungs-

dungskrankheiten sehr herrschend, inzwischen braucht man nur an die Peripneumonie und Hepatitis zu erinnern. Selbst aber auch bedarf die Peripneumonie eine Modification in der Behandlung, wenn sie Pleuroperipneumonie ist. Die Pathologen sind hier scharfsinniger zu Werke gegangen, und haben richtiger individualisirt, als die Therapeuten, welche bey dem allgemeinen Heilverfahren gewöhnlich stehen blieben.

Wenn man zugeben muſs, daſs die afficirten Gebilde und Organe nicht eine und die nämliche specifike Beschaffenheit haben, daſs das Verhältniſs der Gefässe nicht ein und das nämliche ist, daſs sie nicht einer und der nämlichen Function vorstehen, so wird man auch einräumen müſsen, daſs sie nicht eine und die nämliche Behandlung zulassen.

Hier kann inzwischen von der Behandlung selbst noch die Rede nicht seyn, und es sollte nur festgesetzt werden, daſs es nicht allein eine specifike Beschaffenheit der Organe gebe, sondern daſs in ihnen selbst wieder eine Mannichfaltigkeit existire, und daſs hiervon die Erscheinungen, die Ausgänge, so wie die individuelle Behandlung der Entzündung abhängen.

Wenn es gleich sehr schwer seyn wird, diese Synthese, das Wesen, die innere specifike Beschaffenheit der Organe itzt schon zu erkennen, und zu erklären, so sehen wir doch zum Theil ein, daſs das Ganze auf einer gewiſsen Verbindung, auf einem Verhä'tniſs des Gefäſs-Systems beruht, und daſs das aufgehobene Gleichgewicht der einzelnen Systeme einmal die Ver-

anlassung, das anderemal die Folge der afficirten Organe seyn könne. Worauf sich dann gründet, dafs einmal das Fieber der Entzündung, das anderemal diese jenem vorhergehet. Auch hängt hiervon sowohl der Charakter des Fiebers, als der Entzündung ab, und so mufs es arterielle, venöse, lymphatische, nervöse Fieber und Entzündungen in einem gewifsen Sinne geben.

Aufser der specifiken Beschaffenheit kömmt auch bey der Entzündung noch die Function des Organs in Betrachtung, wovon theils die Erscheinungen und das Eingreifen in verwandte Verrichtungen des Organismus abhängt. Dieses bezieht sich eben so wohl auf die Entzündungen, welche unmittelbar von der Dimension ausgehen, als auch auf jene, die sich zuerst in einem bestimmten Organe setzen. Es müfsen andere Erscheinungen hervortreten, wenn die Verrichtungen des arteriellen, des venösen, des Nerven-Systems, der Lunge, der Leber, der Nieren gestört sind.

Diese Erscheinungen hängen nicht von der Entzündung als solcher, sondern von dem Leiden des Systems und Organs überhaupt ab. Es leidet daher einmal mehr die Oxydation, ein andermal die Digestion, die Afsimilation, die Secretion.

Von dieser gestörten Function hängt daher die gröfsere Heftigkeit, die Gefahr der Krankheit ab, obgleich die Entzündung selbst öfters geringer und schwächer ist, wie bey der Angina und allen Entzündungen der Luftröhre.

Noch ein wichtiger Gegenstand in dieser Hinsicht sind die Rückwirkungen der Säfte. Auch dieserhalb

verhält sich die Entzündung anders, in der Arterie, der Vene, dem Lymphgefäfs.

Die Säfte überhaupt spielen bey der Entzündung eine äufserst wichtige Rolle, da sie die negative Seite der Irritabilität repräsentiren, und der Reproduction angehören.

Da alles nur im Gegensatze besteht, und bestehen kann, so müfsen auch die mehr oder weniger oxydirten Säfte die Entzündung erhöhen oder vermindern helfen.

Wie es sich in diesem Betracht mit der Entzündung in der Dimension, der allgemeinen, verhält, eben so und noch bestimmter findet dieses in denen der Organe, den topischen Entzündungen, statt.

Daher ist die Entzündung in der Lunge eine ganz andere als in der Leber. Das Uebergewicht der Arteriellität in der Lunge sezt auch ein Uebergewicht in dem arteriellen Blute. Hierzu kömmt dann auch, dafs in der Lunge der Oxydations-Proceſs am lebhaftesten von statten geht.

Die Entzündung in einem mehr venösen Gebilde, als der Leber, ist nicht defshalb eine andere, weil das Irritabilitäts-Verhältnifs überhaupt ein anderes und untergeordnetes ist, sondern auch wegen dem schwächeren Gegensatze, den hier seine negative Seite bildet.

2.

Die Zeichen der Entzündung.

Nachdem wir nun das Wesen der Entzündung festgesetzt zu haben glauben, wollen wir versuchen, ihre Charaktere anzugeben und zu erklären.

Allgemein werden folgende eigenthümliche Zeichen der Entzündung angegeben: *Röthe*, *Hitze*, *Schmerz*, *Geschwulst*.

Wo die Entzündung sich ganz ausgebildet, ein besonderes Gebilde oder Organ ergriffen hat, sind diese Zeichen alle zugegen, daher mag es dann auch gekommen seyn, sie sämmtlich auch für pathognomonisch anzugeben.

Könnten sie auf diesen Charakter Anspruch machen, so müfsten sie auch bey jeder Entzündung zugegen seyn. Inzwischen da sich diese Zeichen bey den allgemeinen Entzündungen, die sich unmittelbar im Systeme der Dimension setzen, bey dem Fieber, nicht alle zugegen sind, so können sie auch nicht als eigenthümliche Zeichen anerkannt werden.

Die Synocha, die Ephemera, das einfache Entzündungsfieber sind inflammatorische Zustände, und doch fehlen hier die Röthe, die Geschwulst, der Schmerz.

Diese letzteren können daher auch nicht die wesentlichen Zeichen der Entzündung charakterisiren.

Unrichtig ist es auch, dafs diese Charaktere so auf

einander folgen, wie sie von den älteren und neueren Pathologen, wie von Hufeland in seiner Pathogenie, angegeben sind.

Hier wie überall muſs die Natur treuen und unwandelbaren Gesetzen folgen, und eine Succession der Erscheinungen zulassen.

Es kann daher, wie angenommen wurde, die *Röthe* der *Hitze* nicht vorangehen, sondern es muſs sich gerade umgekehrt verhalten.

Schmerz und *Geschwulst* begleiten nicht stets die Entzündung, und entstehen nur bey der nachfolgenden Entwickelung.

Dieses hängt ganz allein von der Beschaffenheit der Gebilde und nicht von der Entzündung als solcher ab.

Wäre der Schmerz ein eigenthümliches charakteristisches Zeichen der Entzündung, so müſste die gröſsere bedeutendere Entzündung auch die schmerzhaftere seyn. Um sich aber vom Gegentheile zu überzeugen, darf man nur an die Peripneumonie im Gegensatze zur Odontalgie erinnern. Schon die Pleuritis, eine der Peripneumonie in mehrerer Hinsicht untergeordnete Entzündung, ist viel schmerzhafter, als jene. Auch die Abwesenheit des Schmerzes der Geschwulst bey den *inflammationibus occultis, chronicis* beweisen, daſs diese Zeichen keine eigenthümlichen sind.

Wir glauben daher mit Grund annehmen zu können, daſs Schmerz und Geschwulst nur unwesentliche Zeichen der Entzündung sind.

Nur die Hitze und Röthe können als wesentliche Charaktere der Entzündung angesehen werden, und

selbst bey der Röthe ist dieses noch zweifelhaft, und auch sie kann für eine Folge, und nicht als etwas Primäres gelten.

Das wesentliche Zeichen des Ergriffenseyns der Irritabilität in allen Dimensionen und Organen ist die *Hitze*, die *erhöhte Temperatur*.

Da Irritabilität der Electricität entspricht, so kann sie, wie diese auch, nicht anders als mit veränderter Temperatur, erhöhtem Wärmegrade, hervortreten.

Die Röthe ist eine Folge dieser Hitze, die, wie überall, eine Entmischung, und Veränderung der Farbe zum Grunde hat.

Diese Röthe hat man, nach einer irrigen Vorstellung, stets mit einem Austreten des Blutes charakterisiren wollen. In diesem Falle wäre man gezwungen, eine jede erhöhte Röthe für ein Austreten des Blutes anzunehmen, [illegible]ar in die Capillargefäfse des arteriellen Syste[illegible]s dieses der Fall nicht sey, zeigt uns die Scham[illegible]the, das Erröthen des Gesichts, die Röthe nach erfolgter Friction, einem Sonnenstich, u. d. m.

Damit Hitze entsteht, bedarf es keiner Vermehrung der Electricität weder in der Dimension, noch im Organe, es wird ein Lostrennen, eine Entzweyung der Thätigkeit vorausgesetzt. Diese Entzweyung ist schon allein hinreichend, in der Dimension und in dem ihr entsprechenden Systeme eine Veränderung hervorzurufen.

Auf dieser Veränderung beruht das Hervortreten des Fiebers, wie der Entzündung.

Beyde sind das Product der veränderten Irritabilität, und haben nur ein gemeinschaftliches eigenthümliches Zeichen, *die Hitze.*

So wie keiner dieser beyden Zustände, das Fieber und die Entzündung, ohne den anderen bestehen kann, so müfsen sie nur einen gemeinschaftlichen Character, die veränderte Temperatur, *die Hitze* gemein haben.

Zwischen Fieber und Entzündung findet daher auch im Wesentlichen kein Unterschied statt, jenes ist im Systeme, was diese im einzelnen Gebilde, in einem Organe ist. Jedes Fieber trägt die Möglichkeit und Tendenz der Entzündung in sich.

Bey der Affection des Organs ist der Gegensatz schon aufgehoben, daher treten die Erscheinungen der Entzündungen stärker hervor. Bey dem Fieber erhält sich der Gegensatz im Gefäfs-Systeme länger, daher treten mehrere eigenthümliche Erscheinungen der Entzündungen später auf.

Die Benennung Gefäfs-Fieber, Gefäfs-Typhus ist zwar nicht unrichtig, aber ein Pleonasmus, indem, wo Fieber ist, auch das Gefäfs-System ergriffen seyn mufs.

Daher denn auch, wo Entzündung ist, Fieber eintreten mufs, da das System jedesmal mit ergriffen wird. Von beyden aber ist die veränderte Temperatur, die vermehrte Wärme, *die Hitze*, ein unzertrennlicher Gefährte.

Die *Röthe* tritt erst nach der veränderten Temperatur ein, und ist eine Folge dieser, so wie beyde der nothwendig vorausgegangenen Cohäsions-Veränderung, wodurch auch eine Entmischung der Säfte nothwendig wird.

Es kann daher sich keine Entzündung ausbilden, wo nicht auch diese Röthe sich gleich im Anfange einstellte. Diese constante Erscheinung bey der Entzündung erhob die Röthe zu einem wesentlichen Zeichen, das ihr jedoch nur secundär zukömmt.

Der Schmerz, diese klopfende Empfindung, ist ebenfalls als ein Criterium der Entzündung angegeben worden. Diese Empfindung fehlt zwar selten, doch ist sie nichts nothwendiges, also kein pathognomonisches Zeichen der Entzündung. Die Pulsation gehört der Arterie als solcher unmittelbar an, um so mehr, da sie das Afficirte ist. Der Schmerz selbst aber gehört ausschliefsend dem Nerven an, defshalb er auch später, oder auch wohl gar nicht eintritt, je nachdem der afficirte Theil selbst weniger sensibel ist.

Auch hier wiederholt sich das schon öfters ausgesprochene Gesetz, in einer Dimension sind sie alle drey. Es müfsen sich daher auch bey der Entzündung die drey Momente aufzeigen lassen. *Die Hitze, die Röthe, der Schmerz* entsprechen offenbar diesen dreyen Momenten. Die Hitze dem electrischen, die Röthe dem magnetischen, der Schmerz dem sensiblen Momente in der Irritabilität. Daher ist auch die *Hitze* das Erste und Stärkste, weil sie der Ausdruck der eignen Dimension ist. Die *Röthe* entspricht der Reproduction in der Irritabilität, daher auch hier der Antheil der Säfte; doch ist sie schon secundär, eben so auch der Schmerz dem Momente der Sensibilität entsprechend.

Je nachdem nun das afficirte System und Organ

irritabler, reproductiver, sensibler ist, werden und müfsen auch diese Zeichen stärker oder schwächer hervortreten.

Die *Geschwulst*, auch diese wurde unter die wesentlichen Zeichen der Entzündung gezählt, sie scheint uns aber noch unwesentlicher, als der Schmerz und die Röthe zu seyn. Sie gesellt sich eigentlich nur zu denjenigen Entzündungen, wo viel lockeres Zellgewebe ist, wohin die äufseren Endigungen der Schlag-Adern sich erstrecken, und in den Capillär-Gefäfsen sich netzartig ausbreiten. Aber auch das Zellgewebe selbst besizt seine eigenthümliche Irritabilität, und wie diese verändert wird, kann gröfsere Ausdehnung und Anschwellung erfolgen.

Die Ergiefsung der Feuchtigkeiten geschieht oft später, und ist seltener an der Aufschwellung und Geschwulst schuld.

Die Beweise liefern die Odontalgie, und jede Entzündung nach dem Stiche von sogenannten giftigen Thieren, und viele andere Fälle dieser Art.

Es liegt dieses in der bekannten Eigenschaft des Zellgewebes der Electricität und Contractilität, überhaupt aber, weil es irritabel ist, und von jeder Veränderung in der Dimension mit ergriffen wird.

Uebrigens entsteht die Geschwulst auch öfters als eine Folge des Extravasats. Durch die veränderte Function des arteriellen Systems tritt das Blut in die Haar-Gefäfse, und da es nicht so schnell wieder aufgenommen und zurückgeführt werden kann, indem das aufsaugende System, wenigstens in einem relativ schwä-

cheren Zustande sich befindet, geschieht eine Ansammlung von Feuchtigkeiten, wodurch die Ausdehnung der Theile, die Geschwulst, vermehrt wird.

Es ergiebt sich hieraus von selbst, dafs die Geschwulst kein pathognomonisches Zeichen der Entzündung seyn kann. Sie fehlt bey vielen Entzündungen, und tritt nicht jedesmal mit der Entzündung, sondern erst später ein.

Durch das Gesetz der Succession der Erscheinungen erhalten auch diese Betrachtungen ihren Werth, da wir das Fortschreiten und Rückwärtsgehen in einzelnen Krankheits-Formen darnach zu beurtheilen im Stande sind. Wo wir die Entzündung vorwärts schreiten sehen, erscheint zuerst die Hitze, dann die Röthe, hierauf der klopfende Schmerz, und zuletzt die Geschwulst. So verliert sie sich auch wieder, wenn sie sich aufheben, vertheilen läfst, und in keinen anderen Zustand übergeht, doch wie wir schon öfters erinnerten, im umgekehrten Verhältnifse. So vermindert sich zuerst die Geschwulst, der klopfende Schmerz läfst nach, die Röthe verschwindet, und endlich verliert sich die vermehrte Wärme, *die Hitze*. Wo die Entzündung diesen Gang nicht hält, erleidet sie eine andere Metamorphose, wie wir bey den Ausgängen der Entzündung sehen werden.

3.

Von dem Einflufse der Constitution, des Alters und Temperaments.

Das Wesen und die charakteristischen Zeichen der Entzündung glauben wir entwickelt zu haben, es mufs nun aber auch gezeigt werden, wodurch ihre Entstehung mehr oder weniger begünstigt wird.

Es kommen hierbey vorzüglich zwey wichtige Gegenstände in Betrachtung, die eigene Leibes-Constitution, und die sogenannten äufseren Einflüsse. Es mufs vordersamst der erste Punkt, die Constitution, berücksichtiget werden, ehe wir zu dem anderen, den äufseren Einflüssen, übergehen können.

Wenn wir diese Aufgabe leicht und geschwind lösen wollten, so dürften wir nur sagen, jene Constitution begünstige die Entzündung am mehrsten, worinn die zweyte Dimension die vorherrschende sey. Dieses wäre ungefähr gleichlautend und übereinstimmend mit dem, was man sonst Plethora nannte. Dieses bezeichnete die Sache wenigstens besser, als wenn man sagen wollte, irritabele Constitutionen, welches letztere leicht mifsverstanden werden könnte, da man irritabel für reitzbar zu nehmen pflegt. Hier aber ist mehr von starken, robusten, sanguinischen Constitu-

tionen die Rede, als von sogenannten reitzbaren, die vielleicht die sensiblen genannt zu werden verdienen.

Inzwischen, wenn man irritable Constitutionen diejenige nennt, wo die zweyte Dimension vorherrschend ist, so stimmt dieses mit unserer Ansicht überein, da auch wir diese Constitution für diejenige erkennen, welche den Entzündungs-Zuständen am geneigtesten ist.

Die Gesundheit beruht doch vorzüglich im Gleichgewichte der Kräfte, in dem relativen Verhältnisse der Dimensionen. Wenn dieſs gestörte Gleichgewicht gleich nicht Krankheit bezeichnet, so bestimmt es doch die Anlage zur Krankheit. Von der Beschaffenheit der einen oder der anderen Dimension hängt daher die Anlage zu diesem oder jenem Krankheits-Geschlechte ab. Es giebt daher Individuen, welche entweder zu Krankheiten der Reproduction, der Irritabilität oder Sensibilität sich mehr hineignen.

Von der zartesten Jugend bis in das männliche Alter ist die Irritabilität die vorherrschende Dimension.

Es liegt dieses im Gefäſs-Systeme, im Wachsthume und in der ganzen Entwicklungs-Periode.

Die Krankheiten des Kindes, des Knaben, des Jünglings sind fast sämmtlich Krankheiten des irritablen Systems.

Das männliche Geschlecht ist ihnen mehr als das weibliche unterworfen.

Der Mann ist arteriöser, muskulöser, das Weib venöser, nervöser.

Bey zärtlichen Constitutionen, im zartesten Al-

ter, wo die Dimensionen, und mit ihnen die Systeme noch mehr aus einander gehalten sind, und mehr Differenz überhaupt gesetzt ist, giebt es mehr *allgemeine* Entzündungs-Krankheiten, *Fieber*.

Später, wo die Organe mehr ausgebildet sind, und selbstständigere Wesen ausmachen, treten die topischen Entzündungen hervor.

Den Zustand des Kindes könnte man fast ein beständiges Fieber nennen. Aus der leisen Berührung der Dimensionen im Kinde, der Differenz der Systeme begreift man den schnellen Uebergang der Momente der einen Dimension in die andere. Woher es dann auch kommen mag, dafs sich zu allen Fieber-Zuständen des Kindes so leicht Nerven-Zufälle, als Convulsionen aller Art, gesellen.

Dafs die Kinder mehreren acuten Haut-Affectionen unterworfen sind, liegt ebenfalls in der überwiegenden Irritabilität des zarten Kindesalters. Mit der Zunahme des Alters treten diese Formen zurück, und die chronischen, welche mehr schon der Reproduction angehören, nehmen ihre Stelle ein.

Den Entstehungs-Grund der häufigeren Entzündungskrankheiten im zarteren Kindesalter haben wir schon anzugeben gesucht. Er liegt in dem Ueberwiegendseyn der Systeme über die Organe.

Der Charakter dieser Entzündungen ist ein ganz anderer, als im Jünglings- und Mannes-Alter. Die Entzündung ist nie so heftig, und entscheidet sich auf eine andere Art, und greift andere Systeme an, weil die Venosität noch die Oberhand hat, welche

später der Arteriellität weichen muſs. Daher sind die Entzündungen der Kinder venöser, lymphatischer, und setzen sich in der Haut, in der Luftröhre.

Auch über diesen Gegenstand muſs die *Bichat*ische Ansicht über die Häute, und ihre genaue Verbindung mit einzelnen Organen vieles Licht verbreiten.

So wie die Venosität nach und nach mit den zunehmenden Jahren bey dem Jünglinge ab-, und die Arteriellität zunimmt, nehmen diese Entzündungen einen anderen Charakter an, und setzen sich in Organe, wo die Arteriellität siegend über die Venosität ist, als in der Lunge.

Daher sind die Lungen-Entzündungen weit häufiger im Jünglings- als Kindesalter, häufiger im männlichen als weiblichen Geschlechte.

So wie sich die Constitution im männlichen Alter umwandelt, die Organe der Irritabilität mehr mit sich selbst in Gleichgewicht kommen, kommen auch die topischen Entzündungen wieder seltner zum Vorschein, besonders in jenen Gebilden, welche an sich irritabler sind.

Die Krankheiten der Irritabilität, welche in diesem Alter zum Vorscheine kommen, zeigen sich schon wieder in den Systemen und Organen, welche in der Irritabilität, dem Momente der Reproduction entsprechen, als die Entzündung des Unterleibs, die gastrischen Krankheiten.

Auch das Greisenalter ist noch den Krankheiten der zweyten Dimension, obgleich seltener, und fast stets nur in dem Momente der Reproduction und Sen-

sibilität unterworfen. Daher aber auch in diesem Alter Schlagflüsse, Stickcatarrhe u. d. m. vorkommen.

Was von der Constitution und dem Alter hier in Hinsicht auf Entzündung und Entzündungskrankheiten gesagt wurde, läfst sich gröfstentheils auch auf den Einfluſs der *Temperamente* anwenden.

Man theilt die Temperamente bekanntlich in das sanguinische, cholerische, melancholische, und phlegmatische. Diese Eintheilung scheint uns so übel nicht, und es liefsen sich, selbst nach unserer Ansicht, eigentliche Systeme im Organismus dafür aufzeichnen. Das sanguinische entspricht dem arteriösen, das cholerische dem venösen, das phlegmatische dem lymphatischen, und das melancholische Temperament dem nervösen Systeme.

Die beyden ersten kommen der Irritabilität in ihren beyden Polen zu, das phlegmatische stellt die Reproduction, das melancholische die Sensibilität dar.

Personen mit dem sanguinischen Temperamente sind dem Fieber und der Entzündung überhaupt unterworfen, jene mit dem cholerischen Temperamente sind auch zu Entzündungen geneigt, doch mehr im gastrischen Systeme, weil hier die Venosität schon siegend über die Arteriellität ist. Die phlegmatischen und melancholischen, wo die Irritabilität schwach und unterliegend ist, leiden seltner an Entzündungen, und wenn sie eintreten, sind sie sehr verschieden von den beyden ersteren.

Wenn zwischen den Temperamenten und den Weltgegenden ein Vergleich statt finden sollte, so

würde der Süden dem sanguinischen, der Norden dem phlegmatischen Temperamente, so wie das cholerische dem Westen, und das melancholische dem Osten entsprechen. Das sanguinische Temperament ist wenigstens häufiger gegen Süden als gegen Norden zu finden. Dort herrschen im Grunde auch mehr entzündliche Krankheiten, als hier. Gegen Westen und Osten sind die Entzündungen schon mehr reproductiver Art. Die gastrischen Fieber sind daher dort auch fast einheimisch. Die Gallenfieber, das gelbe Fieber, die Pest, können hier als Belege dienen.

Wo eines oder das andere Temperament rein vorherrschend ist, sind die Krankheiten mehr allgemeiner, Fieber; wo sie aber gemischt sind, sind es auch die Krankheits-Formen. Daher leiden auch die rein sanguinischen Temperamente mehr an Entzündungs-Fieber. So wie das Temperament die Oberhand hat, hat es auch die Dimension, und bey dieser haben wir schon die Bemerkung gemacht, dafs sie überall das Fieber begünstige.

Ueberhaupt, was in mancherley Beziehung von den Dimensionen gesagt wurde, dafs sie nicht die Krankheit, sondern nur die Anlage bedingen, gilt auch vom Temperamente. Man kann mit jeder Constitution, in einem jeden Alter, mit einem jeden Temperamente ein relatives Wohlseyn genieſsen. Für unsere Ansicht ist genug zu wissen, dafs es eine Constitution, ein Alter, und ein Temperament giebt, welche die Entzündung nicht allein begünstigen, sondern ihr auch den Charakter verleihen. So wie dieser stets ein

speci-

specifiker ist, obgleich unendlich modificirt, wenn gleich dem Wesen nach stets der nämliche, so verhält es sich auch mit dem Temperamente. Das ächt sanguinische Temperament legt durch alle Stufen des Lebens seinen eigenthümlichen Charakter nicht ab, und es giebt daher einzelne Personen, wie ganze Völkerschaften, wo im Erkrankungs-Falle die Irritabilität die vorherrschende bleibt, und die Krankheiten mehr oder weniger stets entzündlicher Art sind. Dieser Gegenstand darf nie aus den Augen verlohren werden, wenn vom Genius der Krankheiten und von dem Heilverfahren dieser oder jener Gegend, dieses oder jenes Volks die Sprache ist. Eine jede Zone hat ihr eignes Temperament, ihre eigene Krankheits-Anlage, und wird auch ihr eigenthümliches Heilverfahren nothwendig machen. Darauf beruht gröfstentheils die Lebensweise, die Diät, die Volksarzneykunde einer jeden einzelnen Nation, nach dem Himmelsstriche, den sie bewohnt. Um die einzelnen Krankheits-Geschlechter kennen zu lernen, ist es nothwendig, sie bey denen Nationen zu studieren, wo sie einheimisch sind. Dort auch würde man, von der empirischen Seite, das bestimmtere und sichere Heilverfahren, so wie das antiphlogistische bey den Südländern kennen lernen.

4.

Von den äufseren Einflüfsen.

Alles, was die Irritabilität, den electrischen Moment im Organismus hervorruft, ruft zugleich die Krankheiten der zweyten Dimension hervor, bedingt Entzündung und Fieber.

Jede Veränderung der Atmosphäre ist eine Cohäsions-Veränderung, und je nachdem sie stärker oder schwächer ist, verändert sie das Irritabilitäts-Verhältnifs, und erzeugt Fieber und Entzündung.

Die klimatischen Einflüfse erzeugen *nur* Krankheiten der zweyten Dimension.

Wo diese Einflüfse am stärksten sind, müfsen auch die mehrsten und heftigsten Krankheiten der Irritabilität herrschen.

Daher ist auch keine Weltgegend, kein Klima, keine Jahrszeit, und keine beträchtliche Witterungs-Veränderung, wo nicht die Krankheiten der Irritabilität in allen Formen vorkommen.

Es ist vorerst nicht die Frage, ob Hitze oder Kälte das Fieber und die Entzündung begünstigen, es ist uns vorerst genug, dafs jede starke Veränderung in der Atmosphäre sowohl Fieber als Entzündungen producire.

Dafs es nicht die Hitze, nicht die Kälte sind,

welche uns krank machen, sehen wir daraus, daſs die Hitze und die Kälte, jede für sich, sehr lange herrschend seyn kann, ohne nachtheiligen Einfluſs auf uns zu haben, am wenigsten Krankheit zu erzeugen. Es müſsten ja sonst die Bewohner des äuſseren Norden wie des Südens beständig krank seyn.

Es ist nur der Wechsel, welcher die Atmosphäre, wie uns, in einen krankhaften Zustand versetzet.

Der Streit, ob der Organismus von der äuſseren Natur, oder umgekehrt bestimmt werde, dürfte in der Folge als ein ganz unnützer verlassen werden.

Der äuſsere und der innere Organismus ist nur einer, und jede Veränderung, die sich in dem einen wie in dem anderen ergiebt, theilt sich gemeinschaftlich mit. Dem Grunde, worauf die Veränderung beruht, unterliegen beyde. Das, was die Cohäsions-Veränderung in dem einen bewirkt, bewirkt sie auch in dem anderen. Die sogenannte äuſsere Natur, wenn sie Krankheit im Organismus veranlaſst, ist in diesem Falle den nämlichen Zuständen unterworfen. Das Gewitter ist ein Fieber in der Atmosphäre, eben so wie es Fieber in dem Organismus giebt, den wir den unseren nennen. Dieses atmosphärische Fieber durchläuft die nämlichen Momente, wie jedes andere Fieber, das wir unter diesem Namen kennen.

Es hat seinen Moment des Frostes, der Hitze, und der Wasser-Erzeugung. Das Letztere ist wohl nichts anderes, als was bey uns der Schweiſs ist. Es geschieht hier alles nach den nämlichen Gesetzen, der Unterschied liegt nur in dem organischen Baue. Wenn

es nicht zu paradox klingen würde, so möchten wir wohl behaupten, dafs wir an keiner Fieberart leiden, welcher nicht auch die Atmosphäre unterworfen wäre. Die Pest, das gelbe Fieber sind früher in der Atmosphäre, als in unserem Organismus.

Wir verpesten die Atmosphäre, so wie sie uns verpestet. Die reinste Atmosphäre kann durch den Zusammenfluſs vieler Menschen in einen krankhaften Zustand versetzt werden. Die schwarze Höhle, und andre Beyspiele dieser Art sind hinlänglich bekannt.

Das Lazareth- und Hospital-Fieber ist ein animalisches Produkt. Wir theilen das Contagium mit, so wie es ein anderesmal uns von der Atmosphäre zufliefst.

So wie die äufsere Natur mit uns ihre Uebel theilt, so genieſsen wir mit ihr auch das Gute, was sie hat.

Wir achten es für einen irrigen Wahn, die äufsere Natur sich als etwas Feindseliges zu denken. Sie ist mit uns innigst befreundet, so wie wir mit ihr, nur diese Verwandtschaft macht es, dafs sie mit uns, so wie wir mit ihr leiden.

So bald wir daher diese sogenannte äufsere Natur in einem veränderten, innormalen Zustande sehen; dürfen wir auf unserer Huth seyn, und annehmen, dafs auch wir verändert sind.

Die Wettergläser sind es nicht allein für die atmosphärischen Veränderungen, sie sind es zugleich für uns. Oder auch wir selbst sind vielfach diese Wettergläser: wie viele Constitutionen und Individuen giebt es nicht, die jede Wetter-Veränderung voraus fühlen und verkündigen?

Das mehrste, wo nicht alles, beruht hierbey auf einer veränderten Temperatur. Jede veränderte Temperatur zeigt uns aber eine Veränderung der zweiten Dimension an. Daher sind auch, wie wir schon erinnerten, alle Zustände, welche ihren Grund in dem Einflusse der Atmosphäre haben, ausschliefsend Krankheiten der Irritabilität.

Darauf beruht es denn auch, dafs alle diese Krankheiten unter dem Schema des Fiebers oder der Entzündung sich darstellen.

Man begreift nun aber auch leicht, warum in einigen Welttheilen, Himmelsstrichen, Climaten, Jahrszeiten die Fieber fast herrschende Krankheiten, in anderen Gegenden aber desto seltener sind.

Dieses hängt nicht von der Kälte, von der Hitze, von der Trockenheit, von der Nässe ab, sondern von der Abwechslung. Nicht die kalten, heifsen Gegenden und Witterungs-Zustände sind die ungesunden, sondern diejenigen, welche dem Wechsel unterworfen sind.

Man hat sich oft gewundert, warum diese oder jene lange andauernde Witterung nichts nachtheiliges bewirke, es liegt eben darinn, dafs, wie man dieses schon zu allen Zeiten beobachtete, jede gleichmäfsige Witterung, welche die Temperatur nicht sehr verändert, wohl vertragen wird. Diese Temperatur ist alsdann auch die Temperatur unseres Organismus, da kein Unterschied zwischen innerer und äufserer Natur hier statuirt werden kann.

Wenn es nun aber weder die Hitze, noch die

Kälte, weder die Trockenheit noch die Nässe ist, die uns krank macht, so dürfte auch der Streit aufhören, was von diesen Schwäche oder Stärke, was Hypersthenie oder Asthenie hervorrufe.

Mit dieser Behauptung scheint inzwischen im Widerspruche zu stehen, dafs in einer Weltgegend, in einem Clima, in einer Jahrszeit, bey dieser oder jener Witterung diese oder jene Krankheiten vorherrschend sind. Allerdings hängt hiervon manches ab, nicht sowohl das Ergriffenseyn der bestimmten Dimension, welche unverändert die nämliche bleibt, wohl aber die verschiedenen Momente desselben.

So gering und so grofs der Unterschied zwischen einer *Ephemera*, einer *febris simplex inflammatoria*, und einem *Typhus*, dem gelben Fieber und der Pest ist, so gering und so mannichfaltig werden auch die Verschiedenheiten der Einwirkungen der Kälte, der Hitze, Trockenheit und Nässe seyn. Sie bedingen sämmtlich nur die Krankheiten *einer* Thätigkeit, obgleich in unendlich manchfaltigen Abänderungen.

Wenn wir aber einmal den Ausspruch gethan haben, und behaupten, dafs Fieber und Entzündung darauf beruhe, dafs Contraction der Arteriellität hervorgerufen sey, so nehmen wir auch an, dafs nur die Einwirkung der Kälte Entzündung und Fieber erzeuge.

Ob die Kälte dieses als stärkend oder schwächend bewirke, ist uns hier um so gleichgültiger, da wir diese Begriffe überhaupt als irrig ansehen.

Es giebt nichts in der Natur, das allgemein schwächend oder stärkend wirkt, und es gelten diese Be-

griffe, wenn eine Bedeutung damit zu verbinden ist, nur beziehungsweise auf dieses oder jenes System.

Was für die Arterien positiv, ist für die Venen negativ, und so gehet dieses durch alle Systeme und Organe durch.

Dadurch, dafs Contraction in die Arteriellität gebracht wird, folgt noch nicht, dafs ihr Wirkungsvermögen erhöht sey. Sie hat nur eine andere Function übernommen, sie befindet sich in einem widernatürlichen, krankhaften Zustande. Wenn es uns gelingt, diesen krankhaften Zustand der Arterie aufzuheben, übernimmt sie ihre eigene Function, und bekömmt alsdann ihre vorige Kräftigkeit wieder. Ihre scheinbar verstärkte Action beruhte auf einer krankhaften Beschaffenheit, auf einem veränderten Zustande, und, wenn damit etwas gesagt wäre, vielmehr auf Schwäche, als auf Stärke.

Die Arterie ist Expansion, die Hitze ist auch Expansion, diese kann also auf jene nicht einstimmend wirken, denn diese ist sie selbst. Nur das Entgegengesetzte, die Kälte kann Veränderung in ihr hervorbringen. Da diese Veränderung ihr entgegengesetzter Zustand ist, so mufs es auch die Contraction seyn, welche in ihr hervorgerufen wird.

Hiemit stimmen dann auch alle Erscheinungen und die Erfahrungen aller Zeiten überein.

Ueberall, wo Fieber und Entzündung hervortreten, zeigen sich veränderte Temperatur und auffallende Veränderung in der Arteriellität.

Wo das Fieber rein arteriell und entzündlich ist,

sind diese Veränderungen auch sprechender, und die Contraction mehr in die Sinne fallend. Bey dem eigentlichen Entzündungs-Fieber, der Peripneumonie, ist die Hitze trocken, brennend, der Puls hart zusammengezogen.

Ist die Entzündung in einem Gebilde, Organe, wo die Arteriellität im Normal-Zustande die Oberhand hat, so zeigen sich die Erscheinungen der Contraction am lebhaftesten.

Ist dieses der entgegengesetzte Fall, so sind auch jene Erscheinungen milder, schwächer, verschieden.

Am auffallendsten zeigt sich dieses bey der Pulsation. Hierauf beruht fast ganz allein der mehr harte oder weichere Pulsschlag. Im Kinde, im weiblichen Geschlechte, wo die Venosität die Oberhand hat, ist im Durchschnitte auch bey der Entzündung der Puls weicher, bey dem männlichen Geschlechte, im Jünglinge ist der Puls im Entzündungs-Zustande härter.

Eben so verhält es sich auch mit der Trockenheit der Haut, und allen übrigen Erscheinungen, welche Folgen der Contraction sind. Das Kind, das Weib bekommen bey Entzündungen leichter Crisen durch die Haut, als der Jüngling, der Mann.

Wie es sich mit den Entzündungen hier im Allgemeinen verhält, ist es auch mit den einzelnen Entzündungen, in den Systemen sowohl, als in Organen.

Der Zustand des Pulses und alle übrigen gesetzten Erscheinungen der Contraction in der Arteriellität, in der Synocha, dem Synochus, dem Typhus, der Peripneumonie, der Hepatitis, der Gastritis lassen sich

auf das Verhältniſs der Arteriellität zur Venosität beziehen. In der Synocha ist der Puls härter, die Hitze brennender, die Haut trockener, weil das arterielle System unmittelbar ergriffen ist.

Im Synochus ist dieses anders, weil das gastrische System, das hier afficirt ist, mehr der Venosität angehört. Die Hepatitis begleitet ein weicher, obgleich voller Puls, welches sich in der Peripneumonie umgekehrt verhält. Bey allen Entzündungen der Haut, als eines dem venosen System angehörigen Organs, ist der Puls weicher. Dieses weicht dann nach der gröſseren oder minderen Heftigkeit der Entzündung mannichfaltig ab. So können bey einer heftigeren Entzündung eines venosen Organs die Zeichen der Contraction stark seyn, wie zum Beyspiel bey einer heftigen *Scarlatina*, dagegen sind diese Erscheinungen oft in einem viel schwächeren Grade bey einer leichten Peripneumonie vorhanden.

Aus den minderen oder heftigeren Erscheinungen der Contraction allein läſst sich, ohne Berücksichtigung des afficirten Systems, Organs, der mindere oder stärkere Grad der Entzündung nicht beurtheilen.

Wir sehen also hier aus den Erscheinungen, daſs, wo Entzündung ist, auch Contraction in der Arterie sey, eben so, daſs, wo diese Contraction heftiger sey, es von dem Verhältniſse der Arterie zur Vene abhängt.

Wie diese Contraction überhaupt durch die veränderte Temperatur in die Arterie komme, haben wir schon entwickelt. Es liegt uns aber ob, zu zeigen, wie diese Veränderung nicht allein durch die atmos-

phärischen Einflüsse erfolge, sondern auch wie sie durch andere Einflüsse hervorgebracht werden könne.

Ueberhaupt scheint die Frage diese zu seyn, ob die Entzündung und das Fieber auf keine andere Art entstehe, als durch Einflüsse, welche die Temperatur verändern?

Wir glauben dieses mit Nein beantworten zu müssen, indem eben so wenig ein Fieber und eine Entzündung existiren, wobey die Temperatur nicht verändert wäre, als sich Einflüsse finden, welche diese Zustände erzeugen, ohne die Temperatur abzuändern.

Durch diese Behauptung, welche weder mit der Natur, dem Organismus, noch der Erfahrung im geringsten Widerspruche stehet, dürften sich manche bisher streitige Punkte über die Entstehung der Entzündung heben lassen.

Zuerst wollen wir untersuchen, ob die ursachlichen Momente, welche das Fieber und die Entzündung setzen, solche sind, welche eine Veränderung der Temperatur bewirken.

Zu diesen ursachlichen Momenten oder allgemeinen Ursachen des Fiebers und der Entzündung rechnet man: den *anhaltenden Genuſs stark nährender* oder *geistiger Dinge*, *heftige Bewegung*, *starke Gemüths-Erschütterungen*, *unterdrückte Absonderung*, *resorbirte fremde Stoffe*, *Contagien*, *Miasmaten*, *Verwundungen*.

Wir meynen, dafs man es allen diesen Dingen schon ansieht, dafs ihre Einwirkung eine veränderte Temperatur zur Folge habe. Man darf sie einzeln

nur nennen, um mit Jedermann darüber einverstanden zu seyn. Der Genuſs starker Getränke verändert, wie allgemein bekannt, den Wärmegrad, wie aus dem veränderten Pulse fühlbar ist. Eben so verhält es sich mit den starken Bewegungen, den Gemüthsaffecten, der unterdrückten Ausdünstung, besonders der Haut, den Contagien und Miasmaten. Nur bey den *Verwundungen* wird die Sache einigem Zweifel unterliegen, wie man hieraus eine Veränderung der Temperatur deduciren wolle.

Wir glauben aber, daſs sich dieses Problem am allerleichtesten lösen wird. Bey einer jeden Verwundung ist unmittelbar eine Affection in dem Gefäſssysteme gesetzt. So wie diese aber vorhanden ist, muſs auch das Verhältniſs zwischen Arterie und Vene gestört seyn.

Wie aber das Gefäſssystem unmittelbar afficirt, die Function der Arteriellität und Venosität auf der einen oder der anderen Seite gestört ist, so muſs unmittelbar auch die Temperatur eine andere seyn. Oder, was wir schon bey der Gelegenheit, als von dem Wesen der Entzündung die Sprache war, festsetzten, das Cohäsionsverhältniſs ist abgeändert. Es war eine der langweiligsten, ermüdendsten und unfruchtbarsten Fragen, ob durch die Verwundung Entzündung und welche, eine active oder passive, eine sthenische oder asthenische gesetzt werde.

Die Wirklichkeit der Entzündung bewies wohl die Gegenwart der eigenthümlichen Zeichen der Entzündung. Was den letzten Punkt betrifft, so giebt

es nur *eine* Entzündung, wie wir dieses dargethan zu haben glauben, welche weder activ, noch passiv, weder sthenisch, noch asthenisch ist. Es kömmt bey diesen Entzündungen nach Verwundungen, wie bey allen übrigen Entzündungen, von jedem anderen ursachlichen Momente, nur darauf an, welches Gebilde, welches Organ, verletzt wurde. Die Verwundung der Lunge ist eben sowohl eine active Entzündung, und fordert die nämliche antiphlogistische Heilart, Aderlafs, Nitrum, wie eine jede andere Lungenentzündung. Eine Verwundung der Leber, der inneren Eingeweide, des Darmcanals, ist eine sogenannte venöse, reproductive, und mufs nach dieser Beschaffenheit angesehen werden.

Die Verwundung eines Theils, wo entweder die Arteriellität oder Venosität die Oberhand hat, mufs sich allerdings sehr verschieden zeigen, und mufs von specifischer Beschaffenheit seyn, wenn sie gleich dem Wesen nach stets die nämliche bleibt. Es wird daher auch nur die antiphlogistische Heilart bey allen Verwundungen statt finden. Wenn diese gleich eine unendliche Modification leiden wird, und bey einer geringen Verletzung und starken Verblutung das Entgegengesetzte fordert, so bleibt es demohngeachtet wahr und richtig, dafs durch Verwundung Entzündung entsteht, und dafs diese nie anders, als irritabel seyn könne.

Wir wiederholen hier noch einmal den Satz, von dem wir ausgiengen, dafs jede Entzündung eine veränderte Temperatur zum Grunde habe, und dafs alle

äufserliche und innerliche Momente, welche die Entzündung begünstigen und bedingen helfen, keine anderen sind, als welche eine Veränderung der Temperatur zu veranlassen im Stande sind. Dafs also der Grundsatz, dafs alle atmosphärische Einflüsse ausschliefsend nur Krankheiten der Irritabilität erzeugen, hiermit nichts weniger, als im Widerspruche, vielmehr in genauester Harmonie steht.

Nur noch ein wesentlicher und wichtiger Punkt mufs hier berichtiget werden, wie nämlich die mannichfaltigsten Entzündungen durch die Verschiedenheit der Einflüsse überhaupt, und der klimatischen insbesondere entstehen.

Es scheint bey dem ersten Anblicke höchst widersinnig, wie die Extremitäten in der Atmosphäre, *Kälte* und *Hitze*, eines und das nämliche bewirken sollen.

Von beyden wird hier behauptet, dafs sie die zweyte Dimension hervorrufen, und die Entzündung erzeugen.

Ohne Berücksichtigung der beyden Polaritäten in dieser Dimension bleibt dieses Problem allerdings ungelöst.

Sind sich Arteriellität und Venosität entgegengesetzt, und gehören jedoch einer und der nämlichen Dimension an, so mufs *Kälte* und *Hitze* verschiedenartig einwirken.

Entspricht aber das Arteriöse der Expansion, das Venöse der Contraction, so müssen Kälte und Hitze

anders auf dieses, und anders auf jenes System einwirken.

Die Kälte, als das contrahirende Princip, muſs als das entgegengesetzte in der Arterie überall Contraction, so wie die Hitze Expansion in der Vene bedingen.

In der Entzweyung der Thätigkeit, welche beyde, die Kälte und Hitze, veranlassen, obgleich in der entgegengesetzten Richtung, müssen stets Krankheiten einer und der nämlichen, der zweyten Dimension, entstehen. Unendlich verschieden wird nun aber die Einwirkung der Kälte auf die verschiedenen Organe seyn, je nachdem sie arterieller sind.

Aeuſserst heftig und groſs ist die Veränderung in einem Organe, wo die Expansion normal überwiegend ist, wenn es auf einmal und schnell seinen Charakter umändern, und den entgegengesetzten annehmen muſs.

Daher ist dann auch die Entzündung sehr heftig in der Lunge, weniger aber in anderen Organen, wo die Expansion normal geringer ist, z. B. in der Leber.

Steht ein solches arteriöses, expansiveres Organ nebstdem noch einer wichtigen Function vor, so müssen die Folgen, wenn es den entgegengesetzten Character annimmt, noch gröſser und schlimmer seyn.

Da inzwischen die Kälte die Entzündung hervorruft, doch auch wieder die Kälte es ist, welche überall die Irritabilität zu zerstören trachtet, die Hitze dagegen die zweyte Dimension hervorruft, so

scheint hier ein neuer Knoten sich zu bilden. Um die Dunkelheit und Schwierigkeit noch mehr zu häufen, müfsen wir sogar festsetzen, dafs die Entzündung nirgends Platz greifen kann, wo nicht die Hitze, mehr oder weniger, vorher stets eingewirkt hat.

Es sind daher auch die Entzündungen in heifsen Climaten weit häufiger, als unter kälteren Himmelsstrichen.

Dagegen sind die Entzündungen in den den Polen näheren Gegenden unendlich mannigfaltiger.

Wie sich dieses klimatisch verhält, eben so zeigt sich diese Mannigfaltigkeit bey den Entzündungen in den verschiedenen Jahrszeiten. Anders sind die Entzündungen im Frühlinge, anders im Sommer, im Herbst und im Winter.

Nach Verschiedenheit dieser Jahrszeiten zeigen sich die Entzündungen, eben so auch die Fieber in ganz anderen Systemen, Gebilden und Organen, haben ganz andere Ausgänge, und erfordern eine ganz andere Heilart.

Je heftiger nämlich vorher durch die Hitze die Expansion gesetzt war, desto heftiger mufs die Entzündung werden, wenn schnell eine starke Kälte darauf eintritt, da eine stärkere Contraction dadurch bewirkt wird.

In den vom Aequator entferntesten Gegenden herrscht dieser Zustand am wenigsten; ist aber dort einheimisch, wo Hitze und Kälte schnell auf einander wechseln. — Wie es sich damit in den Climaten verhält, ist es auch in den Jahrszeiten. Der be-

ginnende Frühling, und der beginnende Herbst zählen im Durchschnitte mehr Fieber und Entzündungs-Krankheiten, als der kalte Winter und der heifse Sommer.

Die Entzündungs-Zustände im Frühlinge sind unendlich verschieden von jenen im Herbste. Sie ergreifen andere Organe, haben einen anderen Verlauf, und fordern daher auch eine ganz andere Behandlung.

Es reducirt sich dieses gröfstentheils auf die abwechselnde Einwirkung von Hitze auf Kälte, und umgekehrt, von Kälte auf Hitze.

Wenn von Constitutions-Krankheiten die Rede war, behaupteten die Einsichtsvolleren mit Recht, dafs die vorausgegangene Witterung mehr noch zu berücksichtigen sey, und den Character der Epidemie bestimme, als das zuletzt eingetretene ursachliche Moment, wobey die Krankheit zum Ausbruche gekommen sey. Nach der Beschaffenheit des Sommers, des Winters prognosticirt man schon, welche Krankheiten bey dieser oder jener eintretenden Veränderung zum Vorschein kommen werden.

Eben so, wie die Leibesconstitution, das Alter, das Temperament nicht in einer graduellen Verschiedenheit ihren Grund haben, so verhält es sich auch mit der Witterungs-Constitution, welche nicht nach der Gröfse der Hitze, der Heftigkeit der Kälte beurtheilt werden mufs. Auch hier findet eine specifike Beschaffenheit statt.

Es ist nicht das Ueberwiegendseyn des einen oder des anderen der verschiedenen Stoffe, der Gasarten,

sondern ihr dynamisches Verhältniſs, das Element, was in ihnen lebt, und sie wirksam macht.

Wäre es die Kälte oder Hitze, oder ihre schnelle Abwechslung allein, die uns erkranken macht — unser Organismus, als ein selbstständiges Wesen, würde diesen vielleicht widerstehen können.

Aber das Specifische, was bey dem Zusammenflusse und der Succession der Dinge aufser uns, sich zu einem eigenen Wesen bildet, und durch alle unsere Wettergläser nicht erforscht werden kann, da diese sämmtlich nur einzelne Qualitäten verrathen, das Ganze aber nur ahnden laſsen, bleibt uns stets verborgen.

So gewiſs die Contagien in der specifischen Beschaffenheit der Atmosphäre ihren Grund haben, so wenig werden wir ihre eigenthümliche Beschaffenheit jemals genau bestimmen können, eben weil ihr Wesen nicht in einem einzelnen Stoffe, sondern im Ganzen liegt.

Wenigstens dürften wir in diesem Punkte eben so wenig zu einer wissenschaftlichen Construction, als bey den einzelnen Gebilden und Organen des innern Organismus gelangen.

Ob Kälte und Hitze schwäche oder stärke, hiervon ist eigentlich die Frage nicht mehr, inzwischen bewirken sie wechselseitig beydes, da sie Functionen unterdrücken und erheben, und zwar in Systemen, wovon die Gesundheit und das Leben fast unmittelbar abhängen.

Die Kälte zernichtet, schwächt, untergräbt un-

dere besten Kräfte, indem sie Contraction in ein System bringt, welches die wichtigste Rolle im Organismus spielt.

Eben so setzt die Hitze Expansion in einem fast eben so wichtigen Systeme, welches den Gesetzen der Contraction gehorcht, oder eigentlich dieses Gesetz selbst ist.

Wie aber die Kälte stärken, die Hitze schwächen könne, und umgekehrt, läfst sich nur daraus erklären, dafs das eine das andere zu beschränken vermag.

Nur darf das Eine nicht schnell auf das Andere folgen, aufserdem entsteht fast jedesmal Krankheit, es müfsen, wenn diese Beschränkung ohne Störung geschehen soll, gewifse Stuffen durchlaufen werden. So zeigen sich kalte Bäder im Sommer als stärkend, die warmen im Winter eben so.

Das eigentliche Entzündungs-Fieber, der Synochus, der Typhus, die Peripneumonie, die Hepatitis, die Phrenitis entstehen nach Verschiedenheit der abwechselnden Einwirkung der Hitze und Kälte.

Wenn das eigentliche Entzündungs-Fieber, die Peripneumonie, entstehen soll, so mufs die Contraction nicht relativ, sondern positiv die Oberhand erhalten haben. Diese Zustände entstehen bekanntlich am häufigsten im Winter, oder wenn dieser sich dem Frühling nähert. Die andauernde Kälte hatte die Oberhand, daher ist die Contraction vorherrschend und von daher die *Diathesis inflammatoria.* Diese Anlage ist noch nicht Krankheit. Tritt die Wärme langsam und allmählig ein, so schwindet jene Anlage wieder.

Folgt hierauf gleich auch wieder Kälte, so geschieht doch keine besondere Störung. Wenn aber auf die Kälte des Winters, auf die überwiegende Contraction schnell auch ein beträchtlicher Grad von Wärme eintritt; so erkrankt der Organismus dennoch nicht; da die hervorgerufene Expansion mit der Contraction ins Gleichgewicht kommt, und stets nur die Contraction Fieber und Entzündung bedingt. Folgt aber auf diese Hitze schnell wieder Kälte, wie das gemeiniglich im Frühlinge der Fall ist, so treten sogleich die heftigsten Entzündungs-Zustände hervor. Die *Diathesis phlogistica* war noch nicht aufgehoben, und durch die eingetretene Wärme, die hervorgerufene Expansion, sollte die Harmonie wieder hergestellt werden; die schnell dazwischen getretene Kälte, die Nordostwinde, diese feindselig contrahirenden Gäste, rufen den laurenden, noch nicht verdrängten, Alliirten hervor, und so entstehen die sogenannten hitzigen Katharr-Fieber, Lungenentzündungen, überhaupt die heftigsten entzündlichen Zustände, die in einer überwiegenden Contraction der ganzen Arteriellität ihren Grund haben.

Ein ganz anderes Verhältniſs muſs aber eintreten, wenn auf eine lang angedauerte Hitze, schnell Kälte eintritt, wie dieses am Ende des Sommers oft der Fall ist. Entzündungsartig muſs der Zustand stets seyn, denn er wird durch die Contraction bedingt, aber die Modification gehet ins Unendliche.

Beruht das Fieber, die Entzündung auch hier gleich auf Contraction in der Arterie, so war doch kurz vorher der entgegengesezte Zustand, die Expan-

sion, in der ganzen Arteriellität gesezt. Es existirte hier keine Diathesis phlogistica, daher ist die Entzündung auch nicht heftig, und ihre Uebergänge sind ganz andere, wie bey einer Entzündung, welche nach einer kurz vorher lang andauernden Kälte entstand. Der Sieg der Arterie, oder auch ihre Niederlage kann hier nur von einer kurzen Dauer seyn. Der überwiegende Zustand der Arterie besteht doch nur eigentlich darinn, dafs sie gezwungen ist, eine ihr fremde Rolle zu spielen.

Je mehr durch die andaurende Hitze die Expansion im Organismus begünstigt wurde, desto leichter ist es, dafs auch ein geringer Grad von Kälte Contraction bedingen kann. Daher treten auch im heifsen Sommer, nach einer geringen, aber schnell eintretenden Kälte, sogleich Entzündungs-Zustände, Fieber hervor. Daher fürchtet man in ganz heifsen Klimaten nichts so sehr, als die kühlen Abende und die Nachtluft. Durch die grofse und andaurende Hitze in heifsen Klimaten wird alles im Organismus Arterie, auch die Venen scheinen zu pulsiren, und alle Contraction ist bedroht, aufgehoben zu werden. Es bedarf daher nur eines geringen Gegensatzes, um das Gegentheil hervor zu rufen.

Dadurch bekommen dann die Fieber und alle Entzündungen einen ganz anderen Charakter. Da die starken und heftigen Entzündungen eine *diathesis phlogistica* voraussetzen, da die Contraction nicht relativ, sondern positiv dabey vermehrt seyn mufs, so sind auch diese Entzündungen nicht die eigentlichen

activen, sondern die sogenannten passiven. Sie kommen nicht in Organen vor, welche der Irritabilität als solcher angehören, wie in der Lunge, sondern in mehr venösen Gebilden. Daher auch dort häufiger die gastrischen gallichten Fieber, die *Hepatitis*, vorkommen. Die Krankheiten durchlaufen alle mehr die Haut, diese ist gewöhnlich früher afficirt, als selbst der Darm-Canal, weil doch die ersten atmosphärischen Einwirkungen dieses System früher, als die übrigen, erreichen können.

Dafs Synochus-Typhus häufiger als Entzündungs-Fieber, Lungen-Entzündungen nach lange vorausgegangener Hitze folgen, liegt auch darinn, dafs der Organismus mehr in seiner Tiefe ergriffen. Die überwiegende Expansion tendirt den Magnetismus ganz aufzuheben. Es ist eine zu grofse Erhöhung der relativen Cohäsion.

Darauf gründet sich die sogenannte Fäulnifs, die Entstehung des Faulfiebers. Es wird wohl nie entstehen können, wo nicht vorher die Expansion im Organismus die Oberhand hatte, ob es gleich, wie jedes Fieber und Entzündung, durch die Contraction bestimmt wird.

Es ist schon an einem anderen Orte von uns erinnert worden, dafs selbst das gelbe Fieber nicht während der andaurenden Hitze ausbricht, sondern wo die abwechselnde Witterung eintritt. Dafs auch bey diesem Zustande eine überwiegende Expansion und keine *Diathesis phlogistica* vorhanden sey, beweifst die vorausgegangene Hitze, und wenn diese Hitze nicht

existirt, die Krankheit nicht zum Ausbruche kommt, und dafs eine eintretende kältere Witterung ihr am schnellsten Gränzen sezt.

Wenn diese Sätze richtig gefafst und durchgeführt werden, so mufs fast alles Dunkel über die Witterungs-Constitution und die sogenannten Constitutions-Krankheiten verschwinden.

Dieser Gegenstand, so wichtig, und von so grofsem Einflufse er ist, kann und darf hier nicht weiter verfolgt werden, und verdient eine eigene Durchführung, wo es dann an den sprechendsten, auffallendsten Belegen aus den Beobachtern und Schriftstellern aller Zeiten nicht fehlen dürfte.

Für uns ist hier einstweilen genug, gezeigt zu haben, dafs es die Kälte ist, welche Contraction in der Arteriellität setzt, und dadurch Fieber und Entzündung hervorruft, dafs fast aller Unterschied dieser Zustände von dem mannichfaltigen Verhältnifse der Kälte zur Hitze, der Contraction zur Expansion und umgekehrt abhängt. Ueberhaupt aber, dafs alle atmosphärischen Einflüfse nur die Krankheiten der zweyten Dimension zu bedingen im Stande sind, und dafs also alle Krankheiten, welche von den klimatischen Einflüfsen abhängen, entweder Fieber oder Entzündungs-Zustände seyn müssen.

5.

Die Ausgänge der Entzündung.

Die Ausgänge der Entzündung, ihre Entscheidung, Uebergänge sind sehr verschieden. Ihre Erklärung wird sich wie die Reconstruction zur Construction verhalten.

Haben wir in der letzteren hier etwas geleistet, so wird auch die erstere uns nicht mifslingen.

Es ist zwar öfters die Sprache davon, dafs Entzündungen in Eiterung, Verhärtung, Brand übergehen, wie und warum diese erfolgen, läfst man gewöhnlich unerörtert, woran man recht thut, da es eine der schwierigsten Aufgaben ist, welche nach dem bisherigen Standpunkte der Medicin unmöglich zu lösen war.

Die Ausgänge der Entzündung sind die *Zertheilung*, *die Abschuppung*, *Verwachsung*, *Eiterung*, *Verhärtung*, *Brand*.

Die Vertheilung, die Aufhebung des gestörten Gleichgewichts in den beyden Polen des Gefäfssystems, die eigentliche Crisis, ist die einzige und wahre Reconstruction der Entzündung.

Diese Ausgleichung, Crisis, ist fast die nämliche, bey den allgemeinen, wie bey den topischen Entzündungen.

Bey den ersteren ist sie häufiger und vollkommener, als bey jenen, den topischen Entzündungen, welche geneigter sind, in Eiterung, Verhärtung und Brand überzugehen.

Der Grund dieser Ausgleichung beruht darauf, daſs die allgemeinen Entzündungen der Dimension, die topischen aber dem Organe angehören, und daſs, wo System gegen System stehet, der Kampf zwar allgemeiner und heftiger ist, die streitenden Kräften inzwischen noch mehr im Gleichgewichte, in einem gewiſsen Verhältniſse sich befinden, als wo die Organe leiden, indem hier schon, wie wiederholt erinnert wurde, eine gröſsere Indifferenzirung statt hat.

Die allgemeinen Entzündungszustände, die Fieber, stellen die Irritabilität, und in dieser das Ergriffenseyn der Arteriellität am reinsten vor, bey den topischen ist der Zustand schon gemischter, und sie sind ohne Ausnahme passiver, venöser.

Auch hierbey ist der Unterschied, die Differenz unendlich groſs, je nachdem das leidende Organ, Gebilde auf einer gewiſsen Höhe, Stufe stehet, oder bestimmter nach seiner specifischen Beschaffenheit. Die Ausgleichung kann nicht eher statt finden, bis die Contraction in der Arterie, wodurch sie krankhaft afficirt wurde, wieder vollkommen aufgehoben ist.

Erfolgt diese Ausgleichung vollkommen, so ist auch die Crisis vollkommen.

Auf dieser Ausgleichung der Kräfte beruht auch die sogenannte *vis medicatrix*.

So wie eine Thätigkeit über die andere die Ober-

hand erhalten kann, so können sie sich auch wieder ausgleichen. Es ist das Ausgleichen der einzelnen Systeme, indem das relative Gleichgewicht wieder hergestellt wird.

Diese *vis medicatrix*, dieses Ausgleichen findet nicht etwa allein im krankhaften Zustande statt, sie ist das ewige Spiel des Organismus, das auch im natürlichen gesunden Zustande unabläſsig von statten gehet, sie ist die Ebbe und Fluth unseres eigenen Microcosmus.

Die Vertheilung ist nichts anders, als die Crisis, und diese das Aufgehobenseyn der zu stark gesetzten Contraction.

So wie die Entzündung da am reinsten, lebhaftesten hervortritt, wo die Arteriellität in der Arterie ergriffen ist, im eigentlichen Entzündungsfieber, so erfolgt, wo die Contraction fast gleichmäſsig über das ganze System verbreitet ist, wenn die Ausgleichung statt hat, die Crisis auf einmal und vollkommener.

Je gemischter diese Fieber sind, je tiefer sie auf der Scala der Irritabilität stehen, je mehr daher in den ergriffenen Systemen die Venosität normal die Oberhand hat, desto weniger halten die Crisen einen richtigen Gang, wie dieses im Synochus und Typhus der Fall ist.

Die hippocratischen Beobachtungen und Aussprüche über die Crisen finden in unserer Ansicht ihre kräftigste Bestätigung und können zu Gesetzen erhoben werden.

Die Crisen müssen ihre Vorboten haben, da keine

wichtige Veränderung im Organismus plötzlich, sondern nur successive geschehen kann. So lange die Contraction noch allgemein und heftig über das Ganze arterielle System krankhaft verbreitet ist, ist die Secretion gehemmt, und fast alle Ausleerungen stehen still. Dieses ist nach Hippocrates der Zustand der Rohheit; wie die Contraction allmählig abnimmt, welches in dem nämlichen Verhältnisse geschehen wird, als sie zugenommen hat, beginnt der Zeitpunkt der Kochung, die Absonderungen werden freyer, die Contraction in der Arterie wird aufgehoben, die Expansion tritt ein, und die vollkommene Crisis erfolgt. Die eigentliche Crisis kann mit dem Besserbefinden, wohl aber muss dieses jener vorangehen. Die Contraction muss schon nachgelassen haben, bevor die Crisis eintritt. Daher die Vorboten der Crisis. Die vollkommene Ausgleichung, die vollkommene Crisis gelingt inzwischen doch erst während, und nach völlig aufgehobener Contraction.

Wenn diese Ausgleichung der Thätigkeit vollkommen war, müssen nach Beendigung derselben alle Zeichen der erhöhten Contraction verschwinden, der harte Puls muss weich werden.

Man sieht hier wohl von selbst ein, dass es sehr viele Modificationen geben kann, wovon denn das abhängt, was man vollkommene und unvollkommene Crisen nennt.

Dieses Aufgehobenwerden der Entzündung findet nach gleichen Gesetzen in den Systemen, wie in den Organen statt, nur bey diesen seltner als bey

jenen. Der Grund ist schon früher angegeben worden. Die Entzündung der Organe hat gewöhnlich andere Ausgänge, besonders wenn diese niederer auf der Scala der Irritabilität stehen, venöser sind. Dieses aber hat einen doppelten Grund, den wir anzugeben schuldig zu seyn glauben.

Die Entzündung bestehet doch eigentlich darinn, dafs Contraction in die Arterie gebracht wurde. Je höher die afficirte Arterie für sich stehet, desto lebhafter wird ihr Kampf seyn, um ihre Tendenz, ihre eigentliche Function wieder herzustellen. Daher der lebhaftere Kampf bey der reineren irritabelen Entzündung, und desto öfter auch das Gelingen, den eigenthümlichen Charakter, die Expansion wieder herzustellen. Je tiefer nun aber die afficirte Arteriellität stehet, desto schwerer gelingt es ihr, sich zu reconstruiren, desto gewisser unterliegt sie. Zum Beweise dienen hier die Synocha und der Synochus, die Peripneumonie und die Hepatitis. In der Synocha sowohl, als in dem Synochus ist Entzündung, Contraction in der Arterie gesetzt. Aber die afficirte Arterie ist eine andere, höhere in der Synocha, und wieder eine andere niedere im Synochus. Eben das Verhältnifs tritt auch zwischen der Peripneumonie und Hepatitis ein, jene ist arterieller, irritabler, diese venöser, reproductiver. Ist die Arterie gleich überall die nämliche, so macht sie doch ihr Gegensatz in einem jeden einzelnen Gebilde zu einer anderen.

Der zweyte Grund, dafs sich die Entzündung nicht vertheilt, und andere Uebergänge macht, ist

dieser, dafs, wo die Arteriellität in einem venöseren lymphatischen Gebilde ergriffen ist, zugleich die Function dieses Gebildes, Organs gestört ist, die Secretion und Resorption gehen nicht von statten, die aufser ihren Gränzen getriebenen Säfte können nicht zurückgeführt werden, es erfolgt eine Stockung, und es entstehen diejenigen Veränderungen, wovon nun bald die Sprache seyn wird.

Man sieht hieraus, dafs es gerade die activen hyperſthenischen Entzündungen sind, welche sich am leichtesten vertheilen, und dafs die sogenannten paſsiven, venösen, asthenischen es dagegen seyn müssen, welche andere Ausgänge machen, sich nicht reconstruiren können.

Eigentlich sollten wir bey den Wundärzten anfragen, welche Entzündungen sich vertheilen lassen, und welche in Eiterung, Verhärtung, Brand übergehen. Sie wissen auch wirklich die Kennzeichen am bestimmtesten anzugeben, und in dieser Hinsicht dürfen die Aerzte bey ihnen in die Schule gehen, und sollten es auch, da es sich mit den sogenannten inneren Entzündungen doch nicht anders, als mit diesen äufseren verhält.

Es ist aber nicht die Frage hier davon, welche Entzündungen diese oder jene Ausgänge haben, sondern vielmehr, worinn diese Ausgänge selbst bestehen, und was ihnen zu Grunde liege. Darüber aber ist auch bey den Wundärzten nicht viel Trost zu holen.

Wenn wir wirklich wüfsten, welche Entzündungen sich vertheilen lassen, und welche nicht, und

worauf dieses beruht, so hätten wir auch schon einiges Licht darüber, warum einige Entzündungen andere Ausgänge wählen.

Wir glauben hierbey am consequentesten zu verfahren, und der Sache gleich auf den Grund zu kommen, wenn wir auf unsere erste Einleitung der Entzündung zurückgehen.

Wir nehmen an, dafs sich die Entzündung, obgleich der zweyten Dimension ausschliefsend angehörend, in die irritable, reproductive und sensible, oder arterielle, venöse, nervöse eintheilen lasse.

Einem jeden einzelnen Momente der zweyten Dimension wird wohl ein eigener Ausgang entsprechen, und es wäre nur auszumitteln, welchem Momente dieser oder jener Ausgang entspricht.

Die Vertheilung selbst sehen wir für keinen eigenen Ausgang an, indem sich hier die Entzündung in sich selbst auflöst, inzwischen entspricht sie offenbar dem electrischen Momente in der Irritabilität selbst. Dahin fällt auch die Abschuppung, welche im Grunde nichts anderes ist, als die Vertheilung. Die Crisis durch den Schweifs ist nichts anderes, als was im galvanischen Procefse die Wasserzersetzung.

Ein eigener, besonderer, sehr gewöhnlicher Ausgang der Entzündung ist *die Eiterung*.

Alle Entzündungen, welche sich in der Arterie, als solcher, setzen, oder in Gebilden und Organen, wo die Arteriellität die Oberhand hat, wenn sie sich nicht vertheilen lassen, gehen gewöhnlich in Eiterung über. Wo wir daher die Entzündung in Eiterung über-

gehen sehen, dürfen wir annehmen, dafs das afficirte System, Gebilde, Organ ein arteriöses war, und zwar entweder nach seiner normalen specifiken Beschaffenheit, oder auch durch besondere Einwirkung dazu erhoben. Es kömmt hierbey auch vieles auf Constitution, Alter, Temperament an. In der Jugend, bey einer irritablen Constitution, einem sanguinischen Temperamente, wenn sich die Entzündung nicht vertheilen läfst, so gehet sie in Eiterung über.

So verhält es sich offenbar mit der Lungenentzündung; wo sie sich bey pletorischen Individuen nicht vertheilen läfst, ist ihr gewöhnlicher Uebergang Eiterung, und so ist es mit allen Entzündungen, wo entweder die Arteriellität an sich die Oberhand hat, oder besonders hervorgerufen wurde.

So entspricht demnach die Eiterung dem electrischen Momente in der Irritabilität, und erfolgt da, wo sich dieses nicht mehr reconstruiren kann.

So lange sich dieses Moment, wo es lebhaft hervorgerufen ist, in sich selbst zu behaupten vermag, kann daher die Eiterung nicht erfolgen.

Man sieht dieses bey den äufseren Entzündungen in sehr irritablen Gebilden, wenn es dem Wundarzte nicht gelingt, sie zu zertheilen, so weifs er auch schon zum voraus, dafs sie in Eiterung übergehen.

Die Eiterung erfolgt nicht eher, bis die Contraction in der Arterie ganz, oder zum Theil aufgehoben ist.

Was die Contraction vermehrt, hindert die Eite-

rung, was sie direct oder indirect verhindert, befördert die Eiterung.

Mit dem Aufgehobenseyn der erhöhten Contraction ist inzwischen noch die Eiterung nicht gesetzt, dazu gehört noch ein anderer Proceſs, die Säfte, welche aus den Gränzen getreten sind, und nicht zurückgeführt werden können, erleiden eine Veränderung, sie werden desoxydirt, und unterwerfen sich dem chemischen Proceſse.

Damit die Eiterung gehörig von statten gehet, wird ein relatives Verhältniſs zwischen Contraction und Expansion erfordert.

Die Eiterung gehet eben so wenig bey der zu heftigen Contraction, als bey der zu sehr überwiegenden Expansion von statten. Bey einer heftigen Entzündung findet eben so wenig Eiterung statt, als bey dem entgegengesetzten Zustande, der auf zu groſser Expansion beruht, und sich der Fäulniſs nähert.

Wo die Wundärzte bey zu heftiger Entzündung Eiterung wollen, suchen sie die Entzündung zu beschränken. Wo die Eiterung bey einer zu schwachen Entzündung nicht von statten gehen will, wenden sie Mittel an, welche die Entzündung hervorrufen.

Uebersetzt man dieses in zu starke oder zu schwache Contraction, so wird man sich leicht mit uns verständigen.

Die gute und schnellere, so wie die langsamere und schlechte Eiterung richten sich daher nach dem relativen Verhältniſse der Contraction und Expansion des afficirten Gebildes.

Wo die Arteriellität normal in einem Gebilde, System, Organe untergeordnet ist, wie in dem Lymphsysteme, geht daher die Eiterung langsam, oder auch wohl gar nicht von statten.

Der Einfluſs der Säfte auf das von Stattengehen der Eiterung überhaupt, ihrer guten und üblen Beschaffenheit darf nicht übersehen werden.

Die Säfte bilden in der Irritabilität die negative Seite, gehören der Reproduction an, und machen den Gegensatz. Je stärker dieser Gegensatz ist, desto lebhafter ist der Kampf, die Entzündung. So wie einer oder der andere Pol zu sehr die Oberhand behält, gehet die Eiterung auch schlechter von statten. Ist das Uebergewicht zu sehr auf der positiven Seite, hat die Entzündung, der electrische Moment, das Uebergewicht, so ist die Eiterung unterdrückt. Siegt die negative Seite, der magnetische Moment, so ist die Eiterung äuſserst häufig, das Eiter selbst aber von schlechter Beschaffenheit.

Die Beschaffenheit des Eiters hängt aber auch auſserdem noch von dem Normalzustande der Säfte ab. In den Säften sind die nämlichen Momente, wie in den Dimensionen.

Das Blut enthält alle die Bestandtheile, woraus die Gebilde und Organe im Organismus sämmtlich hervorgehen.

Es verhält sich mit dem Blute überhaupt wie mit dem Gefäſs-Systeme.

Daher giebt es auch ein arterielles, venöses Blut, und lymphatische Säfte.

In

In einem jeden sind wieder alle drey enthalten, nur mit dem Uebergewichte des einen oder des anderen.

Durch den bisher eingeschlagenen Weg der Analyse dürfte, wie bey allen Erforschungen der Art, wenig zu gewinnen seyn.

Das arterielle Blut entspricht dem Momente der Irritabilität, das venose der Reproduction.

So wie in der Arterie auch die Vene, in der Vene auch die Arterie ist, so verhält es sich mit dem Blute.

Es giebt kein rein arterielles, eben so wenig, wie rein venöses Blut, eben so wenig, wie eine Dimension in die andere übergehet, und das arterielle Blut venös wird, und umgekehrt. Es kann zwar jedes seine Qualität verändern, doch in der nämlichen Potenz.

Es muss auch Säfte geben, welche dem Momente der Sensibilität entsprechen. Wenn wir gleich noch nicht berechtiget sind, einen eigenen Nervengeist anzunehmen, so scheint uns schon der Saame zu beweisen, dass es Säfte im Organismus gebe, welche der dritten Dimension überhaupt entsprechen.

Das Erkranken der Säfte erfolgt übrigens nach den nämlichen Gesetzen, wie bey den übrigen organischen Bestandtheilen des Organismus.

Die Dimensionen mögen eine Veränderung erleiden, welche sie wollen, so durchlaufen sie im nämlichen Momente den ganzen Organismus, oder individuell betrachtet, die afficirte Dimension wird zu gleicher Zeit in ihren beyden Polen ergriffen.

Der Streit über primäre und secundäre Krankheiten der festen Theile und Säfte, muſs sich bey einer besseren Einsicht in den Organismus ganz verlieren. Es muſs sich zeigen, daſs es nur Ein Krankseyn giebt, welches weder ein primäres noch secundäres ist.

Es muſs sich demnach die Eiterung allerdings nach der Beschaffenheit der Säfte richten.

Je mehr das Blut oder die Säfte überhaupt, den Charakter der ersten Dimension haben, desto besser gehet die Eiterung, wenn sie einmal gesetzt ist, von statten. Je mehr sie davon abweichen, desto weniger taugen sie zu diesem Zwecke. Daher ist das venose Blut in diesem Punkte das bessere. Das arterielle Blut facht stets die Entzündung wieder an. Die lymphatischen Säfte eignen sich am allerbesten zur Eiterung, oder vielmehr geben das bessere Eiter.

Es ergiebt sich also auch hieraus, daſs diejenigen Entzündungen, welche ganz rein arterielle sind, sich vertheilen, und nicht leicht in Eiterung übergehen, wenn sie sich aber der Reproduction nähern, am häufigsten in Eiterung übergehen.

Wenn sich diejenigen Entzündungen, welche in der zweyten Dimension dem electrischen Momente angehören, im Falle die Vertheilung nicht statt findet, mit der Eiterung endigen, so werden diejenigen Entzündungen, welche in der Irritabilität dem magnetischen Momente entsprechen, *in Verhärtung* übergehen.

Die Verhärtung ist das Zurücktreten der relativen in die absolute Cohäsion. Die venösen lymphatischen

Entzündungen, wo die Venosität schon normal in den Gebilden die Oberhand hat, sind es, welche in Verhärtung übergehen. So wie bey den arteriöseren Lungen die Entzündungen sich entweder vertheilen lassen, oder in Eiterung übergehen, so setzen bey der venösen Leber die Ausgänge der Entzündung Verhärtung.

Am auffallendsten zeigt sich dieses bey der Entzündung der Drüfsen selbst, wovon es schon allgemein bekannt ist, dafs sehr häufig Verhärtungen zurückbleiben.

Die vielen Drüfsenverhärtungen bey Kindern, selbst die Skrophelkrankheit, gründet sich wohl auf nichts anderes, als dafs das Kind venöser ist, und wie die Arteriellität durch mancherley Einflüfse bey ihm sinkt, treten die Verhärtungen ein.

Um diese Ansicht zu belegen steht uns fast alles zu Gebote, sowohl in Hinsicht der Constitution, des Alters, des Temperaments, und aller übrigen äusserlichen sogenannten ursachlichen Momente. Alles was nur im Stande ist, die Arteriellität sinken zu machen, wozu auch die zweckwidrige Behandlung der Entzündung gehört, befördert die Verhärtung. Daher gehen auch sogenannte arterielle, active Entzündungen durch den Mifsbrauch des Aderlassens und der zu sehr schwächenden antiphlogistischen Heilart in Verhärtung über.

Die Verhärtung zu verhindern, sucht man die Eiterung zu befördern, und das, indem man die Arteriellität, die Irritabilität, den electrischen Moment hervorzurufen sucht.

Es hält unendlich schwer, in einer lymphatischen Geschwulst, bey einer phlegmatischen Constitution und schwächenden Einflüssen Eiterung zu erzeugen, dafür aber sind in diesen Fällen, unter diesen Einflüssen, die Verhärtungen so häufig. Selbst die Syphilis, offenbar nichts anderes als eine Entzündung in Gebilden, welche der Venosität angehören, oder in denen diese normal die Oberhand hat, gehet daher so häufig in Verhärtung über.

Was hier durch Entzündung geschieht, erfolgt durch das hohe Alter von selbst, die Verhärtung. Verknöcherungen sind im Grunde nichts anderes, als das Zurückgehen in den Magnetismus, das Aufheben der relativen, und die Tendenz zur absoluten Cohäsion.

So wie in jeder Dimension die drey sind, so sind auch in einem jeden Gebilde die drey Momente; daher kann auch in einem jeden Organe, wenn es gleich der Irritabilität als socher angehört, der Ausgang der Entzündung dennoch Verhärtung seyn.

Dieses sehen wir an der Lunge. Es giebt auch Lungenentzündungen, welche sich mit Verhärtungen endigen. Die Fälle sind inzwischen seltener, und das gewöhnliche ist Vertheilung oder Eiterung. In dem Falle, wo ein arterielles Gebilde nach der Entzündung in Verhärtung übergehet, war gleich anfänglich in ihm der magnetische Moment ergriffen. Wir sehen dieses am deutlichsten in der Entzündung des Auges, hier kommen fast alle Gattungen der Entzündungen vor, und daher auch die verschiedenartigsten Ausgänge. Es gründet sich alles darauf, welches Gebilde im

Auge ergriffen wird, ob es ein mehr arterielles oder venöses ist.

Wie der Organismus selbst verfährt, um ein verhärtetes Gebilde aufzulösen, welches, als Reconstruction zum Belege unserer Ansicht dient, sehen wir fast bey jeder verhärteten Drüfse, vorzüglich aber bey der Phthisis tuberculosa. Die Entzündung, der electrische Moment wird zurückgerufen, dann erst kann die Eiterung erfolgen. So mufs umgekehrt erst die Arteriellität unterdrückt seyn, bis die Verhärtung entstehet.

So wie es sich mit der Entzündung überhaupt verhält, ist es auch mit der Verhärtung, sie kann von der Dimension eben sowohl, wie von einzelnen Organen ausgehen. Das Erste zeigt sich, wenn das venöse, besonders das lymphatische System im allgemeinen afficirt ist. So in der Skrophelkrankheit, hier leidet das ganze System, die Dimension ist ergriffen, es sind nicht die äufseren Drüfsen, die uns in die Sinne fallen, die leidenden allein, bekanntlich ist es das ganze lymphatische System, welches die Veränderung erlitten hat. Im Fortschreiten der Krankheit werden auch das Mesenterium, und die Leber ergriffen. Bey der Verhärtung der Brüste dagegen leidet anfänglich nur ein Theil, in der Folge verbreitet sich dieses Leiden über das ganze System. Der Krebs selbst scheint uns nichts anderes zu seyn, als das Hervorrufen des electrischen Moments. So wie die Entzündung in Verhärtung, so gehet diese in Entzündung über. Ihre specifike Verschiedenheit, ihren Character werde ich an einem andern Orte zu entwickeln suchen.

Aufser der Eiterung, der Verhärtung, endigt sich die Entzündung auch noch mit dem *Brande*, und es mufs bestimmt werden, welchem Momente dieser Ausgang entspricht.

Es ist schon von uns gesagt worden, dafs der Brand da erfolgt, wo das Moment der Sensibilität in der Irritabilität ergriffen ist. Es versteht sich von selbst, dafs der Brand auch hier nur dann erfolgt, wenn die Reconstruction der Entzündung nicht mehr statt findet. So wenig als die arteriellen Entzündungen sämmtlich in Eiterung, die venösen in Verhärtung übergehen, eben so wenig endigt sich die venöse stets mit dem Brande.

Dafs es, um das Absterben eines Theils, den Brand zu bewirken, nichts anderes bedarf, als das Erlöschen des irritablen Moments in der Sensibilität, hierzu giebt es sprechende Belege genug in der Natur.

Wir nehmen auch für diesen Ausgang eine allgemeine Entzündung, welche von der Dimension ausgehet, an, und diese ist uns der Typhus, nach anderen das sogenannte entzündliche Nervenfieber.

Der Typhus, welcher sich nicht reconstruiren läfst, endigt sich mit dem Brande. Alle diejenigen, welche am Typhus sterben, sterben am Brande.

Die topische Entzündung, welche sich häufig mit dem Brande endigt, ist die Hirnentzündung.

Eine jede Entzündung kann in Brand übergehen, doch nicht anders, als da, wo das electrische Moment im sensiblen Momente erstirbt.

Auch der Brand der Alten ist nichts anders, als

das Ersterben des irritablen Moments in der Sensibilität. Zwischen Sphacelus und Gangräna scheint uns kein anderer Unterschied zu seyn, als dafs im ersteren das irritable Moment schon erloschen, in der Gangräna im Erlöschen begriffen ist.

Die Entzündung kann nur in der Arterie, oder was ihr in jedem Gebilde angehört, seyn. Da die Arteriellität überall ist, so findet auch überall die Entzündung statt, Stärker oder schwächer, je nachdem sie selbst die stärkere oder schwächere ist. Wo sie ganz erlöscht, stirbt der Theil ab. Sie kann nicht ergriffen werden, ohne dafs sich Entzündung offenbare, daher mufs einem jeden Brande Entzündung vorausgehen. Ist nun in der Sensibilität die Irritabilität schwächer, oder verliert sich der electrische Moment schon nach dem Normalverhältnifse in dem mehr der Sensibilität angehörigen Gebilde von selbst, so kann er daselbst auch leichter unterdrückt werden, in diesem Unterliegen besteht aber der *Brand*.

Die grofse Kälte, das Erfrieren, das unmittelbare Absterben der Theile ist nichts anderes, als der Brand, nach den Momenten, wie wir sie früher angegeben haben. Die grofse Kälte bringt Contraction in die Arterie; ist diese so mächtig, nicht allein die Function der Arterie aufhören zu machen, sondern sie selbst zu zerstöhren, so ist der Brand unmittelbar die Folge.

Auch die Gangräna Senum ist das Absterben der Arterie, und beginnt gerade in Gebilden, an den äusseren Extremitäten, wo schon normal die Arteriellität schwach ist.

Es ist äufserst selten, dafs der Brand in Gebilden erfolgt, die an und für sich schon arterieller sind. Vielmehr aber in den Gebilden, wo die Irritabilität im Ganzen zurückgedrängt ist, wie eben in den sensibleren Organen. Auch die gewöhnliche Heilmethode dient hier zum Belege unserer Ansicht, sie bestehet im Grunde darinn, die Irritabilität wieder hervorzurufen. Daher die Anwendung der kaustischen Mittel. Selbst die Necrose, die Caries ist nichts anderes, als das Absterben der schwachen Irritabilität im Knochen.

Ohne unser Erinnern wird jeder Unbefangene wohl einsehen, welches Licht durch diese Ansicht über alle jene Krankheitsformen verbreitet wird, die sich häufig oder gewöhnlich mit dem Brande endigen, wie dieses bey dem Typhus, dem gelben Fieber, der Pest, der Fall ist. Sie setzen Entzündung in einem der Sensibilität angehörigen Gebilde voraus.

Eine jede andere Entzündung, auch in einem arterielleren irritableren Gebilde, welche sich mit dem Brande endigt, mufs durchaus erst das Moment der Sensibilität erreichen, daher dann auch mehrere nervöse Zufälle, als Delirien dem Brande entweder schon vorausgehen, oder ihn begleiten.

Im Ganzen glauben wir aber dargethan zu haben, dafs der Brand, obgleich eine Krankheit der zweyten Dimension, dem sensiblen Momente in derselben entspricht.

Was die Abschuppung betrift, so ist schon von uns hierüber geäufsert worden, dafs sie kein eigentli-

cher Uebergang, sondern ebenfalls als eine Ausgleichung, Vertheilung, Crisis zu betrachten ist.

Durch die Abschuppung endigt sich die Entzündung in ihrem eigenen Momente, und gehet in kein anderes über.

Bey den Krankheiten, welche sich mit der Abschuppung endigen, scheint uns gerade der Theil der Haut zu leiden, welcher der Irritabilität in ihr angehört, die eigentliche Haut (Cutis), die Muskularhaut.

Die Ausdehnung, Aufschwellung, wie bey der Scarlatina, über die ganze Fläche, erlaubt nicht, dafs hier eine Crisis durch Schweifs erfolgen kann.

Die Abschuppung ist ein wahrer Verbrennungs Procefs der Oberhaut. Die siegende Electricität, welche überhaupt die Fläche sucht, ergreift und zerstöhrt hier die unmittelbar sie berührende Epidermis.

Wird aber die Electricität hier im Fortschreiten zurückgedrängt, versinkt sie in den Magnetismus, so ergiebt sich die Wassererzeugung, es erfolgt, wie nach der Scarlatina, die Anasarca.

Die Entstehung dieser Anasarca ist uns nichts anderes, als dafs in einem reproductiven Organe die Irritabilität unterdrückt ist. Die Venosität erhält ganz die Oberhand, die Arteriellität ist gesunken, das lymphatische System ist das überwiegende geworden.

Es bedarf der Erinnerung hier nicht mehr, dafs die Haut in ihrer Totalität der Reproduction angehört; die Venosität also auch schon normal in ihr die Oberhand hat. Wird nun in ihr Entzündung her-

vorgerufen, so kann der Kampf, wie bey den allgemeinen Entzündungen, wo System gegen System stehet, wohl heftig seyn, er wird sich aber gewöhnlich damit endigen, dafs die Venosität die Oberhand behält, und die Arteriellität unterliegt.

Es müssen daher auch am häufigsten jene Zustände erfolgen, welche wir überall finden, wo die Irritabilität in der Reproduction unterdrückt ist.

Das Zurücktreten der Ausschlagskrankheiten beruht darauf, dafs der electrische Moment in der Reproduction gesunken ist.

Hier erfolgen die Wasserzersetzungen, die *Wassersuchten*, wie beym Sinken des electrischen Moments in der Sensibilität *der Brand.*

Das Leiden der Lunge nach zurückgetretenen Ausschlägen ist kein rein electrisches, es ist auch hier wieder das Moment ergriffen, welches in der Irritabilität der Reproduction gehört.

In dieser Hinsicht verdienen auch die *Bichat'schen* Ansichten über die Verbindung der Häute mit den Organen eine besondere Aufmerksamkeit.

Bevor wir diesen Abschnitt schliefsen, müssen wir auch noch etwas über die *Verwachsung* sagen.

Die Verwachsung, welche sich zu den Entzündungen gesellt ist das Zurücklaufen entzündeter Gebilde in den magnetischen Moment. Die Venosität wird siegend über die Arteriellität, daher auch die Verwachsung so häufig im Greisenalter, wo die Electricität wieder in den Magnetismus zurückgehet, und

wo die Starrheit zunimmt, zur absoluten Cohäsion tendirt.

Selbst der Tod, als eine Folge des Alters, ist nichts anderes, als das Schwinden, Verlöschen der Irritabilität.

Dieses giebt auch zu dem Entstehen, Fortschreiten und der Ausbildung der Verknöcherung die Veranlassung, oder vielmehr enthält ihren Grund.

Die Verwachsung wird sich auch da am häufigsten finden, wo Zellhaut, Bänder, Sehnen sind, wo die Electricität schon normal zurückgedrängt ist, und der Magnetismus die Oberhand hat.

Die häufigsten Verwachsungen geschehen in der Brusthöhle, eben weil hier das Zellgewebe; mit den Gebilden, wo die Electricität die Oberhand hat, am unmittelbarsten zusammenhängt. Die Brustfelle umgeben die Lungen unmittelbar, und bilden hier den negativen Pol. Hier erfolgt daher das Zurücklaufen entzündeter Gebilde in den magnetischen Proceſs.

Im gesunden Zustand befindet sich zwischen den Lungen und dem Brustfelle eine Feuchtigkeit; so wie bey der Entzündung die Contraction in der Arterieliität gesetzt ist, stehet hier die Absonderung dieser Feuchtigkeit stille, welche die beyden Gebilde, die beyden Pole auseinander hielt. Bey ihrer unmittelbaren Berührung gehen sie in einander über, adhäriren, und durchdringen sich endlich.

Die serösen Häute hören mit dieser Polarität auf, es zu seyn, durchlaufen die Metamorphose ihrer Bildungsstufe regreſsiv, und werden wieder Zellgewebe.

So wie die Entzündungen regressiv bis zur Verwachsung gehen, schreiten sie progressiv zur Wasserbildung fort.

So erfolgt auch die Verwachsung nicht durch Pseudoproduction einer Membran, sondern durch Aufhebung der electrischen Polarität, deren Nahrung und Bedingung die Verdünstung ist, die entzündeten Theile gelangen zur Contiguität, und verwachsen durch Auflockerung des Zellgewebes, indem sich die Electricität durch die Entzündung zu ihrem Minimum steigert.

Daraus erklärt sich, wie heftige Entzündung, zumal bey irritablen Constitutionen, durch die schnelle Verdünstung, die sie verursachen, fast jedesmal Verwachsung zurücklassen.

Je mehr die Organe sich berühren, und durch das Zellgewebe zusammenhängen, desto häufiger und gewöhnlicher erfolgt die Verwachsung, wie dieses auch der Fall beym Herzen und Herzbeutel ist. Auch hier ist die Verwachsung theils Folge wirklicher Entzündungen, theils aber des Alters, und hier sind eben die beyden Pole am stärksten ausgedrückt. Das Herz ist fast ganz Muskel, seine Einfassung eine seröse Haut. Daher Irritabilität, Electricität gegen Reproduction, Magnetismus im Kampfe, und die Verwachsung eine Folge des Zurücktretens der Electricität im Magnetismus ist.

6.

Die Prognose.

Wir haben es hier nicht mit der Prognose überhaupt, sondern nur mit den Criterien zu thun, wornach die Prognose bey der Entzündung zu beurtheilen ist. Daher bekümmert uns auch der Streit hier weniger, was wichtiger, die Diagnose oder Prognose, und ob nach dieser oder jener die Indication zu bestimmen sey. Ohne Pathogenie giebt es keine Pathologie, ohne diese keine Semiotik, und ohne diese keine Indication. Es sind Ringe einer Kette, man hebe diesen oder jenen heraus, und die Kette ist vernichtet. Nur bey einer sehr mangelhaften Einsicht in das Wesen des Organismus konnte man einen so grofsen Werth auf die Entscheidung dieser Frage legen.

Wem das Wesen der Krankheit nicht bekannt ist, wer die einzelen leidenden Systeme und Organe nicht gehörig berücksichtiget, wer auf die specifike Beschaffenheit dieser einzelnen Gebilde nicht den rechten Werth legt, wem die Succession der Erscheinungen fremd ist, wer nicht einsieht, wie die Systeme und Organe nach ihrer Verwandtschaft ergriffen werden, überhaupt wem kein ächtes Bild der Krankheit vorschwebt, dem wird es nicht möglich seyn, zur Prognose zu kommen. Gelangt er aber nur auf diesem Wege zur Prognose, so ist es auch

nicht mehr zweifelhaft, was bey der Krankheitserforschung das schwierigste, und für das Heilungsgeschäft das bestimmende sey. Die Prognose ist gemacht, sobald die Diagnose hergestellt ist. Jene ohne diese ist ein schwankendes, schwaches Rohr, woran sich nur die gemeinste Empirie, der Charlatan, wird festhalten wollen.

Es ist der Grad der Krankheit, welcher bekanntlich ein wichtiges Moment zur Bestimmung der Prognose ist. Es fragt sich nun aber, was bey der Entzündung diesen Grad der Krankheit bestimmt?

Viele wichtige Punkte werden hierbey zu berücksichtigen seyn.

Vordersamst ist es die mehr oder mindere Heftigkeit der in der Arteriellität gesetzten Contraction. Zum Theil läfst sich dieses wohl aus den Erscheinungen, welche eine jede Entzündung begleiten, den Veränderungen im Pulse, in der Haut, überhaupt in der ganzen Temperatur, abnehmen. Je härter der Puls, je trockener die Haut, je brennender die Hitze; und je mehr alle Secretionen unterdrückt sind, desto allgemeiner und stärker ist auch die Contraction verbreitet.

Diese Erscheinungen reichen inzwischen bey weitem nicht hin, die Heftigkeit der Contraction zu beurtheilen.

Es mufs durchaus hierbey darauf Rücksicht genommen werden, in welcher Constitution und durch welche Constitutions-Verhältnifse die Contraction hervorgerufen wurde. Dieses verhält sich anders im

Kinde, im Jünglinge, im Manne, im Greise, anders im Manne als im Weibe, und wird unendlich durch Clima und wechselnde Witterungs-Constitution modificirt. Die Entzündungen im Frühlinge sind sehr verschieden von jenen im Sommer, und die herbstlichen von den Entzündungen im Winter.

Zur Beurtheilung der Intensität der Entzündungen sind diese Rückblicke durchaus nothwendig, welche einen sehr sichern Maſsstab für die Prognose abgeben. So ist allgemein bekannt, daſs die Entzündungen im Winter weit heftiger, als jene im Sommer sind. Wovon dieses abhängt, habe ich schon bey den Einflüſsen zu erklären gesucht, da im Winter die Contraction an und für sich weit heftiger, als im Sommer ist. Die Peripneumonie, nachdem sie in dieser oder jener Jahrszeit herrscht, erfordert daher eine andere Beurtheilung, was weniger aus ihren Erscheinungen, als aus dem Genius und der Constitution zu entnehmen und zu beurtheilen ist.

Inzwischen ist dieses nur ein Moment, den Grad der Krankheit zu bestimmen, wir müssen auch hierbey auf unsere festgesetzte Eintheilung der Entzündungen zurückgehen.

Die Entzündungen sind entweder allgemeine oder topische. Nach dieser Beschaffenheit wird auch der Grad der Krankheit jedesmal ein anderer sey.

Hier müſste entweder alles wiederhohlt werden, was bey den Ausgängen gesagt wurde, oder wir müssen darauf zurückweisen.

Die allgemeinere Entzündung, jene in der Dimen-

sion, ist weniger gefährlich als die topische, in einem bestimmten Gebilde oder Organe, und zwar wegen dem gleichmäfsigeren Gegensatze, und der leichteren Ausgleichung, Vertheilung, die hier möglich ist.

Diejenigen Entzündungen, wo zu gleicher Zeit ein ganzes System und ein oder mehrere Organe entzündet sind, sind die gefährlichsten. Dieses letztere ist bey mehreren Typhusarten, bey dem gelben Fieber, bey der Pest der Fall, und bey dem Typhus mit Peripneumonie, mit Hepatitis, Gastritis.

Die Fieber an und für sich, als Repräsentanten des Leidens der Dimension, des Systems sind nicht so gefährlich, als wo das Organ leidet. So ist eine Synocha nicht so bedenklich als eine Peripneumonie, ein Synochus weniger gefährlich, als eine Hepatitis, und so verhält es sich mit dem Typhus und der Phrenitis.

Ferner kommt bey der Prognose viel darauf an, in welchem Momente sich die Entzündung gesetzt hat. Ist es der electrische Moment in der Irritabilität, so sind die Erscheinungen zwar heftig, die Vertheilung, die Ausgleichung gelingt inzwischen hier am leichtesten.

Leidet in der zweyten Dimension der magnetische Moment, ist die Entzündung venös, so ist sie zwar weniger heftig, aber langwieriger, die Vertheilung unterliegt mehreren Schwierigkeiten.

Ist in der Irritabilität das sensible Moment das leidende, so ist der Tumult zwar weniger grofs, die Reconstruction oft leicht, der widrige Ausgang aber

der

der gefahrvollste, weil er das Absterben des Theils unmittelbar nach sich zieht.

Hier kommen wir dann wieder auf die drey gewöhnlichen Ausgänge, die Eiterung, die Verhärtung, und den Brand.

Der Grad von Krankheit hängt nun aber wieder davon ab, welches Gebilde, welches Organ ergriffen ist, ob es ein zum Leben mehr oder minder wichtiges ist.

Die Entzündung ist schwach, das ergriffene Organ aber wichtig: so ist die Prognose dennoch schlimmer, als wo es sich umgekehrt verhält. Das erstere ist öfters bey Entzündungen der Respirations-Organe der Fall, wo auch die leichtere Entzündung schlimme Folgen hat.

Es kömmt im Ganzen darauf an: ob sich die Entzündung reconstruiren lafse, oder nicht, und wenn diese Reconstruction nicht statt findet, welchen Ausgang sie nehmen werde? Die arterielle vertheilt sich oder geht in Eiterung über, die venöse und nervöse eben so, oder die eine geht in Verhärtung, die andere in Brand über.

So wesentlich es bey der Prognose ist, zu wifsen, ob die allgemeine Entzündung der topischen, die topische der allgemeinen vorausgegangen ist, so wichtig ist auch die Berücksichtigung, ob sie sich in diesem oder jenem Momente primär gesetzt hat, oder ob sie erst durch Fortschreiten, durch Metamorphose, ihren Charakter zu verändern gesucht hat.

Wenn die allgemeine Entzündung auch topisch

wird, das Fieber nämlich ein Organ afficirt, so zeigt dieses ein Fortschreiten der Krankheit an, wodurch die Prognose getrübt wird. Erzeugt die topische Entzündung Fieber, so ist dieses nur eine nothwendige Folge, und verändert die Prognose nicht. Es kann nähmlich kein wichtiges Organ entzündet seyn, ohne zugleich das System zu afficiren, die Dimension zu verändern, und dadurch unmittelbar das Fieber hervorzurufen.

In diesem Falle verschwindet das Fieber zuerst, bevor die topische Entzündung nachläfst.

Wo aber das Leiden des Organismus dem Fieber nachfolgte, wird das Fieber noch fortdauern, wenn die Entzündung des Organs schon wieder nachgelafsen hat.

In so fern kann auch die Benennung *symptomatisch* beybehalten werden, obgleich aufserdem kein gesunder Sinn damit zu verbinden ist. Denn entweder ist alles oder nichts symptomatisch. Eine symptomatische Lungenentzündung und ein symptomatisches Fieber sind eben so *Lungenentzündung* und *Fieber*, als ein jedes andere.

Was nun aber als einer der wichtigsten Punkte bey der Prognose der Entzündungen angesehen werden mufs, sind die einzelnen Momente der Dimension, ob in diesem oder in jenem die Entzündung primär gesetzt, und ob dieser oder jener Uebergang günstig oder ungünstig war.

Anders ausgedrückt: es fragt sich, ob die Entzündung eine sogenannte active oder pafsive, eine hypersthenische oder asthenische sey, ferner was

günstiger sey, wenn die active in eine pafsive, oder die pafsive in eine active übergehet.

Nach unserer Ansicht ist die Aufgabe keine andere, als was gefährlicher sey, eine Synocha, ein Synochus oder Typhus? Wir sehen sie alle drey als Entzündungszustände an, und ihre Verschiedenheit beruht nur auf den ergriffenen Systemen. Die heftigste Entzündung ist entschieden die Synocha, wo der electrische Moment in der Irritabilität unmittelbar ergriffen ist, die geringere ist der Synochus, und die geringste der Typhus.

Welche nun aber die gefahrvollste sey, ist hierdurch noch nicht entschieden. Wenn die heftigste Entzündung auch die gefährlichste wäre, so müfste allerdings die Synocha gefahrvoller als der Synochus, und dieser gefährlicher als der Typhus seyn.

Als Entzündung betrachtet leidet dieses auch keinen Widerspruch, denn, je arterieller das afficirte Gebilde ist, desto heftiger ist auch die Entzündung. Man vergleiche eine entzündete Lunge mit einer Entzündung des Gehirns. In jener ist die Entzündung in ihrem ganzen Umfange, Gröfse, und Tiefe ausgedrückt, in dieser sind die Criterien und Merkmale der Entzündung oft nur schwach. Und dennoch ist hier die Gefahr gröfser als dort. Dieses rührt aber nicht von der Entzündung als solcher her, sondern von dem afficirten Gebilde.

Die Entzündung läfst sich auch leichter reconstruiren beym Synochus als bey der Synocha. Der *Apparatus antiphlogisticus* bey der letzteren mufs

ein ganz anderer seyn, als bey der ersteren. Jene erfordert nitrum, Aderlafs, diese kaum einige Säuren und Mittelsalze, offenbar also geringere antiphlogistische Mittel.

Aus diesem Labyrinthe konnte sich bisher keine Theorie herauswinden, denn auch die Erregungstheorie nahm ganz richtig an, die asthenische Entzündung sey gefährlicher als die hypersthenische, und doch ist diese letztere offenbar die heftigere.

Ohne das Gebilde zu berücksichtigen, welches entzündet ist, ob es ein irritables, reproductives, oder sensibles sey, läfst sich freylich nicht in das Klare kommen. Zumal wenn man sich zugleich dem Irrwahne preifsgiebt, dafs die Entzündung eine erhöhte Thätigkeit, eine vermehrte Energie des Gefäfssystemes sey.

Betrachtet man aber die Krankheiten der zweyten Dimension, wie alle übrige Krankheiten, und nimmt an, dafs die Tendenz der Krankheit ist, die afficirte Thätigkeit aufzuheben, zu vernichten, so ist klar, wie letzteres dort am leichtesten gelingen mufs, wo die Thätigkeit selbst am schwächsten ist. In der Sensibilität ist aber die Irritabilität am schwächsten, daher wird auch dort, wann der Kampf beginnt, der angegriffene Moment leicht unterliegen. Der Uebergang der arteriellen Entzündung zu der venösen, und diese zur nervösen ist daher ein Sinken, wenn man anders mit diesem Ausdrucke keinen Mifsbrauch treibt. Denn ein eigentliches Sinken und Steigen statuiren wir nicht, wie wir dieses

schon früher erinnerten. Die nervöse Entzündung ist nicht, sowohl eine schwächere, als vielmehr eine andere. Es kann auch hier von nichts anderem, als einer qualitativen Verschiedenheit die Rede seyn. Die asthenische paſſive Entzündung ist nicht eine schwächere, sondern eine in ein ganz anderes Moment übergegangne Krankheit.

So lieſse sich nun aber doch die Prognose bey der Entzündung nach diesen Momenten bestimmen.

Die electrische arterielle ist die heftigste, und, sich selbst überlaſsen, auch die gefährlichste; da aber die Irritabilität wegen ihrer eigenen Stärke dem Kampfe am längsten widersteht, so kann sie bey gehöriger Unterstützung leicht reconstruirt, die Entzündung in ihrem Unterliegen venös, auch nervös werden. Jene wird dadurch zwar schwächer, diese aber unterliegt auch um desto leichter. So kann die Synocha in Synochus und Typhus übergehen.

Die venöse, asthenische Entzündung ist langsamer in ihrem Verlaufe, aber desto gefährlicher, da die Irritabilität in jenem Systeme wegen ihrem Normalverhältnisse schwächer ist, und um so leichter unterliegt.

Das nämliche Verhältniſs, nur in einem höheren Grade, findet auch bey der nervösen statt. Es ist daher keine günstige Prognose zu stellen, wenn die arterielle in eine venöse und diese in eine nervöse übergehet.

So wie es sich mit dem Uebergange eines Moments der Dimension in das andere verhält, eben so ist es auch mit den topischen Entzündungen. Es ist ein ominöses Zeichen, wenn die sogenannte active Lungenent-

zündung in eine sogenannte paſsive oder asthenische übergehet. Bey der zu stark schwächenden Heilart tritt der Fall oft ein, daſs die active in eine paſsive Lungenentzündung verwandelt wird. Sie scheint alsdann mit an ihrer Heftigkeit verlohren zu haben, aber die Gefahr hat eher zu- als abgenommen.

Die wichtigsten Criterien der Prognose wären demnach das Ergriffenseyn dieses oder jenes Moments der Dimension, dann ob die Entzündung von der Dimension oder vom Organe ausgegangen; ferner das Organ selbst, ob es ein zum Leben wichtigeres sey, oder nicht. Hiermit die climatischen Einflüſse, die Jahrszeiten, die Witterungs-Constitution, das Alter, Temperament, die Constitution, Lebensart des Kranken in Verbindung gebracht, setzen uns in den Stand, eine an Gewiſsheit gränzende Prognose zu fällen.

6.

Ueber Indication und Indicata.

Die Indication und die Indicata sind der Probierstein einer jeden Theorie, welche sich hierin rein aussprechen muſs.

Die Indication muſs unmittelbar gegen das Wesen der Entzündung gerichtet seyn.

Das Wesen der Entzündung ist uns aber jene Cohäsions-Veränderung, wodurch die absolute in die relative Cohäsion, die Arterie in die Vene überzugehen tendiret, und Contraction in die Arteriellität gesetzt ist.

Die Indication ist demnach die relative Cohäsion wieder herzustellen, die absolute zu beschränken, die Expansion wieder in der Arteriellität hervorzurufen, und den Uebergang der Arterie in die Vene zu verhindern.

So einfach das Wesen der Entzündung, so mannigfaltig ist sie demungeachtet, da eine jede einzelne Entzündung eine besondere specifike ist. Daher ist dann die Indication auch eines Theils einfach, andern Theils aber wieder höchst verwickelt.

Das Princip heifst, die relative Cohäsion wieder herzustellen. Da diese aber in jedem Gebilde eine verschiedene ist, so unterliegt die Indication auch der mannigfaltigsten Modification.

So lange man nicht gegen jede bestimmte Form, gegen jede einzelne gestörte Function eine bestimmtere Indication und Indicata hat, so lange sind wir nicht im Besitze des ächten Heilverfahrens.

Ist uns aber auch die Indication bekannt, so kömmt es noch darauf an, wie sie in's Werk zu stellen sey.

Unsere Aufgabe ist in dieser Hinsicht um desto schwieriger, da wir es nicht sowohl mit einer Quantität, mit einem Plus oder Minus, sondern mit einem Quantitativen, Specifiken zu thun haben.

Wäre uns das Wesen der Entzündung selbst fremd, würden wir nicht sowohl die Möglichkeit, als auch die Nothwendigkeit dieser Mannichfaltigkeit einsehen; so möchten wir uns schwer aus einer solchen Mannichfaltigkeit herausfinden.

Da die Entzündung nur in dem electrischen Momente einer jeden Dimension statt finden kann, so bleibt die Indication, wenn gleich unendlich modificirt, doch stets eine und die nämliche.

Es darf dabey nie aus den Augen verlohren werden, dafs die Verschiedenheit, welche hier statt findet, nur eine Modification, nie aber ein Entgegengesetztes zuläfst.

So widersinnig active und pafsive, hypersthenische und asthenische Entzündungen sind, eben so ungereimt müfste eine Indication seyn, wenn sie sich auf ein direct Entgegengesetztes gründen wollte.

Der erste und wichtigste Punkt bey der Indication gegen alle Krankheiten der zweyten Dimension, es mögen Fieber oder Entzündungen seyn, ist, die relative Cohäsion wieder herzustellen. Hier ist im Allgemeinen alles indicirt, was die absolute Cohäsion beschränkt.

Die Mittel zum Zweck sind keine anderen, als die weniger cohärenten, wodurch die Starrheit im Organismus verhindert, die Flüfsigkeit aber befördert wird.

Werfen wir einen Blick auf unseren ganzen *apparatus antiphlogisticus*, so finden wir, dafs die empfohlenen Mittel aus der Klafse der weniger cohärenten

sind. Wir dürfen hier nur an das Nitrum und das Quecksilber erinnern.

Selbst der Gebrauch der wäfserigen Getränke, der Säuren hat keinen anderen Zweck, als die Flüfsigkeit zu unterhalten und zu befördern, und die Starrheit, das Uebergreifen der absoluten Cohäsion zu verhindern. Dieses Gesetz ist so constant, dafs es genau damit übereinstimmt, je heftiger die Entzündung, und stärker die Tendenz der Aufnahme der relativen Cohärenz in die absolute, desto weniger cohärente Körper bewähren sich als die wirksamsten Arzneymittel.

Diejenigen Körper aber, welche die relative Cohäsion beschränken, und die absolute hervorrufen, sind bey allen zumal bedeutenden Entzündungszuständen contraindicirt, wie eben das Eisen, das Opium u. a. m.

Es mufs daher auch allgemeine entzündungswidrige Mittel geben, welche bey jeder heftigen Entzündung anwendbar sind. Ein solches Mittel ist das Nitrum.

Heftige Entzündung ist aber, wie wir schon früher erörtert haben, diejenige, wo das electrische Moment in der zweyten Dimension unmittelbar ergriffen ist, und wo die Arteriellität schon normal im Gebilde, oder Organ die Oberhand hat.

Daher ist dann aber auch das Nitrum in der Entzündung der Lunge als ein specifikes äufserst wirksames Mittel zu betrachten.

Die specifike Beschaffenheit der Lunge beruht darauf, dafs sie unter allen irritablen, oder der Irritabilität

eigens zugehörigen Organen, das am wenigsten cohärente zu seyn scheint.

Sie giebt, wie überhaupt alle Organe, der Entzündung den Character, und so bestimmt das Organ die Entzündung, und nicht umgekehrt. Von dieser specifiken Beschaffenheit hängt dann auch die Heftigkeit der Entzündung zum Theile ab.

Die Indication fordert daher, dafs mehr Rücksicht auf das Organ, als auf die Entzündung genommen werde. Das Organ soll, wo möglich, seine vorige Beschaffenheit wieder erhalten. Durch die Entzündung ist es bedroht, seinen eigenthümlichen Charakter zu verlieren.

Es sind daher auch die weniger conhärenten Mittel, die sich hier am wirksamsten bezeigen, und so ruft das *nitrum* in der Lunge, die Lunge hervor. Es giebt die Arterie sich selbst wieder zurück, es setzt Expansion, und hebt dadurch die Contraction wieder auf.

So wie das Nitrum, wirken dann auch alle übrigen antiphlogistischen Mittel.

Um die geeignete Indication gegen die Entzündung einzusehen, kömmt es dann auch vorzüglich darauf an, von welchem Momente sie ausgegangen ist.

Aus diesen Momenten erkennt man die Scala der Organe und so auch den specifiken Charakter der Entzündung. Hiernach wird die Entzündung beurtheilt, ob sie eine sogenannte arterielle, venöse, nervöse sey, und ob in einem afficirtem Gebilde die relative Cohäsion höher oder niederer stehet, und ob die Indication

fordert, cohärentere oder weniger cohärente Mittel anzuwenden.

Diese Momente bestimmen dann auch, dafs drey sehr wichtige Modificationen bey jeder Indication gegen die Entzündung statt finden.

Sie müfsen zwar alle drey dem electrischen Momente, doch nach den verschiedenen Dimensionen, in der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität entsprechen.

In dem ersteren, dem eigentlichen electrischen Momente, ist die relative Cohäsion am stärksten, schwächer in dem magnetischen, und am allerschwächsten in dem sensiblen ausgedrückt. Die allgemeine Indication ist, die am wenigsten cohärenten Körper in dem erstern, cohärentere in dem zweyten, und die relativ cohärentesten in dem dritten Momente anzuwenden.

Die Mittel, welche diefen dreyen Momenten entsprechen, sind das *Nitrum*, *der Mercurius* und der *Moschus*.

So wie das Nitrum die Lunge, so afficirt der Mercurius die Leber, der Moschus das Gehirn.

Oder auch das Nitrum ruft die Arterie in der Arteriellität, das Quecksilber auch wieder die Arterie in der Venosität, und der Moschus ebenfalls die Arterie im Nervensystem hervor.

So bestimmt das Nitrum den electrischen Moment in der Irritabilität, der Mercurius den magnetischen, der Moschus den sensiblen.

Alles, was im Organismus zwischen der Lunge, der Leber und dem Gehirne, der Arterie, Vene, und

dem Nerv fällt, wird sich entweder mehr für das Nitrum, den Mercurius oder den Bisam eignen.

So groſs die Mannichfaltigkeit ist, die zwischen jenen Gebilden liegt, eben so groſs ist die Mannichfaltigkeit der Mittel, welche zwischen dem Nitrum, dem Mercurius und dem Bisam liegen.

Da die Lebhaftigkeit, Heftigkeit, der Grad der Entzündung auch davon abhängt, ob die gesetzte Contraction in der Arterie sehr intensiv erhöht sey, so verdient dieser bey der Indication auch eine ganz besondere Berücksichtigung.

Bey der andaurenden Kälte, wo die Contraction absolut vermehrt ist, fordern die Entzündungen, nicht allein den Gebrauch der weniger cohärenten Arzneykörper, sondern diese auch anhaltend und in beträchtlicher Menge.

Bey den Entzündungen im Sommer, wo dieses Verhältniſs umgekehrt ist, wie dieſes bey dem Einflusse der Witterungsconstitution genauer entwickelt wurde, sind daher auch schon die cohärenteren Körper indicirt, und auch diese nicht in zu groſser Gabe.

Daher vertragen die Entzündungen im Winter Nitrum anhaltend und in groſsen Gaben, bey den Entzündungen des Sommers aber muſs sein Gebrauch eingeschränkt werden, und findet oft gar nicht statt.

Was wir in den vorigen Abschnitten von den allgemeinen und topischen Entzündungszuständen gesagt haben, muſs auch bey der Indication sorgfältig berücksichtigt werden. Es hängt nämlich viel davon ab, ob das Fieber der Entzündung, oder diese jenem vorangegangen.

Man hat fast zu allen Zeiten behauptet, das Fieber bestimme den Charakter der Entzündung, und gegen das Fieber müfse die Behandlung gerichtet seyn. Dieſes ist nur halb wahr, es kann nur von denen Entzündungen behauptet werden, welche von der Dimension ausgehen. Wo die Entzündungen aber von einem wichtigen Organe ausgehen, richtet sich die Behandlung darnach und nicht nach dem begleitenden Fieber, welches in diesem Falle nur ein Accidenz, ein Symptom ist.

So verläugnen also diese Zustände nie ihren primären Charakter, und die Entzündung, welche von der Lunge ausgehet, ist auch im Fortschreiten eine ganz andere, als jene, welche von der Haut ausgehet, und im Fortschreiten wichtigere Gebilde afficirt.

Ein exanthematisches Fieber, welches im Fortschreiten die Lunge ergreift, bleibt stets ein venöser, magnetischer, reproductiver Zustand.

Alle Entzündungen der Haut sind, obgleich mehr oder weniger, sogenannte paſsive, asthenische, venöse Entzündungen und fordern äuſserst selten das Nitrum.

Die Haut ist an und für sich ein zu venöses Gebilde, als daſs die Arteriellität lange die Oberhand darinn behaupten könnte.

Eben so verhält es sich auch mit dem Darmkanale, beyde sind Organe der Reproduction, und fordern dafür auch selten das Nitrum.

Was für die Entzündung der Lunge das Nitrum, scheint für die Haut der Spiritus Mindereri, für den

Darmcanal der präparirte Weinstein, und die Mittelsalze zu seyn.

Dort erst, wo das lymphatische System zur Venosität herunter, oder umgekehrt, dieses zu jenem hinaufsteigt, zeigt sich der Mercurius als das bestimmteste Antiphlogisticum.

Diese Mittel wirken sämmtlich nicht anders, als dafs sie die Irritabilität wieder hervorrufen. Sie heben die Contraction auf; und geben der Arterie ihre Freyheit wieder.

Da wir es bey der Entzündung nie mit Etwas anderem, als mit einer veränderten, gestörten, im Kampfe, im Unterliegen begriffenen Irritabilität zu thun haben, so gehet unser Bestreben auch nur allein dahin, sie wieder zu erheben, in ihre Rechte einzusetzen.

Auch aus den Uebergängen der Entzündungen, wo die electrische in die magnetische, die magnetische in die chemische herabsenkt, läfst sich einsehen, dafs wir mit unseren Indicatis nichts anderes bezwecken, als die herabgesunkene verwandelte Irritabilität wieder hervorzurufen, zurück zu führen. So geben wir bey der Lungenentzündung Nitrum, um den electrischen Moment hervorzurufen. Wir erreichen unsere Absicht nicht, sie geht in die magnetische über, wir greifen zum Campher, zur Arnica, zur Senega, die Irritabilität sinkt noch tiefer. Sie ergreift den chemischen Moment, und wir nehmen unsere Zuflucht zum Moschus. Was kann hierbey unser ganzes Bestreben seyn, offenbar nichts anderes, als die Irritabilität festzuhalten, hervorzurufen.

Zur Indication bey der Entzündung gehört nun auch noch das Aderlaſsen, die Entziehung der Säfte, und es fragt sich, wie dieses aus der von uns aufgestellten Theorie zu erklären, und zu bestimmen sey? So viel wird jeder bald einsehen, daſs das Wesen der Entzündung dadurch nicht verändert werden könne, und dennoch bleibt das Aderlaſsen ein sehr vortreffliches und in vielen Fällen unentbehrliches Rettungsmittel bey der Entzündung.

Wenn Entzündung nichts anderes ist, als eine Cohäsionsveränderung, wodurch die Electricität in den Magnetismus, die Irritabilität in die Reproduction zu versinken strebt, so muſs eines Theils alles, wodurch die Reproduction begränzt wird, als Mittel hier zum Zwecke dienen. Nichts aber greift die Reproduction unmittelbarer an, als die Entziehung des Bluts, und der Säfte überhaupt.

Selbst die Crusta inflammatoria beweist die Tendenz der Säfte, in der Entzündung in die absolute Cohäsion überzugehen.

Das Aderlaſsen, wie die Säfteentziehung überhaupt ist inzwischen bey der Entzündung nur ein indirektes Mittel, daher sie auch nicht bey allen Entzündungen anwendbar, bey vielen sogar höchst nachtheilig ist.

Sie kann nur da statt finden, wo wirklich die Reproduction positiv erhöht ist. So ist die Aderlaſs da ein vortrefliches Mittel, wo eine wirkliche Vollsaftigkeit statt fand, bey jungen, robusten, gut genährten Personen. Nichts ist aber nachtheiliger als

Aderlaſsen, Blut und Säfteverlust bey Personen mit schlechter Assimilation und Mangel der Säfte.

Wo die zweyte und dritte Dimension normal die Oberhand haben, ist das Aderlaſsen bey Entzündungen selten indicirt, dieses ist der Fall bey Kindern, zarten Frauen.

Bey Lungenentzündungen ist das Aderlaſsen deſshalb erforderlich, weil mit der gesetzten Contraction hier unmittelbar der Oxydationsproceſs gestört ist, das Blut äuſserst schnell verkohlt wird, und die Menge des Bluts ohnedieſs hier einen heftigen Gegensatz bildet.

Mit der Entziehung des Bluts wird unmittelbar der negative Pol der Irritabilität geschwächt, und so die absolute Cohäsion begränzt.

Je mehr sich die Entzündung in einem mehr der Reproduction angehörigen Organe setzt, desto weniger ist das Aderlaſsen indicirt, daher auch selten bey allen Entzündungen der Haut, des Darmcanals und bey allen Fiebern, die sich im magnetischen oder chemischen Momente setzen, erforderlich. Das Blut ist hier an und für sich weniger oxydirt, als in Gebilden, wo die Irritabilität vorherschend ist.

Aber auch dort, wo die Contraction nur relativ erhöht ist, findet das Aderlaſsen nicht wohl statt. Indem in allen jenen Fällen, wo die Expansion absolut

solut vermehrt war, die Reproduction unterliegt, und jeder Säfteverlust höchst nachtheilig wirken kann. Dieses ist der Fall bey Entzündungen im Sommer nach vorausgegangener grofser Hitze, wie beym Synochus, Typhus, und bey allen Fiebern, welche sich im magnetischen Momente, in der Reproduction gesezt haben.

Das Resultat hievon ist, dafs es bey der Indication der Entzündung zwey Wege, einen directen und indirecten giebt. Der directe ist: die Irritabilität unmittelbar hervorzurufen, zu unterstützen; der indirecte aber, der Reproduction soviel als möglich Abbruch zu thun, welches letztere durch das Aderlassen, und überhaupt durch alle Säftentziehung erreicht wird.

Aus dieser von uns aufgestellten Theorie der Entzündung lassen sich für die Technik sehr wichtige Regeln abstrahiren, welches jedoch da am schiklichsten geschehen wird, wo wir die einzelnen Formen abhandeln werden.

II.

Ueber die

Analogie

des Erkenntniss- und des Zeugungs-Triebes

von

Franz Baader.

Ich mag mich als wahrnehmend oder erkennend, über oder unter dem Wahrgenommenen befinden, so ist doch das Erkennen selbst, in so fern es vollendet ist,

keineswegs indifferent oder affektlos, und es verhält sich vielmehr mit ihm wie mit dem Lichte, von dem der Physiker behauptet, dafs selbes nie, in so fern es sich verwirklichet, ohne alle Temperatur-Aenderung vorhanden, und also wie das Erkenntnifsvermögen gleichsam doppelgeschlechtig und von androgyner Natur sey. Auch deutet dieses beim Erkennen eines über mir sich befindlichen schon der bekannte Satz: *laudatur et alget* an, von dem man sonst wohl meint, dafs er gerade das Gegentheil beweisen sollte, indem einerseits Bewundrung selbst schon Affekt ist, und andrerseits dieser Affekt seiner Natur nach sofort in Liebe oder vielmehr Verehrung (adoration) übergeht, und wo er dieses in einem Gemüthe nicht thut, solches als sonst wo gebunden und nicht frei sich hiemit ankündet. Weswegen denn ein solches Gemüth im Moment dieser Sollizitation zur erhebenden Verehrung sich unseelig befindet, und sich jenem Affekt der Bewundrung, der ihm nur seine Gebundenheit an das Niedrige, sein Trachten nach solchem oder seine Niederträchtigkeit in *Erinnerung* bringt — falls es ihm nur gelänge — lieber ganz verschliefsen möchte. Aber freilich gelingt ihm dieses nie, und eben so wenig gelingt ihm das Läugnen des Affekts der Bewundrung selbst damit oder dadurch, dafs jenes blinde und stupide Angaffen oder Anstaunen des Unverstandes als mit ersterem Affekt gleichen Ursprung habend, vorgegeben wird — da ja das Erkenntnifsvermögen beim Affekt wahrer Bewundrung gehoben, in seinen Lebensfunktionen gestärkt und gefördert, beim Angaffen

aus Unverstand hingegen gehemmt, gelähmt und niedergehalten sich befindet; die Beschränkung oder Bestimmung und Gestaltung des erkennenden Gemüths sohin im ersten Falle zu der im zweiten sich verhält, wie die Beschränkung des organischen Stoffes durch den Bildungstrieb, wodurch ja jener erst zum lebendigen Leibe wird, zu äufseren Banden und Feſseln dieses Leibes.

Noch weniger verkennbar ist obiger Satz: daſs kein Erkennen indifferent oder affektlos sey, in jenem Gebrauch dieses Vermögens, wo ich als Erkennendes nicht unter, sondern über dem Erkannten mich befinde oder befinden soll. Was ich in diesem engeren Sinne eigentlich zu *er*kennen, nicht blos *an*zuerkennen, was ich zu durchdringen, zu erfaſsen, durchzuschauen, zu ergründen *) strebe, dem strebe ich eben hiemit und im physich dynamischen Sinn des Wortes *innerlich* zu werden, und es also — weil überall das Innerlichere auch das Höhere, das Aeufserlichere auch das Niedrigere ist — unter mich zu bringen, in meine Macht und Gewalt. Alles Durch- und Eindringen ist aber in seiner Vollendung ein Umgreifen, und eben darum ein Bilden und Gestalten, folglich ein gestaltendes Erhabenwerden des so Durchdrungnen in das Ein- und Durchdringende und von ihm. Indem a inner und somit über b, dieses durchdrungen

*) Dieses Wort hat einen doppelten Sinn, je nachdem der Gegenstand über oder unter dem Erkennenden steht. Im ersten Falle ist es für letzteres „ein *sich zu Grund laſsen* demselben" im letzten hingegen „ein *sich zum Grund und Träger machen* demselben."

habend, tritt, formt, gestaltet und begränzt es b *) gleichsam im gröbsten mechanischen Bilde wie ein unsichtbares Geschirr das flüfsige in sich emportragend formt. Es mag nun übrigens dieses Gestalten ein urfprüngliches oder ein blofses äufsres Nachgestalten einem urspränglich Gestaltenden seyn. Diese Inwohnung, In- oder Einfafsung, In- oder Einbildung sollte nun aber auch jedesmal Genufs- oder Lust- gebend seyn, so wie selbe Macht und Gewalt über das so erkannte durch jene Form als gleichsam einem Geschirr und Handhabe Erfafste, durch diese sohin bewegliche, seyn sollte. *Scientia et potentia*, sagt *Baco*, *in idem coincidunt*, und ein übrigens polsierlicher Schriftsteller meint: dafs wer nur des Geistes genug

*) Im Moment der Durchdringung wird b gegen a formlos oder flüssiges — *Corpora non agunt (chemice) nisi soluta.* — In so fern ich mich übrigens nach obigen unter einem Höhern und dieses Höhere sohin nicht eigentlich in, sondern *inner* mir finde, erkenne ich sofort auch das Erkannt- und Gesehn- und Durchschaut- werden mein selbst, von und durch dieses Höhere. Was ich nicht durchdringend begreife und umfasse, das begreift und umfafst mich. Aber dieses Begriffen und Durchdrungenseyn von seinem Höheren ist sofort ein Umgriffen und Gestaltetseyn von ihm, und diese Gestaltung ist eben die Urgestaltung, das Urbild (*Idea*) des Niedrigern — *in ihm* falls das Höhere dem Niedrigern auch wirklich *inwohnt; vor und aufser ihm* als blofses *Gesetz*, falls diese Inwohnung fehlt. — *Fata volentem ducunt, nolentem trahunt.* Im ersten Zustand befindet sich das Niedrigere mit seinem höheren Zeugungsprincip *versöhnt*, im letzten *unversöhnt.*

in sich hätte, um ihn auch in fremde Länder „spendiren" zu können, diese Leiber von innen heraus bewegen würde wie seinen eignen, welches Spendiren eignen Geistes bei der Bewegung und Gestaltung fremder Gemüther sich physisch und reell genug kund giebt.

Welcher Art und Natur nun aber jene Lust und Genufs sey, den das Durchschauen und Erkennen gewährt, darüber giebt, wie es mir däucht, der Gebrauch dieses Worts in der Bibel „und er erkannte sein Weib und sie gebar" die richtigste Weisung. Und geht dann der Erkenntnifstrieb, der nach obigem mit dem Gestaltungs- und lebendigen und organischen Bildungstrieb zusammenfällt, überall auf was anders als auf Zeugung, Gebärung, Aussprache und Darstellen eines Worts, Namens, Bildes; und ist es nicht das Wesen des erkennenden Gemüthes, dafs es das in sich gefundne (empfundne) auch offenbare, aufspreche! Nur darum, damit er sich und die Lust seiner in sich gefundnen Fülle ausspreche, sucht der gestirnte Himmel die Erde, der Mann das Weib, der Mensch die Natur, das Innerste, gleichsam das Göttlichste, in Gott dem Menschen. Nicht weil er schön ist, sagt Diotimo in Platons Gastmahl, suche ich den Geliebten, sondern weil er mir hilft, das Schöne erzeugen. Und im Gegentheil macht ja eben das Unvermögen (Impotenz) sich auszusprechen, das ewige Nichtfinden des helfenden Zeugungs-oder Offenbarungs-Organs (Worts) hiezu eben die Hölle jedes Lügengeistes, der eigentlich als solcher immer nur seyn, wirklich seyn, möchte und nimmer hiezu gelangen kann. *) Eben

*) Le mal ne peut jamais prendre nature.

Eben diese Impotenz des Sich-wirklich-machens oder Seyns, sage ich, macht jene innre Wuth desselben, mit der er in bittrer Noth und Armuth eignen Seyns alles fremde Seyn an sich reifst, oder zu reissen strebt, um sich in und mit ihm zu propagiren, aber mit und in allem, dieses alles nur vernichtend und verzehrend wie die wilde Flamme, nur neuen Tod und neuen Hunger anstatt der Sabbatruhe der vollendeten und gelungnen Offenbarung oder Fleischwerdung sich erzeugt. *) Auch der Mensch leidet an dieser Impotenz, und sie ist Folge jenes uralten — poetischen Einfalls, welchem Gehör gebend und sein innres Zeugungsorgan verlafsend, er fremdem Fleische nachging, mit fremdem Fleisch sich aufsprechen wollte und — verstummte; denn Bastarde propagiren nicht. In Ewigkeit hätte der Arme das Wort nicht wiedergefunden, wäre es ihm nicht in Herz und Mund wiedergegeben und gelegt worden!

Die Identität des Zeugungs- und Erkenntnifstriebes wird noch einleuchtender, wenn man erwägt, dafs das Streben oder Imaginiren des Höheren gegen und in das Niedrigere, dieses zu ergründen, d. h. ihm Grund und Träger zu seyn, wie die Sonne die Erde begründet und der Mann das Weib, es zu erfafsen und ihm innerlich zu werden, dafs dieses Streben, sage ich, eigentlich nur das Streben sey, mit und durch selbes sich zu verherrlichen, und zu umklei-

*) Daher auch der eigentliche Sinn, (Esprit) Geist und Zweck der Mordlust und Unzucht ein und derselbe ist, in jeder Stufe der Generationen.

den, als mit einer Glorie, Ehre, Bild — welche drei Worte wirklich auch in einer alten Sprache synonym sind, in der das Weib Bild und Ehre ihres Mannes heifst, wie Adam Bild und Ehre seines Gottes. — Wie nun ferner die Zeugungskraft und Lust doppelgeschlechtig ist, so auch die Erkentnifslust. Denn dem aktiven Imaginiren des Höheren sehen wir überall ein passives des Niedrigern entsprechen, welches jenem helfend und dienend entgegen tritt, wo das Niedrigere auch nur die geringste Spontaneität zu äufsern vermag *). Dieser Geist und dieses Fleisch gelüsten dann nicht, und nie wider einander, sondern stets nur zu einander, und wo wir einen Geist und ein Fleisch wider einander gelüstend finden, da zeugt dieses überall von Mesalliancen und Ehebruch, indem ein solcher Geist und ein solches Fleisch nur darum wider einander oder von einander streben, weil sie ursprünglich auch nicht zusammen gehören, und eben

*) *Omnia vitam habentia, suo instinctu sursum tendunt, et omnia vitam influentia deorsum.* Wo diese zwei Tendenzen nicht zusammentreffen, da ist zwar noch das Niedrige im Höhern, von letztem durchdrungen, aber das Höhere ist nicht auch im Niedrigern, und die Eindringung ist nicht wechselseitig. Für jedes Niedrigere giebt es sohin eine doppelte Weise seines Seyns im Höhern, und man kann allgemein für die zweite Art des Seyns, des Niedrigern im Höhern, in so fern jenes zur ersten Seynsart bestimmt ist, und diese Bestimmung nicht erreicht oder von ihr *gewichen* den Ausdruck des *Falls* des Niedrigen brauchen.

darum zusammen auch nicht fruktifiziren *) und der Geist nur nach einem andern und seinem Fleische, das Fleisch nur nach einem andern und seinem Geiste gelüstet, denn der Geist ist doch actu selbst überall nichts als Sucht nach seinem Fleisch, in dem er sich finde, empfinde, in dem er aufgehe in Freude des Wachsthums, durch das er sich bildend und gestaltend verherrliche; und das Fleisch ist überall nichts als Sehnen und Gelust nach seinem Geist, damit er es belebe, durchdringend sich in ihm offenbare und es so in und zu sich erhebe. Alles, was da lebt und leibet, geht aus dieser Androgynenlust hervor, sie ist die geheime undurchdringliche magische Werkstätte alles Lebens, das geheime Ehebett, dessen Rein- und Unbefleckterhaltung das seelige, gesunde; dessen Verunreinung das unseelige, kranke Leben gebiert. Jede lebendige Kreatur in jeder Stufe und Sphäre des Lebens ist, wie die Alten sagten, *solarisch* und *terrestrisch* oder *siderisch* und *elementarisch* zugleich und das Sakrament des Lebens wird ihnen allen nur unter diesen zwei Gestalten dargereicht.

Dafs Religion und Liebe eine und dieselbe Wurzel haben, ist von Weisen und Thoren aller Zeiten

*) Man erinnert sich, dafs diese Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit einer Verbindung das sicherste Merkmal in der Naturgeschichte giebt, ob die, so sich verbindenden zu Einer Gattung gehören oder nicht. Warum hat man sich dieses Schlüssels nicht bedient, um das Räthsel des Menschen und seiner dermaligen Korporisation zu enthüllen?

anerkannt worden, aber weder Theologen noch frömmelnde Mystiker haben uns das Verständniſs hierüber eröffnet. Wenn nun aber selbst in der Schriftsprache der falsche Gottesdienst durchaus mit dem Ausdruck „einer Hurerei mit fremden Göttern“ bezeichnet wird, so muſs auch der wahre Gottesdienst mit wahrer Ehe dieselbe reelle Analogie haben. Der einst lebendig gewesene Dämonendienst, der nur später in dummen Fetischdienst ausartete und in diesem untergieng, muſs auch allerdings einen reellen Genuſs gewährt; die solche Abgöttrerei treibenden Völker müſsen besonders in jenen Zeiten, wo jenes böse begeistende Unbekannte noch kräftiger und massiver in ganzen Nationen sich repräsentirte und eben darum auch eine ähnliche Repräsentation des guten Dämons in einer Einzigen Nation nöthig machte, von ihrem Kultus reellere Effekte erfahren haben, als die Dümmlinge unserer Zeiten wähnen *); welches denn auch von dem wahren Gottesdienst gilt, und wobei nur zu bemerken ist, daſs ohne gemeinschaftliche Speise (Kommunion, oder Lebensgemeinschaft durch selbe, unter sich und mit einem gemeinsamen Höheren,) und ohne Liba-

*) Nationen können, wie einzelne Menschen, auf doppelte Weise von gewissen Vorurtheilen, Glauben, Sitten, Unarten etc. frei und ledig geworden seyn; nämlich sie haben solche wirklich überstiegen, oder sie sind noch unter sie gefallen und eigentlich zu schlecht für sie geworden, und dieses drüber oder drunter hat besonders unser Zeitalter, das von so manchem los und ledig sich findet, wohl zu beherzigen.

tionen kein Kultus auf Erden war. Aber die Speise wie der Saame geben sich bekanntlich nur darum den, sie aufnehmenden ein, damit sie (eigentlich das System, welches sie gab) in dieser aufzugehen, in und durch ihn sich zu offenbaren vermögen — die Speise zieht den Esser dahin zurück, woher sie selbst kam.

Und so lassen sich denn endlich selbst die Ausartungen und Verirrungen des Erkenntnifstriebes, in denen des Zeugungstriebes nachweisen, und für beide vorzüglich auf zwei reduziren. Die eine Verirrung und Verkehrtheit ist nämlich jene; wenn das seiner Natur nach Niedrigere, was also seinem Höheren nur als Organ seiner Offenbarung und Verherrlichung dienen, dieses in sich erheben und auf oder empor gehn lassen soll, diesen natürlichen Brauch in den unnatürlichen zu verkehren, das Höhere sich zu unterwerfen, gleichsam zum Weibe sich zu machen, über oder inner selbes sich zu erheben, in ihm aufzugehen, dieses Höhere also ergründend, sich zu bilden und zu gestalten strebt, anstatt sich von ihm bilden und gestalten zu lassen *). Die zweite Verirrung oder Misbrauch ist im Gegentheil jene, wenn umgekehrt das seiner Natur nach Höhere seinem Niedrigeren sich unterwirft, gleichsam als Weib hingiebt, so dafs also beide Verirrungen zusammen damit im Allgemeinen bezeichnet werden können, dafs ein zum Dienen und Herrschen (jenes auf-, dieses abwärts)

*) Das Gebot: du sollt dir kein Bild oder Gleichnifs von mir machen, ist nämlich ganz eins mit jenem: Du sollt selbst mein Bild und Gleichnifs seyn!

zum Gebildet- oder Gestaltet-werden und zum Bilden und Gestalten, zum Empfangen und Zeugen, zugleich gebornes, aktiv und also sich verschliefsend, verdrängend gegen sein Höheres, und passiv gegen sein Niedrigeres imaginirt oder gelüstet. Wenn nun aber der Mensch in seiner natürlichen angebornen Wildheit, und bevor noch sein göttliches Leben in ihm durch die geeignete Kultur (Kultus) zum herrschenden geworden, offenbar dem dient, das er beherrschen sollte und in ihm also jene Verkehrtheit zweiter Art, wie immer, empor gekommen, so ist doch eben so unläugbar, dafs diese Verkehrtheit ohne jene frühere, erstere — dafs die Sünde aus feiger Niederträchtigkeit ohne die aus Hoffarth, Uebermuth, nicht entstehen und nicht einmal sich vollenden oder vollbringen kann, *weil hier schlechterdings nach zwei Richtungen zugleich gewirkt werden muß* *). Ein Räthsel, was sich übrigens durch die Bemerkung löst, die jeder aus uns in seinem Busen machen kann, dafs nämlich der Mensch, wie er dermalen sich findet, ganz allein und ohne Hülfe eines *ihm* bewufstlosen X weder das Gute noch auch das Böse zu vollbringen

*) Die Liebe hat zwei Elemente in sich, Erhabenheit und Demuth. Nur wenn sie erlischt, verwandeln sich diese Elemente in und durch ihre Trennung, und treten als Uebermuth und Niederträchtigkeit hervor, welche letztere also nicht als *Edukte* der Liebe, sondern als *Produkte* ihrer Zersetzung betrachtet werden müssen, und deren Vorhandenseyn überall das Faktum eines solchen vorgegangenen oder vorgehenden Zersetzungsprocesses bezeugt.

vermag und daſs folglich sein Gemüth, dem göttlichen und dem ungöttlichen Zeugungstrieb zugleich offen stehend, dem Einen sich nicht überlassen kann ohne den andern in sich wenigstens würgen oder schlachten zu lassen, kurz daſs es keinen Menschen giebt und gab, der nicht seinem *Gott* oder seinem *Götzen* Opfer bringt, der nicht selbst *Priester* oder *Pfaffe* ist, oder eines Priesters oder Pfaffens bedarf!

Drukfehler.

Seite 74 Zeile 13 v. o. statt mit dem lies nicht dem.

JAHRBÜCHER
DER
MEDICIN
ALS
WISSENSCHAFT.

VERFASST

VON EINER GESELLSCHAFT VON GELEHRTEN

UND HERAUSGEGEBEN

DURCH

A. F. MARCUS UND F. W J. SCHELLING.

Dritter Band.

Tübingen
In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1808.

Univ. Bibl.
München

JAHRBÜCHER

DER

MEDICIN

ALS

WISSENSCHAFT

ΙΑΤΡΟϹ ΦΙΛΟϹΟΦΟϹ ΙϹΟΘΕΟϹ.
ΙΠΠΟΚΡ.

Dritten Bandes zweytes Heft.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

Inhalt.

I. Wissenschaftliche Abhandlungen.

1. Ueber die Vegetation, von *H. Steffens.* S. 127.

2. Ueber Starres und Fliessendes, von *F. Baader.* — 197.

3. Von der Heilkraft der Natur, v. Prof. *Walther.* — 205.

I.

Wissenschaftliche Abhandlungen.

I.

Ueber die Vegetation

von

H. Steffens.

Dieser Aufsatz ist bestimmt, eine Reihe von Abhandlungen einzuleiten, die ich, für dieses Journal, über das Vegetative des animalischen Processes ausarbeiten werde. Der Grund, warum alles, was über diesen Gegenstand in der Physiologie gesagt wurde — so groſs auch in dieser Rücksicht *Bichat's* und *Reil's* Verdienste sind — noch immer die Spuren des Willkührlichen tragen muſs, ist besonders darin zu suchen, daſs man das Wesen der Vegetation für sich nicht sorgfältig genug entwickelt hat. Es ist bekannt, wie wenig befriedigend die bisherige Pflanzenphysiologie war. Ich hoffe in dem gegenwärtigen Aufsatz einiges Neue über einen Gegenstand, der nicht genug beachtet worden, gesagt zu haben, und fordere die Naturforscher zu einer genauen Prüfung auf.

Eine flüchtige Vergleichung der Thiere mit den Pflanzen zeigt uns bei jenen, auſser der willkührlichen Bewegung, mancherlei lebendige Oscillationen der Organe gegen einander, da bei diesen von beidem keine Spur gefunden wird. Die Naturforscher, indem

sie sich durch eine von dem thierischen Leben übergetragene Analogie täuschen liefsen, bemühten sich vergebens, etwas bei den Pflanzen zu finden, was sie mit dem Kreislaufe des Bluts bei den Thieren vergleichen könnten. Es ist ihnen niemals gelungen, und die neuesten und genauesten Untersuchungen von *Sprengel*, *Bernhardi*, *Treviranus*, *Rudolphi*, *Link* u. m. widersprechen dieser Vermuthung auf das bestimmteste.

„Aus dem Zellengewebe zwischen der innersten „Rindenlage und der mittleren oder dem Baste, und „in krautartigen Pflanzen aus dem, was die Faserbündeln unmittelbar umgibt, bewegt sich der Saft nach „allen Seiten, wohin das Bedürfnifs der Vegetation „es erfordert. Treibt das Gewächs blofs in die Krone, „so bewegt es sich nach oben, treibt der Stengel seitwärts Aeste oder Blätter, so bewegt er sich seitwärts, oder wohl auch in der darüber liegenden Rinde von oben nach unten u. s. w." (Treviranus d. j.).

Dieses ist ohne allen Zweifel die richtigste Ansicht, denn selbst jener Rückfluss des Saftes durch die Rinde, welchen *Link* annimmt, würde nichts dagegen beweisen, indem er nicht beständig, sondern zufällig seyn soll. Der Grund aber, auf welchen er eine solche Annahme stützt, ist folgender: Wenn man einen kreisförmigen Einschnitt in die Rinde macht, so fliefst eine grösere Menge Saft aus dem oberen, als aus dem unteren Theil, auch haben *Medicus* Erfahrungen dargethan, dafs der obere Theil der Pflanze unter solchen Umständen stärker vegetire, und *Thouin*

hat bewiesen, dafs eine ringförmige Wunde das schnellere Blühen und frühere Reifen der Früchte befördere. *Link* glaubt diese Erscheinungen nur aus dem verhinderten Rückfluſs des Safts begreifen zu können. Wir glauben dieses aber nicht, denn das stärkere Ausfliefsen des Safts aus dem oberen Theile der Rinde hängt mit der Bildung des Wulstes nothwendig zusammen, und diese beweist nichts, wie *Link* selbst gesteht; das stärkere Blühen des auf diese Weise isolirten Theils der Pflanze aber zeigt nur, dafs die atmosphärische Vegetation im Ganzen gesteigert worden. Eine Ansicht, die durch die fortschreitende Untersuchung sich bestätigen wird.

Mit jenem Mangel einer wahrhaft in sich zurückkehrenden Bewegung der Säfte ist zugleich eine vollkommne Abwesenheit solcher innern Organe, die man mit den Eingeweiden der Thiere vergleichen könnte verbunden. Man kann nicht einmal behaupten, dafs die Pflanzen wahre Gefässe besitzen, in dem Sinne, in welchem man sie den Thieren zuschreibt; denn die Säfte sind wahrscheinlich gleichförmig in allen lebendigen Theilen der Pflanze vertheilt, und richten sich nur nach den neuen Trieben in den Wurzeln sowohl, als in den Aesten, in welchen sie in der gröfsten Menge gefunden werden, keinesweges aber nach dem Unterschied zwischen sogenannten Pflanzengefässen und Zellengewebe. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, dafs sie im Zellengewebe in gröfserer Menge, als in den Spiralgefässen und ihren Modificationen enthalten sind. Diese scheinen in der That, wie die ältesten Pflanzen-

anatomen annahmen, und *Bernhardi* und *Treviranus* auch darzuthun suchen, einer Luft, als Saft zu enthalten. Denn das Aufsteigen farbiger Flüfsigkeiten in den Spiralgefäfsen, wie in einer Schraubenmutter, läfst sich aus der Veränderung und wahrscheinlichen Verdünnung des Gases in ihr vollkommen begreifen, indem der abgeschnittene Zweig ein intensiveres atmosphärisches Leben führt. Auch stimmen hiermit *Links* Versuche, nach welchen die Wärme und das Licht einen bedeutenden Einfluſs auf die Einsaugung zeigten, sehr wohl überein. Dafs wirklich gasförmige Flüfsigkeiten im Innern der Pflanze befindlich sind, beweisen *Coulombs* Erfahrungen, nach welchen Luftblasen das Herausdringen des Safts aus den Blumen begleiten. *Humboldt* hat diese Erfahrung bestätigt. Wenn wir nun aber auch zugeben wollten, dafs in den Spiralgefäfsen zuweilen Saft sey, wie ein Versuch von *Link* mit Musa paradisiaca zu beweisen scheint, so zeigen doch andere schöne Versuche von demselben auf eine auffallende Weise das Entgegengesetzte. Wir berufen uns um so lieber auf diese Versuche, da *Link* den Saftinhalt der Spiralgefäfse ausdrücklich behauptet.

Er wählte nemlich solche Pflanzen, deren Säfte, mit chemischen Reagentien, Gerbestoff darstellen, wie die Eiche, Sempervivum glutinosum, Sedum Telephium, Rheum Raponticum und undulatum — eine andere, wie Aloe succotorina, deren Saft, der Luft ausgesetzt, durch Sauerstoff gelb gefärbt wird. Von jenen setzte er Zweige oder Blätter in eine Auflösung

von schwefelsaurem Eisen — von dieser einen Zweig in übersaure Salzsäure. In beiden Fällen zogen die Spiralgefäfse die färbende Auflösung ein, und blieben *ungefärbt*. Die schwarze Farbe in dem ersten, und die gelbe Farbe in dem zweiten Fall entstunden erst in dem Zellengewebe. Wie mir dünkt, ein sehr deutlicher Beweis, dafs der eigenthümliche Saft der Pflanze nicht in den Spiralgefäfsen enthalten war. Da nun diese schönen Versuche mit grofser Sorgfalt öfters und unter veränderten Umständen angestellt wurden, so wird man fast glauben müfsen, dafs bei dem obenangeführten Versuch irgend ein besonderer Umstand, etwa eine Krankheit, Statt gefunden haben mufs, welches dadurch bestätigt wird, dafs unter vielen Gefäfsen der Aloe succotorina ein einziges Gefäfs den eigenthümlichen Saft zu enthalten schien.

Gestehen wir aber auch, dafs die Spiralgefäfse mit ihren Modificationen Saft enthalten, so können wir sie doch schon defshalb nicht wahre Gefäfse nennen, weil die Wände nicht im Stande sind, den Saft einzuschliefsen. Man findet keine Anastomose der Gefäfse, der Saft bewegt sich nicht in der ununterbrochenen Folge der flüfsigen Säule. Der beträchtliche Theil des Pflanzensafts und eben der lebendigste ist vielmehr in engen Behältern des Zellengewebes von allen Seiten von Membranen umschlofsen, und durch diese, ohne irgend eine sichtbare Oeffnung, findet die lebendige Verknüpfung der abgesonderten Saftheile Statt. So besteht das ganze Innere der Pflanze fast durchaus aus mannichfaltig einander durchkreuzenden Mem-

branen, die alle in Saft untergetaucht sind, und die membranöse Struktur scheint das Leben des, in engen Zellen eingeschlofsenen, Safts eher zu befördern, als zu verhindern.

Die membranöse Form ist die höchste und lebendigste der Vegetation. Die Flächen dieser Häute und ihre mannichfache Richtung gegen einander bieten Gegensätze dar, die das stumme Leben der stillen Production und Bildung unterhalten, sich aber in den innersten Tiefen der Vegetation für den Beobachter verbergen. In der That ist die Faserform mit einer Abnahme des vegetativen Lebens, mit einer Erstarrung immer verbunden. Daher ist in den jungen Trieben der Aeste und der Wurzel, in den Fructificationstheilen der Blüthe das lockerste Gewebe, und daher nimmt das regsamste Leben der Pflanze mit der Blätterform zu.

Der einzige wahre Gegensatz in der innern Form der Pflanze ist der zwischen Wurzel und Stamm. Die Wurzel besteht aus blofsem Zellengewebe, ohne Spiralgefäfse. Diese findet man erst in dem über die Erde wachsenden Theil der Pflanze. Denn die wenigen Spiralgefäfse, die in dem obern Theil der Wurzel entdeckt werden, stellen eine Fortsetzung des Stamms dar. In allen neuen Trieben, in den Blättern und Blüthen sondert sich kein Theil als ein einziges Organ ab. Gefäfse, Zellengewebe und Faser machen in beständiger Verbindung die Struktur aller neu entwikelten Theile aus. Wie sehr aber jener Gegensatz zwischen Wurzel und Stamm auch als ein äufserer an-

gesehen werden mufs, beweisen jene bekannten Versuche, nach welchen die Aeste, in die Erde gesteckt, in Wurzeln ausschlugen, die Wurzeln, der Luft ausgesetzt, Aeste trieben. Denn hier veränderten nicht allein die Triebe ihre Richtung, indem die aufwärtsstrebenden niederwärts strebten, und umgekehrt, sondern die Spiralgefäfse der, in die Wurzel verwandelten, Aeste müfsten sich in das allgemeine Zellengewebe verlieren, indem sie aus diesem in der in Aeste verwandelten Wurzel wieder entstanden.

Dieses ist die Darstellung der Homogeneität und grofsen Einfachheit der innern Struktur der Pflanzen. Wir haben hierbei keine Rücksicht genommen auf die Pflanzen einer niedrigern Stufe, da diejenigen Pflanzen, die keine Spiralgefäfse haben, wie die Laub- und Lebermoose, die Flechten, Algen und Schwämme, doch in der Hauptsache mit den vollkommneren übereinkommen, indem in jener, wie in diesen, die Säfte von Zellengewebe umfloſsen sind.

So einfach und übereinstimmend, wie die Struktur der Pflanzen nun im Innern ist, nicht allein in der nemlichen Art, sondern auch in den äufserlich sehr verschiedenen Pflanzengattungen, so dafs die Bäume sich von den jährigen Kräutern nur durch das Uebergewicht der Fasern, einige Pflanzen sich von andern nur durch das lockerere Zellengewebe, die niedern Pflanzen von den vollkommneren nur durch den Mangel an Spiralgefäfsen u. s. w. unterscheiden, so mannichfaltig und verschieden ist die Gestaltung nach aussen. Man kann daher mit Recht behaupten, dafs die

Pflanze sich vom Thier unterscheide, indem sie ihre Eingeweide nach aufsen werfe.

Aber nicht nur diese verschieden gestalteten Organe drängen sich nach aufsen, auch das thätigste Leben des Stamms, die lebhafteste Bewegung der Säfte ist mehr äufserlich als innerlich. Es ist vorzüglich die Rinde des Stamms, welche die lebendige Verbindung zwischen der in der Erde verborgenen Wurzel und den in der Luft verbreiteten Zweigen und Blättern unterhält. *Treviranus* d. j. besonders hat von neuem, wie früher *Duhamel*, bewiesen, dafs das thätigste und würksamste Leben zwischen der mittelsten und innersten Rindelage Statt finde, dafs die letztere allmählig zur Splint, noch mehr zum Holz erhärtet. *Link* hat zwar behauptet, dafs diejenigen Spiralgefäfse, die dem innersten Mark am nächsten stehen, und dort am deutlichsten ausgebildet sind, zum Leben am nothwendigsten wären. Aber theils werden die Schlüsse, die er aus seinen und *Cotta's* Versuchen zieht, höchst unsicher durch die grofse Schwierigkeit, diese anzustellen, theils beweisen sie doch nur, dafs die Spiralgefäfse sich in denjenigen Zweigen, in welchen der Holzansatz nur gering und undeutlich ist, thätig erzeigen. Die stark ausgehöhlten Weidenbäume hingegen, in welchen nichts als Rinde und Bast, und kaum etwas weniges Holz die Verbindung zwischen der Wurzel und der immer fortvegetirenden Krone ausmacht, zeigen unwiderlegbar, dafs die innersten Spiralgefäfse diese Verbindung nicht am lebendigsten unterhalten. Dafs das innere Mark nur wenig Antheil

an dem Leben der Pflanze hat, und häufig ganz ohne Schaden entbehrt werden kann, gestehen alle Forscher. Auf diese Weise sind nicht allein die individuellern Organe der Pflanzen, wie die Blätter, die Blumen, die Wurzeln, äufserlich, sondern auch jene allgemeine Säfte bewegen sich in den äufsern Lagen, so dafs, je mehr die Vegetation sich nach innen bildet, sie desto mehr erstarrt und erstirbt.

Eine andere, höchst merkwürdige, Abweichung der Pflanzen von den Thieren dürfen wir nicht mit Stillschweigen vorbeigehen. Schon bei der frühesten Erscheinung des Thiers, im Ey, sind diejenigen Hauptgegensätze der Organisation, deren Einheit das Leben darstellt, vollkommen angedeutet. Selbst diejenigen Thiere, welche, während ihres Lebens, bedeutende Metamorphosen durchlaufen, wie die Insecten, werden nicht theilweise, sondern durchaus verwandelt. Bei den Pflanzen ist es anders. Auch die Gegensätze der Fortbildung sind, wie diejenigen des Gebildeten, äufserlich und in verschiedenen Epochen vertheilt. Nur der Gegensatz zwischen Wurzel und Saamenblätter geht von dem nemlichen Punct zu gleicher Zeit aus. Dieses nach aufsen Geworfene der Fortbildung gilt nicht blofs von der ganzen Pflanze, gilt auch für einen jeden Theil derselben. Daher die Ausbildung einer jeden Knospe zu einer ganzen Pflanze, daher die Zurückdringung der Blätterproduction und Vermehrung der Blüthen und Dornen bei geringerer Nahrung, daher die Vermehrung der Blätter und die Verwandlung der Fructifikationstheile in Corollen bei

reichlicher Nahrung, daher endlich die Verwandlung der Zweige in Wurzeln und umgekehrt.

Man verzeihe die Aufstellung allgemein bekannter Thatsachen, denn das vereinigte Bild aller stellt schon durch die einfache Beobachtung, wie die Abhängigkeit des vegetativen Lebens von dem Jahreswechsel, jenes innige Verschmelzen des Daseyns mit dem ganzen Leben der Erde dar. Es ist der Zweck des Studiums, diesen universellen Typus in seiner innersten Tiefe zu ergründen. Aber die Untersuchungen über die Vegetation sind mit grofsen Schwierigkeiten verknüpft. Diese liegen vorzüglich darin, dafs in der Pflanze alles stille geworden ist, dafs alle Functionen in Producte aufblühen. Eine Stille wie diese erkennen wir wieder in der bezwungenen Mafse der vollendeten Sensibilität, wo umgekehrt die Producte in Functionen aufblühen. Wo so das Ganze in dem Einzelnen sich darstellte, fand die gewöhnliche Naturforschung ihre Grenze, oder vielmehr der tiefe Irrthum ihrer Ansicht ward offenbar, indem sie das lebendige Bild des Ganzen, welches ihr entgegentrat, vereinzeln, tödten mufste, um es nach ihrer Weise zu begreifen.

Die Vegetation ist die Assimilation der Elemente, das grofse Verdauungssystem alles Lebendigen. Die Verdauung der Thiere ist als die potenzirte der Pflanzen anzusehen. Die niedersten Thiere (die Insecten) nähren sich daher von einzelnen Theilen der Pflanze, von ihrem Saft, ausgeschwitztem Honig, einzelnen Theilen des Saamens u. s. w., die höhern Thiere entweder von der ganzen Pflanze, oder von dem Product

ihrer höchsten Contraction in dem Saamen. Das Thierische in der Pflanze heben die Thiere heraus, und daher begreifen wir, weſshalb die grasfressenden Thiere, wenn sie in fleischfressende verwandelt werden, an Stärke und thierischer Energie zunehmen, die fleischfressenden, wenn sie grasfressend werden, abnehmen (nach *Neergaard.*)

Was die gegenwärtige Naturwissenschaft uns über das vegetative Leben zu offenbaren vermag, wage ich hier auszusprechen. Die Momente lagen einzeln zerstreuet, viele allgemein anerkannt, manche nur von wenigen geschauet, alle aber in einem äufsern Gegensatz, welcher uns die lebendige Durchdringung nicht zu schauen vergönnte.

Wir wenden zuerst unsere Aufmerksamkeit auf den Einfluſs des Lichts auf die Vegetation *). Er ist

*) Herr *Link* versichert, dafs die Philosophen einiger Schulen in Deutschland die Behauptung aufstellten: „es sey „die Pflanze das Product der Anziehung des Lichts und „der Erde mit einem gewifsen Ausdehnungs-Vermögen be„gabt." Wir wissen nicht, ob wir über die fast unglaubliche Seichtigkeit einer solchen Behauptung, oder darüber, dafs sie uns durchaus unbekannt geblieben ist, am meisten erstaunen sollen. Wir dürfen aber an der Wahrheit dieser Behauptung, ja selbst an dem Einfluſs jener sogenannten Philosophie auf die Denkweise mehrerer Physiker Deutschlands um so weniger zweifeln, da Hr. *Link* — wie wir aus einer Stelle seines Buchs über die Anatomie und Physiologie der Pflanzen ersehen — in einer eigenen Schrift (über die Naturphilosophie) einige dieser Philosophen zurechtzuweisen, andere der Verachtung preiszug-

als eine desoxydirende Wirkung des Lichts hinlänglich bekannt, und ist nicht allein bei der Vegetation von *Priestley* bis auf *Saussure* d. j., mit vieler Genauigkeit, sondern auch bei mehrern Körpern, wie bei einigen Peroxyden der Metalle, bei dem Hornsilber, bei der übersauren Salzsäure beobachtet worden. Man hat aus diesen Thatsachen eine Verbindung des Lichts, als einer eigenen Materie, mit dem desoxydirten Körper folgern wollen. Eine Meinung, auf welche wir wohl hier keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Vielmehr erblicken wir hier nichts, als die herrschende Oxydationsspannung des Tages, die mit der Intensität der allgemeinen Fortbildung und organischen Entwickelung und Gestaltung eins ist. Wir werden an einem andern Orte zeigen, wie in den uralten Gebürgen, mit überhandnehmender Oxydationsspannung, aus einer allgemeinen Mafse sich eigenthümliche absonderten, und in sich gestalteten. Hier aber wird das nemliche sich bei einer genauen Untersuchung des vegetativen Processes ergeben. Wo in einem Körper das nemliche Princip der Schwere das Uebergewicht hat, da widerstrebt es der Aufnahme in jenen allgemeinen Bildungsproceſs mit einer Energie, welche der Macht der Schwere in ihm proportional ist. Daher sehen wir, dafs, wo die Reduction mit grofser Kraft hervortritt, wie beim Hornsilber, sie im Stande ist, ihre Atmosphäre zu tödten, indem die Oxydationsspannung in eine wahre Oxydation über-

ben sich bemüht hat, zu welcher nützlichen Unternehmung wir ihm viel Glück wünschen.

geht. Es entwickelt sich dann nicht Sauerstoff, sondern, wie *Berthollet* bemerkt hat, Salpetersäure, während sich das Hornsilber augenblicklich reducirt.

Bei den Pflanzen zeigt sich die Desoxydation, wie sich vermuthen liefse, auf eine andere und lebendigere Weise. Der relativ am meisten erstorbene Theil der Luft, das kohlensaure Gas wird von neuem belebt, indem der Sauerstoff die lebendige Spannung der Luft unterhält, der Kohlenstoff aber die Vegetation befördert. *Sennebier* war der erste, der dieses bewies, und die genauen Versuche von *Woodhouse* und *Saussure* d. j. haben es vollkommen bestätigt. Dieser Proceſs ist unrichtig als eine Aushauchung bezeichnet worden. Denn die atmosphärische Luft wird nicht erst eingesogen und reiner ausgestoſsen, die Differenzirung des kohlensauren Gases ist vielmehr eben so äufserlich, wie alle übrige Functionen der Pflanzen.

Die jener Spannung der Atmosphäre entgegengesetzte der Pflanze findet, wie bekannt, vorzüglich Statt in den Blättern und übrigen grünen Theilen der Pflanze. Man hat dagegen eingewandt, dafs grüne Säfte im Innersten der Pflanzen sich befinden, wo sie von allen Seiten von dem Einflufse des Lichts geschützt waren. Aber es ist eine lebendige Spannung, welche die Pflanze auf eine organische Weise erregt, keine todte Einwürkung des Lichts als Stoff. Dafs aber jene Desoxydation der Pflanze mit der allgemeinen Oxydationsspannung der Atmosphäre eins ist, erhellt aufs deutlichste aus sprechenden Versuchen.

Wenn man, wie *Sennebier* und *Ingenhoufs* gezeigt haben, die Desoxydation der eingeschloſsenen Atmosphäre einer Pflanze durch Beimischung von Wasserstoff vermehrt, so fängt jene Spannung des Tages an wirksam zu werden, das kohlensaure Gas differenzirt sich wie im Sonnenlicht, wenn gleich mit geschwächter Energie, und die Pflanzen erhalten selbst im Dunkeln, wo sie sonst erblaſsen, grüne Blätter. Im Sonnenlicht aber werden die Blätter unter den nemlichen Umständen dunkler. Die bekannten Versuche von *Humboldt* mit *Poa*, *Plantago*, *Cheiranthus* u. s. w. beweisen das nemliche. Ja, was die lebendige Spannung des Tages bewirkt, das vermag, nach *Decandolle's* Erfahrungen, ein langer und allmählig fortgesetzter Verbrennungsproceſs, welcher eben so, wie die Beimischung von Wasserstoff, die Desoxydation der Atmosphäre steigert. Denn in einem mit Lampenlichte stark erhellten Keller keimten *Sinapis* und *Myagrum sativum* mit grünen Blättern und Stengel, obgleich andere Versuche bewiesen, daſs die Blätter von *Eucomis punctata* und *Lycium barbatum* nur sehr wenig Sauerstoffgas (0,02,) und übrigens Stickgas und kohlensaures Gas lieferten. Jener Verbrennungsproceſs, so wie die Beimischung von Wasserstoff in den erwähnten Versuchen, rief also eine Spannung, derjenigen des Tages ähnlich, hervor, die hinreichend war, die Desoxydation der Pflanze zu unterhalten. *Decandolle* bemerkte zwar keine Sauerstoffentwickelung der Blätter, aber theils wissen wir nicht, wie stark sie zu seyn braucht, um die Blätter grün zu fär-

färben, (vielleicht ist eine kaum merkbare Differenzirung des kohlensauren Gases dazu hinreichend,) theils deutet die Entwickelung von kohlensaurem Gase und Stickgas aus den Blättern, nach *Saussure's* und *Woodhouse's* Erfahrungen, auf eine Krankheit.

Aber jene Function der Blätter im Sonnenlichte wechselt mit einer entgegengesetzten, die des Nachts hervortritt. *Saussure* d. j. hat mit schöner Genauigkeit gezeigt, dafs die Oxydationsspannung der Pflanze die Nacht über der entgegengesetzten Spannung am Tage durchaus proportional ist, dafs diese mit jener steigt und sinkt. Die Nacht selbst mufs als eine organische Desoxydationsspannung der Atmosphäre angesehen werden. Dieses beweist schon die umgekehrte Function des Tages.

Diese Behauptung verdient eine genauere Erwägung, denn die experimentale Physik unserer Tage scheint ihr zu widersprechen.

So viel können wir mit Grund annehmen, dafs durch *Wurzers* und *Hauchs* Wasserzerlegung eine wahre Desoxydation des Stickgases dargethan ist, dafs wir den Stickgas niemals völlig rein und neutral erhalten, weil eine Trennung desselben von Sauerstoff ihn schon desoxydirt. *Ritter* und *Oersted* behaupten mit Recht, dafs die Versuche von *Wurzer* nichts weniger als widerlegt sind. In diesem durchaus organischen, nicht chemischen Sinne dürfen wir wohl eine Wasserstoffentwickelung der Pflanzen in der Nacht jener Sauerstoffentwickelung am Tage analog annehmen, eine universelle Desoxydation, die ohne allen

Zweifel mit dem Aushauchen der Düfte in der Nacht zusammenfällt. *Prevost* hat Beobachtungen über die Ausflüfse riechender Kösper angestellt, die eine Wirkung in die Ferne darthun, und die Desoxydation der Pflanzendüfte ist unzweifelbar. Wir glauben, dafs das Aushauchen dieser Düfte mit der Desoxydation zusammenfällt, ohne zu behaupten, dafs diese durch die Düfte bewirkt wird. Ueber die Düfte werden wir uns in der Folge erklären, hier bemerken wir nur, dafs die Desoxydation der Atmosphäre mit der vegetativen Oxydation während der Nacht eins ist, eine Annahme, zu welcher die wahrscheinliche Natur des Stickgases uns schon berechtigt.

Es ist nicht bei den Pflanzen allein der Fall, dafs sich das Wasserstoffgas, als solches, nicht darstellen läfst, vielmehr für das Experiment verschwindet, und sich nur auf eine universelle Weise offenbart. Die Eudiometrie zeigt uns das nemliche auf eine sehr auffallende Weise. Wir schätzen im Experiment die Menge des Sauerstoffs nach der Mafse der Basen, die neutralisirt oder oxydirt werden, und nach der damit verbundenen Abnahme des Volumens der Luft — wie bei der Wasserproduction im Voltaischen Eudiometer, bei der Phosphorverbrennung im *Berthollets chen*, bei der Säurung des Salpetergases im *Priestleyschen*. Ein solches Maas haben wir aber für die Desoxydation des Stickgases nicht. Der Stickstoff ist ohne allen Zweifel eben so ursprünglich desoxydirt, wie einige cohärente Metalle, der Diamant, die Kieselerde u. s. w. ursprünglich oxydirt sind. Die relative Unverbrenn-

lichkeit des Stickstoffs beruht eben auf der Unmöglichkeit, ihn völlig zu reduciren, und durch den elektrischen Funken wird der Stickstoff wohl zum Theil reducirt, aber auch oxydirt. Ein jedes Waſser erhält wahrscheinlich etwas mehr neutralisirten Stickstoff. Daher entwickelt er sich als Stickgas bei einer weniger energischen Wasserspannung, indem er sich mit einer bestimmten eigenthümlichen Energie desoxydirt. Dieses ist der Fall bei den weniger oxydirbaren Metallen (Zinn, Bley und Spiesglanz) sowohl, als bei der bekannten Entwickelung des Stickgases aus dem Wasser, nach *Priestley*. Diejenigen Metalle hingegen, die sich — wie Zink und Eisen — auf eine kraftvollere Weise oxydiren, liefern, wie das Wasser, wenn es gewaltsam gespannt wird, Hydrogen, wenn gleich ein solches, das durch einen eigenthümlichen Geruch eine Beimischung fremder Substanzen deutlich genug offenbart. Das universelle Leben der Luft vermag allein jenen ersten Desoxydationsgrad zu steigern, und durch Wasserproduction wieder auf seine Ursprünglichkeit zurückzuführen. Wie wenig aber die Luft im Stande ist, eine bedeutende Menge Wasserstoffgas isolirt darzustellen, und wie schnell sie dieses assimilirt, zeigen vorzüglich *De Marti's* schöne eudiometrische Versuche. Mitten über Morästen und stehenden Gewässern fand er die Luft ganz eben so, wie sonst, immer dem nemlichen Gehalt von 21,0 bis 22,0 Sauerstoff. So ist auch diejenige Luft, die wir eine ungesunde nennen, nicht anzusehen, als eine Luft mit veränderten Bestandtheilen, denn von der-

gleichen entdeckt man nichts, vielmehr, wenigstens dann, wenn sie contagiöse Krankheiten erregt, als in eine ungewöhnliche Desoxydationsspannung versetzt, und hierin liegt der Grund der Reinigung durch übersaure Salzsäure.

Viel tiefer und von mehrern Seiten läfst sich diese Ansicht der Desoxydationsspannung der Atmosphäre begründen, aber eine weitläufigere Untersuchung würde uns von unserm vorliegenden Gegenstand zu weit entfernen, wir versparen daher diese bis auf eine andere Gelegenheit. Hinreichend aber ist das Angeführte, um die Einwürfe der Physiker zu schwächen, um so mehr, da der Verfolg unserer Betrachtungen diese Ansicht als nothwendig darstellen wird.

Aber jene Oxydationsspannung der Blätter in der Nacht ist nicht die einzige. Aufserdem findet eine beständige ähnliche Spannung aller übrigen Theile der Pflanze Statt, die zu merkwürdig ist, um uns nicht zu einer genauern Untersuchung zu reitzen.

Saamenkörner, wenn sie keimen, oxydiren sich. Seit *Scheele* war die Nothwendigkeit des Sauerstoffgases beim Keimen allgemein bekannt. Ob die übersaure Salzsäure wirklich das Keimen befördert, wie *Humboldt* behauptete, war seit *Lefebures* Versuchen wenigstens zweifelhaft. *Schnurrer's* Beobachtungen haben den Einfluſs unter gewiſsen bestimmten Bedingungen bestätigt. Eine wahre Oxydation des Saamenkorns läugnen indessen die Physiker. *Saussure* behauptet, daſs der Sauerstoff nur dazu diene, dem Saamenkorn, während des Keimens, einen Theil des Koh-

lenstoffs zu rauben, der als kohlensaures Gas entweicht. Ganz so deutlich äufsert sich *Woodhouse* nicht hierüber, obgleich auch er vermuthet, dafs das kohlensaure Gas durch den Kohlenstoff der Cotyledonen gebildet wird. Die Chemiker, *Thomson* z. B., glauben, es entstehe ein Zucker, indem durch die Entweichung des Kohlenstoffs das Verhältnifs des Sauerstoffs und Wasserstoffs erhöht wird, sie berufen sich auf den süssern Geschmack der mehligen Substanz der Saamenlappen, auf die ähnliche Erscheinung beim Heu u. s. w. Wir geben dieses alles zu, nur ist hier von einem Lebendigen, nicht von einem Todten, von einer Function, nicht von einer Mischungsveränderung die Rede.

Die Art und Weise, wie wir uns die Oxydationsspannung vorstellen müssen, erhellt aus der Function der Blätter, während der Nacht. *Saussure* hat nemlich bemerkt, dafs diese zwar kohlensaures Gas bilden, aber erst nachdem die Oxydationsspannung ein Maximum erreicht hat. Bei den Saamenkörnern wird dieses Maximum schneller erreicht, und daher wird der Uebergang des Stoffs fast unmerklich seyn. *Schnurrers* Beobachtungen beweisen, dafs eine lebendige Spannung nothwendig ist, denn im Finstern greift die übersaure Salzsäure das zarte Saamenkorn als Säure an, und verhindert das Keimen. Im Sonnenlicht hingegen reducirt sich die Säure, die lebendige Oxydationsspannung der Atmosphäre des Saamenkorns nimmt zu, und das Keimen wird beschleunigt. Auch alle übrige nicht grünen Theile der Pflanze oxydiren sich, und bilden, wenn das Maximum erreicht ist,

kohlensaures Gas. Aber alle diese Theile unterscheiden sich dadurch von den eigentlichen Blättern, daſs sie in einer beständigen Entwickelung begriffen sind, oder den Keim derselben bewahren. Auch die Wurzel oxydirt sich, wenn auch weniger intensiv. Die herrschende weisse Farbe der Wurzel zeigt auf eine Oxydation hin, ihre beständige Tendenz ist, sich im Finstern zu verbergen, und der Luft ausgesetzt überzieht sie sich mit einer Rinde, derjenigen des sich oxydirenden Stamms ähnlich. Aber die Wurzel ist auch in einer immerdaurenden Entwickelung begriffen. Sie schieſst immer neue Sprösslinge, die alten verwesen, zerfallen und werden beständig wieder ersetzt. Von dem Stamm, von den Zweigen gilt das nemliche, es entspringen neue Aeste und Knospen aus ihnen, und sie enthalten die Keime dieser Entwickelungen. Endlich zeigen die Blüthen die höchste Contraction und die höchste lebendige Oxydationsspannung. Daher erhält ihre Atmosphäre am meisten kohlensaures Gas, ja auch Stickgas. Aber in diesen ist die Entwickelung auch die höchste, und endigt erst mit dem reifen Saamen. So fällt die Entwickelung der Pflanze durchaus mit der Oxydationsspannung zusammen, und *Kielmeyer* wünschte mit Recht den Einfluſs zu erfahren, den die übersaure Salzsäure auf die Entwickelung der Knospen äuſsern würde, obgleich dieser kaum zweifelhaft seyn kann, wenn der Versuch mit aller der Vorsicht, welche bei so zarten Theilen nothwendig ist, angestellt wird.

Das Parenchyma der Blätter hingegen kann als die

Grenze der Entwickelung angesehen werden. Selbst in den wenigen Fällen, wenn die Blätter Aeste treiben, oder Blüthen tragen, sind es mehr die Hauptrippen des Blatts, als das Parenchyma, und es würde höchst interessant seyn, zu erfahren, ob nicht in einem solchen Blatte die Desoxydationsspannung zurückgedrängt oder vermindert würde. Alle Pflanzen mit einem grünen Stengel sind nur jährige, und die einmalige Entwickelung die Grenze ihres Triebes. Die jungen Stengel sind meist weifs oder röthlich. Diejenigen Gräser oder Rohrarten, die aus Knoten sich verlängern, umwickeln den Knoten und den untersten Theil des Stengels mit schützenden Blättern; der Stengel wird hier weifs erhalten, der Oxydations- und Entwickelungsprocefs fortgesetzt. Die Saamenlappen sind weifs, die Saamenblätter hingegen grün. Die Desoxydationsspannung in diesen ruft ihren Gegensatz in der keimenden Wurzel hervor, und ist mit ihm eins. Reifst man die Saamenblätter ab, so erstirbt die Wurzel. Es ist die erste Regung jenes organischen Gegensatzes von dem Mittelpunct des Wurzelstocks aus. Reifst man, nachdem das Blattfederchen etwa die Gröfse einer Linie erhalten hat, die Saamenblätter ab, so ist, wie *Bonnets* und *Senebiers* Versuche beweisen, die Energie der Entwickelung zwar nicht unterdrückt, aber gehemmt. Sie bleibt eine Zwergpflanze, ihre Gröfse verhält sich zu derjenigen einer völlig gesunden Pflanze, wie 2 : 7. Später sterben sie selbst. Auf die nemliche Weise unterhalten die Blätter den Oxydationsprocefs der Ent-

wickelung, und diese ist mit ihm eins. Ja, die Erscheinung, die uns die Saamenblätter zeigten, wiederholt sich während des Wachsthums der jährigen Pflanzen. Nach *Morelot* sind die Wurzelblätter fast immer verschieden von den eigentlichen Blättern der Pflanzen, die zweiten Blätter nähern sich diesen mehr. Schmiegen sie sich an den Stengel, so kann man von ihrem Gedeihen versichert seyn. Sind die dritten Blätter hervorgekommen, und stark genug geworden, sich selbst zu ernähren, so können sie die Wurzelblätter entbehren. Diese, die wenig von den eigenthümlichen Säften der Pflanze enthalten, und nur einen grasartigen Geruch haben, welken, sobald die Pflanze zu gedeihen anfängt, und fallen ab. So steigert sich der Gegensatz der Oxydation und Desoxydation bis zur höchsten Contraction in den Saamen. Dann oxydiren sich auch die eigenthümlichen Blätter, verwelken und fallen ab, wie früher die Saamen- und später die Wurzelblätter. Nicht zu enge und abgesondert darf man diese Betrachtung auffassen. Oxydation und Desoxydation, Entwickelung und Gegensatz der Spannung ist allenthalben als eins, nur in den Blättern und grünen Theilen der Pflanze die Grenze der Entwickelung hervortretend. Dieses ist als Thatsache klar.

Aus dem Bisherigen folgt, dafs das Leben der Pflanzen am Tage mehr ein allgemeines ist, eins mit der belebenden und bildenden Spannung der Atmosphäre, die höchste, innere, vegetabilische Entwickelung findet aber in der Nacht Statt. Die ganze Pflan-

ge ist dann in einer gemeinschaftlichen Oxydationsspannung begriffen, die Desoxydation ist durchaus universell und in die Atmosphäre übergetreten. Daher wechseln die Blätter selbst während des Wachsthums der Pflanzen, und alle grüne Theile überhaupt sterben ab. Die universelle Spannung des Sommers ist mit dem Leben dieser Theile organisch verbunden. Nur die sich innerlich entwickelnden Organe vermögen den Jahreswechsel zu überleben.

Wir gehen weiter. Nicht blofs mit der Luft, auch mit dem Wasser, mit der Erde steht die Pflanze in einer innigen organischen Verbindung. Nur dann, wenn diese scheinbare äufsere Trennung verschiedenartiger Elemente sich in unserer Darstellung, wie in der Vegetation, aufhebt, und das eine Leben ausdrückt, dürfen wir hoffen, uns der Wahrheit genähert zu haben. Alles, was nicht die wundersame Durchdringung des Verschiedenen auszudrücken vermag, ist nothwendig falsch.

Was die Naturforscher über das Verhältnifs der Pflanze zum Wasser gesagt haben, ist höchst dunkel und verworren. Man glaubte vormals an eine Zerlegung des Wassers durch die Pflanze. Der Wasserstoff ward, wie man sich vorstellte, von der Pflanze aufgenommen, daher jenes Uebergewicht des wasserstoffartigen Kohlenstoffs in den Pflanzen. Den Sauerstoff sah man durch die Blätter vorzüglich entweichen. Man glaubte, dafs die Luft durch diesen Procefs der Vegetation immer von neuem mit Sauerstoff versorgt ward, um den Abgang dessen, was zur Oxydation

der Thiere und so vieler anderer Substanzen verwandt wird, zu ersetzen. Die genauere Wiederholung der Versuche von *Priestley* und *Ingenhoufs* durch *Woodhouse* und *Saussure* haben den Irrthum aufgedeckt. Es ist gewifs, dafs keine sogenannte Wasserzerlegung durch die Pflanze bewürkt wird. Die Sauerstoffentwickelung im Sonnenlicht entsteht durch die Reduction des Kohlenstoffs. Auch wird die Atmosphäre dadurch nicht mit neuem Sauerstoff versorgt. Die Oxydation während der Nacht ist der Desoxydation am Tage durchaus proportional. *Saussure* glaubt jetzt, dafs das Wasser in einem verdichteten Zustande in der Pflanze befindlich ist. Eine Vorstellung, mit der man kaum im Stande seyn wird, irgend einen deutlichen Begriff zu verbinden.

Die vegetative Assimilation des Wassers hängt mit dem Leben des Wassers überhaupt aufs genaueste zusammen, und ist nur aus ihm zu begreifen. Besonders sind uns die Eigenschaften hygroskopischer Substanzen, die das Wasser aus der Atmosphäre auf eine so merkwürdige Weise hervorrufen, und wieder verschwinden lassen, höchst belehrend, indem die hygroskopische Function einiger Substanzen, wie die der Haare, mehrerer Pflanzenstengel u. s. w. als die Aeufserung einer noch nicht erstorbenen Vegetation anzusehen sind, dieselbe Function anderer Körper aber sich verhalten möchte zu der Wasserassimilation der Pflanzen, wie die Reduction mehrerer Metalloxyde im Licht zur Desoxydation der Blätter. Zwar meynt *Link*, dafs man auf die hygroskopische Eigenschaft

der Pflanzen nicht sehr zu achten habe, „indem man „bedenken muſs, daſs nur trockne Substanzen die „Dämpfe hygroskopisch aufnehmen, nicht feuchte, „oder gar von innern Säften durchaus befeuchtete, wie „die Zellen der Blätter." *Link* wird aber selbst bedenken müssen, daſs eine jede hygroskopische Substanz ein Maximum der Feuchtigkeit anzeigt, also auch feucht Wasser aufnehmen muſs, daſs die hygroskopische zerflieſsende Salze nicht bloſs feucht, sondern oft, wie der salzsaure Kalk, völlig aufgelöst und flüſsig werden, daſs man endlich ursprünglich flüſsige Substanzen, wie die Schwefelsäure, zu den würksamsten hygroskopischen rechnen muſs.

Auf diesen Einwurf wenig achtend, wollen wir daher suchen, uns eine so klare Vorstellung von der Art und Weise, wie das Wasser in der Atmosphäre verschwindet und wieder erscheint, zu verschaffen, wie die gegenwärtige Physik sie, gehörig benutzt, zu geben vermag, zum Voraus überzeugt, daſs eine solche Untersuchung auch zum Behuf unseres vorliegenden Zweckes von vielfältigem Nutzen seyn wird.

Ueber die Natur der Wasserzerlegung mich weitläufig zu äufsern, ist um so überflüſsiger, da die Untersuchungen hierüber ein Hauptgegenstand der gegenwärtigen Physik geworden sind. Es ist durch *Ritter* bewiesen, daſs die Wasserzersetzung einer polarischen Spannung gleichzusetzen ist, daſs das Wasser nur im vollkommen neutralen Zustande ohne Spannung ist. Aber dieser Zustand ist in der That selten oder niemals vorhanden. Besonders seit *Pacchiani's*

Versuchen ist es hinlänglich bekannt, wie äufserst selten vollkommen reines Wasser ist, und eine jede aufgelöste Substanz vermag das Wasser in eine oder die andere Spannung zu versetzen, doch nicht diese allein, eine jede Temperaturveränderung ist hierzu hinreichend, so dafs das Wasser, selbst in dem Falle, dafs es vollkommen rein wäre, doch nur bei einer Temperatur von 42° Fahrenh. als vollkommen neutral anzusehen ist.

Schon *Arnim*, später *Winterl* und *Kastner*, endlich *Ritter* haben deutlich bewiesen, dafs das frierende Wasser von dem flüfsigen, noch mehr von dem kochenden, in Rücksicht der Spannung, verschieden ist. *Arnim*, *Winterl* und *Kastner* behaupten, dafs das frierende Wasser oxydirtes, das kochende desoxydirtes sey. *Ritter* hingegen sucht zu beweisen, dafs es sich umgekehrt verhalte. Es ist nicht zu läugnen, dafs seine Versuche vorzüglich entscheidend sind; die übrigen, einige Thatsachen, die *Winterl* anführt, ausgenommen, sind nicht von grofser Bedeutung. *Ritters* Versuche beweisen aber in der That gerade das Entgegengesetzte von dem, was sie seiner Meinung nach beweisen sollen. Eine kurze Untersuchung wird dieses darthun.

Der Beweis, den *Ritter* führt, beruht vorzüglich auf der *oxydirenden* Eigenschaft des frierenden Wassers. Salzsäure, mit Wasser vermischt, ward durch das Frieren abgesondert, und in übersaure Salzsäure verwandelt, durch Licht etwas geschwärztes Hornsilber erhielt seine weisse Farbe wieder, das weisse

blausaure Eisen ward dunkler blau gefärbt, als durch bloſses Wasser. Er schloſs daraus, daſs sich Sauerstoff aus dem Wasser abgesondert hatte, das Wasser also ein desoxydirtes seyn müſste. Er beruft sich zugleich auf die durch das Frieren sich absondernden Luftblasen, die schon früher bekannt waern, und die, den vorhergehenden Versuchen zufolge, Sauerstoffgas seyn müſsten; ferner, auf den bekannten Oxygengehalt des Schneewassers, des Regens, des Nebels.

Wir geben alle diese Erfahrungen zu, bitten aber folgendes zu erwägen: Es ist nach *Daltons* berühmtem Versuche allgemein bekannt, daſs das Wasser vom Maximo der Dichtigkeit (bei 42° Fahr.), sowohl unter als über diesen Punct durch Kälte oder Wärme gebracht, bei demselben Grad die nemliche Ausdehnung erhält, wenn man, indem man die Luft ausschlieſst, das Gefrieren verhindert. Aber auch das Eis dehnt sich bedeutend aus, und wird specifisch leichter. Wahrscheinlich beschleunigt die Luft die Oxydation des Wassers, und befördert auf diese Weise das Frieren. Leicht oxydirbare Körper, die, *während des Frierens*, mit Wasser in Verbindung sind, vermögen das Frieren auf eine kaum bemerkbare Weise zu retardiren, indem von ihnen das Wasser momentan reducirt wird. Eine Reduction, die, durch die Gewalt der fortdaurenden Temperatur aufgehoben, von keinem deutlichem Erfolg seyn kann. Hieraus begreift man die oxydirende Eigenschaft des Wassers. Sobald ein gewiſser Grad der Oxydation (durch Kälte) oder Desoxydation (durch Wärme) erreicht ist, so nimmt

das Wasser eine Gasform an, welches sowohl für das frierende als kochende Wasser gilt. Diese Spannung, durch einen bloſsen Zwang der Temperatur hervorgerufen, wird auch durch eine jede Veränderung wieder vernichtet, und die Physiker haben sich darüber beklagt, daſs sie nicht im Stande waren, die im Eise eingeschloſsenen Luftblasen aufzufangen, weil sie beim Schmelzen des Eises immer wieder aufgenommen wurden, und verschwanden. Aber diese Gasform wird durch eine allmählige Ausdehnung vorbereitet, auch geht das Wasser, durch die Temperatur einseitig gespannt, ganz in eine oder die andere Spannung über, denn es ist gewiſs, daſs das Eis durch einen anhaltenden Frost nach und nach verzehrt wird. Wenn das verdunstende Wasser auf Kosten des zurückgebliebenen sich oxydirte, in einer hohen oder desoxydirten, in einer niedrigen Temperatur, so würden ja die letzten Wassertheile niemals eine Gasform annehmen können, welches aller Erfahrung widerspricht.

Winterl hat mehrere Erfahrungen angeführt, die für die Desoxydation der Wasserdämpfe sprechen, so wie diese auch durch die negative Electricität (die Oxydationsspannung der Luft), die *Volta* betrachtet hat, bewiesen wird.

Ein anderer Beweis, den *Ritter* führt, ist ebenfalls entkräftet. Er berief sich nemlich auf das schnellere Frieren des Wassers auf der negativen Seite der Säule. Seit den genauen Untersuchungen von *Hassenfratz* und *Parrot* scheint *Ritter* selbst die basische Eigenschaft des Wassers an der basischen, die saure an

der sauren Seite der Säule aufgegeben zu haben. In der That wäre es auch höchst sonderbar, wenn bei der allmählig fortschreitenden und einseitigen Spannung des Wassers durch die Temperatur das oxydirte Gas einer Desoxydation des Wassers gleichgesetzt werden, in der Voltaischen Säule aber die durch eine gewaltsame Spannung erzwungene Entweichung des Wasserstoffs nicht mit einer Oxydation des Wassers verbunden seyn sollte. Jetzt ist es wohl ausgemacht, dafs das Wasser der negativen Seite der Säule oxydirt, das der positiven desoxydirt wird durch eine opposite Spannung. Dafs hier die neutralisirende Tendenz des Wassers allmählig überwunden, und das Wasser ganz differenzirt werden kann, beweist nichts dagegen, denn die Quelle dieser Spannung ist bekannt. Die *Hittersche* Erfahrung also, dafs das Wasser an der negativen Seite früher fror, spricht für die Oxydationsspannung des frierenden Wassers. Eine Ansicht, die mit der Wärme-Erregung auf der positiven, und Kälte-Erregung auf der negativen Seite der Säule sehr gut übereinstimmt.

Hieraus folgt nun, dafs eine jede Verdünstung des Wassers mit einer Oxydations- oder Desoxydationsspannung verbunden ist, ferner, dafs eine jede Spannung, bis auf einen gewifsen Grad gesteigert, dem Wasser eine Gasform mittheilt. Thatsachen, die für die Meteorologie von der gröfsten Wichtigkeit sind. Und wahrlich, nichts ist verworrener und zugleich unzulänglicher, das wundersame Leben der Atmosphäre zu begreifen, als was die gegenwärtige

Physik über das Verschwinden des Wassers in der Luft und über das Erscheinen desselben an hygroskopischen Substanzen zu äufsern wagte. Nur das Aeufsere und Todte des Phänomens vermochten sie zu fassen. Man nahm ohne Bedenken an, dafs das Wasser als solches in der Luft aufgelöst wäre, und sich bei veränderter Temperatur an die Körper anhienge. Man übersah die deutlichsten Merkmale einer eigenthümlichen Thätigkeit der hygroskopischen Körper, und selbst diejenigen Naturforscher, die eine Gasform des Wassers annahmen, welches, ohne auf das Hygrometer zu würken, Regen hervorbrachte, wie *de Luc*, glaubten doch an eine sogenannte feuchte Luft.

Die reine Thatsache ist, dafs das Wasser verschwindet, und an bestimmten Körpern wieder erscheint. Wasser, als Bestandtheil der Atmosphäre, hat noch kein Naturforscher nachgewiesen. Es ist durch die oben angeführten Thatsachen gewifs geworden, dafs ein jedes Verdünsten des Wassers durch Kälte oder Wärme mit einer wahren Spannung verbunden ist. Das Verdünsten des Wassers durch Wärme vermehrt die Desoxydation der Atmosphäre, und erregt eben dadurch die lebendige Oxydationsspannung desselben. Daher die negative Electricität, die sich beim Verdünsten zeigt. Jene Spannung kann erregt werden durch eine bloſse Erhöhung der Temperatur. In diesem Falle wird sie mit einer Veränderung der Temperatur aufhören. Eine jede Erschlaffung (Entgeistigung) der Spannungen ist aber mit einer Wasserproduction eins. Es ist das sogenannte hygroskopische

pische Wasser der Atmosphäre, was *Parrot* den physischen Dunst nennt.

Aber selbst hier zeigen die hygroskopischen Substanzen merkwürdige Eigenschaften. Jene allgemein bekannten Versuche, die *du Fay* und *Muschenbröck* über den Thau anstellten, hatten schon längst die Naturforscher auf die electrischen Verhältnisse der Wasser-Erscheinung in der Atmosphäre aufmerksam gemacht. Doch wurden sie von mehrern geläugnet, und *Lampadius* und *Prevost* nahmen ihre Zuflucht zu erdichteten Wahlanziehungen. *Prevost's* neuere Versuche zeigen aufs deutlichste, dafs auch der hygroskopische Körper eine Spannung zeigt. Es sey durch die vermehrte Desoxydation des hygroskopischen Wasserdampfs die Oxydationsspannung der Luft vermehrt, so wird die positive Electricität des Glases bei veränderter Temperatur eine wahre Neutralisation oder Wasser erzeugen. Das Wasser ist in der That erzeugt, denn die lebendige Luft tritt niemals aus der Einheit ihres Wesens heraus. *Prevost* hat gezeigt, dafs die Wasserbelegung der Fensterscheibe nicht blofs auf der wärmeren, auch auf der kälteren Seite Statt findet, welches aus dem Vorhergehenden von selbst verstanden wird. Wenn man einen Theil der Fensterscheibe nach innen, einen Theil derselben nach aufsen mit Metallblättern armirt, so äufsert sich die Spannung auf eine merkwürdige Weise. Derjenige Theil des Glases nemlich, welcher seine Armatur nach innen (nach der durch die Erwärmung der Stube stärker und abgesondert gespannten Luft) wendet, ist der am mei-

sten gespannte, also auch am thätigsten neutralisirende, und die Fensterscheibe wird sowohl durch eine Erschlaffung der äufsern Luft auf der der innern Belegung correspondirenden Glasfläche, als durch eine Neutralisation der innern Luft auf die Armatur selbst vorzugsweise benetzt.

Niemals wird man im Stande seyn, die bewundrungswürdige Eigenthümlichkeit hygroskopischer Substanzen zu fassen, so lange man sie nur eine passive Rolle des Einsaugens spielen läfst. Unsere Ansicht hingegen verspricht uns herrliche Aufschlüfse über die Art und Weise, wie die zerfliefsenden Salze hygroskopisch würken, und verbindet dieses Zerfliessen unmittelbar mit der Auflösung im Wasser, denn es ist ausgemacht, dafs ein jeder auflösbarer Körper eine Spannung im Wasser hervorruft, und wieder vernichtet, wie *Möller* bewiesen hat. Alle hygroskopische Körper, ja ein jeder Körper, der sich in der Luft verändert, äufsert eine Würkung in die Ferne, welches *Dalton* von dem, den Sauerstoff der Atmosphäre verschluckenden, Schwefelkali richtig bemerkt. Aber diese läfst sich nur aus einem lebendigen Verhältnifs begreifen. Wenn aber die hygroskopischen Substanzen nur auf eine mechanische Weise das Wasser an sich ziehen, wie will man jenen merkwürdigen Gegensatz der Salze begreifen, indem einige effloresciren (nach unserer Ansicht die Spannung der Luft hervorrufen), andere zerfliefsen (dieselbe Spannung vernichten)?

Die hygroskopische Eigenschaft der Haare des

Fischbeins, mehrerer Pflanzentheile ist eine wahrhaft organische Spannung, eine lebendige Contractilität, wie aus dem Folgenden klar werden wird.

Jene Spannungen und ihre Verhältnisse, welche nur durch abgesonderte Temperaturveränderung hervorgerufen werden, *würken nicht auf das Barometer.* Dieses ist nur der Fall bei denjenigen Spannungen, die durch den grofsen cosmischen Wechsel des Tages und der Nacht, der Jahreszeiten u. s. w. hervorgerufen, und auch auf eine universelle Weise aufgehoben werden. Wie sehr auch diese mächtige, in dem grossen allgemeinen Leben der Erde gegründete, Wassererzeugung durch eine bestimmte Spannung verhindert wird, zeigen *Parrots* höchst wichtige Versuche. Durch die Verbrennung des Phosphors, durch das Athmen der Insecten, kurz durch Vernichtung der Oxydationsspannung war er im Stande, Wasser in einer Luft zu erzeugen, die durchaus nicht auf das Hygrometer wirkte, ja, in welcher durch die wirksamsten hygroskopischen Substanzen alle untergeordnete Spannungen vernichtet waren. Die Art und Weise, wie einige Körper dahin gebracht werden können, wie das Barometer mehr die universelle, als die abgesonderte Spannung anzuzeigen, beweist der oben angeführte Versuch von *Prevost*, denn wird die Fensterscheibe nach aufsen armirt, so wird die Spannung sowohl auf die äufsere als innere Fläche aufgehoben; dieser Theil der Fläche wird weder durch die äufsere, noch durch die innere Wassererzeugung benetzt. Auf diese Weise wird der Streit zwischen *Saussure* und *de Luc*

vollkommen geschlichtet, wie *Parrot* richtig bemerkt, obgleich auf eine Weise, die er wohl kaum erwartet hätte.

Alle scheinbare Unregelmäfsigkeiten in den Barometerveränderungen rühren blos daher, dafs jene abgesonderten und untergeordneten Spannungen von grossem Umfange seyn können. Daher kann trübes Wetter beim hohen Barometerstande Statt finden, denn dieses trübe Wetter kann eine abgesonderte, in einzelnen Oscillationen sich gründende, Neutralisation einer ebenfalls abgesonderten Spannung seyn, welche durch die mannichfaltigen Verwickelungen des Lebens hervorgerufen, und vernichtet werden. Es leuchtet eben so von selbst ein, dafs die Erschlaffung der Luft Statt finden kann, ohne dafs allenthalben, wo das Barometer sinkt, Wassererzeugung erfolge, ja, obgleich eine untergeordnete Spannung klares Wetter hier oder dort hervorbringt. Aber das grofse, unverrückbare Gesetz mächtiger und mehr universeller Oscillationen erhält sich in allen diesen Abweichungen, ein Gesetz, welches bei aller scheinbaren Willkührlichkeit beharrt, und nur erkannt werden kann, wenn man die unzweifelbare Thatsache erkennt, dafs hoher Barometerstand Oxydations- und Desoxydationsspannung, niedriger aber Neutralisation und Wassererzeugung anzeigt. Eine Thatsache, die, wie ich bei einer andern Gelegenheit beweisen werde, von allen Seiten begründet werden kann und fest steht.

Aber dieses erhellt aus dem Vorhergehenden: alle Dinge der Welt sind in einer zwangvollen Spannung

gegen einander, alle bestimmen sich wechselseitig auf eine wahrhaft lebendige Weise, alle haben eine Seite ihres Daseyns — mit der Absonderung ihrer Erscheinung innigst verbündet — welche sie mit dem allgemeinen Leben der Erde verknüpft, ein Gefühl des Gesammtlebens. In den kleinsten, wie in den gröfsten Oscillationen, in den gröfsten Epochen der Erdgeschichte und in den leisesten Bewegungen zweier Körper gegen einander ist es der nemliche Typus. Das Wasser aber ist das allgemein Oscillirende. Wo die Dinge gegen einander treten, verschwindet es, und unterhält den Streit, wo sie sich versöhnen, erscheint es, und vermittelt die Vereinigung. Indem es die Dinge sondert — durch Oxydation, verknüpft es sie durch universelle Spannung; indem es die Dinge im Allgemeinen aufnimmt (durch Desoxydation), knüpft es sie an das Einzelne, durch sondernde Spannung. Die Einheit aber dieser Spannung und der Neutralisation ist nur organisch durch das Leben der ganzen Erde und durch das Leben des Lebendigen auf ihr dargestellt.

Die Luft ist das Allumfassende, der lebendige Keim alles Lebens, nach innen, wie die Pflanze, homogen und dieselbe, nach aufsen in den verschiedenartigsten Functionen aufblühend. Selbst die Chemiker werden genöthigt das homogene Leben der Luft anzuerkennen, denn keiner ist im Stande, die handgreiflichen Ungereimtheiten der *Dalton'schen* Hypothese auf eine andere Weise zu heben. Da aber *Dalton* evident bewiesen hat, dafs die Gasarten, die gemengt werden,

sich nicht nach ihrer specifischen Schwere absondern, vielmehr immer gleichförmig vertheilt werden, wie will man jene oben angeführte Beobachtung von *De Marti* (mit *Humboldt* und *Berthollet*, den vorzüglichsten Luftprüfern unserer Zeit) begreifen, wenn man nicht annimmt, dafs die Sumpfluft wahrhaft assimilirt wird?

Je gröfser die Spannungen der Körper unter sich sind, desto inniger nehmen sie an allen Veränderungen der Luft Theil, desto universeller ist ihr Gefühl. Daher die Schlaffheit electrischer Körper im feuchten Wetter, daher die hygroskopischen Würkungen der Säule, die *Veau-Launoy* und *Marivaux* bemerkten, deren höchste und schönste Darstellung aber in den frühern und weit mehr vollendeten *Ritterschen* Beobachtungen über die Oscillationen des Galvanismus enthalten ist, — Beobachtungen, die zu den wichtigsten und tiefsten des Zeitalters gerechnet werden müssen. Daher endlich die magnetischen Oscillationen, die auf die tiefste Weise die organische Eigenthümlichkeit eines jeden Orts der Erde anzeigen, und die defshalb, wie ich in der Zukunft beweisen werde, mit den Barometerveränderungen aufs genaueste correspondiren.

In einigen Körpern concentrirt sich die allgemeine Spannung. In dem Maase, als dieses geschieht, sondern sie sich von der allgemeinen Spannung, wenn gleich relativ, ab, und agiren gegen einander mit einer Kraft, die der Darstellung des allgemeinen Bandes in ihnen proportional ist — sie agiren chemisch. — In der Action selber aber sterben sie, sinken in der Ge-

walt des allgemeinen Lebens zurück, und zwar, je nachdem die eine oder die andere Spannung, oder die relative Neutralisation das Uebergewicht behält, auf eine verschiedene Weise.

Im vegetativen Leben ist es anders. Die innere Spannung und die äufsere steigern sich wechselseitig. Je intensiver das Leben der Pflanze ist, desto gröfser das innige Verschmelzen mit dem Leben der ganzen Erde, desto stärker das allgemeine Gefühl. Wie in dem ganzen Leben der Erde alle Gegensätze sich aufheben, so im Leben der Pflanze, und selbst in der erscheinenden Differenz ist doch zugleich eine Aufhebung aller äufseren Differenzen, eine vollkommne Einheit der Spannungen und der Neutralisation.

Wir kehren zur Betrachtung der Vegetation zurück.

Die Nothwendigkeit des Wassers zum Gedeihen der Pflanzen ist allgemein bekannt, ja frühere Naturforscher, wie *van Helmont*, *Boyle*, *Bonnet*, *Duhamel* und *Tillet*, glaubten, das Wasser wäre das einzige Nahrungsmittel der Pflanze. Ein Irrthum, der durch die genauern Untersuchungen gänzlich widerlegt ist.

Schon beim Keimen der Pflanzen ist die Gegenwart des Wassers eine unabläfsliche Bedingung. *Saussure* fand, dafs Saamenkörner, die gekeimt haben, beim Trocknen mehr an Gewicht verlieren, als solche, die nicht gekeimt haben. Ein Beweis, dafs jene wasserhaltiger waren, als diese. Pflanzen, die in reinem Wasser erzogen werden, verschlucken einen beträchtlichen Theil desselben. *Senebier's* Versuche

über die Einsaugung, wenn sie auch keine grofse Genauigkeit zuliefsen, beweisen doch, wie bedeutend diese Einsaugung ist.

Sie geschieht *theils* durch die Wurzel. Dieses beweifst, aufser der Nothwendigkeit der Befeuchtung der Wurzel, auch die Beschaffenheit des nach der Richtung der Triebe aufsteigenden Baumsafts im Frühling, während die Bäume blühten. *Vauquelin* fand, dafs dieser noch nicht völlig assimilirte Saft fast ganz aus Wasser bestand, 1039 Theile Saft enthielten 1027.904 Wasser mit etwas flüchtigem Stoff. Später im Jahre fand er mehr vegetabilische Materie. Doch müssen wir bemerken, dafs die Untersuchung schwieriger, und die Resultate unreiner werden müssen, so wie das Blühen der Bäume aufhört, und die innige Assimilation zunimmt.

Theils geschieht die Einsaugung auch durch die Blätter, und zwar vorzüglich durch die untere Fläche derselben. Dieses hat *Bonnet* auf eine überzeugende Weise dargethan. Die Resorption geschieht aus der Atmosphäre, denn Graf *Sternberg* sah das Hygrometer einen gröfsern Grad der Trockenheit anzeigen, als es mit Pflanzen in einer Glasglocke eingesperrt wurde.

Wie die Einsaugung durch die untere, so geschieht die Ausdünstung des Wassers hauptsächlich durch die obere Fläche der Blätter. Ein zweiter Gegensatz in der Function der Blätter von der höchsten Bedeutung. Die entscheidenden Beobachtungen von *Guettard*, *Duhamel* und *Bonnet* lassen uns nicht daran zweifeln. Obgleich die Versuche, die man über die Menge des

eingesogenen und ausgedünsteten Wassers angestellt hat, ihrer Natur nach nicht sehr zuverläfsig seyn können, so beweisen sie doch sowohl, wie mächtig die Einsaugung als auch wie grofs die Mafse des ausgedünsteten Wassers verhältnifsmäfsig gegen das eingesogene ist, und wie wenig Wasser die Pflanze der Mafse nach behält. Nach *Woodward* zog eine Münze in 77 Tagen 2558 Gr. Wasser ein, und nahm nur um 15 Gran an Gewicht zu, ein anderer Zweig ward 168 Gran schwerer, nachdem er 10731 Gr. Wasser eingesogen hatte. Und man mufs hier noch das Gewicht des assimilirten Kohlenstoffs abrechnen. Die mannichfaltigern und genauern Versuche von *Senebier* geben durchaus ein ähnliches Resultat.

Es frägt sich, auf welche Weise assimilirt die Pflanze das Wasser?

Man hat seit langer Zeit schon die Vegetation als einen organisch hervortretenden Desoxydationsproceſs angesehen. Eine Ansicht, die in der That auch von allen Seiten begründet ist. Die Aehnlichkeit der Form, mit derjenigen der positiven Electricität, wie *Oersted* vorzüglich gezeigt hat, der Gegensatz gegen den organisch hervortretenden Oxydationsproceſs der Animalisation — ein Gegensatz, der selbst im animalischen Proceſs wiederholt wird — die Verbrennlichkeit aller vegetabilischen Producte, endlich die Stärke der vegetativen Desoxydationsspannung und die Eigenthümlichkeit derselben, indem wir, so weit die gegenwärtige Kenntnifs der Naturwissenschaft reicht, behaupten dürfen, dafs durch die Vegetation *allein*

eine Desoxydation des Kohlenstoffs Statt findet, und möglich wird; alle diese merkwürdigen Umstände lassen uns an der Richtigkeit der angenommenen Ansicht keineswegs zweifeln.

Aber auf welche Weise? Eine Zerlegung des Wassers findet nicht Statt. *Saussure's* und *Woodhouse's* genaue Untersuchungen widersprechen dieser Vermuthung geradezu. Aus der Atmosphäre kann die Desoxydation nicht hergeleitet werden, denn in der Spannung der Vegetation gegen die Atmosphäre zeigt sich vielmehr ein Uebergewicht der Oxydation, indem alle nicht grünen Theile der Pflanze beständig oxydirt werden, die Desoxydationsspannung der Blätter am Tage aber der entgegengesetzten Spannung in der Nacht proportional ist.

Dieses zwingt uns, eine durch die Vegetation hervorgerufene Desoxydationsspannung des ganzen Wassers anzunehmen. Eine Annahme, die nach dem, was die gegenwärtige Physik über die Spannung des Wassers lehrt, keine weitläufige Rechtfertigung bedarf. Um aber die Art der Assimilation des Wassers zu fassen, müssen wir folgendes erwägen: Keine Function der Pflanze ist getrennt. Die Desoxydation, die in den Blättern hervortritt, ist eine Spannung der ganzen Pflanze. Die Wurzel, obgleich sie, in der Erde verborgen, sich oxydirt, nimmt an der allgemeinen Desoxydation Theil, indem sie das Wasser durch die äufsersten Spizen einsaugt, desoxydirt sie es zugleich. Diese Function der Wurzel ist eins mit der Reduction des Kohlenstoffs und also auch mit der uni-

versellen Oxydationsspannung des Tages, wenn gleich beide Spannungen in denen höher entwickelten Theilen der Pflanze gesteigert werden. Durch die Oxydation der Wurzel wird aber die entgegengesetzte Spannung des Wassers gehemmt. Daher enthalten die aufsteigenden Säfte der blühenden Bäume noch immer viel Wasser, wie *Vauquelins* Versuche darthun. Doch dürfen wir hierbei nicht übersehen, dafs die Art chemischer Analyse eine anfangende Desoxydation nothwendig verbergen mufs. Die sogenannten flüfsigen Stoffe und die vegetative Materie, die er in dem Baumsaft fand, beweisen in der That einen Anfang der desoxydirenden Assimilation. So wie mit der Entwickelung der Blätter die Reduction des Kohlenstoffs und damit auch die Desoxydation des Wassers zunimmt, sehen wir daher auch die vegetative Materie in dem Baumstoff zunehmen, und, was dasselbe ist, die Energie der Assimilation steigen. Mit Recht kann man behaupten, dafs die Blätter die Wurzel, die Wurzel umgekehrt die Blätter ernähren.

Wie diese Functionen sich wechselseitig steigern, und welche Rolle dabei das Wasser spielt, zeigen uns vorzüglich die Blätter. Die untere Fläche saugt das Wasser ein, die obere dünstet aus. Nun ist es zwar gewifs, dafs die Blätter im Ganzen Organe hervortretender Desoxydation sind, aber in dieser Relativität tritt selbst der Gegensatz wieder hervor, und zwar so, dafs die obere Fläche mehr die Desoxydation, die untere aber mehr die Oxydation darstellt. Dieses beweist die Neigung dieser Fläche, sich vom Licht weg-

zuwenden, und die blassere Farbe, die sogar bei vielen in eine bräunliche oder röthliche übergeht. Die Resorption und die Ausdünstung steigern sich also wechselseitig nach einem innern organischen Gesetz, *erstens* in der ganzen Pflanze, wo die hervortretende Oxydation und Resorption in der Wurzel, die hervortretende Desoxydation und Ausdünstung in den Blättern Statt findet, dann *zweitens* wiederholt sich der nemliche Gegensatz auf die nemliche Weise in den Blättern, wenn gleich unter der Gewalt der herrschenden Desoxydation, auf die angeführte Weise. Nun ist zwar die Oxydation der untern Fläche der Blätter mehr als ein Zurückgedrängtes der entgegengesetzten Spannung anzusehen. Aber wir können auch die Energie der Spannungen in der Wurzel nicht so hoch schätzen. Sie stellt vielmehr im Ganzen die gröfste Indifferenz der Pflanze dar, und die Oxydation wird stärker im Stamme und in den Blumen, so wie die Desoxydation in den Blättern. Die Wurzel zieht die Feuchtigkeit aus der Erde an sich auf die nemliche Weise, wie die hygroskopischen Substanzen, d. h. durch die Oxydationsspannung der Wurzel wird das desoxydirte Wasser neutralisirt, und diese Function ist mit der Resorption eins, und erhöht zugleich die innere assimilirende Desoxydation. Daher das bessere Gedeihen der Pflanzen in der Erde, wo, wie ich beweisen werde, theils durch die Düngungsmittel, theils durch den fruchtbaren Gegensatz der Erde eine wahre Spannung erregt wird. Die Aufhebung dieser Spannung erregt das Leben der Wurzel, und steigert

die Vegetation. Deſshalb wachsen zwar die Pflanzen im bloſsen Wasser, aber ohne reifen Saamen zu erhalten. Daſs auch die untere Fläche der Blätter, als hygroskopische Substanzen, das gespannte Wasser neutralisirend aus der Atmosphäre absorbire, erhellt aus dem Vorhergehenden von selbst.

Die Ausdünstung fällt auch auf eine universelle Weise mit der sogenannten Zerlegung des kohlensauren Gases zusammen. Denn die Oxydationsspannung der Atmosphäre fordert selbst eine steigende Desoxydation, die durch das ausgedünstete Wasser hervorgerufen wird, und die Spannung erhöht. Daſs es sich wirklich so verhält, beweisen die Beobachtungen von *Millar*, *Guttard* und *Senebier*, durch welche dargethan wird, daſs nicht blos die Wärme, sondern auch das Licht die Ausdünstung befördert. Da nun diese Function, obgleich eine äuſsere, als eine wahrhaft vegetative, in dem Leben der Pflanze selbst gegründete, angesehen werden kann, so erhellt hieraus die Nothwendigkeit der scheinbar überflüſsigen Resorption des Wassers, von welchem der bei weitem geringste Theil wirklich assimilirt, das meiste aber wahrscheinlich mit einer geringeren Desoxydation zur Steigerung jener äuſsern Function angewandt wird. Hierauf gründet sich ohne allen Zweifel das von *Rückert* bemerkte bessere Gedeihen derjenigen Pflanzen, die mit kohlensaurem Gase begossen werden, indem die Kohlensäure die Function des Wassers erhöht.

Wie sehr aber die Function des Tages die Resorption verstärkt, beweisen auch *Hedwigs* Vasa lympha-

tica cuticulæ, *Decandolle's* Rindenporen, die, wie *Link* sehr richtig bemerkt, zur Einsaugung des Wassers dienen, denn diese Spaltöffnungen kommen

erstens hauptsächlich auf der untern Fläche der Blätter vor,

zweitens weniger bei solchen Blättern, die ein starkes Parenchyma haben, in gröfserer Menge bei solchen, die dürrer und runzlicher sind, so dafs diese durch die Entblöfsung der innern Zellenwände den Dämpfen eine gröfsere Fläche darbieten, wodurch die hygroskopische Würkung verstärkt wird,

drittens findet man sie bei keinen solchen Blättern, die, wie diejenigen einiger Wasserpflanzen, mit ihrer untern Fläche auf dem Wasser schwimmen, und endlich

viertens fand *Decandolle* auf den Saamenblättern des Senfs, die im Freyen aufwuchsen, 250 Poren; auf eben solchen, die in einem mit Lampen erhellten Keller wuchsen, nur 150, wenn sie im Dunkeln aufwuchsen, gar keine. Woraus das Verhältnifs jener Resorptions-Organe zur Lichtfunction der Blätter aufs klarste erhellt. Auch suchte sie *Link* vergebens auf den Pflanzen, die keine grüne Blätter haben, und im Schatten parasitisch wachsen, wie Ophrys Nidus Acris, Monotropa Hypopithys, so wie ich sie auch an Lathræa squamaria niemals gefunden habe.

Einige Wasserpflanzen haben, wie Nymphæa, Potamogeton u. m., breite Blätter, die auf dem Wasser schwimmen. Durch die obere Fläche wird die Spannung der Desoxydation, durch die untere die Ein-

saugung unterhalten. Diejenigen Pflanzen, die Blätter unter der Oberfläche des Wassers haben, unterhalten die Desoxydation durch die Kohlensäure der sumpfigen Gewäſser. Die Functionen können aber nie mit der gewöhnlichen Energie hervortreten, und daher finden wir bei ihnen merkwürdige Spuren einer gehemmten Entwickelung. Das Parenchyma vermag sich nicht auszubilden, es zieht sich allenthalben nach der Richtung der Ribben zusammen, die Blätter sind äuſserst fein, schmal zusammengesetzt und von bläſserer Farbe. Eine allgemein bekannte Erscheinung, die man am Ranunculus aquatilis, Sisymbrium amphibium und vielen andern Pflanzen wahrnehmen kann. Am lehrreichsten ist aber die Beobachtung von *Dorthes*. Er bemerkte nemlich, daſs Sium latifolium, welches in der Luft eyförmige, gefiederte Blätter hat, unter dem Wasser aber sehr feine, lange, haarförmige und äuſserst zusammengesetzte, wenn man es in einen zwar feuchten, aber vor Ueberschwemmungen geschützten Boden setzt, Blätter erhält, wie die gewöhnlichen des höhern Stengels, welches auch der Fall ist, wenn man eine schon hervorgewachsene Pflanze, deren Blätter aber noch nicht entwickelt sind, in die freye Luft setzt.

Was wir über den Erdboden der Pflanzen sagen können, ist zwar nur wenig, doch hinreichend, um darzuthun, daſs auch hier eine lebendige Spannung erregt wird, und das Leben der Pflanze erweckt und unterhält. *Winterl* und nun auch *Oersted* haben bewiesen, daſs die Kieselreihe der Erden sich zu der

Kalkreihe verhält, wie Säure zur Base. Alle fruchtbare Mischung der Erden beruht aber auf diesem Gegensatz. Daher die Bemergelung des sandigen und thonigten Bodens, daher der Nutzen von thonigter Beimischung eines kalkigten Bodens. Wo aber ein durchaus sandiger und lockerer Boden ist, überwindet man ihn am besten durch eine Mischung von Torf und Kalk, als das kräftigste Düngungsmittel. Durch alle diese Mischungen wird eine Spannung des Wassers hervorgerufen. Vermöchten die Erden eine wahrhaft chemische Verbindung einzugehen, stünden sie nicht auf der niedersten Stufe der Begeistigung, so würden sie sich bald neutralisiren, und nicht im Stande seyn, das Leben der Pflanze zu erregen. Indessen vermag doch eine anhaltende Vegetation derselben Art sie abzustumpfen, und nur ein Wechsel der Vegetation, durch welchen die Spannungsverhältnisse verändert und dadurch erregt werden — worauf die Wechselwirthschaft beruht — oder vegetabilischer und animalischer Dünger, der durch die Gährung der Verwesung die Spannung wieder herstellt, oder endlich Ruhe, durch welche die universellen Bedingungen die Abstumpfung aufheben, vermag den Boden wieder fruchtbar zu machen. Die Würkungen des faulenden Düngers lassen sich auf die nemliche Weise begreifen, auch dafs diese mit dem Grade der Fäulnifs steigt, wie *Hassenfratz* gezeigt hat. Ein anderer Versuch des nemlichen Chemikers ist sehr merkwürdig, wenn sich auch einiges gegen die Art, wie er das Experiment anstellte, einwenden liefse. Er fand nemlich, dafs Pflanzen,

zen, die er im bloſsen Wasser erzog, wenn dieses auch Kohlensäure enthielt, nicht mehr Kohlenstoff lieferten, als der Saamen, aus welchem sie hervorwuchsen. Ein offenbarer Beweis, daſs der Mangel an Spannung des Wassers, durch welche das Leben der Wurzel erregt wird, auch den Desoxydationsproceſs der Blätter zu hemmen vermag. Freilich ist hierdurch die lebendige Aufnahme des Kohlenstoffs, während des Wachsens, unter diesen Umständen nicht ganz geläugnet, wie *Hassenfratz* meynt, sondern vielmehr bewiesen. Denn das Keimen ist ja schon mit einem Verlust an Kohlenstoff verknüpft.

Ich darf mich auf die groſse und überraschende Uebereinstimmung aller Thatsachen, auf die Einfachheit der Ansicht um so eher berufen, da es bekannt ist, wie wenig man über die Vegetation zu sagen wagte, und wie getrennt die Erfahrungen lagen, ohne sich gegenseitig zu unterstützen und aufzuklären.

Ein kurzes Bild des täglichen und jährlichen Lebens der Pflanze, in welchem das Wesentlichste des Vorhergehenden wiederhohlt wird, soll uns zu den nachfolgenden höhern Betrachtungen vorbereiten.

Mit der aufsteigenden Sonne fängt das äufsere Leben der Pflanze an. Die Einsaugung des Wassers durch die Wurzel und durch die untere Fläche der Blätter, die innere Desoxydationsspannung des Wassers durch die Assimilation, die Gewalt, mit welcher die Blätter den Kohlenstoff sich aneignen, die Oxydationsspannung aller übrigen Theile der Pflanze durch das Leben der Blätter erregt, endlich die lebendige, bilden-

de Oxydationsspannung der Luft und die erwachende Ausdünstung sind nicht getrennt, nicht in äufserm Verhältnifs, alles ist *eins*, in demselben Moment da, Ausdruck der grofsen, herrlichen Einheit des vegetativen und allgemeinen Lebens.

So erweckt der ankommende Frühling das Leben des Keims, die Wurzel schiefst in die Erde, die Saamenblätter entfalten sich, und der Typus der Bildung ist der nemliche, der sich alle Morgen erneuert.

Der Tag steigert den Procefs, wie der heranwachsende Sommer, alle Functionen erhöhen sich wechselseitig. Der Abend naht. Die Pflanze und die Atmosphäre nähern sich einer entgegengesetzten Spannung. Die den Tag über steigende Einsaugung, Ausdünstung, Desoxydation wird mit der abnehmenden Oxydation der Atmosphäre abgestumpft, und die Neutralisation offenbart sich durch die Erscheinung des *Thaues*.

Man lasse sich nicht dadurch täuschen, dafs der Thau auch eine allgemeine Erscheinung ist, dafs auch das Meer, auch Oerter des festen Landes ohne Vegetation thauen. Alle äufsere Functionen der Vegetation sind zugleich allgemeine. Sahen wir nicht, diejenigen Körper, in welchen das Princip der Schwere vorherrschte, die Desoxydation der Blätter im Sonnenlicht nachahmen? Und es ist unzweifelbar, dafs das Sonnenlicht alle allmählige Oxydation, wenn auch nicht zu verhindern, doch zu retardiren vermag. Wissen wir nicht, dafs nicht die Pflanzen allein, sondern auch die ganze Dammerde Sauerstoff verschluckt, und

kohlensaures Gas bildet? Sind nicht Glas, gewisse Steine, Schwefelsäure eben sowohl hygroskopische Substanzen wie die Vegetabilien? Aber die Pflanzen bilden eben den gemeinschaftlichen organischen Mittelpunkt aller dieser universellen Functionen. Dieses gehört zum Wesen der Pflanzen, daher erscheinen sie uns als das Assimilirende der Elemente. Niemals werden wir die Erscheinungen des Thaues vollständig begreifen, wenn wir nicht eine eigenthümliche Function der Pflanzen dabei anerkennen. *De Luc* sah dieses ein, daher behauptete er, dafs die Befeuchtung der Pflanzen nach dem Sonnenuntergang nur den Zustand der Luft, der das Fallen des Thaues hervorbringt, begleitet, aber eine andere Ursache habe, die von der Vegetation abhängen mufs. Wenn die Spannung des Tages nicht rein ist, die Luft selbst in einem erschlafften Zustande, so fällt kein Thau; ja, wenn es nach einem heitern Tage nicht thauet, so erwartet man Regen, die entgegengesetzte Spannung tritt nicht hervor. Wenn die Spannungen in der Atmosphäre zu anhaltend gewesen sind, wenn keine universelle Neutralisation erscheint, der Pflanze neues Wasser darzubieten, dann geht die Neutralisation der vegetativen Function selbst in eine krankhafte Oxydation über, es erscheint ein *Honigthau*, und die braunen und schwarzen sogenannten *Rostflecken* zeigen die Intensität des verbrannten Kohlenstoffs.

Des Nachts ist die Einsaugung verschwunden, die lebendige Gemeinschaft mit der Luft aufgehoben, die ganze Pflanze in einer durchgängigen, sondernden

Oxydationsspannung begriffen, in sich selbst versunken, in stiller, sinniger Entwickelung befangen.

So bewahrt die Pflanze, in bleibender Oxydadation, in den Saamen, in der überlebenden Wurzel und im Stamm den Keim zukünftiger Entwickelung.

Gegen den Morgen regt sich das äufsere Leben von Neuem, die Nacht endigt und der Tag fängt an, wie der Tag endigte und die Nacht anfieng, und durch die Neutralisation des Morgenthaues öfnet sich die Pflanze den Weg zu ihrem universellern Leben.

Wir nähern uns zwar der Einsicht, noch haben wir sie nicht erlangt. Was unterhält jene Spannungen und stellt sie immer wieder her? Wo ist die ewige, unversiegbare Quelle des vegetativen Lebens?

Wir ziehen die Betrachtung innerhalb engere Grenzen zusammen, versuchend ob es uns gelingen möge, uns der verborgenen Quelle zu nähern.

Der Desoxydationsproceſs ist uns im Vorhergehenden deutlich geworden. Es ist der Kohlenstoff, der diesem Proceſs vorsteht, und je mehr die Pflanze ihre grünen Theile entfaltet, desto mehr nimmt er an Energie zu. In den Blättern erreicht er sein Höchstes. Der Oxydationsprozeſs der Entwickelung ist uns nicht so deutlich. Noch kennen wir den Stoff nicht, der ihm zur Basis dient. Daſs auch hier der Kohlenstoff die Hauptrolle spielen sollte, ist keinesweges wahrscheinlich. Theils finden wir ihn während des ganzen vegetativen Lebens desoxydirt, theils sehen wir ihn, sobald er oxydirt wird, als kohlensaures Gas entweichen.

Eine sorgfältige Untersuchung mag uns auf die Spur helfen. Beim Keimen der Pflanzen entwickelt sich kohlensaures Gas, indem sich der Saamen oxydirt. Wir wissen, dafs die Entweichung des Gases eine Folge des Maximums der Oxydation ist. Man hat geschlossen, dafs dadurch der Stoff des Saamens eine zuckerartige Beschaffenheit annahm. Auf eine andere nothwendig zugleich stattfindende Veränderung ist man zu wenig aufmerksam gewesen. Es ist bekannt, dafs ein jeder Saamen eine kleberartige Materie enthält. Am deutlichsten tritt sie hervor bei der mehligten Substanz des Getreides, überhaupt bei den Saamen mehrerer Grasarten. Es scheint, als finde bei den Pflanzen auf einer niedern Stufe im Saamen eine gröfsere äufsere Spannung des Klebers und der Stärke statt. Bei den vollkommneren Pflanzen ist diese Spannung (die organische Verbindung des Gegensatzes) innerlicher, und bei verschiedenen Pflanzen verschiedentlich modificirt.

Der Kleber zeichnet sich aber durch den hervortretenden Stickstoff aus, wie allgemein bekannt ist. Indem also, nachdem das Maximum der Oxydation erreicht ist, ein Theil des Kohlenstoffs als kohlensaures Gas entweicht, der zurückbleibende aber desoxydirt wird, entsteht die lebendige Oxydationsspannung zwischen dem Sauerstoff der Luft und jenem Stickstoff des Klebers, und diese Spannung ist mit dem Procefs der Entwickelung eins. Zwar ist dieser Procefs mehr ein innerer, und daher, für das Experiment mehr verborgen, aber wir haben Spuren genug

von der lebendigen Rolle, die der Stickstoff bei der Vegetation spielt. Die ganze Pflanze ist in atmosphærische Luft eingetaucht. Eine eigene lebéndige Atmosphäre, in der sie lebt. Diese Luft hängt nicht allein, auf eine lebendige Weise, an der Oberfläche der Blätter, sie durchdringt auch die ganze Pflanze, tritt in den Lücken des Zellengewebes, in dem hohlen Raum der Spiralgefäfse, in den aufgeblasenen Balgfrüchten (wie bei Colcitea arborescens) stärker hervor, und keiner kann wohl behaupten, dafs diese Luft, in der die Pflanze getränkt ist, nicht von ihr lebendig assimilirt wird. *Saussure* sagt ausdrücklich, man könne sich der Bemerkung nicht erwehren, dafs das Stickgas oft durch die Entmischung der Pflanze entstehe. Die Pflanze giebt es in bedeutender Menge nur, wenn sie leidet, sey es durch die Länge der Versuche, oder dadurch, dafs sie sich in einem Medio befindet, welches ihr nicht zuträglich ist. *Woodhouse* hat aber bewiesen, dafs aller krankhafte Zustand der Pflanze die Entweichung des kohlensauren Gases befördert, ja dafs bei weitem das meiste Gas durch Krankheit entwickelt wird. Krank ist also die Pflanze, wenn die Oxydation sich vorzugsweise auf den Kohlenstoff wirft, und in diesem Falle entwickelt sich auch das Stickgas in einem reducirten Zustand. Man wundere sich nicht, dafs die Function der Oxydation des Stickgases so wenig deutlich ist. Sie ist durchaus innerlich, schon defshalb für das Experiment wenig bemerkbar, weil sie allmählig und langsam fortschreitet, wie die Entwickelung selbst.

Man erwäge aber folgendes: Alle perennirende Wurzeln und Knollen, die also den Keim der Entwickelung in sich fafsen, enthalten mehr oder weniger Kleber, ja es ist höchst wahrscheinlich, dafs in den zuckerhaltigen Wurzeln, wie diejenigen von Daucus, Beta u. s. w. eine Operation, derjenigen des keimenden Saamens ähnlich, statt findet.'

Jene Wurzeln erhalten den Stickstoff, der die Oxydationsspannung, ebensowohl wie den Kohlenstoff, der die Desoxydationsspannung unterhält, aus der Erde. Das Leben der Vegetation, welches immer den universellen Typus trägt, erregt, wie wir oben gesehen haben, auch das Leben der Erde. Der Stickstoff der Kalkreihe, sowohl als der Kohlenstoff der Kieselreihe wird auf eine lebendige Weise hervorgerufen durch die Vegetation der Pflanzen, und von ihnen assimilirt, wie durch *Saussure's* Versuche hinlänglich bewiesen ist. Denn er fand, dafs das Verhältnifs der Erde, welche man durch Verbrennung des Holzes erhält, der Natur des Bodens entspricht. Diejenigen Pflanzen, welche in granitartigem Boden wuchsen, gaben eine beträchtliche Menge Kieselerde und Metalloxyde, diejenige, welche in Kalkboden wuchsen, wenig von diesen Körpern, aber eine ungleich gröfsere Menge Kalkerde. Doch fehlte die Kalkreihe nicht ganz in jenen, die Kieselreihe nicht ganz in diesen, nur ein Uebergewicht drückte die Gewalt des Bodens aus. *) Das Leben des Bodens und

*) Dafs jene Versuche, so wenig als *Einhofs* neuere, die, durch Beobachtung hinlänglich begründete, und ferner zu

der Erde wird also nicht allein erregt durch die Spannung der Oxydation und Desoxydation, wie wir oben gezeigt haben, sondern auch durch die Wiederauflebung des Kohlenstoffs und Stickstoffs, nur dafs die Assimilation in der Wurzel unter der Gewalt der roh entstehenden Indifferenz statt findet.

Aber auch in dem Stamm entdecken wir den nehmlichen Gegensatz, nur auf eine lebendigere Weise. Der Stamm der perennirenden Bäume und Sträucher enthält in dem Zellengewebe des Marks und in den offenen Spiralgefäfsen eine Menge, wenn gleich mit kohlensaurem Gas sehr verunreinigte, atmosphärische Luft. Die Asche des verbrannten Holzes überzeugt uns durch den Gehalt von Kali und Kalk, dafs auch hier der Stickstoff assimilirt worden ist. Der Proceſs ist der nehmliche. Der Kohlenstoff wird desoxydirt, der Stickstoff oxydirt, und dieser Gegensatz, hier energischer gespannt, unterhält das Leben des Stammes, selbst nachdem die lebendigen äufsern Functionen des Sommers aufgehört haben. Der Oxydationsproceſs ist ohne allen Zweifel hervortretend in der starren Faser, der Desoxydationsproceſs in dem Parenchyma, welches sich zwischen Splint und Holz eindrängt, und zwar, wie *Link* gezeigt hat, von aufsen hinein. So wie die starren Fasern für sich hervortre-

begründende Ansicht, nach welcher sich die Vegetation, in der innern Naturgeschichte der Erde an die Kieselreihe anschliefst, wie einige vermuthen, zu widerlegen vermögen, werde ich, durch eine detaillirte Untersuchung in der neuen Auflage meiner Beiträge darthun.

ten, verliert sich das Lebendige, der Keim des Lebens ist verschwunden. So wie das Parenchyma für sich vorherrscht (in den Blättern) tritt nur die äufsere Function der Desoxydation mächtig hervor, und die fernere Entwickelung ist auch hier verschwunden. Daher das Absterben der jährigen Pflanzen, die Begrenzung der einmahligen Entwickelung, wenn in den Stengeln das Parenchyma das Vorherrschende ist. Die Art und Weise, wie die Luft die ganze Pflanze durchdringt, zeigt uns am klarsten die Bedeutung der membranosen Struktur des Parenchymas. Es ist die innigste Verbindung der Luft und der Pflanze, es ist das Aeufserlichwerden der Function im Innersten der Pflanzen selbst. Daher löst sich die ganze Function des hervortretenden Parenchyma in einer Luftfunction des Sommers auf. Es ist der festgehaltene Hauch, es bildet die gefefselten Flügel der Pflanze.

Klarer noch erhellt die Luftfunction des saftvollen Parenchyma aus folgender Betrachtung. Einige Pflanzen scheinen sich vorzüglich durch die Wurzel zu nähren, wie diejenigen, die perennirende Wurzeln haben, und bei diesen scheint in der That die Function der Blätter zurückgedrängt zu seyn. Daher verwelken sie meistens ungemein schnell, und die zarten Blätter fallen zusammen, sobald der Stengel von der Wurzel getrennt wird, wie bei Daucus Carota, Apium petroselinum, Solanum tuberosum u. s. w. Bei den meisten Pflanzen halten die Functionen der Blätter und der Wurzel hiezu das Gleichgewicht. Bei andern hingegen, und zwar grade bei solchen, die ein

sehr saftreiches Parenchyma haben, ist die Function der Wurzel offenbar zurückgedrängt. So die saftvollen Pflanzen des Meeresufers, die im losen Sande mehr ein Wechselspiel in der Luft und im Wasser, als in der Erde unterhalten, wie Salicornica, Salsola, die Mesembryanthema, auch andere dickblättrige Pflanzen, wie Cactus, Sedum, Sempervivum, welche selbst abgepflückt, und in die Luft hingehängt, oder in eine Ritze gesteckt, lange Zeit fortvegetiren, Aloe, der mit seinen fleischigen und saftreichen Blättern auf dürren Felsen zu wachsen vermag. Selbst bei mehrern Pflanzen, die sich sowohl durch die Wurzel, als durch die Blätter ernähren, vermag die Trennung von der Wurzel die Function der Blätter zu steigern, wie wir oben gesehn (p. 2.) haben. Versuche, die, wie bekannt, von mehrern Naturforschern von *Hales* bis auf *Medicus* und *Treviranus* d. j. angestellt sind, haben bewiesen, dafs die Krone mehrerer Bäume, nachdem der obere Theil der Rinde rund um den Stamm herum, von dem untern getrennt, und so alle lebendige Verbindung zwischen Wurzel und Krone aufgehoben ist, noch immer, und zwar mehrere Jahre hinter einander fortvegetiren kann.

Jener Gegensatz des Parenchyma und der starren Faser in dem Stamm enthält, wie der Saamen, zwar den Keim, vermag ihn aber nicht aus sich selbst hervorzurufen. Der herannahende Sommer erweckt ihn, indem er den Desoxydationsproceſs des Parenchyma und somit auch den Oxydationsproceſs der lebendigen Faser steigert. Von allen Seiten ziehn sich die Gegen-

sätze nach einem belebten Punct, wo sie sich am lebendigsten durchdringen. Der Oxydationsproceſs des Stickstoffs steht der Entwickelung, der Desoxydationsproceſs des Kohlenstoffes der Entfaltung vor. Das Leben der ganzen Pflanze concentrirt sich in der hervorbrechenden Knospe, dasselbe Spiel, welches wir bei dem keimenden Saamen haben, fängt auf die nehmliche Weise an. Entreiſs die Knospe der Gewalt der herrschenden Vegetation, in der sie wurzelt, und du siehst sie nicht bloſs Stengel und Blatt auch Wurzel treiben und sich zu einer eigenen Pflanze gestalten. Haftet sie aber an der Mutterpflanze, so wird die steigende Oxydation der Entwickelung in dieser nur die eine Seite der Desoxydation in der Knospe vorzugsweise hervorrufen.

Der fortschreitende Sommer bringt den Gegensatz zu seinem Maximum. Die höchste Energie des allgemeinen Lebens in den Blättern ruft die höchste Entwickelung des Besondern, die innigste Assimilation herbei. Denn dahin strebt die Vegetation, den Gegensatz, der, wenigstens relativ ein äuſserer war, als inneren ganz zu setzen, was in dem Stamm, in der Wurzel perennirender Gewächse doch nur zum Theil gelingt.

Die Blume entfaltet sich. Schon eins überzeugt uns, daſs hier die Pflanze ihrem Ziel näher gerückt ist, denn wir sehen jenen Unterschied zwischen Pflanze und Thier, indem in diesem alle Gegensätze sich zugleich, in den Pflanzen nacheinander entwickeln, in der That verschwinden. Alle Theile der Blume

entwickeln sich zugleich; aber alle enthalten auch eine gröfsere Durchdringung dessen, was in den geringeren Theilen der Pflanze noch die Spuren des Aeufserlichen an sich trägt.

Durch den Kelch zieht sich das Blatt zusammen. Es ist die Vermählung des Blatts mit dem Stamm, die erste Befruchtung, die noch dem Aeufserlichen unterliegt. Durch die Corolle kehrt sich das Blatt um. Sie ist das nächtliche Blatt. Wie die Luft lebendig wird in der Pflanze durch das Blatt, so wird die Pflanze lebendig in der Luft durch die Corolle. Blatt und Wurzel unterhalten sich gegenseitig, wie uns die vorhergehende Betrachtung gezeigt hat. Ihre geheimste Vereinigung aber findet in der Corolle statt. Die Nectarien stehen mit den Corollen in der innigsten Verbindung, ja man kann jene als die höchste Contraction der nehmlichen Formation ansehen. Die concentrirtesten Säfte der Pflanze, in welchen jener Gegensatz aufgehoben ist, dringen zur Blüthe. Aber in der Corolle ist die Frucht eine durchaus universelle — in den Nectarien, am Tage, durch die herrschende Oxydationsspannung in Saft concentrirt, des Nachts in Blumendufte aufgelöfst, die das Innerste der Pflanze der Luft übergiebt. Man setze die Pflanze in einen sogenannten übermäfsig fruchtbaren Boden, man steigere, durch die Cultur, die äufsere Spannung, und dann ist das universelle Leben das Ziel ihrer Entwickelung, die Fructificationstheile selbst erscheinen als Corollen, und die intensiveren Blumendufte vertreten die Stelle der Frucht. So wird in

der Corolle die innere Desoxydation der Pflanze durch die Oxydation der Entwickelung bis zum Maximum gebracht, nicht assimilirt. Nach dem Tode der Pflanze zeigen die Producte jene Eigenthümlichkeit. Die ätherischen Oele werden durch die Säuren nicht neutralisirt. Vielmehr steigt die Spannung bis zum Höchsten, die Oele werden in Naphten verwandelt und entweichen, wie in den Blüthen, als eigenthümlicher Duft.

Jenes Maximum des äufsern Lebens ist mit dem Maximo des innern Lebens eins, und die höchste Durchdringung der Pflanze eröffnet sich mit den Generationstheilen, und zwar so, dafs die innere Assimilation aller Gegensätze mit überwiegender Oxydation und Stickstoff in dem männlichen Blüthenstaub, dieselbe mit überwiegendem Kohlenstoff in dem weiblichen Fruchtknoten dargestellt wird.

Fourcroy und *Vaucquelin* haben den Blüthenstaub der Dattelpalme, *Buchholz* den Blüthenstaub von Salixtriandra, *Link* denselben von Corylus Avellana chemisch untersucht, alle haben in denselben Eyweisstoff, thierischen Gallert, Kleber gefunden.

Hier also ist die höchste Kraft dessen, was wir im keimenden Saamenkorn, in der still unterhaltenden und aufbewahrten Entwickelung in den perennirenden Wurzeln und Stämmen, in einer jeden sich entwickelnden Knospe erkannten, und alle jene allmählig einander ablösenden Ausdehnungen und Zusammenziehungen, durch welche, nach *Göthe* die Pflanze

ihrer höchsten Contraction entgegeneilt, hat sich in Functionen aufgelöfst.

Das Spiel der Functionen und ihre mannichfaltig wechselnde Verhältnisse offenbaren sich oft auf eine äufsere Weise. So drehen sich die Blüthen und Blätter nach der Sonne, die Blumen öffnen und schliefsen sich bei Tage, oder in der Nacht, die Antheren und Pistillen nähern sich und entfernen sich von einander während der Befruchtung, ja bei einigen Pflanzen ist der Gegensatz zwischen Blatt und Stiel so stark, dafs die geringste Berührung sie umkehrt; wie bei den bekannten sensitiven Pflanzen. Die regelmäfsige Bewegung der Blätter bei Hedysarum gyrans läfst uns in den schon bekannten gröfsern auch kleinere Oscillationen aller Spannungen erblicken, die nur bei dieser sonderbaren Pflanze äufserlich werden. Eine Annahme zu welcher uns viele merkwürdige Erscheinungen — die Oscillationen der Magnetnadel, die von *Ritter* entdeckten Oscillationen der galvanischen Säure u. s. w. nothwendig bringen mufs. Von keiner dieser Bewegungen kann man behaupten, dafs sie einen Uebergang zu den thierischen bilden, oder mit diesen etwas gemein haben. Denn sie sind vielmehr mit den universellen Functionen der Blätter durchaus eins. Daher erblicken wir in den Bewegungen der Blätter eine Umkehrung derjenigen Spannung, die durch die Verbindung mit dem Stamm hervorgerufen wird. Wenn man, bei Averrhoa Carambola, unter dem Zweige, wo er aus dem Stamm kommt, die Rinde nur einen halben Zoll breit, rund herum ab-

schält, so leben die Blätter wohl fort, die Energie der Spannung gegen den Stamm ist aber abgestimmt und die Bewegungen verschwunden.

Was ist also das Befruchtende und Bildende der Vegetation? Wir wissen es. Es ist das in der Pflanze verborgene *Thier*, welches dem universellen Typus der Vegetation unterliegt. Dieses ist das Assimilirende der Elemente, aber auf eine solche Weise, dafs die Functionen, in Producte verloren, mit dem universellen Leben der Erde aufs innigste verschmolzen sind. Das äufsere Leben der Pflanze ist das innere organische Leben der Elemente selbst, in einer jeden Pflanzenform auf eine eigenthümliche Weise gehegt und gestaltet.

Wenn wir aber bedenken, dafs die Luft eine lebendige Oxydationsspannung des Stickstoffs darstellt, und dafs diese allen Wechsel unerachtet, unveränderlich die nehmliche bleibt, wenn wir erwägen, wie sie so Mannichfaltiges assimilirt, wie sie die Keime aller Lebendigen in sich einschliefst, und, ohne das innere Leben zu ändern, wundersam entfaltet — müssen wir sie nicht das allgemeine *Thier* nennen? Und wenn wir ferner erblicken, wie die grünen Theile der Pflanze an der Luft hängen, in ihr leben, selbst den gröfsten Theil dessen, was sie aufnehmen, der Luft als Nahrung darbieten, mit dem frischen, bildenden Trieb der Luft hervortreten, mit ihrer Erstarrung hinwelken, müssen wir nicht gestehen, dafs, die Sommertage zumahl, das allgemeine thierische Dasein der Pflanze zeigen, welches die-

selbe, des Nachts, in der innern Tiefe eigner Bildung aufsucht?

Bei diesem innigen Zusammenleben der Pflanze und der Elemente, dürfen wir uns nicht darüber wundern, dafs die Gewalt der Vegetation über das Leben der Elemente, eben so grofs ist, wie die Gewalt der Elemente über das Leben einer jeden Pflanze.

Man hat die falsche Ansicht verbreitet, dafs die Entwickelungsgeschichte der Erde aus der gegenwärtigen Spannung der Elemente begriffen werden sollte, eine Ansicht, die eine Untersuchung dieser Entwickelung durchaus vernichtet. Die innigste organische Verknüpfung aller Elemente erscheint, von dem Einzelnen aus, als ein Zwang aller gegen alle, in jedem Moment der Entwickelung gestaltet sich das Einzelne in dem Ganzen das Ganze im Einzelnen auf eine andere Weise. Das ursprünglich oxydirte, war das Princip der Erde — der Kohlenstoff, das ursprünglich desoxydirte das Princip der Luft — der Stickstoff. In den uralten Gebirgen sehen wir, mit grofser gesetzmäfsiger Regelmäfsigkeit, die Oxydation des festen Landes und also auch die Desoxydation der Luft bis zu einem Maximum steigen, indem das gespannte Wasser abnimmt. Der höchste Grad dieser Spannung aber, das Maximum der Oxydation, ist, wie in der Pflanze, mit dem Entweichen des kohlensauren Gases eins. Denn obgleich die Oxydationsspannung die ursprünglich Bildende und Gestaltende ist, so ist sie es doch nur in dem lebendigen Gesammtleben

leben und alles was sich dem Extrem der Elemente nähert ist in und für sich gestaltlos.

Seit der Zeit ist die Oxydation in der Luft, die Desoxydation in der Erde heimisch geworden, und da die alte Spannung in dieser hervorgerufenen doch niemals verschwinden kann, so ist die Verwickelung im Einzelnen, wie im Ganzen eine unendliche, nur durch organische Producte darzustellende. Daher keimte mit dieser Verwickelung die erste Vegetation, deren Spuren wir in dem desoxydirten Kohlenstoff alter Steinkohlengebirge noch immer erkennen.

Der höchste Grad der Oxydation der Luft, ist von der lebendigen und blühenden Erde bis zu einer ansehnlichen Höhe zurückgedrängt, die nur da, wo die uralte Trennung noch immer mächtig ist, gegen die Pole, sich allmählig senkt. So aber ist es geordnet worden, dafs die Erde sich zwischen jener uralten Spannung und der lebendigen immer in sich bewegen mufs, und zwar auf eine solche Weise, dafs die südliche und nördliche Hälfte der Erde wechselweise jene Erstarrung anzieht, der Winter dann die alte Zeit hervorruft durch eine überwiegende Oxydation der Erde, des Wassers und der erstarrten Vegetation, indem die Luft — ursprünglich durch den organisirten Zwang oxydirt, doch äufserlich, wenn gleich auf eine lebendigere Weise, die Desoxydationsspannung der vergangenen Zeit darstellt. Mehr organisch stellt sich das nehmliche in der Nacht dar, in welcher die Oxydation sich vegetativ in den Pflanzen fixirt, und die Atmosphäre sich desoxydirt, doch so, dafs in den-

jenigen Gegenden zumahl, in welchen der Tages- und Jahres-Wechsel mit einander ringen die universelle Desoxydation der Nacht von dem allgemeinen *Tag* des Sommers, die universelle Oxydation des Tages von der allgemeinen Nacht des Winters verschlungen wird. Aller dieser Wechsel löſst sich in dem ganzen Leben der Erde auf, indem sich Winter und Sommer, Tag und Nacht durchdringen. Die Wärme des Tages und Sommers, die Kälte der Nacht und des Winters stellen aber dieselbe unveränderliche Temperatur dar, die auch in allem Lebendigen, der Intensität seines individuellen Lebens gemäſs, hervortritt, und die Kraft der Durchdringung aller Zeiten und aller Weltgegenden in ihm beurkunden.

Eine Betrachtung wie diese lehrt uns die Vegetation der ganzen Erde fassen. Denn alle lebendige Entwickelung ist vegetativ. Der Keim der Erde entwickelt sich, in den uralten Gebürgen, wie in den Saamen, durch eine anfangende Oxydation und unter Entwickelung von kohlensaurem Gas. Ja, wie in der Pflanze, war es auch hier die Oxydationsspannung des Stikstoffs, das verborgene Thier — welches der Entwickelung vorstund. Wie die Entfaltung des Saamens mit der innern Desoxydation der Saamenblätter anfängt im Frühling, mit der hervortretenden desoxydirenden Function der Blätter alle Morgen, so fieng auch der Frühling der Erde mit der Desoxydation des Erdprincips an. Wie sich die Desoxydation der Blätter und die Oxydation des sich entwickelnden Thiers in der Pflanze wechselseitig steiger-

ten, so auch die Erde in der fortschreitenden vegetativen Entwickelung, wie die Bildungsgeschichte der Flötzgebirge mit einer überraschenden Regelmäfsigkeit darthut. Wie endlich in der Frucht die höchste Durchdringung gelingt, so in der höchsten Stufe der Organisation, als die höchste Blüthe und Frucht der Erde zugleich.

Mit einigen Betrachtungen über die universelle Function der allgemeinen Vegetation, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, wollen wir diese einleitende Ansicht beschliefsen.

Keinem, der mit Nachdenken das Vorhergehende erwogen hat, wird es entgangen sein, dafs die Vegetation auf das allgemeine Leben der Atmosphäre den gröfsten Einfluss haben mufs, ja, es wird ihm einleuchtend seyn, dafs alles, was wir meteorologische Erscheinung nennen können einen eigenthümlichen, lebendigen Centralpunct gefunden hat in einer jeden Pflanze. Man erwäge nur, wie die Desoxydationsspannung der Pflanze am Tage, die Oxydationsspannung in der Nacht, die Luft lebendig erregt, man bedenke das Uebergewicht der Blätter und mit diesem der Luftfunction in den Aequatorialgegenden, wo die Vegetation niemals erstirbt, und man wird einsehen, wie sehr wir Recht haben den Tageswechsel als einen organischen anzusehen, und jene grofse Regelmäfsigkeit dieses Wechsels, die sich besonders durch die tägliche regelmäfsige Oscillation des Barometers offenbart, mit der Vegetation in die genaueste Verbindung zu setzen. Des Morgens und Abends, wenn das Stel-

gen des Barometers die anfangende Spannung des Tages und der Nacht andeutet, indifferenzirt sich die Function der Blätter mit einer Energie, die derjenigen der vegetativen Kraft proportional ist, und *Russel* versichert von Aleppo, *Ulloa* von Lima, andere Reisebeschreiber von andern Aquatorialgegenden, dafs der Thau so stark ist, dafs er alle Bekleidung augenblicklich durchdringt, und bis zu einer beträchtlichen Tiefe die Erde befeuchtet. Des Mittags, wenn die Oxydationsspannung auf der einen Seite durch die Function der Blätter, die Desoxydation auf der andern Seite durch die gesteigerte Ausdünstung das Maximum erreicht hat, indifferenzirt sich die Luft, das Barometer sinkt, und fast täglich entsteht, wie *Humboldt* ausdrücklich von den übermäfsig vegetativen Gegenden von America erwähnt, in der Mittagsstunde ein vorübergehendes Gewitter. In unsern Gegenden, wo die reine Oscillation des Tages fast immer mehr oder weniger getrübt wird durch gröfsere Oscillationen, ist es uns zwar nicht vergönnt die correspondirende Bewegungen der Atmosphäre und der Vegetation so deutlich zu erkennen, indessen ist es doch gewifs, dafs wir diejenigen Tage vorzüglich schön nennen können, auch dann eine anhaltend schöne Witterung erwarten, wenn nach einem klaren Morgen, sich gegen Mittag ein leichtes Gewölk zusammenzieht, welches gegen Abend wieder verschwindet, wie *Hube* ganz richtig bemerkt. Während dieser universellen Erchlaffung, wird auch die Resorption der Blätter geringer, und vorzüglich an solchen heiteren Tagen schliefsen sich die

einstugende Spaltöffnungen der untern Fläche der Blätter fast immer regelmäfsig gegen Mittag.

Aber auch auf die gröfsern atmosphärischen Oscillationen äufsert die Vegetation einen bedeutenden Einfluſs und spielt bei der Regenerzeugung, und bei den electrischen Explosionen eine grofse, noch nicht genug beachtete Rolle. Es ist den Naturforschern nicht verborgen geblieben, dafs die Ausrottung der Wälder grofse Veränderungen des Climas nach sich ziehen. Auf den capverdischen Inseln und Barbados, wo man die Wälder ausgerottet hat, regnet es seit der Zeit nicht mehr, und auf andern westindischen Inseln hat man daher die Ausrottung durch scharfe Verbote zu hemmen gesucht. Es ist sehr wahrscheinlich, was auch *Treviranus* der ältere vermuthet, dafs der Mangel an Hölzungen in Egypten den Regen so selten macht. Eine ähnliche Beobachtung hat *Humboldt* in Südamerica gemacht. Das Thal Contisuyu hat eine kraftvolle Vegetation und grenzt gegen Süden an eine traurige Sandwüste. Von den Hügeln von Amatapes, bis gegen Coquimbo, über jene Wüste, kennen die Einwohner weder Regen noch Gewitter, während jenseit dieser Hügel gegen Norden, über das fruchtbare Contisuyu viele Monate hindurch starke Regengüsse und electrische Explosionen sich zeigen.

Auf diese Weise mit dem Leben der Erde innigst verbunden äufsern sich die Pulsschläge der Pflanze in der Luft, im Wasser, in dem noch nicht erstorbenen Erdboden, während sie selbst die mannichfaltigen Thaten der Elemente in einer eigenthümlichen Form

bindet und stille verbirgt. Daher die innere Einfachheit der Struktur der Pflanze und die äufsere Mannichfaltigkeit der Organe und Functionen, daher die innere Ruhe der Production, durch welche sich die Pflanze von allen Experimenten ausgeschlossen hat, so dafs man in ihnen weder Spuren galvanischer, noch electrischer Erschütterungen hat entdecken können.

Wer vermag in die innere Tiefe der mannichfaltigen Gestaltung der Pflanzen zu blicken, den Abgrund von Eigenthümlichkeit, der in einer jeden Form verschlossen liegt, und sich verborgener Weise ausspricht, zu überschauen? Denn wie in der innern Tiefe des genialischen Gemüths alles sich eigenthümlich gestaltet, alle Gedanken zu Ideen reifen und eine jedwede Anschauung lebendig wird, so ist ein jedes eigenthümliches Zusammentreffen der Elemente und Zeiten, zur Idee gesteigert, offenbar geworden in einer eigenen vegetativen Form.

Von der unendlichen Mannichfaltigkeit in der Gestaltung der Vegetation, je nachdem sie an verschiedene Modificationen der Spannung im Raume oder in der Zeit geknüpft sind, enthalten wir uns daher zu reden, hoffen aber das allgemeine Bild universeller vegetabilischer Entwickelung durch folgende Betrachtung anschaulicher machen zu können.

Wenn man die am meisten hervorragende Vegetation der Bäume mit einem allgemeinen Blicke umfafst, so kann man sie alle, von den Polen bis gegen Aequator, als einen grofsen Baum ansehen. Der Stamm dieses allgemeinen Baums entwickelt sich in die Nadel-

hölzer, in welche das Starre des Stamms sogar bis in die Blätter dringt und diese gegen den Jahreswechsel schützt, die Zweige verbreiten sich durch die Laubhölzer der gemäfsigten Zone, und die blättrige Krone entfaltet sich in den Palmen und den ganze Waldungen bildenden Farrnkräutern der Aequatorial-Gegenden.

Wie unter dem Aequator das Jahr von dem Tage verschlungen wird, so zeigt sich auch da nur bleibende Vegetation und gemäfsigte Oscillation des vegetativen Lebens. In der gemäfsigten Zone, wo der Tag mit dem Jahre ringt, zeigt sich dieser Kampf durch einen grofsen Wechsel der Vegetation, bis endlich, gegen die Pole, wo das Jahr den Tag überwindet, eine Vegetation hervortritt, die das Jahr mehr als dem Tage zugehört. Daher zeigen die Bäume, in unserm Clima, und zwar vorzüglich diejenigen, die demselben am meisten angehören (die Laubhölzer) den starren Norden durch den bleibenden Stamm und den beweglichen Aequator durch das wechselnde Blatt.

Tiefer selbst als bis zu jenen Oscillationen des Tages und Jahres läfst sich das Bild der Vegetation verfolgen. Wir können in dem starren, das Jahr überlebenden, Stamm die Reihe der Jahre durch die Jahrringe zählen. Von dem eigentlichen Holze an, durch den Splint und Bast in die äufsere Rinde übergehend, zeigt der Stamm den Uebergang von dem am meisten Erstarrten, bis zum Beweglichsten. Aber die Stämme, welche wir in den Torfmooren finden, zeigen auf die nehmliche Weise einen Uebergang von jener Holzmasse zu einer verkohlten Substanz, die eine her-

vortretende, aber noch nicht vollendete Verbrennung darthut, ja in diesen Kohlen sehen wir zuweilen Spuren von wahrem bituminösen Holze, welches den Uebergang zu den Stämmen in den aufgeschwemmten Gebürgen bildet. In diesen Gebürgen endlich sind Stämme vorhanden, in welchen das halbverkohlte Holz der Moore noch erkennbar ist, innere Ringe bilden wahres bituminöses Holz und der Kern hat sich manchmal in eigentliche Steinkohle verwandelt, so dafs ein solcher Stamm sich durch die zurückgebliebene Holzform an die jetzt bestehende Vegetation anschliefst, in dem bituminösen Holze eine eigene Epoche darstellt, und durch die Steinkohle nach einer uralten Vergangenheit hinweist.

So wurzelt die Vegetation in der uralten Vergangenheit, und wo du sie fassen magst, in welcherlei eigenthümlichen Form, da enthält sie, in der Tiefe ihrer Gestaltung die Erinnerung einer unendlichen Zukunft.

Aber unter dem Aequator gedeiht die Vegetation am fröhlichsten, ihre Gewalt erstreckt sich dort über alles, und sie blüht wieder auf in dem bunten Gefieder der Vögel und auf den gefärbten Häuten der Säugthiere. Selbst die Nationen sind dort von der Vegetation am tiefsten ergriffen. Die Symbole der vegetativen Entwickelung sind in der brahmanischen Philosophie mythisch geworden, und selbst die höchste geschichtliche Abndung äufsert sich in den Vishnu, wie in der Pflanze äufserlich. Daher ist alle animalische Form in ihren Darstellungen, wie in ihrer Kunst

unentwickelt und roh, aber sie verstehen die Sprache der Pflanzen, und die tiefe Bedeutung der buntgefärbten Blüthen.

Du frägst; wie wir uns getrauen über die Vegetation etwas zu sagen, ohne über das Wesen des Lichts geredet zu haben? Hast du es gesehen, oder ist es nicht das Sehen selbst? Wo magst du es fassen, dafs es dir durch Vergleichung klar werden könnte? Es liegt in der Fülle der Betrachtung, wie in der Fülle des Daseyns, der keimende quellende Trieb. Hast du es nicht innerlich geschauet, dann, wahrlich, ist dir die Betrachtung, wie das Daseyn fremde geblieben.

2.

Ueber Starres und Fliessendes.

Wie überhaupt und in jeder Stufe des Lebens die Lebendigkeit auf Einheit des Stoffs und der Form beruht, so dessen Zerstörbarkeit, Sterblichkeit oder Unsterblichkeit (Individualität von Indivisibilität) auf jener ihrer Trennbarkeit oder Untrennbarkeit. Das Moment des Lebens ist überall ganz eins mit dem Moment der Innigkeit dieser Vermählung, und es gilt hier *par excellence* jener Satz: *vis conjuncta fortior etc.* indem ja eben nur in und durch die Conjunction die *vis* erst wird oder aufgeht. Endlich giebt

eben dieses Moment, insofern es sich trennender Gewalt oder Kraft entgegensetzt, das Maafs der Ständigkeit (Substantialität) des Lebens (einen Zoometer) ab. Im Starren wie im Flüssigen oder Fliessenden, insofern sie beede blos nur solche sind; ist aber die Trennung des Stoffs und der Form gegeben, indem jenes die Form ohne den Stoff, dieses den Stoff ohne die Form darstellt. Nämlich das Starre zeigt und äussert zwar Kontinuität, aber keine Penetranz, Qualität, eindringende, andres auflösende oder in sich aufnehmende Subtilheit oder Zartheit; wogegen das Fliessende zwar mehr oder minder diese Penetrationskraft, aber keine Kontinuität äussert. Indem und so lange Ersteres seine Form (Kontinuität) erhält, vermag es nicht einzudringen (corpora non agunt chemice nisi soluta) *) und indem das Flüssige eindringt (als Qualität oder Stoff würkt) vermag es keine Form zu vindiziren. Daher die chemische (dynamische) Impotenz (Verschlossenheit, Latenz) des Starren zugleich mit seiner mechanischen Potenz, so wie die mechanische Impotenz des Fliessenden zugleich mit seiner chemischen Potenz oder Offenheit.

Wo also immer Starres oder Flüssiges blos als solches erscheint und hervortritt, da ist das Leben untergegangen, oder, was hier dasselbe ist, noch nicht aufgegangen; Starrheit und Flüssigkeit als solche

*) Bekanntlich hat man bisher, sehr unrecht, diese Stumpfheit oder Impotenz des Eindringens, als positive Kraftäuserung vorgestellt, da sie solches doch nur indirekt ist.

schliessen das Leben aus; und umgekehrt, wo das Leben aufgieng, da mufsten Starrheit und Flüssigkeit als solche beede untergegangen, eigentlich erhoben worden seyn in einem dritten, welches dritte weder die eine noch die andre jener zween Gestalten zur einander ausschliessenden Würklichkeit empor kommen läfst, indem selbes ihren stäten Ansatz hiezu stets niederhaltend tilgt, oder latent erhält. Könnte man ein absolut starres oder ein absolut flüssiges nachweisen, so hätte man an beeden den absoluten Tod nachgewiesen; aber dieses ist ohnmöglich, indem weder das eine noch das andre zu bestehen vermöchte, und auch in dem höchst starren was noch besteht, noch immer Flüssigkeit oder vielmehr Latenz der Starrheit durch letzte, und in dem höchst Flüssigen, was besteht noch einige Starrheit oder Latenz der Flüssigkeit vorhanden ist. Umgekehrt würde aber die innigste Verbindung der grösten und vollkommensten Kontinuität mit der kräftigsten Zartheit (Penetranz), d. i. die innigste Vermählung der Form und des Stoffs, gerade die lebendigste Substanz konstituiren, welche also von der grösten Grobheit und Stumpfheit unsers Starren, und der grösten Discontinuität unsers flüssigen — als weder tastbar, noch sperrbar, oder als wahrhaft geistiger Leib — gleichweit abstünde. Was nun an, nicht in dieser Substanz wieder greif- oder tastbar und sperrbar, was (auch im kleinsten Grade) an ihr starr oder flüssig noch wäre, das wäre sie selbst gerade nicht, und so begreift man denn, dafs keine der sogenannten drei Formen des Tastbaren

(Festes oder Starres, fliessendes und Gas) die innwohnende Gegenwart jener Substanz ausschliessend verdrängt und begünstigt, und dafs die Physik besser dabei fahren würde, statt jener unfruchtbaren *Reihung* der 3 Formen (welche keineswegs *drei* sind) hintereinander, lieber das Starre und Fliessende, als die zween Arten des Tastbaren in ihrem *Gegensatze* aufzustellen, und zu zeigen dafs dieser Gegensatz nur in ihrer Meinung untergeht, durch welche ein drittes hervortritt, das weder starr noch flüssig, also auch nicht im gemeinen Sinne tastbar oder handgreiflich, und doch das eigentlich Reale ist, welches dem handgreiflich starren und flüssigen allein Bestand giebt. *)

*) Starres und Flüssiges haben, jedes dieselben zween Factoren der lebendigen Substanz in sich, und es befindet sich in jedem der eine Faktor nur überwiegend und den andern niederhaltend, so dafs jener auswärts, dieser einwärts gekehrt ist, also beede voneinander gekehrt (rücklings) stehen, da sie doch nur zueinander gekehrt oder in Eintracht die lebendige Substanz konstituiren. Hierauf beruht nun die Erweckbarkeit des Lebens im Starren und Flüssigen, wobei sie jedoch der wechselseitigen Assistenz bedürfen, so dafs das fliessende nur am starren, dieses nur am fliessenden sich ins Leben zu wecken und in ihm zu erhalten vermag. Wer sieht hier nicht das allgemeine Gesetz für alle *Halbkräfte* der Natur, deren isolirtes Hervortretten (wie bei Elektrizität, und Geschlechtskraft) gleichfalls nur jener Bedingung gehorcht, und wo der eigentliche Träger des einen oder andern Geschlechts doch nur die verschlossene Androgyne ist?

Aber eine zweite nicht minder wichtige Folgerung aus obigem wäre die, daſs, wenn Starrheit und Flüssigkeit nur in ihrer Verbindung das Leben geben, der wahrhaften Verbindung oder der autonomen, ein autonomes Leben, so wie der blos heteronomen (gleichsam einem blossen Beisammenseyn oder Zusammengehaltenwerden des Stoffs und der Form) nur ein heteronomes Leben entsprechen kann.

Starres und Flüssiges (also alles Handgreifliche) sind also insofern sie rein und blos solches sind, überall nicht *Edukte*, der lebendigen Substanz, sondern nur *Produkte* ihres erloschenen Lebens, Leichname (gleichsam Aeroliten) in welche jene im Tode zerfällt. Insofern nun das Leben ewig, oder aus keinem andern (dem Tode) erklärbar ist, bezeuget das gesonderte Hervortreten des Starren und Flüssigen (die Schöpfung der Erde und des Wassers) sicher keine erste oder originelle Lebensgeburt. —

Den Gegensatz des Starren und Flüssigen haben nun die Alten im Feuer und Wasser *) nachgewiesen, indem sie jenem die Funktion des Trocknens, sohin der Hülle oder Form, diesem die der sich mittheilenden Fülle gaben. Da wir nun die (spezifische) Wesenheit aller Körper überall verschwinden (ver-

*) Man erinnere sich hier an die im ewigen Lichte schaffende Doppelkraft der Perser im Zend-avesta so wie an die Feuer- und Wasserwelt, oder Muſspell und Niffelheim der alten Deutschen in der Edda. S. das Licht vom Orient 1808.

zehrt werden) sehen, wo Feuer (Elektrizität) und Wasser hervortreten *) so mufs eben ihr Latent- und also Geeintgewesenseyn als Basis dem Bestand jener Wesenheit gedient haben. Wo nämlich Feuer und Wasser, als solche, und in Zweiheit erscheinen, da zeigen sie sich sofort einander Feind (das Feuer gleichsam wasserscheu etc.) aber so, wie dieses ihr gesondertes Werden nur über und aus dem Untergange alles spezifischen, individuellen Wesens hervorgeht, so fällt umgekehrt ihr Verschwinden (gleichsam als Versuchung der gespaltenen Geschlechts- oder Halbkräfte) mit dem Aufgang oder Wachsthum des lebendigen Wesens zusammen. Feuer und Wasser sind folglich wieder nicht Edukte, sondern Produkte, und sie konnten nur in ihrer Latenz der lebendigen Substanz innwohnen, wobei denn doch ja nicht zu übersehen ist, dafs eben der stäts und ewig wiederkehrende Ansatz (des Feuers als volatil und centrifugal aus seiner Latenz sich zu erheben, des Wassers aus seiner Erhebung oder Evolution in seine Latenz zurückzufallen) der Stimulus und das Objekt ist, an dem Leben selbst sich erhebt spannt, oder

*) Weswegen denn, wie *Ritter* sich irgendwo sehr treffend ausdruckt, den neuern Vertheidigern des Oxygens ihre Freude und System durch die elektrischen neuen Erfahrungen ganz eigentlich zu Wasser geworden ist. Und da das Wasser nach einem kurzen Fall wieder in seinen Besitzstand getretten, so dürfte mit nächstem auch die *Luft* wieder ihre alten Ansprüche geltend machen, nachdem sie von den *Gasen* vertrieben worden ist.

anschwellend sich offenbart. *) Wie möchte sich auch die Einheit als solche, d. h. als *Einend* äussern und kund geben (Demonstriren) wo nichts (kein widerstreitendes Viele) zu einen wäre; wie könnte das Licht als solches, d. h. als leuchtend und hellend sich offenbaren, wo nichts, kein finsteres als Lichtträger ihm dienend entgegen oder unterträtte, wie könnte Freude des *Gefundenen* Lebens irgendwo aufgehen, wo nicht ein peinliches und ängstliches zu erlösen wäre von seiner Pein und Angst? — wie könnte *Gott* ohne *Noth* offenbar werden? — Kurz, wie gäbe es, oder äusserte sich überhaupt *Organism*, der nicht aus, an entgegen und über der verborgenen Wurzel eines *Anorgism's* **) hervorsproste, dessen allge-

*) Vivre, sagte Rousseau, tiefsinniger, als er wuste, c'est s'empêcher de mourir — d. h. man nehme dem Leben seinen Gegensatz, so sinkt es gleichsam in Langeweile in sich, in die Stille seines Verborgenen Un- und Abgrundes zurück, und verschwindet als Leben d. i. als Aeusserung und Offenbarung dieses Abgrundes — verstummend!

**) Einen lehrreichen Aufschluss giebt hier das gemeine Feuer (als wilde verzehrende peinliche Glut) im Gegensatz der sogenannten organischen wohlthuenden Lebensglut, indem *hier* Feuer und Wasser in Einem (wachsenden) Grunde zusammen, oder in Conjunction eingehen, während sie *dort* in Zwietracht auseinander treten. Nun war aber weder Feuer noch Wasser, als solche, d. h. als geschiedne Sphären im organischen Prozesse, sondern jenes war als Centrum, (mysterium); dieses als offen, oder Peripherie in ihm, und eben die Aufschlies-

meine Anerkennung nur noch, bei dem dermaligen Fortschreiten unsrer Philosophie, die leicht vermeidbare Vermengung des Edukts mit dem Produkt entgegensteht?

Franz Baader.

sung Erhebung, Entzündung des erstern zusammen mit der Verschliessung des zweiten, gab Krankheit und Tod. So ist nun allgemein die Ichheit, Individualität freylich die Basis, das Fundament oder natürliches Zentrum jedes Creaturlebens; so wie selbes aber aufhört, dienendes Zentrum zu seyn, und herrschend in Peripherie tritt, brennt es als tantalischer Grimm der Selbstsucht und des Egoism (der entzündeten Ichheit) in ihr. Aus ⊙ wird nun ○ — das heist: An einer einzigen Stelle des Planetensystems ist jenes finstere Naturzentrum verschlossen, latent, und dient eben darum als Lichtträger dem Eintritt des höhern Systems (Lichteinstrahl- oder Offenbarung des Ideellen). Eben darum ist also diese Stelle der *offne Punkt* (Sonne — Herz — Auge) im Systeme — und erhübe oder öffnete sich auch dort das finstre Naturzentrum, so verschlösse sich eo Ipso der Lichtpunkt, das Licht würde zur Finsternifs im Systeme, oder die Sonne erlösche! —

3.

Von der Heilkraft der Natur.

von

Professor Walther in Landshut.

Die Natur ist nicht das träge Seyn der Dinge, sondern ein sich selbst begründendes Seyn, eine ewige Nothwendigkeit und Freiheit des Werdens, Bestehens, und Vergehens. Eine Natur, welche blos der Inbegrif des Vorhandenen wäre, und die man als solche zum Object einer Erkenntnifs, einer Unterwerfung, und eines Gebrauches machen könnte, ist in keinem Sinne des Wortes wirklich; die von ihr also reden, haben sich eine Hypothese, ein Luftbild erschaffen, eitler und nichtiger, als irgend ein anderes, und sie sind bei dem scheinbar - freisten und nüchternsten Gebrauche ihres Verstandes die gröfsten Schwärmer, und die unbesonnensten Phantasten. Die sicherste Ausbeute aller Philosophie in allen Jahrhunderten ist wohl keine andere, als die Ueberzeugung, dafs es eine solche Natur nirgends gebe, als in den Geburten einer sich selbst mifsverstehenden Einbildung, dafs sie anerkennen, und die Gesetze ihres Bestandes erforschen wollen, die gröfste unter allen Thorheiten sey. Wer nun dafür hält, dafs irgend ein Verständiger diese Natur zum Vorwurfe einer Philosophie mache, der legt hiedurch nur seinen eignen gänzlichen Unverstand von der Sache an den Tag.

Es ist aber dennoch der Grundirrthum unserer Zeit, und die Quelle aller übrigen Irrthümer keine andere, als die Meinung, dafs es nicht nur eine solche Natur gebe, sondern auch dafs in dieser das Betastbare und Sichtbare das einzige Vorhandene und Bemerkenswerthe sey. Darum haben sie eine die Natur beherrschende Moral, eine die Natur übertreffende Kunst, und einen auf die Natur sich nimmer beziehenden, in dieser schlechthin nicht zu erkennenden Gott.

Die wahrhaft vom Genius geleiteten Naturforscher aller Zeiten erkannten in der Natur die ewige Wiedergeburt des Seyns, die stets wiederkehrende Verjüngung aller Dinge, und eine sich nimmer erschöpfende Kraft, welche Alles aus sich erzeugt, und in welcher das besondere Seyn aller Dinge wieder untergeht. Uns, die wir unser ganzes Leben den Erforschungen der Natur gewidmet haben, uns geziemt es, würdige Vorstellungen von ihr zu haben, und diejenigen zu strafen, welche Anderes lehren, und welche die Natur für knechtisch, für einen sich blind wiederholenden Mechanismus halten.

Solch einer todten, und ihrem Herrn fröhnenden Natur kömmt nun allerdings weder eine Heilkraft, noch irgend ein anderes lebendiges Bestreben zu. Sie wird bestimmt durch ein ihr auferlegtes Gesetz, und nirgends durch einen ihr eingebohrnen Trieb. Ist ja doch selbst das Leben als eine bloſse Erwekung durch aufser ihr liegende Kräfte, als ein den organischen Dingen widernatürlicher Zustand erklärt worden; — und wie sollten diese nun durch eigne Kraft sich im

Besitzthum dessen erhalten, was sie nicht durch eigne Kraft hervorzubringen vermögen? —

Dafs die Natur nicht vernunftlos, ja nach einigen die Unvernunft selbst sey, ist überflüfsig für die Naturforscher zu beweisen; und für die andern, welche ihren Thatbestand nicht kennen, sondern ihr Gemüth kalt und finster von der ewigen Jugend und Schönheit der Natur hinweggewandt haben, ist es ein vergebliches Unternehmen. Denn so wie die Kunst keinen Verächter hat, als die Unwifsenheit, also will auch nur derjenige mächtiger, und reicher in sich seyn als die Natur, der nur ihre Aufsenseite, und auch diese nur unvollständig, z. B. in Cabinetten, Laboratorien, und physicalischen Rüst-Kammern erblickt hat. Die aber ihre Vernunft der Natur so schlechthin und geradezu entgegensetzen, mögen leicht durch die Sanction dieses Gegensatzes der ersten den gröfsten Schaden thun. Denn was haben sie in ihrer Vernunft herrliches und den Werken der Natur gleiches aufzuweisen? Uns aber ist es unmöglich so wie eine vernunftlose Natur, also auf die Natur sich nimmer beziehende Ideen anzuerkennen.

Die in der Natur verhüllte, sie ordnende und erschaffende Vernunft haben die religiösen Naturforscher als ihre Zweckmäfsigkeit angestaunt, und die Reflexion in fromme Bewunderung ihrer Werke versenkt. Denn wer die Natur als das blofse Seyn der Dinge, als den Gegensatz der Vernunft aufgefafst hat, den mufs es zuletzt mit dem Schauer einer heiligen Ahnung ergreifen, dafs er die Naturwerke vollbringen sieht,

welche die höchste Vernunft, und der freieste Gedanke nicht schöner und herrlicher ordnen, und zum Ziele lenken könnte. Daher löfst sich jede blofs empirische Naturforschung, wenn das Gemüth des Forschers nicht ganz erstorben, oder verfinstert ist, in Teleologie auf, und welcher blofs die Ursachen der Dinge, und die causale Verknüpfung des Einen mit dem Andern erforschen wollte, endet mit der Anerkennung eines verborgenen, und die Erscheinung fliehenden Grundes, der allen auf gemeinsame Weise vorsteht. Auf solche Art gibt die Teleologie Zeugnifse von dem Unvermögen der empirischen Naturforschung, sich jemals in sich zu vollenden, und als ein Ganzes zu bestehen.

Unter die herrlichsten Thaten, welche die Natur mit innerlicher Vernunft, mit Absicht und Wahl vollbringt, gehört das Werk der Heilung. So wie die Krankheit ihr zuwider, und von daher als ein naturwidriger Zustand lebender Organismen erklärt worden ist; so hat sie ihr Streben auf die Erhaltung, und Wiederherstellung der Gesundheit gerichtet.

Georg Ernst *Stahl*, defsen Schrift über die Autokratie der Natur noch immer unübertroffen bleibt, und durch den Widerspruch seiner Gegner kaum berührt wurde, leuchtet unter seinen Zeitgenofsen wie ein hellglänzendes Gestirn hervor, indem er die Idee der Natur, als eines den Bedingungen der Materialität nicht anheimfallenden Strebens und Schaffens in den Dingen ergriff, überhaupt eine Natur in den natürlichen Dingen erkannte, alles auf diese bezog und

zurückführte. Da Natur und Seele für ihn, und die damalige Betrachtungsweise einen unauflöslichen Gegensatz bildeten, und da er das Nichtige und Wesenlose des Natürlichen in solcher Trennung von dem Geistigen erkannte; so kam ihm der grofse und kühne Gedanke, in der Natur selbst nur Geistiges, in ihren Vorgängen und Werken die Offenbarung geistiger Kräfte und Mächte für wahr zu halten. Einer vernünftigen Seele liefs er alle körperlichen Kräfte und Verrichtungen unterworfen seyn: die Uebereinstimmung der blofs vitalen, natürlichen Actionen mit den Vernünftigen nöthigte ihn anzunehmen, dafs in der Natur selbst eine innerliche Vernunft, dafs in ihr Vorstellung, Absicht und Wahl, und ein freier, sich selbst bestimmender Wille vorhanden sey. Da seine Untersuchung bei den Vorgängen des organischen Lebens stehen blieb, und die Abhängigkeit der höheren, oder sogenannten thierischen Verrichtungen, als der Sinneverrichtungen und Ortsbewegungen von höheren psychischen Kräften ihm ohnehin erwiesen, und über jeden Zweifel erhaben schien, so bemühte er sich besonders, in den eigentlich sogenannten natürlichen Verrichtungen, welche zu den Vegetations-und Bildungsprocefsen gehören, das Werk jener innern Vernunft, und eines nach Absicht, und freier Wahl sich selbst bestimmenden Strebens darzuthun. Da es nun besonders diese natürlichen Verrichtungen sind, durch deren Regulirung die Heilung der Krankheiten, wenigstens einer grossen Anzahl derselben, bedingt ist, so erhob sich in diesem herrlichen Geiste die Idee der Autokratie der

Natur, d. h. *ihres Vermögens, von der Krankheit und ihrer Ursache sich selbst durch die natürlichen Vorgänge des Lebens, durch Absonderungs-Aussonderungs-und Bildungs-Processe zu befreien, ohne äussere Kunsthülfe.* Dafs aber in der *Stahlschen* Theorie der Medicin die dem Leibe vorstehende Seele nicht als ein besonderes Ding als ein modus existendi gelten sollte, wodurch Eine Besonderheit, und Affection, jene des körperlichen Daseyns, aus einer andern, aus dem psychischen Daseyn erklärt, und hergeleitet würde; sondern dafs ihm die Beseelung nur für die Eingeburt des Ganzen in die Besonderheit, und die Seele organischer Wesen gerade für dasjenige in denselben galt, wodurch sie aufhören, besondere zu seyn, und wodurch sie mit der ewigen Vernunft, und dem All auf selbst ewige und universelle Weise innerlich verbunden sind; solches erhellet aus der Art und Weise, wie er sich gegen die Annahme derjenigen erklärt, welche mit *Galenus* eine Theilung des einfachen Wesens der Seele, und somit eine dreyfache Seele, eine den Bildungsprocefsen vorstehende, eine thierische, und eine sensitive oder vernünftige behaupteten. So bald wie nun Sensation, Ortsbewegung, Sprache &c: Verrichtungen sind, welche ein blofser Leib, ohne dafs eine Seele in ihm innerlich wirksam wäre, nimmer vollbringen könnte; so wie diese Functionen selbst ihrem innersten Wesen nach Nichts anders sind, als ein beständiger Umtausch zwischen Physischem und Psychischem; also dafs dafselbe, was in den Medien des Auges noch Lichtstrahl und Farbenbild, und

in der Netzhaut, und dem Sehnerven noch immer körperliche Bewegung, und dynamische Leitung ist, solches nicht eine ihm entsprechende Vorstellung in der Seele hervorrufe, sondern selbst zur Vorstellung werde, und dafs umgekehrt bey der Locomotion die Vorstellung unmittelbar in körperliche Bewegung, in der Sprache aber der Gedanke in das Wort übergehe, und diesem nicht etwa blofs beigegeben sey, als sein Geist oder seine Bedeutung; — also ist es unsere Behauptung, dafs auch die Vegetations-und Bildungsprocefse, obgleich scheinbar ganz der Naturnothwendigkeit hingegeben, dennoch von der andern Seite unter dem Gesetze der Freiheit stehen, und von derselben vernünftigen Seele regirt werden. Wird dieser Einfluſs der Seele auf die Bildungsprocefse geläugnet, so ist es unerklärbar, wie gewifse Vorstellungen, Affecte, und Leidenschaften unmittelbar ihnen entsprechende körperliche Bewegungen nicht veranlafsen, sondern selbst zu diesen werden, und umgekehrt wie blofs körperliche Bewegungen sich zu Vorstellungen, Affecten etc. erheben. Also bringt die blofs einbilderische Vorstellung des geliebten Gegenstandes bei manchen Eretismus der Geschlechtstheile, also die Furcht Vermehrung gewifser Absonderungen, der Zorn die Aufrichtung der Haare etc. hervor. Dafs Vorstellungen und Afecte in körperliche Bewegungen enden und übergehen, und diese nicht blofs hervorrufen, oder vermöge einer praestabilirten Harmonie mit ihnen zusammentreffen, erhellet auch aus der sonst unerklärbaren Beobachtung, dafs je mehr solche psychische Vorgänge

mit ihnen entsprechenden körperlichen Bewegungen und Veränderungen verbunden sind, desto mehr sie aufhören, in der Seele zu haften, und diese gleichsam frei geben. So ist häufig die gröfste Unkeuschheit des Gemüthes mit der strengsten körperlichen Enthaltung verbunden: — So wüthet der Zorn innerlich im Gemüthe des Menschen um so heftiger, je weniger er sich äusserlich durch körperliche Bewegung entladen kann. Auch der Künstler hat der Idee sich gleichsam entäussert, so wie er sie im Kunst-Werke auserschaffen, und ihre äusserliche Darstellung vollendet hat; und jedem wird sein Gedanke fremder, so wie er ausgesprochen ist. Der sicherste Beweifs für die Einwirkung der vernünftigen Seele auf die Bildungsproces e ist aber die Entstehung der Bildungsfehler an dem Foetus durch die Einbildung der Mutter, welche durchaus nicht geläugnet werden kann. Welches Bild die Phantasie der Mutter empfangen hat, und mit Lebhaftigkeit sich gegenwärtig erhält, solches prägt die bildsame Seele an dem Foetus, ihrem Gebilde, nach: und obgleich weder eine Nervenverbindung, noch eine unmittelbare Gefäfsgemeinschaft zwischen Mutter und Foetus während der Gestation obwaltet, so sind beide dennoch in den innigsten gegenseitigen Rapport gesetzt, und in eine Gemeinschaft zwar nicht des Blutes, oder des Nervengeistes, aber noch höherer, kosmischer, imponderabler Agentiön. Erst in diesen Tagen habe ich wieder einem sonst vollkommen wohlgestalteten Kinde die Hasenscharte operirt, dessen Mutter schon mehrere nicht mit Hasenscharten ver-

unstaltete Kinder zur Welt brachte, welche aber in dem Anfange des 5ten Monathes ihrer Schwangerschaft im Felde durch einen Hasen lebhaft erschreckt wurde, und seit dieser Zeit das Bild des Hasenkopfes lange nicht mehr in ihrer Vorstellungskraft austilgen konnte.

Wir halten, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, die *Stahlsche* Lehre von der Autokratie der Natur in Krankheiten, vorausgesetzt, dafs in der Stahlschen Theorie von der wahren, productiven Natur, und von der Seele nicht als einem besonderen Dinge, sondern als von dem wahrhaft Universellen und Ewigen in den Dingen die Rede sey, für durchaus wahr, und für das höchste leitende Princip in der Therapie. Weder ist es unsere Absicht, das in der *Stahlschen* Lehre Enthaltene mit veränderten Worten als ein Anderes und Neues zu geben, noch unter denselben Worten andere Begriffe mitzutheilen; sondern wir denken uns, wenn wir die heilkräftigen Bestrebungen der Natur für das Erste und Wichtigste bei jeder Heilung, die genaue Beobachtung und Regulirung derselben für das nothwendigste Geschäft des Arztes erklären, ganz dasselbe, was in der *Stahlschen* Lehre die Autokratie der Natur klar und deutlich aussagt.

Wenige nur erblicken den Gegenstand ihrer Wissenschaft rein und unverhüllt, die meisten aber gleichsam verflochten in die Meinungen und trügerischen Ansichten der Vielen, welche vor ihnen denselben Gegenstand behandelten; so dafs das eigentliche Object der Betrachtung ihnen ganz entgeht, und sie sich nur

an den falschen Schein halten, mit welchem es bestrickt ist, den sie zwar aufzuheben trachten, allein nicht, um das Object in seiner Lauterkeit und Ungetrübtheit anzuschauen, sondern um eine neue Einseitigkeit an die Stelle der vielen von ihnen bestrittenen zu setzen. Einige aber verwickeln vor unsern Augen den Gegenstand auf alle Weise, und verrücken beflissen die klare Ansicht desselben, die ungesucht jedem sich darbeut, um ihn alsdann wieder entwickeln, und mit falscher Dialektick beleuchten zu können.

Herrlich ist die Behandlung der Geschichte der Wissenschaft, wenn in ihr eine stets sich mehr enthüllende Offenbarung ihres Gegenstandes, ein Hervortreten seines Wesens, und seiner innern Bedeutung, und das Abstreifen blofser Formen und Zufälligkeiten, mit welchen er sich in der Erscheinung vermischt hatte, bemerkbar ist. Aber gewifs giebt es nichts so Trostloses, die innere Einheit des Lebens, welche in der Geschichte ist, also Zerrüttendes, als die Auffassung jeder Schulmeinung über einen bestimmten wissenschaftlichen Gegenstand als einer blossen Einseitigkeit, und die Zerfleischung derselben durch eine nur auf das Gegenseitige gerichtete Polemik. Die Begriffe von Gesundheit und Krankheit hat nichts so sehr verwirrt, als die erschlichene Voraussetzung, die Gesundheit müsse in einer Zuthat zu dem Leben bestehen, ein besonderer Zustand, eine Afection, Modification desselben seyn, welcher ein anderer Zustand, eine andere Modification, genannt Krankheit, gegenüber, oder zur Seite stehe. Wenn aber das Leben

ein vollkommener Begriff ist, der in sich selbst vollendet als ein Ganzes besteht, wie soll nun durch die Gesundheit irgend etwas, das noch nicht in ihm selbst enthalten wäre, ohne dessen Beeinträchtigung zu ihm hinzukommen? — Die Gesundheit ist eben die Ausschliessung alles Fremdartigen, nicht unmittelbar zu dem Leben gehörigen von seinem Begriff, und von der Art seiner Erfüllung in den lebenden Dingen; — nur die Krankheit ist eine von aussen hinzukommende Afection, eine Bestimmung des Lebens, welche nicht unmittelbar mit und in ihm gegeben ist. Der gemeine Sprachgebrauch nennt jene erste Afectionslosigkeit, den reinen, klaren Bestand durch sich selbst, negativ, und hält ihn für eine Privation: — solche Zuthat aber wird für etwas Positives, Wirkliches, die Summe des Vorhandenen Vermehrendes erachtet. Da jedoch solche Afection, und fremdartige Zuthat eine wahre Beraubung, nemlich von der reinen, klaren Selbstbestimmung des Dinges durch seinen Begriff, und da diese Selbstbestimmung das herrlichste in allen Dingen ist, so ist jene etwas wirklich Negatives, Verneinendes, die lautere ungetrübte Selbstgleichheit aber ist die reinste Bejahung.

Krankheit ist somit eine Negation, eine Beschränkung des Lebens, eine Affection des Organismus als eines Naturdinges, welche nicht durch das Leben an ihm bekräftiget ist. Die vollkommene, idealische Gesundheit ist diejenige, da in dem Organismus nur rein positives, zur Selbstbejaung der Idee gehöriges, — da diese allein ihn bestimmend, alles in ihm hervorbrin-

gend und bethätigend ist. Was sich ausser diesem allein Positiven und wahrhaft Realen noch in dem sterblichen Antheil des Organismus findet, das ist das Werk der Krankheit und des Todes.

Die Krankheit ist daher nichtig und eitel, weil sie etwas dem wahrhaft Positiven entgegenstrebendes, dieses aufzuheben trachtendes ist: aber sie ist nicht, die bloſse Aufhebung oder Verringerung der Gesundheit: sondern sie ist etwas neben der Gesundheit, und der Fülle des Lebens. Der Kranke hat ein zweifaches Gesetz in sich, das Gesetz des Lebens und das Gesetz der Krankheit; und so wie nur das Gute ein Vollendetes, und in sich Zusammenhängendes ist, das Böse aber überall dem innern Widerspruch unterliegt, und der Entzweiung der besten Kräfte eines Dinges, wodurch es in sich selbst aufgerieben wird, so ist auch die Gesundheit der innere Frieden des organischen Wesens, die Harmonie der Kräfte unter sich: — in der Krankheit aber ist nur Widerspruch, und innere Befeindung des organischen Wesens durch sich selbst. — Die Krankheit ist daher unmittelbar in dem erkrankten Gebilde, nicht in einer Beziehung desselben zu andern Gebilden, oder in der Gesammtbeziehung aller Gebilde zu dem Organismus. Das besondere Ding selbst ist erkrankt, verderbt, und hat angefangen sich dem Tode, und der Auflösung seines besseren Seyns zu übergeben. Denn jede Krankheit ist nur eine Art zu sterben, ein Actus des Todes, ein diesen einleitender Proceſs.

Wie die Heilung der Krankheit zu Stande komme,

das bleibt dem Begriffe ewig verborgen, und gehört zu den schlechthin unbegreiflichen Dingen. Wer hat erkannt, wie die Idee, und das, was unmittelbar von ihr ausgeht, sich mit sinnlichen Dingen verbinde, wenn diese einmal etwas besonderes für sich, und neben der Idee bedeuten? und solche Selbstbedeutung, solches durch sich selbst Bestehen der sinnlichen Dinge in Wegwendung von ihrem ewigen Begriff, ist die Wurzel und der Anfang des Unrechts, so wie der Krankheit. Wie nun die Idee sich im Kunstwerke mit der Materie vermischet, nicht blofs auf ihr ruhend, über ihr schwebend, sondern sie innerlich durchdringend, und in dieser Vermischung die Schönheit der Form erzeugend; also ist es ein künstlerisches Streben des heilenden Arztes, den Widerstreit zu lösen, der zwischen dem Leben als dem unsterblichen Begriff des lebenden Dinges, und zwischen dem lebenden Dinge selbst ist. Jede Krankheit ist der Anfang irgend eines Todes, jede Heilung eine neue Erschaffung des Lebens, eine Wiederanknüpfung des sinnlichen Dinges an die Idee, ein Realwerden der letzten in dem ersten. Wie in dem Kunstwerke die Schönheit der Form nur aus der Vermälung des Gedankens und des Stoffes hervorgeht, also entsteht durch das künstlerische Streben des Arztes die Gesundheit. Zwey Dinge sind dem Arzte gegeben — einmal das Leben als der ewige und unsterbliche Begriff, und das lebende Ding als weggewandt von dem Begriffe des Lebens, seine Bekräftigung nicht von jenem herleitend, sondern etwas durch seine Besonderheit bedeutend. Zwey

Dinge sind dem Künstler gegeben: einmal der göttliche Gedanke, der in ihm ist, und durch ihn wirkt, und der träge Stoff von aussen, das Naturproduct, an welchem die Idee hervorleuchten und sich kund-geben soll! — Wer sieht im Apoll vom Bellvedere den Marmor, und wer die Farbe in der Raphaelschen Verklärung? — Beyde als Naturdinge sind überwältigt von der Macht der Idee; und so wie das empirische Seyn, der materielle Bestand an den Dingen überhaupt nichtig, und für die wahre Betrachtung nicht vorhanden ist; also ist die künstlerische Betrachtung, und die durch das schöne dem Gemüthe einerzeugte Begeisterung von solchen Zufälligkeiten hinweggewandt, und auf das Wesentliche, Unvergängliche in den Dingen, auf den göttlichen Gedanken gerichtet.

Auch in dem organischen Leben ist nur die klare Negation alles besonderen von dem Leben getrennten Daseyns, die Verdrängung der Materie aus dem wahrhaften substantiellen Bestande dieser Dinge; mit andern Worten: das Leben, das urbildliche, ewige Leben ist auch ganz die Besonderheit dieser Dinge, und schon durch ihren Begriff ist jede andere Besonderheit in ihnen auf das vollkommenste negirt. Durch die Krankheit aber ist diese alleinige Wirksamkeit des Lebens in den Dingen aufgehoben, es ist ihnen ein fremdartiges, nicht durch ihren Begriff praedestinirtes Wirken und Streben eingepflanzt. Das lebende Ding soll aber wieder reine Selbstbestimmung werden, es soll in sich, in dem wahren Ansich desselben, und nicht in äufserer Affection gründen, das Leben soll

wieder mit ihm nicht bloſs auf allgemeine, sondern auf ganz besondere Weise verbunden seyn. Solches ist die Heilung, und ihr Geschäft.

Wird daher die Aufgabe der Medicin auf mehr negative Weise aufgefaſst, so ist ihr Streben auf die Vertilgung der Krankheiten gerichtet. Wird sie aber, so wie es in der Natur der Sache liegt, auf positive Weise dargestellt, so ist ihre Aufgabe rein Hygeiologisch, die Wiedereinführung der Gesundheit in die Welt, die allgemeine Verbreitung des Lebens und der Wohlfarth ist ihr Ziel. So wie die Rechtswissenschaft kein höheres Streben hat, als die Wiederherstellung der Gerechtigkeit unter den Menschen, und die Austilgung alles Unrechtes und jeder Unthat, — so wird das Streben der Medicin nur durch die vollkommne Heilung der Menschheit von jedem Gebrechen, durch ihre Erlösung von jedem Leiden erfüllt.

Die bildende Kunst aber, welche das Naturproduct und den göttlichen Gedanken zu Einem verbindet, möchte ein leerer Name, und ein bloſser Allgemeinbegriff seyn, wären beyde, der göttliche Gedanke und das Naturproduct nicht dem Wesen nach Eines, und wäre die Natur nicht selbst von göttlichen Gedanken in ihrem Innersten erfüllt. Es ist daher in der Natur selbst ein künstlerisches Streben, ein Ringen nach Entfaltung der verschloſsenen Blume, nach äusserer Offenbarung des göttlichen Gedankens. Daher geht von dem leuchtenden Krystall anhebend durch das wundervolle Reich der Blüthe, und des blumigen Lebens bis zu der herrlichen Gestaltung des Menschen

eine ununterbrochene Reihe von Kunstwerken, der höchsten, und vollkommensten Art; und auch die Kunst vermag keine andern Gestalten und Abbilder der Ideen hervorzubringen, als jene, welche die Natur erschafft, — nicht aber als hätte die Kunst, als bloſse Nachahmerin, ihre Formen von der Natur entlehnt, sondern weil durch die Erzeugniſse der Natur die Nothwendigkeit der Dinge, und ihre ewige Ordnung erfüllt, jede Zuthat daher chimärisch, und wesenlos ist: — d. h. weil beyde, Kunst und Natur, dem Wesen nach Eines, Offenbarungen derselben göttlichen Urkraft aller Dinge, jene nur mit Bewuſstseyn der in ihr wirkenden Idee, diese aber bewuſstlos producirt.

Also ist auch die Medicin kein die Natur übertreffendes Wirken und Erschaffen, selbst kein bloſser Gebrauch in der Natur vorhandener Mittel zu dem Zwecke der Heilung: — *sondern die Natur ist selbst heilkräftig, so wie sie künstlerisch ist*; – ohne Lenkung durch einen aufser ihr befindlichen sie beherrschenden und ordnenden Verstand, — vielmehr durch die ihr Innerstes erfüllende, stumm in ihr verhüllte Vernunft, bewirkt sie die Heilung der Krankheiten, und strebt nach Wiederherstellung der Gesundheit. Ohne solches heilkräftige Streben der Natur kömmt nirgendswo die Heilung auch nur Einer Krankheit, auch nur in einem concreten Falle zu Stande; wo das heilkräftige Streben der Natur erliegt, da ist alle Kunsthülfe vergebens; so wie die Ungelehrigkeit des Stoffes oft die Ausprägung

gung der Idee in dem Kunstwerke verhindert: — und unaufgehalten durch das verkehrteste, impetuoseste Einwirken einer fälschlich sogenannten ärztlichen Kunst bewirkt dennoch die Heilkraft der Natur die Heilung vieler, und der schwersten Krankheiten.

Ehe der Wirkung irgend eines ärztlichen Verfahrens, z. B. der Anwendung eines bestimmten Arzneimittels die Heilung einer Krankheit zugeschrieben wird, sollte doch jeder Vernünftige billig voraussetzen, dafs entschieden, und mit Gewifsheit erkannt wäre, welchen Verlauf die Krankheit ohne solches ärztliches Verfahren, ohne die Anwendung dieses bestimmten Arzneimittels genommen haben würde. Allein das Naturgeschichtliche des Verlaufes aller Krankheiten ist Vielen, und das Naturgeschichtliche des Verlaufes vieler Krankheiten ist allen noch gänzlich unbekannt, und daher ist die Arzneimittellehre noch gröfstentheils eine eitle Jactation, eine blofse Prahlerei mit Erfolgen, welche allem übrigen eher, als den angewandten Arzneimitteln zuzuschreiben sind.

Welchen nachtheiligen Erfolg die Verdrängung der alten Lehre von der Heilkraft der Natur, und von ihren Wirkungen in dem erkrankten Organismus durch die ungenügendste Widerlegung derselben auf die Bearbeitung der Heilkunde hervorbrachte, ist bekannt. Niemals wurde so stürmisch und gewaltsam der Verlauf der Krankheiten gestöhrt, die heilsamen Bestrebungen der Natur so sehr perturbirt, als in dieser Zeit des medicinischen Terrorismus. Ausser dem Streben der Natur, und dem Streben der Krankheit wurde

noch ein 3tes, den erkrankten Organismus nicht minder zerfleischendes, das durch allgemeinen Aufruhr entzündende Arzneimittel hervorgebracht, und durch die ganze Verlaufszeit der Krankheit unterhalten: die Symptomata morbi, die Symptomata salutaria, und die Symptomata Factitia, die erkünstelten, durch impetuoses Kunstwirken hervorgebrachten, und unterhaltenen, — vermischten sich untereinander, trugen gegenseitig zur Verschlimmerung, und zur Vermehrung ihrer Heftigkeit bei; so entstand eine Verwirrung, daſs diejenigen Aerzte, welche aus solchem Aufruhr der Kräfte sich das Bild einer Krankheit abgezogen haben, eher alles andere, als eine wahre naturgetreue Erkenntniſs der Krankheit, und ihres Verlaufes gewinnen mochten.

Auch die Krankheit hat ihre Regel, ein sie bestimmendes und ordnendes Gesetz: sie hat eine bestimmte Lebensdauer, und durchläuft ihre Alter, ihre Lebensperioden gleich andern organischen Wesen. Der wahre Arzt ist nun gerade derjenige, nicht welcher den gröſsten Vorrath von Arzneimitteln hat, und der fertigste Receptschreiber ist, sondern derjenige, welcher den Verlauf der Krankheiten am genauesten erkennt, jedes Streben nach Gestaltung und Umgestaltung, welches in diesen ist, durchschaut.

Es ist aber in allen Krankheiten ein fortwährend thätiges, und auf die Wiederherstellung der Gesundheit gerichtetes, dem Organismus nicht von aufsen beigebrachtes, sondern innerlich einerzeugtes Streben, welchem gegenüber die Krankheit sich auf eigenthüm-

liche Weise entwickelt, gegen welches sie aber nur eine Zeitlang bestehen kann, und von dem sie endlich überwältiget in sich selbst zerfällt.

Es liegt in der Krankheit, so wie in dem Unrecht, und dem physischen Uebel ein innerer Widerspruch mit sich selbst, ein Streben nach eigner Vernichtung. Die Vernunft sieht ein, dafs das Unrecht, und die Krankheit nicht seyn, nicht bestehen, und erhalten werden sollen. Sie haben keinen Antheil an dem wahrhaft realen, substantiellen Seyn der Dinge, sie sind folglich der Wurzel des Seyns und Bestehens beraubt, und vergehen wie Trugbilder, und phantastische Schattengestalten nach ephemerer Lebensdauer. Daher ist die Krankheit nicht ein reines, klares Streben und Produciren nach einer bestimmten Richtung; sondern sie ist mit sich der Richtung nach entzweiet; ihr Streben ist gerichtet auf die Vernichtung des Lebens, und auf die Erschaffung des Todes: allein das Leben ist in der Krankheit noch nicht ganz untergegangen; sonst wäre ihr Streben erreicht, und folglich in dem Tode, als einer blofsen Privation, ihr Streben erloschen. Der Fortbestand des Lebens auch in der Krankheit, die Art und Weise, wie das Leben auch im erkrankten Organismus fortwährend thätig ist, ihrer Herrschaft denselben wieder zu entreifsen, und sich neu in ihm zu befestigen verlangt, ist eben die Heilkraft der Natur. In dem erkrankten Leibe ist aber ein doppeltes Werk zu unterscheiden. Einmal das Werk des Lebens, und dann jenes der Krankheit: — was dem letzten angehört, das ist eine Erscheinung, ein

Symptom der Krankheit: das Werk des Lebens aber wird durch die heilsamen *Bestrebungen der Natur* vollbracht.

Vermöge jenes innern Widerspruches, der in der Krankheit ist, mufs sie nothwendig mit eigner Vernichtung enden. Denn welches wesenlos in sich ist, und den Keim des Widerspruches, der innern Auflösung seiner Elemente in sich trägt, das überlasse Du nur seiner eignen Entwicklung und Verbreitung. Je mehr es sich innerlich enthüllt, und zum äufsern Leben entfaltet, desto sicherer bereitet es den eignen Tod und Untergang. Das in sich Lebenskräftige, und wahrhaft subtsantielle aber kann durch die Enthüllung seines besondern Seyns, und durch seinen Wachsthum nur immer herrlicher und vollendeter werden, aber niemals verderben oder untergehen. Daher verliert die Krankheit an Kraft, je mehr sie sich ausbreitet und verwirklichet. Also sehen wir in der Entstehungs- und Fortbildungsperiode exanthematischer Krankheiten dem wirklichen Ausbruche des Exanthems die gröfsten Stürme, die innerlichsten Erschütterungen und Bebungen des Organismus vorhergehen. Nachdem die Krankheit ihr Object gefunden, und sich ihr Bild an der Hautoberfläche erschaffen hat, endet bei normalem Verlaufe ihre Macht, und es tritt häufig ietzt ein ganz apyretischer Zustand ein. Es ist die Stunde der Geburt der Krankheit eben so mühseelig und gefahrvoll, als jene anderer organischer Wesen. Aber das nun erschaffne Object der Krankheit, die exanthematische Gebildung ist eine chimärische, wesenlose;

statt des Bestandes, reist sie ihrem Untergange entgegen, und fällt nach kurzer Dauer ab, wie eine unreife Blüthe. — Also steigt auch bei den heftigsten Fiebern die Macht der Krankheit unaufgehalten durch jedes Kunstwirken bis zu einem gewifsen Grade von Heftigkeit, — den höchsten für die Krankheit erreichbaren. Bis dahin ist oft alles arzneiliche Verfahren eitel und fruchtlos. Plötzlich aber ist der Zauber gelöfst: die zu ihrer Höhe und Erfüllung gekommene Krankheit kann nicht bestehen gegen die erhaltene, und unversehrt gebliebene Kraft des Lebens, die Metamorphose der Krankheit wird rückgängig, aber ihr Verlauf ist nicht so langsam, und durch jene längere Perioden ausgedehnt, welche bei dem Vorwärtsschreiten der Krankheit bemerkt wurden: sondern die Besserung tritt schnell und auffallend ein, sie ist ein rascher, oft unvermutheter Rückschritt zur Genesung.

So wie es die höchste Klugheit ist, dasjenige, was durch sich nicht bestehen kann, und mit sich selbst entzweit ist, seinem eignen Schicksal und Verderben zu überlafsen, so wie durch einen ihm von aufsen beigebrachten Stofs oft die ihrer Auflösung schon entgegengehenden Elemente wieder zusammen gehalten werden, und neuen Bestand erhalten, so erwatte der Arzt in bestimmten Fällen nur die eigne Entwicklung der Krankheit, und ihres Strebens: sie wird durch eigne Nichtigkeit vergehen, und könnte durch impetuoses Kunstwirken nur neue Kraft und Nahrung an sich ziehen.

Es war daher eine höchst sinnige und inhaltvolle

Maxime der Alten, — bei acuten Krankheiten müfse man vorzüglich auf die Erhaltung der Lebenskräfte Bedacht nehmen, übrigens aber die Krankheit mehr ihrer eignen Entwicklung überlafsen, damit sie durch ihr eigenes Werk zu Grunde gehe.

Denn die acuten Krankheiten sind es vorzüglich, bei welchen die Heilkraft der Natur in voller Wirksamkeit erscheint, und bei welchen die heilsamen Bestrebungen derselben den Symptomen der Krankheit wenigstens das Gleichgewicht halten. Die Malignität der Fieber, und der acuten Krankheiten überhaupt besteht eben in dem Abgange solcher heilsamen Bestrebungen, in dem sogleich des Anfangs eintretenden Dahinsinken der Lebenskräfte, wodurch es geschieht, dafs wegen frühzeitig eingetretner Erschöpfung, und wegen Mangel an Widerstand der Kranke bei scheinbar wenig heftiger Aeufserung der Krankheit die Beute derselben wird. In chronischen Krankheiten ist dagegen der Gang der Entwicklung und Fortbildung langsamer; und eben so sind auch die entgegengesetz-Bestrebungen der Natur weniger energisch. Auch darinn findet *E. Stahl* einen Beweifs der innern Vernunft, Wahl und Absicht der Natur, dafs sie denjenigen Krankheiten, welche schnelle Gefahr drohen, ein thätigeres, anhaltenderes, und wirksameres Streben entgegensetzt, den chronischen Krankheiten aber, welche sich langsamer und allmähliger ausbilden, mehr träge, und weniger angestrengt entgegenwirkt.

Hieher gehört die Bemerkung, dafs die heilsamen Bestrebungen der Natur zur Vertilgung der Krankheit

bei einzelnen Menschen it ihrer Gemüthsart übereinstimmen, dafs sie bei demjenigen, welcher trägeren Sinnes ist, überhaupt träger und langsamer, bei Menschen von heftiger Gemüthsart dagegen rascher und heftiger vorgehen.

Zwei Thatsachen, welche von jedermann beobachtet sind, und deren Erzählung in eines jeden Mund gelegt ist, geben lautes Zeugnifs von der Autokratie der Natur in acuten Krankheiten. Die erste ist: dafs Fieberkranke, besonders aus der dürftigen Volksklasse ohne alle Kunsthülfe, blofs den Kräften der Natur überlafsen, oft wiedergenesen, und dafs die Krankheit einen gleichmäfsigen, bestimmteren, und oft weniger gefährdeten Verlauf, als bey dem thätigsten Kunstwirken, gleichviel von welcher Art, hält. Die zweite noch auffallendere, und die Streitsucht entgegengesetzter Partheien, und trügerischer Meinungen nicht weniger beschämende ist: dafs das Resultat der verschiedensten dem Princip und der Wirkung nach sich gradezu widerstreitenden Curmethoden bey Krankheiten derselben Art, defselben Verlaufes, z. B. in der nemlichen Epidemie, und unter ganz gleichen Umständen in Rücksicht auf Tödlichkeit, auf die Anzahl der Genesenen, und auf die Schnelligkeit oder Langsamkeit der Genesung vollommen dafselbe ist. Eines wie das Andere wurde bisher als blofse Volksmeinung, oder als die Aussage einer übertriebenen lächerlichen Scepsis angesehen: aber die Aerzte sind unvermögend, beyde Thatsachen zu läugnen, oder die Folgerung aus denselben zu widerlegen So sind wir von der

lebhaftesten Ueberzeugung durchdrungen, daſs in Beziehung auf das ansteckende, epidemisch - herrschende, besonders noch mit einer andern Krankheit, z. B. mit der Scarlatina verbundene Kindbetterinnenfieber keine der bisher angewandten Heilmethoden irgend etwas befriedigendes geleistet habe, und sich eines günstigern Erfolges in Beziehung auf eine andere, ihr etwa geradezu entgegengesetzte rühmen könne. Und eben so bey vielen Anderen. Die Autokratie der Natur, sich selbst genügend, und heilkräftig in sich selbst, spottet des Wechsels medicinischer Systeme, und ihr Heilgeschäft vermochte weder die Blutgierde der Antiphlogistiker, noch der Emetolaxatismus der Gastriker, noch die Verbrennungs - und Betäubungsmethode der Neuern zu stöhren, oder in ihrem Gange aufzuhalten. Daſs in verschiedenen Zeitaltern verschiedene, und ganz entgegengesetzte Curmethoden bey denselben Krankheiten dasselbe leisteten, suchte man aus der Veränderung des Genius der Krankheiten, aus der Verschiedenheit des Charakters der Einen Epidemie von der andern herzuleiten, und so die Ehre der fälschlich sogenannten Kunst zu retten. Als ein Glück für das Menschengeschlecht wäre es alsdann zu preisen, daſs die inflammatorische Krankheitsdiathese gerade zu den Zeiten *Sydenhams* herrschte, daſs der gastrische, und biliöse Krankheitscharacter mit der allgemeinern Verbreitung der Brech- und Laxiermethode zusammentraf, und daſs *Brown* lebte und lehrte zu einer Zeit, da die verderblichste Asthenie, so des Leibes wie der Seele, überall, und alles be-

herrschte. Was würde aber daraus entstanden seyn, wäre ein *Stoll* zu unsern Zeiten gebohren, oder vermöchte dieses asthenische Zeitalter, eine so kräftige Natur, wie *Sydenham* hervorzubringen?

Wollten wir auch eine solche prädestinirte Uebereinstimmung des Genius der Epidemien mit den Lehrmeinungen der Aerzte zugeben, und eingestehen; so ist die noch schwierigere Aufgabe diese: zu erklären, wie nicht bloſs in verschiedenen Zeitaltern, sondern zu Einer und der nemlichen, z. B. unserer Zeit die verschiedensten und sich entgegengesetzen Behandlungsarten Einer und derselben acuten Krankheit denselben Erfolg gewähren.

Wie verschieden ist die Behandlung der Lungenentzündung, des Seitenstiches bey verschiedenen Aerzten. Dieselbe Krankheit, bey welcher der Eine 5—6 starke Venaesectionen, Sauerhonig, Salpeter, Gerstenwasser, und strenge Enthaltung verordnet, behandelt der andere mit Senega, Schlangenwurzel, Camphor, Vesicantien etc. Wie verschieden ist überhaupt unter den Aerzten die Behandlung irgend einer acuten Krankheit sogleich in ihrem Entstehen? — Nicht zwey derselben führen den Kranken den nemlichen Weg, und dennoch kommen die meisten, wenn der Fall nicht sehr schwierig ist, der Eine etwas früher, der andere später an das gleiche Ziel. In der Periode der weitern Ausbildung und Verbreitung des Brownschen Systemes, welch grofse Spannung, welch schneidender Gegensatz, und wechselseitige Verdammung war zwischen den ältern, noch übrig gebliebe-

nen Gastrikern, und den neuen Phlogistikern? wie verkündeten beyde Theile Tod und Verderben, von der gegenseitigen Behandlungsart? — und von welcher Seite ist die Weissagung eingetroffen? — Das Unheil ist überall nur in den Extremen und in der jugendlichen Uebertreibung: — die Rettung dagegen in der Mässigung und Fertigkeit des Arztes, da Consequenz in irgend einer Methode, gleichviel in welcher, besser ist, als ein unstätes Schwanken von der einen zur anderen. Die bessern und klügern Aerzte enthalten sich daher überall bey der Behandlung acuter Krankheiten von sehr heftig wirkenden Mitteln, machen von wirksamen Arzneimitteln einen weisen und sparsamen Gebrauch, thun weder von der einen, noch von der andern Seite zu vieles, und erwarten das Meiste und Wichtigste von den heilsamen Bestrebungen der Natur. Vorzüglich im Anfange acuter febrilischer Krankheiten, und so lange die Kräfte der Natur in voller Integrität und Wirksamkeit gegen die Krankheit bestehen, ist in den meisten Fällen jede sehr active Behandlung höchst schädlich, und der heroische Gebrauch sogenannter Reitzmittel bringt hier eben so viel Verderben, als utriler Emetolaxatismus. Aber auch in der Entscheidungsperiode, und gegen das Ende solcher Krankheiten, selbst alsdann, wenn die Lebenskräfte bereits sehr gesunken, und dem Erlöschen nahe sind, bringt die Anwendung starker Erweckungsmittel selten Heil. Der Phosphor und andre Mittel fachen zwar unter solchen Umständen die schwache Flamme des Lebens wieder

etwas an, aber nur damit dieses sich um so schneller verzehre, und unwiderbringlich erlösche. Ein Typhuskranker, der im höchsten Grade von Schwäche der Lebenskräfte durch die Einwirkung der gewaltigsten Lebensgeister der Natur, wie solche in dem Camphor, dem Bisam, den Naphten, dem flüchtigen Laugensalze etc. wirksam sind, noch fortlebt, scheint mir zu leben, wie ein im galvanischen Experimente zukender Muskel eines getödteten Thieres. Es ist solche Bewegung, und solches rasche Auflodern der Lebensflamme kein gedeibliches Leben, welches sich erhalten, und fortbestehen kann, — es ist der letzte Glanz, welchen das erlöschende Leben in jedem ersterbenden Dinge von sich wirft. — Schwach und unzureichend sind die Mittel, welche wir den Krankheiten, und ihrer zerstöhrenden Einwirkung entgegensetzen: und diejenigen, welche anfangs noch etwas wirken, und den besten Erfolg bringen, hören bald auf, wirksam zu seyn. Also verdoppelt, oder verdreyfacht man vergebens die Dosen wirksamer Arzneymittel, um die bereits fortschreitende Heilung weiter zu führen, und zu vollenden. Es tritt ein Zeitpunkt ein, wo sie nichts mehr wirken, und mit andern vertauscht werden müfsen. Vergeblich wäre aller Kampf der Heilkunde gegen die Krankheit, trüge diese nicht den Grund ihres Zerfallens, und ihrer Vernichtung in sich selbst. Wie ohnmächtig sind auch die Mittel gegen das Unrecht, und gegen das physische Uebel, welche dem Menschen zu Gebothe stehen. Die engste Bewachung und polizeyliche Umgebung hindert den

Menschen nicht, das Unrecht zu begehen, und keine Strafe schröckt von dem Verbrechen zurück. Wie unvollkommen ist jede Criminalgesetzgebung, wie unzureichend in ihrer Vollstreckung: und dennoch kann sich das Unrecht nur innerhalb gewisser Grenzen ausbreiten, weil es in sich selbst widersprechend ist. Der Damm setzt wohl der Ausbreitung des angeschwellten Flusses für einige Zeit Grenzen: — allein dieser läuft nach kurzer Ueberfüllung seines Bettes wieder ab, durch die Ohnmacht seiner Quellen, und den Unbestand seines Ueberflusses; sonst durchbräche er auch den festesten und sichersten Damm.

Die ansteckenden Krankheiten haben zwar scheinbar das Bestreben, sich zu vermehren, ihre Art zu erhalten, fortzupflanzen, und vor dem Untergange zu erretten, allein das Contagium verliert an Wirksamkeit durch seine Ausbreitung und Fortpflanzung: denn so wie ein nicht angefrischtes Geschlecht, in welchem die Zeugungen immer von einerlei Art sind, und die Erzeugenden nicht ihren Gegensatz aufser ihrem Geschlechte suchen, um sich mit ihm zu vermischen, nothwendig verdirbt und unkräftig wird, so verdirbt auch der Saame der Krankheit schon durch die bloſse Fortpflanzung. Also sehen wir alle contagiösen Krankheiten ietzt einen weit gelinderen Verlauf einhalten, als ehemals bey ihrer ersten Erscheinung, was gewiſs nur sehr geringem Antheile der jetzt beſseren Behandlung zuzuschreiben ist. Wer erkennt in den syphilitischen Afectionen, so wie sie sich in unsern Tagen äufsern, das Bild jener schröcklichen, schnell verwü-

stenden, durch die bloſse Gemeinschaft des Lebens ansteckenden Krankheit, als welche die Lues zuerst in Europa erschien? — Die Pocken haben durch ihre gröſsere und allgemeinere Verbreitung vieles an Heftigkeit der Krankheit, und an relativer Tödlichkeit verloren. Die Influenza, der ruſsische Catarrh wurde immer schwächer, je mehr er sich ausbreitete. Auch ist gewiſs, daſs jede Krankheit um so mehr von ihren besten Kräften verliert, je mehr sie sich von ihrer eigenthümlichen Geburtsstätte entfernt, und in ihr unwirthliche Gegenden verbreitet. Denn die physische und geographische Verbreitung der Krankheiten ist denselben Gesetzen unterworfen, wie jene der Pflanzen, Thiere und Zoophyten. So wie nun die hohe Eiche in den Polargegenden zum niedrigen Gesträuche wird, und der edle caucaſsische Menschenstamm zur verkrüppelten Nation der Lappen einschrumpft, — also ist das gelbe Fieber der heissen Tropenländer Westindiens mit jener Krankheit kaum zu vergleichen, welche durch seine Verpflanzung nach Livorno, Malta, Cadix etc. sicher deſselben Ursprunges entstand. Viele Krankheiten, welche in heissen Gegenden das Vermögen besitzen, sich durch Ansteckung einer Art von Zeugung fortzupflanzen, sind zeugungsunkräftig in unsern Gegenden. Der Saamen der Lepra arabum aber ist, so oft er auch nach Europa gebracht wurde, immer wieder ausgegangen. Ueberhaupt ist bey contagiösen Krankheiten nichts schädlicher, als die ansteckenden Kranken an Einem und demselben Orte, z. B. in Hospitälern anzuhäufen, und das sicherste

Mittel, den Contagien Einhalt zu thun, ist dieses, die Kranken zu zerstreuen, auf das Land zu vertheilen. Bei solchen Krankheiten sind auch die Gefahren ihres Verlaufes weit gröfser, wenn der Kranke in derjenigen Atmosphäre, denselben climatischen und andern Einflüfsen ausgesetzt verbleibt, unter welchen die Krankheit zuerst entstanden ist, und sich ausgebildet hat. So ist bey dem Kerker- oder Schiffsfieber jeder Gefangne oder Seemann, der im Kerker, oder auf dem Schiffe gelafsen wird, bey der besten Pflege in der Regel verloren; und es ist hieraus einzusehen, warum der Transport von einem Orte zum andern auch schon sehr entkräfteten Typhuskranken oft, nicht wie man erwarten sollte, höchst schädlich, sondern im Gegentheile ihrer Genesung förderlich, — und warum in fliegenden Feldspitälern die Sterblichkeit am Nerven - und Faulfieber geringer, als in stehenden Hospitälern ist.

Bey epidemischen Krankheiten ist dafselbe, wie bey contagiösen, nur auf andere Weise der Fall. Gegen das Ende der Epidemie werden die Krankheiten weit gelinder; sie weichen Heilmitteln, die im Anfange derselben, und so lange die Krankheit noch in der Zunahme begriffen war, unnütz, ja sogar schädlich waren. Denn so wie jede febrilische Krankheit im Einzelnen, so hat auch jede Epidemie im Ganzen eine Periode ihrer Entstehung, ihrer Zunahme, ihrer gröfsten Höhe, ihrer Abnahme, und ihres allmähligen Verschwindens. Zuerst sind nur wenigere Individuen, gewöhnlich Kinder, Weiber, schwächere

Jünglinge, dürftigere, übler genährte Menschen von der Krankheit ergriffen, denn diese haben die gröfste Empfänglichkeit für den Saamen der Krankheit. Die Erscheinungen sind noch gelinde, und wenn die Sterblichkeit schon ietzt verhältnifsmäfsig grofs ist, so ist die Folge der annoch obwaltenden Unkunde der Aerzte von dem neuen Feinde, und den Mitteln zu seiner Bekämpfung. In der Folge wächst die Krankheit immer mehr zu einer furchtbaren Höhe heran, sie gewinnt in Ausbreitung, Heftigkeit. In ihrer gröfsten Höhe wird nun die epidemische Krankheit ansteckend, die es in ihrem Anfange nicht war. Denn dafselbe, was für die organischen Wesen die Fortpflanzung durch Zeugung ist, dafselbe ist für die Krankheiten die Ansteckung. Die contagiösen Krankheiten haben eine Periode der Blüthe, Efflorescenz, und in der zunächst auf diese folgenden wird der Saamen der Krankheit bereitet, der, wo er ein empfängliches Erdreich findet, Wurzel schlägt, und gedeihet. So wie nun die organischen Individuen nur in ihrer schönsten Lebensperiode, in welcher die ganze Fülle und Kraft ihres ewigen Daseyns in ihrem sterblichen und wandelbaren Seyn geoffenbaret wird, zeugungskräftig zu seyn pflegen; also auch die Krankheiten in ihrer Höhe und Vollendung. Daher ist die Anzahl ansteckender Krankheiten nicht so geschlossen und eingeschränkt, als gewöhnlich dafür gehalten wird; sondern unter gegebnen Bedingungen kann eine Krankheit in ihrer gröfsten Höhe ansteckend werden, die es sonst nicht zu seyn pflegt. Das Stadium der Höhe

der Epidemie ist von längerer, oder kürzerer Dauer; das Stadium der Abnahme und des Erlöschens verläuft immer rascher, als jenes der Zunahme. Oft sind es auffallende meteorische, atmosphärische Veränderungen, Winde, anhaltende Regengüsse etc., unter deren Einfluss die Epidemie zu Ende geht: aber in vielen Fällen hört diese auf, ohne dass der aufmerksamste Beobachter den Grund davon auffinden könnte, nicht weil keine für die Krankheit empfänglichen Individuen mehr übrig sind; sondern weil die Kraft der Krankheit gealtert, weil ihr Saamen nicht mehr befruchtet, und ihr Lebenslauf geschlossen ist.

Das wundervollste Geschäft der heilkräftigen Natur bey acuten Krankheiten ist das Geschäft der Crisen und der critischen Ausleerungen. Die Crisen sind weder die Ursache, noch die Folge der Heilung; noch sind sie bloße Zeichen der geschehenen Heilung, — sondern sie sind die Heilung selbst. Die Krankheit verläuft, so wie jeder bestimmte, durch den Kampf widerstreitender Kräfte unterhaltene Proceß, in 3 Perioden, welche jene der Crudität, der Coction und der Solution sind. Diesen ursprünglich ganz rein gehaltenen, nur dynamische Verhältniße innerhalb des Verlaufes der Krankheit ausdrückenden Wortbezeichnungen — sind erst in der Folge humoral pathologische Vorstellungen untergelegt worden, wodurch ihr erster Sinn, und ihre wahre Bedeutung verloren gegangen ist. So wie die Stadien der Entstehung, der Zunahme, der Höhe, der Abnahme etc. nur das quantitative innerhalb des Verlaufes der Krankheit bezeich-

bezeichnen, bey solcher Eintheilung die Krankheit aber als eine blofs des Wachsthumes, und der Verminderung fähige, arithmetische Gröfse, übrigens durch ihren ganzen Verlauf hindurch, von Einerlei Qualität, betrachtet wird; so liegt dagegen der Eintheilung der Krankheitsstadien in jenes der Crudität, Coction und Solution die Vorstellung einer fortschreitenden Metamorphose, eines beständigen Wechsels des qualitativen Charakters der Krankheit zum Grunde. So wenig ein chemischer Proceſs, welcher auf doppelter Wahlverwandschaft beruhet, im zweiten Momente, wenn bereits die vormächtigen Körper sich vermählt haben, und nun auch die aus ihren Verbindungen geschiedenen, sonst minder mächtigen den Bund eingehen, — derselbe ist, als, im ersten Momente des gewaltigeren Aufruhres der Kräfte, und so wie derjenige, welcher den Proceſs aufhalten, und rückgängig machen wollte, jetzt anderer Reagentien, als im ersten Zeitraume sich bedienen müſste; also ist auch die Krankheit als in stetiger qualitativer Metamorphose, nicht blos in einer Zu- und Abnahme ihrer quantitativen Gröfse zu betrachten.

Im Stadium der Crudität ist eine gänzliche Entgegensetzung zwischen dem Leben und der Krankheit; jenes folgt seinem eignen Naturtriebe, seiner besondern Richtung: — daher ist der Widerstreit beyder hier am deutlichsten und bestimmtesten wahrnehmbar. Im Stadium der Coction ist ein lebhafteres, gegenseitiges Eingreifen beyder; und was

aus solchem Kampfe und Widerstreben hervorgeht, kömmt bey der Solution der Krankheit, durch die Crise an den Tag. Die Crise ist ein eigenthümlicher Processs, der auf bestimmte Weise vorbereitet, durch besondere Zeichen zum voraus verkündet, seine eigene Regel hat, — und welcher nur zum gröfsten Nachtheile des Kranken gestöhrt werden kann.

Selbst die materielle Entledigung, die Ausscheidung von zersetztem thierischen Stoffe ist bey den Crisen nicht von so sehr geringer Erheblichkeit, als behauptet wurde! Alle Irritabilitätskrankheiten, Fieber, Entzündungen und Exantheme, müssen mit häufigen Secretionen enden: — denn nur in der Bildung des Flüssigen erlischt der abnorm hervorgetretne Gegensatz. Wird nun die Secretion den natürlichen Aussonderungsorganen des Leibes übertragen, so entsteht eine wohlthätige Crise, durch welche das Gleichgewicht der Stoffe im Blute wiederhergestellt, und die Uebermacht eines herrschenden Stoffes beschränkt wird. Oft schwankt die Crise zwischen zwei Absonderungsorganen, sie geschieht entweder theilweise und abwechselnd durch beyde, oder es kömmt überhaupt in solchem antagonistischen Streben nicht zur Crise. Alsdann wird bestimmtes ärztliches Heilverfahren erfordert, damit das critische Streben in Einem der beyden angesprochnen Organe fixirt, und diesem ausschliessend übertragen werde. Allein wenn gegentheilich nicht ein aussonderndes Organ, sondern irgend ein anderes leicht verletzbares, in den Processs der Crise hineingezogen wird, alsdann erfolgt

eine Ablagerung, ein innerer Depot mit tödlichem, oder mehr, oder weniger gefährlichem Erfolge. Es ist von der gröfsten Wichtigkeit, welche Richtung die Secretionen in der Periode der Entscheidung solcher Krankheiten nehmen, ob sie nach innen oder nach aufsen geschehen, ihren Zug gegen die serösen Häute, oder gegen die Schleimhäute nehmen. Jedes Fieber hat eine andere Art der critischen Entscheidung und Auflösung; in jeder Epidemie einer bestimmten Fiebergattung verhalten sich die critischen Aussonderungen auf andere Weise: — in einer Epidemie ist es tödlich, wenn der Zug der Secretionen eine Richtung nimmt, welche die wohlthätigste in einer andern Epidemie ist. Ebenso ist auch das Verhältnifs der critischen Aussonderungen nach den Perioden der Krankheit verschieden. Bey demselben Fieber, welches sich am dritten Tage noch mit Nasenbluten entscheidet, geschieht die Entscheidung in späteren Krankheitsperioden durch den Harn und Schweifs. Jede Epidemie hat ihren besonderen Krankheitsgenius, welchen auf das genaueste zu beobachten, zu erforschen, und in der Behandlung zu berücksichtigen, das gröfste und wichtigste Geschäft des naturforschenden Arztes ist.

Die gröfsten Aerzte haben es von sich eingestanden, dafs sie im Anfange jeder Epidemie über deren eigenthümlichen Character und über die zweckmäfsigste Behandlung der Krankheit noch zum Theil unwissend seyen, so dafs sie es leicht in dem Einen oder andern, manchmal zum Nachtheile der Erkrankten, versehen, und dafs ihr Heilverfahren erst nach

vieler Beobachtung und Ueberlegung einen sichern und festen Gang erhalte.

Der Materialismus ist in der Medicin dasselbe, was er in der Physik, Chemie, und in der Naturwissenschaft überhaupt ist. Krankheitsstoffe giebt es in demselben Sinne, und auf die nemliche Weise, wie es einen auf materielle Weise existirenden Sauerstoff, Kohlenstoff etc. gibt. Diese lassen sich ebenso wenig als jene rein für sich, körperlich darstellen; beyde sind nur durch die Natur unserer Sinnlichkeit nothwendig gewordene symbolische Bezeichnungen in der Materie wallender Kräfte. In der Pathologie soll der Materialismus ebenso wenig, als in der Physik als etwas in sich wahres gelten: aber der Purismus ist in jener auch nicht weiter, als in dieser zu treiben. Die humoralpathologischen Ansichten der Krankheitsursachen sind, symbolisch verstanden, höchst sinnig und gehaltreich: — ihre Schärfen sind geheime, in dem Organismus waltende Kräfte, die, ihrem Naturtriebe folgend, eigenen, anomalen Bildungsprocessen vorstehen, und dadurch den ganzen Assimilationsprocefs in Unordnung bringen. Die Producte der Crisen sind, da sie den gereiften Saamen der Krankheit in sich tragen, schlechthin nicht mehr assimilirbar: sie widerstreben auch der Mischung und Auflösung in andern gesunden thierischen Flüfsigkeiten: z. B. sie sinken im Harn zu Boden. Das Produckt der Crise jeder besondern Krankheit ist ein eigenthümliches, auf besondere Weise zubereitetes, und die krankhaft erzeugten Secretionsflüfsigkeiten sind von den

gesunden in ihrer Grundmischung gänzlich verschieden. So wie in den Weichgebilden durch krankhafte Metamorphose Mischungsverhältnisse und Affectionen des thierischen Stoffes entstehen, welche im gesunden Zustande niemals vorkommen; z. B. in skirrhösen und krebshaften drüsigen Theilen; so enthalten auch die krankhaft erzeugten Flüssigkeiten die drey Affectionen des thierischen Stoffes, Gallerte, Eiweisstoff und Faserstoff in Mischungsverhältnissen und Modificationen, von welchen es in gesundbeschaffenen Flüssigkeiten kein Beispiel giebt. Was hat gegen solche qualitative Bezeichnungen der Krankheitsursachen — die Theorie der Solidisten, welche wenigstens eine eben so grosse Einseitigkeit ist, und welche nothwendig in einer blofs jatromathematischen Betrachtung des Organismus endet, erhebliches und geltendes aufzubringen?

Wer kann läugnen, dafs bey dem Fieber, bey der Entzündung bedeutende Zersetzungen des thierischen Stoffes, sowohl insofern er das materielle Substrat der Weichgebilde ausmacht, als insofern er in thierischen Flüssigkeiten vorkömmt, entstehen, — dafs das Gleichgewicht der Stoffe, welche in der Mischung desselben wirksam sind, hiebey gestöhrt werde, und zwar öfters auf eine solche Weise, dafs das aufgehobene Gleichgewicht nicht wieder hergestellt werden kann; wodurch eine Ausscheidung des krankhaft zersetzten thierischen Stoffes, eine materielle Entledigung nothwendig wird. Die Crise ist alsdann eine Reinigung; eine Emunction, in demselben Sinne, in wel-

chem jede naturgemäſse Absonderung, und Ausleerung eine solche ist. Jede Secretion ist eine Zerlegung des Blutes, eine Aufhebung seiner Indifferenz, und eine Fixirung einer nur der Möglichkeit nach in ihm präformirten Qualität. Indem sich nun entgegengesetzte Secretionen das Gleichgewicht halten, ist in der Mischung des Blutes überhaupt ein dynämisches Gleichgewicht heterologer Stoffe und Thätigkeiten. Entschieden ist bey dem Gallenfieber, und bey den biliösen Krankheiten überhaupt ein Uebergewicht phlogistischer Stoffe, des Wasserstoffs und Kohlenstoffs, im ganzen Blutgefäſssystem, auf dieselbe Weise, wie ein solches Uebergewicht des Verkohlungs- und Hydrogenirungsprocesses über den Säuerungsproceſs im gesunden Zustande nur im Pfortadersystem ist. Durch die Hitze des Sommers, welche das Hervortreten phlogistischer Stoffe im Blute überhaupt begünstiget, durch den relativ geringern Gehalt der athmosphärischen Luft an Sauerstoffgas zu dieser Jahreszeit, durch die Beschränkung des Respirationsprocesses, durch die des Sommers gehinderte, und mit geringerer Energie vor sich gehende Fetterzeugung im Zellgewebe muſs nothwendig die natürliche Mischung des Blutes gestöhrt, und das Gefäſssystem mit inflammabeln Stoffen überladen werden. Das biliöse Fieber ist der solcher electrischen Spannung folgende Entladungsproceſs. Die häufigere Absonderung einer mehr bitterharzigen, mehr verkohlten und hydrogenirten Galle ist bey dieser Krankheit wahrhaft heilsam, das geeignete Mittel, um das Blut zu reinigen, und der in ihm

herrschenden Inflammabilien zu entbinden. Wie sehr wird hiedurch die *Stahlsche* Erklärung des Fiebers bestätiget, nach welcher das Fieber eine Aeufserung der Autokratie der Natur ist, wodurch irgend etwas dem Leben geradezu schädliches durch die gewöhnlichen, nur verhältnifsmäfsig etwas mehr angestrengten, Lebensbewegungen derjenigen Organe, welche die Natur hiezu der Qualität der Krankheit gemäfs, eigens auswählt, aufgelöfst, von den gesunden Theilen getrennt, und zuletzt auf einmal oder theilweis ausgeschieden wird. Dafs das Fieber an und für sich betrachtet nicht etwas allein Krankhaftes sey, sondern in ihm wenigstens ebensovieles den heilsamen Bestrebungen der Natur, als den Aeufserungen der Krankheit angehöre, ist zu allen Zeiten von den scharfsinnigsten Aerzten eingesehen worden, und wird auch von uns für wahr gehalten. Aber leider ist es eine jetzt allgemein herrschende, höchst unrichtige Voraussetzung, dafs jede Erscheinung die im Verlaufe einer bestimmten Krankheit in dem erkrankten Organismus hervortritt, der Krankheit selbst angehöre, und unmittelbar ihr Werk sey; da doch viele, und gerade die wichtigsten Erscheinungen eines der Krankheit entgegenwirkenden Strebens sind. Gewifs giebt es eine biliöse Peripneumonie, ganz in dem *Stollschen* Sinne des Wortes, und wir haben sie häufig genug beobachtet. Wenn nemlich das Uebergewicht philogistischer Stoffe im Blutgefäfsesystem allzugrofs ist, wenn die Gallenabsonderung zur Herstellung des aufgehobenen Gleichgewichtes nicht hinreicht, oder wenn der in

der Leber eingeleitete Proceſs gestört wird, so ist das Streben der Natur, sich der übermächtigen Krankheitsstoffe zu entledigen so groſs, daſs auch die Function der Lungen, zur Entbindung des Waſserstoffes und Kohlenstoffes mehr angestrengt wird; und das in seiner Function mehr angestrengte Organ wird entzündet. Diese Entzündung ist eine unächte, und darf, wie *Stoll* dringend warnt, nicht antiphlogistisch behandelt werden; das Mittel, die Lunge zu befreien, und die Entzündung ihres Parenchymas zu heben ist die Beförderung einer reichlicheren Gallenabsonderung in der Leber, und vielleicht im Darmkanal, und die Entleerung der abgesonderten Galle. Aus demselben Grunde, nur auf gegentheilige Weise, entsteht bey heftigen Peripneumonien, wenn durch die Stärke der Entzündung der relative Säuerungsproceſs in den Lungen sehr gestöhrt, und zuletzt beynahe gänzlich gehemmt ist, eine reichlichere Anhäufung des Blutes im Pfortader- und hepatischen Gefäſssystem, oft mit vermehrter Gallenabsonderung: — aus demselben Grunde schwillt bey Plathysischen, Asthmatischen, Hydrothoracischen häufig die Leber an. Bei der biliösen Peripneumonie bestehen die gelblichen, oft grünlichen Sputa zwar nicht aus wirklicher Galle, welche etwa in der Leber schon abgesondert, auf irgend einem Wege auf die Lungen versetzt würde: aber gewiſs ebenso wenig aus, dem Schleime in sehr geringer Qualität beygemischtem Blute. Der Färbestoff der Galle, ihr eigenthümlicher Extractivstoff; und alle ihre mehr verkohlten, und hydrogenirten Bestand-

theile finden sich im Auswurfe der an dieser Krankheit Leidenden: und deutlich ist hier ein Streben der Schleimhaut der Bronchien, selbst ein galleabsonderndes Organ zu werden. Man hat den Purismus von humoralpathologischen Erklärungen sogar bis auf den Icterus ausgedehnt. Diese Krankheit war immer den Solidisten, und besonders den Brownianern, welche die trockensten Solidisten sind, ein Aergernifs: daher sie auch in einigen Lehrbüchern der speciellen Therapie ganz ignorirt wird. Dafs nicht bey jedem Icterus, vielleicht in keiner Art defselben die gelbe Hautfarbe von bereits in der Leber abgesonderter, und wieder durch die Thätigkeit der Lymphgefäfse in das Blut aufgenommener Galle herrühre, ist keinem Zweifel unterworfen: allein eben so wenig möchte es bezweifelt werden können, dafs bey der Gelbsucht die sonst nur dem Pfortadersystem eigenthümliche phlogistische Stimmung dem ganzen Gefäfssystem zukomme, und dafs z. B. jedes Hautgefäfs ein galleabsonderndes zu werden trachte. Da diefs Streben wirklich zum Theil in Erfüllung geht, so wird das malpighische Netz mit dem Färbestoff der Galle tingirt: und eben so findet sich diefs Pigment, ihr Extractivstoff und andere Bestandtheile in allen thierischen Flüfsigkeiten, und beynahe in dem materiellen Bestande aller Weichgebilde. Diefs ist in jeder Art der Gelbsucht der Fall, sie entstehe von Krampf, Leberentzündung, Leberverstopfung, von Gallensteinen, u. s. f. Bey dem Icterus der Neugebohrnen ist das in gröfserer Quantität den Darmcanal erfüllende Meco-

nium, entweder selbst Galle, oder eine gallenähnliche Flüssigkeit, nicht die Ursache der Krankheit; sondern seine Erzeugung beruht auf demselben Grunde, wie die gelbliche Tinctur der Haut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine

Zeitschrift

von Deutschen für Deutsche

herausgegeben

von

Schelling

Erster Band, erstes bis viertes Heft

Nürnberg
bei Johann Leonhard Schrag
1813.

KGB.N.FRIED
UNIVERS.
ZV HALLE

Allgemeine

Zeitschrift

von Deutschen für Deutsche

herausgegeben

von

Schelling

Ersten Bandes erstes Heft

Nürnberg

bei Johann Leonhard Schrag

1813.

Vorrede.

Die erste Eigenschaft einer guten Zeitschrift ist unstreitig, daß sie zeitgemäß, wenn auch nicht in jedem Verstande zeitgerecht sey. Es gibt Zeitschriften, die unter und hinter ihrer Zeit sind, und die Fortschritte derselben nur benutzen, um als träge, hemmende Last von ihr mit fortgeführt zu werden. Voraus vor ihrer Zeit zu seyn, kommt selbständigen Werken eher als einer Zeitschrift zu, obschon in einer solchen mancher Gedanke sich einzeln hervorwagen kann, zu dessen vollkommner Begründung und allseitigen Ausbildung die Mittel noch abgehen. Nur muß der leicht mögliche Mißbrauch vermieden werden, da es dem unzulänglichen Talent nicht schwer fällt, ungeprüfte Gedanken auf Gerathewohl wie Saa-

menkörner auszustreuen, indeß es das Zeichen gediegenen Talents und des, es allein zu Genie adelnden, Charakters ist, einen einzigen Gedanken groß zu ziehen und zur wissenschaftlichen Vollkommenheit heranzubilden.

Im Allgemeinen könnte man sagen, die wahre Zeitschrift soll auf gleicher Höhe mit ihrer Zeit seyn; denn um dieses zu können, muß sie schon an sich dem Höchsten ihrer Zeit wirklich gleich und gegenüber stehen. Zeitschriften, die sich nur bemühen, von dem Schlechten der Zeit Vortheil zu ziehen und mit dem Strom der Erbärmlichkeit selber fortzuschwimmen, stehen der Wahrheit nach unter ihrer Zeit. Da sich indeß annehmen läßt, daß das Höchste und Beste jeder Zeit dem größern Theile fremd ist: so muß in sofern die wahre Zeitschrift über ihrer Zeit und vor ihr voraus seyn, aber ohne je die Beziehung zur Gegenwart ganz aufgeben zu dürfen. Nach dieser Ansicht wäre sie als Vermittlerin der Zukunft mit der Gegenwart zu betrachten. Sie soll für das, was noch außer und vor der Zeit liegt, und was in

Entstehen sich von ihr losgesagt hat, die geschichtlichen Vermittlungsglieder finden, durch welche es an die Zeit herangebracht oder in diese aufgenommen werden kann.

Dabey ist indeß nöthig, die doppelte Seite der Zeitschrift anzuerkennen, in wiefern sie einerseits auf die Zeit wirkt, andrerseits selbst wieder ein Bild der Zeit seyn will.

Denkt sie auf die Zeit überhaupt zu wirken: so muß sie das wahrhaft und wesentlich Allgemeine derselben ergreifen; nicht die Außenseite, nicht dieses oder jenes Besondre, sondern das Innere, das, was Herz und Geist der Zeit ist. Und da ihre Absicht nur auf eine geistige Wirkung gerichtet ist, so wird sie sich selbst derjenigen Angelegenheiten entschlagen, in welchen eine rein geistige Entscheidung nicht stattfindet. Die wissenschaftliche, die religiöse, die sittliche, die künstlerische Bildung ihrer Zeit, dieses werden die Cardinalpunkte seyn, die sie ins Auge faßt, wie eben diese am Ende die verborgnen Triebräder der Geschichte selbst sind.

Wirken auf die Zeit oder ſie fördern kann ſie auf zweyerley Art. Indem ſie ſelbſt Muſter und Beyſpiele des höheren und beſſeren Geiſtes in allen Fächern aufſtellt, den ſie allgemeiner machen möchte. Sodann indem ſie der Zeit zum Urtheil und Bewußtſeyn verhilft über das, was verworren, ungewiß, vieldeutig in ihr ſich bewegt. Denn gleichwie es für den einzelnen Menſchen nichts unglücklicheres geben kann, als über die weſentlichſten Dinge kein Urtheil zu haben, ſo auch für eine ganze Zeit; und wie der einzelne Menſch ſich durch nichts mehr gefordert fühlt, als wenn ihm ein Urtheil über Gegenſtände zu Theil wird, denen er zuvor nicht beyzukommen vermochte, ſo ebenfalls ein ganzes Geſchlecht. Wenn alſo eine Zeit auch, anarchiſch verwirrt, eine Weile jedem, der Frechheit genug hat, verſtattet, ſich zum Richter und Urtheiler aufzuwerfen; ſo wird ſie doch bald der unberufenen Wortführer ſatt und ſchmachtet nach der Erquickung eines reinen, ſcharfen und geſunden Urtheils, wodurch ſie erſt ſich ſelbſt wiedergegeben wird.

In wiefern aber die Zeitschrift auch wieder ein Bild ihrer ganzen Zeit, nicht eines besondern Thuns, Treibens oder Denkens in derselben seyn soll: wird es nicht fehlen, daß sie Verschiedenes aufzunehmen veranlaßt wird, das in ihr selber auch seinen Widerspruch findet, und Manches, das vielleicht nur den Werth hat, eine individuelle Sinnes- und Geistesart zu vergegenwärtigen. In dieser Hinsicht darf sie sich nicht einseitig halten, indem Manches, das eben nicht kräftig genug ist, für sich zu bestehen, neben Anderes gereiht und als ein Bild der allgemeinen Fruchtbarkeit der Zeit, wohl mit geht und sogar erfreulich seyn kann; wie man in älteren Zeitschriften manchen Vers oder Gedanken findet, dessen Aufbewahrung uns erfreut, wenn er auch keinen unbedingten oder nicht einmal großen Werth hat; und wie z. B. das ältere deutsche Museum aus der Zeit, da die vorzüglichsten Männer unserer Nation daran Theil nahmen, für uns dadurch noch immer einen bleibenden Werth hat, daß es zeigt, was alles damals jene Männer beschäfti-

get hat, und was sie für wichtig gehalten, wenn das Erste auch nicht immer Frucht getragen hat, und wenn wir Vieles von diesem nach dem Standpunkt unsrer Zeiten als weniger bedeutend, ja oft als geringfügig ansehen müssen.

Eine Zeitschrift von der Art, wie die hier ohngefähr beschriebene, schien mir ein Foderniß unsrer Zeit, insbesondere glaubte ich sie dem Theil der Zeitgenossen, der sich eines geistigen Wirkungs-Vermögens bewußt ist, erwünscht. Ich entschloß mich zur Herausgabe einer solchen, nicht weil ich mich vor Andern fähig glaubte, dem Geschäft vorzustehen, sondern weil ich mich zufällig in der Lage fand, die ein solches Unternehmen begünstiget.

Daß ich mich in der ersten Voraussetzung nicht geirrt, bewährte sich unter andern dadurch, daß Männer, welche Geist und Bedürfniß der Zeit wohl zu beurtheilen verstehen, auf ein ähnliches Unternehmen zugleich mit mir gedacht hatten, ja mir in der Ausführung zuvorkamen. Ich meyne hier besonders das deutsche Museum von Fr.

Schlegel, das nun schon ein ganzes Jahr hindurch so manchen schätzbaren Beytrag zur Literatur, Geschichte und wissenschaftlichen Kritik geliefert hat. Es hieng bey der Ankündigung des neuen deutschen Museums nicht von mir ab, ein in vieler Hinsicht ähnliches Beginnen aufzugeben, was, wenn auch keiner andern Erwägungen, doch schon der seit Jahr und Tag gemachten Vorbereitungen wegen, unmöglich war. Noch viel weniger aber kann es meine Absicht seyn, einer andern Zeitschrift in den Weg treten zu wollen. Ich glaube im Gegentheil, daß mehrere ähnliche recht wohl neben einander bestehen, und jede schon der äußern Verhältnisse und Umstände wegen, ihren eigenthümlichen Werth und Charakter behaupten kann.

Ich fürchte nicht, daß der Titel Anstoß finde, der mir eben der Einfachheit wegen der anspruchloseste schien. Eine allgemeine habe ich diese Zeitschrift genannt, nicht, um ihre Ausdehnung über alles Mögliche, sondern im Gegentheil, um ihre Beschränkung auf das wahrhaft und wesent-

lich Allgemeine der Zeit und der gegenwärtigen menschlichen Bildung anzudeuten. Auch nicht, daß alles auf diese sich Beziehende wirklich umfaßt werde, sondern nur, daß es umfaßt werden kann, daß nichts ausgeschlossen ist, was dieselbe angeht, sollte damit angezeigt werden.

Die Bestimmung von Deutschen für Deutsche ist hinzugefügt worden, weil es vorzüglich das Wesen deutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung ist, das durch diese Zeitschrift in's Licht gestellet, aus dem Verwirrenden und Verdunkelnden, wovon es umhüllt wird, hervorgehoben und so auch zu freyerer Entwicklung angeregt werden soll.

Sollte hiernach der weiteste Umfang der Gegenstände gezogen werden, über die sich diese periodische Schrift verbreiten kann, so würde er (ohne weitere Systematisirung) ohngefähr so anzugeben seyn.

Philosophie an sich — besonders aber in ihrer Beziehung auf das Leben und auf die höchste An-

gelegenheit desſelben, Religion; Naturwiſſenſchaften, in wiefern ihre Forſchungen auf den großen und allgemeinen Zuſammenhang gehen, oder wenigſtens Ahndungen desſelben erlauben; Erd- und Menſchenkunde; geſchichtliche Forſchungen und Darſtellungen, im weiteſten Sinn, da ſie auch die Literatur alter und neuer Völker (zuvörderſt unſers eigenen) betreffen; Sprachkunde und Sprachforſchung bis zu den Urquellen, (auch hier zuerſt der eigenen); die Werke der Kunſt aus allen Zeiten; die öffentlichen Anſtalten für allgemeine Bildung und Erhaltung des wiſſenſchaftlichen oder Kunſt-Geiſtes.

In Anſehung der Form wird die größte Freyheit gelaſſen. Selbſtändige Abhandlungen und beurtheilende Ueberſichten werden in den Hauptfächern abwechſeln. Ueberall wird man in dieſen erſt dahin arbeiten, den Leſer in den Geſichtspunkt zu ſtellen, aus dem er die geiſtigen Erſcheinungen unſerer Zeit zu betrachten hat. Denn die geſchichtliche Darſtellung und Anſicht leitet doch am Ende allein zum allgemeinen Verſtändniß.

Wenn nun auch in dem größten Theile, unserer deutschen Natur und dieser ernsthaften Zeit gemäß, der Grundton des Ernstes der herrschende seyn wird: so ist darum das poetisch-Erheiternde und selbst Humoristische nicht ausgeschlossen.

Beurtheilungen einzelner Werke, die irgend eine Seite des Zeitgeistes hervorstechend in sich darstellen, werden, wenn auch seltener vorkommen, doch nicht ganz fehlen.

Bemerkenswerthe einzelne Mittheilungen werden in einer eigenen Abtheilung unter der Aufschrift: Correspondenz, zusammengestellt.

Wie nun in der inneren Einrichtung die mögliche Freyheit durchaus beabsichtigt worden, so auch in der äußeren. Die Erscheinung der einzelnen Hefte ist an keine Zeit gebunden, um nie in den Fall zu kommen, in der Auswahl weniger streng zu seyn, damit die Erscheinung im Gleichschritt mit der Zeit bleibe.

Auch die Größe der einzelnen Hefte ist unbestimmt, damit größere Abhandlungen unzerstückelt abgedruckt werden können.

Dieſes iſts, was ich dem Leſer über Inhalt, Umfang und Form dieſes Unternehmens zum vorläufigen Verſtändniß zu ſagen hatte.

Ich widme dieſe Zeitſchrift dem geſammten deutſchen gelehrten Publikum; ſie iſt nicht meine Unternehmung, noch behalte ich mir ein beſonderes Recht an dieſelbe vor. Sie gehört gleicherweiſe Allen, die etwas Tüchtiges, Kräftiges, in die Zeit Eingreifendes zu ſagen, mitzutheilen oder aufzuſtellen haben. Sie ſoll einen langgewünſchten Vereinigungspunkt der jetzt vielfach getrennten Geiſter und Beſtrebungen abgeben, und gleichſam die Verhandlungen einer unſichtbaren, durch ganz Deutſchland verbreiteten Akademie enthalten, zu der alle Männer gehören, in denen ſich Geiſt, Wiſſen und edleres Wollen vereinigen. Es muß ſich zeigen, ob denn wirklich die wiſſenſchaftliche Welt ſo in Parteyungen zerfallen iſt, daß ſich auch hier an nichts Gemeinſames mehr denken läßt, oder ob die Beſten in jeder Art des Wiſſens, Forſchens und Könnens den Werth einer Vereinigung einſehen, die ſie allein in den Stand ſetzt, dem An-

drang des Schlechten zu widerſtehen, das nur durch Uneinigkeit emporkommt, und den Adel, die Würde und hohe Beſtimmung der deutſchen Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt im Großen und Ganzen zu behaupten.

München, den 2. des Januars 1813.

Fr. W. J. Schelling.

Die Kämpfer aus Trondheim.

Idylle.

Nach einem ausgefochtnen heiſſen Strauß
Mit grimmen Mohren, die im ſchönen Eiland
Sicilia ſich geſetzt,
Ritt langſam durch der Lorbeerwipfel Schatten
Herr Thiodolf, ein gewaltiger Norwegskämpfer,
Auf ſeinem Grauroß hin.
Den Meeresſtrand und ſeine kühlern Lüfte
Sucht' er, um zu erquicken d'ran die Bruſt,
Vielleicht auch, in tiefblauer, ſonniger Fluth
Ein Schwimmerſpiel zu halten,
Die See bezähmend, wie noch jüngſt den Feind.

Und ſchon durch ſchlanke Stämme leuchtet
Das bluhende Geſtad, die mächt'ge Fluth,
Da klingt ein Norwegslied in Thiodolf's Ohr,
Und zeigt ein Kämpfer ſich, erſt angelangt
Am Bord der Inſel, kaum dem Schiff entſtiegen
Und ruhend auf 'nes alten Griechentempels
Geſtürzter Säule. Alſo klang ſein Lied:

„Und bei Nidaros da hielten ſie Tanz,
Schön Ingerlill trug den grünen Kranz.
Und der Bräutigam ſah' ſo luſtig drein,
Und ſchenkte den Gäſten Meth und Wein.
Doch viele Gäſte, die ſaſſen ſtill;
Das macht, ſie liebten ſchön Ingerlill.
Es wehten die Seegel ſo hoch im Port,
Schön Ingerlill ſchiffte von Trondheim fort.
Schön Ingerlill ſchiffte nach Island zu;
Da hatte zu Trondheim kein Jüngling Ruh.
Wir luden die Schiffe mit Waffen und Wehr,
Wir ſtreiften wild an Kuſten umher.
Du Bräutigam magſt in Freuden leben,
Wir ha'n uns der ſalzigen Fluth ergeben."

„Daß Gott, mein Landsmann, ruft Herr Thiodolf aus,
Wie bringt mir Euer Sang ſo ſchwere Kunde!
Hat ſich ſchön Ingerlill den Mann erwählt?" —

„Wie ſäng' ich ſonſt — ſpricht Jener trüb' zurück —
Ein alſo traurig Lied mir ſelbſten vor!
Die ſchöne Maid war meines Lebens Licht,
Als noch mein Hoffen mir nicht ganz vergangen." —
„Da hätten wir allzwei —
Entgegnet Thiodolf, ſteigt von ſeinem Roß,
Und ſezt ſich zu dem Landsmann auf die Trümmer, —
Da hätten wir allzwei wohl heiſſen Kampf
Mitſammen halten können. Nun iſt's aus,
Denn Euch, wie mir, verloſch der Freude Stern.
Kehr' ich einſt heim
Auf Nidaros, ei Gott, wie wird mein Norweg
So trüb' mich anſehn, grau und wittwengleich
In ſeinen Nebelſchleiern. Sagt, wer iſt
Der Bräutigam?" — „Der weiſe Friedleif iſt's,
Der alle Säng' und alle Sprüche weiß,
Und fern auf Island ſeine Wohnung hält." —
Da ſeufzet Thorleif, blickt zum Aetna auf,
Und ſpricht: wenn der nun künftig ſprüht und ſchilt,
Wie wird er mich an Island's Hekla mahnen! —
Ich möchte grollen faſt
Mit meiner guten Klinge,
Daß ſie kein Runenſtab voll weiſer Sprüch' iſt,
Dieweil ſchön Ingerlill nach denen fragt." —

„So iſt's einmal, Genoß, ſpricht Jener drauf,
Und viel zu ſpät iſt's nun, ſich umzudrehn,
Denn Ingerlill hat ausgewählt,
Und wir ſind Kriegsvolk, taugen zu nichts andrem."
— Da ſtäubt es flüchtig aus dem Buſch hervor, —
Daphnis und Korydon und ihre Mädchen
Und ihre Heerden fliehn in banger Eil
Dem Strande zu. — „Was giebt's, Ihr ſcheue Hirten?" —
„Ach Herr, die Araber von jener Seite
Der Inſel brechen vor, und Brand und Raub
Flammt dräuend auf, und naht ſich unſern Hütten." —
Da glühn die Norwegskämpfer
In alter Luſt,
Und zäumen ihre Roß', und ſpringen auf,
Lautſtoſſend in das Horn; die Wälder dröhnen,
Der Sarazen' erſchrickt,
Siciliens Schäfer hofft, die Heerden raſten.

Es hat's am Abend dieſes ſelben Tag's
Noch manch ein Mohr empfunden,
Daß den Isländer nahm ſchön Ingerlill.

Fr. B. de la Motte Fouque'.

Ueber den

Urſprung der Bayern

von

J. C. Pfiſter,

Dr. der Philoſophie, Diaconus zu Vaihingen an der Enz, ausw. ord. Mitglied der königl. baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

In einem Zeitpunkt, wo Nationen nicht blos dem Namen nach untergehen, kann die Frage über den Urſprung eines noch beſtehenden Volks nicht gleichgültig ſeyn: es betrift nichts geringeres, als, wie daſſelbe geworden, was es iſt? wie es zu ſeiner Individualität, zu ſeiner Selbſtſtändigkeit, zu all' demjenigen gelangt ſey, deſſen Erhaltung überhaupt wünſchenswerth ſeyn kann?

Ueber die Nation der Bayern ſind in neuern Zeiten zweyerley Unterſuchungen erſchienen, als ſolche ſchon dadurch merkwürdig, daß ſie, von denſelben Thatſachen ausgehend, auf die entgegengeſetzteſten Reſultate führen; noch merkwürdiger aber durch den verſchiedenen Geiſt, den ſie athmen; die eine, als blos gelehrte Forſchung, in ihrem Erfolg, wie man glaubte, den Urſprung der Nation herabwürdigend; die andere,

von tiefgefühltem Patriotismus eingegeben, und zugleich mit Hülfsmitteln und auch neuen Entdeckungen beſſer als die meiſten Vorgänger ausgerüſtet, doch auch, wie es ſcheint, nicht ganz ohne Partheilichkeit. Wir meinen die bekannten Schriften von Mannert und v. Pallhauſen. *)

Vielleicht gelingt es einem Dritten, der ſich von jenen Rückſichten nicht eingenommen glaubt, durch Vergleichung und Prüfung der beyderſeitigen Unterſuchun-

---

*) Die älteſte Geſchichte Bajoariens und ſeiner Bewohner. Aus den Quellen entwickelt von Konrad Mannert, ord. Prof. der Geſchichte zu Würzburg, (jezt zu Landshut.) 1807.

Prüfung der von Herrn Konrad Mannert ꝛc. aus den Quellen entwickelten Geſchichte Bajoariens, von Vinzenz v. Pallhauſen, Königl. Baier. geh. Staatsarchivar ꝛc. 1808.

Garibald, erſter König Bojoariens und ſeine Tochter, Theodelinde, erſte Königin in Italien. Oder die Urgeſchichte der Baiern entworfen und mit Beweisſtellen, krit. Bemerkungen und mehreren bisher noch unbekannten Notizen beleuchtet von Vincenz v. Pallhauſen ꝛc. 1810.

Es gehört auch hieher eben dieſes Verfaſſers im J. 1796. gekrönte Preisſchrift, über die Frage: Wann und wie lange wurde Baiern in öffentlichen Schriften Norikum genannt? ꝛc. Abgedruckt in den hiſt. Abhandlungen der Königl. Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, 1807.

gen die nähere Entſcheidung der Hauptfrage einzuleiten.

Es ſollen zuerſt die Hauptideen der beyden Geſchichtforſcher mit möglichſter Einfachheit und Treue hier vorgelegt werden. Sie kommen auf folgende zurück.

Mannert: Die erſten Einwohner von Baiern, Boji, ſind ein keltiſches Volk; aber ſie ſind untergegangen, und haben ganz andern, teutſchen, Horden Raum gelaſſen.

Pallhauſen: Der keltiſche Stamm der Bojer iſt urſprünglich ein ſehr ausgebreitetes Volk, deſſen Ueberreſte von verſchiedenen Seiten in das jetzige Baierland zuſammengedrängt werden, identiſch mit dem Urvolk, die Keltenſprache abgerechnet.

Die nähern Modifikationen dieſer Säze zeigen ſchon bey dem erſten Theil derſelben einen ganz verſchiedenen Gang der Unterſuchung.

Mannert: Ganz Süddeutſchland iſt urſprünglich von keltiſchen Volkerſtämmen bewohnt. Die alten griechiſchen Geſchichtſchreiber nennen hier alles Kelten bis an den herzyniſchen Wald.

Als hereingezogen aus Gallien nennt Caesar ausdrücklich die Volcae Tectosages, welche loca

fertilissima circum Hercinian silvam eingenommen, d. h. Böhmen. (?)

Dann die Helvetier zwischen dem Rhein und Main, nach Cäsar und Tacitus.

Die Bojen hingegen sind Ureinwohner, weil sie für eine eingewanderte Horde zu groß sind, und der Kern des Volks sich nicht mehr in Gallien findet.

(Ganz gewiß; ist aber dieß, so bedarf es der Erwähnung anderer aus Gallien eingewanderter Stämme nicht; es bleibt nur noch der Beweis für die Sprache übrig, der aber mit den unten anzuführenden Pallhausen'schen fast Einerlei ist.)

Pallhausen: Die bekannte Auswanderung unter den Schwestersöhnen des keltischen Königs Ambigat, nach Livius, ist der Grund der Bevölkerung der ganzen Alpenkette und der angränzenden südlichen und nördlichen Länderstrecken. Der stärkste und mächtigste Stamm dieser Kelten ist der der Bojen; diese breiten sich aus in Italien unter Bellovees; dringen in den Böhmerwald ein unter Sigoves, streifen später in einzelnen Horden an der Donau abwärts bis nach Griechenland und Asien. In's jetzige Baierland, das alte Norikum, kommen die Bojen aber erst nach den unten zu erwähnenden Unfällen. —

Bey der zweyten Abtheilung der oben aufgeſtellten Hauptſäze erſcheint erſt die völlige Divergenz der beyderſeitigen Unterſuchungen.

Mannert: Die keltiſchen Boier ſind untergegangen: durch den Cimbriſchen Zug; ſie ſtellten ſich zwar demſelben entgegen, konnten aber doch nicht hindern, daß nicht ein Stamm von ihnen, (?) die Ambronen, mit fortgeriſſen würde, und wurden wahrſcheinlich, wie die Helvetier (?) bei dem Rückzug aus Italien zuſammengedrängt oder zum Theil verdrungen: durch die Kriege mit den Geten oder Dakern; nach der hier erlittenen Niederlage ſoll ein Theil zu den Tauriskern, ein Theil (unchronologiſch) zu den Helvetiern, ein anderer wohl auch in's heutige Böhmen gezogen ſeyn, wo auch ſchon früher Bojen ſeyn mochten; das Hauptland aber blieb menſchenleer, Ἔρημος Βοίων.

Die neuen, teutſchen Einwohner werden denn die aus dem Norden heraufgeſtürmten Rugier, Heruler, Turcilinger, Sepren, welche den alten Landesnamen mit etwas veränderter Endung angenommen haben, Bajoarier, nach Jornandes.

Pallhauſen: Die italiäniſchen Bojen zieh en, der langen Kriege überdrüſſig, über das Gebirg zu den Tauriskern, 186 J. vor C. G. (Preisſchrift

S. 446. Garibald, Belege S. 38.) Während die aus den Böhmischen Bojen ausgezogene Horden in Galatien unter Römische Herrschaft kommen, und eine andere Horde von Cäsar in Gallien aufgenommen wird, werden jene mit den Tauriskern vereinte italiänischen Bojen von den Dakern überfallen und ihre Ueberreste über das cetische Gebirg zurückgetrieben, v. C. G. 29. (Garibald S. 62. Belege. S. 221.) und hinterlassen jenseits die Deserta Bojorum, (Preisschr. S. 461.)

Durch die nach Böhmen gezogenen Markmannen werden die dort noch ansässigen Bojen in das Ufer Norikum über die Donau getrieben, ungefähr 15 J. vor C. G. als eben die alten Noriker vom Silius geschlagen und unterjocht worden.

Nun vereinigen sich in dem entvölkerten Lande der Noriker die vor mehr als 500 Jahren bey ihrem Auszug aus Gallien getrennten Stämme wieder zu Einem Volk unter Römischem Schutz, und dringen herauf bis in das von den Römern ebenfalls entvölkerte Vindelicien.

Zwar verliert sich (eben jezt!) der Bojen-Name vier Jahrhunderte lang: allein dieß hat seinen Grund blos darinn, daß die Römer den alten

Landesnamen vorziehen, (Noriker; so wie der Bojen-Name dem Böhmerwald bleibt, quamvis mutatis cultoribus,) wobei man jedoch aus einigen geographischen Nachrichten und Denkmälern dieser Periode zeigen kann, daß der Bojen-Name nicht ganz ausser Uebung gekommen, so daß wenigstens über jene Kluft ein schmaler Steg gebahnt ist, (Garibald, Belege S. 230—235.) bis der Bojen Name mit der (barbarischen) Endung Bojoarier bei den Schriftstellern von Jornandes an wieder herrschend wird.

Ob die Erhaltung des Bojischen Volks unter den Stürmen der Volkerwanderung möglich gewesen, braucht nicht mehr gefragt zu werden, wenn die Wirklichkeit vor Augen liegt.

Daß die alten Bojen die keltische Sprache geredet haben, läßt sich beweisen theils aus den Ueberresten dieser Sprache in der baierischen Gesezsammlung, in der Topographie und in einigen Provincialismen; theils aus der ausdrücklichen Nachricht einer alten Passauer Chronik, welche sagt, daß die Bajowarier relicto proprio idiomate teotonicum a Teotonicis idioma angenommen hätten; das will sagen: unter der Herrschaft der Franken seye die keltische Ursprache von der germanischen und teutschen nach und nach verdrungen worden, (?) Garibald, Bel. S. 99.

So weit die Resultate der beyden Geschichtforscher. Die ganze Untersuchung ist nicht blos Gegenstand eines gelehrten Streits; sie hat, wie man sieht, offenbar ihre praktische Seite. Wenn es Mannert übel gedeutet wurde, daß er der achtbaren baierischen Nation Heruler und andere Horden, deren unbesiegbare Rohheit Sprüchwort wurde, zu Stammvätern gegeben; so sieht man dagegen, wie Pallhausen sich in dem ausgebreiteten Ruhm der alten Gallischen Völker, der auch zu Anspielungen auf die neuern Zeiten Anlaß giebt, nicht wenig gefällt, und er zeigt, wie unter allem Mißgeschick, das über die Bojen ergieng, doch die alte Kraft sich erhalten habe.

So viel der Aufforderungen zur Berichtigung oder Widerlegung einzelner Sätze gewesen wären, so haben wir doch zurückgehalten, um den Lesern erst eine reine Uebersicht der Resultate, die wir bei den zuweilen sehr zerstreuten Behauptungen und Beweisen nicht ohne Mühe aus den angeführten Schriften ausgehoben haben, zu gewähren. Diese einfache Gegeneinanderstellung macht aber, wie wir glauben, schon an sich manche Gegenbemerkung überflüssig, oder legt es wenigstens dem allgemeinen Wahrheitsgefuhl nahe, was blos hypothetische, erkunstelte, und daher unhaltbare Voraussezungen sind, oder nicht.

Wenn wir nun ebenfalls von unſerer Seite ein Paar Hauptſätze näher ausführen, die bei dieſen Unterſuchungen zum Grunde gelegt werden müſſen, ſo wird ſich wohl die Berichtigung oder Beſtätigung der einzelnen Annahmen von ſelbſt ergeben.

I Der Bojen Name, wie er bald in gröſſerer, bald in geringerer Ausdehnung vorkommt, bald ganz verſchwindet, bezeichnet, wie man ſchon hieraus ſieht, nicht immer ein beſtimmtes Volk, daſſelbe Individuum, ſondern er wird bald appellative gebraucht, bald überhaupt collective, von Völkerſchaften, deren beſondere Stammesnamen nicht immer bekannt ſind, und die im Ganzen eine gewiſſe Aehnlichkeit miteinander haben, wie wir noch jezt bei den Indianern und andern entfernten Volkerſchaften zu thun pflegen.

So bekannt dieſer ſchon von Möſer und Fulda *) begründete Satz iſt, — Autoritäten, die wie denen eines Macpherſon und Blaire (bey Pallhauſen, Garibald, Bel. S. 117. f.) keck entgegenſtellen dürften, — ſo glaubt der eben genannte Verfaſſer doch

*) Einleitung zum Wurzel-Lexikon, (die überhaupt einen Schaz von Ideen über die älteſte Völkergeſchichte enthält,) S. 11. ff.

alles abgeſchnitten zu haben, wenn er (ebend. S. 178.) ſagt, er könne es nicht für hiſtoriſch vernünftig halten, wenn man unter Bojern jede andere Volkerſchaft, welche jemals in Wäldern wohnte, verſtehen wolle; weil man dieſes aus der Geſchichte nicht vernehme, oder, weil dieſe Angabe auf keinem hiſtoriſchen Grunde beruhe, indem man die übrigen Volkerſchaften ihren eigenen Namen nach kenne.

Wir haben nun zu zeigen, daß dieſe allgemeine Bemerkung mehrere unrichtige Vorausſezungen enthalte.

Was gleich das leztere betrift, ſo wird ſich wohl mehr als Ein Beiſpiel finden, daß man die übrigen Völker auch nicht immer ihren eigenen Namen nach kennt.

Wie oft wird die Nachricht wiederholt: die Markmannen vertrieben die Bojen aus ihren Sitzen! Genau betrachtet vertreibt hier blos ein Appellativum das andere, wenn es gleich hiſtoriſch wahr iſt, daß Marbods Rückzug eine Bewegung unter den Volkern ſelbſt hervorgebracht haben mag.

Daß Markmannen nicht der Eigenname eines einzelnen Volks, ſondern allgemeine Benennung in einer gewiſſen Verfaſſung ſtehender Stämme geweſen

ſey, iſt unſers Wiſſens von jedermann zugegeben. Auch das iſt bekannt genug, daß die Markmannen das erſtemal, wo ſie genannt werden, nur eine kleine Schaar oder Horde, einen Theil der dem Arioviſt nach Gallien nachgezogenen Gefolgſchaften ausmachen, und daß darnach das groſſe unter Marbod im Innern der Wälder geſtiftete Reich dieſen Namen hat, oder vielmehr ganz Teutſchland ſich theilt in den Markmannen- und Cheruſken-Verein. Soweit dehnt ſich dieſer Name aus, daß von Mark Aurels Zeit an alle von der Donau nach Italien einbrechenden Völker, wovon er einem Theil ſogar Land in Italien abtreten mußte, Markmannen heiſſen; ein Jahrhundert ſpäter hort dieſer Name auf einmal gänzlich auf. Können wir denken, daß dieß auch das Schickſal jenes ſo mächtigen Volks geweſen ſeye? Nach dem eben geſagten iſt es ſogar nicht widerſprechend, ſelbſt die alten Bojen unter dieſem Namen zu begreifen, ſolange wenigſtens der Markmannen Krieg währte. — Sollte Marbods Stammvolk, das unter ſeinem Vorgänger, Arioviſt, eine groſſe Verminderung erlitten hatte, dennoch ſo zahlreich geweſen ſeyn, um die Bojiſchen Wälder ganz zu reinigen und allein zu beſezen? Iſt es nicht weit natürlicher, eine Vereinigung mit den alten Einwohnern zu

denken? der bekannten, und unten noch näher zu untersuchenden Stelle des Tacitus ungeachtet.

Schon dieses grose und verwandte Beispiel wäre hinreichend, die obige Einwendung Pallhausens zu widerlegen, als ob man alle anderen Völker immer mit ihren eigenen Namen kenne. Bey dem Sueven Namen findet aber noch eine nähere Analogie Statt.

Die bereits berührten Gefolgschaften unter Arioviſt heissen: Haruden, Markmannen, Triboken, Vangionen, Nemeten, Sedusen, Sueven; hier sind zum Theil eigene Stammesnamen, zum Theil Benennungen von der Verfassung oder Niederlassung, zulezt die Collektiv-Benennung Sueven, (im Grund waren's alle,) weil Cäsar wahrscheinlich die nähern Namen nicht wußte, was man besonders daraus sieht, daß die dem Arioviſt nachrückenden 100 Gaue ebenfalls diesen allgemeinen Namen haben.

Um so merkwürdiger iſt, daß bei den zugleich ausgewanderten helvetiſchen Nachbarn unter den Bundesgenossen derselben: Tulingen, Latobrigen, Raurachen, die Bojen eben so die lezte Stelle einnehmen, wie dort die Sueven. Caes. de B. G. I, 5. 29. Von den erstern, als den Angränzern der Helvetier, wußte man die Stammesnamen; von jenen, welche nach Cäsars Nachricht über dem Rhein, (von Helvetien aus betrachtet,)

ket,) wohnten, kannte man blos den allgemeinen, Waldbewohner. Eben so sind die Namen der Tauristker, Scordisker ꝛc. blose Appellativa, die ebenfalls bald grössere, bald kleinere Ausdehnung haben. Die Gäsaten sind so wenig ein eigenes Volk, als die Landsknechte der spätern Zeit.

Man könnte hier vielleicht einwerfen, so wisse man nie eigentlich, was für ein Volk man habe, die Sache werde gar zu vag, wenn man unter Bojen jedes Waldvolk verstehen wolle. — Soweit geht es nicht.

Wenn wir sagen, daß der Bojennamе häufig oder gewöhnlich als appellative oder kollektive Benennung gebraucht werde, und demnach bald grössere, bald kleinere Ausdehnung gehabt habe, so läugnen wir damit nicht, daß ihm nicht an sich noch eine bestimmtere Bedeutung zukomme, d. h., daß er ursprünglich einer besondern Völkerschaft eigen gewesen, wie er es auch wieder geworden. Auch hierüber geben die angeführten Beispiele näheres Licht, besonders der suevische Name.

Diesseits des Oberrheins stellt er sich dem Cäsar zum erstenmal dar, als der allgemeine Stammesname; nun heißt Drusus alle Völker, bis an die Elbe herein, Sueven, und Tacitus zählt den grössern Theil der norddeutschen Völker dazu, ungeachtet dieser Name

ſchon zu ſeiner Zeit in der Geſchichte auſſer Uebung kam, und bald dem Markmannen und Alemannen Namen wich. Gegen das Ende der Völkerwanderung kommt der ſueviſche auf einmal wieder in der größten Ausdehnung vor; Horden, welche bis in die pyrenäiſche Halbinſel vordringen, heiſſen Sueven, und tief unten an der Donau in Pannonien ſind ebenfalls Sueven Gränznachbarn der Gothen. Iſt es nicht offenbar, daß in dieſem Zeitpunkt ſelbſt die dem Namen nach ganz verſchwundenen Bojen unter ihnen begriffen ſind, (wie oben unter den Markmannen?) Jornandes, der Wiedererwecker des Bojiſchen Namens, erzählt ſelbſt, dieſe Sueviſchen Volker hätten frei mit den Herulern ꝛc. durch Rhätien und Norikum geſtreift, und ſeyen von den Gothen eben hier und von unten herauf an der Donau bekriegt worden; nach Severins Lebensbeſchreibung haben dieſe Sueven Paſſau zerſtört, und Odoacer konnte ſie nur in Verbindung mit einem fränkiſchen Heerführer von Italien abhalten, nach Greg. Tur. L. II.

Dennoch, wie die gährende Maſſe wieder in Ruhe kommt, iſt der ſueviſche Name in dem nemlichen kleinen Bezirk begränzt, wo ihn Cäſar zuerſt gefunden, und gerade ſo auch der bojiſche Name in eben dem Lande, das den allererſten Begebenheiten der Bojen

zum Mittelpunkt dient; ja unmittelbar auf die lezten ſueviſchen Kriege an der Donau findet ſich vom Lech an der neugeſtaltete Name Bojoarien.

Sollte zum Ueberfluß noch ein erläuterndes Beiſpiel gefordert werden, ſo iſt das nächſte der Name vom Norikum ſelbſt. Was hat dieſer für eine verſchiedene, oft ſehr beträchtliche Ausdehnung in verſchiedenen Perioden, und doch iſt es, wie die Unterſuchungen des Freyh. von Hormayr an den Tag geben, ein wahrer Lokal-Name, vom Ori, Nori Tale, der dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. *)

Was ſchon zur Bewährung jeder bloſen Hypotheſe erfordert wird, daß ſich die Thatſachen am natürlichſten daraus erklären laſſen, das kommt, unſerer, wie wir glauben, zu mehr als bloßen Hypotheſe erhobenen, Annahme vorzüglich zu Statten.

Will man mit den oft höchſt zufälligen Namensveränderungen der alten Völker ihre Schickſale ſelbſt in Verbindung bringen, zu wie viel gezwungenen Vor-

---

*) v. Hormayr, Beiträge zur Geſchichte Tirols, ꝛc. I. Abth. S. 162. ff. II. Abth. S. 20. Die Ableitung des Herrn v. Pallhauſen von Νωρεψ, Noropes, Völker, welche die Kunſt beſizen, Eiſen und Stahl glänzend zu bearbeiten, νωροπα χαλκον, Iliad. II, 579. XI, 16., läßt ſich demnach ſchwerlich behaupten.

ausſezungen muß man ſeine Zuflucht nehmen, und wie oft widerſprechen hierinn die Geſchichtforſcher einander ſelbſt!

Mannert trägt gar kein Bedenken, das von ihm angenommene groſſe keltiſche Urvolk der Bojen geradehin untergehen zu laſſen, — im Grund durch eine einzige Niederlage, von der Pallhauſen zeigt, daß ſie auf keinen Fall ſo bedeutend ſeyn konnte, — blos weil ihm der erſte Name ausgeht.

Bei der nämlichen buchſtäblichen Namenpreſſung findet Pallhauſen anfänglich Stammväter der Bayern in Italien, in Böhmen, ſelbſt in Galatien, nur im wahren Bayerlande nicht, wo nach Mannert gerade der Kern der nach Italien eingebrochenen Bojen war, (einer ſeiner wenigen ganz wahren Sätze;) die italiäniſchen Bojen mußten nach P. erſt durch die Römer halb aufgerieben und zur Verzweiflung gebracht, die böhmiſchen Bojen aber durch Markmannen aus ihren Wäldern hervorgetrieben werden, um miteinander nach halbtauſendjähriger Trennung in dem neueingenommenen Lande, aber unter Römiſcher Hoheit, zu Einem Volke zuſammen zu ſchmelzen:

Tantae molis erat, Bojorum condere gentem!

Was iſt aber mit aller dieſer Mühe gewonnen? Etwa

für den Ruhm des Volks, daß es erſt aus den Trümmern des groſſen Bojen Volks ſich ſammelt, und noch dazu in der Unterwerfung unter die ſo lange vergeblich bekämpfte Herrſchafft? — Noch ſchlimmer! kaum hat P. die Bojen mit Gewisheit in's Noricum eingeführt, ſo wird auch ihr Name vier ganzer Jahrhunderte lang bei keinem Geſchichtſchreiber mehr genannt; ja, ſie bringen den Namen nicht einmal nach Bayern, ſondern laſſen ihn in Böhmen zurück für ganz andere Einwohner. Wahrhaftig, keine kleine Verlegenheit, wenn es blos auf Namen ankommt; denn jene andern Beweiſe, welche P. für die Fortdauer der Nation und für die Identität mit den nachherigen Bojoariern aufgebracht hat, ſind immer noch nicht ſtark genug, um ſich auch nur gegen die entgegen ſtehende Meinung Mannerts zu behaupten.

Alle dieſe Verlegenheiten fallen von ſelbſt hinweg, ſobald wir von dem oben aufgeſtellten Grundſaze ausgehen. Man hat dabei nicht nöthig, Völker bald ungemeſſen auszudehnen, bald ohne Grund wieder verſchwinden zu laſſen, weil das blos die Namen trifft. Jene Unfälle, welche die Bojen in Italien, in Griechenland, Aſien oder auch in Böhmen treffen, fallen nur auf die ausgewanderten Horden, oder ähnliche, blos nach ihnen genannte, nicht auf das Hauptvolk;

und dieſes kann doch wohl keine ſtärkeren Beweiſe ſeiner innern Macht geben, als jene ausgeſtoſſenen Wanderer. — Strabo ſagt ausdrücklich, die heraufziehenden Cimbern ſeyen von den Bojen auf die Tauriſker (Alpenbewohner) geworfen worden; wo konnten alſo die Bojen ſelbſt anders wohnen, als in dem daran gränzenden Lande, dem jezigen Bayern, dieß- und jenſeits der Donau? Ferner ſagt Strabo von ſeiner Zeit, daß die Vindeliker an die Bojen gränzen und dieſe an Pannonien, und daß die Vindeliker, ehe ſie noch von den Römern bezwungen worden, auch die Bojen beunruhigt hätten. *) — Daß auf der andern Seite die Heruler und andere blos kriegeriſche Gefolgſchaften nicht für ſich eine neue Nation bilden konnten, daß ſie vielmehr den Kern des alten Volks noch in

---

*) Weil Pallhauſen die böhmiſchen Bojen erſt nach ihrer Vertreibung durch die Markmannen nach Bayern einführt, nachdem die Vindeliker ſchon von den Römern bezwungen waren, ſo iſt er nun genöthigt, um Strabo nicht umzuſtoſſen, die Vindeliker bis nach Böhmen ſtreifen zu laſſen, während doch keine andere Nachbarn im Norikum genannt werden.

Wenn wir alle Nachrichten genau zuſammenhalten, ſo hatten die Bojen ihren Siz nie in Böhmen, ſondern vor dem Böhmerwald; dieſer, nicht die Alpenreihe, iſt die eigentliche Baſis aller ihrer Operationen gegen Italien bis zum Ende des Markmannen Kriegs.

dieſem Lande trafen, folgt von ſelbſt aus dem, was ſchon oben von der großen Ausdehnung der ſueviſchen Volker am Ende der Völkerwanderung und von der unmittelbar darauf gefolgten Wiederaufnahme des bojiſchen Namens geſagt iſt. Mehreres, das wir bisher angedeutet haben, wird im nachfolgenden noch weiter beſtätigt werden. Mit einem Wort: die Namen wechſeln, das Volk bleibt.

2. Der Keltenname hat zwar die nemliche Entſtehung, wie mehrere teutſche Volkernamen; urſprünglich Eigenname eines galliſchen Stammes wird er allgemeine Benennung mehrerer Völker, deren Stammnamen die Griechen und Römer nicht kennen. Allein er erhält dabei eine ſo große, jenen nicht mehr analoge, Ausdehnung, bei der er gar nicht mehr zur Beſtimmung der Sprache und Herkunft dienen kann; beſonders irren diejenigen, welche durch den Buchſtaben ſich verleiten laſſen, die Bevölkerung eines groſſen Theils von Teutſchland aus Gallien abzuleiten. — Sagen aber nicht mehrere der vorzüglichſten alten Geſchichtſchreiber, daß die Gallier Colonien zu uns geſchickt haben? — Dieſe Stellen müſſen hier zuerſt einer näheren Prüfung unterworfen werden.

Nach Livius V. 34. iſt es auſſer allem Zweifel, daß aus dem eigentlichen Gallien Wanderungen über die Alpen nach Italien geſchehen ſind; aber daß namentlich das Volk der Bojen auf dieſelbe Art aus Gallien nach Teutſchland (nach Bojenheim, Tac.) gekommen ſeye, iſt eine kleine Täuſchung. Man betrachte nur genauer, was Livius, übrigens blos aus der Tradition („haec accepimus,") erzählt.

Des keltiſchen Königs Schweſterſohne lieſſen das Loos über ihre Wanderung entſcheiden. Sigoves zog nach dem herzyniſchen Wald, Belloves nach Italien. Dem leztern folgten: Biturigen, Arvernen, Senonen, Aeduer, Ambarren, Carnuter, Aulercen. Was für Stämme im Gefolge des Sigoves geweſen, wird nirgends geſagt; dagegen meldet Livius, auf dem Wege des Belloves, der bei den Taurinen über die Alpen eingedrungen, wo er Inſubrier getroffen, wie in Gallien, ſeye nach einiger Zeit eine Horde Cenomanen unter Elitovich gefolgt, und habe ſich bei Breſcia und Verona niedergelaſſen; nach ihnen ſeyen Salluvier gekommen; endlich hätten die Bojen und Lingonen den Apennin überſtiegen; zulezt ſeyen die Sennonen gekommen (ob ſie gleich ſchon oben im allgemeinen unter den dem Belloves nachgefolgten Stämmen genannt ſind.).

Hier iſt zunächſt zu bemerken, daß man damals noch unter Apennin die ganze Alpenreihe verſtand. Strabo ſelbſt, der das Apenniniſche Gebirg genau von den Alpen unterſcheidet, nennt doch den mons pyrenaeus, (Brenner) auch appellative Apenninus, (supra Carnos Apenninus mons, situs est.)

Aus allem, was Livius berichtet, folgt blos, daß während der geraume Zeit gedauerten Einwanderungen auch Bojen nach Italien gekommen, und zwar, wie es höchſt wahrſcheinlich iſt, der Richtung ihres Zugs nach aus Süd-Teutſchland. *) Daß ſie dahin anderwärtsher gekommen, oder namentlich aus Gallien, hierzu fehlt noch der Beweis.

Es werden deßwegen über die von Livius nicht genannten Völker des Sigoves Cäſar und Tacitus zu Hülfe gezogen. Erſterer ſagt, (de B. G. VI. 24.) die Gallier ſeyen einſt den Germanen überlegen geweſen, und hätten wegen ihrer Ueberzahl Colonien über den Rhein geſchickt. Unter dieſen nennt er aber blos die Volcae Tectosages, welche loca ferti-

*) Deutet nicht ſelbſt der Name der Cenomonen unter Elitovich, (Luitwig, Ludwig,) auf teutſchen Urſprung, ohne daß man nöthig hat, die Lesart Germanorum anzunehmen?

lissima circum Herciniam silvam eingenommen. Tacitus, der ſich auf dieſe Stelle Cäſars beruft, (de M. G c. 28.) nennt nicht die Volcae Tectosages, ſondern bemerkt: igitur inter Hercyniam silvam, Rhenum et Moenum amnes, Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens, tenuere. Woher mag er dieſe Nachricht haben? Daß die Helvetier zu den Galliern gezählt worden, ſagt Cäſar überhaupt; nicht daß ſie von dieſen ausgewandert ſeyen. In Beziehung auf die Bojen findet ſich nur die einzige Stelle bei Cäſar, (de B. G. I, 5.) wo geſagt iſt, die Helvetier hätten auch die Bojen aufgefordert, qui trans Rhenum incolucrant. Sagt dieß aber, die Bojen ſeyen aus Gallien über den Rhein gegangen, oder beſtimmt es nicht vielmehr blos ihre Lage zu dem damaligen Size der Helvetier?

Dabei iſt immer noch auch in Rückſicht auf dieſe die Frage, woher Tacitus weiß, daß die Helvetier vorher zwiſchen dem Rhein, Main und Herzyniſchen Wald gewohnt, wofern anders die ganze Stelle ächt iſt? Zu Cäſars Zeit war bekanntlich der Rhein die Gränze der Helvetier und Germanen, oder ſchließt Tacitus blos, weil in den Kriegen der alten Gallier (allgemeiner Name aller über die Alpen nach Italien

gekommenen Völker,) auch Bojen häufig genannt ſind, dieſes Volk ſeye aus Gallien nach Teutſchland gekommen?

Beſonders wäre aber noch auszumachen, was die Tradition bei Livius unter silva Hercinia verſteht, wenn ſich das anders ſo genau beſtimmen läßt (ohne daß wir unſere jezigen geographiſchen Kenntniſſe hineintragen.) Wenn Ariſtoteles ſagt, (Meteor. I, 13.) die meiſten und größten Flüſſe des Norden entſpringen ἐκ τῶν ὀρῶν Ἀρκυνίων, ſo ſieht man, daß in den früheren Zeiten dieſer Name ebenfalls die ganze Alpen-Kette bezeichnet. Zu Cäſars Zeit unterſchied man, wie leicht zu erwarten, genauer, und verſtand unter silva Hercinia blos das Waldgebirge jenſeits des Rheins (den Schwarz- und Harz-Wald.). Nun konnte man aber auch die Nachricht des Livius, (wiewohl er vom Rhein nichts ſagt,) nicht anders erklären, als jene Gallier unter Sigoves müßten über den Rhein gezogen ſeyn, um in den silva II. zu kommen. Geſezt auch, dieß ſeye ſo; iſt denn der teutſche Schwarz- und Harzwald Einerlei mit dem Böhmerwald, und ſind die ulteriora loca, welche Tacitus den Bojen anweißt, geſezt, daß dieſe unter den Galliſchen Wanderern geweſen wären, nicht eher auf dem rechten Donauufer zu ſuchen, wo ſie den

Helvetiern näher waren? Tacitus sagt freilich: manet adhuc Bojemi nomen, significatque loci veterem memoriam, quamvis mutatis cultoribus. Da denkt man gleich an's heutige Böhmen, ungeachtet Tacitus die Lage doch gar nicht näher bestimmt hat. Ist aber nicht die Endung des Wortes schon auffallend teutsch, (Bojenheim,) und merkwürdig genug, daß schon Strabo und Vellejus Pat. es kennen!

So verhält es sich mit den Beweisen für die Gallische Herkunft und Einwanderung der Bojen. Wir finden aber noch eine andere Stelle bey Cäsar, welche es ganz zweifelhaft macht, ob dieser selbst die Bojen je zu den Gallischen Colonien gezählt habe, und woraus wir uns auf's neue überzeugen, daß das Ganze von einer unrichtigen Erklärung oder Lesart des Tacitus herkomme. Als die Heduer bitten, (de B. G. I, 28.) Cäsar möchte die mit den Helvetiern nach Gallien eingewanderte Horde bei ihnen wohnen lassen, so wird kein anderer Grund hiefür angeführt, als ihre berühmte Tapferkeit. Wenn sie wirklich Gallischer Abkunft gewesen wären, es würde bei diesem Anlaß gewiß nicht verschwiegen worden seyn, da es ausdrücklich heißt, sie seyen nachher von jenen in gleiche Rechte und Freiheiten aufgenommen worden.

Ueberhaupt ist zur richtigen Beurtheilung der bei Livius gedachten ältesten Wanderungen nicht zu vergessen, daß die Richtung im Ganzen nicht von Westen nach Osten, sondern umgekehrt, oder überhaupt vom Norden nach Süden geht, wie dann besonders aus den bei Livius zu ersehenden ferneren Verstärkungen der Bojen, und dann vorzüglich aus dem Zuge der Cimbern und Teutonen erhellt. Bey den lezteren ist noch hauptsächlich das zu merken, daß man bestimmte Spuren hat, daß schon vor ihnen bereits germanische Völker in Belgien eingedrungen sind, und sich darinn so festgesezt hatten, daß sie den nachziehenden Teutonen widerstehen konnten, wie in den obern Gegenden die Bojen den Cimbern. Deutet dieß alles nicht auf eine frühere, nördlichere Anregung der Wanderungen, als die Tradition bei Livius, welche nur die nächsten kannte? Florus sagt, (I, 13.) die Senonen, schreckliche Menschen, seyen von den äussersten Enden der Erde (nach der Meinung der Cisalpiner,) in ungeheuren Haufen gekommen, und, nachdem sie im Binnenlande alles verwüstet, über die Alpen eingedrungen, u. s. w. Plutarch hingegen (in Camill. C. XV.) sagt: Die Galater, von keltischem Geschlecht, seyen aus ihrem armen Vaterlande weit und breit ausgezogen, — einige hätten sich in den Pyrenäen und

Alpen geſezt, und lange bei den Sennonen ꝛc. gewohnt. [Erinnern die letztern nicht an die alten Schweizer-Sennen, (Hirten)?] Ferner, (in Mario C. XV.) in Beziehung auf die Cimbern: Einige, die das Land der Kelten vom äuſſerſten Meer bis nach Scythien zu den Mäotiſchen Sümpfen gehen laſſen, ſagen, von daher ſeyen Auswanderungen nicht aus Einer Urſache oder auf Einmal, ſondern immer von Jahr zu Jahr geſchehen, bis ſie endlich Italien erreicht ꝛc.

Nun ſind noch die näheren Beweiſe für die keltiſche Sprache der Bojen zu berühren; wobey jedoch voraus zu bemerken iſt, daß, im Fall jene auch erwieſen werden könnte, doch daraus nicht die Einwanderung der Bojen aus Gallien, (nach den bereits vorgelegten hiſtoriſchen und ethnographiſchen Gegenbeweiſen,) ſondern blos die Ausdehnung der alten ſogenannten Keltenſprache längſt der Alpen dargethan wäre.

Was erſtens die angeführten keltiſchen Sprachüberreſte in den alten Geſetzen und in der Topographie von Bayern anlangt, ſo finden ſich deren ganz keine andere, als man auch bey benachbarten, anerkannt teutſchen, Völkern findet.

Zehn bis funfzehn Worte führt Pallhauſen aus dem bayeriſchen Geſetzbuche an, welche aus der Urſprache beibehalten und in dem Text erklärt ſind. Wenn die alte Geſezſammlung teutſch wäre, ſo müßten freylich jene Ausdrücke aus einer andern, unſertwegen der keltiſchen Sprache ſeyn; aber bekanntlich ſind die Geſeze lateiniſch verfaßt. Nun finden wir, wenn wir das zur nemlichen Zeit aufgeſchriebene Alemanniſche Geſez vergleichen, ungefähr eben ſo viele, theils ähnliche, theils ſogar nemliche, aus der Urſprache beibehaltene Worte, worunter ſich einige jedem Ohr als unläugbar teutſche Worte ankündigen. Lidiscarti, z. B. heißt im bayeriſchen Geſez eine ähnliche Verlezung, wie im Alemanniſchen, Tit. 59. orscardi, Ohrenſcharte; bey beyden iſt wenigſtens die Endung dieſelbe. Marha, marach wird in beyden Geſezen für Pferd, (Mähre,) gebraucht, u. ſ. w. Der nemliche Fall iſt mit den alten Orts- und Flußnamen. Drey Flüſſe in Bayern heiſſen Vils; in Schwaben iſt der vierte; eben ſo heiſſen mehrere Flüß'chen in Schwaben, wie in Franken und Baiern appellative: Roth. Iſt Donau ein keltiſcher Name, ſo haben ſich Kelten erſtreckt bis in die Budiniſchen Gebirge. Don, Dnieſter, Dniepr ſind nicht mehr verſchieden, als Rhein und Rhone, Maas und Moſel ꝛc. ꝛc.

Mit den Provincialismen, in welchen Pallhausen noch keltiſche Spuren erkennen will, möchte es noch mißlicher ſeyn; die meiſten ſeiner angeführten Beiſpiele finden ſich auch bei andern teutſchen Völkerſchaften, wie lützel, klein; gäbuſch, gäb'ſch, ungeſchickt; Grampi, ein kleiner Gramp, der ſich fühlt; dämiſch, närriſch, u. ſ. w. bey den andern möchten wir mit Recht fragen, ob ſie nicht weit jüngern Urſprungs, und aus andern Sprachen erſt aufgenommen ſeyen? Ueberhaupt, ſagt v. Hormayr mit Recht, wo Bojen, Hunnen, Heruler, Avaren gehaußt und geraßt, wer will entſcheiden, welche Silbe eines Orts- oder Flußnamens keltiſch, ſlaviſch oder teutſch ſeye? —

Pallhauſen bemerkt noch über das obige, aus ähnlichen alten Sprachüberreſten z. B. im Alemanniſchen Geſez folge noch nicht, daß die Alemannen ebenfalls Kelten, oder die Bojen Alemannen geweſen: recht! aber das folgt, daß ihre Urſprache nicht verſchieden war.

Von den Alemannen aber, oder vielmehr von einem viel ältern Fürſten eben dieſes Landes, ſagt Cäſar, der ihn kannte, (de B. G. I, 47.) Arioviſt habe aus langer Uebung galliſch geſprochen. Von eben dieſem teutſchen Fürſten iſt noch ferner zu bemerken, daß, ebenfalls nach Cäſar, eine Königs Tochter aus Nori-

cum als Gemahlin ihm nachfolgte, also eben daher, wo jene von den Helvetiern zur nemlichen Zeit aufgeforderte bojische Horde aufgebrochen war. Noch mehr, Pallhausen führt selbst eine recht hieher passende Inschrift aus Gruter an, die eines Bojen Sohn Ariomanus nennt. Ist dieser leztere Name nicht noch mehr teutsch, als Arioviſt, Heervest, oder gleichbedeutend vielmehr mit Hermann, Arminius?

Wenn nun schon vor Cäsar der Rhein die Gränze beyder Sprachen ist, wie sollen noch tiefer in Teutschland ganze, gallisch redende, Volker gewesen, und noch bis zur Herrschaft der Franken (nach Pallhausen) geblieben seyn?

Es ist nur zu bedauern, daß die meisten, welche überall Kelten sehen, doch über die eigentliche Beschaffenheit der keltischen Sprache und ihr Verhältniß zur teutschen nicht recht einig sind, und daß selbst Pallhausen den Ausdruck fallen ließ, (Garibald, Bel. S. 115.) die keltische Sprache möchte von der Teutschen nicht sehr verschieden gewesen seyn, (troz der auch von ihm angeführten Stelle des Cäsar.) Ist aber das, so ist in der That der ganze Streit nicht der Rede werth, und man hat nichts zu antworten, als was Lichtenberg einem Anhänger der neuen franz. Chemie und Nomen-

klatur ſagt: will er nicht blos Waſſer nennen, ſondern auch für Waſſer halten, was ſo oder ſo verändert iſt, ſo mag er meinetwegen auch Rindfleiſch, Leder, Horn, — Gras und Waſſer nennen oder Erde, woraus ſie genommen ſind. *)

Endlich iſt auch das hiſtoriſche Zeugniß zu erwägen, das Pallhauſen für die keltiſche Sprache der Bojen in einer alten Chronik von Paſſau gefunden hat, und worauf er keinen geringen Werth legt. Dieſes Zeugniß hat nur zwey Dinge gegen ſich: Erſtens, daß das Alter dieſer Chronik überhaupt und die nähere Beſchaffenheit derſelben gar nicht angegeben iſt, was doch unumgänglich erfordert wird, um den Zweifel, daß der Verfaſſer blos von der nemlichen Hypotheſe, wie die ſpäteren, ausgegangen ſey, niederzuſchlagen; zweytens iſt wohl zu merken, daß in dieſer Stelle gar kein Wort von keltiſcher Sprache, ſondern blos vom proprio idiomate der Bayern geſagt wird. Dieſe kleine Täuſchung konnte um ſo leichter einem begegnen, der überall Kelten im Sinn hat. Wie? wenn hier, in der Gegend von Paſſau, ſolche ſpätere Einwanderer zu verſtehen wären, welche die mitgebrachte

*) Vorrede zur ſechsten Auflage von Erxlebens Naturlehre. S. XLVI.

ſlaviſche Sprache mit der herrſchenden Landesſprache zu vertauſchen hatten? Der Anon. de rebus Caroli M. cum Hunnis etc. ſagt ausdrücklich, nachdem die Hunnen ꝛc. vertrieben worden, coeperunt populi sive Slavi sive Bajoarii inhabitare terram et multiplicari. In den Carolingiſchen Geſezen werden Venedi, Bajoariae incolae genannt; und K. Ludwig I. gedenkt ebenfalls in einer Urkunde winadiſcher und ſlaviſcher Einwohner, welche uber die Donau (aus Böhmen, nach Eginhard) herübergekommen zu ſeyn ſcheinen.

Führt Pallhauſen noch an, auf K. Friedrichs I. Kreuzzug habe man in Armenien Leute getroffen, qui boico sermone utebantur; ſo möchte man, wenn dieß nicht blos vom baieriſchen Dialekt gelten ſolle, den der Sachſe kaum fur teutſch erkennen wird, oder daß jene Armenier wenigſtens etwas ähnliches gehabt hätten, — ſich etwa an die Stelle in vita Altmanni Ep. Pat. erinnern, Bawarii traduntur ab Armenia oriundi, wie überhaupt die Teutſchen aus Perſien.

Wie muß endlich Pallhauſen ſich drehen, um bei ſeinen Vorausſezungen die deutliche Stelle des Paul. Diac. I, 27.: „Bajowariorum gens et Saxonum ejusdem linguae homines," zu ſeinen Gunſten zu deuten! Dieſe Sachſen, ſagt er, ſeyen vetuli

Saxones, (wie sie L. II, 6. genannt werden,) Ueberbleibsel der gallischen Tectosages, (!) ganz verschieden von unsern Sachsen, ungeachtet doch ausdrücklich berichtet wird, sie seyen 20000 Köpfe stark mit den Langobarden, deren teutsche Herkunft niemand läugnet, nach Italien gekommen.

Endlich, wenn Pallhausen die etwaige Frage, wie denn die Bojen ihre Ursprache verlernt hätten? kurz damit abschneidet, daß dieses nach und nach unter der Herrschaft der Franken geschehen seye; so hat er in der That nicht bedacht, wie sehr diese Behauptung von den benachbarten, rings von Italiänern umgebenen, Sette und Tredeci Communi, die auf diese Stunde ihre teutsche Muttersprache, man weiß nicht, aus wie alten Zeiten erhalten haben, beschämt wird. Eine so stattliche Nation sollte weniger Selbstständigkeit gehabt haben, als jene kleinen communi? sollte unter der ohnehin nur kurzen Herrschaft der Franken (die überhaupt zu dem übrigen Plane der Pallhausenschen Schrift nicht recht paßt,) ihre angebohrne Sprache durch fremde Beherrscher haben verdrängen lassen! Ist nicht Böhmen ringsum von teutschen Völkern eingeschlossen und wie lange schon unter teutschen Regenten, ohne daß, soviel wir wissen, auch

nur ein einziges altböhmiſches Dorf ſeine Mutterſprache abgelegt hätte?

Nein, die alte Selbſtſtändigkeit der baieriſchen Nation bedarf keiner jener Stüzen; ſie hat beſſere in der Geſchichte zurückgelaſſen. Alles zeigt uns, ſie iſt urhaft, ſie hat ihre Teutſchheit unter allen Stürmen erhalten, und mehr als je zeigt ſie es jezt!

Eschenmayer an Schelling,

über

dessen Abhandlung:

Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freyheit.

Kirchheim, d. 18. Oct. 1810.

Ich drückte Ihnen schon mündlich mein Verlangen aus, auch die freye Sphäre des Menschen von Ihnen umschrieben zu sehen. Denn ich hielt inzwischen Natur und Geschichte für zwei so geschiedene Dinge, daß, ob wir gleich in der menschlichen Individualität beyde zusammen treffen sehen, mir doch ihr höherer Zusammenhang im Absoluten der Demonstration entrükt schien. Ihr Versuch über die Freiheit des Menschen war mir daher in jeder Hinsicht merkwürdig, da ich seine Schwierigkeiten nicht nur kannte, sondern auch das vergebliche Bemühen, die widerstreitende Elemente zu vereinigen, schon öfters selbst fühlte. Auch jezt noch, nachdem ich Ihre Abhandlung gelesen habe, und Ihren Standpunkt mit dem meinigen zusammen halten konnte, scheinen mir theils die ehmals vorgebrachte Einwürfe noch nicht ganz entwafnet, theils regen sich in mir neue Zweifel, theils finde ich mich veranlaßt, mich selbst aus alten Mißverständnissen herauszuarbeiten. Alles diß lege ich Ihnen in diesem

Briefe vor, mit der Bitte, mein Irriges, Mißverstandenes, alle die alten Reminiscenzen, wo sie sich vorfinden sollten, wie auch den assertorischen Ton auf freundschaftliche Weise zu deuten.

Zuerst halte ich mich an das Princip Ihrer ganzen Deduction. Sie sagen: Da nichts vor oder ausser Gott ist, so muß er den Grund seiner Existenz in sich selbst haben, und unterscheiden nachher diesen Grund von Gott, insofern er existirt. Ich behaupte dagegen: Wenn Gott den Grund seiner Existenz in sich selbst hat, so hört gerade dadurch der Grund auf, Grund zu seyn und fällt mit der Existenz in Eins zusammen. In der Reihe der Naturdinge können wir zwar Grund 1
und Folge, Substanz und Accidenz, u. s. w. unterscheiden, wir können einen ruhenden Körper von seiner Bewegung, ein Organ von seiner Function, oder auch einen Willensentschluß von seiner Aeusserung unterscheiden, aber für Gott ist dieser Unterschied ungultig, eben weil nach Ihrer Annahme Grund und Folge, Form und Wesen, Seyn und Werden in einen und denselben Punkt zusammenfallen. Allein nicht nur die 2
Ausschliessung des Prädicats des Grundes von Gott ist es, was ich behaupte, sondern die ganze logische 3
Denkweise überhaupt gibt keinen Maasstab für Gott und Er wird durch Anwendung unserer Stammbegriffe

von Grund und Folge, Form und Weſen, Seyn und Werden offenbar zu einem Verſtandesweſen herabgewürdigt, das in der eingebildeten Sphäre, die wir Ihm anweiſen, keine andere Rolle übernehmen kann, als unſer Ich in der Seinigen. Gegen Ihre frühere Behauptungen erſcheint dieſe Annahme einen Schritt rükwarts gegangen. In den Jahrbuchern heißt es: Die Vernunft hat nicht die Idee Gottes, ſondern ſie iſt dieſe Idee ſelbſt und nichts außerdem. In dieſem Saze, in welchem die Vernunft der Idee Gottes gleich geſezt iſt, konnen die Stammbegriffe des Verſtandes von Grund und Folge u. ſ. w. keine Anwendung mehr finden, weil die Einheit nicht die Allheit auszumeſſen vermag, und die Vernunft als das univerſelle Organ nicht wieder rukwärts in den Verſtand als dem particulären Organ kann aufgenommen werden. Der Gott,
4 den Sie ſo ſtellen, iſt nur blos ein particulärer Gott, wie unſer Ich und alle Conſtructionen, die Sie von ihm ausgehen laſſen, die aber ſo geſtellt ſind, als ob ſie ſeine eigene waren, haben keine höhere Conſequenz als dieſe, welche das menſchliche Ich in ſeinen eigenen Syſtemen hat. Wenn nemlich die Idea in der Vernunft vom Willen befruchtet, und vom Verſtande geboren wird, ſo entſteht das ſchaffende Wort, das ſich in der Natur oder Sinnenwelt manifeſtirt. Diß iſt

die Geſchichte des innern geiſtigen Proceſſes, welcher dem Ich auf ſeinem armſeligen Erdſphäroid eigenthümlich zugehört, und, wie mir ſcheint, Ihnen für Gott zum Schöpfungsproceſſe geworden iſt. Die Uebertragung unſerer Stammbegriffe und des durch ſie geſetzten geiſtigen Proceſſes iſt nicht einmal anwendbar auf andere Planeten- oder Sonnenbewohner, geſchweige dann auf Gott. Denn offenbar iſt den Sonnenbewohnern für Natur und Geſchichte eine Einheit höherer Ordnung aufgegangen als uns, indem unſer Planetenſyſtem nur ein Differential von dem Syſtem der Sonnen iſt, d. h., den Sonnenbewohnern muß das Irrationale, das die dynamiſche Principien von Licht und Schwere uns zurücklaſſen, in dem Syſtem der Sonnen ausgeglichen ſeyn, und ihnen muß daher ein Schöpfungsproceß in anderem Verhältniß und Maaſe erſcheinen als Uns. 5 6

Um mich Ihnen deutlich zu machen, bedarf ich einiger Sätze: Mir iſt die Vernunft das univerſelle Organ, in welchem ausſchließlich die Allheit wohnt, der Verſtand hingegen das particuläre Organ, in welchem die Einheit herrſchend iſt, und der Sinn das ſingulare Organ, welchem allein die Vielheit zugehört. Es iſt hier nicht Raum, eine Sphäre um jedes dieſer Organe zu ziehen, und zu zeigen, wie je zwei und 7

zulezt alle ineinandergreifen, und was jedem eigenthümlich ist. Ich bemerke blos, daß die Individualität des Ichs als die absolute Einheit dieser drei Systeme auftritt, aber als solche ihr Centrum nicht im universellen Organ, wie die Philosophie bisher wähnte, sondern im particulären Organ, nemlich im Verstande, hat. Das Ich kann nie aus seiner Einheit heraustreten, es kann nie zur Allheit sich erheben, noch zur Vielheit herabsinken. Diese Einheit hat man immer mit der absoluten Identität verwechselt, was ganz unstatthaft ist, eben so ist es ein Fehler unserer Sprache, daß wir die Einzelnheit, welche nur Eins von Vielen bezeichnet, nicht von Einheit, in welcher die Vielheit selbst verbunden ist, unterscheiden gelernt haben. Darf ich mich eines wiewol schwachen Analogons bedienen, so ist es folgendes: Der Verstand ist das Prisma, in welchem der jenseitige indifferente Lichtstrahl diesseits in seine Farben gebrochen wird. Die Indifferenz ist in der Vernunft die Brechung im Verstande, und die Farben sind die Sinnen. Die Stufe des Verstandes ist die horizontale des Ichs. Was es daher aus seinem universellen Organ empfängt, das kann ihm nie als sein Werk und seine That erscheinen, sondern nur als Ideal des Bessern und Vollkommnern, als es selbst ist. Was es hingegen aus seinem singulären

Organ empfängt, das kann es ſich unterordnen, und zur Einheit verbinden. Der Verſtand iſt gleichſam ein 9
Spiegel von doppelter Reflexion und das Ich ſein mittlerer aber durchſichtiger Beleg oder vielmehr die in der Mitte ſchwebende Fluxion deſſelben, gleichſam die flieſſende Abſciſſe einer Hyperbel. Das Ich iſt die Potenz Null ſeines ganzen Syſtems, ſeine poſitive Seite ſtellt das Unendlichgroße oder den Raum, ſeine negative Seite das Unendlichkleine oder die Zeit dar u. ſ. w.

Wenn demnach die Behauptungen ſo oft gehört werden, und von jeher gehört wurden, daß nicht nur die Idee Gottes fur ſich, ſondern auch mit Pradicaten, die in der That keinen bloſen Schein haben, wie z. B. Allmacht, Allweisheit und Allgüte in der Vernunft vorkommen, ſo iſt es jezt unſere Sache, der Philoſophie dieſe Tauſchung vorzuhalten.

Als Menſchen betrachtet beſcheiden wir uns ſogleich, wenn von Allmacht, Allgüte, Allweisheit die Rede iſt, daß wir dieſe Eigenſchaften oder wie man es nennen will, auch nicht von Ferne erreichen konnen, und daß unſer Wille, unſer Gemüth und unſer Verſtand nicht nur ein Diminutivum, ſondern ein bloſes Differential derſelben ausdrüke, und doch kommen dieſe Ideale wirklich in unſerer Vernunft vor, und werden

von jedes Menſchen Munde ausgeſprochen; wie läßt ſich diß vereinigen? Dadurch, daß der Menſch, da er nur vermittelſt ſeines particulären Organs einer beſchränkten Denk- und Handlungsweiſe und ſemit einer beſchränkten Macht, Weisheit und Güte fähig iſt, dieſen Prädicaten die Allheit ſeines univerſellen Organs beimiſcht, und in Allmacht, Allgute und Allweisheit zwar nicht ſein eigen Werk und That, aber doch ſeine Ideale ausſpricht, die in ſeinem univerſellen Organ einheimiſch ſind. Selbſt dieſe Prädicate ſind wir demnach nicht berechtigt, auf das Gottliche zu übertragen, weil es dadurch mit unſerm Superlativ, mit den Idolen unſeres Organs beflekt würde. Es iſt mithin eine pure Täuſchung, wenn irgend eine Demonſtration etwas Wiſſenſchaftliches von Gott prädiciren oder irgend einen Superlativ aus unſerem Willen und Gemüth und, was noch weit weniger gilt, die Stammbegriffe oder Kategorien von Grund, Weſen u. ſ. w. aus unſerem Verſtande auf Gott übertragen will. Die Naturphiloſophie, die ſich vom Nothwendigen nie wird losmachen konnen, und die ihre Evidenz, die ihr vermittelſt der Idee der Wahrheit zu Theil wird, gerne einem Gott ſchenken möchte, hat in neuerer Zeit uberall aus der Natur einen Gott herauskauben wollen, wobei ich als Beleg und als abſchrekendes Beiſpiel nur

das — — von — —*) anführe, der ſein Freyes und Lebendiges in ſich ſo ſehr entäußert hat, daß ihm Erz, Erde und Electrizität zu Gott wurden. Ich kehre die Sache um, und ſage: Nicht im Gebiethe des Nothwendigen, ſondern im Gebiethe des Allerfreyeſten iſt Gott zu ſuchen, wenn er ja geſucht ſeyn ſoll. Was folgt daraus?

Daß Gott, dem wir die freye Macht zugeſtehen müßen, unſerem Willen dieſe beſtimmte Sphäre von freyen Handlungen, unſerer Vernunft dieſe Ideale, unſerem Verſtande dieſe nothwendige Denk- und Schlußweiſe und unſerem Sinne dieſe Schranken von Sub- und Objectivität anzuweiſen, nicht wieder rükwärts davon afficirt ſeyn könne; auch die allerwärts hin ausgedehnte Schrankenloſigkeit, die in unſern Idealen ſich ausſpricht, erreicht Gott nicht um ein Haar beſſer; denn eben dieſe Schrankenloſigkeit iſt eine bloße Form, die für Gott keinen höhern Werth haben kann, als für uns die Form eines Baumblattes. Zu ſagen, daß Gott

*) Titel und Name thun hier wohl nichts zur Sache, und ſcheinen um ſo füglicher entbehrt werden zu können, als es von der andern Seite unbillig ſcheinen konnte, als Beleg einer allgemeinen Behauptung Producte anzuführen, die unwiderſprechlich auf keine andere Rechnung, als die ihres Verfaſſers gehören.
Anmerk. des Herausg.

12 nichts Anderes als Vollkommenes erſchaffen könne, klingt ſonderbar. Wenn er aber Unvollkommenes erſchaffen will, wer hat etwas dagegen einzuwenden? Sind wir dann als die Zierde des Erdballs vollkommene Weſen? Soweit kann ſich die Philoſophie verlieren, die die Abkunft ihrer Ideale nicht kennt, und in denſelben Gott zu erfaſſen wähnt.

Auf dieſem Standpunkt des Particularismus folgen nun Ihre übrige Folgerungen ganz konſequent.

13 Sie leihen Gott die Sehnſucht, ſich ſelbſt zu gebähren, als ob in Gott ein Wunſch ſeyn könnte, etwas zu werden, was er noch nicht wäre. Wenn der Wille ſich dem Gemüth einverleibt, ſo entſteht das, was wir Sehnſucht nennen, ein ganz menſchlicher Proceß, der keine Uebertragung auf Gott duldet. Eben ſo verhält es ſich mit den Prädicaten der Perſönlichkeit,
14 der Selbſtſtändigkeit, des Selbſtbewußtſeyns, des Selbſterkennens, des Lebens u. ſ. w. Sie ſind alle ein Gemiſch des freyen Princips mit dem Nothwendigen und dadurch rein menſchlich und unangemeſſen der Würde Gottes. Dadurch, daß ſie die Freiheit einen Begrif nennen, mußte Ihnen die-
15 ſelbe mit dem Nothwendigen vermiſcht erſcheinen. Denn — weil die Freiheit allem Denken vorausgeht, gleichſam die Seele und der Impuls derſelben iſt, ſo

kan ſie nicht wieder ins Denken aufgenommen werden,
und als Begrif erſcheinen, ohne allen Werth einzubüſ-
ſen. Die zum Begrif gewordene Freiheit iſt nur ein
ſchwacher Widerſchein von dem urſprünglichen Bilde
derſelben. Die Freiheit iſt nur im Wollen ganz leben-
dig, im Begriffe iſt ſie ſchon zur Helfte erſtorben.
Man wird hier entgegenhalten, wie ſollen wir aber
von der Freiheit uns unterrichten, ohne ſie in den Be-
grif aufzunehmen? Allerdings wahr! Diß iſt eben
das Irrationale, von dem Sie in Ihrer Abhandlung 16
reden. Die Freiheit iſt zu groß fur den Begrif, und
darum bleibt noch etwas übrig, was ſich nicht beque-
men will, ein nicht aufgehender Reſt, der ſeine Wur-
zel noch in ein fremdes Gebiet hinübertreibt, das ſich
aber nicht mehr konſtruiren laßt. Das Irrationale iſt
freilich das Merkwürdige, aber nicht dadurch, daß der
Verſtand keine Einheit dafur hat, ſondern als Ueber-
gangspunkt in ein Gebiet, das keiner Meſſung mehr
fahig iſt. Soll dann alles gedacht werden? Iſt das Ge-
müthliche in Uns, die Freundſchaft, die Liebe, die
Verſohnung in Uns gedacht? Iſt das Sittliche, die 17
Tugend, die Schönheit gedacht? Sollen die herrlichſte
Provinzen unſeres Geiſtes durchs Denken verdorben
werden? Diß iſt die philoſophiſche Sünde, daß man
auch das Heiligſte in Uns dem Verſtande überantwor-

ten will, damit er durch ſeine Einheit das abtödten
18 ſoll, was urſprünglich nur zur Allheit gehört. Das Schöne ſchon beſteht aus lauter Irrationalgrößen, die ſich aber in einer höhern Harmonie, als deren der Verſtand fähig iſt, wieder auflöſen, nemlich im Gemüthe des Menſchen, wo der Begrif kein Recht mehr hat.

Um der Einſicht dieſer Säze näher zu kommen, iſt die Bemerkung nöthig, daß der Verſtand eine doppelte Seite habe, eine leidende (negative) und eine thätige (poſitive). Auf der thätigen Seite liegt die ganze Natur, in welcher die Idee der Wahrheit rege iſt, ſie iſt das Feld der Conſtructionen, der Mechanik und Dynamik, der rein nothwendigen Geſezmäſigkeit und Evidenz, jeder Begrif iſt ein Focus von Vorſtellungen, der Verſtand iſt Meiſter ſeine Objecte, und hier darf nichts unentdekt bleiben.

Anders verhält ſichs auf ſeiner negativen Seite; der Verſtand wird hier ſelbſt von einer höhern Ordnung der Dinge bemeiſtert, nemlich der ſittlichen Welt. Hier vermag er ſeine Objecte nicht in einen Brennpunkt zu ſammeln, ſondern ſie reflectiren ſich von ihm in unendlich divergirenden Strahlen. Alle Begriffe ſind zwar Einheiten, aber die Reflexe der leidenden Seite

des

des Verſtandes ſind Einheiten von höherer Ordnung, als jene ſeiner thätigen. Ein Naturbegrif und ein Sittlicher verhalten ſich zu einander wie Negatives zu Poſitivem. Wie himmelweit iſt der Begrif der Liebe, der Freundſchaft von dem Begrif der Zahl und des Kreiſes verſchieden? Und doch nennen wir Beydes Begriffe. In dieſem Gebiet, nemlich dem Sittlichen, iſt zwar keine Evidenz der Erkenntniß mehr, aber dafür etwas Herrlicheres und Großeres, nemlich die Fülle des Karakters, der Adel der Geſinnung, der Wohllaut der Menſchennatur. Zwiſchen der negativen und poſitiven Seite des Verſtandes liegt die Indifferenzlinie gleichſam die Axe zwiſchen zwei entgegengeſezten Schenkeln einer Hyperbel. Auf ihr bewegt ſich das Schöne und die Einbildungskraft, welche keine Naturgeſeze mehr anerkennt, und ſich uber alle Conſtructionen hinaufgeſtellt hat. In dieſer Anſicht liegt die Differenz der drei philoſophiſchen Syſteme. Auf der poſitiven Seite des Verſtandes, in welche nur die niedere Ordnung der Dinge nemlich die Natur fällt, liegt die Naturphiloſophie. Auf der negativen Seite des Verſtandes, welche gegen die hohere Ordnung der Dinge, die ſittliche Welt der Geſchichte, gekehrt iſt, liegt die Mo-

ralphiloſophie. In der Mitte beyder liegt die Kunſtphiloſophie.

Darf ich es Ihnen jedoch ohne Misdeutung geſtehen, ſo ſcheint mir Ihr Verſuch über die menſchliche Freiheit eine völlige Umwandlung der Ethik in Phyſik, eine Verſchlingung des Freien durch das Nothwendige, des Gemüths durch den Verſtand, des Sittlichen durch das Natürliche und überhaupt eine völlige Depotenzirung der höhern Ordnung der Dinge in die Niedere zu
22 ſeyn. Pflicht, Recht, Gewiſſen und Tugend, wo ſollen ſie ihre wahre Stelle in Ihrem Syſtem finden? Aus Proportionen und Disproportionen wie zwiſchen Geſundheit und Krankheit, was im Grunde nur die Stufe des Organiſchen aber nicht des Ethiſchen bezeichnet, gehen ſie nicht hervor und noch weniger aus jener dynamiſchen Gradreihe, wo zwei Kräfte aus einem ge-
23 meinſchaftlichen Centrum ſich trennen, und zulezt als Licht und Finſterniß einander gegenüberſtehen. Das Centrum und ſeine Peripherie, welche allerdings auf der Naturſeite die Hauptrolle ſpielen, finden auf der ſittlichen Seite keine Anwendung mehr. Je mehr das Wahre gegen das Schöne fortrükt oder das rein Phyſiſche gegen das Organiſche, deſto mehr muß in den Formen, auch ſelbſt nur als Symbol betrachtet, der Kreis durchbrochen werden, und eine Seite wie in der

Parabel und Zwei wie in der Hyperbel dem Unendlichen öfnen. Aber in der ſittlichen Ordnung — da gilt auch dieſes nicht mehr und nur noch die tranſcendente Linien von unendlicher Ordnung, welche für jedes x eine unzählige Menge von y geben, — ein herrliches 24
Bild des Willens und der Freiheit, — bieten uns in der ſittlichen Welt noch ein Analogon dar. Die Geſchichte der Menſchheit iſt eine Cycloide.

Um mich Ihnen ganz auszuſprechen, von welcher Bedeutung mir das Vernunftſyſtem und von welcher mir Gott iſt, muß ich freilich Vieles negiren, was Sie in ihrer Abhandlung von Ihm ſagen. Gott hat keine Natur, Gott hat keinen Grund in ſich, das in Sich und außer Sich hat keine Bedeutung für Gott, es gibt keinen von Gott unabhängig fortwirkenden Grund, was Ihnen die Möglichkeit des böſen Princips enthält. Gott iſt keine Einheit und zwar unauflösliche zweier Principien, die im Menſchen ſich trennen, was, beiläufig geſagt, die Freiheit, welche auf dieſer Trennung beruht, in Gott negirt. Es gibt nicht zwei gleich ewi- 25
ge Anfänge aus einer Indifferenz; denn das Ewige iſt nicht Eins und Zwei, ſondern das All. Es ſind 26
freilich drei Ideen, nemlich Wahrheit, Schönheit und Tugend, wovon jede die Allheit unſeres univerſellen

Organs auf eigene Weiſe repräſentirt, und worinn das Ewige mithin ſelbſt getheilt erſcheint; allein die Unbeſtimmtheit unſerer Sprache bedarf hier noch einer großen Ergänzung. Das Ewige ruht nur in der Harmonie jener Ideen, ſie ſelbſt aber für ſich genommen drüken blos die Ordnungen des Unendlichen aus und zwar ſo, daß die Wahrheit die niedere Ordnung oder das Reinphyſiſche, die Schönheit die mittlere Ordnung oder das Organiſche und die Tugend die höhere Ordnung oder das Sittliche bezeichnet. Es iſt hier blos von dem metaphyſiſch Unendlichen die Rede, das vom Mathematiſchen höchſt verſchieden iſt. Denn dem Mathematiker zerfällt die Idee der Wahrheit, mit welcher er es allein zu thun hat, ſelbſt wieder in verſchiedene Ordnungen des Unendlichen, wovon aber ſelbſt die höchſte, wie z. B. ſeine tranſcendente Linien von unendlicher Ordnung niemals die niedere Ordnung des metaphyſiſch unendlichen erſchöpfen können, d. h. auch die höchſte Ordnung des mathematiſch unendlichen iſt nur ein Reflex von der Idee der Wahrheit. Einen gleichen Unterſchied läßt das metaphyſiſch poſitive und negative vom mathematiſchen zu. So iſt die Tugend oder das gute Princip die höchſte metaphyſiſche Poſition, das böſe Princip hingegen oder das, was ich Erbſünde nenne, die lezte metaphyſiſche Negation. Ich halte

dieſe Unterſcheidung für höchſt wichtig zur Klarheit der Philoſophie, und glaube, daß ein großer Theil ihrer Mißverſtändniſſe auf jener Nichtunterſcheidung beruht. Aber alles diß, ſo hoch es auch im Unendlichen ſtehen mag, leidet keine Anwendung auf Gott, und eben ſo verhält es ſich mit der Uebertragung des Prädicats der Exiſtenz auf Gott. Es mag 27
ſonderbar ſcheinen, auch die lezte Zuflucht des Verſtandes, — die Baſis, auf welcher das Ich ſo ſicher ruht, das: Es iſt, als die unveräußerliche Copula unſeres ganzen Vernunftſyſtems von Gott auszuſchließen, und doch iſt es auf dieſem Standpunkte, auf dem ich ſtehe, nothwendig. Gibt es eine Exiſtenz außer Raum und Zeit? Wenn der Raum unendlich iſt, wo finden wir noch eine Stelle außer ihm? Wenn die Zeit ohne Ende iſt, wo finden wir einen Moment außer ihr? Und doch werden wir Gott nicht in Raum und Zeit ſezen wollen, wie ein Naturobjekt. Es gibt aber auch eine Exiſtenz außer Raum und Zeit — Allerdings! Unſere ganze Idealwelt iſt demſelben entrükt. Aber auch hier gilt das Prädicat der Exiſtenz nur immanent auf das Vernunftſyſtem. Diß Räthſel und alle übrige löst, was man auch dagegen ſagen mag, allein die Religion und der Glaube. Der Glaube leiht keine Eigenſchaften aus, ihm iſt das Prädicat der Exiſtenz ein gleichgültiges

Ding, er iſt ſich ſelbſt die Urkunde der Gottheit, die keines Zeugen aus dem Verſtande bedarf. Da er ein für allemal dem Wiſſen entſagt hat, ſo liegt ihm an der ganzen Immanenz unſerer Erkenntniß nicht viel. Wir ſind in Gott, — diß iſt unbezweifelte Wahrheit, — aber wie der Lichtſtrahl in der Sonne, das Sandkorn
28 im Univerſum oder die einzele Vorſtellung im ganzen Vernunftſyſtem. So wenig der Lichtſtrahl vermöchte, die Sonne zu erleuchten, oder das Sandkorn, das Univerſum einzuſchließen, oder die einzele Vorſtellung, das ganze Vernunftſyſtem zu faſſen, ſo wenig vermö-
29 gen wir, auch nur einen Gedanken von Gott zu faſſen. Sie nennen vielleicht diß Hyperbel und ich finde meinen Ausdruk ſelbſt noch tief unter der Würde Gottes. Weil wir auf dieſem Erdſphäroid nichts Höheres haben, womit wir uns vergleichen könnten, ſo fällt uns ein, uns
30 zum Ebenbilde Gottes zu machen, wozu der Verſtand auch ſeinen Senf gibt, indem er uns auf gar künſtliche Weiſe zeigt, wie Gott wirklich forçirt geweſen ſeye, ein ſolches liebliches Ebenbild zu erſchaffen. Mir iſt der ganze Himmel bevölkert, jeder Stern hat ſeine eigene Völkergeſchichte. Je höher aber die Ordnungen der Sterne ſteigen, deſto vollkommner müſſen auch die Organiſationen ſeyn, deſto klarer der Verſtand, deſto vortreflicher die Ideale von Wahrheit,

Schönheit und Tugend. Die höhere Ordnungen der Sterne aber ſind unſere Metamorphoſen, und wenn 31
da noch eine Speculation ſtatt findet, ſo wird auch da Gott nur als Aſymptote erſcheinen, aber von höherer Bedeutung. Ein Sonnenbewohner müßte lächeln, wenn er vernähme, daß der Menſch auf dem halbverbrannten Teller, Erde genannt, ſich als Ebenbild Gottes brüſtete, wie wir lachen würden, wenn die Philoſophie der Würmchen im Graſe ſo weit gienge, ſich zu Ebenbildern des Menſchen zu machen. Der Ausruf: Es iſt ein Gott, der aus aller Menſchen Munde geht, was iſt er anders, als eine Ueberſezung des Glaubens in den Verſtand, wobei dieſer das Prädicat Exiſtenz beimiſcht. Es iſt ein Legiren des Glaubens mit dem unreinen Metall des Verſtandes, nur, damit wir im gemeinen Leben eine gangbare Münze mit dem Bruſtbild Gottes haben. Die Copula: Es iſt — gilt aber nur immanent im Vernunftſyſtem, aber nicht tranſcendent auf Gott. Inzwiſchen wäre die Uebertragung der Copula in dieſer Beziehung noch das unſchuldigſte, wenn nicht gleich der Verſtand dadurch, daß ihm dieſes Recht eingeräumt wird, den ganzen übrigen Schwall von Prädicaten hervorſuchte, und Gott auf ſeine poſitive Seite herüberzöge, wo die Natur liegt, und wo des Conſtruirens kein Ende iſt.

In dem Ausruf: Gott iſt allmächtig — gibt unſer Wille die Macht her, unſer univerſelles Organ die Allheit, unſer Verſtand die Exiſtenz und der Glaube Gott, und ſo bildet ſich dieſer Saz. Iſt diß aber eine Wiſſenſchaft von Gott, wenn unſere eigene Functionen dem Glauben beigemiſcht werden? Daß man den Philoſophen das, was das Volk nie bezweifelt, erſt ſagen muß, daß ſie ohne Glauben keinen Gott hätten, und daß ſie ihn im Wiſſen nie haben können! In dem engen Kreiſe, in dem wir uns umtreiben, ſehen wir freilich den Glauben nicht, aber er iſt unſichtbar da, und muß da ſeyn, weil der ganze Kreislauf unſeres Wiſſens in ihm ruht. Wer den Namen Gottes ausſpricht, ſpricht ja mit ihm auch ſeinen Glauben aus, und nur dann, wenn wir von ihm prädiciren wollen, miſchen ſich unſere niedere Functionen mit ein, welche das Gold beflecken.

Ich geſtehe Ihnen, daß ſich jedesmal mein ganzes Weſen empört, wenn ich ſolche Verſuche ſehe, wie das *** Lehrbuch. Nie werde ich den ſchneidenden Gegenſaz des Sittlichen mit der Natur aus der Acht laſſen, und nie aufhören, die eigene Waffen dieſer Menſchen gegen ſie ſelbſt zu kehren, bis ſie das verruchte Spiel aufgeben, das ſie mit dem Heiligen in der Naturphiloſophie treiben. Ich halte es für eine

Sache der Menschheit, diesem Irrthum, der als Unfug getrieben wird, alle Kraft entgegenzusezen. Denn es ist meine ernste Meinung, daß von da aus sich unser Karakter und unsere Gesinnung verschlimmert. 32
Unser Gemüth, das zum Religiosen hinaufgehoben werden sollte, wird dem Verstand zu seinen Tändeleien überantwortet, welcher wie die bestochene Richter eine auf falsche Thatsachen gegründete Vertheidigung übernimmt. Die Ueberzeugung, die vom Wissen kommt, ergreift nie die Totalität des Menschen, sondern nur den Verstand, die Ueberzeugung hingegen, die vom Glauben kommt, ist unüberwindlich, sie erfüllt den ganzen Karakter des Menschen, und von ihr allein 33
wäre eine Energie zu erwarten, die sich dem Ungestümm der Welt entgegensezte.

Und nun zur Hauptsache — zum Guten und Bösen. Nach Ihrer Ansicht geht der Verstand aus dem Verstandlosen, die Ordnung aus dem Chaos, das Licht aus dem finstern Grunde der Schwere hervor. Sollte uns etwas hindern, diese Gegensäze noch weiter 34
fortzusezen, und die Tugend aus dem Laster, das Heilige aus der Sünde, den Himmel aus der Hölle und Gott aus dem Teufel hervorgehen zu lassen? Denn das, was sie den dunkeln Grund der Existenz Gottes nennen, ist doch so etwas Aehnliches von Teufel.

In dieſen Gegenſäzen nun iſt ein allmähliges Heraufbilden zum Licht, ein Aufgehen des innerſten Centrums u. ſ. w. Ihre Anſicht kommt hier mit der alten Mythe überein, welche ihren erſten Gott aus der blinden Nacht geboren werden läßt. Ich frage aber, wozu diß Alles? Wenn Gott von Ewigkeit iſt, wie ſollte je das Verſtandloſe dem Verſtande, das Chaos der Ordnung, die Finſterniß dem Lichte vorangegangen ſeyn? Das Ewige kan doch der Zeit nicht frohnen, und keinen Wechſel der Dinge in ſich dulden. Eben ſo wenig kan ich zugeben, daß die Verhältniſſe der Naturprincipien von Licht und Schwere, auch nicht einmal auf analoge Weiſe, auf die ſittliche Ordnung der Dinge übergetragen werden. Das Gute und Böſe entſteht eben dann erſt, wenn die Naturprincipien gänzlich verſchwunden ſind, und alle ihre Bedeutung verloren haben. Der Menſch wird nur darum frei, weil kein Naturgeſez mehr einen Zwang fur ihn hat.

Ihren ſpeciellen Conſtructionen kan ich aus Mangel an Raum hier nicht folgen, aber mir iſt es klar, daß Sie dabei jenen innern geiſtigen Proceß, welchen jedes Ich in ſeinen Syſtemen durchlauft, wenn ſein Wille durch den Verſtand hindurch in der Natur ſich manifeſtiren ſoll, wie ein Künſtler ſein Kunſtwerk vor ſich hin projicirt, und einen Gott zu einem Scho-

pfungsproceſſe untergeſchoben haben. Es iſt gar nicht anders möglich! — Dieſen Gott, von dem Sie reden, und den Sie in dem Gebähren einer Schöpfung belauſchen, müſſen Sie, wo nicht begriffen, doch wenigſtens idealiſirt haben. Ihre Vernunft muß alſo ſich über die Idee Gottes geſtellt haben, ſie muß, da Sie Gott als Einheit zweier Principien vorſtellen, die Idee Gottes als Subject mit der Einheit als Prädicat verglichen, 37
und mithin, weil jedes Vergleichende über ſeinen Verhältnißgliedern ſtehen muß, ſich über Beyde erhoben haben. Und ſomit mußte die Selbſtoffenbarung Gottes mit der Ihrigen zuſammenfallen, nur mit dem Unterſchiede, daß die beſchränkte Macht und Weisheit, deſſen ſich das Ich beſcheidet, in jenem Ideal zur Allheit unſers univerſellen Organs geſteigert iſt.

Nur einmal in der ganzen Abhandlung finde ich Sie auf dem Standpunkt, wo der Uebertritt von der Speculation zum Glauben nicht mehr fehlen ſollte, und diß iſt in der Prädicatloſigkeit des Ungrundes. Ohne Noth, wie mir ſcheint, nennen Sie dieſen Ungrund Indifferenz, wodurch gleich ein neuer Widerſpruch rege wird. Sie ſagen: In dieſer Indifferenz iſt weder das Gute noch das Böſe. Sehr wahr! Woher nun die Zweiheit Reales und Idealeſ, Finſterniß und Licht? 38
Es kan doch kein Zwei entſtehen ohne ein differenziiren-

des Princip des Einen. Wo liegt dieſes? Sie ſagen ferner, dieſe Gegenſäze ſeyen als Nichtgegenſäze, d. h. in der Disjunction und jedes für ſich von dem Ungrund zu prädiciren. Ohne wieder darauf zu dringen, woher überhaupt es komme, daß Gegenſäze prädicirt werden ſollen, ſcheint dieſe Stelle entweder ganz unverſtändlich oder nur in dem Sinne verſtändlich, daß das einemal dieſes, das anderemal jenes, mithin jedes fur ſich von dem Ungrund zu prädiciren ſeye, was aber offenbar ſo viel heiſt, als: Der Gegenſaz, der in der Coexiſtenz negirt ſey, müſſe in der Succeſſion affirmirt werden, was für das Gegenſezen überhaupt keinen Unterſchied macht.

Am Ende heißt es: Unmittelbar aus dem Weder — Noch oder der Indifferenz bricht alſo die Dualität hervor. Ich frage, wenn die Zweiheit unmittelbar aus der Indifferenz hervorgeht, muß ſie dann nicht vorher darinn geweſen ſeyn? Sie ſoll aber weder — noch darinn ſeyn, wer kan das verſtehen? Das Weſen des Grundes nennen Sie Ungrund, dieſer theilt ſich in zwei gleich ewige Anfänge (muß hier nicht ein Prinzip des Theilens vorausgeſezt werden?), er theilt ſich in zwei aber nicht in beide zugleich, ſondern in jedem gleicherweiſe, alſo in jedem das Ganze. Haben Sie durch dieſe Subtilität etwas ge-

wonnen? Wenn diß Chamäleon des Ungrundes das einemal ganz weiß, das anderemal ganz ſchwarz ſieht, ſo frage ich, wo liegt der Grund dieſes Geſtaltenwechſels? Was iſt gewonnen, wenn der Gegenſaz in der Coexiſtenz negirt, dafür aber in der Succeſſion wieder affirmirt iſt, ſo daß Licht und Finſterniß, Gutes und Boſes zwar nicht zugleich aber nacheinander 39
aus dem Ungrund hervorgehen. Dieſer Ungrund theilt ſich, damit Liebe und Leben ſey, und das Getheilte wieder Eins werde. Ich zeige Ihnen dieſe Schlußweiſe in der Mechanik am Hebel auf. Zeit und Raum iſt der Ungrund für den Hebel, der Grund iſt ſein ab- 40
ſoluter Schwerpunkt oder die Indifferenz aller relativen Gleichgewichte, die an ihm ſtatt finden, das Auseinandergehen in zwei gleich ewige Anfänge ſind die beyde Arme des Hebels, der eine als Kraft, Lichtprincip oder das Gute, der andere als Laſt, finſteres Princip oder das Böſe, ſeine Exiſtenz oder Leben beſteht in Zug und Gegenzug oder überhaupt im relativen Gleichgewicht, aber eben diß relative Gleichgewicht ſtrebt immer wieder auf das Abſolute zurük, und ſucht wieder Eins zu werden, und diß iſt die Liebe. Die einzige Differenz iſt, daß das böſe und gute Princip, Laſt und Kraft am Hebel nur in der Coexiſtenz anſchaulich gemacht werden können, es hindert Uns aber

in der That nichts, den Hebel das einemal ganz als Laſt, das anderemal ganz als Kraft zu denken. Sezen Sie nun an die Stelle des Hebels das Ich, ſo iſt Ihre ganze Konſtruction darinn. Und ſo iſt es auch, dieſer Hebel iſt der Gott der Naturphiloſophie, und keinen andern kan ſie nicht erringen. Ich ſuche übrigens alle dieſe Widerſprüche, welche an der Gränze der Speculation nie fehlen können, nicht auf, um einen beſondern Werth darauf zu legen, ich ehre dieſe Widerſprüche ſogar, und habe ſie einſt liebgewonnen, denn gerade ihre Unauflöslichkeit führte mich über ihr ganzes Gebiet hinaus, ſo daß ich jezt ſcherzend und wol auch mit verächtlichem Blick auf die Eitelkeit aller philoſophiſchen Syſteme, mein Eigenes am wenigſten ausgenommen, zurükſchaue. Wer nur einmal einen hellen und unbefangenen Blik in die Religion gethan hat, wie hoch ſie ſteht, der wird nicht nur für das Irrationale des Verſtandes, ſondern ſelbſt für die unmögliche Größe, wie z. B. die gerade Wurzel des Negativen, eine Gleichung in ihr finden.

41

Kehren wir lieber wieder zum Einfachen zurük, und fliehen die anfangloſe Zeit, die wie eine zuſammengerollte Schlange ſich in ihren eigenen Schwanz beißt, und uns im Kreiſe herumfuhrt, — das wahre Bild der Naturphiloſophie, — ſo daß, wenn wir den Kopf

42

zu greifen wähnen, wir ſchon wieder am Schwanze ſind.

Die Schöpfung iſt nicht entſtanden, ſondern gegeben. Wie die menſchliche Vernunft geſezt iſt, ſo iſt auch 43
die Idee der Wahrheit in ihr geſezt, und die Schöpfung oder Natur iſt nichts anders, als der totale Reflex der Idee der Wahrheit und die negative Seite des Vernunftſyſtems. Sie rührt demnach nicht unmittelbar von Gott, ſondern von der Idee der Wahrheit, die in unſerem univerſellen Organ einheimiſch iſt. Die Frage alſo, ob und wie ſie entſtanden, hat keinen Sinn, weil wir die Idee der Wahrheit, welche die Seele aller Conſtructionen iſt, nicht wieder in eine Conſtruction aufnehmen und ſie ſelbſt zu Maas und Verhältniß bringen können. Alle unſere Conſtruction fällt in die Natur hinein, aber nicht über ſie hinaus. Diß iſt eben der ſchmähliche Irrthum des Verſtandes, daß er vom Fragen nicht laſſen kan, und daß, weil er in ſeiner Particularität alles vor ſich entſtehen und vergehen ſieht, er diß auch auf das Univerſelle anwenden und particulär machen will. Die Allheit will er zur Einheit herabſezen. Er 44
möchte gern eine Schöpfung verſchlingen und verdauen, um ſie in feculenter Geſtalt wieder von ſich zu geben. Allein die Natur iſt ſo ewig als die Idee der Wahrheit. Wie es ſich auf der negativen oder Naturſeite

verhält, ſo iſt es auch auf ihrer poſitiven oder ſittlichen Seite. Die Weltgeſchichte iſt nichts anders als
45 der totale Reflex der Idee der Tugend. Wie die menſchliche Vernunft geſezt iſt, ſo iſt auch die ſittliche Ordnung der Dinge gegeben. Auch hier will der Verſtand Eingriffe thun und einen erſten Menſchen gebohren werden laſſen, ohne zu bedenken, daß das Pünctgen Erde mit ſeinem politiſchen Bruchſtük wie der Tropfen im Ocean entſtehen und vergehen kan, ohne daß die Weltgeſchichte des Univerſums im mindeſten dabei geſtört wird.

Die beſondere Form, in der ſich die Völkergeſchichte unſerer Erde ausbildet, iſt dem Verſtand ſein höchſter Maasſtab und er ahndet nicht, daß die ganze Menſchengeſchichte vielleicht nur ein Roman oder Drama iſt, den die Sonne gedichtet hat und wozu ſie die
46 Schauſpieler ſchikt und abruft, wie ſie es für güt hält. Es gibt eine intellectuelle Sonnenfinſterniß, wobei der Verſtand einen ſo großen Schattenkegel von ſich wirft, daß er ſich das Univerſelle ganz dadurch bedekt, und daraus ſchlieſt er, daß das Univerſum kleiner wäre als er. Die Weltgeſchichte, nicht die Unſrige, iſt ſo ewig, als die Idee der Tugend. Eben ſo iſt der Organismus nichts anders als der totale Reflex

ſier der Idee der Schönheit und mit der Vernunft 47
zugleich gegeben. In der Harmonie dieſer drei Ideen,
wovon jede das Ewige auf eigene Weiſe repräſentirt,
liegt das Abſolute, das, wie Sie hier ſelbſt ſehen,
nichts Göttliches iſt. Und jezt erſt entſteht die hö- 48
here Frage, wer hat dieſe Harmonie, mit welcher
Natur, Geſchichte und Organismus im ſchönſten Ein-
klang gegeben iſt, in unſere Vernunft gelegt? Hier
iſt es, wo die logiſche und metaphyſiſche Pulſe ſto-
ken, denn wie ſollten ſie ihre Wellen über die Ver-
nunft hinausſchlagen, allein die Religion und der
Glaube beſeelen ſie wieder.

Die Vernunft mit der Harmonie jener Ideen iſt
durch Offenbarung vorhanden. Hiebei aber iſt ein
Stillſtehen aller Prädicate, ein Verſchwinden alles
Erkennbaren, Liebe, Freundſchaft und was wir Ed-
les im Gemüthe tragen, iſt vor dieſem Glanze nichtig
geworden, die Freiheit ſelbſt und ihre Sonne — die 48 b)
Tugend' ſind dunkle Punctgen in ihm. Der Glaube
allein lebt und lebt ewig.

Aber wie leben wir gut und böſe? Wenn wir
nicht künſtlich folgern wollen, ſo iſt die Antwort ganz
einfach. Gut leben wir, wenn wir unſere Macht in
Demuth der Religion, unſer Wiſſen in Glauben, un-

ſer Gemüth in Andacht und unſere Weisheit in Frömmigkeit zu verwandeln ſuchen. Auf dieſem Wege der Verwandlung liegt freylich ſehr viel und zwar viel unbeſtimmtes und vorgeſpiegeltes, aber Pflicht, Recht, Gewiſſen und Tugend ſind ja die Wächter des Guten und begleiten den Menſchen wie Genien. Wie leben wir aber böſe? Auf dem umgekehrten Wege. Wenn unſere Macht in Uebermuth und Gewalt, unſer Wiſſen in Lüge und Unglauben, unſer Gemüth in Laſter und Sünde und unſere Weisheit in Bosheit und Falſchheit ausartet. Ein ſolcher Menſch wird die Wächter des Guten austreiben und weil er doch des ſtrafenden Gewiſſens nicht los werden kan, es übertäuben.

Dieſe Skizze enthält die zwei Pole der Moral, nemlich die Annäherung zu Gott und den Abfall von ihm. Wer uns die Freiheit ſchenkte, der muſte um des Guten willen das Böſe zulaſſen, denn das Verdienſt des Menſchen, das an dieſe Freiheit geknüpft iſt, iſt ja der einzige Zwek unſerer ſittlichen Beſtimmung. Wenn das Princip des Böſen ſo geſtellt iſt, daß wir Gott ſelbſt um Erſchaffung deſſelben bitten würden, damit uns ein Verdienſt um ſeinet willen erwachſen könne, würden wir wol Gott als Stifter oder Mitverurſacher deſſelben anklagen? Ueberwiegt das Ver-

dienſt des Menſchen nicht alle mögliche Deutungen des Böſen? Ich behaupte aber, daß die Frage, warum 49
ein Böſes in der Welt ſeye, nicht nur widerſinnig, ſondern auch verwegen ſeye. Der Rathſchluß Gottes muß uns ſo heilig ſeyn, daß wir nur vor Ihm verſtummen und blinde Ergebung in ihn haben können, keineswegs aber vernunftlen ſollen. Denn mit welchen Gründen ſollen wir vernünftlen? Gründe, welche über die Vernunft hinaus bis zu jener Region dringen, wo der Rathſchluß Gottes wohnt, haben wir keine und alle übrige ſind nichtig und der Frage ungenügend. Die Philoſophie kann ihren ſträflichen Egoismus nicht fahren laſſen. In dem Wahn, daß die ſittliche Ordnung der Dinge, in der wir leben, zur Hauptſache der Schöpfung gehore, glaubt ſie ſich berechtigt, manche Frage, welche den Schöpfer angeht, ſtellen zu können, bedenkt aber nicht, daß dieſe Ordnung nur eine der unendlich vielen Formen iſt, wovon jede an eine höhere und tiefere ſich anfügen wird, ſo zahllos wie das Heer der Sterne. Wer ſoll jenen Plan faſſen, welchem unſere ganze Menſchengeſchichte nur wie ein Blatt dem Baume, ein Haar dem Kopfe und ein Tropfen dem Ocean eingefügt iſt. Wie ſieht eine Hand aus, wenn ſie vom Leibe ge-

trennt iſt, — ein unnüzes Stück von häßlichem Anblik und wie ſchön harmonirt dieſe Hand mit dem Ganzen, wenn ſie dem Leibe eingefugt iſt? So verhält ſich die Form unſerer ſittlichen Ordnung zum Ganzen. Dieſe einfache Schlüſſe ſollen übrigens nicht die tiefere Anſicht erſezen.

50a) Vom Frommen ſagen wir, er wohne in Gott, vom Gottloſen aber müſſen wir ſagen, der Teufel wohne in ihm. Dieſe Differenz iſt das Entſcheidendſte für die ganze Moral. Wenn wir ein menſchliches Herz auf moraliſche Weiſe eben ſo wie ein Phyſiſches zerlegen und eine Neigung um die Andere wie die Fibern ſchichtweiſe von ihm ablöſen könnten, ſo würde die innerſte Wurzel deſſelben das böſe Princip ſeyn.

50b) Dieſer tiefſte unmoraliſche Attractionspunct iſt aber nicht poſitiv, ſondern vielmehr dem Guten gegenüber die lezte Negativität. Er iſt nicht ewig wie Gott, ſondern vielmehr das allerzeitlichſte Weſen, das jeden Augenblik ſich ſelbſt aufzehrt und ſich aufs neue wieder erzeugt. Wie der Menſch geboren wird, ſo gibt ihm die Erde dieſen Erbtheil als Erbſünde mit, die ihn bis ans Grab wie ein feindliches Weſen begleitet und nur durch immerwährenden Kampf bezwungen wird. Wer dieſen Kampf nicht mit ihm beginnt, der verliert ſeine Seeligkeit an diß ſcheusliche Weſen, das

lokend wie die Sirene immer erfreuen und sättigen will, und wenn es den Menschen so getäuscht hat, mit Hohngelächter in die Hölle hinabstößt.

Und hier ist es, wo ich mich mit Ihrer Ansicht befreunde. Dieses allerzeitlichste Wesen, das vom Ewigen, vom All, von den Idealen Wahrheit, Schönheit und Tugend für immer ausgestoßen ist, und das sonnenhelle Antliz des Weisen und Frommen auf ewig flieht, ist, wenn es vom Verstande des Menschen aus seiner Negativität erhoben und positiv wird, jener Grimm des Eigenwillens, der die ganze Gegenwart auf einmal aufzehren möchte und die ganze Gemeinschaft vernünftiger Wesen zu seinen verruchten Zweken erschaffen wähnt. Es gibt dreierlei Arten von Bösem, die wie drei Potenzen da stehen. Die erste Art ist der Eigennuz, in welchem der Verstand der Sinnenwelt sich unterwirft. In ihm ist das Böse noch gemildert; denn bei solchen Menschen können alle Handlungen, welche mit dem Eigennuz in keiner Berührung stehen, noch gut seyn. Die zweite Art ist das Böse um des Bösen willen oder die Bosheit, in welcher der Verstand von der Vernunft abfällt. In solchen Menschen sind die Leidenschaften öfters noch das Wohlthätige. Man kan an den Stolz, an den Hochmuth, an die Eitelkeit appelliren,

um die Bosheit von ſich abzuhalten. Nur in dieſem Sinne, nemlich gegen die tiefere Potenz des Böſen gehalten, können die Leidenſchaften noch einen Werth haben, an ſich aber ſind ſie durchaus verwerflich und die Energie, die aus ihnen hervorgeht, ſteht unter der Herrſchaft des böſen Princips. Die dritte Art iſt das Böſe, um Gott zu fluchen oder die Gottloſigkeit. In ihr fällt der Verſtand von Gott ab, und der von Gott abgefallene Verſtand iſt der Teufel.
50) Ich könnte Ihnen die Erſcheinung des Teufels und ſeiner Handlanger aus unſerer Geſchichte ſchildern, aber ich mag dem Teufel dieſe Ehre nicht anthun. Eben ſo gibt es drei Arten von Guten. Das Erſte iſt die Mäſigkeit und Klugheit. Das Gute wird hier befördet, weil der Beifall deſſelben mit Vortheil zurükwirkt. Diß iſt der Eigennuz, der die Beſcheidenheit mit ſich führt, und der Andere nicht beeinträchtigt. In ihm iſt der Verſtand gröſtentheils vom Sinnlichen abgezogen. Die zweite Art iſt die Sitte und Weisheit, oder das Gute um des Guten willen, wobei das eigene Wohl ſchlechthin dem Allgemeinen aufgeopfert werden muß. Diß iſt der von der Vernunft regierte Verſtand. Die dritte Art iſt das Gute um Gotteswillen oder die Frömmigkeit, der Gott ver-

trauende Verſtand, der Glaube, die völlige Reſignation.

Der Verſtand iſt alſo der Mittelpunct, der das Gute vom Böſen ſcheidet. Wird er von der Vernunft beherrſcht und iſt er Gott vertrauend, ſo ſind alle Handlungen gut. Wird er aber von der Sinnlichkeit beherrſcht und fröhnt er jenem allerzeitlichſten Weſen, ſo müſſen alle Handlungen böſe ſeyn.

Und nun zur lezten Anſicht: Gott iſt auſſer allem Gegenſaz, auſſer aller Indifferenz, Identität, Abſolutem u. ſ. w. Denn alles diß bezeichnet blos die Linie, welche zwiſchen dem Glauben und Wiſſen liegt, worin die Vernunft ſich ſelbſt nur gleich iſt, und eben darum keinen Gott erfaſt. Die Frage, ob das böſe Princip abhängig oder unabhängig von Gott ſey, iſt daher ohne Werth, weil Gott in keinem Gegenſaze ſteht und kein Auge zureicht, Gott in Beziehungen zu ſchauen. Genug, daß wir wiſſen, daß der Teufel aus dem Tempel Gottes verſtoßen iſt und doch die Religion unſer höchſtes Gut iſt. Das Geoffenbarte hingegen tritt in Gegenſaz mit der Welt, das Heilige mit der Sünde, die Tugend mit dem Laſter, der Himmel mit der Hölle und Chriſtus mit dem Teufel. Der Teufel ſteht nicht mit Gott in Gegenſaz, ſondern mit Chriſtus. Erſt mit der chriſtlichen Lehre

konnte ſein Unwerth und Unweſen ſich darſtellen, wo der Erlöſer dem Verſucher, der Verſöhner dem Widerſacher u. ſ. w. ſich gegenüberſtellt. Die Erbſünde iſt die Wurzel der Sinnlichkeit, dem Menſchen von der Erde eingeboren, keineswegs aber von Ewigkeit her vorhanden. In ihr iſt ein beſtändiger Zug. Wie eine ſanfte Naturgewalt lokt ſie den Menſchen hinab, ihr zu folgen iſt keine Mühe. Durch Sinnenreiz ſchleicht ſich das ſüſe Gift ein, bald ergreift es die Werkſtätte der Gedanken, ſenkt ſich in den Schoos der Leidenſchaften und ruft die Schlummernde auf, ihr zu dienen. Denn die Leidenſchaften ſind die Vaſallen der Erbſünde, die ihrem Hofe Glanz und Leben verſchaffen. Wie ein fallender Körper durch das Moment der Acceleration eine immer ſtärkere Kraft erreicht, ſo gewinnt auch das ſüſe Gift der Sinnlichkeit, das wie die Schwere immer nach der Erde zieht, je weiter es greift, eine intenſivere Stärke. Endlich zur verzehrenden Flamme geworden lekt es an der Schwelle des Tempels, wo der Glaube thront und das Unſterbliche im Menſchen vom Irdiſchen ſich reinigt. Denn auch dieſen Thron muß das feindſelige Weſen umſtürzen, wenn ſeine Herrſchaft gelingen ſoll. Aber auf einmal erſcheint jezt das Beſſere im Menſchen, wie es des Abgrunds gewahr wird, der ſich

ihm aufthut. Eine innere Stimme, welche nie fehlt, wo es Noth thut, ruft ihn zur Flucht, aber das, was wie die Sinnlichkeit im Menſchen Wurzel gefaſt hat, iſt nicht zu fliehen, ſondern zu bekämpfen. Und nun beginnt der Kampf des Guten mit dem Böſen. Der Kampf iſt nicht ungleich, aber wer ſoll ſiegen? Vernehmen Sie, Freund! was ich Ihnen aus meinem Innerſten gebe. Eine unmittelbare Offenbarung hat jeder Menſch in ſeiner Seele. Sie iſt nicht durch Kunſt und Wiſſenſchaft erzeugt, ihr Licht kommt von oben, wir nennen es Glaube. Aber dennoch geht die Welt ins Arge und das Bild, das ich Ihnen vorhin vom einzelen Menſchen gab, trifft die ganze Völkergeſchichte. Erinnern Sie ſich an die groſe Epochen der Menſchheit. Im Glanze der römiſchen Weltherrſchaft erſchien Chriſtus der Retter der Menſchen. Und ſo muſte es kommen — den Gang der Menſchen zum allgemeinen Verderben muſte eine vermittelte Offenbarung 51
auf einmal hemmen. Denn nie ſind menſchliche Kräfte genug, die Rükkehr zum Guten im Ganzen zu bewirken; darum hat Gott ſeinen Sohn in die Welt geſandt, uns zu erleuchten und zu begnadigen. Der tiefe Sinn, der in dem poſitiven Chriſtenthum liegt, kan nur dadurch ganz klar werden, daß es eine Anſtalt der Erleuchtung und Gnade iſt, welche Gott

durch mittelbare Offenbarung an die Menſchen gelangen läſt. So wie die lezte Negativität, was ich Erbſünde nenne, poſitiv zu werden beginnt, wobei, wie ich gezeigt habe, der Wille der Menſchen in Willkühr und Gewalt, das Gemüth in Lüge und Falſchheit, der Verſtand in Bosheit und Unglauben ſich verkehrt und dadurch die leibhafte Erſcheinung des Teufels in der Geſchichte gegeben iſt, ſo kan dieſer poſitiven Verkehrtheit der Menſchen nur durch ein noch ſtärkeres Poſitives Schranken geſezt werden und diß iſt eben das poſitive Chriſtenthum, welches durch mit-
52 telbare Offenbarung Gottes in Chriſtus erſchien. Die Chriſtuslehre iſt inzwiſchen durch ihre Ausleger verdorben worden, und die einfache Wahrheiten, die nur zum Herzen ſprechen, ſind dem Verſtande überantwortet worden. Dieſer hat das verheißene Reich Gottes zergliedern wollen und dadurch die Unſchuld des Herzens, die an ihm hieng, ausgerottet und es mit ſich ſelbſt in Zwietracht geſezt. Es iſt die Liſt des Satans, das Auge der Menſchen von den groſſen Wahrheiten abzulenken und dahin zu richten, wo die geringere Thatſachen auf die Kapelle des Verſtandes gebracht in zehen ungleichartige Beſtandtheile auseinandergehen. Man mag die phyſiſche Erklärung der Wunder des neuen Teſtaments ſcharfſinnig nennen, ich nenne

ſelbſt den Verſuch dazu irreligiös. Hat man vergeſ- 53
ſen, daß die Erſcheinung von Chriſtus und ſeiner Lehre
ſelbſt das gröſte Wunder und nie anders als wie eine
mittelbare Offenbarung Gottes an die Menſchen anzuſe-
hen iſt? Sollten dem Geſandten Gottes nicht die
Kräfte der Natur zu Gebote ſtehen, um ſich als ſol-
chen anzukündigen? Sind die geringeren Thatſachen
nicht ſchon durch jene Höhere erklärt? Weil man die
Wunder nicht unter Geſeze bringen kan, wie die Po-
laritat des Magnets, ſo ſollen ſie als Thatſachen
verdächtig ſeyn. Es liegt ein Geheimniß in der Ge-
ſchichte, wovon eine Ziffer folgende iſt: So oft die
Giganten der Erde den Himmel beſtürmen wollen,
ſo oft geſchehen Zeichen vom Himmel. — Darum er-
ſchien Chriſtus im höchſten Glanze der römiſchen Welt-
herrſchaft, wo der göttergleiche Stolz auf dem Throne
wurzeln wollte. Ein unſichtbarer Genius ſchwebt über
der Weltgeſchichte. Selten ſenkt er ſich nieder, um die
Freiheit der Menſchen im Gange der Geſchichte nicht
zu ſtören. Sobald aber das kühne Geſchlecht, ſicher
geworden durch das Gelingen ſeiner irdiſchen Unter-
nehmungen, eitel und im Uebermut das Heilige an-
taſtet, was nur geſchieht, wenn es mit ihm auf das
Aergſte gekommen, dann ſchwingt der Genius wie eine

ſchwarze Wolke die Flügel über die Schickſale der Menſchen. — — — —

Die Wunder ſind nur mit kindlichem Gemüthe aufzufaſſen. Wie ein Kind, das, von der Freude des Weihnachtgeſchenkes ergriffen, nie fragt, woher das Chriſtkindlein komme, wohin es gehe, und woraus es beſtehe, ſo müßen auch wir Kinder in dem Reiche Gottes ſeyn. Allein der Verſtand, der ſich um all diß nichts bekümmert, treibt ſein Werk und Weſen auf ſeine Weiſe fort, und hat es nun mit der Chriſtuslehre ſo weit gebracht, daß die Entzweiung des Chriſtenthums mit ſich ſelbſt, die er vor langer Zeit ſchon ſtiftete, jezt in einen Indifferentismus übergeht, ein Zeichen der Zeit, das uns ſchrecklich mahnen wird. Nichts iſt verderblicher in der Religion als Lauheit und Kaltſinn, denn in ihr iſt der Karakter der Menſchen abgeſchäzt zur Sklaverei und zum Frohndienſt der Gottloſen. Die Intoleranz in Indolenz zu verwandeln, iſt eigentlich
54 das gelungenſte Werk des Satans. Wie weit es mit uns gekommen iſt, und noch kommen wird, weiß mancher zu deuten, aber jedem iſt es klar, daß der Geiſt des Verführers durch das Menſchengeſchlecht gehe, und daß in der großen Cycloide der Menſchengeſchichte wieder eine Epoche reife, wo bei gefülltem Maas der Sünden und Laſter ein Weltgericht aus der Hand

Gottes kommen wird. Schon einmal war Er der gnädige Richter, ein andermal wird Er der strenge seyn. Der Weise und Fromme bewahre sich rein, und wirke durch Beispiel und Rede so viel er vermag. Er lasse sich nicht blenden von dem alleverwüstenden Egoismus, der sich on die Stelle Gottes sezt, die Kennziffer des Teufels. In der Philosophie ist diß ein Irrthum, aber ein verderblicher und gleichlaufend mit dem politischen Taumel. Im menschlichen Leben hingegen ist es ein Greuel zum Weltgericht reif. Schon schlägt wieder die verzehrende Flamme an die Schwelle der Tempel und Altäre. — Aber hier steht auch die unüberwindliche Gränze. Wo das ewige Verhältniß zwischen Religion und Politik verkannt wird, geht ein schwarzes Verhängniß über die Menschen auf, in wildem Aufruhr kämpft Leidenschaft gegen Leidenschaft, Freund mit Freund und Bruder mit Bruder. Haß und Erbitterung, Unrecht und Gewalt, Verstellung und List, Götterstolz und Kriechsinn und wie sonst das schlechte Gefolge noch heißt, sind die Rollen des Tages. — Nirgends Versöhnung, und nimmer ruht es dann, bis das entartete Geschlecht untergegangen, und zu neuer Saat eines bessern und schönern Lebens heraufkeimt.

— — — — — — — — — —

Diß iſt die groſſe Wahrheit der Weltgeſchichte, daß ihr ewiger Plan keine Umkehrung des Verhältniſſes duldet, in welchem Politik und Religion zu einander ſtehen.

Iſt noch etwas übrig, was zum Verſtändniß des Ganzen nöthig wäre? Ich glaube — nicht. Aber eine Wahrheit gibt es noch, die lebendig in meiner Seele liegt. — Es iſt die unſichtbare Gemeinſchaft der Geiſter. Wer die ſelige Träume geträumt hat auf einem andern Sterne, dem iſt die Erde vorübergeſchwunden wie ein Meteor der Nacht.

Leben Sie wol.

Antwort
auf
das voranstehende Schreiben.

München, im April
1812.

Wären wir nicht durch Räume getrennt, vielleicht hätte ſich aus Ihrem Brief und meiner Antwort ein Geſpräch gemacht. Ich wünſche, auch der Verhandlung in die Ferne ſo weit es ſeyn kann dieſe Form zu geben, und glaube dieß am leichteſten zu erreichen, wenn ich die Stellen Ihres Briefs, welche mir vor andern eine Beantwortung zu fodern ſcheinen, am Rande mit Ziffern bezeichne, auf die ich mich in dieſem Schreiben beziehe. Hiedurch findet ſich der Leſer in den Stand geſezt, Rede und Gegenrede unmittelbar gegen einander zu halten.

Ich habe oft gewünſcht, daß wie in alten Zeiten ſo in unſern, wenn nicht über Glaubensartikel, doch über philoſophiſche Behauptungen und Syſteme öffentliche Geſpräche in Gegenwart gelehrter Zeugen ſtattfinden möchten. Wie viel wäre dadurch gewonnen, nicht bloß in Bezug auf Solche, die nur Trübung und Ver-

wirrung der Begriffe zur Absicht haben, damit niemand mehr deutlich sehe, oder aus dem Anblick klug werde! auch zwischen ächten Wahrheitsforschern besteht der Anfang des Widerspruchs nicht selten in ganz unmerklichen Abweichungen, einer oft unschuldig scheinenden Veränderung oder Verwechslung der Begriffe, die im Fortgang zu den ungeheuersten Folgerungen führt, über die der ehrliche Gegner selber in Erstaunen gerathen müßte. Bey mündlicher Verhandlung würde solchen Abweichungen gleich im Anfange begegnet, und der Stoff im Entstehen zerstört, aus dem sich oft lange polemische Reden und Auseinandersezungen entspinnen, die im Grunde ohne Werth und unnüzer Wortschwall sind.

Sie haben eingewilligt, daß Ihr Schreiben zugleich mit meiner Antwort gedruckt werde, und gaben dadurch zu erkennen, daß es Ihnen nur um die Ausmittlung der Wahrheit oder wenigstens des eigentlichen Streitpunktes zu thun sey, die sich bey einer solchen unmittelbaren Nebeneinanderstellung des Einwurfs und der Antwort nicht leicht verbergen konnen.

Wie Sie nun sich bedingen, Ihre Einreden und Bemerkungen geradezu und im behauptenden Tone vorzubringen, so werden Sie diesen auch mir nachsehen, wo er zur Sache gehörte, ohne in der Offenheit der

Aeuße-

Aeußerungen eine Verletzung der Ihnen längſt geweihten Achtung und Freundſchaft zu erblicken.

Erwarten Sie übrigens nicht, daß ich genau der Ordnung Ihres Briefes folge. Denn es laſſen ſich zwar bey'm unmethodiſchen Gang leicht Einwürfe häufen; aber die Antwort, da ſie nur aus dem Ganzen der Anſicht fließen kann, muß ſchon darum in gewißer Art ſyſtematiſch werden.

Ich trenne, was Sie gegen meine Behauptungen vorbringen, und was Sie auf eigne Hand behaupten. Erſt werde ich verſuchen, jenes zu beantworten; hernach erlaube ich mir, Ihnen meine Gedanken auch über Ihre Denkart zu eroffnen.

Zuerſt alſo ſind Sie überhaupt nicht zufrieden, daß ich wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über das Weſen der Freyheit fur moglich gehalten, und wirklich unternommen habe. Das Weſen wie das Verhältniß der Freyheit ſchien Ihnen ſchon immer der Demonſtration entrückt, unter welcher Sie eben Wiſſenſchaft überhaupt verſtehen. Die Freyheit, ſagen Sie (15 - 16), konne nie zum Begriff werden — als konnte irgend etwas zum Begriff werden, das nicht Begriff iſt! Das Nämliche, ſcheint mir, konnten Sie in dem nämlichen Sinn auch von dem Stein ſagen. Eben ſo wenn Sie

(17) fragen: Iſt das Sittliche, die Tugend, die Schönheit gedacht? worauf ich fragen könnte: iſt der Stein, iſt der Ton, iſt die Farbe gedacht? Hierinn hat alſo die Freyheit nichts Beſondres.

Faſt ſcheint es, Sie glauben: was Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Unterſuchung werde, das werde eben dadurch ſchon zu einem bloßen Begriff gemacht, wie Sie auch ſagen, (15) dadurch, daß ich die Freyheit einen Begriff nenne, müſſe mir dieſelbe mit der Nothwendigkeit vermiſcht erſcheinen. Ich weiß aber nicht, daß ich die Freyheit einen Begriff nenne, ob ich gleich von einem Begriff der Freyheit rede. Ich kann aber auch vom Begriff jeder beliebigen Sache, z. B. eines Steines reden, ohne darum den Stein, mit welchem man Häuſer baut, für einen Begriff auszugeben.

Das Argument, deſſen Sie ſich in dieſer Hinſicht bedienen, würde alſo den Fehler haben, daß es zu viel bewieſe. Sie geben zu, man müſſe ſich doch von der Freyheit unterrichten, alſo ſich einen Begriff von derſelben machen. Aber das ſey eben das Irrationale, wovon ich rede. Die Freyheit ſey nie ganz in den Begriff aufzunehmen, immer bleibe noch ein Reſt, der im Begriff nicht aufgehe (16).

Sie wollen das Irrationale in der Höhe ſuchen, da ich in der Tiefe. Sie nennen irrational, was

unſerem Geiſte am unmittelbarſten gegenwärtig iſt, wie Freyheit, Tugend, Liebe, Freundſchaft (17), ob Sie gleich in dieſem Sprachgebrauche ſich nicht gleich ſind, und an andern Stellen (6) dieſen Begriff in einem ganz dem meinigen analogen Sinn anwenden. Ich nenne irrational, was dem Geiſte am meiſten entgegengeſetzt iſt, das Seyn, als ſolches, oder das was Plato das Nicht-Seyende nennt.

Sollte ſich dieſer Widerſpruch nicht ſchon durch bloße genaue Begriffsbeſtimmung entſcheiden? Der Ausdruck: etwas in Begriffe auflöſen, iſt durch den öftern Gebrauch geläufig geworden; daher es leicht geſchehen konnte, ihn auch in verkehrtem Sinne anzuwenden. Der Begriff einer Sache iſt doch wohl nichts anderes, als das geiſtige Bewußtwerden derſelben; Denken nichts anderes, als der geiſtige Proceß, durch den wir zu dieſem Bewußtwerden gelangen. Auflöſung im chemiſchen Sinne (woher der Ausdruck doch genommen iſt) findet nur ſtatt, wo ein Fremdartiges mit dem andern gleichartig werden ſoll. Um uns aber der Freyheit, der Tugend, der Freundſchaft, der Liebe geiſtig bewußt zu werden, bedarf es nicht erſt einer beſondern Operation der Aufnahme oder Auflöſung ins Bewußtſeyn; ſie ſind an ſich dem Geiſtigen gleichartig; Be-

griff und Sache unmittelbar Eins. Was dagegen dem Geistigen oder dem Denken widerstrebt, das Reelle, das Seyn, als solches, dieses ist's, dessen wir zwar auch uns geistig bewußt werden können, dessen Begriff aber eben darinn besteht, nicht im Begriff aufzugehen. Es ist also, nach meinem Bedünken, eine völlige Umkehrung des wahren Verhältnisses, das Geistigste irrationional und dagegen das Ungeistige rational zu nennen.

Nach Beseitigung dieser allgemeinen Gegenrede erlauben Sie mir, zu den Einwendungen fortzugehen, welche Sie den in meiner Abhandlung enthaltenen Grundbegriffen von Gottes Natur und Wesen entgegenstellen.

„In Gott (dem existirenden versteht sich) müsse unterschieden werden, zwischen dem bloßen Grund der Existenz und dem Existirenden selber oder dem Subjekt der Existenz." So lautet meine Behauptung. — Dagegen Sie (1): „Weil Gott den Grund seiner Existenz in sich selbst hat, so hört gerade darum der Grund auf Grund zu seyn, und fällt mit der Existenz in Eins zusammen." — Das Letzte gebe ich Ihnen vollkommen zu. Der Grund zur Existenz und die Existenz sind an sich nicht verschieden, wenn Sie unter dieser eben nichts weiter als die Existenz, das reine Existiren, als solches, verstehen. Begriffen Sie aber das Ganze darunter, inwiefern dazu auch das

existirende Subjekt gehört, so müßte ich es läugnen; denn der Grund ist das Nicht-Subjekt, das nicht selber Seyende, also von der Existenz, sofern darinn das Subjekt schon mitbegriffen wird, nothwendig verschieden. Allein ich habe überhaupt nicht von einem Unterschied zwischen der Existenz und dem Grunde zur Existenz gesprochen, sondern von einem Unterschied zwischen dem Existirenden und dem Grund zur Existenz; welches, wie Sie selbst sehen, ein bedeutender Unterschied ist.

Wahrscheinlich indeß wollten Sie eben dieses sagen: Weil Gott den Grund seiner Existenz in sich selbst habe, so müsse dieser Grund mit dem existirenden Gott in Eins fallen, wie auch sonst (a) nach meiner Lehre Wesen und Form und ähnliche Gegensätze in Einen Punkt zusammenfallen.

Das In-Eins- oder in-Einen Punkt-zusammen-fallen, sind leider Ausdrücke, die sich durch den häufigen Gebrauch etwas leicht gemacht haben. Nennen Sie in-Eins fallen, einerley werden; oder verstehen Sie darunter, zu Einem Wesen gehören? Beyde Begriffe möchten Sie wohl verwechseln. Im ersten Sinn wäre Ihre Folgerung unrichtig, im andern würde ich sie zugeben. Gott hat den Grund seiner Existenz in Sich, in seinem eignen Urwe-

ſen, alſo gehört dieſer Grund mit zu demſelben Urweſen, zu welchem auch der exiſtirende Gott (Gott als Subjekt der Exiſtenz) gehört. Ich bezeichne dieſes Urweſen, aus dem Gott ſelbſt erſt durch den Akt ſeiner Manifeſtation hervortritt, deutlich genug in meiner Abhandlung (S. 497.); wie ich es auch ſonſt, um es von Gott (als bloßem Subjekt der Exiſtenz) zu unterſcheiden, nicht Gott, ſondern das Abſolute ſchlechthin genannt habe. Daraus aber, daß der Grund und das Subjekt der Exiſtenz zu Einem Urweſen gehören, folgt nicht, daß ſie beyde unter ſich gar nicht unterſchieden ſeyen; vielmehr gerade, weil zu Einem Weſen gehörig, müſſen ſie in andrer Hinſicht unterſchieden, ja entgegengeſetzt ſeyn. — Gemuth und Geiſt des Menſchen gehören zu Einem Weſen und fallen, auf die beſtimmte Perſon bezogen, wirklich in Eins zuſammen, d. h. ſie machen zuſammen nur das Eine Urweſen aus, von welchem die wirkliche Perſon die bloße Entfaltung iſt; aber in dieſer Entfaltung ſind ſie nothwendig unterſchiedne, von einander unabhängige Potenzen, die bekanntlich ſogar in Widerſpruch mit einander gerathen können.

Aber nicht bloß der Begriff Grund (den Sie übrigens in einem von mir gar nicht gedachten — dem vulgären Sinne nehmen, indem Sie ihm (2)

als Correlatum den Begriff Folge zugeben, wonach am Ende wohl gar der ſeyende Gott eine Folge des Seyns, des nicht-ſeyenden Grundes wäre) — nicht bloß der Begriff Grund, auch die Begriffe Form und Weſen, Seyn und Werden, überhaupt alle Verſtandesbegriffe ſind Ihnen, übergetragen auf Gott, anſtößig und verdammlich (3), indem Gott dadurch offenbar zu einem Verſtandesweſen, oder wie Sie es ſpäterhin (4) ausdrüken, zu einem bloß particulären Gott würde.

Hiedurch wird unſer Handel mehr in's Weite geſpielt, und gewiſſermaßen zu der allgemeinen Frage von dem Werth und der Geltung verſtändiger Begriffe in Bezug auf Gott ausgedehnt. Auf dieſe Streitfrage nun kann ich mich hier nicht einlaſſen; und zwar erſtens darum, weil ich nur in Erwägung ziehe, was mich oder meine Behauptungen insbeſondere angeht, aber keineswegs unternehmen will, Ihre Begriffe über Gegenſtände zu berichtigen, in Anſehung welcher Sie mit allgemein-angenommenen Vorſtellungen im Widerſpruch ſind. Daß dieß hier der Fall iſt, glaube ich leicht zeigen zu können und Sie ſelbſt geſtehen es (14) unverholen. Iſt nicht Gott nothwendig ſchon ebendadurch ein in gewiſſem Sinne particuläres Weſen, daß er ein perſönliches Weſen iſt? Läßt ſich Per-

ſönlichkeit ohne Abſonderung, ohne Für-ſich-ſeyn, alſo in dieſem Sinn ohne Particularität denken? Kann ferner ein nach Zweck und Abſicht handelndes alſo verſtändiges Weſen gedacht werden, das nicht eo ipſo auch ein Verſtandesweſen iſt?

Ich preiſe Sie daher öffentlich wegen der ungemeinen Conſequenz und Offenheit, mit der Sie das Eine wie das Andere verwerfen, und gerade heraus ſagen: die Prädicate der Allmacht, der Allgüte, der Allweisheit ſeyen wir nicht berechtigt, auf Gott uberzutragen (10); es verhalte ſich eben ſo (14) mit den Prädicaten der Selbſtſtändigkeit, der Perſönlichkeit, des Selbſterkennens, des Selbſtbewußtſeyns, des Lebens u. ſ. f.; ja daß Sie am Ende (27) ſogar verbieten, von Gott zu ſagen: Er iſt; das alles ſeyen nur Menſchlichkeiten, aus unſern Gedanken- und Gemüthsproceſſen geſchöpfte Particularitäten, unangemeſſen der Würde Gottes. Es geht freylich Gott hiebey nicht beſſer, als morgenländiſchen Monarchen, die unter dem Vorwand ihrer über alles Menſchliche erhabnen Würde und der göttlichen Verehrung ihrer Völker aller freyen Bewegung und menſchlichen Lebensäußerung beraubt werden. Um Gott ja recht hoch und fern von allem Menſchlichen zu ſtellen, nehmen Sie ihm ſorgfältig alle verſtän-

dige und verſtändliche Eigenſchaften, Kräfte und Wirkungen ab.

Dahin — muß bey conſequenter Verfolgung alle Kantiſche, Fichte'ſche und Jacobiſche, überhaupt die ganze Subjectivitäts-Philoſophie kommen, welche unſere Zeit beherrſcht. Sie allein ſind in dieſer Hinſicht dem Selbſtbetrug entgangen, durch den ſich Andere täuſchen. Dieſe legen zwar aus andern Gründen auf die Lehre von einem perſonlichen Gott ein großes, wenn auch nicht immer verſtandnes Intereſſe. Aber um dieſe Lehre zu begreifen, werden Vorausſetzungen gefodert, welche den Purismus, zu dem ſich unſre Weltweisheit verſtiegen, in's Angeſicht beleidigen. Allein, wie Sie richtig gefuhlt haben, es gibt hier keine Wahl. Entweder überall keinen Anthropomorphismus und dann auch keine Vorſtellung von einem perſonlichen, mit Bewußtſeyn und Abſicht handelnden Gott, (welches ihn ja ſchon ganz menſchlich macht), oder einen unbeſchränkten Anthropomorphismus, eine durchgängige und (den einzigen Punkt des nothwendigen Seyns ausgenommene) totale Vermenſchlichung Gottes. Dieß iſt es, was jene ſcheuen, die gern für Philoſophen von Metier angeſehen ſeyn möchten. Denn es iſt ja jedem Anfänger in der vernünftigen Religionslehre bekannt, daß Gott

über alles Menſchliche weit erhaben iſt, und unwiderleglich hat Kant erwieſen, daß alle Anwendung von menſchlichen Verſtandesbegriffen auf Gott unſtatthaft und thöricht iſt. Sie würden ſich alſo ganz um den Ruf der Philoſophen zu bringen glauben, wenn ſie ein wirkliches Begreifen eines perſönlichen Gottes für möglich erklärten. Reden wollen ſie aber doch davon, weil es ſchön klingt und erbaulich lautet.

Allein — wie geſagt, auf dieſe Streitfrage will ich mich nicht einlaſſen. Mein Hauptgrund iſt, weil ich dieſer ganzen Art zu argumentiren überhaupt keine Gültigkeit zugeſtehe. Es kann überhaupt nicht die Frage ſeyn, mit welchem Recht wir unſere Begriffe auf Gott übertragen; wir müſſen vorerſt wiſſen, was Gott iſt. Denn geſetzt, es fände ſich bey fortgeſetzter Unterſuchung, daß Gott wirklich ſelbſtbewußt, lebendig, perſönlich, mit einem Wort menſchenähnlich iſt, wäre es dann noch ein Einwurf, daß wir damit unſre, menſchlichen, Begriffe auf ihn übertragen? Wenn er nun menſchlich iſt, wer darf etwas dagegen einwenden? — Wenn, wie Sie ſagen, meine Vernunft in dem, was Sie von Gott bejaht, ſich über Gott geſtellt hätte (37): ſo würde ja die Ihrige in dem, was Sie von Gott verneint, es eben ſo, ja noch weit entſchiedner thun, indem ſie ſich a priori, ohne alle

Unterſuchung, bloß ſubjektiv über Gott abzuurtheilen erlaubt, da ich im Gegentheil nichts aus mir ſelbſt von Gott behaupte, ſondern nur ſeinen Wegen nachzugehen ſuche.

Auf welcher Seite liegt dann wohl die Anmaßung — unter dem Schein der Beſcheidenheit; auf welcher unter der Hülle demüthig lautender Verneinungen der Dünkel menſchlichen Urtheilens?

Sie ſagen: Gott muß ſchlechterdings übermenſchlich ſeyn. Wenn er nun aber menſchlich ſeyn wollte, wer, um Ihnen eine Frage, die Sie bei andrer Gelegenheit thun, (12) zurückzugeben, wer dürfte etwas dagegen einwenden? Wenn er ſelbſt herabſteigt von jener Höhe, und ſich mit der Creatur gemein macht, warum ſollte ich ihn mit Gewalt auf dieſer Höhe erhalten wollen? Wie ſollte, durch die Vorſtellung ſeiner Menſchlichkeit, ich ihn erniedrigen, wenn er doch ſich ſelbſt erniedriget?

Ehe durch objektive Unterſuchung, durch Entwicklung des Urweſens ſelber, ausgemacht iſt, was Gott iſt, können wir von Gott ſo wenig etwas verneinen, als bejahen. Was er auch iſt, das iſt er durch ſich ſelbſt, nicht durch uns. Alſo kann ich ihm auch nicht zum Voraus vorſchreiben, was er ſeyn ſoll. Er iſt, was er ſeyn will. Alſo muß ich erſt ſeinen Willen

zu erforschen suchen; nicht aber ihm zum voraus wehren, zu seyn, was er seyn will.

Diese ganze Argumentation ist mit der Kantischen Philosophie zugleich veraltet, und sollte billig nicht mehr gehört werden. Wenn wir sagen: Gott darf nicht nach menschlichen Begriffen gedacht werden: so machen wir die Beschaffenheit unsrer menschlichen Begriffe eben so — nur zum negativen Maß der Gottheit, wie Protogoras das wirklich bloß Subjektive des Menschen zum Maß aller Dinge machte. Aber Sie gehen hierinn noch weiter als Kant, und machen die Erde (5) oder, wie Sie es nennen, unser armseliges, — wie mir aber scheint, doch nicht so gar verächtliches — Erdsphäroid wieder zum Maß unsrer Begriffe. Keiner unsrer geistigen Gedanken geht über die Erde hinaus. Die Anwendung unsrer Stammbegriffe gilt nicht einmal bis in den nächsten Planeten oder die Sonne (6), geschweige bis in den Himmel. Wenn also Gott selbstbewußt, selbsterkennend, und persönlich ist, so ist dieß für ihn (11) ein Afficirtwerden durch die Begriffe unsres irdischen Verstandes, (die er doch übrigens uns selber eingepflanzt hat), und um dieses Afficirtwerden zu verhindern, muß er selbst auf Leben und Persönlichkeit Verzicht thun. —

Auch auf das Argument, das Sie aus Ihrer Theorie von Vernunft und Verſtand hernehmen, wobey dieſer bald als das Prisma für den jenſeitigen indifferenten Lichtſtrahl (8), bald als ein Beleg von doppelter Reflexion (9) erſcheint, kann ich mich aus dem nämlichen Grunde nicht einlaſſen; weil ich überhaupt verwerflich finde, über Gott aus Gründen abſprechen zu wollen, die nicht aus ihm ſelbſt, ſondern aus unſrem Erkenntnißvermögen hergenommen ſind. Außerdem aber kann ich jene Sätze von Vernunft und Verſtand nur als ganz willkührliche Verſicherungen anſehen. Ich gehe daher von dieſen allgemeinen Beweiſen, die im Grunde alle ſchon vorausſetzen, was erſt bewieſen werden ſoll, und daher, die Wahrheit zu ſagen, nichts beweiſen, zu den Bemerkungen Ihres Schreibens fort, die gegen die Evolution Gottes aus ſich ſelbſt, wie ſie in jener Abhandlung — nicht ſowohl dargeſtellt als angedeutet worden, gerichtet ſind.

„Ich leihe, ſagen Sie, Gott die Sehnſucht, ſich ſelbſt zu gebähren, als ob in Gott ein Wunſch ſeyn konnte, etwas zu werden, was er noch nicht wäre.“ Hierauf beweiſen Sie dann (13), daß Sehnſucht etwas ganz Menſchliches iſt. Sie konnten ſich dieſen Beweis in jeder Hinſicht erſparen, beſonders aber,

wenn es Ihnen gefiel, meinen Gedanken, anſtatt ihn in den nächſten beliebigen Ausdruck zu überſetzen, mit den Beſtimmungen wiederzugeben, unter welchen er in meiner Abhandlung vorkommt. Ich behaupte: es iſt in Gott außer dem, was in Ihm eigentlich Er Selber iſt, ein anderes, von dieſem verſchiedenes, obwohl nicht abzutrennendes, Princip, deſſen Charakter Sehnſucht iſt, und zwar beſtimmt Sehnſucht, das Göttliche in ſich zu empfangen und darzuſtellen. Von eben dieſem wird gezeigt, daß es das einzige Werkzeug der Offenbarung und Actualiſirung (In = Thätigkeit = Setzung) des eigentlichen Subjekts oder Seyenden iſt. Sehnſucht iſt ſein Charakter, wie der der ganzen Natur, nicht daß ſie eine Sehnſucht hätte, ſondern ſie iſt ſelbſt und weſentlich Sehnſucht. Wenn Ihnen alſo auch (was doch nicht der Fall iſt) verſtattet ſeyn konnte, erſt dieſes von dem eigentlichen Selbſt Gottes unterſchiedne Weſen mit Gott ſelber (dem ſeyenden) zu verwechſeln oder zu vereinerleyen: ſo konnten Sie doch ſelbſt dann nicht ſagen, ich ſchreibe Gott eine Sehnſucht zu, oder ich leihe ihm dieſelbe, wie man dieß von einer Eigenſchaft ſagen kann. Sie mußten dann wenigſtens ſagen, ich mache Gott ſelbſt zur Sehnſucht, oder ich behaupte: Gott ſelbſt ſey weſentlich Sehnſucht. Alſo auf jede Art ungenau und unan-

gemeſſen meiner Vorſtellung iſt der gebrauchte Ausdruck; und der Nerv der Behauptung, daß dieſes Princip das einzige Werkzeug der Actualiſirung des verborgenen, und an ſich bloß in ſich ſelbſt ſeyenden Weſens der Gottheit ſey, wird nicht einmal berührt.

Doch — Sie fragen, wozu überhaupt dieſe Sehnſucht, die zwar nach dem Verſtande ſich richtet, nach ihm verlangt, aber nicht ſelbſt Verſtand, alſo verſtandlos iſt (Abh. S. 433. f.)? „Wenn Gott von Ewigkeit war, wie ſollte je das Verſtandloſe dem Verſtande, das Chaos der Ordnung, die Finſterniß dem Lichte vorangegangen ſeyn (35)? Ich verwundere mich zwar, wie Sie das War von Gott ausſagen mögen, nachdem Sie kurz zuvor (27) das Iſt von ihm ausgeſchloſſen. Ich begnüge mich alſo, Sie zu fragen, in welchem Sinne Sie jenes War nehmen? Wenn Gott von Ewigkeit war — nämlich im Zuſtand der Offenbarung und der vollen äußeren Wirklichkeit, in die er ſich nur durch die vollendete Schöpfung ſetzt —: ſo iſt allerdings nicht einzuſehen, wie jemals das Chaos der Ordnung, das Verſtandloſe dem Verſtand, die Finſterniß dem Lichte habe vorangehen können. Wenn aber Gott nicht von Ewigkeit war — nämlich im Zuſtand der Actualität und der geoffenbar-

ten Exiſtenz, wenn er im Gegentheil einen Anfang ſeiner Offenbarung machte: ſo iſt damit zwar noch nicht bewieſen, daß dem gegenwärtigen Zuſtand der Ordnung das Chaos, dem Licht die Finſterniß, dem Verſtande das Verſtandloſe vorausgegangen ſey: aber es beſteht auch kein Einwurf dagegen, der von der Ewigkeit Gottes hergenommen wäre. Sie haben nun die Wahl, wozu Sie ſich bekennen wollen, — dazu, daß Gott von Ewigkeit war, nämlich dem Urweſen und nichtgeoffenbarten Seyn nach, oder daß er von Ewigkeit war, auch dem geoffenbarten Seyn nach. Im erſten Fall hat Ihr Beweis ſeinen Nerv verloren; im andern Fall behaupten Sie, daß die Schöpfung mit Gott gleich ewig iſt, oder daß Gott nothwendig von Ewigkeit her geſchaffen habe. Dann trifft aber Ihr Einwurf nicht vorzugsweiſe oder allein meine Behauptung; und eben ſo gut und in gleichem Sinn konnten Sie der allgemeinen Lehre, welche in Uebereinſtimmung mit dem Chriſtenthum einen Anfang der göttlichen Offenbarungen behauptet, entgegenſetzen: „das Ewige könne doch nicht der Zeit fröhnen, oder einen Wechſel der Dinge in ſich dulden.“ —

Allein Sie greifen jene Erklärung der Schöpfung von einer gefährlicheren Seite, der moraliſchen, an.

Weil

Weil ich behaupte, daß geſchichtlich oder der Wirklichkeit nach das Verſtandloſe vor dem Verſtand, Finſterniß vor dem Licht ſey, ſo meynen Sie (34), was uns hindern könnte, dieſe Erklärung weiter fortzuſetzen und die Tugend aus dem Laſter, das Heilige aus der Sünde, den Himmel aus der Hölle und Gott aus dem Teufel hervorgehen zu laſſen? — „Denn, ſetzen Sie hinzu, das was Sie den dunkeln Grund der Exiſtenz Gottes nennen, iſt doch ſo etwas Aehnliches vom Teufel.“

Das Letzte wünſchte ich von Ihnen nicht geſagt. So leicht hoffte ich von Ihnen meine Abhandlung doch nicht geleſen, wenn Sie darüber urtheilen wollten. Bey nur geringer Aufmerkſamkeit konnten Ihnen Stellen, wie die folgenden, nicht entgehen. „Wir haben ein für allemal erklärt, daß das Böſe, als ſolches, nur in der Creatur entſpringen kann.“ — „Das anfängliche Grundweſen (worunter eben jener dunkle Grund der Exiſtenz Gottes verſtanden wird) kann nie an ſich böſe ſeyn.“ — „Es kann auch nicht geſagt werden, daß das Böſe aus dem Grunde komme, oder daß der Wille des Grundes Urheber deſſelben ſey.“ (S. 453. 488. u. a.) Eine ſolche Unterſchiebung, welche in der Verbindung, worinn ſie

ſteht, das zuvor nur Einwurfsweiſe vorgebrachte beynahe in die Behauptung verwandelt: nach meinen Grundſätzen gehe Gott aus dem Teufel hervor, ſollte ein Mann Ihres Geiſtes denen überlaſſen, deren leicht überreizter Verſtand durch ihnen fremde und unerhörte Begriffe unwillkührlich auf ſolche monstra et portenta geleitet wird. *)

Ich halte mich alſo bloß an die allgemeine in Ihren Worten enthaltne Vorausſetzung, daß Gott überhaupt nach jener Theorie aus dem Grunde hervorgehe, gleichviel was dieſer iſt, oder womit er vergleichbar ſeyn mag.

Es iſt Ihnen bekannt, und Sie ſelbſt führen die darauf ſich beziehende Stelle meiner Abhandlung an, daß ich das Urweſen oder die uranfängliche und abſolut ewige Gottheit vor und über allem Grunde ſetze (S. 497.) und in dieſer Beziehung immer von dem Grund rede, als von einem Princip, das Gott in

*) Z. B. einem Süßkind. Man ſ. deſſen Prüfung der Schellingiſchen Lehren von Gott ꝛc. im 17ten Stück des Magazins für chriſtliche Moral und Dogmatik; auch beſonders abgedruckt. Tübingen bey Cotta. — Was es mit dieſer (angeblichen) Prüfung auf ſich hat, werde ich in einem folgenden Heft ausführlicher zu zeigen Gelegenheit nehmen. Später hinzugeſetzte Anmerkung.

Sich (in ſeinem Urweſen) hat. Indem Sie alſo vor-ausſetzen, daß Gott überhaupt und indiſtincte aus dem Grunde hervorgehe, d. h. ſeinen Urſprung aus dem Grunde habe, entſtellen Sie in der That meine wirkliche Behauptung. Es war Ihnen aus derſelben Stelle (S. 497.) bekannt, daß ich dem Grund überall nur ein Verhältniß zu dem Exiſtirenden gebe, nicht aber zu dem, was über dem Grund, wie über dem Exiſtirenden iſt. Nur zu dieſem verhält er ſich als Grund (Grundlage) der Exiſtenz. Sie mußten daher wenigſtens die Beſtimmung hinzuſetzen: Gott als das Exiſtirende (τὸ ὄν), als Subject der Exiſtenz, gehe aus dem Grunde zur Exiſtenz hervor. Aber bey dieſer Beſtimmung leuchtete die Unmöglichkeit der Behauptung zu unmittelbar ein. Denn der Grund zur Exiſtenz kann doch zu nichts weiter Grund ſeyn, als eben zum Exiſtiren, rein als ſolchem; nicht aber Grund von dem, was exiſtirt, dem Subject der Exiſtenz, welches, wie ich Ihnen ſchon (1) zeigte, zwey himmelweit verſchiedne Begriffe ſind.

Wollten Sie meinen wirklichen Gedanken ausdrücken, ſo konnten Sie nur ſagen: das irrationale, für ſich verſtandloſe, Princip in Gott ſey für ihn Grund, d. i. Grundlage, Bedingung, Medium der Offenba-

tung ſeines nur in ſich ſeyenden Subjekts, oder Bedingung ſeiner äußerlich wirkenden Exiſtenz. Wollten Sie gegen dieſen Gedanken ſtreiten, ſo gab es nur zwey Mittel. Sie mußten behaupten, daß Gott niemals nothig gehabt habe, ſich zu offenbaren, daß Gott von jeher geoffenbart geweſen, und der geoffenbarte Gott mit dem Urweſen einerley ſey. Oder Sie mußten läugnen, daß ein fur ſich verſtandloſes Princip in Gott ſey, und das Medium der Offenbarung werden könne, was Ihnen ja nach den gewohnten Begriffen gar nicht ſchwer fallen konnte.

Dasſelbe Verhältniß, das nach Ihrer Darſtellung meiner Grundſatze Gott zu dem Grunde hat, ſcheinen Sie auch zwiſchen Licht und Finſterniß, Verſtand und Verſtandloſem vorauszuſetzen. Sie ſtellen ſich, wie es ſcheint, vor, das Licht habe als Potenz, als Weſen ſeinen Urſprung von der Finſterniß, der Verſtand als Princip habe ſeinen Urſprung von dem Verſtandloſen — das Seyende von dem Nichtſeyenden. Hierinn nun würden Sie mich auf eine unbegreifliche Weiſe misverſtehen. Die Finſterniß iſt nicht darum nothwendig, damit überhaupt ein Weſen ſey, wie das Licht iſt; das Verſtandloſe ebenſo muß nicht darum ſeyn, damit es einen Verſtand gebe. Das Licht, und was ihm analog iſt, der Verſtand, iſt eine,

von der Finſterniß ganz unabhängige, ja eine höhere Potenz als dieſe ($= A^2$); oder (um das Eigentliche zu ſagen) das Licht iſt eben das ſeinem Begriff nach (in ſich) Seyende, was dazu keiner andern Potenz bedarf. Aber eben darum, weil es das in ſich Seyende iſt, bedarf es, um als dieſes in-ſich-Seyende zu ſeyn, d. h. um ſich als dieſes zu erweiſen, thätig zu offenbaren, des gegenwirkenden Princips der Finſterniß, welche alſo Grund (Grundlage, Unterlage, Bedingung) ſeiner Actualiſirung iſt, und als Bedingung ihm als Wirklichem, in-Wirkung-Geſetztem, nothwendig — nicht dem Begriff, wohl aber der Zeit nach — vorangehen muß. Im Gegentheil iſt nun die Finſterniß, als das abſolut-Entgegengeſetzte des Lichts, nothwendig das von ſich ſelber (in ſich) nicht Seyende, d. h., ſie hat kein wahres Seyn in ſich ſelber und iſt urſprünglich nur ein Seyn außer ſich; denn ſie iſt nicht um ihrer ſelbſt, ſondern nur um eines andern, nämlich um des Lichtes willen, nur als Bedingung oder Werkzeug von deſſen Offenbarung. Und ſo wie die Finſterniß Bedingung oder Grund, des äußerlich-Seyns oder Exiſtirens des Lichtes, iſt; ſo iſt hinwiederum das Licht Urſache, eines In-ſich-Seyns der Finſterniß —

ſie iſt ſchöpferiſches Princip, das aus dem Nichtſeyenden etwas Seyendes, (die Creatur), hervorruft.

Nur in Bezug auf dieſe ſage ich, — in der Stelle (S. 433.), die Sie doch bey der obigen Folgerung allein vor Augen haben konnten —, das Seyende gehe aus dem Nichtſeyenden, der Verſtand aus dem Verſtandloſen, das Licht aus der Finſterniß hervor.

Wollten Sie indeß dieſen Satz in einen allgemeinen verwandeln, ſo mußten Sie die meinen Gedanken gemäße Beſtimmung hinzuſetzen. Der Verſtand geht aus dem Verſtandloſen, aber dem erſterbenden, Licht aus Finſterniß, aber der überwundnen, hervor. Der Verſtand kann, als ſolcher, als wirklich, nur aufgehen, indem das zuvor herrſchend geweſene Verſtandloſe ſich ihm unterwirft, und relativ auf ihn wie todt, (Materie, Stoff) wird. Das Licht kann als ſolches in der Wirklichkeit nur aufgehen, wenn das erſt herrſchende Princip der Finſterniß ihm erſtirbt, ſich ihm unterwirft.

Wenn alſo auch jene Folgerung abſcheulich genug lautet, um jedermann mit Entſetzen zu erfüllen, ſo brauchte doch bloß die meinem Sinn gemäße Beſtimmung hinzugefügt zu werden, um jedermann mit ihr auszuſöhnen. Die Tugend geht allerdings zwar nicht dem Begriff und dem Weſen, aber doch der Wirklichkeit nach aus dem

Laſter, nämlich dem überwundnen und getödteten, hervor. Heiligkeit iſt nur möglich nach gänzlich erſtorbener Sünde, und geht in ſofern in der That aus der Sünde, nämlich der getödteten, hervor. Der Himmel ruht in allewege auf der Hölle, und es iſt dieß ein Satz, der ſich jedem einleuchtend machen läßt. Himmel iſt höchſte Eintracht, Hölle Zwietracht der Kräfte. Lebendige Eintracht iſt überwundne und unterworfne Zwietracht. Der Himmel wäre wirkungslos ohne die Hölle; es gibt kein Himmelsgefühl als in der beſtändigen Ueberwindung der Hölle der Zwietracht, wie es kein Geſundheitsgefühl gäbe ohne Bewältigung der ſtets im Hervortreten begriffnen, immer wieder zum Schweigen gebrachten Krankheit. Soll Gott in einem Menſchen leben, ſo muß der Teufel in ihm ſterben, ſo wie Sie umgekehrt ſagen: in dem Menſchen, der Gott los ſey, wohne der Teufel.

Wie ſchon ehemals meynen Sie überhaupt auch jetzt wieder ſich beſonders der Sittlichkeit gegen mein Syſtem annehmen zu müſſen, das nach Ihnen für Pflicht, Recht, Gewiſſen und Tugend keine Stelle hat. (22) Ich konnte Ihnen zwar dieß leicht erwiedern. Ich konnte fragen, welche Früchte für die Moral die Vermuthung tragen kann, daß der Menſch auf Erden nur ein Schauſpieler ſeyn könnte, den die

Sonne ſchickt und abruft, wie ſie (die Sonne) es für gut hält (46); oder jene romanenhafte Unſterblichkeit (31), wonach wir die höheren Sterne als die Schauplätze unſrer künftigen Metamorphoſen zu betrachten haben; oder auch, daß Ihrer ganzen Philoſophie die Idee einer Geiſterwelt ſo völlig fremd iſt? Dieß erhellt aus dem mitgetheilten Schema (21) Ihres Syſtems. Eine negative Seite des Verſtandes, welche die Natur, eine poſitive, welche die Geſchichte iſt, (auch die „höhere Ordnung der Dinge" genannt, als gäbe es keine andre!); in der Mitte beyder die Kunſt; das iſt alles! Doch, wie geſagt, ich liebe ſolche Folgerungen überhaupt nicht; weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß, was theoretiſch betrachtet irrig oder unkräftig iſt, auch nothwendig moraliſch kraftlos oder irreführend ſeyn muß.

Aus (todten) Proportionen und Disproportionen (mit mathematiſchen Formeln) läßt ſich die Tugend freylich nicht herausbringen (22); ich verſichre Sie aber, daß dieß nicht meine Abſicht iſt, und daß Sie weit von meinem Sinn entfernt ſind, wenn Sie Ihnen geläufige Formeln, wie die „dynamiſche Gradreihe, wo zwey Kräfte aus einem gemeinſchaftlichen Centro ſich trennen" mir unterlegen.

Sie ſehen durch meine Lehre, (unſtreitig einiger phyſikaliſcher Ausdrücke wegen) — die Ethik ſchon von der Phyſik verſchlungen, die höhere Ordnung der Dinge zur niederen depotenzirt (21 - 22). Sie können nicht zugeben, daß die Naturprincipien von Licht und Schwere auch nur analogiſch auf die ſittliche Ordnung der Dinge übergetragen werden (36); hingegen da, wo Sie ſelber die Natur des Böſen erklären wollen, nennen Sie das innere Princip deſſelben den tiefſten unmoraliſchen Attractions-Punkt im Menſchen (50). Welch' ein Unterſchied iſt wohl in der gegenwärtigen Beziehung zwiſchen Schwere und Attraction, wie ich denn überhaupt in dem, was Sie von der Natur des Böſen ſagen, im Grunde nur meine eigne Idee wieder finden kann. „Die Begriffe von Peripherie und Centrum gehören bloß der Naturſeite an, und ſey'n in der moraliſchen Welt keiner Bedeutung fähig" (23), und doch machen Sie kurz vorher die Natur zur negativen, die ſittliche Welt zur poſitiven Seite, und vergleichen beyde (20) mit den entgegengeſetzten Schenkeln einer Hyperbel, (wodurch, im Vorbeygehen zu ſagen, die ſittliche Welt vollkommen der Natur gleich geſetzt wird, indeß bey einer Vergleichung der erſten mit dem Centro, der andern mit dem Umkreis, wenigſtens die Superiorität der moraliſchen über die phy-

ſiſche Welt dargeſtellt würde); die Geſchichte der Menſchheit dann weiter zu einer Cycloide, mit der Behauptung, nur noch die transſcendenten Linien von unendlicher Ordnung bieten Analoga für die ſittliche Welt dar (24). Gleich als wären dieſe Linien weniger Naturformen, als es der Kreis iſt! Und wenn überhaupt mathematiſche Analoga von ſittlichen Dingen verſtattet ſind, warum nicht das weit allgemeiner bedeutſame von Mittelpunkt und Umkreis, als das Ihnen ſo gefällige von den Schenkeln, den Abſciſſen, der Aſymptote der Hyperbel?

Ueberhaupt will ich bemerken, daß ich verwundert bin, wie Sie noch immer an mathematiſchen Gleichniſſen hangen, die Ihnen vielleicht für untergeordnete Dinge einige Vortheile gewähren konnten, und die Neigung nicht überwinden können, ſich alles auf dieſe todten Formeln zurückzubringen. Sie wollen ſogar (40) meine dialektiſche Theorie vom erſten Urſprung der Zweyheit, wie einſt die magnetiſchen Erſcheinungen, am Hebel deutlich machen. Ich hatte davon, der angenommenen Ordnung nach, gleich zu Anfang reden ſollen. Aber ich unterließ es, weil ich in jener ganzen Expoſition (38–40) eine Verwirrung meiner Begriffe fand, bey der ich kaum wußte, wo anzufangen. Ich mußte entweder erſt die ganze

Sache zurechtſtellen, von Anfang herleiten, wer weiß, ob mit beſſerem Erfolg, da die Ruhe, mit der Sie jetzt ſcherzend und ſelbſt verächtlichen Blicks (41) auf alle philoſophiſche Syſteme herabſehen können, Ihnen ſchwerlich verſtattet hätte, der Herleitung zu folgen. Oder ich mußte jene Stelle Ihres Briefes nachahmen, wo Sie, um ſich ganz auszuſprechen, (24–25) in lauter Negationen reden: ich mußte ſagen: „Ein lebendiger Proceß, wie jener des erſten Urſprungs der Zweyheit, läßt ſich nicht am Hebel darſtellen. Was ich den Grund nenne, läßt ſich nicht (40) mit dem Schwerpunkt vergleichen; ſollte je ein ſolches Mechaniſiren hier ſtatt finden, ſo müßte er mit dem einen Gewicht des Hebels verglichen werden. Es braucht kein beſondres differenziirendes Princip in dem Einen, um den Urſprung der Zweyheit zu erklären (38). Ich habe niemals behauptet, daß Böſes und Gutes — zugleich oder nacheinander — aus dem Ungrund hervorgehen (39) u. ſ. w.“ Wozu würden aber alle dieſe Verneinungen gedient haben? Der Hergang des Prozeſſes, das Geſchichtliche, Genetiſche iſt Ihnen unbekannt, wie könnten Sie, und wer mit Ihnen in gleichem Falle iſt, aus dem Dialektiſchen ſich zurecht finden?

Hiemit will ich alſo meine Antworten auf Ihre Einwendungen beſchließen, indem ich glaube, das Bisherige könnte hinreichen, Sie zu überzeugen, daß Sie den Sinn und Zuſammenhang der in meiner Abhandlung enthaltenen Ideen noch nicht völlig erreicht haben. Ich übergehe Vieles, das leicht auflosbar oder geradezu irrig iſt, wie wenn Sie mir (25) Schuld geben, ich negire die Freyheit in Gott, weil ich das Band der Principien in ihm für (moraliſch) unauflöslich erkläre, oder wenn Sie der Naturphiloſophie — (freylich weiß ich nicht, was Sie ſo nennen) die anfangloſe Zeit (42) zuſchieben.

Habe ich nun bisher Ihre Einwendungen, vielleicht etwas zu kurz und trocken, beantwortet; ſo ziemt es mir jezt zu geſtehen, daß dieſe Einwendungen, ſo wie überhaupt Ihre Anſichten meines Syſtems ziemlich folgerichtig aus Ihrer eignen Betrachtungsart der Dinge folgen, und daß jenes da, wo Sie ſtehen, Ihnen nicht wohl anders erſcheinen kann. Meine Antwort würde daher unvollkommen und ungenügend ſeyn, wenn Sie mir nicht erlaubten, nun auch im Gegentheil meine Gedanken über Ihren philoſophiſchen Standpunkt mitzutheilen.

„Die Schöpfung iſt nicht entſtanden, ſondern gegeben. Wie die menſchliche Vernunft geſetzt

iſt, ſo iſt auch die Idee der Wahrheit in ihr geſezt, und die Schöpfung oder (?) Natur iſt nichts andres, als der totale Reflex der Idee der Wahrheit." (43) Sie rührt demnach keineswegs unmittelbar von Gott her, ſondern die ſogenannte Idee, Wahrheit, iſt ihre einzige Schöpferin. (ebendaſ.) Dieſe ſogenannte Idee iſt aber ſelbſt nur geſezt, inwiefern die menſchliche Vernunft geſezt iſt, und mit ihr zugleich. Somit fällt Ihnen die ganze Natur in die menſchliche Vernunft hinein. Dieſe Anſicht erhebt ſich alſo zwar nicht über den allerſubjectivſten Idealismus; aber es iſt nicht das lebendige Ich, wie bey Fichte, ſondern mittelbar die kalte Vernunft, unmittelbar der todte Begriff Wahrheit, durch den die Natur producirt, oder, weil dieß ſchon zu lebendig iſt, ſchlechthin geſezt iſt. Ich finde dieſe Art von Idealismus die bequemſte von allen. Sie überhebt aller Fragen wegen des Hergangs, des Geſchehens, welches immer die ſchwierigſten ſind. Die Frage, ob und wie die Natur entſtanden? hat keinen Sinn, weil die Idee der Wahrheit, die Seele aller Conſtructionen, nicht wieder in die Conſtruction aufgenommen werden kann. Es gibt Menſchen, denen die Welt, wegen angebohrner Unempfindlichkeit für die Farbe, wie ein Kupferſtich ausſieht. Menſchen, für

welche die Natur das wirklich würde, was ſie in Ihren Gedanken iſt, ein totaler Reflex der ſogenannten Idee Wahrheit, müßte ſie, unſtreitig wie ein Buch voll geometriſcher Figuren vorkommen. Das Wort Reflex würde übrigens die Sache ganz leicht machen, wenn ſich nur ein Reflex denken lieſſe, ohne etwas, wovon oder woraus reflectirt wird. Da Sie aber außer der menſchlichen Vernunft und der in ihr geſetzten ſogenannten Idee Wahrheit nichts haben, ſo wäre ich begierig, woher Sie das reflectirende Medium zu jenem totalen Reflex nehmen wollten?

Wie es ſich auf der Seite der Natur verhielt, ſo verhält es ſich auch mit der ſittlichen Seite, „die Weltgeſchichte iſt nichts anders, als der totale Reflex der Idee der Tugend. (45) Eine ſo einfache und unſchuldige Weltgeſchichte wäre dem bedrängten Menſchengeſchlechte wohl zu gönnen. Aber eine Geſchichte, in welcher Sie ſelbſt die Erſcheinungen und Wirkungen des Teufels ganz leicht nachweiſen könnten, wenn Sie dem Teufel nur dieſe Ehre anthun wollten (50b), in der von jeher neben ſeltnen und verborgenen Tugenden alle Kräfte der Bosheit in offenbarer Wirkung ſich gezeigt haben, eine ſolche Geſchichte als einen totalen Reflex der Tugend begreifen zu wollen, ſcheint mir doch wirklich zu menſchenfreundlich.

Eben ſo iſt der Organismus nur der totale Reflex der Idee der Schönheit und mit der Vernunft zugleich gegeben (47). Wenn der entzückte Betrachter geſteht, daß auf der Oberfläche des vollkommnen menſchlichen Leibes alle einzelnen Schönheiten des Univerſums in der ergötzlichſten Harmonie zuſammenſpielen, ſo wird doch kaum jemand finden, daß Magen, Gedärme, Milz, Leber, Pankreas und die vielen einzelnen, von der Natur vorſorglich nach innen gebrachten Werkzeuge, die doch auch zum Organismus gehören, oder daß der Organismus überhaupt in ſo manchen das Schönheitsgefühl des Menſchen mit Abſcheu erfullenden Geſchöpfen ein totaler Reflex der Schönheit ſeye.

Nochmals; ich finde eine Vernunft, mit der alles ſchon geſetzt iſt, ungemein bequem, und verwundere mich nur, wie Sie noch Reflexe jener drey Abſtractheiten nöthig finden. Es wäre weit kürzer, Natur, Geſchichte, und Organismus, (den Sie inſofern nicht zu der Natur zu rechnen ſcheinen), ohne ſolche Umſtände gleich in ihrer ganzen Breite mit der Vernunft und ihren drey Abſtractheiten zumal geſetzt ſeyn zu laſſen.

Unſtreitig verwundert Sie der Ausdruck, deſſen ich mich über jene ſogenannten Ideen bediene. Denn

das iſt ja doch gewiß und entſchieden, und giebt täglich zu den ſchönſten Reden Veranlaſſung, daß Wahrheit, Tugend, und Schönheit Ideen ſind. Und zwar dieß ganz wörtlich verſtanden. Auch für ächt Platoniſch wird es gehalten. Denn Plato ſpricht z. B. im Phädrus von der Schönheit, daß wir ſie einſt im höchſten Glanze geſehen und uns ihrer erinnern, wenn wir hier ſchöne Dinge erblicken. So viel ich nun mir anmaſſen kann, Plato's Sinn zu verſtehen, meynt er hiebey die urſprüngliche Schönheit — nicht eine für-ſich-ſeyende, da ſie ja an ſich ſelbſt kein Subject ſeyn kann, ſondern die Schönheit des an und von ſich Schönen, und dieſes, als ein wirkliches Subject, (ein ὄντως ὄν), kann ja nach dem Sprachgebrauche und nach Platoniſcher Denkweiſe auch allein ein Ur-Bild, eine Idea genannt werden. Auch iſt bekannt, daß Plato ſonſt nicht von der Gleichheit, von der Schönheit, der Güte, der Gerechtigkeit, der Heiligkeit, ſondern von dem Gleichen ſelber (αὐτὸ τὸ ἴσον Phaed. p. 169.), von dem Schönen, dem Guten, dem Gerechten, dem Heiligen ſelber (περὶ αὐτοῦ τοῦ καλοῦ, καὶ αὐτοῦ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ δικαίου καὶ ὁσίου Phaed. p. 171.)

als von Urbildern redet, wie ihm ja dieſe allein τὰ ὄντα heißen konnen, welche nach ihm jede Seele urſprünglich ſchaut, (Phaedr. p. 378). Nun iſt freylich wahr, daß, wer das an ſich Gute, das von ſich Schone, das an ſich Gleiche ſelber ſieht, eben dieſer auch die urbildliche Schönheit, die urbildliche Güte und Gleichheit ſchaut; aber das Urbildliche daran iſt nicht die Schonheit als Eigenſchaft, als Abſtractum, ſondern das Seyende (τὸ ὄν), das Subject, das Ur-Schone ſelbſt.

Nun iſt das eben das Eigenſte Ihrer Philoſophie, oder, wie Sie es ſelber lieber nennen, Ihrer Nichtphiloſophie, daß ſie uberall kein ὄν, kein wahrhaft und an ſich Seyendes will, weil Gott ihr particulär, ein Subject werden mochte. Die Vernunft iſt Ihnen das univerſelle Organ; dieſe hat zum unmittelbaren Gegenſtand die reine Allheit (7). Das Ewige iſt Ihnen nicht Eins, ſondern das All (26). Der Frevel des leidigen Verſtandes beſteht (44) eben darin, daß er die Allheit zur Einheit herabſetzen, oder, wie Sie es (ebend.) erklären, alles particulär, individuell, perſonlich, zu einem Subject oder Seyenden machen will. Die Einheit iſt das Leben und die Seele in der Allheit. Ein

Herabsetzen der Allheit zur Einheit kommt mir daher nicht anders vor, als ein Herabsetzen des Leibes zur Seele, des Korpers zum Geiste. Zu einer solchen Selbst- und Subjectlosen Allheit sind dann jene Abstractheiten Wahrheit, Tugend, Schönheit eben recht, weil sie durchaus nicht nothigen, ein Subject anzunehmen, oder die Allheit zur Einheit herabzusetzen; und nur in der Harmonie dieser sogenannten Ideen (was denken Sie wohl bey dem Wort, wie bey dem folgenden liegen?) darf Ihnen eben darum das Absolute liegen, das, wie ich hier freylich selber sehe (48), nichts Gottliches ist. Denn drey Abstracta, denen wieder eine ebenso abstracte Harmonie untergelegt wird, geben noch lange kein Subject, geschweige ein Gottliches. Zu verwundern ist es nur, daß Sie noch von einem Absoluten (warum nicht von einer bloßen Absolutheit?) sprechen. —

Sie fühlen freylich selbst, daß Ihnen die sogenannte Vernunft nichts wie Abstractheiten vorhalt; darum flüchten Sie das Gottliche in ein Gebiet, das weit über aller Vernunft, allem Verstande liegt, in welchem selbst Freyheit und Tugend als dunkle Punkte verschwinden (48b). Aber Sie gewinnen in der That nichts dadurch. Denn wenn Sie auch jezt in Ihren

Gedanken weit über alle Vernunft hinaus ſind, folgt Ihnen das Veto dieſes univerſellen Organs nach, welchem zufolge Gott durchaus nicht particular, d. h. perſonlich, ein Subject ſeyn darf, und auch da verläßt ſie die Furcht vor dem Verſtande nicht, der Ihnen ertödten möchte, was urſprünglich nur zur Allheit gehört (18); und der Gott, den Sie dort ſuchten, darf doch nur ein ſolcher ſeyn, von dem keine Prädicate, auch nicht die der Allmacht, Allgüte, Allweisheit auszuſprechen ſind, von dem man nicht einmal ſagen darf: Er iſt, alſo ein Subjectloſer, ein nicht ſeyender Gott. So ſehr hält Sie dieſe Vernunft gefangen, daß Sie noch auf der Flucht vor ihr, von dem Druck ihrer Feſſeln und ihrer univerſellen Abſtractheiten feſt- und niedergehalten werden.

Sie ſuchen, wie ich faſt vermuthen muß, unſre wiſſenſchaftliche Differenz darin, daß ich Ihnen dieſe Flucht in ein höheres Gebiet nicht nachmache oder wohl gar ſie Ihnen verarge. Nichts weniger! Ich wünſchte nur, Sie machten ſich recht von jener abſtracten Vernunft los; ja Sie gäben ihr gleich vornherein den Abſchied — nicht erſt, wo von Gott die Rede iſt, indem ſie zum Verſtehen der Natur des Lebens und der Geſchichte eben ſo wenig taugt. Aber in-

dem Sie ſich von dieſer Vernunft und ihrem Gebiet ganz losgemacht zu haben glauben, finde ich Sie gerade mitten darin. Denn was ſind jene oft angeführten Ausſprüche: Gott dürfe nicht perſönlich ſeyn u. anders als Machtſprüche Ihres univerſellen, d. h. gegen alles Seyende, alles was Subject iſt oder heißt, feindſeligen Organs?

Darf ich mir erlauben, Sie noch weiter über dieſe Selbſttauſchung aufzuklären, in der Sie mir befangen ſcheinen? — Sie nennen die Vernunft das univerſelle Organ, in welchem ausſchließlich die Allheit wohne (7). Den Verſtand hingegen das particuläre Organ, in welchem die Einheit herrſche und das alles zu particulariſiren ſuche. Nun iſt eben das Particuläre das Lebendige und jene Selbſt- oder Subjectloſe Allheit iſt das Unlebendige; gerade wie das Schöne, das Gute, das Wahre zwar das Lebendige, Wahrheit, Gute, und Schönheit aber als ſolche Unlebendige ſind. Alſo iſt es nach Ihrer eignen Ausſage die Vernunft, welche todtet, und der Verſtand, der lebendig macht; oder wenn nach einer andern Stelle der Begriff und der in ihm wirkende Verſtand das Lebendige todtet, ſo iſt eben Ihre Vernunft, welche Ihnen die Allheit über die Einheit (das Todte über das Lebendige) ſetzt, der allerärgſte Verſtand, und wäh-

rend Sie gegen den Verſtand ſich ereifern, befinden Sie ſich in der Gewalt des allererſtorbenſten Verſtandes, der nur noch abſtracte Begriffe, aber nichts Seyendes, Lebendiges zuläßt. Wie wir denn gar oft beobachten können, daß die Menſchen eben gegen das ſich am heftigſten wehren, wovon ſie am meiſten befangen ſind; und man oft nur recht achtzugeben braucht, gegen welche Dinge ſie am hitzigſten ſich äußern, um zu vermuthen, daß es eben dieſe ſind, die ihnen am meiſten zu ſchaffen machen.

In der That, während Sie den Begriff ſo ſehr herabſetzen, wüßte ich es meinerſeits nicht leicht anzuſtellen, um eine todtere Begriffsphiloſophie, einen abgeſtorbneren Formalismus auszudenken, als den eines Syſtems, das aus Reflexen von: Wahrheit, Tugend, Schönheit und aus Combinationen von ſolchen Abſtractheiten gezimmert wäre.

Unter dieſen Umſtänden gereicht es Ihrem Gefühl zur Ehre, wenn Sie (29) verſichern, daß wir auch nicht einen Gedanken von Gott zu faſſen vermögen; ich finde dieſen Ausdruck nichts weniger als hyperboliſch, und wenn auch nicht gerade unter der Würde Gottes, doch lange nicht angemeſſen der Dürftigkeit der Werkzeuge, die Sie allein dem Menſchen zugeſtehen. — Die Würde Gottes könnte ich nämlich

dadurch niemals erhöht finden, daß es dem vollkommenſten ſeiner irdiſchen Geſchöpfe nicht einmal möglich wäre, einen Gedanken von ihm zu erfaſſen. Zwar ſetzen ſie den Menſchen, deſſen Geſchlecht, (das jüngſte von allen, nach einer andern Stelle wohl als ewig anzuſehen ware, in intellectueller Hinſicht tief unter die (noch keineswegs ſo ausgemachten) Bewohner anderer Sterne. Da dieß aber ohne Gründe geſchieht, ſo werden Sie uns andern verſtatten, inzwiſchen bey dem Glauben zu bleiben, daß der Menſch in der allgemeinen Leiter auch der vernünftigen Weſen eine ſehr hohe Stufe einnehme. Daß die Erde in der unermeßlichen Zahl der Sterne nur als ein Punktchen ſchwimmt (45), iſt kein Grund dagegen, da Gott ſeine Gaben nicht nach Größe oder Höhe auszutheilen pflegt, und nach einem, — keinem tiefern Forſcher unbekannten — Grundgeſetze ſeiner Haushaltung, das ſchon allein hinreichen würde, unſer räthſelhaftes Verhaltniß zu begreifen, vielmehr das Geringe und Niedere vorzieht. Sie ſpotten, daß es uns einfalle, uns zum Ebenbild Gottes zu machen, wozu dann der Verſtand auch ſeinen Senf gebe, indem er gar künſtlich zeige, wie Gott wirklich forçirt geweſen ſey, ein ſolches leibliches Ebenbild zu ſchaffen. (30) Mein Glaube dagegen iſt, daß es kein menſchlicher Einfall war, wodurch der Menſch Ebenbild

Gottes wurde, daß vielmehr Gott ſelbſt ihn dazu gemacht; wogegen es freylich ein andrer und entgegengeſetzter Einfall ein Einfall des Menſchen und des Teufels war), wodurch der Menſch zum Nicht-Ebenbild Gottes wurde. In dieſer Herabwürdigung des Menſchen (auch des urſprünglichen) ſtimmt Ihre Philoſophie, wie überhaupt alle neueren auf's Nichtwiſſen hinauslaufenden Lehren, ganz überein mit dem Syſtem der verderblichſten Aufklärung, deren Zweck ja eben kein anderer iſt, als den Menſchen, ſo viel möglich, von Gott zu trennen; eine geheime Uebereinſtimmung, auf die man nicht aufmerkſam genug machen kann.

Ich erinnere mich hiebey der Stelle von Mallebranche in der Vorrede zu ſeinem Werk: Recherche de la Verité, die ſo lautet:

„Zwiſchen dem Schöpfer und den körperlichen Geſchöpfen ſteht, ſeiner Natur nach, in der Mitte des Menſchen Geiſt, da nach dem heil. Auguſtinus über demſelben nichts iſt als Gott, unter ihm nichts außer den Körpern. Aber gleichwie ihn ſeine große Erhabenheit über die materiellen Dinge nicht verhindert, mit denſelben verbunden, ja von einem Theil der Materie abhängig zu ſeyn: ſo ſteht die unendliche Entfernung, die zwiſchen dem höchſten Weſen und dem menſchlichen Geiſte ſtatthat, nicht im

Weze, daß dieser mit jenem unmittelbar und aufs allerinnigste vereiniget werde. — Daß der große Hauſe der Menſchen oder die heydniſchen Philoſophen in dem Geiſte nichts außer ſeinem Verhältniß und ſeiner Verbindung mit den Körpern, keineswegs aber ſeine innre Einigung und Beziehung zu Gott betrachten, wundert mich gar nicht. Aber daß chriſtliche Philoſophen, welche den Geiſt Gottes menſchlichem Witz, Weſen dem Ariſtoteles, und den erleuchteten Auguſtinus dem elenden Erklärer irgend eines heydniſchen Philoſophen vorſetzen ſollten, in ſolchem Irrthum ſchweben, den Geiſt eher für eine Form des Körpers zu halten, als anzunehmen, daß er zum Ebenbild Gottes, und um des Ebenbilds Gottes, d. h. nach Auguſtinus, um der Wahrheit willen geſchaffen ſey, mit welcher allein der Geiſt unmittelbar vereiniget iſt, dieſes iſt's, was alle Verwunderung überſteigt."

Unſtreitig erwiedern Sie hierauf, daß Sie dieſe Vereinigung des Menſchen mit Gott, welche Sie in der Erkenntniß aufheben, durch den Glauben wiederherſtellen, dem Sie (33) ausſchließlich alle Eigenſchaften einer kraftvollen, aus dem ganzen Menſchen ſtammenden, und dieſen hinwiederum ergreifenden Ueberzeugung zueignen wollen — ganz folgerecht nach dem, was Sie früher als Vermögen des Verſtandes und der Vernunft angegeben.

Aber ich frage Sie, wie ein Glaube, der von Gott nicht einmal einen Gedanken zu faſſen vermag, dem nicht einmal verſtattet iſt, zu ſagen, daß Er iſt, geſchweige, daß er perſönlich, ſelbſtbewußt, geiſtig, allgütig iſt, — wie ein ſolcher Gedankenloſer, Geiſttodtender, ſtummer Glaube eine Verbindung des menſchlichen Geiſtes mit Gott zu unterhalten vermag? Ja, nicht einmal möglich iſt Glauben in dem Sinn und ein Glaube, mit dem kein Denken und kein Wiſſen verbunden iſt, hebt ſich ſelbſt auf. Erklären Sie denſelben, wie Sie wollen, oder erklären Sie ihn auch nicht; eine Function unſres Innern iſt er denn doch, die von Bewußtſeyn, alſo von Wiſſen und Denken unzertrennlich iſt. Das Wort Glaube kommt uns bekanntlich aus der heil. Schrift und zunächſt aus unſerm lutheriſchen Lehrbegriff, und drückt eigentlich nur die Zuverſicht in der Ueberzeugung, die Einſtimmigkeit des Herzens mit der gewiſſen Erkenntniß aus. Aechter Glaube iſt ſelbſt nichts anders, als ein glaubendes, d. h. zuverſichtliches Wiſſen, in welchem, wie in allem wahren Wiſſen, Herz und Geiſt in Einklang ſind; keineswegs aber iſt er, wie Sie und einige Andere wollen, eine gänzliche Negation alles Wiſſens.

Machtſprüche, wodurch Sie — allerdings folgerecht — dem Menſchen auch in Anſehung alles Einzelnen, deſ-

sen Erkenntniß und richtige Beurtheilung zu seinem Heil und seiner Beruhigung nothwendig ist — allen Trost des Wissens absprechen; Machtsprüche, wie der (49): die Frage, warum ein Böses in der Welt? sey nicht nur widersinnig, sondern verwegen, sind nach meinem Bedünken durchaus nicht im Sinn eines Gottergebnen Glaubens. Wenn Gott uns den Grund der Zulassung des Bösen verbergen wollte, so ist es unstreitig nicht bloß vermessen, sondern wahnsinnig, denselben wissen zu wollen. Aber woher könnten, nach Ihren eignen Grundsätzen, Sie doch jenes wissen? Wollte uns aber Gott wirklich zu Mitwissern haben seines ewigen Plans, was haben — um Ihnen wieder Ihre Frage (12. zurückzugeben — Sie dagegen einzuwenden? Also bleibt es dem Menschen ewig nicht nur verstattet, sondern geboten, daß er suche, die Absichten Gottes, auch die verborgensten, zu erkennen, aber nicht ferne und fremd zu bleiben, als ein bloßer Knecht im Hause, sondern bekannt und einheimisch zu werden im Reiche des Vaters, als der Sohn, den er zum Vertrauten seiner Geheimnisse bestimmt hat, und immerfort erzieht. Dieß ist der große, von den Zweiflern und Nicht-Wissern nicht geahndete, Sinn des Christenthums, daß es die Scheidewand niedergerissen, daß wir nun herannahen dürfen, und, wie der Apostel

ſagt, den Zugang haben alle in Einem Geiſt zum Vater.

Sie reden zwar und ſehr angelegentlich vom Chriſtenthum. Aber theils iſt es in der That nicht ſo einfach, (52) wie ſie es gern herſtellen möchten, nämlich eine bloß zum Herzen ſprechende, dem Geiſt keine Geheimniſſe offenbarende, Lehre; theils weiß ich nicht, wie Sie die wirkliche Einfalt deſſelben, z. B. die Lehre, daß Gott ſeinen Sohn geſendet, mit der Erhabenheit Ihrer Begriffe von Gott und ſeiner Würde vereinigen wollen. Denn wie ſollte der Gott, den nur ein belächelnswerther Verſtand zum Superlativ der Menſchen-Natur macht (10), zu dem ſo ganz menſchlichen Verhältniſſe kommen, einen Sohn zu haben, den er ſendet? Oder wie ſollte dieſes „Pünktchen Erde, das mit ſeinem politiſchen Bruchſtück wie der Tropfen im Ocean entſtehen und vergehen kann, ohne daß die Weltgeſchichte des Univerſums im mindeſten dadurch geſtört wird“ (45), zum Hauptſchauplatz ſeiner Offenbarungen von Gott auserſehen geweſen ſey? Oder wie das Ergehen des Menſchen, über den, wenn er ſich als Ebenbild Gottes brüſtet, der Sonnenbewohner lächeln dürfte, wie wir über die Würmchen im Graſe, wenn ſie ſich zu Ebenbildern des Menſchen machten (31); und der Gang der Menſchengeſchichte,

welche vielleicht nur ein Roman oder ein Drama ist, das die Sonne gedichtet hat 46), in den Augen deſſen ſo wichtig geweſen ſeyn, der über allen Sonnen iſt?

Freylich ſetzen Sie dieſe Bedeutung des Chriſtenthums wieder auf das ziemlich gangbare Maß herab, indem Sie wiederholt die Offenbarung Gottes durch Chriſtum eine mittelbare (51. 52 ꝛc.) nennen und nach dem beliebten Auskunftsmittel aufgeklärter Theologen das Wort behalten, aber die Kraft der Sache aufheben. Wenigſtens begreife ich demnach nicht, wie Sie die Verſuche natürlicher Wundererklärungen irreligiös nennen (53), da mit einer natürlichen Erklärung der Wunder, Chriſti z. B., ihr mittelbar-göttlicher Urſprung doch recht gut beſtehen kann.

Aber nicht nur der Begriff Offenbarung, alle andern Begriffe des Chriſtenthums müſſen Ihnen bey gehöriger Conſequenz zu ſolchen mittelbaren d. i. uneigentlichen Begriffen werden. Wenn es nach reinen Vorſtellungen anſtößig heißen muß, Gott mit menſchlichen Eigenſchaften zu denken, und es nur ein menſchlicher Einfall iſt, den Menſchen als urſprüngliches Ebenbild Gottes zu denken, alſo auch an eine Wiederherſtellbarkeit deſſelben zu dieſer Ebenbildlichkeit zu glauben — wenn das alles ſich ſo verhält: ſo iſt das ganze Chriſtenthum eine nichtsſagende, froſtige,

noch dazu unſchmackhafte Allegorie, die man je eher je lieber auf den einfachen, unbildlichen, nüchternen Sinn zurückführen muß, und das Beſtreben derer, die dieß wirklich zu thun verſuchten, verdient, anſtatt irreligiös, in Ihrem Sinn vielmehr religios genannt zu werden; denn es entſpringt, bey den Beſſeren wenigſtens, aus derſelben Reinheit der Vorſtellungen von Gott, welche Sie bewegt, alle menſchlichen Begriffe von Gott zu verwerfen.

Ich werde mich übrigens freuen, wenn Sie in der Reinheit dieſer Anſichten wirklich ein Mittel finden ſollten, dem Verderbniß der Zeit zu ſteuren, und laſſe der Tiefe Ihrer Empfindung von demſelben Gerechtigkeit widerfahren; ohnerachtet ich nicht einſehe, wie ſich unter andern von * * s Lehrbuch aus unſer Charakter und unſre Geſinnung verſchlimmern ſoll (32), wenn ich auch ebenſowenig behaupten will, daß ſie ſich dadurch verbeſſern. Wie weit es mit unſrer Zeit gekommen (54) ſtellen Sie treffend dar. Aber gegen die Wirkſamkeit des Mittels erlaube ich mir nur einen einzigen Zweifel. Die Predigt eines, allem Wiſſen entgegengeſetzten, (aber, wie mir vorkommt, mit dem Unglauben zuletzt von Einer Wurzel ſtammenden, Glaubens, war lange vor uns, war vor den Ereigniſſen der letzten Jahrzehende in der Welt;

und ihre Verkünder hatten gewiß den beſten Willen, wie Jacobi, und auch Kant führte ja ebendahin. Und doch hat ſie ſich ſo ganz unwirkſam bewieſen und nicht das Geringſte gerettet, (um nicht mehr zu ſagen). Wie ſollte die Arzeney, die dem Uebel des allgemeinen Unglaubens und dem noch ſchlimmeren der Gleichgültigkeit (ebend.) nicht zuvorkommen konnte, das ſchon in ſeiner ganzen Gewalt eingetretene heilen können? Welches Heil laßt ſich überhaupt von einer Philoſophie erwarten, die, was alles Höhere betrifft, in lauter Negationen beſteht und ſich wegen der dem Menſchen wichtigſten Fragen in's Nichtwiſſen zurückzieht? Denn dieſes Nichtwiſſen des Höheren kann ſich auch jene ruhloſe, gegen alles Höhere feindſelige Aufklärerey wohl gefallen laſſen, und erfreut ſeyn, ihren Hauptzweck auf einem ſcheinbar unverwerflichen, ſogar moraliſch gebahnten, Weg erreicht zu ſehen.

Als Chriſtus in der Zeit des höchſten Verderbens erſchien, fieng er nicht damit an, zu ſagen: Wir können nichts von Gott wiſſen, keinen Gedanken von ihm faſſen, noch weniger uns einfallen laſſen, ſein Ebenbild zu ſeyn. Auch die Menſchheit unſrer Zeit verlangt nach etwas Poſitivem, das ihr nur ein kräftiger, der wahren Ideen mächtiger Verſtand wiedergeben kann. Dann werden auch die Weiſen wieder an

einen Gott glauben, wie der Gott unſrer Väter war, was aufrichtiger Weiſe jezt keiner vermag. In dieſer Hinſicht beſonders habe ich Ihr Schreiben als eine der merkwürdigſten Urkunden des Geiſtes unſrer Zeit betrachtet.

Und ſo ſey denn dieſe lange Antwort endlich geſchloſſen. Faſſe ich unſer Verhältniß kurz zuſammen, ſo ſcheint es mir ſo zu ſtehen. Es fehlt Ihnen an den eigenthümlichen Mittelbegriffen meines Syſtems. Sie kennen meine Worte und einzelne Sentenzen, welche Sie dann auf Ihre Art verſtehen. Ein Hauptgrund liegt darinn, daß Sie ſich noch immer vom Fichteanismus nicht losgemacht haben, und meine Anſicht nur für eine weitere Entwicklung deſſelben zu halten ſcheinen, alſo auch meine Lehren nach den Begriffen deuten, die Sie von dort mit herüber gebracht haben. Das Bedauerlichſte für mich iſt Ihre Meynung, mich wirklich verſtanden zu haben und daß Sie die Verſicherung des Gegentheils mir vielleicht als Anmaßung auslegen. Allein wie ich mein Gedankenſyſtem nicht in Einem Tage erfunden, ſo können auch meine Anſichten, nach ihrem ganzen Zuſammenhang, nicht in Einem Tage begriffen werden. Unmöglich iſt mir dabey, es ſo bequem einzurichten, daß Sie das Ganze von Ihrem gewohnten Sitz aus überſehen und erfaſſen

könnten. Der Boden, auf dem Sie sich befinden, trägt dieses Ganze nicht; darum kann es nicht zu Ihnen kommen, sondern Sie müssen zu ihm kommen, wie einer, der das Munster zu Straßburg (ohne allen Vergleich sey es übrigens gesagt!) mit Augen erblicken will, von seinem Sitz aufbrechen, und dorthin gehen muß, weil es sich nicht von seiner Stelle regen und zu ihm kommen kann. Es sey damit nichts über den Werth Ihres Standpunkts gesagt; Sie mögen ihn, wie billig, für den besten halten, und auch nach der Hand wieder zu ihm zurückkehren; nur wenn Sie mein System einsehen und beurtheilen wollen, müsse. Sie sich ganz von ihm entfernen, und auch nichts von dem mitbringen, was Sie auf diesem Standpunkt für wahr gehalten haben.

Was Ihre eignen Lehren oder Ueberzeugungen betrifft, so beklage ich, daß ein Mann Ihres Geistes so früh seiner Untersuchung Ziel gesteckt, zu früh gewissen Begriffen vertraut, die sich ihm bey näherer Prüfung kaum bewähren konnten. Was Sie z. B. über Verstand und Vernunft sagen, ist alles aus einem Gedankengewebe hergenommen, in das wohl nie ein Strahl von Kritik gedrungen ist; als müßte nicht, was Vernunft und was Verstand ist, eben erst von der rech-

rechten Philoſophie ins Licht geſtellt werden, anſtatt umgekehrt dieſe durch willkührlich angenommene Begriffe von jenen beleuchten zu können. Ich wünſche darum ſehr, daß es Ihnen nur einmal gefallen möge, ſtatt aus bloßen Vorausſetzungen zu argumentiren, auf's wirklich Erſte zurückzugehen, und überhaupt den ganzen Vorrath der Begriffe, deſſen Sie ſich jetzt als allgemein gangbarer Münze bedienen, kritiſch zu ſichten.

Wenn ich nun auch das alles zu gerade heraus geſagt, zu nackt und bloß hingelegt haben ſollte; ſo entſchuldigen Sie es mit dem lebhaften Wunſche, bey dieſer Gelegenheit keinen Zweifel zwiſchen uns zurückzulaſſen, und mich mit Ihnen über unſer gegenſeitiges Verhältniß einmal zu verſtändigen. Sobald es auf Wahrheit ankommt, gilt ohnedieß kein Anſehen der Perſon; aber was ich vorgebracht, iſt auch keineswegs eigentlich gegen Sie gerichtet, deſſen wahres Weſen und Wollen ich von einzelnen Aeußerungen wohl unterſcheide, ſondern gegen die ganze Denkweiſe, welche Sie zu vertheidigen würdigten.

Und ſomit leben Sie wohl.

Correſpondenz.

Torrequemada in Spanien,
d. 29. März 1812.

(Naturwiſſenſchaftliche und mediciniſche Bemerkungen aus Spanien.)

Große Entdekkungen ſind ſchon im Reiche der geheimen Triebfedern der Natur gemacht worden; größere aber ſind noch zu machen übrig. Zum Belege dieſer unbeſtrittenen Wahrheit nehme ich mir die Freyheit, Ihnen einige Verſuche mitzutheilen, welche die Exiſtenz einer bisher noch unbekannten Kraft in unſerm Körper zu beweiſen ſcheinen.

Im Monat September 1808. lehrte mich in Breßlau der Hr. Dr. M. Ebers die Ihnen bekannten Bewegungen kennen, welche ein, an einem Haar befeſtigter, zwiſchen zweyen mit Waſſer befeuchteten Fingern, über ein Glas Waſſer gehaltener metallener Ring hervorbringt. Ich ſah, daß der ſo gehaltene Ring nach einiger Zeit zu zittern und dann in elliptiſchen Bewegungen ſich zu drehen anfieng, welche anfangs nur gering waren, nach und nach bis zu einem Maximum zunahmen,

und ſich allmählich wieder verminderten, bis ſie endlich in die entgegengeſetzten Bewegungen übergiengen. —

Auf meiner nachmaligen Reiſe nach Spanien, im Monat December, wiederholte ich dieſe Verſuche mehrmals an verſchiedenen Orten, und fand zu meiner Verwunderung folgenden merkwürdigen Unterſchied in den Bewegungen:

1) Die Bewegungen erfolgen zu einer Zeit viel leichter, geſchwinder und ausgeſprochener als zur andern.

2) Die Bewegungen ſind verſchieden, je nachdem der Ring von der rechten oder der linken Hand gehalten wird.

3) In Rückſicht derſelben verhalten ſich die untern und obern Extremitäten umgekehrt, ſo daß der rechte Fuß dem linken Arm, und der linke Fuß dem rechten Arm entſpricht.

4) Wenn über einem Glas Waſſer der Ring ſchon mit der rechten Hand gehalten worden, und die der rechten Hand eigenthümliche Bewegungen von der rechten zur linken darüber erfolgt ſind, ſo wird dem Waſſer dadurch eine die linke Hand beſtimmende Kraft mitgetheilt, ſo daß, wenn der Ring nachher mit der

linken Hand darüber gehalten wird, die der linken Hand eigenthümlichen Bewegungen von der linken zur rechten, nicht gleich anfangs, sondern zuerst die von der rechten zur linken erfolgen. Weßwegen ich diese in Zukunft, wegen ihrer bestimmenden Eigenschaft, positive, jene aber negative nennen will.

5) Daß die Zahl der erfolgenden positiven und negativen Bewegungen an verschiedenen Orten verschieden ist, und daß die negativen an Zahl und Stärke zunehmen, je mehr man sich dem Westen oder dem Süden nähert. — Denn in Breßlau und in Dreßden waren die negativen Bewegungen sehr unbedeutend; in Mainz wurden sie mir schon auffallender; in Paris aber sah ich mit Erstaunen, daß dieselben an Zahl und Stärke den positiven fast gleich kamen. Denn ich zählte gewöhnlich 190 positive und 180 negative. In Bayonne zählte ich 140 positive und über 200 negative. In Madrid aber bloß 80 positive und gegen 250 negative Bewegungen. In Toledo und Talavera zählte ich oft blos 50 bis 60 positive und gegen 300 negative.

6) Daß verschiedene Körper den Ausfluß der Materie, welche diese Bewegungen hervorbringt, zu

befördern oder zu verhindern vermögen. So zum Beyspiel befordern Säuren und Fett denselben; Lauge aber ist demselben nachtheilig.

7) Die elliptischen Bewegungen werden getrübt, wenn die Fläche, oder mehr noch, wenn die Fingerspitzen der andern Hand dem in Bewegung schwebenden Ring genähert werden. Vorzüglich gern aber folgt der Ring der Hand eines Frauenzimmers.

In Paris theilte ich diese meine Versuche dem Herrn Professor Richerand mit, welcher mich dieselbe in der école de Médecine in Gegenwart der HH. Professoren wollte wiederholen lassen, welches aber unterblieb, weil Hr. Prof. Choisieul versicherte, er kenne dieses schon, es seye nur Betrug einer unstäten Hand. Meine Gegengründe wollte man nicht anhoren. Ich bin seitdem noch mehr von der Wirklichkeit einer andern Ursache als der Unstatigkeit der Hand überzeugt worden. Denn sehr oft wollte ich seither die Versuche wiederholen, aber sie gelangen mir nicht, und ohngeachtet ich die Hand mit Fleiß weniger stille hielt, erfolgten doch gar keine Bewegungen mehr. Ich wollte sie im November vorigen Jahrs in Madrid, und im December in Segovia und Valladolid wiederholen über Metallen, Wasser oder Marmor, aber der Ring fieng

nicht einmal zu zittern an. Erſt vorgeſtern zum erſtenmal gelang es mir hier über einer Lage franzöſiſcher Thaler 190 poſitive und 300 negative Bewegungen hervorzubringen. Ueber dem Waſſer gehalten blieb der Ring aber ganz ruhig.

Dieſes ſind die Verſuche, ſo ich bisher mit dem Ring gemacht habe, welche eine nähere Unterſuchung mit Hinſicht auf Feuchtigkeit und Trockenheit der Atmosphäre, Elektrizität, Temperatur, Winde und Jahrszeit verdienten. —

Eine andere merkwürdige Beobachtung über die Exiſtenz heimlicher Agentien habe ich ebenfalls die Ehre Ihnen mitzutheilen. Ich las vor 3 Jahren in Baco's Schriften, wo er von der Sympathie ſpricht, daß ein Mann die Spielkarte errathen konnte, welche ein anderer gedacht hatte. Baco's Freund hielt es für eine menſchliche Unmöglichkeit, die Gedanken eines andern zu wiſſen, erklärte die Erſcheinung aber durch die Möglichkeit, vermittelſt einer ſtarken Einbildungskraft auf den Geiſt eines andern zu wirken. Ich merkte mir dieſes, und machte in Talavera verſchiedene Verſuche. Ich dachte mir ernſthaft eine Karte, und ſtellte ſie mir in Gedanken vor die Augen, ergriff dann die Hand eines jungen Frauenzimmers, deren Aufmerkſamkeit ich ſchon

vorher durch Erzählungen und verschiedene Kartenkünſte gefeſſelt hatte, ſah ſie ſtarr an, und befahl ihr, eine Karte in dem verdeckt daliegenden Kartenſpiel zu denken. Als ſie mir ſagte, es iſt geſchehen, zog ich die mir gedachte Karte hervor, und ſagte: hier iſt Ihre Karte, welches ſie mit großen Augen bejahte. Ich wiederholte dieſen Verſuch mit 9 gegenwärtigen Perſonen, und es gelang mir mit allen, der Magd ausgenommen, welche eine ſtarke, robuſte Perſon war. Ich theilte meine Entdekkung mehreren meiner Freunde mit, welche ebenfalls ſogleich Meiſter in der Kunſt waren, inſonderheit aber gelang ihnen der Verſuch, ſo wie mir, am beſten mit jungen Perſonen, beſonders weiblichen Geſchlechts. Eben ſo wenig wollte ihnen auch der Verſuch mit der nemlichen Perſon zweymal hinter einander gelingen. Ich habe ſeit dieſer Zeit die Verſuche mehrmal gemacht, und beſtättigt gefunden. Erſt vor einigen Tagen nannte ich dem hieſigen Plazkommandanten, einem zwar ſchon älteren Mann, aber wahrſcheinlich einem **, ſeine gedachte Karte, und zwey jungen Offizieren die ihrigen zu ihrer ungemeinen Verwunderung. Auf zwei andere aber, deren körperliches und geiſtiges Weſen zu ſehr von dem meinigen abſticht, und deren Karten zu nennen man gegen meinen Willen in mich drang, hatte ich keinen Einfluß! —

Noch etwas medizinischen Inhalts.

Da ich seit 3 Jahren in verschiedenen Gegenden Spaniens lebte, und seine Aerzte und medizinische Verfassung kennen gelernt hatte, so würden einige Notizen darüber in Deutschland vielleicht nicht unwillkommen seyn. Unsere Nervenfieber kommen in Spanien nicht sehr häufig vor, desto häufiger aber die entzündlichen, faulicht-entzündlichen Nervenfieber, und eine der Bleykolik sehr ähnliche, hartnäkkige, doch nicht gefährliche wiewohl sehr schmerzhafte Kolik, welche Hr. Dr Med. Luzuriaga, ein gelehrter Schüler Cullen's und Mitschüler Brown's, den Bleyglasuren der grosen Weingefässe zuschreibt, in einer besondern Schrift über die Madrider Kolik. Welche ich aber eher der scharfen Luft und dadurch zurükgetretenen Ausdünstung beyzumessen glaube. Denn die nemlichen Gefässe sind in ganz Spanien gebräuchlich, aber nirgends ist diese Krankheit so häufig als in der Hauptstadt; aber auch nirgends ist die Luft so durchdringend; daher auch das Sprichwort kommt: el aire de Madrid no mata una vela, y mata un hombre; (die Luft von Madrid loscht kein Licht aus, und tödtet einen Menschen). Auch habe ich keine gute Wirkungen von

der Methode Luzuriaga's gesehen, welcher anfänglich große Dosen von Opium und nachher drastische Purganzen giebt; sondern eine antiphlogistische diaphoretische Methode, selbst Aderlässen und warme Bäder leisteten mir bessere Dienste. —

Fast alle ältere Aerzte Spaniens lassen in beinahe allen Krankheiten zu Ader, und geben denn in die Kreuz und die Quere die Chinarinde. Die Aphorismen des Hippokrates machen ihr Hauptstudium, von welchen sie auch die vorzüglichsten auswendig gelernt haben, und bey jeder Gelegenheit auftischen. Auch hangen sie sehr an der Lehre von Krisen und kritischen Tagen. Der gelehrte, vor etwa 20 Jahren verstorbene Piquer, Leibarzt König Karls IV., war noch ein eifriger Gegner Harvey's; er konnte aber doch die schon längst angenommene Wahrheit des Blutumlaufs nicht mehr zweifelhaft machen.

In Madrid besteht seit 20 Jahren ein sehr gutes Collegium medico-chirurgicum, wo ich einen sehr gelehrten Mann, Namens Dr. *Ignacio de la Peña*, der in den alten und neuen gleich gut bewandert ist, und viele Beurtheilungskraft besizt, als einen Mann, der in Deutschland und Frankreich seines gleichen sucht, schäzen gelernt habe. Er docirt Physiologie und Pathologie mit ungemeiner Gelehrsamkeit und Erfahrung,

in einer reinen Sprache und zwar ohne Noten und Schriften. —

In Spanien ist auch der Einfluß der Mondsveränderungen auf Kranke und Verwundete viel auffallender, als in Deutschland. Als nach der unglücklichen Schlacht von Talavera im August 1809 alle unsere Spitäler in Madrid mit Verwundeten vollgepropft waren, erlitten die meisten derselben diejenige Verderbniß der Wunden, welche die Franzosen pourriture d'hopital nennen. Da es hier nicht der Ort ist, meine darüber angestellten Beobachtungen mitzutheilen, (welches in einer schon fertigen Schrift: de principio septico et inde exoriundis morbis &c. geschehen wird) so will ich nur soviel bemerken, daß dieses Uebel eine solche Geißel unserer Spitäler besonders in Spanien ist, daß die meisten Verwundeten, wenn sie davon ergriffen werden, so gering auch ihre Wunde anfangs seyn mag, davon hingerafft werden; daß es 8 bis 12 Tage währt, allen Mitteln hartnäkkig widersteht, (dem Feuer ausgenommen, wie ich in meiner Abhandlung zeigen werde) dann von selbst verschwindet, und oft 4 - 6mal wiederkehrt. Dieses Selbstverschwinden und Wiederkehren war es, welches mich aufmerksam machte. Während 9 Monaten that ich den Dienst in dem nemlichen Krankensaal, verband die Kranken mit den nem-

lichen Mitteln, Charpien, Compressen, der nemlichen Sorge, Reinlichkeit; derselbe Mensch lag in dem nemlichen Bett, genoß die nemlichen Speisen, selbst die Witterung war nicht sehr verschieden, und dennoch verschlimmerten und besserten sich die Wunden abwechselnd. Ich muthmaßte daher einen allgemeinen Einfluß, richtete mein Augenmerk auf die Mondsveränderungen, und fand, daß diese Verschlimmerung der Wunden bestimmt gegen den Vollmond eintrete, und mit ihm vergehe. Ich fand nachher auch oft, daß kritisches Nasenbluten und andere Hämorrhagien gewöhnlich um den Vollmond erfolgen. Diese Beobachtung brachte mich auf die Vermuthung, ob nicht etwa dem gegen den Süden hin zunehmenden Einfluß des Mondes die in Griechenland und in dem unter gleicher geographischer Breite liegenden Spanien herrschende Lehre von Krisen und kritischen Tagen zuzuschreiben, und dieselbe wirklich in der Natur der Dinge gegründet seye, ohngeachtet die mehr nördlichen Aerzte sie schon längst (?) verlassen haben?!*) Und in der That, wenn wir

*) Wer sich der Beobachtungen Al. von Humboldt über die mit der Annäherung zum Aequator zunehmende Regelmäßigkeit in den periodischen Veränderungen oder Oscillationen der Luftschwere, Electricität u. s. w. erinnert, wird diese Vermuthung des Hrn. Verfassers nicht anders als interessant und sehr wahrscheinlich finden können.

Anmerk. des Herausg.

die hippokratiſchen ſiebentägige Epoken mit der 4mal 7 Tag ausfüllenden Periode des Mondes zuſammenhalten, ſcheint meine Vermuthung nicht ungegründet zu ſeyn. Ich bin übrigens nicht der einzige, welcher dieſen wichtigen Einfluß des Mondes in Krankheiten beobachtete. Mehrere ſpaniſche Aerzte verſicherten mich, ähnliche Beobachtungen gemacht zu haben, und verſchiedene Schriftſteller haben die ihrigen aufgezeichnet.

a) Galen ſpricht vom Einfluß des Mondes lib. III. de diebus judicat. Cap. 2.

b) Mead Eſsay on the influence of the ſun and of the moon.

c) Bagliv. Op. omn. Lugd. Batav. 1745. p. 445

d) Tulpii Observat. medic. lib. II. Cap. 42.

e) Belfort in the medical Commentaries. Vol. 9.

f) Delavaud physiologie d'Hippocrate. Paris 1810 Vol. I. &c.

J. F. Haaf,

Chirurgien aide major au 122me Regt. de la diviſion Bonnet.

Druckfehler im 1. Heft.

S. 25. in der Note ist statt Cenomonen zu lesen: Cenomanen.

S. 98. Z. 4. v. u. des Textes iſt ſtatt uranfängliche zu leſen unanfängliche.

Allgemeine

Zeitschrift

von Deutschen für Deutsche

herausgegeben

von

Schelling

Ersten Bandes zweites Heft.

Nürnberg

bei Johann Leonhard Schrag

1813.

Aus einem

Brief an den Herausgeber,

die nachfolgenden Mémoires betreffend.

— Sie haben die Allgemeine Zeitschrift doch nicht so ausschließlich für deutsche Gelehrsamkeit und Literatur bestimmt, um der mitfolgenden interessanten Handschrift (Mémoires pour servir à l'histoire de la Vie et des Ouvrages de M. Diderot) eine Stelle in derselben zu versagen? Da ich durch die frühere handschriftliche Mittheilung derselben mir den Dank vieler geistreichen Personen verdient habe, und diese den einmüthigen Wunsch äußerten, daß jene Blätter einmal gedruckt werden möchten: so hoffe ich durch die öffentliche Mittheilung derselben, von der mich früherhin andre Rücksichten abhalten mußten, jetzt von noch weit Mehreren Dank zu gewinnen.

Wie Sie aus der Form der Handschrift sehen, so sind es Blätter, die zu einer geschriebenen Zeitung gehörten, dergleichen damals (1787) in verschiedenen

Gesellschaften von Paris herumgingen. Ich habe in den bedeutendsten Sammlungen nachgesehen, ob sie bereits gedruckt worden, habe sie aber in keiner, auch zu meiner Verwunderung nicht in der Correspondance littéraire philosophique et critique de Mr. le Baron de Grimm gefunden.

In Ihrer Zeitschrift könnten sie, denke ich, französisch erscheinen, da sich annehmen läßt, daß keinem Leser derselben diese Sprache ganz fremd seyn werde.

Ich weiß, daß für das gegenwärtige Gefühl, nicht bloß des Deutschen, sondern aller, welche die letzten Zeiten betroffen haben, jede Erinnerung an jene Zeit etwas Schmerzliches hat, wo der Same zu der innern Auflösung der Sitten und der Denkart ausgeworfen wurde, welcher die äußere auf dem Fuße folgte; aber diese in manchem Betracht verzeihliche Empfindung könnte in keinem Fall unbedingt geltend gemacht werden, auch jene Zeit gehört der Geschichte an; sie darf sich nicht weichherzig abwenden von dem Bild der allgemeinen Verderbniß, sondern muß es, mit Selbstverläugnung, treu und erschöpfend bis in die einzelnsten Züge darstellen zum Schrecken und zur Belehrung der künftigen Jahrhunderte.

In den mitfolgenden Mémoires sehen wir jedoch Diderot weniger in seinen literarischen und öffentlichen,

als in ſeinen häuslichen und perſönlichen Verhältniſſen, und lernen ihn ſo gerade von der Seite kennen, welche über den andern Theil ſeines Weſens manche mildernde Aufſchlüſſe zu geben im Stande iſt.

Können wir für ihn, was ſeine Grundſätze und deren Wirkung betrifft, auch keine Ausnahme von dem allgemeinen Urtheil über den Charakter und Einfluß der Schriftſteller jener Zeit machen; ſteht ſein Name in jenem Betracht auf dem Verzeichniß derer, die durch Schrift und Lehre vorzüglich geſchadet, vielleicht mit oben an: ſo muß ihm dagegen ſeine Perſönlichkeit in unſrem Gefühl und Urtheil eine entſchiedene, günſtige Ausnahme zuwegebringen.

In der That ſind die ihm gleichzeitigen und ähnlichen Schriftſteller ſeiner Nation, und gerade die bedeutendſten, ſelber zugleich Symptome oder Erſcheinungen der allgemeinen Putrefaction, und laſſen ſich bloß als ſolche betrachten; in Diderot dagegen iſt immer noch Eine zuſammenhaltende Kraft, die ihn, mitten in der Verderbniß, von der er nicht ganz rein, ja in manchen Theilen angefreſſen war, im Ganzen über eben dieſe erhob, und ihm, wie ſeine Werke zeugen, die

Kraft gab, ſie aufzufaſſen, bis auf ihre ganze Tiefe zu erkennen, und gründlich darzuſtellen.

Dieſe Eine Kraft iſt die von ihm nie verläugnete; von den andern vielleicht nie gekannte Liebe der Wahrheit, rein als ſolcher, wodurch er innerlich und geiſtig dem deutſchen Weſen näher kommt, wie er äußerlich oder in Anſehung der Sprache, durch Originalität, Kürze und Kraft dem Deutſchen verwandter ſich zeigt, als irgend einer der neueren Schriftſteller ſeiner Nation. — — — — — — — — — — —

Mémoires

pour servir à l'histoire de la Vie et des Ouvrages de Feu M. Diderot.

Par Madame de Vandeul, sa Fille.

Denis Diderot est né à Langres en Champagne au mois d'Octobre 1713.

Son pere était Coutelier; depuis deux cents ans sa famille n'a point professé d'autre état. Il était recommandable par son exacte et scrupuleuse justice, beaucoup de fermeté dans le caractere et d'adresse dans son métier. Il avait imaginé des Lancettes particulieres. Denis, l'aîné de ses enfans, fut destiné à l'état ecclésiastique; un de ses oncles devait lui résigner son Canonicat.

Il donna dès l'age le plus tendre une preuve de profonde sensibilité: on le mena à trois ans voir une exécution publique; il revint malade et fut attaqué d'une violente jaunisse.

A huit ou neuf ans il commença ses études aux Jésuites de sa ville; à douze il fut tonsuré. La seule particularité qu'il m'ait contée du commencement de son éducation est une querelle qu'il eut avec ses camarades, elle fut assez vive pour lui faire donner l'exclusion du College un jour d'Exer-

cice public et de distribution de Prix. Il ne put supporter l'idée de passer ce temps dans la maison paternelle et d'affliger ses parens; il fut au College, le Suisse lui refusa la porte, il la franchit dans un moment de foule et se mit à courir de toutes ses forces; le Suisse l'atteignit avec une espece de pique dont il lui blessa le côté; l'enfant ne se rebute point, il arrive et prend la place qu'il avait droit d'occuper, prix de composition, de mémoire, de poésie etc., il les remporta tous. Sûrement il les méritait puisque l'envie de le punir ne put influer sur la justice de ses supérieurs. Il reçut plusieurs volumes et autant de couronnes; trop faible pour porter le tout, il passa les couronnes dans son cou, et les bras chargés de livres, il revint chez son pere. Sa mere était à la porte de la maison, elle le vit arriver au milieu de la place publique dans cet équipage et environné de ses camarades; il faut être mere pour sentir ce qu'elle dut éprouver. On le fêta, on le caressa beaucoup; mais le Dimanche suivant comme on le parait pour l'office, on s'apperçut qu'il avait une plaie assez considérable; il n'avait pas même songé à s'en plaindre.

Né vif, aimant la chasse, s'il était toujours supérieur dans les devoirs de classe, il était très-souvent inexact. Il se fatigua des remontrances de ses régens, et dit — — un matin à son pere qu'il ne voulait plus continuer ses études. — Tu veux donc être Coutelier? — De tout mon coeur... — On lui donna le tablier de boutique, et il se mit à côté de son pere. Il gâtait tout ce qu'il touchait

de canifs, de couteaux ou d'autres instrumens. Cela dura quatre ou cinq jours; au bout de ce temps il se leve, monte à sa chambre, prend ses livres et retourne au College. J'aime mieux l'impatience que l'ennui, dit-il à son pere; et depuis ce moment il continua ses classes sans aucune interruption.

Les Jésuites ne tarderent pas à sentir l'utilité dont cet éleve pourrait être à leur Corps, ils employerent la séduction des louanges, l'appas toujours si séduisant des voyages et de la liberté; ils se déterminerent à quitter la maison paternelle et à s'éloigner avec un Jésuite auquel il était attaché. Denis avait pour ami un cousin de son âge. Il lui confia son secret et l'engagea à l'accompagner, mais le cousin, plus médiocre et plus sage, découvrit le projet à son pere: le jour du départ, l'heure, tout fut indiqué. Mon grand-pere garda le plus profond silence, mais en allant se coucher il emporta les clefs de la porte cochere, et lorsqu'il entendit son fils descendre il se présenta devant lui et lui demanda où il allait à minuit? — A Paris, lui répond le jeune homme, où je dois entrer aux Jésuites. — Ce ne sera pas pour ce soir, mais vos desirs seront remplis; allons d'abord dormir... — Le lendemain son pere retint deux places à la Voiture publique, et l'amena à Paris au College d'Harcourt. Il fit les conditions de son petit établissement, et prit congé de son fils. Mais le bonhomme aimait trop chérement cet enfant pour l'abandonner sans être tout à fait tranquille sur son sort; il eut la constance de rester quinze jours de

suite à tuer le temps et à périr d'ennui dans une auberge sans voir le seul objet pour lequel il y séjournait. Au bout de ce temps il fut au College, et mon pere m'a souvent dit que cette marque de tendresse et de bonté l'aurait fait aller au bout du monde, si le sien l'eût exigé. „Mon ami, lui dit-il, je viens savoir si votre santé est bonne, si vous êtes content de vos supérieurs, de votre logement, de vos alimens, des autres et de vous-même. Si vous n'êtes pas bien, si vous n'êtes pas heureux, nous retournerons ensemble auprès de votre mere. Si vous aimez-mieux rester ici, je viens vous prêcher, vous embrasser et vous bénir..." Mon pere l'assura qu'il était parfaitement content et qu'il se plaisait beaucoup dans cette nouvelle demeure. Alors mon grand-pere prit congé de lui, et passa chez le Principal afin de savoir s'il était aussi satisfait que son éleve. Assurément, Monsieur, lui répondit celui-ci, c'est un excellent écolier, mais il y a huit jours que nous l'avons vertement chapitré, et s'il continuait, on ne pourrait le garder bien longtemps.

Il avait trouvé dans ses nouveaux camarades un jeune homme assez triste, il lui avait demandé le sujet de son souci; celui-ci lui avoua que l'on devait composer le lendemain, et qu'il était fort embarrassé de sa besogne. Mon pere lui proposa de la faire à sa place; en effet le jeune homme déposa son papier dans une garderobe, mon pere l'y suivit, fit le devoir, et les Professeurs le trouverent parfaitement bien, mais ils ajouterent que jamais ce devoir ne pouvait être l'ouvrage de ce-

lui qui le présentait, et le forcerent d'en nommer l'auteur ou de sortir sur le champ du College. Le jeune homme avoua que le nouveau venu s'en était chargé; ils furent tous les deux très-houspillés, et mon pere renonça à la besogne des autres pour ne s'occuper que de la sienne. L'objet de tant de fracas était un morceau de poésie; il fallait mettre en vers le discours que le Serpent tient à Ève quand il veut la séduire: étrange sujet de composition pour de jeunes écoliers!

Au College d'Harcourt il fit plusieurs amis; il s'était lié avec l'Abbé de Bernis, Poëte alors et depuis Cardinal. Ils allaient tous deux dîner à six sous par tête chez le Traiteur voisin, et je l'ai souvent entendu vanter la gaieté de ces repas.

Ses études finies, son pere écrivit à M. Clément de Rice, Procureur à Paris et son compatriote, pour le prendre en pension et lui faire étudier le Droit et les Lois. Il y demeura deux ans; mais le dépouillement des actes, les productions d'inventaires avaient peu d'attraits pour lui. Tout le Temps qu'il pouvait dérober à son Patron était employé à apprendre le Latin et le Grec qu'il croyait ne pas savoir assez, les Mathématiques qu'il a toujours aimées avec fureur, l'Italien, l'Anglais etc.; enfin il se livra tellement à son goût pour les Lettres, que M. Clément crut devoir prévenir son ami du mauvais emploi que son fils faisait de son temps. Mon grand-pere chargea alors expressément M. Clément de proposer un état à son fils, de le déterminer à faire un choix prompt,

et de l'engager à être Médecin, Procureur ou Avocat. Mon pere demanda du temps pour y songer, on lui en accorda. Au bout de quelques mois les propositions furent renouvellées; alors il dit que l'état de Médecin ne lui plaisait pas, qu'il ne voulait tuer personne; que celui de Procureur était trop difficile à remplir délicatement; qu'il choisirait volontiers la profession d'Avocat, mais qu'il avait une répugnance invincibile à s'occuper toute sa vie des affaires d'autrui. — Mais, lui dit Clément, que voulez-vous donc être? — Ma foi, rien, mais rien du tout. J'aime l'étude; je suis fort heureux, fort content, je ne demande pas autre chose.

Clément écrivit cette réponse à mon grand-pere. Il répondit à son ami que puisque son fils ne voulait rien faire, il supprimait sa pension, et le prévenait qu'il ne rembourserait aucune dépense pour son compte. Sa lettre à mon pere ordonnait ou de choisir un état quel qu'il fût, promettant de n'y apporter aucun obstacle, ou de partir cette même semaine pour retourner dans la maison paternelle.

Mon pere crut que la tendresse du sien ne lui permettrait pas d'être long temps sévere; il ne tint pas un grand compte de ses ordres. Ne voulant point être à charge à M. Clément de Rice, il sortit de sa maison et prit un cabinet garni. Tant que dura le peu d'argent et d'effets qu'il avait il ne s'occupa qu'à augmenter et étendre ses connaissances. Il écrivit plusieurs fois à son pere, mais

il ne recevait d'autre réponse que l'ordre de faire quelque chose d'utile à la société, ou de retourner dans sa famille. Sa mere plus tendre et plus faible lui envoyait quelques louis, non par la poste, non par des amis, mais par une servante qui fesait soixante lieues à pied, lui remettait une petite somme de sa mere, y ajoutait, sans en parler, toutes ses épargnes, fesait encore soixante lieues pour retourner. Cette fille a fait trois fois cette commission. Je l'ai vue, il y a quelques années, elle parlait de mon pere en versant des larmes, tout son desir était de revoir son jeune Maitre, elle regrettait de n'avoir pas la force de faire pour son plaisir ce qu'elle avait entrepris de si bon coeur pour son utilité; soixante ans de service n'avaient altéré ni sa tête ni sa sensibilité. Cependant l'éloignement de sa famille, l'abandon, le besoin de tout, la nécessité de vivre, rien ne fit changer mon pere; il a passé dix ans entiers livré à lui-même, tantôt dans la bonne, tantôt dans la médiocre pour ne pas dire la mauvaise compagnie, livré au travail, à la douleur, au plaisir, à l'ennui, au besoin, souvent ivre de gaieté, plus souvent noyé dans les réflexions les plus ameres, n'ayant d'autre ressource que ces sciences qui lui méritaient la colere de son pere. Il enseignait les Mathématiques; l'écolier était-il vif, d'un esprit profond et d'une conception prompte, il lui donnait leçon toute la journée; trouvait-il un sot, il n'y retournait plus. On le payait en livres, en meubles, en linge, en argent ou point, c'était la même chose. Il fesait des sermons; un Missionnaire lui

en commanda six pour les Colonies Portugaises, il les paya cinquante écus piece. Mon pere estimait cette affaire une des bonnes qu'il eût faites.

M. Randon, Financier, cherchait un Précepteur pour ses enfans, on lui indiqua mon pere. Il demanda quinze cents livres par an, elles furent accordées. Il vint s'établir dans la maison; mais quel colosse au physique et au moral aurait pu tenir au genre de vie auquel il s'était condamné? Il se levait et voyait habiller les enfans; il leur enseignait tout ce qu'il savait pendant la matinée; dinait avec eux, les promenait ensuite; ne recevait personne, n'allait voir qui que ce fût; soupait avec les marmots, les voyait coucher, et ne les abandonnait pas un seul instant à d'autres soins que les siens. Il mena cette maniere d'exister trois mois; alors il fut trouver M. Randon: Je viens, Monsieur, vous prier de chercher une personne qui me remplace, je ne puis rester chez vous plus longtemps. — Mais, Monsieur Diderot, quel sujet de mécontentement avez-vous? Vos appointemens sont-ils trop faibles? Je les doublerai. Etes-vous mal logé? Choisissez un autre appartement. Votre table est-elle mal servie? Ordonnez votre dîner; rien ne me coûtera pour vous conserver. — Monsieur, regardez-moi, un citron est moins jaune que mon visage. Je fais de vos enfans des hommes, mais chaque jour je deviens un enfant avec eux. Je suis mille fois trop riche et trop bien dans votre maison, mais il faut que j'en sorte; l'objet de mes desirs n'est pas de vivre mieux, mais de ne pas mourir.

Il sortit donc de chez M. Randon, retourna dans son taudis, et fut de nouveau livré à la misere et à l'étude. Il avait quelques amis, sa chambre appartenait au premier qui s'en emparait: celui qui avait besoin d'un lit venait prendre un de ses matelas et s'établissait dans sa niche. Il faisait à peuprès la même chose avec eux; il allait dîner chez un camarade, il voulait écrire un mot, il y soupait, y couchait et y restait jusqu'à la fin de sa besogne.

Lorsque le hazard amenait à Paris quelques amis de son pere, il leur empruntait quelque petite somme. Le pere rendait, et écrivait sans fin, sans cesse: Prenez un état, ou revenez avec nous.

Il y avait alors au Couvent des Carmes Déchaussés un Moine originaire de Langres, un peu son parent, appellé le Frere Ange, homme de beaucoup d'esprit, mais tourmenté de l'ambition de donner de la considération à son Corps. Il avait fait de son Couvent une maison de banque, c'était le moyen de la rendre opulente; celui de la rendre célebre était de faire recrue de jeunes gens malheureux et bien nés; il leur donnait tous les moyens possibles pour se tirer des embarras où ils s'étaient fourrés, il leur offrait une retraite dans son Couvent et un moyen de se réconcilier avec leur famille en embrassant la vie monastique. Mon pere avait entendu parler de cet homme, il crut pouvoir en tirer quelque parti et fut le trouver; le prétexte de sa visite fut le desir de voir la maison et la Bibliotheque. Dans cette premiere entrevue

il glissa quelques mots sur la douceur d'une vie calme et paisible, un desir éloigné de quitter la vie trop orageuse du monde; et des politesses d'usage terminerent la conversation. Seconde visite: un peu plus de confiance et quelques confidences sur les motifs de plaintes donnés à son pere et sur le desir de se raccommoder avec lui. Celle-ci fut suivie de plusieurs autres où le Moine affermissait le jeune homme dans le goût de la retraite, et lui offrait sa médiation auprès de ses parens. De confidences en confidences aussi rusées d'une part que de l'autre, mon pere avoua au Moine que son intention était de se retirer dans quelque Couvent de province, mais qu'il avait auparavant de longues et pénibles affaires à terminer. D'abord il fallait travailler assez longtemps pour compléter une douzaine de cent francs. Il avait entraîné une malheureuse créature dans une vie qui ne lui laissait d'autre ressource que le vice; il était assez cruel pour lui de ne pouvoir s'en séparer sans regrets, il voulait au moins n'éprouver aucun remords. Au fond il était jeune, un an ou deux de plus ne pouvaient qu'affermir sa vocation. Le Moine craignait les délais; il dit avec délicatesse à mon pere que puisqu'il prenait de lui-même le parti de la vie monastique, il lui conseillait d'essayer sa propre maison, et lui vanta et les douceurs de son Ordre et le mérite de ceux qui le composaient. Mon pere lui promit d'y penser, et remit sa décision au temps où il aurait terminé ses affaires et où elles seraient en bon ordre. Le Moine craignit de laisser échapper sa proie: Il est inutile de me-

ner plus longtemps une vie indécente et pénible, voilà douze cents francs, rompez vos liens. Lorsque vous serez avec nous votre pere sera trop heureux, il ne refusera ni le payement de cette somme, ni les dépenses que vous serez obligé de faire.

Mon pere s'en fut avec les cinquante louis, paya ses dettes réelles, au lieu de sa maitresse imaginaire, et retourna chez le Frere Ange. Il y porta un visage triste et soucieux, il avait l'air inquiet: „il n'était pas entiérement déterminé, il ne voulait tromper personne; il desirait que le Frere Ange obtînt de son pere une petite somme pour payer son hôte, son tailleur, son traiteur cet.; un honnête homme n'était pas dispensé de payer, et l'habit de Moine n'acquittait pas les dettes....“ Eh bien, dit le Frere Ange, donnez-moi un état de tout cela; votre pere sera infiniment plus disposé à me rembourser quand vous menerez une vie plus convenable. Peutêtre dans ce moment aurait-il peu de confiance dans vos projets; les choses faites, mon ami, sont d'un grand poids, soyez Carme seulement, et tout ira bien.... Mon pere lui remet une note semblable à celle du Joueur, pour avoir été nourri, ganté, désaltéré, porté. Il attrape encore huit ou neuf cents francs, et promet au Moine de revenir incessament occuper un réfectoire et une cellule. Il revint en effet; „il voulait bien entrer dans la maison, il était tout prêt, il ne fallait plus qu'une petite bagatelle, il n'avait ni livres, ni linge, ni meubles: fils d'une honnête famille, il ne voulait point entrer dans un Ordre

en mendiant; Frere Ange n'avait qu'à faire lui-même un état des effets qu'il croyait décent d'apporter, il en ferait alors l'acquisition, et tout serait à merveille." — Ceci est inutile, répondit le Moine; entrez seulement, je me charge de vous donner le lendemain toutes les choses dont vous aurez besoin, mais il faut finir et ne pas traîner plus longtemps. — Frere Ange, lui dit mon pere, vous ne voulez donc plus me donner d'argent? — Non assurément. — Eh bien, je ne veux plus être Carme. Ecrivez à mon pere, et faites-vous payer.. — Le Moine entra dans une fureur horrible. Il écrivit à mon grand-pere, celui-ci le traita comme un sot et paya; mais ces petites espiégleries n'accéleraient pas la réconciliation.

Cependant quelquefois il ne possédait pas un écu; plongé alors dans une tristesse profonde, cherchant la solitude, il se promettait d'abandonner ses occupations, il voulait renoncer à tout ce qui charmait sa vie, mais une ligne d'Homere, un problème à résoudre, une pensée de Newton détruisaient dans un instant le projet d'une semaine; tout ce qui occupait son génie rendait à son ame le calme et la sérénité.

Un Mardi-Gras il se leve, fouille dans sa poche, il n'avait pas de quoi diner; il ne veut point aller troubler des amis qui ne l'ont point invité. Ce jour qu'il avait tant de fois passé dans son enfance au milieu de parens qui l'adoraient, devient plus triste encore, il ne peut travailler; il croit en

se

se promenant dissiper sa mélancolie, il va aux Invalides, au Cours, à la Bibliotheque du Roi, au Jardin de Plantes. L'on peut calmer l'ennui, mais l'on ne peut tromper la faim. Il revient à son auberge, en entrant il s'assied et se trouve mal, l'hôtesse lui donne un peu de pain grillé dans du vin; il fut se coucher. Ce jour-là, me disait-il, je jurai, si jamais je possédais quelque chose, de ne refuser de ma vie un indigent, de ne point condamner mon semblable à une journée aussi pénible. Jamais serment ne fut plus souvent et plus religieusement observé.

Ce fut à peuprès vers ce temps, en 1741, qu'il fit connaisance avec ma mere.

Mlle. de Malville, ma grand-mere maternelle, fille unique d'un Gentilhomme du Mans ruiné au service, épousa par inclination un Manufacturier d'Etamine de sa province riche et bien élevé, appellé Champion. Cet homme ayant la fureur des spéculations, dérangea ses affaires; au lieu d'abandonner ses projets, il en forma de nouveaux et se ruina tout à fait; le désespoir d'avoir perdu sa fortune termina bientôt sa vie. Mme. Champion veuve et n'ayant rien, vint à Paris avec sa fille âgée alors de trois ans; une amie de son enfance lui donna une retraite, et ma mere fut mise au Couvent des Miraniones pour y apprendre à travailler assez bien pour n'avoir besoin des secours de personne.

Ma grand-mere perdit son amie, vint retirer ma mere du Couvent qui avait alors seize ans,

s'établit avec elle dans un petit logement, et toutes deux fesaient le commerce de dentelle et de linge; elles vécurent ainsi paisibles et heureuses pendant dix ou douze ans. Elles avaient des meubles décens et environ deux mille écus d'économies. Ma mere était grande, belle, pieuse et sage. Quelques commerçans avaient voulu l'épouser, mais elle préférait son travail et sa liberté à un époux qu'elle n'aurait pu aimer.

Mon pere vint habiter une petite chambre dans sa maison. Il la vit et voulut la revoir. L'hôtesse le prévint que ces deux femmes vivaient dans la plus grande solitude, et qu'elles recevraient difficilement un homme de sa figure et de son âge. Moins cela était facile, plus sa fantaisie devint vive; à titre de voisin il leur fit une visite et demanda la permission de revenir quelquefois. Il a voulu peindre le commencement de leur liaison dans le Pere de Famille. Violent comme St. Albin, il n'eut pas besoin d'autre modele, les obstacles que son pere mit à son mariage, le caractere sec, dur et impérieux de son frere, voilà le canevas de cet ouvrage; son imagination y a ajouté ce qu'il a cru nécessaire pour lui donner plus d'intérêt.

Comme il ne pouvait sans motif rendre à ma mere des soins fort assidus, il dit à ces deux femmes qu'il était destiné à l'état écclésiastique, que bientôt il entrait au Séminaire de St. Nicolas, qu'il avait besoin d'une certaine provision de linge et qu'il les priait de s'en charger. Ces petits détails

suffirent à des gens qui s'aimaient sans se le dire. Sous ces légers prétextes il arrivait trois ou quatre fois la semaine, bientôt il vint tous les soirs. L'on fit des réparations à la maison qu'ils habitaient, ils furent obligés de déloger. Ma mere loua un autre appartement, et mon pere se trouva avoir retenu une chambre au dessus d'elle; tous deux m'ont assuré mille fois que le hazard seul avait eu part à cet arrangement, et qu'ils s'étaient trouvés tous deux établis une seconde fois dans la même niche avec le plus grand étonnement. Cependant elles lui parlaient sans cesse de son entrée au Séminaire, mais s'étant plus d'une fois apperçu qu'il était agréable à ma mere, il lui avoua qu'il n'avait imaginé ce conte que dans l'intention de s'introduire chez elle, et l'assura avec toute la violence de sa passion et de son caractere qu'il était très-déterminé non à prendre les Ordres, mais à l'épouser. Ma mere ne lui fit que les objections de la raison, à côté de leur tendresse elles avaient peu de poids. Ma grand-mere trouvait qu'il était très-déraisonnable de se marier à une tête aussi vive, à un homme qui ne fesait rien, et dont tout le mérite était, disait-elle, une langue dorée avec laquelle il renversait la cervelle de sa fille; mais cette mere qui prêchait si bien, aimait elle-même mon pere à la folie. Son enfant lui déclara que cet homme était le seul qu'elle pût aimer, et enfin ils décidèrent tous trois que mon pere ferait un voyage à Langres et qu'il reviendrait muni de ses papiers de famille et du consentement de ses parens. Il fut en effet

chez lui. La longueur de son éloignement ne l'avait rendu que plus cher à son pere, il se persuada aisément que son fils revenait avec le dessein de s'établir dans sa patrie et de mener à côté de lui une vie simple et paisible; l'on peut donc juger de la maniere dont son projet de mariage fut agréé, on le traita comme un fou, et on lui ordonna sous peine de la malédiction paternelle de renoncer à cette extravagance. Il ne dit mot, repartit un matin, revint à Paris et exposa à ma mere le succès de sa négociation, avec toutes les restrictions qu'il crut honnêtes pour elle et utiles à son projet. Mlle. Champion prit son parti, elle assura bien positivement mon pere qu'elle n'entrerait jamais dans une famille qui ne la verrait pas de bon oeil, elle le pria de s'éloigner, et cessa malgré toutes ses persécutions de le recevoir. Mais tout cela était beaucoup trop courageux pour être de longue durée; mon pere tomba malade, ma mere ne put le savoir souffrant et rester en paix, elle envoya un officieux savoir de ses nouvelles. On lui dit que sa chambre était un vrai chenil, qu'il était sans bouillon, sans soins, maigre, triste; alors elle prit son parti, monta chez lui, promit d'épouser, et la mere et la fille devinrent ses Garde-malades. Aussitôt qu'il put sortir ils furent à St. Pierre et mariés à minuit en 1741.

Mon pere était d'un caractere trop jaloux pour laisser continuer à ma mere un commerce qui l'obligeait à recevoir des étrangers et à traiter avec eux, il la conjura d'abandonner cet état, elle eut bien de la peine à y consentir; la misere ne l'ef-

frayait pas pour elle-même, mais sa mere était âgée, elle était menacée de la perdre, et l'idée de n'être pas en état de pourvoir à tous ses besoins était un supplice pour elle; cependant comme elle se persuada que ce sacrifice ferait le bonheur de son mari, elle le fit. Une femme de peine venait chaque jour balayer son petit logement et apporter les provisions de la journée, ma mere pourvoyait à tout le reste. Souvent, lorsque mon pere mangeait en ville, elle dinait ou soupait avec du pain, et se fesait un grand plaisir de penser qu'elle doublerait le lendemain son petit ordinaire pour lui. Le café était un luxe trop considérable pour un ménage de cette espece, mais elle ne voulait pas qu'il en fût privé, et chaque jour elle lui donnait six sous pour aller prendre sa tasse au Café de la Régence et y voir jouer aux échecs.

Ce fut alors qu'il traduisit l'Histoire de la Grece en trois volumes. Il vendit cet ouvrage cent écus; cette somme remit un peu d'aisance dans la maison. On lui proposa la traduction du Dictionnaire de Médecine. Il venait d'entreprendre cette besogne quand le hazard lui amena deux hommes, l'un était Toussaint, Auteur d'un petit ouvrage intitulé les Moeurs, l'autre un inconnu, mais tous deux sans pain et cherchant de l'occupation. Mon pere n'ayant rien, se priva des deux tiers de l'argent qu'il pouvait espérer de sa traduction, et les engagea à partager avec lui cette petite entreprise.

Il conçut alors le projet de l'Encyclopédie. Il en conféra avec les Libraires qu'il voyait

quelquefois, ils saisirent avec avidité un moyen de s'enrichir; mon pere ne voyait que le bonheur suprême d'exercer ses talens, de faire un grand et bel ouvrage, et de connaître tous les Arts en étant forcé de les décrire. Son premier traité avec les Libraires n'exige d'eux que douze cents livres par an. C'était l'objet des desirs et de l'ambition de ma mere; la fortune ne les occupa guere depuis ce temps, ils étaient tranquilles sur leur sort, et le bonheur eût existé chez eux s'il pouvait exister quelque part.

Ma mere venait d'accoucher d'une fille; elle était grosse une seconde fois. Malgré ses précautions, sa vie solitaire, le soin qu'elle avait pris de faire passer son mari pour son frere, sa famille apprit du fond de sa province qu'il vivait avec deux femmes. Bientôt la naissance, les moeurs, le caractere de ma mere devinrent l'objet de la plus noire calomnie; il reçut de son pere des lettres dures et menaçantes. Il prévit que les discussions par lettres seraient peu claires, longues et ennuyeuses; il trouva plus simple de mettre sa femme dans un coche et de l'envoyer à ses parens. Elle venait d'accoucher d'un fils; il annonça cet enfant à son pere et le départ de ma mere; elle est, disait-il, partie hier, elle vous arrivera dans trois jours, vous lui direz tout ce qu'il vous plaira, et vous la renverrez quand vous en serez las. Quelque bizarre que fût cette maniere de s'expliquer, on détermina pourtant d'envoyer la soeur de mon pere au devant d'elle. Le premier abord fut plus que froid;

la premiere soirée lui parut moins pénible; mais le lendemain matin aussitôt qu'elle fut levée elle passa chez son beau-pere et le traita comme s'il eût été le sien; son respect et ses caresses charmerent un vieillard sensible et bon. Descendue dans l'intérieur du logis, elle se mit à travailler, ne se refusa à rien de ce qui pouvait plaire à une famille qu'elle ne craignait pas et dont elle voulait être aimée. Sa conduite fut la seule excuse qu'elle donna du choix de son époux; sa figure les avait prévenus en sa faveur, sa simplicité, sa piété, ses talens pour l'économie domestique lui assurerent leur tendresse; on lui promit pour l'avenir la portion de revenu dont mon pere avait été privé, on la garda trois mois, en on la renvoya comblée de tout ce que l'on put imaginer lui être agréable ou utile.

Ce voyage lui coûta pourtant bien des larmes; elle en a fait un second, tous deux ont été funestes à son repos. Mon pere se lia pendant son séjour en province avec Madame de Puisieux, il prit pour elle une passion qui a duré dix ans. Cette femme commença à troubler pour jamais son intérieur. Ma mere perdit son unique compagne, ma grand-mere mourut, elle resta seule, sans société; l'éloignement de son mari redoubla la douleur de cette perte, son caractere devint triste, son humeur moins douce. Elle n'a point cessé de remplir ses devoirs de mere et d'épouse avec un courage et une constance dont peu de femmes auraient été capables. Si la tendresse qu'elle avait pour mon pere avait pu s'affaiblir, sa vie eût été

plus heureuse, mais rien n'a pu la distraire un moment, et depuis qu'il n'est plus elle regrette les maux qu'il lui a causés comme une autre regretterait le bonheur.

Mme. de Puisieux était pauvre, elle demanda de l'argent à mon pere; il publia l'Essai sur le Mérite et la Vertu, vendit cet Ouvrage 50 louis, et les lui porta.

Bientôt elle demanda une nouvelle somme; il publia les Pensées Philosophiques, les vendit 50 louis, et les lui porta. Il fit ce petit ouvrage dans l'intervalle du Vendredi saint au jour de Pâques.

Cet argent dissipé, autre demande et nouvelle besogne; l'Interprétation de la Nature vendue même prix, destiné au même usage.

Les romans de Crébillon étaient à la mode. Mon pere causait avec Mme. de Puisieux sur la facilité de composer ces ouvrages libres, il prétendait qu'il ne s'agissait que de trouver une idée plaisante, cheville de tout le reste, où le libertinage de l'esprit remplacerait le goût; elle le défia d'en produire un de ce genre. Au bout de quinze jours il lui porta les Bijoux indiscrets et cinquante louis.

L'Encyclopédie commençait à faire quelque bruit; le Clergé s'était élevé contre la hardiesse des principes contenus dans les articles de Métaphysique et de Philosophie. Mon pere commençait à sortir d'une obscurité qu'il n'a jamais cessé de chérir, lorsque la These de l'Abbé de Prades attira l'at-

tention du Gouvernement. L'Auteur fit une Apologie dont la troisieme partie est de mon pere; comme l'existence de Dieu y était niée, cela rendit son affaire assez grave pour l'obliger à sortir de France. Mon pere était inquiet des suites de cet événement, lorsque de nouveaux besoins de Mme. de Puisieux l'engagerent à publier les Lettres sur les Sourds et les Aveugles. Il suivait toutes les expériences propres à l'éclairer sur ce sujet.

M. de Réaumur avait chez lui un aveugle né; l'on fit à cet homme l'opération de la cataracte. Le premier appareil devait être levé devant des gens de l'Art et quelques Littérateurs. Mon pere y avait été invité; curieux d'examiner les premiers effets de la lumiere sur un être à qui elle était inconnue, il espérait une expérience aussi intéressante que neuve. On leva l'appareil, mais les discours de l'aveugle firent parfaitement connaître qu'il avait déja vu. Les spectateurs étaient mécontens; l'humeur des uns produisit l'indiscrétion des autres, quelqu'un avoua que la premiere expérience s'était faite devant Madame Dupré de St. Maur; mon pere sortit en disant que M. de Réaumur avait mieux aimé avoir pour témoins deux beaux yeux sans conséquence que des gens dignes de le juger.

Ce propos déplut à Mme. Dupré de St. Maur, elle trouva la phrase injurieuse pour ses yeux et pour ses connaissances anatomiques, elle avait une grande prétention de science. Elle paraissait aima-

lle à M. d'Argenson, elle l'irrita, et quelques jours après, le 24 Juillet 1749, un Commissaire nommé Rochebrune avec trois hommes de sa suite vint à neuf heures du matin chez mon pere, et après une visite très-exacte de son cabinet et de ses papiers, le Commissaire tira de sa poche un ordre de l'arrêter et de le conduire à Vincennes. Mon pere sans se troubler le pria de lui donner le temps d'en prévenir sa femme, il passa chez ma mere, elle habillait et caressait son fils; jamais il ne put se résoudre à l'affliger, il lui dit qu'il sortait pour quelques affaires relatives à l'Encyclopédie, qu'il ne reviendrait sûrement pas diner, et qu'il la priait vers le soir d'aller le chercher chez le Breton, Libraire; puis il sortit. Un mouvement involontaire la conduisit à sa fenêtre, elle le vit dans un fiacre tendant la main pour prendre une épreuve que voulait lui donner un enfant de l'Imprimerie; un homme de l'escorte s'avança, repoussa le bras de mon pere et ordonna à l'enfant de s'éloigner. Elle jetta un cri et s'évanouit. Revenue à elle-même, elle fut chez M. Berrier, alors Lieutenant de Police. Eh bien, Madame, lui dit ce Ministre, nous tenons votre mari, il faudra bien qu'il jase. Vous pourriez lui épargner bien des peines et accélérer sa liberté si vous vouliez nous indiquer où sont ses ouvrages, quel est celui dont il s'occupe actuellement, où est le Pigeon Blanc. (C'était un assez joli conte dont mon pere avait fait quelques lectures à ses amis, et qui pouvait alors contenir quelques applications sur le Roi, Mme. de Pompadour et les Ministres.) Ma mere ré-

pondit à M. Berrier que jamais elle n'avait ni rien vu ni rien lu des ouvrages de son mari; que livrée entiérement à son ménage, elle ne s'était jamais mêlée des sciences dont il aimait à s'occuper; qu'elle ne connaissait ni Pigeon blanc ni Pigeon noir, mais qu'elle était bien convaincue que ses Ecrits ne pouvaient être que conformes à sa conduite; il estime, ajouta-t-elle, mille fois plus l'honneur que la vie, et ses ouvrages doivent respirer les vertus qu'il pratique.

M. Berrier vit bien que cette femme pouvait être importune, mais non pas indiscrete; il la congédia, la consola le mieux qu'il put et lui promit la permission de voir mon pere beaucoup plutôt qu'elle ne l'obtint, car il resta au Donjon sans voir autre personne que M. Berrier qui l'interrogea plusieurs fois, pendant vingt-huit jours. Enfin M. Berrier lui conseilla de s'adresser à M. d'Argenson et se chargea de lui envoyer sa lettre. Mon pere le pria de vouloir bien le tirer d'une prison où il était le maître de le faire mourir, mais non de l'y faire vivre. Enfin au bout de vingt-huit jours l'on fit dire à ma mere d'aller à Vincennes. Les Libraires associés l'accompagnerent. A son arrivée on le fit sortir du Donjon et on le conduisit au Château en lui annonçant que le Roi par un excès de clémence lui permettait d'être prisonnier sur sa parole et lui accordait le Parc pour se promener. M. le Marquis du Châtelet, Gouverneur de ce lieu, le combla de bontés, lui donna sa table, et eut le plus grand soin de rendre ce séjour le moins pénible et le plus commode possible à ma mere. Ils

y resterent trois mois, puis on leur permit de retourner chez eux.

Pendant son séjour au Donjon il trouva le moyen de charmer un peu sa douleur. Il avait dans sa poche un cure-dent, il en fit une plume, il détacha de l'ardoise à côté de sa fenêtre, la broya, la délaya dans du vin, son gobelet cassé fit une écritoire, et ayant un volume du Paradis Perdu de Milton, il en remplit les feuillets blancs et les interlignes de réflexions sur sa position et de notes sur le Poëme.

Le Geolier lui apportait chaque jour deux chandelles, mais comme il se couchait et se levait avec le soleil, il en fesait peu d'usage, et au bout d'une quinzaine il voulut remettre sa provision à son gardien. Gardez, gardez, Monsieur; vous en avez trop cet été, mais elle vous sera fort utile en hiver.

Sorti du Donjon, Mme. de Puisieux venait le visiter. Il avoit conçu un peu de jalousie d'un Robin qui la fréquentait. Un jour la trouvant fort parée, il lui demanda où elle allait. — A Champigny voir une fête. — Et l'ami vous y accompagne-t-il? — Non. — D'honneur? — Je vous le jure . . . — Ils se séparerent, mais l'inquiétude de mon pere n'était jamais modérée, il passa par dessus les murs du Parc, fut à Champigny, y vit sa maitresse avec son nouvel amant, revint, coucha dans le Parc. Le lendemain matin il fut prévenir M. du Châtelet de son équipée, et cette petite

aventure accéléra sa rupture avec Mme. de Puisieux.

Quelque temps après l'Encyclopédie fut encore arrêtée. M. de Malesherbes prévint mon pere qu'il donnerait le lendemain ordre d'enlever ses papiers et ses cartons. — Ce que vous m'annoncez là me chagrine horriblement; jamais je n'aurai le temps de déménager tous mes manuscrits, et d'ailleurs il n'est pas facile de trouver en vingt-quatre heures des gens qui veuillent s'en charger et chez qui ils soient en sûreté. — Envoyez-les tous chez moi, lui repondit M. de Malesherbes, l'on ne viendra pas les y chercher.... — En effet mon pere envoya la moitié de son cabinet chez celui qui en ordonnait la visite.

Tout le temps qu'il a travaillé à cet Ouvrage, c'est à dire trente ans, il n'a joui, pour ainsi dire, d'aucun repos, il n'était jamais sûr la veille de pouvoir continuer le lendemain. Les Libraires le désespéraient. Il venait de publier un volume dont il avait revu toutes les épreuves, il a besoin de rechercher quelque chose, il trouve un article rogné, recousu et gâté; il ne sait comment cette faute a pu se commettre, il parcourt tout le volume et trouve toute sa besogne altérée. C'était une correction de la façon de le Breton; effrayé de la hardiesse de ses idées, il avait imaginé, pour en adoucir l'effet, d'ôter et de supprimer tout ce qui paraissait trop fort à la faiblesse de sa tête. Mon pere pensa en tomber malade, il cria, s'emporta, il voulait abandonner l'ouvrage, mais le temps, la bêtise, les ridicu-

les excuses de ce Libraire qui craignait la Bastille plus que la foudre parvinrent à le calmer, mais non à le consoler; jamais je ne l'ai entendu parler froidement à ce sujet, il était convaincu que le public savait comme lui ce qui manquait à chaque article, et l'impossibilité de réparer ce dommage lui donnait encore de l'humeur vingt ans après. Il exigea pourtant que l'on tirât un exemplaire pour lui avec des colonnes où tout était rétabli; cet exemplaire est en Russie avec sa bibliotheque.

L'abandon de M. d'Alembert au milieu de l'entreprise lui fit un chagrin amer. Qui le croirait! l'argent seul fut cause de sa retraite; j'ai vu dans des lettres très-intimes de mon pere tout le détail de ses allées et venues dans ce temps. M. d'Alembert voulait que son traitement fût plus considérable, les Libraires y consentirent; quelques mois après il voulut davantage, ils rechignerent, mais ils accorderent encore; quelques mois après il demanda de nouvelles augmentations, jamais mon pere ne put les y déterminer; et après avoir conjuré, supplié, demandé à son ami, juré, tourmenté les Libraires, il demeura seul chargé de la besogne. Cet événement ne diminua ni l'estime de mon pere pour la personne de M. d'Alembert, ni la justice qu'il rendait à ses rares talens, mais il s'éloigna de sa société; toutes les fois qu'ils se retrouvaient ils se traitaient comme s'ils ne se fussent jamais quittés, mais ils étoient quelquefois deux ans sans se voir.

Il avait un petit ouvrage tout prêt à publier intitulé la Promenade du Sceptique; un Ex-

empt nommé d'Hémery vient lui faire une visite et fouiller partout, il trouve le manuscrit, le met dans sa poche en disant: Voilà qui est bien, c'est cela que je cherche. Mon pere a fait depuis plusieurs démarches pour le rattraper, mais elles ont été infructueuses. Ce petit ouvrage avait passé de la bibliotheque de M. Berrier dans celle de M. de Lamoignon, ensuite chez M. Baujon; il est là ou perdu.

Il donna aux Français le Pere de Famille en 1758. Cette Piece dont il avait une haute opinion n'eut qu'un succès très-médiocre et tout au plus huit ou neuf représentations. Préville jouait le Pere de Famille, Mlle. Gaussin Sophie; ces deux Acteurs hors de leur genre devaient refroidir une Piece plus intéressante par la chaleur et la sensibilité qui y regnent que par les incidens. Cette chûte refroidit son goût pour le genre dramatique: excepté le Fils Naturel, il n'a fait aucun usage des plans dont il espérait s'occuper. Cet ouvrage a mieux réussi à sa reprise en 1769.; les Acteurs firent son succès comme ils avaient fait sa chûte.

Je ne connais point d'événemens depuis ce temps qui aient pu troubler la vie de mon pere d'une maniere pénible ou douloureuse. Il avait eu trois enfans et les avait perdus; le premier était mort en nourrice; son fils aîné fut emporté à cinq ans d'une fievre violente; le troisieme tomba des bras de la femme qui le portait sur les marches de l'église où on allait le baptiser. Ma mere fit voeu d'habiller de blanc et de consacrer le premier qu'el-

le mettrait au monde à la Ste. Vierge et à St. François; rien ne pourrait lui ôter de la tête que je dois mon existence à ce voeu. J'avais quatre ou cinq ans lorsque mon grand-pere, dont l'âge et la faible santé ne promettaient pas une longue vie, desira de voir avant sa mort sa bru et sa petite-fille; ma mere m'y conduisit. Pendant le trois mois que nous restâmes en Champagne mon pere se lia avec Mme. Voland, veuve d'un Financier, il prit pour sa fille une passion qui a duré jusqu'à la mort de l'un et de l'autre. Tout son temps était partagé entre son cabinet et cette société. Tous ses goûts étaient simples; sans luxe, sans dettes, sans affaires, sans ambition, il était persuadé que le plus grand bien que l'on puisse faire aux hommes est d'étendre leurs connaissances; les siennes appartenaient à tout le monde; il a beaucoup travaillé, cependant les trois quarts de sa vie ont été employés à secourir tous ceux qui avaient besoin de sa bourse, de ses talens et de ses demarches; j'ai vu son cabinet pendant vingt-cinq ans n'être autre chose qu'une boutique où les chalands se succédaient. Cette facilité avait souvent bien des inconvéniens; il eut quelques amis du mérite le plus rare, mais les hommes de génie connaissent trop bien le prix du temps pour le dérober à leurs semblables; sa porte ouverte à tous ceux qui frappaient amena chez lui des personnages qui auraient dû le dégoûter de se laisser ainsi dérober son repos et son travail.

Il recevait souvent un M. de Glénat; cet homme venait s'établir deux ou trois heures dans son cabinet, il avait toujours besoin de conseils sur des matieres de politique, et il aimait assez la métaphysique. M. de Sartine eut l'honnêteté de prévenir mon pere que c'était un Espion de Police.

Un matin arrive un jeune homme avec un manuscrit, il prie mon pere de vouloir bien le lire et de mettre ses observations en marge, c'était une satyre amere de sa personne et de ses ouvrages. Le jeune homme revient. Monsieur, lui dit mon pere, je ne vous connais point, je n'ai jamais pu vous désobliger; pourriez-vous m'apprendre le motif qui vous a déterminé à me faire lire une satyre pour la premiere fois de ma vie? Je jette ordinairement ces especes d'ouvrages dans mon seau. — Je n'ai pas de pain; j'ai espéré que vous me donneriez quelques écus pour ne pas l'imprimer. — Vous ne seriez pas le premier Auteur dont on paierait volontiers le silence, mais vous pouvez tirer un meilleur parti de cette rapsodie; le frere de M. le Duc d'Orléans est retiré à Ste. Genevieve, il est dévot, il me hait, dédiez-lui votre satyre, faites-la relier avec ses armes, portez lui cet ouvrage un matin, et vous en obtiendrez quelques secours. — Mais je ne connais point ce Prince, et l'épitre dédicatoire m'embarrasse. — Asséyez-vous là, et je vais vous la faire. . . — Mon pere écrit l'épitre, l'auteur l'emporte, va chez le Prince, en reçoit vingt-cinq louis, et revient quelques jours après

remercier mon pere qui lui conseilla doucement de prendre un genre de travail moins avilissant.

Il avait ramassé je ne sais où un M. Riviere, beau, jeune, éloquent, ayant le masque de la sensibilité, le don des larmes, pauvre, malheureux; le quart de tout cela aurait suffi pour intéresser mon pere; il l'aida dans quelques ouvrages, et plusieurs fois lui donna quelques louis. Le desir de rendre son sort plus doux l'engage à faire à cet homme plusieurs questions sur sa famille et le parti qu'il pourrait en tirer. — J'ai un frere ecclésiastique et fort riche, il pourrait me secourir, mais il me hait; dans ma jeunesse je lui ai fait quelques espiégleries, et dans l'âge mûr je l'ai empêché d'être Evêque. — Mais comment diable empêche-t-on un homme d'être Evêque? — Rien n'est plus simple; il prêcha un Carême devant le Roi, ses sermons étaient éloquens et hardis, la Cour en fut satisfaite, on devait le nommer au premier Evêché vacant; je fis cent plaisanteries sur ses talens et dis à tout venant que les sermons étaient de moi. — Mais cette conduite est fort ridicule; malgré cela votre frere peut être un homme de bien, je veux essayer de vous raccommoder, je le verrai demain, et si vous ne gâtez pas ma besogne avec de nouvelles frasques, nous en obtiendrons peut-être quelque chose. . . . — Mon pere s'habille, va chez l'Abbé, se fait annoncer, on le reçoit avec politesse. A peine a-t-il prononcé les premiers mots du sujet qui l'amene, que l'Abbé s'agite, ses yeux s'allument. Monsieur, dit-il à mon pere, un homme sage ne sollicite jamais, qu'il ne connaisse le sujet qu'il re-

commande. Connaissez-vous mon frere? — Je le crois, et il ne m'a celé aucun des motifs qu'il vous a donnés de vous plaindre de lui. — Il est impossible, Monsieur, qu'il ait osé vous dire ce que je vais vous raconter. . . . Alors il enfile un tissu de bassesses, de noirceurs, de scélératesses plus fortes les unes que les autres. Pendant son récit mon pere étourdi de ce torrent d'horreurs et d'infamies, regardait du coin de l'oeil l'endroit où il avait déposé sa canne et son chapeau, et méditait une prompte retraite; heureusement l'Abbé parla trop longtemps, mon pere reprit sa tranquillité et attendit avec patience la fin d'une narration aussi violente que longue. Enfin l'Abbé s'arrêta. — Je savais tout cela, Monsieur, et vous ne m'avez pas encore tout dit. — Juste ciel! Monsieur, et que pouvez-vous savoir de plus? — Vous ne m'avez pas dit qu'un soir, lorsque vous reveniez de Matines, vous l'aviez trouvé à votre porte, qu'il avoit tiré un poignard qu'il tenait caché sous son manteau, et qu'il avait voulu vous l'enfoncer dans la poitrine. — Si je ne vous ai pas dit cela, Monsieur, c'est que cela n'est pas vrai. — Alors mon pere se leve, s'approche de l'Abbé, lui prend le bras et lui dit: Eh bien, quand cette action serait vraie, il faudrait encore donner du pain à votre frere.... — Il ne faut qu'un mot pour ébranler l'ame la plus ferme, le premier mouvement donné rend tout le reste facile. Cet homme un peu étonné finit par être persuadé, et promit à mon pere de donner six cents livres de rente à son frere.

Celui-ci revient savoir le succès de la négociation. Monsieur, lui dit mon pere, vous m'avez trompé, vous n'êtes pas un homme vrai, vous avez fait cent actions abominables, mais je n'en ai pas moins réussi, et votre frere vous donnera de quoi vivre. Renoncez, s'il est possible, à un caractere aussi odieux, qui ferait le malheur de votre vie, le tourment de votre famille et la honte de vos amis. . . . Riviere fort content remercie mon pere et de ses services et de ses conseils, cause encore un quart d'heure et prend congé de lui; mon pere le reconduit. Quand ils sont sur l'escalier Riviere s'arrête et dit à mon pere: Monsieur Diderot, savez-vous l'Histoire naturelle? — Mais un peu; je distingue un aloës d'une laitue, et un pigeon d'un colibri. — Savez-vous l'histoire de Formicaléo? — Non. — C'est un petit insecte très-industrieux; il creuse dans la terre un trou en forme d'entonnoir, il le couvre à la surface avec un sable fin et léger, il y attire les insectes étourdis, il les prend, il les suce, puis il leur dit: Monsieur Diderot, j'ai l'honneur de vous souhaiter le bon jour . . . — Mon pere rit comme un fou de cette aventure. Quelque temps après il sort, un orage l'oblige d'entrer dans un Café, il y trouve Riviere; cet homme s'approche et lui demande comment il se porte. — Eloignez-vous, lui dit mon pere, vous êtes un homme si méchant et si corrompu que si vous aviez un pere riche, je ne le croirais pas en sûreté dans la même chambre avec vous. — Hélas! malheureusement, je n'ai point de pere riche. — Vous êtes un abominable homme. — Allons

donc, Philosophe, vous prenez tout au tragique. . . . —

M. le Duc de la Vrilliere avait eu un attachement assez long avec une femme qu'il avait délaissée et ensuite oubliée. Cette femme vendit les diamans et bijoux dont il lui avait fait présent, pour vivre, puis tous les meubles qui ne lui étaient pas absolument utiles, enfin ses vêtemens. Réduite à la plus affreuse misere, elle s'adressa au Duc, mais ce fut envain. Elle pensa qu'un style plus touchant en obtiendrait davantage, elle vint trouver mon pere; il consentit à lui faire toutes ses lettres. Dans l'une il la fesait ainsi s'exprimer:

„ Tant que j'ai pu vivre, Monseigneur, avec les dons de votre tendresse, je n'ai point sollicité les secours de votre pitié, mais de toute la passion que vous avez eue pour moi il ne me reste que votre portrait. Demain, si vous ne remédiez à ma misere, je serai obligée de le vendre pour avoir du pain.“

Cette maniere d'écrire parut nouvelle au Duc; un Chevalier de St. Louis vint la voir le lendemain, lui donna cinquante louis et la pria de lui confier le nom de son secrétaire, elle lui nomma mon pere. Pendant quelques années chaque lettre amena un secours plus ou moins considérable; enfin cette femme devint si infirme, si faible, qu'elle fut longtemps sans pouvoir arriver à la maison. Mon pere la croyait morte, lorsqu'il reçut une espece de mémoire effrayant par les details de ses

souffrances et de son affreuse misere. Elle desirait une place aux Incurables. Mon pere écrivit au Duc; voici un fragment de cette lettre:

„La malheureuse que vous avez si longtemps aimée est sur le point d'expirer dans un grenier. Je ne vous demande point, Monseigneur, de prolonger une existence que vous m'avez rendue si cruelle, je vous demande un lit aux Incurables où je puisse aller mourir. Si vous ne m'accordez pas cette retraite honteuse pour tous deux, je me ferai porter à l'hôpital, j'y expirerai avec vos lettres à la main, et c'est de ce lieu qu'elles vous seront renvoyées."

Elle eut un lit aux Incurables, où elle mourut.

C'est ainsi que mon pere employait son temps. Il fesait des épitres dédicatoires pour les Musiciens, j'en ai deux ou trois; il fesait un plan de comédie pour celui qui ne savait qu'écrire; il écrivait pour celui qui n'avait que le talent des plans; il fesait des préfaces, des discours, selon le besoin de l'Auteur qui s'adressait á lui. Un homme vint un jour le prier de lui écrire un Avis au Public pour de la Pomade qui fesait croitre les cheveux; il rit beaucoup, mais il écrivit sa notice. Cependant il ne travailla pas toujours pour le seul plaisir d'obliger. Il avait abandonné son petit revenu á ma mere, et il ne lui demandait que rarement de l'argent et de très-légeres sommes. Il était très-dissipateur, il aimait à jouer, jouait mal et perdait toujours; il aimait à prendre des voitures, il les oubliait aux portes, et il fallait payer une

journée de fiacre. Les femmes auxquelles il fut attaché lui ont causé des dépenses dont il ne voulait point instruire ma mere. Il ne se refusait pas un livre; il avait des fantaisies d'estampes, de pierres gravées, des miniatures, il donnait ces chiffons le lendemain du jour où il les avait achetés, mais il lui fallait un peu d'argent pour les payer; il travaillait donc pour des Corps, pour des Magistrats, pour ceux qui pouvaient lui donner le prix de sa besogne sans être gênés. Il a fait des Discours d'Avocats-Généraux, des Discours au Roi, des Remontrances de Parlement et diverses autres choses qui, disait-il, étaient payées trois fois plus qu'elles ne valaient. C'était avec les petites sommes qu'il recevait ainsi qu'il satisfesait à son goût pour donner et aux petites commodités de sa vie.

Ce fut, je crois, en 1763 qu'il eut le projet de vendre sa bibliotheque; il voulait avoir de quoi me marier ou placer sur ma tête, afin d'être tranquille sur mon sort. Le Pot d'Auteuil, Notaire, avait envie de l'acheter. Ce fut M. de Grimm qui lui fit connaître le Prince de Galitzin, alors Ambassadeur de Russie, et qui arrangea cette affaire. L'Impératrice acheta la bibliotheque quinze mille francs, la lui laissa, et lui fit une pension de mille francs pour en être le Bibliothécaire. Cette pension oubliée à dessein ne fut point payée pendant deux ans. Le Prince de Galitzin demanda à mon pere s'il la recevait exactement; il lui répondit qu'il n'y pensait pas, qu'il était trop heureux que sa Majesté Impériale eût bien voulu acheter sa boutique et lui laisser ses outils. Le Prince l'as-

sura que ce n'était pas sûrement l'intention de la Princesse, et qu'il se chargeait d'empêcher un oubli plus long; en effet mon pere reçut quelque temps après cinquante mille francs, afin que cela fût payé pour cinquante ans.

Il forma dans ce temps le projet d'aller en Russie remercier en personne sa Majesté Impériale. En attendant il fut le négociateur des conditions du voyage de Falconet; il admirait le talent de cet homme, mon pere ne pouvait se persuader que l'on pût avoir du génie et une ame dure et froide. Tant que Falconet put se persuader que mon pere n'abandonnerait jamais ses pénates et que la reconnaissance ne l'amenerait pas en Russie, il ne cessa de le persécuter pour y venir, de lui vanter son amitié, sa reconnaissance et le plaisir qu'il aurait de l'embrasser; mais quand mon pere eut pris le parti d'y aller et que M. de Nariskin eut consenti à l'y conduire, son arrivée les refroidit, et la suite de ce refroidissement fut une brouillerie. Mon pere partit le 10 de Mai 1773 et fut seul à la Haye. Il se lia dans la voiture publique avec un homme qui causait à son gré et qu'il pria de faire la dépense pour tous deux pendant la route. Il resta chez le Prince de Galitzin jusqu'au moment où M. de Nariskin l'emmena en Russie. Le Prince eut la bonté de lui proposer un logement chez lui; mon pere ne voulut jamais blesser à ce point l'amitié, il voulut descendre chez Falconet; il y arriva avec des douleurs d'entrailles causées par les eaux du climat où il n'était pas encore fait. Falconet le reçut assez froidement

et lui dit qu'il avait un très-grand chagrin de ne pouvoir le loger, mais que son fils arrivé depuis peu de jours occupait le lit qui lui était destiné. Mon pere ne pouvant se résoudre à chercher une auberge dans un pays dont il ne connaissait ni les moeurs ni les coutumes, demanda une plume et de l'encre, écrivit un billet au Prince de Narishin et le supplia de lui donner retraite, s'il le pouvait sans être trop incommodé. Le Prince l'envoya chercher en voiture et le garda chez lui jusqu'au moment de son départ. Tout ce qu'il m'a dit des bontés de cette famille pour lui, des soins, des procédés obligeans, des marques d'amitié et d'estime qu'il en a reçues ont rendu tous ceux qui portent ce nom l'objet de ma vénération et de ma plus tendre reconnaissance. La lettre que mon pere écrivit à ma mere sur la réception de Falconet est déchirante. Ils se virent pourtant assez souvent pendant le séjour de mon pere à Pétersbourg, mais l'ame du Philosophe était blessée pour jamais. Le monument de Falconet, son desir d'être un homme distingué en littérature firent naitre entre mon pere et lui quelques discussions légeres, mais qui suffirent pour séparer deux hommes qui n'avaient nulle envie de se revoir.

Ce chagrin fut amplement compensé par la joie extrême qu'il eut de trouver M. de Grimm en Russie. Il y séjourna quelques mois. N'ayant rien écrit sur son voyage, je n'ai pu qu'en attraper quelques détails soit par ces lettres, soit par ses conversations; les unes et les autres respiraient l'admiration et l'enthousiasme de l'Imperatrice. Il

eut l'honneur de voir et d'entendre presque tous les jours cette Princesse; mais il était si peu fait pour vivre à une Cour, qu'il a dû y faire un grand nombre de gaucheries. D'ailleurs le froid et les eaux de la Néva dérangerent prodigieusement sa santé; je suis convaincue que ce voyage a abrégé sa vie. Il n'avait jamais pensé qu'il fallût s'habiller d'une autre maniere dans un Palais que dans un grenier, il allait donc présenter ses respects à la Princesse vêtu de noir. Elle lui fit présent d'un vêtement de couleur superbement fourré et d'un manchon, elle lui demanda ce qui pouvait le rendre heureux. Il la supplia de lui donner une bagatelle qu'elle eût portée, et un homme qui pût le reconduire, car il était bien convaincu de son ineptie quand il était question de route et de soins. Sa Majesté Impériale lui donna une pierre gravée en bague, c'était son portrait, il estimait ce bijou plus que tous les trésors du monde; elle paya les frais de son voyage en venant, elle lui donna une voiture pour le ramener, et un homme très-aimable pour l'accompagner, appellé Bala. C'était une rude tâche que de conduire un être qui ne voulait s'arrêter ni pour dormir ni pour manger, il avait pris sa voiture pour une maison où il devait habiter depuis Pétersbourg jusqu'à la Haye. Il arriva chez le Prince de Galitzin, resta quelques mois avec lui, et revint à Paris les premiers jours d'Octobre 1774. Je fus au devant de lui avec ma mere, je le trouvai maigre et changé, mais toujours gai, sensible et bon. „Ma femme, dit-il à maman, compte mes nippes, tu n'auras point de

motifs de me gronder, je n'ai pas perdu un mouchoir...“ Au fond de la Russie il n'avait oublié personne. M. d'Angiviller lui avait demandé avant son départ des échantillons de marbres de Sibérie, il lui en rapporta une petite collection arrangée dans de petites cases avec un soin incroyable. M. Darcet avait desiré des mines, il en avait une caisse. Il revint le même, mais il avait perdu les jambes; un si longtemps en voiture, peut-être le germe de la maladie qui nous en a séparés lui avaient donné une oppression de poitrine sitôt qu'il marchait longtemps.

Depuis son retour il s'est occupé de divers petits ouvrages qu'il n'a point imprimés. Il s'était amusé à la Haye à réfuter l'Ouvrage d'Helvétius. Il fit deux petits romans, Jaques le Fataliste, la Religieuse et quelques petits contes, mais ce qui ruina, détruisit le reste de ses forces fut l'Essai sur les Regnes de Claude et de Néron, et une besogne dont il fut chargé par un de ses amis. Il avait tellement résolu de trouver Sénèque pur, juste, grand, digne de ses préceptes, qu'il n'est point de livres où ce Philosophe soit nommé qu'il n'ait lus. Il aurait desiré que l'ouvrage de son ami fût un modele d'éloquence, il travaillait quelquefois quatorze heures de suite, et ne négligeait aucune des lectures qui pouvaient l'instruire des sujets qu'il avait à traiter. Il commença alors à se plaindre tout à fait de sa santé, il trouvait sa tête usée, il disait qu'il n'avait plus d'idées, il était toujours las, c'était pour lui un travail de s'habiller, ses dents ne le fesaient point souffrir,

mais il les ôtait doucement comme on détache une épingle; il mangeait moins, il sortait moins; pendant trois ou quatre ans il a senti une destruction dont les étrangers ne pouvaient s'appercevoir, ayant toujours le même feu dans la conversation et la même douceur.

Le 19 Février 1784. il fut attaqué d'un violent crachement de sang. „Voilà qui est fini, me dit-il, il faut nous séparer; je suis fort, ce ne sera peutêtre pas dans deux jours, mais deux semaines, mais deux mois, un an....“ J'étais si accoutumée à le croire que je n'ai pas douté un instant de cette vérité, et pendant tout le temps de sa maladie je n'arrivais chez lui qu'en tremblant, et je n'en sortais qu'avec l'idée que je ne le reverrais plus. La nature du crachement de sang et son pouls annonçaient une fluxion de poitrine, il fut saigné trois fois en vingt-quatre heures: les accidens disparurent, il parut entrer en convalescence. Le huitieme jour de sa maladie il causait, sa tête se troubla, il fit une phrase à contre-sens, il s'en apperçut, la recommença et se trompa encore; alors il se leve: une apoplexie, me dit-il en se regardant dans une glace et en me fesant voir sa bouche qui tournait un peu et une main froide es sans mouvement; il passe dans sa chambre, se met sur son lit, embrasse ma mere, lui dit adieu, m'embrasse, me dit adieu, explique l'endroit où l'on trouverait quelques livres qui ne lui appartenaient pas, et cesse de parler. Lui seul avait sa tête, tout le monde l'avait perdue. Il était onze heures du soir, les Médecins, les Chirurgiens arri-

vent, ils ne pouvaient le déterminer à remuer de l'endroit où il s'était placé; ils nous donnaient la mort en nous répétant qu'ils avaient vu plusieurs fois des malades expirer dans cette position. Il faisait signe qu'il voulait être traquille, il nous entendait parfaitement. On parvint enfin à lui appliquer les vessicatoires au dos et aux deux jambes et à le déterminer à boire du petit-lait; les cantharides furent appliquées à minuit, à une heure du matin il se leva, vint s'asseoir dans son fauteuil, il prit huit grains d'émétique dans la nuit; comme on lui en donnait sans cesse et que ce remede le tourmentait, il disait doucement: Vous me faites vivre avec de bien mauvaises choses. Il passa ainsi trois jours et trois nuits, ayant un délire très-froid et très-raisonné; il dissertait sur les épitaphes gréques et latines et me les traduisait, il dissertait sur la tragédie, il se rappellait les beaux vers d'Horace, de Virgile et les récitait; il causait toute la nuit, demandait l'heure qu'il était, trouvait qu'il était temps de se coucher, se mettait tout habillé sur son lit et se relevait cinq minutes aprés. Le quatrieme jour cet état disparut avec le souvenir de ce qui s'était passé; deux vessicatoires se fermerent, il en resta un à la jambe droite ouvert et suppurant pendant deux mois. Sa santé paraissait rétablie, il causait avec ses amis aussi gaiement qu'à l'ordinaire, il avait beaucoup d'appétit et mangeait peutêtre un peu trop, il dormait, et desirait vivement la fin de ce vessicatoire pour sortir et se promener. Ce temps arriva, il sortit, se promena tous les jours pendant quelques mois,

il n'éprouvait aucune douleur aigüe, mais il était faible et languissant; enfin il s'apperçut, comme il l'avait prédit, que ses jambes étaient très-enflées. Il consulta M. Maloët; ce Médecin lui donna beaucoup de marques d'intérêt et de soins, mais il était convaincu de l'impossibilité de le guérir; il fit établir un cautere au bras et ordonna des jus d'herbes. L'enflure gagna les cuisses. Mon pere se rappella M. Bacher, si connu par son habileté et ses profondes connaissances sur l'hydropisie; M. Bacher arriva, mais trop tard, son remede aurait pu le préserver de cette maladie, mais il ne put détruire le germe. L'on applica les vessicatoires aux cuisses, elles rendirent un seau d'eau, et il fut soulagé; les pillules de Bacher emporterent l'enflure presque tout à fait, mais il fallut en faire sa nourriture, sitôt que l'on cessait le remede l'enflure fesait des progrès. Ce Médecin a prolongé sa vie, diminué ses souffrances, et a rendu ses derniers mois fort supportables par la tendre amitié qu'il lui témoignait et l'agrément de sa conversation. —

Le Curé de St. Sulpice apprit sa maladie et vint le voir. Mon pere le reçut à merveille, le loua de ses institutions sur la maniere d'assister les malheureux, et lui parla sans cesse des bonnes actions qu'il avait faites et de celles qui lui restaient à faire, il lui recommanda les indigens de son quartier, et le Curé les soulagea. Il venait visiter mon pere deux ou trois fois la semaine, mais ils

n'eurent ensemble aucune conversation particuliere, ainsi les matieres théologiques ne purent se traiter autrement que les autres, comme il convient aux gens du monde. Mon pere ne cherchait pas cette espece de sujet, mais il ne s'y refusait pas. Un jour qu'ils étaient d'accord sur plusieurs points de morale relatifs à l'humanité et aux bonnes oeuvres, le Curé se hazarda à faire entendre que s'il imprimait ces maximes et une petite rétractation de ses ouvrages, cela ferait un fort bel effet dans le monde. Je le crois, Monsieur le Curé, mais convenez que je ferais un impudent mensonge. Ma mere aurait donné sa vie pour que mon pere crût, mais elle aimait mieux mourir que de l'engager à faire une seule action qu'elle pût regarder comme un sacrilege. Persuadée que mon pere ne changerait jamais d'opinion, elle voulut lui éviter les persecutions, et jamais elle ne l'a laissé un seul instant tête à tête avec le Curé, nous le gardions l'une et l'autre.

Cependant mon pere desirait habiter la campagne; il fut s'établir à Seve chez M. Belle, son ami depuis quarante ans. Il est peu d'hommes qui consentent à être témoins d'une spectacle aussi douloureux et aussi pénible que celui de la fin prochaine d'un être qu'ils estiment et qu'ils aiment; celui-ci n'aurait pu faire pour son pere ce qu'il a fait pour le mien qu'il a gardé, soigné et veillé.

Mon pere habitait depuis trente ans un quatrieme étage, sa bibliotheque était au cinquieme.

Son Médecin avait déclaré non pas une fois mais cent qu'il périrait s'il continuait de monter. L'on déménagerait Versailles plus aisément que l'on n'eût fait consentir mon pere à changer d'habitation. M. de Grimm sollicita un logement de l'Impératrice, elle l'accorda, on lui donna un superbe appartement rue de Richelieu. Il desira quitter la campagne et venir l'habiter; il en a joui douze jours, il en était enchanté, ayant toujours logé dans un tandis, il se trouvait dans un Palais. Mais le corps s'affaiblissait chaque jour; la tête ne s'altérait pas, il était bien persuadé de sa fin prochaine, mais il n'en parlait plus, il ne voulait pas affliger des gens qu'il voyait plongés dans la douleur, il s'occupait de ce qui pouvait les distraire ou les tromper; il voulait arranger tous les jours quelques objets nouveaux, il fit placer ses estampes. La veille de sa mort on lui apporta un lit plus commode, les ouvriers se tourmentaient pour le placer; mes amis, leur dit-il, vous prenez là bien de la peine pour un meuble qui ne servira pas quatre jours. Il reçut le soir ses amis, la conversation s'engagea sur la Philosophie et les différentes routes pour arriver à cette science; le premier pas, dit-il, vers la Philosophie, c'est l'incrédulité. Ce mot est le dernier qu'il ait proféré devant moi; il était tard, je le quittai, j'espérais le revoir encore.

Il se leva le Samedi 30 Juillet 1784, il causa toute la matinée avec son gendre et son Médécin, il se fit raccommoder son vessicatoire dont il souffrait;

fruit; il se mit à table, mangea une soupe, du mouton bouilli et de la chicorée; il prit un abricot, ma mere voulut l'empêcher de manger ce fruit; mais quel diable de mal veux-tu que cela me fasse? Il le mangea, appuya son coude sur la table pour manger quelques cerises en compote, toussa légérement. Ma mere lui fit une question; comme il gardait le silence, elle leva la tête, le regarda, il n'était plus. Son enterrement n'a éprouvé que de légeres difficultés. Le Curé de St. Roch lui envoya un Prêtre pour le veiller, il mit plutôt de la pompe que de la simplicité dans cette affreuse cérémonie. Il a été inhumé dans la chapelle de la Vierge à St. Roch.

Mon pere croyait qu'il était sage d'ouvrir ceux qui n'existaient plus, il croyait cette opération utile aux vivans, il me l'avait plus d'une fois demandé, il l'a donc été. La tête était aussi parfaite, aussi bien conservée que celle d'un homme de vingt ans. Un des poumons était plein d'eau. Son coeur les deux tiers plus gros que celui des autres personnes. Il avait la vésicule du fiel entiérement seche, il n'y avait plus de matiere bilieuse, mais elle contenait vingt et une pierres dont la moindre était grosse comme une noisette. Ces détails existent par écrit, mais je n'ai pu me déterminer à lire cet horrible procès-verbal.

Ma mere a habité son nouveau logement jusqu'à l'instant où elle a pu en trouver un autre, et c'est encore un bienfait de l'impératrice qui lui paye une pension pour cet objet.

Mon grand-pere a eu quatre enfans. Une fille qui s'est faite Religieuse malgré sa famille, son Ordre permettait une fois l'année à ses parens de la voir. Mon pere y fut; elle lui parla avec tant de chaleur, d'enthousiasme et d'éloquence qu'il revint persuadé que sa tête était altérée; en effet elle est morte folle.

Une seconde fille pleine de bonté, de tendresse pour son pere qu'elle n'a jamais quitté, pour ses deux freres qu'elle chérissait également, mais d'une religion si austere, qu'elle n'a point connu de plus violent chagrin que la passion de son frere pour les Lettres, et qu'elle donnerait sa vie de bon coeur pour anéantir ses ouvrages.

Mon oncle a fait ainsi que mon pere ses études aux Jésuites. Violent, vif, plein de connaissances théologiques, il suit à la rigueur cette maxime de l'Apôtre: Hors l'Eglise point de salut. Il s'est brouillé avec mon pere parcequ'il n'était pas Chrétien, avec ma mere parcequ'elle était sa femme, il n'a jamais voulu me voir parceque j'étais sa fille, il n'a jamais voulu embrasser mes enfans parcequ'ils étaient ses petits-fils, et mon époux qu'il recevait avec bonté a trouvé sa porte fermée depuis que je suis devenue sa femme. Il a été attaché à M. de Montmorin, Evêque de Langres, pendant toute sa vie; il est Chanoine de la ville et jouit d'un Prieuré assez considerable pour lequel il a eu un procès que mon pere a arrangé avec des peines incroyables. Plus il est injuste, et plus je crains de le calomnier, il a toutes

les vertus qui tiennent du pere dont il est né, son revenu appartient aux pauvres, chaque hiver un magasin de bois, de bled, de chandelle, de beurre est ouvert à ses concitoyens, il habille les pauvres, éleve les enfans de ces malheureux; un logement simple, le vêtement de son état le plus rapé, quelques dîners à son Chapitre, voilà toute sa dépense, le reste est le patrimoine des indigens; mais il ne se permet das de donner un écu à un parent ou à un pénitent. Une femme qu'il confessait lui demandait quelques secours; choisissez, lui dit-il, ou le temporel ou le spirituel, je confesse ou je donne. Mon pere fit un voyage il y a quinze ans dans sa ville. Un Abbé Gauchat, objet des plaisanteries de Voltaire, tenta de rapprocher les deux freres. Mon pere fit toutes les avances, quoiqu'il fût son aîné; il demanda à son frere une promesse de ne plus écrire contre la Religion, mon pere s'y engagea par une lettre qu'il lui ecrivit; il exigea qu'elle fût imprimée et que mon pere y ajoutât une rétractation de tout ce qu'il avait pu écrire précédemment, mon pere refusa, et la négociation fut au diable. Après la mort de mon pere il fit demander ses papiers pour les jetter au feu, ils étaient en Russie avec sa bibliotheque. Cette réponse le calma un peu; mais il est toujours dans la crainte qu'ils ne renaissent, et sa vieillesse est troublée par cette idée. La seule marque d'amitié qu'il m'ait donnée est d'avoir dit la messe pendant un an pour l'ame de la fille que j'ai perdue, et la même attention pour mon pere.

En 1780, par une Délibération de la Ville, le Maire et quatre Echevins écriverent à mon pere pour lui demander son Portrait qu'ils voulaient payer, exigeant seulement qu'il donnât à l'Artiste le temps nécessaire. Mon pere répondit comme il le devait à ses compatriotes, il leur envoya son buste en bronze exécuté par M. Houdon. Il est placé dans la salle de l'Hôtel de Ville sur une petite armoire contenant l'Encyclopédie et ses ouvrages. Le jour où il fut posé ils donnerent un diner de corps, placerent le buste au bout de la table et burent à sa santé. Ces détails donnés par le Maire à mon pere lui ont fait passer des momens fort doux. La Ville envoya je ne sais quelle bagatelle à M. Houdon, qui de son côté répondit en envoyant à ces Messieurs des plâtres du buste dont ils avaient honoré le bronze. Mon oncle fut invité à ce repas fait pour donner une marque de considération à son frere, il refusa, mais quelque temps après, sous prétexte de voir quelque chose à l'Hôtel de Ville, il fut le voir.

L'Encyclopédie fut donnée à la Ville par M. de Verseilles, homme de qualité; voulant quitter cette Province, il fit donc de l'ouvrage d'un homme qu'il aimait et estimait.

Mon pere n'a jamais été possédé du Démon des Académies, cependant il s'est présenté, il y a quarante ans, à l'Académie Française; il fut agréé par ses membres et refusé par le Roi dont le mot fut: Il a trop d'ennemis. Il n'y a jamais pensé depuis.

Quelque temps avant sa mort il perdit Mlle. Voland, objet de sa tendresse depuis vingt ans. Il lui donna des larmes, mais il se consola par la certitude de ne pas lui survivre longtemps.

Je n'ai jamais vu les opinions de mon pere ni varier ni s'altérer, il ne s'en occupait même pas. Il disait qu'il fallait laisser une canne pour s'appuyer à ceux qui n'avaient point de jambes. Il fut cependant dévot pendant quatre ou cinq mois; dans le temps qu'il fesait ses études et qu'il voulait entrer aux Jésuites il jeûnait, portait un cilice et couchait sur la paille. Cette fantaisie vint un matin et disparut avec la même vitesse.

Je n'étais pas née lorsqu'il fit connaisance avec Jean-Jaques. Ils étaient liés lorsque mon pere fut enfermé à Vincennes; il donna à dîner à ma mere, et lui fit entendre que mon pere ferait sagement d'abandonner l'Encyclopédie à ceux qui voudraient s'en chager, et que cet ouvrage troublerait toujours son repos. Ma mere comprit que Rousseau desirait cette entreprise, et elle le prit en aversion. Le sujet réel de leur brouillerie est impossible à raconter, c'est un tripotage de société où le Diable n'entendrait rien. Tout ce que j'ai entrevu de clair dans cette histoire, c'est que mon pere a donné à Rousseau l'idée de son Discours sur les Arts qu'il a revu peutêtre corrigé; qu'il lui a prêté de l'argent plusieurs fois; que tout le temps qu'il a demeuré à Montmorency mon pere avait la constance d'aller une fois ou deux la semaine à pied pour dîner avec lui. Rous-

seau avait une maîtresse appellée Mlle. de Vasseur, depuis sa femme; cette maîtresse laissait mourir sa mere de faim; mon pere lui fesait une pension de cinquante écus, cet article était porté sur ses tablettes de dépense. Rousseau lui fit la lecture de l'Heloïse, cette lecture dura trois jours et presque trois nuits. Cette besogne finie, mon pere voulut consulter Rousseau sur un ouvrage dont il s'occupait; allons nous coucher, lui dit Jean-Jaques, il est tard, j'ai envie de dormir. Il y eut une tracasserie de société, mon pere s'y trouva fourré; il conseilla tout le monde pour le mieux, mais les gens qui tripotent ne font jamais usage des conseils que contre ceux qui les donnent. Le résultat de ce tracas fut une note de Rousseau dans la préface de sa Lettre sur les Spectacles tirée de l'Ecclésiaste; mon pere s'appliqua la note, et ces deux amis furent brouillés pour jamais. Ce qu'il y a de sûr, c'est que mon pere a rendu à Jean-Jaques des services de tout genre, qu'il n'en a reçu qne des marques d'ingratitude, et qu'ils se sont brouillés pour des vétilles. Au demeurant, si quelqu'un peut deviner quelque chose de ce grimoire, c'est M. de Grimm; s'il n'en sait rien, personne n'expliquera jamais cette affaire.

Les moeurs de mon pere ont toujours été bonnes, il n'a de sa vie aimé les femmes de spectacle ni les filles publiques. Il fut quelque temps amoureux de la Lionnais, Danseuse de l'Opera; un de ses amis demeurait vis-à-vis de cette fille, il la regardait par la fenêtre dans un moment où elle

s'habillait, elle mit ses bas, prit de la craie et effaça avec les taches de ces bas. Mon pere disait en me racontant cela: Chaque tache enlevée diminuait ma passion, et à la fin de sa toilette mon coeur fut aussi net que sa chaussure.

Il fut chargé de demander une Bourse à l'Archevêque de Paris M. de Beaumont pour le neveu d'un M. Damilaville avec qui il avait été lié. L'Archevêque le reçut fort bien, lui accorda la Bourse, mais il le garda longtemps. Mon pere voulait aller dîner avec sa maîtresse, il ne savait comment prendre congé; à la fin il se leve et dit à l'Archevêque: Monseigneur, je resterais ici jusqu'à demain, mais j'entends à votre porte les membres de votre Dieu qui murmurent contre moi. C'étaient les pauvres de l'Archevêque. Il fut obligé de lui écrire pour le remercier, et il lui disait: Non, Monseigneur, ce n'est pas pour Dieu que vous faites le bien; fussiez-vous Muphti à Constantinople, votre vêtement n'en serait pas moins percé par le coude... Et cet Archevêque si dévot ne se fâchait point.

Ausführliche Beurtheilung *)

der Sammlung deutſcher Gedichte des Mittelalters,

herausgegeben

durch von der Hagen und Büſching.

Von B. J. Docen.

I.

Die Wichtigkeit des durch die HH. von der Hagen und Büſching begonnenen Unternehmens, die noch ungedruckten altdeutſchen Gedichte der epiſchen Gattung

---

*) Die kurze Anzeige in der Jen. Allg. Lit. Zeit. 1812. Sept. N. 191., von demſelben Verf., iſt ein Aufſatz aus freier Hand; obige Beurtheilung dagegen, die dort ſchon angekündigt wurde, iſt die Arbeit mehrerer Jahre, deren Herausgabe dem Urheber faſt immer noch zu früh ſcheinen möchte, indem ſein einziger Wunſch und Ziel war, die im erſten Abſatz angedeutete Aufgabe der Kritik, in ihrer Beziehung auf deutſche Alterthumskunde, ſo vollſtändig und genügend zu loſen, als bei ſeinen beſchränkten Hülfsmitteln ihm dermalen möglich war. — Der Titel der Sammlung iſt: Deutſche Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen und Dr. Joh. Guſt. Büſching. Erſter Band, mit 4 Holzſchnitten. Berlin, Realſchulbuchhandlung, 1808. 4. S. 527.

nach einem eigenen Plan herauszugeben, läßt uns, bei dem immer mehr ſich verbreitenden Intereſſe für die poetiſche Literatur unſrer Vorfahren, mit Grunde erwarten, daß eine etwas ausführliche Anzeige der vorliegenden Sammlung dem gelehrten Publikum nicht unwillkommen ſeyn werde. Bedürfte es jedoch wegen dieſer Ausführlichkeit einer entſcheidenderen Rechtfertigung, ſo können wir auch dieſe, ohne alle Anmaßung, nachweiſen. So viele alte Gedichte nämlich auch ſeit Goldaſt herausgegeben worden: ſo hat doch keine einzige dieſer Ausgaben bis jetzt eine vollſtändige kritiſche Würdigung erfahren; eine ſolche konnte wohl an keinem andern Werke mit mehrerem Erfolg verſucht werden, als an der vorliegenden Sammlung, die nicht nur für ſich ſchon eine nähere Aufmerkſamkeit fodert, ſondern auch rückſichtlich der Behandlung mit Verbeſſerungen begann, die bei allen früheren Editionen wenigſtens nicht zur Sprache gebracht wurden. Der beſtimmte Zweck dieſer Recenſion wird daher ſeyn: nichts unberührt zu laſſen, was in einer nennenswerthen Beziehung mit gedachter Sammlung ſteht, damit an dem vorliegenden Bande die kritiſche Norm zu einer vollſtändigen Anſchauung gebracht werde, inſofern dieſes uns an und für ſich, und bei der nöthigen Einſchränkung, welche dieſe Blätter gebieten, möglich ſeyn wird. Hiedurch würden ſodann die Kriterien für alle künftigen, ſo wie für alle früheren Ausgaben von ſelbſt feſtgeſtellt werden, nicht um wiederholte Beurtheilungen von ſolchem Umfange zu veranlaßen, ſondern, im Gegentheil, um für andere Fälle eine ſolche Ausführlichkeit unnöthig, wenn nicht gar unſtatthaft

zu machen. (Letzteres trift natürlich nicht die historisch-literärischen Untersuchungen über die einzelnen Werke.) Diese Absicht halten wir für zweckmäßig, ihre genügende Ausfuhrung für verdienstlich, und bekennen, daß nur sie die Mühe uns überwinden ließ, welche die gegenwärtige Beurtheilung foderte. Und so wünschen wir aufrichtig, daß nur einigermaßen dieser Zweck von uns möge erreicht worden seyn, damit so viele Mühe und Arbeit nicht vergebens gewesen sey.

II. Wir beginnen unsre Anzeige mit folgender kurzen Rückerinnerung. Im Jahr 1782. unternahm C. H. Muller, Prof. in Berlin, die Herausgabe einer Reihe alter deutscher Gedichte des 12. 13. und 14. Jahrhunderts, hauptsächlich nach den von Bodmer ihm mitgetheilten Abschriften alter MSS. Derer, die dieses Unternehmen durch ihre Theilnahme unterstützten, waren anfangs Wenige; aber bald traten neben einer Anzahl Gelehrten und Universitäten (fast alle im nördlichen Deutschland) mehrere deutsche Fürsten und einige Reichsstädte hinzu, so daß im Jahr 1785. schon in zehn Abtheilungen fast eben so viele alte Gedichte von bedeutendem Inhalt und Umfang die Presse verlassen hatten. Die äußere Form hatte Empfehlendes genug, und wäre nur nicht alles übrige so recht dazu eingerichtet gewesen, jeder näheren Theilnahme des willigen Publicums entgegenzuarbeiten: so hätte nunmehr unter so gunstigen Auspicien des Herausgebers Hofnung in Erfullung gehen konnen: — „Sollte sich ein Liebhaber der alten Literatur finden, der sich in den südlichen Provinzen Deutschlands bei den Fürsten und Prä-

laten dieſer Gegenden für das Unternehmen verwenden wollte: (doch war der Beitrag des Churfurſten von Pfalzbaiern 80 Rthlr.) ſo dürfte ich der Hofnung Raum geben, binnen einem paar Jahren die alten Gedichte, die noch vorhanden ſind, (! als ob M. ſie gekannt hätte) alle vom Untergang retten zu können.„ Eine ſo glänzende Ausſicht (1783.) endete damit, daß der Beſorger am Schluß der zwei erſten Bände, nur noch auf einen (Conrad's v. Würzburg Trojaniſchen Krieg) ſich zu beſchränken für gut fand. Aber ihn, der allein ſo vieles zum Druck gefordert, hinderte ſein Gemüthszuſtand; keine Lieferung erfolgte mehr; bis 1795. Hr. E. J. Koch berichtetete: bis jetzt ſeyen 30 Bogen des III. Bandes abgedruckt, dieſen werde er noch in Jahresfriſt, verbunden mit einem Gloſſar über alle drei Bände, herausgeben.“ Allein weder dieſer III. Band, noch das Gloſſarium erfolgte, und ſeitdem iſt das Angefangene (die Bogen a-ſ und A-Z.) nur in Berlin zu erhalten; der Bogen Z. bricht mit V. 2545., bei dem erſten Kampf zwiſchen den Trojanern und eben gelandeten Griechen ab. Dieß Schickſal einer ungeachtet ihrer vielen Mängel ſo wichtigen und unentbehrlichen Sammlung ſchien mir beklagenswerth; ich konnte nicht umhin, Hrn. Koch ſeit 1804. wiederholt zur Vollendung wenigſtens des III. Bandes aufzufordern: der Trojaniſche Krieg möchte noch bis zu einer bequemen Pauſe fortgeführt werden, dieſem ſodann, wozu ich ſelbſt meinen Beitritt anbot, ein paar andre erzählende Gedichte folgen; zu einem Handgloſſarium über die alten Dichter müſſe gewiſſe Hofnung gegeben werden u. ſ. w. Aehnliche

Vorstellungen wurden sodann an den Erneuerer des Liedes der Nibelungen gerichtet; bleibt nun aber auch die gewünschte Fortsetzung sehr problematisch, so ist doch seitdem für den Hauptgesichtspunkt, die Bekanntmachung vorzüglicher erzählender Gedichte des Alterthums, auf eine andere Weiße gesorgt worden. Im Nov. 1807. zeigte von der Hagen und Büsching, ebenfals in Berlin, wie sie zur Herausgabe einer Sammlung altdeutscher Gedichte sich verbunden, die sich zwar, wie dem Hauptzwecke nach, so auch in manchem Aeußern, an die Müller'sche anschließen möge, aber zugleich, aufs neue anhebend und mit manchen erforderlichen Veränderungen, für sich bestehend seyn solle. Zugleich wurden die bei der Herausgabe zu befolgenden Grundsätze berührt und eine Uebersicht der zum Abdruck schon vorräthigen Werke gegeben. Späterhin erwähnte man der Herausgabe eines Handwörterbuchs über die alte Sprache in Verbindung mit einem dritten, und bestimmte den Inhalt des ersten Bandes, wie er izt wirklich vor uns liegt. So also eroffnete sich nun die erfreuliche Aussicht, daß durch zwei thätige Gelehrte, was seit Goldast so Manche versucht hatten, nach einem bestimmten Plan, und in einer angemessenen literärischen Behandlung sollte fortgeführt werden, in einem Zeitpunkt, wo man seit jener ersten Sammlung das Ganze der ältern deutschen Literatur bei weitem mehr hatte kennen gelernt, und bei einem zu hoffenden glänzenden Erfolg von Seiten der nöthigen Unterstützung, wenn nicht die verheerenden Zeitläufe großere Einschränkung und nähere Aufmerksamkeit auf viel andere Dinge geboten hätten.

III. Bevor wir nun von dem Inhalt, den Vorzügen und Mängeln dieser Sammlung reden, wollen wir eine Uebersicht der früheren Versuche zur Anerkennung und Erhaltung der älteren Poesie durch Herausgabe einzelner oder zu einer Sammlung vereinter Gedichte voranstellen, indem wir hiedurch dem Leser den zweckmäßigsten Uebergang zu bereiten glauben. Nur erwarte man keine chronologische Aufzählung aller solcher Ausgaben, denn um die Literatur dieses Fachs ist es hier gar nicht zu thun. Die Ansicht, welche unserm Ueberblick, wie allem Folgenden, zum Grunde liegt, darf hier nur angedeutet werden; eine nähere Discussion kann bei andrer Gelegenheit folgen.

Die Herausgabe eines altdeutschen Gedichts wird durch fast alle jene Erfordernisse bedingt, welche bei der Darstellung des Textes eines griechischen oder römischen Auctors von Seiten der exegetischen und kritischen Einsicht nun unter uns, seitdem man in Italien die Werke der Alten durch den Druck bekannt machte, anerkannt und befolgt werden. Von einem Denkmale des deutschen Alterthums, was Jemand nicht in allen seinen Theilen versteht, wird er nie eine genügende Ausgabe zu liefern vermögend seyn — denn hier so wenig, wie bei den Alten, giebt es auch nur Eine Handschrift, die wir als den zuverläßigen Original-Text enthaltend anerkennen könnten; — hiezu wird die vielseitigste Kenntniß der Sprache und des Inhalts erfordert, welche zugleich das richtige Verstehen des eigenthümlichen Geistes und der Sitten jener Zeit einschließt; eine solche Einsicht ist die philologische im engeren Sinne, die aber noch ungenügend und unvoll-

kommen zu nennen, wenn sie nicht durch die ganze Alterthumskunde überall ihre Anwendung, und das Vermögen, den Sinn nach seinen weniger erkannten Beziehungen aufzuhellen, erlangt hat. Für den Herausgeber und Leser sind diese Kenntnisse das nächste Requisit; jenem aber eignet außerdem noch das kritische Vermögen, den in den Handschriften verderbten oder schwankenden Text rücksichtlich seiner inneren Richtigkeit und seiner äußeren Harmosis — denn es ist ja von Gedichten die Rede — so viel möglich dem übereinstimmend zu bilden, der von dem Urheber ausgieng; die Möglichkeit, solches zu leisten, beruht auf das allgemeine Verhältniß der noch vorhandenen Copien, (unter denen einige durch die unzweifelhafte nahe Uebereinstimmung mit dem Original vorzügliche Befriedigung gewähren), sodann auf das Axiom, daß jeder Dichter, von dem das Gegentheil nicht zu beweisen ist, seine Werke unentstellt sowohl von Seiten der grammatischen und orthographischen Richtigkeit als der poetischen Form aufgezeichnet habe. Es leuchtet von selbst ein, daß jene Ausübung der Kritik einen ungleich größeren Fonds an Sprach- und Alterthumskenntnissen fodere; doch das Wissen wäre hier unwürksam, ohne durch einen hohen Grad von Scharfsinn, Divinationsgabe, und das feinste Gefühl des Passenden belebt zu seyn; kurz, es tritt hier ein Wechselspiel der mannigfaltigsten Seelenkräfte ein, so, daß es erlaubt wäre, die Kritik die gebildetste unter allen Künsten zu nennen. Die Erfordernisse einer befriedigenden Edition jedes alten Gedichts wären hiemit umgränzt; was der Herausgeber noch sonst hinzufügt, literärische

Einleitungen, Anmerkungen, Gloſſar u. dgl. kommt dem Werke nebenher zu gute; dem Hauptgeſichtspunkt liegt es zur Seite. Daß aber eine Edition unternommen werde, ſetzt natürlich voraus, daß das Gedicht als ſolches, oder doch durch namhaften hiſtoriſchen Werth, die öffentliche Bekanntmachung verdiene.

Nach den hier aufgeſtellten Grundſätzen iſt freilich noch kein Denkmal des deutſchen Alterthums herausgegeben worden. Jene, die die alten Werke mit ſo leichter Mühe, wie jedes gänge Buch der Leihbibliotheken, leſen möchten, und daher gegen allen Aufwand von Gelehrſamkeit und kritiſcher Behandlung eine beſondere Abneigung hegen, ſollten bedenken, daß doch grade ſie der Kritik und den Kenntniſſen, die ſie vorausſetzt, die größte Verbindlichkeit ſchuldig wären. Würde wol bei einer bekannten Sammlung alter Lieder der Genuß der Leſenden ſo oft durch das Unangenehme des Nichtverſtehens geſtört, oder durch gedankenloſes Hinwegleſen geſchwächt ſeyn, wenn ſie mit nur etwas mehr Kritik wäre unternommen worden? Aber freilich hat es hier zwei Abwege, die von jeher der ächten Kritik nachtheilig waren, und die in der Litteratur, von der hier die Rede iſt, am meiſten befremden müßten; einmal das Ankleben einer zum Ueberdruß geſchäftigen Gelehrſamkeit durch nichts entſcheidende Parallelſtellen, ſodann eine kleine Pünktelei in Dingen, die höchſtens das Auge des Kritikers bemerken darf, die er aber wohl ſich hüten wird, vor dem Publikum zur Sprache zu bringen.

IV. Wär' es vergönnt, bei der folgenden Ueberſicht länger zu verweilen, ſo würde es völlig klar ſeyn, auf welchem Platz wir, nach ſo manchen früheren Verſuchen, die neueſte Sammlung antreffen, deren Vorzüge und Mängel nur ſo gründlich erkannt werden mögen. Der erſte Herausgeber, der hier zu nennen, iſt Goldaſt; aus der Sammlung der Manezze edirte er 1603. einige didactiſche Gedichte; beibehalten ſind die originalen Diphthonge, auch die Bilder; die Strophen gezählt, die Redenden genannt, Interpunktion hinzugethan, (doch ungleich behandelt, wie in einer neueren Sammlung), philologiſche und antiquariſche Anmerkungen, vorzüglich aus den Minneſingern und 5 - 6 alten epiſchen Werken gewählt, ſind angehängt; ſämmtlich Eigenſchaften, wogegen ſich Bodmers Ausgabe aller Maneſſiſchen Dichter, 150 Jahre ſpäter, durchaus negativ verhält! Schilter kündigt 1698. ſeinen Theſaurus an; bei ihm mehr guter Wille, als philologiſche und kritiſche Bildung; dieſe in deſto höherem Grade bei J. G. Scherz, der nur übel that, die Rolle des gewandten Verbeſſerers nicht im Text, ſondern blos in den Anmerkungen zu ſpielen. Von ihm allein iſt Striker's Carl der Große in jenem Theſaurus beſorgt; hier und beim Otfrid fühlt man, was ohne die „συλληρομαχία Typographorum", derenhalber er den Bonerius in akademiſchen Diſſertationen edirte, von dieſem trefflichen Mann zu erwarten geweſen wäre. Mit Vorbeigehung Leibnitz'ens, Eccard's und Menken's, führen wir blos die Edition der Chronik Ottokar's durch Hier. Pez 1745. an; verſtändige

bige Einleitung, ſorgfältige Interpunction, Fehler der Handſchrift unten berichtigt, von S. 593. an die Rubriken von Pez ſupplirt, zu Ende ein treffliches Gloſſarium, der Index nicht ſo befriedigend. Bis hieher die Behandlung immer lateiniſch. Erſt 1748. ſuchten Bodmer und Breitinger, eine Zeitlang die Beweger der deutſchen äſthetiſchen Kritik, durch die Proben der alten ſchwäbiſchen Dichter ein allgemeineres Intereſſe für die frühere Poeſie zu erwecken; alles iſt hier beifallswürdig, bis auf die Hauptſache; in der Art der Herausgabe wurde alles verfehlt: keine Interpunktion, keine richtige Versabtheilung, keine Unterſcheidung der einzelnen Lieder, keine Zählung der Strophen u. ſ. f. Doppelt ſündigte Bodmer nachher an Chriemhilden Rache 1757., die weiland Theorien über das poëmo épiquo konnten ihn ſo ſehr verblenden, daß er die erſte Hälfte des tragiſchen Liedes der Nibelungen, als Fehler des Ganzen! unterdrückte; der Vers wurde in zwei Hälften zerſchnitten, von einer Strophenabtheilung iſt keine Spur, um ſo unbegreiflicher, da Bodmer ſelbſt Poet war. Von dem zweckwidrigen Iſoliren der erklärenden Anmerkungen wollen wir nicht weiter reden. Am meiſten haben die Schweizer ihren ſonſtigen Verdienſten durch die ganz verfehlte Ausgabe der Minneſinger, 1758., geſchadet; außerdem, daß alle Fehler, die an den Proben gerügt wurden, ſich hier wiederholten, und für die Erklärung dieſer Gedichte, oder was ſonſt eine Edition der Art ziert, gar nichts gethan wurde, hat Fr. Raßmanns Vergleichung mit

dem Original gegenwärtig noch schlimmere Seiten aufgedeckt; der Abdruck ist weder zuverläßig noch vollständig; ganze Lieder und, was noch ärger, einzelne Strophen der Gedichte hat man, ohne einige Nachweisung darüber zu geben, unterdrückt, und so läßt sich nicht einmal mehr sagen, was sonst unsre Ansicht war, man habe bei dieser Ausgabe nur die Masse der Verse im Auge gehabt; denn die Frage, ob alle diese Reime gedruckt zu werden verdient hätten, getrauen wir uns keineswegs zu bejahen. Nach diesem mißrathenen Unternehmen, womit Bodmer seine Laufbahn als Herausgeber schloß, erfolgte ein langer Stillstand; auch wurde beynahe alles Folgende unverständig angefangen und ausgeführt. Schutz edirt 1779. in 2. Banden einen Theil der Rudolfschen Weltkronik, der aus doppeltem Grunde nie hätte gedruckt werden sollen; Casparson kommt 1781. auf den Einfall, Eschenbach's und Turlin's Wilhelm den Heiligen mit ungemeiner typographischer Pracht zu ediren, die um so übler steht, da das Geleistete unter aller Kritik ist. Nicht kundig der Sprache verstand er nicht einmal die Handschrift zu lesen; diese ist unangenehm provinzialisirt, auch sonst nicht sonderlich richtig; der Mangel an Interpunction vollendet die Schwierigkeit, sich durch einen solchen Text durchzuarbeiten. Muller's 1782. angefangene Sammlung werden wir gleich nachher ausführlicher beurtheilen. In der Ausgabe des Iwain 1786. hat Michaelis durch den philologischen Apparat rühmlich seine Sprachkenntnisse bewiesen, auch gibt er zum Ueberfluß das Gedicht gegenüber in Prosa aufgelöst; aber die Hand-

ſchrift ſelbſt iſt ohne Werth. Oetter's Ausgabe von Wernher's Gedicht auf Maria 1802. empfiehlt ſich dur die treffliche Handſchrift und den correcten Druck; die Worterklärungen ſind nicht immer richtig; doch der Herausgeber ladet ſelbſt zu Verbeſſerungen ein; den Mangel der Interpunction wird der nur etwas Geübte nicht empfinden. Nebenher wollen wir nun noch einiger in Gräter's Bragur abgedruckter Erzählungen erwähnen, die man mit den ſämmtlichen Abbreviaturen der Herausgabe wiederzugeben verſuchte, wodurch denn natürlich, wegen des Unvermögens der gangbaren Typen, der Abdruck höchſt verwirrt erſcheint.

5. So alſo bietet dieſes ganze Fach, ſeitdem man die Ausgaben deutſch behandelte, einen ſehr unbefriedigenden Anblick dar, wobei zu bedauern, daß von den Fähigeren, J. G. Eccard, Leſſing, Oberlin und Eſchenburg, ſo wenig geleiſtet wurde; namentlich zeugen Hrn. Eſchenburg's Denkmäler 1799. eben ſo ſehr von dem geſchickten Literator, als einer verſtändigen Behandlung. Gleichwohl ſtoßen wir in der Summe deſſen, was ſeit Goldaſt gethan worden, auf kein einziges ausgeſprochenes kritiſches Motif, eine gelegentliche Aeuſſerung von Leſſing ausgenommen. Die Schweizer gaben nämlich 1757. die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger heraus; unten die Varianten zwei andrer MSS, angehängt ein Gloſſarium; in beiden nimmt ſich das Lateiniſche ſehr fremdartig aus, aber Bodmer ſagt ja ſelbſt, „er habe eine ſolche Sorge an dieſe Fabeln gewendet, derer man ſonſt nur die Codices von griechiſcher und römiſcher Litera-

tur würdiget." Diese Fabeln sind durch Lessing's Diatriben berühmt geworden, die wegen eines darin enthaltenen kritischen Mißverstandes hier zu erwähnen sind. Völlig mißkennend, daß Bodmer's Handschrift einen so vorzüglichen Text enthält, daß die Herausgeber fast alle unterlegten Varianten als ein lästiges Material besser ganz bei Seite gelassen hätten, meint Lessing: es würde gut seyn, aus allen vorhandenen MSS. einen eigenen Text zu bilden, und dabei die neuern Wolfenbutteler vorzüglich zu berücksichtigen, deren Schreibform mit der unsrigen übereinstimmender und also verständlicher sey. Diesemnach müßte man mit den heutigen Griechen einverstanden seyn, wenn es ihnen einfiel, die Jonischen und Dorischen Sänger rücksichtlich der Sprach- und Schreibformen zu dem Zeitalter der Plutarche und Luciane herabzuziehen. Wir haben dieß Mißverständniß früher berührt, und hofften Nachfolger zu finden, als wir grade das Gegentheil einer solchen Ansicht in Anwendung brachten, durch die spätere Aussprache adulterirte Copien in den älteren Sprachcharakter zurückbildend. —

VI. Wir kehren nun zu der wichtigen Müller. Sammlung zurück, doch nicht, um sie isolirt zu betrachten, da sie so willkommene Gelegenheit darbietet, durch Gegeneinanderhaltung mit der neu-erschienenen, diese im Voraus schon von mancher Seite kennen zu lernen. Gleich der erste Anblick zeigt eine Verschiedenheit; wie alle vorhin genannten Ausgaben, bis auf die beyden Chroniken, ist die Müll. Sammlung mit lateinischen Lettern, die neue aber mit deutschen Unger'schen gedruckt. Die Originalschrift des 13. u. 14.

Jahrhunderts liegt zwiſchen beiden mitten inne, im Ganzen ſich jedoch mehr dem latein. Typus nähernd; ihr ſind die langen ſ, f, z, das entſtellte deutſche S u. ſ. f. fremd; ſo lange man daher nicht die alterthümlichen Lettern gebraucht, möchten die Lateiniſchen den Vorzug verdienen. Man iſt ihrer hier ſchon gewohnt, und wirklich geben die deutſchen Buchſtaben den Gedichten ein zu modernes Anſehen; indeſſen, bei correctem Druck und der Eleganz der Unger'ſchen Typen möchte die Sache ziemlich indifferent angeſehen werden. Auf Raumerſparung wurde bei der neuen Sammlung nicht ſonderlich Rückſicht genommen, ſie hat nur zwei Columnen, wo doch die frühere bei engerer Breite des Satzes deren drei hat; dadurch ſind die Zahlen der Verſe überaus weit von den entſprechenden Zahlen gerückt, welches wir bei den nachfolgenden Citationen ſehr unbequem empfunden haben, und nur für dieſen Zweck zählt man ja die Verſe. Wir können jene Freigebigkeit mit dem leeren Raume nicht loben, wenn wir bedenken, daß bei drei Columnen der vorliegende Band bei gleicher Seitenzahl noch ein größeres Gedicht, den Wigoleis z. B., hätte enthalten können.

VII. Beider Sammlungen Zweck war, genaue Copien der jedesmaligen Handſchriften zu liefern; es frägt ſich, wie dieſer beiderſeits erreicht worden? Soll der Abdruck in ſolchem Sinne richtig ſeyn, ſo kommt es erſtens darauf an (ſo ſonderbar das auch klingt), ob die Herausgeber die Handſchrift zu leſen verſtanden. Müller hatte, bis auf Flore, nur Andrer Abſchriften vor ſich, und mit denen ſah es oft ſehr ſchlecht aus; ein Gedicht erhält den Namen

Twein, weil J für T geleſen wurde; der Fortſezer des Triſtan heißt Heinrich von Vribert, ſtatt Vribere, welches der Reim auf were (dafür ſteht wert, ohne Sinn) iſt, daher der Name ſo oft entſtellt wiederholt wird; der Abſchreiber, der i und e nicht unterſchied, konnte nicht zur Rechenſchaft gezogen werden, wohl aber der Herausgeber; gleich der 2te Vers jenes Triſtan: „wo ſinnic ſaz, wo vundic ſinn?“ (wo nun ſinnige Zuſammenfügung der Rede, wo fundiger, erfindungsreicher Sinn?) iſt in folgende einmeriſche Dunkelheit gehüllt: „wo ſin nit ſaz, wo vundit ſin.“ S. 6. ſchränkt die ſchöne Jungfrau ihre blanken Arme kreuzweis über einander; dieſes „cruce - wis“ iſt in ein ſinnloſes krute wis umgeſtaltet. Aus hundert Fällen der Art iſt klar, daß es nicht Mullers Verdienſt iſt, wenn z. B. der Parcifal aus einer treflichen Handſchrift hier ohne ſolche Entſtellungen erſcheint; ſeine eigne Copie des Flore kann hier Beweis ſeyn; S. 51. ſteht „diſer ſtein iſt der drigen“ ſt. dugen (t), es iſt der Reim auf mugen, deſto unverzeihlicher. S. 53. ſteht an ſyme herren ſtatt herzen. In den Wörtern zu, müter (ſing.), güt, müt, dgl. wird das überſchriebene e wohl nur das nachläßig geformte o ſeyn. Was die jezigen Herausgeber von dieſer Seite leiſteten, wird ſich unten finden. Es frägt ſich, zweitens, ob bei dem Druck genugende Correctur angewandt worden, daß alles dem Original entſpreche. Bei Muller ſcheinen die Druckfehler zahllos zu ſeyn, vorzüglich im II. Bande; dieſe Fehler ſind nirgends angezeigt; es iſt daher nothwendig, daß das ganze Werk von Andern, die

Gelegenheit hiezu haben, mit den Originalen verglichen werde, damit die bemerkten Fehler öffentlich bekannt gemacht werden, zu welchem Behuf (nicht aber um mit allerlei sonstigen Varianten uns zu belästigen) auch sehr gut andere Manuscripte zu Rath gezogen werden sollten. — Zur Probe will ich nur die Seite 145. der Gedichte Alexander's durchgehen: vurſneit, die Handschrift vürſneit (man bemerke, daß alle û in dieser Anzeige für u mit dem überschriebenen kleinen „ gesetzt sind), iriage l. iage, nach daz ich klage fehlt alle tage, welches unrichtig sich in den folgenden 4ten Vers verirrte, ſchulgeverte l. ſchiltgeverte, walande l. wol vnde, tzuche l. tzuge, ewa l. ewa (?), aude l. vnde, wert l. wirt, let l. get, nach ſin velt iſt rot fehlt „ſwa man durch die vrouwen kompt in die not;" sonst steht zumal u statt û. Die neue Sammlung dagegen empfiehlt sich von Seiten des correcten Drucks vorzüglich, auch die kleinsten Versehen sind notirt. — Nach diesen beiden Bedingungen kann noch folgendes hier erwähnt werden: bei Müller sind selbst die Punkte hinter jedem Verse wiedergegeben, im III. Bande ließ man sie weg, wie sie denn auch in einigen sehr guten alten MSS. ganz fehlen. Die originären Diphthonge aber wiederzugeben, daran wurde nicht gedacht; die neue Sammlung stellt sie genau dar, sogar å, ô, û wurden an die Stelle von Unger's ä, ö, ü zurückgerufen, als ob diese nicht ganz dasselbe wären; so etwas möchten wir nicht erinnern, aber zum Wigamur, wo å und ä wechselt, wird in den Bemerkungen gesagt: es sey undeutlich, ob in einem Worte å oder ä zu lesen sey! — Wenn

endlich bei Müller oft einzelne Verse und Wörter im Abdruck ganz fehlen, und wohl eine Form widerrechtlich geändert erscheint, so ist man deſſenhalb bei der neuen Sammlung aller Gefahr überhoben. — Es frägt ſich ferner, ob dieſe Gedichte in der gehörigen Form abgedruckt worden? Man ſieht die Werke der altdeutſchen Poeſie zu wenig, als unſerer lebenden Literatur angehörend, an; daher mögen die Ausgaben in gr. 4. zu erklären ſeyn. — Wie ungeſchickt man in der Müllerſchen Sammlung viele Dichter des ſogenannten Meiſtergeſangbuchs, um die lezten Blätter der Hauptwerke auszufüllen, zertheilt hat, fällt in die Augen; im Parcifal ſind anfänglich die Abſätze mit großen Initialen markirt, nachher nicht; ſo ohne Conſequenz verfuhr man auch, da bei einigen Gedichten die Verſe mit kleinen Buchſtaben anfangen; in dem Trojaniſchen Kriege hat man noch unleidlicher die Bezeichnung der Abſätze ganz vernachläßigt; lauter Fehler, welche die Aufmerkſamkeit der gegenwärtigen Herausgeber nicht dulden würde.

VII. Rückſichtlich der nächſten Hülfsmittel zum leichteren Verſtehen dieſer Werke, führten die lezteren Interpunction ein, die ſonſt wol erläßlich, aber bei ſchwierigen Stellen und in der Mitte der Zeilen von großem Nuzen iſt; nur, wie wir ſehen werden, iſt ſie nicht immer richtig, bei kleineren Theilen auch wohl unſchicklich angebracht, z. B. im Georg: „daß vil manges ampe vil lude: waffen! ſchrie," kömmt grade heraus, wie wenn man ſchrieb: daß Manche: Weh! klagte. Die Diaſtizis muß hier überhaupt ſehr einfach behandelt werden, beſonders haben die Parentheſen — —,

wo nur Kommata ſtehen ſollten, ein zu modernes Anſehen; ſie wären nur bei Apoſiopeſen duldbar. Man hat ſich's hier ferner zum Geſetz gemacht, zwei Wörter, die wir als eines ſchreiben, zu verbinden. In Abſicht der untrennbaren Vorſylben ſollte dieſes freylich immer geſchehen, aber gegen anderweitige Contrahirungen wäre manches einzuwenden, eben weil den Alten ſo viele vo. uns verbundene Wörter als zwei oder drei klangen (dergl. Iſolirungen finden ſich in den älteſten HSS. am häufigſten), z. B. al zu hant (continuo), unrichtig im Hg. Ernſt altzu hant; hiejnne ſollte hie inne ſeyn; bei vielen Formen der Art aber würde das Hyphen den Vorzug verdienen, z. B. di-namen, in-zit, mit-alle (continuo). Auch mangelt es hier an Gleichförmigkeit, im Georg ſteht mynthalter, (-halber), nachher myn halb (das beſte das Hyphen, wenn nicht ſchon n und h durch t coaguliren), im Hg. Ernſt obir al, freuden rich, vol ſagen, nommer mere, aller hande, umb ſuſt, nicht dem gewählten Grundſatz gemäß; dagegen ſteht hier daroben, fatgehant, hinvor, tzuſampne, zu gliicherwiſe; im Wigamur anderwaidt (ander-weit, altera vice) furhanden nemen, dgl. Im Rother: der zuelfboden ſiuene; bedeutet dieß Wort, wie hier, die Apoſteln, ſo muß es immer die Zwolfboten heißen; die beiden zwolfboten, lautet gerade, wie „die vier heiligen Dreifönige"; das Gegentheil hievon iſt, was im Georg vorkommt: der Engelfurſte Michahel, unrichtig ſtatt der Engel furſte Mich., der Artikel iſt hier der Genit. Pl. Vorzüglich wäre das Hyphen für die Negations-Partikel en-, die ſtets dem Verbum voran-

ſteht, zu empfehlen, z. B. im Hg. Ernſt: „das ich mich nicht entruge," beſſer en-truge; V. 611. ſteht dagegen „ich en torſt"; eben dieß gilt für die zweite Form ne, die im Rother auf jeder Seite iſolirt vorkommt. Vielleicht ſollte man dieſes Hyphen auch bei der Synalöphe in Anwendung bringen, alſo nicht (im Hg. Ernſt.) een beſſers, ſondern er-n beſſers, oder er'n beſſers; aber wie wollten wir dann nach dieſem Maßſtabe unſer: zum, zur, und das alte zen (zu den) ſchreiben! —

IX. Das geringſte, was wir von einem Herausgeber fordern dürfen, iſt die Bemerkung der fehlenden Verſe. Bei Müller gibt es kaum ein Gedicht, worin nicht ſolche Lücken ſich fänden; allein Anzeige darüber erhält man faſt nur im Troj. Kriege; gleichwohl fanden wir grade hier eine vielleicht noch größere Zahl von Stellen, bei denen die Lücke nicht notirt wurde. Die neue Sammlung zeichnet, wie recht iſt, dieſe kleinern Defecte durch eine punktirte Zeile aus, größere Lücken durch Aſteriſken; beſſer wär' es, hiebei auf der Stelle zu ſagen, wie viel Blätter grad mangeln, ſo hat man gleich einen Maßſtab, wie weit die Erzählung möge fortgerückt ſeyn. — Ein Mittel, das Verſtändniß und Nachſchlagen zu erleichtern, ſind wol auch die Inhaltsanzeigen. Bei Müller erhielten deren nur einige Werke durch Bodmer; bei der Accurateſſe, womit unſre Herausg. ihr Geſchäft beſorgen, vermißt man ungern ſolche Ueberſichten mit Hinweiſung auf die Verſe oder Seitenzahlen. Ermangelt doch der gedeutſchte Homer nicht einmal ſolcher Argumente. Unterdeſſen iſt in den Einleitungen das meiſte über den Inhalt beige-

bracht werden. — Diese hiſtoriſch-kritiſch-literäriſchen Einleitungen, ein eigenthümlicher Vorzug der neuen Samml., ſind ein rühmlicher Beweis der Forſchungen und Gelehrſamkeit ihrer Verfaſſer; nur ſcheinen ſie zuweilen zu umſtändlich, als es für den nächſten Zweck dieſes Werks paßt, welches die noch ungedruckten alten Gedichte vereinigen, nicht aber ihre weiteren Beziehungen erſchöpfen will. Die Entſtehung, Ausbildung, wechſelſeitige Zuſammenhang u. ſ. f. der Sagen iſt ein Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen, der ſich dermalen noch gar nicht erſchöpfen läßt, worüber mancherlei Anſichten ſich vorher kreuzen müßen, ehe hier zu klaren Reſultaten zu gelangen iſt. Daher wünſchten wir, die Herausg. möchten künftig nur kurz die Reſultate ihrer Unterſuchungen angeben, dieſen ſelbſt aber einen anderweitigen Platz gönnen; wir gewonnen dadurch mehr Raum für die alten Gedichte, auch würden die Beſorger die Fortſetzungen um ſo ſchneller geben können. — Neben jenen Einleitungen ſchließen ſich an jedes Werk Anmerkungen über die gebrauchte HS. an, über deren Umfang, Inhalt und ſonſtige Beſchaffenheit dieſe Anzeige weiterhin Auskunft geben wird. Ihre Beſtimmung iſt im Allgemeinen wol kritiſch, aber in einem ſehr untergeordneten Sinn des Wortes. Außerdem leiſtet dieſe Samml. dadurch mehr, als die frühere, daß ſie Schriftproben, wol auch eine Zeichnung, mittheilt. Ein beſonderes Intereſſe erhält aber dieſer Band noch durch die literäriſche Einleitung; wir zählen ſie jedoch mit Recht nicht zu dem weſentlichen Inhalt der Samml., und verſparen ihre weitere Erwähnung bis zum Schluß.

Durch die bisherigen Parallelismen glauben wir die nähere Betrachtung der gegenwärtigen Sammlung hinlänglich vorbereitet zu haben. Unsre Beurtheilung ist von nun an nicht mehr die Eines Bandes, sondern sechs verschiedener Werke, die wir aber in anderer Folge vorführen werden, als sie hier neben einander stehen: wir werden dadurch für die kritische Ansicht des Ganzen gewinnen. Mit der Theilname also, die Publikum und Rec. dem rühmlichen Bestreben der beiden Herausg., ihrem Eifer und Fleiß schuldig sind, beginnen wir unsre Beurtheilung, wünschend, daß sie, sey es durch Lob oder Tadel, für die neue Fortsezung einiges Ersprießliche, für das Studium unsrer ältern Literatur — die unerkannt in dem Neuen doch noch überall durchspielt — etwas im Ganzen Nuzliches, für die Leser der Samml. aber manches Willkommene und Brauchbare darbieten möge.

1. Der heilige Georg, von Reinbot von Doren, aus der weiland Möser'schen HS., 6099. V. 3 die Einleit. XXIV. S. Text. 62. S. die Bemerk. bis S. 80.

X. Reinbot, aus Dorum im Herzogth. Bremen, schrieb dieses Gedicht auf Begehren Otto's des Erlauchten, Herzogs von Baiern, um 1246 - 1253., da V. 14, 15. ohne Zweifel auf die Vermählung Kg. Conrad's IV. mit Elisabeth, Otto's Tochter, gehen. Das Gedicht fällt daher in das Zeitalter der gebildeten Poesie des 13. Jahrh., und trägt diesen Charakter unverkennbaren sich. Zwar ist der Stoff wenig fruchtbar und mannigfaltig, der Inhalt blos Georg's Martyrthum,

worin die Episode von dem Drachenkampf noch fehlt; das Ganze mehr aus Wechselreden, als Handlung bestehend, und wenn freilich das Betragen des Markgrafen etwas anders, wie bei den übrigen Heiligen erscheint: so sind doch Stellen, wie die Pein der Alexandrina, widerlich, und die obstinate Gesinnung Dacian's und Georg's hat etwas unfreundliches, oder, mit andern Worten, deckt ganz die feindselige Opposition auf, welche gegen jeden andern Cultus von jeher dem Christenthum inwohnte, welches insofern als universalisirtes Judenthum erscheint, und, wie bekannt, zu seinen Bestandtheilen eine Ecclesia militans zählt. Dazu kommt, daß die Herzogin dem Auctor untersagt hatte, durch erfundene Ausführungen und Zusätze dem Inhalt einen größeren Schmuck zu ertheilen, sonst, meint er, wären die Musen ihm günstig genug, um das Werk „daß zu dichten und zu florieren." Demungeachtet ist der Styl durgängig groß gehalten, nicht ohne poetischen Aufwand; zuweilen hat das Gedicht den Schwung der Hymne, wie denn Türheim seinen Wilhelm den Heiligen als einen Psalm angesehen wissen wollte, so sehr drang das Kunstgefühl damals überall durch; unter uns werden Schauspiele in Versen auf namhaften Theatern nur mit Mühe geduldet. Lyrische Stellen sind bei Reinbot nicht selten (vgl. Einleit.), und fast einzig in ihrer Art ist die Klage Diometers über Georg's Entschluß, sich der Wuth Diocletians hinzugeben, V. 729-853.; wir wünschten diese Rede hersetzen zu können, die ganz im tragischen Styl gedichtet ist. Indessen ist der Schluß schwach. Inconsequenzen, wie daß Dacian erst König, dann

faſt immer Kaiſer genannt wird, können der Handſchrift zur Schuld fallen; die naive Verdrehung des ital. messer in „Georgius der messére, der alle tugend volle-maß" (auf ein italieniſches Original deutet auch S. 45. „der Saturno") wollen wir umgehen, aber ein andrer Mißverſtand iſt deſto ſchlimmer. Georg hatte nur ſeinen Schreiber bei ſich behalten; in der älteſten Legende nennt dieſer ſich (als Verf. derſelben) Paſikrates; Reinbot's wälſches Original von einem gewiſſen Richard that auch des Schreibers Erwähnung, zugleich hatte Richard an einem Orte ſich ſelbſt genannt, ſo nun nimmt Reinbot keinen Anſtand, dieſen Richard dem h. Georg als ſeinen Schreiber beyzugeben. Solcher Verwechslungen würden ſich noch mehr in der altdeutſchen Literatur nachweiſen laſſen. Von der Hagen, der nach dem Vorgange der AA. SS über die Quellen dieſer Geſchichte faſt zu umſtändlich gehandelt hat, nimmt mit weniger Wahrſcheinlichkeit an, „der Franzoſe Richart habe ſich dem Griechen Paſikrates unterſchoben," ſolche Forgery von einem lebenden Auctor, wäre doch zu arg. In jenen Nachweiſungen iſt für unſer Gedicht die Nachricht weſentlich, daß es in dem Koburger'ſchen Paſſional in Proſa aufgelöst erſcheine; wie und wann die Erzählung von dem Drachenkampf mit der Paſſion verbunden, darüber wäre nähere Auskunft zu wünſchen; Aufklärungen, wie daß Melle oder Millen, Melitene bedeutet, gehören ganz hieher; aber die Unterſuchungen über die Exiſtenz Georgs, die Noten über ſeine Reliquien, dgl. ſcheinen uns hier am unrechten Ort zu ſeyn. Zu verwundern iſt übrigens, daß,

da Georg der größte aller Martyrer und Patron aller Ritter war, doch sonst keine altdeutsche Legende über ihn bekannt ist, auch die alten Gedichte seiner nur so selten erwähnen.

XI. J. Möser kündigte schon 1749. eine kommentirte Herausgabe dieses Gedichts an. „Die einzige vollst. HS. ist in Fol., 104. Bl. Die Abschnitte fangen mit roten größern Buchstaben an; die Namen sind zuweilen rot unterstrichen, sententiose Verse wol durch Häkchen ausgezeichnet. Correcturen finden sich von der ersten Hand. Zu Ende steht: „Wart dit büch vollenbracht (u. s. w. s. S. XXIV.) Anno dni etc. xLvi“ (1446.“ Soviel, denke ich, genügte zur äußern Beschreibung der HS.; hier füllt sie eine halbe Seite; nimmt man hiezu alle entbehrlichen Anführungen in den Anmerkungen: „hinter — steht ein senkrechter Strich, als Komma; hinten ein Punkt; ist noch ein Komma hinter dem vorigen V. mit schwärzerer Tinte geschrieben; vor blib steht noch bib, aber durchstrichen“ (also sogar die verbesserten Versehen des Schreibers angemerkt), und so viel andre Geringfügigkeiten der Art: so ist es billig, den Herausgebern in solchen Dingen eine größere Enthaltsamkeit dringend anzuempfehlen. — Sonst hatten sie noch ein Bruchstück einer HS. auf Pergam. a. d. 11 Jahrh. aus München erhalten. Hier also schimmerte die Aussicht zu einer kritischen Behandlung der alten Gedichte hervor, und zwar ein doppelten. Einmal war vorauszusetzen, daß man die ächteren Lesarten des alten Fragments (Anderes ist in der Mos. HS. besser) in den Text aufgenommen habe, — ja, einen fehlenden Vers, und ein paar Wörtchen;

aber so viele andere richtigere Lesarten wurden ausgeschlossen: V. 5635. „so es von einander gie," paßt nicht auf den Vordersatz da, richtig hat Fr. Ze hant ez; auch der folg. V. ist hier viel besser. Viermal steht im Fr. richtiger konich anstatt keiser. 650. folgit mir, und sodann dir ꝛc. wo Fr. richtig bei dem Ihrigen (schon im Parcifal) beharrt. Da lit des zoubereers orthabe; von der Quelle der Zauberei, nicht des Zauberers, ist die Rede, l. also mit Fr. des Zoubers. 660. Der keiser der hies ilen, dieser leeren Wiederholung des Artik. bedarf es nicht, unverbesserlich liest Fr. Der Konich hiez gahes ꝛc. 685. Das eme e was vorspart; besser Fr. vor verspart (die Präpos. vor ist nur getrennt von ihm), so auch nachher 750. ist „die Kamer were im vor verspart" des Fr. genuiner, als vor eme gespart; in solchen Fällen muß die Bekanntschaft mit den bei den alten Dichtern üblichen Formen entscheiden; wollte man hier überall Belege beifügen, so würde man nicht zu Ende kommen. 710. Zwei fehlerhafte Verse: Und (deleatur) das (l. des) weigert he vil sere, Und lies durch godis ere; was denn ließ er? im Fr. steht richtig: liez durch got die ere, näml. König von Griechenland zu werden. Ohne Subject ist der V. „Das da en zu koninge nam; statt Daz man in da z. k. n. zu welcher Besserung es des Fr. nichts bedarf. 735. Ir schate (auch) nicht das zar Recht (!) keyner stachte var" ist sehr schleppend; „deheiner stahte neit-var", liest Fr. — „an das ober tor," hieße an das obere Thor; im Fr. steht an daz ober-tior, an die Tafel über der Thüre, dgl. 750.

mit

mit ſuſſer (Fr. beſſer liehter) Schrift nuwe. — 770. getemperirt; Reinbots Zeitalter kennt wol nur getempert. 785. heiſſet Zucht, muß ſeyn: hiez Zucht. 820. l. die andern varen, doch mag der Singul. hier eben ſo gut paſſen. 835. icht ufthu; ſtatt icht hat Fr. ungut nicht. 45. Das roſenkind; unſre Verbeſſerung Er beſtätigte das Fr. — Tautologiſch iſt „wanne he reden wolde aber begunde," ſtatt Wan als er reden begunde im Fr. — in dem Auguſto iſt eben ſo unleidlich wie Aoſt im Fr., die Alten ſagten Augeſt. 65. Die ongeerten (ſtatt gevnerten) iſt modern. 75. das orteil, beſſer div orteil, wie vorher die loft, beſſer der luft. So viele Unrichtigkeiten der HS. ſchon auf dritthalb Seiten! daraus kann für das Ganze wol kein günſtiges Vorurtheil erwachſen. Wir kommen auf dieſe Fehler des Textes zurück; denn es kommt hier vorher noch eine andre kritiſche Behandlung zur Sprache, welche die Möſ. HS. erfordert hätte.

XII. Unſer Fragment iſt ſonder Zweifel in Baiern geſchrieben; darauf deuten die harten Conſonanten hin, die Synalœphen und das breite ei ſtatt i, wo die vollſt. HS. noch i hat. Dieſes letztere müßen wir freilich dem Zeitalter Reinbot's wol vindiciren; dagegen ſieht es mit dem Möſ. Cod. in andern Betracht ſehr unbaieriſch aus. Sie iſt durch und durch mit niederdeutſchen Formen gefüllt, he, eme, obir ꝛc. Reinbot war aus Niederſachſen, und „daher kommen wol noch manche Spuren der niederdeutſchen Mundart," meint der Herausg., der hiebei vergaß, es glaublich zu machen,

daß der Poet nachmals das Werk für seine Landsleute accommodirt habe, und doch auch das nur rücksichtlich einzelner Sprachformen, denn was mochte man dort von der Zucht in dem Frauenstift Geißenfeld (b. Neuburg a. d. Donau) wissen, worauf S. 54. angespielt wird? — Wie aber nun dieß kaum einige Wahrscheinlichkeit hat, so ist die Voraussetzung ohne alle Haltbarkeit: als ob Reinbot sein Gedicht in solcher Form dem Herzoge zu übergeben sich habe beigehen lassen können. Nimmt man einige Härten aus: so hat der Poet nur in der Form, wie sie das Fragment darstellt, sein Werk aufzeichnen können; diese Ansicht veranlaßte die frühere Aeußerung in dem Museum f. altd. Literatur I, 195; der Bekanntmachung der Mos. HS. sehe man gegenwärtig entgegen; jene wenigen Blätter konnten allenfalls zur Feststellung der Orthographie des Verf. dienen, der vermuthlich in dem Baierischen Dialect sein Werk schrieb. Diese Meinung hat der vorliegende Abdruck nur noch mehr befestigt; er beweist, daß das Ganze willkührlich und ohne Consequenz zum Niedersächsischen herabgezogen worden, so steht bald he bald er. Es ist kein Reim, kein einzelnes Wort in dem Gedicht, welches Niederdeutsch seyn müßte, nicht einmal das swank (dünne) S. 48., da ein swankel ris bei den schwäbischen Poeten gefunden wird; wenn v. d. Hagen hieher geräth als Hülfswort zieht, so ist dieß irrig, es kommt so bei dem rein-oberdeutschen Bonerius auf jeder Seite vor. So ist denn wol auch nicht zu zweifeln, daß der V. S. 16. „noch der markt zu Werde (Stadt in Niedersachsen) hie" nur dem dortigen Abschreiber angehöre, alle übrige Beziehungen gehen

auf Oerter in Baiern; wie könnte der Poet auf einmal als zu Werden oder Verden ſchreibend ſich gedacht werden, da er zwei Seiten weiter V. 1717. zur Periphraſis von etwas unmöglichem den Chiemſee auf den benachbarten Jetten-Berg (nicht Setten) leiten läßt?

XIII. Eine ausführliche Kritik der Möſer. HS. verbietet der Raum dieſer Blätter; indeſſen werden folgende Anführungen hinreichend ſeyn. Die Entſtellungen, die das Werk hier durch provincielle Einmiſchungen erlitt, ſind mannigfaltig: vornemen (wie im Herzog Ernſt), dorch, nommer, geloſt (ſt. geluſt); en (ihn), brengen (im Reim ſteht in, bringen); irbte, ſeder, frede (Friede, ſogar ſteht freden ſt. freuden), ſiegel ſt. Segel, ſie reden ſt. riten, vermieden iſt neu ſtatt vermiten; ferner leide ſt. leite (legte), ſeyden (ſagten) breit ſ. f., bober der erden. Wie inconſequent die Schreibung ſey, davon ebenfalls nur etliche Beiſpiele: togunt, tugunt, togent; wernt, der wernde rat, im Reime werlt; erlieten, dann gleich erleden, ſlucken, dann ſlöcken! broſten, bruſten, die bröſte! S. 24. reimt feder (l. gevider) u. nedder, S. 35. aber gefidder u. nidder; auch S. 57. ſteht gevidert; es reimen hier auff, dauff, ſodann ouff, touff; ſlift (ſlief), rieff. Noch reicher würde die Muſterkarte von barbariſchen Schriebformen ausfallen: ezeu! gelezzet, leczeze (Schluß; ungleiche Leſung der Herausg.), zioſcht und zoiſt ſt. tyoſt, ritterſchafft (drey überfl. Buchſtaben); neckebur; niem, wiert, ſieten, wo ie ganz falſch ſt. i ſteht, dagegen wilden ſt. wiel-

ten (von walten, wie ich hielt von halten); deme hielde (Helden), Eua! falboet, widder (sowohl gegen als weder-noch), frade st. fragte; adder f. oder ihren; noch kommt statt nach, und nach st. noch vor! Ein monstroses Wort ist gezymerirt, st. gezimirt. Alle diese Fehler der HS. wurden im Abdruck beibehalten, sogar ist entruchet st. en-ruchet (sorgt nicht) nicht einmal berichtigt, da hier sonst das negative en. wie wir sahen, isolirt gelaßen wurde. — Die Absätze sind in der Mos. HS. sehr nachläßig wiedergegeben, wie man schon aus der Vergleichung mit dem Fragment ersieht, welches hier buchstäblich in den Anmerkk. abgedruckt wurde. Wichtiger aber, wie alles dieses, sind die eigentlichen Corruptelen des Textes, wovon wir schon vorhin einiges anführten. Diese verderbten Stellen der Handschriften, die die Herausgeber unberührt ließen, sind mit Recht der Hauptgegenstand unsrer Anzeige; doch müßen wir auch hier, der Kürze wegen, manches übergehen.

XIV. V. 25. Sente Georigen ꝛc. möchte beßer zu lesen seyn: Sant Görgen, der vns selten ie In keinen nöten noch verlie. 35. Von Wilhelm von Maradon; unbegreiflich ist, daß man so offenbare Fehler nicht auf der Stelle änderte; das richtige (Von Willehalm von Naribon) muß man in den Noten aufsuchen. 35. dorchluchtekeit, ist uns suspect, wahrscheinlich in ganzer durnehtikeit (Vollkommenheit). 58. Daz ez en (l. in beiden) wirt bekant. 60. fehlt: Vnd man ez vurbas ꝛc.; nach Metze ist sodann ein Punct zu setzen, und nach letze das Komma zu streichen. Auch V. 96. scheint die Interpunction verfehlt: Das dir got die ere hat gegeben; (nicht Komma) Vber aller creaturen leben (hier kein Semikolon) Din lob hat ꝛc., vergl. V. 4770., wo derselbe Gedan-

ke. 243. Ein überlanger Vers, der beſſer ſo lauten würde: was (wann?) wirde iſt of in gewant ꝛc. 248. Doch, l. noch. Nach „billich hat das wort“ ſetze man Duopuncta; nachher muß das Komma nach „mit foller ame“ weg; in den folgenden VV. fehlt es an richtiger Conſtruction. 282. Gorge was da donne, iſt leicht in „Sorge was da dunne (rarus) zu beſſern. 330. Ein großer wunder, „das Got ie geſchuf,“ offenbar muß es dann, nicht das heißen. 487. Nū ſoln wir ſeren vnß liſt; vnß ſt. vnſer hat kein alter Dichter; aber die ß iſt ja auch in der HS. nur das Abbreviatur-Zeichen von vnſ' (vnſer); der Fall des nicht-richtigen Leſens findet hier alſo hier ſtatt. 510. Bis „was it gebietet mir“ gehen Dacians Worte, das folgende ſpricht Diocletian. 533. uff noch abe; ein mir unverſtändlicher V. 575. Er ſprach, offenbar iſt „ſie ſprachen“ zu leſen. 643. ye vor l. hie vor. 668. kauften (ſie) ſa, oder beſſer noch kauftens ſa, eine in den ſüdöſtlichen Provinzen übliche Kraſis des Pron. ſie. 647. „ſint hat he, an wer, den Konig von Salneck betwungen,“ an, ane wer hieße ohne Streit, Kampf; allein, wie aus der ſpäteren Rede des Hrg. von Meydon erhellt, war es ein harter Streit, alſo wol zu leſen: an ſtarker wer. 680. Die burg, „die dri tageweide; nach die fehlt was oder dgl. 700. Menſchliche beſwoude, l. Menſchlicher beſchoode. 821. in ſoliche ſtukl l. in kleine; ſoliche iſt aus V. 824. hier wieder hergezogen; in tuſent ſtund iſt tuſent gleichfalls aus dem vorherigen Verſe unrichtig wiederholt, eine ſtunt iſt genug. 944. Der herren David frauwe, du Konigin; ein entſtellter Vers, ſtatt Des herren oder hern Davids (oder blos Davides) frone künigin. = 1056. reimen daruff u. die ſtraff; etwa daraf? aber das paßt hier ſo wenig, als die Strafe ſelbſt. 92. Hie (?) redten die bruder us eime munde; hienach ſcheint wol was zu fehlen; Georg's Rede wird durch nichts eingeleitet. 95. gevelt ſt. gewelt iſt doch wohl Schrbſ. = 1159. Verfehlte Interpunction; m. l. „manch tos verdrehit Mir iſt zu mal (was könnte hier zu mar bedeuten? oder ſoll es

zu vat heißen?) uf minen tod, Darvuder vnd ouch andert (nicht ander, es iſt der Dat.) not Bin ich ie noch (ſt. jedoch noch) erſtanden.“ 86. des meres winkis ſlos, doch wol ſtos zu leſen. = 221. Der Jöden hertesſins hertze; auf jeden Fall doch herte ſtins-herze; wie die Juden hier paſſen, ſieht man nicht ab; auch iſt ſtins-herz wol ohne Beiſpiel. — 378. Die banyr wart von myr gehort, l. gefurt, ſodann auch geburt, ſt. gevort. — 412. Wolt (nicht wol) ir nun in-ein hellen, ſo muget ir wol die ſchellen Vor kunigen, furſten wol hin tragen; dieſes wol hin iſt herauszuwerfen. 430. Mir iſt vorwar das bekant, Darzu kunt getan vorwar; man denke doch ja nicht, daß der alte Dichter ſolch elendes Geſchreibe ſich habe zu Schulden kommen laſſen. Dergleichen Verſe, die ſchwer zu reſtituiren, bezeichne man mit einem *. — 582. Manig konig, hier ſollte doch wol ritter ſtehen, od. dgl. — 619. Mit tuſent tuſent leiden; beſſer lautete wol: mit tuſentvalten l. 669. Von zweien Farben nüwèr, dieß Wort taugt hier in doppelter Rückſicht nichts; ich vermag es aber nur zu obeliſiren. Sonſt war jene Farbe wol die der St. Georgs Ritter. — 683. Er ſprach, wer Jeſum vnd u. ſ. w., durch Ueberlänge fehlerhafter Vers. — 717. wie geſagt, nicht Setten, ſondern Jetten, oder beſſer Jeten; einer ſolchen Notiz wegen muß man das Nachſchlagen nicht ſcheuen; eben ſo hatten die Herausgeber den Zeitraum der Verfertigung dieſes Gedichts unbemerkt gelaſſen, auch iſt zur Erklärung des 14. 15. Verſes nichts geſagt, welche wol auf eine Vermittelung des Herz. Otto hindeuten, die dieſer für Friderich II. übernahm. 786. gelesten, l. glesten, wiewohl glasten gewöhnlicher iſt; was gebesten und ir lö hienächſt bedeuten ſoll, und wie es zu verbeſſern iſt, weiß ich nicht. — 843. groſſer kychoy; was ſoll dieß Wort? etwa tſchoy (gioja, Freude)? — 914. Blamentſchier, bei ſolchen Unwörtern, die niemand verſteht, wird mir für unſre Lexika bange. = 2129. Der kuße dir, kint, dyner herten swere; der Genit. gegen die

Grammatik; man l. De buße die din herte siv. 154. l. Dar mit das hus da was bestrauwit; das Zeitwort ist hier durchaus nöthig. — 234. Besser, dan alle Dutzsche (ditze?) lant; corrumpirter Vers. Das nachherige „Dorch myn werden Frauwen“ muß heißen: Durch minne werder Fr. 243. Nach wibes lone, nach prise; dieser V. würde besser so lauten: nach wibes lon, nach riters prise. 258. Vnd bescheidet ꝛc. Da dieses und hier gar nicht paßt, so möchte wol einiges Vorhergehendes ausgefallen seyn. Auch die VV. 271. ff. sind nicht recht klar; eben so ist in V. 2310. „Zwene libe beslossen“ etwas fehlerhaft. = 2585. Dartzu, man l. Da (indem) zu. 604. Es zilt allen sachen mit salden kur ir ordenunge; ir darf nicht fehlen. 652. Was „sagerere“ hier bedeutet, verstehe ich nicht. 717. Fehlerhafte Interpunction; man schreibe: Nach dem füre, recht als ê Dú (nicht du) Moyses stude. Dagegen ist V. 2746. Die in du lucerne zu ändern. 742. „vnbekortis wort,“ verstehen wol die wenigsten Leser; der Poet wollte sagen: „Du selig vmbekertes wort,“ umgekehrtes, nämlich Eva, rückwärts gelesen Ave. 769. Der weg hu der vinster stat; l. Dér weget; dieses Zeitwort schon im Tristan: Dine (der Tugend) wege, dine stege, Wol im, der sie wege und stege. 817. strick steht hier fälschlich st. schrick. 849. Es (l. er) wirt ouch von mir genant gefater, vnd dot; ein Beweis, daß schon vor Alters der, welcher zuerst dot schrieb, nicht zwischen o und t zu unterscheiden verstand; Reinbot schrieb „gefater vnde cot,“ d. i. Pathe. Derselbe Fehler kömmt auch unten auf der Seite vor „er wart gefater vnd tot!“ Man sieht hieraus, wie sehr es unsrer älteren Sprache noch an einem Etymologicum magnum fehlt. (das Foem. Gode kömmt im Morolf V. 3184. vor, wo es Täufling (figliocia) bedeutet.) 861. Vnd das olezwig, l. Der das ol.; desgleichen V. 2873. Vnd wil, l. Ich wil. 289. „das yemant samt;“ hier keine richtige Construction; das ye samt ging besser an. = 3004. Vngebe, hat es mit diesem Wort seine Richtigkeit? sonst wäre

ongeneme zu leſen. Im folg. V. „das machet die.. gemeine“ iſt vergift oder Gift ausgelaſſen. Nachher ſteht loppig vnd rich; in dem letzten Wort ſteckt offenbar ein Fehler. Das Folgende: wirt man houbt ſich, iſt wol in houbet-ſiech zu verbeſſern. 204. reimen getreden, geweden; man ſchr. getretten, gewetten, d. i. zugebunden, holländ. iſt Wette, das Geſetz, das Bindende. Dagegen iſt V. 4119. wette ſoviel als quitt, geſchieden, dah. Witwe. 259. da eyn var, iſt fehlerhaft; das letzte, var, könnte der abgekappte Infin. ſt. faren ſeyn, aber da und eyn ſind beyde unrichtig. 300. Iren ſchin, das das davon geſicht. In den Anmerk. ſteht hier „da von,“ anzudeuten, daß man beide Wörtchen als eines habe drucken laſſen; für alle ſolche Fälle war eine einmalige Erinnerung zureichend. Aber darüber iſt nichts bemerkt, daß das zweite das gar keinen Sinn gibt. Etwa: daß alles davon geſicht? 316. nach worden muß ein ; ſtehen, hinter orden muß es dagegen ganz wegfallen. 325. Marien, gehört gar nicht hieher, und verdekt ein andres Wort, welches urſprünglich hier ſtand. 365. Vnd bi der kore wunnen; damit dieß nicht ſo vag hier ſteht, ſchreiben wir „bi der (Engel) kore wunnen.“ 439. Eyner hirckel; iſt das der alte Sprachgebrauch? es heißt doch wol: Ein zirkel. 516. Auf ſtöcken (l. ſtucken) reimt: Er begunde ſich da töcken in das abtgrunde (!); wer kennt dieſes töcken? es muß zucken heißen, woh. unſer „entzückt werden.“ 519. ſtark brach obir al, l. ſtarker bracht ober al. 633. Nach widerkere darf kein Komma ſtehen, es iſt ein Subſt., kein Verb. 656. Sprintz, ſollte es nicht beſſer Spriezel (Splitter) heißen? Daß Sprintz letzteres Wort bedeute, darüber wünſchten wir ein Beiſpiel. — 692. „Recht als es eyn wint ſpraut(!)“ der Sinn unvollſtändig; vermuthlich: „recht als es (das Rad) treib ein windes brut.“ 745. geern, iſt kein Wort (als begehren nämlich), es heiſt gern; dieſem ſetzet ein“ bei, denn des Engels Rede hört hier auf, was folgt, iſt eine Apoſtrophe Reinbot's

an den Heiligen; der Engel könnte ja nicht ſo zu ihm reden. Dieſe Apoſtrophe ſcheint nur bis V. 755. zu gehen, die letzten zwei Verſe gehören wieder dem Engel. Vermuthlich ſind jene Verſe ſpäter am Rande hinzugeſetzt, dann in den Text aufgenommen worden. 795. Warumme l. Darumme. 837. Dieſer lange V. iſt corrumpirt, und enthält wol noch einen Theil zweier hier vorher ausgefallener Zeilen. 860. bewart, l. bewert er. mit den vieren ſcheint mir verdächtig. 889. Das hat ſin antreide (hier kein Semicol.) Ertrachtit bis an den grunt; ſo würde ich ſtatt des ſinnloſen „He ſuchtit“ (aus der Vorſylbe er machte der ſtupide niederdeutſche Copiſt ſein Pronomen he!) leſen, wenn nicht S. 55. vorkäme: die Sterne mit der zal erfechten vnd ertrachten; auch im Titurel ſteht ungefehtet, inconprehenſus od. inconprehenſibilis, (die Wurzel, fahen). 942. Vnd were das alles permit (Pergament); fehlt das Subſtant. nach das; man ſieht, daß der Himmel gemeint iſt. In einem Sermon über die unmäßliche Güte Gottes a. d. 14. Jahrh. kommt dieſer nämliche Gedanke vor; hätten alle Engel und alle Seelen „ein hut bergimindis breit alſi di himil“ u. ſ. w. = 4160. Auf brocke iſt nicht „helle-brocke,“ ſondern helle-bocke zu reimen. 442. „Da ich en het;“ das iſt der ganze Vers, ſi Vis placet. Etwa: (die Bücher,) Da ich in erfaren het? Nachher nach „daſ mag nicht ſin“ ſoll ein Komma, kein Punkt, ſtehen. 460. Als; es ſollte hier der Name eines der 7. Planeten ſtehen; dafür hat man die Partikel Als. 631. Nach „die ir habt an mich geleit“ ſcheint einiges zu fehlen. 650. Die Diorthoſis der Reime, welche die Herausg. beabſichtigten, iſt wenig durchgreifend, wenn man hier venie, gemeyne, vorher S. 46. wirt, beſwert (ſt. beſwirt) als Reime findet. Dort leſe man venige, menige. 747. Die ſait ſund mir ſünder var, ſcheint wol heißen zu müßen: Die ſait, es ſtunt mir ſunder var. 792... Die ſo ſchone... Were, nach wüchſe in alle wis; man verbeſſere: Were nach wunſche in aller wis. 854-82. Mit

dieſer Stelle hat es unmöglich ſeine Richtigkeit; ich vermuthe Wechſelrede, Auslaßung und Schreibfehler. 894. Sus konnen die helde ſnell, Vnd valken duſſe ſtechen; vermuthlich: in valken wiſe. 988. einen kalk von den ſtrunkẽn (l. von oder mit den drunzunen) brennen; eben ſo V. 5425. in beider ſtrunkũn, l. drunzune. 969. Er ſprach kurteiſe: Von Salnecke Tſchoſtreit; paſſender wäre es, zu leſen: Er ſprach: der kurteiſe Von Saln. Für den jungen (S. 7. 56.) König ſchickt dieſes Beiwort ſich ſehr gut. 987. Davon des Lebens wirt mat; fehlt wol das Subject, manch er, vgl. 994. Diſſer were, l. Dér (welcher) were. 5107. Durch der Erde Centrum geht dein Blick, als „durch ein Licht vrmal,“ durchaus unverſtändlich; es iſt von dem Urinal der damaligen Aerzte die Rede. = 5114. Got, einig ſunder gaben (gaben, ohne Gleichen) Du ſchuteſt, l. ſchufeſt. 237. Noch weerſte, l. Noch wirſ, desgl. V. 5960. Wem wierſt geſche, dan ꝛc. l. wirs oder wirſer. 334. Als wens anifit; kennt Jemand dieß Wort? 460. Dieſe dunkle Gegend bedarf wieder eines Oedipus. 515. Vnd was der heiden ver, Als von den wolken das ſuyen; ver taugt hier nichts, man ſchreibe rere, d. i. Hinſinken, Hinfallen, als Reim auf widerkere. 975. Der wileſalde, der (nicht die) ſolde es weſen. Die Weilfelde iſt ein aſtrologiſcher Terminus, zuſammengeſetzt, wie es ſcheint, aus wile (hora) und ſelde (domus), beide lat. Wörter in ihrer aſtrologiſchen Bedeutung genommen. Auch kommen agetrock und abegetrock S. 33. hier vor, (ſoviel als Zauberer), jenes wol die richtigere Form, die mir jedoch wegen des a privat. räthſelhaft iſt; ohne dasſelbe findet ſich Gitroges, monſtri, gitrugida, und getrouenilla in meinem Gloſſar. 6075. Alle, recht obir alle geliche; das erſte Alle ſteht ganz überflüßig da, und ſtört den Vers.

Dieſe alſo wären die bedeutendeſten Fehler der HS., unter denen wir mehr als eine verderbte Stelle dermalen, da uns keine andre Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, ohne Hülfe laſſen mußten. Wo ein

hoher Grad von Ueberzeugung obwaltete, haben wir dieſe Berichtigungen beſtimmt hingeſtellt; durch Nachweiſung des Zuſammenhangs, Parallelen ꝛc. Alles motiviren zu wollen, konnte, bei der erforderten Beſchränkung des Raums, uns nicht einmal einfallen; jeder Einſichtige aber mag nun ſelbſt urtheilen: ob von uns tadelloſe Verſe unbillig zu dieſer Muſterung gezogen worden, oder ob wir mit gefährlicher Vermeſſenheit ungründliche Aenderuugen dem leidenden Text aufgedrungen haben. Iſt dieſes, wie wir hoffen, nicht der Fall, ſo ſcheue Keiner, der dieſe Werke zuerſt lieſt, die Mühe, ſein Exemplar nach den dargebotenen Mitteln vorher von jenen Entſtellungen zu reinigen, ſollten die Lituren auch ein wenig zahlreich werden.

II. Herzog Ernſt von Baiern, angeblich von Heinr. von Veldeck, nach dem Gotha'iſchen MS. abgedruckt, dermalen 5560. V. die Einleit. XX. S. Text. 56. S. Anmerk. — 64.

XV. Die Bekanntmachung dieſes Gedichts war in jeder Hinſicht wünſchenswerth; es iſt eine einheimiſche Fabel, die, zuletzt der ungeſchickten Erzählung des Volksbuches anheimfallend, nun über 600 Jahr auf deutſchem Boden ſich fortgepflanzt, nicht ohne Aufſchluß für Beziehungen in andern alten Werken, auch von der poetiſchen Seite nicht unlobenswerth. Den Inhalt als bekannt annehmend, ſchließen wir uns gleich an die Einleitung (von der Hagen's) an, mit Vorausſezung desjenigen, was bei der Anzeige der deutſchen Volksbücher von Görres (Nr. 109. S. 267. der J. A.

L. Z. 1810.) erinnert wurde, und hier ebenfalls seine Anwendung hätte. Zuerst wird die historische Deutung auf Herzog Ernst. 2. von Schwaben um 1026. festgestellt; der hiebei einigemal genannte Vasall desselben Wehelo ist zuverläßig nur unrichtige Lesung statt Wezelo; das z der Handschriften jenes Zeitalters gleicht, bis auf ein oben angefügtes Häckchen, vollkommen einem h, daher denn in den Monsei'schen Glossen eine Menge Wörter fälschlich mit h. hh. statt z, zz, gedruckt worden. Die außerdem bemerkte Aehnlichkeit mit der Geschichte Heinrichs des Löwen, worein ganze Theile aus dem Herzog Ernst, so wie in den Reinfrit, übertragen worden, erschöpft die historischen Beziehungen bei weitem nicht; wir können einsweilen noch ein paar andre Begebenheiten des XI. Jahrh. hier anführen, deren Berührung mit Ernst, soweit die Geschichte auf deutschem Boden spielt, nicht sehr ferne liegt. — In ihren ursprünglichen reinen Bestandtheilen kennen wir überhaupt diese Gedichte nicht; es ist vollkommen wahrscheinlich, daß in den spätern Bearbeitungen sich Reminiscenzen aus andern Gedichten eingemischt haben, die ungeschrieben in der Nation cursirten. In solchem Verhältniß stehen mehrere noch vorhandene Gedichte zu einander. So läßt sich's für den gegenwärtigen Fall vermuthen, daß Hg. Ernst noch Spuren andrer epischer Gesänge des X. XI. Jahrh. an sich trage, um so mehr, da grade diese gegen den Schluß des 12 Saecul. sich verloren, indem mit Veldeck ein neuer Styl der epischen Erzählung, und neue Fabelkreise begannen. — Die Chroniker berichten, wie um 906. „Adalpertus de Babenberg Cunradum fratrem

suum victum .. peremit;" 907. wurde er durch Liſt des Erzbiſchofs Hatto unter dem Vorwande eines Vertrags vor den König Ludwig geführt und enthauptet. Dieſes, ſagt Otto von Freiſ. VI, 15., werde nicht blos in den Kaiſergeſchichten gefunden, ſondern auch „in vulgari traditione in compitis et curiis hactenus auditur," wird alſo von den Sängern unter der Menge und in den Sälen der Großen vorgebracht. Eckhardus jun. (bei Goldaſt, Rer. Al. Scr. ed. Senckenb. I, 15.) berührt dieſe Untreue Hatto's ebenfalls: „— ſed astutiâ hominis, in falſam Regis gratiam suasi, qualiter ad alpes (man leſe Adalpertus) fraude ejus de urbe Babinberk detractus (herausgelockt, König Ludwig hielt ihn belagert), quoniam vulgo concinnatur et canitur, ſcribere ſupersedeo." (Goldaſt, dem jene Verbeßerung nicht beifiel, beſchuldigt den Ekkeh. mit Unrecht der ἀνιστορησία, da er die Stelle auf den zuvor gen. Werinher bezog.) Vgl. Wittechind - b. Meibom I, 635. imgl. Gotfrid von Viterbo u. d. J. 905. Eben ſo dürfte die Auflehnung Hg. Liudolf's gegen Otto I. um 952 - 953. hieher gehören. Liudolf, ein Sohn Otto's und der Editha, fällt als Feind ſeines Oheims, des Hgs. Heinrich von Baiern, in dieſes Land, bemächtigt ſich Regensburg's, worin ihn Otto belagert, nachher ſöhnen ſie ſich aus; am ausführlichſten b. Wittechind, I. 650 - 55. Grade der Verwebung mancher Fäden aus den angeführten Begebenheiten möchte es zuzuſchreiben ſeyn, daß Hg. Ernſt nicht reine hiſtoriſche Facta enthält. — Die andere Seite des Gedichts, die mythiſche Geographie, bringt v. d. Hagen mit den fabelhaften Reiſen Sindbad's

(unter Harun al Roschid) in Verbindung; was in der 6sten erzählt wird, läßt kaum zweifeln, das nicht die Erzählungen des Orients von dem, der die Geschichte des Herzogs Ernst zuerst lateinisch aufzeichnete, benuzt worden seyen; es ist gar nicht unmöglich, daß durch einzelne Meerfahrer damals die Kunde hievon nach Deutschland gebracht wurde.

XVI. Alter und Verfasser des Gedichts lernt man schon aus der Einleitung als Gegenstand getheilter Meinung kennen; wir wollen versuchen, der bestrittenen neuen Annahme noch mehr Halt zu verschaffen; Untersuchungen dieser Art sind die schwierigsten Aufgaben der Kritik; daß sie aber noch izt nöthig sind, beweist, wie sehr die Geschichte unsrer ältern Literatur noch im Dunkel liegt. — Schon im J. 1180. bat Graf Berchtold von Andechs sich das Buch „von Herzogen Ernest" von dem Abt von Tegernsee zum Abschreiben aus; daß dieß das hier abgedruckte Gedicht sey, findet v. d. Hagen mehr als wahrscheinlich, und nimmt gegen anderweitige Einwendungen, den alten Glauben von der Autorschaft des Heinr. v. Veldeck in Schutz. Jene Einwendungen enthalten zugleich die Vermuthung: „da der Verf. des Ernst von einem ersten Dichter spreche: so möge das Gedicht Ueberarbeitung eines früheren Veldekschen seyn, wie Strickers Carl der Große." Wie richtig diese Ansicht in der Hauptsache war, wird sich bald zeigen. — Die Darstellung unsers Gedichts ist für jene Zeit, 1180., viel zu gebildet, ihr mangelt ganz das alterthümlich-nachläßige des Stols, welches sich besonders in der isolirten Stellung der Sätze wahrnehmen läßt; dagegen zeigt es durch

das Sententiöse deutliche Spuren einer durchspielenden harmonischen Reflexion, die den ältern Werken fremd ist. Wir können dieser und ähnlicher Gründe wegen (die freilich dermalen noch als Postulate zu betrachten sind) die Erscheinung des Gedichts erst zwischen 1230-1280. annehmen; existirte es schon um 1230., so wissen wir ja, wie bedeutend damals für die Ausbildung des neuen Styls ein solcher Zeitraum, von 1180 an, war. — Daß aber Heinr. von Veldeck dieses Werk geschrieben habe, dagegen streiten alle Gründe der Kritik: die periodische Form, worin die Darstellung so schön gerundet sich zusammenfügt, sticht nur zu fühlbar gegen Veldeck's simple Manier ab, der von periodischem Bau fast nichts verstand, dessen Styl in dieser Hinsicht beinahe kindisch zu nennen; man untersuche die erste beste Stelle der Aeneis (z. B. 7554-865.), und lese auf jeder beliebigen Seite im Herzog Ernst (z. B. 933-1045.), es wird sich dem Gefühl eines jeden aufdrängen, daß jene simple Manier Veldeck's neben der Ausbildung unsers Ungenannten noch in hohem Grade ungelenk erscheint. Man sehe ferner auf die alterthümlichen Redensarten bei Veldeck, z. B. „daz div Sunne en (ze?) sedil solte gan" (der Abdruck modernisirt „das die Sonne wolde undergan" S. 46.), auf die ihm geläufigen Ausdrücke, wie „der held lussam," und besonders auf die provinciellen Formen, authentisch z. B. in den Reimen: Synagoge und hoge, statt hoch; lagen, und: die das gesagen (l. sahen; geriet u. niet, oder diet; liebe (wol lieve) u. briefe; phlagen u. besahen (man l. besagen), gesaehe (l. gesâge) u. gelege; sodann auf die wenig

exacten Reime: erchenne u. minne, erchennen u. gewinnen; borte u. gurte (gürtete), schone u. chune, senden u. vinden, redehaft u. vacht, nacht u. vnendehaft u. drgl. mehr; von welchem allen keine Spur im Herzog Ernst zu finden; einen von uns bemerkten unrichtigen Reim haben die Herausg. beseitigt, und es bleibt nur ein einziger leicht verzeihlicher über, S. 19. gebene, nemene. Wie kann daher v. d. Hagen sagen: er finde dieselbe Reinheit der Reime bei Veldeck.

XVII. An diese inneren Gründe schloß sich die Vermuthung an: das Werk, wie es izt vor uns liegt, sey wahrscheinlich erneuerte freie Bearbeitung eines ältern deutschen Gedichts, welches wol der Dichter bei V. 56. „als ich der Rede berichtet bin, vnd sie in eime buche las" im Sinn hatte. Denn was später S. 21. von einem latein. Original gesagt wird, führt nach der einfachsten Auslegung nur auf Folgendes: In dem Moment, wo das erste Wunderbare von der Insel Grippia soll erzählt werden, sucht der Dichter sich über das Unwahrscheinliche der Sache durch Verweisung auf das Original sicher zu stellen, indem er sagt: „diese Mähre, Geschichte fand der erste deutsche Dichter Lateinisch beschrieben, und machte sie in Reimen bekannt;" natürlich erklären wir dieß so, daß der Autor dabei einen frühern deutschen Dichter, vor ihm, vor Augen hatte; ein solches Imperfect „that bekannt" paßte, wenn der Verf. sich selbst darunter gemeint hätte, nur in den Epilog. Hätt' es ihm einfallen können, sich als den ersten deutschen Erzähler darzustellen, so würde er einen schicklichern Ort z. B.

bei

bei obiger Stelle, wo er seines Vorbildes erwähnte, dazu gewählt haben. — Vorhin haben wir gezeigt, daß es ein andres Buch, als das vorliegende, seyn mußte, welches der Graf von Andechs sich 1180. von Tegernsee wollte zuschicken lassen. Nun hat Zugger (Oest. Ehrensp.) die leider nicht documentirte Nachricht, daß einer der Mönche von St. Gallen den Herzog Ernst gedichtet habe. Dieses Kloster stand dortmals mit Tegernsee in literärischer Verbindung; das Buch mochte kürzlich ausgegangen seyn, und des Grafen Neugier reizen; das hier abgedruckte aber ist nicht blos zu gebildet für jene Zeit, es kommen auch weltliche Schilderungen darin vor, die man damals wol nicht gern in Klöstern sah; und daß man das Gedicht aus einem Kloster kommen lassen mußte, deutet darauf hin, daß es unter den Rittern nicht sonderlich bekannt war. Wohl also möchte das deutsche Buch „de Herzogen Ernest" in der Tegernseer Bibliothek eben jenes Product des St. Gallener Mönchs (vorausgesezt, daß es nicht lateinisch geschrieben war), gewesen seyn. — Aber nun stoßen wir auf die verrätherische Stelle S. 26: wenn Jemand an einem andern Ort mehr Reichthum und Pracht, als an dem Palast zu Grippia, gesehen habe, „Wirt das von ime kunt getan, Der von Veldecken wol im das gan;" diese Zeile gab Anlaß zu der natürlichen, doch unhaltbaren Annahme, Heinr. v. Veldeck sey der Verf. des Gedichts. Der Ausdruck gehört zu den Formen damaliger Urbanität, grade wie S. 52. „Wurden ie (andere) geste empfangen bas, das lassen diese ane has" (beneiden sie nicht darum,

widerstreben dem nicht.) Da nun von Heinrich v. Veldeck als dem nächsten Verf. die Rede nicht seyn kann: so bleibt uns nichts übrig, als anzunehmen: daß der unbekannte Erneuerer das alte Gedicht für eine Arbeit Veldeck's hielt (und daß er nicht ein solches Werk geschrieben, läßt sich nicht beweisen), und, um dem erneuten Gedicht dieses Lob nicht zu benehmen, ihm, als erstem Verf., die Ehre anthat, ihn hier zu nennen; oder daß hier ein Schreibfehler obwalte, da man den vielleicht nicht sehr anders lautenden Namen dessen, der dort sich nannte, in den bekannteren Veldeck umwandelte; Püterich von Reicherzhausen fand in seinem Gedicht vom Herzog Ernst keinen Autor genannt; seine Worte sind in der Einleitung S. 7. unrichtig gefaßt, er will nicht sagen: er wisse wohl, wer es gedichtet habe, sondern just das Gegentheil, denn „ich weiß" ist ja die häufige nachläßige Schreibung statt ich'n weiß. Oder endlich konnte vielleicht ein späterer Dichter als „der von Veldeck" sich produciren, ohne grade der bekannte Heinrich v. V. zu seyn, was jedoch zu geringe Wahrscheinlichkeit hat. Kurz es läßt sich über diese Stelle, da die Zurathziehung andrer HSS. uns nicht gegönnt wurde, nichts entscheiden, wenigstens zu H. v. Veldeck's Gunsten nichts weiter, als in der so eben angegebenen Einschränkung.

XVIII. Wir müßten demnach den Faden der Untersuchung hier fallen lassen, wenn nicht ein günstiger Zufall den Rec. erst in diesem Jahre mit einem bisher von Keinem erwähnten anonymen Gedicht von Herzog Ernst bekannt gemacht hätte. Dieses MS., aus

dem 15. Jahrh., 115. Bl. 8., ſcheinlich mehr Verſe, wie der Gothaer Cod. enthaltend, erzählt die ganze Geſchichte in ſchlichtem, einfachem Ton, und in durchgängiger Uebereinſtimmung, ſelbſt in den Zahlen, mit dem gedruckten Werke; die ganze Behandlung dagegen deutet auf eine weit frühere Zeit, aus der das Gedicht, ungeachtet der ſo jungen Copie, ſtammen muß. Es wäre intereſſant, die Ausbildung, die der ſpätere Dichter dieſem Epos gab, überall zu verfolgen, würde aber hier zu weit führen; dagegen iſt manches in der HS. umſtändlicher erzählt, was der Neuere contrahirte. Sonſt vermißt man die moraliſchen Enthymeme ganz, die bei dem Neueren ſo oft den Abſatz ſchließen, z. B. V. 510, 1525, 1830 ſf.; nur der Eingang iſt von ſolcher ſententiöſer Art, der ſchon allein zur Charakteriſirung des alterthümlichen Styls hinreichen würde; er ſtraft die verzagten Heimlinge, die große Heldenthaten gleich unglaublich finden, dagegen diejenigen, die muthig ihr Leben in ausheimiſchen Landen wagten, ſolche Erzählung leicht annehmen. — Daß dieſes Epos, an deſſen Inhalt ſo genau das gedruckte ſich anſchließt, in ſpäterer Zeit ſollte entſtanden ſeyn, iſt ſchon deshalb kaum denkbar, weil der Fall, daß unmittelbar aus einem beſſeren Gedichte eine gleich große ſchlechtere Bearbeitung hervorging, in der Geſchichte unſerer Poeſie nie ſtatt fand. Was aber, außer dem Eigenen des Styls, auf höheres Alter deutet, ſind charakteriſtiſche Verſchiedenheiten, wie wenn Adelheid Otto's Brief bei dem Neuern nicht nur ſelbſt lieſt, ſondern auch ſelbſt beantwortet, da-

gegen sie in der HS. ihren Caplan besendet, „der le den Brief zu rechte las," von einer schriftlichen Antwort steht nichts da; dieß zeigt offenbar, daß der Verf. der gedruckten Bearbeitung in einem schon gebildeteren Zeitalter lebte. — Daß Ernst nach Griechenland, guter Sitte wegen, geschickt wurde, berührt der ältere in 3 Versen; nichts von seinem Aufenthalt bei dem Griech. Kaiser, und daß dieser ihm ein Herzogthum schenkte. (Dadurch scheint der Spätere weislich den nachmaligen Empfang des Vertriebenen vorbereitet zu haben.) In der HS. ist der Streit zwischen dem König von Ubian (dieser Name weder hier, noch in der pros. Erzähl.) und dem von Babilon (die verbündeten Könige von Damase und Halep sind Zusatz des Neueren) äußerst kurz und nüchtern erzählt; der Spätere fand hier ein willkommenes Feld, sich auszubreiten. So erwähnt er später bei dem Einreiten in Babilon S. 51. das Schauen der Frauen und Mädchen aus den mit Teppichen behangenen Fenstern, mit dem Beisatz, ob Jemand da von Liebe entzündet wurde, „das wil ich lassen faren hin;" von derlei weltlichen Beziehungen weiß der ältere nichts, der leichtlich eben jener Geistliche zu St. Gallen möchte gewesen seyn, — vorausgesetzt, daß er Deutsch geschrieben hat. Andere kleine Ausführungen dagegen hat der Neuere unbillig übergangen, z. B. S. 35. (wie Wezel den Rath mit dem Einnähen erdachte) berührt der Autor V. 3391. und dann wieder 400. wol den Umstand, daß bei diesem Wagniß Ernst und Wezel die ersten waren; der Alte läßt, wie hierüber die Frage ist, Wezeln vorher noch eine Rede halten, daß er und Ernst

die erſten ſeyn müßten. Bald darauf rühmt er den guten Sinn des Herzogs, daß er die jungen Greifen nicht tödtete, weil die alten ſonſt ihre Cameraden nicht hinauf gebracht hätten; ſo etwas übergeht der Neuere, als einen zu unbedeutenden Umſtand. Noch bemerke ich, daß in der HS. nirgends der Leiſen erwähnt wird, die der jüngere Poet ſo oft ſeine Waller ſingen läßt, dieſes könnte auf ein chronologiſches Datum leiten, wenigſtens erinnere ich mich hiebei an eine Stelle in Rauch's Script. Rer. Austr über das Aufkommen der Leiſen, etwa 1190.

Eine intereſſante Vergleichung gewährt endlich noch die verſchiedene Erzählung von Ernſt's Ausſohnung. Die alte proſ. Erzählung läßt ihn am Weihnachtmorgen, ohne Vorbereitung, in der Kirche als Almoſenier umgehen, ſo gelingt's ihm, mit der Mutter zu reden, und Otto's Verzeihung einzuleiten. Bei dem alten Dichter läßt Ernſt, nach ſeiner Ankunft in Baiern, bei einem treuen Vaſallen ſein Gefolge, und geht mit Wezel nach Bamberg, wo eben Otto das Weihnachtsfeſt feiern will. Sie bergen ſich im Walde; früh kommen ſie heimlich in die Burg, finden die Kaiſerin allein im Gebet, und geben ſich ihr zu erkennen; hierauf Verabredung wegen des Fußfalls, Adelheit ſpricht die Fürſten um ihre Fürbitte an; nachher, wie das Evangelium geleſen, fallen ſie Otto'n zu Füßen, der Vergebung verſpricht, ohne zu wiſſen, daß es Ernſt iſt u. ſ. w. Der neuere Dichter hat Alles mit weit mehr Sinn und Auswahl motivirt. Adelheit ſendet ihrem Sohn ſchon nach Jeruſalem einen Brief voll mütterli-

cher Zärtlichkeit, deren Schilderung durch das ganze Werk dem Autor so vortrefflich gelungen ist. (In der HS. kehrt Ernst blos auf die Nachricht der Pilger, daß Otto günstiger gegen ihn gesinnt sey, zurück.) Wie sie näher kommen, sendet Ernst der Mutter einen Vertrauten, durch den sie ihn einladet, des Abends verhohlen in der Stadt Herberge zu nehmen, und vor Tages Anbruch in die Kirche zu kommen, wo sie auch seyn werde. Sie geht nun die Ersten des Reichs an, für Ernst bei dem Kaiser zu sprechen, von denen auch noch bis spät in die Nacht Vieles zum Lob des Verbannten vor Otto gesagt wurde. In aller Frühe kommt Adelheit zum Münster; unter dem Vorwande, sie sehe Pilger, die sie nach ihrem Sohne fragen wolle, entfernt sie sich von den begleitenden Frauen; so gewinnt sie Gelegenheit, Ernst allein zu sprechen; Freude des Wiedersehens; sie räth ihm, nach dem Evangelium vor dem Kaiser einen Fußfall zu thun, und zeigt ihm auf die zärtlichste Weise seinen Fehl, und das Recht des Gemahls, ihm zu zürnen. Sie kehrt zu ihrem Platz zurück, und flehet Gott um günstigen Erfolg. Der Bischof erklärt das Weihnachtsevangelium; Alle, auch der Kaiser, sind durch die Kraft seiner Worte tief gerührt, in diesem Moment wirft Ernst, noch unerkannt, sich Otto'n zu Füßen u. s. w. Um das Verdienst des neueren Dichters, wie billig, zu schätzen, sind solche Zusammenstellungen nöthig; nur mit reinem Wohlgefallen läßt sich darin die fortgeschrittene Cultur der Zeiten wahrnehmen. In Betreff des lateinischen Poe-

ten Odo, der in mythologiſcher Gelehrſamkeit ſich erſchöpft, können wir die Worte der von der Hagen'ſchen Parallele hier gebrauchen: „die Predigt des Biſchofs iſt nicht ſo ausführlich, und überhaupt das ganze Wiederſehen lange nicht ſo gemüthlich, wie bei Veldeck.“

XIX. Die weitere Kritik unſers handſchriftlichen Gedichts betreffend, iſt hier nur kurz zu erinnern, daß H. v. Veldeck wol für immer ſich beſcheiden werde, irgend eine Art von Anſprüchen darauf geltend zu machen; die Verſchiedenheiten zwiſchen beiden ſpringen zu ſehr in die Augen, als daß hievon ernſtlich die Rede ſeyn könnte. Sonſt darf man freilich die Formen der alten Orthographie und ſelbſt manche alte Wörter in einer ſo jungen Copie nicht erwarten, von der es ſchwer iſt, zu beſtimmen, in wie fern ſie interpolirt ſey. Manche Reime ſind nicht nur unvollkommen, ſondern mitunter auch ganz falſch, wobei die corrumpirende Hand wol am wirkſamſten geweſen. Sonſt bemerkt man ſehr ungern, daß mehrere einzelne Verſe fehlen. — Die bisher von uns angedeutete unmittelbare Herleitung des angeblichen Veldeck'ſchen Gedichts aus dem älteren iſt übrigens eine Sache, die mit vieler Vorſicht behandelt werden muß. Auffallend iſt dort die Erwähnung des Königs von Ubian, die außerdem nur bei Odo ſich ſo findet. Bei der Stelle, wie Ernſten ſo viel Ehre in Griechenland bezeugt wurde (wovon die HS. nichts weiß), ſetzt der Poet hinzu: „als mir die Abentüre ſwur;“ iſt dieß nicht bloße Phraſe, ſo mußte der Autor freilich ein andres

Werk vor ſich haben, als das in der HS. aufbewahrte. Und wer möchte behaupten, daß ein ſolches nicht exiſtirt habe? auf jeden Fall aber müßt' es eine ſehr nahe Verwandtſchaft mit unſerm handſchriftl. gehabt haben; denn, in der Hauptſache, trifft bei dieſem und dem gedruckten Werke ſich's faſt nie, daß (nach dem alten Ausdruck) die Mären ſich ſpellent. (die Erzählung divergirt.) In mehreren Gegenden Deutſchlands konnte dieſe Aventüre zugleich von Mehrern gedichtet werden, ohne daß Einer von dem Andern wußte; als Rudolf von Ems ſeine Alexandreis ſchrieb, kannte er ein ſolches Gedicht von Berchtold, ein älteres aus dem Wälſchen übertragen von einem Lamprecht (wol ein Irrthum, ſo daß Lambert li cors, der franzöſ. Autor, hier zu nennen war); eine andre ihm noch unbekannt gebliebene Alexandreis hatte Biterolf geſchrieben; ſpäterhin kamen noch Ulrich v. Eſchenbach, der Anonymus der Vatican. HS. (?), und Seifrid (Helblinch) hinzu, alſo von etwa 1180 - 1352. allein ſchon 6 deutſche Gedichte von den Thaten Alexanders des Großen!

XX. Ueber die Quelle des handſchriftl. Gedichts ſind wir in völliger Ungewißheit. Die lat. Erzählung in Proſa kann es nicht geweſen ſeyn, da die darin befindliche Stelle, wie Herzog Heinrich von Sachſen Ernſten zu den Belagerten begleitet, in beiden deutſchen Gedichten fehlt. Für unſern Unbekannten, wie für Odo, müßen wir daher wol ein gemeinſchaftliches lateiniſches Original annehmen; die proſaiſche Erzählung mochte junger ſeyn, worauf auch die affectirte Schreib-

art hindeutet. In der HS. S. 2., nach der Propoſition, heißt es, „hie in ſtet es geſchriben, Das er des Payrlandes wielt," wo ich aber unbedenklich „Latin ſtet es geſchrieben" leſen zu können glaube; hierauf möchte etwa der angebliche Veldeck ſich beziehen, da, wo er von einem erſten deutſchen Dichter ſpricht, der die Geſchichte lateiniſch geſchrieben fand. Wir finden bei ihm aber noch eine andre Stelle S. 37.: wer aus Nichtglauben an die Erzählung, über den Waiſen (den unvergleichbaren Edelſtein, unio, in der Krone des Reichs) Urkunde verlange, der möge zu Bamberg auf dem Dom ſich die Geſchichte des Herzogs zeigen laſſen. Demnach müßte man annehmen, der Poet habe das Werk zu Bamberg nach einer dort verwahrten HS. gedichtet, die ihm ſo ſelten ſchien, daß er nur auf dieſe glaubte verweiſen zu müßen; denn welchen Sinn könnte ſonſt eine ſolche Berufung haben? Aber dieſe Stelle, beleuchtet durch unſre HS., klärt ſich auf einmal wunderbar auf. Hier findet ſich Bl. 83.b folgendes: „Es iſt noch heut wol bechant, in reiches krone man in (dem Karfunkel) ſicht, vnd leuchtet als ein licht; Sey aber hie indert ein man, der das märe welle han fur ein lugeliches werch, der komme hin ze Babenberg, der (l. er) vindet in do ſicherleich, Das verchund ich ew warleich; Von dem maiſter ich das hart, von dem es getiht ward, das gelaubt an argen liſt, ein vil wares getiht es iſt." (die letzten 4 Verſe kommen uns überaus ſuſpect vor). Der alte Reimer erzählt alſo, er habe in ſeinem Original (in leoniniſchen Verſen?) gefunden, der Weiſe werde zu Bamberg in des Kaiſers Krone geſehen. Der neuere

Autor, der dieſe Stelle nur dunkel im Gedächtniß behalten, beging nun, wie es ſcheint, den freilich nicht ungewöhnlichen Mißgriff, zur Bewährung der Fabel auf ſchriftliche Denkmäler in Bamberg zu verweiſen. (Von dem dermaligen Zuſtande der HSS. der Bamberger Dombibliothek mangelt uns alle Kunde.) Die ältere Stelle gibt übrigens eine Beziehung, rückſichtlich der Erſcheinung des hiſtor. Gedichts, an die Hand; vermuthlich war dieſes aus einem damals neu-erſchienenen lateiniſchen Werke hervorgegangen; der Autor deſſelben ſchrieb zu einer Zeit, als grade ein deutſcher Kaiſer ſeinen Hof zu Bamberg hielt, oder wenigſtens, als die Reichskleinodien dort eben ſich befanden; hiebei iſt es nun willkommen, daß die früheſte Erwähnung des Weiſen ſich bei Walther von der Vogelweide S. 127. findet, in einem kleinen Gedicht auf Kaiſer Philipp von Schwaben, 1197-1208.; es heißt dort: wie dieſem jungen Fürſten die Krone ſo wohl ſtehe, — „ſwer nu des riches irre ge (welcher Furſt das rechtmäßige Reichsoberhaupt verkenne) der schowe, wem der Weiſe ob ſime nacke ſe; Der Stein iſt aller Fürſten leite-sterne." Da des älteſten deutſchen Gedichtes indeſſen ſchon 1180. gedacht wird, ſo kann das Original unſrer HS. wol nicht mit K. Philipps Aufenthalt in Bamberg im Zuſammenhang ſtehen.

XXI. Wir kehren jezt zu von der Hagen's Einleitung zurück. Auszug aus Odo, als Beweis, daß er nicht Veldeck's Vorbild geweſen. Die rhetoriſch geſchriebene Erzählung, welche Andreas Presb. anführt, iſt ſehr wahrſcheinlich in einer Handſchrift enthalten, die von uns in der Bibliothek zu St. Ulrich in Augs-

burg gefunden worden; ſie iſt das Original der im 15. Jahrhundert gedruckten Ueberſetzung, (das Volksbuch ſtellt ſie merklich interpolirt dar), in welcher doch von Herzog Ernſt's, des Vaters, Todesart nichts vorkommt, deren Andreas Presb. erwähnt. Zuletzt Auszug des Volksbuchs, und der Dresdener Handſchrift eines Herzogs Ernſt in Meiſtergeſang, 54 Strophen. — Die Beſchreibung der Gothaer Handſchrift iſt umſtändlicher, als nöthig; dagegen fehlt die Beurtheilung derſelben ganz; was über die noch vorhandenen oder verwiſchten niederdeutſchen Formen geſagt wird, iſt unſtatthaft; hier alſo, wo der Verfaſſer abbricht, wollen wir nun anfangen; von Seiten der Kritik der Herausgabe wurde bisher noch nichts erwähnt. Vorher jedoch iſt die Anſicht dieſer Handſchrift rückſichtlich der angeblichen niederdeutſchen Formen näher zu begründen. Von der Hagen glaubte bei ſeiner Meinung über die Veldeck'ſche Autorſchaft conſequent: aus der verjüngten Abſchrift, und der Art, wie ſolche Abſchriften für Zeit und Ort geändert werden, müſſe man es erklären, „warum nur noch ſo wenige Spuren von Veldeck's angeborner niederdeutſcher Mundart ſichtbar ſind. Es ſind aber deren dennoch dort (in der Aeneis) wie hier: man ſt. nur" u. ſ. f. Die Entſcheidung, ob ein Gedicht des 13. Jahrhunderts urſprünglich hoch oder niederdeutſch geſchrieben ſey, beruht auf folgende Kriterien, 1) finden ſich keine Reime, die ſo nur durch den niederdeutſchen Dialect veranlaßt ſeyn konnten? Im Herzog Ernſt auch nicht einer; von der Hagen nennt als niederdeutſche Form brengen (Veldeck kennt es nicht, aber der Franke Hugo braucht

es oft), und doch verändert er S. 4. brengen als falschen Reim auf dingen in bringen. Den einzigen Reim, der hier zu erwähnen wäre, finde ich S. 14. der pfalzgreve; aber nun beweise einer, daß diese Form nicht z. B. auch bei den Franken gehört wurde; überhaupt braucht es hier viel Behutsamkeit, der Straßburger Gotfrid braucht mehrmals im Reime van st. von; 2) finden sich nicht grammatische Besonderheiten, die so nur die niederdeutsche Mundart anerkennt? hier nemt uns von der Hagen seyn mit haben (gewesen haben S. 36.), aber dieß kömmt bestimmt auch bei suddeutschen Poeten vor; 3) ob verschiedentlich eigenthümliche niederdeutsche Wörter und Ausdrücke vorkommen, wo es nicht zu vermuthen, daß sie an die Stelle andrer eingeschwärzt worden? von der Hagen nennt z. B. S. 27. butchen (Bütte, Boddich, Wanne), und doch kennt man eine Bütche in Baiern; kurz vorher steht das gar nicht niederdeutsch klingende „zwei bottelin" (bottechlin?); jenes steht statt butichen; ferner soll lager statt niedrig und man statt nur hier vorkommen; ich finde beides nicht (lager S. 25. ist mißverstanden), endlich bruch statt Wiese, ein Wort, welches bei dem Schwaben Hartman von Aue vorkommt! Die übrigen 9 Wörtchen (mete, sete, wechselnd mit dem gemeinen mite, site,) kommen einzig auf Rechnung der Abschreiber; 4) endlich findet hier das Axiom einer höheren kritischen Ansicht statt: daß dem niederdeutschen Dialect jenes Zeitalters eine solche Bildung, ein solches Vermögen der Sprache, wie es im Herzog Ernst sich kund gibt, völlig fremd war. Hiebei ist es

wol ſehr an der Zeit, einmal zu erinnern, daß Veldeck freilich ein Niederrheinländer war, aber (bis auf einzelne Formen ſeiner Heimath, niet, ſtatt nicht, gesage ſtatt geſach), zwar nicht oberdeutſch, aber doch hochdeutſch geſchrieben habe. Wir kennen leider nur ein Minnelied von ihm, welches rein niederdeutſch iſt.

XXII. Der Gothaer Codex aus dem XV. Jahrhundert trägt die Gebrechen der meiſten übrigen Handſchriften von jüngerem Alter an ſich. Durch die Miſchung des Hochdeutſchen mit niederdeutſchen Formen iſt die Reinheit des Tons nicht wenig geſtört; der häufige Gebrauch des i ſtatt e (offinbare, beſonders bei den Infinitiven, ſehin ſ. f.), findet ſich auch in ältern guten Manuſcripten. Enthält eine Handſchrift auch ſonſt häßliche Fehler, ſo erregt doch Gleichförmigkeit und Conſequenz ein günſtiges Vorurtheil für den Abſchreiber. Hier fehlt aber viel daran: vornemt, vernam; brif, gleich darauf brieff, ſodann gar briff; meinen, in der nächſten Zeile dinem, ſodann mpne; leihte, dann liht; bie, aber auch bepe; der marnare dgl. gehört dem XI. Jahrhundert an, ohne Zweifel iſt unterlaſſen worden, die e darüber zu ſetzen, wie hier überhaupt faſt keine Diphthonge vorkommen; ſun, ſon, ſun, nahe bei einander, das erſte ſteht in Reim, warum alſo nicht immer ſo abgedruckt; vrlup, vrloubes, vrlaubes, vrlub, auf demſelben Blatte! ougen, aügen, augen; owe ſonſt aüwe; ſliffun und ſtiefffun, als ob nicht nach ie ein Doppelconſonant widerſinnig wäre. — Schon aus dieſen Beweiſen der Ungleichförmigkeit iſt es klar, wie es

hier mit der reinen Orthographie, im Gegensatz zu den unrichtigen barbarischen Schreibweisen, aussehen müsse: yr, ymmer, das y gehört nur für wenige Wörter, had, stad, für hat, stat (Ort), ab statt ob (Conjunct.), nach oft statt noch, wodurch mitunter Zweideutigkeiten entstehen können, er reiste statt reizte des Kaisers Zorn; mynenclich statt minneclich, sie vilen statt vielen (v. fallen) vorher stund villen! „richtig einmal: es viel, nites statt nichtes; heer, weer, solche Dupplikation ist dem Alterthum fremd, helffen, vnnd, „von meinem münde", wo gar kein e über u statt finden kann; der iünge man, von einem iüngen m. weiß die alte Sprache nichts, es steht auch daselbst „von dem jungen", aber das j kannten die Alten nicht, zů, wo doch das e wol ein nachlässig geschriebenes o ist, vrlaube, wie kann hier u statt finden?; enelende (schon im Rother) statt elende, vihinde fast immer statt vinde, wodurch nun natürlich das Metrum leidet, S. 9. steht richtig: der vinde schar; zusampne, welche Härte statt ze-samen. — Die Verbesserung fehlerhafter Reime war eine der Absichten der Herausgeber; man sieht daher ungern, wenn hier Reime, wie kouf, touf: herren (S. 53. l. heren), eren: stissen, ußliessen: sitten, geriten: letzte, beste die poetische Form verunzieren; es kann hier doch in der That von zweifelhaften Fällen nicht die Rede seyn; einen Scrupel bei „letzte" kann freilich nur der haben, dem es unbekannt ist, daß bei den alten Dichtern nichts gewöhnlicher, als leste. Bei dem Abschreiber fehlt es auch hier an Consequenz, er reimt richtig ture, gemure, und dennoch auf derselben Seite teu-

wer, gemeuwer; ein andermal ſteht „uß der mauwer", nachher „an die muren", wie ſchwankend alles dieſes!

XXIII. Die Harmoſis des Metrums gegen die Entſtellungen der Copiſten zu vindiciren, lag nicht in dem Plan der Editoren; die Handſchrift des Herzogs Ernſt iſt von der Seite, daß ſie durchgängig keine Wörter, und der Sylben nicht gar zu viel unterdrückt, noch ziemlich zu loben. Erſt der 7te Vers iſt um eine Sylbe tronquirt „Vnd als man ſinget vnd (l. vnde) liſt"; ſteht doch nachher beſtimmt „das wil loſen vnde triegen." Sogar Hans Sachs braucht noch, ſobald es das Metrum fodert, unde. Weil man ſolche der alten Sprache eigenen weichen Sylben nicht beachtete, ſo erſcheint in Tieck's Minneliedern z. B. ſo mancher Vers als Unvers, woran, nach meinem Gefühl, jeder Anſtoß nehmen muß; es iſt kaum begreiflich, wie alle bisherigen Herausgeber die Abbreviaturen vñ, vm̃ nicht nach des Metrums Erfoderniß in vnde, vmbe oder vnd, vmb aufgelost haben; die längeren Formen finden ſich ja oft genug vollig ausgeſchrieben. (Einige haben aus vñ ſogar ein den Alten unerhörtes vnn gemacht!) Ueber die Stöhrung des metriſchen Accents wollen wir hier nur das einfachſte Beiſpiel anführen, S. 11. „Einer bete er (bete, wie bei den Ital. Dichtern ausgeſchrieben, man leſe aber: Einer bet' er) an uch gert, Der ie in billich gewert"; Durch dieſe Stellung leidet der Rhythmus, da bil in die Theſis fällt, und die übrige Sylbe lich zu ſchwach iſt, den Accent zu tragen; unſtreitig ſchrieb der Dichter: „Der ie billich in ge-

weet", und nicht etwa: der se in billichen gewerk, aus dem Grunde, weil der Mißklang schon von selbst sich kund gibt, und weil unsere Poeten den Vers des zweiten Reimes gern in der Mensur des vorhergehenden (hier: einer bet' ꝛc.) dichteten. — Ueber die beigefügte Interpunction bemerken die Herausgeber „sie ist gewiß ein Hauptmittel des Verständnisses, und gern geben wir darin das unsere einem besseren Preis; zuweilen wird sich auch hierin die Zweifelhaftigkeit desselben anzeigen." Wir wollen hier gleich einige Stellen auszeichnen, wo die Interpunktion geändert werden muß; zweifelhafte Fälle gibt es allerdings, aber, bei sonst richtigem Text, überaus selten. Vers 20. So ist das gebet ein suſſer bote, (kein Semicolon.) Das (welches Gebet) der mensche. s. s. 103. Fremde lant vnd (in) enelende, (hier ein Semicol.) Der edele iunge (wol überflussig, es steht schon vorher) genende; dieses Semicolon muß ganz wegfallen; der Schluß ze leit ist unrichtig, statt erleit (erlitt). 114. Hier sollte ein Punkt stehen, dagegen V. 117. statt des Punkts ein Semicolon. 531. Hier findet kein Komma statt, vgl. 546. — Rücksichtlich der Absätze ist die Handschrift ebenfalls nicht genau, V. 58. sollte der Anfang der Erzählung: „In Baiern ein herzoge was" doch wol einen Absatz bilden; nach V. 120. findet eine natürliche Pause statt, eben so bei V. 585. Mehrere solche Stellen anzuführen wäre überflussig.

XXIV. Nach allem diesen darf nun erst von wichtigeren, sinnstörenden Fehlern jeder Art die Rede

sepn;

ſeyn; ſie entſtanden durch zufälliges Verſchreiben, dadurch, daß das Antigraphon unleſerlich war, durch die Oſcitanz oder auch unzeitige Naſeweisheit der Copiſten; kam aber nun vollens ein von jeder Bildung entblooter, roher Schreiber zu dieſem Geſchäfte, wie wir's beim Wigamur ſehen werden, ſo konnte aus dem ſchönſten Werke der elendeſte Miſchmaſch werden, im Fall kein Andrer die Copie mit dem Vorbilde confrontirte. Die Handſchrift des Herzog-Ernſt iſt nicht frei von ſinnſtörenden Fehlern; doch ſind die wenigſten von der Art, um die Kritik an ihrer Reſtitution verzweifeln zu machen. Was wir der Auszeichnung werth fanden, iſt folgendes:

V. 8. Von die, das es geſchriben iſt, l. dar, woſelbſt. 40. Brou Minne an is gewerre laß, l. geverte, wofür es nicht an Belegen fehlen würde; ein Subſt. gewerre gibt es überdieß nicht einmal. 116. In tugenden lande; von einem Lande der Tugend kann hier die Rede nicht ſeyn; ſoll wol heiſſen müſſen: in lugende lande vil (viel der Lande) erfarn (durchreiſet), wie denn auch das folgende darauf hindeutet. In dem vorhergehenden Verſe 79. „Der in tugenden mißewende ſloch," ſcheint mir ein ähnlicher Mißgriff verborgen zu liegen. 135. Allerdings finden wir es mit Gottſched befremdend, daß hier, wo von Otto's Werbung um Adelheit die Rede ſeyn ſollte, von Ernſt's Reiſe nach Griechenland erzählt wird. Man denke ſich indeſſen den Zuſammenhang ſo: nachdem Otto's erſte Gemahlin geſtorben, und Ernſt aus Griechenland zurückgekehrt war, ſchreitet Otto zur Wahl einer zweiten Gattin. 312. Ich en-ruche, wers dem andern (l. denn anders) ſaget. 400. Rede locket, l. reide löckel, denn es wird doch wol der Plural. ſeyn! 405. ſundern loſen, l. ſunder, separatim. 418. Und die ym . . ein

corrumpirter Vers. 484. Do manchen, l. so manchen, nachher aber V. 646. l. statt so sprach, do sprach. 493. Des leisten sie vil; vil sagt hier gar nichts, und muß ausgestoßen werden. 465. vertausche man das niederdeutsche mogen, togen, mit mügen, tügen, wie V. 634. 521. Kan ich an eynem manne spehen, l. ienem; correspondirt dem vorherg. „Dirre sagit: dér man ist gut; es wäre zweckmäßig, auf diese Art dem Artikel, wo er δεικτικῶς steht, einen Accent beizugeben. 522. God musse, l. müsse, der Optativ, wie ja auch S. 3. steht, dagegen ist das folgende: Eines müs ich sware tragen, unrichtig, das überschriebene scheinbare e galt hier dem Abschreiber unstreitig ein o. 500. „Einen man er bespochet (besprochen?) het, Der die selben märe, Als ym nicht zu wissen wäre, (ware, Conjunct. ist gegen die Grammatik) Vf Ernsten die selben rede sprach, Als Heinrich ym da veriach.“ Ausser, daß der dritte Vers keinen Sinn gibt, ist die fatale Repetition dieselben nicht zu dulden. Ohne Zweifel ist hier was versetzt: „der die selben märe, Als (als ob) im nicht zu wissen (?) wäre, Was Heinrich im (dem Kaiser) ô (oder: da vor) veriach, Vf Ernest lugenlichen sprach“; auf diese Art erhält man doch einen passenden Sinn. Der erwähnte Verstoß gegen die Grammatik wiederholt sich 823. „Die stat belegen (belagert) war, l. wär, da der Conjunct. hier nothwendig; es scheint, der Abschreiber habe die Bezeichnung der Diphthonge dem Ueberleser vorbehalten, wir haben mehrmals in solchen Handschriften gefunden, daß diese Bezeichnung über dem Grundvocal mit roter Dinte nachgetragen war. 606. Auch wolt ich mich des da myner schemen, man verbessere: des immer. 629. Besser würde hier stehen: Sie ist doch so getruwe, Vnd treit al-solche liebe mir; nachher ist: Wenn sie an myn sterben kur, wol in „wenn daz sie an min (wol blos min, oder an mir) sterben kür. 685. Wand er, l. es. = 709. „Der bote snelle nach im (Ernsten) leit (Impf. von iagen, eilen; oder stand hier von im, Hein-

vichen?), Bf. sinen slage (beſſer sla, Jährte) er (Heinrich) nach im (dem Boten) reit"; ſo, glaube ich, muß dieſe Stelle genommen werden. 477. Das ſie ſchiden von leben, hier ſollte der Artikel, von dem, nicht fehlen. 490. Manig vrs man bevande; ſollt' es damit ſeine Richtigkeit haben? = 857. Manig wertlicher man, unſtreitig werltlicher, und nicht wertlicher, aber waitlicher, wie von der Hagen meint. = 968. Wol er ſich, l. wolde; nachher l. Er haſtet yn, ſtatt Je. = 1005. Her hu mir ich das nym, Er iſt uß trinven doch geborn; hier leſe ich: Herre, uf mir — und: Er iſt zu trinven. — 27. Ich den keiſer an ſynnen las; ein ungeſchickter Vers; vermuthlich: Ja iſt der keiſer an ſinnen laß. 87. Das ſie deheim kein gnade funde; man l. deheine; daheim hätte hier nichts zu thuen; es beweiſt nur, daß das Original wirklich deheine hatte, dem der Copiſt ſein geläufigeres kein zuflickte. Deheinen ſteht auch Vers 2811., dieſe Form ſollte daher überall, wo der Vers es fodert, reſtituirt werden. 95. Ernſt klagt Gott ſein unverdientes Mißgeſchick: „Und hat, das er im bare Hulf, als er ym ſchuldig ware"; eine ſonderbare Anmuthung, ich denke, es wäre ſchicklicher, wenn wir, durch des Abſchreibers ſ.ſ.ſ.d uns nicht verführen laſſend, „als (ſo gewiß) er vnſchuldig wäre" ſetzten. = 1141. Nach „ſo lieſſe ſinen mag" ſteht das Komma unrichtig ſtatt Semicolon oder Punctum. Auch in der folgenden Zeile ſollte ein Semicolon geſetzt ſeyn: Dér (der Kaiſer, nicht Heinrich) mußte ſich dieſe Spitzrede gefallen laſſen; er dankte Gott, daß er davon kam. 63. An ſiner ereſte lage, vielleicht lage? = 319. Nach „widergelde" darf keine Interpunction ſich finden; es iſt hier der Gegenſatz zu den von den Stadtmauern Erſchoſſenen. 337. Gar wunderbar trimen hier Otto (ſtatt Otte) und zu ſpotte mit einander. 489. Verſchiedene Direction der Armeen, Otto ſelbſt „zogete voſſe bi dem vnde", hier iſt ein Fehler verborgen; vnden kennen wir nur im

Plural. 515. von der herren freiſe, l. herten, wie v. 3587. 587. phant recht, wol beſſer phant-recht. 663. Der bekannte Comparat. weger erſcheint hier in der monſtröſen Ausdehnung: wegerer. 784. Nu (l. die) muſten ſich darumbe pinen; ſonſt fehlte ja das Subject im Satz. 966. Die werden graſeuwer, vielleicht: die werden (man) gar ſur? Jenes gibt gar keinen Sinn. 977. Das ic engeſtlich geverte; das iſt hier ganz wegzuſtreichen, und mit „Ir“ ein neuer Abſatz anzufangen; der vorhergehende Vers ſollte ein Punct haben, dagen muß V. 1975 ſtatt des Puncts ein Komma ſtehen. = 2042. In wieter tieffe graben groſ, man l. Ein witer tiefer graben gros. 241. Ein verſtümmelter Vers: Die werden (do?) zu (tiſche?) ſaſſen. 264. Nach ſchinen ſetzt ein Semicolon. Das übrige leſen wir ſo:

1. Sie funden vnmäßigen hort;
2. Der gadem, wende vnde bort
3. Do (ſtatt die) waren (des, fällt weg) wol beraten (;)
4. Spiſen vnde keler (ſtatt kaeler) haten
5. Guten trank u. ſ. w.

Im 2. V. ſteht in der Handſchrift lort, wofür von der Hagen ort vorſchlägt; im 3. V. iſt die ſtatt do gleich gut, nur hat des hier keinen rechten Sinn; ſtatt beraten hat die Handſchrift braten, und im 4. Vers ſtatt ſpiſen, das corrumpirte Speiſus. Speis heißt im Oberdeutſchen die Speiſekammer; dem halb-niederſächſ. Abſchreiber war das Wort unbekannt; daher der häßliche Fehler.

Spiſegadem ſteht deutlich Vers 2710. 285. Da huben ſie all; wol zu ſuppliren „ſie ir leiſen all.“ 290. Nach „werden froliche“ iſt ein Semicol. zu ſetzen, im folgenden Verſe aber wegzuſtreichen. 398. Drum ellen breit, iſt unverſtändlich, etwa drumbe? 443. „Als er wer gemermet, la“; vielleicht: gewermet la? 450. bottelin, die

gemeine Schreibung dürfte ſeyn, bottechlin, und V. 1460. bottichen ſtatt buttchen. 463. Die recht, l. Die richt .. in all der burg al-umbe; das erſte all iſt hier völlig überflüßig. 483. Ehir wir dem entrinnen; offenbar fehlt nach dem das Hauptwort, etwa tode? 510. Das manche beruwe, muß doch wol heißen: das mancher beruwe, oder manche beruwen; 2512. Vnd alle angs ane gar, l. vnd aller angeſt âne gar. 536. iopel, ſodann kopfen (Becher) deuten wieder auf die oberdeutſche Heimath des Dichters. 625. geſicket, l. geſchicket. 920. Da lag auch gros iamer ſagen, wird wol heißen müßen: Nu lat ioch grozen iamer ſagen. 940. Das ſin heer wer ym erſlagen, l. Das ſin herr im wär erſlagen; wie war es möglich, ſolche Flecken nicht auf der Stelle zu tilgen! Uns wäre es unmöglich, ſo etwas nur in eine Abſchrift aufzunehmen. 963. Werden Freuden wan; eins muß herausgeworfen werden; freuden wân ſcheint wol vorzuziehen zu ſeyn; werden wird das oben-hin geleſene vröuden ſeyn. = 3054. Sur was [alda] yr lonen; ohne das eingefügte Wort iſt dieſer Vers mank. 106. „Yr roß vnd ſie vil neigten", dieſes ſteht hier, weil man einen Reim auf erzeigten brauchte; die Handſchrift hat wegeten; das richtige iſt: veigten, von veigen, interimere. 263. Man leſe: Vnd das wir in ſo wert empfahen, mit fliſſe ſullen wir des gahen; das folgende: ſinen lichnam ſ. f. iſt als Appoſition zu in zu nehmen. Statt des vorhergehenden machte muß mache geſetzt werden. 524. Die Worter ſang und ſüſſe kommen auf eine unangenehme Art in 3 Verſen doppelt vor. Etwa möchte zu leſen ſeyn: Galander, droſſel vnde vinken, Frawt' ſie dér, die hät der walt; Mit ſuſſem done manigfalt Hüb ſich der (ſtatt Vndern) vogeline ſanc; doch könnte in vndern auch vnd andrer vogel. verſteckt ſeyn. 550. Das Unverſtändliche dieſer VV. finde ich eben nicht; lute iſt: gab einen Laut; das vorhergehende von ſollte vielleicht vor heißen. Nach ſaltz ſteht beſſer ein Semikolon. 580. Gegen Gote was fliſſe

yr ruff; man schreibe: „Gen Gote was mit fliz ir rûf.“ 601. Das yn war (wac? wärr?) zu dem libe nicht. 629. Statt wirt, welches hier nicht paßt, l. wit. Der Text erscheint von hieran mehrere Seiten hindurch ziemlich correct; ob der Mißgriff S. 43., wo Olbenden und Elefanten zugleich, als verschiedene Thiere, genannt werden, von dem Verfasser herrühre, ist uns unwissend. Die Wundermenschen V. 3975. „mit breiten oren langen“ erinnern uns an einen durch Nichtunterscheidung des t und c in der Einleit. S. 18. fortgepflanzten Fehler; die dort angeführten Panochi sind nämlich Zweifels ohne in Panôthi zu ändern; es ist das Griech. πανωτος, was schwerlich bei einem Lexikographen vorkommen dürfte. = 4556. Ernst der herre nicht verbirt (das Präs. statt des Impf.), Er hies ym sicherlichen Eynen wirt reichen Vnd gute herberge nemen; Das Unterstrichene hat ganz das Ansehen eines ungeschickten Glossem's. 662. iahen, l. gahen, eilen. 689. karrast ist kein Wort, es muß karratsch heißen. In Eschenbachs Wilh. d. Heil. steht sogar S. 142. „Ehtweder eyn karte (karre S. 94.) oder eyn wagen“, wo ein sehr altes Fragment richtig liest: Eintweder karratsch oder wagen u. s. w. Eine Beschreibung desselben, ohne den Namen, findet sich in Stricker's Carl. Vgl. das ital. Carroccio, in Jagemann's WB. 715. Der glast yr (l. irr, ihrer) waffen cleide Benam yr (l. iren, Schin ist ja nicht gen. neutr.) schin der heide. 721. Da wart entzwei vil manig schaft Gefromt; besser wäre gedrumt, welches poetischer ist, und gerechtfertigt wird durch S. 14. „vor den rotten manig schaft wart entzwei mit tiostes craft uf beiden heren da gedrumt“. 726. Die waren das erste, vermuthlich ist des ersten zu lesen. 768. Eine durch Interpunction und auch sonst verderbte Stelle, die wir auf folgende Art wieder herstellen: Die Heiden waren dort

— uſt heier ſlachte tot	Die heiden vf zweier ſlahte tot
Der ſele vnd der libe,	Der ſele vnd ovch der libe;
Auch in dinſte werder wibe;	In dienſte werder wibe
Jr ritterlich geuerte	Jr riterlich geverte
Gab den Criſten ſtriten herte ꝛc.	Gab den Criſten u. ſ. w.

Man ſieht, daß auf dieſe Art die ſchleppende Verbindung des dritten Verſes beſeitigt, und dafür eine mehr poetiſche Conſtruction gewonnen iſt. 774. Da wart von beiden herren wol geſtritten; es iſt ja „von beiden heren“ die Rede. 791. In 8 Verſen ein ungeſchicktes viermaliges und; ebenfalls ſteht hier manig, manchen, manich gar übellautend hintereinander; ſo hat zuverläſſig der Auctor nicht geſchrieben. 939. Vß frauwen münde geſprochen; im vorhergehenden Verſe ſteht Von frauwen gute; muß alſo wol heißen: Vß ſüßem munde da geſprochen. = 5039. Es enwart ny luten das (offenbar bas zu leſen) erbotẽ. 102. Er vnd ſiner groſſer Canane; ſiner ſtatt ſin iſt gegen alle Grammatik. 114. Des noch ſin ſele wacht; wird als unverſtändlich bemerkt; der Vers muß heiſſen: Des noch ſin ſelde wachet; ſo ſteht z. B. bei Otto von Botteul. S. 16. b. „Des ſelde wachet.“ 180. Das ir . . widerkomet, An hohen freuden mir das verſrumet; dieß wird in verſromet gewandelt, damit der Reim nicht falſch ſey. (Wenn nun aber der Verfaſſer wider kumet geſchrieben hätte.) Derlei Aenderungen verſtehen ſich von ſelbſt und bedürfen keiner Anzeige, ſogar brauchte es nicht einmal von den Herausgebern bemerkt zu werden, wenn ſie das ganz unſtatthafte verſrumet gleich in frumet oder fromet geändert hätten. Verfrumen, wenn es ein ſolches Wort gäbe, würde der Analogie gemäß ſchaden, ſchädigen bedeuten. 250. Hier wol eine Lücke, da von Ernſts Ankunft und Aufenthalt in Rom nichts vorkömmt; ſonſt auch iſt unſer Autor viel zu gebildet, um eine ſo monotone dreimalige Conſtruction mit da hin-

tereinander sich zu erlauben. 373. Dar engen, muß heißen: Dar engegen, oder bloß dar gegen. 425. Die Botschaft, „die dir mit dem Worte bracht Gabriel, der din erdachte; unzweifelhaft ist Gabriels zu lesen, denn „der din erdachte" (dich ausersah) geht doch nothwendig auf Gott selbst. 524. Sich freuwete ires libes fruchț, Frawe Adelheiten der keyserin Was Ernst ir clarer sonnen schin; fehlt wieder im ersten Verse das Subject; man darf unbedenklich ändern: Sich freuwete irs libes fruht Frowe Adelheit; der keiserin u. s. w. 551. Das was uß beider lande (,) Freuwet sich der wigande; mit Recht ändert von der Hagen beider in Beier; aber statt was hier Volk zu reponiren, ist nicht so plausibel; möglich gingen 2 Verse vorher: Alles, so — „Da was uß Beier lande s. f.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Philosophische Fragmente,
aus Hülsens literarischem Nachlaß.

Vorwort.

Indem ich den literarischen Nachlaß meines Freundes Hülsen in folgenden Blättern dem Publikum übergebe, erfülle ich den mir geäußerten Wunsch einiger der ersten Schriftsteller unsres Vaterlandes; und manchem andern trefflichen Manne thue ich damit auch wohl unbekannter Weise einen Dienst. In der That sind diese wenigen Fragmente der ganze literarische Nachlaß eines so reichblühenden Geistes, wenn wir jenen Ausdruck im eigentlichsten Sinne nehmen wollen. Hülsen lebte weit mehr, als er schrieb, und was er schrieb, richtete er wieder viel öfter an einen oder

den andern gleichgestimmten Freund, als an das gesammte Publikum. Ja, ich möchte sagen, gerade in solchen Briefen sprach sich sein ganzes Wesen viel reiner, kräftiger und deutlicher aus, als in irgend einer seiner für den Druck bestimmten Schriften. Ohne daß ich gerade behaupten will, Hülsen hätte bei seiner oft geäußerten Vorliebe für die Philosophen des alten Griechenlandes, und namentlich für Sokrates, wirklich eben in ihnen die vollständige Befriedigung, die sein Sinn erheischte, jemals gefunden, oder finden können, glich er ihnen doch wenigstens darin vollkommen, daß die Lehre von Mund zu Mund in Gesprächsform, nicht in den Hörsälen, sondern vielmehr in den Laubengängen einer Akademie, am göttlichsten von seinem Munde quoll. Wer ihn jemals über die Pendelschwingungen und ihre tiefe Bedeutung hat sprechen hören, wird sich nicht ohne begeistertes Entzücken des Lichtes erinnern, das dabei seinem mildglühenden Auge entglänzte, während die Worte, wie von dem Weltgeiste eingehaucht, klar und lieblich über seine Lippen strömten. Auch ganz unwissenschaftliche und unvorbereitete Menschen horchten in stiller freudiger Andacht auf, und eine tiefe Ahnung seiner hohen Ansichten zog durch ihre erweiterte Brust. — Wie viel sich in den nachfolgenden Fragmenten davon abgespiegelt hat, kann ich — als zu nahe mit seiner Art und Weise und mit der Erinnerung an seinen mündlichen Vortrag vertraut — nicht genau bestimmen. Aber wiederfinden läßt sich auch hier dies göttliche Element. — Wer möchte ohne Rührung den Schluß des ersten Fragmentes lesen!

„Und, wie es das göttlichste Wesen des Gei-
„stes ist, zuweilen in sich mit seliger Anschau-
„ung, alles wissend und erkennend!“

Und hier bedenkend, daß die Lücke durch die That ausgefüllt ist, daß Hülsen vor dem Weiterschreiben wirklich noch tiefer hineingieng in die selige Anschauung, durch die schmerzlichen Pforten der Krankheit und des Todes hindurch — wer

fühlte nicht eine tiefe, labende Wehmuth durch sein Inneres ziehen!

Die Mittheilung dieser Blätter ist eine Anfrage, ob ein Publikum, dem Hülsen, — frühe durch Fichte und Friedrich Schlegel angekündigt und empfohlen — als eine bedeutende Erscheinung aufzugehen begann, ungeachtet der nachherigen literarischen Schweigsamkeit des edlen Geistes, noch Liebe genug zu ihm bewahrt hat, um ein Bändchen, aus seinen Briefen und andern Aufsätzen mit Bescheidenheit gesammelt, freundlich aufzunehmen. Da würden erst die stärksten und zartesten Strahlen dieses eben so milden als ernsten Lichtes zur allgemeinen Verbreitung gelangen.

Mitwirken nach Kräften würde ich zu einem solchen Unternehmen, aber das Hauptgeschäft würde für Erich von Berger, den Verfasser des Werks: Philosophische Darstellung der Harmonien des Weltalls, und andrer interessanten Schriften, aufgehoben bleiben. Da ich, — obgleich schon als Knabe Hülsens Schüler — auf ganz andern Bahnen ging und gehe. Denn eben von strenger Schülerschaft hielt mein verklärter Freund so wenig, daß schon in jenem Unterrichte der Keim zum eigenthümlichen Denken und Handeln kräftig gesäet ward. Und so bin ich denn auch ein ganz Andrer geworden, Einer, der in den nachfolgenden Blättern keineswegs zugleich seine eigenen Ansichten und Ueberzeugungen giebt, während Bergers weit spätere Freundschaft mit Hülsen in gegenseitiger reiner Freiheit und Selbstständigkeit zum vollkommensten Akkorde gedieh. Denn hier fand eine wirkliche prästabilirte Harmonie der Gemüther und Strebungen statt. Aber im Höchsten einig mit den Beiden habe auch ich niemals aufgehört, von ihnen verstanden zu werden und sie zu verstehen, so daß ich getrosten Muthes mit Berger im Verein Hand an jene Darstellung Hülsens legen darf, eben von meinem Standpunkte aus hoffentlich zu der allseitigeren Vollendung des Bildes beitragend. Es wird nun von Euch ab-

hängen, deutsche Landesgenossen, ob Ihr durch eine freundliche Aufnahme der folgenden Blätter Euch einem solchen Unternehmen günstig und förderlich erzeigen wollt.

Friedrich Baron de la Motte Fouque'.

A.

Ueber das Wesen und die nothwendige Form der Wissenschaften.

Man nennt eine Betrachtung wissenschaftlich, wenn sie durch fortgehende Konstruktion auf ein Erkenntniß gerichtet ist, und in der Einheit der Form es objektiv darstellt.

Jede wissenschaftliche Betrachtung ist entweder unmittelbar der Ausdruck einer Idee — der Tendenz nach wenigstens — oder doch mittelbar, durch Beziehung auf schon vorhandene Wissenschaften. Im leztern Falle sind diese ihr objectives Zeugniß für die wahre oder falsche Ansicht ihres Gegenstandes, durch die Autorität der Wissenschaften. Im erstern Falle aber will sie von sich selber zeugen, und nur die eigne Idee ist ihre Autorität. Die Idee jeder Betrachtung aber ist als frei in sich selbst, durch Reconstruction ihrer Darstellung zugleich ihre Kritik; die Kritik also überhaupt die vorauszusetzende höchste wissenschaftliche Betrachtung und darum für alle Wissenschaft auch die höchste Autorität. Indeß kann die Kritik diese Autorität nur ausüben, in so fern sie selbst

objectiv wird durch wirkliche Beurtheilung. Also tritt sie in ein gleiches Verhältniß mit der Wissenschaft, und so lange sie daher nicht Eines ist mit dieser, geziemt ihr wol ein bescheidnes Verfahren, damit wirklich auch Wissenschaft — ihr Verständniß in der Idee — und nicht etwa ein eitles Maxem nur gefordert werde.

In welchem Sinne wir gegenwärtige Betrachtung anstellen, ist durch die Aufgabe klar. Es haben die Wissenschaften fur uns kein äußeres Verhältniß unsers Lebens; sondern sind selbst unser eignes stilles Leben geworden. In ihnen lernend, haben wir nicht gelehrt. Wenn wir daher als Fremdling vor Männer erscheinen, die mit öffentlichem Beruf von der ewigen Blüthe des Geistes Zeugniß geben; treten wir nicht in ihre Bahn mit Belehrungen für sie; wir möchten die Jünglinge nur erforschen, die so leicht durch gewohnte Lehren der Meister im Symbole befangen bleiben; aber durch neue und ungewohnte, wenn auch unbedeutende, Worte, den tiefen Sinn der Zeichen oft plötzlich ergreifen lernen.

Wie scheinbar verschieden auch unsere Wege seyn mögen; doch ist die Bahn eines jeden, auf ewige Weise in sich geschlossen, selbst nur Eines mit dem Leben; also nicht hier oder dort, noch durch Verhältnisse bestimmt, die uns Auszeichnungen vergönnten. Alle wandeln wir die gleiche. Das Ziel aber ward einem jeden in eigner Brust gegeben, so wie er es erkennen möchte; die da meynen, es in irgend einer Zeit zu erringen, oder in ihr es errungen zu haben vielleicht schon wähnen, sind ihm unendlich fern, und

ſchmücken eitel nur ihre Stirn mit der welkenden Palme.

Uns, wie manchen, hat es geſchienen, daß, wer von Wiſſenſchaften reden will, wohlbeſcheiden ſeinen Mund öffne, und ſeine Worte nur verlauten laſſe, als ob ſie nichts bedeuteten. Dies iſt die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, und nach dem Spruche des Alterthums aller Weisheit Anfang.

Dies Leben, iſt uns geſagt worden, ſey eine Zeit der Prüfung für uns. Aber wir haben den Sinn dieſer Worte nicht verſtanden. Wir haben wol geglaubt, zu etwas Höherem berufen zu ſeyn, aber es nicht erkannt. Daher tröſteten wir uns fälſchlich, indem wir doch feſt hielten an der Zeit und ihrem verderblichen Scheine.

Wenn wir dieß allgemeine Mißverſtändniß in ſich ſelbſt betrachten, und abſehen von dem Geiſte, der ſich uns einzeln offenbarte, oder auch unſichtbar ſelbſt in der Kraft des Glaubens und der Unſchuld der Natur unſern Irrthum verſöhnte; dann wird das Leben in ihm uns wie ein Schreckbild erſcheinen, wie eine furchtbare Verzerrung des wüthenden Wahnſinns.

So gewiß wir eines Geſchlechts ſind, und von den Göttern nur abſtammen; müſſen wir alle auch zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit berufen ſeyn; alle auf gleiche und auf nothwendige Weiſe. Und doch beſteht ein Bund unter uns wie von Auserwählten, die durch beſondere Veranſtaltungen die Erkenntniß der Wahrheit in ausſchließenden Beſitz genommen, und ihrer Erforſchung oft ſogar ihr ganzes Le-

ben widmen. Welches Verhältniß setzen wir doch zwischen uns und dem Volke.

Jenes Grundverhältniß wird angenommen als in sich gottlich und ewig, mithin als heilig und unverletzlich. Es muß auch wirklich daher kein anderes — menschliches — neben ihm Statt finden, noch je Statt finden können. Diese Beziehung, fodern wir, soll unser besonderes Verhältniß — der Bund der Gelehrten — schlechthin ausdrücken, also in ihm nur Einzig seine Erklärung finden, und anders nichts bedeuten.

Wir werden vielleicht behaupten, daß wir eben durch unsern Bund die Lehrer und Führer des Volks geworden, das Volk aber, berufen zu jeder Erkenntniß der Wahrheit, die im allgemeinsten Verhältnisse ihm nothwendig ist, sey noch die ursprüngliche, durch uns nur erhobene, und durch den Einfluß unsrer Wissenschaften immerfort zu erhebende, zahlreiche Klasse der Schüler. Es trifft aber diese Behauptung gar nicht unsere Foderung. Denn eure Schüler sind nur die, welche ihr selbst in den Bund als Meister wieder aufnehmt. In diesem Kreise ist die Erkenntniß der Wahrheit abgeschlossen, und die Lehrer des Volks sollen es auch wirklich nicht mit ihren, sondern mit den Lehren des Glaubens zu thun haben. Aber hättet ihr auch Recht; welche Nutzanwendung für unsre gesammten Nachstrebungen! Wahrlich, das Volk giebt schlechtes Zeugniß von seinen Meistern, und es richtet wahrhaft uns selbst und unsere gepriesensten Erkenntnisse.

Wollen wir nun diese Anschuldigung wirklich nicht verdient haben; so mögen wir daraus den Verdacht

auch schöpfen, daß das gemeynte Verhältniß zwischen uns und dem Volke gar nicht existire, daß vielmehr jenes Grundverhältniß noch wahrhaft das Einzige sey, wir selbst mithin, nur Schüler, ganz zum Volke gehören, und in dem gleichen göttlichen Berufe mit ihm nur wirklich leben und sind. Möchte es sich so mit uns verhalten; so werden wir die Meynung von unserm Bunde erst ganz müßen aufgeben, und zurückkehren, nicht zum Volke, denn in ihm leben, weben und sind wir — sondern zu den Kindern, um den gemeinschaftlichen Beruf zur Erkenntniß der Wahrheit erst in dem reinen Sinne der Natur wirklich zu deuten und so in uns aufzunehmen. Die Geschichte der Wissenschaften bestättigt es uns noch immer, daß nur ein einfaches Gemüth zur Anschauung der höhern Wahrheit gelangte, und daß die Philosophie, welche in diese Wahrheit uns leiten soll, nie himmlischer und reiner hervorgetreten ist, als in dem wundervoll kindlichen und eben darum nur göttlichen Leben des Sokrates.

Betrachten wir uns nun alle in dem gleichen Verhältnisse zur Wahrheit; so verstummt die Sprache bei der heiligen Stille und Offenheit des Kindes, und wir möchten ihre Laute, nachdem wir unser Angesicht weggewenden von dem Wahne der Welt, zum erstenmale vernehmen von den Lippen der Unschuld. In diesem Auge nur will das göttliche Licht ausstralen, und alles erhellen und verklären, und die Erde soll nicht mehr seyn die Menschenleere Wüste, sondern freudig hervorgehen mit unsterblichem Leben, wie in den Tagen ihrer Schöpfung.

Es ist umsonst, zu reden, wo das Ohr nicht hört, und das Auge nicht sieht das Entzücken der Seele. Wer ist berufen, und wer nicht, zur Wahrheit? die, welche kommen aus der innern Welt des Lebens, zeugen von uns allen. Die, welche zurückkehren in das verlaßne Heiligthum, und von neuem aufblicken in die ewige Sonne, werden ihr Licht nun sehen, und den Geist in ihm erkennen.

Die göttliche Wahrheit hat in sich keine Grade. Man erkennt sie nur, und man erkennt sie nicht. Wie nun die Jünger zu ihr berufen sind; so sollen sie auch nur lehren, was sie lernen. Was sie aber lernen, kommt nicht von Menschen; denn diese alle sind die Jünger. Alle Wahrheit ist darum nur göttliche Wahrheit, und kann nimmer menschlich, sondern nur auf göttliche Weise erkannt werden.

Wir glaubten Vieles zu erkennen, und die Meister selbst zu seyn. Aber das Viele war unser Irrthum, und der letzte, der Inbegriff aller Irrthümer.

Jünger ist der nur, der alle seine Erkenntnisse auf den Meister bezieht; also auch nur erkennt, was ihm der Meister offenbart hat.

Alle unsere Erkenntniß der Wahrheit ist höhere Offenbarung.

Meister aber ist der, dessen Erkenntniß schlechthin keine höhere Relation ist, der absolut also erkennt, und dessen Wesen demnach sein Erkennen selbst ist.

In

In welchem Sinne wir nun unsere bisherigen Erkenntnisse zu begreifen haben, ist klar durch sie selbst. Alle Relation fällt in ihnen weg, denn unser Verstand ist der Meister und ihre höchste Beziehung. Eine andere nicht achtend, hat er auch darum gegen jede Offenbarung sich aufgelehnt, und, so viel er gekonnt, in jeder den heiligen Sinn verunstaltet. Dies war und ist noch jetzt das Schicksal aller Lehren, welche begeisterte Zungen uns ausgesprochen haben. Der redendste Beweiß von dem irdischen Wesen unsrer Erkenntniß ist aber in unsern Tagen noch der Unterricht unsrer Jugend. Der Sinn ist vertrocknet, die Seele erstorben; breit nur das Wort und tief die Leere. So muß die innere Welt des Kindes erst untergehen, und aufleben in der Klugheit, da sie es in der Unschuld nicht kann. Das Verfahren ist konsequent. Denn wenn der Meister erst auf Erden ist, so sind es nicht die Jünger, sondern aufgenommen durch ihn in das Reich der ewigen Geister.

Aber wie wir in dem Wahne, selbst die Meister zu seyn, unser wahres Verhältniß auch nicht erkannten, so sind wir auch in ihm nicht die Jünger gewesen, die ihren Beruf verstanden, und die Stimme des Meisters vernommen hätten. Wir blieben im Volke, und so weit wir uns auszeichneten, ist es Verwirrung und ihr Dünkel und die größte Verderbtheit des Charakters gewesen. Sprecht nicht von den Edlen. Ihr habt sie als Zeugen eines höhern Bundes nie erkannt, sondern verhöhnt und gekreuzigt. Der wahre Jünger erkennt sein Verhältniß, und in ihm erst ward ihm die

Erde gebohren als das Leben des Geistes, den ihr verspottet.

Es war bei allen unsern Nachforschungen die nothwendige Voraussetzung, daß auch wirklich etwas zu erforschen sey, nämlich die Wahrheit. Eine Wahrheit aber, die wir als nothwendig voraussetzen, um sie selbst auch nur suchen und erforschen zu können, setzt eben so gewiß auch einen Geist voraus, der sie als Wahrheit erkannt hat, und dessen Erkenntniß sie eben ist. So gewiß wir nun suchen die Wahrheit zu erkennen, so ist auch darin schon unser Verhältniß zu dem Geiste ausgedrückt, der nothwendig nicht sucht, sondern wirklich erkennt. Dies Verhältniß aber ist kein anderes, als das der Jünger zu ihrem Meister.

Hierdurch erhalten nun unsere Nachforschungen erst ihre wahre Bedeutung. In dem Verhältnisse nämlich als Jünger ist uns die Wahrheit, die wir suchen, auch nothwendig selbst von dem Meister gegeben, daß wir, wie er selbst, sie erkennen sollen. Er selbst aber erkennt sie auf keine Weise suchend, denn sie ist ganz sein Erkenntniß. Suchen wir daher die Wahrheit, so ist sie uns verborgen. Was sie aber verbirgt, kann nicht selbst wieder Wahrheit, also überhaupt nichts Wirkliches und zu Erkennendes seyn. Doch sollen wir an ihm die Wahrheit erforschen; mithin ist es als das Nichtzuerkennende der Schein der Wahrheit.

Der Schein der Wahrheit ist das Symbol der Wahrheit; die Wahrheit an sich also ein wahrhaft Inneres, ein göttliches Mysterium.

Das göttliche Mysterium ist seinem heiligen Wesen nach schlechthin nicht zu veräußern. Doch ist es veräußert in seinem Scheine, und ist ganz in diesem, was es wahrhaft in sich selbst ist.

Dies begründet das Verhältniß der Jünger zu ihrem Meister. Es ist die ewige Nothwendigkeit der Wahrheit selbst in ihrem absoluten Verhältnisse. Da die Wahrheit aber, in ihrem Symbole (äusserlich) angeschaut, ein nie zu ergreifendes, undurchdringliches Geheimniß ist: so würden auch wir sie nie erforschen, wenn sie als göttliche Wahrheit nicht lebendige Wahrheit wäre.

Als lebendige Wahrheit — werkthätiges Wissen — ist sie das ganze Leben des Geistes; als Symbol — das Weltall. Wie nun dieses die Fülle eines unendlichen Lebens ist in unendlichen Gestaltungen, also auch jedes gestaltete Leben das Leben des Geistes.

Das Leben des Geistes ist seine ewige Schöpfung im Ausdrucke seiner selbst, seine Schöpfung also vollendet in ihm selbst, als Geist im Geiste. Der Geist im Geiste aber ist Selbstanschauung des Geistes, das Zerfallen der Form als äussere Umhüllung, also ein wahrhaft Inneres im frei erschaffnen Bilde.

So verklärt der Geist sich selbst zum Geiste in der Gestalt des Menschen. Sie nur Symbol der göttlichen Wahrheit, die lebend sie ist, schwindet dem äussern Blicke, wo er zurückkehrt in sich, und der Hülle entflohen, wird das Mysterium offenbar in seinem himmlischen Glanze.

Die lebendige Wahrheit ist also ihm eigne Offenbarung in der Anbildung der höchsten und freisten Form des Geistes, die innerlich ihm gleich nur wesentlich und ewig ist.

Die freiste Form des Geistes als wesentlich selbst ist der Reflex des Geistes in ihm selbst. Aber alles Leben der Welt ist Reflex des Geistes, und als Reflex im Geiste also auch selbst nur Geist.

Durch den Geist also treten wir in innige Gemeinschaft mit dem Meister. Das Symbol ist erloschen mit dem sterblichen Blick; denn wir wohnen im innersten Heiligthum des Lebens. Und, wie es das göttliche Wesen des Geistes ist, zuweilen in sich mit seliger Anschauung, alles wissend und erkennend

---

B.

Was der Mensch anschaut, nennt er seine Welt. Steht sie ihm gegenüber wie ein Objectives dem Subjectiven, so ist seine Ansicht die formale Betrachtungsweise, und er und seine Welt sind geschieden schlechthin. Er selbst ist in dem Widerspruche der eine Gegensatz. Er also kann ihn nicht lösen, und nie eingehen in seine Welt, noch diese in ihn.

Geist und Materie waren die beiden großen Gegenstände dieser Betrachtung. Einmal getäuscht, ergaben sie sich ihm auf eine nothwendige Weise. Die Materie, als das Objective und folglich Reale: der Geist,

als das Subjective, Ideale. Beide als ausschliessende Absolute konnten nicht bestehen. Der Geist aber, als das Subjective, machte sich absolut durch die Betrachtung selbst, nach dem richtigen Grundsatze: so gewiß irgend etwas ist, so kann es nur gewiß seyn durch das Absolute. Daher opferten konsequente Denker die Materie als das Objective, in der Bedeutung des Realen, und es blieb ihnen, als einzige alles umfassende Welt, nur die subjective Vorstellungsweise — der Idealismus.

In diesem Idealismus ist der Geist bildlich das Licht, die Materie das Dunkel. Wie das Dunkel also nur die Begrenzung des Lichts, so die Materie nur die Begrenzung des Geistes. Diesen Schatten der Realität hatte man statt ihrer doch behalten, damit das Licht des Geistes nicht ganz in alle Welt ginge, sondern im Dunkeln sich reflectiren und verständig zurückkehren könne. So blieb denn aber doch der Kampf mit der Finsterniß der alte Widerspruch des Idealen und Realen, der auch nicht in Frieden beigelegt, sondern nach aller vergeblicher Mühe selbst in das Dunkle geschoben wurde.

Die Betrachtung der Materie als Begrenzung des Geistes ist die endliche Betrachtungsweise. Sie ist als Thatsache zugleich die allgemeinste Vorstellungsart einer in der Materie versunkenen geistlosen Zeit. Als solche konnte sie von heilsamer Vorbedeutung seyn.

— — — — — — — — — —

Das Absolute ist nur Eines, und absolut daher umfassend; nicht also ein Subjectives mit Ausschluß

des Objectiven, und umgekehrt. Ist es aber überhaupt, so ist es nothwendig in sich selbst auch das eine und das andere, und folglich als das eine zugleich das andere.

In dieser Einheit des absoluten Seyns angeschaut, ist der Geist das Subjective, Ideale; die Idee das Objective, Reale; beide in der Identität des einen und des andern.

Der Geist in Beziehung auf sich selbst, also ideel genommen, ist das absolut ursprüngliche lebendige Licht aus sich selbst. Die Idee in Beziehung auf sich selbst, und folglich rein objectiv oder reel genommen, ist die absolut ursprüngliche ewige Materie. In der absoluten Einheit des Geistes und der Idee ist der Geist das ewige Licht in der Materie — ihre Durchsichtigkeit —; die Idee die ewige Materie im Lichte — seine Lebendigkeit. — Geist und Materie sind ewig bei einander in Licht und Klarheit.

Wir setzen etwas als Seyend überhaupt durch seine Beziehung auf sich selbst, und es ist absolut nichts ohne diese Beziehung, nämlich A = A. Ein Widerspruch also ist ein Widerspruch, d. h. er kann überhaupt nicht seyn. Ist er dennoch, so ist er es nur dadurch, daß er es nicht ist, also nur als Harmonie.

Ein absoluter Widerspruch in Beziehung auf sich selbst, widerspricht sich absolut, d. h., er ist gerade als Widerspruch absolute Harmonie, und als diese wieder absoluter Widerspruch, folglich das eine so absolut, als er das andere ist, und das eine eben durch das andere.

Absolut Entgegengesetzte sind es absolut. Also sind sie nur absolut in der Entgegensetzung, folglich absolut Eines und entgegengesetzt zugleich, und das eine nur durch das andere und mit dem andern zugleich.

So das Subjective und Objective. Ihre Entgegensetzung ist gerade ihr absolutes Seyn, und dieses nur in ihrer Entgegensetzung. Ihr Seyn aber als Einheit ist die Anschauung. Das Subjektive nun ist das Anschauende in beiden. Aber es schaut sich an als das Objective. Also ist das Subjective nur sich selbst als ein Objectives, und das Objective ist nur im Subjectiven. Die Anschauung ist demnach das Seyn selbst, und das Seyn die Anschauung.

Das Subjective in seiner Beziehung als Anschauendes, rein ideel, ist der Geist. Das Objective in seiner Beziehung als das Angeschaute, rein reel, ist die Materie. Geist und Materie sind sich absolut daher entgegengesetzt; aber in dieser Entgegensetzung zugleich absolut das Eine.

Der Geist schaut sich selbst an als Materie, und die Materie ist er selbst also in seiner Durchdringung. Das Absolute daher in der Identität des Geistes und der Materie ist anschauend reines absolut geistiges Seyn. Es ist nur dies eine Seyn, das Universum überhaupt, und außer ihm ist nichts.

Daß der formale Verstand diese Klarheit nicht sieht, ist zu erweisen; daß aber unser Geist in der göttlichen Idee sie anschaut, ist ihm nicht zu erweisen.

Der Geist als Geist, seine ideelle göttliche Fülle, ist absolutes Licht. Die Materie als Materie, ihre reelle göttliche Fülle, ist absolute Schwere. Beide in der Identität des absoluten Seyns sind absolutes Leben: denn das Seyn ist in beiden seine absolute Beziehung als Eines.

Der Geist, ideel angeschaut, ist ganz Licht: die Materie, reel angeschaut, ganz Schwere.

Jede Anschauung des Menschen ist sein lebendiges Licht, und darum Anschauung seines Geistes. Er selbst also, der Mensch, ist ganz dieser Geist, wenn er ganz lebendiges Licht, ganz Anschauung ist.

Jede Anschauung unsers Geistes ist durch ihn selbst bestimmt auf den einen und selben Gegenstand. Sie hat in dieser aber zugleich eine zweifache Beziehung: die der ewigen Idee, als absoluten Seyns, und die der endlichen Zeit im formalen Scheine.

Jede Anschauung in der Zeit ist weder die erste noch die lezte. Jede Anschauung in der Idee aber ist beides ewig zugleich. Jene also ist ewig eine Wiederholung des Einen; diese ursprünglich in sich ewig die Eine.

Die Anschauung in der Zeit als Wiederholung des Einen ist die formale Nachbildung des erscheinenden Geistes; die Anschauung in der Idee, Selbstanschauung des Geistes. Als Wiederholung des Einen ist der Gegenstand ewig das Bekannte, Gewesene: als ursprüngliche Anschauung ist ihr Gegenstand ewig das nie gewesene Neue. Beide, das Bekannte und Neue, sind in sich ewig beisammen; aber überwiegend in der An-

schauung ist das eine durch die Zeit; als endliche formale, das andere durch die Idee, als ewige reale Betrachtungsweise. Beide in einer Anschauung, ist das Aufnehmen der Zeit in die ewige Idee, wodurch der Geist die Materie zu sich selber verklärt, und der formale Schein selbst innigen Theil nimmt an dem ewig klaren Leben.

Nach aussen ist der Gegenstand unsrer Betrachtung überall unendlich vielseitig und mannigfaltig, so wie nach innen durch Eigenthümlichkeit unsre Anschauung eben so unendlich verschieden. Doch dem Auge ward mit ihm selbst nur das Eine gegeben, und diese Anschauung ist bleibend und alles Mannigfaltige verknüpfend durch den einen ewigen Blick.

Dieser eine bleibende Gegenstand ist das Leben, das ewige, allwaltende in der Totalität aller seiner Verhältnisse. Giebt die Natur uns das Schauspiel eines großen, unendlich verschiednen Lebens; so ist auch sie wieder die eine alles belebende Mutter, und lost durch dieses ihr Verhältniß zu sich selber, den Widerspruch, den unsre Anschauung eines Mannigfaltigen ohne höhere Einigung nicht vermeiden kann. Rühmlich haben die Menschen gestrebt, dies Problem zu lösen, und in fester Ansicht ihres Gegenstandes sich selbst nicht gefürchtet, den Tod in die Welt des Lebens zu rufen, damit er zu sich nehmen wolle, was ihre Anschauung nicht fassen konnte. Oft ergriff dieses Schrecken mit würdiger Konsequenz die ganze Natur. Dann traf es wieder nur jedes einzelne Leben, damit das große Ganze — unbegreiflicher Weise — lebendiger hal-

ten würde. In der gemeinen Ansicht der inkonsequenten Formal-Philosophie war es aus Unsicherheit der bescheidne Grundsatz: leben und leben lassen. Sie ließ den göttlichen Grund, dessen Tiefe sie einmal nicht erreichen konnte, auf sich selbst beruhen, und stellte bloß nur Betrachtungen über die Nützlichkeit alles Lebens an.

Aber welche Erklärung wir auch versuchen mögen, nie wird es uns gelingen, das Leben auf eine endliche Weise in seiner Wurzel zu begreifen. Der Zeitwechsel der Erscheinungen, als ein Anfang und Ende, ist in Beziehung auf das Leben ein völlig leerer Begriff, sowol im Wesen als in der Form. Es ist darum nichts gewonnen, wenn wir die letztern vernichten, und das Wesen zurückkehren und im ewig Einen bestehen lassen. Wir werden auch das Ganze nicht retten können, wenn nicht jedes Einzelne, in Beziehung seiner selbst, einzig in Form und Wesen, und somit ewig und unverjüngt ist. Das schaffende göttliche Prinzip, als absolute Fülle in sich, ist dadurch auch absolut unbedürftig, und kann nicht von dem einen fodern, was es dem andern geben möchte. Es wäre schlechthin selbst vernichtet.

Betrachten wir nun das Leben auf eine ewige Weise, so nehmen wir seine Zeitverhältnisse selbst mit auf in die Idee, als die absolute Zeit, und die Zeit, als ein Wechsel des Entstehens und Vergehens, hat ganz für dasselbe aufgehört. Einmal in Beziehung seiner selbst, als Leben, ist es auch einzig einig in Wesen und Form, und in beiden daher selbstständig und unvergänglich. Man kann aus der absoluten Anschau-

ung nicht heraustreten, um irgend etwas auch auf endliche Weise erklären zu wollen. Denn es ist nichts als das Absolute und alles Leben muß in ihm auf ewige Weise erkannt werden. Zwar können wir ein unendlich mannigfaltiges Leben für sich selbst auf ewige Weise nicht anschauen. Die Natur aber durch ihr Verhältniß zu sich selber löst uns vollkommen den Widerspruch. Ihr Leben nämlich ist einig auf ewige Weise, zeitlos, absolut, also ewig untrennbar und schlechthin das Ganze. In ihr nun ist das große mannigfaltige Leben ihre eigne ewige Geburt, und da es, als ewig, in seiner ihm eingebohrnen Eigenthümlichkeit unzerstörbar ist, so waltet also in jedem Einzelnen die ganze Natur, eines und ungetrennt, und jedes einzelne Leben seine Eigenthümlichkeit — in Beziehung seiner selbst, ist zugleich die Beziehung in der einen Natur, eben dadurch selbstständig. Eines mit ihr, und ewig selbst das Ganze.

So auch hat die Natur den Menschen, ursprünglich und auf eine ewige Weise, als ein Ganzes ausgebohren. Sie wollte in ihm aber ihre große, herrliche Schöpfung vollenden, als Verklärung ihrer selbst, ihres tiefsten, innersten Wesens, in dem Lichte seiner Anschauung. Sie also ist dieses Ganze in der Fülle seines Bewußtseyns und der Totalität aller seiner Verhältnisse. Kraft dieser in ihm wohnenden göttlichen Natur strebt er darum nothwendig nach Einheit mit sich selber, als Einheit in der ewigen Harmonie der Natur. Ist es ihre göttliche Kraft aber, und sie selbst ihre eigne, zeitlose Vollendung; so ist sie es auch in ihm auf eine ewige Weise. Zwar gelingt ihm die vollkomm-

ne Einheit seiner selbst, als Harmonie in der Natur, nur in dem frühen Leben der bewußtlosen Unschuld, dem tiefen seligen Frieden des kindlichen Zeitalters der Welt, das zu uns nur gekommen ist vorgeschichtlich als eine heilige Sage. Aber die bewußtlose Unschuld des frühen kindlichen Lebens ist nicht die vollendete Schöpfung der Natur. Sie ist nur das göttliche, vollendete Vorbild für ein neues Tagwerk, das der Mensch in Kraft der Natur beginnen und vollenden soll. In errungener Freiheit, selig anschauuend die Harmonie des einen Lebens, in Licht und Klarheit das Ganze, und wandellos und ewig: so wollte die Natur sich im Menschen offenbaren, so sollte er sich selbst als Natur erkennen. Die Epoke dieser neuen Schöpfung, als ein fortgerichtetes Streben zur vollendeten Einheit, der Selbstanschauung der Natur, ist die Zeit überhaupt ihr Inhalt die Geschichte. Wo es dem Menschen gelungen ist, in der Verklärung seines Geistes dem Leben der Zeit die ewige Idee und mit ihr die ewige Liebe einzubilden; da ist die Zeit für ihn abgelaufen, und er führt auf ewige Weise ohne Wandel und Tod — ob er gleich stirbt — ein seliges, harmonisches und unsterbliches Leben. Solche göttliche Augenblicke waren wol manchem der Preis eines mühevollen Lebens, und so oft er zurucksank in den Kampf der Zeit, sehnte sich seine Seele so inniger nach der Erlösung, daß er mit neuem Muthe aufathmete in den seligen Himmel des Lebens.

Das Streben des Menschen nach Einheit mit sich selber, ist zugleich das vereinte Streben des ganzen Geschlechts. Nur äusserlich ist das eine Leben der Na-

tur getrennt durch den Gegensatz der Geschlechter, also auch scheinbar nur durch die unendliche Wiederholung ihres individuellen Seyns in den Individuen der Menschen. Innerlich — in ihr selbst, — ist keine Trennung. In sich selbst also, als dem einen Leben der Natur, ist der Mensch mit dem Menschen auf ewige Weise verbunden. Diese innre heilige Einheit hat die Natur auch äusserlich wieder abgebildet durch die Vereinigung im Staate. Es liegt in ihm ein tiefer göttlicher Sinn, den man unwürdig oft als eine äussere Nöthigung erklären wollte, welche Erklärung aber nicht einmal die Aussenseite des Lebens, vielweniger den innern Geist desselben berührte.

In der Vereinigung des Staats erscheint der Mensch zuförderst persönlich, als ergänzender Theil, nämlich zu einem Ganzen. Eben dadurch aber ist es auch seine Idee, die — im vollkommensten Verein durch eine unwandelbare Gesinnung, in der Ausbildung desselben durch ein Gesetz — die Theile zu einer gleichen innern Einheit verbindet, damit in ihnen allen, wie in einem Körper, wieder nur ein Geist und ein Leben walte. Wie unvollkommen dies bis jetzt auch erreicht seyn möge; so ist das eine Leben, als die einige Idee, doch die nothwendige Beziehung auf jeden einzelnen Menschen, und dieser also das Ganze, und der einige ewige Zweck aller Vereinigung im Staate. Dadurch also wird die Persönlichkeit als Mittel wieder aufgehoben, und durch Heiligung des Gesetzes der ewigen Idee jedes Leben in ihr selbst geheiliget, und zur vollendeten Einheit der Natur beabsichtigt.

Wie das Streben des Menschen nach Einheit mit sich selber, als Uebereinstimmung mit der Natur in ihrer Selbstanschauung, der alleinige Inhalt aller Geschichte ist; so wird sich dies besonders in seiner höchsten Beziehung, in der Geschichte der Wissenschaften, ausdrücken müssen. Die Wissenschaften waren immer die wiederholten Versuche, den reinen innern Gehalt unserer Erkenntnisse zu fixiren, ohne Relation und auf ewige Weise. Hier zeigt sich daher besonders, wie man in allen diesen Bestrebungen von der ewigen Idee ausging, und sie als klare Erkenntniß auszudrücken versuchte. Es war in ihnen schon von jeher ein höherer Verein der Geister. Denn welchen zufälligen Antheil auch die Persönlichkeit behielt; so war sie nirgends doch gemeynt, und der Widerstreit der Urheber und Pfleger der Wissenschaften entstand immer nur aus der Anfoderung der innern und nothwendigen Allgemeingültigkeit einer Wissenschaft. Sie also sollte gelten als Erkenntniß Eines Geistes, und darum sind es preiswürdige, erhabene Männer, die mit dieser Strenge forschten, und im Kampfe nicht ermüdeten, den einen Schein zu vertilgen und den andern zu behaupten. In beiden war es die eine und ewige Idee, die sie lebendig erhielten und kräftiger anregten bei eigenthümlichen Geistern. Es giebt düstre Zeiten, wo wir den Schauplatz leer finden. Aber plötzlich fällt wieder das Feuer Gottes vom Himmel, verzehrt das Sterbliche, und gründet in kräftigen Naturen die heilige Flamme des Lebens. In ihr hat sich das Fortstreben der Wissenschaften erhalten, und deren Bedeutung in der Idee der ewigen Einheit beurkundet. Diese Ein-

heit offenbart sich auch in den wissenschaftlichen Formen. Jede nämlich, als Anordnung zu einem systematischen Ganzen, ist die Idee, in welcher die Wissenschaft sich sphärisch zu vollenden sucht. Dennoch finden wir hier überall ein getrenntes Bemühen, und es könnte uns wundern, wie die Idee, welche das wissenschaftliche Bestreben leitete, es nicht zugleich auch auf die Einheit aller Wissenschaften führen mußte. Wir finden es aber wirklich so, wenn wir zurückgehen in die vorgeschichtliche Zeit unsers Lebens, in die Zeit der lebendigen Anschauung. Sie ist die unmittelbare Einheit der ewigen Idee, und darum zeitlos in sich, wie alles, was auf ewige Weise geschieht. Es war also eine Zeit, wo noch — wie in unserm frühesten Kindesalter — die reine Natur unsers Geistes sich aussprach, ohne Trennung von dem Einen, worin bewußtlos oder mit Selbstanschauung unser Leben gehalten wird, ewig, unsterblich. Es gehet jeder Geschichte eine Ewigkeit voraus, die noch lange durch sie hindämmert als eine heilige Sage. Dadurch bewahrt uns die Geschichte große Denkmäler jener Zeit, selbst in den Sprachen aller Nationen, die als reine Offenbarungen der Natur lebendig mit der Idee und auf ewige Weise nur entstanden sind. Diese Denkmäler verstummten in der endlichen Betrachtungsweise der Menschen, der eigentlichen Nacht des Lebens, bewahrten sich in sich selbst aber für den neuen Tag, als geweihte Zeichen göttlicher Geheimnisse.

Als die Natur mit der Geschichte ihre große Schöpfung begann, da trennte sich im Aeussern das

Endliche vom Ewigen, der Mensch von der Natur, doch nicht die Natur vom Menschen. Denn in ihr ist alles nur auf ewige Weise, und ihre göttliche Harmonie kann nimmer getrübt werden. Es mußte aber ihre Verklärung in der Selbstanschauung des Menschen als Freiheit errungen werden. Denn die ewige Nothwendigkeit in der Einheit des Seyns ist in sich beziehungslos, und daher als schaffendes Licht doch sich selbst die ewige Nacht. Die Nothwendigkeit aber in ihrer eigenen Beziehung ist die göttliche Freiheit der Selbstanschauung als Licht im Lichte; so sollte der Mensch sich finden lernen, sich selbst als freies Leben in der ewigen Einheit mit der Natur. In dieser Bestimmung also lag es, daß es zuförderst sich getrennt von der Natur finden mußte, und zwar durch einen absoluten Gegensatz, über den ein dunkles Schicksal waltete. Der Mutter gegenüber stand der Sohn hingegeben an sich selbst: während sie im innersten Leben ihn doch ewig an ihre Brust hielt, und die göttliche Kraft nicht versiegen ließ, damit er freien Antlitzes einst zu ihr zurückkehren und das selige Leben mit ihr theilen möchte. Auch lebte sie fort in seiner Sprache, die er von ihr erhalten hatte und offenbarte ihm ihren Geist in ewig neuer Anregung der Zeit. —

C.

Was von Ewigkeit war, und ewig seyn wird, schaut Gott nur der Eine, Allgegenwärtige, in welchem beides ist, wie alles, wahrhaftes ewiges Seyn.

Diese Idee der höchsten Einheit des Seyns und des Erkennens, ist Gottes Selbst: Offenbarung im Geiste des Menschen, als Anschauung der in ihm vollendeten Schöpfung der Welt.

Der Mensch, der in Gott ist durch den innern Geist, und zugleich in der Welt durch den äussern Leib, ist in beiden innig verbunden ewig und zeitlich.

Als ein Inneres und Aeußeres in ungetrennter Einheit ist das Ewige das an sich Reale im Zeitlichen, das Zeitliche aber die an sich einzig mögliche Offenbarung des Ewigen. Demnach verhalten sich beide in der lebendigen Einheit des Menschen wie Wesen und Form, und die Reflexion in der Beziehung beider begreift das Zeitliche am Menschen als das im Ewigen bestimmte Maaß seines ununterbrochenen Lebens in Gott.

Die Zeit des Menschen nämlich ist die gleiche unendliche Zeit der Welt überhaupt, als Eines mit dem Ewigen. Demnach als Zeit der Welt Gottes die Offenbarung des ewigen Gottes. Also ist auch der Leib des Menschen, als Theil der Welt, die gleiche, göttliche Offenbarung des Geistes in ihm, und der Leib nicht ohne den Geist, wie der Geist nicht ohne

den Leib, in beider innigee Einheit vielmehr besteht das individuelle unsterbliche Leben des Menschen.

Wie nun der Mensch, als Theil der Welt, zugleich in Gott ist durch den einigen, in sich untheilbaren, ewigen Geist; so auch ist es die Welt, durch die einige, in sich untheilbare, unendliche Zeit, als Eines mit dem Ewigen. Gott also schaut an, was ewig war und seyn wird in der Einheit seines Geistes mit der unendlichen Welt; und wie die Welt die Offenbarung des Geistes ist, der Geist aber das inwohnende Licht der Welt; so erst quillt in beiden das dritte Eine, als das allesserfüllende hochstselige Leben Gottes.

Wir werden Gott also erkennen, wenn wir ihn anschauen in seiner Wahrheit, dem Lichte und Leben seiner Selbst im allgenugsamen Seyn. Es begreift aber diese Erkenntniß die ganze Fulle des Ewigen in der ungetrennten Einheit des Geistes und der Welt, in deren Anschauung nicht der Mensch, sondern wahrhaft nur Einer ist, nämlich Gott selbst.

Aber Gott, als ewig einig, offenbart auch überall nur sein ewig einiges Wesen. Demnach ist jeder Theil der Welt, als ein Besonderes der Form, auch seines Wesens gleiche Fülle, und die Zeit der ewigen Welt in jedem einzelnen Moment die Offenbarung des Ewigen und gleich und Eines mit ihm.

Gott also wird nicht erkannt in zeitiger (formaler) Annäherung zu ihm, als einer bloßen Verknüpfung endlicher Momente zum Unendlichen der Zeit. Er wird wahrhaft nur erkannt als ein einiger, ewiger

Gott, folglich ungetheilt, und also jede Erkenntniß von ihm ist sein ganzes ewiges Wesen, und ihr Moment kein Verhältniß von Ursach und Wirkung, sondern ohne äußere Beziehung Eines mit dem Ewigen. Aber der Mensch der Zeit, selbst eine göttliche Offenbarung, erhebt sich nur durch die Aussen-Seite zur innern und wahrhaftigen Anschauung Gottes; und wie nun diese zwar in ihm alles Zeitverhältniß aufhebt, trägt ihn doch die endliche Form, und führt ewig seinen Blick auf ihre Momente zurück. Hier nun ringend mit dem Leben der irdischen Zeit, sucht er jeden Moment als den ewigen zu erkennen, und unter diesen Bestrebungen verklärt sich seiner Anschauung das ewige Wesen Gottes in der vielgestalteten Herrlichkeit der unendlichen Welt, eine Herrlichkeit der Formen, deren jede ein Abbild der göttlichen Schönheit das Gemüth mit neuer Freude und Verehrung erfullt.

Die wahrhafte Erkenntniß Gottes verknüpft sich selbst also in uns die unendliche Zeit als eine fortgehende Offenbarung göttlicher Geheimnisse. Und wie ewig nahe wir ihm sind, so ewig fern zugleich, daß unser Wissen und Erkennen nur von neuem beginnen, und nimmer wähnen mag, die unendliche Tiefe seiner Geheimniße ermessen zu haben. Denn jeder Moment der unendlichen Zeit ist die Sphäre des Ewigen und hat sein eigenthümliches Leben, ausgedrückt an den Formen des Universums, welche nicht in endlicher Folge, sondern zugleich sind im Ewigen. Die Einheit des Ewigen begreift daher ihre Allheit

in jedem Besondern, und nur in dieser Einheit schließt sich in sich selbst die Sphäre des Göttlichen.

Der Mensch durch den Geist in Gott findet auch in ihm nur das Maaß seiner Zeit, anschauend im Ewigen, und die Unendlichkeit ist ihm aufgethan, und was war und seyn wird, schaut auch er an in dem, was ewig ist. Strebend nach der Tiefe des Mittelpunkts wandelt sein Leben die Sphärengestalt; aber selbst durch den Geist am Urquell des Lichts, glänzt seine Bahn im Umkreise des Ewigen, durchdringend und erfüllend die gleichen Sphären alles Lebens.

So in Gott, ward auch uns die lebendige Anschauung der Zeit, welche im Ewigen ist, und indem wir durch das eigne Verhältniß unsers Lebens auch jede Momente der Zeit, als Perioden des Besondern, im Ewigen verknüpfen, treten überall die einzelnen Formen in den Umkreis des Ewigen.

Es ist aber die lebendige Anschauung der Zeit der Blick unsers Geistes auf sich selbst in der ungetrennten Einheit des Anfangs und des Endes. Diese göttliche Bewegung, absolut frei und lebendig, und in sich selbst geschlossen auch nur in gleichewiger Nähe sich selbst, ist der unendliche Himmelsbogen, der die Sterne umgürtet. Ihrer aller Kreise lebendige Bewegung, ein endlicher Moment, ist das Abbild seiner Gestalt, und darum die vollkommenste Form des Ewigen. Durch das Verhältniß ihres Lebens im Ewigen aber ist Gott aller Sphären reelle bleibende Beziehung, und wie sein nie schlummerndes Auge sie alle umfaßt, schweben sie

vor seinem Angesichte im Bogen des Himmels, und suchen und erfüllen das Maaß ihrer Zeiten. Wo sie es finden, beginnt ihre neue Geburt, und diese Epoken der unendlichen Zeit sind die Tage ihres Lebens im Ewigen. Er aber, der unendliche Himmelsbogen, ewig in sich selbst dem Auge Gottes, ist aller Zeiten Anfang und Ende, und darum der ewige Tag der Welt, in welchem göttlicher Harmonienvoll das ganze Leben der Zeit Eines ist mit dem Ewigen.

Wie in Gott, dem Einigen, kein Verhältniß der Theile ist, so auch nicht in der göttlichen Harmonie des Weltalls. Jedes Leben vielmehr in der Einheit mit dem Ewigen hat auch nur zu ihm, dem Ewigen, ein Verhältniß, und jedes ist das göttliche und wahrhaft selbst in Gott.

Solches Angehören im Ewigen, durch die eine und gleiche Beziehung des Ganzen in jedem Einzelnen, ist Gottes unendliche Liebe in der Schöpfung der Welt. Und die Geister der Gestirne, sich selbst das Wunder ihrer göttlichen Geburt, athmen auf in dieser Liebe das Leben ewiger Freiheit, und suchen in ihr die Weihe, anzuschauen das große Geheimniß ihrer Sphären, das, was war und seyn wird als Gottes ewiges Seyn in der Zeiten Vollendung.

Dieses Wunder göttlicher Geburt ist auch unser Gestirn, und sein im Menschen verklärter Geist will zeugen von der Liebe, die ihn gerufen hat, und sucht

das göttliche Geheimniß, ob es das Licht offenbaren möchte, das den Menschen erleuchtet.

Wie aber alles nur in Gott ist durch die Einheit mit dem Ewigen; so ist in Gott auch nichts Endliches, und alles Leben der Zeit bloß in dieser Beziehung und auf endliche Weise geführet, ist das schlechthin vergängliche und ungöttliche Leben. Nicht die Blumen auf dem Felde führen es, noch überhaupt ein Wesen in der stillen Verborgenheit des göttlichen Lichts. Wo das Licht aber hervorbrach zum freien Bewußtseyn des Menschen, da kann die Beziehung des Zeitlebens in der Einheit mit dem Ewigen, der göttliche Wandel, auch nur die eigne That des Freien seyn. Ohne diese That also ist der Mensch nicht in Gott, wenn auch Gott wol in ihm. Er ist es darum aber nicht, weil er das Zeitleben selbst, als seine eitle Persönlichkeit, zur Beziehung aller seiner Ansichten und Bestrebungen macht. Oft mangelt diesem Egoismus sogar die Ahndung des Göttlichen, nämlich der Glaube, und ein solcher wahrhaft sterblicher Mensch bleibt sich daher in allen seinen höhern Beziehungen ein undurchdringliches Geheimniß.

In der Sphäre des Vergänglichen giebt es keinen Aufschluß über sie selbst, und darum kann die endliche Betrachtungsweise nur Furcht und Schrecken in die Seele bringen. Das Geheimniß des Lebens aber wird sich offenbaren, wenn wir die Welt und unser Gemüth von Gottes Allgegenwart durchdrungen, und in dieser seiner Liebe uns mit ihm und mit allen Wesen ewig verbunden fühlen. Dann erst streben wir, unwandel-

bar in göttlicher Geſinnung, das ganze Leben der Zeit im Lichte des Ewigen zu verklären. Und wie das Wahre und Schone, das Große und Gute nur allein in ihm iſt, horchen wir als treue und beſcheidne Junger auf den Willen des Meiſters, damit das Werk unſers Lebens nicht unſere Eitelkeit werde, ſondern das Lob und der Preis der ewigen Weisheit und Liebe, als Anſchauung und Verkündigung ſeiner göttlichen Geheimniſſe.

Aber das Leben jedes Menſchen, wie rein es auch bewahrt werde, iſt immer ein Zeugniß der Zeit, die ihn geboren hat. Als ſolches nun kann es nicht theilhaftig ſeyn des Ewigen, und da dieſe unſere Endlichkeit, die Sunde von den Vätern, auch der Weiſeſte und Beſte offenbaren wird; ſo iſt Niemand gerecht vor dem allein Guten, ſondern nur in ſeiner Liebe, die uns alle umfaßt, ſind wir es wieder alle auf gleiche Weiſe.

Wie der Menſch ſich ſelbſt nur im Ewigen findet, ſo begreift er auch in ihm nur ſein ganzes Geſchlecht. Aber vergebens erforſcht er das Geheimniß des letztern, ſo lange ihm ſein eignes noch verborgen blieb. Denn nicht das Geſchlecht, das in ſich göttlich geſchloßne, mag ſein Verhängniß erforſchen, noch über ſich klagen wollen. Es iſt im ſeligen Frieden, und gleich der ewigen Welt keinem Schickſale unterworfen. Nur der endliche Blick verwirret die Erſcheinungen der Zeit, und die Klage, die ihn begleitet, iſt nur der eigne Wunſch des Menſchen, befreit von den Schranken der Endlichkeit gleich zu ſeyn dem göttlichen Geſchlecht. Darum frage er nicht, welcher Zufall, welch ein Schickſal,

oder welch ein tief verborgener Rathſchluß Gottes ſein armes Geſchlecht durch die Zeiten führe. Weder die Völker = Geſchichte noch die Epoken des Geſtirns werden ihm Aufſchluß geben; denn nicht zu ermeſſen iſt mit menſchlichem Denken die göttliche Weisheit. Aber es wird ihm offenbart werden am Tage der Welt, wenn ihm Gott erſcheint, wenn die Zeit erfüllt iſt am Bogen des Himmels, des Tages Sonne nicht untergeht im Blicke des Ewigen.

Ihm gleich, dem unendlichen Himmelsbogen, iſt unſer Geſchlecht, das Geſchlecht der ewigen Geiſter. Denn wie er einigend die Sphären aller Geſtirne umſchließt; ſo ſind ſie ſelbſt nur die Kinder des einen ewigen Geſchlechts, nämlich der göttlichen Idee in der Schöpfung der Welt.

Wie aber Gott in allen Beziehungen nur ein einiger iſt; ſo iſt auch alles in ihm nur einig, und jedes alſo iſt alles und in ihm das Einige.

Jedes Geſtirn daher, als Abbild des Univerſums, iſt es ſelbſt zugleich durch ſeine Einheit im Ewigen. Es iſt alſo wahrhaft individuell, und alles wahrhafte Seyn iſt nur das Individuelle.

Das individuelle Seyn iſt die durch eigne Beziehung in ſich ſelbſt zurükkehrende und geſchloßne Sphäre. Alles, was wahrhaft iſt, iſt es nur in ihr, denn es iſt nothwendig in ſich ſelbſt nur durch eigne Beziehung. Alles Seyn aber, das ſphäriſch in ſich zurükkehrt, iſt das lebendige Seyn. Demnach iſt alles wahrhafte Seyn nur das in ſich Lebendige.

Das Leben jedes Geſtirns iſt nach dem Abbilde des Univerſums ein Einiges im unendlich mannichfaltigen Leben. Weil ſich der Weltgeiſt aber unter der Form des Beſondern in jedem ganz offenbart; ſo iſt auch jedes Leben das Ganze und alſo auf ſeine Weiſe das ganze Leben des Geſtirns im Univerſum. Die Sphäre des Geſtirns iſt aber nur wahrhaft geſchloſſen, in der eignen Beziehung ſeiner Einheit mit dem Ewigen; demnach durch ein Leben, in welchem der Weltgeiſt, auf ſich zurükkehrend, ſelbſt der Blick dieſes Lebens iſt, in welchem er die vollendete Schöpfung anſchaut. Dieſes einige, individuelle Leben des Geſtirns iſt der Menſch.

Nachwort

zu den voranstehenden Fragmenten.

Ich habe mich gefreut, diese schätzbaren Reliquien eines achtungswerthen Geistes in diese Zeitschrift aufnehmen zu können; und erlaube mir, da ein andrer sich das Vorwort genommen, ihnen ein kurzes Nachwort beyzufügen.

Ludwig August Hülsen wurde zuerst bekannt durch eine Schrift über die Aufgabe der Berliner Akademie: Welche Fortschritte in der Metaphysik seit Leibnitz gemacht worden? worinn diese nicht beantwortet, sondern selbst einer Prüfung unterworfen wurde. Schon in dieser Schrift war die stille, mehr fühlbare als anschauliche, mehr innerlich wirkende als äußerlich hervortretende dialektische Gabe des Verfassers zu bemerken; eine heitre Ironie, die über dem Ganzen schwebte, ließ in ihm einen der wenigen dem Stoff überlegenen Geister ahnden, die so selten in der Wissenschaft sich hervorthun.

Dieser Schrift folgten die Beyträge des Verfassers zu dem Athenäum; eine Abhandlung über die ursprüngliche Gleichheit der Menschen und Fragmente auf einer Reise in die Schweiz.

Den Freunden, die mit seinem ferneren Lebens- und Geistesgange näher bekannt sind, wird es zustehen, bestimmter zu erklären, wie es gekommen, daß seine äußerliche Wirksamkeit für die Wissenschaften auf jene wenigen Arbeiten sich beschränkt und die hier mitgetheilten Fragmente in der That

der ganze schriftliche Nachlaß des Abgeschiedenen sind. Denn außer dem Grund, der in seiner persönlichen Eigenthümlichkeit gelegen, müssen auch andre, äußere Ursachen und Verhältnisse mitgewirkt haben.

Dem Verfasser dieser Nachschrift ist von denselben nichts bekannt; er hat sogar den Verewigten nur Einmal im Leben gesehen, aber den Eindruck seiner ausgezeichneten Persönlichkeit niemals vergessen. Ein starker, hochgebildeter Körper, herzeinnehmende Milde der Rede und der Gebärde mit Kraft und gediegener Männlichkeit vereinend; so steht er noch vor dem Verfasser, wie er im Jahr 1797. ihm, nach einer zerrüttenden Krankheit, unverhofft aber ungemein erfreulich erschien; der Erste, in dessen Umgang er wieder die frische kräftige Luft des Lebens zu fühlen glaubte.

Wer Hülsen auch nur einmal gesehen hatte, mußte erkennen, daß, was er öffentlich thun, sagen oder schreiben möchte, schwerlich seine Persönlichkeit aufwiegen werde, und wenn man bey anderen nur zu oft das Mißverhältniß zwischen wissenschaftlicher Fertigkeit und angemaßten hohen ja trefflichen Grundsätzen auf der einen und einer dürftigen Persönlichkeit auf der andern Seite gewahr werden muß: so war dagegen Hülsens Persönlichkeit so genugthuend, daß es unmöglich wurde, ihn als Gelehrten für sich zu betrachten; ja man konnte wohl sehen, daß, wenn er dazu kommen sollte, sich in seiner Ganzheit auszusprechen, dieß kaum in der räsonnirenden wissenschaftlichen Form (welche auch in den mitgetheilten Fragmenten noch vorwaltet), sondern nur in einer freyeren, aus dem Leben selbst hergenommenen und mit lebendigen Verhältnissen ausgestatteten Form geschehen könnte. Wenn nun auch vielleicht seine äußeren Lebensverhältnisse ihm eine solche Schöpfung nicht gestatteten; so stellt er uns wenigstens in dem, was er uns hinterlassen, die schönste Genügsamkeit eines ruhigen in sich geschloßnen Geistes dar, der den Gegenständen zwar nicht entgegengeht, aber desto ge-

wisser den inneren Gleichmuth bewahrt, um ein reines Bild derselben zurückzustellen.

Sollten wir seine Geistesart durch ein Gleichniß darstellen, so würden wir sagen, daß uns die allgemeine Stimmung seiner Schriften an den Eindruck eines leichtbewölkten Himmels erinnert, der über dem Spiegel eines klaren Sees und dessen Umgebungen ruht. Die Gegenstände treten aus diesem unverändert hervor; er gibt nur ein gedämpftes Bild derselben, ohne lebhaften Abstich der Localfärben; aber plötzlich thut sich der zarte Wolkenschleyer auf, und ein mächtiger Sonnenstrahl erleuchtet und durchdringt ihn selbst bis auf den tiefsten Grund, und die in ihm sich spiegelnden Gegenstände erscheinen in der vollen Kraft und Verschiedenheit ihrer Umrisse und Farben.

Solche plötzliche Lichter finden sich auch in den voranstehenden Fragmenten, wie in allen wissenschaftlichen Abhandlungen Hülsens, wovon ich als Beyspiele nur anführen darf die Stelle, wo er ausspricht, daß jedes Suchen nach Wahrheit schon an sich das Verhältniß zu einem Geiste ausdrücke, und zwar zu einem, der nothwendig nicht sucht, sondern wirklich erkennt: oder wie er kurz darauf den Schein (das Nichtseyende) überraschend klar als das die Wahrheit verbergende, insofern nicht Erkennbare, hierauf aber eben dieses in seinem symbolischen Verhältniß zu der Wahrheit beschreibt (S. 274.), oder das wahrhaft Platonische Wort (S. 287.): „Es gehet jeder Geschichte eine Ewigkeit voraus, die noch lange durch sie hindämmert als eine heilige Sage.“ — Um aber die Wirkung solcher plötzlich einbrechenden Erleuchtungen zu empfinden, muß man freylich sich zuerst mit ihm in jene genügsame Ruhe und Stille versetzt haben, die selbst das Höchste nur an sich kommen läßt, nicht es zu ergreifen sucht.

Wäre es möglich, bey dem Anblick eines so schönen und in seiner Art vollkommnen Geistes an das zu denken, das an ihm

ſich noch vermiſſen ließe, und würde nicht durch jeden Zuſatz das Ganze, wie es iſt, und wie wir es einmal liebgewonnen haben, verändert: ſo könnte man ſagen, daß an ihm ſich jene ſteigernde (potenzirende) Kraft weniger geoffenbart habe, durch die man fähig iſt, ſich von dem glücklich Gefundnen oder Empfundnen auch wieder loszuſagen, es unterzuordnen, und als Mittel einer noch höheren Entwicklung zu behandeln. Allein es läßt ſich doch nur ſagen, daß jene Kraft in ihm nicht zu voller Thätigkeit gekommen, da ſie gewiß in ihm lag, und vielleicht nur der Anregung entbehrte, welche entweder der Beruf des Lehrers gewährt, oder der Umgang mit gleichgewachsnen, gewaltig anregenden und ſtrebenden Geiſtern. Wenn daher auch jenes Beruhen in dem Einen einen Schein von Aehnlichkeit zwiſchen ihm und jenen Andern hervorbringen konnte, die weiter nichts zu ſagen wiſſen, als immer nur, daß Alles Eins und Alles ewig, und Alles in der vollkommenſten Harmonie ſey: ſo würde doch derjenige nur die fernſte Außenſeite ſeines Weſens ergreifen, der ihn darum mit jenen vergleichen, oder wohl gar auf dieſelbe Linie mit ihnen ſtellen wollte.

Und ſo dürfen wir Ihm denn, den ſein Lebensberuf nicht zu der Arbeit des wiſſenſchaftlichen Vollendens auffoderte, jene göttlichen Augenblicke gönnen, die, wie er ſelbſt ſagt, Manchem der Preis eines mühevollen Lebens waren, und in denen ſein Geiſt doch Alles, auch das Einzelne, klar durchſchauend, ohne Bedürfniß es auszuſprechen, mit ſeliger Befriedigung ruhte, vielleicht früherer Vollendung in ſich gewürdiget, als andere, denen ein längeres Ziel des Lebens und des Wirkens in dieſen Verhältniſſen geſteckt iſt.

Es ſollte mich freuen, zum Gedeihen der Herausgabe ſeines ſchriftlichen Nachlaſſes, beſonders ſeiner Briefe, mitwirken zu können, durch welche allein ein Bild ſeiner Perſönlichkeit auch denen zu Theil werden kann, die ihn nicht kannten, und wenn auch wenig doch etwas beyzutragen zum Andenken eines Freundes, mit dem, ſo lang er lebte, man

wünschen mochte, leben zu können, und mit dem, nachdem er geschieden, man sich freuen kann, wieder vereiniget zu werden.

G.

Gedanken aus dem großen Zusammenhang des Lebens.

Den neuern Theologen ist nebst manch' anderm auch die Theorie der Opfer völlig abhanden gekommen, und sie wissen uns über jene bedeutende Stelle im 3. Buch Moses c. 17. v. 11. „denn das Blut ist die Versöhnung fürs Leben" keinen Bescheid zu geben. Schäzbare Beiträge zu einer solchen Theorie der Opfer verdanken wir dem Verfasser des Buchs: le ministere de l'homme-esprit. Paris 1802., welcher durch eine glükliche Anwendung des Naturgesezes der Ableitung, oder Versezung (Derivatio und Transpositio) der Kräfte, auf die Opfer, viel Licht über diesen Gegenstand verbreitete. Es ist nämlich eine bekannte Beobachtung, daß ein gesundes, kräftiges Blut blos durch seine Nähe ein ungesundes heilt, indem es die übelthätige Aktion, von lezterm ableitend, an sich zieht und absorbirt. Es ist ferner bekannt und begreiflich, daß

frisch vergossenes Blut dessen Würksamkeit vermehren muß, und daß also das Vergiessen des Blutes theils dazu diente, dessen ableitende Kräfte zu erhöhen, theils die übelthätigen, welche selbes an sich gezogen, fortzuschaffen, gleichsam zu präzipitiren, indem sie keine Basis mehr hatten, auf denen sie hätten ruhen können. In der That sehen wir bei jedem Opfer irgend eine Basis einer höhern, mit ihr übereinstimmenden Aktion, entweder entwikelt dargeboten werden, um diese Aktion würksamer zu machen, und herab oder herauf zu ziehen, oder zerstört werden; um diese Aktion, wenn selbe durch jene Basis gebunden war, völlig zu befreien, und da die Funkzion des Feuers eben keine andre, als die, solche Hüllen zerstörende, und Kräfte entwikelnde, befreiende ist, so begreift man auch leicht, welche bedeutende Rolle das Feuer bei dem Opferprozesse zu spielen hatte. Da nun die Alten in der Kenntniß des Zusammenhangs oder der Correspondenz des Sichtbaren Sistems mit einem unsichtbaren es weit gebracht haben, da sie jeden einzelnen Naturkörper als ein würkliches Sinnbild, und hiedurch als ein Organ, und gleichsam den Zuleiter und Nero irgend eines unsichtbaren Kräftigen, betrachteten, so läst sich einsehen, wie ihnen die Opfer Gelegenheit gaben, diese ihre ausgebreiteten Naturkenntnisse in Anwendung zu bringen.

— Endlich läst sich auch dieselbe Theorie der Befreiung und Erhöhung eines Kräftigen durch Entwiklung oder Zerstörung seiner natürlichen Basis auf die Opfermahle anwenden, denn das Blut übt ohnedieß bei jedem Assimilationsgeschäfte die Funkzion des Opferfeuers aus, als die wohlthätigen Aktionen befreiend und ins Sistem erhebend, und die übelthätigen präzipitirend; und es ist wohl kein blosser Zufall, daß das Wort Coena (Abendmahl) von einem hebräischen Worte stammt, welches heiligen, weihen (sacrificari) bedeutet. —

*

Da jede Gegenwürkung (Contr' action) oder Hemmung durch Schmerz sich bemerklich macht; so begreift man, warum der Schmerz des Propheten, durch die Laster des Volks veranlaßt, dieser lasterhaften Würkung, als Gegenwürkung das Gleichgewicht halten muß, warum jener Schmerz des Propheten der elektrische Leiter der göttlichen Aktion ist, und wie der Prophet durch Ableitung (per derivationem) dem Volke selbst die Last seiner Sünde tragen hilft, und ihm den Zugang und die Berührung der göttlichen Aktion erleichtert.

Das Gute, wie das Böſe, tritt innerlich zum Menſchen, nicht nur, um durch ihn eingelaſſen, aufgenommen, ſondern hiemit auch erhoben zu werden ins freie Leben, um durch und in dem Menſchen zu fruktifiziren. Es genügt alſo nicht, daß der Menſch dem Böſen, der Sünde, entflieht und ausweicht, er muß ſelbes verfolgen, als ein wie immer zum Leben gekommnes, todten, und in das Schattenreich des Orkus, aus dem es ſich durch Uſurpation in die Region des Lichts und Lebens erhub, als ohnmächtigen Schatten wieder hinabſtürzen. Der ſchlechte, böſe Trieb a, den ich auf ſolche Weiſe, gleich einem giftigen Inſekt, in mir abgewürget habe, wird auch keinen andern Menſchen mehr verfolgen. Im Gegentheil wird jedes derlei von mir nicht getödtete, ſondern gehegte, aufgefutterte Inſekt ſeinen Stachel auch andern Menſchen fühlen machen. Dieſelbe Behauptung gilt von jeder, jedes einzelne Menſchenindividuum befallenden feindlichen, lebenhemmenden Aktion, bis herab zum äuſſern Schmerz. Denn der Menſch haftet durchaus in solidum für alle Menſchen. Dieſe Anſicht giebt in Verbindung mit der vorgehenden eine Theorie des Schmerzens, die nicht minder lehrreich als troſtreich iſt.

Sohn, Son, Goth. Sunns. Anglosax. Sune. Die alten Teutſchen haben durchaus Sun geſagt, oft auch nur Su. Söhnen, Sühnen heiſt expiare, reducere in gratiam. Sone oder Sun bedeutet pacificatio, daher Sun und Berichtigung machen zwiſchen uneinigen Theilen. Nun heiſt aber Sonne (Sol) gleichfalls Sun, und Sunabend deutet auch hier wieder auf Pacificatio, Stillung, Schlichtung, Befriedigung eines Zwiſtes. Wie ferner Söhnen, Verſöhnen, eine Wiedereinung getrennter und entzweiter Dinge bedeutet: ſo mag Sünde wohl von Sundern (asunder, Sondern, Trennen,) abgeleitet werden. Die Worte: Sohn (Filius) und Sonne (Sol) ſcheinen alſo durch den Mittelbegriff und Wort: Söhnen, Verſöhnen, dieſelbe Bedeutung zu erhalten, oder wenigſt in einen natürlichen Verband zu tretten, und dieſes Zuſammentreffen der Wortableitung, mit dem Zuſammenhang der Begriffe ſelbſt, verdient wohl eine weitre Nachforſchung. Denn der Zuſammenhang des äuſſern Sonnenprozeſſes mit einem innern höhern iſt bekannt, und die dunkle oder deutliche Erkenntniß dieſes Zuſammenhangs läſt ſich in allen Religionen

nachweiſen, von denen ſchon Dupuis *) bewieß, daß jeder Gottesdienſt ein Sonnendienſt war und iſt. In der That deutete die äuſſre Sonne ſimboliſch und gleichſam prophetiſch von jeher auf eine innre pſychiſche, als Heiland und Friedefürſt, und wie das Verſtändniß der äuſſern Natur eigentlich nur jenes des äuſſern ſolariſchen Prozeſſes in ihr iſt, ſo beruht das Verſtändniß der innern Natur auf jenem ihres innern ſolariſchen Prozeſſes, und ſo wie ſich dieſe beeden Prozeſſe ineinander ſpiegeln, ſo kann man auch einen ohne den andern nicht verſtehen. Das Erkennen dieſes reelen Zuſammenhangs beeder dieſer Sonnenprozeſſe liegt nun durchgehends der ältern, höhern Chemie zum Grunde, und man kennt wenig von dieſer vorzüglich von Deutſchen in ältern Zeiten kultivirten Wiſſenſchaft, wenn man ſie mit jener, ſpäter durch Mißverſtand und Entartung aus ihr hervorgegangenen, Goldmacher- und Leibverjüngungskunſt vermengt.

*

Nur was der Geiſt (Kopf) bewundert, das verehrt, liebt, und betet das Herz an. Aber die Intelligenz (welche inſofern auch Penetranz heiſt) ſoll eben

*) Origine de tous les Cultes, Paris. 1795.

das Wunderdaseyn (la chose admirable) thätig ent-hüllen, und ruht nur dann von ihrem Tagewerk, wenn selbes vollendet ist. Denn nun erst tritt der Affekt der Bewundrung, sofort jener der Verehrung, Liebe ꝛc. ein. So lange folglich die Intelligenz noch in jener enthüllenden Thätigkeit begriffen ist, so lange ist die Berührung, der Genuß des erkämpften Wunders noch nicht erreicht, und leztre kann darum auch nur der Lohn der bis an die Gränze ihres Vermögens siegreich durchgedrungenen Thätigkeit der Intelligenz seyn. Dieser Lohn kann folglich auch nur, wie jener der Tugend, erkämpft werden gegen die feindlichen Mächte der Finsterniß. Es ist darum nicht genug, daß ihr euer Herz, ihr müst auch euren Kopf anstrengen, ihr müst euch Licht, wie Wärme erkämpfen ritterlich, und wollt ihr den Affekt der anbetenden Liebe in eurem Herzen kräftig nähren, so sorget ja dafür, daß dem erkennenden Geiste die Gegenstände der erhebenden Bewundrung nicht ausgehen. *)

---

*) Lieben Brüder, schreibt Paulus 1 Corinth. c. 14. v. 20., werdet nicht Kinder (kindisch) an dem Verständniß, sondern an der Bosheit seyd Kinder, an dem Verständniß aber seyd vollkommen.

Es iſt nur eine Hoffart, ohne Leib (Natur) ſeyn wollen. In dieſem Sinne war der Erſte hochmüthige Geiſt auch der Erſte Supernaturaliſt, indem er ſich von ſeiner Natur losmachen, und ſie überfliegen wollte. Freylich iſt das Leben ein Schweben über (inner) ſeiner Wurzel, oder Natur, und iſt inſofern über (inner) natürlich. Aber eben dieſes Nieder- und Herausgehaltenſeyn und bleiben der Wurzel, zugleich mit dem untrennbaren Zuſammenhang (nicht Confuſion) *) des Lebens (als Geiſtes, Blüthe und Krone der Natur) mit ihr, bürgt für die ewige Fortdauer des Lebens ſelbſt. Könnte man dieſes ewige Band trennen, könnte man Gott Naturlos, die Natur Gottlos machen, ſo verſchwänden beede, und anſtatt des ſich offenbarenden, exoteriſchen Gottes bliebe nur ein eſoteriſcher, ein Gott in Potentia übrig. Man kann darum Gott nicht verläugnen ohne zugleich ſeine ewige Natur, und dieſe nicht ohne zugleich Gott zu verläugnen, und die Theophobie oder Gottesſcheue iſt überall von Natur-

*) Mit der Confundirung der ewigen Natur mit Gott als dem Licht und Leben dieſer ewigen Natur iſt auch jene der leztern mit der äuſſern zeitlichen Natur ſchon gegeben.

ſcheue oder Naturhaß begleitet. In allen Religionen wird darum der Gotthaſſende Geiſt zugleich als Naturfeind und Naturverderber vorgeſtellt.

*

Wie der Chemiker nur das kennt, was er bis auf ſeine Wurzel zerſezt und zerlegt hat, ſo erkennen wir auch die Elemente (Baſen) der Thier- und der Finſterwelt nur erſt dann, nachdem wir dieſe Welten in uns todt gemacht, depotenzirt, d. i. ſie nicht mehr in uns leben haben. Und dieſes mag wohl die Hauptſchwürigkeit ſeyn, welche ſich der gründlichen Kenntniß des Böſen in und auſſer uns entgegenſezt. Die Welt glaubt übrigens zu ſtark an den Teufel, um ihn glauben zu können.

*

Das Baſiſche Prinzip des Lebens der ſelbſtthätigen oder intelligenten Creatur iſt in, und von ihr erregbar, entzündbar, und die Creatur verſezt, und ſperrt ſich ſelbſt (d. h. ihr Leben und Geiſt) hiemit in einen Lebenszirkel, den ſie ſich ſelbſt geſchaffen, erweckt hat, gleichſam in eine andre Region des göttlichen Weſens, oder in einen andern Gott als den des freien, gemeinſamen Lebens, der Liebe und des Lichts.

Indeſſen, und weil dieſer göttliche Lebens- und Lichtprozeß von der Creatur unaufhaltlich und unwiderſtrebſlich iſt, fährt dieſelbe Creatur doch auch nun fort, ſelben, zwar nicht mehr vollendet in ſich, ſondern durch ſich, und dermaſſen zu fördern und zu reproduziren, daß deſſen Complement immer auſſer ihr fällt. Mit andern Worten: dieſer göttliche Lebensprozeß durchwohnt oder durchgeht ſie nun blos, ohne ihr innzuwohnen, und in ihr ſich zu öffnen, in ſeiner Vollendung zu offenbaren. Die Nichtergänzung dieſes Lebensprozeſſes in ſolch einer Creatur, verbunden mit dem untilgbaren Imperativ dieſer Ergänzung in ihr macht nun eben die Pein und die Beſtrafung eines ſolchen Creaturlebens, welches von dem gemeinſamen Leben ſich ausgeſchieden, iſolirt, und ausgeſchloſſen hat; und dieſe Anſicht führt auf eine Theorie und Erklärung des Urſprungs des Böſen, die eben ſo natürlich als ungezwungen aus der Kenntniß des Zuſammenhangs des gemeinſamen und zentralen Lebensprozeſſes mit dem partiellen jeder einzelnen Creatur ſich ergiebt.

*

Das Wort: Cultus hat mit dem Worte: Cultur (Lebenspflege) dieſelbe Bedeutung. Ein Gottesdienſt als Lebensdienſt iſt in der allgemeinſten Bedeu-

tung das Geſez, vermöge deſſen Ein lebendiges ſich unaufhörlich dasjenige zuzueignen ſucht, deſſen es bedürftig iſt zur Ergänzung ſeines Lebensprozeſſes, ſich demjenigen Weſen nähert, zu welchem es dieſes Bedürfniß immer zurükruft, und jenes Weſen flieht, das ſeinen Lebensprozeß hemmt und ſtört. Dieſen Naturalism findet man in der Bibel überall auch auf den innern, ewigen Lebensprozeß angewandt, und eben darum mögen die Supernaturaliſten nichts von dieſem Buche wiſſen.

Aus der Kenntniß des Zuſammenhangs, Zuſammenflieſſens des gemeinſamen, zentralen, göttlichen Lebensprozeſſes mit dem parziellen der einzelnen Creatur, folgt, daß dieſer Zuſammenhang, dieſer Verkehr des Lebens einem gewiſſen Geſetze unterworfen ſeyn, deſſen Nichtbefolgung ſich ſohin auch ſo wie die jedes Naturgeſezes ſofort bemerklich machen und rächen muß. Wie es nämlich nicht gleichgültig iſt, wohin ich die Spize eines elektriſirten Körpers in einem elektriſchen Siſtem ſolcher Körper richte, wie es nicht gleichgültig iſt, wohin ich den Focus eines Brennglaſes oder Brennſpiegels richte, ſo kann es auch nicht gleichgültig ſowohl für den Menſchen als das ihn umgebende Siſtem lebendiger Weſen (höherer und niedrigerer) ſeyn, wohin ſelber ſeinen Kraftfocus, ſeine Begierde

und Liebe, als gleichsam seine geistige, elektrische Spize kehrt; und er kann sich alle Augenblike durch's Experiment davon überzeugen, daß so, wie er seinen Kraftfocus von dem zentralen oder göttlichen Lebensstrom abkehrt, wie er also an und durch sich jenes Wiederkehren seines parziellen Lebens in das Gemeinsame hemmt, er auch den unmittelbaren Rük- und Zufluß der göttlichen Kräfte in sich aufhält. Denn auch hie ist die Reaktion der Aktion gleich. Das ist Sünde, sagt Tauler, daß die Creatur nicht zurük in die Einheit (Ende) als ihren Anfang mit all ihren Kräften **wallen** d. i. wollen mag.

*

Mit oben gegebner Ansicht eines Naturgesezes für den Verkehr des Göttlichen mit dem Creaturleben stimmt auch die alte Lehre des Einkehrens und Auskehrens des Menschen. Was sich nämlich nur auskehrt (nach aussen kehrt), kann innerlich nichts empfangen, weil das Empfangen ein Begegnen und Treffen, also ein wechselseitiges Zukehren des Gebenden und Empfangenden voraussezt. Da nun das Göttliche als das Zentrale nicht einfahrend von aussen, sondern nur aufgehend von innen in die Creatur tritt, so ist ohne dessen Einkehr nach innen, kein Treffen, kein Begeg-

nen, und also auch kein Empfangen des Göttlichen möglich.

*

Was in mir würken, aufgehen soll, muß sich erst fassen, gründen in mir. Aber nur das, dem ich meinen Willen einführe, oder übergebe, dem ich mich (wollend) öffne, eingebe, überlasse, vermag sich in mir zu fassen. Dieses sich öffnen einem A heist eben dieses A wollen, und ist ein untergehen, ein sich zu Grund lassen, wogegen das Gründende das sich zu Grund lassende ergreift und besizt, als Basis, und eben hiedurch aufgeht in dem besessenen und dieses wieder in sich oder zu sich erhebt (gleichsam als Leib aufzieht). Man begreift sohin, wie die Sünde darinn besteht, daß die Creatur Selbst, d. h. nicht Gott, sondern Sich, will, und wie Liebe ein Nicht- (Selbst-) wollen, und Selbstwollen Nicht-Liebe ist. Wenn nun aber das so zu Grund gelassne, besessne B wieder in dem besizenden A erhoben wird, so kann es nur als diesem zu „ein" oder nachgebildet (assimilirt), d. h. als sein Bildniß und Gleichniß in ihm erhoben werden, und A besizt nun eigentlich dieses sein Gleichniß oder Bild in B, oder besizt B durch dieses sein Bild, woraus begreiflich wird, wie jedes Wollen ein Imaginiren oder Einbilden sey, und wie die Theorie der Lehre von dem Ebenbilde

Gottes im Menſchen, im Gegenſaze des äuſſern Weltbildes in ihm, in dem ewigen Naturgeſez des gemeinſchaftlichen Lebens der Weſen zu ſuchen iſt.

*

Die Luft drükt nur auf luftleere Körper, der Geiſt drükt nur auf geiſtleere, entgeiſtete Weſen. *) Der Austritt des Geiſtes (Lebens) oder die Entgeiſtung bezeichnet ſohin den Eintritt der Schwere. Das Weltordnende und ſtellende Prinzip (Weltgeſez als Weltweſen ſezendes) äuſſert ſich ſohin als zwingende, durchwohnende Macht, als Schwerkraft, laſtend auf den entgeiſteten, von ihm leeren Weſen, und trägt und hält dagegen ſelbe, als ihnen innwohnend, und ſie beſeelend, leicht empor. Die Perpendikulairrichtung kömmt aber auf die eine wie auf die andre Weiſe zu Stande. — Dieſe Anſicht führt auf eine fruchtbare, obſchon noch völlig unbekannte Theorie des Schweren und Leichten, im phyſiſchen wie im pſychiſchen.

F. B.

*) So drükt der Geiſt, als Laſt der Unwiſſenheit, auf den geiſtleeren Kopf, wie ſelber auf das entgeiſtete Herz als Gewiſſenslaſt drükt.

Sämundurs Sage.

Von dem Prieſter Sämundur, welcher den chriſtlichen Glauben in aller Treue und Wahrhaftigkeit auf Island, ſeiner väterlichen Inſel, predigte, aber dennoch eine große Luſt daran fand, die heidniſchen Heldenlieder ſeines Volkes aufzuſchreiben, erzählen die alten Geſchichten folgendes:

Er ſaß an einem ſchönen, ſternhellen Winterabende in ſeinem Gemach, Männer und Jünglinge um ſich her, welche die gleiche Luſt mit ihm an den Göttergeſchichten und Kriegesthaten der Urzeit fanden. Ein großer Methbecher ſtand auf dem Tiſch, und ging nach jeglicher Erzählung und jeglichem Sange rundum. Gar freundlich ſtrahlte die Heerdflamme durch das Zimmer, und die rothe Hekla'sgluth, welche über den fernen Südbergen ſichtbar ward, hatte faſt das Anſehen, als leuchte von dort, ebenfalls freundlich und mild, der Heerd des ganzen ſchneeigen Eilandes herauf. Es war ihnen allen unbeſchreiblich wohl zu Muth, und wo Einer aufhörte mit alten Sagen, hub der Andre ſchon wieder an, ſo daß der Sämundur an dieſem Abende viel herrliche Nordlandslieder zu Pergament brachte, und viele andre wieder, den Genoſſen noch unbekannt, vorlas.

Da sprach endlich ein Jüngling, welchen Sämundur vorzüglich werth hielt: „lieber, ehrwürdiger Herr, Ihr habt uns nun, seitdem wir den Segen Eures Umgangs geniessen, mit mancher Sage unsrer Väter erquickt, die uns noch niemals zu Ohren gekommrn war, und manche, die nur ein unsichres Leben auf unsren Lippen führte, habt Ihr mit klugen Schriftzeichen festgehalten; aber wir hätten wohl noch eine gar große Bitte an Euch.“

Sämundur nickte freundlich, als wolle er sagen: „herzlieber Sohn, bitte nur. Wenn das Geben in meiner Macht steht, so ist die Sache schon richtig;“ worauf der Jüngling folgendermassen weiter sprach: „Es ist eine neuere Sage, die wir von Euch haben möchten; die Sämundurs-Sage, meine ich, Eure eigne Fahrt in den Süden enthaltend, die Ihr in Euren jungen Jahren bis nach der großen Welthauptstadt Rom unternommen habt, und wobei, sagen die Leute, Euch gar wunderliche Dinge begegnet sind. Wir Nordmannen hören gern von den schönen mittäglichen Landen sprechen, wo die köstlichsten Früchte bluhen und reifen sollen in freier Luft; ja es ist, als wiese es uns immerfort mit tausend verlockenden Stimmen von dorten zu sich hin, wie denn auch wohl eben deswegen unsre Urväter das römische Imperatorthum umgeschmissen haben.“

Sämundur sann eine Weile ernsthaft nach, und redete darauf folgende Worte:

„Ja,

„Ja, der gewaltige Trieb, von welchem du sprichst, hat wohl in alle nordischen Herzen tiefe, lebendige Wurzeln hineingeschlagen. Damit Ihr aber sehet, was daraus werden kann, wenn er in seiner Ueppigkeit die ungezügelte Oberhand gewinnt, so vernehmt die Geschichte meiner jugendlichen Reise."

„Liebe Kinder, es ist ein paradiesisches Land, das jenseit der Alpen, und als ich es zum erstenmale betrat, schlug mir das Herz über alle Maaßen freudenvoll. Was wir so zuweilen träumen von himmlisch blühenden Auen und Wäldern, von blausonnigen, weiten Seen dazwischen, und herrlichen Gebäuden das Ufer entlang, ein lichtklares wolkenleeres Himmelszelt drüber hingespannt, das sieht man dort alles mit wachenden, leiblichen Augen vor sich. Nach Bienen- und Schmetterlingsart bin ich hingetaumelt durch die duftenden Blumen, bis ich endlich vor den herrlichen Pforten der leuchtenden, uralten Weltherrscherin Roma stand, welche sich gleichsam als der Pallast dieses ganzen italischen Gartens recht in seiner Mitten erhebt."

„Aber in ernsten Gemüthern nimmt dorten alles Gaukeln und Spielen ein Ende vor den vielen Heldengräbern, über die man hinschreitet, und andern großmächtigen Denkmalen sonst, die rings um einen her stehn. Ich wandte denn auch meinen Geist bald auf sehr feierliche Dinge, als auf die Erforschung der gewaltigen Thaten, in eben diesen Ringmauern vor vielen hundert Jahren vollbracht, und lebte ein eben so tief-

ſinniges Leben, als ich vorhin ein luſtiges geführt hatte."

„Aber der Schlingen in den wundervollen Südlanden giebt es mancherlei. Eben an dieſem ernſthaftigen Bande fieng mich der Verführer recht feſt. Es kam nämlich, als ich einmal an einer altrömiſchen Heldengruft ſaß, ein greiſer Mann zu mir, und bot mir an, mich da hinein zu führen, und mir Dinge zu zeigen, wie ſie nicht leicht irgend ein andres Menſchenkind geſehn. Vorwitzig, wie ich war, ſchritt ich, wenn auch etwas geſträubten Haares, hinter ihm drein, und ich muß es ihm nachſagen, er hat Wort gehalten. Da ſind Römerſchatten vor mir hingezogen mit herrlichen Lorbeerkränzen, welche ſich einige durch das Regieren verdient hatten, andre durch das Dichten ſchöner Lieder oder ſonſt durch weiſe Unternehmungen, und noch andre durch das Schwerdt. Und ihre Thaten ſchwebten wie ein morgenröthliches Spiegelgebilde hinter ihnen vorüber. Das war eine hoch feierliche Stunde, und ich konnte ſeitdem gar nicht mehr von dem gewaltigen Meiſter los."

„Der war ganz verſunken in den Abgrund alles heidniſchen Wiſſens, und ſo konnte es denn auch nicht fehlen, daß die üppige Sinnenluſt bei ihm mit allen ſtrengen und oft ſchauerlichen Forſchungen Hand in Hand gieng. Liebe Kinder, ich will nicht allzuſcharf rückwärts ſchauen in die Irrgewinde, die mich ſo böslich verlockten, noch minder aber ſie aufthun vor Euern Augen. Vernehmt nur ein für allemal, daß ich von dem gaukelhaften Zauberweſen ganz beſtürzt und

wie in einem endloſen Rauſche lebte. Ja, ich hatte meines eignen Namens vergeſſen, des lieben, ehrbaren Nordlandsnamens, den ich hier von Island mit fortgenommen hatte, und wenn mich die Genoſſen meines Taumels Kolli nannten, hörte ich darauf. Denn wie der böſe Feind auch darin ein Lügner iſt, daß er Gottes geſchaffne Weſen immer umwandeln will nach eignen frechen Einfällen, thun es ſeine Diener, die böſen Magier, wenigſtens mit den Namen der unvorſichtigen Menſchen, welche ſich von ihnen bethören laſſen, eben ſo."

„Als ich nun in meinem verderbendrohenden Taumel einſtmalen von einem prächtigen Banket aufſtand, ſahe vorſäzlich der Vollmond ſo ſeltſam durch die klären Spiegelſcheiben zwiſchen Lichter und Blumen herein, daß es mir aufging, wie eine dunkle Erinnerung an etwas ſchönes Verlorenes, und ich hinaus eilte vom gaſtlichen Gewimmel, um mich in dem bleichen, ſtillen Scheine zu ergehen. Mir ward, als lade mich ein milder Lichtſee in ſeine kühlenden Wogen, und als könne ich nur dort Erlabung und Ruhe finden vor der wilden Gluth, welche italiſche und griechiſche Weine durch meine Adern ſtrömten."

Drauſſen, als ich in die hohen Piniengänge trat, die ſich in regelrechter Ordnung, wie feierliche Tempelhallen, nach dem Tiberſtrome hinabzogen, kam mich ein tiefes, nieempfundnes Grauen an, von dem ich dennoch die Gedanken auf keine Weiſe loszureiſſen wußte; es war, als ſolle ich es durch und durch er-

gründen, und locke mich der furchtbare Schlund desselben mit einer fremden und doch wie wohlbekannten Gabe an, welche auf seinem Boden als ein heller, zaubrischer Edelstein zu finden sey, und könne ich nicht anders, als tief und tiefer hinab. Ich wollte nach dem Saale des Festes zurück, und mit an den gewohnten Gestalten wieder zurecht helfen. Das ging aber auch nicht. Vorwärts und immer vorwärts fühlte ich mich hinunter gerissen an den Strand. Ein ähnliches Gefühl mag durch unsre kämpfenden Sinne gehn, wenn die letzte Lebensstunde herangeschritten kommt, und das Erdendaseyn uns festhalten will, aber das unbekannte, selige Jenseits immer gewaltiger mit seinen geheimen Kräften an uns zieht, zwischen vielen Schauern hin, und die Ahnung in uns erwacht, daß wir in den seligen Hafen zurückkommen, aus dem unsre liebsten Träume mit uns geschwebt sind, durch die verworrene Welt. Ich ging fürder und fürder, und wußte nicht recht, ob mir unbeschreiblich weh zu Muthe sei, oder unbeschreiblich wohl."

„Da stand unversehens ein Mann vor mir, den seine Tracht als einen Priester kund gab, hoch, feierlich, sehr ernsten Antlitzes, mit greisig herab wallendem Silberbart. Der sahe mich mitleidig an, und alle meine Unruhe war fort; ich blieb, wie gebannt zur Stelle. Er schüttelte langsam den Kopf, und fragte mich endlich: wie heissest Du, armer Mensch?" — Als ich ihm nun meinen Hexennamen Kolli nannte, rief er plözlich, mit gewaltiger Stimme, daß die Pinien ordentlich davor zusammenfuhren: „Sämundur!" — Und da schreckte auch ich zusammen, und war mir es, als

erwache ich aus einem tiefen Schlafe. — „Herr, mein Heiland! ſtammelte ich, wer bin ich denn bisher geweſen?“ — „Ein Ausländer;“ entgegnete der Greis, indem ich nach und nach den frommen Biſchof Jonas, den Oegmundsſohn, zu erkennen begann. „Ein gemachter Ausländer biſt Du geweſen, armer Sohn, fuhr er fort, und alles, was im Menſchen ſo etwas Fremdes, Gemachtes iſt, kommt um nichts beſſer heraus, als teufliſche Gaukelei. Laß ab, mein verirrtes Lamm. Deine liebe, freundliche Mutter Island ruft nach Dir. Siehe, Du Jüngling, ich trage Dich ſehr lieb im Herzen, und habe Tag und Nacht für Dich gebetet. Da iſt mir vom Herrn die Erleuchtung gekommen, in welchen Schlingen Du liegſt, und ich habe mich aufgemacht, und bin Dir nachgereiſt über See und Land, Dir zu helfen, denn es lebt eine gar theure Seele in Dir. Mache nun auch Dich auf, und komme.“

„Die einfachen Worte erzeigten ſich ſehr gewaltig an mir. Vor ihrem Hauch verſchwanden die letzten Zauberdünſte, die durch mein verwirrtes Haupt hinzogen, ich faßte mit heißen Thränen des Biſchofs Arm, und ſo eilten wir den Strand vollends hinab, und ſtiegen in eine Barke, mit angeſtrengten Kräften ſtromunter rudernd.“

„Wohl brauchte ich das Ruder ſcharf, denn mir war vor meinem verruchten Meiſter ſehr bange. Die gottloſen Menſchen haben auch ſo etwas in ſich, das ſie Freundſchaft zu nennen pflegen, und wollen von Keinem, den ſie einmal gefaßt haben, gern wieder ab-

laſſen. Zudem ſo kannte ich jenes Mannes entſetzliche Gewalt. Wenn er uns eingeholt hätte, wären ohne Zweifel vor meinen nur kaum geneſenden Sinn die Zauberſchleier in all ihrer betäubenden Kraft wieder herunter gefallen, daß mein Auge nicht den Himmel mehr geſchaut hätte, nicht den freien Erdrund, nicht den eignen nächſten Weg. Ich fühlte in mir noch die wunde Stelle, recht gut, wo er ſeinen Zauberſpeer einwerfen könne, und das Bild eines Wallfiſches, der — wie wir es hier in Island ſo oft ſahn — an der feſtgeſtählten Harpune rettungslos und blutend aus dem heimathlichen Element auf das ihm tödtliche fortgeſchleift wird, trat ängſtigend vor meine Seele."

„Wir kamen demungeachtet glücklich die Tyber hinab, glücklich zu Schiff, und in das große Meer hinaus. Welch eine neue Zerſtreuung meinen böſen Meiſter bewog, ſo lange meiner zu vergeſſen, weiß ich nicht, aber es mußte wohl ſo gekommen ſein. Wir waren, nach wenigen Tagen weit, weit von den italiſchen Küſten hinweg, und unſre fröhliche Schiffsgeſellſchaft, Normänner, die nach Drontheim ſegelten, von wo wir leicht nach Island überſchiffen konnten, ſangen mir die vaterländiſchen Lieder, welche wir mit ihnen gemein haben, ſo hell und ermuthigend in's Herz, daß ich beinahe keinen Gedanken mehr auf die überſtandne Gefahr zurückwandte. Die Sterne ſahen mich wohl bisweilen in hellen Nächten bedrohlich warnend an, und es war, als wollten die Wogen irgend eine ſchauderhafte Kunde zu mir heraufrufen, aber ich hatte eine ſolche Scheu vor allem zaubriſchen Weſen bekommen, daß ich Auge und Ohr gefliſſentlich von ihnen abwands

te, und ſie ihre Botſchaft nicht bis in meinen Geiſt hereinbringen konnten.“

„Den Träumen gelang es beſſer. Wenn der Menſch im Schlafe wieder der Natur und dem Geſtirn anheimfällt, kann er ſich ſeiner kaum verlaßnen Spielgenoſſen nicht wohl erwähren, ſie mögen nun von böſer oder guter Art ſein. So geſchah es denn auch, daß Geiſter, die ich ehemals zu magiſchen Boten gebraucht hatte, ſich wieder an mich Träumenden heranwagten. Sie mußten es wohl im Ganzen gut mit mir meinen, denn ſie führten mir, wenn auch furchtbare, doch heilſame und errettende Bilder herauf.“

„Da ſahe ich, wie mein grimmiger Meiſter auf einem ungeſtalten Roße durch Nebelgewölke dahin flog, und mir ward es, als hörte ich ſein furchtbar gellendes Rufen: „Kolli! Kolli!“ — Entſetzt fuhr ich aus dem Schlafe, vermeinend, der gräßliche Klang töne noch immer in mein Ohr. Es war tiefe, ſtille Mitternacht, ruhig ſchlief der Biſchof Jonas an meiner Seite, ruhig faſt unſre ganze Reiſegenoſſenſchaft, das Fahrzeug gleitete leiſe über die Wellen fort, hellfunkelnde Sterne ſahen vom Himmel. Ich fühlte, wie mich die Noth zwang, dieſe zu befragen, denn das Weſen zaubriſcher Träume war mir nur allzu bekannt, und ich konnte über den eben gehabten nicht im Irrthume ſein. Da nahm ich alle meine aſtrologiſchen Künſte zuſammen, und ſchaute nach den leuchtenden Punkten hinauf. Ach, ſie gaben der erſchrecklichen Traumeswarnung das furchtbarſte, gewichtigſte Recht! Wohl kannte der böſe Meiſter meine Spur,

wohl war er mit aller Anstrengung auf meiner Verfolgung begriffen, ja, ich konnte merken, daß auch er in eben diesem Augenblicke das Gestirn befragte, und Kunde von mir erhielt, und seine wüthende Fahrt beschleunigte. Eine unnennbare Angst durchdrang mein ganzes Wesen, ich wußte kein Mittel, ihm zu enteilen, kein Mittel, ihm zu widerstehen; ich sahe mich verloren, und rings um mich schliefen meine glücklichen Gefährten so ruhig und unbewußt."

„Da schoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Sinn, wie es möglich sei, meinen Verfolger zu täuschen. Ich ließ meinen Schuh in die See hinab, bis er ganz mit Meereswasser gefüllt war, band ihn dann fest zu, daß kein Tropfen heraus konnte, und befestigte ihn so auf meinem Haupte, wohlwissend, wenn der Meister wieder nach den Sternen sähe, müßten ihm diese kund geben, des Meeres salzige Fluth sei über mir; dann halte er mich hoffentlich für ertrunken, und seine höchst mühsame und gefährliche Reise für umsonst. Es geschah, wie ich gehofft hatte. Träume und Sterne zeigten ihn mir ermattet, mismuthig, und auf der Rückkehr nach Rom. Ich segelte stillen, befriedigten Sinnes fürder, behielt aber meinen Wasserschuh auf allen Fall sorgsam an derselben Stelle."

„Das blieb einige Zeitlang so, aber als wir uns bereits der norwegischen Küste näherten, rief mich der getreue Bischof Jonas, dessen Augen schon länger mit ernsterem Ausdruck auf mir verweilt hatten, beiseit, und sagte: lieber Jüngling, es thut mir in der Seele weh, daß Du von den abergläubischen Gebräuchen

Deiner Zauberkünſte noch ſo gar nicht ablaſſen kannſt. Wirf doch dergleichen ohne Ausnahme getroſten Muthes weg, und laß es ein für allemal vergeſſen ſein. Was irgend dasjenige, das Du auf deinem Kopfe feſt in Tücher eingewickelt trägſt, bedeuten mag, weiß ich nicht, und will es auch gar nicht wiſſen. Nur daß es mit Roma zuſammenhängt, und daß es Dir ein ordentlich heidniſches Anſehn, wie das eines Türken oder Mohren giebt, merke ich allzuwohl. Derhalben thäteſt Du mir eine gar groſſe Liebe, wenn Du gleich hier vor meinen Augen den ganzen ſeltſamlichen Kopfputz in das Meer würfeſt."

„Da flogen Tücher und Waſſerſchuh ohne Verzug den angewieſnen Weg, denn ich hatte den frommen Mann ſehr lieb, meinte auch von des Meiſters Verfolgungen weiter nichts befürchten zu dürfen. Der liebe Biſchof umarmte mich in freudiger Rührung, die Reiſe ging, nach wie vor, ihren ungehinderten Gang, und ich war recht aus ganzer Seele froh."

„Wir athmeten ſchon nordiſche Luft; feuchter lagen die Nebel über den Waſſern, kühnere Gebilde formten Wind und Sonne daraus, und tiefſchwarze Adler mit herrlichen Flammenblicken ſtreiften bisweilen über uns dahin. Ein kleines Eiland, das wir ſchon länger von fern herüber wahr genommen hatten, ſtieg nun näher vor uns aus den Fluthen empor, und ſahe mit ſeinen hohen, ſturmgeſtählten Buchen, ſeinem friſchgrünen Strande, ſeinen einfachen Hütten ſo lieb und vaterländiſch aus, daß ich gar innig wünſchte, mir möchten dorten doch anlegen. Es geſchahe nach

meinem Willen, denn der herandunkelnde Abend schien zugleich ein bedrohliches Unwetter herauf zu führen; zudem begann uns seit einigen Tagen das frische Wasser zu mangeln, und wir warfen also Anker in einer umlaubten, friedlichen Bucht."

„O wie freudvoll ich den lieben Nordlandsboden grüßte! Und wie noch weit anmuthiger mir die Sprache der gastlichen Inselbewohner erklang, als die meiner Genossen auf dem Meere! Der Bischof Jonas und ich fanden in ein und derselben Wohnung Unterkommen, und streckten uns ermüdet auf glänzende Bärenfelle, indeß vor der noch offnen Thür die beiden kleinen Töchter des Hausherrn ein freundliches Gespräch mitsammen erhuben, und auch bisweilen ein Liedchen dazwischen sangen."

„Die Kinder erzählten einander von den Alfen auf ihrem Eilande, bald, was sie aus der Aeltern Munde gehört hatten, bald, was sie meinten, im Traum und Wachen selbst vernommen zu haben. Es klang wunderlich durcheinander, und ich konnte mich des Zuhorchens nicht erwehren, denn eine heimliche Bangigkeit rieselte mehr und mehr vor den kindischen Worten durch mein Gebein, während der ehrwürdige Bischof neben mir den Schlaf der Gewissensruhe und des frommen Vertrauens schlief." — „Gudrun, sagte das eine Mädchen, schreckte denn auch Alfkünig so zusammen, als Du von ihm träumtest, und er sprach, der fremde Zaubrer werde kommen? In meinem Traume that er's recht sehr." — „Freilich, entgegnete die Andre. Ich schrie ja eben über sein Schrecken so auf,

und Mutter schalt.“ — „Hu, hu, fing Gudrun wieder an, siehest Du wohl die schwarze Wetterwolke vom Mittag herauf? Da sitzt wohl gar schon der fremde Zaubermensch drin.“ — „Es ist wohl nur der Mond, sagte die Zweite, der so blutigroth dahinter steht; aber man kann doch nicht wissen. Wir wollen uns in Acht nehmen.“ — Und die Kinder schwiegen, und schlüpften zitternd in ihre Kammer.“

„Wild flog mir das geängstete Herz, wie eine Meereswelle im Sturm; ich ahndete die Nähe des entsezlichen Freundes. Leise hinausschleichend aus dem Gehöfte, sah ich, wie auch mir das Gewölk entgegen dräuete, davon die Kinder gesprochen hatten. Ich fragte das Gestirn — es antwortete sicher und schrecklich. Der Meister war auf meiner Spur, war ganz, ganz nahe heran, und grimmer Tollheit und wahnwitziges Ergötzen brachte er in sinnverwirrenden Liedern und Sprüchen und Tränken für seinen entsprungenen Schüler mit. Es war, als drücke es schon rettungslos über mich herein; in der schweren Beängstigung faßte ich meinen Dolch, und riß mir eine Ader auf, dunkel hoffend, das solle mich erleichtern. Und es erleichterte mich auch. So wie ich das eigne Blut quillen sah, fiel es mir ein, damit könne ich den Verfolger auf das entscheidendste zurück schrecken. Wie ehemals die salzige, ließ ich jezt die blutige Fluth in meinen Schuh einströmen, und band ihn mir dann wieder fest auf's Haupt. Alsbald gewahrte ich seltsame Dinge im Gestirn. Die Gefahr senkte sich mehr und mehr abwärts, das Entsetzen, welches mich betroffen hatte, schien sich zu wenden gegen mei-

nen Feind; ich verband meine Wunde, und legte mich erschöpft zur Ruhe. Da brachten mir die Träume ernsthaften, aber erquickenden Trost. Ich sahe den Zaubrer in verzerrender Angst auf der Rückfahrt begriffen. — „Das Blut über des Nordmannes Haupt gestiegen! Hu! hu! Hoch über sein Haupt!“ — so schrie er in einem fort, und hub mächtige Eide zu schwören an, bei allen seinen argen Bundesgenossen, er wolle sich nie wieder um mich, den grauevoll Ertrunknen, bekümmern. Dann trat eine milde, lichtglänzende Heilige zu mir, und sagte: nichts war Dir zu theuer für Deine Seelenrettung, lieber Sohn; auch nicht das eigne Blut. Sei getrost. Du stehst von nun an in der Himmelsbürger Schutz.“

„Freudig erwacht verkündete ich Alles meinem lieben Bischof. Der segnete mich in erhöheter Vaterhuld, und wir segelten ohne fernere Gefahr über Drontheim, nach der theuern Mutterinsel heran.“

„Als mich späterhin die Lust zu unsern alten Sagen und Liedern so gewaltig anfaßte, ward mir bange, das möge wohl ein neuer Fallstrick sein, aber der Bischof Jonas sagte: damit hat es so leicht keine Noth, lieber Sohn. Die Vorahnungen der einzig wahren Lehre sind klarer und ernster in unsrer alten Sagengeschichte da, als in irgend sonst einer, die mir bekannt worden ist. Zudem sind unsre heimische Pflanzen nur selten giftig, und dem Eingebornen fast nie.“

„Da hab' ich denn getrost, und, ich hoffe zu Gott, ihm wohlgefällig fort gelebt, und hätte Euch diese Sämundurssage früher erzählt, nur daß mich beim Ange-

denken der furchtbaren Vergangenheit manchmal ein so sehr lebhaftes Grausen erfaßt. Nehmt Euch nun hübsch eine Lehre daraus, und ziehe Keiner von Euch in die verlockenden Südlande hinunter."

Die Jünglinge blieben eine ganze Weile nachdenklich still. Endlich sagte der, welcher zuerst um die Geschichte gebeten hatte: Vater, ich glaube, wir können Euch das nicht so ganz genau versprechen mit dem Wegbleiben aus den Südlanden. Uns Nordmänner zieht, wie Ihr ja selbst vorhin sagtet, ein gar gewaltiger Reisetrieb fort, und grade nach den welschen Gauen hin, wo die grossen Römer gewohnt haben. Wer weiß sogar, ob Ihr die alten, theuern Heimathslieder so kräftig erforschen und festhalten konntet, wäret Ihr nicht vorher weit in die Fremde hinaus gewesen! Aber ehrlich wehren gegen alles Unrechte wollen wir uns dorten gewiß."

„Du magst Recht haben, entgegnete Sämundur, und zieht auch nur immerhin Alle hinaus, wie ich, aber kommt doch auch um Gotteswillen Alle zurück in die liebe Heimath, wie ich."

Ausführliche Beurtheilung der Sammlung deutſcher Gedichte des Mittelalters,

herausgegeben durch

von der Hagen und Büſching.

(Fortſetzung.)

III. **Wigamur, der Ritter mit dem Adler, von einem unbekannten Verfaſſer,** nach der Handſchrift in der Wolfenbütteler Bibliothek; dermalen 6106 V. die Einleitung VII. S. Text 62. S., die Bemerkung. — 80.

XXV. Nur einige male wird der Held dieſes Romans bei den älteren Dichtern genannt; wenn der Tanhuſer ſeines Kampfes mit dem Wigolais vor Canvoleis erwähnt, ſo möchte hier wol eine Beziehung auf eine uns unbekannte Abentüre ſtatt finden, in vorliegendem Werke kömmt nichts der Art vor. Obgleich der Inhalt dieſes Gedichtes kein gemeines Intereſſe erregt, und in der Anlage über das Gewöhnliche hinausgeht, (indem in dem Augenblick der Verbindung mit Dulceflur die Abentüre von neuem ihren Flug entfaltet): ſo ſteht doch das Ganze rückſichtlich der Darſtellung und Ausführung weit unter den übrigen bisher gedruckten Werken des 13ten Jahrhunderts. Offenbar mangelt es dem Auctor an jener ſchönen Bil-

dung und Urbanität der besseren Dichter dieses Zeitalters; keine Spur einer glänzenden poetischen Diction; anziehend und interessant die liebende Neigung zu entfalten, dafür hat er keinen Sinn, eben so wenig für passende Einfügung einer sententiösen Stelle, wie wir sie nur einmal S. 11. hier antrafen. Bei ihm spinnt blos die Erzählung sich so ab, im Ganzen wol einfach und klar; wie viel aber auch darin vermißt wird, ließe sich z. B. an der mißlungnen Beschreibung einer Schlacht v. 3195 — 303., und, hinsichtlich der Sprache, an dem ungeschickten Gebrauch der Flickwörter da und sa zeigen, die in manchem Verse so widerlich nachschleppen. Besonders auch zeugt gegen ihn (eben, weil er nicht reiner Volksdichter ist) die Ueberzahl an falschen Reimen, die doch unmöglich Fehler der Abschriften seyn können; er reimt zu einander (93. habent, beiagent, s. XXX) phlag, ab; lebte, pflegte; von golde rot, durchnät; rot und pot, gût; stym, iungling; Rerat, wart; burgen, erbe; schlûg, plût; zaum, dann, und noch a. d. A.; wenn aber S. 15. Sagt', hat (hätte) gereimt sind, so könnte das Original die Imperff. etwa saite, haite, gelesen haben, welche Form wol nicht blos am Niederrhein zu Hause war. Zu jenen Beweisen der Ungebildetheit paßt gar gut, daß nicht die mindesten Beziehungen auf den Dichter, seine Zeit und Zeitgenossen hier angetroffen werden, daher es denn allerdings schwer ist, etwas zuverläßiges über das Alter dieses Gedichts auszumitteln. Doch bürgt der Sprachcharakter und die dem Auctor geläufigen Redensarten dafür, daß die Erscheinung des Werks zwischen

1270 — 1350. falle. Die Herkunft des Verfassers zu bestimmen, wäre bei einer so entstellten Copie und den damals vorherrschenden (oberdeutschen) Schriftsprache eine kaum zu lösende Aufgabe; uns scheint indessen der Dichter kein Schwabe, Franke, und noch weniger ein Niederdeutscher gewesen zu seyn; die Abschrift dürfte in einer altbaierischen Provinz gemacht worden seyn; mit den „manigfachen Niederdeutschen Ausdrücken und Worten", die der Ausgeber hier bemerkt haben will, hat es gar nichts auf sich; dergleichen Formen, wie die von ihm bemerkten, lassen sich nebst vielen andern in Handschriften und alten Drucken, die in oberdeutschen Gegenden zu Hause sind, nachweisen. Der ehemalige Besitzer, Jörg Wallasser war, wenn ich nicht sehr irre, Buchhändler in Dillingen um 1550.

XXVI. Da für historisch-literärische Untersuchung das Gedicht selbst nur wenig Stoff darbot, so ist die Einleitung hier ziemlich dürftig ausgefallen, wiewohl hier Anlaß war zu Excursen über Meerweiber, Meerwunder, Wirkungen der Edelsteine, imgleichen zu Vergleichungen mit dem Inhalt andrer Fabeln, z. B. wie Wigamur unwissens mit seinem Vater kämpft. Am wenigsten sollte hier eine Uebersicht des Ganzen mit wahrscheinlicher Ergänzung der Lücken fehlen. — Der Abdruck folgt genau der Handschrift (vom Ende des 15ten Jahrhunderts) mit sehr unbedeutenden Ausnahmen, worüber die angehängten Bemerkungen Auskunft geben. Diese enthalten allerlei durcheinander gemischte Nachweisungen, 1) der vorkommenden Lücken; 2) der Schreib- und Druckfehler; letztere wären besser für sich verzeichnet worden, 3) der Stellen, wo sich Bil-

der

der finden; man hätte sie im Abdruck gleich durch ein beigefügtes * andeuten können, 4) derjenigen Wörter, die in der Handschrift anders getrennt oder zusammengezogen werden, z. B. wenn dort wider farren stand, woraus widerfarren wurde (eins so barbarisch, wie das andre), oder wenn ausgemacht falsch mitgeschücz (tz) als ein Wort da stand, 5) wo ein Buchstabe zufällig rot durchstrichen, oder groß geschrieben war, welches zu wissen Keinen interessiren kann, 6) wo ein Wörtchen wegen Undeutlichkeit anders könnte gelesen werden, 7) namentlich aber werden die Reimwörter aufgezählt, in denen man, dem Gleichklang mit dem vorderen Reim zu gefallen, einen Buchstaben änderte, 8) sehr wenige Noten zeigen auf Stellen hin, wo eine Verbesserung gewagt worden; (z. B. v. 4235. steht izt turstigsten, die Handschrift hatte „türstigen, die Veränderung schien nothwendig"; es muß aber türsten heißen, was hier einzig paßt), noch wenigere machen uns mit einer kritischen Conjectur bekannt, z. B. zu V. 4336. (Cyclatt vnd samatt, Von scharlach manig kapp weyt), wo gesagt wird: „Eschenburg hatte für weyt die Conjectur: wat, welches ich indessen nicht in den Text aufzunehmen wagte; eher hat es wol sameit und weyt geheißen." Sameit ist der alten Sprache freind; die Reime können nur samit, wit gewesen seyn. Nimmt man alles Unwesentliche und Ueberflüssige von jenen Noten weg, so möchte der Rest kaum anderthalb Seiten füllen, da izt 17. dazu vernuzt worden sind. — Das ist nun, die Interpunction hinzugerechnet, alles, was bei der

Herausgabe dieſer Gedichts geleiſtet worden. Das Folgende iſt einzig Reſultat unſrer Betrachtung der Handſchrift; denn bei ſo gewiſſenhaftem Abdruck und ſo ſorgſamen Nachweiſungen erſezt die Ausgabe vollkommen den unmittelbaren Anblick des Manuſcripts. Daß die Herausgeber richtig geleſen, iſt wol nicht zu bezweifeln; bei Kleinigkeiten (wie glüdern, wo ů ein doppeltes i ſeyn müßte, ſpczen, wiczen, wo cz ſtatt tz ſteht) wollen wir uns nicht aufhalten.

XXVII. Eine andre Handſchrift des Wigamur, auſſer der Wolfenbütteler, iſt nicht bekannt. Welchen Werth ſie habe, wird aus folgender kritiſcher Anſicht derſelben ſich ergeben. Zuvörderſt beſteht ihre mißlichſte Seite in den vielen Defecten, die dem Leſer in hohem Grade unangenehm ſind. Den Mangel des Prodmiums, der Hrn. Büſching unbemerkt blieb, nicht zu erwähnen (er fehlt in ſo vielen andern Manuſcripten!), ſo iſt nicht nur an drei Orten jedesmal ein Blatt, und kurz vor dem Schluß ihrer viere verloren gegangen, ſondern es kommen nicht weniger als 39. durch punctirte Linien im Abdruck als fehlend markirte einzelne Zeilen vor, wovon wir jedoch, wie nachher ſich zeigen wird, einige zu abſtrahiren haben. Wenn nun dieſe gleich ſichtbaren Mängel den Werth der Handſchrift um Vieles herabſetzen: ſo würde ſie doch auf der andern Seite durch einen guten lesbaren Text noch ſehr gewinnen. Hier ſieht es nun aber noch ungleich ſchlimmer aus. Das Zeitalter dieſes Werks haben wir ungefehr angegeben; kaum aber hätte es von ſeiner originalen Form weiter ſich entfernen können, als in der Geſtalt, worin der ungeſchickteſte Ab-

ſchreiber, oder etwa auch ſeine Vorgänger mit ihm, es uns hinterließen.

Wir wollen vom Einfachſten anfangen. Die erſte Foderung an die richtige Schreibung iſt unſtreitig — bis auf die urſprünglichen abſichtlichen Miſchungen der Formen, wie bei Homer — die Conſequenz; fehlt dieſe, und ſtellt daſſelbe Wort bald ſo bald anders ſich dar, ſo iſt gegen des Urhebers Abſicht und Willen gefehlt, und bei unbekannten Nom. propr. ſind wir ſehr übel daran. Man findet in der vorliegenden Handſchrift ſtonden und gleich darauf ſtunten (ſtanden), furtten und gleich nachher furtten; die falentin, zu der vallentein, falentinyn (!); Wigamur's Name kommt mit vier Aenderungen vor, ſein Vater Paltriot findet ſich unter neun abweichenden Formen; die Stadt Miſigralt (wenn nur dies das richtige) erſcheint als Muſpgrallt, Mpßegralt, Müßigral, Mpſeregal, Mpſirigalt, Mpſſigralt und Miſegralt; die Königin Dyniſogar gleichfalls unter mehrern ſehr verſchieden klingenden Namen, ſo daß man ganz irre wird, welche die rechte Form ſey; dieß iſt faſt mit allen Nom. propr. der gleiche Fall. Sogar die grammatiſche Conſequenz iſt zuweilen verletzt, z. B. die hol (Höhle) und ſodann, richtiger, das hol. — Wie es hienächſt mit der Reinheit der Orthographie beſtellt ſey, läßt ſich leicht erachten. Wir wollen aus unſerm Vorrath nur folgende barbariſche Formen ausheben: güetz ſtatt gütes, müetes (ein andermal müttez, 3 Fehler, ſodann müz! , hüernnein (ſtatt hürnin), grüenfar, ungeheür, ſy rüeff (rief), wo, wie man ſieht, nie erhörte Triphthonge

zum Vorschein kommen; sie tanckte (3 Fehler), betachter synn, zeittenn, rinngen, — solcher verstandlos gehäufter n muß man schon auf dem erſten Blatte siebenzehn, der überflüßigen t vierzehn wegwerfen! im Gegenfall steht anderwärts, das blut was gerunen; der gefangen was entrunen; die beiderseitige Fehlerhaftigkeit ist in: vor regen vnd vor sunenn! — not sy tollten, statt dolten, ßusamenen (dann gleich, zusamen), die einwanner, ain tyeb, die purgerre, gewanffet statt gewaffenet, waide statt beide (w und b verwechseln auch andre gute Handschriften), onßanffte, mit herreferten! was jret euch, wieder 3 Fehler, das j steht so schon überall falsch, da die Alten es nicht kannten; entwas statt en was, mit manigen plickenn statt mannigen oder besser manlichen blicken, voran statt faren u. s. f. Wie gesagt, hat die Ausgabe alle diese und andre barbarische Formen, die Auge und Ohr ärgern, treulich beibehalten. — Bei solcher Beschaffenheit der Orthographie wird es uns nicht befremden, wenn wir noch auf sonstige Fehler gegen die Grammatik stoßen, deren freilich schon voranstehens mehrere berührt wurden, mûeſte, Conj. statt müste; häufig kommt war im Subjunkt. vor, wo das überschriebene e blos von dem Schreiber oder Durchleser vergessen worden; S. 23. steht sehr unfolgerecht: war ich, als ir sprecht, so wär mir gar wol geschehen. S. 29. Auch mein öheim hat er beraubet, und nachher; Ee wil ich mein leyb krenken; beidemal sollte der Accusat. meinen stehen; vncz an mein- (mines?) todes zil; darumb hat er sy zu hassen (l. haße) noch; darjnen statt darinne, wie konnte hier ein j

ſtatt finden? S. 50. Weiß dann ein aſabaſter, offenbar weißer; S. 6. Zu ainem, ſtatt einer, typoſ; entwafften iſt kein Wort. Und gleichwol ſollen nach der Vorrede Seite X. auch die Sprachfehler berichtigt ſeyn.

XXVIII. Die bisher angeführten Fehler wären noch leicht auszumerzen, wenn nur ſonſt der Text nicht von dem Original abgewichen wäre! Aber Auslaßungen, Zuſätze, Verſetzungen und Aenderungen einzelner Wörter, ſo wie Entſtellungen derſelben bis zum Unkenntlichen machen das Leſen ſolcher Werke mühſam und undankbar; nicht nur der Sinn überhaupt, auch die ganze äußere Form des Gedichts leidet darunter. Hier alſo iſt es des Herausgebers vorzüglichſte Pflicht, für einen ſoviel möglich lesbaren Abdruck zu ſorgen. Zuerſt ſey die Rede von Wiederherſtellung der Richtigkeit der Reime, worauf bei dieſer Sammlung beſondere Wichtigkeit gelegt worden. Was hierüber die Bemerkungen ausweiſen, zeugt theils von einer durchgängigen Unwichtigkeit, theils Inconſequenz dieſer Beſſerungen. Man ändert z. B., weil der erſte Reim jn iſt, der vater ſein, der trewe dein in: ſin, din, unerwogens, daß ſodann im ganzen Gedicht dieſe i ſtatt der ſpäteren ei durchſpielen müßten. Aber nun wird töchterlin in - lein gewandelt, weil voranſteht auß vnd ein (ſt. oz vnd in), dagegen falentein geändert in falentin, weil nach des Abſchreibers Willkühr künigynn vorſteht, und gleichwol wird andernorts künigin in künigein umgeſtellt. Die übrigen Aenderungen beziehen ſich faſt nur auf die Unterdrückung oder Beifügung des Umlauts, je nachdem die erſte Zeile hier die Tonſtellerin war, da doch dieſer

Umlaut ſo oft nicht blos im Reim, ſondern auch inmitten der Verſe falſch ſteht; überdieß ſcheint man oft das vom Schreiber übereilte ů für u genommen zu haben. Ganz unberührt aber bleiben die unrichtigen Reime; achte, mochte, wiewol die beſten Dichter mahte gebrauchen; unſre Handſchrift reimt gach und da, der Auctor ſchrieb alſo wol ga, ſo S. 19. Vnd ſprungen zu einander da, Wann in baiden was vil gach ſa, durch welches angeflickte ſa nun der Vers unausſtehlich wird. (M. l. was vil ga.) So auch blieb Aratůn (Aragun?) und praůn (brun.) Möglich, daß der Auctor ſchon künigein ſchrieb, wenigſtens reimt er dieß auf heim (hein), wenn nicht etwa hier urſprünglich hin ſtand. Daß er in andern Fällen die breiteren Diphthonge in ſeiner Mundart ſchon vorfand, die Verbindung frei und Jſopey im Reime Bei ſchön und grůn iſt's zweifelhaft, ob er nicht, wie Hans Sachs, grön gebrauchte, denn auf ſo gar ſorgfältige Reimbeobachtung iſt bei ihm nicht zu rechnen, wie wir oben ſahen. — Noch ein anderes Beiſpiel dieſer Reimverbeſſerungen. Wiganur's Königreich wird in der Mitte und zu Ende der Zeilen beſtändig Lendrie, Lentrie geſchrieben; nur zweimal fand ich Lendrey, weil der Abſchreiber ſeinem neueren bei (ſtatt bie) den zweiten Reim gleichbilden wollte. Um nun die neuern Formen zu ſichern, verderbte man die richtige Schreibung der Handſchrift; S. 43. Lendrye, dabey, wird geändert in Lendrey; S. 46. Lendrie, maſſeney, jenes in Lendrei verunbeſſert, ſtatt maſſenie zu reſtituiren; S. 56. ſeye, Lendrie, in Lendrei verſtellt, ſtatt ſie dem Dichter zurück-

zugeben. Aber auch hier war man nicht consequent; so blieben S. 36. u. 38. Lentrye, Lendrie. drepe; S. 40. Lentrye, freüe (freiie, ſtatt ſtie), S. 42. Lendrie, ſepe. Jene Aenderungen veranlaſten unrichtige Vorſtellungen von dem Manuſcript. Auch folgendes beweiſt, wie wenig hier für die beſſere Geſtalt des Gedichts nicht gewagt (denn die Sachen ſind zu handgreiflich), ſondern gethan worden: S. 50. wird zuerſt „von Gurgalet Lympontrogrön“ Dulceflurs Räuber, genannt; der Name kömmt 22 mal vor, bald als Lyppondrigan, - drigon, Lypundrigund u. ſ. w., zulezt S. 61. Lypundrigun. Dem Anſchein nach war Lyppondrigun die allein richtige Schreibung; im Abdruck erſcheint hierin nicht die geringſte Conſequenz, wodurch wir nun aber auch Reime erhalten, wie folgt: (ich ſetze voraus, daß der Leſer überall Lyppondrigun reſtituire.) Zuerſt: Auff einem roß prawn (vielleicht: vf einem roße, das was brun) Von Gurgalet Lympontrogrön! — Ich mag darwider nit gethän (barbar. Schreibart ſtatt getun) Do ſprach der künig Lypandrigän! — Alſo tet Lypandrigan, Auff einem roß, daz waz praun (l. brun, oder altbaieriſch: prun) — Her wirt, daz wil ich euch tün kund (l. daz wil ich kund euch tun), Es was der künig Lypundrigund! — Des kunigs von Lypundrigon, Ain ritter von Harelfrum(n) (?) — Das ſy durch jn nit wil thün, Nu wil der kunig Lypundrigon. — Das dorf habet Lyppondrigon Vff ainem roß, das was prawn. Mithin ſchwankt die Endung, die den Reim giebt, zwiſchen ön, än, an, on, und; die richtige un erhielt ſich blos in der Mitte eines Verſes S. 61.

XXIX. Nächst den Entstellungen der Reime wäre nun zu untersuchen, ob diese Handschrift in Ansehung des richtigen Maßes der Verse etwa auf einiges Lob Anspruch machen könne. Aber hierin hat sie mit so vielen andern, älteren und neueren, dasselbe Schicksal, von Anfang bis zu Ende fehlervoll zu seyn. Die richtige Begränzung der Verse war das Abc der Poeten; wer hier zu auffallend anstieß, konnte nicht einmal auf Dichters Namen Anspruch machen. Auf die Politur ihrer Verse legten sie in dieser Hinsicht einen besondern Werth, und sahen es gerne, wenn diejenigen, die wir sonst wol kritische Schreiber nannten, ihre Arbeit durchsahen, um von etwaigen Flecken der Art sie zu reinigen. (So u. A. bittet der Verf. des Eraclius den geschickteren Dichter, aufzuachten, so er irgend an dem Mâre von der rechten Bahn abweichen sollte, daß sie mit ihrer Meisterschaft ihm es vollfuhren helfen, „rihten vnde stûren, behowen vnd besniden.“) Wenn fast ein Drittheil des Wigamur aus ungeschickten, hinkenden Versen besteht, so hat wol der Auctor den allermindesten Antheil daran; diese Gebrechen haben sich nach und nach durch die vermehrten Abschriften gebildet, durch Unterdrückung der Vocale und Sylben, durch Auslassung, Einfügung und Versetzung einzeler Wörter. Um von diesen Corrumpirungen ein anschauliches Bild zu geben, stelle man sich vor, der Anfang eines Göthe'schen Liedes wäre in irgend einem fliegenden Blatte auf folgende Art gedruckt: „In allen Stunden | Erhöht von Lieb und von Wein | Soll dieß Lied von uns verbunden | Gesungen seyn,“ und so durch das Ganze, mit

Vernichtung alles Verhältnisses und Wohlklanges; wie widerwärtig müßte so etwas dem vorkommen, der sich des richtigen Textes erinnert:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen seyn, u. s. w.

Verse, wie sie im Wigamur vorkommen: Du hast dein er; Auch mein öheim; Nye kainen fand u. s. f. sind gar keine Verse, so wenig, wie folgende: Schön empfangen ward sy mit adellich (ungrammatisch; l. adelichen) syten, oder: Vnd die benck wol verdecket vnd geziert gar; jene, weil sie unter dem geringsten Maß sind, welches solche Verse haben durften; diese, weil sie auch das längste, verstattete (von 9 Sylben) noch überschreiten. Allgemeiner noch ist der Fehler, daß die Verse, ohne grade zu kurz oder zu lang zu seyn, Hinkfüßler sind, oder gleich den umirrenden Blinden, τῷ μὲν προσπταίοντες ἀλόγως, τῷ δὲ ὑπερβαίνοντες οὐδὲν δέον. (Lucian. de Calumn. 1.) Im Abdruck hat man von dieser Seite nichts zu ändern für gut befunden, wir wollen deßhalb hiebei nicht verweilen, ob es gleich offenbar ist, daß die richtige Mensur den Gedichten dieses Zeitalters eben so nöthig ist, als die Congruenz der Reime. Als Beispiel der Versetzungen soll jedoch wenigstens etwas angemerkt werden: S. 49. Der kunig . . Füret (l. Füret') einen schilt von lasur pla, Daran ain haubt vnd ains greyffen kla. Setzen wir hier auch haubet; so wäre der Vers wol weniger hinkend, aber er wäre um 1

Sylbe zu lang. Der Fehler liegt blos in der, leicht fühlbaren, verschrobenen Construction; es gibt vielleicht Fälle, wo die Stellung des Genitivs, der von zweien Subſtant. gemeinſchaftlich abhängt, grade ſo wie hier erſcheint, aber jener Vers erhält dadurch doch ein zu fremdartiges Anſehen. Es fehlt gar nichts, ſobald man nur die verſetzten Glieder wieder in Ordnung bringt:

Daran eins greiſen haubt vnd kla.

S. 34. Vnd das ſy ane not Furbaß vor im beleyb biß an iren tod; auch hier hat der letzte Vers um 2 Sylben zu viel. Das Uebel iſt gehoben, ſobald man ein verſtelltes Wörtchen wieder an ſeinen Platz bringt:

Vnd daz ſie furbaz ane not
Vor im beleib bis an irn tod.

So auch S. 25. Daz waz dem künig layd Darumb wann er gedacht in ſeinem mût; wo zu verbeſſern iſt: Daz waz dem kunig drumbe leit, Wann er gedacht in ſinem mût, ꝛc.

XXX. Das weiteſte Feld der kritiſchen Verbeſſerungen der Handſchrift thut ſich uns in den allanderartigen Corrumpirungen auf, die der Ungeübte nicht ſo leicht zu berichtigen weiß; ahnet er ſie nicht einmal, ſo iſt's deſto ſchlimmer, da er gedankenlos lieſt, was er nicht verſteht. Gereimte Verſe ſind nur zu oft wanderhörn'ge Sirenen, die den Geiſt wähnen machen, wenn er Laute vernimmt, auch den Sinn zu faſſen. So z. B. ſtehen Wörter da, die gar keinen Sinn geben: S. 50. Des zymmer was ein krone, ſtatt zymier; S. 41. Ab dem haubt tätt er ſchnür,

wo vielleicht ſtund: Ab tät er do ſin harſenier; S. 28: Ain ſattel gemacht füg vnd clain (füg, als Adj. iſt kein Wort, m. l. Ein ſattel gefüg vnd klein; oder wenn ganze Stellen verderbt ſind, wie S. 49.

Da ſprach des adlers herre:
„Wir ſullen traben auf den plan,
Die veſpere began.
Da ſind zway panir her für:
Sich hat erhaben der purhür.“

Wer in dieſe Rede Wigamur's einen richtigen Sinn bringt, erit mihi magnus Apollo; die Stelle ſcheint unheilbar, doch kann etwas gebeſſert werden: Da ſprach des adlers herre: „Wir ſullen traben auf den plan.“ Die veſperie do began (izt möglich eine Lücke von 2 Verſen.) Da ſind (?) zwei panir herfurt, Sich hät erhaben der buhurt.“ — Doch nicht in einzelen Beiſpielen nur ſollen dieſe Verunſtaltungen der Handſchrift nachgewieſen werden; es iſt dem Zweck unſrer Beurtheilung angemeſſener, die verderbten, oder auch falſch interpungirten Stellen des Abdrucks, mit Verſchweigung des Unwichtigeren, der Reihe nach durchzugehen. Jede Beſſerung zu motiviren, müßte unſrer Schrift eine unter keiner Beziehung zu billigende Ausdehnung geben. Wir werden zugleich Gelegenheit haben, einige Verſe wieder zu ordnen, wo ohne Noth eine fehlende Zeile markirt worden. (Bei den folgenden Citaten umfaßt jede Zahl eine ganze Pentade, alſo 65. z. B. betrifft die VV. 65 — 69., 70. die von 70 — 74.)

V. 80. Das die tafelrunden, ohne Sinn, m. l. dâ zu, oder daz der tafelr. — 90. Anders was in nicht, ein elender Vers, statt jn etwa do? — Daſ. Auch (Uch?) iſt (vil) oft geſait, „Was tugent die ritter habent, Vnd wie offt (hier unrecht wiederholt) ſy preiß bejagent.“ Der Indicat. findet hier durchaus nicht ſtatt; wahrſcheinlich waren dieſe falſchen Reime urſprünglich: haiten, beiaiten. — 135. Dieſer kindes paten; man l. dieſer küniges barn (Königs Sohn). — 280. ff. entſtellte Verſe, kaum eine Beſſerung zulaßend. — 360. Wem dich nam dye merynn, l. mermynne, was auch Veldeck hat. = 500. Den wirt fiengen ſy ſan, nicht an, was keinen Sinn gibt; 55. Gen jm ſprach (man ſchreibe: ſprancte) er do; durch dieſe einfache Aenderung fällt Büſching's Anmerkung wegen einer Lücke ganz weg; 70. vncz nu der ritter hat geſtan, m. l. bat; 85. Daz ſye „auff dem wald“ zu ainander rayten; iſt da wol ein denkbarer Sinn darin? und noch dazu wird nachher der Ritter Gegeneinanderreiten auf der heide ausdrücklich gemeldet. Wahrſcheinlich ſchrieb der Auctor: Da ſie an dem walap (Galopp) zu (ſteht ſtatt auf, gen) einander reiten. Der folg. Impf. gayten mag etwa ſoviel als ſie geizten heißen. — 665. Da ritteſtu .. ſo vngehelichen; der Zuſammenhang führt auf vngezemelichen; 90. Wan er was ſein ain kind; wieder Nonſenſe, es muß heißen: Wann er was der ſinne ein kind, wie nachher: der ſinns gar ein waiſe. — 705. Er ſol im .. nit treuen weſen layd! nichts weniger; es muß bereit oder etwas dem ähnliches heißen; 40. Der hat begangen manlichen mort; zu viel Ehre für den Straßenräuber; man ſetze manigen, ſo fällt der Anſtoß weg; 95. Von dem ritter vngheür, wieder dem Sinn des Dichters entgegen; l. geheur. — 905. Der wirt durch Sand Peter er mich behielt; hier ein Beiſpiel der tollen Verhunzungen unſrer alten Gedichte in den ſpäteren Copien; Pioles ſagt: durch ſeine, des Königs, meines Vaters, Bitte; aus dieſem durch ſine bete wird nun durch Sand Peter! — 935. Vnd ſeinen ſynne wicze

(eins iſt überflüßig) tochte; vor 950. ebenfalls eine corrumpirte Stelle. 90. Sy ſprach: wölt jr; man l. Nu ſolt ir. —

V. 1080. Nach „die maget gut“ muß ein Semicolon ſtehen; ſodann: Jr (nicht: Mit) wainen vnd traurigen mût (kein Komma) Benam ff. 85. Dieſes: aldach, beſſer wol allen tach zu leſen. — 145. Diſe abenteur reich, Ainem raß was geleich; das Komma ſteht hier falſch; die Abentüre iſt grade das Wunderbad, und ſteht nicht mehr in dem Sinn; Erzählung, Handlung da; ein Abentheuer beſtehen involvirt eben dieſe Bedeutung des Worts. 175. An dem goldenen Reif wäre mit Grunde zu zweifeln. Sodann folgen andre verderbte Verſe: Auch wuchſen da veyal vnd mayen pluemeinn (! blümelin) Vnd auch aller plumen ſchein (andre blumen ſin?); und dicht neben ſo elendem Zeug ſtehen ſo herrliche Zeilen, wie

Die kriegeten vil ſüß en-ein,
Jr iewederes da ſchein
Das ander an mit widerſtrit,

Verſe, die eines Meiſters Götfrid nicht unwürdig wären. Bald darauf ſieht es wieder ſo jämmerlich aus: Das waz daz ſchoneſt vogelgetön, Das gethan (der Geſang?) waz da ſchön, Vnd ſchöner vil, ſ. ſ. Die Verſe: Aug vnd ore häten da Weide vnd wunne beide, Das auge ſine weide, Das ore ſeine wunne, hat unſer Poet wo anders her geborgt. — 265. Von wanne ſeyt ir auß dem mer? Erſteres iſt des Wirthes Frage; aus dem mer, antwortet Wigamur. — 330. Hier geht wieder alles bunt durcheinander; „ain ſchilt gemacht von laſur“ iſt barer Unſinn; ein Sattel „gemacht von golde vnd mit laſur“ kömmt S. 16. vor. — 355. Er wolt auch ſelden mere Erdienen auf wirdckeit, ſagt das Gegentheil von des Auctors Meinung; man ſchr. Er wolt nach ſälden lere; erdienen kenne ich nicht. — 375. Da ward nie mute man geporn; meine Vermuthung iſt: Sol ich des ſweren einen eid, ſo wart nie milter (Comparat.)

man geborn. — 465. Vnd erpaiß vnd gram; was ſagt in dieſem hinken Vers das letzte Wort? es muß nothwendig erkram (von erkrimmen, mit den Krallen ergreifen, feſthalten) heißen; Adelung kennt das Wort nicht; ich habe es aber irgendwo bei Göthe geleſen; von der Hagen hat es in den Nibelungen (I. Abent.) mit erwürgen vertauſcht, was nicht ganz daſſelbe ſagt. [Dort lieſt die zweite HEmſiſche Handſchrift erchlummen, zwei andre erchrommen; in der Klage dagegen V. 1860., wo die erſte HEmſiſche Handſchrift verchlomen hat, lieſt die zweite verchrommen.] 70. In dieſer Gegend, wie nachher 530. ſieht es wieder ſehr mißlich aus. — 545. Nach hofflich (hofelich) würde ich einen Punct ſetzen, und das folg. unrichtige „ſchöne vnd mynecklych“ in: Dar reit die minneclich verbeſſern. — 587 - 97. Dieſe vielfältig entſtellten Verſe möchten etwa auf folgende Art zu reinigen ſeyn:

Zu nemen mein erbe, daz ich han
Bracht ich (her?) an diſer ſtunde,
Vnd (Wann?) ſy mit irem munde
Meiner muter daz ich (del.) veriach,
Daz manig man hört vnde ſach,
Das ſi land vnd burge ſa (?)
Leute vnde erbe da (?)
Mit einander getailet häten,
Vnd mit einander raitten
(l. Vnd mit gemeinen räten?)
Auf einander tätten verziehen ſich
(l. Auf einand verzigen ſich?)
Solches mag ſich (ſie doch?) gehelfen (?) nicht, ff.

1675. Vnd wolte . . Rechen ewr ſchuld; Unſchuld müßte es heißen; allein es iſt wol etwas ausgefallen: Rechen euer mümen ſchuld. 725. Alſo citten ſy mit güt (?) Zu der frawen hermüt; letzteres iſt kein Wort, es heißt heimüt, was man verſchiedentlich ſtatt heimat findet. — Wenn nicht nach V. 745. zwei Zeilen ausgefallen ſind: ſo enthält dieſe

Stelle eine abnorme Construction. 845. Vnd des geuolget weren, Das wir sy mit leyb vnd gůt Machen aingemůt. Diese Zeilen höchst suspect; vielleicht ist die folgende Lesart die richtige: Vnd des gevolgic wären, Daz wir mit lieb vnd güte Sie machen eingemüte. Zu letzterem, als einem Worte, vermisse ich indessen die Belege. Sonst ist an der Richtigkeit der Form nicht zu zweifeln; unser einmüthig steht im Tandaryos Bl. 231. b. „Wir solnt gar einmutig sin.“ — 95. Sie sprach: zwar ich enwill Paum vnd brunnen haben mir; im Gegentheil, die Dame verlangt den alleinigen Besitz des Brunnen! Nachher steht geschritten, statt gestritten, dagegen V. 2180. geritten statt gestritten.

V. 2076. Das vergaltt er jm ritterlechen. In den Bemerkungen steht, die Handschrift habe: „ritterlichen, reimt nicht und ist daher geändert.“ Aber gleich darauf folgen diese mißhandelten Verse, ohne daß darüber eine Note etwas erinnerte:

Ain ritter hieß Gletech le flors
Der was gezimyrt wol bewert,
Als jm dy feld het beschert
Was mit gold fein indewe,
Die het auch ain frawe . . dar gesand.

Man wird mir beipflichten, daß diese gerabbrechten Zeilen nur auf folgende Art einen gesunden Sinn gewähren:

Ein ritter hiez Gletech (?) li flos,
Des zymierde wol bewert,
Als im die selde hât beschert,
Was von golde ein lowe,
Die hât im et ein frowe u. s. w.

165. Die entstellten Wörter Artus': Ich han heut gesehen Manig klainat wol gethän. Vil ritterlicher lobesän, werden wol heißen müßen: Ich h. h. gesehen, Manig cleinat (Helmschmuck vgl.) wolgetan Viel (v. fallen) ritterlichen

lobes ân. 200. Das Weygamur . . Wâr ſeiner manheit; tronquirter Vers, den die Grammatik verwirft; vielleicht iſt ausgefallen: ein helt? Noch mehr verſtümmelt der V. 220. Wan ir beharent hand wol, Das ir lobper ſtat; es ſoll wol heißen müßen: Wann ir hant beweret wol, Das ir die krone lobpâr ſtat. 240. Man ergänze: Do ſprach Nyntyn ſ. w. 255. Gern ich daz tûn ſoll; giebt an dieſer Stelle keinen Sinn; etwa: Gern ich daz verdienen ſol — oder Gar ich mich des abtûn ſoll?? 295. Auch iſt euch groß (er) beſchert - vnd lieſt euch eigen mût (nicht) wern; es iſt doch wol ein großer Unterſchied, ob die von mir eingefügten Wörtchen daſtehen, oder nicht. 325. Da ſprach der ritter; nicht doch, der König. S. 28. ſteht adler an ſtatt âlter - ân. 330. Zu den ſporen wol gewachſen, viel natürlicher wäre: gewant; das folgende: Belſomors (?) von Engeland Das roß mir ſant Vber ſee von ſeinem lant, ändere ich in: Bel. v. Eng. Vber ſe das ros mir ſant; ſomit fehlte hier kein. Vers. 395. die wir üben alle tag täglich; o der elenden Tautologie! das Adv. aller - tegelich findet ſich zum öftern, und dieſes, als das beßere, iſt vorzuziehen, wenn auch einmal in dem großen Roſengarten ſteht: ich han durch iren willen all wochen wöchentlich zwei ſper - zerbrochen (Manuſcript), was dem volksmäßigen Tone dieſer Dichterei zu gute gehalten werden mag. 440. Sein herz ſich da ſennte; ich denke, der Verfaſſer ſchrieb: ſein her er da beſante.

Hier auf der 25. Seite befinden wir uns an der Stelle, wo der Held des Gedichts die Krone und das Mädchen ausſchlägt; der Verfaſſer dieſer Beurtheilung iſt nicht minder bereit, das etwaige kritiſche Verdienſt von ſich abzulehnen, welches aus der gleichförmigen Reinigung des noch übrigen Theils ſich ihm darbietet. Gleichwohl möchte er es nicht umgehen, auch die übrigen 37. Seiten ſchnell durchzufliegen, und zu Gunſten der Freunde unſrer alten Literatur die wichtigſten Fehler auszuzeichnen. 2525. Von Artus' Freigebigkeit:

keit: Als ferr dy burgherren jehenn; das wäre nun wieder ganz in der Art von Sanct Peter (zu V. 905); offenbar muß es hier die bücher oder die büchtihter heißen. 440. Hier und 610. finden ſich ein paar fatale Verſe (die Reime ſind da, ſa), durch die der Auctor, wenn ſie von ihm herrühren, ſchon gerichtet wäre. 825. Interpunctionsfehler; man leſe: mit vil hofelichen ſitten die frawe da von danne ſchied.

3195. Sy warent baydenthalb(en) ſo, l. fro. 280. Wygamur de kün; etwa: Wig. trait in an ſo kün, oder fehlt ſonſt etwas? 465. Zwen künig daz ſelbig landt; zu verbeſſern: zwen künge krigten vmb das lant. 725. Mit dem fehlen ſollenden Vers hat es nichts zu ſagen; ſtatt: Ytweder dem andern empot . . Das ſein ſicherheit, leſe man nur ſchlechthin: Jedweder bot ſin ſicherheit, Daz er dem andern kein leit ſ. ſ. Eben dieß iſt der Fall bei 940. Er ſprach zu im alſo, Der kunig von Lendrio (!): „Diſen Kampf ff., ſodann fehlender Vers. Allein es mangelt nichts, ſobald man dieſe Zeilen zu reducíren weiß:

Er ſprach: der künig von Atroclas von Nerat:
Nerat Diſen kampf ff. „Wer fechten will ff.
860. Da ſprach offenbar, Ich
ſag euch fur war,

Der Herausgeber hat die poetiſche Conſtruction nicht gefaßt; man interpungire:

Da ſprach offenbare —
„Ich ſage euch für ware“,
Atroclas von Nerat —
„Wer kempfen wil u. ſ. w.

Die zweite Zeile, noch als des Dichters Rede verſtanden, wäre ein gar zu elender Vers. 960. Wan wir vnßer trächten; vermuthlich: Sam mir vnſer trehtin? — 4465. Auf einem Baum wuchſen hier „die port ſeyden“; vielleicht muß es heißen broſt, Knoſpen? 810. Sie ritten auf die ze

mittewr; hier iſt der Sinn ſchwer zu errathen; ich ſchlage vor: Sie ritten do ze mitter ur (um Mitternacht.) Das folgende: Atroclas gebot da den ſeinen Das ſy mit puſaünnen (!) leſe man: Atr. gebot da den garzunen, Daz ſie mit buſunen ff. — 5445. Der fehlende Vers muß eine Zeile früher ſtehen. 560. Auch iſt hie wol geſaget; dieſer Vers, der einen Abſatz anfangen muß, ſollte heißen: Dch iſt hievor geſaget. 960. Hier müßte ein Vers als fehlend bezeichnet ſeyn; es folgen drei Reime hinter einander. — Kurz vor dem Schluß leſe man: Bei dem die abentevr betaget; hat nit iſt ja ſchon wegen des folgenden Verſes ganz widerſinnig. Die letzte Zeile muß heißen: Sprechent Amen alle-geleich; was war wol leichter, als hier dem Reim ſein Recht zu thuen!

XXXI. Nach dieſer kritiſchen Durchſicht bemerken wir nun noch folgendes, was übrigens von weit geringerer Bedeutung iſt. Die meiſten alten Handſchriften ſolcher Gedichte wiſſen von keinen Rubriken; die vorliegende enthält derer zufällig angebracht — viere!; die kleinen rohen Bilder ſind ihrerſeits eine Gedächtnißhülfe, die der Abdruck entbehrt, die er aber durch eine vorgängige Inhaltsanzeige hätte erſetzen ſollen, im Fall man jene Ueberſchriften nicht gleichmäßig über den ganzen Text verbreiten wollte. — Unſre Interpunction kannten die Alten nicht; dagegen ſahen die beſſeren Abſchreiber vorzüglich darauf, die richtige Austheilung der Abſätze nicht zu vernachläßigen; jeder ſolcher Abſatz, wodurch das Gedicht gleichſam in eben ſo viele längere Strophen ſich theilt, erhielt einen größeren colorirten Anfangsbuchſtaben; ſind dieſe Pauſen der Rede — bei Ulrich von dem Turlin und dem Verfaſſer des Wigolais könnte man ſie wirklich

zwanglose Strophen nennen — übersehen: so vermißt, wer mit den alten Werken vertraut ist, dieses weit ungerner, als den Mangel der Interpunction, die ich gewiß nicht für überflüßig, aber doch auch nicht für nothwendig halte. In der Handschrift des Wigamur's fehlen diese Absätze wenigstens zur Hälfte, und beim Abdruck hat man sie nicht wieder hergestellt; nur im Markolf wagte man so etwas zu Ende, wie aus der Note: „in der Handschrift ist kein Absatz" erhellt. Wer sich im Wahrnehmen solcher Pausen einige Uebung erworben, bezeichne sie in seinem Exemplar beim ersten Lesen durch ein ¶; von rechtswegen sollte jeder Absatz mit einer größeren Letter beginnen, der zwei Verse folgten; bei dem Müller'schen Abdruck des Parcifal hat man etwas der Art nur in der vorderen Hälfte in Anwendung gebracht.

XXXII. Und so hätten wir nun eine ziemlich erschöpfende Kritik der Handschrift sowohl, als des Gedichts und des Abdrucks desselben aufzustellen versucht, wonach sich das Resultat, ob ein Manuscript der Art in diese Sammlung schon izt aufgenommen zu werden verdiente, leicht von selbst machen wird. Die Einwendung, daß das Gedicht „einzig ist, und daher vorzugsweise seinem gänzlichen Untergange entrissen werden mußte" ist nur scheinbar; Eschenburgs Abschrift war in den Händen der Herausgeber gewiß in sehr guter Verwahrung. Auch war deßhalb die Bekanntmachung des Ganzen so dringend nicht, da in Eschenburg's Denkmälern schon ein sehr zweckmäßiger Auszug daraus gegeben worden. Unterdessen hat der

Fabelkreis der Tafelrunde durch Wigamur eine Stelle mehr beſetzt erhalten; im Grunde ſah es hier bisher nur dürftig aus; gedruckt waren bis dahin nur der Ywain, Parcifal, Titurel (Triſtan); die noch ungedruckten ſind: Lanzilet, Wigoleis, Daniel von Blumenthal, Tandarios, der Aventüre Krone, Lohangrin, und etwa noch ein oder andrer Triſtan. In vorzugsweiſe ſollte nun für die Bekanntmachung der älteſten dieſer Gedichte geſorgt werden; mit dem Tandarpos z. B. hätte es gar keine Eile, da das Werk an ſich keine bedeutende Vorzüge hat, und der Held in den übrigen Gedichten gar nicht erwähnt wird. Es iſt doch gewiß ein Zeichen großer Ungeſchicktheit, wenn der Verf. ſchon in dem Fortgange von 274. Verſen (Bl. 210.) vierzehnmal denſelben Reim: der werde man, anbringt, der andern Wiederholungen, der hochgelobte, togentriche, man, der ritter, die maget, clar, die konigin, der ritter, wert erkannt, und dgl. nicht zu erwähnen, die ein gewandterer Auctor ſich ſchwerlich würde zu Schulden haben kommen laſſen! —

XXXIII. Die nähere Prüfung der bisherigen drei Gedichte hat uns belehrt, wie die Herausgeber für die vervielfältigte, treue Mittheilung durch den Druck ſehr viel, für die Lieferung eines richtigen lesbaren Textes aber überaus wenig gethan haben. Die Meldung ihrer Grundſätze, wie die Vorrede ſie S. IX. X. des weiteren gibt, kann dem Nichtgeübten ſehr verſtändig und richtig ſcheinen, wenn nicht die Aengſtlichkeit befremdete, womit hier darauf hingedeutet wird, daß, um die Handſchrift genau wieder zu

geben, nothwendig seyn würde, sie ganz in Kupfer stechen zu lassen! Aber nur längere praktische Beschäftigung kann über diesen Gegenstand eine richtigere Einsicht gewähren. Der Verfasser dieser Kritik hat seit längerer Zeit durch Herausgabe einzeler altdeutscher Denkmäler zur besseren Kunde unsrer vormaligen Literatur mitzuwirken gesucht; nach der obigen sorgfältigen Untersuchung, die Manchem vielleicht hie und da mikrologisch scheinen dürfte, ist es billig, einmal den Leser zu erinnern: daß diese Prüfungen gar nicht würden Statt gefunden haben, wenn nicht die eigenthümliche Gestalt jener so großen Sammlung dazu genöthigt hätte, sodann: als Gegenbild die von ihm befolgte Methode in einem Beispiele aufzustellen, sollte er selbst auch izt sie tadelnswerth finden müßen. Diese Probe sey das kleine Lehrgedicht: der Minne Fürgedank. Wäre hiebei Alles angemerkt worden, was im Abdruck anders, als in der Handschrift steht, so wäre des Anmerkens kein Ende gewesen. Und doch wurde von diesen Aenderungen in der Einleitung nicht die mindeste Meldung gethan; wir glaubten, die Sache verstünde sich von selbst; die Rücksicht ist hier, was das Gedicht sey, nicht, was die durch die Willkühr der Abschreiber böslich überformte Handschrift zu bedeuten habe. Denn fände sich Morgen eine andre, und künftig noch eine dritte und vierte, so ist vorauszusehen, daß es in jeder an buchstäbelnden Varianten nicht fehlen würde, und so möchten der fatalen Noten dann mehr werden als Verse des Textes. Grade dieses Uebermaß eines unnützen Materials, woran die Literatur der Griechen und Römer so schwer

leidet: daß die greiflichſten Mißhandlungen des Origi-nal-Textes jede größere Ausgabe wieder mitſchleppen muß, ſchien uns ein Uebel zu ſeyn, vor welches wir auf jede Weiſe die ältere deutſche Literatur ſichern müßten, die auch Niemand bei ſolchem Wuſt und ſol-chen Pünctelcien liebgewinnen dürfte. Um zu zeigen, wie in dieſem Sinne das genannte Gedicht behandelt worden, will ich izt die Seiten 172 — 179. durchge-hen, nachdem ich ſie mit dem Manuſcript vorher genau verglichen habe; ob hier alles zu billigen ſey, da-von iſt die Rede nicht, aber ich wünſche, daß es Veranlaßung werde, uns über das Ganze zu ver-ſtändigen. Das folgende ergibt ſich auf den erſten Anblick: an 14. Stellen ſind fehlende Wörter ergänzt, die Ergänzung blos in ( ) eingeſchloßen; S. 173. „noch der kraft", hier hat man es nicht einmal nöthig gefunden, der als fehlend zu unterſcheiden. An 14. Stellen ſind verderbte Wörter berichtigt; es ſollte hier nur jedesmal ein I. vorangeſetzt ſeyn; an 9. Orten iſt bei ſuſpecten Wörtern das richtiger ſcheinende mit einem Fragzeichen bemerkt, wo die Verbeſſerung nicht ſo nahe lag, ſteht wenigſtens ein: (?). Was nun die verbeſſerte Orthographie betrifft: ſo iſt z. B. ain, mânger, arbait, ſchwer (siquis), ſprâchen (inf.), won, pligt, mavſſ, verihten, nit, ſtillſchweigens ge-ändert worden in: ein, manger, arebeit, swer, ſpre-chen, wan, phligt, mazz, verrihten, niht. Schon blos von S. 172. bis 175. iſt, unerwähnt, vier und ſechzigmal am Ende oder inmitten der Wörter ein e zur Wiederherſtellung des Metrums hinzugefügt worden. Gleichwohl findet ſich bei dieſem Gedichte keine ein-

zige Anmerkung unter, oder, was noch unbequemer, hinter dem Texte, die auf die Lesarten der Handschrift hinwiese. Wir wissen zu gut, welch ein schwerfalliges Aussehen es gibt, wenn man bei einer kinderleichten Verbesserung zu einem Minneliede in einer Note auf den Schreibfehler der Handschrift aufmerksam macht, wie beschwerlich es ist, ein fehlendes Wortchen von den Noten herauf in den Text hineinlesen zu müßen; deßhab schien es uns billig und recht, hier eine kritische Methode in Anwendung zu bringen, die uns für den Zweck passend und genügend scheint, und ihr Vorbild schon in den kritischen Zeichen der Alexandriner hat. Wir wollen sie noch besonders hersetzen, und zwar in Anwendung auf Stellen jenes Lehrgedichts, die gar dergleichen Zeichen nicht haben, und dennoch einer Berichtigung bedürfen; es ist schlimm genug, daß diese Verbesserungen erst jezt erfolgen; in vier und mehreren Recensionen meiner Miscellaneen ist an einen solchen Versuch nicht einmal gedacht worden.

S. 179. Der wirt von schulden (des) gewert; in der Handschrift fehlt dieses des. — S. 174. Der (mût?) begint ze frawen han; daß ein Wort vermuthlich fehlt, wahrscheinlich das eingefügte. — S. 178. Des wirt ze iungst sin freud berait (l. frôude breit?); zum Beweise, daß jene Lesart suspect ist, und die beigesetzte wol richtiger seyn möchte. S. 180. Tailen denn als in tûg (*?); bedeutet, daß in dem Verse irgend etwas fehlt; (könnte auch zu Ende mit einen ÷ bezeichnet werden) ganz corrumpirte und lückenhafte Stellen müßen durch mehrere Asterisken ausgezeichnet werden. S. 174. Er sicher sunder spot (?);

deutet auf einen ſuſpecten Vers, deſſen Fehler der Herausgeber nicht gleich zu verbeſſern weiß. — Durch [ ] werden diejenigen Wörter und Sylben unterſchieden, die eigentlich gar nicht in den Vers gehören; z. B. S. 176. Das dritt gebot [das] iſt ſtätichait; im Abdruck iſt das ohne Umſtände ganz hinausgeworfen. S. 183. Dio maſſ vnd [auch] dio beſchaidenhait; doch könnte der Dichter wol auch: Dio maſſ vnd auch beſchaidenhait, geſchrieben haben. — Daſ. Der volg ir werder [ler] maiſterſchaft; dem Abſchreiber war „ir werder lere" geläufiger, aber das Original hatte gewiß blos meiſterſchaft; lermeiſterſchaft gehört überdieß der Proſa an, wenn ein ſolches Wort exiſtirte. — In Meiſtergeſängen endlich würden ausgefallene Wörter am beſten durch die gewönlichen metriſchen Füße, - ∪, oder, wenn ein Jambus fehlt, ∪ - u. ſ. f. ſich bemerkbar machen laßen. —

Dieſe Methode einer kritiſchen Behandlung des Textes ſcheint uns ſo einfach und klar, daß ſie ohne Zweifel ſich allen Leſern empfehlen dürfte; mithin wäre uns zu ſchließen erlaubt, wie Horaz eine ſeiner Epiſteln (I., 6.): Si quid novisti —. Vielleicht auch möchten einige deutſche Philologen es nicht verſchmähen, bei kritiſchen Handausgaben griechiſcher und römiſcher Schriftſteller von dieſer Methode Gebrauch zu machen, wodurch ſodann einer unſrer angelegentlichſten Wünſche, in Rückſicht der Behandlung ſolcher Werke, erreicht ſeyn würde. — Um bei den deutſchen Producten des Mittelalters hier mit Glück ſich zu verſuchen, muß man von den erſten Elementen der Orthographie bis zu den ſonderbarſten Freiheiten der poetiſchen

Syntaxis, von den Wörtchen du und ich bis zu den längſt verſchollenen Bezeichnungen ſinnlicher Gegenſtände oder figürlicher Anſchauung das ganze Feld der Schriftſprache durchmeſſen haben; dieſes wird uns gewährt ſeyn, ſobald die vorzüglichſten Reſte der alten Dichtkunſt aus den beſten Handſchriften uns zugänglich gemacht worden; was aber ſonſt noch hinzukommen müße, damit die Wünſchelruthe der Kritik immer am rechten Orte uns ihre Warnungszeichen ertheile, iſt ſchon gleich anfänglich (III.) von dem Verfaſſer im Umriß gezeigt worden. — Wir ſchreiten nun zu den noch übrigen dreien Gedichten, mit der ermunternden Hofnung, die Wünſchelruthe werde auch hier des größeren Theils (denn mehr vorauszuſetzen wäre Vermeſſenheit) uns keine unwahre und ungewiſſe Zeichen geben.

IV. Salomon und Markolph (nicht Morolf), nach Eſchenburg's Handſchrift, 1876. Verſe; die Einleit. XX. S.; die Anmerk. S. 91—99.

XXXIV. Nachbildung eines bekannten lateiniſchen Werkchens, im 14ten oder zu Anfange des 15ten Jahrhunderts von irgend einem Capellan, wie es ſcheint, gedichtet; die vielen niederſächſiſchen, auch einige holländiſche Wörter verrathen die Heimath dieſes Products. Die Bekanntmachung deſſelben verdient Beifall, durch das Intereſſe einer Dichtung, welche eine königliche Weisheit mit dem ſelbſtgenügſamen Witz bäuriſcher Roheit und Flegelhaftigkeit in Contraſt bringt, und die letzte in unbefangener Objectivität darſtellt, zur Beleidigung aller zarten Ohren, daher denn

auch der Auctor wegen der „unhübschen" Worte sich nicht genug zu entschuldigen weiß. Die Einkleidung ist ihm, in der Hauptsache, auch gar wol gelungen, und wir wollen es ihm nicht hoch anrechnen, daß die Verse nicht vom feinsten Schnitt, und die Reime mitunter sehr ungenau gehalten sind. Von seinem Original weicht er durch die hinzugefügten drei Erzählungen ab: der Schwank mit dem Bienenkorb (aus dem Eulenspiegel bekannt), wie der Teufel zwei Eheleute auseinander brachte, und der letzte Zusatz von V. 1605. an, der ganz aus dem epischen Gedicht von Salomo und Morolf entlehnt ist, und hier in der That ein großer Mißstand genannt werden muß, da uns auf einmal für den rechten Markolf eine sehr verschiedene Figur unterschoben wird. Die zweite Erzählung möchte wol von einem andern Verfasser herrühren, wie sie denn auch in einer Straßburger Handschrift einzeln vorkommt, zwar auch in Beziehung auf Markolph. — Der letzten unnatürlichen Verbindung wegen mit Morolf, Salomons Bruder, und weil sie beide Werke in derselben Handschrift antrafen, sind die Herausgeber verführt worden, diese zwei, rücksichtlich ihres inneren Geistes, der Zeit ihrer Entstehung, der Verfasser, und Provinz, der sie angehören, ganz verschiedenen Gedichte als zwei zusammenhangende Theile und unter einer Rubrik bekannt zu machen, und ihnen eine gemeinschaftliche Einleitung vorzusetzen. (Eben so fehlerhaft stehen sie in der Uebersicht S. XVIII. unter einer Numer.) Auf ähnliche Art hatte der alte Poet des Markolph geirrt, (wenn es nicht etwa ein späterer Schreiber war,) als er den Schluß

höchſt zweckwidrig aus dem größeren Morolf anlötete. Wir machen hier mit Markolph den Anfang, weil er von den vorherangezeigten Gedichten ſich blos durch das Burleske des Inhalts unterſcheidet.

XXXV. Im Abdruck, wie in der Handſchrift, erſcheint dieſer Markolph zulezt; die Einleitung aber beginnt damit, und opfert ihm grade ſo viel Seiten, als der Text ſelbſt enthält. Dieſe Ausfuhrlichkeit ſchadet in der That der Sammlung als ſolcher; wir wünſchten daher, die Herausgeber möchten all dieſe Commentationen über die hier abzudruckenden Werke für ein eigenes literäriſches Werk beſtimmt, und jedem Bande eine gemeinſchaftliche Einleitung gegeben haben, worin in kurzen Worten das Nothwendige über die hiſtoriſch-literäriſche Seite eines jeden Werkes angefuhrt wäre. Hinter dem beſonderen Titelblatt war ſodann für die Beſchreibung der Handſchrift und die Inhaltsanzeige Platz genug. — Die Einleitung enthält zuerſt die älteſten Data über den Inhalt unſers Gedichts. Es mag ſeyn, daß Fridank's Diſtichon auf ein damaliges deutſches Gedicht zielt, welches ſich vielleicht noch einſt wiederfindet, und daß dieſes wieder mit der von Pabſt Gelaſius 494. verbotenen „Contradictio Salomonis“ in Verbindung ſtand; aber das leztere „vielleicht das noch vorhandene lateiniſche Original ſey“, wie von der Hagen meint, iſt eine völlig unſichere Vermuthung; denn wer kann glaublich finden, daß man ſchon um 494. ſolche Wörter unter das Latein gemiſcht habe, wie Bergarius, Schäfer, leccator, de Marc. bricone (S. X. ſo und nicht britone muß geleſen werden, es iſt das italiäniſche bric-

cone, Schelm), trufator, (ital. truffatore, Betrüger), bracam suam, seine brûch (Hoſen.)? Auch die Annahme, unſer Gedicht ſey ſchon vor 1250. dem Fridank bekannt geweſen, hat vieles gegen ſich; weniger unſicher wird man ein Jahrhundert herabſteigen; der alte Spruchdichter mochte aber leichtlich eine unbekannte deutſche Bearbeitung des franzöſiſchen „Marcoul, al. Marcol et Salemon" (R. queſort, II., 778) im Auge haben, welche Dichterei ſpäterhin im $\frac{15}{16}$ Jahrhundert gedruckt erſchien, unt. d. T. „Les dictz de Salomon avecques les responces de Marcon fort joyeuses en vers", 8. goth. ſ. Catal. des Livres imprim. de la bibl. du Roy. Bell. Lett. T. I. 574. Der hier angeführten niederdeutſchen Wörter ungeachtet zeugt doch das übrige von einer ſehr genauen Bekanntſchaft des Verfaſſers mit den Dichtern des XIII. Jahrhunderts; ſo wird man viele Verſe hindurch keine Wörter und Phraſen finden, die nothwendig niederdeutſch wären, z. B. auf der ganzen Seite 59.; auch dieß iſt ein Grund für das jüngere Alter des Werkchens, denn um 1240. hielt ſich eine ſo abweichende Mundart, wie die unſers Dichters, noch weit ungemiſchter. — Es folgen nun mehrere Seiten durch Parallelen des latein. Textes; hienächſt Anzeige der ſpäteren Bearbeitung von Greg. Hayden, um 1450., wo richtig mit Markolph's glücklichem Davonkommen geſchloſſen wird. (So, und nicht unter Morolf's Namen, ſind dieſe Gedichte anzuführen; Morolf, behielt der Copiſt aus dem erſten Theil der Handſchrift bei.) Hierauf Stellen aus der proſaiſchen Uebertragung, aus Eſchenburg unnöthig wiederholt; ſodann

zum Ueberfluß Auszüge aus zweien Comödien Hans Sachſ'ens, aus dem italiäniſchen Bertrido u. ſ. w. Zu wünſchen wäre, daß die Herausgeber die (Not. 23. angeführte) altplattdeutſche Ueberſetzung erhalten, und dem Werke beigefügt hätten; ſo entbehrte man leicht das lateiniſche Original, und das Büchlein, meine ich, müßte in jenem Dialekt ſich nicht übel ausnehmen, der, als Schriftſprache, unbillig faſt gar nicht mehr gekannt iſt.

XXXVI. Wenn man von etwa 7 fehlenden Verſen, von der inconſequenten Orthographie und ihren barbariſchen Formen, ſo wie von den vielen verſtellten Reimen, welche die Herausgeber nicht alle berichtigten, und den hienächſt verzeichneten Fehlern abſieht: ſo iſt die Handſchrift im Ganzen nicht übel; wenigſtens ſind die Verſe ſelten durch Verkürzung mißhandelt, dafür aber oft auch länger, als der Auctor ſie möchte geſchrieben haben. Wir unternehmen es nicht, die urſprüngliche Schreibung überall zu beſtimmen, z. B. ob der Verfaſſer weder, neder, wie S. 16., oder wieder, nyeder, wie S. 61. (in der Handſchrift nieder, weder, als ob grade dieſes mehr einheimiſch wäre) geſchrieben habe; dagegen wollen wir die auffallenderen Entſtellungen des Textes hier ohne Umſchweife auszumerzen ſuchen; in den Anmerkungen muß man mit Mühe das Gute herausſuchen. Unſere Verbeſſerungen ſind folgende.

V. 20. Um dem erſten Reim krone zu entſprechen, wird der Nominat. Salomon der Handſchrift in Salomone geändert; warum nicht dort lieber kron geſetzt? es iſt ja kein Dativ. 25. Hier reimen hoffe, labe (Lobe), ſteht doch S.

49. „habe, labe"! In den Anmerk. heißt es, daß hier habe ſtehen ſollte. Das Original hatte wol hove, love, oder hobe, lobe. 30. Vnd das mißeſtalt waren; höchſt fehlerhafter Vers; es ſollte ungefehr heißen: Nur daß ſie mißgeſtaltet waren; aber waren hat ſchon der vorige Vers. 36. uberkunden, ein mir durchaus verdächtiges Wort. 45. von zwenzig mußen (die Handſchrift müſſen,) verſtehe ich nicht. 55. ſin rocke, wol fehlerhaft. 63. weder machen, heißt das, einen Pendant abgeben, oder Wetter machen? nachher ſteht: das wedermachte wip. 85. ſin werde Anne; warum denn muß Dame Markolpha Anne heißen? ich dächte doch, daß hier Amie richtiger geleſen wäre; den folgenden Vers ſtelle man alſo: Ein vorſpanne von blie. (Und ſiehe! ſo lieſt wirklich die Handſchrift, laut der Anmerk. Um auf das nichtswerthe Anne einen Reim zu erzwingen, umſtellt der Abdruck: Von bly eyn vorſpanne! Alſo grade das ängſtlich, doch ungleich ausgeübte Beſſern der Reime verführt zu Untreuen gegen den Text.) 95. wollen, iſt wüllen, nauseare. ſo lag; hier iſt was verſehen; nach Jc naſe iſt das Komma wegzunehmen. 195. Wan wo; einmal ſteckt ſonſt in dem Verſe ein Fehler; dieſes wan aber gehört zur folgenden Zeile. 160. mit eyn diſputeren, jene Wortchen corrumpirt, der Vers erlaubt nicht, an einander diſp. zu ändern; das folgende monſtröſe Wort ſalſiſeren muß unſtreitig ſalſiren heißen. 75. Man l. iſt vſſer maßen. — 210. Salomons Frage iſt eben: Wo findet man —, nicht, daß dieß ſchon Motolf replicirte, ſonſt hätte ja Salomon nicht gefragt. 223. Der Vers iſt ſo umzuſtellen: „Nit dann beſteppe (?) er darabe mebet" (anders von der Hagen.) Die Reime ſebet, mebet (ſäet, mähet) ſtehen vielleicht abſichtlich als Bauernausſprache da. 24. woll, dall (nieder); überall ſpielt das Niederdeutſche durch; warum nicht überall den falſchen Reim wo! in wal geändert? 37. eme weſſet; wol wißet, allesein. 46. Dem man —; darf in dieſer Zeile das Subject fehlen? 55. Man l. nichts beſele. weder ſlucke (?) ſteeben;

was bedeutet das? vielleicht darf weder rucke vorgeschlagen werden. 66. Nur die zwei ersten Zeilen sind Salomo's; die dritte ein Theil der Replik Markolph's; die zwei folgenden wieder Salomo's Spruch. 90. Statt des da lese man deste gerner. 95. mit den frunden; hier fehlt dich. — 330. die mat ist contrahirt, die maget, wie sat hier statt saget steht. 55. keynes, wol: kein gutes dut? 70. Das erste bedrubet ist ein häßlicher Fehler statt prubet; was von der Hagen's bedubet dafür soll, weiß ich nicht. 90. Alle czyt hat ir czyt; wird wol „alle sache" heißen müßen. 95. furchtit, wirckt; sind stattliche Reime; vielleicht furcht, wurcht? (das Beste wird in den Anmerk., aber zu spät, angegeben.) — 425. stelen, gehellen; schon des Sinnes wegen sollte das letzte in gehélen (verhelen) geändert worden seyn. 40. Man l. vnd (nicht der) hoffet.

95. Dem habenden (l. dem nicht habenden?) sol man geben,
Die wile (So vile?) das er mag geleben.

510. woschen, l. wischen; sodann dazwischen statt daczuschen. 35. seichhirten; doch wol seigen hirten. Sodann: Er mag mit selden niet (statt nit selber) geleben; niet sollte überhaupt öfter stehen. 570. der da recht, und 635. ir frunde, ist in der Einleit. S. 8. 9. verbessert. 75. Wer dem Bösen drischet, Den hat der dag verwoschet; vermuthlich: der hat den dang verwischt. — 811. s. Anmerk. — 925 und 990. aneman sind Druckf. statt amenam. — 1270. Wan eyner mit eyner (l. wann eine mit müe?) wirt gewert. — 1345. lese man: In - dede es (thät' es nicht) uwer — sodann, wie von der Hagen vorschlägt, ubermezzeger schatz. 45. Herre? Ir konig; in Anreden ist das gewöhnlichere: Hrrre der konig; bei den Griechen findet sich ähnliches. 50. Wann er die sinen (l. sin ê?) brach. — 1455. Vnd yr mere uber frucht; l. vnd irmere uwer frucht. 585. alle iare; l. al-gare, alsbald; v. 50. alledar, besser al-dar. 630. mit grimem labe, verstehe ich nicht, wie 1690. Sie zuckte nie fuzen groß.

(nicht um ein Haar breit.) 745. mit worten vnd; vnd iſt wegzuſtreichen. 830. Das jr nye keiner jnne ging; ich dächte: Das ir neheiner in entging. Und nun noch die letzte Berichtigung zu V. 1855. „In Latine was diſe rede Geſchriben, die dorch bede In das Dutzſche gewant han“; man ergänze unbedenklich: die ich dorch frúnde bede (Bitte.) Hätten wir auf ſolche Weiſe überall die Stellen in ihrem Zuſammenhang angeführt: ſo wäre das für das Ueberleſen allerdings angenehmer; aber welcher Raum würde hiezu erfoderlich geweſen ſeyn! —

V. Salomon und Morolf; nach Eſchenburg's Handſchrift, und dem Exemplar des alten Drucks aus Neresheim; 4215. Zeilen in vorliegender Ausgabe. Der Text von S. 1—43; die Anmerkk. von S. 65—91.

XXXVII. Frühzeitig ſchon hatte der Auszug dieſes Gedichts durch Eſchenburg in uns das Verlangen nach vollſtändiger Bekanntmachung geweckt. Die Fabel ſelbſt gehört, als freies Gebilde der Phantaſie zu den anmuthigſten Mährchen, und ergötzt durch das heitere Spiel der Begebenheiten, welches vorzüglich durch die Perſon des allgewandten Morolf ſich in ſteter Bewegung erhält. Der Ton der Erzählung iſt leicht und keck, wie in keinem andern Gedicht von ſolchem Umfang; die Haltung unvergleichlich gelungen; die Darſtellung in hohem Grade objectiv; ſie konnte dem launigen phantaſtiſchen Inhalt nicht angemeſſener ſeyn, daher in der gangbarſten Sprache, ohne allen Aufwand poetiſcher Phraſeologie (das „mortgrimme“ Weib, ein „wegmüder Pilgerin“ ſind nicht entgegen);

gen); ein herrliches Denkmal altdeutscher Volkspoesie, ohne Zweifel ursprünglich in Gegenden des Niederrheins gedichtet, in seiner Art beinahe einzig, in der Geschichte unsrer Literatur aber neben dem früheren Rother und dem König Arendel von Trier zu nennen, die in Rücksicht ihres Styls, ihrer Objectivität, Sprache und Vaterlands diese Nebeneinanderstellung fodern. Morolf's älteste Erwähnung findet sich in Conrad's von Würzburg Erzählung „Weiberlist", welche schon sonst wo gegebne Notiz den Herausgebern entgangen ist.

Schon ehedem hatte ich mir Mühe gegeben, in den Stellen bei Eschenburg eine bestimmte Strophe herauszufinden; als die vorliegende Sammlung erschienen, hatte ich kaum bis zur zweiten Seite fortgelesen, als die Strophe klar vor mir stand, worauf ich wie im Fluge das schone Gedicht nach seinem Versmaße eintheilte, zwar nicht ohne öfteren Aufenthalt, da durch die gränzenlosen Entstellungen des Textes an mehreren Stellen Alles zum ärgsten verwirrt war. So also leuchteten mir schon bei dieser Voreinrichtung zur folgenden Durchlesung die Mißhandlungen des Textes in den benutzten Quellen deutlich ein; wie konnten wol Stellen, in denen kein Metrum wieder zu erkennen war, von dem gewandten ersten Sänger herrühren? Kurz, wenn diese Corrumpirungen nicht entgegen gewesen wären: so würden wir damals, was wir itzt nicht vermögen, die Zahl der Strophen bestimmt haben nennen können; denn daß diese, und

nicht die Verse, bei strophischen Gedichten numerirt werden, ist doch wol die natürlichste Sache von der Welt. Jenes Metrum ist keineswegs ganz unbekannt, es wird sich in mehreren altdeutschen Volksliedern nachweisen laßen; bestimmt ist darin das Lied vom Lindenschmidt gesungen, wovon es einen doppelten Text gibt. Dem Leser zur Wiedererinnerung möge hier eine Strophe aus unserm Gedichte S. 22. stehen:

Morolf ging wider in den walt,
Salmon's gedenk warn manigfalt,
Da stunt er uf dem witen plan,
Und zwifelt' also sere, (beständig Waise)
Ob er hinwider wolde gan.

Nur vergesse man nicht, daß auf eine ängstliche Sylbenzahl hier, wie bei den schönsten Volksliedern, nicht gesehen ist, daß ein Daktylus statt eines Trochäen hier oft die schönste Wirkung macht, daß mitunter statt völliger Reime sich Assonanzen finden; daß aber besonders der zweite Vers an gar vielen Stellen eine so exorbitante Länge hat, daß die Herausgeber ihn in zwei Zeilen theilen, ist wol durchgängig den späteren Abschreibern beizumessen, die vielleicht oft blos aus dem Gedächtniß die Werke dieser Art aufzeichneten; und sehr vieles αὐτοσχεδιάζοντες beisetzten. Oft laßen sich jene beiden Zeilen ohne Mühe auf eine reduciren, z. B. bei der 8. Strophe:

Das gebende, das sie vmbe drug,
Das was ein schöner borte
Von golde vnmaßen (!) clug.

Hier ziehe man V. 2. 3. auf meine Gefahr in folgenden einen zusammen:

Das was ein guldin (oder von gold' ein)
borte clug.

XXXVIII. Da nun diese strophische Beschaffenheit des Gedichts ohne viele Mühe in die Augen springt, nachdem auch Eschenburg, S. XXIII., „eine Strophe vermuthete, die sich vielleicht noch wieder auffinden ließe", und das Gedicht „für einen in Gesätze gesonderten Meistergesang" hielt: so ist es durchaus unbegreiflich, wie man die Form des Werkes so ganz hat verkennen können, wo noch dazu die Handschrift anfangs durch Striche darauf hindeutet, und daß man äußern kann: „die Versart des Gedichts sey ganz die des Rother, an die Absicht einer strophischen Form sey gar nicht zu denken!" Der Nachtheil, den diese Mißkennung auf die jetzige Ausgabe des Morolf gehabt, ist bedeutend. Zuerst muß der Leser, wie bei den Nibelungen in der Müller. Saml., das Ganze sich selbst bezeichnen und abtheilen (was am besten durch einen kurzen Strich beim Anfang jeder neuen Strophe geschieht.) Zum Fingerzeig für den weniger Geübten diene folgender Anfang: Strophe 2. Er nam. 3. Jr vater. 4. Das ich. 5. Jr kele. 6. Jr hare. 7. Die nehste. 8. Das gebende. 9. Ein krone. 10. Es beschach. (ganz verwirrte Strophe.) 11. Do ging vor. (eben so.) 12. Do ging anderthalben. 13. Da sie. 14. Als man. 15. Da man gesang. (Mangelt die reimlose Zeile.) 16. Vor ir.

17. Alſo ſaß. 18. Eyn koppf (hier mehr Zeilen als nöthig.) u. ſ. f. Dieſe Nachhülfe könnte man ſich noch gefallen laßen; aber, zweitens, hat jener Umſtand zu einem ohne Vergleich fehlerhafteren Abdruck Anlaß gegeben, als wir ſonſt ihn würden erhalten haben. Die Herausgeber hatten eine Handſchrift und einen alten Druck vor ſich, beide durch Aenderung einzelner Worte, durch die Zahl der Strophen und Ausdehnung (Länge oder Kürze) derſelben vielfältig verſchieden. Ohne Zweifel ſind beide Quellen aus einem früheren ſchon ziemlich entſtellten Exemplar mittelbar, wie ich glauben will, abgeleitet; ſie taugen beide, mit einem Worte, nicht viel, doch ſteht die Handſchrift (1479.) noch weit unter dem alten Druck (eine Straßburger Ausgabe vom Jahr 1499. nennt Grimm im N. Lit. Anz. 1807. S. 797.); demungeachtet wurde jene mit all ihren orthographiſchen und ſonſtigen Flecken zum Grunde gelegt, manches wol gemäß der alten Ausgabe geändert, aber auch ſo manches Beſſere derſelben in die Anmerkungen verwieſen, wo man es nun mühſam herausſuchen muß. Doch wir haben es izt noch blos mit der Conſtruction der Strophe zu thun. Durch die Nichtachtung derſelben haben die Herausgeber, ſich ſelbſt unbewußt, eine Menge Zeilen hineingebracht, die das Metrum nicht erträgt; dagegen andre nothwendige Verſe ausgelaſſen, und ſo war die durch die beiden Texte dargebotene gegenſeitige Hülfe ohne Nutzen. Wir wollen ein paar Beiſpiele aus der Nähe nehmen; unter den bemerkten Strophen ſind 10. 11. (aus dem Druck) izt völlig verwirrt; in der Handſchrift erſcheinen ſie

kürzer, und — undeutlicher, sagen die Noten. Wir wollen sehen. Der Zug geht, am Pfingst-Feste, nach dem Münster; neben der Königin zwei Fürsten (wol Salomon und Morolf); vor ihr die Musicirenden; auf der rechten Seite die Ritter; auf der linken die Hoffräulein; den Schluß machen die Dienstmänner; also „vier Schaare", wie das Lied sagt. Dieses steht in der Handschrift auf folgende — wenn man gehörig hineinbessert — verständliche Weise:

10. Es geschach an dem (l. einem) phingest-tag,
Da der konig (l. die kongin) zu der kirchen drat,
Da gingen der frawwen neben bi
Zwen edele (riche?) fursten (vzerkorn?)
(Die ge) leiten die vil edele (die here Dr.) kunigin.

11. Es (Do?) ging vor der Frouwen wol gedan
Des dages manig spileman,
Vnd (Neben ir?) manig stolzer degen
In rilicher (od. riterl.?) wete,
Als sie der künigin solten pflegen.

12. Da ging yn (l. ir) allent (l. andert) halben bi
Manig schones megetin (od. megtin sci) u.s.w.
Zwen riche fursten vßerkoren,
Die geleitent die here künigin.

Statt dieser im Allgemeinen richtigen Strophen — die wir mit Zuziehung des Drucks berichtigten — zeigt uns nun die Ausgabe folgende verwirrte und ungeschlachte Verse — eben als Lesart des alten Drucks:

Es beſchach an eim phingstage,
Vnd iſt wor, das ich uch ſage,
Die künigine zů der kirchen drat,
Nebent iren beiden ſitten ſy do gon
hatt.

Die zweite Zeile iſt elendes Flickwerk; wie unbillig müßten die alten Dichter nicht in unſerm Urtheile fallen, wenn wir in ſolchen Fällen ſie ohne Mißtrauen gegen die entſtellende Hand der Schreiber läſen! Sie hatte neben ſich gehen, iſt wol ein zu moderner Ausdruck; Neben „iren beiden Siten" iſt eine unſerm Dichter fremde Umſtändlichkeit; auch in der folgenden Strophe iſt „zu der rechten Siten" ganz proſaiſch gegen obiges neben ir; das folgende: auf der andern Seite (andert-halben) erklärt hinlänglich, daß nur von der einen Seite die Rede geweſen (vergl. Str. 54.), und jeder damalige Leſer wußte, was bei ſolchen Aufzügen das Hof-Cermonial foderte. Ueberdieß iſt nun durch V. 2. 3. 4. die Strophe in ihrem Bau- und Reimen gänzlich geſtört.

11. Do ging vor der frouwen hoch geboren
Des tages vil manig ſtoltzer ſpilman
Mit pfiffen ond mit ſeiten ſpielen wol
getan;
Zu der rechten ſitten manig ſtoltzer degen
In ritterlicher wot,
Als ſy der küngin ſoltent pflegen.

Die 3 erſten Verſe verderben die Strophe; gegen die richtige Abtheilung der Handſchrift gehalten, ſind ſie Beleg unſrer obigen Anſicht der geſetzwidrigen

Länge einzeler Zeilen (denn im Grunde müßten V. 1. und 2. nur eine Zeile bilden.) Das in solcher Nähe wiederholte „manig stolzer" erklärt sich von selbst als verwerflich; mit seiten spielen wol getan, ist offenbare Flickerei; manch stolzer Degen in ritterlichem Gewande würde nichts sagen, als „manch stolzer Ritter"; allein von der ritterlichen Kleidung (Rüstung) soll und darf hier nicht die Rede seyn, sondern nur von ihrem prachtvollen (rilich) Anzuge; dazu paßt, „als sie der künigin solten pflegen." — Ein Beispiel der Unvollständigkeit des Metrum's gibt Str. 15.

Da man gesang uber alle, (?)
Das gestule richt man yn dem sale,
Darvn saß der konig Salomon
Mit siner frauwen woll gethan.

Der Leser bemerkt izt wol selbst, woran es hier fehlt; an der reimlosen Zeile nämlich nach dem dritten Verse; sie steht richtig im Druck, wie die Anmerkungen ausweisen:

Bi siner schönen frouwen,
Si (Die?) was so rechte wunnesam.

Ein ähnlicher Fall zeigt sich S. 7., wo die andre Hälfte der Str. 124. im Abdruck lautet:

Sie sangk of das gras vor dot:
Jr lichte farbe was dannoch onverwandelot.

Hier schwand in eine Zeile zusammen, was durch die Lesart des Drucks sich augenblicklich wieder herstellt:

Ir ſchone, lichte farbe
Was dannoch onverwandelet.

Aber welche unangenehme Pflicht, die, theilweiſe, beſſere Geſtalt des Werks erſt aus dieſen 54. Seiten der Anmerkungen herausfinden zu müſſen! —

Es braucht nun wol kaum mehr einer beſonderen Erinnerung, daß man beim Abdruck nicht zu unterſcheiden wußte, was eine Vers-Zeile iſt, und nicht iſt. Als eine ſolche ſteht S. 13. „Er ſprach: Frauwe," was in dieſem Gedichte ein Unding iſt; eben ſo ſteht es um Zeilen, wie S. 17. „Was ich in der heidenſchaft groſſes lyden han vertragen"; dort fehlerhafte Kürze, hier exorbitante Länge, da jener Theil, der die Waiſe enthält, nicht beſonders abgeſetzt wurde, (über welchen Punct ich ſelbſt in andern Fällen ſonſt unſchlüſſig geweſen.) Gleichwol hatte man hiebei ſtets den alten Druck vor Augen, der jene Abtheilungen meiſt richtig darſtellt, wie das in den Anmerkungen zu finden. — Zur Charakteriſtik des Gedichts gehört noch dieſes, was ebenfalls unbeachtet geblieben: die Reime ſind durchgängig männliche, den Trochäus findet man dagegen häufiger in der vorletzten, nicht bereimten Zeile. Der Uebelſtand iſt freilich nicht von Bedeutung, daß die Herausgeber, wenn z. B. S. 10. im Reim der konig riche, und ſodann dogentlich (adv.) ſteht, letzteres in dogentliche ändern, da ſie jenes um ſein e kürzen ſollten. Denn auch hier waltete die unkritiſche Maxime ob, die Form des erſten Reimworts müße die richtige ſeyn, der gemäß der folgende Reim zu modeln ſey. Das umge-

kehrte Princip würde eben so unrichtig seyn; die Entscheidung hängt hier von der richtigen Ansicht jedes einzelen Falles ab.

XXXIX. Was bei Reinbot's Georg im Kleinen der Fall war, findet sich hier bei einem ganzen Gedichte; die Herausgeber liefern aus einer doppelten, in den Lesarten vielfältig abweichenden Quelle einen Text; es ist hier also nicht von erzwecktem treuen Abdruck einer Handschrift, sondern von einer Art kritischer Bearbeitung die Rede; mithin darf die Kritik das Gelieferte einem strengeren Maßstabe unterwerfen. Und so würden wir auch die, sonst zwar wegen der beiderseits getrübten Quellen höchst mühsame, Beurtheilung des Morolf ohne Weigerung durchführen, wenn nicht eine zwiefache Rücksicht uns hier anders bestimmte: Einmal fehlt uns der alte Druck zur Einsicht, die doch zu solcher Kritik unentbehrlich wäre; denn nach S. X. der Vorrede übergehen die Anmerkungen in derlei Fällen „alles für den jetzigen Zweck unbedeutende, als Verschiedenheit in verwandten und ähnlichen Wörtern, besonders der Beiwörter, Stellung und Folge derselben, und Rechtschreibung, wie dies alles bei dem Gedicht von Salomon und Morolf zu ersehen ist." Auf der andern Seite fodert es die Discretion, den Hauptpunkt, woran es dem Abdruck mangelt, ich meine das Metrum, nicht ferner zu urgiren, da es, wie wir sahen, von dem Herausgeber nicht statuirt wurde. Wenn wir indeß eine solche vergleichende Kritik ablehnen: so bleibt doch sonst noch einiges hieher Gehörige zu erinnern übrig. Zuerst

begreift man nicht, wie doch zur Grundlage die Handschrift gewählt werden konnte, deren schwache Seite am Schluß der Einleitung dadurch ja hinlänglich eingestanden wird, daß die verbesserte Gestalt, welche Morolf durch den alten Druck in dieser Sammlung erhielt, so nachdrücklich hervorgehoben wird. „Aber die Handschrift ist ja ohne Zweifel älter"! Als ob deßwegen auch besser! Fünfzig Jahre früher oder später macht hier (vor 1500.) nichts aus; stand doch der Anfang des Titurel in einer alten pergamentenen Handschrift weit fehlerhafter, als er in dem papierenen Manuscript, welches Adelung anzeigt, mag gewesen seyn! —. Dialect und Orthographie sind in den beiderseitigen Texten verschieden; öfters nahmen die Herausgeber einzele Strophen, die in der Handschrift fehlen, aus der alten Ausgabe auf; wie ungleichartig dadurch der Abdruck ausfallen mußte, ahnet man leicht, und der aufmerksame Leser wird es wol auch fühlen. An sich ist gegen solche Einfügung nichts einzuwenden; nur sollten dergleichen aus einer andern Quelle hinzugekommenen Strophen durch Enclavirung, oder sonst ein Zeichen, von den übrigen unterschieden werden, wie wir schon vorlängst auf eine sogestalte Recension des Nibelungen-Liedes bedacht waren. (Vgl. N. Liter. Anzeig. 1807. S. 789.) Daß man in dem gegenwärtigen Fall den Dialect des Drucks dem der Handschrift hätte gleichbilden sollen, will ich eben nicht behaupten; denn da müßte ja vorher entschieden seyn, in welchem Dialect dieses Gedicht ursprünglich geschrieben war. Vielen Gründen nach scheint es die gebildete niederrheinische Sprache gewe-

sen zu seyn, wie wir sie aus dem Veldeck und dem älteren Rother kennen, wenn nur von diesem eine zuverläßigere Copie sich erhalten hätte; dem Dichter scheint niet, god, (nicht, gut) u. dergl. ursprünglich eigen zu seyn; das übrige denke man sich als das gewönliche Hochdeutsch der früheren Zeit, welches freilich in den pöbelhaft-plattdeutschen Umformungen der Handschrift unterging. Durch doit, verloiß, segeloiß, broit, du haist, (hast) deutet diese auf die Nähe Cöln's, Bonn's s. f. Wie höchst barbarisch und inconsequent die Orthographie sey, davon nur einige Beispiele: ein hirtzauge, doch auch hertzogen, sie hirburgten, hirburge, (also doch mehr dialectische Form, als orthographischer Natur, was sehr verschieden von einander ist), deiffen (und doch in dem dauffe) iß ist egpt, schönnes wipp. Doch wer möchte solchen Wust weiter häufen! — Noch ist die Berichtigung der Reime, wovon in den Anmerkk. so oft die Rede, sehr unvollkommen; stehen geblieben sind z. B. ston und lan, bar und clor, fro und da (sonst fro, do). Da auf Salomon nie ein Wort in — on, sondern beständig die Sylbe — an reimt, so möchte ursprüngsich wol immer Saloman geschrieben gewesen seyn, welches man sich der Unterscheidung wegen von dem rein biblischen Salomon gern gefallen lassen würde; sonst müßten jene Wörter mit dem volksmäßigen, adulterirenden o ausgesprochen werden, wie der Vocal a in Mann, kann, so oft in Hans-Sachsens Gedichten gereimt, und von einem großen Theil des deutschen Volks in Franken, Baiern s. f. noch täglich gesprochen wird. Endlich hat man dem alten Druck nicht einmal soviel

Rückſicht gegönnt, daß die richtigeren und vollzähligen Rubriken dem Text beigefügt worden wären, während die wenigen der Handſchrift nur auf Gerathewohl hingeſchrieben ſind. —

XL. Ohne Zweifel werden die Freunde der älteren deutſchen Literatur den Morolf immer mit vorzüglicher Vorliebe betrachten; für uns eine hinlängliche Auffoderung, auch über dieſes Werk noch mehrere kritiſche Bemerkungen hinzuzufügen; um alles zu erſchöpfen, würden kaum zehn Seiten zureichen. Indeſſen glauben wir, durch dieſe geſammte Beurtheilung ſchon ſehr dazu beizutragen, daß das leichteſte und anmuthigſte Gedicht, welches in dem jetzigen Abdruck ſo ſchwer, verwirrt und ſchleppend erſcheint, ſchon um Vieles ſeiner reineren Geſtalt näher gebracht werden könne. Zuerſt nun laßen wir die 16ten Seite der Zahl der Strophen (1 — 300.) folgen; ohne anderweitige Hülfe würde kaum möglich ſeyn, das Ganze wieder herzuſtellen; wie verwirrt ſieht nicht S. 37. b. Alles aus! Schon die Strophe 327. ſetzt uns in Verlegenheit; es iſt ungewiß, ob nicht die erſten Verſe („Die porten wurden ofgetan") ganz abzuſondern, oder ob etwa vor „Nun ſage ons von dem liſtigen man" zwei Verſe zu Anfange ausgefallen ſind. Um die vorgängige Bezeichnung der Strophen unſern Leſern deſtomehr zu erleichtern, zeigen wir zuerſt diejenigen Zeilen an, welche bis zur 300. Str. als gar nicht daſtehend behandelt werden müßen.

Nach V. 196. ſind die noch folgenden fünf Verſe, als ein höchſt ungeſchicktes Anhängſel, ganz wegzuſtrei-

hen. 360. Ein unerträglicher Vers, der ausgestoßen werden muß; auch der Druck hat ihn nicht. 473. Vier elende Reime des Copisten, die nichts als eine Rubrik sind, stehen hier mitten unter den ächten Gliedern. 641. Diese fünf Zeilen bitte ich als Strophe nicht mitzuzählen; sie fehlen auch im Druck. Die V. 810 — 11. und 822 — 23. sind ganz herauszuwerfen. Statt der Zeilen 988 — 96. setze man blos folgende:

189. Also Morolf das vernan,
Darof satzt sich der listige man;
Da er vf das gestüle saß,
Da ruwete ꝛc.

Oder wie man es sonst zusammenziehen will. Handschrift und Druck sind hier beide fehlerhaft. Bald nachher bitte ich die V. 1032 — 41. nach Strophe 195. nicht in der Reihe mitzuzählen; sie unterbrechen den Zusammenhang der Rede; auch erkennt der Druck sie nicht an. — Hätten die Herausgeber das Versspstem richtig gefaßt: so würden sie für die Ausmerzung dieser und andrer Interpolationen selbst Sorge getragen haben, auch würde die Versstellung angleich genügender seyn, bei welcher, wenn sie richtig wäre, die gedruckte Columne (50. Zeilen) allemal 10. Strophen enthalten hätte, wie z. B. 3. b.) Str. 42 — 51.), wo alles an seinem Platz wäre, wenn nicht grade zuletzt fehlerhaft stände „Oder das er vor Jherusalem Mit mir fechte einen strit" (derselbe Fehler Str. 58.); der Anfang muß kurzweg heißen:

51. Daß er mir gebe siu schönes wip,
Oder mit mir fechte einen strit, u. s. w.

Dagegen ſtehan S. 2. b. völlig richtig die Strophen 24—33. — Im folgenden Abſatz folgen wir nun der Reihe der Geſätze, mit Vorbeigehung der ſchon früherhin beigebrachten Verbeſſerungen.

XLI. Die Str. 16. 17. enthalten viel Tautologie, und könnten leicht zu einer verſchmolzen werden, womit aber viele Leſer nicht zufrieden ſeyn dürften. Es wäre auch Schade um den Vers: „Sie verſumte mangen ſiner“ (ſprachwidrig iſt: ſine) mal, d. h. ihr Anblick verurſachte, daß Viele über Tiſch des Eſſens und Trinkens vergaßen. 18. In dem win enbran; man ziehe enbran zur vorhergehenden Zeile und ſtreiche das übrige. Seite 3. a. Im Reim ſteht oben zweimal Jeruſalem (auf ſe); ſodann, auf eben dieſes Wort reimend, wieder zweimal Jeruſale; welche Conſequenz in nicht unbedeutenden Dingen! Den vollkommnen Reim hat der Druck beſtändig, und ohne Zweifel mit größtem Recht; denn die Form Jeruſale darf uns wol nicht verdächtig ſcheinen, wenn man in jenen Zeiten ſogar Jerſle ſagte; in einer poetiſchen Kaiſerchronik bis zu Friedrich II. Tod, finde ich Bl. 91. Do ſi chomen hintz Jersle, Das her nicht wolt vürbas me. 40. Man l. Er ſprach: es ſta ff.; wie könnte ſo ohne Vorbereitung ein Redender eingeführt werden? Der Druck bietet das richtige dar. 44. Sie eilten dan, ſtatt dannen, iſt ungewöhnlich; warum nicht ſtatt „über das wilde mere dan,“ das der Dichtkunſt angemeſſenere: uber des meres ſtran oder tran (?), was z. B. Seite 17. dreimal (dram!, tran, ſtran), und wieder Seite 18. vorkommt? 48. ſteilen gewant, eine ſchöne Orthographie ſtatt ſtehelin. 57. Ich möchte hier ſtatt: Rede, was du wolleſt, du ſalt vrlaub von mir han“ als eine Zeile leſen: Der rede ſalt du vrlaub han. 60. Elyam, in der Anrede, iſt zu expungiren. 62. Dieſe Strophe könnte billig wegbleiben, wie im Druck. 63. fehlt der vorletzte Vers: Nu ſage mir —. 67. Mit dem, und Mit wieder in der folgenden Zeile. Dort etwa: Den man kreftig

Her riten sach? 71. Eine überladene Strophe; man schreibe: „Morolf do des nit enließ, Ein banner er im wirken hieß, Von golde rot ein bild darin u. s. w. (periphrastisch statt ein †) dafür hat der Abdr. „Mor. des nit enließ, Eyn banner von werder syden Er yme balde wircken hieß, Da hieß er von golde Eyn bilde wircken inne“ ff. Eine so ungeschickte Wiederholung derselben Wörter darf man dem alten Sänger nicht zutrauen. 78. und 79. Statt des letzten Verses nimmt man besser die zwei aus dem Druck; izt sind die Strophen defect. 81. Hier ist einiges dunkel. 84. Die ersten Zeilen in eine zu verkürzen: „Er sprach: das dunket ff. 89. Statt gieng, ließ muß gesetzt werden gie, lie; diese Reime sind auch an vielen andern Stellen zerstört worden. 91. Statt der sehr guten Lesart des Drucks gibt man uns das unbessere; man lese: Wie mag der (Genit.) wol gehütet sin? Sam was behût [Salme] die [edele] kunigin. Unzähligemal sind die Verse hier durch kleine Zusätze angeschwellt, bei denen man, wenn auch zuweilen ungern, das kritische Messer keck ansetzen muß. Dagegen darf auch keine Ergänzung, wo es nöthig ist, vermieden werden; hier z. B. möchte statt des unvollkommnen Verses: „Mit großem zauber“ stehen: Mit großen zauberlisten: umgekehrt aber muß bei Strophe 109. verfahren werden; er bringt eine „zauberlistige wurz“, wäre eine zu kühne Metapher, die der Poet nicht beabsichtigte; eine zauber-wurz genügt. 104. Aufgelöster Zusammenhang; man l. „Ersicht er an der farben min, — Wan (Daß?) sich min gemude u. s. w., worauf sodann „Ich weiß wol“ statt: so weiß ich wol, eine poetische Anakoluthie ist. 108. Die Worte: Turcis genant, stehen statt einer verlornen ganzen Zeile. 109. (Anfang der Seite 7.) der zweite Vers: Er (Die?) sal dir frauwe sin bekant, war aus dem Druck aufzunehmen. Die „Dutsche“ Harfe hat hier eben so wenig zu thun, wie Seite 40. zu Ende das „Dutsche“ iserin gewant; es sind Einflickereien des Copisten, womit wir uns nicht sollten zum Besten haben las-

ſen. 110. Eine verſchobene Strophe, die ſo wieder hergeſtellt werden kann:

So velleſtu (od. Du velleſt) an der ſelben ſtunt
Wol (?) zu der erden hin (?) fur dot;
Din ſchone liehte farwe
Iſt dannoch ondervvandelot.

Im Abdruck ſteht jenes dot verlohren im Anfang der zweiten Zeile; daß wir aber die Stelle richtig behandelt haben, und das antike Participium nicht willkührlich eingeſchwärzt haben, ergiebt ſich aus den ähnlichen Strophen z. B. 124. 111. Ich verſuche folgende Wiederherſtellung dieſer mißhandelten Zeilen:

Do ſprach die kuniginne her:
So dut mir hude vnd immer mer
Solch not in minem herzen we,
Das ein ſo richer (d. i. mächtiger) furſte
Sal zu fuße hinnan ge.

Dieſes ge iſt der apokopirte Infinitiv. 114. Es hat die koniginne; ſo iſt zu leſen; wie ſollte Morolf von dem untreuen Weibe ſagen: die konigin edele? Eben ſo verkehrt ſteht dieſes Str. 132. 119. Hier hat wieder die dutſche Harfe unbillig aus einem Verſe zwei geſchaffen. 120. laß dir ſagen; man l. zum mindeſten: laſt úch ſagen. 124. Durch ein Wörtchen iſt der Vers wieder hergeſtellt: Ir ſchone liehte farbe; eben ſo Strophe 135. 126. Dieſe Strophe muß weit beſſer lauten; ſonſt ſtimme ich für ihre Ausſcheidung. 130. Die zwei langen Verſe — nachher 137. kommen ſolche wieder vor — möchten etwa ſo vertheilt werden: Du haſt ſo vil zu leide gedan Der edeln (Dr. Mir vnd der) kuniginne, Das du din ſpotten mochteſt lan. 131. Wäre vielleicht ganz zu ſtreichen. 132. Zu ſchreiben: „Ich muß verſuchen die konigin.“ 133. Lautet folgendermaßen:

Nu horent, wie er eß anfing,
Er czu der konigin ging,
Er goß ir heiß golt
Dorch ir ſnewißen hant,
Von dem groſſen zouber ſie ſyn alles nit befand.

Gegen dieſe verrenkte und entſtellende Strophe halte man folgende verbeſſerte:

Nu horent, wie er es anfie,
Da er zer koniginne gie,
Er gos ir heiß golt durch die hant,
Von dem großen zouber
Sie ſin doch alles nit befant.

ſin, der Genit., des heißen Goldes; alles niet, Adv., omnino non. Die „ſnewiße“ Hand geht uns dießmal nichts an. 137. Wegen des folgenden ſollte hier billig ſtehen: daß ich nie dein Antlitz wieder ſehe. 134. beſtaden; das verwurken des Dr. (es kömmt auch S. 12. vor) wäre hier beſſer, mit weggeſtrichenem Komma. 146. Dieſe Strophe verdiente, ausgeſtoßen zu werden. Anfangs der Strophe 147. muß Das, ſtatt Da, ſtehen. 150. Salomon ſagt, um die von ihm gemachte Entdeckung zu verbergen, zu dem Mädchen: Aber daß du doch die Königin beräuchern thäteſt! das bedeutet die altdeutſche Conjunction wan; durch das von den Herausgebern beigeſetzte Fragzeichen erhält hier wann irrig die Bezeichnung von Quando. 155. Faſt möchte ich dieſe Strophe für untergeſchoben halten; der Anfang lautet grade ſo in einem Gedicht Boppo's, Maneſſ. Samml. S. 223. 157. Hier iſt wahrſcheinlich zu ergänzen: Und bringeſt du ſie herwider, Das lone dir der riche Criſt. 162. 166. Durch ihre exorbitante Länge ſetzen dieſe Strophen uns in Verlegenheit; 169. iſt leicht zu verbeſſern: Morolf — Quam onerkant von Salomon. 173. Etwa iſt hier zu verſetzen: tragen dar, und „das wil ich uch ſagen“ zu ändern in „das iſt war;“

ohne dieſes Mittel ſtehen hier vier gleiche trochäiſche Reime, eine fatale Diſſonanz für dieſes Lied. 175. „Vf dem wilden mer," kann wegbleiben. 178. „von cyner burg zur andern," paßt das zu einer Meerfahrt? etwa: vf dem mere? vergl. V. 1075. 181. Die zweite Zeile iſt auszulöſchen. 187. Sie ſchuſſen den ſchaft, und ſtießen den ſtein, könnte verdächtig ſcheinen, auch vermuthete ich: ſie wurfen den ſchaft ond ſchuſſen den zein (das Rohr); indeſſen ſteht doch in dem Nibel. Liede V. 515. So ſi den ſtein wurfen oder ſchuzen den ſchaft. 190. Kürzer vielleicht und richtiger: Vf dem hof eine glocke (Variante: ein Dafel) lut erklang. 191. Wolde er, iſt wol falſch geleſen ſtatt et. 197. Kürzer und beſſer: Morolf ließ die frauwen fur ſich gan, Al saß ff. Als iſt falſch. 200. und 210. Sowohl Handſchrift als Druck ſind hier fehlerhaft. 215. Fehlt der erſte Vers, den man aus der Handſchrift hätte voran ſtellen ſollen; ſodann in „Du ſalt der konigin here allererſt fremde mere ſagen" iſt das Unterſtrichene herauszuſchaffen. 223. Die Zeile „ſie rieſſe der meyde" muß fort; hierauf: ſie wänte (an im) gewinnen rum? 226. Das edlere: Drißig marg ſaltu wider-wette han" wurde in die Noten verwieſen; Oberlin hat das Wort nicht, mir iſt es auch aus andern Werken nicht bekannt; es kommt aber 229. wieder vor: Die ſal din widerwette ſin, wo ſinnlos widerwertte gedruckt iſt. Hiebei müßen wir erinnern, daß die Anmerkungen V. 1220—1323. nicht berühren; iſt hier in dem alten Druck die eine Lücke, oder hat der Setzer gefehlt, was beinahe glaublicher, denn von (12) 19. ſpringen die Noten auf einmal auf 24. (nicht 1224. ſondern 1324.) 227. Lautet zu Anfange:

Er ſprach: Frauwe
Wiltu ſpielen gen dem
heubt myn,
So ſetze mir die allerſchonſt
junffrauwe,
Die du haſt in der kemnaden
din.

Soll die Strophe beſtehen: ſo müßen dieſe Zeilen etwa ſo zuſammengezogen werden:

Er ſprach: gilt es das heubet min,
So ſetze mir die ſchonſte Jungfrowe din (oder: din
ſchonſtes jungfrowelin?

Nur nach ſolchen Einſchränkungen und Zuſammenziehungen erſcheint das Gedicht wieder in ſeinem urſprünglichen, anſchmiegenden und doch züchtigen Gewande, welches durch die Ueberfüllungen der Abſchreiber ſo loſe und zerfloſſen geworden. Einer ähnlichen Contraction bedarf die Strophe 230. 240. Der 3. und 4. Vers müßen wol ihre Stelle tauſchen. 245. Ein alczu, ſo ſteht ſtatt alſo. 273. Da die ſonne zu gaden ſolde gan; in dem richtigen gnaden vermuthen die Herausgeber einen Schreibfehler und verweiſen auf V. 1347. (vgl. 3657.), wo der uralte Ausdruck ſich findet „Da die ſonne ir geſedel hat“ (die Virgilian. Gloſſen: ad solem cadentem: zi sedala gangantero), gleich als ob Gaden und Geſedel einander gegenſeitig erklärten, da doch an ſolche Beziehung gar nicht zu denken; völlig richtig ſteht Vers 3568. Da die Sonne zu gnaden ging (d. i. Abſchied nahm); Beiſpiele dieſer Redensart hat Oberlin, doch nicht das uns ſonſt woher bekannte Zeitwort ſich abgenaden. 278. Hier fehlt der nächſtvorſetzte Vers, den ich aber durch Aenderung der früheren erſetzen kann. 290—92. Im ächten Original vermuthlich nur zwei Strophen. 293. „nider uff das lant“; vielleicht zu der want, wie S. 18.? Aber vf das lant ſteht auch 296. und ſonſt.

XLII. Der gröſsere Theil des Gedichts (von Strophe 300. oder V. 1540. an) iſt nun noch übrig; wir können aber unmöglich Alles berühren, da dieſe Beurtheilung ſonſt zu einer ungemeſſenen Länge ſich ausdehnen würde. — V. 1547. was dir an dem libe Mag nu beſchehen; ich dächte, man änderte: was dir

liebes mag beſchehen, da dieß eher ein Grund iſt, warum der Pförtner zum Aufſchließen ſich bereden läßt. 90. Ein Herzog Merſilian kommt auch im König Orendel vor, ingleichen ein Ritter Princian. 678 — 9. Beide Zeilen ſind wegzuſtreichen. 91 — 3. Eine unvollſtändige Strophe, wenn nicht etwa Vers 86. 87. auszuwerfen ſind, wodurch ſodann jene Strophe drei Zeilen als ihren Anfang erhält. 751. mynnen, in dieſer Bedeutung kennen die keuſchen Minneſinger jenes Zeitwort noch nicht; ich habe Handſchriften geſehen, in denen Minne und minnen, nicht wegen Undeutlichkeit, ſondern wegen des anſtößigen Sinnes immer ausradirt, und durch Liebe, lieben erſetzt worden waren. 68. Von hier an ſind mehrere Strophen, wegen der abweichenden Bildung der zweiten Reimzeile, etwas ſchwer zu ordnen; die Anfänge ſind: Da Pharo — Wol uf — Der kappelan — Da ſie yme — Das hat die — Als Pharo. Sodann iſt nach V. 1804. mit dem Druck wenigſtens umzuſtellen: Ich wil faren gen Jeruſalem, Was wiltu entbieden ff., und die zwei folgenden Zeilen wegzuſtreichen, ingleichen V. 1814. 15. 16. 1859. Von der Elben —; ſollte wirklich der Auctor dergleichen Abſurditäten ſeinen Helden haben ſagen laſſen? 78. Die reimloſe Zeile fehlt; alſo Handſchrift und Druck beide fehlerhaft. Die folgende Strophe iſt ſehr entſtellt: Er ſprach mit betrübtem herzen taugt gar nichts; der Vers „Nun ſag mir fürbas ff. wäre hinlänglich, und die beiden folgenden Zeilen könnten auch wegbleiben. 98. Durch myn ff. an die vorherige Strophe angeheftet (denn hier hebt eine neue an) taugt ſchon deß-

halb nicht; der Druck lieſt auch dem Sinn nach beſſer: „Ich han ouch verlorn“ ff.; Morolf's Tod und der Verluſt der Königin veranlaſſen beide Salomon's Ausruf: Was ſal mir nu min koniglicher lip. — 2055—64. ſind ſo verderbt, daß nur mit Mühe etwas Leidliches herauszubringen iſt. Ein ſtabes ſwert, bedeutet wol einen Degenſtock? — 2305. Hier ſollten die zwei Zeilen des Drucks ſtehen. Hierauf wäre ſtatt „ich wolde mich wol mit dir began (auch S. 26.) unſtreitig beſſer: Das ich wol wolde mit dir ge; dieſer abgekappte Infinit. gäbe den Reim auf ſee, der hier ſonſt fehlt. Dieſer Rückſicht wegen muß auch an andern Orten ſtatt gen oder gan, ge, und me, ſtatt mere geſetzt werden. 320. Beſſer iſt die Lesart der Handſchrift; was ſollen hier dieſe dem Sinn und der Ausdehnung nach ungeſchickten Verſe? 400. das leben ſin; dieſes ſin falle weg, und werde nach „So wil ich“ ff. der Vers geſetzt: Des wil ich dir min trúwe geben. 12. Der Scherz, der Gefangene ſolle in den Feſſeln umkommen, „man wolde dann dem leſer (Vorleſer) drinken geben“, iſt gänzlich dem Schreiber zurückzugeben, und die folgenden Stellen der Art (S. 42. unten) ſind gradezu herauszuwerfen; am luſtigſten ſteht dieſe Zeile „Man gebe dem leſer drinken“ S. 29. b., und am ärmlichſten S. 34. Das kan doling (?) ergan, Der leſer muß drinken han. Alles die zügelloſe Willkühr desjenigen, der die Eſchenburg'iſche Handſchrift hingeſudelt hat. 580. Sind die hier eingefügten Strophen der Handſchrift richtig, ſo iſt wenigſtens der Schluß ſehr corrumpirt: Do man dem wiſen Salomon ond dem frommen ſyn leben wolte han ge-

nomen. 600. Von hier an ſind drei Verſe, und ebenſoviel 2606. herauszuſchaffen. Großes wonders ſteht ſehr unrichtig ſtatt lones, was der Druck darbot. 662 – 65. Einmal weiß man kaum, was dieſe Zeilen wollen; ſodann iſt hier die Conſtruction der Verſe ganz zerſtört; ein neuer Beweis von der Fehlerhaftigkeit beider Quellen. 841 ff. Dieſe drei Strophen, die auch die Handſchrift nicht kennt, ſind wol fremdes Einſchiebſel; desgleichen auch die 15 Verſe nach 3100., die wiederum in der Handſchrift fehlen. Dort iſt auch die Nutzanwendung (3124-27.) nebſt der Sentenz aus dem Frigedank dem Geiſt des Gedichts völlig fremd. — 3024. din ellen (Tapferkeit); dafür ſteht: din elende! Die Seite 33. iſt faſt durchgängig ſehr übel zugerichtet, und man kommt hier weder mit dem Druck noch mit der Handſchrift zurecht; eben ſo corrumpirt ſind die 8. Zeilen S. 34. o. unten. 317. Dieſes „ir hortent" ff., ſo wie die Zeile, welche hier der Druck hat, ſind beide dahin zu geben. 800. phenge wert, iſt wol phenwert zu leſen. — 4172. „in einem morſelſtein" baden, iſt mir nicht ganz klar; marmelſtein bietet ſich von ſelbſt dar. 98. Die Zeile „Da ſie zu leſte yn was gelacht" iſt ohne Umſtände auszumerzen. 200. Morolf der vil liſtige man; jenes ſollte nicht fehlen. Die letzten acht Verſe des Gedichts (Hie hat dieß buch ein ende ff. zählen wir natürlich nicht mit) laſſen eben ſo wenig eine richtige Strophe herausbringen, wie ſo viele andere, die wir unberührt gelaſſen haben. „hat ſie erfolket diß lyth"; etwa lyf, d. i. Leben? Iſt es das Lied, ſo müßte es ja nicht ſie, ſondern ſich heißen. „geheißen

Affrica"; allein der Name der Getauften war ja nach S. 33. Affre. Demnach möchten wir den Schluß so wieder herstellen:

Die was (wonte?) zu Jerusalem
Die wart do kouigin
drißig iar,
Bit das sie Godes hulde gewan;
Damede hat sie erfollt diß lyf,
Sie was geheißen Afra,
Gode ist sie immer (mere?) lieb (f.) —

XLIII. Und so hoffen wir, dieses Werk mit aller jenen Aufmerksamkeit behandelt zu haben, die es so sehr verdient. Wir haben auf unserm Wege mehreres berührt, wodurch von selbst der hieher gehörige Theil der Einleitung von der Hagen's verschiedene Berichtigungen erhält. Hier möge noch hinzugefügt werden, daß die Länder-Namen ff. (S. 21.) wol größtentheils gefälscht sind, worauf also gar nicht zu bauen ist; am wenigsten aber sind wir mit dem Verfasser einverstanden in der Ansicht (S. 22.), das Abentheuer mit dem Hornblasen unter dem Galgen sey in die deutsche Fabel vom Rother aus dem Morolf übergegangen, der unstreitig weit jünger ist, und von dem mehrere andere frühere Bearbeitungen, wie die vorliegende, voraus zu setzen, durchaus kein Grund uns einleuchtet. Umgekehrt also wird jenes Abentheuer im Morolf eher auf eine Reminiscenz aus dem König Rother sich gründen, und vielleicht kam es noch in anderen Gedichten, älteren, als unser Morolf, auf ähnliche Weise vor. Unrichtig scheint mir ferner die Meinung des Verfassers, (das.), der Wendelsee sey das Mittelmeer, da hier weit eher der indische Ocean

darunter zu verstehen seyn mag. Wo in der Note 31) aus dem Elucidarius angeführt wird: „Hispanien geht bis an das Wendelmeer", nimmt von der Hagen wieder unrichtig das mittelländische Meer an; es ist hier unstreitig der Atlantische Ocean gemeint. Das Wendelmeer (oder der W. See) bezeichnet nämlich den umströmenden Ocean, ganz nach der Vorstellung der Alten; man vergleiche die Abbildungen in lateinischen Handschriften des Mittelalters. In der Stelle Notker's „ze Oceano, endil-mere" scheint wol auch nur vuendil-mere zu lesen zu seyn; entgegnete man, er habe hier, das endende, einschließende Meer andeuten wollen, so ist die Antwort bereit, daß anwenden im altdeutschen ja eben auch angränzen heiße, und daß sofort in unsrer eignen Erklärung von Wendelsee besser der begränzende, als der umströmende Ocean stehen würde. Wenn übrigens das Wort auch für das mittelländische Meer gebraucht worden: so ist der Grund hievon noch erst näher zu erklären. An eine unmittelbare Ableitung von den Sitzen der Wándalen ist übrigens wol nicht zu denken. —

XLIV. Was uns nun einzig zu wünschen übrig bleibt, ist die Auffindung einer Handschrift, in der das Gedicht weniger entstellt uns aufbehalten sey, wie in den dermalen gekannten Copien. Wäre diese Erwartung fruchtlos: so dürfen wir doch hoffen, daß andere Gedichte von ähnlichem Ton und Inhalt entdeckt werden mögen, die in den Wiederherstellungen des Textes uns auf eine sichere Spur leiten können. Ein Werk dieser Art, welches allen Literatoren un-

bekannt geblieben, haben wir vorhin einigemal erwähnt; gedruckt erschien es „zu Augspurg von Hannsen Froschauer An. 1512." in kl. 4. unter dem Titel: Ein hübsche Histori zu lesen von onsers herren rock, wie der wunderbarlich ainem künig (Orendel genant) worden ist. Der in gen Trier pracht hat. ond daselbst in ein sarch verschlossen. Der yetz bey keyser Maximilians zeit erfunden ist", zusammen 22. Bl. mit Holzschnitten;" an der Zahl der Verse unserm Morolf fast gleich. [Seinem Inhalt nach steht dieses Gedicht ganz isolirt da, auch ist in alten Denkmälern nirgens eine darauf sich beziehende Erwähnung uns vorgekommen, außer in der Vorrede zum Heldenbuch: „Künig Erendelle von Triere der was der erste heillt, der ie geborn wart, der für über mer ff.", s. Grundriß zur Gesch. der deut. Poes. S. 2.] So roh und ungebildet auch das Werk in seiner äußeren Form hier erscheint: so ist doch der leichte Ton der Erzählung, das Eigenthümliche der Darstellung, und der Sprache im Ganzen so auffallend an Salomon und Morolf erinnernd, daß beide Werke, (wenn wir nicht annehmen, sie seyen von einem und demselben Verfasser) doch ohne Widerrede unter dem nämlichen Landesstrich, in ziemlicher Zeitnähe, und von Dichtern auf gleicher Stufe der Cultur, ihr Daseyn erhalten haben müßen. Noch ist hier die Entdeckung merkwürdig, daß König Orendel, wiewol das Ganze in kurzen etwas unregelmäßigen Reimpaaren geschrieben, an den meisten Stellen eine verborgene vierzeilige Strophe wahrnehmen läßt, so daß man wol versucht werden kann, hier noch eine Fortpflanzung jener alten Otfri-

dischen Tetrastichen anzunehmen. Vergleicht man aber weiter das einzelne durchscheinende Untadelhafte der Diction und den schönen, regen Geist, der sich in dem Ganzen bewegt, mit der künstlerischen Armuth und Ungeschicktheit in tausend andern Versen und Reimen: so kann die höhere Kritik einer weit kühneren Annahme sich nicht enthalten, die ich jedoch noch ganz sotto-voce aussprechen will: daß nämlich dieses muntere, fromme Helden-Epos ursprünglich ganz in der Strophe des Morolf, und zwar von demselben Auctor gedichtet worden sey, daß nachmals aber ein von aller Musengunst verlaßner Geist durch vielfältige Zusammenziehung und Erweiterung die alte Form größtentheils zerstört habe, um eine Erzählung in dem gangbaren gleichmäßig reimenden Metrum herauszuzwingen. In solcher Gestalt nun — sie mochte etwa das Werk eines Geistlichen seyn, dem die für den Gesang bestimmte Strophe zu profan dünkte — wurde das Gedicht im Dom zu Trier in einem Reliquienkasten samt dem ungenähten Rock Christi aufbewahrt, (seit wann, ist unbekannt), bis Ostern 1512. in K. Maximilians und andrer Fürsten Beiseyn der Kasten geöffnet wurde, wie dieß alles am Ende der sehr gelungenen prosaischen Auflösung unsers Gedichts zu lesen ist, die ebenfalls 1512. zu Augsb. gedruckt erschien. (Koch, I., 65.) Der Verleger Hans Othmar berichtet: „die Hystori dises büchlins habe er genommen auß ainem gar alten büchlin, das fast maisterlich und mit grossem fleiß geschriben sey", als ob er wirklich das aufgefundene Original vor Augen gehabt hätte, was doch die Trierischen Domherren wol nicht so leicht ganz aus den Hän-

den gegeben haben dürften. Möchte doch der dortige Bibliothekar, Herr Wyttenbach, hiedurch zu einer Nachforschung veranlaßt werden, ob nicht jene Handschrift (ob sie auf Pergamen war, wird nicht gesagt) noch izt in der dortigen Bibliothek vorhanden sey! Auch ich bin einem Manuscript dieses Gedichts auf Papier auf die Spur gekommen, glaublich damals von dem in Trier gefundenen Exemplar abgeschrieben; aber kaum mag ich mir hier etwas Besseres versprechen, als die gedruckte Copie. —

VI. König Rother; nach L. Tieck's Abschrift der vormals Heidelberg. Handschrift im Vatican; dermalen 5185 Verse. Einleitung S. XII., Text S. 35., die Anmerkungen bis 64.

XLV. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß jene Vorneigung zu den altfranzösischen romantischen Erzählungen das vorliegende Gedicht nicht eben so zerstört hat, wie so viele andre der älteren Zeit, die unter der Nation sich selbst bildeten, und unter dem Volke sich lange in oft erneuerter Gestalt durch den Mund seiner Conteurs forterhielten, von den adlichen Dichtern und Dichterfreunden aber nicht geachtet wurden, die diesen Nordfranzösischen Romanen zwar wohl eine gebildetere Darstellung, aber nicht den freien und großen Geist ertheilen konnten, der in den nationalen deutschen Epopöen lebte. — Schon die wenigen Verse bei Fr. Adelung mußten uns nach näherer Kunde über den Rother verlangen machen; ein Fragment aus Tiecks Bearbeitung in der Zeitung für Einsiedler zeig-

te zuerſt das Eigenthümliche dieſer Dichtung; ſeiner Abſchrift verdanken wir ebenfalls den vorliegenden Abdruck.

Rother iſt unſtreitig eine der trefflichſten Compoſitionen; für uns, trotz der mangelnden äußeren Bildung, um ſo ſchätzbarer, da es unſrer Literatur gänzlich an Heldengedichten fehlt, und alles, was ſeit zwei hundert Jahren ſo genannt worden, dieſen Namen nur uſurpirt. Wie jedes Epos es ſollte, bildet jenes Werk eine Welt für ſich; mythologiſch ſind blos die Rieſengeſtalten, der Grund und Boden die Lehensverfaſſung der mittleren Zeit, denn in dieſem Sinne bewegen ſich um Rother ſeine Treuen, deren nie wankende Anhänglichkeit der Auctor ſo oft leiſe mit der verſchlimmerten Sitte ſeines Jahrhunderts contraſtirt; die Abentheuer ſind hier keineswegs in der Großheit des Nibelungen-Liedes gedacht, ſie nähern ſich mehr dem Geiſte des alten Heldenbuchs; überdieß erſcheinen die Rieſen und Conſtantins Hof hier mit einer Ironie behandelt, die nirgens abſichtlich ausgeſprochen wird, wie denn überhaupt dieſem Gedichte zukommt, was Ariſtoteles an dem Homer als Auszeichnung vor den übrigen Epikern lobt, A. P. 25. „Ὅμηρος δὲ ἄλλα τε πολλὰ ἄξιος ἐπαινεῖσθαι, καὶ δὴ καὶ ὅτι μόνος τῶν ποιητῶν οὐκ ἀγνοεῖ, ὃ δεῖ ποιεῖν αὐτόν. αὐτὸν γὰρ δεῖ τὸν ποιητὴν ἐλάχιστα λέγειν· ἃ γὰρ ἐστι κατὰ ταῦτα μιμητής. οἱ μὲν οὖν ἄλλοι αὐτοὶ μὲν δι' ὅλου ἀγωνίζονται, μιμοῦνται δὲ ὀλίγα καὶ ὀλιγάκις· ὁ δὲ ὀλίγα προεμιμασάμενος, εὐθὺς εἰσάγει ἄνδρα ἢ γυναῖκα, ἢ ἄλλο

τι, καὶ οὐδὲν ἄηθες, ἀλλ' ἔχοντα ἤθη." — Die Darstellung im Rother ist noch ungelenk, die Uebergänge sehr einförmig; aber mit den einfachsten Worten bringt der Auctor dieselbe entscheidende Wirkung hervor; das ist nun freilich nicht nach dem Geschmack der jetzigen Lesewelt, die mehr das Umgekehrte begünstigt. Wäre Behendigkeit des Ausdrucks (τὸ πολυτρόπως ἑρμηνεύειν) wichtiger, als Gestalten, die frei sich bewegen, zu schaffen: so könnten wir in den cultivirten Provinzen Deutschlands in jedem Städtchen vorzügliche tragische Dichter besitzen; da aber der Unterschied hier unendlich groß ist: so haben wir gutgemeinte Trauerspiele genug, bei denen es nur von dem geschickten Vorleser abhängt, uns glauben zu machen, eine von den Verfassern beabsichtigte komische Parodie anzuhören. — Bei der ungemeinen Wichtigkeit des Rother ist nur das zu bedauern, daß das Gedicht in keiner besseren Gestalt uns überliefert worden. Zu Anfange hat die Schrift gelitten; in der Mitte fehlt zuweilen ein Vers; das Ende nicht vollständig. Wie fehlerhaft der Text sey, wird die folgende kritische Durchsicht lehren; je bedeutender das Werk, desto mehr muß uns seine Wiederherstellung am Herzen liegen. Und das ist ja grade das Vorzüglichste, worauf bei einer Beurtheilung der neuen Sammlung zu sehen ist, da die ältere in dieser Hinsicht schon gerichtet ist. Einen richtigen Text vor sich zu haben, ist für jeden Leser das Erste und Nothwendigste; mit Hülfe der grammatischen und lexikalischen Werke, und der schon durch ähnliche Lectüre erworbenen Mittel kann Jeder sein eigner Erklärer werden;

ſteht ihm aber kein lesbarer guter Text zu Gebote; ſo tappt er im Blinden; ſtatt klarer Ideen tritt eine Art von dumpfem Ueberhören bei ihm ein; er gewöhnt ſich am Ende, nur ſo hin zu leſen, und zu glauben, daß wenigſtens wol ein Sinn darin enthalten ſey. Alle, die dieſe üble Sitte mitzumachen geneigt ſind, ſollten lieber ganz das Alterthum aufgeben; diejenigen aber, die Fleiß und Liebe zur Sache mitbringen, werden unſre Bemühungen mit Dank vergelten; daß wir ihnen die Mittel lieferten, die ſechs Gedichte dieſer Sammlung mit unendlich mehr Einſicht und Vergnügen zu leſen, wie es ſonſt der Fall ſeyn möchte. Daß wir dabei die größte Kürze beabſichtigten, bedarf wol keiner weiteren Verſicherung; begreift doch Jeder, daß andre Philologen eine ſolche Zahl von Verbeſſerungen durch Erklärungen und Parallelen leicht zu einem ganzen Oktavband ausgedehnt haben würden, während wir das Unſichere nur andeuten, das Gewiſſe mit gutem Gewiſſen gradezu gegen das Gefälſchte austauſchen, das minder Sichere aber ohne Trotz nur als Muthmaßung zur weiteren Berathung dahingeben. Daß hie und da wol etwas Irriges mit vorgebracht worden, ſtelle ich keineswegs in Abrede; vielmehr ſollte mich's freuen, wenn, zu gemeinſchaftlicher Belehrung, von Andern dergleichen nachgewieſen würde. —

XLVI. V. 8. (Wir zählen ſonſt auch hier nach Pentaden) wauge iſt ein Wort, was Niemand kennt; iunge reimte beſſer auf kuninge. 45. von Rome varen, dafür hat Adelung z* waren; jenes iſt ohne Beziehung auf das Gedicht, aber die Vermuthung entſcheidet gegen dieſen. Sonſt könnte

mit veränderter Interpunction „der half ime ze waren mit liſten grozer eren“ recht gut ſtehen; Rother ſagt V. 110. Vnd hilf mir miner eren. 64. Oſter, wol oſtert, d. i. im Orient, wie oft weſtert, nach Weſten hin, ſteht; weſtere S. 30. iſt wol irrig geleſen. 70. Sie luchet; vielleicht ſteht im Original luthet, d. i. luchtet, denn der Schreiber ſetzt wie oft den Buchſtaben h verkehrt. 77. Gezeme, keine Infinitiv-Endung; etwa vergaß der Schreiber den Strich über e. Auch iſt das Wort aus dem vorletzten Vers hier übel wiederholt. allerdegeliche; alſo das bekannte aller tegeliche (ſoviel als geliche); aber vielleicht ſoll es heißen: all erde geliche? Ein Vers fehlt hier. 83. Do ſtände beſſer im folgenden Vers: Den rat, der do was getan; nun ſollte Rothers Frage folgen, wer die Botſchaft würbe; mithin iſt der Text hier fehlerhaft. „Einen marggraven, der hiez Herman, Vnder in er fragen began“ machte die Sache deutlicher. Vndeme heißt gar nichts. 95. „Einen in der rede bringen,“ wie es hier ſteht, iſt mir durchaus neu. — 105. gezügeliche, doch wol gezogenlichen. 30. vor ein kuning; ein iſt ſprachwidrig, es muß der Acc. oder Abl. ſeyn. 40. Daz ſveine herren; ich vermuthe: daz ſo erme (ſie ihrem) herren. 50. ſabel und kelen; von falbem und gelbem Haare? Ich ſetze mit Mühe dieſe Auslegung her, da ich keine beſſere weiß. 58. nu nie, entweder iſt nu zu ſtreichen, oder nimir zu leſen. 60. Die kiele gevarrot, irrig geleſen ſtatt gevazzot, (cc), ſonſt heißt es von Schiffen geladen. 56. Eines reines; doch wol dinges (wir haben eines dingis gedacht, ſteht S. 7.); heißt es wirklich zeines, ſo iſt dieſes ſoviel als zeichens. 70. vils gût, vil gôt. 85. ſuvil wer, entweder ſwilher, oder swer; beides zuſammen wäre ein unerhörter Pleonasm, wie Vz van golde V. 225., und V. 375. der ir ſcalhal, wo nur ſcal allein annehmbar iſt; V. 627. vol vullen bringen; alles durch den ſtupiden Abſchreiber ſo überfüllte. 95. Vor kiele; alſo wol vier kiele? ſonſt würde ich leſen: vz ir kielen ſie do ſtegen An das lant. — 215. vazzetin ſich (auf ſolche Art),

Daz nie (statt Dar nie); im Abdruck ist keine Construction sichtbar. 21—2. waren in vier Verse zu theilen. die ye Dorten gewerten, heißt gar nichts; vielleicht: die ie bortener geworhten? bider enden will wol sagen, oben und unten? 35. in das gewant, statt in dem. 40. in sunderlicher schare. 55. Of hich (!) mer verbinnen kan; mir statt mich, ist undeutlich; vergl. 218. 60. thos, defect, denn es soll thatest ausgedrückt werden. Schone; die Construction taugt hier nicht; vielleicht: daz e nie-man schoner u. s. w. 65. Iz ne-quamen ne; ne kann nicht wol nie ersetzen. 320. nie bezzer (beszzer ist doch zu barbarisch) wane; l. wunne. Die Wane, statt Wohnung, Aufenthalt, würde mir unbekannt seyn. 35. Ir sit alle gevan (gefangen); dafür steht gewan! 40. Da waren (se oder sie hinzuzusetzen) inne. 375. weisen, ungeschickt geschrieben statt wiefen, der Imperf. von wûfen, wehklagen. — 405. ein michil magen, grade so wie im französischen force argent; V. 1035. steht sogar: Eine vil michele macht des gotis. S. 33. gotes salige (des Gutes solche) craft, ein gangbareres Wort. 60. Der ne legurz ouh megin radere; dieser elende Vers möchte so zu bessern seyn: Dev (welche Söhne) vele gutz ouh megin radene. 65. Der gehoubetit hat dev (nicht der) boten min; steht doch deutlich der Accus. S. 8. 75. uber etvè; vielleicht uber se oder mer? etwa, etwan, wie von der Hagen vorschlägt, duldet die Präposit. über nicht. Das folgende lese ich so: Da vur er hereverten In (statt und) manigen stormen herten. — 500. In dieser Pentade fehlt ein Vers, wie die Reimbände zeigen; eben so 985., doch wird an beiden Stellen kein Defect gespürt. 20. so quelit men u. s. w. ist ja offenbar mit der folgenden Zeile nur ein Vers. — 610. Swaz mir ie war, l. warr, von wirren. 20. Diese boten, ohne Zweifel ist zu lesen Sine, oder Die sine. 25. Durch von der Hagen gut verbessert, nur ist hier an einen statthaften Pleonasm nicht zu denken; auch setze ich statt ane goter knechte, da ich

ohne

ohne nie mit dem Genitiv gefunden, ane gotes knehte. 70. So wilich, und 870. so war sollte hyphenirt worden seyn. — 770. so nirwant; ich dächte: so ubirwant. 95. Daz wort er alles uber hacht; hier wird wol worht und nacht stehen müßen; vorher aber setze man: gewinnen einen man, Der. — 880. sie moygit an sich alle sere; man lese: Sie mügint (machen zu schaffen) vnsich (uns) u. s. w. 85. Der is me, l. nie. Sodann lese ich statt: Du ast den valant getan, Die als der valant sint getan. — 900. also sie doueten, ist todten. 20. Nu in kinne got; vielleicht: nu in-kume got (Gut) s. s.; darauf bezieht sich 950. Vnde saget mir ovhe (l. ovhe), daz her notic si; 955. so notliege (ist kein Wort, man setze notti(c)ge, wie die Baiern es noch izt aussprechen) sitte, wol sede.

1020. Von da, l. Von-dú, propterea. 45. Do stribete (wahrscheinlich: scrikete, sprang) her an der lannen. 100. neigen, l. ne-gèn. Nachher Nie ne-beluchte statt ne nebluchte. 170. l. an des sales want. 90. an uncrachten (Unkresten), ich will glauben, daß unerachten Druckf. ist. 95. ioch einer note, etwa: in cheiner n.? — 210. versuellet, müsse writ, könnte aus verselwet, mißeverwit corrumpirt seyn. 170. Dev (nicht Der) vromigistin gevolgent; r und v müßen im Original einander doch auch gar zu ähnlich sehen. 80. Zogeliche ist kein Wort. — 370. harte wal; vielleicht val? — 404. Der die (wol dir, d. i. der da) vele got gewan. — 485. urumiche ist eine defekte Form, steht doch sonst so oft vrumeliche, und richtiger nachher w(o) romichliche. — 520. uirsant, soll vielleicht vier tusent heißen. 75. Daz her gerne, l. gerner. 80. Etwa ist dieser Vers so zu lesen: Daz sin nieman niheine ware nam (bemerkte.) — 605. Mit al deme stele (l. gestole, wie V. 1635.) Daz verre waz gewerit (wol: geforit, hergebracht). Sodann Vile (statt des barbarischen wille) in dem gebeine. 630. so cheinen zorn, offenbar: sicheinen. 45. alzobrach, schr. al

(ganz und gar) zobrach. Nur zu häufig iſt der Fall hier, daß ganz verſchiedene Wörter zuſammengedruckt ſind. 50. ſinen ſellen, defectes Wort ſtatt geſellen. — 705. Wie ſtrodicke iz vfgienc; was in aller Welt kann dieſes heißen! ich dächte, man theilte hier: wie ſtrò dicke (oft), vorbehaltens einer beſſeren Deutung. 20. danneneme (nicht danc neme), alſo hieße das Wort auch ſoviel als: gefüge? 55. Da wer in alle geſechin; etwa: Daz wer; oder ſollte hier nicht ſtehen müßen: Da wär uns allen übel geſchehen? 95. Hette der (l. Hette er dir) ſo na geſin. — 820. Alle vale here, doch wol: phellere? In armbove iſt wieder c falſch als e geleſen; es iſt eine eigene Idololatrie des Buchſtabens, was aus allen dieſen Mißgriffen hervorſcheint. Am Ende würden ſo manche hier angezeigte und übergangene entſtellte oder defecte Wörter in ein Handwörterbuch unſrer älteren Sprache wol auch noch ihren Platz gefunden haben! 55. Der Karfunkel „virdruckte (vielleicht auch verdacte?) manich geſmide got, Daz (es) wol gelovgt (verborgen?) ware, Ob man dir (iz?) darinne nicht ne-ſage (ſich in dem Karfunkel nicht abſpiegeln ſah.) Ich bin begierig, ob man einen beſſern Sinn herausbringen wird. Sodann ändere ich das Folgende in: Wie mochte der Mantel werden bezzer, Dann der herre troge; es iſt hier blos von Dietherichs Anzug die Rede. Weiter leſe man: vbirglaſt (das Subject fehlt in dem ganzen Satz), und ſtatt turis ſtehe der Comparativ. 85. Den halsherme gote; vielleicht iſt hierin verborgen: als er mochte (vermochte)? gote und gotin, in gleicher Bedeutung, zu reimen, wäre gegen alle Regel. — 901. Hiernächſt ſcheint ein Vers zu fehlen. Später ſteht unvollſtändig Daz er ſo vilt (vil) getate; wol: vile gutes? 15. Von aller ſlachte ſinne; richtiger vielleicht: vor al. ſl. dingen. 40. Ez ſi ſchade, wol beſſer ſchande, wie 2085. 55. de vruntſchefte, doch wol der (d. l. dir,) daz andre Wort iſt der Genitiv von vrúntſchaft. (Ich habe auf dieſe uns fremde Declination ſchon in dem Sendſchreiben über den Titurel Strophe 2. aufmerkſam gemacht; ſo

ſteht in der anonymen Kaiſer-Chronik; 99. wirtſcheſt ſi phlagen, und gleich darauf: No gebiut din wirtſchaft; bald nachher wieder beides mit derſelben Conſequenz; jenes, weil pflegen mit dem Genit. conſtruirt wird. Eben ſo iſt in Conr. v. Würzb. Trojan. Kriege in dem V. 24650. „was oder alles Aſian Erwelte riterſcheſte was", dieſes erwelte unbedenklich in den Genit. erwelter zu ändern. 70. Warumme ſo ſpozeder min, l. ſpottet ir min. 80. Ich bin ne ſo arm man; die Negation muß immer voran ſtehen, alſo: Ich ne-bin. 90. ſelderre getan, muß heißen ſelden é (vormals.)

2100. Der ſchon; ſteht falſch ſtatt Den ſchoen (wie könnte ſchon der Genit. ſeyn?); dieſen ſchoen iſt miſſegriſe getan, ſteht ſo ſchon oben in der Columne. 165. Widolt fur dar ſcrickonde (ſpringend), Alſ er nerriz ware; die Handſchrift hat herriz. Hier ſieht man das gefährliche ſolcher Aenderungen; an närriſch iſt hier gar nicht zu denken; Widolt ſprang wie ein (was ausgefallen) Hirſch, altd. hirz; herze und hinden ſteht S. 3., dafür gibt der Copiſt dießmal herriz. Im heil. Georg S. 32. ſagt der Knabe: So ſpringe ich dar, als ein hirs. 95. Nu ies, iſt falſch geleſen ſtatt irs; ſaze war in ſatzte zu beſſern, wie es noch auf eben dieſer Seite vorkömmt. 215. hier iſt me zweimal irrig genommen für nie. 35. Iz ne levet nehein werlt-man; was das Wort hier ſoll, begreife ich nicht; es wird wol heißen müßen: Iz ne-levet in der werlt nehein man. 45. have mir nu virriven; der falſche Dativ zeigt, daß mir hier unrichtig für mir (mich) geleſen worden; imgleichen 50. Die ſint . . lieb, wo gewiß Dir ſtand. 80. varez liet, l. war-ez leit. — 395. Irzagit, ſtatt Virzagit, iſt kein Wort. — 405. ſwaz ir gerochit; ir darf nicht fehlen. 50. harte burliche, vermuthlich buzliche, getan. — 565. die ie gecin wart; doch wol getan? oder geritin? 70. Bedwingin, ſteht irrig ſtatt Bedwungen. — 645. In breither blicken; gibt keinen Sinn;

es wird ſich etwas beſſeres vorſchlagen laſſen, als: Im bereit herlichen. 75. onctiſtine diet; onctiſtint iſt eine Unform; horſenſte hat nie in der Sprache exiſtirt; (gar ſenſte?) 85. l. Daz er in geneſen lieze. Vorher muß es heißen: Jz ne levete ſtatt levet. — 715. Vor dieſem Vers fehlen wol zwei andere; das vſen bedürfte ſodann keiner Aenderung. 40. Swaz her zo der dicke kam, l. Swar (wohin immer). Nach 2853. fehlen vielleicht einige Verſe. Dietherichs Ausſage ſteht zu nackt da, ſogar das Subject fehlt in dem Verſe. 880. Daz mugit ir geloubin, ein unbedeutender Vers; da die nächſten Zeilen keinen vollſtändigen Sinn geben: ſo vermuthe ich, jener Vers müße heißen: Da mochte man gehorin Von maniger ſchonin vrowen Weinin vnde hantſlagin. — 900. Nu tam mich, wahrſcheinlich nim mich in den kiel. 45. Dieſe wichtige Stelle wird ganz unverſtändlich, da man Do was eineger dot ſtehen ließ, ſtatt zu beſſern: Do was Amelger dot, derſelbe, dem nach S. 8. bei Rothers Abreiſe die Regierung übertragen worden. Die Rother treu blieben, Die werten die crone dem richen erveloſen man, d. h. ſie ſicherten den Thron gegen Hademar's von Diezen Anſprüche, bis Wolfrat Amelger's Sohn an einem ſchönen Ringe das Schwert gewann; dieſer regierte nun Leute und Land, bis Rother heimkehrte. (Dieſe Stelle, ſo wie die Rede Wolfrats von Tengelingen S. 35. deuten ohne Zweifel auf andre verlorene Heldenlieder.) — 80. Eben war von den Rieſen die Rede, und nun: Die rieſe (die ſteht oft genug ſtatt der, alſo hieße das der Rieſe) Wolfcammen erwant, ohne allen Sinn. Ich verbeſſere: Die reiſe (des Königs Heimkehr) Wolfrat erwant, er ward ihrer innen, erhielt Nachricht davon. — 3000. Etwas zo eineme urete haben; was will dieſes ſagen? iſt urete ſoviel als Friede? unmöglich. Alſo etwa das altfränkiſche: frehte, Verdienſt? oder iſt wette zu leſen, in der hypothetiſchen Bedeutung von Unterpfand, ähnlich dem widerwette im Morolf? 10. vertriven, l. vertriven, ſich warnan, ſagt man nicht, wol aber ſich war'n

(ſich in Acht nehmen. 25. Nach „in vnmacht“ ſcheint ein Vers zu fehlen, in dieſem Fall würde ich das folgende ſo leſen: Da zogen die burgaere Vz der ſtat zem mere, Jr tobin (ſtatt rovin! oben ſtand doueten ſtatt tobten) was vil (ſtatt mere) groz u. ſ. w.; ſo wäre alles klar und deutlich, jener lange Vers iſt ſchon deßhalb höchſt ſuſpect, weil in ſeiner Mitte ein neuer Sinn anhebt. 35. Danne ſich; iſt irrig geleſen für ſith manigem. 100. hin zu Riſlande mit ſinen vianden; dieſes muß wol heißen wiganden; jenes Wort erſcheint hier zum erſtenmal, aber unrichtig; hierüber belehrte uns die ſchon erwähnte Kaiſerchronik, worin zweimal das Wort ſo vorkömmt: Bl. 110. Karl chert do ze Riſlanden, und S. will er von Rom zurückkehren, „vnd var ich wider ze Riſlanden. Ein etwas jüngerer Codex lieſt dort blos „Charle vür ze lande,“ und hier „Bei dem Rein wil ich erwinden.“ Mithin iſt wol nicht zu zweifeln, daß Riſland ſoviel als das Rheinland bedeutet; hieher iſt Rother, und nicht irgend in ein Rieſenland, gezogen, Witwen und Waiſen Recht zu ſprechen. Wie weit doch ſind wir von einer vollſtändigen Kenntniß des Altdeutſchen noch entfernt, wenn ſolche einſt durchaus gangbare Worte uns noch ſo unbekannt ſind! So ſteht hier S. 10. vnd ſonſt „in dem poderamis hove“, worüber uns jede Auskunft mangelt. 75. Ich ne geue; hier iſt ein Wort verſteckt, welches ſoviel hieß, als: ich ne-geäffe (betrüge, führe an) die ſo niet. Wegen die ſtände freilich ich ne-liege beſſer. 90. Einem ſeiner Noth büßen, ſagte man wol nicht; alſo, sinev ſtatt siner. — 200. Man l. in-ſi it (ſtatt ir) niwit (ſtatt nuiwit) war; der Vers ſteht ja ſchon oben 3155. 270. inuech iſt enweg gan. Unſre jetzige Form hinweg verknüpft gar ſonderbar zwei Ende miteinander. — 340. harte ungeuar; das hieße im 13ten Jahrhundert farblos; es iſt aber zu verbeſſern: Du lageſt dort „dines liues harte in gevar. Der Genitiv ſteht hier ganz ſo, wie im Griechiſchen, wo man ἕνεκα, in Anſehung, von-wegen, hinzudenkt. 55. lachede uz liebe; aus, oder

vor Liebe? 75. Den (nicht Der) hie, d. i. er, sin got gaf. 85. Quemoz, l. Quem-ez. Ein Hyphen finde ich in solchen Fällen nöthig, weil das e noch immer mit dem Endconsonant des Verbi sympathisirt. — 405. titare wolle gare; sollte hier nicht stehen müßen wichgare, wie S. 7. und öfter, da auch die zweifelhafte Form wicliche gare erscheint? Indessen steht (ohne titare) auch S. 42. Vunf dusint wole gare, (und in der Kaiser-Chronik, 35. Die helde waru wol gar; ferner in dem Liede der Nibel. V. 7463. Die Bloedelines rechen die warn alle gar, d. i. gerüstet. bereit.) Jenes Wort erhält seine Erklärung aus unserm Glossar. theot. lat. In procinctu: in ouicki-garaoue." Die Verse 78—89. sind wol Marginal-Zusatz irgend eines Geistlichen; denn diese Vormerkung des Inhalts ist ganz gegen den Charakter der Dichtung. 55. Zoenzich dusint, hienach ist wol ausgefallen helede oder dgl.; es fehlt jedoch auch 3620. und 4045. Ueber die Schreibung lossam s. die Anmerkk. Das Wort, was seit Veldeck sich verliert, kömmt von lobsam, loßam, woraus lußam wurde, das spätere lobesan ist das nämliche; louesam wird S. 36. von einem Rosse gesagt (auch steht es S. 50.), lossam und lossam steht in derselben Columne. Veldeck hat wie oft lussam. — 545. notstadele kenne ich nicht, wol aber notstallen, notgestallen. 50. grascaft ist in grafcaft geändert; warum aber nicht grafscaft? we muß wehe heißen. 55. nuvet muß niwet gelesen werden. 75. nie chein lith, l. liecht (ohne Komma), vielleicht auch lieth, im Fall etwa Veldeck diet und liet (Licht) reimte. — 620. Und gab ihnen „bit golde"; hier fehlt doch wol ein Wort? Ist in Dat. plur., so muß es wolden, nicht wolde, gleich nachher heißen. 56, 57. geben zu rathen. 85. Der Schreiber konnte die Buchstaben nicht zusammenbringen, und setzte bruc statt burg. — 735. oberste und urloge; jenes könnte seyn Uebermaß, aber dieses? vielleicht soll es heißen vnroge, Unruhe? 50. l. Iz ne-levet. baden ist etwa soviel als waden, bekleiden? 75. daz scone wif, l. sconiste. 95.

Hie ſage der iſt: ich ſage dir, alſo hie! — 803. De loſte, l. Do. 55. necheine war ne man; l. ware nam. 70. He werde (l. werchte) ettelichem, Daz (her) in ſivin nachtin; ſo fehlt nichts. Nachher: Vnde gaf (ez, nicht in) der konigin. — 935. Dieſe Verſe ſind wol ſo wiederherzuſtellen;

Vor der heidenſcefte,
Der mit ſiner crefte
Moyſen hiez gan u. ſ. w.

53. „Sprach der herzoge von Meran,“ werde ganz ausgeworfen, damit fällt denn auch die dreifache Aſſonanz weg. 95. nain iſt nahen; hahin ſteht auf der andern Columne, hier han; ſo konnte V. 4065. ſtatt nu nat doch wenigſtens nu nat ſtehen, desgleichen V. 4644.

4030. Nach burge fehlt ein Vers. 60. Jr ne-hortit (ſtatt ne horit) nimmer mer geſagen (kein Komma) von ſinen genozen vnſelden, von einem Unglück, das dem ſeinigen gleich käme; ſo leſe ich ſtatt des ſinnloſen: von ſinen genoze in ſelden. — 150. ſie wuſtin, iſt vuchtin, fochten. 60. Jz ne-moſte (fehlt wol: davon) brechen. — 275. Das erſte wal iſt in val, Fall, zu ändern. — 305. ſich hat irledigit (nicht: irlegit) der hafte. Gar zu oft ſind unſerm Schreiber einzele Sylben in der Feder geblieben. 45. Der liz ouch ſime kunne; was denn hinterließ er ſeinen Nachkommen? ich vermuthe: Deo liez er ouch ff. — 500. Beſſer vielleicht: Do ne-dorſte vor den ſcanden Gereden nehein helot u. ſ. w. in me riche, kann nicht getrennt werden, inme iſt in deme. 10. den lif nin; nin iſt hier ganz überflüßig. 45. ob du noch vaheſt Diner (nicht: Dines) voertruwen ſcaden (ſtatt ſcanden.) ſodann ze nie, wird wol heißen müßen è nie. 70. Do zierede man, l. Do zierden. 85. Do clapperde (hätte ich in einem ſo alten Werke nicht geſucht) daz geſteine Mit den is (wizzen?) perlin ff. 95. Dar ne wav ic; man leſe doch: Der ne-ware. — 735. etliche iſt falſch ſtatt etliche geleſen; und S. 49. Col. a. muß fünfmal! c in t

geändert werden, sonst geschähe dem Original unrecht. 98. Nach lossam fehlt wol ein Vers, somit hörte die dreifache Assonanz auf. — 830. die marke; nicht doch, es ist die Marke, latein. Marchia Gallica, französ. La Marche. Die beiden Verse 33, 34. kommen etliche Zeilen früher vor, und sind wol irrig hier repetirt. Nachher würde ich lieber lesen: Lotringen vnd Brabant, da später Sazzen vnd Turinge vorkömmt. Der Zwischensatz 59—64. hat wieder ganz das Ansehen einer Capitelüberschrift von andrer Hand, und ist ungeschickt mitten in die Erzählung eingefügt. 85. Vnde gaf in (nicht ime) Berkeris gewalt Pulge ff. Daz Berker mit sime scilde bereit, ist offenbar gefälscht; vielleicht: Das wert-er (schützte er) mit sime schilde breit? — 915. Nach: als ein hon dürften ein paar Verse ausgefallen seyn. 20. Hier ist wieder heune falsch gelesen für heime. deme andris, l. andrin. 30. Die punktirte Zeile könnte heißen: Do furen die wigande, und der Reim in ir lande, nicht lant, als ob nur von einem Lande die Rede wäre. 95. Vnder des; sollte einen Absatz bilden. Die zwei vorhergehenden Verse kommen bald darauf wieder eben so vor, sehr unschicklich, wie mich deucht, denn mit 24. Jahren scheint es fast zu spät zu seyn mit Pipin's Schwerdtleite.

XLVII. Bei dieser nicht unbedeutenden Ausbeute von Verbesserungen haben wir auch minder wichtige Entstellungen unsrer Aufmersamkeit werth gehalten, aus Achtung für ein so merkwürdiges Denkmal unsrer Poesie. Könnte man nun auch sagen, daß alle verderbten und unverständlichen Verse wahrhaft wiederhergestellt seyen, (woran doch noch überaus viel fehlen mag): so würde doch die Voraussetzung sehr trügen, daß, sobald das Werk hiernach durchbessert sey, ein wirklich untadelicher Text entstehen würde. Wir wollen uns erklären. Vom Ro-

ther ist nur eine Handschrift vorhanden, ihr Alter und die Originalität des Gedichts würden auch uns, wenn die Herausgabe in unsre Hände gefallen wäre, mit einer gewissen Scheue erfüllt haben, wenn auch nicht in offenbaren Fehlern (wie 2945. eineger statt Amelger), doch in den orthographischen Formen etwas zu ändern. Nun aber ist von dieser Seite die Handschrift unter allen existirenden die elendeste, und jede Seite bestätigt, daß der Copist einmal die Wörter richtig zu schreiben ganz unfähig gewesen, sodann daß er, statt dem Antigraphon aufmerksam zu folgen, seine ungebildete provincielle Aussprache unterschoben habe, aber mit so weniger Sicherheit, daß eine Menge Wörter an verschiedenen Stellen auf vier bis fünffach divergirende Weise geschrieben sind. Es zeigt diese Handschrift das non plus ultra der Verhunzungen, zu denen auch das beste Original durch einen solchen tummen Schreiber herabgewurdigt werden konnte. Was Hugo von Trimberg in seinem Renner (Bl. 102. b. Erl. Manuscript) klagt, paßt auf diese und des Wigamur Abschrift; die Stelle verdient bekannter zu seyn:

Wizzet, daz manic hoh getihte
Von tummen schreibern wirt ze nihte,
Die die schrift niht wol verstent,
Vnd nach irs (l. ir) selbes sinne gent,
So sie die wörter anders ruckent,
Vnd die buchstaben onder zuckent,
An den die kraft des boches liget.
Swer auch die wort niht eben wiget,
Der machet lustig buch onlustic,
Swer tomp ist, neidisch oder onkostic,

Von dem wirt manic dink vernihtet,
Swie wol man ſchreibet oder tihtet. u. ſ. w.

Stellt man ſich nur recht vor, wie blos durch Schuld dieſer Abſchreiber bei dem Leſen auch der ſchönſten Werke die Luſt mit einem ſolchen Antheil von Unluſt verbunden iſt: ſo kann auch in einem Fall, wie dem hier aufgeſtellten, mit Recht an den Herausgeber die Foderung ergehen, das Verderbte in ſeine beſſere Form zurückzubilden, ſtatt ſo eine einzige und alte Handſchrift blindlings als ein Heiligthum zu ehren. Wirklich aber heißt beim König Rother, dieß etwas ſehr ſchwieriges gefodert; denn um ſolches zu leiſten, müßen wir uns in Beſitz evidenter Gewißheit geſetzt haben, in welchem beſtimmten Dialekt der Dichter ſein Werk geſchrieben, und inwiefern er, dem Reim zu gefallen, ſich Abweichungen davon erlaubt habe. Faſt zur Hälfte beſteht nun das vorliegende Werk aus Aſſonanzen, alſo iſt grade das, worauf ſonſt am beſten zu bauen, die unverwiſchbaren Spuren des Dialekts in den Reimen, hier ein höchſt ſchwankender Grund, weil in der Aſſonanz das Wort ſo oder anders lauten konnte. Doch, wir haben gegenwärtig zu beweiſen, daß der Copiſt gar nicht verſtanden, mit dem Schreiben zurecht zu kommen. Einmal weiß er o und w nicht zu unterſcheiden, die doch in allen Sprachdenkmälern des IX — XII Jahrhunderts ſehr regelmäßig gebraucht werden. Wo ein w (vu oder uv) ſtehen müßte, ſetzt er o: ich ville, van, ſues u. ſ. f., dagegen gibt er w, wo nur o richtig war: herwart, werloren, wane, wreiſſam, ff.; überfüllt ſtellt o in ſuwerte (ein an-

dermal fuert.) Unrichtig geleſen ſcheint woze, gewogé ſtatt vooze, geovoge, wo gegen allen Gebrauch das zweite o ein offnes u ſeyn ſoll. Am mißlichſten ſieht es mit dem h aus; er ſchreibt die helenden, hic (ich), knechthin, halle, heren, daz luth, wo immer ein h zuviel; dann fehlt es auch: ard eureiſſam, of den of, ff. In huch, huwen, hume mag es provinciélle Aſpiration ſeyn, im Engliſchen findet ſich ähnliches, und es paßt zu dem plattdeutſchen Nominat. he, er. Falſch wird auch ſ gebraucht, geſcelde ſtatt gezelte, ſiſcit; c für z gebraucht iſt alt. Ferner verwechſelt er g mit ch, z. B. nagt, die clache ſtatt clage, gelige ſtatt geliche. Auch f und ph ſind für ihn ſchlimme Buchſtaben: chlofphete, werph (der Infin. weruen, upfe (auf). Oft genug verdoppelt er ganz unrichtig die Buchſtaben: viellen ſie, ſie vorren (fuhren), die hellede, ein berre, und noch vieles ſonſt der Art; dagegen auch bete ſtatt bette, ſchales ſtatt ſchalles. Verſetzte Buchſtaben kommen noch ſonſt genug vor: geuirſtin, her bevlach, trulicher degen, die vroſtin, ſtatt gevriſt. bevalch. turl. vorſtin; zvringiſte ſtatt zvrnig. iſt falſch geleſen. Unvollſtändige Schreibungen ſind net, hez, ſwe, für niet, hiez, ſwie; gien für gienc, nugide ſtatt nugid ir; überflüßige Buchſtaben zeigen ſich in todt, vrieuntliche, bitde, mere (mir), wiſchliche. Von der äußerſten Ungleichheit, mit der hier die nämlichen Wörter geſchrieben ſind, zeugen folgende Beiſpiele: gienc, gienegin, giengin, gien, ginc, cinc, gin, (gleich vorher gienc) genc; Lipolt, Lupolt, Liupolt, Luppolt, Luppolide (Accuſ.) ſo auch Thideric; uber, ober, ocer, ovir, uver; zviencich, zvencik, zvencich, cencik, den tiſch,

den tis, uffe den tiske, zo diske, deme dissge, den dish; truzzaten, truchzezin, trochsaze, was das richtigere; scho, schohe, schoen, den schonch; numare und nimere, zum Beweise, daß er núnaere schreiben wollte, wenn er es verstanden hätte! — Ich würde nicht fertig, wenn ich jedes Einzele hier anführen wollte; billig auch sollte bei einer solchen Beurtheilung vorher entschieden seyn, in wie fern die gebrauchte Abschrift richtig war. Einige Zweifel hierüber resultiren schon aus dem vorhergehenden Absatz; auch scheint nicht sehr glaublich, daß die neueren Formen: vermeidin, seinem, deine man, ein reicher, mein arbeid, so im Original vorkommen.

Gründeten die Abweichungen der Wörterformen sich auf reine Unterschiede dialektmäßiger Aussprache; so wären sie noch zu dulden, ja in einer so wunderbaren Mischung höchst merkwürdig, im Fall nur jedes Wort in seiner Art richtig geschrieben wäre. So aber muß man entweder annehmen, daß der Abschreiber zu allem eher tauglich gewesen, als zu diesem Geschäfte, oder daß er beständig in einem berauschten Zustande an jenem Manuscript gearbeitet. Unterdessen gewährt das Werk nicht blos wegen der vielen ihm eigenthümlichen Ausdrücke, sondern auch wegen eben jener dialektischen Abweichungen ein besonderes philologisches Interesse; merkwürdig z. B. ist der Uebergang des b in ch, wie allenthalchen, garh statt gab, was ganz in dieselbe Kategorie mit kraft und kracht gehört.

XLVIII. Von der Hagen's Einleitung zum Rother, wiewohl beschränkten Umfangs, enthält viel Gu-

tes, wenn nur nicht manches darin so ungewisse Vermuthungen wären; z. B. S. 6. über die Verbreitung der Sage von Constantinopel aus (wohin sie durch die Normannen gebracht sey), worauf noch der erste Vers „über dem westlichen Meere" deute, gleich als ob der deutsche Poet noch aus dem Anfang irgend einer lateinischen Quelle das so beibehalten habe. Ursprünglich aber gehöre die Fabel wol im Norden, an den Ufern der Ostsee zu Hause, u. dgl. Noch wird als früherer Dichter ein Lombarde oder Franke in der Caroliner Zeiten angenommen, was alles nun in die Ansicht eine gar große Verwickelung bringt. Wir mögen uns auf alle diese Ungewißheiten nicht weiter einlaßen; ehe aber die weiteren Untersuchungen Tieck's und von der Hagen's (nach S. 1.) erscheinen, wollen wir erinnern, daß bei der kritischen Ansicht der Sagen die erste Ausmittelung die seyn müße: wann der nächste Auctor, und wo er gelebt, und welche Umstände in dem Werke auf naheliegende Begebenheiten und Interessen seiner Zeit hindeuten? (Rother z. B. als Römischer König hat seinen Sitz zu Bari; wie viele Beziehungen bietet nicht dieser eine Punct da, der an die Zeit der Caroliner zu denken, zunächst gar nicht gestattet.) Sodann erst läßt sich weiter die Geschichte entfernter Zeiten zu Rathe ziehen, um behutsam auf die näheren oder entfernteren Spuren hinzuweisen, die auf Aehnlichkeit deuten. Unser Verfasser zeigt die Beziehungen, worin Rother (der in dem einen Theile unter dem angenommenen Namen Thiederich erscheint) mit dem Wolfdietherich des Heldenbuchs steht; unter den Deutschen waren urkund-

lich der alten Lieder von dem Ostgothischen Dietherich viele vorhanden; wie wenn aus den Elementen dieser die Fabel des Rother sich mit gebildet hätte? Ich erinnere hier z. B. an die Stelle beim Jornandes de reb. Getic. p. 1117 ed. Gruter. „Theodemir, nach Pannonien zurückkehrend, empfängt von dem Kaiser Leo seinen Sohn Theoderich, den er nach Constantinopel als Geißel hatte geben müßen, reichlich beschenkt zurück. Noch in Jünglingsjahren, wählte Theoderich sich aus den Mannen seines Vaters und der übrigen Menge eine ihm ergebene Schaar, und griff ohne jenes Vorwissen mit diesen den trotzigen Sarmatischen König Babai an und schlug ihn aufs Haupt." Dietherich in Constantinopel als Geißel festgehalten, von einem dortigen Kaiser beschenkt (der Constantin des Gedichts braucht nicht grade als Constantin der Große gedacht zu werden); die Schlacht gegen den trotzigen Sarmaten-König (im Liede denke man an Ymeloth), ohne des Vaters Wissen (im Rother durch List) gewonnen; freilich nur sehr schwache Hindeutungen; aber Namen und Orte bringt die geschichtliche Erinnerung dem alten Dichter zu; daß eine solche Fabel vom Rother um 1130. vorhanden war, dazu scheinen mir alle jene Umherpflanzungen, die von der Hagen annimmt, ganz und gar nicht erfoderlich zu seyn; verlangten denn nicht schon im XI. und XII. Jahrhundert die Fürsten, Edlen und Gemeinen von den Sängern und Dichtern neue Erfindungen und Mährchen? Ein fortdauernder Stillstand ist in diesen Dingen keineswegs anzunehmen; denken wir nun noch, daß die epische Zeit mit dem Aufkommen

der Minnesinger eben zu Ende ging: so kann die Erfindung oder neue Einkleidung der Fabel in dem vorliegenden Gedicht sehr wohl dem $\frac{11}{12}$ Jahrhundert zugeschrieben werden; die Riesen mochten durch die übrigen nicht rein-historischen Sagen den Dichtern schon ein ziemlich geläufiger Mythus geworden seyn, daß also deren Einführung hier nicht befremden darf. Was die Geltung der historischen Namen betrifft, so findet der Leser über diesen Punct einige treffliche Aeußerungen des Verfassers S. 7. Im übrigen bedürfen die Kriterien für die richtige Ansicht der alten Sagen vorher noch eine gründliche Darstellung, wenn unsre Forschungen hier nicht wie ein Schiff auf stürmischem Meer unsicher umherschwanken sollen.

XLIX Einzele Stellen der Einleitung haben schon durch unsre kritischen Verbesserungen eine Berichtigung erhalten; gegenwärtig fügen wir noch folgendes bei. S. 7. wird, als von dem älteren Bearbeiter herrührend, die Anrufung des heil. Gilies oder Gilge erwähnt; der Verfasser nimmt S. 10. an, daß unser letzte deutsche Dichter aus Baiern gewesen; kann es seiner Ansicht frommen, wenn bemerkt wird, daß es in Baiern und im Salzburgischen mehrere Oerter unter dem Namen St. Gilgen gibt? — S. 9. Berker oder Berter (welches Schwanken in Hauptnamen!), das erstemal Graf, dann immer Herzog von Meran genannt; an jenen Graf Berchthold IV. um 1180. ist hier wol nicht zu denken; bemerkenswerth ist, daß, nach Wig. Hund, Otto der Große sich unter andern auch Herzogen zu Meran geschrieben. Am Ende ist

dieſes Herzogthum Meran, welches der Verfaſſer des Rother im Sinn hatte, nicht in Tyrol, ſondern in Dalmatien und Kroatien zu ſuchen. — Der tapfere Wolfrat von Tengelingen, König Amelger's Sohn, als Stammherr des Baieriſchen Hauſes; (Alderspach in Baiern iſt entſtanden aus Adelgerespach); ein Ort Dengling liegt zwiſchen Straubingen und Regensburg, ein andrer deß Namens in Salzburg; bei Wolfrat ließe ſich an die Grafen von Wolfratshauſen (ſchon 1004.) denken. Neben ihm erſcheint ſein Gegner Hademar von Diezen; bei Wig. Hund wird unter den Grafen von Dieſſen kein Hadamar erwähnt. Die folgende Anſicht, daß die Urſchrift des wahrſcheinlich oberdeutſchen (baieriſchen) Dichters in dem vorhandenen Exemplar nur Ueberarbeitung durch einen niederdeutſchen Abſchreiber ſey, leuchtet uns keineswegs ein; indeſſen iſt dieſer Punct einer der ſchwierigſten, der, um entſchieden zu ſeyn, genauere Prüfungen fodert, als wir beiderſeits in dieſem Augenblick dürften angeſtellt haben. Von der Hagen führt nur niederdeutſche Formen, nicht aber eigenthümliche Wörter an, wodurch die Sprache des Gedichts dem Oberdeutſchen contraſtirt; dergleichen ſind folgende: S. 8. nidliche; S. 17. thuſter (dunkir ſteht S. 47.), S. 5. belochen (zugedeckt, verborgen); bis an den Tomistach oder Dumenstag (Engl. Dooms-Day); luſſam; S. 14. unſtadichaft; S. 12. gaten (einen Gleichen) und S. 46. du und dine gadin (du und deines Gleichen; das Wort kommt ſonſt noch zweimal in dem Jenaiſchen Text des Wartburger-Krieges vor, der größtens

tentheils von einem Thüringiſchen Auctor herrühren dürfte); die grammatiſche Abweichung S. 19. hette er geſin (NB.) und S. 21. du heves geweſen, hat der Verfaſſer angeführt; zu den nicht-hochdeutſchen Ausdrücken gehört vielleicht auch S. 31. es beſteht mich theuer, d. i. es kömmt mir theuer zu ſtehen. Sollen die Reime und Aſſonanzen uns in ihrer gröſseren Conformität erſcheinen, ſo iſt dieſs nur bei der gewiſſen Vorausſetzung möglich, das Gedicht ſey, weit entfernt, in einer Provinz Hochdeutſchlands geſchrieben zu ſeyn, zunächſt in einem Dialect aufgezeichnet worden, den wir um ein ziemliches mehr niederdeutſch, als in der originalen Veldeck'ſchen Aeneis, annehmen können, der aber von dem Abſchreiber auf die heilloſeſte Art verunreinigt und entſtellt worden. Daſs aber dieſer Niederrheiner von den prachtliebenden Baiern und ihren Fürſten ſo rühmliche Erwähnung einflicht, läſst ſich aus ganz andern Gründen, als denen der Landsmannſchaft erklären. — In der Note 21) möchte von der Hagen die Worte Eſchenbach's „dann Wittich mit der ſtangen" unbedenklich in Witolt umändern; ich dächte aber, folgende Stelle in Wolfram's Wilhelm von Oranſe S. 172. b. dürfte uns hier vorerſt noch eine gröſsere Behutſamkeit anrathen:

„Ich höre von Witegen diche ſagn,
Daz er einſ tageſ habe dorch ſlagn
Ahtzehen toſent, als einen ſwamp,
Helme; der alſo manich lamp
Gebonden for ſie troge,
Ob erſ einſ tageſ erſlüge

So waer sin strit harte snel,
Ob halt beschoren waer ir vel.“
(Nach einem Regensburger Blatt.)

Eschenbach könnte wol ein anderes Heldengedicht gemeint haben, wenn er nicht etwa sich selbst einmal verschrieben hat. Auch bin ich wenig geneigt, mit dem Verfasser anzunehmen, der Marner habe in seinen Versen auf den König Rother „in gegenwärtiger Gestalt“ sich bezogen; Gedichte, die zu Anfang des XII Jahrhunderts (wie auch mir die Sache scheint) geschrieben worden, waren in solcher Form zur Zeit des Marner schon wahrhaft antiquirt. —

Somit hätten wir nun auch auf dieses sechste Gedicht eben jene Sorgfalt verwandt, die uns in Bezug auf die neue Sammlung jedes hier mitgetheilte in seiner Art zu verdienen schien. Nicht ungern hätten wir zuletzt über die Kriterien der alten Sagen noch verschiedenes beigefügt; allein diese Bemerkungen würden unsrer eignen Ansicht der Sache nach hier nicht so nöthig seyn, da der Hauptgesichtspunkt einer solchen Collection nur seyn sollte, einen in jeder Rücksicht genügenden Abdruck zu gewähren (welche Aufgabe nicht so leicht ist), die nöthigen literärischen Notizen beizufügen, und etwa auch die in den Glossarien noch fehlenden Wörter zu Ende alphabetisch hinzuzusetzen, wovon aber izt deßhalb noch die Rede nicht seyn kann, weil ein Wörterbuch der älteren deutschen Sprache, durch Vielhaltigkeit und richtige Methode gleich empfehlungswürdig, noch zu erwarten steht. Die Muhe, zu Oberlin's Glossarium

dergleichen Ergänzungen mitzutheilen, möchten wir Niemanden aufbürden.

L. Nun wäre noch übrig, einen bisher fast gar nicht erwähnten Theil dieser Sammlung näher in's Auge zu fassen; nächst der Vorrede folgt nämlich eine Einleitung S. I-XL., ein geordnetes Verzeichniß sämmtlicher altdeutschen poetischen Denkmäler bis 1500., insofern diese den Herausgebern bekannt waren, enthaltend; gewiß ein sehr verdienstliches Werk, da bei Koch alles zersplittert, auch nicht so vollständig und genau ist. Sonst werden hier blos Nachweisungen über die einzelen Werke gegeben, daher es nöthig seyn dürfte, das Lexikon der bekannten deutschen Dichter dieses Zeitraums in dem Museum für altdeutsche Literatur und Kunst B. I., 126 – 237. damit zu verbinden. Im übrigen enthalten wir uns, rücksichtlich jener Einleitung, aller weiteren Anzeige, Beurtheilung und Vervollständigung, in der Meinung, daß diese Uebersicht im Grunde ein hors d'oeuvre sey, und für sich besonders hätte gedruckt werden sollen. Freilich konnte von allen jenen Rubriken bei Eröffnung der Sammlung die Rede seyn, aber, wie das einer Vorrede geziemt, nicht in solcher literärischen Abfassung, die ja auch alles bleibenden Charakters ermangeln muß, insofern die nächste Bearbeitung so manches bisher unbekannt gebliebene hinzuzusetzen haben wird. Sonst aber sey der Schätzung dieser Uebersicht hiemit gar nichts benommen, die mit großem Fleiße gearbei-

ket ist, wenn gleich die Wahl der Abtheilungen nicht überall genügt. *) —

Schwerlich dürfte Jemand dieser Beurtheilung den Aufwand von Zeit und Mühe ansehen, den die hier aufgestellten vielen Verbesserungen dem Verfasser kosteten; indessen darf dieser von den Herausgebern und übrigen kundigen Lesern die Zustimmung erwarten, daß er hiedurch sich nicht viel weniger, als das Verdienst einer zweiten Ausgabe jener Werke erworben habe, die, einmal gedruckt, jede baldige Wiedererneuerung andrer Art von selbst aufheben. Dieses zu bekennen, ist uns deßhalb verstattet, weil die Wenigsten geneigt sind, dasjenige zu schätzen, was nicht als gleichmäßig fortgehendes Urtheil sich lesen läßt, weßhalb dergleichen Kritiken im Ganzen eine so undankbare Sache sind. Doch gern enthalte ich mich, diesem wenigen Dank für das Geleistete hier zu meinem Vortheil zu begegnen; eine andre Rücksicht läßt mich dessen vergessen, die Hofnung nämlich, hier für unsre ältere Literatur das Beste, was mir bisher gegönnt war, gewirkt zu haben: daß von nun an kein Denkmal zur allgemeinen Mittheilung bestimmt werde, was

*) Seitdem haben beide Herausgeber jene Einleitung in ihrem „Literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert“ (Berl. 1812.) zu einem willkommenen Handbuch umgearbeitet und erweitert. Man s. hierüber meine Anzeige in der Jen. Allgem. Lit. Zeit. 1812. Jul. Nr. 136—7., die auch auf obige Einleitung ihre Anwendung findet.

nicht vorher von dem Herausgeber mit sorgfältiger Prüfung und nach wiederholter Durchlesung von allen jenen Fehlern befreit worden, die dem Urheber nicht zur Last fallen können; so daß Alles zuvor nach den Regeln der poetischen Kunst, den Foderungen der Sprachlehre, und der Richtschnur eines verständlichen und passenden Sinns sorgfältig geprüft sey. — Haben wir über Verschiedenes freimüthig gesprochen, so ist das eben dieser höheren Absicht, die schon im Eingange angedeutet worden, völlig angemessen; auch ist unter allen Erfahrenen darüber nur eine Ansicht, daß die Kritik einen freien Mund brauche, nur daß sie von Uebermuth und Lieblosigkeit sich eben so weit, wie von gleißnerischer Augendienerei, entfernt halte. — [Die Urtheile Andrer sind übrigens hier wohl zu vergleichen und zu beachten, (da die Ansichten oft sich theilen und dort weiter, wie hier, reichen); das Einzige, was ich in solcher Absicht erwähnen kann, ist Grimm's Beurtheilung in den Heidelb. Jahrbüchern 1809. (Philol. 12 – 14.), von mir erst nach Vollendung des Gegenwärtigen gelesen.] —

Wie nun die Absicht der Unternehmer die beste und lobenswertheste war: so sieht zu erwarten, daß man von dieser Seite ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Zählt Deutschland unter seinen Oberen und Niederen noch Männer, die ihr Vaterland, ihre beßeren Vorfahren, ihre Literatur und edle Sprache lieben und ehren: so werden sie dem Fleiße und Eifer der Herausgeber von der Hagen und Büsching es Dank wissen, was sie in Zeiten, wo Viele zwar angeregt scheinen, aber die wenigsten Hand anlegen, durch die Gründung

dieſer reichhaltigen Sammlung erſtrebten, deren Fortſetzung in der dermaligen Form wir am liebſten nur inſofern wünſchten, daß für den zweiten Theil das glänzendſte aller deutſchen Gedichte, Eſchenbach's Titurel, gewählt würde, oder etwa der merkwürdige Lohengrin und die Originale des Heldenbuchs, nur, daß hiebei jedesmal die Stellen im Text bezeichnet würden, woran im Anhange eine kritiſche oder exegetiſche Bemerkung ſich anzuſchlieſſen hätte. Was die übrigen Abentüren in kurzen Reimpaaren betrifft: ſo wünſchten wir für dieſe eine neue Sammlung in dem gangbarſten Format angefangen zu ſehen; die treffliche Ausgabe des Liedes der Nibelungen durch von der Hagen (1810). zeigt im Anhange zur Genüge, daß ſo nicht blos die hälfte Raum erſpart, ſondern auch die Abdrücke ungleich bequemer werden würden. Was aber in dieſer Rückſicht die beiden Freunde nach einem verbeſſerten Plan auch unternehmen mögen: ſo wünſchen wir ihnen eine lebhafte Unterſtützung des Publicums, vorzüglich auch in Hochdeutſchland, welches bisher weniger, wie es ſollte, für dieſe Werke Intereſſe bewieſen hat.

B. J. Docen.

Versuch
einer Karakteristik der vier Welttheile.

Von

Dr. Nicolaus Möller.

Einleitung.

Ganze Welttheile mit der grossen Mannigfaltigkeit von Staaten, Völkern, Individuen zu karakterisiren, ist kein leichtes Unternehmen, und ist von Seiten des Lesers vielen Misverständnissen unterworfen. Daher sei es mir erlaubt, einige derselben im Voraus zu berühren, und wo möglich zu beseitigen.

Richten wir unsern Geistesblick allein oder vorzüglich auf das Besondere und Unterscheidende der Völker und Reiche; so zerfällt das auf einen ganzen Welttheil verbreitete Menschengeschlecht in viele, verschiedene, einander unähnliche Staaten, Völker und zulezt Individuen; nicht allein Hauptzüge ganzer Welttheile verschwinden, sondern selbst die Nationalkaraktere einzelner Völker, die nun durch nichts als ein scheinbar äusseres Band der Sprache und weniger Gebräuche unter sich übereinstimmen. Ich lobe diesen Scharfsinn und das zerlegende Vermögen einiger Gei-

ſier; ſie mäſſigen den zu groſſen Hang alles zu generaliſiren, und ihr Streben wird nur ſchädlich durch Uebermaas, wobei am Ende alle Einheit, Begriff und Verſtändniß zu Grunde gehen. Um alſo von dieſer Seite allen möglichen Misverſtändniſſen vorzubeugen; ſo bin auch ich fern davon, durch die folgende Anſicht den eigenthümlichen, oft ſo wunderbar ſich durchkreuzenden Karakter der Nationen aufheben, und den ganzen Reichthum der Natur in einige einförmige Maſſen zuſammenſchmelzen zu wollen. Dafür werden jene Geiſter ſo billig ſeyn, anzuerkennen, daß, wenn ſie auch die allgemeine Anſichten Spiele des Witzes nennen, doch unleugbar in der Völkerwelt, wie in der Natur, groſſe gemeinſchaftliche Zügevor kommen, durch Religion, Klima, Lage, Kultur und Sitten ausgebildet, wodurch Völker und Welttheile in Einklang treten; und auf dergleichen groſſe Familienzüge, bitte ich, wolle der günſtige Leſer mit mir aufmerken, das Beſondere und Mannigfaltige eine kleine Weile nicht achtend; eingedenk, daß es hier nicht bloß darauf ankomme, einzelne Völker zu karakteriſiren, ſondern die Phyſiognomie ganzer Welttheile zu entwerfen.

Jedoch möchte ein Misverſtändniß dieſer Art in unſern Tagen, wo das Verſtändniß für groſſe, weitumfaſſende Ueberſichten ſo allgemein gewekt worden, weniger zu befürchten ſeyn, am wenigſten bei der edeln deutſchen Nation, die in wiſſenſchaftlicher Rükſicht vor allen Nationen ein univerſelles Beſtreben bewieſen, und in der Univerſalgeſchichte allen Völkern vorgearbeitet. Leider muß ich noch mit einigen Men-

schen Rükſprache halten, deren Zahl ich zur Ehre der Menſchheit für klein halte, und die mit jedem Tage kleiner zu werden ſcheint; es ſind die Naturaliſten oder Materialiſten. Um nicht von ihnen falſch verſtanden zu werden, und um vorzubeugen, daß ich nicht von den edler Denkenden in die Zahl derer aufgenommen werde, die unter Karakter und Natur des Menſchen eine unvermeidliche Richtung ſeiner Bildung verſtehen, an die er unwiederbringlich gekettet iſt, und feſt klebet, wie die Muſchel am Felſen. Ohne den Einfluß der Natur auf den Menſchen zu verkennen, oder zu leugnen, erkläre ich mich beſtimmt gegen eine Meinung, wodurch alle Freiheit und Veredlung der menſchlichen Natur aufgehoben, ſein eigenthümlicher moraliſcher Werth vernichtet, der Menſch in die Thierwelt herabgewürdiget, oder zu einer lakirten Puppe verunſtaltet wird. Nach dieſer hohen Weisheit iſt der Menſch, aus dem Schlamm durch Sonnenwärme ausgebrütet, im Entſtehen und in der Fortbildung ein Gemiſch chemiſcher Wahlverwandtſchaften, einem eiſernen Schickſal oder dem blinden Zufall troſtlos unterworfen. Es ſei genug, ihr zu erwiedern, daß ſie die Bildungsgeſchichte aller Nationen widerlege; man betrachte jedwedes Volk, was es war und was es durch alle Stufen ſeiner Ausbildung zum Guten oder Böſen wurde, um überall die höchſte Freiheit und geiſtige Bildſamkeit des Menſchengeſchlechts zu erblikken. Was war Europa vor achtzehn Jahrhunderten, da auf ſeinem ſumpfigten, von dichten Wäldern verdüſterten Boden eine unſelige Menge wilder, roher Schwärme einander in feind-

licher Zwietracht drängten, verfolgten und aufrieben? Und wer kann die ſtille, tiefe, innige Kraft des Chriſtenthums verkennen, die allmählig dieſe Barbaren beſänftigte und zu vertragſamen Bürgern ſo vieler blühender Dörfer, Städte und Reiche umbildete, die jezt ſeinen befruchteten Boden in reizender Fülle bedekken. Wenn daher im Folgenden von der Natur oder dem Karakter der Völker die Rede iſt, ſo meine ich zwar gewiſſe, durch Religion, Klima, Verhältniſſe und mancherlei geheime und offenbare Umſtände ausgebildete Anlagen zum Guten oder Böſen, die ein eigenthümliches Gepräge ausgeformt, woran Nationen und Welttheile wie Münzen zu erkennen ſind; aber fern ſei es von mir zu wähnen, daß ein ſolches Gepräge den Nationen ſo tief und unvertilgbar eingedrükt ſei, daß es durch keine geiſtige Einwirkung mehr zu verbeſſern wäre; vielmehr iſt gegen die geilen Auswüchſe der ſich ſelbſt überlaſſenen Natur die ganze göttliche Kraft des Chriſtenthums gerichtet, welches, in unſern Tagen verkannt und verſtoſſen, der alten Kriegeswuth der Völker von neuem freies Spiel eröffnet. Aber von dieſem Trauerbild der Zeit wollen wir jezt die Augen wegwenden, und zu unſerm Vorhaben ſchreiten.

Aſia.

Wäre die menſchliche Natur in urſprünglicher Reinheit und Würde ſtehen geblieben, ſo wäre dem Geſchichtsforſcher das traurige Geſchäft nimmer zu Theil geworden, ſo viele Thorheiten und Schandthaten der

Menschheit aufzuzeichnen, und seine Feder so oft im Blut tauchen zu müssen; auch ich wäre von der schmerzlichen Nothwendigkeit verschont geblieben, die Natur und den Karakter der Welttheile mehr nach dem Bösen als Guten auffassen zu müssen. Indeß ist es Pflicht, gerecht zu seyn, und ich werde suchen in diesen wenigen Zügen und flüchtigen Umrissen auch die hohen Anlagen der Menschennatur zu enthüllen. Willkührlichster Despotismus und kriechende Sklaverei waren von Alters her auffallende und nie zu verlöschende Merkmale in allen Staatsverfassungen des mit Recht bewunderten Asiens. Von jenem Nimrod an, der die Völker zuerst in befestigte Städte soll versammelt haben, sehen wir ost- und westwärts Regenten, die mit unbeschränkter Willkühr über ihre im Staube niedergestrekte Sklaven geboten. Despotisch war die Regierungsform jenes frühern Babylons und Assyriens; so weit wir sie aus den wenigen Nachrichten kennen; despotisch waren die alten persischen Könige und neuere Sophis, chinesische Kaiser, mogolische Khane, arabische Kalifen, türkische Sultane; und so scheint Hochmuth und Stolz, diese tiefste, innigste und unzerstörbarste Neigung unserer verderbten Natur, die hervortretende und karakteristische Untugend, das Hauptlaster Asiens. Doch hier muß ich mich abermals verwahren gegen eine irrige Ausdehnung meiner Meinung, als wollte ich behaupten, alle Asiaten wären die hochmüthigsten Menschen, oder als ob in Asien der Hochmuth so einheimisch wäre, daß man selbigen nicht auch ausserhalb, etwa in Europa, fände. Nur

als den groſſen karakteriſtiſchen Beſtandtheil der aſiatiſchen Gemüthsart habe ich den Stolz hier bezeichnen wollen.

Leſet nur dieſe ſchwülſtige Titel voll lächerlicher Aufgeblaſenheit, vom „Könige der Könige, Bruder der Sonne, Beherrſcher der Welt", die dem aſiatiſchen Fürſtenohr ſo ſüſſe tönen. Sehet dieſen undurchdringlichen Nimbus von Hoheit, worinn ſie ſich in ihren unzugänglichen Palläſten verhüllen, als ob der bloſſe frevelnde Anblik des gemeinen Unterthans genug wäre, um ihre hehre, heilige Majeſtät zu beflekken, und durch welch ein ſteifes, endloſes Ceremoniel müſſen ſich die nächſten Diener des Throns knieend und in ehrerbietiger Ferne der Majeſtät nahen, deren gegenwärtige Reinheit faſt von ihrem Athem getrübt wird, wie vom Anhauch des Spiegels heller Glanz.

Und iſt etwa der Stolz nur Karakterzug der Fürſten allein? „Wie der Fürſt, ſo das Volk" ſagt der weiſe Mann. Mit welcher tiefen Verachtung ſehen faſt alle aſiatiſche Nationen auf Europäer und überhaupt auf Fremdlinge herab. In ſtolzer Selbſtgenügſamkeit verſchlieſſen ſie, wo ſie können, ihre Grenzen den fremden Völkern, und kaum darf der verachtete Europäer die heilige Grenzen Chinas und Japans berühren. Weiter gegen Oſten, wo der aſiatiſche Karakter am reinſten heraustritt, reizt keine Wißbegierde den Bewohner der Mittelblume der Welt (das heißt, China) ſein Vaterland zu verlaſſen, um die verächtlichen Reiche, Künſte, Wiſſenſchaften der Ausländer

zu beſuchen und kennen zu lernen; und auf welche niedrige Stufe der Ausbildung, zu welcher tiefen Armuth des Geiſtes ſind dadurch die geiſtvollen Nationen Aſiens, die frühen Lehrer Europas, gerathen. Auch ſo nehmen ſie noch gern den Schulmeiſterton an gegen ihre alten Zöglinge, deren Ueberlegenheit ſie im Gefühl eigener Schwäche fürchten und haſſen.

Stolz war das Verbrechen der Geiſterwelt, und iſt noch das Geiſtigſte der Laſter. Er lebt vom Winde, und mäſtet ſich von der Luft. Ein hochtönender Laut, eine leere Formalität, eine Kniebeugung ſättiget und erfüllet ſeine hohle Begierde; aufgeblaſen und leer kehrt er nach empfangener Huldigung voll Selbſtbefriedigung in ſich zurük. Daher ſcheint eine Verirrung auf den Abwegen des Stolzes einem Welttheil geeignet, der ſich vom Anfange an als der geiſtvollſte unter den Welttheilen erwieſen hat. Aſien iſt in geſchichtlicher Rükſicht der Erſtgeborne, der ſeine Nachbarn nicht allein mit Bewohnern ausgeſtattet, ſondern ſpäterhin die verwilderten Ausgewanderten zur Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung zurükgebracht hat; ja noch heut lechzet das verſtändige Europa nach der alten verborgenen Weisheit Aſiens. Und in wie mancherlei Rükſicht behauptet der Aſiate noch immer den eigenen geiſtvollen Karakter.

Als wäre er ſchon der Bewohner höherer Welten, entfernt ſich der Brahmine von dem Geräuſche dieſer Welt, und bringt ſein Leben zu in der tiefſten Abgeſchiedenheit geiſtiger Beſchauung. Schon von den Zeiten der Griechen her hat das ſonderbare Leben der

Gymnosophisten und Jalapoinen Verwunderung und Erstaunen erregt. Mit unbegreiflicher Geistesstärke unterwirft sich der Brahmine Stellungen und Uebungen, die die Grenzen der Natur zu übersteigen scheinen, als wäre er leidenslos, und Empfindungen der Sinnlichkeit seinem Geist unerreichbar. Die hinterlassene Wittwe springt muthig in den flammenden Scheiterhaufen ihres entseelten Mannes, und findet im Feuer ihr Grab. Und nicht Hindus allein geben uns dergleichen Beweise eigener Gemüthsstärke, wir finden sie bei den mehresten sogenannten Weisen der übrigen asiatischen Völker. Wie mässig und nüchtern lebt nicht der größte Theil der Asiaten; eine handvoll Reis, eine Schaale dünnen Thees reicht hin, um das leichte Leben des Chinesen zu erhalten; und warmes Wasser scheint die Hauptnahrung der tartarischen und mogolischen Volkerschaften. Mit welcher unnachahmlichet Fertigkeit tummeln Araber, Kosakken und andere tartarische Steppenvölker ihre Rosse, die leicht sind wie die Gazellen; sitzen bald oben, hängen bald unten, als wäre ihr Leib der Schwerkraft nicht unterworfen. Auch war die Reuterei von jeher die eigentliche Kriegesstärke Asiens; als wäre das langsamere, trägere Fortschreiten des Fußvolks ihm nicht gemäß. Niemals haben Asiaten ihre flüchtigen Glieder in die centnerschweren Panzer und lastenden Helme gehüllet, oder ihre leichten Arme mit der unbeholfenen Streitaxt und Kolbe beschweret. Leichte Bogen und befiederte Pfeile wissen sie zu brauchen; nomadisch und unstät ziehen sie noch auf Asiens hohen Bergrükken hin und her, fuhren die beweglichen Häuser auf Wagen herum,

und wie reiſſende Sturmwinde haben aſiatiſche Eroberer in Kurzem von Oſten bis Weſten ein Reich errichtet, das zweimal ſo groß war wie ganz Europa; eine Erſcheinung, welche die Geſchichte auſſer Aſien nie geſehen hat oder ſehen wird.

Mehrere eigenthümliche Züge der Art, z. B. das weite, faltenreiche Gewand, das wie eine Wolke ihre Glieder umſchwebt, wird der kenntnißreichere und nachdenkende Leſer von ſelbſt finden. Unterdeſſen wollen wir zur Heimath zurükkehren, zu

Europa.

Wenn wir den eigenthümlichen Karakter einer Nation oder eines Welttheils auffinden wollen, ſo dürfen wir denſelben ohne Zweifel nicht auf den Grenzen oder an den Extremitäten ſuchen, wo Völker und Reiche faſt immer durch Aehnlichkeiten und Mittelzüge in einander übergehen, und das Sonderbare eines jeden in ein drittes Gemeinſchaftliches mehr oder weniger verſchmolzen iſt. Im Innern, und ſo zu ſagen, im Herzen, müſſen wir ſuchen, wo die fremdartige Einmiſchung gar nicht oder unmerklich hinreicht. So im Europa. Sollen wir ſie recht kennen lernen, ſo dürfen wir auf unſerm Rükweg von Aſien nicht auf der öſtlichen Grenze ſtehen bleiben, wo der Anhauch des morgenländiſchen Klimas noch immer fühlbar iſt, und Sitten und Gebräuche noch in vielen Rükſichten aſiatiſche Farbe tragen. Dahin gehören nicht bloß die Türkei, ſondern auch Ungarn, Polen und Rußland zum

Theil, die durch spätere Einmischung asiatischer Völker in Regierungsform und Sitten asiatisch waren, und sind. Tiefer hinein betreten wir erst den eigentlichen europäischen Boden; und hier kann sich Europa wie Arabien rühmen, daß es von keinem ausländischen Volke dauernd unterjocht worden; vielmehr alle Weltenden bezwungen habe. Keiner der Welttheile hat Europa widerstehen können, sie müssen alle dem kleinen, kriegerischen, gedrungenen Welttheil, der lauter Nerv und Kraft zu seyn scheint, unterliegen. Im Bösen wie im Guten scheint mir daher Zorn und Kraft — vis irascibilis — der eigenthümliche Karakter Europens.

Von jeher war Europa ein unbesiegbarer Kriegesstaat, und alle asiatische Angriffe sind an diesem Felsen zerschellet. Ein Paar griechische Städte und eine handvoll Menschen waren hinreichend, um Persiens zahllose Heere zu vernichten; und mit einer kleinen, im grossen Asien kaum bemerkbaren Schaar entschlossener Macedonier geht Alexander kühn in das völkerreiche Asien hinein, siegt überall, wo er hinkommt, und wirft das colossale persische Reich mit leichter Mühe zu Boden, und späterhin zertritt das eherne Rom mit schweren eisernen Tritten alle Völker ringsumher. Und da Rom, von Weichlichkeit besiegt, seiner eigenen Grösse erlag, traten die tiefern europäischen Völker mit frischer und unerschöpflicher Kriegeskraft und Kriegeslust auf den Schauplatz, und drangen überall siegend hervor. Es war für Rom ein kleines Asien und Afrika zu besiegen, aber über seine eigene

europäi-

europäiſche Nachbarn Herr zu werden, koſtete lange Ströme Bluts, und war ohne Beſtand und Dauer; es mußte dem Herzen von Europa unterliegen. Wer kann alle die kriegeriſchen Stämme Luſitaniens und Hiſpaniens in Gallien, Germanien und weiter hin nennen, die roh und unbezwingbar an ſich ſelber praſſen, und die durch ein langes ſchaudervolles Mittelalter unter den Einflüſſen der mildeſten Religion ihre unerſättliche Kriegesluſt nicht verlernen konnten. Wie federleicht ward es den Saracenen, Aſien und Afrika zu erobern, und ihre Herrſchaft lange daſelbſt zu erhalten, und nicht einmal Spanien haben ſie ganz erobern, vielweniger gegen die Europäer behaupten können. Wie lange haben ſie mit friſchen Kräften kämpfen müſſen mit dem ſchon entnervten Konſtantinopel, bis ſich endlich die Türken am aſiatiſchen Oſtende Europens feſtſetzten. Aber alle weitere Angriffe von Spanien aus über die Pyrenäen, von Sicilien aus nach Italien, von Konſtantinopel aus über Wien, ſind ohne Erfolg geblieben; überall wurden ſie zurükgedrängt. Und wo haben die Europäer ihre Waffen hingewandt, ohne Sieger zu werden? Amerika gehört ihnen eigenthümlich; aus Afrika holen ſie ihre Sklaven, und ſo weit ſie in Aſien eingedrungen, ſind ſie Herren.

Betrachten wir nun auch die von Alters her gebräuchliche Kriegesmanier der Europäer, ihre laſtende Streitkolben und Aexte, ihre zu Boden drükkende Panzer und Helme, die gleichſam Nahrung und Element waren für die alte Kraft Europas, und die wir jezt wie Kinder anſtaunen, ohne ſie heben zu können. Iſt

es aber nicht, als ob mit der alten Kriegesluſt die verſchwundene Kraft Europas wiedergekehrt wäre? Kanonen, Kugeln und alle die mancherlei Kriegeswerkzeuge, die Europas Kriegesluſt und Kriegeskunſt erfunden, mit deren Schwere und Kraft andere Welttheile unbekannt ſind, ſehen wir von dort, wo die Meere die ſüdlichſten und weſtlichſten Spitzen Europas netzen, nach den äuſſerſten Grenzen gegen Oſt und Nord hinſchleppen. Brauche ich die Königinn der Meere zu nennen, Brittannien, das, von hölzernen Meerespallaſten und ſchwimmenden Burgen kämpfend, allen Stürmen und Wogen Trotz bietet, Furcht und Verderben verbreitend. Aber genug von dieſer finſtern Seite der europäiſchen Kraft.

Laſſet uns auch betrachten, was dieſe Kraft in ihrer ſchaffenden und belebenden Wirkſamkeit ausgerichtet hat. Europa iſt der kleinſte, der am kärglichſten ausgeſtattete Welttheil; aber durch ſeine angeſchaffene einwohnende Kraft hat es die Produkte aller Klimate erobert, und wenn es nicht im ſchwelgenden Beſitz iſt alles deſſen, was die ganze Erde darbeut, ſo hat es dies ſeiner eigenen Zwietracht beizumeſſen. Durch raſtloſe Thätigkeit hat es die Naturerzeugniſſe aller Welttheile, inſofern es geſchehen konnte, einheimiſch gemacht; ja weit über die eigenen Grenzen hinaus hat es Thiere und Pflanzen des Morgenlandes nach Weſt, Süd und Nord verpflanzet, die Traube nach dem Kap, das Zukkerrohr nach Weſtindien, wie die Kirſche nach Norwegen. Der Europäer dringt durch alle Meere, und bringt alle Theile der Erde mit einander in Verbindung. Wie auffal-

lend iſt nicht der Gegenſatz zwiſchen dem öſtlichſten Lande Aſiens — China, und dem weſtlichſten von Europa — Engelland. Wenn der Chineſe ſich auf ſeiner gebrechlichen Junke kaum bis an die nächſte Inſeln oder höchſtens bis auf Malaccas Erdzunge hinüberwagt, und einſiedleriſch Freunde weder aufſucht noch annimmt; ſo beſchifft der kühne Engelländer, ein wahrer Weltbürger, alle Meere, und pflanzt in alle Klimate Kolonien, Handels- und Gewerbſtädte. Daſſelbige haben Portugal, Spanien, Frankreich, Holland und Dännemark gethan.

In welchen Wiſſenſchaften, Künſten und Handwerken haben nicht die Europäer alle Welt übertroffen; wo iſt je der tauſendfältige Kunſtfleiß europäiſcher Induſtrie erreicht, welch ein abwechſelndes, unüberſehbares Gemählde bieten uns die bunten Stappelſtädte, womit Europa wie überſäet iſt, in ihrer reichen Künſtlichkeit dar, und wenn ſie auch im Einzelnen hinter dem Aſiaten zurükgeblieben ſind, ſo ſiegen ſie bei weitem im Ganzen durch unermüdlichen Fleiß. Der Europäer bereißt alle Klimate, ſpricht mit allen Nationen in ihren eigenen Sprachen, überſezt ihre Schriften, kennt ihre Geſchichte, Verfaſſungen, Sitten; erklettert alle Höhen, dringt in alle Tiefen, mißt die Bahnen himmliſcher Körper, zählt die Sterne. Ja wahrlich, die Einwohner der andern Welttheile ſind wie unmündige Kinder gegen ihn zu achten. Europa hat es im Groſſen bewährt, was der Dichter ſingt:

Omnia vincit improbus labor
Et duris urgens in rebus egestas.
Virg.

Afrika.

Wenn wir von des beeisten Pols zackigtem Gipfel südwärts herabsteigen, so umfängt uns im wärmern Sonnenstrahl das rings erwachende Leben der Natur; auf Höhen und in Tiefen regt sich, immer wachsend, das lebendige Gewimmel. Je weiter gegen Süden, desto mannigfaltiger, blühender, edler und schöner werden die Gestalten der Pflanzen, Thiere und Menschen, und beim leichten Nachdenken drängt sich die Bemerkung auf, daß das Naturleben nach Süden hin stärker und mächtiger wird. Laßt uns denn nicht stehen bleiben im Mittelmeer in Nordafrika oder Egypten, wo die Völker dreier Welttheile von Alters her in einander griffen, ihre Karaktere vermischten und ihr Eigenthümliches verloren; wollen wir den Afrikaner kennen lernen, so laßt uns tiefer hineindringen, weiter hin durch die brennende Sandwüsten und Dattelländer bis über Gambia und Senegambien, dorthin, wo die unablässige Sonnenglut Löwen, Tieger, Elephanten, Strausse und zahllose Affen ausbrütet; wo die kühnste, größte, geilste Thierwelt der Erde fürchterlich und stark ihr Wesen treibt. Hier lernen wir ein neues Geschlecht, den eigentlichen Natursohn Afrikas kennen. Hier sehen wir, wie das mächtige Leben der Natur auch über den Menschen seinen Scepter schwingt, hier sind wir auf das eigentliche Gebiet und bis an den Thron der Sinnlichkeit gelanget. Ja glühende Sinnlichkeit scheint mir die eigentliche Königinn Afrikas zu seyn. Von einem war-

inen Schlummer der Natur umfangen, ersterben in Afrika die edleren Kräfte des Gemüths, Wissenschaften verschwinden ganz, Künste größtentheils. Die geistige Bildung des Menschen wird wieder thierisch. Das Gesicht — der Ausdruk und der Spiegel der Seele — nähert sich dem Affen, einem sinnlichen, geilen Geschlecht. Wer kennt nicht die dikke, wulstige, sinnlich aufgeworfene Lippe, die hohen hervorragenden Backenknochen, das sinnlich bewegliche Auge des Negers; ja selbst in Europa, wenn wir unter den weissen Gestalten auf ähnlich gebildete Gesichter stossen, so ahnden wir hinter demselben eine sinnliche, lüsterne Seele. Die zuströmende Fülle des Nahrungssaftes, von der Sonne gelokt, färbt die weiche, sammtene Haut des Negers schwarz, und macht seine Haare zur Wolle. „Wie mit dieser oelreichen Organisation zur sinnlichen Wollust das Profil und der ganze Bau des Körpers zusammenhängt" zeigt der treffliche Herder in seinen Ideen. „Indem die Natur," sagt der eben genannte Verfasser, „diesen Volkern die edlern Gaben des Geistes entziehen mußte, hat sie dieselben mit einem desto reicheren Maas des sinnlichen Genusses ausgestattet; hundert Kinder sind dem Neger eine Kleinigkeit, und jener Alte bedauerte, daß er deren nur siebenzig habe." Aber auch nur die zur thierischen Art sich hinneigende Natur des Negers konnte auf eine so himmelschreiende Weise zum schmachvollen Lastthier des harten, gefühllosen Europäers herabgewurdiget werden, jene Natur, in welcher doch eine menschliche, fur den Himmel geschaffene Seele wohnt.

Auf den beſchränkten ſinnlichen Genuß ſeines fruchtreichen Bodens gerichtet, — glebae adscriptus — kam es dem Neger nie in den Sinn, auſſer demſelben Entdekkungen oder Eroberungen zu machen. Sinnliche Luſt in ſeinen kühlen Stromen, und ſeinem lodernden Dunſtkreis, in der Fülle der Speiſe und des Tranks, und nach dieſem ſanfte auflöſende Ruhe, theilt des Negers ganzes Leben und Daſeyn. Zum dumpfen Genuß geboren, kennt er nicht die feineren, edleren Bedurfniſſe des denkenden Geiſtes.

Jedoch iſt auch der Neger im Guten nicht ganz verwahrlost. Reiſende haben dort eine gaſtfreundliche Aufnahme gefunden, ſie haben gefunden, daß der Neger ſich durch natürliches Wohlwollen und ſanfte Gutmüthigkeit vortheilhaft unterſcheide von dem ſchlauen, grauſamen Mauren, einer Miſchung mehrerer Volkerarten, ja, hierinn ſcheint ſelbſt der plumpe Hottentotte den rohen, harten Kapsbauer zu übertreffen, der, nachdem er ſein chriſtliches Morgenlied abgeſungen, und ſein Branntweinglas geleeret, dem flüchtigen, verſcheuchten Hottentotten mit ſeiner Flinte nachſtellt, und ihn wie ein Wild erlegt. Selbſt unter den Europäern bemerken wir oft bei den negerähnlichen Geſichtern eine natürliche Gutmüthigkeit und geſprächige Offenheit. Wie die ſanfteren Naturen aufgebracht am heftigſten ſind, ſo geht auch der gereizte Neger in ſeiner Leidenſchaft bis zur Wuth und Raſerei; ſonſt iſt er ſanft und geduldig, und hat von ſchmerzlicher Hingebung in ſeiner langen harten Knechtſchaft groſſe Proben abgelegt. Auch gelehrig und von kindlichem Nachahmungstriebe hat ſich der Neger bewieſen, und wer

weis, welche ſchönere Eigenſchaften dieſer verkannte, gedrükte, geplagte Naturſohn bei einer menſchlichern Behandlung würde gezeigt haben. So lebe denn wohl, du ſchwarzer Sohn der Erde; mit wehmüthigem, blutendem Herzen verlaſſe ich dich und alle die Jammerſcenen deiner erlittenen Schmach.

Somit hätte ich denn in einigen flüchtigen Zügen das Naturgemählde dreier Welttheile zu entwerfen verſucht. Ein feuriger, hoher, leichter Geiſt macht den Aſiaten gleich geſchikt zum ſtolzen Deſpotismus und hingeworfener Knechtſchaft, zur erhabenſten, feurigſten Poeſie, und zur tiefeſten Abgeſchiedenheit geiſtiger Beſchauung. Schwülſtigglänzend und prächtig haben Aſiens Völker ihre raſchen Eroberungen, ihre glänzend farbige Städte und Feenmärchen bis zur koloſſalen Rieſengröſſe aufgethürmt, und ein Reich wie China, ungeheuer an Gröſſe, an Volksmenge und Dauer, ſuchen wir vergeblich auſſer Aſien. Eine tiefe, finſtere Kraft rüſtet die Europäer zum mörderiſchen Krieg und zu ſchaffender Thätigkeit, zur Eroberung und Befruchtung aller Welttheile, zum raſtloſen Kunſtfleiß, wandelbarer Modeſucht, encyklopädiſcher Wiſſenſchaft, kosmopolitiſchem Bürgerſinn. Alles umfaſſend, überall bildend, nimmer ruhend greift der Europäer weit um ſich, und ſeltner finden wir in ihm das ſtille, eingekehrte Gemüth des Aſiaten; daher der eigentliche Kloſtergeiſt in Europa nur kurzes, karges Gedeihen gefunden. Der Afrikaner liebt den nahen Genuß, und ſchwelgt in der Fülle ſeines reichen Bodens und Klimas, mit dem Fremden unbekannt, wie dieſer mit ihm. Bei dieſen drei früher und länger gekannten Welttheilen finden

wir auffallende Züge, die einen jeden sondern und kennbar machen. Aber schüchtern wende ich mich zum spät entdekten, weitentlegenen, meerumflossenen

Amerika.

Daß dieser ferne Welttheil von Ostasien aus sei bevölkert worden, haben gelehrte und geistvolle Forscher fast bis zur Gewißheit erwiesen; schwerer ist es zu entscheiden, in wie frühen Zeiten dieses schon geschehen. Die in Mexiko entdekten Monumente alter Baukunst beweisen unwiderleglich, daß wenigstens in diesen Gegenden ein frühes Reich bestanden. Merkwürdig ist es, daß in dem grossen, fruchtbaren Amerika nur zwei geordnete Staaten zu finden waren. Daß diese beiden Reiche, Mexiko und Peru, gerade auf der westlichen an Asien gränzenden Seite vorhanden waren, macht es wahrscheinlich, daß die umherstreifenden, gesezlos lebenden Wilden durch spätere Einwanderungen aus Asien zu bürgerlicher Ordnung versammelt worden. Von Peru wissen wir, daß die Ankunft Manko Kapaks mit seiner Gattin eine neue Periode in seiner Geschichte angefangen. Diese beiden Reiche nun, Peru und Mexiko, ohne Besitz des für den Akkerbau und alle Handthierungen unentbehrlichen Eisens, ohne Unterstüzzung von der starken, zum Feldbau — diesem Pfeiler des Wohlstandes kultivirten Staaten — höchst nöthigen Lastthiere, ohne ordentliche Schrift und Wissenschaften, wie schwach waren sie, und wie weit hinter allen europäischen, asiatischen, ja selbst, wie es

ſcheint, hinter den innern Reichen Afrikas zurük. Sie waren klein und ſchmächtig wie das Reich der edlern Thiere in Amerika. Warum haben dieſe Reiche ſich nicht zu höherer Vollkommenheit, Kraft und Beſtand ausbilden können, da es ihnen doch nicht ganz an fremder Tradition und äuſſerer Einwirkung gefehlt hat, wie die Geſchichte Peru's beweiſet? Ein eigener entkräftender Same ſcheint in dem fetten und fruchtbaren, aber auch vielwärts feuchten und ſumpfigten Boden Amerikas zu liegen, wobei noch die Vegetation und etwa die Amphibienwelt trefflich gedeihen mögen; der aber auf die kräftigern Gattungen der Thierwelt, und auf die Entwickelung menſchlicher Geiſteskräfte einen ſchwächenden Einfluß äuſſert. Die Natur ſcheint in dieſer Rükſicht in Amerika zurükzugehen, oder auf einer untergeordneten Stuffe ſtehen geblieben zu ſeyn. Scheint es doch, als müſſe ſelbſt die europäiſche Kraft den Einflüſſen des Klimas unterliegen. Zu welchen weichen, ſchlaffen kreoliſchen Geſtalten ſind die Europäer dort ausgeartet; in entkräfteten Genüſſen verſunken, führen ſie dort ein thatenloſes Leben in pflanzenartiger Stumpfheit und Gleichgültigkeit. Was iſt aus den ſpaniſchen und portugieſiſchen Pflanzenſtädten im Süden geworden, was haben Europäer dort geleiſtet für Geiſt, Wiſſenſchaft und Kunſt? Zeit und Geſchichte müſſen es zeigen, ob das kräftigere Nordamerika, das noch im Wachſen iſt, und im Aufgange ſeiner Groſſe, und auf das jezt alle Augen gerichtet ſind, den groſſen Erwartungen entſprechen werde, die man von ihm hegt. Bis dahin war es Schüler. Scheint denn ein unthätiges, ent-

kräftendes Phlegma über Amerika zu walten. Da ſich aber ſeine weit gedehnten, bis in die Wolken ragenden Gebürge, ſeine Ströme, die groß und breit, wie lange Meere daher flieſſen, ſeine unabſehbaren Wälder, Sümpfe und Auen durch alle Zonen erſtrekken, ſo möchte es ſchwer werden, in dieſem an den erhabenſten und reizendſten Naturſcenen reichen Lande einen allgemeinen Naturkarakter zu finden und zu entwerfen.

Beſchluß.

Sehen wir auf die entworfenen Züge zurük, ſo ſcheinen die vier Haupttheile der Erde, Aſia und Afrika, Europa und Amerika, den vier Temperamenten der Alten, dem choleriſchen und ſanguiniſchen, melankoliſchen und phlegmatiſchen einigermaaſen zu entſprechen. Daß zwiſchen dieſen Temperamenten und den Lebensaltern jedes einzelnen Menſchen, dem Kindes- Jünglings- Mannes- und Greiſealter eine Uebereinſtimmung ſtatt finde, iſt neuerdings von Prof. Steffens bemerkt worden; einige Analogie ſcheint auch hier bemerkbar zu ſeyn. Gegen Morgen, wo die Geſchichte, ſo zu ſagen, erſt zur Welt gekommen, iſt die Menſchheit feurig, gefühlvoll, dichteriſch, zu phantaſtiſcher Gröſſe und Pomp geneigt, religiös und märchenhaft. Man nennt noch Aſia die Wiege der Menſchheit, und in mancherlei Rükſicht ſind ſie noch immer Kinder geblieben. In Afrika finden wir den ſinnlich-genieſſenden Jüngling; in Europa die rüſtige, thätig-unternehmende Mannesgröße, verſtändig und philoſophiſch.

Amerika, von der übrigen Welt abgewandt, tritt erst spät und im lezten Weltalter auf; und vielleicht wird die Menschheit in diesem grossen, schönen, abgeschiedenen Welttheil dereinst ein stilles, glükliches Greisealter verleben, mit zurükschauendem Blick, auf die Spiele, Freuden, Thaten und Thorheiten der Vorwelt. Man hat neuerdings noch einen fünften Welttheil hinzugefügt, Australien. Diese Eintheilung und Benennung bleibt den Geographen unbenommen; es scheint mir aber eine sonderbare Logik zu seyn, eine zahllose Menge, mehrere hundert Meilen auseinander zerstreuter Inseln, die durch kein äusseres noch inneres Band miteinander verbunden sind, einen Welttheil zu nennen; und so mögte die alte Eintheilung wohl die wahre und richtige bleiben, und die Erde und Menschheit auch im Grossen ein Bild seyn des pythagoräischen Weltquadrats.

Des von Ruge

lyrisches Gedicht von dem heiligen Grabe;

aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts.

Aus einer
gleichzeitigen Handschrift herausgegeben und commentirt
von
B. J. Docen.

Unter den mancherlei Arten von Liedern, welche während der Periode des Minnegesangs in Deutschland gedichtet wurden, finden wir auch der Kreuzzugslieder („cruzeliet") erwähnt, deren mehrere die bekannte Manessische Sammlung uns aufbewahrt hat. Wir sehen darin entweder das Vorhaben der Dichter zu einer solchen Gottesfahrt, oder wir treffen sie selbst schon an Ort und Stelle. Die sämmtlichen Lieder dieser Art würden aufmerksame Geschichtforscher längst ausgezeichnet haben, wenn nicht jene gedrukte Sammlung ein so formloses Chaos wäre, — „cui lumen ademtum." Unterdessen zeigt sich unter allen diesen Denkmälern Keines der eigenthümlichen Vers-

art oder dem Inhalt nach übereinstimmend mit dem hier mitzutheilenden, dessen Bekanntmachung daher nicht unerwünscht seyn dürfte. Als Denkmal der Zeitgeschichte, oder der damaligen Dichtkunst, scheint es mir fast gleich bedeutend; man kann nicht sagen, daß der Verfasser mehr getrachtet habe, ein vorzügliches Gedicht zu liefern, als seine Zeit- und Landesgenossen zur Unternehmung einer Fahrt nach dem heiligen Lande mit zu vermögen. Damals hatte die Kunst erst seit kurzem eine schönere Bildung sich anzueignen begonnen; im übrigen folgt das vorliegende Gedicht, ohne Einschränkung, den besseren seines Jahrhunderts. Dieses Zeitalter näher zu bestimmen, fodert nun zunächst unsre Aufmerksamkeit, da es ausdrüklich auf Zeitumstände sich bezieht. Ohne großen Widerspruch zu befürchten, glaube ich hierüber folgendes aufstellen zu können.

Mit einem zahlreichen Heere asiatischer Völker entriß Saladin im Jahr 1187. das heilige Land sammt der heiligen Stadt den Christen wieder, über welche Begebenheit ich eine gleichzeitige Threnodie in lateinischen Reimen in den von Aretin'schen Beiträgen VII. S. 297. mitgetheilt habe. Kaiser Friedrich I., bis dahin in stetem Kampf mit den italiänischen Staaten und den Anmaßungen der Päbste, unternahm bald nachher im Jahr 1189. den dritten Kreuzzug; ehe er aber Jerusalem erreicht hatte, starb er im Juni des Jahrs 1190. bei Tarsus nach einem Bade in dem Cydnus. Das Gerücht von diesem unglüklichen Begegniß und dem Untergange so vieler Genossen seiner Fahrt verbreitete sich bald darauf in Deutschland, und unter

dieſen Umſtänden wurde das folgende Gedicht, wahrſcheinlich unter den Altſchwaben geſchrieben. Die richtigſte Erklärung deſſelben wird, wie ich glaube, gegen dieſe Anſicht nichts einzuwenden finden. Denn wie möchten auf irgend eine Art die angedeuteten Umſtände auf Friedrich II. paſſen, deſſen nicht eben mit großem Ernſt unternommener Kreuzzug im Jahr 1228. erfolgte? Schon in dem ganzen Charakter dieſes Denkmals liegt etwas Alterthümliches, welches den letzten Zeiten Friedrich's I. noch überaus gemäß ſcheint; unter ihm gewann die deutſche Poeſie mit jedem Quinquennium bedeutende Fortſchritte, wie denn überhaupt unter dieſem Kaiſer die Blüthe unſrer Cultur in den mittleren Zeiten begann, ſogar in Hinſicht der lateiniſchen Sprache, wovon Günther's dem Ruhm dieſes Kaiſers gewidmeter Ligurius, (von Dümgé in Heidelberg izt neu herausgegeben) ein redender Beweis iſt. Um den Abſtand zu fühlen, wie ſpäterhin unter Friedrich II., ungefehr um 1228., die Angelegenheit einer Wallfahrt nach Chriſti Grabe behandelt wurde, vergleiche man mit unſerm Leich den dritten Brief Ulrichs von Lichtenſtein,*) in deſſen Frauendienſt S. 172.

*) Höchſt unangenehm iſt die Lücke der Handſchrift dieſes Werks auch in Hinſicht der dadurch unterbrochenen Zeitbeſtimmung. Gemäß dem Leich S. 205. hatte Lichtenſtein dreizehn Jahre ſeiner erſten Geliebten gedient, nun gehen noch fünf Sommer vorüber (nebſt dem ungewiſſen Zeitraum, den jene Lücke enthielt), und es erfolgt der Tod Friedrich des Streitbaren 1246. Wenn

der Bearbeitung Tieck's. — Außerdem sprechen für das angegebene Zeitalter des folgenden Gedichts nachdrücklich genug die alten Schriftzüge des Originals, so wie die alterthümlichen Formen der Sprache, die in so vielen Wörtern noch nichts von den bald nachher allgemeiner werdenden Umlauten weiß. Das Original entdekte ich in einer Handschrift aus Benedictbeuern, Burchardi compilatio canonum, im Jahr 1108. geschrieben, enthaltend; es war dort auf einer leeren Blattseite später hinzugeschrieben worden.

Der Verfasser unsers Leich's entdekt im letzten Absatz sich selbst, jedoch nur in der weiteren Bezeichnung „der von Ruge." Gemeinlich verstehen wir diese Benennungen von Personen aus adelichem Geschlecht, und dem gemäß könnte man geneigt seyn, unsern Dichter mit dem Minnesinger Heinrich von Rugge (Manesſ. Saml. I., 97—100.) für dieselbe Person zu halten. Des letzteren Heimath muthmaßt Adelung in der Schweiz, als zu dem Geschlechte Ruck von Tanneg im Thurgau gehörig, welche Annahme mehr Wahrscheinlichkeit als

---

nichts fehlte, so hätte also Lichtenstein's erklärte Liebe 1228. begonnen. Allein früherhin erfahren wir, daß dieses schon im Jahr 1222. der Fall war. Der Zeitpunkt, wann seine Erwählte von ihm eine Fahrt nach dem heiligen Lande foderte, wird bei genauer Zusammenrechnung der Jahre ohne Zweifel mit dem erwähnten Kreuzzuge Friedrichs II. zusammentreffen, indem ja dieser die natürlichste Veranlassung zu einer solchen Foderung darbot.

Gewißheit hat. Auch von diesem Sänger haben wir wenig mit Sicherheit anzugeben, da, nach einer unter unsern alten Lyrikern leider so häufigen Verwechslung, unter seinen 34. Strophen nicht weniger als 24. vorkommen, die eben auch unter Reinmar's des Alten Namen uns überliefert worden sind. Die übrigen zehn also können wir nur mit halber Zuversicht als Eigenthum ihres angeblichen Verfassers, des Heinrich von Rugge, ansehen; daß darunter ein daktylisches Lied sich finde, und also, nach der großen Unkunde der späteren Zeit, Aug. Buchner um 1650. nicht Erfinder dieser Versart sey, bemerkt zwar Adelung, (wiewohl es unnöthig, da Taubmann zum Plautus schon ähnliches erinnerte); dagegen ließ er unberührt, wie auch mir im Dichterverzeichniß dieß begegnete, daß die zehnte Strophe nicht undeutlich auf eine Fahrt des Dichters nach Christi Grabe hindeute, welche Wallfahrt auch Reinmar der Alte unternahm. Jener Umstand, der ihm ein früheres Zeitalter als die Adelung'sche Periode von 1251 — 75. anweiset, käme nun ungemein der Ansicht zu statten, daß Heinrich von Rugge, und unser Auctor, der von Ruge, nur eine und dieselbe Person seyen. Ohne dem geradezu zu widersprechen, wollen wir doch erinnern, daß die Art, wie der unsrige sich kund giebt, „der tumbe man von Ruge" mehr auf einen Ministerialen und von bürgerlicher Herkunft zu deuten scheine, der etwa in dem Schlosse jener Ruck von Tanneg geboren war. Da das vorgesetzte Wörtchen von Familienbesitz, oder auch Herkunft andeutet, so läßt sich hier an sonstige Familien Ruegg, deren es eine z. B.

in Zürich gab, nicht wol denken. Die Sprache des Gedichts kann über eine solche Herkunft nicht leicht etwas näheres entscheiden; sie ist die gebildete Sprache Hochdeutschlands, welche in jenen Zeiten in Altschwaben, im Elsaß, in Steiermark u. s. w. unter den Vornehmern einheimisch war.

Schon einigemal haben wir das folgende Gedicht einen Leich genannt. Diese Benennung kömmt z. B. bei den Minnesingern mehr als einmal vor; Niemand aber wußte, welche Art von Gedichten nun eigentlich hiedurch bezeichnet sey. Nach Anleitung der Schlußschrift der nächstehenden Verse und eines Gedichts des Ulrich von Lichtenstein habe ich in dem Streite mit Jac. Grimm über den altdeutschen Meistergesang diese Sache zuerst näher bestimmt. Der Leich unterscheidet von dem Liede sich dadurch, daß dieses aus gleichmäßig wiederkehrenden Strophen besteht, jener aber, nach Art der Cantaten, aus mehrformigen Gliedern ein Ganzes bildet, deren Anordnung, und was selber zum Grunde liegt, wir nur unvollständig zu erklären vermögen, da uns die Kenntniß der begleitenden Musik mangelt, welche hier unstreitig auf die Bildung und Entwiklung der Theile einen noch größeren Einfluß hatte, wie die bloße poetische Zusammenfügung. Leider sind in der neueren Zeit beide, die poetische und musikalische Kunst, wiewohl ursprünglich eins, so sehr getrennt, daß die eben geäußerte Voraussetzung eines gesonderten Weges der poetischen und musicalischen Composition in den Zeiten der Minnesinger ziemlich befremdend gewesen seyn müßte. Soviel ist offenbar, daß die Mischung der verschiedenen Stro-

phen in einem Leich keineswegs der zufälligen Willkühr angehörte; die Geſetze der abwechſelnden muſicaſchen Bewegung, wie die Versglieder in wechſelndem und wiederkehrendem Tanz und Schritt ſich ſuccediren, ſind in den meiſten dieſer Leiche nicht zu überhören, und hoffentlich werden wir der Sache ziemlich nahe kommen, wenn unſre Dichter, in Verbindung mit erfahrenen Tonkünſtlern, dieſe Versarten zu erneuern mehr Eifer bezeigen, und die Noten der einzelen Leiche in dem Jenaiſchen Meiſterſänger-Codex näher bekannt gemacht werden. Was die letzteren betrifft, ſo erinnere ich mich mit halbem Vergnügen, daß ich im Jahr 1803 einige Stunden daran verloren habe. Späterhin, bei der Beurtheilung der Benecke'ſchen Ergänzung der Minneſänger in der Jenaiſchen Literaturzeitung verſuchte ich, die Conſtruction der Leiche auf meine Weiſe dem Auge darzuſtellen. Gegenwärtig füge ich noch die einfache Bemerkung hinzu, daß es in der Natur der altdeutſchen Dichtkunſt lag, einen beſtändigen Wechſel der Strophen hier nicht zu geſtatten, in poetiſcher ſo wenig, als in muſicaliſcher Hinſicht, indem ſo das Gedicht ohne Ruhe und Gleichverhalt nur ein Mannigfaltiges, nicht aber ein Ganzes würde geweſen ſeyn; indem aber einzele gleiche Strophen und gleiche Versreihen, und alſo auch gleiche Muſik, in ihm wiederkehrten: ſo erhielt hiedurch das Ganze eine innnere Harmonie, und wechſelſeitige Beziehung in ſeinen Theilen. (Man vergl. noch Grimm's Aeußerungen über dieſen Gegenſtand in dem trefflichen Werke über

den altdeutschen Meistergesang, Götting. 1811. S. 63-70. 72.)

Was übrigens das Verständniß des folgenden Gedichts betrifft: so wünsche ich, in den beigefügten Anmerkungen überall den richtigen Sinn getroffen, wenigstens vorgeschlagen zu haben; denn allerdings finden sich hier einige Schwierigkeiten, da der Verfasser mitunter den Gedanken mehr voraussetzt, als klar und vollständig ausdrückt, für uns wenigstens, die wir von dem Horizon jener individuellen Umstände so sehr entfernt sind, die seinen Zeitgenossen zur Genüge bekannt waren. —

I.

Ein tumber[1]) man ie hat
Gegeben disen wisen rat,
Dvr daz man in ze güte[2]) schol vernemen;
Ir wisen merchent in,
Daz wirt ie ein vil groz gewin,
Swer in verstat[3]), So ist min rat
Noch wiser, danne ich selber bin. (R. 3, 8. ungleich.)

II. (vgl. I.)

Min tumbes mannes[4]) munt
Der tut ie allen gerne chunt,

---

1) tumb, dem Sinn und Weisheit gebricht, entgegengesetzt dem wise, verständig ꝛc. Diese Art von Selbstverläugnung ist völlig jenem frommen Sinn gemäß, den das Christenthum, wie es damals gelehrt wurde, erwecken mußte. 2) mit geneigtem Willen, nicht widerstrebend; so auch unten Abs. XV. schol, durchgängig auch in Wernher's Maria, unser Schuld leitet sich davon her. 3) wer diesem Rathe folget. 4) diese

Wie 'z vmbe gotes wunder[5]) iſt getan,
Des iſt mere danne vil;[6])
Swer ime nieht rehte dienen wil,[7])
Der iſt verlorn, Wan ſin zorn
Vz über in vil harte ergan.

III. (vgl. VII.)

Nu horent wiſes mannes wort
Von tumbes mannes munde;
Ez wurde ein langer wernder hort,[8])
Swer got nv dienen chunde,
Daz ware got vnd ich min rat,
Daz wizzent al-geliche;
Wil maneger drumbe enphangen hat
Daz frone himelriche;

IV.

Alſe muzen[9]) wir; Ja teil ich mir[10])
Dieſelben ſalecheit,

Genitivfügung bei dem Pronomen iſt bei den Alten ſehr im Brauche, z. B. meine, altes Mannes, Lehre, wo wir nur mit zögernder Umſchreibung zurecht kommen. 5) Gottes Allmacht und Fügung; oder ſoll hier von den göttlichen Dingen in fernen Landen, von dem heiligen Grabe, die Rede ſeyn? 6) alterthümliche Redeart, ſtatt: es iſt dieß etwas Großes, Bedeutendes. 7) Gott dienen, wie damals Jeder wußte, zielte vorzüglich darauf, ſeine Ehre, das Grab des Heilandes, gegen den Raub der Sarazenen zu vertheidigen. 8) ihm würden ewig-währende Güter zu-theil; Hort, Schatz, iſt das Selbſtandswort von herten, bewahren, hüten. 9) der Optativ, ſo müßen auch wir (enphangen ꝛc.) 10) und wohl mache ich eben dieſer Seligkeit

Obe ich gedienen chan dar nach,
Diu genade ist mir gereit,[11])
Obe ich verbir Die bloden gir,[12])
Die noch min herze treit:
So wirt mir hin-ze den froweden gach,[13])
Da-von man wunder seit.

V.

Nu sint uns starchiu[14]) mare chomen,
Die habent ir alle wol vernomen;
Nu wunschet al-geliche
Heilis[15]) umbe den richen got,
Wande er revulte sin gebot[16])
Ame keiser Friderichе,

---

mich theilhaft. 11) wird ohne Aufenthalt mir gewährt. 12) so ich von den irdischen Dingen mich losmache, die noch mein Herz fesseln. 13) so erfüllt meinen Geist die Sehnsucht nach jenen ewigen Freuden, die uns als so herrlich und hehr verkündet werden. 14) wichtige, große Dinge, so geschehen sind, erfahren wir. 15) lassen wir izt selbst darin unser Glück suchen, daß uns des Kaisers fromme Fahrt zu unserm Besten gedeihen möge; ich verbinde nämlich: nu wunschet heiles, — daz wir sin (des Kaisers nämlich und seiner Aufopferung für Gottes Ehre) geniezen mögen, umbe den richen (d. i. mächtigen) got, wegen Gott selbst; also der höchste Beweggrund, weßhalb des edlen Kaisers Tod uns frommen möge, indem wir, so wie er uns ein Beispiel gab, unser Leben im Dienste unsers Gottes wagen. 16) da ja die Erfüllung seines Willens an dem Kaiser offenbar wurde, indem er diesem Kampf entgegen ging. er revulte statt erv. kanp

VI., 1.

Daz wir geniezen mivzen ſu,
Des ér gedienet hat,
Vnde ander manege bilgerin,
Dér dinch vil ſchone ſtat,[17])
Dér ſele div iſt vor got(e) ſchin,[18])
Der niemer ſt verlat;
Der ſelbe ſedel[19]) iſt vns allen veil(e);

VI., 2.

Swer in nu kæfet an der zit,[20])
Daz iſt ein ſalocheit,
Sit got (ſo?) ſvze marke git;
Ja vinden wir gereit[21])
Lediclichen ane ſtrit
Groz liep ân allez leit;
Nv werbent nach dem wunneclichem heile.

---

in Folge der Ausſprache ſo geſchrieben ſeyn, wie daß „des 'tgibi ich mich ſchuldig in ſeine Gnade" in den Miſcellaneen I, 17. 17) denen es ſo wohl ergeht. 18) deren Seelen in Gottes Nähe geſehen werden. 19) dieſen Sitz, Aufenthalt, können wir alle erwerben; vergl. IX. den ſtul beſizen. 20) Wer nun bei Zeiten dieſen Platz erringt; zu unſerm kaufen (den Preis jener Seligkeit die Wallfahrt) paßt freilich im Worte nicht das folgende Mark, als von Gott geſagt; allein wir haben hier damalige ganz allgemeine Ausdrücke vor uns: „weil Gott mit ſo wünſchenswerther Mark, Solde, lohnt." 21) gereit, auf der Stelle; ohne längere Abrechnung, gemäß dem Glauben, daß die auf Chriſti Fahrt Umkommenden gleich

VII. (vgl. III.)

Nu horet man der liute vil
Ir frivnde[22]) sere clagen;
Zewâre ich iv darvmbe wil
Ein ander mære sagen,[23])
Minen rat ich nieman hil[e],
Ja svn wir nieht verzagen,
Unser leit daz ist ir spil[e],[24])
Wir mugen[25]) wol stille dagen.

VIII.

Swer sî weinet, der 'st ein kint;
Daz wir niet sîn,[26]) da sî da sint,
Daz ist ein schade, den wir michels gerner[27])
mæhten weinen;
Diz kurze leben daz ist ein wint;[28])
Wir sîn mit sehenden ægen blint,[29])
Daz wir nu got von herzen niet mit rehten
triwen meinen.

---

das Himmelreich erwürben. 22) ihre auf dem Meere oder im Kampf mit den Heiden umgekommenen Anverwandten. 23) ich will euch deßfalls ein andres Wort verkünden. 24) das, worüber wir uns betrüben (ihr Tod), ist ihre größte Wonne. 25) analog dem sun statt sullen, lese man, als ob wir mun statt mugen hier stünde, wie es noch in der Schweiz gehört wird. 26) dieses sîn ist hier unstreitig der Conjunctiv, den wir leider so wenig mehr anwenden dürfen. 27) bei weitem lieber. 28) so gar nichts. 29) eine damals sehr gänge Redensart; unser Bestes läge klar vor uns, aber unsre Kleinmüthigkeit läßt es uns nicht er-

IX. (wie XIII.)

Jr dinch nach grozen eren ſtat,[30])
Jr ſalec ſele enphangen hat
Sunder ſtrit Und ane nit
Die liehten himel-krone;
Wie ſaleclichen 'z deme ergat,
Den er den ſtul beſitzen[31]) lat,
Und ime git[32]) Nu ze aller zit
Nach wunneclichem lone.

X. (vgl. XV.)

Der tivfel hûb den ſelben ſpot,[33])
Enſlafen was der riche got,
Dvr daz wir brachen ſin gebot,
Jn hat ſin genade erwechet;
Wir waren lazen vnder-wegen,
Nu wil er unſer ſelbe ſiegen,
Er hat vil manegen ſtolcen degen[34])
Die boſen[34]) ſint erſchrechet.

---

kennen. 30) jener - ihr Zuſtand iſt glänzend und herrlich. 31) dieſe bibliſche Bezeichnung des Glückes der Seligen kömmt auf eine faſt mythiſche Weiſe auch in dem Gedicht auf den heil. Anno vor. 32) ertheilt, retribuit; wir zwar verlangen bei geben immer ein Subſtantiv. 33) wie es ſcheint, lag dem Verfaſſer hiebei der Verluſt Jeruſalems (kurz vorher 1187.) im Sinne, den er als Strafe der Lauigkeit und des ſündhaften Lebens der Chriſten darſtellt. 34) mangen muthigen Kämpfer; das folgende: die boſen, könnte heiſſen: nur die Feigen, Zaghaften ſind in Furcht; oder ſoll die boſen etwa auf die Chriſtenfeinde gehen?

XI, 1.

Swer nu daz chruce nimet,
Wie wol daz helden cimit!
Daz chvmt von mannes müte;
Got der güte in siner hûte
Ze allen(r) zit (st) hat,
Der niemer st verstat.

XI., 2.

So sprichet lihte ein boser man,
Der (. .)[35]) herze nie gewan:
„Wir sun hie heime[36])
vil sanfte beliben,
Die zit wol vertriben
Wil schone mit wiben."

XII.

So sprichet div, dér er da gert:[37])
„Gespile, er ist nieht hastes wert,[38])
Waz sol er danne ze frivntschefte[39]) minnen?

35) ich glaube, daß hier etwas fehlt, der heldes, oder der mannes herze nie gewan; Herz statt Muth, ein Herz fassen, dgl. kennt die alte Sprache nicht. 36) hier möchte besser stehen: wir sullen hie heime ꝛc., um diesen Zeilen den Daktylus zu sichern, der auch zu Ende des folgenden Absatzes nicht zu überhören ist. 37) um deren Liebe er wirbt. Sie spricht dieses zu einer Freundin (gespiele). Wen die göttliche Minne nicht rührte, für den durfte wenigstens dieses zweite Motif nicht unwürksam seyn. 38) damalige Redensart, es ist nichts an ihm gelegen ꝛc. 39). Was taugt er dann, ihn als Freund zu lieben.

Wil gerne ich in verbir,[40])
Trvt geſpile, daz rat ich dir;
Fiv! daz er ie wart geborn!"[41])
Nv hat er beidinthalb ferlorn,[42])
Wande er vorhte, (fürchtet)
daz got ime gebot,
Dvrch in ze liden
die not vnd den tot.

XIII. (wie IX.)

Gehabent iv ſtolce helde wol,
Er iſt ſalec, der da[43]) ſterben ſol,
Da got erſtarb, Do er warb (erwarb?)
Daz heile der criſtenheit;
Div helle div iſt ein bitter hol,[44])
Daz himelrich genaden vol;
Nv volgent mir, So werbent ir,
Daz man iv dar verleit[it].[45])

XIV.

Wil maneger nach der werlte ſtrebet,
Dem ſi doch boſez ende git,

---

40) gern entbehre ich ihn, gern bin ich ſeiner los. 41) eine Verwünſchung jener Zeit; der Gegenſinn kommt eben ſo vor: wohl ihm, daß er zur Welt ie ward gebor'n. 42) auf beiden Seiten eingebüßt; nämlich, Gottes Minne und weltliche Freude ſind ihm entriſſen. Mit dieſer Zeile ſcheint mir der Dichter wieder fortzufahren. 43) in dem heiligen Lande. 44) den Kreuzfahrern iſt ihr Lohn im Himmel ſicher, die verzagten Heimlinge dagegen ſind eines ungewiſſen Endes gewärtig. 45) ſo erſtrebt ihr, daß man euch dorthin,

Und nieman weiz, wie lange er lebet,
Daz iſt ein michel not;
Ich rate iv, dar[46]) ich ſelbe wil,
Nu nement daz chruce vnd varent da hin,
Daz wirt iv ein vil groz gewin,
Vnde furhtent nieht den tot.

XV. (vgl. X.)

Der tumbe man von Ruge hat
Gegeben diſen wiſen rat;
Iſt ieman, der in nv verſtat
Icht anders wan ze gût[e],[47])
Den riwet, ſo der ſchade[48]) ergat,
Daz ime der grozen miſſetat
Nieman ne-cheinen wandel hat,
Ze ſpate iſt er's be[r]hût. —

Diz iſt ein leich von deme heiligen grabe.

Die Orthographie habe ich nicht conſequenter zu machen geſucht, ſondern ſo, wie ſie uns in der Handſchrift überliefert worden, beibehalten; nur glaubte ich, ſtatt uil, uerlat, uon ꝛc. hier vil, verlat, von ſchreiben zu dürfen. Unſer û erſetzt den Diphthong o der Handſchrift, ſo wie der griechiſche Type ϰ den Diph-

in das ewige Leben, hinüber leitet. 46) wohin. 47) z. B. der dieſe Ermahnung verlachen würde. 48) wann die mißliche Zeit ſeines Endes nahet, und Niemand ſeine Sünden, ſein übles Leben gut machen kann; zu ſpät wird er dann vor ſolchem Nachtheil ſich hüten wollen.

Diphthong o mit darüber geschriebenem o. — Die in der Handschrift, wo das Gedicht wie Prosa geschrieben, durch größere Anfangsbuchstaben bezeichneten Absätze stimmen mit den unseren überein, mit folgenden Ausnahmen: XI., 1. 2. ist dort nur ein Absatz, XII. und XIII. ebenfalls, XIV. dagegen theilt die Handschrift in zwei Hälften. Die Bezählung der Absätze steht blos des Versuches wegen da, besonders auch, um künftigen Herausgebern mehr Aufmerksamkeit in dergleichen Dingen anzuempfehlen. Eine der schwierigsten Aufgaben dürfte in solcher Hinsicht das hohe Lied Frauenlobs seyn, in welchem der bunte Wechsel der Versglieder und Reime jeder strophenmäßigen Anordnung sich zu entziehen scheint. Außer demselben finden sich (nach Grimm a. a. O. S. 65.) in der Weimarischen Handschrift noch zwei andre Gedichte der Art: Minnenleich Frauenlobs, und „Leich von dem heil. Creuz" überschrieben. Wir wünschen, daß in den Altdeutschen Wäldern nähere Auskunft darüber gegeben werde, sowohl wegen dieser Denkmäler selbst, als wegen der dadurch etwa veranlaßten Aufschlüsse der Herausgeber. —

Gedanken aus dem großen Zusammenhang des Lebens.

(Fortsetzung.)

Gott, als ewiges Leben, ist ein ewiges Seyn und ein ewiges Werden zugleich. Als Lezteres ist aber Gott gleichsam ein ewig fortgehender Prozeß (dieses Wort im Sinne der Phisiker genommen, und da der Mensch eben nur berufen ist, dieses Werden, diesen Prozeß in einer niedrigern Sphäre zu wiederholen, fortzusezen oder nachzumachen, (wie er denn unläugbar es in seiner Gewalt hat, diesen Prozeß, so viel an ihm ist, nicht fortzusezen, sondern zu hemmen, und „die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufzuhalten") so begreift und versteht er, als selbstthätig Wesen, eigentlich nur das von Gott, was er Ihm nachzuthun berufen ist. Wogegen ein Gottesdienst, welcher dem Menschen Gott als ein in seiner (des Menschen) Würkungssphäre bereits vollendetes, und blosses Seyn vorstellt, nur auf ein unverständiges und müssiges Angaffen dieses Seyns führen muß.

*

Wie unser (wahres) Wissen vom Nichtwissen (Aufgeben des falschen Wissens), so fängt auch unser (gutes) Wollen, wie der Wandsbekerbote bemerkt, nur vom Nicht-wollen (Aufgeben, Verläugnen, In- oder Niederhalten des Nicht-guten Wollens) an. Aber es fängt auch nur verneinend an, und endet oder beruht keineswegs in dieser Verneinung, sondern in positivem wahren Wissen und guten Wollen.

*

Wenn der Mensch mit Nichtwollen des Bösen (mit Selbstverläugnen *) seines nicht-guten Wollens) seine moralische Laufbahn beginnt, so ist zu bemerken, daß er ganz sich selber überlassen, oder ganz allein, auch selbst dieses Nicht-wollen (Selbstverläugnen) nicht zu Stande bringen, daß er sein böses Wollen nicht anders lassen kann, als an und mittelst einem sich seinem Gemüthe darbietenden, ihm helfend entge-

*) Ich habe bereits anderswo (Beiträge zur dinamischen Philosophie 1809. S. 158.) den bekannten Einwurf gegen Selbstverläugnung, als Selbstmord damit zurükgewiesen, daß ich zeigte, wie hier nicht von Verläugnung des Selbsts als wahrhaften Wesens, sondern blos von Zurüknahme eigner Lüge die Rede sey.

gen kommenden guten Trieb oder Luſt (dieſe als Sollicitation oder Anmuthung zum gut wollen betrachtet), deſſen Berührung, in ſich Nehmen, Zu- oder Aneignen, die Conditio sine qua non zur Niederſchlagung (dieſes Wort im eigentlichen oder chemiſchen Sinne genommen) oder Depotenzierung jenes in Ihm allein lebendigen, böſen Willens, und zur Erzeugung eines neuen (guten) Wollens (Geiſtes) iſt, zu welch lezterm jene Luſt das eine, ergänzende Element darreichen muß. Ohne dieſer ſich dem Menſchen frei und freundlich darbietenden guten Luſt vermag er die böſe und ſchlechte in ſich nicht zu dämpfen, aber er kann auch dieſe gute Luſt nicht ſich ſelber ſchaffen, und ſie muß alſo auſſer ihm, oder von auſſen der ihn beſizenden böſen Luſt erſt entgegentretten, um wieder im Menſchen emporzukommen.

Wenn darum ſchon das Leben freylich nur von innen heraus jedem Lebendigen quillt, wenn derſelbe Gott in jeder lebhaften Creatur (als Zentral) nur aufgehend, nicht von auſſen einfahrend ſich offenbart *),

*) Ich habe in der Vorrede zur Ueberſezung des Buches vom Geiſt und Weſen der Dinge 1812 ꝛc. durch Aufſtellung des Sazes: daß man nur das hat (und

so ist es doch nicht minder gewiß, daß dieses Leben, falls es innerlich erkrankt, falls die Stimme Gottes im lebendigen (wie immer) zum Schweigen gebracht wird, diese nun nur von aussen wieder erwekbar (freylich nicht eingießbar) ist in dieser Creatur. Nur der die Stimme seines Gottes in sich zum Schweigen gebracht habende, nur der gefallene, erkrankte, entstellte Mensch, bedarf folglich eines Gottgesandten ausser und neben ihm, der, zu Hülfe kommend jenem innerlich gehemmten Leben, dieses wieder erwecke, befreie und in seine ursprüngliche Rechte wieder einseze. Wobei denn freylich nicht zu übersehen ist, daß dem Menschen als selbstthätigen (spontanen) Wesen auch diese Hülfe wieder nicht auf- oder eingezwungen oder eingetrichtert werden, sondern daß er sie als eine ihm frei dargebotne Gabe nur selbst sich nehmen kann und muß.

---

folglich auch nur geben kann), was man ist, allem Transfusionism bestimmter, als solches bis dahin geschehen, widersprochen. In welcher Hinsicht St. Martin sehr richtig bemerkt, daß ein Lebendiges einem andern nur die „douceurs ou les horreurs de son propre existence, als nämlich den Modus seines eignen innern beständigen Werdens, oder seines Lebensgeburtprozesses, mitzutheilen vermag.

Und so löset sich denn dem Forscher das Räthsel, wie nämlich, nachdem die zentrale Offenbarung Gottes in der Creatur einmal in ihre Latenz getretten, wir eine peripherische an ihrer Stelle aufgehen sehen, und wie und warum derselbe Gott, dessen wesentlicher Offenbarung der Mensch (wenigst zum Theil) sein Innres verschloß, nun von aussen ihm erscheint, oder erscheinend sich ihm offenbart, und gleich als wäre Er nicht das Wesen aller Wesen, als Erscheinung dem Menschen entgegentritt. — Ist nämlich das Gottesbild im Menschen, als in actu untergangen, und nur in potentia noch in ihm vorhanden, und lebt dagegen das äussre Welt- oder gar das Höllenbild in ihm, so ist ihm auch so wenig als einem Kranken oder einem Emigrirten (mit Titeln ohne Mitteln) mit jener ohnmächtigen Potentia als blossem oder aller Kräfte entblößtem Vermögen geholfen, und selbst die Erinnerung (welche gleichsam ein Wiederaufschliessen des Innerlich verschlossnen ist) an seine Gesundheit, an seinen angebornen Adel, sagt schon die Hülfe aus eines sich ihm nun von aussen darstellenden, erscheinenden, d. i. sich ihm gestaltenden, in ein Bild contrahirenden Gottes oder einer göttlichen Gestalt, und beweiset folglich die Gegenwart und das

kräftige Berührtwerden von dieſer Geſtalt. *) Der gefallne (ſeinem urſprünglichen Size entfallene) Menſch, und freylich nur er, bedarf ſohin allerdings eines ſich ihm entäuſſernden (mit ihm ſich en niveau ſtellenden) Gottes, eines Gottmenſchen, eines Heilandes oder Chriſtus! und ſo iſt es denn keineswegs „ein, wenn ſchon unſchuldiger Irrthum, „religiöſer Materialismus, Götzen- oder Bilderdienſt, „verliebte Thorheit ꝛc., wenn der Chriſt, der durch „Chriſtus die Gottheit erſieht, und mit Ihm, als einer gottgeſandten, himmliſchen Geſtalt, zu den höchſten Ideen ſich emporſchwingt“, wenn, ſage ich, dieſer Chriſt glaubt (und glaubend inne wird), daß er würklich nur an oder vielmehr in Ihr ſich emporſchwingt. **)

---

*) In einem Siſteme finſter gewordner oder ihre Selbſtleuchtungskraft verloren habender Körper kann das Licht nicht anders, als in und durch Einen einzelen Körper wieder aufgehen, und ich habe darum ſchon im vorhergehenden Heft dieſer Zeitſchrift auf den innern Zuſammenhang aufmerkſam gemacht, welcher zwiſchen dieſer Verkörperung oder vielmehr zu Einem Einzelen Bildenwerden des äuſſern Lichts als Sonne, und jener innern Weltepoche (des verbum Caro factum est) ſtatt findet.

**) Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig 1811. S. 63. u. f. — Es muß

Plato läſt ſeinen (ſich Aberglauben und Naturaliſmi freylich nur zu oft zu Schuld kommen laſſenden) Sokrates behaupten, daß uns die Tugend weder durch Lehre, noch durch unſre Natur, ſondern durch Einfluß (oder als Gabe) der Götter zu Theil werde, und daß der Umgang und die bloſſe Nähe eines göttlich geſinnten Mannes uns zum Gutwerden behülflich und förderlich ſey, wie man in der Gegenwart eines

---

allerdings befremden, einen Schriftſteller, der doch nicht im blinden Heidenthum, ſondern mitten unter Chriſten, geboren und erzogen worden iſt, bei Gelegenheit der Rede vom Glauben an Chriſtus, auch nicht die geringſte Erwähnung machen zu ſehen, von der dieſem Glauben doch einzig zum Grunde liegenden Idee dieſes Chriſtus, als ſolchen, d. i. wie das Wort ſagt: als Heilandes, Wiederherſtellers, und Erinnerers an unſre urſprüngliche Natur; denn nur ein flüchtiger Hinblik auf dieſe Idee hätte Hrn F. Jacobi ſeinen Scrupel über einen jenem Glauben zum Grunde liegenden Bilderdienſt benehmen, und Ihn abhalten müſſen, den Wandsbekerboten über ſeine Ihm zugemuthete, obſchon verziehene — Borniertheit! in die Schule nehmen zu wollen. Womit denn Herr F. Jacobi freylich nicht nur ſeinem Freund, ſondern allen Chriſten aller Sekten, welche an Chriſtus als an ein reeles Weſen glauben, und von Ihm mehr als „von jedem über die Erde fliehenden Schatten“ oder jedem Roman- oder Fabelhelden (2 Epiſt. Petr. 1. c.

beherzten und muthvollen Kriegers ſich ſelbſt beherzter fühlt. Nun glauben aber die Chriſten eben an die (innre) Gegenwart eines ſolchen (verſtorbnen und doch lebenden) Helden und Siegesfürſten, und dieſer Glaube iſt es, der ihnen hilft, weil ſie glaubend dieſen Gegenwärtigen erfahren und inne werden. Denn glaubend berühren ſie würklich dieſe himmliſche, kräftige Geſtalt, und ohne Berührung (oder in die Ferne) giebt es ja kein Würken, kein Erfahren. Durch Glauben öffnen ſie ihr Innres, Ihr Gemüth dieſem himmliſchen Gemüthe, und eig-

---

16. v.) halten, dieſen ihren Glauben an Chriſtus ſogar zur Gewiſſensſache (als nämlich wohlverſtanden mit der Moralität nicht verträglich) machen will, wofern ſie anders, nachdem ihnen nun der 18hundertjährige Staar geſtochen iſt, bei dieſem ihrem abergläubiſchen Bilderdienſt noch länger beharren, und ſelben nicht gegen eine reine (leere) und Heilandloſe (heilloſe) Moral fahren laſſen würden. Der Wandsbekerbote wird auch keineswegs Hrn. Jacobi zugeben, daß dieſer ſeine S. 57. citirte Stelle nach ihres Verfaſſers Sinn richtig deutete, indem Herr Jacobi ſie als ſeiner eignen Meinung völlig entſprechend anführt. Denn indem der Wandsbekerbote ſagt: „die menſchliche Seele ſey unſterblich (geſund), wenn ſie es nur ſeyn will, und nur den Muth hat, ſich ihrer edlen Haut zu wehren“, ſo zeigt der ganze Context zu deutlich, daß der Wandsbekerbote hiebei jenes: **Sanabilibus aegrotamus malis, nosque in rectum geni-**

nen ſich dieſes oder vielmehr Ihm mit all ſeinen Kräften, mit dem ganzen Schaz ſeiner ewigen Lebensfülle, an und ein. Und ſo wie die geringſte Oeffnung eines finſtern verſchloſſnen Gemachs dem ſelbes beleuchtenden Sonnenbild Eingang ſchaft, ſo ſchaft die leiſeſte Berührung dieſes himmliſchen Gemüthes, als ein ſich öffnen unſers Gemüths jenem den Eintritt in uns. Eine Berührung, Oeffnung oder en rapport Sezung *), die bekanntlich im Gebeth

---

tos, si sanari velimus, Natura adjuvat — im Sinne hatte, und folglich das Vorhandenſeyn und die ungehemmte Würkſamkeit jener Natura adjuvans, oder Heilsanſtalt vorausſezte, ohne welcher dieſer Wille und Muth nicht zu Stande kommen, ſondern höchſtens ein bloſſer Wunſch bleiben würden. Endlich ſcheint auch Herr F. Jacobi den eigentlichen Sinn jener S. 70. von Hamman angeführten Stelle nicht ganz beherzigt zu haben, worinn dieſer ſchreibt „daß ſein Aber„glaube an dieſe Reliquien (die heiligen Bücher) im „Grunde nur herzlicher Dank ſey für die Dienſte, „welche ſie ihm gethan und noch thun, troz aller „Kritik, die von der Bühne, und nicht aus dem „Loch der Grube raiſonnirt“ worinn nämlich der gefallne Menſch wie jener Prophet in der Schlammgrube ſich befindet, und aus welcher Grube jene Reliquien ihm, wie „die alten Lumpen“ dem Propheten emporhelfen.

*) Wem andre Erfahrungen noch mangeln, dem giebt allerdings der magnetiſche Rapport ein anſchaulich Beiſpiel, wie ein Lebendiges eines andern, eine Perſon

geſchieht, und einen zwar innerlich und heimlich, aber ganz natürlich vor ſich gehenden Lebensverkehr andeutet, der in der That nur dann (im gemeinen Sinne dieſes Worts) wunderbar ſeyn würde, falls er nach einem andern Geſeze ſtatt fände, was nun dagegen auch unſre ſeichten Aufklärer und moraliſchen Rumfordiſchen Armenſuppenſpender vorbringen mögen.

J. P.

---

einer andern theilhaft werden kann in der Maaſe, daß die eine Perſon der andern Sensorium und Medium der Weltanſchauung wird. — In welcher Hinſicht jener Schrifttext beſonders merkwürdig iſt, welchen die Vulgata noch treuer als die Ueberſezung Luthers giebt, und welcher (ad Hebraeos c. 3. v. 14.) heißt: Participes enim Christi effecti sumus, si tamen initium substantiae ejus (deſſen Lebenszunder oder gleichſam Kryſtalliſationskeim) usque ad finem firmum retinea-mus.

Ueber den

Einfluß der Gebirge auf die Völkergeschichte

von

Dr. Nic. Möller.

Einleitung.

Der Einfluß, den die Gebirge bisher auf die Schicksale der Völker und Reiche ausgeübt haben, ist auffallend. Die Bildung der Gebirgsvölker war fast immer eigenthümlich, und die Rolle, die sie gespielt haben, meist von anderer Art, als die der Thalbewohner. Es scheint, als ginge die Härte des Gebirgs auf die sie bewohnenden Völker über; und wenn sie nicht ganz die Eigenschaft stygischer Fluthen besitzen, von denen gefabelt ward, daß sie den eingetauchten Achill unverwundbar darstellten, so stählern sie doch auf besondere Weise ihren Bewohner, indem sie ihn über die mildere Luft der Thäler und Ebenen in eine reinere, kühlere und schärfere Himmelsgegend erheben. Die Gebirge theilen hierin die Art und Natur des Nords, dessen eigentliches Geschäft stets gewesen, seine Einwohner abzuhärten; auch bilden die

Berge oft mitten im warmen Hauche des südlichen Luftkreises, ein kleines Nord mit schneebedekten Gipfeln, und tragen auf ihren rauhen Höhen ein kriegerisches Geschlecht, das durch Arbeit und Bewegung über Schluchten und auf Klippen, kühn und stark die verweichlichten Bewohner der Ebenen als eine leichte Beute davon getragen.

Bildung des Geistes und sanftere Sitten haben im Süden früher geblühet, und erst späterhin sind die Stralen einer mildern Kultur in das kältere Nord hineingedrungen, und haben den Eispanzer, womit die Natur dortige Völker so lange umhüllete, erweichet. Diesen Nordmännern gleich, sind auch die Bergvölker südlicher Klimate länger ungebildet und roh geblieben, und sind wie wilde Berggewässer von ihren Gipfeln herabgestürzt um Thäler und Ebenen zu überfluthen.

Oft werden wir die Gebirgsvölker frei und unabhängig auf ihren Bergen wohnend finden, wann die Bewohner der Ebenen schon längst unter dem lastenden Joche des Despotismus seufzten; und oft in den abgeschiedenen Thälern, alte Einfalt, Treue und männlichen Muth antreffen, die wir anderswo vergeblich suchten. Denn wie die Gebirge, durch die sich auf ihren Gipfeln bildende Ströme, Quellen der Fruchtbarkeit und des Lebens für die Niederungen werden, so waren sie nicht selten Rüstkammer zur Erneuerung der erschlafften Völker, indem sie auf ihren Felsenhäuptern ein starkes, mächtiges Geschlecht mit Kraft und Muth für künftige Generationen nährten.

Was uns die Geschichte hierin überliefert, will ich versuchen in wenigen mangelhaften Bildern zusammenzustellen.

Asien.

Die Geschichte beginnt mit Asien. Hohe Berge bilden den mittlern Rükken dieses großen Welttheils. Zwei lange Gebirgsketten, der südliche Taurus und nördliche Altai, ziehen von Westen nach Osten durch ganz Asien, senden ihre mächtigen Aeste südwärts und nordwärts, verflechten sich mit einander, und scheiden das eigentliche Nord vom Süd. Dem Taurus im Süden liegen die reichsten, fruchtbarsten und anmuthigsten Länder der Erde; jenseits des Altai fängt die Kälte an, und weiterhin gegen Nord starret alles im Schnee und Eis. Auf der mittlern Höhe von 40 bis 50° wohnen die asiatische Bergvölker. Auf diesen hohen Steppen Mittelasiens, die zu den höchsten Strichen der Erde gehören, ziehen noch immer die alten Skythen, unter der neuern Benennung von Mogolen und Tartaren, nomadisch umher, und senden von Zeit zu Zeit ihre kraftvolle Horden als Eroberer nach Süd und West. a) Asien ist viermal so groß wie Europa, aber die Gleichheit ihrer natürlichen Bildung giebt auch ihrer Geschichte eine durch alle Zeiten gehende Aehnlichkeit, die wie umsonst su-

a) Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt. Götting. 1805. Erster Theil. p. 60 ff.

chen würden auf dem durch abgerissene Gebirge, Flüsse, Thäler und Ebenen durchschnittenen, und auf so mannigfache Weise getheilten, abwechselnden Boden Europas. Von den ältesten Zeiten her, so weit die Geschichtskunde reichet, finden wir die Einwohner der schönen Thäler und reichen Ebenen im Süden von der Wärme des Klimas und der Fülle ihres Bodens in einen sinnlichen Schlummer eingewiegt, und von Völkern aus Nord, die von den Bergen daher stürmten, wieder aufgeweckt.

Chaldäer.

Die älteste dunkle Ueberlieferung der Art spricht von dem Einbruche der Chaldäer. Die Länge der Zeit und die Kürze der Sage machen es jezt unmöglich mit Gewißheit zu bestimmen, wer diese Chaldäer waren, und woher sie kamen; so viel scheint aber ausgemacht, daß sie ein Bergvolk gewesen, wahrscheinlich vom karduchischen Gebirge zwischen Armenien und Adiabene, b) das von Norden her die Ebenen Mesopotamiens überzogen. Vielleicht waren aus diesem neuen kriegerischen Stamme die Herrscher entsprungen, welche die Babylonische Monarchie auf den Gipfel ihrer Macht und Größe erhuben. Aber in dieser Morgenfrühe der Geschichte tritt noch nichts mit Bestimmtheit aus der Dämmerung der Wahrscheinlichkeit hervor.

b) Becks Anleitung zur Kenntniß der Weltgeschichte. Leipz. 1787. Erster Theil. p. 60.

Skythen.

Zwiſchen Altai und Taurus dehnen ſich unermeßliche Ebenen, hohe Steppenländer ohne Waldung und Akkerland, aber reich an Futterkräutern. Auf dieſen hohen Ebenen zogen vor Zeiten die Skythen, wie noch heut die Mogolen und Tartaren, unter mancherlei Namen mit ihren Zelten umher. Die Volker ſind dort wie ein wogendes Meer in ſtäter Bewegung. Stämme ſtoſſen auf Stämme, eine Horde vertreibt die andere, wie die folgende Welle die vorherige, und meiſt war die Richtung ihres Laufes gegen Weſten gewandt. c). Aber in dieſem innern Drängen und Treiben ſind mancherlei Schwärme in das tiefer liegende Süd hinabgeſtürzt.

Die Maſſageten, ſo hießen die Skythen bei den Perſern, verdrängen einen Zweig ihrer Nazion von den tauriſchen Gebirgen im Süden und Oſten des kaſpiſchen Meeres; dieſer geht über den Araxes und vertreiben die Kimmerier aus ihren Beſitzungen zwiſchen der Don und Donau, deſſen Land ſie einnehmen; ein Theil von ihnen, der ſich wahrſcheinlich am Araxes und in den Gebirgen, an den Weſtufern der kaſpiſchen See niedergelaſſen d), machen von ihren Gebirgen aus einen plötzlichen, unerwarteten Einfall in Medien, und unterbrechen die Siege des Kyaxares.

Denn

c) Heeren daſ. p. 331.

d) Mannerts Geographie der Griechen und Römer. Vierter Theil. p. 86 ff.

Denn als die drei älteſten Reiche, welche die Geſchichte kennt, Babylon, Aſſyrien und Medien in blutigen Kämpfen um die Herrſcherwürde begriffen waren, etwa ſiebenzig Jahre ehe Cyrus alle alten Mächte ſtürzte, und den Thron Perſiens auf den Trümmern aller vorhergehenden Throne errichtete, als Kyaxares, König der Meden, vor Ninive lag, begierig daſſelbe zu vernichten; zu der Zeit hemmte ein ſchneller Einbruch der Skythen von den obenerwähnten Bergen die innere Zwietracht dieſer Reiche, und geboten durch ihre Dazwiſchenkunft der Herrſchſucht und Streitſucht eine Weile zu ruhen. Sie verbreiteten ſich über Oberaſien, ſchritten weſtlich durch Paläſtina bis an die Grenzen Egyptens; dort löste Pſammetich, der König, durch Geld ſein Land aus ihren Händen. Auf dem Rükwege von Egypten plünderten ſie den Tempel der Venus zu Aſkalon; Skythopolis im Erbtheile des Stammes Manaſſe, die vordem Bethſan hieß, blieb noch ein dauerndes Denkmal, daß ſie dort geweſen. Acht und zwanzig Jahre lang blieben ſie Herren im Oberaſien, bis das Klima und die Liſt des Südens die rohe Kraft Nordens beſiegten. Sie wurden zu Gaſtmählern freundlich eingeladen, und als ſie trunken worden, meuchelmörderiſch erſtochen. Ein Theil von ihnen kehrte zurük, und das gedrükte Medien kam wieder zu den alten Kräften. e)

e) Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die ganze zahlreiche Mannſchaft der Skythen auf dieſe Weiſe umgebracht

Medien.

Neben Babylon und Aſſyrien bildete ſich Medien früh zu einem der älteſten Reiche, und erhielt ſich meiſt unabhängig von den aſſyriſchen und babyloniſchen Weltbeſtürmern. Dieſe Unabhängigkeit und den kriegeriſchen Karakter des Volks und ſeiner Könige verdankte Medien ohne Zweifel ſeinem gebirgigen Boden. Schon längſt waren Babylonier und Aſſyrer auf ihren von Fruchtbarkeit überſtrömenden Ebenen f) in aller aſiatiſchen Weichlichkeit verſunken, und ſelbſt der rohere Skythe von den Reizen eines beſſern Klimas erweicht worden g), als noch die Meder in alter Kraft den rauhern Boden bewohnten, und blieben dadurch tauglich zur Züchtigung des ausgearteten Babels. „Ich will die Meder über ſie erwekken, heißt es beim Propheten h), die nicht Silber ſuchen, noch nach Gold fragen, die werden die Jünglinge mit Bogen erſchieſſen, und ſich der Frucht des Leibes nicht erbarmen, und ihre Augen der Kinder nicht ſchonen; alſo ſoll

---

worden; vielleicht ſind es nur die Häupter geweſen, das Volk ſcheint zum Theil das Land liebgewonnen zu haben, und als ruhige und kriegeriſche Unterthanen den Königen von Medien gedient; andere mögen ſich mit Beute bereichert zu ihren Landsleuten in Lydien und Parthien hingewandt haben. Allg. Weltgeſchichte. Viert. Theil. p. 36. Baumgarten.

f) Herodot I. 193. Strabo XVI.

g) Beck daſ. p. 193.

h) Jeſaias XIII. 17. 18. 19.

Babel, das Schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer umgekehrt werden von Gott wie Sodoma und Gomorra." Und anderswo vernimmt seine weissagende Seele das verworrene Geschrei zahlreicher Völker, und das Getümmel und Getöse der versammelten Königreiche der Meder und Perser, das von den Bergen herüber schallete. i).

Ganz Medien war auch größtentheils ein Bergland, und durch seine Gebirge nicht weniger als durch die Tapferkeit der Bewohner befestigt. Das mächtige Taurusgebirge sendet seine Aeste vielfältig durch dasselbe, und umschließt es von allen Seiten durch natürliche Felsenmauern. Durch Aeste des Taurus war Medien von Armenien und Assyrien in Westen, von Persis und Susiana in Süden, von Parthia und Hyrkanien in Osten, so wie vom kaspischen Meere in Norden geschieden. k)

Die Fortsetzung dieser Aeste des Taurus theilte Medien in drei Theile: Nordmedien, Atropatene und Großmedien in Suden. Diese Berge und die durch sie verursachte höhere Lage des Landes gaben Kühlung vorzüglich in Norden am kaspischen Meere, wo der Schnee bis in die Mitte des Sommers hinein auf den Bergen glänzt. In diesen nördlichen Strichen, wo der Taurus und der Kaukasus ihre Aeste in einander flechten, und ein hohes Felsenland, von jähen, zakkigten Gipfeln und tiefen Schluchten durchschnitten, bildet,

---

i) Jesaias das. Vers 4.

k) Mannert das. fünft. Th. p. 115 ff.

das von keinem asiatischen Eroberer ausser Dschingiskan je überstiegen ward, in diesen nördlichen Strichen, sage ich, und längst den südlichen Ufern der kaspischen See, arteten die Einwohner in Härte ihrem Boden nach. Die rauhen Völker, die hier sassen, bogen ihre starren, kriegerischen Nakken nie oder doch selten und kurz unter dem Scepter der Weltbeherrscher in Medien und Persien. Sie waren auch in Sitten und Herkunft von den eigentlichen Medern verschieden. l) Von hier aus verbreiteten sie, wahrscheinlich unter dem Namen von Skythen, die obenerwähnte Herrschaft über Südasien; hier fanden sie Schutz nach der durch Verrätherei von den Medern erlittenen Niederlage, und wir werden hier zuerst gewahr, was wir späterhin oft Gelegenheit haben werden zu bemerken; wie die Berge, als natürliche Burge, vertriebene und verdrängte Völker oft in ihren Schutz aufgenommen, und wie sie dem raschen Fluge der Eroberer eine Kieselseite dargeboten, an der sie zerschellet sind. Die kriegerische Nazionen, die in diesen Nordgebirgen Mediens sassen, waren von den Höhen Mittelasiens eingewandert; hier blieben sie sitzen, wenn ihre Versuche, des lieblichern Süds Meister zu werden, mißlangen, oder setzten ihren Zug westwärts fort über den Kaukasus bis in Europa. m)

---

l) Mannert daselbst.

m) Daselbst.

Die Völkerwanderung.

Es sey mir erlaubt eine Bemerkung hier einzuschalten, die strenge genommen zwar nicht hieher gehört, jedoch über manches, was in der Folge vorkommen wird, Licht wirft; nemlich über die zwei konstante Richtungen, welche die Völker in ihren Wanderungen stets beobachtet haben. Diese Richtungen sind sich durch alle Perioden der Geschichte gleich geblieben, und die Ausnahmen davon sind so gering und unbedeutend, daß sie im Ganzen und Großen als Einwendungen nicht in Betrachtung kommen können. n) Sie werden von den verschiedensten Völkerschaften ohne vorhergegangene Verabredung gehalten, und die höhere Leitung ist hier ebenso unverkennbar, wie anderswo in der Menschengeschichte. Der Mensch ist im Denken und Wollen frei, aber den Erfolg seiner Handlungen lenkt ein höherer Wille zu einem Ziele, das dem kurzsichtigen Blikke des Sterblichen verborgen steht. Die erste dieser Richtungen ist die von den ältesten Zeiten her bemerkte Bewegung des Menschengeschlechtes von Osten nach Westen; die zweite ein Herabsteigen der nördlichen Völker nach Süden. Ueber jede derselben nur wenige Worte.

Das Menschengeschlecht und die Kultur desselben sehen wir, so weit die Kunde reicht, in einem Zuge

n) Ich hoffe anderswo diesen Gegenstand weiter zu verfolgen und in sein gehöriges Licht zu setzen, wo ich denn nicht ermangeln werde, die wenigen Ausnahmen, und die Ursachen derselben zu erwähnen.

nach Westen begriffen. „Von den ältesten Zeiten her, sagt der gelehrte und geistreiche Heeren, bemerken wir ein fast periodisches Fortrükken der nomadischen Razionen nach Westen," o) und ohne dieses Fortrükken wäre Europa noch eine waldbewachsene Wüstenei. Europa bekam demnach aus Osten ihre Urbewohner, und späterhin werden diese theils von dorther, theils von Norden aus erneuert. Da nemlich im Anbeginn des Mittelalters die Wiedergeburt der europäischen Menschheit mit grossen Gährungen und Umwälzungen ihren Anfang nahm; da alte Völker, Staaten, Gesetze, Sitten in Trümmer zerfielen, alsdann quollen aus fernen Winkeln der Erde neue Völker mit fremden Namen hervor, aber allzeit waren die Wege, die sie betraten, theils von Ost nach West, theils von Nord nach Süd gewendet.

Eine neue Periode der Völkerwanderung begann mit der Entdekkung Amerikas, und hat noch nicht aufgehört. Europa, die an Asia grenzt, und mit derselben ununterbrochen zusammenhängt, hatte diesem langst bekannten, so nahe und innig verschwisterten Lande keine ihrer Bewohner wieder zurükgesandt, oder späterhin an den Küsten einige Kolonien gepflanzt, die sich im Verhältniß zum großen Asien, wie Tropfen im Meere verlieren. Kaum aber ist im fernen Westen ein neues Land entdekt, das wilde, stürmische Meere von Europa trennen, so eilen Europäer nach diesem neuentdekten Amerika hinüber, als befolg-

o) Heeren 1r Theil.

ten ſie nur dem ihnen früh eingepflanzten Triebe, und nehmen das neue, ferne Land allmählig von Pol zu Pol im Beſitz. Ihre Staaten dehnen ſich über das ganze Land aus; die nördlichen Nazionen Europens werden im Norden, die ſüdlichen im Süden vorherrſchend; und die wilden Horden, die bis dahin ſparſam genug auf unermeßlichen Landſtrichen umherirrten, verſchwinden immer mehr. Die Sitten, die Kultur und die Religionen Europas werden in Amerika einheimiſch. Wie die Sonne im Oſten aufgeht, und am Himmel ihre glänzende Bahn nach Weſten hineilt, bis ſie am Abende in die Wellen des Ozeans niederzutauchen ſcheint, ſo geht auch die Menſchheit im Oſten auf, und zieht bis an die Ufer des weſtlichen Weltmeers.

Nicht weniger allgemein, und durch alle Zeiten dauernd, ſind die Züge der Völker von Norden nach Süden. Wie die dichtere Luft kälterer Gegenden in die verdünnte Atmoſphäre der wärmern eindringt, und dieſelbe erfüllet, ſo ſehen wir auch von jeher die kräftigere Nazionen Nordens in das durch Wolluſt entkräftete Süd hinabziehen, und daſſelbe einnehmen. Die beſtimmtere Ausführung dieſer Geſetze und des Eigenthümlichen in dieſen groſſen Wallfahrten der Nazionen gehört nicht hieher; ſie können hier nur angedeutet werden. Man erinnere ſich indeß der Wanderungen der Chaldäer, Skythen, Mongolen, Tartaren, Turken in Aſien, der Kelten, Kimbrer, Teutonen, Gothen, Alanen, Wandalen, Sueven, Slaven, Hunnen, Franken, Normänner in Europa, die alle dieſe Richtungen, theils von Norden nach Süden, theils von

Osten nach Westen befolgt haben. Und sollte dereinst über Europa ein neuer Frühling aufgehen, und frische Zweige des wilden Oelbaums auf dem edlen, alternden Stamme noch einmal eingeimpft werden p), so dürften diese dem Vermuthen nach aus denen gen Nord und Ost liegenden Ländern herüber verpflanzt werden.

Mediens Bewohner. q)

Die nördlichen Bewohner Mediens waren demnach aus Osten und dem höhern Norden eingewandert. Es sassen zwischen öden und rauhen Gebirgen am kaspischen Meere, durch das heutige Dilem und Gilan, die Kadusier und Geler, rauhe, kriegerische Völker, die früher als Tartaren auf den offenen Steppen treffliche Reuter und Bogenschützen gewesen; izt waren ihnen zwischen den Gebirgen die Pferde unbrauchbar geworden; sie blieben aber dennoch ein tapferes Fußvolk, und waren vermuthlich das wichtigste Volk in der erwähnten skythischen Ueberschwemmung; in einzelen Haufen geschlagen, behaupteten sie immer ihre festen, unbezwinglichen Sitze in den Gebirgen. Die Kaspier lebten frei auf ihren Bergen bei Ardebil und Marend. Die Marder waren von den östlichen Gebirgen aus Baktrien hergekommen, ein rohes unabhängiges Volk: izt wohnten sie arm und in völliger

p) Stollbergs Kirchengeschichte. 6r Theil. p. 401.

q) Mannert 5r Theil. p. 126 ff.

Freiheit in den rauhen Gebirgen an der südlichen Küste des kaspischen Meers im heutigen Mazanderan. Kein persischer Monarch hat je ihre Berge betreten. Sie waren das Hauptvolk der Südostküste wie die Kadusier in Südwest. So wie die Gebirge niedriger werden, verliert sich die Unabhängigkeit der Völker. Die Tapurer in den niedrigern Gebirgen zwischen Parthien und Armenien stunden in der Folge unter einem persischen Statthalter.

Weiter gen Süden im mittlern Theile von Medien gründete Atropates auf die sein Land umgebenden Berge seine Unabhängigkeit von der macedonischen Herrschaft, und gab diesem Theile von Medien einen Namen, den es mit der Unabhängigkeit von den umgebenden Fürsten in der Folge noch lange beibehielt. Er war aber selbst nur dem Scheine nach Beherrscher der die Berghöhen ringsumher bewohnenden Völker.

Der südlichste und größte Theil von Medien, das sogenannte Großmedien, itzt Irak Adschemi, ist rings von Bergen umschlossen. Diese umfangen in ihrer Mitte schöne Thäler, die sie mit Quellen von ihren Höhen tränken, welche, durch Menschenhände umhergeleitet, reiche, blühende Fluren erzeugen. Nur durch die schwer zugänglichen kaspischen Pässe in Osten, und zagrischen in Westen war den Parthern und Assyrern der Zutritt zu den gehegten Thälern geöffnet. Hier wohnten die eigentliche Meder, deren Sitten uns anfänglich als sehr roh beschrieben werden. Sie vergifteten ihre Pfeile, ihre Bündnisse werden mit Blut besiegelt; ihre sterbende Verwandten geben sie den Hun-

den zu zerreissen, und die vom Propheten oben angeführte Stelle scheint zu sagen, daß sie bei der Einnahme Babylons nicht viel milder geworden.

Babylon, Assyrien und Medien.

Von den medischen Bergen steigt man westwärts hinab auf einer weiten Fläche, die sich gen Abend bis in die brennende Sandmeere Arabiens hinein erstrekken; im Süden bespühlt der persische Meerbusen die Ufer, im Norden wird sie von Bergen Armeniens begrenzt. Auf diesen Bergen entspringen zwei herrliche Flüsse, der Euphrat und der Tigris, die mit mächtigen Windungen die weiten, offenen Ebenen durchströmen. In den Sommermonaten, wenn der Schnee auf den Bergen Armeniens schmilzt, schwellen die Flüsse und ergiessen ihre Gewässer auf die Ebenen, die sie zwischen sich fassen. Hier sah es in der Vorzeit ganz anders aus als izt. Gärten grenzten an blühende Gärten; Palmen dekten die Auen, Weiden kränzten die Flüsse, Cypressen schatteten die Gräber; das Getreide trug zweihundert fältig; Oel floß vom Sesam, Wein von Armenien. Auf diesen von Strömen, Flüssen, Kanälen, Bächen gekühlten und getränkten Fruchtgefilden wohnte vormals ein frühe kunstreiches Volk. r) Die babylonische purpurne Gewände, ihre fein gewebte Leinwand, Stikkereien und künstlich geschnittene Steine wurden im ganzen Morgenlande ge-

r) Heeren das. 1r Theil Babylonien.

ſucht; aber der Deſpotismus der Könige, und die üppigen Sitten des Volks von allen Geſchichtſchreibern verabſcheuet. Unzucht war Gottesdienſt; alle Sittſamkeit wurde bei den ſchwelgeriſchen Gelagen Preis gegeben; Weiber und Töchter für Geld den Fremden hingegeben. a)

Es läßt ſich hiegegen einwenden, und iſt auch zu vermuthen, daß dieß im Anfange nicht alſo geweſen; daß aber Sittenverderbniß ſehr frühe in Babylon und Aſſyrien eingeriſſen, läßt ſich, wie mir däucht, daraus errathen, daß keine Sage von der Mäſſigkeit und Nüchternheit dieſer Völker durch irgend eines Schriftſtellers Feder zu uns herüber gelangt. Die Propheten ſchildern ſie mit denſelben Farben, wie weltliche Geſchichtſchreiber, und ſehr verſchieden von den Medern; und doch grenzt Medien unmittelbar an Aſſyrien; der Berg Zagres machte die Grenze zwiſchen beiden; aber Medien iſt ein Bergland, Meſopotamien eine weite, warme Ebene, und daher, wie ich glaube, der Unterſchied in den Sitten zwei benachbarter Völker; jene ſiegen und dieſe werden beſiegt.

Aber auch die Meder wurden von den Reizen der Sinnenluſt bezaubert, und die Sitten gingen unvermerkt aus roher Wildheit in weichliche Ueppigkeit über. Wann dieſes geſchehen, und der Anbeginn des Ueberganges von Härte zur Wolluſt, iſt noch nicht ausgemittelt. Wahrſcheinlich ging dieſe Epoche der Vereini-

---

a) Herodot I. 199. Allgem. Weltgeſchichte. 3r Theil. p. 667 ff.

gung mit den Perſern vorher; denn ſie ſcheinen früher als dieſe auf Verfeinerung Anſpruch gemacht zu haben, t) und die Umänderung der Lebensart mag wohl den Grund zum Uebergewicht der Leztern gelegt haben. Allmählig iſt der Luxus höher geſtiegen, und die weichen Gewande und weichliche Sitten der Meder ſind im Alterthume ruchtbar worden. Die Meder treten als gebietendes Volk für immer von der Schaubühne ab, und die Perſer erſcheinen an ihrer Stelle.

Das Land Perſien.

Jenſeits der ſchwühlen Ebenen Meſopotamiens und des reiſſenden Tigris erheben ſich gegen Morgen hohe Gebirge vom mächtigen Stamme des Taurus entſproſſen; die Alten nannten ſie Klimax oder die Leiter. Sie ſind eine Fortſetzung der Scheideberge, die auch Medien von Aſſyrien abſondern. An dieſer Gebirgsmauer brechen ſich die Wogen Roms, der Weltherrſcherinn, und jenſeits derſelben haben die kriegeriſche Römer nie feſten Fuß faſſen können; vielmehr wehten die ſpätern Parther von derſelben einen Schrekken herab, welcher bis in das Herz des römiſchen Staats hinein Schauer erregte, daß die ſtolzen Häupter auf dem Kapitol bebten. Denn eine höhere Hand bauet den Völkern Ufer, über welche ſie nicht hinaus können.

Wenn ein Reiſender dieſe Mauer erſtiegen, betritt er Perſiens Berge und liebliche Thäler. Die

t) Mannert daſ.

Luft wird reiner und kühler, ſelten trübt eine Wolke das heitere, tiefe Blau des Himmels; ja ſelbſt des Nachts iſt die Luft ſo lauter, daß man beim Sternenſcheine leſen kann. u) Aber die Palmenwälder und Orangenhaine Babyloniens ſind verſchwunden, und man findet ſie erſt in den heißen Strichen am perſiſchen Meerbuſen wieder. v) In Irak und Diarbek dem alten Chaldäa und Meſopotamien kennt man den Winter nicht, in Perſien iſt er oft ſtreng und anhaltend; der Schnee dekt oft über ſechs Monate die nördlichen Berge, und das Maulthier ermüdet auf Reiſen im Schnee. w)

Perſien iſt im Ganzen hochgelegen, und Berge ziehen in mancherlei Richtungen durch das Land. Im Norden, wo es an Irak Adſchemi grenzt, ſind die Gebirge häufiger und gedrängter, und die Thäler höher. Aber dieſe Thäler ſind dennoch fruchtbarer und reizender als irgendwo. Zahlloſe Blumen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgeruchen, und Perſiens Blumenpracht iſt berühmt; unabſehbare Reihen von Obſtbäumen erheben ſich in den weiten Gärten, ihre Früchte ſind ſuſſer und ſchmakhafter wie in Europa; die Traube ſchwillt zu einer hier ungekannten Größe; das Zukkerrohr gedeiht.

---

u) Olivier voyage dans l'Empire Othman, l'Egypte et la Perse.

x) Olivier.

w) De la Valles Reiſen.

Perſiens Gebirgsvölker. x)

So reich und reizend war nicht Perſiens urſprüngliche Geſtalt. In rauhen Gebirgen zwiſchen Suſiana und Medien haußten die wilden kriegeriſchen Elymäer, ein Schrekken ihrer Nachbarn rings umher; ſie und die benachbarten Bergvölker behaupteten lange ihre Unabhängigkeit. Die Grenzgebirge Perſiens gen Suſiana hielten ſüdlicher die Uxier beſezt, und dehnten ſich aus bis in die Ebene. Die Uxier der Ebene gehorchten als ruhige Akkerleute den Befehlen perſiſcher Könige; ihre Brüder im Gebirge plünderten in geſezloſer Unabhängigkeit die umliegende Oerter, und zwangen die Könige, durch Geſchenke von ihnen Ruhe zu erkaufen.

Die den Uxiern verwandte Koſſäer wohnten denſelben in Nordweſten, und beſezten den ſüdlichen Abhang der Grenzgebirge gegen Medien, deren nördlichen Abhang die Elymäer inne hatten. Sie nahmen an den Rauberzügen der übrigen Gebirgsvölker gemeinſchaftlichen Antheil; und alle ſicherten durch gegenſeitige Unterſtüzung ihre Unabhängigkeit. Die Koſſäer ſollen die Stammväter der Kurden ſeyn, die noch frei und räuberiſch in dieſen Gebirgen umherſchweifen.

Auf dem Bergrükken, der das eigentliche Perſien von Medien trennt, wohnten die Paratäken und lebten vom Raub wie ihre Nachbarn.

---

x) Mannert 5r Theil. p. 487 ff.

Die Perſer.

Hauptvolk des Landes waren die Perſer, die, einmal aufgetreten, der Geſchichte nie wieder aus den Augen verſchwinden. Als Perſer unterjocht, kehren ſie herrſchend als Parther wieder, über dieſe ſiegen abermal die Perſer; und nach jeder Umwälzung ſtehen die Perſer wieder da, und ſind noch von den Türken gefürchtete Nachbarn. Babylonier und Aſſyrier ſind längſt vergangen und dahin, und ihre Stätte kennt ſie nicht mehr; Türken haben gebauet an den Ufern ihrer Ströme; ihre ſonſt reich bebaueten Felder liegen jezt wüſte, zwiſchen einzelen, weit entlegenen, kümmerlichen Dörfern lagern ſich auf den öden, verbrannten Flächen umziehende Araber mit ihren Gezelten. Woher dieſe auffallende Ungleichheit zwiſchen Völkern, die ſonſt nachbarlich wohnten? mancherlei Urſachen mögen mitgewirkt haben, aber unverkennbar iſt der Einfluß, den die Natur der Länder dem Karakter ihrer Einwohner mittheilt. Die Gebirge Perſiens haben ihren Bewohnern Feſtigkeit und langen Beſtand verliehen, während die ſchwülen Ebenen Meſopotamiens die Seinige durch Weichlichkeit auflösten. Aber an dem allen iſt nicht Natur oder Klima Schuld, ſondern der Menſch, der die Vorzüge deſſelben misbraucht, und die rächende Gerechtigkeit herbeiruft.

Lernen wir nun die Perſer in ihrer älteſten Geſtalt kennen. Schon waren die Babylonier in einer Reihe von vierzehn Jahrhunderte alle Grade der Bil-

dung und Verbildung bis zur höchsten Ausartung durchgewandert, als neben ihnen ein munteres, thätiges, mit den Vorzügen und Fehlern der Kultur fast ganz unbekanntes Volk auf heitern Bergen wohnten. Dieß waren die Perser, die dazu ausersehen waren, ein Reich zu zerstören, das, in schlaffer Weichlichkeit versunken, nur Früchte des Verderbens trug, und aus dessen Händen für ein Paar Jahrhunderte die Zügel der Herrschaft über Westasien zu nehmen. Daß die Perser vor der Erweiterung ihrer Macht noch wenig verfeinert, davon gibt uns die Geschichte viele Winke. „Ehe sie die Lyder bezwangen, sagt Herodot, haben sie nichts, was köstlich ist, besessen.“ Selbst der König kleidete sich in Thierfelle, weil sie die Verfertigung feinerer Zeuge nicht kannten. Sie lebten von den natürlichen Erzeugnissen ihres Landes; ihr Getränk war Wasser; sie hatten weder Feigen noch andere niedliche Speisen. y) Krieg und Jagd waren wie bei allen rohen Völkern ihre Hauptbeschäftigungen. z) Wie die alten germanischen und gallischen Völkerschaften, legten sie ihre Schwerdter, Bogen und Köcher niemals ab; sie waren stets gerüstet, selbst in den Versammlungen des Friedens, wenn sie zu Berathschlagungen zusammen kamen, welches bei den Römern unter Todesstrafe verboten war, und in keinem wohlgeordneten Staate geduldet werden darf. Sobald sie Waffen tragen konnten, waren sie Soldaten;

y) Herodot I. 71.

z) Strabo 15. Buch.

ten, und zur Kriegszeit waren alle unter Todesstrafe verbunden bei ihren Fahnen zu erscheinen. Sie hatten weder Söldner noch stehende Heere; das ganze Volk war ein stets gerüstet Heer. Nach beendigtem Kriege kehrte jedermann mit seinem Antheile von der Beute zurük.

Wie noch jezt die rohen Tartaren, übertrafen sie damals alle Völker in der Reitkunst, sassen auch unablässig auf ihren trefflichen Pferden, als wären sie denselben angewachsen; zu Pferde liessen sie sich öffentlich sehen; zu Pferde erschienen sie in den Rathsversammlungen; zu Pferde besuchten sie ihre Freunde; und noch jezt, nach mehr als 2000 Jahren, sendet der Wirth seinem vornehmen Gast ein reich angeschirrtes Pferd, um ihn zum Mahle abzuholen. a)

Nur ein wenig gebildetes Volk konnte darauf verfallen, die Volksmenge ihrer Armeen zu messen. Sie drängten 10000 Mann auf einen engen Raum beisammen, und führten einem Graben umher. Nachdem diese abgetreten, liessen sie ihre Stelle von einer neuen Schaar einnehmen, bis das ganze Heer in Massen von 10000 Mann zusammengezählt war. Sie hielten, wie die rohen nordischen Völker Europens, diejenigen für selig, die im Kriege fielen; und wie diese, rathschlagten sie bei ihren Trinkgelagen über die wichtigste öffentliche Gegenstände, jedoch wur-

a) De la Vallee Reisen.

de die Sache noch einmal am folgenden Tage nüchtern erwogen. b) Wie die rohen germaniſchen Stämme vertraueten ſie in ihren Kriegen einzig ihrer Tapferkeit, und verſchmäheten alle Kunſt und Klugheit; und eine Folge dieſer alteingewurzelten Gewohnheit ſcheint das Misgeſchik geweſen, welches die Perſer in den Kriegen nach Cyrus verfolgte, wo oft zahlreiche Völkermaſſen, theils durch die Unbeſonnenheit der Herrſcher, theils durch die mit Liſt und Klugheit gepaarte Tapferkeit der Feinde aufgerieben wurden. Ich erinnere nur an die unüberlegte Unternehmungen des Kambyſes gegen die Aethiopen und den Tempel des Ammon, wo die Wüſte ſeine Heere verſchlang; des Darius gegen die Skyten und Griechen, und an den Untergang der zahlloſen Völker des Xerxes, die in den Netzen der Griechen gefangen und getödtet wurden. In den Weiſſagungen Daniels wird die perſiſche Monarchie einem Bären verglichen, einem ſtarken aber plumpen Thiere. c)

Zulezt will ich noch die vielgeprieſene Religion der Perſer berühren. Dieſe mit ſo vielen Streifen des wahren Lichts durchwebte Ueberlieferung d) trägt noch in ihrem jezigen geiſtreichen und künſtlichen Bau

---

b) Dieſe und noch mehrere Familienzüge, worin die alten Perſer den germaniſchen und galliſchen Völkerſchaften glichen, findet man geſammelt in einem lehrreichen und unterhaltenden Werke: Pelloutier histoire de Celtes.

c) Daniel VII. 5.

d) Zendaveſta, Kleukers Ueberſetzung.

viele Spuren des alten Wahns aller rohen Völker, die faſt alle Elemente vergöttern, und alles, was bewegt iſt, für belebt hält, und Licht, Luft, Flüſſe und Haine begeiſtern. Dieſes war auch die älteſte Religion der Griechen, und ein ſolcher Elementendienſt und Verehrung der Natur iſt ſehr vielen Wilden gemein, bei denen der Flug der Einbildungskraft noch durch keine Reflexion oder höhere Einwirkung gebrochen worden. e)

Daß ſie ſich endlich ſo bald der Bildung fremder Völker anſchmiegten, wie in Kleidung, Luxus, und vielleicht der Sprache den Medern; in Waffen den Egyptern; in Laſtern den Griechen, ſcheint auch zu bezeugen, daß die Perſer, ehe ſie Weltherrſcher wurden, noch kein verfeinertes Volk von eigenthümlicher Bildung geweſen. f)

Dieſes waren die alten Perſer, nach den Zügen, die uns von ihnen ſind überliefert worden; und dieſes Naturvolk wohnt dicht neben den in allen Künſten grau gewordenen Babylonier und Aſſyrier; jene aber auf und zwiſchen Bergen, dieſe auf weiten Ebenen.

Cyrus.

Die Perſer, ein rohes entweder ganz oder dem gröſſern Theile nach nomadiſirendes Gebirgsvolk, brei-

e) Vergleiche Eichhorns Weltgeſchichte.

f) Allgem. Weltgeſchichte 4r Theil. p. 109 ff. Mannerts Geographie. p. 503.

tete sich mit reissender Schnelligkeit aus, und unterwarf sich die sämmtliche Länder des südlichen Asiens mit Ausnahme der arabischen Halbinsel bis zum Indus und Jaxartes. g)

Führer des Volks war der als Held und Staatsmann gleich geschäzte Cyrus, dessen Geschichte sich in dasselbe Dunkel verliert, womit sie anfängt. Ich gestehe, daß ich die Erzählung Herodots von dem Ausgange der Eroberungen des Cyrus wahrscheinlicher, dem Karakter des Eroberers und der Lage des Reichs angemessener finde, als die des Xenophon; auch hat sie die Menge der Stimmen für sich, da die mehresten Geschichtschreiber einstimmig bezeugen, daß Cyrus zulezt an den nördlichen Gebirgen des Taurus in einer Unternehmung gegen die Massageten oder Skythen gescheitert sey. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein so glüklicher Eroberer wie Cyrus von selbst den Flug seiner Eroberungen, mitten im glänzenden Erfolge derselben, sollte gehemmt haben, um so mehr, da ein alter Groll zwischen Medien, jezt einer Provinz Persiens, und den Skythen obwaltete, die nicht lange vorher den oberwähnten Einbruch gemacht hatten; auch mochte er wohl Ursache gehabt haben, die Grenzen seines Reichs von dieser Seite sichern zu wollen, da ein neuer ähnlicher Ueberfall und Störung des Reichs von diesen Bergen her sehr zu befürchten wäre. h) Demnach scheint das fruchtbare

---

g) Heerens Ideen 1r Theil. p. 177.

h) Allgem. Weltgeschichte 4r Theil. p. 184. Baumgarten.

Taurusgebirge den Eroberungen und dem Leben des Cyrus Grenzen geſezt zu haben.

Verhältniß der unterjochten Völker.

Die Natur ſelbſt ſcheint dem weitläuftigen Gebiet der Perſer ſeine Grenzen abgeſtekt zu haben. Im Norden thürmt ſich die kaukaſiſche Gebirgskette, und bildet mit dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere eine natürliche Grenze. Im Weſten floß das Mittelmeer, und alle Verſuche der Perſerkönige jenſeits der Meerenge in Europa hinein, das Reich zu erweitern, mislangen immer, und ſchlugen zulezt zum eigenen Verderben des Reichs aus. Beſſer gelang das Unternehmen gegen Egypten, aus Urſachen, die ich bald berühren werde, aber darüber hinaus lagern ſich furchtbare Wüſten, die den Kambyſes zwangen von weitern Vordringen abzuſtehen. Aehnliche unwegſame Wüſten ſcheiden die arabiſche Halbinſel und deſſen glükliche Küſtenländer von Perſien und dem übrigen Aſien; weiterhin dehnt ſich der perſiſche Meerbuſen und das wüſte Weltmeer, im Oſten ſchlängelte ſich der Indus.

Die vielen Länder, die dieſe entlegene Grenzen umfaßten, waren von den verſchiedenſten Völkern bewohnt, und das Verhältniß der Abhängigkeit dieſer Völker vom herrſchenden Staate waren auch ſehr verſchieden, und die Gebirge ſcheinen auch hier ihre Bewohner über den Dunſtkreis der perſiſchen Gewalt in eine höhere Region der Freiheit zu erheben. „Es

iſt daher eine gewöhnliche Erſcheinung, daß wir mitten im perſiſchen Reich freie Gebirgsvölker erblikken, oder ſolche, über denen die Herrſchaft der Perſer ſchwankend und ungewiß war.“ i) Freie Gebirgsvölker finden wir in den Bergen Ciliciens im gebirgigten Lycien, in Bithynien, Paphlagonien und Pontus. k)

Egypten.

Als ein Land, das ſeit Kambyſes faſt ununterbrochen eine Provinz der perſiſchen Monarchie ausmachte, möchte Egypten hier eine Erwähnung verdienen; noch mehr aber um des auffallenden und eigenthümlichen Karakters wegen, des Landes ſowohl als Volkes, welcher faſt in jeder Rückſicht einen Gegenſatz bildet mit dem Karakter der Völker, die auf Höhen und Gebirgen wohnen. Nicht leicht findet man ein Land wie Egypten, das in ſeinem ganzen Umfange ein einziges, langes von Bergen dicht eingeſchloſſenes Thal bildete, und die Egypter haben ſich auch als Einwohner eines üppigen, abgeſchloſſenen Thales auffallend vor andern Völkern ausgezeichnet. Ich möchte nicht behaupten, daß die ganze Eigenthümlichkeit Egyptens von dieſem einzigen Umſtande ſeiner Lage abzuleiten wäre; daß aber die Thalbildung Egyptens auf die Geſchichte des Volks

i) Heeren daſelbſt.

k) Daſelbſt.

wesentlich eingewirkt, dieses wird ein flüchtiger Vergleich mit den Gebirgsvölkern am besten zeigen. Auf den Gebirgen fanden wir meist freie, unabhängige Völker; und in Egypten reicht die Geschichte der Könige bis in die älteste, dunkelste Vorzeit hinauf; endlose Dynastien alter Herrscher laufen neben einander, verwirren sich in einander, und bilden ein nie ganz zu ordnendes Chaos; die riesenhafte Denkmäler Thebens und anderer Städte in Oberegypten zeugen noch vom hohen Alterthum mächtiger Reiche, deren Hauptstädte sie gewesen. Die Gebirgsvölker blieben lange roh, von Sitten wild, in Künsten und Wissenschaften fremd, und nirgends zeigt sich uns in Gesetzen, Künsten und Gelehrsamkeit eine höhere Bildung im tiefesten Alterthume als in Egypten. Die Gebirgsvölker endlich beweisen sich meist hart, kriegerisch und raubluſtig, oft unstät und nomadisch; der Egypter hingegen ernst, und in sich gekehrt; war dem Ausländer so verschlossen, wie das enge Thal, das er bewohnte. Raubluſt dürfen wir schwerlich dem alten Egypten beimessen; denn nie scheint es in der Urzeit nach dem Besitze fremder Länder gelüstet zu haben, und die seltsame, märchenhafte Geschichte des Sesostris wird wohl billig als Dichtung bei Seite gesetzt. Wenigstens haben die alten Egypter nie als Eroberer in der Geschichte geglänzt. Das Dunkel, welches so undurchdringbar auf der alten Geschichte Egyptens ruhet, beweißt, wie wenig Verkehr sie mit Fremden gehabt haben, und nirgends erzählen die historischen Sagen oder Jahrbücher irgend eines Volkes oder Landes von einer Zeit, da es eine

Provinz Egyptens gewesen; und das alte, völkerreiche Egypten steht so einzig als unkriegerischer Staat neben allen den erobernden Reichen des Alterthums, neben Babylon, Assyrien, Medien, Lydien, Persien. Ja die spätere, hellere Geschichte des Landes legt den unkriegerischen Karakter des Volkes deutlich genug vor Augen. Durch Hülfe eines Häufleins Ausländer, griechischer Fremdlinge, die zufällig an Egyptens Ufer landen, besiegt der verwiesene Psammetich alle Mitregenten des ganzen Egyptens, wo die Menschenmasse so zahlreich, welches kaum würde möglich gewesen seyn, wenn die innere kriegerische Verfassung des Landes vollkommener, die Truppen tapferer und geübter gewesen. Diese fremden Krieger scheinen zuerst in Egyptens Herrscher die Eroberungslust angefacht zu haben; denn von nun an äussern die Könige einen Eroberungsgeist, den wir sonst nicht gewohnt waren, in ihnen zu finden. 1) Aber wie unerfahren und gleichsam kindisch in der Kunst Eroberungen zu machen, zeigt sich nicht eben dieser Psammetich. Beherrscher des ganzen völkerreichen Egyptens, das nicht lange nachher unter Amasis zwanzig tausend starkbewohnte Städte aufzuweisen hatte, braucht dieser so mächtige König neun und zwanzig Jahre, um die einzige Stadt Azatus zu gewinnen. Von nun an verliert sich der Urkarakter der Egypter immer mehr; griechische Fremdlinge lassen sich nach dem Wunsche der Herrscher in Egypten nieder, und die alten Krieger verlassen unwillig ein Land, das vielleicht mit Recht ihre Verdien-

1) Heeren 2r Theil. Egypten.

ſie verkannte, und wandern aus nach Ethiopien. Indeß iſt Neko, Sohn und Nachfolger des Pſammetich, durch Hülfe krieggewohnter Fremdlinge im Kriegführen glüklicher und geſchikter als ſein Vater. Er ſchlägt die Syrer bei Magdolus, erobert Jeruſalem, und überſchwemmt Syrien bis zum Euphrat; aber bald macht Babylons ſiegreicher König Nebukadnezar ſeinen raſchen Fortſchritten Einhalt, und verweißt den Egypter auf ſein Land, von dem er nie hätte ausgehen ſollen; und unter ſeinem Nachfolger Apries wird das ganze Egypten von demſelben Nebukadnezar verheert. Bald lokten die Reichthümer und der Wohlſtand des Landes die ſiegreichen Perſer in Egypten hinab, m) und durch eine einzige glükliche Schlacht ſezt ſich Kambyſes im Beſiz des ganzen Reiches; und von dem an winden ſich die Egypter vergeblich, um ſich aus den Banden der perſiſchen Monarchie heraus zu winden, und waren ſelbſt durch die vielfache Hülfe der tapfern, freien, den Perſern ſo weit überlegenen Griechen nicht im Stande, ihre Unabhängigkeit dauerhaft zu behaupten. Immer unterlagen die Thalbewohner Egyptens den Herrſchern von den perſiſchen Bergen her. Die kriegeriſche Seite, die Egypten ſpäter unter den Ptolomäern zeigte, gehört nicht in die eigentliche Geſchichte des alten Egyptens. Das Land war jezt von Fremdlingen regiert, und mit Fremdlingen erfüllet, und der Karakter des Volks durch dieſe fremdartige Einmiſchung je mehr und mehr verwiſcht und unkenntlich geworden. Hat aber der falſche, gleißneriſche Nimbus des Eroberers und Verhee-

m) Heeren daſelbſt.

rers das alte Egypten nie umzogen, so hat dafür das Urvolk ſich wahrhaft groß und voll unerſchöpflicher Kraft im Innern und auf dem eigenen Boden gezeigt. Nicht auf Pergament beſchrieben, ſondern in Granit gehauen, ſtehen die uralten Denkmäler da, und lehren uns ein Volk kennen, das ſeine Kräfte nicht in eiteln, auswärtigen Eroberungen, die ſelbſt dem ſiegenden Staate ſo ſelten frommen, verſplittert und verſchleudert hat. Mag es auch ſeyn, daß dieſe Kunſtwerke dem Stolze der alten Könige fröhnten, die durch ſie im Munde der Nachwelt unvergänglich zu leben hofften, und nicht vielmehr von alter, tiefer Religioſität erzeugt wurden; ſo bleiben ſie doch unſterbliche Dokumente von der hohen Kraft und großen Denkart der Urwelt, und erregen unzerſtörbar und unnachahmlich von Geſchlecht zu Geſchlecht bei der geſchwächten Nachwelt Staunen und unauslöſchliche Bewunderung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kritiſcher Beitrag

zu den

Beweiſen der Unächtheit der ſämmtlichen Fabeln des Phädrus.

Von

B. J. Docen.

An Herrn K. Haſe in Paris.

In der Geſchichte der altrömiſchen Literatur möcht' es wol keinen ſchwierigern und verwickeltern Gegenſtand geben, als die feſte und ſichere Anſicht jenes Fabeldichters, für den ſchon frühzeitig unſre Jugend durch Rollin's, Batteux's und A. Lobesworte eingenommen wird, während die höhere Kritik zu dieſer willigen Selbſtüberredung der Lehrer und Lernenden vielleicht lächelt, und hier Fragen aufſtellt, deren Beantwortung, da ſie ſo endloſe Verwickelungen herbeiführt, zur Zeit in der That nicht die angenehmſte Aufgabe ſcheinen kann. Ob irgend eine Schrift einem ſonſt bekannten Auctor zu- oder abzuſprechen ſey, ob daſſelbe Denkmal, wie die römiſche Geſchichte des Florus, *) einer früheren oder ſpäteren Periode ange-

*) Die ſpäte Entdeckung über das frühere Zeitalter des Florus verdankt die Literatur einem öſterreichiſchen

höre, davon ist hier nicht die Rede; es kömmt hier auf ein förmliches Seyn oder Nichtseyn an; es gilt die ganze Existenz eines Dichters, von dem seit 1596. geglaubt wird, daß er unter August gelebt, und unter seinem Nachfolger diese V. Bücher lateinischer Fabeln uns hinterlassen habe, welche zwei Jahrhunderte hindurch den Fleiß so vieler Gelehrten beschäftigt haben. Endlich aber müßte doch einmal der Stein des Anstoßes, und der böse Zweifel entschieden gehoben werden, dem seit Joh. Fr. Christ's Hindeutungen (Prolusio de Phaedro ejusque fabulis, Lips. 1746.), der früheren Rüge des rechtsinnigen Pet. Scriverius zu geschweigen, nicht mehr auszuweichen ist. Zwar würde die ganze Frage mit einmal beendet seyn, wenn ein völlig genügendes Urtheil über die Handschriften des Pithou, der Reims'er Bibliothek und des Pet. Daniel (schedae regiae mitunter genannt?) dargelegt würde. Aber, wie es heißt, sollen für uns alle diese Urkunden verloren seyn, so daß es scheint, als ob Zufall oder Absicht hier mit einander im Bunde gestanden, uns in diesem Labyrinth von Zweifeln festzubannen. So lange jedoch noch er-

---

Schriftsteller, Hrn. Titze. Die Schlußworte des Florus reden von August in der gegenwärtigen Zeit, welchen Wink keiner von allen Herausgebern verstanden hat. Zu Titze's Beweisgründen gehört noch der Umstand, daß der Verfasser I, 16. bei der Beschreibung Campaniens auch Herculanum und Pompeji anführt, ohne die mindeste Rücksicht auf ihren Untergang.

laubt ist, gegen die Angabe eines so sonderbaren Verlustes mistrauisch zu seyn, möchte jede Untersuchung zur weiteren Beleuchtung dieses Gegenstandes, als vorbereitend, mit Dank angenommen werden. Ueberhaupt, glaube ich, würd' es in dieser Sache ein gleiches Verdienst seyn, das classische Zeitalter des Phädrus, oder, gegentheils, seine um vierzehn Jahrhunderte spätere Unterschobenheit, erwiesen zu haben. Den Gewinn freilich würde Jeder höher rechnen, wenn dargethan werden könnte, jene Fabeln seyen ein Denkmal des Zeitalters des Tiberius.

Sie, mein geehrter Freund! befinden sich in der Lage, an dem Orte, daß der Wunsch nicht unfüglich scheinen kann, von Ihrer Mitwirkung eine unmittelbare, Alle sicherstellende Entscheidung jener Frage sich zu verheißen. Die von Cassiti unlängst edirten neuen Fabeln haben auch in Frankreich Theilnahme erregt, und so möchten denn die französischen Gelehrten zu weiteren Untersuchungen über die Aechtheit des Phädrus genugsam vorbereitet seyn, wenn es ihrer würksamen Handbietung zur Aufsuchung und Vorzeigung der erwähnten Handschriften bedürfte. Mir selbst würde es ungemein lieb seyn, zur Ausmittelung der ganzen Frage etwas beizutragen, sowol um der Sache selbst willen, als hinsichtlich der Achtung, die unser Christ (auch wenn er Unrecht hätte!) mir zu verdienen scheint. — Es sind mancherlei kleine Bemerkungen, die in diesen Streit gehören, zu denen ich neulich beim Lesen der Phädrischen Fabeln und der akademischen Schrift Christ'ens veranlaßt wurde. Was davon unter gewissen allgemeinen Gesichtspunkten sich zu-

ſammenfaſſen läßt, theile ich Ihnen gegenwärtig mit, ohne mich eben an die genaueſte Ordnung zu binden. Ich wünſche ſehr, daß Sie dieſen Anſichten eine nähere Prüfung ſchenken mögen; grade in Frankreich, der Heimath aller jener Handſchriften, hat man bisher (ſo viel ich weiß) ſogar die Möglichkeit einer Unterſchobenheit des ganzen Phädrus durchgängig ignoriert, und im Grunde hat man es ja auch in Deutſchland nicht viel anders gemacht. Die Theorie des thieriſchen Magnetismus ſuchten, dort wie bei uns, die Phyſiker wenigſtens zu widerlegen; Chriſt dagegen fand bei den Philologen ſo wenig Theilnehmer als Widerleger. Ob durch die folgenden Sätze ihm eine bedeutende Stütze gewonnen ſey, mag bis zu weiterer Entſcheidung dahin geſtellt bleiben; übrigens behalte ich im Einzelen mir noch Mehreres zu ergänzen vor, da mir dermalen verſchiedene Hülfsmittel fehlten, u. a. die neueſte Ausgabe von Hrn. Schwabe. — Meine Sätze (ein ſchwächeres Für und ein ſtärkeres Wider) wären folgende.

I. Was den materiellen Beweis hier gründet; ſo ſpricht zuerſt für die Alterthümlichkeit unſers Phädrus die Art, wie Marqu. Gudius von der Handſchrift der Reims'er Bibliothek redet, welche er, wie ſo manche andre alte Manuſcripte dieſer und andrer Bibliotheken, in Händen gehabt, weßhalb er, im Fall ſie erſt ſeit 1450. geſchrieben wäre, dieſe neuere Herkunft doch wol bemerkt haben würde. Allein bei ihm iſt die Handſchrift auf Pergamen und alt. Freilich iſt die gültige Entſcheidung in ſolchen Dingen jenen Zeiten nicht zuzueignen; den früheren iſt hier noch weit we-

niger zu trauen; wer möchte deßhalb die Angabe eines Pithous als Beweis hier anführen? Wenn also Perotto dieſe Fabeln dichtete: ſo konnte er, den Betrug zu decken, wol auch für Pergamen und nachgeahmte alte Züge ſorgen, die aber zuverläßig izt kein geübtes Auge nur Minuten - lang täuſchen würden.

II. Die inneren Gründe für das wirkliche Alter des Phädrus ſind zunächſt, einmal die zerſtreuten kleinen Züge einer tieferen Kenntniß des alterthümlichen Lebens, als man ſie einem Auctor um die Mitte des XV. Jahrhunderts zutrauen möchte; ſodann der in andern alten Scribenten gar nicht gewöhnliche Gebrauch mancher Wörter und Formen, der, ohne einzele verſteckte Stellen älterer Auctoren, durch die er ſich belegen läßt, uns apokryph ſcheinen müßte; wie möchte Perotto, trotz des ſprachgelehrten Cornu copiae, alle dieſe Einzelheiten ſich gemerkt haben, beſonders im Fall er einige Auctoren, die uns izt zugänglich ſind, gar nicht einmal hätte benutzen können, z. B. den Feſtus? Endlich kommt der Inhalt einiger Fabeln in Betracht, von denen ſich wahrſcheinlich machen läßt, daß ſie Perott aus alten Schriftſtellern noch nicht kennen konnte, wo es alſo unerklärlich ſeyn würde, wie er dazu gelangt; ich nenne z. B. die Fabel von den Prieſtern der Cybele und dem Eſel, wo in allen proſaiſchen griechiſchen Fabel - Texten nur μηναγύρται, in den alten lateiniſchen nur Negotiator oder Inatitor genannt werden? Nur die vollſtändige Fabel des Babrius *) bei Tzetzes (und Natalis Comes) hat, wie Phädrus, „Γαλλοις ἀγύρταις —.“ Die

Fehler der Handschriften zähle ich ungern zu den Wahrscheinlichkeiten des höheren Alters; sie können durch die Abschreiber des Originals entstanden seyn, wie II., 2.

Aetatis mediae cuidam mulier non rudis
Tegebat annos colans elegantia —

wo doch offenbar der Verfasser nur quendam (wie in der Reims. Handschrift) und tenebat geschrieben haben kann.

*) Burmann, der diese nicht kannte, schuldigt die Aenderung in Gallen, der Abneigung des Phädrus gegen die Priesterclasse an. Solche irrige Ansichten herrschen ohne Zweifel noch unzählige in der Alterthumskunde, weil die grade auf uns gekommenen Denkmäler nicht die gegenseitigen, besseren Aufschlüsse gewähren.

III. Gegen die altclassische Herkunft dieser Fabeln lassen sich dagegen bei weitem mehrere, und sehr bedeutende Gründe anführen. Zuerst aus der Vorrede des Avianus oder Anianus, der höchstens zu den Zeiten eines Ampelius und andrer Spätlinge der Art gelebt haben mag; dort heißt es, die äsopischen Fabeln habe der Grieche Babrius in Jamben (bestimmter: in Skazonten) gedichtet, „Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos resolvit. De his ergo (vielleicht ego, de his konnte auf alles vorhergehende sich beziehen) ad quadraginta duas in unum (näml. libellum) redactas fabulas edidi, quas rudi latinitate compositas elegis eum explicare conatus.“ Nach dieser bloßen Stelle wäre von dem sonst ganz unbe-

unbekannten Phädrus weit eher vorauszuſetzen, daß er ein griechiſcher, kein lateiniſcher Scribent, geweſen; ungewiſſer iſt bei einem in Hinſicht der Latinität ſo höchſt verkehrten Auctor, wie dieſer Avianus,*) die Bedeutung des „resolvit," worunter man leichtlich eine Auflöſung in Proſa verſtehen könnte.

*) Einem ſeiner Verſe, mit dem keiner der Herausgeber ſich abzufinden wußte, will ich bei dieſer Gelegenheit doch ſein Recht widerfahren laſſen; in der 30. Fab. ſteht:

Poena sed indignum congeminata facit;

ohne eines Buchſtabens Aenderung läßt dieſer ſinnloſe Vers ſich in ſeine richtige Lesart zurückführen; es muß nämlich heißen:

Poena sed in dignum congeminata facit;

„für den, der es verdient, gehört (facit, paßt, iſt dienlich u. ſ. w.) doppelte, größere Strafe."

IV. Hier wäre nun auch jener vier Bücher äſopiſcher Fabeln zu erwähnen, die der ſich ſo nennende Romūlus aus dem Griechiſchen will überſetzt haben. Neben mehrern Mönchereien in Sprache und Sachen kommen hier unverkennbare Spuren einer beſſeren Latinität und poetiſchen Conſtruction vor; auch iſt bekannt genug, in welch nahem Verhältniß dieſe äſoproſaiſchen Fabeln zu denen des Phädrus ſtehen.**) Aber grade hier liegt nun auch das Räthſelhafte der Sache; denn wußte man vollſtändig die Geſchichte dieſer Romuliſchen Fabeln: ſo würde es ganz und gar keiner weiteren Nachforſchung über den Phädrus bedür-

ſen. So wäre z. B. noch zu entſcheiden, ob nicht ſammt den Vorreden zum I. und II. Buch jene Fabeln ehedem in Verſen geſchrieben waren, und im XII. oder XIII. Jahrhundert in die gegenwärtige armſelige Proſa aufgelöſt wurden? (Man vergl. meinen Aufſatz über die Aeſopiſchen Fabeln, den Anonymus des Nevelet und einen andern bisher unbekannten Fabeldichter des Mittelalters, in den von-Aretin'ſchen Beiträgen zur Geſchichte und Literatur, Bd. IX. S. 1233.)

**) Phädrus enthält 41. Fabeln, die mit denen des Romulus oft bis auf ganze Wortereihen übereinſtimmen, oft aber ſehr abweichen, ſogar in der Anlage. Unter denen von Caſſiti edirten finden ſich 8., die unter den Romuliſchen ſich nachweiſen laſſen.

V. Daß Phädrus und ſeiner jambiſchen Fabeln auch nicht einmal von alten Auctoren, noch von Scribenten des Mittelalters (aus welcher Zeit doch in Frankreich zwei bis drei Manuſcripte ſich vorgefunden haben ſollen) erwähnt wird, dieß iſt in der That ein ſehr auffallendes Argument gegen das hohe Alter des Poeten. Man begreift auch kaum, wie ſpäterhin noch Jul. Titianus mit einer Sammlung äſopiſcher Fabeln in lateiniſchen Jamben auftreten mochte, wenn ein ganz ähnlicher Verſuch aus den beſſeren Zeiten der Römiſchen Literatur ſchon vorhanden war. Den Phädrus und ſeine lateiniſchen Fabeln nennt Keiner früher als Perotto in der eignen Handſchrift zu Neapel, über die kürzlich Eichſtädt uns die ausführlichſten Nachrichten mitgetheilt hat.

VI. Perott ſelbſt führet in einem ernſten, gelehrten Werke eine bei Phädrus vorkommende Fa-

bel (Arbores in deorum tutela) als eine Jugendarbeit an, die er damals aus dem Avianus in Jamben gedichtet und seinen Fabeln beigefügt habe. Der Grund der Nennung dieser Quelle ist uns unbekannt; jene Fabel erscheint weder bei dem Avian noch sonst, so viel ich weiß, in einem andern uns bekannten griechischen oder lateinischen Denkmale. Möglich, daß Perott, ohne zu wollen, geirrt habe, da er den Avianus statt einer andern Quelle, beide verwechselnd, nannte, wenn überhaupt hiebei nur von einer Nachahmung die Rede seyn konnte. Genug, Perott erschien, seitdem Phädrus gedruckt war, fast in Aller Augen als literarischer Betrüger, weil er die erwähnte Fabel für sein Werk ausgegeben. Christ hat ihn deßfalls auf alle Weise in Schutz genommen; Perott habe alle Phädrische Fabeln und Verse, seine Geschicklichkeit zu versuchen, gedichtet, so daß er in einem andern Augenblick jene Fabel mit vollem Rechte sein nennen konnte. Meine Ansicht hierüber ist diese: Die bemerkte Fabel ist im Ganzen unbedeutend; wo so viele weit schöner erzählte sich darboten, würde ja Perott, wenn es ihm um falschen Ruhm wäre zu thun gewesen, nicht eine so unscheinbare, und dazu nur eine, ausgewählt haben. Ferner lag in diesem Manne eine so leicht aufzudeckende Anmaßung fremdes Eigenthums durchaus nicht; zur Zeit seiner früheren Auctorschaft war die Buchdruckerkunst noch unbekannt; später hat er von seinen eigenen Werken, auf die er am meisten hätte stolz seyn können, nichts selbst herausgegeben. Wie ernsthaft er jedes freiere Ver-

fahren hinsichtlich eines alterthümlichen Textes anzusehen gewohnt war, beweisen seine Bemerkungen über eine alte gedruckte Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius. Die Anmaßung fremden Eigenthums lag also gewiß nicht in seinem literärischen Charakter; überdieß müßte er, in Ansehung des lateinischen Fabeldichters, eines doppelten Betrugs geziehen werden, da er an einer andern Stelle des Commentars über den Martial, wo er die ihm bekannten alten Fabulisten nennt, mit keiner Sylbe des Phädrus erwähnt. Im übrigen dreht sich um jene Frage die ganze Entscheidung unsers fraglichen Gegenstandes; ist nämlich die Angabe Perotto's, rücksichtlich jener Fabel, richtig: so ist, ohne weiteren Zweifel, das ganze Phädrische Fabelbuch unterschoben, und unsre ganze Kunde beschränkt sich auf die wenigen Worte: Ungefehr im IV. Jahrhundert n. C. erfahren wir, daß, vermuthlich später, als Babrius, ein Auctor, Namens Phädrus, fünf Bücher Aesopischer Fabeln geschrieben; ob griechisch oder lateinisch, ob in Versen oder in Prosa, ist nicht ausgemacht. —

VII. Dem gemäß wäre glaublich, daß Perott dem Martial und Avianus die ganze Idee seines lateinischen Phädrus verdankte. Dieser gibt sich mit vielem Pomp für den ersten Fabeldichter der Römer aus; wie kömmt es denn, daß er (außer der abweichenden 37.) keine einzige Fabel, die Avianus hat, erzählt? und doch mußten von diesen die meisten damals unter den äsopischen Fabeln völlig eben so gut bekannt seyn, wie so viele andre von Perott in Verse gebrachte! Nämlich, weil Avianus hiefür schon

durch seine Sammlung gesorgt: so unterließ Perott es; auf eine einfachere Art wußte ich diesen sonst sehr befremdenden Umstand nicht zu erklären. — Ob Perott den Anonymus des Nevelet gekannt habe, steht wenigstens nicht zu erweisen; Christ stellt sehr unrichtig beide einander gegenüber, wo er die Prosa des Romulus zu solcher Vergleichung hätte wählen sollen.

VIII. Daß nun dieses Meisterstück philologischen Trug's zu Perott's Zeiten und noch so lange hin ganz ungeahnet und ungeahndet bleiben konnte, muß uns allerdings sehr seltsam scheinen. Seltsam genug ist aber auch, daß fast unmittelbar nach der ersten Ausgabe sich im Jahr 1599. eine zweite Handschrift in Frankreich finden muß! — Wichtiger indessen ist die Frage über die eigentliche Entstehungsperiode des Pseudophädrus. Wir wissen izt, daß die Sammlung zu Neapel nicht in Perott's Jugend, sondern später von ihm geschrieben sey; damals aber konnte der Anschlag wegen der Fingirung eines Phädrus in fünf Büchern wol in Perott noch nicht aufgekommen seyn, gemäß den lesbaren Zeilen des beigefügten Schreibens, wo er sein damaliges Alter und Stand seiner freieren, jüngeren Muse entgegenstellt. Mithin — müßte sein Phädrus erst später geordnet, mit Einleitungen u. s. w. versehen worden seyn? Dann aber wäre doch höchst auffallend, warum Perott in die nachmaligen fünf Bücher nicht mehrere seiner Fabeln, die wir aus jenem Original-Manuscript kennen, eben auch mit aufgenommen habe, da sie den übrigen um nichts nachstehen; könnte man doch gegen die Fabel „de

veritate et mendacio *)“ (b. Cassiti 5.) fünf unbedeutendere aus dem Phädrus hingeben. Auch können jene hier vermißten Fabeln nicht wohl an der Stelle sich befunden haben, wo izt eine Lücke ist. (Keiner der Herausgeber sagt uns, ob in den Handschriften die Fabeln numerirt waren.) Sey dem nun, wie ihm wolle; soviel ist klar, daß Christ manche Schwierigkeit sich nicht vergegenwärtigt hat; so z. B. ist nach obigem ein ziemlich leichter Uebergang zu der Ansicht: daß nicht Perotto, sondern ein Andrer eben so geschickter, nach den Vorarbeiten des gelehrten Italiäners den Phädrus geschaffen und geformt habe. Wobei ich nicht unbemerkt lassen möchte, daß in des Brietius Annales Mundi u. d. J. 1513. neben Pomponatius und Andern, deren Lehrsätze hinsichtlich der Unsterblichkeit der Seele die Kirche verdammt habe, auch ein Phaedrus genannt werde.

*) Hier wird Prometheus „seculi novi figulus, benahmt; so bei Phädrus IV, 14.

Idem Prometheus, auctor vulgi fictilis,
Qui simul offendit ad fortunam, frangitur —,

bei welcher modernen Umschreibung, so wie der seltsamen Latinität (vulgus fictile, offendere ad fortunam, bei zufälligem Anstoß) keiner der Commentatoren Anstoß gefunden hat.

IX. Die inneren Gründe gegen das angeblich hohe Alter dieser Fabeln nach jeder Seite hin aufzudecken, halte ich für ein sehr nutzbares Unternehmen der philologischen Kritik; es sollte billig in dieser Hin-

ſicht nur überaus wenig noch zu thun übrig bleiben, wenn einſt ein äuſſeres entſcheidendes Argument die ganze Exiſtenz des vermeintlichen Phädrus auf einmal vernichtet haben wird. Denn, wenn dieſes erſt geſchehen, wird freilich Jeder es leicht haben, Fehler herauszufinden; aber mehr Ehre wird es der Wiſſenſchaft ſeyn, die fehlerhafte Seite ſchon vorher zur vollſtändigen Anſchauung gebracht zu haben. Auch ſelbſt im Fall das hohe Alter des Phädrus bewahrheitet werden ſollte, woran ich durchaus zweifle, muß es verdienſtlich ſeyn, ſchon izt alle jene Schwächen aufzudecken; es möchte dann ſpäterhin verſucht werden, wieviel ſich davon rechtfertigen laſſe.

X. Es wurde ſchon erinnert, daß es überaus wichtig ſey, den Quellen aller Phädriſchen Fabeln auf die Spur zu kommen; die ſelbſt-erfundenen, die freilich nicht ſo leicht rein auszuſcheiden ſeyn mögen, werden ſodann als ein mehr oder weniger ehrvolles Zeugniß für den neueren Poeten gelten müßen. — Und ſo müßte bei den inneren Gegenbeweiſen mit dem Inhalt*) dieſer Fabeln der Anfang gemacht werden. Ich bemerke dießfalls zuerſt, was auch Chriſt, wenn ich nicht irre, wahrgenommen, daß einige dieſer Fabeln ſo ſchmuzig, roh und häßlich ſind, daß es kaum denkbar iſt, wie dergleichen Verſe in den gebildeten Zeiten des Auguſteiſchen Jahrhunderts ertragen werden konnten. Ich rede hier nämlich nicht von Bildern ſinnlicher Luſt und Lüſternheit, ſondern von dem, was die Sinne widern. Ferner, ſcheint mir die Erzählung V, 5. von Nachahmung des quikenden Ferkels ein wahres

Morolfs- und Eulenspiegels-Mährlein der Modernität, desgleichen der plumpe Schwank von der Botschaft der Hunde IV, 7., über welchen ich gegenwärtig eine Aufklärung geben kann, die ich von Herzen dem scharfsinnigen Christ gegönnt hätte. Eine pure Variante nämlich dieses Schwanks erscheint, als ein Specimen des altdeutschen Volkswitzes, mehr als dreißig Jahre vor der Bekanntmachung der Phädrischen Fabeln in einer Art von deutschem Vademecum, dem „Wegkürzer" des Mart. Montanus von Straßburg, dessen Zueignung Dillingen 1557. datirt. — Erlauben Sie mir, das Ding, so unfein es auch ist, ganz herzusetzen; das Mährlein ist doch zehnmal erträglicher, als die Fabel des lateinischen Poeten.

*) Zu Augusts Zeiten waren die Sammlungen äsopischer Fabeln den Literaten gewiß bekannt genug, um zu wissen, was Phädrus dort entlehnt, und was er als eigne Erfindung darbot; gleichwohl heißt es IV, vor 21: das Urtheil der Neider,

Quidquid putabit esse dignum memoriae,
Aesopi dicet; si quid minus adriserit,
A me contendet fictum quovis pignore.

In dem Prolog des V. Buches ist nun die thörichte Rede: er habe zwar mit dem vierten schließen wollen, damit Andern noch Stoff zu solchen Fabeln übrig bliebe; aber wohlbedenklich ändre er den Vorsatz, denn wie doch ein Andrer würde wissen und errathen können, „quidnam omiserim, ut illud ipsum cupiat famae tradere"! Mir scheint dieß alles überaus jugendlich und unreif.

„Warumb die Hund einander für den Hindern schmecken.“ Bl. 39.

„Vor zeiten haben die Katzen und die Hund ein grossen Streit mit einander gehabt, dann die Hundt gemeint, die Katzen solten den Hunden in allen dingen, es wer mit essen eim vnd dem andern, den vorgang lassen; welches aber die Katzen nit thun wöllen, sonder sich mit ihren scharpfen neglen zur gegenwör gesetzet, vnd den Hunden in allweg obgelegen, des die Hund aufs der massen vbel verdrossen, aufgewest, vnd mit einander zu ihrem König, so in ferren Landen gesessen, zusogen, und ine den handel, warumb sie zu im kommen erkleret, auch um privilegia wider die Katzen gebetten. Ihr könig hat die weitte reifs vnd die grosse schar angesehen und bedacht, und si gewaltig privilegirt, also, das forthin die Hund in allen sachen solten den vorgang haben und die Katzen erst den letzten. Wie sie nun nahent bei heimen waren, kamen sie zu einem grossen fliessenden wasser, darüber kein Brugk giengo und auch kein Schiff da ware, darin sie hetten mögen hinüber fahren, war inen sehr angst, wusten nicht, wie sie dem Brief thon solten, das er nicht nafs wurde; doch letztlich zu rath wurden, es solt den Brief einer unter den schwanz nemen, so blibe er drucken. Der rath inen alsamen wol gefiel, gaben also einem den Brief unter den schwantz, liessen sich in das wasser, und schwamen hinüber; ich weifs aber nicht, wie es der mit dem Brief ubersahe, ye er empfiel im und schwam das wasser hinab, des ihr keiner gesehen het; Als sie aber hinüber kamen, fanden sie den Brief nit, giengen umbher und schmeckten ye einer dem andern für den hindern, aber sie fanden ine nicht; derhalben sie noch heütigs tags also einander anschmecken, und noch stäts vermeinen, sie wöllen den Brief finden; Aber ich förcht es sey vergebens.“

Man wird wol keinen Anstand nehmen, diese Erfindung für ungleich natürlicher und besser zu erklären, als die lateinische Fiction, in der mindestens zehn Ungeschicktheiten in dem, was gesagt wird, und eben so viel Seltsamkeiten des lateinischen Ausdrucks sich nachweisen ließen. Jupiter mit seinem blitzen (als ob es unbillig wäre, daß die Hunde davor erschrecken . .) kann ganz und gar nicht verbergen, daß das Ganze durchaus die moderne Physionomie trage; Perott mochte irgendwo einmal ein etwas ähnliches Mährchen gehört haben, wie das altdeutsche; es ist darauf zu wetten, daß er durch das unzeitige antikisiren den Spaß, der ihm erzählt wurde, nicht wenig verderbt habe. Und nun das Verhältniß eines solchen Schwankes zum Ganzen! Dieser Phädrus will seinem Latium äsopische Fabeln dichten, damit doch auch in diesem Fach die Römer den Griechen etwas entgegensetzen könnten; sodann redet er so gar oft von dem Lehrhaften der Fabeln, wegen ihres moralischen Sinnes, und bringt nun solche pöbelhafte Schnurren vor, sich weislich hütend, eine Moral beizufügen, die sonder Zweifel sehr ungeschickt würde ausgefallen seyn, wie das ja so an andern Orten ihm mehrmals begegnet ist! — Die nicht-äsopische Fabel, sondern Erzählung, III, 10. erinnert an ähnliche Auftritte in des Apulejus goldenem Esel; aus diesem Werke ist ebenfalls die 16. Fabel bei Cassiti entnommen, die 15te bei demselben ist die Erzählung von der Matrone von Ephesus, welche Perott wol nicht aus dem Petronius, sondern aus dem Romulus entlehnte. Die zehnte eben dieser „Fabulae in-

editae Jul. I. Phaedri!“ enthält einen Zug, der vollkommen dem medio aevo gemäß iſt;*) ich führe dieß näher an, damit aus dem einen Beiſpiel' erkannt werde, was von den übrigen, ſich für hiſtoriſch ausgebenden Inventionen im Phädrus zu halten ſey. Vor dem Lager des Pompejus erſcheint ein auf ſeine Stärke vertrauender Feind, — „fidens manu

Romanos armis (dativ.) provocabat barbarus;
Sibi quisque metuit, primi mussant duces!!

grade, wie in den Ritterromanen! Einem weibiſch geachteten Krieger wird der Kampf überlaſſen, „qui, mirante exercitu, dicto celerius (alſo ohne Kampf!) hostis abscidit caput!“ Wobei wohl zu merken, daß „mirante exercitu“ hier heißt: im Angeſichte des Heeres, nach dem italiäniſchen mirare, wie Chriſt in der Fabel „cervus ad fontem“ I, 12. das „dum ramosa mirans laudat cornua“ mit gutem Grunde deutete. — Die erwähnten Gedichte, wie Jeder zugeben wird, gehören gänzlich nicht in das Gebiet der äſopiſchen Fabel, und die Modernität dieſes Phädrus mußte auch dadurch ſich kund geben, daß er keineswegs eine Sammlung äſopiſcher Fabeln, wie der Titel und die Prologe verheißen, ſondern, eben wie unſer Hagedorn, Fabeln und Erzählungen uns darbietet. Das Alterthum befolgte ganz andre Grundſätze über die Abgränzung der verſchiedenen Dichtarten. —

*) Nach Phädrus V, 8. hätten die Alten die Gelegenheit als ein männliches Bild vorgeſtellt. Aber dieſem Neuling ſchwebte blos vor, wie die neueren Maler die Zeit bildeten, als einen Alten mit der

Sense oder Sichel; auch erwähnt er zuletzt „effigiem temporis.“ Die Allegorie ist auch dadurch sehr verfehlt, daß schon an das Bild selbst, was es unmittelbar nicht ausdrücken kann, sondern was erst die Auslegung hinein legen durfte, geknüpft wird: „calvus, comosa fronte, nudo corpore, (als ob zu Tiber's Zeiten von einer mythologischen Figur den Römern dieß zu bemerken nöthig war!), quem si occuparis (drückt unvollständig das „bei dem Vorderhaare ergreifen“ aus), „teneas, elapsum semel Non ipse possit Jupiter reprehendere.“

XI. In der frommergebenen Meinung von der Classicität dieser Fabeln hat keiner der Commentatoren Anstoß daran genommen, daß unser Phädrus irgendwo eine ziemliche Bekanntschaft mit den Strafen der Ewigkeit an den Tag legt; IV, 10. Ein Dieb begeht einen Tempelraub, die Religion ruft ihm zu: (repente vocem sancta misit religio; diese sancta religio kömmt auch I, 28. vor)

— — — spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit culpae dies.

Derwegen steht nun auch in der dreifachen Nutzanwendung jener Fabel: (wie viele nützliche Dinge sie enthalte, „non explicabit alius, quam qui reperit!! wahrlich, ein Vernichtungswort gegen die ganze Lessing'ische Theorie!)

Secundo ostendit, scelera non irâ Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.

(Fatorum dicto tempore, und oben der künftige adscriptus poenae dies, können sie auf etwas anders deuten, als auf den jüngsten Tag?) — Es läßt

ſich kaum etwas ungeſchickteres denken, als obige Worte am Ende noch zu einem Epimythion zu benutzen. Ueberhaupt iſt ſchon das ſehr anſtößig, daß Phädrus mehr als einmal zu Anfang und zu Ende der Fabel eine verſchiedene Nutzanwendung fürbringt; dieſe Ungehörigkeit, wodurch die Einheit des kleinen Gemäldes völlig zerſtört wird, würde ſelbſt der trivialſte Rhetoriker noch lange nach Trajan ſich nicht haben zu Schulden kommen laſſen. Bei der erwähnten Erzählung III, 10. (Poeta de credere et non credere) findet gleich im erſten Verſe ſich die Moral der Fabel, zu Ende wird ſie von neuem vorgetragen; doch, nicht genug, — die Sache wird noch anders gewendet: hoc admonere simplices etiam potest u. ſ. w., und zuletzt noch eine Nachſchrift! In jener Fabel, die Perott in dem Cornu copiae als ſein Eigenthum anführt, ſagt Jupiter zuletzt:

Nisi utile est quod facimus, stulta est gloria;

und der Poet? — glaubt, es ſey deſſen noch nicht genug, und läßt das weit ſchwächere und ſchlechtere Epimythion hinten nach hinken:

Nihil agere, quod non prosit, fabella admonet.!

Endlich ſind die lächerlichen Beziehungen dreier Epimythien *) auf die Individualität des Auctors eben ſo viel Widerſprüche gegen den Geiſt des Alterthums, welchen gegen ſpätere Verkehrtheiten in Schutz zu nehmen, der Zweck dieſer Unterſuchung iſt. —

*) Noch ſteht V, 4.

Hujus respectu fabulae deterritus,
Periculosum semper vitavi lucrum —!

XII. Nächst dem Inhalt der Fabeln wäre die Art zu prüfen, wie der Poet sich in den vielen Stellen benimmt, wo er von sich zu reden nicht ermangeln wollte. — In der That liegt etwas gar Ungeschicktes und Unpassendes darin, wie dieser angebliche Phädrus, während er doch mehrmals seine Fabeln Scherze und Späße nennt, sich und sein Buch so wichtig und bedeutend macht (V, nach 5. u. s. w.), daß er hiedurch seinen Zeitgenossen, die ein besseres Gefühl des Schicklichen hatten, mindestens läppisch hätte vorkommen müssen. Diese Art von Ruhmredigkeit stimmt gewiß nicht zu dem Charakter des Alterthums, und wirklich erscheint der Auctor etwas albern, wenn er III, Pr. sich anstellt, als ob denn so gar viel Zeit und Muße dazu nöthig sey, diese Gedichtlein zu lesen! Freilich, dem Perott mag so etwas verziehen werden; ihm mochten damals, als die alte Literatur mühsam wieder hervortauchte, diese gedrängten, oft wortkargen Erzählungen Mühe genug kosten. In dem Munde aber eines lateinischen Scribenten zur Zeit des Vellejus Paterculus u. s. w. klingt das alles höchst abgeschmackt; so viele Ungeschicktheiten neben gar viel andern Zeichen einer wohlgehaltenen Darstellung verstoßen höchlich gegen jene Einheit, welche der eigentliche Geist des, in allem, was auf Form sich bezieht, so musterhaften Alterthums ist, in welchem das Wohlgefügte und das äußere Ebenmaß beständig wie unzertrennlich von innerer Einheit und Ganzheit sich darstellt.

XIII. Jene Kürze nun, eben weil der Auctor sie mit Absicht erstrebte, ist dadurch eine Art von Ste-

Kenpferd für unſern Poeten geworden; er zeigt ſich ſo verlegen darum, daß er (V. nach 5.) erlaubt, ihm Sinn und Geiſt abzuſprechen, aber — „certe brevitatem adproba“! Welcher römiſche Schriftſteller würde ſo kindiſch eine unerbetene, beabſichtigte Kürze des Styls ſelbſt in Anſchlag gebracht haben? Aber Jener glaubte Wunder was für eine Wichtigkeit darin ſuchen zu müſſen; indem er (wie es da noch ſeine Abſicht war) mit dem vierten Buch ſeine Fabeln ſchließen will, wendet er ſich kläglich an ſeinen Gönner: „brevitatis nostrae praemium ut reddas peto, quod ea pollicitus,“ und tiefer hinein in Beziehung hierauf in einem Ton, der durch ſeinen Ernſt gar luſtig iſt: „Decerne, quod religio, quod patitur fides, Et gratulari me fac judicio tuo.“ Und III, 10. iſt er gar „nimia brevitate“ Etwelchen anſtößig geweſen! Im Munde Perott's beweiſt dieß alles nur das vorzüglichſte Streben des Auctors bei dieſen Fabeln; ein altrömiſcher Dichter dagegen, mit dieſem beſtändigen Erinnern an die Kürze, eh' er noch weiß, ob man ſie ihm Dank wiſſen werde, müßte uns wahrlich ein armſeliger Kopf dünken. — Lieſt man dieſe Fabeln ſchnell durch, ſo ſieht man überall, wie dem guten Perott beſtändig ſeine liebe Kürze im Sinn gelegen; da heißt es immer: breviter proloquar, — brevis Aesopi fabula, — narrationem tradam brevi, — paucis versibus, — exemplum breviter exponam rei, — parva haec fabula, u. ſ. w.

XIV. Von den fehlerhaften Jamben im Phädrus haben Chriſt und Andere geredet; letztere ſtets mit

dem Versuche, durch kritische Lesungen zu helfen; nur der wackere Gudius läßt die Nicht-Ekthlipsis des m im Phädrus gelten, die nicht blos in der Arsis sich hier eräugnet. — In der That, wenn die Unächtheit des Phädrus allgemein anerkannt ist, wird dieses Fabelbuch als eine der lehrreichsten Warnungen der Kritik gelten; all' diese Zumuthungen, daß man so und so zu lesen habe, von Meursius, N. Heinsius, Gudius, Burmann ff. werden sodann von einer Seite sich sonderbar ausnehmen, wodurch indeß der großen Gelehrsamkeit dieser Männer und dem Scharfsinn eines Nic. Heyns oder Bentley's nichts Nachtheiliges gesprochen seyn soll. Dann aber wird der sonst wenig bemerkte Christ (wodurch auch sonst? *) auch außer Deutschland als ein tüchtiger Kritiker anerkannt werden, und ich trage schon izt kein Bedenken, zu fragen, ob wohl der vielberühmte Erneſti (dem Reiske's Name ein ewiger Vorwurf seyn wird) einer solchen Abhandlung, wie die über den Phädrus ist, möchte gewachsen gewesen seyn? — Sie können denken, wie unangenehm es mir auch in dieser Hinsicht ist, Christ'ens zweite Schrift de moribus noch immer entbehren zu müssen.

*) Als alterthümlicher Philolog und Kritiker nämlich. Von seinen archäologischen Anfängen und Monogrammen also ist hier die Rede nicht. Göthe ehrt in dieser Hinsicht sein Andenken durch folgende Worte: (Aus meinem Leben, II, 242.) „So erfuhren wir, daß Professor Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, der Kunst schöne Dienste geleistet, und seine Gelehrsamkeit zu wahrer Förderung derselben angewendet habe."

XV. Ueber die Erzählungsart des Phädrus, ob alles gut sich im Zusammenhang entwickele, ob keine unvorsichtigen Widersprüche sich nachweisen lassen, — hiebei möchte ich mich gegenwärtig nicht aufhalten (ungeachtet hier der Kritik ein so weites Feld sich öffnen würde), indem alles dieses weit besser in einer neuen Ausgabe der Phädrischen Fabeln sich nachweisen ließe. — Die Latinität derselben hat Christ von so manchen Seiten beleuchtet, daß er dießfalls Niemand eine sehr große Nachlese hinterlassen hat. Einen Verstoß will ich hier anführen, wobei Christ die Sache irrig genommen zu haben scheint: I, 14. sey das „ignoto loco" gesetzt „pro urbe obscura; et tamen huic ignoto loco rex urbis datur." Seiner sich selbst lobenden Kürze gemäß sagte unser Poet sehr unlateinisch: „malus quum sutor medicinam ignoto facere cepisset loco," d. h. an einem andern Orte, wo er unbekannt war, man kannte dort den Quacksalber nicht. (??) — Wer von Seiten der Latinität in seiner Ansicht von der Unächtheit dieser Fabeln wankt, dem rathe ich, daß er unmittelbar nach dem Lesen des Phädrus die Tragödien des Seneca oder die Skazonten des Martial u. s. w. zur Hand nehme, trotz des ungleichen Inhalts.

XVI. Besonders manierirt erscheint die Latinität *) des Phädrus durch die große Vorneigung zu abstracten Substantiven, in der Art, wenn etwa Jemand statt „er traf das ferne Ziel" sagen würde: er traf die Ferne des Ziels. Nimmt man die vielen

Stellen dieſer Art zuſammen: ſo wird man das Lob, welches Manche dem Verſe I, 8.

Gulaeque credens colli longitudinem

beilegten, nur ſehr zweideutig finden können. — Auffallender noch erſcheint die Latinität des angeblichen Phädrus durch die beträchtliche Anzahl von Lieblingswörtchen, die dieſer Poet beſtändig im Munde führt, die bei einem ſo alten Auctor in der That eine große Armuth und Ungewandtheit verrathen würden, indem ja mit den Worten auch ſtets dieſelbe Vorſtellung, derſelbe Gedanke, ihm und dem Leſer zurückkehrt. Wie wäre doch dieſe auffallende Dürftigkeit mit den übrigen, ſcheinbar ſo gewählten Ausdrucken zu vereinigen, wenn wir uns hier einen nicht mehr jugendlichen Dichter denken, der noch unter Auguſt gelebt! Eine Concordanz aller jener Wörtchen (Chriſt nennt nur einen Theil) würde gar ſehr den inneren Charakter dieſes Phädrus zu enthüllen dienen. Zur Vergleichung müßte vor Andern eben jener Martial gezogen werden, der wol zu den Wörtchen improbus, sanctus und einigen andern Anlaß gegeben hat. Wenn es I, 21. heißt:

Aper fulmineis ad eum venit dentibus,

ſo ſagt eine Note: „mutuatus est ab Ovidio: Fulmineo celeres dissipat ore canes;“ Martial blieb von Allen unbeachtet: XI, 70.

Fulmineo spumantis apri sum dente peremta.

Die Worte bei Phädrus V, nach 5.

„Particulo, chartis nomen victurum meis“

ſind wol eben auch nirgend anderswoher, als aus dem Martial VII, 43. entlehnt:

Si victura meis mandantur nomina chartis.

Da Perott das erſte Buch des Martial bei ſeinem lateiniſchen Sprachſchatz zum Grunde zu legen, die ſonderbare Wahl traf: ſo iſt es ſehr natürlich, manche Reminiſcenzen aus dieſem Dichter vorzüglich in ſeinen Fabeln zu vermuthen. Mir genügt, auf dieſen Umſtand hier vorläufig näher aufmerkſam gemacht zu haben.

*) Gelegentlich bemerke ich, daß wol kein römiſcher Schriftſteller das Wort ratio möchte gebraucht haben, wie es IV, 14. vorkömmt: rogavit alter, tribadas et molles mares quae ratio procreasset," da ſtatt des adverbialiſchen „quanam ratione" jenes Wort hier ſelbſtthätig erſcheint, und alſo dem Sprachgebrauch gemäß neben procreare nur als eine vollſtändige Intelligenz verſtanden werden müßte.

XVII. Die Erwähnung jener Lieblingswörtchen bietet uns hier eine ſehr vollkommene Anwendung auf die von Caſſiti 1811. edirten, und ebenfalls dem Phädrus beigelegten XXXII. Fabeln dar. In Deutſchland fiel durchgängig das Urtheil gegen ihre Aechtheit aus; ſie wird auch von dem ungenannten Verfaſſer des „Examen des nouvelles fables de Phèdre qui ont été trouvées dans le Manuscrit de Perotto" bezweifelt. (Jen. Liter. Zeit. 1812. Intell. Bl. 14. Nov. Ich erwarte dieſe Schrift mit jedem Tage von

Paris.) Denjenigen, so scheint mir, welche den ganzen Phädrus für authentisch halten, könnte wol die Freude gegönnt werden, auch diese neuedirten Fabeln als ächt zu nehmen. Wer dem entgegen ist, kann nicht wol anders, als über den ganzen Phädrus eine gleiche Ansicht zu gestatten, wie denn auch Eichstädt sich zu Christ's Meinung hinneigt. Der kritische Beweis, daß die Cassiti'schen und die längst bekannten Phädrischen Fabeln nur einen Urheber haben können, würde sich gründen, einmal auf die gleiche Form und den gleichen Geist der Erzählung, sodann auf die ganze Beschaffenheit der Latinität, und, zuletzt, namentlich auch auf den übereinstimmenden Gebrauch gewisser Lieblingsausdrücke; die beiden ersten Puncte vorausgesetzt, verweile ich gegenwärtig bei dem letzteren etwas länger, wobei freilich auch der zweite öfter in Betracht kommen wird. Ich will also die meisten jener Fabeln, nach Eichstädt's Ausgabe, hier noch kurz durchgehen; eine Vorarbeit gewissermaßen für jede künftige Ausgabe des Phädrus, der es sehr unbillig seyn würde, den neuen Fund nicht mit beizufügen.

XVIII. Fab. 3. „fatalis annos decurramus temporis," dieses tempus, so wie fatum, fata, gehört zu dem Wörtervorrath des Phädrus, d. h. des gelehrten, aber rücksichtlich des gewandten Ausdrucks noch ungeübten Jünglings Nic. Perotto; IV, 10. fatorum dicto tempore; IV, 17. melioris vitae tempus oratum suae, in der That, ein Vers von sehr verdächtiger Latinität; III, 18. fatorum arbitrio

partes sunt vobis datae; u. ſ. w. — Fab. 4. idee quum forte ridet validius; letzteres ſchließt fünfmal bei Phädrus den Jambus. — traxitque ad terram nasi longitudinem; über dieſe Liebhaberei an abſtracten Subſtantiven (ſ. oben XVI.), wo der Gegenſtand oder die Perſon unmittelbar genannt ſeyn ſollte, wird zur 16. Fab. noch etwas erinnert werden. — Fab. 5. Bei mendacium futile würde ich auf die Parallelen im Phädrus verweiſen, wenn futile nicht eigne Ergänzung von Caſſiti wäre. — Fab. 7. Dieſe Moralität oder Deutung einiger mythologiſcher Ideen erinnert an die oben entlarvte „Occasio depicta“ bei Phädrus V, 8., ingleichen an den Eingang der Erzählung III, 10. (poeta do credere et non credere), wo die Art, derlei Mythologien kurz zu nennen und zu deuten, faſt ganz dieſelbe iſt. Sudore improbo, hier alſo einmal in der Bedeutung, wie bei Virgil; dagegen Fab. 19. pecoris fraudes improbi, und Fab. 32. improbae vulpeculae, das Gernwörtchen des Phädrus, welches Martial mag veranlaßt haben. — Fab. 8. mugit adytis Religio (!); die Religio erſcheint nur zu oft bei Phädrus. — turpi stupro; auch dies turpis gehört zu dem Wörterkram des Phädrus, der wol nicht wahrnahm, daß es das angemeſſenſte Prädicat mehrerer ſeiner Fabeln ſey. Er ſetzt auf gar verſchiedene Art: I, 13. serae dant poenas turpes poenitentiae; V, 5. turpem errorem probans; III, 10. (grade wie hier) stuproque turpi pollui famam domus, u. ſ. w. So in dieſen Fabeln, 15. sic turpitudo (von der Matrone von Epheſus) laudis obsedit locum; was

Fab. 17. „Aesopus turpi quum serviret feminae“ anzeige, ist (wie es solche Fälle manche im Phädrus gibt) nicht klar, ob häßlich (wie III, 8.) oder auf ein liederliches Leben gestellt.

Fab. 9. quidnam sentiret senex; wodurch auch Phädrus den Aesop oft eben so willkührlich bezeichnet, als er ihn uns beständig in Athen producirt, gemäß der bekannten von Planudes überarbeiteten Lebensbeschreibung, die etwa aus dem zehnten Jahrhundert datiren mag, und deren älteren Text man aus der Version des Rimicius oder Rinucius kennen lernen kann. — Fab. 10. in quo iactura iocus est, und II. risisse dicitur Veneris ioco; nur zu oft liest sich bei Phädrus iocus, iocari und iocularis. — Fab. 12. Aesopus ergo narrat hoc brevissimo (oder breviter seni), vergl. oben XIII. — Fab. 15.

Victorem iactantiorem quum vidisset sophus; Bei Phädrus schließt sein victor sophus, gubernator sophus eben auch den Jambus, der wol grade so auch das senex und andres viel herbeiführte. Das sophus wahrscheinlich aus Martial; te sophus omnis amat —; sophôs sieht öfter bei ihm. — Fab. 15. solers acumen (militis) mille cautas invenit; jenes Adjectiv neben diesem Abstractum (es ist nur Zufall, daß es nicht umgekehrt acuta solertia heißt) erinnert an folgende Stellen bei Phädrus: IV, 4. unius hominis reperit solertia, I, 28. vindicta docili quia patet solertiae (wie II, pr. acuitque sese diligens industria.)

Fab. 16. Vicit locuples genus et formam pauperis (als ob also der Aermere von besserer Herkunft, und noch dazu schöner gewesen); dieses genus gehört, wenn irgend eines zu den bis zur Ungebühr gebrauchten Gernwörtern des Phädrus; Eingangs des II. B. haben übergelehrte Herren das „Exemplis continetur Aesopi genus so ausdeuten wollen: exemplis Aesopi continetur genus (mortalium), nicht bedenkend, daß die folgenden milden Verse ein solches continetur gar nicht gestatten; Aesopi genus heißt diesem correcten Lateiner nichts anders, als äsopische Dichtungen! Grade so sagt er III, pr. fabularum cur sit inventum genus, (richtiger Romulus L. II, pr. Omne genus fabularum probatur contra homines), und V. pr. Usus vetusto genere sed rebus novis. — Pompa explicatur; bei Phädrus von dem Pfau explicare caudam, und IV, 6. per artus fratris explicuit fugam. Die lateinischen Dichter haben dieses Wort oft sehr glücklich benuzt, selbst Avianus, 27. ceptum opus und 35. aestivos dies cantibus. — intonat mundi fragor; so wie Jupiter IV, 17. bei der Hunde Petition — consedit, quassatque fulmen; tremere cepere omnia (also war den Hunden es doch zu verzeihen?); canes confusi, subito quod fuerat fragor. — Aequalitatis inter plausus, perficit nuptias. Hier sezt Perott der falschen Richtung seiner Latinität rücksichtlich der abstracten Substantive die Krone auf. Als Italiäner hätte er etwa geschrieben „fra gli applausi de' suoi compagni," dem Lateiner wird aus inter aequalium plausus (oder sodalium,

wie es vorher heißt) nun gar: inter plausus aequalitatis. (Wie Homer ὁμηλικίην sagen konnte; das lateiniſche aequalitas in ſolchem Sinne erinnere ich mich nicht, ſonſt wo geleſen zu haben.) — Fab. 18. finden wir auch im Latein die compagnia der Katzen, die dem Hahn als Sänfteträger dienten: postquam esurire cepit sero societas! — Fab. 17. Hier iſt wol ſo zu interpungiren: Licetne paucis? inquit. — „Dicas“ — Viris quidvis efficies —. Wie viris hier ſtatt finden könne, dafür mag Perott oder Caſſiti ſtehen. Das „efficere“ erinnert an V, 8. effectus impediret ne segnis mora. (Avian. 31.) Nachher iſt „sponda cessabit tua“ zu leſen.

Fab. 21. ut grata laudis redderent certamina. Grade ſo Phädrus V, 5., wo ein Reicher allerlei Luſtbarkeiten (novitatem!) zu zeigen einladet: venere artifices laudis ad certamina, was hier in der That ganz abſurd klingt. — Fab. 22. intortam adripiens excutit praedam manu. Beiläufig gibt dieß Anlaß, die Commentatoren des Phädrus zu berichtigen V, 5.

Et sic porcelli vocem est imitatus sui,
Verum ut subesse pallio contenderent,
Et excuti juberent.

Excuti ſoll auf pallium ſich beziehen; es iſt aber auch nach obigem weit wahrſcheinlicher, daß es als auf „porcelli“ bezüglich zu nehmen ſey. Martial gebraucht in einem ähnlichen Falle von Fangnetzen —

ante focum plenas explicuisse plagas, I, 56. — stultis acuit ingenium fames; das Wörtlein stultus hat Phädrus überall zur Hand; diese und andre Ausdrucke sind die Seele seiner Latinität. — Fab. 23. ut par officium reciperet; also auch hier officium für Höflichkeitsbezeigung, durch Grüßen und Grußerwiederung, gebraucht. — Fab. 25. avidum solerti rictum frenavit mora, gehört oben zu Fab. 15.

Genug indessen dieser gelegentlichen Beleuchtungen! Möchten sie nur die letzten seyn, die der endlichen Entscheidung über das Alter und die Beschaffenheit der beiden Handschriften, aus den die Phädrischen Fabeln edirt wurden, vorangingen! Gleichwol dürfte immerhin vorher noch eine Ausgabe des Phädrus zu wünschen bleiben, welche kurz und gründ ich alle Ungeschicktheiten im Innern, so wie alle besonderen Schwächen des Ausdrucks aufdeckte.

Ihnen aber, mein gelehrter und würdiger Freund! empfehle ich nochmals, daß Sie es Ihrer Aufmerksamkeit und Mitwirkung werth finden mögen, den bisherigen fatalen Zweifel in der Geschichte der Römischen Literatur gänzlich zu tilgen. Die Sache scheint mir auch deßhalb wichtig, da Zweifels - ohne in vielen Unterrichtsanstalten Phädrus Fabeln noch izt als ein Uebungs - und Bildungsbuch der Jugend eingeführt sind. Was mich betrifft: so erkläre ich mich, wie Sie sehen, unbedingt gegen die Authenticität dieser Fabeln, wegen ihrer vielen unverkennbaren Mäns

gel und Schwächen, die mit der Idee ihrer angeblichen alterthümlichen Abkunft ganz unverträglich sind, — so schwierig mir von einer Seite auch die Ausgleichung und Wegräumung der gleich anfangs erwähnten Widersprüche zu seyn scheint.

München, im Novemb. 1812.

Darstellung

der

Fortschritte der philologischen Wissenschaften

seit

Erneuerung der Akademie der Wissenschaften zu München 1807, und ihres jezigen Zustandes unter den verschiedenen wissenschaftlichen Völkern.

Vorlesungen

von

Friedrich Thiersch.

Erste Vorlesung.

Allgemeine Einleitung.

Durch den VIII. Artikel in der Stiftungsurkunde der königl. Akadem. der Wissensch. ist den einzelnen Classen derselben aufgetragen, jährlich einen Bericht über die Fortschritte der Wissenschaften, welche zu fördern sie bestimmt sind, durch einen aus ihrer Mitte sich vorlegen zu lassen. Dieser Anordnung gemäß denk' ich in mehrern Abhandlungen die Richtung darzustellen, welche die Wissenschaften, die unter dem Namen der

Philologie begriffen ſind, zulezt genommen haben, ſo wie die Grundſäze, nach denen ſie bey den verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Völkern behandelt werden, und die Werke näher zu bezeichnen, durch welche ſie ſind gefördert worden.

Da dieſer Bericht der erſte iſt über die Philologie, ſo ſey es mir geſtattet, den Zeitraum ſeit der Erneuerung der Akademie zu umfaſſen, und zuförderſt zu ſprechen von dem Begriff der Philologie, weil er noch fortdauernd gar häufig mißverſtanden wird, und von den Wiſſenſchaften, die man ihr jezt zu bearbeiten angewieſen hat, damit vor allen deutlich werde, welche Erſcheinungen der Literatur in das Gebiet dieſer Abhandlungen gehören. — Die Kenntniſſe, welche das claſſ. Alterthum erläutern, werden, ſeit Wolf im erſten Bande des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaft 1807. ihr Gebiet näher beſtimmt und ausgemeſſen hat, nach ſeinem Vorgange jezt häufig unter dem Namen der Alterthumswiſſenſchaft zuſammengefaßt. Ihr früherer Name Philologie wird jedoch ſein Recht behaupten, wenn man die urſprüngliche Bedeutung des Wortes mehr in Erwägung zieht.

Man gebe es endlich auf, bey λόγος in dieſer Zuſammenſezung an Wort, oder an Sprache zu denken, und Philologie durch Liebe, durch Beſtreben um das Wort, durch Sprachſtudium, oder noch enger durch grammatiſches Studium zu überſezen. — Λόγος iſt Erwägung, wovon λογίζεσθαι, und das durch Erwägung Gewonnene, das Erwogne, und,

in wiefern dieſes in geordneten Worten und Sätzen hervortritt, auch Rede, als Darſtellung, Form des Erwognen, niemals Wort oder Sprache, die von Rede gar ſehr verſchieden iſt. — Denn jene, die Rede, iſt dem Weſen nach bey allen Völkern dieſelbe, während jedes Volk ſeine eigne Sprache hat. — Die Rede verhält ſich zu dieſer der Sprache wie das Allgemeine zum Beſondern, und iſt eben das auf unſer Denkvermögen gegründete und ſich in der Sprache entfaltende Syſtem der Verhältniſſe, in denen Begriffe und Gedanken unter ſich und zu andern ſtehn, während die Sprache nur die Bezeichnung jener Verhältniſſe durch die bey jedem einzelnen Volke angenommenen Klänge und Geſetze darſtellt. Dieſe aber, die Sprache, heißt bey den Griechen nie anders als γλῶσσα, φωνή, διάλεκτος, das Wort ῥῆμα.

Die Bedeutungen von λόγος Rede und Erwogenes werden nun übergetragen auf mündliche und ſchriftliche Darſtellung und Dargeſtelltes, Berichtetes, Bewieſenes, Erzähltes. So die λόγοι des Aeſop, Fabulae, die Reden vor dem Volk, λόγοι Δημοσθένους ebenſo Erzählungen von Vorfällen, Sagen, Nachrichten, welche zu ſammeln das Geſchäft derer war, die zuerſt in Proſa ſchrieben, und die deshalb ſämtlich Logographen, ſo wie ihre Schriften λόγοι hießen, Benennungen, von denen im Epiſchen Zeitalter keine Spur vorkommt. — Beſchränkt wurde dieſer Gebrauch durch das Wort ἔπος, εἰπεῖν von ἔπειν,

ἑπίσθαι, was ſich folgt, wohl ordnet: ꝛc. Ἔπος gewann die Bedeutung einer nach höhern Geſetzen geordneten Rede, woher Ἐποποιία, und für die Bezeichnung durch λόγος blieb nur die proſ. Rede übrig.

Jenes Berichtete, Erzählte ſind für den, der es erfährt, erlernt, Kenntniſſe, daher Λόγιοι die im Beſitz derſelben ſind, die Gelehrten, z. B. Λόγιοι Περσῶν, Αἰγυπτίων bey Herodot. — Statt dieſer Benennung kam die der Philologen und der Philologie erſt nach der Zeit in Gebrauch, wo der Name Philoſophen und der Philoſophie üblich geworden war. Offenbar hat die Analogie dieſes leztern Namens jenen erzeugt. — Die frühere Zeit kannte nur σοφοὺς, weiſe, σοφιστὰς, erleuchtete, beyde Benennungen noch in Herodot gleichbedeutend, und bezeichnete ſo alle jene Männer, die das Leben durch Begründung einer ſittlichen Ordnung zu ſchmücken ſuchten, gleichviel ob durch Forſchung, Geſezgebung und Geſang. Der Name iſt ebenfalls dem epiſchen Zeitalter fremd; erſt in den Hymnen kommt σοφίη einigemal vor; aber nach Lykurg bis Pindar herab tragen Geſezgeber, Dichter und die ſpäter Philoſophen genannt wurden, ihn gemeinſchaftlich: es ſind die Erleuchteten, die Bildner und Wohlthäter der Nation, die Vertrauten der Götter. Was ſie wußten, achtete man als höheres Eigenthum, nicht durch Fleiß erworben, ſondern empfangen durch die Gunſt der

Götter, die es ihnen, als ihren Lieblingen, in das Herz legten, so daß sie, fühlend den Gott in ihrer Brust, vernehmbar hörend seine Stimme, sofort den Mund eröffneten, um sie zu verkündigen. Wie Apollo durch den Mund der Pythia die Zukunft, so enthüllte er durch den des Pindar den Gesang, durch Pythagoras das Verborgene der Dinge. Und wie nach Homer Minos, der Gesezgeber, Rath pflog mit dem höchsten Zeus, so ging sein Nachfolger, Lycurg, nach Delphi, um durch Vermittelung des pythischen Gottes, die Sprüche des Zeus, seine Gesezе, zu vernehmen. Das sind nur Herabstimmungen epischer Ansichten, wo Mentor, wenn er verständiges, dem Willen der Götter gemäßes rathet, nicht blos die Stimme der Göttin vernimmt, sondern die Göttin selbst ist, die zur Verhüllung ihrer unsterblichen Natur seine Gestalt angenommen hat. — Was man lernen konnte, war überall nur wenig, dürftig und noch zu Sokrates Zeiten so schwach, daß es ein leichter Raub der Sophisten wurde. Noch Pindar sagt: Weise ist, der aus sich selbst vieles versteht. Die aber gelernet, schwatzen thörigtes gleich wie die Raben gegen den göttlichen Vogel des Zeus.

Doch war um dieselbe Zeit und früher das zu Erlernende gar sehr erweitert und das Erlernen zu Ansehen gebracht worden, hauptsächlich durch drey Männer: Pythagoras, Herodot u. Hippokrates; durch Pythagoras, der die Erlernung (Μάθησις) hauptsächlich auf Enthullung der Verhältnisse der Dinge hinrichtete und dadurch mehr als ein anderer die Ma-

thematik gründete, im alten Sinne des Worts, wo es Musik und Rhythmik umfaßt, durch Herodot, der die Sagenerzählung, Logographie, zur Erforschung (ἱστόρησις) erhob, diese über Sitten, Weisheit, Werke und Thaten der Volker des Erdbodens ausdehnte, und durch Darstellung dessen, was er erforscht hatte, (ἱστορικὴ ἀπόδεξις, wie er sein Werk nannte), Vater der Historie, Chronologie, Ethnographie und Geographie geworden ist; durch Hippokrates endlich, der die Wahrnehmungen der Asklepiaden über die Kräfte und Erzeugnisse der Natur und ihren Einfluß auf das Wohl des Menschen sammelte, um sie, mit den Schätzen eigner Erfahrung bereichert und durch das Licht der ionischen Naturkunde beleuchtet, zu einer Wissenschaft zu erheben, deren Umfang sehr bald verkannt und auf Heilkunde eingeschränkt wurde; aber nach seiner Ansicht und nach der Ausdehnung, die er in dem erstaunlichen Werke über Luft, Gewässer und Lage ihr wie im Umriß absteckte, das ganze Verhältniß des Menschen zur Natur, seinen Hervortritt aus derselben, sein Gedeihen und Vergehen in ihr, ihren Einfluß auf Gesittung, Wohlfarth und Entwickelung, wie der Volker so der Einzelnen, auf ihre Befehrdung und ihren Untergang erforschen und darstellen sollte. —

Durch diese Männer hauptsächlich und ihre Nachfolger ward das Reich des Wissens gegründet, der menschliche Geist ward hier sich seiner doppelten Richtung auf Erlernen und Erforschen bewußt, und diese traten

traten als Philologie und Philosophie auseinander, nicht feindselig, noch sich gegenseitig ausschließend; sondern einander voraussetzend und bedingend, wie bey Plato, der die ganze damalige Masse der Kenntnisse beherrschte und sie forschend durchdrang, auch sein Geschäft nicht nur als φιλοσοφεῖν, sondern auch als φιλολογεῖν bezeichnet. Als die Benennung der Philosophie sich beschränkte und ihr Gebiet in den Schulen sorgfältig anbaute, ward Philologie der allgemeine Name aller Kenntnisse, der auch Philosophie umfaßte, wie bey uns Gelehrsamkeit. Hauptsächlich geschah dieß nach Aristoteles zu Alexandria, nachdem man dort den Gang der Literatur übersehen, die Disciplinen scheiden, begründen und bereichern gelernt hatte, wodurch die Kenntnisse zu Wissenschaften, die Kunde zur Gelehrsamkeit erhoben wurde. Sofort werden alle Gelehrte, welche die Ptolemäer aus Griechenland nach Alexandria in das Museum versammelt hatten, Dichter und Dichtererklärer, Philosophen und Historiker, Geographen und Mythographen, Naturforscher und Sprachforscher, unter der gemeinschaftlichen Benennung einer Gesellschaft Philologen von Strabo und andern zusammengefaßt. Der gelehrteste, freylich auch der verworfenste der Könige daselbst, Ptolemäus Physcon, trägt den Beynamen des Philologen, den sich der große Geograph Eratosthenes, berühmt durch sein großes und gründliches Wissen, selbst beygelegt hatte. — Jene Bedeutung des Namens blieb durch alle Zeitalter. Ich erinnere nur an Martianus Capella, der seine Encyclopädie der

sieben freyen Künste als eine philologische bezeichnet, und an die Griechen unserer Tage, die, wie ihre Vorfahren, gelehrte Gesellschaften und Anstalten philologische nennen.

Auch jezt noch behauptet der Name der Philologie den Umfang, den er zu Alexandria erhielt, wenn man nur absieht von dem, was spätere Zeiten zu dem Schatze menschlicher Kenntnisse hinzugefügt haben, und diese in dem Zustande nimmt, zu dem das Alterthum sie erhoben und ausgebildet hatte. Noch jezt soll die Philologie, wie zu Alexandria, die Gesammtheit der Kenntnisse des Alterthums umfassen, ordnen und zugänglich machen zur Belehrung und Benutzung jezтlebender und künftiger Geschlechter, und alles, was zu diesem Zwecke geschieht, fällt, als zu ihr gehörig, in ihr Gebiet. Winkelmann, der die Kenntniß und Beurtheilung der Antike, Eckhel, der die alte Münzkunde begründet hat, arbeiteten so gut in ihrem Umfange und für ihre Zwecke, wie Wolf, als er die Untersuchung über den Ursprung des epischen Gesangs feststellte, oder wie Porson und Bentley, die am scharfsinnigsten die Eigenheiten der alten Sprachen entwickelt haben.

Zwar können die jezigen Philologen nicht mehr wie ihre Vorgänger zu Alexandria den Umfang jener Kenntnisse erweitern: diese sind mit dem Alterthume geschlossen, und ihr Geschäft beschränkt sich auf Bewahrung und Erklärung des Ueberlieferten; aber die Forschungen darüber sind mit solchem Erfolg getrieben worden, daß aus dem Stoffe, den jene zurück-

gelaſſen, eine Reihe von Wiſſenſchaften hervorgegangen iſt, welche die Alexandriner entweder gar nicht, oder nur ſehr unvollkommen gekannt haben. — Auch darinn liegt ein weitgreifender Unterſchied zwiſchen der alten und jetzigen Philologie, daß dieſer von dem Stoffe, welchen jene zu bearbeiten und zu vermehren hatte, nur ein ſehr kleiner Theil zur Erläuterung übrig geblieben iſt. Aus den 200,000 Rollen griechiſcher Schriften, welche die Bibliothek des Muſeums zu Alexandrien ſchon unter Ptolemäus enthielt, ſind nur wenige hunderte einzelner Werke auf uns gekommen; doch enthalten ſie die Bluthe griech. Poeſie, Philoſophie, Geſchichtſchreibung und Beredtſamkeit, und das Verlorne läßt ſich aus ſpätern mannigfaltig ergänzen. — Dazu kommt, daß ſich der Umfang der Wiſſenſchaft auf andere Art gar ſehr erweitert hat. Einmal fallen der Philologie auſſer den Erzeugniſſen der Literatur vor den Ptolemäern auch die aller folgenden Jahrhunderte bis zum Untergange des griech. Kaiſerthums im funfzehnten anheim, dazu alles, was von den Römern ſich erhalten hat, und eben ſo was ſeit der Erweckung der Wiſſenſchaften im Abendlande, die auf ihren Untergang im Orient folgte, bis auf unſere Tage zur Erläuterung des Alterthums und ſeiner Denkmäler iſt geleiſtet worden, ſo daß die Wiſſenſchaft von den homeriſchen Geſängen an gerechnet die ſchriftlichen Werke der Griechen und Römer und dann die zugehörigen des neuern Zeitalters durch beynahe 3000 Jahre, ferner die Kunſtbildung, ſo wie Schick-

sale und Sitten dieser Zeitalter mehr oder weniger zu behandeln hat.

Aber außerdem, daß der Umfang der neuern Philologie sich wieder fast unabsehbar ausdehnt, sind auch die Schwierigkeiten gegen die, welche das Alexandrinische Zeitalter fand, beynahe in gleichem Maase gestiegen. — Die Völker, von denen unsre Wissenschaft handelt, sind mit ihren Sprachen aus der Reihe der Nationen verschwunden, und aus dem, was nun lebet und uns umgiebt, führt kein Pfad in ihre Vergangenheit hinüber. Das Meiste, was sie besessen und zurückgelassen haben, deckt die Vergessenheit, und was aus dem Dunkel derselben hervorragt, spricht uns fremd und unverständlich an. — Weil in dem Umsturz des Alterthums auch seine Bildung, seine Sitten und sein Geist begraben wurden, und über denselben, wie über den Trümmern seiner Tempel, das Moos der Jahrhunderte wuchs und ödes Gestrüpp, so ist es uns zu einem vielfältigen Räzel geworden. Wir befragen seine Trümmer, das Pergamen, was in erlöschenden Zügen seine fremdgewordene Rede bewahrt, den Stein, das Metall, denen sein bildender Geist sich aufgedrückt, um den Sinn desselben zu erfahren, und je weiter die Wissenschaft eingedrungen, desto mannigfaltiger sind bey wachsender Einsicht ihre Schwierigkeiten geworden. — Ob das Alterthum zu erforschen und zu verstehen die Mühe und den Aufwand der Kräfte lohnt, die seit beynahe vierhundert Jahren alle Völker, die ihre Bedürfnisse erkannten, ihm gewidmet haben, kann unter Gebildeten nicht mehr die Frage

ſeyn, da die Cultur der Wiſſenſchaften die Folge jener Beſchäftigungen war und die höhere Bildung, ſowohl die wiſſenſchaftliche durch Poëſie, Philoſophie, Geſchichte und ſelbſt durch Religion, ſo wie die künſtleriſche, im Alterthum ihre Grundlage hat und die Wurzeln ihres Gedeihens.

Jener Stoff der Philologie aber ſcheidet ſich von ſelbſt in 4 große Maſſen, wenn man erwägt, daß, um das Alterthum zu kennen, man es in Rückſicht auf ſeine Sprachen, ſeine Schickſale, ſeine wiſſenſchaftliche und ſeine künſtleriſche Bildung erforſcht haben muß, ſo daß als Theile der Philologie Kunde der Sprachen, der Geſchichte, der Schriften und Kunſtwerke des Alterthums hervorgehen. — Stellt man die Lehrzweige, die in dieſen 4 Hauptſtücken der Philologie enthalten ſind, nach Wolfs Vorgange auseinander, ſo erhält man weit über zwanzig Wiſſenſchaften, auf deren Behandlung und Ausbildung das Gedeihen der Philologie beruht.

Beginnend von den Sprachen, als dem vorzüglichſten Mittel für das Verſtändniß des Alterthums, wird die Philologie in der Reihe ihrer Disciplinen allgemeine Grundſätze beyder alten Sprachen, philoſoph. Sprachlehre vorausſtellen und dieſer die Grammatik von jeder folgen laſſen, Dialectenlehre und Proſodie beyfügend. — An ſie reiht ſich ſodann die Theorie der philolog. Auslegung, Hermeneutik, die aus allen Zweigen der Philologie ihren Stoff zieht, um das Verſtändniß der Schriftſteller zu eröffnen, wovon die Lehre weniger ſchwierig zu begründen als auszuüben iſt,

weil hier zur Combination einzelner Umſtände und Nachrichten noch eine faſt kunſtleriſche Fertigkeit in Gebrauch und Anordnung der Mittel, in der Entwickelung der Schwierigkeiten und im Treffen des Genugs erfordert wird, damit der Gedanke und die Darſtellung aus ihrer Dunkelheit hervortreten und ſich ſo in dem Gemuthe des Horenden entfalten, wie ſie aus dem des Schriftſtellers gegangen ſind. — Die Auslegung findet ihre höhere Begründung und ihre Sicherheit in der Kritik, die, herſtellend, was verdorben, oder ausſcheidend, was untergeſchoben iſt, frühere Lehrzweige eben ſo vorausſetzt, als ſie dieſelben ihrer Seits befeſtiget. — Weil aber die Alten auf kunſtreiche Ausbildung des proſaiſchen wie des poetiſchen Vortrags eine auf tiefere Geſetze gegründete Sorgfalt gewandt haben, ſo daß ein Gedicht des Pindar, oder eine Rede des Demoſthenes rückſichtlich ihrer Form und der Harmonie ihrer Theile eine nicht geringere Vollendung zeigen, als das größte plaſtiſche Werk der alten Kunſt, ſo gehört in den verzeichneten Kreis der Sprach-Wiſſenſchaften noch Technik des rhetoriſchen Vortrags, und des poetiſchen oder Metrik, die ihrer Seits wieder ohne Kunde der alten Rhythmik und Harmonie, oder der Muſik weder begründet noch verſtanden werden kann. —

Die bisher genannten Wiſſenſchaften, welche ſämtlich darinn zuſammentreffen, daß ſie mit Erforſchung des Sinnes und der Eigenheiten der alten Sprachen und Schriften beſchäftiget ſind, können allein und für ſich weder beſtehen noch wirken, und wie ſie von an-

dern einen Theil ihres Lichts empfangen, so dienen sie ihnen ihrer Seits wieder zur Grundlage oder Beleuchtung. — Weil aber die nächste Frage nach ihnen sich auf die Volker, zu denen die Sprachwissenschaften den Weg öffnen, auf deren Schauplatz, Zustände und Schicksale richtet, so schließen sich sofort die historischen Wissenschaften, Geographie und Chronologie der Griechen und Romer, Geschichte der Völkerschaften des Alterthums, so wie Politik unmittelbar an, letztere, die Politik, in ihrem ursprünglichen Sinne, den Staat als moralische Person umfassend, und dem zufolge Sitten, Verhältnisse und Geschäfte seiner Glieder, ihre Erziehung, Verfassung und Regierung darstellend, was man jezt zum Theil unter dem weitschichtigen Namen griechischer und römischer Antiquitäten begreift. Neben ihnen und den Kreis der historisch-philolog. Wissenschaften beschließend, stehn Mythologie, Symbolik und Religionslehre hierher gehörig, weil durch Göttersagen und Glauben das lezte und festeste Band um den Verein der Gesellschaft gezogen wird.

An die Darstellungen der Schicksale und des Lebens der Volker reiht sich sodann die ihrer Wissenschaften und Künste, welche als das höchste Erzeugniß des gesellschaftlichen Vereins, als die Blüthe des Staats zu betrachten sind, und deßhalb ohne Kenntniß desselben weder in ihrem Gedeihen, noch in ihrem Wesen können begriffen werden. — Die Natur der Sache bringt mit sich, auch diese Stoffe mit Wolf zu scheiden, dort zu beginnen von der äußern Geschichte der schriftlichen Werke, Literarhistorie, um zuvörderst den Vor-

rath der Literatur, die Umstände, unter denen ihre Werke gediehen, die Schicksale der Schriftsteller und die Bemühungen zu ihrer Erklärung kennen zu lehren, und der Literargeschichte sodann die Geschichte der Wissenschaften anzufügen, welche in die nun zur Kenntniß gebrachten Werke selbst eingeht, um aus ihrem Inhalt den Ursprung der Wissenschaften, den Gang ihrer Ausbildung und ihren zuletzt gewonnenen Umfang zu entwickeln. —

Wie in dem Gebiet der Wissenschaften, so zerfällt auch in dem der Kunst der Stoff in mehrere Theile. Mit Recht verlangt Wolf zuerst eine vollständige Nachricht von den alten Kunstwerken, welche, analog der Literargeschichte, alle erhaltenen Reste der alten Kunst namhaft machen, sie beschreiben, und nachweisen soll, wo sie aufbewahrt, in welchen Werken sie abgezeichnet und behandelt sind. — An diese Einleitung in die Kenntniß der Antike schließt er die Kunstlehre, um die Grundsätze der alten Technik und die Mittel zum Verständniß ihrer Werke darzulegen. Nach einer solchen zweifachen Vorbereitung tritt dann die allgemeine Geschichte der Kunst ein, den Gang der artistischen Bildung zu entwickeln. Als ergänzender Theil wird die Lehre von den Inschriften, den Münzen und der Baukunst angefügt, und der ganze Kreis alterthumlich - philologischer Disciplinen durch die Geschichte derselben in neuern Jahrhunderten abgeschlossen. —

Es wird von keinem Kenner des Alterthums verlangt, daß er in allen Theilen dieses großen Gebiets

seiner Wissenschaft auf gleiche Weise einheimisch sey; aber von dem Standpunkte aus, den er sich fur seine Studien gewählt hat, soll er das ganze Gebiet des philolog. Wissens übersehen, und über seine Theile, deren Verhältnisse, Hilfsquellen und Bedeutung ein richtiges Urtheil haben. Die Einsicht wird von ihm verlangt, daß kein Theil dieser Kenntnisse abgesondert von andern gedeihen kann, sondern daß sich alles voraussezt, beleuchtet und ergänzt, wenn es darauf ankommt, tiefer in den Geist des Alterthums einzudringen. Denn dieses wird, wie die Natur, dann am besten verstanden, wenn man es von den meisten Seiten aufgefaßt hat, weil in seinen Werken, wie in den ihrigen, zugleich die größte Uebereinstimmung und Verschiedenheit sich darstellt, und jene nur durch diese erkannt wird. —

Zweite Vorlesung.

Die Neugriechen.

Nachdem wir den ursprünglichen Umfang der Philologie und ihren jetzigen, so wie das Verhältniß beyder angedeutet haben, wenden wir uns zur Beschreibung des Zustandes, worinn die zu ihr gehörigen Studien in den wissenschaftlichen Ländern angetroffen werden, und der Fortschritte, welche sie in jeden zuletzt gemacht hat.

Und welches Volk dürfte hier unsere Aufmerksamkeit eher auf sich lenken als dasjenige, von dessen Vorfahren höhere Bildung ausgegangen ist, als das griechische selbst, welches, obwohl tiefgebeugt unter dem zerstörenden Drucke seiner unbildsamen Beherrscher, dennoch in unsern Tagen mehrere Versuche gemacht, und ein sehr regsames Bestreben bewiesen hat, sich aus seiner Erniedrigung zu einem wissenschaftlichen Leben aufzurichten, und aus eigner Kraft in seiner Mitte die Studien zu erneuern, an deren Gedeihen und Vergehen die Bildung von Griechenland geknüpft war.

Da hier von einem Volke die Rede ist, das anfängt die Fesseln der Unwissenheit zu brechen, um den

ihm gebührenden Rang unter den gebildeten Völkern zu gewinnen, so wird es der Absicht dieser Abhandlungen nicht entgegen seyn, auf Augenblicke in den Zeiten zurückzugehen, um die Gründe dieser höchst überraschenden Erscheinung und den Stand der Sachen gehörig zu beleuchten. Für eine Anstalt, die der Forderung der Wissenschaften gewidmet ist, kann wohl nichts der Aufmerksamkeit würdiger seyn, als das Erwachen eines ganzen Volkes zu wissenschaftlicher Thätigkeit, eines solchen zumal, dessen ehrwürdiger Name so große Erinnerungen aufweckt. —

Ungeachtet aller Uebel,[1]) von denen die griechischen Völker in den letzten Jahrhunderten, welche dem Umsturz ihres Reiches vorangingen, niedergebeugt wurden, hatten sie doch mehr als Einen Punkt der Vereinigung, eine Regierung, Schulen, Gesetze, Gerichte, vor denen ihre Sprache geredet wurde, Schriftsteller und eine Bildung, deren erlöschende Strahlen hinreichten, das Licht der Wissenschaften im Abendlande zu entzünden. — Aber nach jener verderblichen Katastrophe wurde durch die Türken alles vernichtet. Diese Sieger wußten nie zu herrschen und ihre Unterjochten nie zu gehorchen, so lange nicht der letzte Keim des Selbstgefühls in ihnen zertreten war. In dem beständigen Kampfe und dem Elende, das sofort auf die griechischen Länder sank und sie der Verwilde-

1) Man sehe über das folgende Gregorios G. Zalik-Oglu in der Einleitung zum Λεξικον της Γαλλικης γλωσσης. Paris, 1809.

rung Preis gab, ohne Würde, ohne Aemter, ohne Verfassung oder ein anderes Mittel, das Bildung verbreitet und erhält, ohne Unterlaß bedroht und gepeiniget, sind die Griechen nur wie durch ein Wunder der Verzweiflung entgangen, welche sie bewegt hätte, ihre Religion abzuschwören und mit ihren Sitten ihre Sprache zu verlassen, um sich bald mit ihren wilden Unterdruckern zu vermischen. [2])

Dieses letzte Uebel, das höchste von allen, weil aus ihm keine Rettung gewesen wäre, und das unvermeidlich schien, ist nicht eingetreten, zum deutlichsten Zeugniß, daß einem Volke nichts heilsamer sey, als große Erinnerungen und Denkmale seiner Vergangenheit. Die Erfolge der glänzenden Thaten ihrer Vorfahren waren verschwunden; aber die unvergänglichen Werke ihres Geistes bestanden noch. Ihnen verdanken es die Griechen, daß jenes alte Gefühl für Nationalehre nie ganz in ihnen unterging, daß sie standhaft, obwohl in Fesseln, der Vernichtung widerstan-

---

2) Ein Theil des Volkes, und zwar ein beträchtlicher, suchte allerdings durch dieses letzte Mittel Erlösung von dem entsetzlichen Druck. Gregor a. a. O. bemerkt, daß der größte Theil der Türken, die Mazedonien und Griechenland bewohnen, abgefallene Griechen sind, welche nach Annahme der türkischen Religion, Sprache und Sitten die letzte Erinnerung an ihren Ursprung aufgegeben, und jetzt vereint mit ihren Unterjochern die Zerstörung des Landes vollenden, das ihre Vorfahren angebaut und geschmückt haben.

den, um einſt von neuem auf der Bühne der Welt erſcheinen zu können. [3])

Die Kirche, der einzige Vereinigungspunkt, der ihnen übrig war, tröſtete die Nation. Sie bewahrte in ihren Urkunden und in ihrem Ritus die alte Sprache der Vorfahren: in ihr waren die Beſchluſſe der Kirchenverſammlungen, ſo wie die Schriften des heil. Baſilius, Chryſoſtomus und ihrer andern Lehrer abgefaßt. Jene weiſen Väter deuteten immer auf die Schriften des Alterthums, als auf eine vorzügliche Quelle des Unterrichts und der Bildung zurück, und unterhielten das Verlangen, ſie zu kennen. [4]) So

3) Auch dieß muß in Anſchlag gebracht werden, daß die Türken zwar zerſtörten; aber doch ſtehen ließen, was ihrer Zerſtörung nicht im Wege lag, und zu roh und unwiſſend waren, um den Beſiegten eine andere Verfaſſung und andere Geſetze aufzudringen. In ſo fern war es ein Glück, daß die Griechen ſich ſelbſt überlaſſen blieben, und durch ihre Lage an ihre eigne Kraft verwieſen wurden. Hätten es die Türken verſtanden, methodiſch zu unterjochen und zu vernichten, wie ihre Vorgänger, die Römer, ſo würde ſehr wahrſcheinlich in Griechenland ſo wenig eine Spur des griechiſchen Namens übrig geblieben ſeyn, wie in Italien oder auf Sicilien.

4) Auch bey Wiedererweckung der Nation iſt es als ein vorzüglicher Beweggrund zu philologiſchen Studien geltend gemacht worden, daß die Religion und Kirche ſich auf die altgriech. Sprache gründen, und daß der-

waren es die Prieſter, welche in den härteſten Zeiten der Hilfloſigkeit ohne Unterlaß in der Nation die Erinnerung an ihre Vorzeit, die Idee von Ueberlegenheit der Bildung und die Hoffnung eines beſſern Looſes bewahrten; dieſelben, welche beym Anfang beſſerer Zeiten vor andern zu Opfern und Anſtrengungen bereit waren, um ihr Vaterland aus dem todtlichen Schlafe der Unwiſſenheit zu erwecken. — Zwar konnten ſie in dem Drange der wachſenden Verwilderung, und bevor von auſſen eine kräftige Anregung kam, nur wenig leiſten: die Schulen waren bald verfallen und der größte Theil der Kirche in der allgemeinen Nacht vergraben; aber doch gingen die Jahrhunderte der Barbarey vorüber, und die Kirche hatte ihr Geſchäft während derſelben ausgeführt: der ganzliche Untergang der Nation war abgewendet.

Vor etwa hundert Jahren, als in Griechenland keine Schule und kein Lehrer mehr zu finden war, und man in der Hauptſtadt ſelbſt kaum vier oder fünf Gebildete zählen konnte,[5]) verließ Daniel von Patmos die Einſamkeit ſeines Kloſters, in deren Schuze er ſich gebildet hatte, und gab durch

---

jenige ſie verſtehen müſſe, der nach Anweiſung der Schrift die Wahrheit ſuche. Vergl. des Oekonomos Rede: περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας bey Eröffnung des dritten Lehrcurſes des Gymnaſ. zu Smyrna in Ἑρμῆς ὁ λογιος 15. Decbr. 1811.

5) Vergl. Ἑρμῆς ὁ λόγ. 1. Novbr. 1811. p. 363.

Gründung der Schule von Patmos, der erſten im neuern Griechenlande, den Antrieb zur Erneuerung eines beſſern Lebens. Durch ihn und ſeine Nachfolger, Geraſimos aus Pſammathia (ἀπὸ Ψαμμαθίας τῆς Κων-πόλεως), Baſilios von Kutalene (Κουταληνός) und Daniel den zweyten von Patmos gebildet, gingen aus dieſer Schule in bedeutender Anzahl jene Männer hervor, welche den Unterricht wieder über das Volk verbreitet, Schulen geſtiftet, und die wachſende Barbarey mit Erfolg bekämpft haben. Unter den ſpäter eingerichteten Anſtalten dieſer Zeit ſcheinen die bedeutendern, welche auf dem noch glücklichen und wohlhabenden Chios, und die vor funfzig Jahren zu Smyrna unter dem Schutze der Engländer gegründet wurde.[6]) —

Indeß konnte der Unterricht in den neuentſtandenen Schulen nicht anders als dürftig ſeyn. Unbekannt mit dem Umfange der Wiſſenſchaften, faſt allein beſchränkt auf Grammatik und Religion, ſtanden die griechiſchen Schulen um ſo tiefer unter den damaligen in unſern Ländern, je weniger ſie von einem regern wiſſenſchaftlichen Leben auſſer ihrem Kreiſe berührt, je mehr ſie von allen Hilfsmitteln entblößt, und unter

---

6) Vergl. Επιστολή τινος Γραίκου περὶ τοῦ εἰς Σμύρνην Γυμνασίου. Ἐκ Σμύρνης im zweiten Bande der Fundgruben des Orients.

dem Druck der vielfachsten Noth gebeugt waren. 7) — Die Schriften der jetzigen Griechen sind voll von Schilderungen dieses verwahrlosten Unterrichts, wobey die Knaben unter den härtesten Züchtigungen, und mit Aufopferung ihrer ganzen Jugend, über den Nothbedarf des Lebens hinaus nichts lernten, als einige unfruchtbare Lehren einer pedantischen Grammatik. — Die Nation, in sich verarmt und aufgelost, konnte in ihrer Mitte unmöglich Mittel finden, aus diesem Zustande sich emporzuarbeiten. Erst als das Licht der Wissenschaften, das sich über Europa verbreitet hatte, einzelne Männer aus ihrer Mitte zu erleuchten anfieng, als die Segnungen und Wohlthaten der Bildung ihnen beym Anblick der europäischen Staaten deutlich wurden, konnten sie sich ihrer eignen Lage bewußt werden, konnte ihr Gesichtskreis sich erweitern und ein freyerer Blick ihnen die Wege zeigen, die allein aus der tiefen Erniedrigung in das Leben zurückführten. — Diese kräftige Anregung erfolgte in der zweyten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, veranlaßt durch die Leichtigkeit des Verkehrs zwischen Griechenland und Italien, den Süddonauländern und Deutschschland, und durch die politischen Plane der zweyten Catharina von Rußland, welche mit den Hoffnungen des griechischen Volkes auch dessen regere Theilnahme an

7) Am ausführlichsten spricht über diese Gebrechen Koray in den Στοχασμ. vor Πρόδρομος Βιβλιοθήκης Ἑλληνικῆς ιϐ.

an allem, was in Europa vorging, aufweckten. — Kaufleute und Begüterte, ſelbſt griechiſche Fürſten, welche aus den europäiſchen Ländern zurückkehrten, Aerzte, die ſich auf ausländiſchen Schulen gebildet, und bald auch Geiſtliche, die dort aus reichlichern Quellen die Kunde der Werke ihrer Vorfahren geſchöpft hatten, brachten eine Menge der mannigfaltigſten Kenntniſſe und Anſichten in ihr Vaterland zurück. Durch das gegenſeitige Bedürfniß zu unterrichten und ſich unterrichten zu laſſen wurde der regere Umtrieb von Ideen erzeugt, der dem Erwachen eines Volks zur Bildung vorangeht. — Man fing an die Schulen vom Pedantismus zu reinigen, die Lehrmethode zu verbeſſern, und ſtets zahlreichere Ueberſetzungen aus der alten und aus allen Sprachen der neuern Literatur breiteten den Blick über die in Europa ausgebildeten Wiſſenſchaften, wie über die Werke der Griechen und Römer aus.

Unter den Männern, welche durch Herbeyführung dieſer heilſamen Veränderungen die Wohlthäter ihrer Nation geworden ſind, gehören vorzüglich diejenigen in das Gebiet dieſer Abhandlung, die bey Erweckung der alten Literatur unter den Griechen vor andern thätig geweſen ſind. — Lampros Photiadi,[8]) 13

8) Sein Elogium bey Koray Στοχασμ. vor Προόδ. πή. Anm., und ſein Nekrolog von Demetrios Schina in Ἑρμ. ὁ λόγ. 1811. p. 83. —

Jahre lang Vorsteher der Schule zu Bucharest, ein fruchtbarer Dichter und Uebersetzer aller Redner, fast aller Historiker und vieler anderen Schriften der Griechen, besonders aber dadurch um sein Volk verdient, daß er dem grammatischen Unwesen entgegen trat, und durch eine bessere Lehrmethode seine Schüler zur umfassenden und fruchtbaren Kenntniß des Alterthums anleitete. Mehr als hundert Männer, die Griechenland zu seinen gebildetesten zählt, darunter nicht wenige Schriftsteller, sind aus der Schule dieses wohlthätigen Reformators hervorgegangen und haben besonders in Bucharest einen wissenschaftlichen Geist gebildet, als dessen Erzeugniß zum Theil die jetzt bestehende höhere Lehranstalt und die gelehrte Gesellschaft daselbst zu betrachten sind. — Außer ihm sind zu nennen Neophytos Duca aus Epirus, der, um zur Verbesserung des griech. Volkes mitzuwirken, auf eigne Kosten viele griechische Schriftsteller mit Uebersetzungen in die jetzige Sprache und mit Commentaren, darunter den Thucydides (Wien 1806.) in 8, den Arrian (Wien 1809.) in 7 Bänden herausgab.[9]) — Spyridon Blanti aus Kythera, schon seit vielen Jahren bemüht, sein Volk als Schriftsteller zu bilden. — Unter seinen zahlreichen Schriften sind auch Uebersetzungen von Ovidius Metamorphosen (Venedig 1798.), Cornelius Nepos (zum zweyten Male, Venedig 1810.). Vor einigen Jahren noch gab er den Chriton heraus.[10]) — Ventoti aus Zante, verstorben zu Wien

9) Ueber ihn vergl. Ἑρμ. 1. Febr. 1811. P. 33.

10) Vergl. Ἑρμ. 15. Febr. 1811.

zu Anfange dieſes Jahrhunderts. Die Griechen verdanken ihm Ausgaben des Xenophon Epheſius, Longus u. a. m. Unter dem Fürſten Maurocordato vereinigten ſich mehrere Griechen zu Jaſſy zur Ausarbeitung eines neugr. franz. Wörterbuchs. Ventoti war ihr Mitarbeiter, und nachher ihr Herausgeber.[11]) Auch dadurch erwarb er ſich bleibendes Verdienſt, daß er zuletzt für die Bedürfniſſe ſeines Volkes zu Wien eine Buchdruckerey und Buchhandlung errichtete, die vorzüglich den gelehrten Umtrieb beförderte und noch jetzt unter der Firma von Tzbekios die meiſten Werke der neugriech. Literatur herausgiebt. — Die Fehler jener lexikal. Arbeit und das Bedürfniß einer Beſſern veranlaßten das Lexicon des Gregorios von Theſſalonich,[12]) der ſich beſonders in der reichhaltigen Einleitung eben ſo als gründlichen Kenner des alten Griechiſchen, wie als beſonnenen Forſcher des neuern gezeigt hat. Neben dieſen Bemühungen der Gelehrten um Bildung der Nation gingen die der Männer von Einfluß und Reichthum. — Vor zehn Jahren wurde in der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches ſelbſt und mit Be-

---

11) Vergl. den Anhang zum Lexicon von Zalik-Oglu. p. 11. Anm. 2.

12) Λεξικὸν τῆς Γαλλικῆς γλώσσης παρὰ Γρηγορίου Γ (Γεωργιάδου) Ζαλικόγλου Θεσσαλονικέως Εν Παρίσιοις, παρὰ Τυπογράφῳ I. M. Ἐβεράρτῳ. 1809.

willigung des Kaiſer Selim durch den Fürſt Muruſi eine auf europäiſche Art eingerichtete Lehranſtalt eröffnet, [13]) und mit einem mathem. und phyſical. Apparat, einer Bibliothek und Buchdruckerey in Verbindung geſetzt. Das Beyſpiel von Muruſi fand Nachahmung: zu Kydoniä, an der nördlichen Spitze von Kleinaſien, auf Chios [14]) und anderwärts wurden neue Anſtalten nach jenem Muſter eingerichtet, und ſelbſt die Mönche vom Berg Athos ließen aus Kydoniä einen Lehrer der europ. Wiſſenſchaften kommen, „der dieſelben zur Heilung der langen Wunden des Vaterlandes in ihre Gegend verpflanzen ſollte.“ [15])

Unter dieſen zuſammenwirkenden Bemühungen, die Nation zu wecken, trat aus ihrer Mitte ein Mann auf, der, durch günſtige Umſtände über die Beſchränktheit ſeines Volks zu wiſſenſchaftlicher Würde erhoben, in das ganze Beſtreben Einheit und einen höhern Schwung gebracht hat, indem er nicht nur ihre Bewunderung und durch Beyſpiel und Zuruf Nachahmung erweckte, ſondern auch mit überraſchender Wahrſcheinlichkeit Wege und Mittel angab, auf denen ſein Volk, ungeachtet einer ſo drückenden Lage, dennoch zu wiſſenſchaftlicher Selbſtſtändigkeit und zur Bildung

---

13) Επιστολή τινος Γραικοῦ a. a. O. in den Fundgr. des Orients.

14) Vergl. Επιστολή a. a. O. und Ἑρμ. 1811. p. 399.

15) Koray Στοχασμοὶ vor Βιβλ. Ἑλλην. Th. III. p. λζ'.

wieder gelangen kann. — Dieß leiſtete ſeinem Volke Anthimos Korap, ein Arzt aus Chios, ſeit langer Zeit und jetzt in hohem Alter zu Paris lebend, der, nach vielfachen und gründlichen Studien zu Wien, Neapel und Paris, ſich als Kenner des Alterthums und Schriftſteller einen Rang unter den erſten Gelehrten von Europa erworben hat.[16]) — Schon 1794 erregte er durch die erſte abgeſonderte Ausgabe des Xenocrates περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆς Aufmerkſamkeit. — Fünf Jahre ſpäter erſchien ſein Theophraſt mit franz. Ueberſetzung und reichlichem Commentar, und 1800 ſehr reich ausgeſtattet Hippocrates de aere, locis et aquis. Die franz. Ueberſetzung dabey wurde vom Inſtitut, als das beſte Werk der franz. Literatur in dieſem Fache während des letzten Decenniums, des Preiſes würdig erkannt. — Vier Jahre ſpäter folgte der Heliodor, mit einem kritiſchen Commentar von ſolchem Werthe, daß Korap ſeit der Zeit als einer der beſten Kritiker iſt anerkannt worden. — Das Jahr darauf aber, 1805., begann er, unterſtüzt durch die Freygebigkeit gebildeter griechiſcher Kaufleute, der Brüder Zoſima, die einen Theil ihres großen Reichthums der Wiedergeburt ihres Volkes widmen wollten, das erſte Werk, welches durch ſeinen Zweck und Erfolg in der neugriech. Literatur Epoche macht: die Herausgabe der griech. Bibliothek (Βιβλιοθήκη Ἑλληνική, von der ſeitdem jedes

16) Ein Verzeichniß ſeiner Schriften ſ. in Ἑρμ. 1811. p. 17 ff.

Jahr wenigstens Ein Band erschienen ist), durch äußere Eleganz eben so wie durch innern Gehalt ausgezeichnet, und bis jetzt, außer kleinern Schriften, den Isokrates ganz und des Plutarch Lebensbeschreibungen umfassend. Zwar sind die Anmerkungen bey weitem von geringerem Belang als zum Hippocrates und Heliodor; indeß bleibt ihnen ihr Werth unbestritten, und man muß bey Beurtheilung des Werkes auf seine Bestimmung Rücksicht nehmen. — Diese Bibliothek nämlich soll die vorzüglichsten Schriftsteller der Griechen in Griechenland selbst verbreiten, wohin auch durch die Zosima für unbemittelte Lehrer und ausgezeichnete Schüler die Exemplare unentgeltlich geschickt werden. — Der Commentar ist, wie beym Heliodor, in altgriechischer, die Einleitungen aber nebst den dazugehörigen Rathschlägen über Sprache und Bildung der Griechen in neugriechischer Sprache geschrieben. — Diese, die Rathschläge, sind ganz eigentlich bestimmt, sein Volk zu wecken, zu trösten, dessen Bestrebungen aufzumuntern und zu lenken. Die Sprache selbst, ihre Reinigung und Begründung durch das altgriechische, die Verbesserung aller Zweige des philologischen Unterrichtes, Lob rühmlicher Thätigkeit im Lehramt und in Errichtung oder Dotirung neuer Schulen, ernster Kampf gegen Pedantismus, Flachheit, Feinde des neuen Lichtes und Verächter seines Volkes, Rath und Ermahnung zu standhafter Thätigkeit an der begonnenen Wiedergeburt von Griechenland sind die Gegenstände jener vortrefflichen Abhandlungen, aus denen durch den tiefen Schmerz über das Elend und die Verwilderung von Griechenland ein edles Selbstge-

fühl und jener erweckende Enthusiasmus spricht, welcher Männern, die zur Aufrichtung einer gesunkenen Nation Kraft und Beruf fühlen, die allgemeine Theilnahme unfehlbar zuwendet. — Die neugriechische Sprache erscheint in seinen Schriften von den Schlacken der Verwilderung gereiniget, gegen das altgriechische in das gehörige Verhältniß gerückt und von solchem Wohllaut und Gewandheit, daß sie bey fortgehender Bildung einen vorzüglichen Rang unter den neuern Sprachen behaupten wird. Seine Rathschläge über Verfassung der Lehranstalten gehen besonders an die hohe Geistlichkeit, die Synode und den Patriarchen von Constantinopel. Diese werden aufgefordert, sich des Schutzes, den die Kirche für sich und ihre Anstalten genießt, zu bedienen, um durch sehr wirksame Mittel der Religion und der Auszeichnung einen hinlänglichen Schulfond zu gewinnen, Lehrer durch eigne Institute und auf Reisen bilden zu lassen, die Schulen nach einem umfassenden Plane zu organisiren, und mit einer Centralanstalt ein helleniſches Museum für die Alterthümer und eine im Fache der Philologie vollständige Bibliothek zu verbinden. —

Die Folgen so rühmlicher Bemühungen, welche dem Volke die Idee seiner Bestimmung und seines Strebens klar gemacht, ihm durch Ausbildung seiner Sprache die Basis einer Nationalliteratur gegeben und es mit großem Nachdruck an seine Vorzeit und an die Völker des gebildeten Europa gewiesen haben, lassen sich noch nicht übersehen; doch wird Koray jetzt schon von den Griechen als der Wohlthäter seiner Nation

anerkannt, seine Rathschläge, zwar noch nicht vollständig ausgeführt, sind keinesweges vergeblich gewesen, seine Sprache, oder, wie man sie nennt, das Korap'sche Gewebe [17] (ὕφος κοραικὸν) ist die des der Unterrichteten, des gebildeten Stils geworden, und aus den mannigfaltigen Nachrichten, die vor uns liegen, sieht man, daß die Nation gar wohl beherziget, was er ihr vor 7 Jahren sagte: [18] „Bisher lagen wir unbeweglich in dem finstern und tiefen Schlafe der Unwissenheit. Weniger unrühmlich wär' es gewesen, wenn wir beständig in ihm beharrt wären, als wenn wir wieder dahin zurückfallen, von wo wir aufgestanden sind. — In dieser Lage ist es uns nicht weiter gestattet umzukehren, wenn wir nicht wollen, daß der Name der Hellenen aus der Zahl der Völker gänzlich vertilgt werde. In der Laufbahn, welche jetzo Hellas läuft, sieht es vor sich den Ruhm, der es mit offnen Armen erwartet und mit Kränzen in den Händen, um es zu umpfangen und zu krönen. — Hinter ihm sieht die Scham — auch sie mit offnen Armen, die Elende, aber um — o wie soll die Hand es schreiben, wie der Mund es aussprechen — um es zu erdrücken." —

Die erste Anstalt, welche, nach jenen Anregungen im Geiste Korap's alterthümliche mit neuern Wissenschaften verbindend errichtet wurde, ist das neue Institut

---

17) Επιστολή τινος Γρ. a. a. O.

18) Στοχασμοὶ vor Πρόδρ. Βιβλ. Ἑλλ. ῥμά.

zu Smyrna, welches zu gründen einem Theſſalier aus Lariſſa, Conſtantinos Kuma gelang, nachdem ein früherer Verſuch durch die ältere Stadtſchule daſelbſt vereitelt worden war. Kuma hatte ſich beſonders durch ſein Lehrbuch der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, Wien 1807. in 8 Bänden, Ruhm und Vertrauen erworben. Dieß und Verbindung mit fähigern Lehrern, ſo wie Unterſtützungen von Seite der Smyrnäer ſetzten ihn in den Stand, ſein Vorhaben mit Erfolg auszuführen. Jener Brief in den Fundgruben des Orients, 2r Band 1811., giebt davon eine erwünſchte Nachricht. — Wenn irgend ein Land, ſo iſt Jonien, die Wiege griechiſcher Bildung, und in Jonien Smyrna, der alte noch blühende Sitz des griechiſchen Handels, geeignet, die begonnene Wiedergeburt des griechiſchen Volkes zu vollenden; nicht nur wegen ſeiner Lage unter dem mildeſten Himmel und in der üppigſten Gegend, ſondern auch wegen des Wohlſtandes und des Verkehrs der dort lebenden Griechen, endlich wegen der politiſchen Verhältniſſe der Stadt, die als Stapelſtadt des levantiniſchen Handels großer Vorrechte genießt, und wo die europäiſchen Nationen durch den Einfluß ihrer Agentſchaften den Unternehmungen der Griechen die Sicherheit gewähren können, welche dieſelben gegen das Mißtrauen und die Habſucht der Türken ſo ſehr bedürfen.

Gleich bey ſeiner Eröffnung im September 1810 zählte das Inſtitut 150 Zöglinge, die in Klaſſen getheilt, und ungefähr in denſelben Gegenſtänden unterrichtet wurden, welche bey uns in den Plan ei-

ner vollständigen Lehranstalt gehören. — Das philologische Studium leitet Oekonomos aus Thessalien, der Herodot, Thucydides und Plutarch nach Koray's Ausgabe erklärt, und mehrere Unterlehrer: Apostolios aus Smyrna, Johannes aus dem Peloponnes, Anastasios aus Ithaka und Demetrios aus Thessalien zu Gehilfen hat. — Für die Vorlesungen über Experimentalphysik ist aus Europa ein vollständiger Apparat angekauft. Die Smyrnäer erfüllen oft beym Unterricht den ganzen Saal und erfreuen sich an der Aussicht, daß von Jonien aus zum zweyten Male ein schöneres Licht über Hellas aufgehen werde. — Gleich bey den ersten Prüfungen fand man Gelegenheit, die Gelehrigkeit der griechischen Jünglinge zu bewundern. Nachher wurden von den ausgezeichneten Zöglingen Reden in Koray'schem Styl, Enkomien auf Bildung und Tugend, auf Sokrates und Smyrna gehalten. Der Saal erschallte von dem lauten Beyfall der Versammlung, und „seitdem war, wie es heißt, vieles Lob des Unterrichts durch die ganze Stadt.“ —

Die Schule auf Patmos war nach des zweyten Daniel Tod in Verfall gerathen, weil die großmüthigen Beschützer derselben, die Gunaraden (Γουναραίδαι) in Constantinopel, durch welche die Lehrer besoldet wurden, lange vergeblich einen würdigen Nachfolger des Daniel gesucht hatten. [19]) Gleich vom Anfange hatte man die Blicke auf Païsios von

19) Ἑρμ. ὁ λόγ. 1811. p. 365 u. f.

Karapata (τὸν Καραπατᾶν) gerichtet, der nach einer rühmlichen Laufbahn als Lehrer zu Constantinopel ſich in die Einſamkeit ſeines Vaterlandes zurückgezogen hatte, aber durch keine Anerbietungen, auch nicht durch die Aufforderung der heil. Synode, ſich bewegen ließ, die Mühen des Lehramts von neuem zu übernehmen. Vielmehr trieb ihn ſein Wunſch, nach Europa ſich einzuſchiffen. Er eilt nach dem Hafen, viele Patmier folgen ihm dahin, die ihn ermahnen zu bleiben, und nicht die ehemals ſo glänzende Schule, den Ruhm ihres Vaterlandes, in Dunkelheit zu hinterlaſſen. — Er wurde gerühret von dem allgemeinen Geſchrey, und weinend kehrte er zurück, geführt von der Menge, um, ihre Schule einzurichten und zu leiten. — Solche Züge ſind wichtig, weil in ihnen das allgemeine Verlangen nach Bildung beſſer als ſonſt wo ſichtbar wird. —

Auch die Schule von Chios bedurfte einer andern Verfaſſung, nachdem die Bedürfniſſe und Forderungen des Volkes ſich vermehrt und erweitert hatten. [20]) — Die Chier traten, mit dem Metropoliten von Philadelphia, Proios (Πρωΐος), in Verbindung, einem Manne, der, zu Patmos und Paris gebildet, durch Unterricht und Eifer ſich auf ähnliche Weiſe, wie Koray durch Schriften den Ruhm eines Wohlthäters ſeiner Nation erworben hat. Man übergab die Schule dem Athanaſios aus Paros und ſtellte 9 Lehrer, ſämtlich aus Chios, an, darunter ſechs der griechiſchen

20) Ἑρμ. 1811. p. 399 ff.

Wissenschaften. — Zugleich schrieben die Chier, die Lehrer, ihre Geistlichkeit und ihr Bischof an den Neophytos Bamba, (einen gelehrten Chier in Paris), um ihn zur Rückkehr in sein Vaterland zu bewegen, und an Korap, daß er ihre Bitten unterstützen möchte. — So zählt also Kleinasien an seinen Küsten und auf seinen Inseln bereits eine Reihe neuerrichteter Lehranstalten, welche der Enthusiasmus gegründet hat, und unter einem Volke von solchen Anlagen und solchem Eifer gewiß zu einer schönen Blüthe entwickeln wird. Es darf nicht unbeachtet bleiben, daß überall, wo von Bemühungen für Schulen und Unterricht die Rede ist, die Geistlichen eine Thätigkeit beweisen, die ihnen eben so rühmlich ist, als sie zur Widerlegung der Vorwürfe hinreicht, welche ihrem Stande früher von de Paw, und vor nicht langer Zeit von Bartholdy [21]) gemacht

---

21) Korap bekämpft ihn an mehrern Stellen der Lobhudeleien, wie in der Einleitung zum Hippocrates den de Paw, mit Schärfe und einem Nachdruck, der von dem Schmerz eines Mannes zeugt, der sich tief verwundet fühlt, wenn man auf einseitige Nachrichten hin oder aus übelwollender Verachtung das letzte der Güter, welches seinem unglücklichen Volke übrig geblieben ist, seine Bildsamkeit, antastet, und nach allem Schmuck, den ein grausames Schicksal geraubt hat, ihm auch noch den Ruhm eines ernsten Bestrebens nach Wiedererlangung verlorner Güter entreissen will. — Künftige Reisende und Schriftsteller werden vorsichtiger seyn, wenn sie sehen, daß die Nation eifersüchtig auf ihre Ehre wacht, und falsches Urtheil einer gerechten Züchtigung unterwirft.

wurden. Weit entfernt, wie man ſie beſchuldiget, die Finſterniß zu hegen und der Aufklärung zu widerſtreben, hat die griechiſche Geiſtlichkeit vielmehr die Bildung des Volkes fortdauernd zum Hauptgegenſtande ihrer Bemühungen gemacht. Der Patriarch, die Biſchöfe, laſſen eine große Anzahl Jünglinge auf ihre Koſten erziehen, viele junge Geiſtliche verlaſſen alles, was ihnen das Theuerſte iſt, um ſich in Europa zu unterrichten, und dann unter Entbehrungen und Bedrückungen aller Art an der Bildung ihres Volkes zu arbeiten: die größere Zahl der Lehrer an den neuen wie an den alten Schulen iſt aus dem geiſtlichen Stande,[22]) und die Nation vereiniget ſich in der Anſicht, daß ſie, wie ihre Erhaltung, ſo ihre Wiedergeburt der Kirche ſchuldig ſey.

Bey einem ſo allgemeinen Umſchwung der Vorſtellungen und Kenntniſſe, wie durch dieſe vielfältige Anregung des Volkes herbeygeführt wurde, mußte ein lebhafter Widerſtand von Seiten derer zu erwarten ſeyn, die Vorurtheile und veraltete Vorſtellungen zu ſchützen hatten, zumal unter einem ſo tief geſunkenen Volke, deſſen gröſſerer Theil ſich nach einem Elend von mehrern Jahrhunderten an geiſtige Armuth und Unwiſſenheit, wie an jeden andern Beſitz gewöhnt, und den Aberglauben früherer Zeiten indeß treu bewahrt hatte. Geiſtliche, die darinn verſunken waren, unwiſſende Lehrer der Grammatik, denen das noch unwiſſendere Volk als hochweiſeſten (σοφολογιωτάτοις)

22) Κοραϊ Στοχ. vor Βιβλ. Ἑλλ. Th. III. p. νδ'.

den Mantel und die Hand geküßt hatte, und die nun als unbrauchbar betrachtet wurden, alle, die von Haß, Neid, Eifersucht getrieben waren, trafen in ihrem Angriff auf die neueindringenden Lehrer und Wissenschaften zusammen. Die schönen Grammatikalien (καλὰ γραμματικά) wurden als das Griechenland allein nöthige und ersprießliche dargestellt, das Studium der Alten als gottlos und dem Glauben so sehr verderblich wie der Tugend, da selbst der gefeyerte Sokrates, den man als das größte Muster der Sittlichkeit und Weisheit darstellte, doch ein Jugendverführer, ein Päderast gewesen sey. — Die Philosophie sey eine Philozophie, eine Lehre der Dunkelheit, und nebst der Mathematik dem jetzigen Zustande des Volkes durchaus nicht angemessen, verkehre die Geister und reize zum Aufstand, dazu seyen die sogenannten gebildeten Völker des erleuchteten Europa so verderbt und ruchlos, daß Griechenland gegen alles, was von daher eindringe, sich wie gegen eine Ansteckung und Besteckung verwahren müsse. [23])

Gegen solche Angriffe nun haben die Beförderer der Wiedergeburt muthig gekämpft, Koray an ihrer Spitze, der fortdauernd diesen „von Scythen gebornen Feinden des griechischen Volks und Holzköpfen" (ξυλοκέφαλαι), wie er sie nennt, mit der ganzen Kraft

---

23) Koray Στοχασμ. Προδρ. ρλά. — Βιβλ. Ε. Τμ. III. έ, ύ, ιά, νού, νζ' u. a.

Kraft ſeiner Beredſamkeit mannhaft widerſteht. [24]) Der Erfolg dieſes Kampfes kann um ſo weniger zweifelhaft bleiben, da ſich in Griechenland bereits eine öffentliche Meinung für die gute Sache gebildet hat. — Es war dem Geſchrey und den geheimen Künſten der Lehrer an der alten Stadtſchule zu Smyrna gelungen, das neue Inſtitut auf einige Zeit zu unterdrücken. — Kaum hatte dieß aber, durch Kuma hergeſtellt, wieder ein halbes Jahr ſeinen Unterricht ertheilt, als die Stadtſchule, welche die Lehrer der Philoſophie und Mathematik als Gottloſe und Volksverführer verfolgt hatte, ſich genöthiget ſah, einen Lehrer der Mathematik und Philoſophie anzuſtellen, um ſelbſt dem Untergange zu entgehen und die Concurrenz mit dem Inſtitut einiger Maſſen auszuhalten; ein Vorfall, den die Beförderer der Wiſſenſchaften in Griechenland mit Recht als den Triumph der öffentlichen Meinung und der Bildung betrachtet haben. [25])

In demſelben Zeitraume, wo die Nation ſo rühmlich arbeitete, aus ſich ſelbſt und durch eigne Kräfte die wiſſenſchaftliche Bildung unter ſich zu er-

---

24) Vergl. an den a. O. νζ'. Nachdem er gegen die Verkehrten gekämpft, ſchlägt er folgendes Gebet vor: „Erlöſe uns von der Unwiſſenheit, du Quell aller Weisheit. Vertilge die Hinderniſſe der Bildung und leite uns dahin, daß wir unbefeindet die Mittel ergreifen, die du uns zur Errettung vom Elend gewährt haſt.

25) Επιστολή τινος Γραικοῦ a. a. O.

neuen, hat auch die politische Lage der griechischen Länder und die dadurch veranlaßte Einmischung gebildeter Völker in griechische Angelegenheiten einen günstigen Einfluß auf die begonnene Erweckung des Volkes zu äussern angefangen. — Die Inseln des ionischen Meeres sind, wie bekannt, seit 1800. abwechselnd von Rußland, Frankreich und England besetzt gewesen und noch besetzt. Dieses sowohl, als die Besetzung der Donauländer durch Rußland, blieb nicht ohne Einfluß auf die Wissenschaften unter den Griechen. — Auf Corfu, wo ungeachtet der zweyhundertjährigen Herrschaft der Venetianer wegen engherziger Politik der Beherrscher die Bildung nicht weiter gekommen war, als im übrigen Griechenland, besteht, seit Errichtung der Sieben-Insel-Republik und jetzt unter Frankreichs Schutze auser einer neuen Lehranstalt, eine Akademie der Wissenschaften, die zur Erneuerung der Kenntnisse in jenen Inseln bestimmt ist, und ihre Arbeiten in einer Art von Zeitschrift bekannt macht. — Zwar fehlen uns über ihre Bemühungen und deren Erfolg die Nachrichten, weil jene Blätter nicht nach Deutschland kommen, und die Italiäner davon zu wenig Kenntniß nehmen. Daß sie ihres Zweckes eingedenk sey, zeugt unter andern die vor mehrern Jahren von ihr ausgestellte Preisfrage: „welches sind die Gründe, warum die Bewohner der 7 Inseln im Allgemeinen in der höhern Bildung so weit zurück sind, und sich so häufig mit nichtsbedeutenden kleinlichen Dingen beschäftigen.“ — Auch hat sich seit zwey Jahren ein

Gelehrter von Corfu, der Hiſtoriograph des Senats daſelbſt, unter den Kennern des Alterthums einen Namen erworben. Es iſt Andreas Muſtoxidi, der 1811 zu Mailand Erläuterungen der Alterthümer und Geſchichte von Corfu Illustrozioni corcíresi, und im vorigen Jahre zuerſt die Rede des Iſokrates περὶ ἀντιδόσεως aus einer Handſchrift der ambroſian. Bibliothek in Mailand vollſtändig herausgab. Noch iſt keines von beyden Werken zu uns gekommen. Nach Auszügen aus erſterm in öffentlichen Blättern ſcheint das merkwürdigſte im Buche die Ausführung, daß die Ureinwohner von Corfu, die Phäacken des Homer, Phoenizier aus Sicilien geweſen ſind. Geht dieſe Behauptung durch, ſo iſt ſie für die Geſchichte der älteſten Cultur in Griechenland von größter Wichtigkeit, da gerade in dieſen Gegenden des ioniſchen Meeres und auf dem feſten Lande daneben nach Dodona hin die erſten Lichtpunkte in der Nacht des helleniſchen Alterthums ſichtbar werden. — Die faſt ganz neuaufgefundene Rede aber gehört nach einem Aufſatz im Magazin encyclop. Febr. 1813 zu den vorzüglichſten des Iſokrates, und enthält eine Vertheidigung ſeines Lebens und ſeines Schülers, des Feldherrn Timotheus. —

Wie auf Corfu, ſo ſind auch auf andern Inſeln, auf Ithaka, Zante (Zakynthos), die Schulen erneut. Nach frühern Nachrichten hat beſonders auf der letzten Inſel, dem fruchtbaren Zakynthus, auch für die Bildung ein ſehr regſames Leben begonnen,

und die neuen Schulen haben aus denen der Klöſter faſt alle Zöglinge an ſich gezogen. —

In Bucharest erfolgte die Erneuerung der Studien im Jahre 1810 durch den aus Moskau hingeſandten Metropoliten Ignatius, der die Lehranſtalt daſelbſt umſchuf, erweiterte, ſie zu einem Lyceum für den allgemeinen wiſſenſchaftlichen Unterricht erhob und durch Stiftung einer gelehrten Geſellſchaft (Φιλολογικὴ ἑταιρεία) ihre Thätigkeit zu beleben ſuchte. — Die Einwohner jener Länder ſind durch die faſt 1000 jährige Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer über ſie, durch die fortdauernde Verwaltung griechiſcher Fürſten und endlich durch die Kirche ſo mit den Griechen verſchmolzen, daß man wenigſtens den höhern der Bildung fähigen Stand der Geſellſchaft als griechiſch betrachten kann. — Zugleich mit Einrichtung jener Inſtitute hatte der Metropolit die Herausgabe einer Zeitſchrift, des gelehrten Mercur (Ἑρμῆς ὁ λόγιος), veranſtaltet, um den wiſſenſchaftlichen Verkehr der Griechen unter ſich und mit Europa zu beleben, und überhaupt einen ſolchen Eifer, in Belebung des Fleißes, Aufmunterung der Lehrer, Bethätigung der gelehrten Geſellſchaft, welcher er ſelbſt vorſtand, endlich in Herbeyſchaffung der Mittel für den Unterricht bewieſen, daß Koray ihn unter die vorzüglichſten Wohlthäter der Nation ſtellt und [26]) noch zehn ihm

---

26) Στοχασμ. Βιβλ. Ελλ. Tom. VI. p. ϰ′. Ueber ſeine Verdienſte ſind die Artikel im Hermes aus Bucharest nachzuleſen.

gleiche wünscht, wo dann Griechenland die Bewunderung von Europa erregen würde. — Der Friede zwischen Rußland und der Pforte hat diesen verdienten Mann von seinem Platz und aus seiner wohlthätigen Wirksamkeit entfernt. Sein Nachfolger Nectaris ist im Januar dieses Jahres aus Constantinopel dort angekommen. Noch hat man keine Nachricht, ob er dem ruhmvollen Beyspiele seines Vorgängers folgen und der Anstalten desselben sich annehmen wird. — Die Herausgabe des Mercur hatte Ignatius dem gelehrten Archimandriten Anthimos Gazy in Wien aufgetragen, der noch neulich durch Bearbeitung und Uebersetzung des Schneiderschen Lexicons in das neugriechische sich den Dank und die Achtung seiner Landsleute eben so erworben hat, wie durch die Art, mit welcher er sich des ihm übertragenen Geschäfts, zu dem er schon früher durch Koray als vor andern fähig genannt war, seit 1811 entlediget hat. — Nur der erste Jahrgang ist von jenem Journal und mangelhaft bey uns angekommen. Es enthält ein vollständiges Magazin aller Bemühungen, durch die bis dahin Schulen gestiftet, die Methode des Unterrichtes verbessert, die neugriechische Literatur bereichert, die Nation geweckt worden, und die redendsten Beweise von der fast jugendlichen Begeisterung, dem allgemeinen Eifer um Wissenschaft, besonders alte Literatur, in den so vielfache Bestrebungen jenes empfängliche Volk versetzt haben. — Noch muß als wichtig für Förderung der neugriechischen Sprache bemerkt werden, daß zu Pa-

tis in der Ecole spéciale des langues orientales vivantes ein Lehrstuhl für das Neugriechische errichtet und nach Villoisons Tode jetzt wieder durch Rhasis besetzt worden ist, der vor einem Monat sein Amt mit einer Rede über die Neugriechische Sprache angetreten hat. 27)

Zwar bleibt der Nation viel zu thun, ehe die vielfachen Hindernisse ihrer Lage besiegt und gelehrte Bildung und gründliche Kenntniß ihres Alterthums unter einer so bedeutenden Anzahl verbreitet werden wird, daß sie durch ihre Literatur und Gelehrsamkeit unter den gebildeten Völkern von Europa den ihr gebührenden Rang einnehmen kann; doch ist schon vieles geschehen und die Griechen haben gegen ihre Verläumder gezeigt, daß sie ihrer Vorfahren nicht unwürdig und selbst in einer so bedrängten Lage mehr zu leisten im Stande sind, als viele andere Völker, welche weder durch Unabhängigkeit noch durch Begünstigung des Wohlstandes und der Regierung aus dem Schlafe der Sorglosigkeit und Unwissenheit erweckt werden, während sie, die Griechen, ohne Regierung, ohne Schutz, zerstreut, bedrückt, und nur an sich verwiesen durch eigne Kraft sich erhoben und durch Befreyung des Geistes ihr Wiedererscheinen auf der Bühne der Welt vorbereitet haben. Sie haben wieder eine gebildete Sprache und die ihrer Vorfahren zur Sprache der Gelehrten erhoben. Sie haben die Anfänge einer Literatur. Schulen sind gestiftet, erneut und mit fähigen Lehrern

27) Sie steht im Moniteur 28. März 1813.

aus allen griechiſchen Provinzen beſetzt. — Unter ihren Gelehrten ſind Männer von vorzüglichem Range und ihre Werke erwerben ſich den Beyfall der Kenner. Was ſie bis jetzt für philologiſche Wiſſenſchaften gethan, iſt, wenige Werke abgerechnet, mehr für ihren Bedarf als für die Wiſſenſchaft berechnet; aber es muß in der Folge um ſo beträchtlicher werden, je näher ſie dem Alterthum durch Abſtammung, Sitten und Sprache verwandt ſind. — Die Erfolge davon liegen am Tage. Ihre Exiſtenz als Nation iſt geſichert, ihr Selbſtvertrauen geſtärkt und ihre Triebkraft aufgeweckt. — Ueberblickt man, was bisher geſagt wurde, ſo läßt ſich die vollſtändige Wiedergeburt der Nation mit jener Gewißheit vorausſagen, mit welcher man beym Anblick eines blühenden Saatfeldes annimmt, daß es von den gehofften Früchten tragen werde. —

Inhalt des erſten Bandes.

Vorrede von Schelling.

Die Kämpfer aus Trondheim, Idylle, von Fr. Baron de la Motte Fouque'. S. 1.

Ueber den Urſprung der Baiern von Dr. J. C. Pfiſter. S. 5.

Eſchenmayer an Schelling. Ein Sendſchreiben über deſſen Abhandlung: Philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freyheit. S. 38.

Antwort auf das voranſtehende Schreiben von Schelling. S. 79.

Correſpondenz (Naturwiſſenſchaftliche und mediciniſche Bemerkungen aus Spanien.) S. 100.

Aus einem Brief an den Herausgeber, die nachfolgenden Mémoires betreffend. S. 141.

Mémoires pour servir à l'histoire de la Vie et des Ouvrages de Feu M. Diderot. Par Madame de Vandeul, sa Fille. S. 145.

Ausführliche Beurtheilung der Sammlung deutſcher Gedichte des Mittelalters, herausgegeben durch von der Hagen und Büſching. Von B. J. Docen. S. 196.

Philoſophiſche Fragmente, aus Hülſens literariſchen Nachlaß. Vorwort. S. 264.

Nachwort zu den voranſtehenden Fragmenten. S. 298.

Gedanken aus dem großen Zuſammenhang des Lebens; von Fr. Baader. S. 305.

Sämunduns Sage. S. 319.

Ausführliche Beurtheilung der deutſchen Gedichte des Mittelalters; herausgegeben durch von der Hagen und Büſching. Von B. J. Docen. S. 334.

Verſuch einer Karakteriſtik der vier Welttheile. Von Dr. Nicolaus Möller. S. 423.

Des von Ruge lyriſches Gedicht von dem heiligen Grabe aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts. Herausgegeben und commentirt von B. J. Docen. S. 446.

Gedanken aus dem großen Zuſammenhang des Lebens, von Franz Baader (Fortſetzung). S. 462.

Ueber den Einfluß der Gebirge auf die Geſchichte, von Dr. Nicol. Möller. S. 469.

Kritiſcher Beytrag zu den Beweiſen der Unächtheit ſämmtlicher Fabeln des Phädrus, an Hrn. K. Haſe in Paris, von B. J. Docen. S. 503.

Darſtellung der Fortſchritte der philologiſchen Wiſſenſchaften ſeit Erneuerung der Akademie der Wiſſenſchaften in München im J. 1807 ꝛc. Akademiſche Vorleſungen von Fr. Thierſch. — Erſte und zweite Vorleſung. S. 535.

Johann Martin Wagner's
Königl. Baier'ſchen Profeſſor's der Hiſtorien-Mahlerey, correſpondirenden Mitglied's der Königl. Akademie der bildenden Künſte zu München

Bericht

über die

Aeginetiſchen Bildwerke

im Beſitz

Seiner Königl. Hoheit

des

Kronprinzen von Baiern.

Mit kunſtgeſchichtlichen Anmerkungen

von

Fr. W. J. Schelling.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1817.

Qu. a. 413

Dc 25.

1. Ex.

Vorbericht des Herausgebers

Als die in dem nachfolgenden [illegible] beschriebenen Kunstwerke zuerst e[illegible], und die Finder, bey völlig gleich[illegible] sprüchen, überein gekommen [illegible] Sammlung nur im Ganzen zu verä[illegible], damals waren alle Wahrscheinlichkeiten dafür, daß diese Werke den bequemen und fast allein gefahrlosen Weg zu Wasser nach England nehmen würden. Daß es

nicht geſchehen, daß ſie nicht wie die Figuren des Parthenon unter dem Dunſthimmel Londons, ſondern in einer deutſchen Hauptſtadt, in würdiger und angemeſſener Umgebung uns allen zugänglicher ſeyn werden; dieſes haben wir allein dem großartigen Sinn des Kronprinzen von Baiern für alterthümliche Kunſt, und Seiner Entſchiedenheit für alles Vortreffliche zu verdanken.

Den Verfaſſer des nachfolgenden Aufſatzes, der dem achtbarſten Theil deutſcher Kunſtfreunde längſt als ausübender Künſtler von vorzüglicher Kraft und Tüchtigkeit bekannt iſt, und der einen urſprünglichen, durch Homer und Anſchauung des Alter-

thums genährten, Sinn für den Heldengeiſt griechiſcher Vorzeit durch ein ſchon vor acht Jahren vollendetes großes Gemälde, den Rath der Griechen vor Troja vorſtellend, beurkundet hat, wählten Seine Königliche Hoheit, ihn zunächſt nach Zante, wo der äginetiſche Fund damals niedergelegt war, zur Beſichtigung dieſer Kunſtwerke, dann nach Maltha, zur Abſchließung des Kaufes mit den Eigenthümern, abzuſenden.

Nachdem der herrliche Fund vollends glücklich nach Rom gebracht war, wo er, der Zuſammenſetzung und nothwendigſten Ergänzungen wegen, ſich noch befindet, und nun dieſe Werke eines hohen, Ehrfurcht gebietenden Alterthums mit voller

Muße von mehrern Seiten beſchauet und unterſucht werden konnten; fühlte der thätige Künſtler, durch deſſen Bemühungen die Sache ſo weit gediehen, ſich aufgefordert, einen Bericht über dieſe Schätze abzufaſſen, der zunächſt für den erhabenen Beſitzer derſelben beſtimmt war, aber auch wohl, gedruckt und öffentlich mitgetheilt, der geſammten deutſchen Kunſtwelt einen Vorſchmack von dem Genuß geben könnte, der ſie einſt bey'm eigenen Anblick dieſer Kunſtwerke erwartete.

Nach den zwiſchen uns beſtehenden freundſchaftlichen Verhältniſſen wünſchte der Verfaſſer, daß ich, im Fall es dazu käme, die Herausgabe beſorgen möchte: ein Wunſch, deſſen Erfüllung

mir nun noch überdies die einem höhern Auftrag ſchuldige Verehrung zur Pflicht macht.

Indem ich alſo die Bearbeitung dieſes Aufſatzes für den Druck übernehme, glaube ich keine Veränderungen mir erlauben zu können, als welche Styl und Schreibart erheiſchen mögen. Ich wünſche, daß man überall den ausübenden Künſtler höre, daß von der eigenthümlichen Beredſamkeit, der künſtleriſchen Dialektik und dem Humor des Verfaſſers um ſo weniger verloren gehe, je häufiger wir ſeit längerer Zeit mit trübſeligen Beſchreibungen von Kunſtwerken jeder Art heimgeſucht worden. Daß in bezeichnenden Ausdrücken, in der Anordnung und Folge des Ganzen nichts ge-

ändert werden kann, verſtehet ſich ohnedies von ſelbſt.

Weil es jedoch nicht möglich iſt, eine treue und anſchauliche Schilderung ſo merkwürdiger, ja in ihrer Art einziger Kunſtwerke zu leſen, ohne zu eignen Gedanken lebhaft erweckt zu werden: muß ich mich als Herausgeber um ſo mehr zu thätiger Theilnahme an den Forſchungen des Verfaſſers aufgeregt fühlen, und denke daher dieſe durch einzelne Anmerkungen und einige ausführlichere Zuſätze an den Tag zu legen, in denen ich mich beſonders bemühen werde, über das eigentlich Unterſcheidende und Charakteriſtiſche der äginetiſchen Kunſt und ihr Verhältniß zu der attiſchen einige beſtimmtere Begriffe

auszumitteln, weil darauf vornehmlich die große geſchichtliche Wichtigkeit dieſer Kunſtwerke beruht.

Darf ich auf dieſe Art hoffen, den wackeren Künſtler, der mit dem beſonderen Talent für die Kunſt jene allgemeinen Eigenſchaften des Geiſtes und des Charakters vereint, ohne welche nirgend etwas Großes und wahrhaft Schätzenswerthes zu Stande kommt, auf eine nicht ganz unangemeſſene Art in die deutſche Leſewelt einzuführen; ſo füge ich noch den Wunſch bey, daß man das hier Mitgetheilte ſo nehmen möge, wie es gegeben wird, nämlich für bloße erſte Gedanken und Aeußerungen über Kunſtwerke, die, wegen der durch ſie entſtehenden, ganz eigenen, ge-

ſchichtlichen und künſtleriſchen Räthſel, noch lange Zeit Gegenſtände der ernſtlichſten und eifrigſten Forſchungen bleiben werden.

München, im December 1816.

Schelling.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorbericht des Herausgebers.

Einleitung . . . . . S. 1

Anmerkungen des Herausgebers — 6

§. I. Beschreibung der äginetischen Figuren nach ihren Abtheilungen . . — 24

I. Ganz geradeſtehende (weibliche) Figuren . . . — 25

II. Vorschreitende, oder kämpfende Krieger . . . — 32

III. Knieende, oder Bogenschützen — 45

IV. Liegende, oder Verwundete — 55

§. II. Bruchstücke, die zu den äginetischen Figuren, oder doch zu dem Tempel gehört haben . . . — 66

§. III. Ueber den Styl dieser Figuren . — 86

Anmerkungen des Herausgebers — 104

§. IV. Ueber den Widerſpruch, in welchem die Köpfe mit den übrigen Theilen des Körpers in Anſehung ihrer Sculptur zu ſtehen ſcheinen . . S. 129
Zuſatz des Herausgebers . — 136
§. V. Ueber den mechaniſchen Theil, oder die Bearbeitung des Marmors — 143
§. VI. Ueber die Epoche, in welcher muthmaßlich dieſe Figuren ſind verfertiget worden . . . . — 148
Zuſatz des Herausgebers . — 154
§. VII. Wie und wo dieſe Figuren urſprünglich aufgeſtellt geweſen . . — 180
§. VIII. Ueber die Bedeutung oder Vorſtellung dieſer Figuren . . . — 195
Zuſatz des Herausgebers . — 205
§. IX. Ueber die Bemalung der Figuren und des Tempels . . . — 209
Schluß . . . . — 227
Schlußanmerkung des Herausgebers. — 229

Bericht

über

die Aeginetiſchen Bildwerke.

Einleitung.

1

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist es bereits aus öffentlichen Nachrichten bekannt, wie eine Gesellschaft von Künstlern und Liebhabern, deutscher und englischer Nation, im Jahr 1811 sich vereinigte, um unter andern den Tempel des Panhellenischen Jupiters auf der, Athen gegenüber liegenden, Insel Aegina zu untersuchen und architektonisch aufzunehmen, und wie sodann diese in wissenschaftlicher Absicht unternommene Ausgrabung durch einen unerwarteten, aber herrlichen Fund einer schönen Anzahl mehr oder weniger erhaltener, aber an sich unschätzbarer Bildwerke belohnt wurde, welche einst den östlichen und

westlichen Giebel dieses erhabenen Gebäudes geziert hatten.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Baiern, vom reinsten Sinn für alles Große und Schöne beseelt, hatte schon im folgenden Jahr 1812 den ganzen Fund von den Entdeckern an sich gekauft, und dadurch zunächst Seiner Sammlung von Antiken einen Zuwachs von Werken verschafft, dessen gleichen, ohne Uebertreibung zu sagen, keine Sammlung in unserer, ja vielleicht in früherer, Zeit erhalten, da diese Bildwerke theils wegen ihrer besondern Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, zumal in Hinsicht der treuesten Nachahmung der Natur, für die Kunst selbst; theils wegen ihrer Herkunft aus einer dunkelen Zeit der Kunst, für die Geschichte derselben und die gesammte Alterthumskunde von nicht zu berechnender Wichtigkeit sind.

Aus diesen Werken ersehen wir, daß die frühern Griechen ihre Kunst von den Aegyptiern entlehnt haben. (1)

Durch sie wird uns klar, welchen Weg die Kunst von ihrer Kindheit an genommen, um auf jene Höhe von Vollkommenheit zu gelangen, auf welcher wir sie in den Werken des Phidias und seiner Zeitgenossen bewundern, und daß diese großen Meister nur einen Schritt weiter auf dem Wege zu thun hatten, der ihnen von jenen Vorgängern so deutlich bezeichnet war. (2)

Durch diese Werke endlich wird es, möchte man sagen, augenscheinlich, daß die vollkommene Nachahmung der Natur der einzige Weg zum Höchsten in der Kunst, oder zu demjenigen war, was man in der letzten geistigsten Erscheinung das Ideale genannt hat.

In Beziehung auf die geschichtliche Kenntniß der Kunst ist durch diese Entdeckung zur völligen Gewißheit gebracht, was Winckelmann schon geahnet hat, und nach ihm Visconti mit mehr Zuversicht darzuthun suchte, nämlich daß das, was man bisher in der Kunst unter hetrurischem Styl verstand, mehr oder weniger der eigentlich altgriechische Styl zu nennen sey.

Wird ſo unſer Begriff vom altgriechiſchen Styl im Allgemeinen berichtigt, ſo erhalten wir durch jene wichtige Erſcheinung zugleich Aufſchluß über die von Pauſanias und Andern an vielen Stellen ſo rühmlich erwähnte äginetiſche Schule, von deren Eigenthümlichkeiten und Unterſchieden von der altgriechiſchen Schule wir uns bis jetzt keine oder nur ungewiſſe Begriffe machen konnten, da es durchaus an allen Denkmälern fehlte, auf die ſich ein ſicherer Schluß hätte gründen laſſen.

Was hier mit wenigen Worten berührt worden, werde ich im Verfolg dieſer Schrift auseinanderzuſetzen und durch Gründe zu beweiſen ſuchen.

Allen dieſen Folgerungen muß jedoch eine genaue Beſchreibung der ſämmtlichen Figuren vorausgehen, damit Freunde der Kunſt ſchon vorläufig mit der Sache ſelbſt und ihren Eigenthümlichkeiten gehörig bekannt werden.

Ich halte dieſe ausführliche Beſchreibung um ſo nöthiger, als es wegen der vorzunehmenden

Zuſammenſetzung der Bruchſtücke und der geforderten Ergänzungen noch geraume Zeit anſtehen wird, ehe dieſelben zu öffentlicher Anſicht und zur allgemeinen Beurtheilung gelangen können. (3)

Anmerkungen des Herausgebers.

(1) Der Herausgeber würde für sehr überflüssig halten, umständlich zu zeigen, daß diesem Schluß, in wiefern er aus der Beschaffenheit der äginetischen Bilder gezogen werden sollte, zur Sicherheit einige wesentliche Mittelglieder abgehen dürften. Hier, wie anderwärts, ist zu bedenken, daß der Verfasser als Künstler spricht, und unbeschadet seiner, im Allgemeinen, deutschen Ansicht und Denkart, sich im Einzelnen nach der in Rom und Italien herrschenden Weise der Alterthumsforschung bequemen kann. Wer möchte auch läugnen, daß jene Erklärung der zwischen ägyptischem und griechischem Styl der ältesten Zeit bemerklichen Uebereinstimmungen die scheinbar leichteste und kürzeste ist; wie sie

denn manchen unter den Griechen ſelbſt eingeleuchtet, die ſich jedoch, bey der, ihnen von den Aegyptiern ſelbſt vorgeworfenen, Unkunde der Vorzeit, über dieſen Punkt ſo leicht und ſo natürlich, als moderne Forſcher täuſchen konnten.

Geſetzt aber auch, jenes insgemein angenommene Verhältniß zwiſchen Aegyptiern und Griechen, wornach man jene als die Lehrmeiſter, dieſe als die Schüler anzuſehen hätte, wäre mehr als zweifelhaft, und der Ausdruck: entlehnen, und die Vorſtellung einer materiellen Ueberlieferung oder Mittheilung überhaupt erſchienen in keinem Fall als die angemeſſenſten: ſo wäre es doch mehr die Auffaſſung und der Ausdruck des Verhältniſſes, als das Verhältniß ſelbſt, das nach dem Standpunkt unſerer deutſchen Forſchung anſtößig erſcheinen könnte.

Denn, da grade unter uns das geſammte Alterthum immer mehr als ein Ganzes, als eine zuſammengehörige und in ſich abgeſchloſſene Welt angeſehen wird, und man täglich mehr ſich zu

überzeugen ſcheint, daß griechiſche Religion und Kunſt zwar das lebendigſte Gewächs von allen, der Boden und die Erde aber, aus der es erwachſen, in den Religionen und der Kunſt anderer Völker zu ſuchen ſey: warum ſollte man nicht ägyptiſche und griechiſche Kunſt in einem lebendigen Zuſammenhang, ja in einer und derſelben Entwickelungsfolge ſich denken dürfen? Die ganze Bildung Aegyptens trägt die Merkmale eines großen Umſturzes, der gewaltſamen Hemmung und Aufhaltung eines, in ſeiner Entwickelung begriffenen, mächtigen Princips an ſich. Mußte nicht, nach eingetretener Hemmung, der Ueberfluß der bildenden Kraft hier im Ungeheuren, ja Monſtroſen ſich Luft zu machen ſuchen, während daſſelbe Princip in Griechenland, gleichſam in einer zweyten Zeit von vorne beginnend, aber in freyer, ungehinderter Entwickelung ſanft fortſtrebend, vermög' einer innern Nothwendigkeit das ihm mögliche Vollkommenſte hervorbringen konnte?

Unläugbar, ja nothwendig iſt, daß das gegen-

ſeitig Unabhängigſte und in der Folge Verſchiedenartigſte in den erſten Anfängen ſich ähnlich iſt; wie denn Herr Quatremère de Quincy ganz anmuthig bemerkt, daß die Samen einer Pflanze einander weit ähnlicher ausſehen, als die nachher aus ihnen erwachſenen Pflanzen. Die Anwendung dieſer allgemeinen Bemerkung wird in dem gegenwärtigen Fall noch beſtimmter, wenn wir uns denken dürfen, daß es wirklich Ein und daſſelbe, nur in der griechiſchen Kunſt wieder von vorn anſetzende, Princip war, das durch beyde, ägyptiſche und griechiſche, zu ſeiner Verwirklichung ſtrebte, und wer möchte dann ferner, die Einheit der bildenden Kraft vorausgeſetzt, nicht wahrſcheinlich finden, daß dieſer bis in ſein Ziel ſtetig und unwiderſtehlich fortwirkende Trieb ſich noch von jener erſten mächtigen Bewegung des menſchlichen Geiſtes hergeſchrieben, die den älteſten Glauben der Völker erzeugte?

Allein wir fühlen, daß zu dieſen Betrachtungen hier kein Ort ſey, und würden, da faſt jede Bemerkung über jene Aeußerung zu weit führen

mußte, uns vielleicht aller enthalten haben, hätten nicht zwey Rückſichten uns anders beſtimmt.

Die erſte war, daß jene oft wiederholte Meynung, in dieſer Verbindung mit den äginetiſchen Bildwerken einen Schein von Neuheit, und alſo auch das Anſehn einer neuen Beſtätigung gewinnen konnte. Aus dieſem Grunde glaubten wir, bemerken zu müſſen, daß die äginetiſchen Kunſtwerke in Bezug auf jene hiſtoriſche Hypotheſe (der Abſtammung griechiſcher Kunſt aus Aegypten) nichts Neues lehren können, und bey dieſer Gelegenheit überhaupt den partiellen Erklärungs-Verſuchen zu widerſprechen, die, ſo beliebt ſie noch immer zu ſeyn ſcheinen, doch hier, wie überall, keinen Nutzen haben können, als ſich den Weg zur großen und umfaſſenden Erklärung zu verſperren. Denn auch hier iſt der Aufſchluß, den wir über das Einzelne verlangen, nur in dem großen und allgemeinen Zuſammenhange zu finden, deſſen Tiefe wir nach unſern jetzigen Anſichten vielleicht nicht einmal zu ahnen vermögen.

Die andere Rückſicht war, daß die Voraus-ſetzung eines ſolchen Verhältniſſes zwiſchen ägyp-tiſcher und altgriechiſcher Kunſt nicht wohl ohne Einfluß auch auf die Anſicht und Beurtheilung der älteſten griechiſchen Kunſtwerke bleiben kann. Schon iſt es ſo weit, daß jene Aehnlichkeit hier und da als eine eigentliche und völlige Gleichheit behandelt wird. Die Kunſtverſtändigen unter den Griechen müſſen aber ſchon in den allerälte-ſten attiſchen Werken, von denen wir keines an-ſichtig geworden, Züge gefunden haben, die ſie beſtimmt von ägyptiſchen unterſcheiden ließen, wie unter andern jene Stelle des Pauſanias zeigt, wo er von dem Erythräiſchen Hercules ſagt: „er iſt weder den äginetiſch genannten, noch den älteſten der attiſchen Bildwerke (οὔτε τῶν Αττικῶν τοῖς ἀρχαιοτάτοις) ähnlich, ſondern, wenn irgend eines, ägyp-tiſch"; Ausdrücke, die zu beſtimmt ſind, um nicht jene Vorausſetzung vollkommen zu recht-fertigen. Sodann iſt auffallend, daß ſo oft auch äginetiſcher Styl und äginetiſche Bild-

werke erwähnt werden, doch niemals zwiſchen dieſen, ſondern nur zwiſchen den altattiſchen und den ägyptiſchen eine Vergleichbarkeit angenommen wird: z. B. in einer Stelle, wo Pauſanias von zwey Bildſäulen äußert, ſie ſeyen den ägyptiſchen Holzbildern am meiſten (alſo doch nicht vollkommen) ähnlich, (τοῖς Αἰγυπτίοις μάλιστα ἑοίκασι ξοάνοις) fährt er unmittelbar fort: die (dritte) Figur aber, die man den Archegetes nennt (unſtreitig von gleich hohem Alterthum) iſt den äginetiſchen Werken gleich (B. 1. C. 42.) Dieſe Erinnerung mag vor der Hand Einigen mehr ſpitzfindig als bedeutend vorkommen. Allein, erſtens, iſt nicht zu läugnen, daß zwiſchen Athen und Aegypten, attiſchem und ägyptiſchem Weſen ein näherer Bezug obwaltet, wie dieſer nun auch erklärt werden möge; eben ſo unläugbar aber, daß dieſer Bezug darum nicht, wie gewöhnlich geſchieht, gleich auf ganz Griechenland und alles Griechiſche ausgedehnt werden darf. Wie weit insbeſondere attiſche und ägi-

netiſche Kunſt als gleich behandelt werden dürfen, iſt noch keinesweges ausgemacht. Zweytens iſt doch wohl offenbar, daß in dieſen Unterſuchungen mit der größten Schärfe muß verfahren werden, ſollen ſie nicht eine heilloſe Verwirrung herbeyführen; in welcher Beziehung ich darauf antrage, einſtweilen, nach dem Beyſpiel der Alten, ägyptiſchen, tyrrheniſchen (hetruriſchen), altattiſchen und äginetiſchen Styl, nur immer beſtimmt zu unterſcheiden und eben darum auch der allgemeinen Benennung: altgriechiſcher Styl uns vorerſt zu enthalten; ſo wahr es immer iſt, daß viele Werke dem einen, z. B. dem hetruriſchen Styl, zugeſchrieben worden ſind, die einem andern angehören.

(2) Ich fühle wohl, daß es auffallend iſt, wenn ſchon jetzt dieſe Anmerkungen zu der Einleitung anfangen, mehr Raum einzunehmen, als dieſe ſelbſt. Allein der Mißſtand iſt einmal nicht zu vermeiden, da eben die Einleitung

zu kritiſchen und geſchichtlichen Bemerkungen auffordert, die wir für nöthig halten, ſoll die Unterſuchung nicht gleich in Unbeſtimmtheiten verwickelt werden, die es ſpäter nicht mehr Zeit ſeyn möchte auseinanderzuſetzen. Hier nimmt der Verfaſſer den Weg der äginetiſchen Kunſt für den allgemeinen Weg der griechiſchen überhaupt, welches ich freylich, ſo wie es von ihm gemeynt iſt, nicht widerſprechen will; aber ſo, wie es hier ausgedrückt iſt, doch genauer zu beſtimmen wünſche.

Das Verhältniß und der wechſelſeitige Einfluß zwiſchen attiſcher und äginetiſcher Kunſt iſt unſtreitig einer der wichtigſten Punkte in der ganzen Unterſuchung, zu der jene merkwürdigen Bildwerke Anlaß geben. Allein eben jenes Verhältniß und dieſer Einfluß ſind bis jetzt bey weitem nicht ſo klar und ausgemacht, als man wohl wünſchen möchte.

Was vorläufig, und noch unabhängig von den Aufſchlüſſen, welche uns die nähere Beſchreibung dieſer Kunſtwerke geben möchte, über

dieſes Verhältniß auszumitteln war, ſey uns erlaubt, hier kurz zuſammen zu ſtellen.

Pauſanias im 7ten Buch 4ten Cap. ſagt: Smilis von Aegina ſey zwar nicht zu gleichem Ruhm mit Dädalus gelangt, doch eben ſo alt als dieſer, oder Zeitgenoß deſſelben. Wir laſſen die Einwürfe, welche Heyne (Opusc. V. p. 344.) und Quatremère de Quincy (le Jupiter Olympien p. 175.) gegen dieſe Angabe, doch eigentlich nur von der, dem Smilis zugeſchriebenen, Bildſäule der Juno zu Samos hergenommen, gern auf ſich beruhen; wir gedenken dieſer Angabe keine chronologiſche, noch unmittelbar hiſtoriſche Wahrheit anzumuthen; alles, was wir uns erlauben, aus derſelben zu ſchließen, iſt: daß, nach Pauſanias, Smilis der äginetiſche Dädalus war, daß alſo Pauſanias der äginetiſchen Kunſt einen unabhängigen Stifter zuſchreibt (eine Abſicht, die durch die Art, wie er von deſſen Gleichzeitigkeit mit Dädalus ſpricht, noch deutlicher hervorleuchtet); daß es alſo wohl überhaupt eine angenommene und gel-

tende Meynung war: die äginetiſche Kunſt ſey nicht von der attiſchen abgeleitet oder entſtanden, ſondern von derſelben unabhängig und in ihren erſten Anfängen gleich ſelbſtſtändig mit ihr.

Dieſe Selbſtſtändigkeit wird auch ferner durch die ganze alte Zeit erkannt, d. h. die ältern äginetiſchen Werke werden als eine beſondere Art von den attiſchen unterſchieden, ja ihnen in gewiſſem Betracht entgegengeſetzt; eine ausgezeichnete Art oder ein beſonderer Styl von Arbeit (τρόπος τῆς ἐργασίας) wird an ihnen bemerkt, durch den man ſie von allen andern unterſcheiden konnte, auch zu einer Zeit, als die Trefflichkeit der Ausführung zwiſchen ihnen und den attiſchen keinen Unterſchied machte.

Die dieſes alles beweiſenden Thatſachen und Zeugniſſe werden alle einzeln im Folgenden vorkommen.

Wie weit ſich die Kunſt von Aegina nach jener politiſchen Kataſtrophe, welche den Einwohnern die Grauſamkeit der Athenienſer be-

reitete, da ſie gleich im Anfang des Peloponneſiſchen Kriegs gezwungen wurden, mit Weib und Kind die Inſel zu verlaſſen und ein Theil nach der, ihnen von den Spartanern eingeräumten, Landſchaft Thyrea zog, ein anderer ſich durch das ganze übrige Griechenland zerſtreute *); wie weit, ſage ich, nach dieſem Umſturz die äginetiſche Kunſt in die allgemeingriechiſche ſich verlor, iſt vorerſt nicht genau zu beſtimmen; ſo viel iſt gewiß, daß kurz vor dieſer Zeit die letzten äginetiſchen Künſtler als ſolche ausgezeichnet werden.

Wünſchte man nun wohl, dieſer ſo lang behaupteten Eigenthümlichkeit vorläufig einigermaßen auf den Grund zu kommen: ſo möchte dazu vorzüglich eine Nachricht des Pauſanias (B. 2. C. 29.) dienen können: das erſte Ereigniß, deſſen er aus der geſchichtlichen Zeit von Aegina erwähnt, iſt, daß ein Theil der Argiver, die mit dem Deïphontes Epidaurus inne

*) Thucyd. B. 2. C. 27.

hatten, nach Aegina überſetzte, und den Beſitz der Inſel mit den Ureinwohnern theilend, doriſche Sitten und Sprache daſelbſt einführte (τὰ Δωριέων ἔθη καὶ Φωνὴν κατεστήσαντο ἐν τῇ νήσῳ). Doriſch alſo war der Aegineten Sprache und Sitte, woraus ſich Manches in ihren politiſchen Verhältniſſen zu Athen erklärt — doriſchen Charakters unſtreitig auch ihre Kunſt, die von der attiſchen ſo beſtimmt, und vielleicht durch ähnliche Eigenthümlichkeiten unterſchieden ſeyn mochte, wie doriſche Poeſie von attiſcher, urſprünglich ioniſcher, unterſchieden war. Der Begriff einer eigenthümlich doriſchen Sculptur iſt an ſich ſo natürlich, als der einer doriſchen Poeſie und doriſchen Architectur *), und konnte ſich nach der Vollſtändigkeit der

*) Daß die Architectur des Jupitertempels auf Aegina doriſch war, verſtehet ſich ohnehin von ſelbſt; was nicht allgemein bekannt ſeyn möchte, iſt, daß ſie, in ihren Trümmern noch, zu dem Schönſten gehören ſoll, was uns von doriſcher Baukunſt übrig geblieben.

Erſcheinungen, die wir überall im Kreis griechiſcher Bildung antreffen, vielleicht ſchon für ſich darbieten. Daß aber dieſe Sculptur doriſchen Charakters eben die äginetiſche und keine andere geweſen; dieſe Vorausſetzung würde vorläufig ſchon die ſo beſtimmt ausgeſprochene und anerkannte Eigenthümlichkeit der äginetiſchen Kunſt einigermaßen wenigſtens erklären.

Ob man aber aus dieſem Stamms-Charakter noch mehrere Eigenthümlichkeiten erklären wolle, z. B. die vorausgeſetzte Anhänglichkeit an alterthümlichen Styl, ſelbſt nach ſchon erlangter hoher Trefflichkeit in der Ausführung, und Anderes, laſſen wir einſtweilen dahin geſtellt.

Haben wir uns nun bisher bemüht, der äginetiſchen Kunſt nicht nur eine Charakter-Verſchiedenheit, ſondern eine urſprüngliche Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von der attiſchen zu ſichern, ſo ſind wir darum nicht gemeynt, zu läugnen, daß früher oder ſpäter

beyde in einem entschiedenen wechselseitigen Einfluß gestanden haben.

Werke der Aegineten waren über einen grossen Theil von Griechenland verbreitet, und besonders zahlreich zu Olympia. Aeginetische Künstler hatten, jedoch erst in spätern Zeiten, mit andern zusammengesetzte Werke gemeinschaftlich gearbeitet; ja aus früher Zeit wird ein bestimmter Zusammenhang beyder Schulen erwähnt, indem der Aeginete Kallon nach Pausanias (B. 2. C. 32.) ein Schüler des Tektäus und Angelion war, diese beyden aber von Dipönus und Scyllis unterrichtet waren, die zur Dädalischen Schule gehörten.

Diese Thatsachen sind freylich nicht zureichend, zu wissen, welche von beyden, die attische oder die äginetische, auf die andere den entschiedenern Einfluß ausgeübt, und noch weniger diesen Einfluß näher zu bestimmen; denn da ein wechselseitiger Einfluß einen Austausch von Eigenthümlichkeiten, ein einseitiger aber

eine Erhöhung oder Verbeſſerung der einen Eigenthümlichkeit durch die andere vorausſetzt: ſo müßten wir, um jenes zu wiſſen, einen beſtimmteren Begriff von dem Charakteriſtiſchen einer jeden haben; allein eben dieſer Begriff fehlt uns bis jetzt, und läßt ſich nur von den näheren Aufſchlüſſen erwarten, die wir durch die nachfolgende Beſchreibung der erſten, entſchieden als äginetiſch bekannten, Kunſtwerke zu erhalten hoffen.

Was aber insbeſondere die Aeußerung betrifft: „durch dieſe Bildwerke ſehen wir den Weg, welchen die Kunſt von ihrer Kindheit an genommen, um auf jene Stufe von Vollkommenheit zu gelangen, die ſie in den Werken des Phidias erreicht“: ſo glaubten wir zu derſelben nur in ſo fern eine Bemerkung nöthig, als ſie vorausſetzt, daß äginetiſche und attiſche Kunſt von Anfang an als gleich und gewiſſermaßen als Eins behandelt werden können.

Die andere aber, daß die äginetiſche Kunſt,

wie sie sich in diesen Bildwerken zeigt, den spätern großen Künstlern den Weg zur Vollkommenheit gewiesen habe, können wir in der Unbestimmtheit, die sie vor der Hand an sich tragen muß, auf sich beruhen lassen.

(3) Auch keine Zeichnungen sind von diesen äginetischen Figuren bis jetzt öffentlich bekannt. Herr Quatremère de Quincy hat am Ende seines großen und ausgezeichneten Werks über den olympischen Jupiter zwey derselben, nach einem, ihm von Herrn Fauvel, Vice-Consul in Athen, überschickten Croquis abbilden lassen, allein diese Abbildungen, wenn man sie mit der folgenden Wagner'schen Beschreibung vergleicht, haben wenig mit den Originalen gemein. An der Abbildung der Minerva scheint nur die Stellung und etwa der Charakter der Falten der Wahrheit gemäß; die andere weibliche Figur ist mit vollständigen obern Extremitäten, ohne die entfernteste Andeutung einer

Ergänzung, abgebildet, da doch aus der folgenden Beschreibung erhellet, daß den andern beyden weiblichen Figuren die Köpfe und Hände fehlen.

§. I.

Beſchreibung der äginetiſchen Figuren nach ihren Abtheilungen.

Zu leichterer Ueberſicht werde ich dieſe Figuren, deren ſiebzehn an der Zahl ſind, nach der Verſchiedenheit ihrer Stellungen oder Kleidungen, in verſchiedene Klaſſen abtheilen, nämlich in

I. Ganz geradſtehende gekleidete (dieſe ſind ſämmtlich weiblich.)

II. Vorſchreitende, oder kämpfende Krieger.

III. Knieende, oder Bogenſchützen.

IV. Liegende, oder Verwundete.

Dieſe Abtheilung ſcheint bey dieſen Figuren um ſo ſchicklicher angewendet, als wir zu ſchließen

berechtiget ſind, und im Verfolg ſich zeigen wird, daß in ihrer Zuſammenſtellung eine große Symmetrie geherrſcht habe.

I.

Der ganz gerade ſtehenden und bekleideten Figuren ſind drey und dieſe alle weiblich.

A.

Die größte, nicht nur dieſer drey weiblichen, ſondern aller Figuren überhaupt, iſt die der Minerva; dieſe iſt etwas weniges über Lebensgröße, indeß die andern alle mehr oder weniger unter dieſem Maß ſind.

Die Stellung der Minerva iſt, vom Kopf bis auf die Kniee, ganz gerade vorwärts gerichtet (en face), ohne die geringſte Bewegung weder nach der einen noch nach der andern Seite. Dagegen gehen die Kniee und die andern Theile abwärts ganz nach der Seite (en profil). Den

Obertheil des Körpers allein geſehen, könnte man dieſe Richtung der Beine nach der Seite ſchlechthin nicht vermuthen, und umgekehrt, die Beine allein geſehen, ſollte man glauben, ſie gehören einer Figur von durchaus ſeitwärts gerichteter Stellung. Es möchte ſchwer zu errathen ſeyn, was den Künſtler zu dieſer Sonderbarkeit bewogen.

Die Minerva iſt bis auf die Füße bekleidet, und zwar im altgriechiſchen Styl, den man bisher irrig oder obenhin den hetruriſchen nannte, d. h. mit jenen conventionellen Falten, die mehr gepreßt und künſtlich gelegt, als natürlich zu fallen ſcheinen.

Das Haupt bedeckt ein Helm, von der Art, wie man ihn häufig auf Vaſen-Gemälden ſieht, aber ganz verſchieden von der dieſer Gottheit ſonſt zukommenden oder beygelegten Helmform; er umſchließt nämlich, nach Art der römiſchen Helme, das Haupt ſehr knapp, nicht mit der hohen Wölbung, welche man in der ſpätern Zeit an den Helmen der Minerva zu finden

pflegt *). Dagegen iſt er mit jener Helm-Verzierung oder dem Haarbuſch verſehen, wie man denſelben auf alten athenienſiſchen Münzen findet, und die ganze Oberfläche iſt mit kleinen eingebohrten Löchern überſäet, die nicht mehr als einen Zoll weit von einander abſtehen, und vermuthlich zur Befeſtigung irgend einer bronzenen Verzierung gedient haben, etwa jener Sternchen, die man öfters in griechiſchen Vaſen-Zeichnungen an dem Helme der Minerva angezeigt findet. Man ſehe unter andern Tiſchbeins Vaſen I. B. S. 1.

Ihre Ohren ſind durchbohrt, unſtreitig zum Behuf irgend eines angebrachten Ohrenſchmuckes.

*) Dieſelbe Helmform zeigt ſich an einem ſehr alten, ungefähr lebensgroßen, Kopf einer Minerva in der Florentiniſchen Gallerie, der nach der ganzen Beſchreibung (man ſ. die Anm. zum 3ten Band der Weimariſchen Ausgabe von Winckelmanns Kunſtgeſchichte, S. 527 f.) von allen bisher bekannten alten Bildwerken am ſicherſten für eine Äginetiſche Arbeit gehalten werden dürfte. A. d. H.

Die Haare ſind ſowohl ihrer Richtung als Form nach von ganz beſonderer Art; zum Theil laufen ſie quer über die Stirn, zum Theil ziehen ſie ſich an den Schläfen hinter die Ohren zurück, und kommen auf dem Rücken wieder zum Vorſchein, wo ſie, etwa eine kleine Spanne unterhalb des Helms, ſich in einen liniengeraden Abſchnitt endigen.

Ungefähr einen Daumen breit unter dem Helm finden ſich auch vier Löcher eingebohrt; noch ein anderes in der Mitte, etwas tiefer unten am Rücken. Ob mittelſt dieſer vielleicht noch ein Fortſatz von Haaren befeſtiget war, getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu beſtimmen.

Was die Form der Haare betrifft, ſo ſehen ſie weniger Haaren, als italiäniſchen Nudeln ähnlich. Deßungeachtet laſſen ſie in Anſehung der Behandlung und künſtlichen Vollendung nichts zu wünſchen übrig.

Die Bruſt der Göttin iſt mit der Aegis bedeckt, welche ihr rückwärts über die Schultern

bis auf die Kniee herabläuft, und in ihrer urſprünglichen, eigenthümlichen Form, d. h. als ein Fell dargeſtellt iſt; denn ſie erſcheint glatt, ohne die ſpäter darauf angebrachten Schuppen und die Schlangen-Verbrämung, mit einer erhöheten Rand-Verzierung in halb zirkelförmigen Ausſchnitten, deren hervorſtehende Spitzen durchbohrt ſind, und an denen man noch Spuren von Bleydraht findet, wahrſcheinlich zur Anheftung irgend einer Verzierung, vielleicht der Quaſten, mit welchen die Aegis nach Homer verſehen war.

Auf der Aegis in der Mitte der Bruſt ſind gleichfalls zwey eingebohrte Löcher bemerklich, die vermuthlich zur Befeſtigung eines Meduſenhauptes dienten; eben ſo finden ſich drey andere Löcher auf jeder Seite der Bruſt gegen die Schultern zu, über welche ich bey der Beſchreibung der Figur lit. O. meine Vermuthung äußern werde.

An dem linken Arm trägt ſie einen Schild, in der rechten Hand hielt ſie wahrſcheinlich einen Speer.

Die Form des Schildes an dieſer Figur iſt der an allen übrigen vollkommen gleich, nämlich rein zirkelrund, mit einem Wort, von der bekannten argoliſchen Form. Dieſe Schilde wurden am linken Vorderarm mittelſt einer in der Mitte des Schilds angebrachten Hebe getragen, durch welche der Arm durchlief; gegen den Rand zu iſt die Handhabe von halber Zirkelform. Uebrigens ſind dieſe Schilde ſowohl auf der innern als äußern Seite völlig glatt, ohne alle Verzierung.

Nur auf einem einzigen, noch vorhandenen Bruchſtücke eines Schilds findet man Spuren einer weiblich gekleideten Figur, in flach erhobener Arbeit. Dagegen waren alle dieſe Schilde, einer wie der andere, auf ihrer innern Seite mit rother Farbe bemalt; nur am Rande blieb ein fingerbreiter Streif unbemalt. Ich vermuthe, daß dieſe Bemalung die Bekleidung oder das Futter andeuten ſollte, mit welchem die Schilde der Alten, wie viele Stellen des Homer andeuten, auf ihrer innern Seite verſehen waren.

An der Außenſeite zeigen nur wenige Bruchſtücke einige Spuren von himmelblauer Farbe. Was ich von dieſem Schild insbeſondere geſagt habe, gilt von allen übrigen ohne Unterſchied.

Spuren blauer Farbe haben ſich auch an dem Helme der Minerva und dem eines Kriegers erhalten. Der Kamm oder Haarbuſch deſſelben war roth bemalt. Auch an dem untern Saum des Gewandes der Minerva entdeckt man Spuren rother Farbe; ob das ganze Gewand roth angeſtrichen war, oder nur der Saum, oder die Verbrämung, läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, doch bin ich geneigt, das Letzte zu glauben.

Daß auch die Augäpfel dieſer Figuren bemalt geweſen, davon haben ſich beſonders an der Minerva unläugbare Spuren erhalten, ein Gleiches vermuthe ich von den Lippen, und zwar aus dem Grunde, weil ſich dieſe, ſo wie die Augäpfel, weit glatter und reiner erhalten, und nicht ſo viel von der Säure der Erde gelitten haben, als die übrigen Theile des Geſichts,

welches ich der enkauſtiſchen Farbe zuſchreibe, mit welcher ſie bemalt waren.

Auch waren alle Plinten dieſer Figuren mit derſelben rothen Farbe übermalt.

In Abſicht der Bearbeitung des Marmors und der fleißigen, beynahe ins Unglaubliche gehenden, Vollendung hat dieſe Figur vielleicht den Vorzug vor allen übrigen.

Sie iſt faſt vollſtändig in allen ihren Theilen, wenigſtens fehlt ihr keiner von den weſentlichen, nicht der Kopf, noch Hand, noch Fuß; es fehlen ihr blos einige Theile des Gewandes und der Aegis.

B. C.

Die beyden andern weiblichen Figuren ſind die kleinſten von allen, etwa in halber Lebensgröße, und gleich der Minerva auf jene conventionelle Weiſe bekleidet, welche allen altgriechiſchen Kunſtwerken eigen iſt, doch ſind die Falten, ſo widernatürlich und künſtlich ſie in ihrer Anordnung ſind, mit einer unbeſchreiblichen Grazie und großer Liebe behandelt.

Das Merkwürdigſte iſt, daß dieſe beyden Figuren ſich, ſowohl in Anſehung der Bekleidung als der Stellung, vollkommen ähnlich ſind, nur in verkehrter oder entgegengeſetzter Richtung; was nämlich die eine mit dem rechten Arme thut, das thut die andere mit dem linken, und ſo durch die ganze Figur. Dieſe Symmetrie führt auf die Vermuthung, daß ſie als Verzierung der Architectur, ganz oben auf dem Giebel zu beyden Seiten des Ornaments müſſen geſtanden haben, welches die oberſte Spitze des Frontons einnahm, und das zum Theil noch in Bruchſtücken vorhanden iſt.

Da dieſen beyden Figuren die Köpfe und Hände fehlen, ſo möchte es ſchwer ſeyn, ihren Charakter und ihre Attribute näher zu beſtimmen. Aehnlich geſtaltete und bekleidete weibliche Figuren kommen zwar öfters unter den antiken Kunſtwerken in Rom vor, bis jetzt hat man ſie aber, weil man grade nichts Beſſeres wußte, für hetruriſche Prieſterinnen genommen, und ihnen deswegen ein Siſtrum in die Hand

gegeben; mit wie viel Grund, weiß ich nicht; ich meyne wenigstens, daß ſich Vieles dagegen einwenden ließe.

Die Haare, welche ihnen weit über den Rücken herunterhangen, ſcheinen eine Menge kleiner Flechten vorzuſtellen, wie ſie noch jetzt in Griechenland, und namentlich in Athen bey dem weiblichen Geſchlecht üblich ſind.

Unter den Füßen bemerkt man Sohlen, doch ohne Anzeige von Bändern oder Riemen, welche ſie an dem Fuße befeſtigten. Dieſes iſt auch der Fall bey der Minerva und verſchiedenen andern weiblichen Füßen, zu denen die Körper fehlen; ich vermuthe daher, daß dieſe Bänder farbig angegeben waren.

An dieſen beyden Figuren bemerkt man ebenfalls, wie an der Minerva, jene drey Löcher zu jeder Seite, zwiſchen Bruſt und Schulter.

Die Köpfe und die Hände, bis auf eine, fehlen, eben ſo einige wenige Theile des Gewandes. Das Vorhandene iſt wohl erhal-

ten und mit allem möglichen Fleiß und Liebe vollendet.

Von einer dritten Figur, die den beyden eben beſchriebenen ähnlich, nur in ihren Verhältniſſen etwas größer war, ſind einige wenige Bruchſtücke vorhanden: hieraus erhellt, daß dieſer Figuren Vier waren, zwey auf jedem der beyden Giebel.

Außer dieſen eben beſchriebenen weiblichen Figuren finden ſich noch drey weibliche Köpfe vor; von den Figuren hat ſich, außer einigen Füßen und einigen unbedeutenden Ueberreſten von Gewändern, nichts Erhebliches erhalten. Von den Köpfen iſt Folgendes zu bemerken.

Der eine, welcher der größte von allen und über natürliche Größe iſt, hat einen Helm auf, faſt von derſelben Form, wie jener der Minerva; oben auf demſelben iſt eine etwas mehr als Zoll große, viereckige Vertiefung, in

welche ein anderes Stück Marmor eingesetzt ist, vielleicht dazu bestimmt, den Helmbusch zu tragen. Uebrigens ist an diesem Kopf keine Anzeige von Haaren; statt derselben bemerkt man eine kleine, vertiefte Fläche, welche quer über die Stirn läuft, mit drey eingebohrten Löchern, zu Befestigung irgend eines Kopfschmuckes. Die Ohren sind, wie die der Minerva, durchbohrt. Ich vermuthe, daß dieser Kopf der andern Minerva angehört, welche in dem entgegengesetzten Fronton stand. Denn die beyden Giebel waren sich in Hinsicht der daran angebrachten Figuren, wie es scheint, so ziemlich gleich.

Der andere weibliche Kopf ist von kleinern Verhältnissen und reichen Haaren; diese umschließt ein Band, welches gegen vorn zu auf Art eines Diadems aufgestülpt ist. An den Ohren bemerkt man Ohrringe, und quer über die Stirn eine Art von Verzierung von aneinander gereihten Röschen oder rosenförmigen Scheibchen.

So gut der eben beſchriebene Kopf erhalten iſt, ſo ſchlecht iſt es der dritte, von welchem blos die Hauptform übrig iſt, aus welcher jedoch zu erkennen iſt, daß es ein weiblicher Kopf war, der wie es ſcheint, und wie ſich aus dem Haarputz ſchließen läßt, dem ſo eben beſchriebenen vollkommen ähnlich war. Auch iſt die Proportion des Kopfs genau dieſelbe.

Aus dieſem allem erhellet, daß der weiblichen Figuren in allem zum wenigſten achte geweſen; vier kleinere und vier größere.

II.

Vorſchreitende oder kämpfende Krieger.

Nun kommt die Reihe an die ſtehenden oder kämpfenden Krieger, deren in allem ſechs an der Zahl ſind. Auch hier gilt, was ich ſchon früher bemerkte, daß ſie zu zweyen und zweyen

einander sehr ähnlich sind, oder sich zu wiederholen scheinen.

D.

Der Jüngling, mit dessen Beschreibung ich hier den Anfang mache, scheint, nach seiner vorgebogenen Stellung zu schließen, nach etwas zu greifen, und war vielleicht im Begriffe, einen Verwundeten aus dem Gefechte zurückzuziehen. Mit dem rechten Beine schreitet er stark vorwärts, indeß das linke rückwärts ausgestreckt; der Körper aber stark über das vorschreitende rechte geneigt ist. Beyde Arme fehlen, aber die noch vorhandenen Achseln zeigen, daß die Arme mit Anstrengung vorwärts ausgestreckt waren. An dieser Figur bemerkt man keine Spur von Waffen oder Bekleidung; sie ist durchaus nackt. Der Kopf, der nie vom Rumpfe getrennt war, zeichnet sich durch seinen besondern Haarputz aus. Die Hälfte des Scheitels, vom Wirbel nach vorn zu, ist mit den gewöhnlichen nudelförmigen Haaren bedeckt; sie enden sich über der Stirn, von einem Ohr zum

andern, in ſchneckenartige Löckchen, welche in drey Schichten über einander liegen. Das Hinterhaupt, der Kopf vom Wirbel nach hinten zu, erſcheint ganz glatt und kahl; unten aber, wo ſich das Hinterhaupt mit dem Halſe vereinigt, läuft von einem Ohr zum andern eine Haarflechte oder Zopf, unter welchem abermals eine Reihe kleiner Haarlöckchen zum Vorſchein kommen. Ueber der Stirn, etwas oberhalb des Haarputzes, iſt in der Mitte ein eingebohrtes Loch; wozu dieſes gedient, kann ich nicht errathen.

Der Körper iſt ſehr gut gearbeitet und wohl erhalten. Was daran fehlt, ſind beyde Arme von den Achſeln an, die Naſe, und beyde Füße.

E.

Eine andere Figur ſcheint der eben beſchriebenen in Hinſicht der Stellung ganz gleichzukommen; nur iſt ſie von allen die mangelhafteſte in ihren Theilen, und auch ſehr beſchädiget.

Ihr fehlt nämlich der Kopf, ſammt dem Hals, die beyden Arme ſammt einem Theil der Schul-

tern; das ganze linke Bein von der Mitte des Schenkels abwärts, und auch das rechte Bein vom Knie abwärts. Der Unterleib und die Schenkel ſind übrigens ziemlich gut erhalten.

F.

Auch die beyden nächſtfolgenden Krieger ſind in ihren Theilen ziemlich mangelhaft. Ich mache mit denjenigen den Anfang, welchem wegen der ſchwärzlichen Farbe, die der Marmor unter der Erde angenommen, der Beyname des Schwarzen geworden.

Die Figur iſt in ihren Verhältniſſen und Formen etwas größer oder plumper als die übrigen. Am linken Arm, welcher vorwärts ausgeſtreckt iſt, trägt der Krieger einen Schild von der bekannten, oben beſchriebenen, Form. Der rechte Arm, mit dem er wahrſcheinlich das Schwert führte, iſt etwas zurückgebogen.

Ueber der Scham bemerkt man drey kleine Metallſtifte, wie es ſcheint, zur Befeſtigung der

Haare über der Scham, welche besonders angemacht waren.

Die Sculptur ist an diesem Körper nicht die vorzüglichste, wenigstens wie mir scheint, geringer als die der übrigen.

Der Kopf, die beyden Hände, und die Schenkel von dem Leibe an fehlen sammt den Beinen und Füßen.

G.

Zwar eben so mangelhaft in seinen Theilen, doch weit vorzüglicher in Hinsicht seiner Bearbeitung, ist folgender Körper, welcher einen Krieger in seiner vollen Mannskraft vorzustellen scheint.

Wie zu vermuthen, trug er gleichfalls an seinem linken Arm einen Schild, welcher aber nicht aus eben demselben Marmor gearbeitet, sondern besonders angesetzt gewesen seyn muß. Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden dadurch, daß er den rechten Arm auszustrecken scheint, den linken aber zurückziehet.

An dem linken Knie, welches sich erhalten,

bemerkt man, daß er mit Beinharnischen versehen war. Schade, daß sich keines von den Beinen vorgefunden hat, um die Form und Beschaffenheit dieser Beinbekleidung deutlicher bemerken zu können.

An dem Körper nimmt man zwey Wunden oder Narben wahr, welche mit Sorgfalt angezeigt zu seyn scheinen, eine unter der rechten Brust, die andere unter dem linken Arm.

An der linken Seite ist ein Metallstift zu sehen, vielleicht zur Befestigung des Schwertes, welches bey diesen Figuren von Metall besonders angesetzt gewesen zu seyn scheint, wie ich bey Gelegenheit der nächstfolgenden Figur deutlicher zeigen werde.

Der Kopf, der ganze rechte Arm von der Achsel an, und der linke Vorderarm fehlen, so wie auch das ganze rechte Bein vom Leibe an, und das linke vom Knie abwärts.

Von den fehlenden Armen sind zwar Theile vorhanden, welche ich für die ursprünglichen halte; doch läßt sich dieses nicht mit Gewiß-

heit ſagen, weil Theilchen dazwiſchen heraus fehlen.

II.

Die beyden jetzt folgenden Krieger ſind ſich, in Hinſicht ihrer Stellung ſowohl, als übrigen Eigenſchaften, beynahe vollkommen ähnlich. Die Stellung läßt einen angreifenden Krieger vermuthen; das linke Bein iſt im Vorwärtsſchreiten begriffen, der linke Arm, mit dem Schilde verſehen, iſt nach vorn zum Schutze des Körpers ausgeſtreckt, der rechte Arm aufgehoben und etwas zurückgebogen, wie im Begriffe auszuholen, um dem Gegner einen Wurf mit der Lanze oder dem Wurfſpieß beyzubringen.

Der eine, welchem der Kopf fehlt, iſt von jugendlicher Bildung und gut gearbeitet, auch in ſeinen Theilen wohl erhalten, die rechte Bruſt ausgenommen, welche etwas beſchädigt iſt. Außer dem Kopfe fehlt noch der ganze rechte Arm von der Achſel an, und der rechte Fuß.

I.

Der andere Krieger von gleicher Stellung, hat ſeinen Kopf erhalten; er iſt bärtig, mit einem hochgewölbten Helm von der gewöhnlichen griechiſchen Form. Am linken Arm trägt er, gleich dem vorigen, den Schild. Was von dieſer Figur vorhanden, iſt gut erhalten; am Kopf iſt blos die Naſe und etwas weniges am Helme beſchädigt. Am Rücken bemerkt man einen kleinen Vorſprung von Marmor, welcher zur Verbindung irgend eines Theils mag gedient haben.

Bey dieſen beyden Figuren, wie faſt bey allen übrigen Kriegern, die Bogenſchützen ausgenommen, die wie es ſcheint, mit keinem Schwerte verſehen waren, nimmt man auf der rechten Schulter ein eingebohrtes Loch wahr, und unter dem linken Arm, nach dem Rücken zu, einige andere. Daß dieſe Löcher zur Befeſtigung des Riemens dienten, woran das Schwert, wahrſcheinlich von Bronze, angeheftet war, ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn.

Man kann ſelbſt, bey genauer Unterſuchung, an den Stellen, wo der Riemen an dem Körper angelegen, noch Spuren davon entdecken, indem dieſe Stellen, durch die Bedeckung mehr gegen die Witterung geſchützt, ſich glätter erhalten haben.

Der rechte Arm, von der Achſel an, fehlt, wie auch die beyden Beine vom Leibe an. Es befindet ſich zwar unter den Bruchſtücken ein Schenkel und ein Arm, welche dieſer Figur angehören könnten; da aber der Bruch nicht vollkommen übereinſtimmt: ſo läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, ob ſie wirklich zu derſelben gehören.

III.

Knieende Krieger oder Bogenſchützen.

Der Knieenden oder Bogenſchützen ſind drey, und alle haben, kleine Abweichungen ausgenom-

men, faſt vollkommen gleiche Stellung; nämlich mit dem rechten Beine knieend, das linke aber etwas vorwärts aufgeſtellt. Der linke Arm, welcher den Bogen hielt, der wahrſcheinlich von Bronze war, iſt ausgeſtreckt, der rechte aber etwas erhoben und zurückgebogen, und wie es ſcheint, im Begriffe, die Sehne des Bogens anzuziehen.

K.

Der eine dieſer Bogenſchützen zeichnet ſich beſonders durch ſeinen Anzug aus. Auf dem Haupte hat er eine Art Haube, welche in Anſehung ihrer Form zum Theil einer phrygiſchen Mütze, zum Theil einer perſiſchen Mitra zu gleichen ſcheint. Die oberſte Spitze dieſer Haube mangelt, und war, wie es ſcheint, beſonders gearbeitet und aufgeſetzt. Die beyden Ohrenlappen ſind hinten an der Haube kreuzweis ineinandergeſchlungen, ſo daß man deren Ende nicht gewahr wird. Dieſe Haube endigt ſich auf dem Rücken in einen ziemlich langen und breiten abgerundeten Lappen, und kurz unter dieſem Lappen iſt eine doppelte

Reihe von eng an einander eingebohrten Löchern bemerkbar, vielleicht zur Befestigung künstlich eingesetzter Haarlocken bestimmt.

Unter dieser Haube schaut nach vorn, auf der Stirn, eine andere Kappe hervor, welche mit mehrern Metallstiften versehen ist.

Auf dem Leibe trägt er eine eng anschließende Jacke mit Ermeln, die bis auf die Hände gehen. Von gleicher Art sind auch die Hosen, welche ebenfalls bis auf die Knöchel reichen. Doch läßt dieser Anzug die ganze Form des Körpers vollkommen durchfühlen, ohne gleichwohl einzelne Muskeln anzuzeigen oder bemerken zu lassen, oder irgend eine Brechung oder Falte des Stoffs an den Gelenken anzugeben, wodurch die Vermuthung bestärkt wird, daß dieser Anzug aus einem dichten, doch geschmeidigen Leder bestanden habe. Diese Vermuthung führte mich auf die zweyte, daß diese Figur einen persischen Bogenschützen vorstellen sollte. Bekannt ist, daß die Perser geschickte Bogenschützen waren, auch stimmt der Anzug dieser Figur sehr

wohl mit den Worten des Herodot überein (I. B. 7. Cap.) *), welcher ſagt: daß die Perſer die Hoſen und übrige Kleidung von dichtem Leder getragen; ein Stoff, der den leichten Kriegern zugleich als Panzer, oder Schirm, gegen die Pfeile, gewiſſermaßen dienen mochte.

Dieſer Bogenſchütze ſcheint, wie bereits aus der Stellung des Arms und aus der Hand geſchloſſen worden, im Begriff, die Sehne anzuziehen.

Dieſe Figur iſt die am beſten erhaltene, es fehlt ihr nichts, als der halbe linke Vorderfuß und ein paar Finger. Die Naſe und der linke Arm ſind etwas beſchädiget.

Von einem ähnlichen Bogenſchützen ſind blos ein rechter Arm mit der Hand, und beyde Füße vorhanden.

---

*) Vielleicht V, 49. VII, 61.?

A. d. H.

Die beyden übrigen Bogenschützen tragen Harnische von der Art, wie man solche häufig in den Vasen-Zeichnungen abgebildet findet. (Man s. Tischbein I. B. S. 4.) Ich vermuthe, daß diese Form ursprünglich die der ägyptischen Harnische war, von welchen sie die Griechen entlehnten, wie, nach Herodot, die Meder ebendieselbe Form von den Aegyptiern angenommen hatten.

Sie sind nämlich in gleicher Linie rundherum abgeschnitten, wie unsere heutigen Küraſſe, und nicht nach Art der römischen, welche unter der Hüfte sich endigten, und den Unterleib auch mit einschlossen. Diese an beyden Figuren angebrachten Harnische sind, wie unsere Küraſſe, steif, ohne Anzeige von Muskeln, unterhalb mit einer doppelten Reihe von länglicht-viereckigen Lappen oder Ledern versehen und auf den Schultern mit Schlußbändern befestigt. Auf der linken Seite unter dem linken Arm ist der Schluß des Harnisches mit der größten Genauigkeit, und bey

einem jeden derſelben auf eine beſondere Weiſe angegeben.

Unter dem Harniſch trugen ſie einen kurzen Leibrock, der kaum auf die halben Schenkel reichte.

Anzug ſowohl als Harniſch ſind mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit vollendet, ſo daß man verſichert ſeyn kann, alles ſey auf das Gewiſſenhafteſte nach der Natur gemacht, und nicht das Geringſte daran vergeſſen.

L und M.

Der eine von den beyden andern Bogenſchützen, dem der Kopf, die beyden Vorderarme ſammt den Händen fehlen, wie auch das linke Bein vom Knie abwärts, iſt von jugendlichem und zartem Gliederbau.

Das Unterkleid, welches er unter dem Harniſch trägt, iſt ebenfalls auf jene conventionelle Weiſe gefaltet, welche dem altgriechiſchen Styl eigen iſt.

Der andere aber ſcheint von robuſtem Körperbau und im beſten Manns-Alter zu ſeyn. Was Stellung und Haruiſch betrifft, iſt er ganz gleich dem obigen, nur mit dem Unterſchiede, daß das Unterkleid, welches er unter dem Harniſch trägt, nicht in dem conventionellen altgriechiſchen Styl gefaltet iſt, ſondern beynahe ohne alle Falte.

Auf dem Haupte trägt er einen Helm, welcher nach vorne zu einen Löwenkopf vorſtellt, die Rückſeite aber iſt ganz glatt, wie an den übrigen Helmen. Uebrigens iſt jene Helmverzierung mit ganz beſonderem Geſchmack und Liebe vollendet.

Vieles Einzelne wäre hier noch zu bemerken, allein ich unterlaſſe es, weil eine ſolche detaillirte Beſchreibung ohne zugegebene Zeichnung doch immer unzulänglich bleiben würde.

An dieſer Figur fehlen der rechte Vorderarm, beyde Hände und das linke Bein vom Knie abwärts.

Unter den zu den Bogenschützen gehörigen Bruchstücken befinden sich auch noch zwey Pfeil-Köcher, jeder von einer andern Form, auf's Fleißigste vollendet. Diese waren, den vorhandenen Anzeigen zufolge, an der linken Hüfte durch Stifte, welche oben mit einer Schraube versehen waren, befestiget. Der eine dieser Köcher scheint dem Bogenschützen ohne Kopf, Lit. L., der andere aber, von mehr asiatischer Form, dem persischen Bogenschützen Lit. K. anzugehören.

Hier ist noch eine Figur einzuschalten, von der man nicht recht weiß, ob sie unter die stehenden oder knieenden zu rechnen ist; doch scheint sie sich mehr zu dieser Abtheilung zu neigen; daher ich sie unmittelbar auf diese folgen lasse.

N.

Von allen männlichen Figuren ist diese die kleinste, und mag einen Jüngling vorstellen,

der gegen einen ſchon zu Boden geſtreckten Krieger zu kämpfen ſcheint. Die Stellung iſt beynahe knieend; der Jüngling ſcheint mit dem rechten Knie den Boden zu berühren. Das linke Bein iſt aufgeſtellt, der linke Arm vorwärts ausgeſtreckt, der rechte aber unter ſich zurückgebogen, wie es ſcheint, um dem Gegner einen Stich zu verſetzen.

Er iſt am ganzen Leibe nackt, wie, die Bogenſchützen ausgenommen, alle übrigen Krieger, an denen außer den Helmen, Schilden und einigen Beinharniſchen, keine andere Bedeckung oder Bewaffnung wahrzunehmen iſt.

Der Helm dieſer Figur iſt ohne Wölbung und faſt ganz glatt; wie es ſcheint, war er urſprünglich mit einem Haarbuſch verſehen. Auch bemerkt man hier, ſo wie bey den übrigen, mehrere vorn auf dem Helm angebrachte Löcher zur Befeſtigung irgend einer Verzierung.

Die Backenſchirme an den Helmen, welche bey allen beſonders von Marmor angeſetzt waren, und an den Backen anſchloſſen, waren bey

dieſer Figur, wie aus den im Helm eingebohrten Löchern zu vermuthen, aufgezogen, d. h., ſie ſtanden nach oben, wie man es häufig in den griechiſchen Vaſenzeichnungen findet, und wie ſolches ſehr ſchön und deutlich an einer kleinen bronzenen Figur im Muſeo zu Florenz zu ſehen.

Hinten am Halſe, knapp unter dem Helme, ſind gleichfalls zwey Reihen eingebohrter Löcher zu bemerken, zur Befeſtigung oder Aufnahme künſtlich angebrachter Haarlocken, welche von Bleydraht und geringelt waren, beynah' in der Form unſerer Kugelzieher. Zum Glück hat ſich eine dieſer Haarlocken erhalten, welche man, wie mich Herr Linkh verſicherte, der bey der Ausgrabung zugegen geweſen, an einem der Köpfe noch hängend gefunden. Indeſſen könnte es auch ſeyn, daß dieſes eine von den Bommeln wäre, womit, nach meiner oben gegebenen Beſchreibung der Minerva, die Aegis derſelben verſehen war; denn auch dieſe waren, wie aus den Ueberreſten zu ſchließen iſt, von Bleydraht.

An dieſer Figur fehlen beyde Hände und der linke Vorderarm, der ganze linke Fuß und die Zehen des rechten. Im Uebrigen iſt ſie wohl erhalten.

IV.

Liegende oder verwundete Krieger.

Der liegenden Figuren ſind vier, die ſich in Hinſicht ihrer Stellung im Allgemeinen zwar ähnlich, doch unter ſich etwas mehr verſchieden ſind, als die der übrigen Abtheilungen.

O.

Die eine von dieſen liegenden Figuren ſtellt einen Jüngling vor, der im Begriff iſt, ſich einen Pfeil oder Wurfſpieß aus einer Wunde unter der rechten Bruſt zu ziehen. Er iſt am ganzen Leibe vollkommen nackt, ohne Helm und andere Bewaffnung.

Die Haare, zierlich gelegt, gehen in ſich ſchlängelnden Linien ſymmetriſch vom Wirbel aus, und ſind mit einer Art runder Schnur gebunden. Die Haare des Vorderhaupts, von einem Ohre zum andern, endigen ſich in kleine ſchneckenförmige Löckchen, welche in zwey Reihen über einander liegen. Die Haare des Hinterhaupts aber fallen bis auf die Hälfte des Rückens in wellenförmigen Linien herunter, und endigen ſich in flammenartige Spitzen. Dieſe Haare, ſo conventionell ſie übrigens in ihrer Form und Anordnung ſind, laſſen doch in Hinſicht ihrer Behandlung und Vollendung nichts zu wünſchen übrig.

Auf jeder Seite der Figur zeigen ſich, zwiſchen Bruſt und Schultern, drey, in kleinen Abſtänden eingebohrte, Löcher; ein Umſtand, den wir ſchon an der Statue der Minerva, wie auch an den beyden kleinern weiblichen Figuren B und C., bemerkt haben. — Die allgemeine Meynung iſt, daß dieſe Löcher zur Befeſtigung irgend eines Halsſchmuckes gedient haben. Ich kann aber

dieſer Meynung nicht beyſtimmen, aus folgenden Gründen. Sollten dieſe Löcher wirklich zu dem angegebenen Zwecke gedient haben, ſo wäre zu vermuthen, daß ſie in gleichen Abſtänden rings um den Hals herum angebracht wären, welches aber nicht der Fall iſt; denn es ſtehen drey und drey zuſammen auf jeder Seite der Bruſt. Ferner bemerkte ich an eben dieſer liegenden Figur, daß die drey Löcher auf derjenigen Seite, nach welcher zu ihr Haupt geneigt iſt, weit mehr ſeitwärts, d. h. gegen die Schultern zu, ſtehen, woraus ich vermuthen konnte, daß dieſe Löcher von der Stellung des Kopfs abhangen, und nach der verſchiedenen Richtung deſſelben auch ihren Ort verändern. Ich ſchloß daher, daß ſolche vielmehr zur Befeſtigung und Aufnahme eines Bandes oder einer Schnur gedient haben, mit welcher die Haare umwunden waren, und die hinter dem Ohre wieder zum Vorſchein kam, um ſich auf der Bruſt in drey Kügelchen oder Bommeln zu endigen. In dieſer Vermuthung wurde ich noch

mehr bestärkt, da ich an dieser Figur sowohl, als an der der Minerva, auf jeder Seite hinter dem Ohre ein anderes Loch bemerkte, von dem aus wahrscheinlich dieses Band, das, wie es scheint, von Metall war, gegen die auf der Brust eingebohrten Löcher herablief. — In den griechischen Vasenzeichnungen von Tischbein findet sich diese Art Bänder, welche sich in zwey oder drey Kügelchen oder Bommeln endigen, sehr häufig. (Siehe Tischbeins Vasen I. B. S. 38. II. B. S. 34. 35. 43. 53. III. B. S. 48. IV. B. S. 16. 35.)

Diese Figur zeichnet sich außer ihrer schönen Sculptur und guten Erhaltung, noch durch ihre etwas sonderbare Stellung aus, indem sich die beyden Schenkel auf eine wunderliche Weise überkreuzen; der Verwundete liegt nämlich auf der linken Seite, mit dem linken Vorderarm auf der Erde gestützt, das linke Bein ist ausgestreckt, das rechte aber schlägt sich über das linke vor, so daß der rechte Fuß vor dem linken Arm zu stehen kommt. Mit dem rechten

Arm zieht er ſich den Wurfſpieß aus der Wunde.

An dieſer Figur fehlt nur Weniges, nämlich das rechte Bein vom Knie bis auf die Knöchel, an den Füßen fehlen alle Zehen, an der linken Hand alle Finger; vom rechten Vorderarm fehlt ein Stückchen.

P.

Beynahe dieſelbe liegende Figur, der vorhergehenden ähnlich, nur mit Ausnahme jener Ueberſchränkung der Schenkel und der verſchiedenen Richtung der Arme, iſt, jedoch in verkehrter Stellung, nochmals vorhanden. Es herrſcht in der Bewegung dieſer Figur eine außerordentliche Wahrheit und Grazie; es iſt nur zu bedauern, daß ihre ganze Vorderſeite ſo ſehr von der Erdſäure gelitten hat; doch hat ſich die Rückſeite derſelben um ſo beſſer erhalten. Dieſe Figur hatte, wie die ſo eben beſchriebene, lange, auf den Rücken herabwallende, Haare, nur mit dem Unterſchiede, daß jene in ihrer Form

den Nudeln gleichen, dieſe aufeinanderliegenden ſchmalen Bändern ähnlich ſehen, und in linien-gerader Richtung abgeſchnitten ſind, während jene ſich in flammenartige Spitzen endigen.

An dem linken Schenkel bemerkt man ein eingebohrtes Loch in Form einer Wunde, und zunächſt dabey vier unmerklich hervorſtehende Fortſätze des Marmors. Ich vermuthe, daß dies Spuren der Finger ſind, und der Verwundete vielleicht mit der Hand nach der Wunde gegriffen, die er durch einen Pfeilſchuß erhalten; vielleicht war in dem Loche ein Pfeil von Metall befeſtiget.

Auch bemerkt man an dieſer Figur, ſo wie an den meiſten dieſer Krieger, ein eingebohrtes Loch auf der rechten Schulter, und einige andere unter dem linken Arm, welche wahrſcheinlich einſt zur Befeſtigung des Riemens dienten, an dem das Schwert (Parazonium) hing, welches gleich dem Riemen muthmaßlich von Bronze war.

Der Kopf, der ganze linke Arm, und der rechte Vorderarm fehlen, wie auch die beyden

Beine vom Knie abwärts, ſammt den Füßen und Händen.

V.

Ich gehe nun zur dritten dieſer liegenden Figuren über, welche einen ſchon etwas ältlichen Mann vorzuſtellen ſcheint. Eine ziemlich ſtarke Musculatur zeigt ſich am ganzen Körper, dabey bemerkt man jedoch einen gewiſſen Grad von Fette, den gewöhnlich das Alter mit ſich bringt. Dieſe Miſchung von ältlicher Schwäche und jenes Ueberreſtes jugendlicher Kraft hat der Künſtler auf das Glücklichſte vereiniget und dargeſtellt, und ich trage daher kein Bedenken, dieſe Figur unter die vorzüglichſten dieſer Sammlung zu zählen.

Die Stellung dieſes zu Boden geſtürzten Alten iſt allerdings etwas gewaltſam, doch keinesweges übertrieben. Er ſcheint bey ſeinem Fall ſich blos durch Hülfe des Schildes, den er am linken Arme trägt, etwas weniges über dem Boden erhalten zu haben. Mit der Rechten ſcheint er ſein Schwert ziehen zu wollen, wie

man aus der Oeffnung der Hand ſowohl, als der Richtung derſelben ſchließen kann. Ich war, ehe dieſe Figur gehörig zuſammengeſetzt wurde, nicht abgeneigt zu glauben, daß er mit ſeiner Rechten einen Wurfſpieß aus dem innern Theile des Schilds zu ziehen bemüht ſey. Eine in dem untern Theil des Schildes angebrachte Oeffnung hatte mich auf dieſen Gedanken geleitet; allein bey völliger Zuſammenſetzung der Theile und abermaliger genauer Unterſuchung zeigte es ſich, daß die Hand mit jener Oeffnung des Schilds nicht in der erforderlichen Richtung ſtehe, um eine ſolche Vermuthung darauf gründen zu können.

Auf dem Haupte hat er einen Helm, welcher etwas höher gewölbt iſt, als der der Minerva; vorn über den Augen endigt er ſich in zwey halbzirkelförmige Ausſchnitte, welche mit dem Rande der Augenbraunen gleichlaufen; das Mittelſtück aber zwiſchen beyden Augen läuft bis auf die Naſenſpitze herunter, und bedeckt auf dieſe Weiſe den Naſenrücken nach ſeiner ganzen Länge. Der

Helm iſt übrigens mit Backenſchirmen verſehen, welche beſonders angeſetzt waren; dieſen Umſtand bemerkt man auf der einen Seite, wo die Anſetzung fehlt, und blos noch der Metallſtift übrig iſt, durch den ſie befeſtiget war. Oben in der Mitte auf dem Helm bemerkt man eine Vertiefung, welche, wie es ſcheint, zur Befeſtigung des Helmbuſches diente. Außer dem Bart, von ganz eigener und ſteifer Art, iſt von Haupthaaren nichts zu ſehen.

An eben dieſer Figur findet ſich eine antike Ergänzung oder Ausbeſſerung am rechten Geſäßmuskel, welche gleich bey Verfertigung der Statue gemacht ſcheint; vielleicht daß der Marmor an jener Stelle mangelhaft war, oder daß ein bey der Bearbeitung gemachtes Verſehen nöthigte, dieſe Stelle auszubeſſern. Sowohl hier, als an einigen andern Stellen bemerkt man genau, daß die Alten bey ihren Ergänzungen ſich nicht, wie wir, des ſogenannten griechiſchen oder calabriſchen Pechs bedienten, ſondern einer andern, uns unbekannten Kitte.

An dieſer Figur fehlt blos das rechte Bein von der Mitte des Schenkels abwärts, einige Finger an der linken Hand, und einige Stücke am linken Schenkel.

K.

Die vierte dieſer liegenden Figuren gleicht den beyden erſten an jugendlichem Körperbau. Die Stellung oder Lage dieſes Kriegers iſt der der übrigen mehr oder weniger ähnlich, mit dem Unterſchied jedoch, daß dieſer ſich mit der Hand auf den Boden zu ſtützen ſcheint; die beyden erſten aber mit den Ellbogen. An dem linken Arme trägt er einen Schild, welcher, wie es ſcheint, mit einer Schraube an den Arm befeſtiget war.

Dieſe Figur hat ſowohl in Hinſicht ihrer vollkommenen Bearbeitung als guten Erhaltung den Vorzug vor allen übrigen, und könnte vielleicht den Kunſtwerken aus der Zeit des Perikles zur Seite ſtehen.

Außer dem Kopfe, welcher ihr fehlt, mangelt ihr kein wesentlicher Theil des Körpers. Die Finger der Hand, und die Zehen der Füße und einige wenige ausgesprungene Stückchen sind die einzigen Theile, welche mangeln. Zu bedauern ist es übrigens, daß die rechte Brust und Achsel durch die Feuchtigkeit der Erde, oder die Witterung sehr gelitten, und stark zerfressen ist. Die übrigen Theile sind dafür um so besser erhalten, und so frisch, als wären sie erst aus der Hand des Künstlers hervorgegangen.

Daß wahrscheinlich noch eine fünfte dieser liegenden Figuren ursprünglich vorhanden gewesen, läßt sich aus einigen Bruchstücken von Beinen und Füßen schließen.

§. II.

Bruchstücke, die zu den äginetischen Figuren, oder doch zu dem Tempel gehört haben.

Nachdem ich die vorhandenen Statuen so genau, als es mit Worten geschehen kann, zu beschreiben versucht habe, würde es nicht erlaubt seyn, die Bruchstücke jeder Art zu übergehen, welche sämmtlich vielleicht noch zu jenen Bildern gehören; denn mit Gewißheit läßt sich vor der Hand nicht darüber urtheilen, da die Zwischenstücke fehlen; wenn jedoch einmal Hand an die Ergänzung gelegt, und jedes dieser übergebliebenen Bruchstücke nochmals genau untersucht und geprüft wird, muß es sich zeigen, ob

einige und welche derſelben noch zu der einen oder andern Figur gehören. Hoffen läßt ſich einſtweilen, daß noch manches dieſer Stücke ſeine urſprüngliche Stelle wieder finden wird.

Es würde zu nichts führen, und auch zu weitſchweifig ſeyn, jedes dieſer Bruchſtücke einzeln anführen zu wollen; ich ſpreche alſo blos von den vorzüglichſten, und dieſe ſind folgende:

A. A. Drey Köpfe von Kriegern.

Der eine hat einen hochgewölbten Helm von der bekannten griechiſchen Form mit dem Viſier oder mit Augenlöchern und Naſenſchirm. Auch haben ſich auf demſelben Ueberreſte des Haarbuſches erhalten. Der Helm iſt gegen das Hinterhaupt zurückgeſchoben, ſo daß man über der Stirn unter dem Helm bis nahe auf den Wirbel hineinſehen kann. Es iſt zu bewundern, mit welcher Nettigkeit und Pünktlichkeit die Haare an dieſer Stelle gearbeitet ſind, ob-

ſchon das vorſtehende Viſier dieſe Vollendung beynahe unmöglich machen mußte.

Die Haare ſind nach der, an allen Köpfen gleichen, Art gearbeitet, nämlich in Form von Maccaroni. Die Haare vom Hinterkopf ſind unter dem Helme hinaufgeſchlagen und, durch eine um das Haupt laufende Schnur befeſtiget, am Ohr mit den Vorderhaaren vereinigt, mit welchen ſie von einem Ohr zum andern in eine Reihe von ſchneckenartigen Löckchen ſich endigen. Der Kopf iſt ſehr jugendlich und ſcheint zu dem liegenden Krieger lit. R. zu gehören. Proportion und Charakter des Kopfs ſtimmen mit der Figur wohl überein, nur hat grade die Stelle des Halſes durch Einwirkung der Feuchtigkeit ſehr gelitten, der Bruch fügt ſich nicht mehr, und ſo bleibt es zweifelhaft, ob er derſelben angehöre.

Der andere Kopf iſt gleichfalls mit einem Helm verſehen, der jedoch eine verſchiedene

Form, nämlich nicht die der hohen Wölbung oder Kuppel hat, ſondern ganz knapp am Haupte anliegt. Vorn über den Augen iſt er nicht in gerader Linie abgeſchnitten, ſondern endigt ſich nach der Linie der Augenbraunen in zwey halbzirkelförmigen Ausſchnitten. In der Mitte dieſer beyden Ausſchnitte des Helms iſt, grade da, wo die Naſe anfängt, ein Stückchen Marmor eingeſetzt. Ich vermuthe, daß der Helm vermöge dieſes Fortſatzes, der ſich bey der Figur lit. Q. in ſeiner ganzen Länge erhalten, ebenfalls bis auf die Spitze der Naſe ging und den Naſenrücken bedeckte. Ein Gleiches findet man an dem Kopfe der Figur lit. N.

Daß dieſe Helme insgeſammt gemalt geweſen, ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn. An mehrern habe ich Spuren himmelblauer Farbe entdeckt; dieſer aber ſcheint eine beſonders gemalte Verzierung gehabt zu haben, denn man bemerkt an der einen Seite des Helms eine, nach Art eines Netzes ſich über-

kreuzende, Perlenſchnur. Dieſe netzartige Perlenſchnur ſcheint gemalt geweſen zu ſeyn, und die enkauſtiſche Farbe die Oberfläche des Marmors glatt erhalten zu haben, während die unbemalten Theile durch die Witterung etwas weniges angefreſſen und rauh wurden, wodurch ſich eine Art von chiar-oscuro bildete, obſchon, eine kleine Stelle ausgenommen, wo man Spuren himmelblauer Farbe wahrnimmt, ſich von der eigentlichen Farbe faſt nichts erhalten hat.

Was ich früher von dem farbigen Anſtrich der Lippen und Augäpfel, geſtützt auf eine ähnliche Beobachtung an faſt allen Köpfen, erwähnte, erhält hierdurch eine neue Beſtätigung. Auch hat ſich an dem Kopfe der Minerva wirklich noch eine nicht unmerkliche Spur dieſer Bemalung erhalten.

Der Kopf iſt jugendlich, und gleich dem vorigen ſehr gut erhalten. Es ſind an ihm keine Haare ſichtbar, ſondern rückwärts am Halſe, kurz unter dem Helme, befinden ſich eine Reihe

kleiner, eingebohrter Löcher, welche, wie ich ſchon mehrmals zu bemerken Gelegenheit hatte, wahrſcheinlich zur Aufnahme jener künſtlichen bleyernen Haarlocken gedient haben.

Der dritte dieſer Köpfe, dem die untere Kinnlade mangelt, iſt gleichfalls mit einem Helm verſehen, und zwar von der knapp anſchließenden Form. Vorn an dem Helm, von einem Ohr zum andern, laufen neben einander zwey Einſchnitte fort, in welchen ſich eine doppelte Reihe von eingebohrten Löchern befindet; in dieſen ſind noch Spuren von Bleydraht bemerklich. Das vorhandene Bleylöckchen ſoll an dieſem Kopfe noch zum Theil hängend gefunden worden ſeyn, und ſcheint die oft wiederholte Vermuthung zu beſtätigen. Dieſer Kopf könnte zu der Figur lit. G. gehören.

Von einem andern Kopfe hat ſich blos ein Viertheil erhalten, nämlich ein Stück des Helms von der Form des eben beſchriebenen, nebſt dem Ohre, welches ſehr ſchön und mit dem größten Fleiße ausgearbeitet iſt.

B. B. Bruchſtücke von Schenkeln, Beinen und Füßen.

Zwey Schenkel ſammt den Beinen; beyde ſcheinen zuſammenzugehören. Das rechte iſt geſtreckt, das linke ſtark gebogen; die Füße fehlen. Ich vermuthe, daß ſie zu einer Figur gehört haben, welche eine ähnliche Stellung mag gehabt haben, wie jene oben beſchriebenen Figuren, lit. D. E.

Ferner zwey Schenkel ohne Beine. An den Knieen bemerkt man Spuren von Beinharniſchen. Sie ſcheinen zu einer geharniſchten Figur gehört zu haben, welche eine ähnliche Stellung haben mochte, wie die Bogenſchützen lit. L und M.

An der Dicke des Schenkels haben sich Spuren des Leibrocks erhalten, auf die diesem Styl zukömmliche Weise gefaltet.

Ein Bein vom Knie abwärts, sammt dem Fuße, welches scheint zu einer liegenden Figur gehört zu haben. Es ist bis zur Täuschung natürlich gearbeitet, daß man glaubt, ein lebendiges Bein vor sich zu sehen.

Ferner sind noch eine gute Anzahl von Beinen jeder Art vorhanden, theils mit den Füßen, theils ohne dieselben. Auch sind noch mehrere Füße allein übrig, sowohl männliche als weibliche; mehr oder weniger erhalten, worunter einige sich, wegen ihrer schönen Bearbeitung und zierlichen Form, vorzüglich auszeichnen.

C. C. Bruchstücke von Armen und Händen.

Von Armen, mit Schilden versehen, sind mehrere ganz, einige theilweise vorhanden, unter welchen sich vorzüglich einer, sowohl der

Schönheit als guten Erhaltung wegen, aus-zeichnet. Die Schilde selbst, obwohl in unzählige Stücke zerbrochen, sind zum Theil vorhanden.

Außer diesen mit Schilden versehenen Armen, sind noch viele Bruchstücke von andern übrig, welche theils zu liegenden, theils zu kämpfenden Kriegern mögen gehört haben. Auch findet sich ein weiblicher Vorderarm mit einem Stück Gewand vor, welches Stück, wie aus dem Marmor hervorleuchtet, besonders angesetzt war.

Ferner noch mehrere Hände, mehr oder weniger beschädiget.

Letztlich noch eine Anzahl von Bruchstücken verschiedener Theile, welche größtentheils zu Körpern, welche nicht mehr vorhanden, zu gehören scheinen, vielleicht aber auch noch zu den vorhandenen gehören, ohne daß jedoch mit Gewißheit sich bestimmen ließe, zu welchen, da vielleicht die Zwischenstücke oder verbindenden Theile fehlen.

Auch ſind noch eine gute Anzahl Bruchſtücke von Helmverzierungen, d. h., der obern Haarbüſche oder Aufſätze der Helme vorhanden.

Aus Vergleichung dieſer Bruchſtücke mit den noch übrigen Statuen erhellet, daß die urſprüngliche Zahl der Statuen weit beträchtlicher geweſen ſeyn muß; nach meiner Schätzung mögen ſie ſich auf 30 belaufen haben.

D. D. Von den Greifen, welche auf den äußern Enden des Frontons geſtanden haben, und deren wahrſcheinlich vier ſeyn mußten, nämlich an jedem Ende des Giebels einer, ſind nur wenige Bruchſtücke vorhanden. Es iſt zu bedauern, daß ſich kein einziger Kopf von dieſem Arimaspiſchen Thier erhalten; was davon vorhanden, iſt der hintere Theil eines Körpers, mehrere Stücke von Beinen und Flügeln derſelben.

E. E. Auch ist ein kleiner Altar von runder Form aus Tuffstein vorhanden, von welchem Stein der ganze übrige Tempel erbauet war, die Dachziegel und das obere Gesimse ausgenommen, welche von weißem Marmor waren. Von diesen Dachziegeln sind gleichfalls einige in Bruchstücken, und Einer vollständig vorhanden. Die Vorderseiten dieser Dachziegel sind bemalt gewesen, wie man deutlich aus dem Marmor ersehen kann. Ferner sind viele Bruchstücke von Architectur, theils aus Tuffstein, theils aus Marmor vorhanden, auch mehrere Dachziegel aus gebrannter Erde, welche gleichfalls bemalt gewesen.

F. F. Nicht minder merkwürdig ist das Stück eines Pilestars, aus weiß-grünem Marmor, worauf eine griechische Inschrift eingehauen ist, woran jedoch der obere Theil mangelt, und welche ein Verzeichniß der in diesem Tempel

vorhandenen Sachen und Geräthschaften enthält.

Das beygegebene Blatt enthält eine genaue Copie derselben. Aus der Form der Schrift zu schließen, ist diese Inschrift aus weit späterer Zeit, als die Bildwerke und der Tempel.

* * *

Zusatz v. Herausg.

Wenn diese Inschrift auch in paläographischer Hinsicht weniger als manche andere wichtig seyn mag, so mögen ihrer die Antiquare, welche manchen angenehmen Beleg aus derselben entlehnen können, desto eher sich erfreuen, so wie diejenigen, welchen Bereicherung der Wörterbücher am Herzen liegt, da die Inschrift einige, bisher unbekannte, Wörter zu enthalten scheint. Lesern, die in Inschriften nicht eben geübt sind, glaubt man, durch Mittheilung einer Uebersetzung gefällig seyn zu müssen. Nur bedingt man sich aus, die Herstellung der schadhaften

erſten Zeile und die Erklärung des letzten noch auf die zweyte Zeile hinüber gehenden Worts, Geübteren zu überlaſſen. Die Zahlen der Stücke ſind durch die zwiſchen den drey Punkten ⁘ befindlichen Doppelſtriche angegeben, über deren Bedeutung die vielen Singulares und Duales keinen Zweifel laſſen.

Zeile der Inſchrift.		Zahl der Stücke.
2	Eiſerne (Waffen oder Werkzeuge), ſo außer der Erde ſind	4
3	Zangen	2
	Folgende Sachen ſind von Holz:	
4	Salbenbüchſe . . .	1
	Schränke	3
5, 6	Das Gerüſte um den Sitz (Tempel, Bildſäule?) her, vollſtändig.	
6	Thron	1

Zeile der Inſchrift.		Zahl der Stücke.
7	Stuhl (Sänfte, Wagen?)	1
7	Geſtelle	4
8	Kleiner Thron	1
	Kleines Ruhebett . . .	1
9	Geſtell, das ſich zurücklegen läßt	1
10	Kleine Schränkchen . . .	3
11	Geſtell unter einen Becher	1
12	Breites Schränkchen (Käſtchen)	1
13	In der Sacriſtey befindet ſich Folgendes:	
14	Kupferner Keſſel . . .	1
15	Schüſſel zum Händewaſchen	1
16	Schalen	2
	Axt	1
17	Hebel (μόχλος) . . .	1
	Meſſer	3
18	Ruhebetten (κλίνα, Dual.)	2

Zeile der Inſchrift.		Zahl der Stücke.
	Kupfernes Gefäß zum Aus-	
	waſchen	1
	Eimer	1
19	Durchſchlag . . .	1

* * *

Von metallenen Geräthſchaften hat ſich übrigens nichts erhalten. Es finden ſich blos zwey Stifte vor, von welchen ich nicht weiß, wozu ſie könnten gedient haben.

C. C. Auch ſind mehrere Bruchſtücke von griechiſchen Vaſen und kleinen Figürchen aus gebrannter Erde vorhanden, welche gleichfalls bey Ausgrabung des Tempels gefunden wurden; bemerkenswerth ſind beſonders Bruchſtücke einer Tazze von ſeltener Schönheit; zu bedauern iſt, daß der Fuß, und

folglich das Mittelstück mangelt. Auf dem innern Theil derselben war die Europa, auf dem Stier sitzend, farbig auf weißem Grund abgebildet, die Armspangen, der Halsschmuck, die Ohrenringe und Hesten des Kleides, so wie das Diadem der Europa, sind auf der Schaale in erhöheter Arbeit angezeigt und vergoldet. Die Außenseite der Schaale ist, wie gewöhnlich, von schwarz und rother Arbeit, zwey geflügelte Geniusse vorstellend, welche in der einen Hand eine Schaale, in der andern eine Leyer halten.

H. H. Zuletzt muß ich noch eines colossalen elfenbeinenen Auges Erwähnung thun, welches gleichfalls beym Ausgraben des Tempels gefunden worden. Es ist blos das Weiße vom Auge, die Stelle des Augapfels ist etwas weniges vertieft, und war, wie es scheint, von einer andern farbigen Materie eingesetzt. Die Länge dieses Auges, von einem

Winkel zum andern gemessen, beträgt grade einen halben römischen Palm oder 4½ Zoll franz. Maß. — Ob dieses Auge einst einer colossalen Statue angehörte, an welcher es nach antiker Sitte eingesetzt war, oder ob es als ein Ex Voto zu betrachten sey, weiß ich nicht zu sagen. — Daß es einer Statue angehört habe, möchte jedoch aus diesem Grunde nicht wahrscheinlich seyn, weil, da man das Auge im Tempel gefunden, doch wohl auch etwas von den übrigen Theilen dieser colossalen Statue sich hätte finden müssen, was nicht der Fall war. In dieser Hinsicht halte ich die andere Vermuthung für wahrscheinlicher, daß es nämlich als ein Gelübde in dem Tempel aufbewahrt wurde.

* * *

Zusatz des Herausg.

Folgende Betrachtungen möchten doch vielleicht auf einen andern Schluß leiten. Eine

Bildſäule des Gottes mußte ſich in dem Tempel befinden. Daß ſie coloſſal war, iſt freylich nicht hiſtoriſch zu beweiſen, aber im höchſten Grade wahrſcheinlich. Daß dieſer Coloß von Gold und Elfenbein war, dieſes läßt ſich bey dem Mangel an Nachrichten vielleicht nicht ſo beſtimmt verſichern, als von Herrn Quatremère de Quincy in dem oftmal angeführten Werk p. 306. not. 4. geſchieht. Bedenkt man aber das hohe Alter dieſer Bildſäulen von Gold und Elfenbein und ihren faſt allgemeinen Gebrauch in den Haupttempeln Griechenlands, ſo erhält auch dieſe Vorausſetzung eine ſehr große Wahrſcheinlichkeit. Sobald dieſes angenommen wird, erklärt ſich vollkommen, warum keine andern Theile dieſes coloſſalen Bildes gefunden worden. Eine Statue von Gold und Elfenbein, die an ſich weniger der Zeit widerſtand, hatte für Barbaren und andre Plündrer ganz andre Reize als ein bloßes Marmorbild. Daß von dem Jupiterbild zu Aegina keine andern Bruchſtücke gefunden worden, iſt daher eben ſo na-

türlich, als daß im Parthenon zu Athen jede Spur der coloſſalen Minerva von Elfenbein und Gold verſchwunden war, indeß die Marmorbilder in den beyden Giebeln noch bis auf die Zeiten von Spon und Wheler verhältnißmäßig wohlerhalten waren. Ja, bedenkt man die auffallende Aehnlichkeit, die zwiſchen beyden Tempeln, dem des Panhelleniſchen Jupiters auf Aegina und dem der Minerva zu Athen, in Anſehung der Giebelverzierung und der Art ſtattgefunden, wie die Bilder in den beyden Giebelfeldern angeordnet waren (m. ſ. §. VII. dieſes Berichts), ſo dürfte man leicht den erſten als eine Art von Prototyp des letzten vermuthen und beyde ſich auch übrigens ähnlicher vorſtellen. Es möchte daher dieſes coloſſale Auge, das als ein bloßes Ex voto ſo groß zu bilden, keine Nothwendigkeit vorhanden war, nun vielmehr die ehemalige Exiſtenz eines coloſſalen Jupiters in dem Tempel von Aegina außer Zweifel ſetzen, und in dieſer Hinſicht an Merkwürdigkeit gewinnen.

Die Stelle des Augapfels kann man ſich mit einem farbigen Stein ausgefüllt, aber, wahrſcheinlicher, wie an den andern Bildern, auch gemalt denken, wodurch die geringe Vertiefung dieſer Steine begreiflicher wird.

§. III.

Ueber den Styl dieſer Figuren.

Nachdem ich das Aeußere der äginetiſchen Bilder, ſo viel möglich, beſchrieben, gehe ich auf den Styl derſelben über, ſo ſehr ich fühle, wie ſchwer es iſt, blos durch Worte einen deutlichen Begriff oder ein anſchauliches Bild von einer Sache zu geben, die nur durch eigene Beſchauung in ihrer Wahrheit und Lebendigkeit erfaßt werden kann.

Allein da man bey Kennern und Liebhabern, für welche dieſes allein geſchrieben iſt, ſo viel Kenntniß der Kunſt und des Alterthums im Allgemeinen vorausſetzen darf, als nöthig iſt,

um von dem einen auf das andre ſchließen zu können; ſo unterſtehe ich mich, nach meiner Möglichkeit eine Vorſtellung von dem Styl und den Eigenthümlichkeiten dieſer frühern Kunſtwerke zu geben.

Ehe ich aber zur Unterſuchung der einzelnen Theile und ihrer Eigenthümlichkeiten, welche eigentlich dieſen Styl charakteriſiren, übergehe, halte ich für nöthig, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuſchicken, damit der Leſer das, was ich ſpäter ſagen werde, um ſo leichter unter einen gewiſſen Geſichtspunkt ſtellen und faſſen könne.

Ich ſuche dieſen Geſichtspunkt vorerſt durch Wiederholung der ſchon früheren Bemerkung feſtzuſetzen, daß dieſe Figuren ſowohl in Hinſicht des Nackenden, als der Bekleidung, ganz dem Styl ähnlich ſind, welchen man bisher den hetruriſchen nannte und welcher, wie ich ſpäterhin zu beweiſen ſuchen werde, eigentlich der altgriechiſche Styl zu nennen iſt.

Wenn jedoch dieſe Aehnlichkeit ſich in An-

ſehung aller dem hetruriſchen Styl bisher zuerkannten Eigenthümlichkeiten nachweiſen läßt, ſo gebe ich gern zu, daß vielleicht einige kleine Abweichungen bemerklich ſeyn können, durch die ſich die äginetiſche Schule, von welcher Pauſanias, Plinius und Andre *) mit ſo vielem Lobe geſprochen, von dem hetruriſchen oder altgriechiſchen Styl unterſchieden haben mochte.

So kann vielleicht das Nackende an dieſen Figuren ſich darinn von den ſogenannten hetruriſchen Werken gewiſſermaßen unterſcheiden, daß jene mit einer ſolchen Natur und Wahrheit gearbeitet ſind, wie man ſie ſelten bey den ſogenannten hetruriſchen Werken anzutreffen pflegt. (1)

Es herrſcht nämlich in allen Theilen des Körpers, die Köpfe ausgenommen, von welchen ich weiter unten ſprechen werde, die treueſte

*) Plinius gedenkt unſres Wiſſens eines beſondern äginetiſchen Styls weder im Guten noch im Böſen. A. d. H.

Nachahmung der Natur bis auf alle Kleinigkeiten und Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringste Spur vom Idealen, oder einem Bestreben, die Natur, wie man es nennt, idealisiren zu wollen. Doch diese treue Nachahmung der Natur ist hier in ihren Formen nicht mager, holzig, oder wissenschaftslos, wie man an den frühern Werken der alten und neuern Kunst zu finden gewohnt ist, sondern es ist eine wohlverstandene Nachahmung der schönen Natur, vereinigt mit der vollkommensten Kenntniß der Knochen und Muskeln, woraus von selbst erfolgen und sich ergeben mußte, daß also gestaltete Glieder lebendig und bis zur Täuschung natürlich erscheinen, so zwar, daß man sich bey einigen Theilen, wegen ihrer bis zur Täuschung gehenden Natürlichkeit, davor entsetzt, und sich scheuet, sie anzufühlen.

Doch diese Natürlichkeit ist auch nicht immer und durchaus frey vom Conventionellen, sondern man bemerkt an einigen Stellen oder Theilen des Körpers gewisse Sonderbarkeiten

und Abweichungen von der gewöhnlichen Form, wie ſich aus dem, was ich weiter unten anführen werde, ergeben wird.

In Hinſicht auf Proportion ſind dieſe Figuren im Allgemeinen ſchlank, etwas ſchmal von Hüften, die Beine eher etwas zu lang als zu kurz; beſonders auffallend iſt dieſes bey der Minerva, und den beyden kleinen weiblichen Figuren B. und C., bey welchen, von der Rückſeite betrachtet, der obere Theil des Körpers bis unter den Geſäßmuskel weit kürzer iſt, als die Beine vom Geſäßmuskel abwärts, welches ſich bekanntlich in der Natur umgekehrt verhält. (2)

Die Stellungen ſind natürlich, oft ganz eigen, manchmal auch etwas gezwungen, oder verdreht, wie dieſes bey dem liegenden Alten lit. Q. und den Beinen der Minerva der Fall iſt; doch will ich nicht damit ſagen, daß es nicht möglich ſey, ſich ſo zu ſtellen, oder jene Stellung anzunehmen. Indeſſen herrſcht durchgängig ſehr viel Leben in den Bewegungen,

obſchon ich ſie nicht ganz frey von einem gewiſſen Anſchein von Steifheit ſprechen kann.

Es wird vielleicht Manchem nicht klar ſeyn, wie eine Figur voll Leben und Bewegung auch zugleich eine gewiſſe Steifheit an ſich haben könne. Aber finden wir nicht auch in den Bildern des Giotto, des Maſſaccio, Pinturicchio, Pietro Perugino u. a. bey aller ihrer Gemüthlichkeit, Lebendigkeit, und unnachahmlichen Anmuth gleichfalls dieſen Anſchein einer gewiſſen Steifheit? — Ich möchte es das Gepräge der Unſchuld und Kindheit nennen; denn auf gleiche Weiſe zeigt es ſich in den frühern Kunſtwerken der Griechen und den eben erwähnten Werken des 14ten und 15ten Jahrhunderts.

Die Gewänder ſind durchgängig ganz conventionell, ſehr knapp anliegend, beſonders an den Schenkeln und Beinen. Die Falten fallen nicht natürlich, ſondern ſind künſtlich gelegt und gepreßt; und endigen ſich gewöhnlich in gerade herunter fallende Maſſen, mit im

Zickzack laufenden Enden. Eine genauere Beschreibung der Falten halte ich um so weniger nöthig, als sie hinlänglich aus den altgriechischen und den sogenannten hetruriſchen Kunſtwerken bekannt und alle einander völlig ähnlich ſind; nur muß ich bemerken, daß dieſe Gewänder, ſo conventionell und ſteif ſie in ihrer Anlage ſind, bey dem allem mit einem außerordentlichen Geſchmack behandelt, und mit unglaublichem Fleiße ausgeführt ſind, wodurch ſie ſich vor den gewöhnlichen altgriechiſchen und ſogenannten hetruriſchen Werken auszeichnen.

Ich gehe nun zur Beſchreibung der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Eigenthümlichkeiten über.

Die Köpfe dieſer Figuren oder die Geſichter, ſcheinen in Hinſicht ihrer Bildung oder des Styls um ein gutes älter zu ſeyn, als die übrigen Theile des Körpers, oder auf eine weit frühere Kunſt-Epoche zu deuten. An ihnen bemerkt man durchgängig jene früher eingeführte Form, von der man annehmen kann,

daß die Griechen ſie den Aegyptiern abgeborgt haben.

Die Augen ſind nämlich ſehr hervorliegend, ein wenig in die Länge gezogen, mitunter etwas chineſiſch geſtellt.

Der Mund hat ſtarke hervorſpringende Lippen, mit ſcharfen Rändern, auch ſind bey einigen die Mundwinkel etwas in die Höhe gezogen, welches ihnen einen Anſchein von lächelnder oder grinzender Miene giebt.

Die Naſen und Ohren haben in ihrer Form nichts ausgezeichnetes; erſtere ſcheinen blos etwas kleinlicht, letztere aber ſind mit der größten Wahrheit und ganz beſonderem Fleiße ausgeführt und bearbeitet.

Das Kinn iſt etwas ſtark und voll, ſo daß der Theil von der Naſe bis zum Ende des Kinns in dem Verhältniſſe zu den übrigen Geſichtstheilen um ein Beträchtliches zu groß iſt.

Was ich hier in Anſehung der Geſichtstheile bemerkte, gilt von allen Figuren ohne Aus-

nahme. Von der Minerva an bis zum letzten der Krieger ſehen ſich alle ähnlich und ſcheinen insgeſammt leibliche Brüder und Schweſtern zu ſeyn, ohne den geringſten Ausdruck von Leidenſchaft; zwiſchen Siegern und Beſiegten, zwiſchen Gottheit und Menſchheit iſt nicht der geringſte Unterſchied zu bemerken. —

Die Haupthaare ſind in Hinſicht ihrer Darſtellung eben ſo conventionell als die Falten, und von dem natürlichen und ungekünſtelten Schlag der Haare eben ſo weit entfernt, als es etwa eine ſteife gepuderte Abbaten-Perucke ſeyn mag. Sie gehen nämlich, wie ich ſchon bey Beſchreibung der einzelnen Figuren Gelegenheit hatte zu bemerken, in gleichlaufenden Linien, in der Form dicker Bindfäden oder Maccaroni, vom Wirbel aus, und fallen zum Theil in wellenartigen Linien über den Rücken herunter, zum Theil aber endigen ſie ſich nach vorn zu von einem Ohr zum andern in kleine ſchneckenförmige Löckchen, ſehr zierlich und künſtlich gebildet. Die der Minerva ſind eigentlich

die ſonderbarſten und bizarrſten von allen; doch läuft es bey allen mehr oder weniger auf jene conventionelle Form hinaus.

Eben ſo ſonderbar und conventionell ſind die Haare über der Scham behandelt. Sie ſind alle nach einer gewiſſen Form geſchnitten, und ſehr ſorgfältig in verſchiedene Partien abwechſelnd gekräuſelt, und in regelmäßige Löckchen gelegt. Die Form des Schnitts kommt zwar bey allen auf ein gleiches heraus, doch herrſcht auch in derſelben einige Verſchiedenheit und Abweichung. — Dieſe ihnen künſtlich gegebene Form, die ſorgfältige Weiſe, mit der ſie auf die eine oder andre Art gelockt ſind, und endlich die ängſtliche Bearbeitung und gewiſſenhafte Darſtellung derſelben laſſen, wie mir ſcheint, keinen Zweifel übrig, daß man zu den damaligen Zeiten die Schamhaare zu kräuſeln pflegte, und eine gewiſſe Prätenſion oder Werth darein legte. Dieſes mag vorzüglich der Fall geweſen ſeyn, wenn die Jugend bey öffentlichen Feyerlichkeiten, Spielen oder Kampf-Uebungen

nackt zu erſcheinen hatte. Eben ſo glaube ich, daß die Art, wie die Hauptthaare an dieſen Figuren vorgeſtellt ſind, nicht eine Caprice des Künſtlers oder eine feſtgeſetzte Norm in der Kunſt war, ſondern daß es wirklich die Sitte der damaligen Zeit mit ſich brachte, die Haare auf ſolche Weiſe zurecht zu machen und zu tragen.

Eine gleiche Meynung hege ich von der conventionellen Form der Gewänder, und ihrer gepreßten und künſtlich gelegten Falten, welche wir an allen übrigen altgriechiſchen und hetruriſchen Kunſtwerken erblicken. (3)

Die Leiber ſind etwas ſchmal über den Hüften, und die Anzeige der Rippen und der geſägten Muskel (dentati) ein wenig mager, und kleinlicht, ſonſt aber ganz von der gewöhnlichen Form, einige wenige Sonderbarkeiten und Eigenthümlichkeiten abgerechnet, welche ich hier bemerken werde; nämlich daß bey allen dieſen Figuren der ſchwertförmige Bruſtknorpel (ensiformis) mehr oder weniger ſichtbar iſt, welches

doch nur der Fall zu seyn pflegt, wenn der Leib stark rückwärts gebogen ist, indeß es hier bey allen Figuren der Fall ist, auch ohne die Bewegung, durch welche jener Knorpel hervortritt. Ferner, daß bey allen diesen Figuren die Abtheilung des geraden Muskels, welcher von dem Ende der Brust gegen den Nabel perpendicular herunter läuft, von der sonst gewöhnlichen Art ihn zu bilden abweicht; denn gewöhnlich macht man, wie es sich auch an allen späteren Kunstwerken findet, die obere Abtheilung dieses Muskels größer als die untere, welche dem Nabel zunächst ist; hier aber ist es der umgekehrte Fall, die untere Abtheilung ist bey vielen größer, bey andern aber eben so groß, als die obere. — Ich bemerke diese Abweichungen von der sonst gewöhnlichen Form, weil diese Eigenthümlichkeiten charakteristisch für diesen Styl zu seyn scheinen.

Die Arme haben nichts ausgezeichnetes oder von der gewöhnlichen Form abweichendes, als daß sie vielleicht eher etwas zu kurz als

zu lang ſcheinen. Die Knochen, Muskeln und Adern, ſelbſt die Zufälligkeiten der Haut ſind hier, wie bey allen übrigen Theilen des Körpers, mit einer ſolchen Treue und Wahrheit dargeſtellt, daß viele Theile gradezu die Natur ſelbſt, oder über dieſelbe geformt zu ſeyn ſcheinen.

Die Hände ſind eben ſo natürlich in ihren Bewegungen als in ihren einzelnen Theilen, nichts iſt vergeſſen, keine Runzel der Haut, nicht die Anſätze der Nägel. Doch finden ſich einige Hände unter den Bruchſtücken, welche ſehr nachläſſig gearbeitet zu ſeyn ſcheinen, wovon ihr urſprünglicher Stand die Urſache ſeyn mag, indem ſolche vielleicht ſo verſteckt waren, daß nicht wohl möglich war beyzukommen, oder die Vollendung erſchwert wurde.

Die Beine ſind ſchlank und wohlgeſtaltet, vorzüglich die Kniee, welche mit großer Meiſterhaftigkeit und vieler anatomiſcher Kenntniß ausgearbeitet ſind. Doch haben auch dieſe eine Eigenthümlichkeit, welche um ſo mehr bemerkt

zu werden verdient, als ſie nicht der Unwiſſenheit des Künſtlers, ſondern der Wahl und Ueberlegung zuzuſchreiben ſcheint.

Dem bildenden Künſtler und jedem beobachtenden Auge iſt es bekannt, daß das Knie, wenn es ſtark gebogen iſt, ſeine etwas ſpitzige oder hervorſtehende Form zum Theil verliert, und einen etwas ſtumpfen Winkel bildet. Die Urſache iſt, daß, bey ſtarker Biegung, der Schenkelknochen (Femur) und das Schienbein (Tibia) ſich aus einander geben, und in die hierdurch entſtandene Oeffnung oder Lücke die Knieſcheibe etwas zurücktritt. Dieſe der Natur gemäße Veränderung des Knies, nach dem Verhältniſſe der Biegung deſſelben, iſt an unſern Figuren blos bey denjenigen Knieen beobachtet, auf welchen eine Figur ruht, oder eigentlich knieet; bey allen andern aber, wenn ſchon das Knie naturgemäß den gleichen Winkel bildet, iſt hierauf keine Rückſicht genommen; die Knie ſind vielmehr durchgängig ſo gebildet, wie ſie ſich in der Natur dann zeigen, wenn

das Bein gar nicht, oder nur wenig gebogen iſt. Am auffallendſten zeigt ſich dieſe Eigenheit an den mit N und R. bezeichneten Figuren. Da übrigens dieſer Theil, wie alle übrigen des Körpers, mit ſo vieler anatomiſcher Kenntniß gebildet iſt, ſo iſt von ſo erfahrenen Meiſtern zu vermuthen, daß auch dieſe Abweichung von der Natur abſichtlich und keine Folge von Unwiſſenheit ſey. Ich zweifle hieran um ſo weniger, als man daſſelbe oder etwas ähnliches auch an andern Werken aus den ſpätern, ja aus den letzten Zeiten der Kunſt bemerkt, z. B. an der weltberühmten Gruppe des Laokoon, wo es leicht iſt, am rechten Beine ein Gleiches wahrzunehmen, nämlich daß das Knie nicht die Form hat, die es zufolge ſeiner Biegung der Natur gemäß haben ſollte.

Als eine Eigenheit der Beine habe ich zu bemerken, daß beynahe durchgängig die ſogenannte Achillesflechſe, da, wo ſie ſich mit dem Ferſenknochen verbindet, ſehr breit und eckig angegeben iſt, ſo wie ich ſolches noch

nie an einem andern Kunſtwerke gefunden habe.

Die Füße ſind, ſo wie die Hände, auf das Schönſte gearbeitet, und durchgängig von ſehr zierlicher Form.

Was dagegen daran auffallend iſt, ſind die Zehen, welche etwas lang ſind, und ganz parallel laufen, und hierin von den Füßen der Kunſtwerke aus den ſpätern Zeiten abweichen, wo die Zehen etwas weniges einwärts, d. h. gegen den mittelſten zu gebogen oder gekrümmt ſind. Auch iſt zu bemerken, daß die beyden mittleren Zehen (ich meyne den erſten und zweyten nach der großen Zehe) bey den meiſten Füßen von ganz gleicher Länge ſind, der dritte ſodann ſtark zurücktritt, der kleinſte noch mehr. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe alſo geſtalteten Füße große Aehnlichkeit mit denen haben, die man an den altägyptiſchen Figuren findet, und welche immer ſehr lange und parallel laufende Zehen haben, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe mehr von barbariſcher

Form, und unendlich geringer in der Bearbeitung ſind. — Die Adern an den Füßen ſind mit der größten Wahrheit und Zartheit behandelt. Auch an den Füßen, welche nicht auftreten, ſondern freyſtehend ſind, bemerkt man ſogar unten an dem Ballen der großen Zehe jene Hornhaut, welche ſich bey Menſchen, die immer mit bloßen Füßen gehen, anzuſetzen pflegt.

Schließlich iſt hier noch anzumerken, daß dieſe Figuren, obſchon ſie in Hinſicht ihres Styls ſich alle vollkommen ähnlich ſind, auch alle zu einer und derſelben Zeit verfertigt zu ſeyn ſcheinen, dennoch einen bedeutenden Unterſchied in Anſehung ihrer mehr oder weniger vollkommenen Bearbeitung bemerken laſſen, woraus zu ſchließen und deutlich zu erkennen iſt, daß dieſe Figuren zwar alle zu einer Zeit, doch nicht alle von einer Hand, ſondern von verſchiedenen, mehr oder weniger geſchickten, Künſtlern ſind verfertigt worden. —

Dieſes iſt, was ſich von dem an dieſen Figuren allgemein herrſchenden Styl und den Eigenthümlichkeiten einzelner Theile derſelben ſagen läßt. (4)

Anmerkungen des Herausgebers.

(1) Wir ersuchen den Leser, sich dieser Erklärung des Verfassers in der Folge wohl bewußt zu bleiben, durch welche, so einschränkend auch seine Ausdrücke gewählt sind, doch immer zugestanden ist, daß, soviel das Nackende betrifft, der Styl dieser Figuren sich von dem sogenannten hetruriſchen auf eine ausgezeichnete und unverkennbare Weiſe unterscheidet. Hiermit können aber zweyerley Annahmen vereinigt werden. Entweder, daß die äginetiſche Sculptur von dem trockenen, harten, einförmigen Styl der sogenannten hetruriſchen Kunst sich erst später zum Naturgemäßern gewendet, oder, daß sie schon von Anfang mehr als jene die Natur nachzuahmen gestrebt. Im ersten

Fall könnte dennoch, ſelbſt in dieſen Werken einer ſchon weiter vorgeſchrittenen Zeit, noch jener älteſte Styl, obwohl ſehr überkleidet, bemerklich ſeyn, wie man die Schule des Perugino noch in Werken von Raphael erkennt, in denen ſchon bey weitem mehr Natur iſt, als in den Arbeiten ſeines Lehrers, oder wie man die Meiſter des 13ten Jahrhunderts noch wohl in Werken des 15ten fühlt, die, was Wiſſenſchaft und vollkommnere Nachahmung der Natur betrifft, mit jenen nicht vergleichbar ſind. Nähme man aber das andre an, ſo hätten die älteren Werke der Aegineten darum doch duriora et Tuscanicis proxima ſeyn können, wie Quintilian die Werke des Aegineten Kallon ſchildert, da Härte und Steifheit mit treuer, aber ängſtlicher, noch unſicherer, oder unlebendiger, Nachahmung der Natur nothwendig verbunden ſind. Wie es ſich nun aber mit den vorliegenden Figuren verhalte, ob wirklich in denſelben auch der Styl des Nackenden noch an den hetruriſchen erinnert, oder ob dieß nur im Allgemeinen der angenommenen

Theorie wegen vorausgeſchickt worden: darüber dürfte man nur nach eigenem Anblick dieſer Bildwerke zu urtheilen ſich getrauen. Wir begnügen uns alſo, zu erinnern, daß der Verfaſſer von einer der Figuren (lit. R.) geurtheilt, ſie könnte vielleicht Werken aus den Zeiten des Perikles an der Seite ſtehen, wodurch unſeres Bedenkens genugſam erhellt, daß er den Styl dieſer Werke keineswegs auf die Art und in dem Sinn dem hetruriſchen vergleichen will, wie Quintilian die Werke des angeführten Künſtlers den tuſciſchen zunächſt ſtehende nennt.

(2) Bekanntlich iſt dieſe Proportion, von der noch die Frage iſt, ob ſie ſich nicht, in den ſchönſten Gewächſen, auch in der Natur zum Theil findet, mehr oder weniger in den Statuen vom ſchönſten Styl beobachtet.

(3) Eben daß dieſe Falten und dieſe ganze künſtlich gemachte Form der Gewänder an ſo mancherley Kunſtwerken, die gewiß nicht alle aus Einer Zeit ſind, angetroffen werden, zeigt die Erklärung des Verfaſſers, nämlich daß die

Sitte der damaligen Zeit ſie ſo mit ſich gebracht, als nicht ganz zulänglich; außerdem beſtreitet Hr Quatremère-de-Quincy p. 21. dieſe Erklärung mit mehreren Gründen. Auf dieſe äginetiſchen Figuren iſt ſie ſchon darum nicht anwendbar, weil aus dem folgenden §. erhellet, daß bey dieſen jene Form nicht original oder frey gewählt iſt, ſondern aus früheren Zeiten nur, beſonderer Urſachen halber, beybehalten. Ueber den letzten Grund dieſer künſtlich gelegten und gepreßten Gewänder mag man die Vermuthungen des eben angeführten Schriftſtellers nachſehen, da eine genauere Unterſuchung und Erörterung hier zu ſehr in's Allgemeine führen würde.

(4) Es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſe meiſterhafte Beſchreibung des Styls der äginetiſchen Figuren von allen Kunſtverſtändigen und Wißbegierigen mit dem lebhafteſten Dank werde aufgenommen werden. Wenn nun freylich, nach der richtigen Bemerkung des Verfaſſers, auch die treueſte und anſchaulichſte Vorſtellung des

Styls solcher Kunstwerke, dem, der sie nicht selbst gesehen, ein bedeutendes zu wünschen übrig läßt: so berechtigt uns doch die Beschreibung des Verfassers, jetzt die Frage zu untersuchen: Worin jenes Auszeichnende oder Charakteristische der äginetischen Schule eigentlich bestanden haben könne, das Pausanias mit solcher Bestimmtheit anerkennt und voraussetzt? Denn unter so vielen Eigenheiten, die der Verfasser namhaft macht, muß sich doch auch jenes allgemein Charakteristische finden, oder es ist überall nicht zu finden.

Hört man die bis jetzt geäußerten Meynungen, so würde das Unterscheidende der äginetischen Kunst auf folgende Besonderheiten zurückkommen.

1. Härte des Styls, Magerkeit der Formen. Man beruft sich auf das Urtheil Quintilians (Inst. orat. XII. 10.), der, wie erwähnt, die Werke des Kallon duriora nennt. Allein, abgesehen davon, daß das, was von einem Künstler einer Schule gilt, darum nicht das Eigen-

thümliche dieſer Schule durch alle Zeiten be-ſtimmen kann: ſo ſetzt eben derſelbe Beurthei-ler hinzu, ſie ſeyen Tuscanicis proxima; und wenn Quintilian die Werke dieſes Aegineten den hetruriſchen am nächſten findet, ſo ſagt dage-gen wieder Strabo in der ſchon von Winckel-mann angeführten Stelle B. XVII. S. 806. Ausg. von Caſaub. von den Figuren der ägyp-tiſchen Tempel, ſie ſeyen den hetruriſchen und den ſehr alten unter den griechiſchen ähn-lich; woraus erhellt, daß altgriechiſche oder atti-ſche, hetruriſche und alt äginetiſche Kunſtwerke ſich in Anſehung der Härte und ähnlicher allge-meiner Eigenſchaften nichts nachgeben. Ja, ein anderer Lehrer der Redekunſt, Demetrius von Phalera, gibt als den Haupt-Charakter der Werke vor Phidias die Magerkeit und die Zuſam-menziehung an (ἡ ἰσχνότης καὶ ἡ συσολή); und wer möchte nicht dieſes, mit einiger Un-terſcheidung verſtanden, der Wahrheit ſo ziem-lich gemäß halten?

2. Ein affectirter Styl, unnatürliche Bewe-

gungen, geziertes Lächeln, etwas Schiefes in dem Blick. Das letzte, ob es gleich Herr Wagner auch an den erst entdeckten Figuren bemerkt, ist doch ebenfalls an andern wahrgenommen worden, von denen erst zu beweisen stünde, daß sie der äginetischen Schule angehören. Denn hinaufgezogene Augen- und Mundwinkel haben schon längere Zeit als Merkmale der ältesten Werke gegolten, (man s. die Anmerkungen der Weimar'schen Ausgabe von Winckelmanns Kunst-Geschichte 3. Band. S. 531.) und so wenig alles hetrurisch war, was das Gepräge des ursprünglichen Styls trug, so wenig wird man jetzt alles äginetisch nennen dürfen, an dem man die eben angeführten Eigenschaften bemerkt, die mehr oder weniger allen Werken vom ältesten Geschmack gemeinschaftlich sind.

3. Die unnatürlichen Falten, die künstlich zubereiteten Gewänder, schneckenförmig geringelte, oder wie Bindfäden übereinander gelegte Haare. Von diesen gilt dasselbe; auch sie sind den ältesten hetrurischen, und demnach attischen

gemein. An dieſen Falten hätte Pauſanias ſicher nicht äginetiſche Werke von allen andern unterſchieden. — Zu dieſen Merkmalen fügt Herr Quatremère-de-Quincy noch folgende, nämlich:

4. Widerſpruch zwiſchen Styl und Ausführung, da jener noch das Gepräge einer unvollkommenen Zeit trägt, dieſe einen ziemlich hohen Grad von Meiſterſchaft verräth. Obgleich nun dieſer Widerſpruch ſich bey den eben entdeckten Figuren wirklich findet, nämlich was Köpfe, Geſichter, Haare, Gewänder betrifft; ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß durch dieſes Merkmal nur Werke aus einer gewiſſen Zeit der äginetiſchen Kunſt, nicht aber der äginetiſche Styl überhaupt unterſchieden werden könnten. Auch wäre erſt noch zu beweiſen, daß dieſer Widerſpruch nicht vermög' einer natürlichen Nothwendigkeit ſich mehr oder weniger in den Werken jeder fortſchreitenden Schule findet, da es einleuchtend iſt, daß der Künſtler die Vervollkommnung zuerſt bey Sich anfängt, ehe er wagt, das Gegebene und ihm in vielen Vorbildern

Ueberlieferte zu verändern — Eine bloße Uebertreibung dieses Merkmals ist

5. Unveränderlichkeit des Geschmacks, fortdauernde Gewalt der Routine und Gewohnheit. Allein angenommen, diese Gewalt habe sich in andern Schulen nicht bis zu bestimmten Zeiten eben so entschieden geäußert, so umgeht dieses Merkmal das Eigentliche, das man zu wissen verlangt, nämlich eben das Unveränderliche, sich immer gleich Gebliebene.

So wenig nun diese Angaben zureichen wollen, etwas die äginetische Kunst als solche, eigenthümlich und insbesondere, Bezeichnendes auszumitteln: eben so wenig wird man in den Einzelheiten, die der Verfasser in seiner Beschreibung anführt, z. B. den anatomischen Eigenheiten, einen solchen unterscheidenden Charakter aufsuchen wollen.

Es ist einleuchtend, daß dieses Charakteristische, welches zureichte, äginetische Werke immer und überall als solche zu erkennen, in einer Eigenschaft oder Beschaffenheit liegen mußte, die

tiefer eingriff, lebendig und unmittelbar anſprach, die dieſen Werken eine beſtimmte ausgezeichnete und unverkennbare Phyſiognomie ertheilte, und die zugleich bey aller Veränderung immer dieſelbe bleiben konnte.

Unter dem vielen Merkwürdigen, was der Verfaſſer in Anſehung des Styls der eben entdeckten Figuren erwähnt, muß als das Merkwürdigſte erſcheinen, was er von jener treuen und vollkommnen Nachahmung der Natur berichtet, die, wie er ſagt, bis zur Täuſchung, ja bis zu einer, dieſelbe Scheu, wie Lebendiges, erregenden Natürlichkeit geht. Dieſes vorausgeſetzt, glaube ich äußern zu dürfen, daß jenes Charakteriſtiſche der äginetiſchen Kunſt, von Anfang an in nichts Anderm, als eben in dieſer treuen und genauen Nachahmung der Natur beſtanden habe; welches anzunehmen mich noch folgende Gründe insbeſondere beſtimmen.

1) Ertheilt wirkliche Nachahmung der Natur allein ein wahrhaft eigenthümliches, unverkenn-

bares und zugleich unverwüſtliches Gepräge, das nicht, wie künſtliche Eigenthümlichkeit, je öfter oder länger gebraucht, deſto ſtumpfer, ſondern vielmehr mit der Zeit immer tiefer wird.

2) Insbeſondere läßt dieſes Gepräg', auch noch unvollkommen ausgedrückt, und bey noch wenig gewandter, wenn nur fleißiger und treugemeynter, Nachahmung der Natur, jedes Werk, an dem es erſcheint, von jedem andern, das nach einem blos geiſtigen (idealen) Typus, oder wie Winckelmann ſich ausdrückt, nach einem Syſtema von Regeln verfertigt iſt, auf den erſten Blick unterſcheiden — und von der letzten Art waren wohl ſo ziemlich gewiß die älteſten attiſchen, wie die ägyptiſchen, Werke. Aus dieſem Grund konnte Pauſanias, der oft nicht umſtändlich, aber in den Hauptſachen doch recht genau iſt, zwar jene (die attiſchen) aber nie die äginetiſchen mit den ägyptiſchen vergleichen, die ſich von aller Kenntniß der Natur am weitſten entfernten. —

3) Scheint mir dieſer Vorausſetzung auch

der Ausdruck des Pauſanias, ὁ τρόπος τῆς ἐργασίας ὁ Αἰγιναῖος (καλούμενος ὑπὸ Ἑλλήνων) ganz angemeſſen, da er weder auf das blos äußerliche Machwerk (die bloße Ausführung), noch auf ein blos geiſtiges Princip deutet, ſondern auf Arbeit, die zugleich geiſtiger Art iſt.

4) Es wird ſich kein Werk der attiſchen Sculptur aufzeigen laſſen, es wird auch keines von Geſchichtſchreibern erwähnt, in welchem eine Nachahmung der Natur von der Art, wie ſie der Verfaſſer an den neuentdeckten Figuren beſchreibt, erkennbar wäre, oder ſich gezeigt hätte; ja nicht einmal eines, das dahin zielte; ich rede nämlich, wie geſagt, von Werken der älteren Zeit: ich rede auch nur von einer ſolchen Nachahmung der Natur, nämlich die bis zur Täuſchung geht, bey der einzelne Gliedmaßen wie über der Natur geformt, ja als lebendig und die Natur ſelbſt erſcheinen. Der deutlichſte Beweis, daß man in der attiſchen Kunſt nichts

dem Aehnliches antrifft, iſt, daß die Voraus-ſetzung einer ſolchen Nachahmung der Natur allen bisherigen Theorieen der Kunſtgeſchichte fremd iſt, ja mit ihnen im Widerſpruch ſteht, die eben vorzüglich, oder faſt allein von attiſchen Werken hergenommen waren. Ja, es ließe ſich wohl, um ein, freylich nicht ganz paſſendes, Gleichniß anzuwenden, behaupten, daß, gleichwie niederländiſcher Fleiß und niederländiſche Gabe, Naturgegenſtände bis zur Täuſchung nachzuah-men, dem Italiener niemals gegeben war, eben ſo eine Nachahmung der Natur, die ohne alles Streben nach dem Idealen iſt, wie der Verf. die äginetiſche beſchreibt, niemals im Geiſt und Charakter der attiſchen Sculptur geweſen ſey; während ein ſolcher treu nachbildender Fleiß gar wohl mit dem äginetiſchen Weſen zuſammen-ſtimmt, da die Kunſt auf dieſem Eyland in ſehr nahem Bezug mit dem Gewerb und dem Hand-werk ſtand. Bekannt iſt die große Ausdehnung ſeiner Gießereyen; das äginetiſche Erz, die ägi-netiſchen Candelaber, durch welche die Inſel ge-

wiß nicht erſt zu den Zeiten des Plinius berühmt wurde, in denen Herr Quatremère-de-Quincy ſogar die Urbilder jener marmornen Leuchter mit ſogenannten etruſciſchen Figuren ſuchen will, die bis auf uns gekommen ſind. — Das Charakteriſtiſche in äginetiſchen Abbildungen und Nachahmungen von Thiergeſtalten muß nicht weniger groß geweſen ſeyn, wie daraus zu ſehen, daß Pauſanias X, 17. die ſardiniſchen Ziegen dem Ausſehen nach mit dem wilden Widder der äginetiſchen Bildnerarbeiten in Thon, gleich als mit einem allgemein bekannten Typus, vergleicht.

5) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes bemerkt ausdrücklich: es ſey in den von ihm beſchriebenen Werken die Nachahmung der Natur nicht trocken, mager, wiſſenſchaftlos, ſondern wohlverſtanden, gefühlt, und mit großer Kenntniß verbunden. Berechnet man nun die Zeit, welche eine Kunſtſchule brauchte, um es in der Nachahmung der Natur bis zu einer ſolchen Meiſterſchaft zu bringen; ſo wird man nicht

anders glauben können, als daß die äginetiſche Kunſt von Anfang an dieſen Weg betreten habe, wie es ſich denn auch nicht denken läßt, daß eine andere, als gleich urſprünglich genommene, Richtung bis zu ſolcher Uebereinſtimmung mit der Natur führen könne.

Iſt daher auf jeden Fall anzunehmen, daß Nachahmung der Natur gleich von Anfang die eigenthümliche Richtung und das Charakteriſtiſche der äginetiſchen Schule war: ſo iſt nicht wohl zu faſſen, warum wir uns noch nach einem andern umſehen, oder dieſe unterſcheidende Phyſiognomie in allgemeinen Eigenſchaften ſuchen ſollten, welche die äginetiſche Schule der älteſten Zeit mehr oder weniger mit allen andern gemein hatte.

Hier möchte nun auch der Ort ſeyn, auf das zurückzukommen, was der Verfaſſer gleich in der Einleitung ausgeſprochen: „Dieſe äginetiſchen Kunſtwerke zeigen den Weg, den die griechiſche Kunſt von ihrem Anfang genommen, um zuletzt

jene Höhe zu gewinnen, die ſie in Phidias wirklich erreicht habe."

Es iſt freylich noch nicht lang her, daß man das Haupt-Verdienſt von Phidias in die Erſchaffung des Ideals geſetzt, und dieſes für etwas die Natur Ueberbietendes oder Ueberſteigendes angeſehen. Wir bekennen dagegen, daß wir uns dieſe vollendete Freyheit und Macht der Kunſt nicht durch ein Ueberſpringen oder Uebertreffen (welches blos auf Leerheit hinauslaufen würde), ſondern nur durch eine Ueberwindung, Unterwerfung, und gänzliche Durchdringung der Natur denken können, und freuen uns, in dieſer Ueberzeugung, der Sache nach, mit dem geiſtvollen Künſtler, dem wir dieſen Aufſatz verdanken, ſo wie mit manchen andern Männern tieferer Einſicht übereinzuſtimmen. Daß aber eine ſolche Bewältigung der Natur hier ſo wenig, als anderwärts, die Folge eines Ignorirens derſelben (wie es beynah' von einigen gelehrt worden), ſondern nur eines wirklichen Angreifens, d. h. einer immer tiefer dringenden Nachahmung und

eines vollendeten Studiums ſeyn könne, verſteht ſich von ſelbſt.

Iſt es nun an dem, daß jene Lauterkeit, Freyheit und Lebendigkeit der Kunſt, die man immer allgemeiner anfängt, als das Eigenthümliche von Phidias und ſeiner Schule zu erkennen, nur die Folge einer ſolchen Ueberwindung der Natur, und alſo nur die Folge einer ſolchen, durchdringenden, die Natur ſich ſelbſt aneignenden, Nachahmung der Natur ſeyn kann: Iſt ferner unläugbar, daß die Herrlichkeit der Kunſt in Phidias, in der bisherigen Kunſt-Geſchichte, faſt nur als ein Wunder erſchien, zu dem ſich kein vollkommen befriedigender Uebergang aus dem Vorhergehenden nachweiſen ließ; zeigen hingegen die eben gefundenen Kunſtwerke jene Nachahmung der Natur auf einem Punkt der Vollkommenheit, von welchem bis zu jener Freyheit und Allvermögenheit der Kunſt wirklich nur noch ein Schritt iſt; verhält ſich dies alles ſo: ſo iſt es nicht nur denkbar, ſondern es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß eben

die der Natur nacheifernde, endlich gleichſam zur Natur ſelbſt gewordne, äginetiſche Kunſt der altattiſchen den Weg zeigte, vom Abſtracten zum Lebendigen, vom Syſtematiſchen zum Natürlichen zu gelangen; daß alſo die äginetiſche Kunſt eigentlich jenes bisher vermißte Mittelglied iſt zwiſchen dem ältern und zwiſchen dem ſpätern, mit Phidias entſchiedenen, Styl der attiſchen Kunſt.

Ein ſolcher Gang der Dinge iſt ganz dem gewöhnlichen Verfahren der Natur gemäß, die, wenn ſie das Vollkommene hervorzubringen beabſichtet, die entgegengeſetzten Eigenſchaften, aus deren Zuſammenfluß es entſteht, erſt jede für ſich ausbildet, bis ſie ſich gegenſeitig erkennen als zuſammengehörig, und eine die andere in ſich aufnimmt.

Mußte doch eine ähnliche Durchdringung vorgehen, damit jenes höchſte Werk der Poeſie, die attiſche Tragödie möglich wurde. Denn auch dieſe iſt ſo wenig, als die Kunſt des Phidias, aus dem rein attiſchen, urſprünglich ioniſchen

Weſen, ohne Anziehung eines fremden Elements, hervorgegangen, das in Aeſchylus noch am meiſten ſichtbar iſt, in Sophokles aber ſchon wieder mehr verſchmolzen, und dem andern unterworfen erſcheint. In Phidias, wie in Aeſchylus, beſchränkt die Kunſt ſich ſelbſt auf das rein Nothwendige; jenes Princip, um deſſen Erhebung es in der Kunſt und Poeſie eigentlich zu thun iſt, erſcheint noch in ſeiner lautern Großheit; in Sophokles, wie in den Nachfolgern des Phidias, iſt daſſelbe ſchon wieder gekränkt und in dem liebevollen Streit, der ſich zwiſchen ihm und dem angezogenen höhern entzündet, mehr und mehr überwältigt, und zur Unmerklichkeit gebracht. Natürlich, daß ſich in dieſem Untergang erſt das Lieblichſte, Schönſte und Zarteſte entfaltet, gleichwie in der Natur das rein Schöne und Anmuthige nur entſteht, während das urſprünglich Große und Mächtige untergehet. Allein über dem Reiz des Lieblichen und Vollendeten dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß die Kunſt, in der

Hervorbringung deſſelben, bereits eine andere Richtung genommen, und nicht mehr in jener urſprünglich aufſteigenden Bewegung iſt.

Dieſes alſo zum Standpunkt angenommen, dürfen wir ſagen: Von treuer und ſtrenger Nachahmung der Natur ging, mehr oder weniger im Gegenſatz der attiſchen, die äginetiſche Kunſt aus, und zog jenes Princip heran, das nachher die eigentliche Grundlage der Größe in der attiſchen Kunſt, namentlich des Phidias, wurde. Vielleicht nicht allzulange vor ihm hatte die attiſche Sculptur die äginetiſche wahrgenommen, die ihr dieſes Princip entgegenbrachte. Phidias erhob es bis zur völligen Gleichwichtigkeit mit dem höheren, oder idealen. Denn es darf wohl als allgemein verſtändlich angenommen werden, daß die Nachahmung der Natur nur ſo lang als ſolche erſcheint, als ſie nicht ſelbſt zur Natur d. h. zum ſelbſtſtändigen Können, mithin zur Kunſt im höchſten Sinne geworden iſt, da man beyde nicht mehr unterſcheidet, und das Hervor-

gebrachte grade ſo viel der Natur als der Kunſt angehört, weil Kunſt Urkunſt d. h. Natur, Natur Kunſt geworden iſt.

Wie ſchon in der zweyten Anmerkung zu der Einleitung erwähnt wurde, verſchwindet die Spur der eigentlich äginetiſchen Kunſt grade um die Zeit, in welcher die Schöpfung des Phidias vollendet war. Es wurde als möglich angenommen, daß dieſes Ausgeh'n oder Erlöſchen der äginetiſchen Kunſt eine Folge des eben damals bewirkten politiſchen Umſturzes von Aegina geweſen. Wer möchte auch dieſer Veränderung allen Einfluß abſprechen? Allein den Auswanderern folgte doch ihre Kunſt überall hin, und grade dieſes Schickſal, das einen Theil der Einwohner über ganz Griechenland zerſtreute, konnte, wie in andern Fällen, das Mittel zur mächtigſten und allgemeinſten Verbreitung ihrer Eigenthümlichkeit werden. Dieſes iſt jedoch nicht geſchehen, und eben dies beweist, daß jenes Aufhören noch einen andern und tiefern Grund hatte. Welchen andern

aber, als daß die äginetiſche Kunſt in der höheren, die durch Phidias erſchaffen wurde, wirklich untergegangen, oder vielmehr zu einem geiſtigern Leben erhoben war? Fortan gab es weder eine attiſche Kunſt im alten Sinn, noch eine äginetiſche, ſondern nur die Eine vollkommne, die ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt bald über ganz Griechenland verbreitete.

Wäre es uns nun gelungen, die Bedeutung und Beſtimmung, welche die äginetiſche Sculptur in der Geſammtheit griechiſcher Kunſtbildung hatte, mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu erkennen; erhellte aus unſern Unterſuchungen, daß die jetzt gefundenen Bildwerke eine leere Stelle, eine Kluft der bisherigen Kunſtgeſchichte zuerſt ausfüllen, und ein langgewünſchtes, aber höchſtens zu ahnendes Vermittelungs-Glied uns wirklich vor Augen bringen; ſo dürften wir uns aus dieſem Grunde noch insbeſondre ihres Werths und ihres Gewinns für Deutſchland erfreuen, wo man ſich von ihrem Anblick eine erwünſchte Rückwirkung vielleicht

ſelbſt auf Lehre und Studium verſprechen dürfte.

Vielleicht aber iſt es erlaubt, auch das Umgekehrte zu ſagen, daß dieſe Werke nicht ohne eine Art von Schickung durch die Kunſtliebe eines deutſchen Fürſten in unſer Vaterland verpflanzt worden. Hier, wo der Begriff der wahren, nämlich nicht blos äußerlichen ſondern innerlichen, Kunſt-Geſchichte recht eigentlich zu Hauſe iſt; hier, wo über das Weſen und den wahren Weg der Kunſt ſich von ſelbſt die Grundſätze gebildet haben, deren erſte Ahnung der Anblick jener Werke des Phidias den Künſtlern Englands wie unwillkürlich abgedrungen *); in dieſem Lande, wo man gewohnt iſt, ſelbſt des Vollendeten ſich nur in

*) Man ſehe ihre Aeußerungen in dem gedruckten Report oder Bericht, den der wegen Ankaufs der Lord Elgin'ſchen Sammlung niedergeſetzte Ausſchuß an das britiſche Unterhaus erſtattete; Aeußerungen, die wohl verdienten, in einem deutſchen Journal beſonders überſetzt zu werden.

ſofern zu ſtreuen, als man es zugleich in ſeinem Werden begriffen hat; hier ſind jene Werke gewiß eigentlich zu Hauſe und müßten, wenn man ihnen Seele und Bewußtſeyn einhauchen könnte, ſich ſelbſt einheimiſch fühlen.

Denn wenn der außerordentliche Eindruck jener athenienſiſchen Werke vielleicht eben darauf beruht, daß in ihnen die Kunſt auf dem Gipfel angekommen iſt, wo ſie eben ihre volle Freyheit und Lebendigkeit, mit entſchiedener Klarheit und Bewußtſeyn über ſich ſelbſt, erlangt hat, ohne die Freyheit ſchon wieder mißbrauchen, die Klarheit durch Willkür trüben, und ſo die Unſchuld verſcherzen zu können: ſo müſſen wir, bey aller anerkennenden Bewunderung derſelben, geſtehen, daß, gleichwie dem Forſcher überall das Werdende wichtiger erſcheint, als das Seyende, für Verſtand und Forſchungs-Geiſt ſolche Werke noch anziehender ſeyn müſſen, wo die Kunſt, ohne ſich jenes Gipfels ſchon bewußt zu ſeyn, eben in voller Bewegung nach demſelben iſt;

und von der Art ſind, wenn je ohne eignen Anblick nach der bloßen Beſchreibung ein Urtheil zu faſſen möglich iſt, jene äginetiſchen Werke.

§. IV.

* Ueber den Widerſpruch, in welchem die Köpfe mit den übrigen Theilen des Körpers in Hinſicht ihrer Sculptur zu ſtehen ſcheinen.

Aus dem bisher Geſagten erhellet, daß bey dieſen äginetiſchen Werken das Nackende mit der größten Wahrheit und der treueſten Nachahmung der Natur bearbeitet, oder dargeſtellt, die Köpfe, Haare und Gewänder hingegen auf eine conventionelle, den altgriechiſchen Werken eigenthümliche, Weiſe behandelt ſind.

Was die Art der Gewänder und den Haarputz betrifft, ſo läßt ſich vermuthen, daß es

wirklich die Sitte der damaligen Zeit mit ſich brachte, ſolche alſo zu tragen; allein was den Künſtler bewogen haben möge, die Köpfe auf dieſe, eben beſchriebene, conventionelle Weiſe darzuſtellen, wodurch ſie mit den übrigen Theilen des Körpers, die von dieſer conventionellen Form bis auf einige wenige Eigenthümlichkeiten vollkommen frey ſind, im Widerſpruche ſtehen, dieſes iſt eine andere Frage, welche nun hier zu löſen ſeyn möchte.

Die Meynungen hierüber ſind verſchieden; Einige glauben, daß man gewiſſe beſtimmte Perſonen durch ſie habe vorſtellen wollen, und daß ſie demzufolge als Porträte zu betrachten ſey'n. Andere hingegen vermuthen, daß dieſes eine beſtimmte, feſtgeſetzte und durch die Vorurtheile der damaligen Zeit geheiligte Form geweſen ſey, welche zu verändern dem Künſtler durch gewiſſe Geſetze verboten war. Andere geriethen ſogar auf den Gedanken, daß die Menſchen zu der damaligen Zeit, oder na-

mentlich in Aegina, wirklich ſolche Geſichter gehabt haben möchten.

Die letzte Meynung ſcheint mir zu albern, als daß es der Mühe lohnte, ſolche widerlegen zu wollen; ich ſuche daher blos die beyden erſten Meynungen zu unterſuchen und in Erwägung zu ziehen.

Daß es Bildniſſe gewiſſer beſtimmter Perſonen ſeyen, ſcheint mir deßwegen nicht wahrſcheinlich, weil einer ausſieht, wie der andere, und in den Geſichtern nichts Eigenthümliches oder Charakteriſtiſches herrſcht. Geſetzt aber, daß in den Originalen durch irgend einen Zufall eine ſolche Aehnlichkeit ſich gefunden hätte, ſo müßte doch wenigſtens die Minerva, als eine Gottheit, eine von den andern Perſonen unterſchiedene Miene, oder einen auf irgend eine Weiſe ausgezeichneten Ausdruck erhalten haben, allein auch dieſes iſt nicht der Fall; die Minerva iſt nicht im Geringſten von den übrigen unterſchieden, ſondern alle gleichen ſich ſammt und ſonders, wenn nicht im wörtlichſten Sinn

wie ein Ey dem andern, doch so sehr, wie nur Brüder und Schwestern sich gleichen können. Es ist Eine und dieselbe, nur nach Alter und Geschlecht modificirte Gesichtsform. Und wollte man sich auch über jene Betrachtung hinwegsetzen, und diesen Umstand mit der Unzulänglichkeit der damaligen Kunst entschuldigen; so scheint die Kunst selbst, mit welcher die übrigen Theile der Körper auf jenen hohen Grad von Natürlichkeit und Wahrheit gebracht sind, diese Meynung Lügen zu strafen; denn wie läßt sich begreifen oder vermuthen, daß ein Künstler, der im Ganzen so viel Kenntniß des menschlichen Körpers verräth, und alle übrigen Theile des Körpers mit so vieler Wahrheit und Natur darzustellen vermochte, außer Stande war, einen bessern Kopf zu machen? Ich verwerfe daher diese Meynung als unzulänglich.

Die Meynung der andern hingegen, welche annehmen wollen, daß bey den alten Griechen ein gewisser angenommener und festgesetzter Typus in Hinsicht der Gesichter geherrscht habe,

welchen zu überschreiten den Künstlern durch Gesetze untersagt gewesen, scheint mir zwar an sich glaublicher, nur stünde vorerst zu beweisen, daß bey den alten Griechen ein solches Gesetz jemals statt gehabt habe; denn etwa dieses aus bloßer Vermuthung annehmen oder behaupten zu wollen, scheint mir doch allzugewagt. —

Es wird allerdings schwer seyn, hiervon einen gewissen Grund anzugeben, und daher, was man auch immer zur Erklärung angebe, stets eine Hypothese bleiben; inzwischen sey es doch mir erlaubt, auch meine Meynung hierüber zu äußern, und den Kunstfreunden zur Prüfung vorzulegen.

Ich bin nämlich der Meynung, daß der Grund dieses Widerspruchs, in welchem die Gesichter mit den übrigen Theilen des Körpers in Hinsicht ihrer Bildung zu stehen scheinen, blos in der Zeit selbst zu suchen sey, in welcher diese Statuen sind verfertigt worden; denn wie aus der Form des Gesichts, der Füße,

und noch aus vielen andern Merkmalen zu erhellen ſcheint, wurden dieſe Statuen grade zu der Zeit verfertiget, als die Kunſt in Griechenland anfing, ſich von ihrer urſprünglichen altväteriſchen Form loszumachen, welche ſich meiner Meynung nach noch von den Aegyptiern herſchrieb.

Die damaligen Künſtler machten, wie es ſcheint, mit dem Körper zuerſt den Anfang, ſolchen von ſeiner ſteifen Form zu reinigen, und ihm Bewegung, Leben und Wahrheit zu ertheilen, während der Kopf oder die alte hergebrachte Form des Geſichts dieſelbe blieb. Es war vielleicht für die damalige Zeit ein noch zu großes Wagſtück, dieſe von den Voreltern angeerbte, und durch Gewohnheit und Religion geheiligte Form abändern zu wollen; man würde, wie natürlich, einen ſolchen Verſuch als einen muthwilligen, ja frevelhaften Angriff gegen die hergebrachte vaterländiſche Sitte und Gebräuche, ja die Religion ſelbſt, betrachtet haben. Die Kunſt war in jenen Zeiten noch

zu enge mit der Religion verbunden und noch nicht selbstständig genug, als daß ein Künstler es hätte wagen dürfen, solche mit der Religion so genau verbundene Formen abändern zu wollen.

Wie sehr übrigens solche altväterische und gothische Gesichter bey dem gemeinen Volk in Gnaden stehen, davon haben wir ja selbst bis auf die neueren Zeiten Beyspiele genug. Dergleichen abzuändern möchte noch jetzt in manchen Fällen dem Künstler nicht erlaubt seyn.

Dieses ist, wie mir scheint, der Schlüssel zur Lösung des Räthsels, und hierinn der Grund und die Ursache jenes scheinbaren künstlerischen Widerspruchs aufzusuchen; dies waren die Fesseln, durch welche dem Künstler die Hände gebunden waren, und die ihn verhinderten, jene aus den Zeiten der Heroen als geheiligt angeerbte Gesichtsform zu verändern, indeß er schon längst sich die Freyheit genommen hatte, die der Convention oder dem Vor-

urtheil weniger unterworfenen Theile des Körpers nach ſeiner Willkür, und der Kunſt und Natur gemäßer darzuſtellen.

Hierzu verpflichtete jedoch den Künſtler kein förmliches Geſetz, ſondern es waren die Umſtände und die Volksmeynung ſelbſt, welche ihm ſtillſchweigend dieſes Gebot auferlegten.

* * *

Zuſatz des Herausgebers.

Dieſer ſonderbare Contraſt, der zwiſchen den Köpfen und dem übrigen Körper dieſer Figuren ſtatt findet, wird unſtreitig noch zu manchen Vermuthungen und Hin- und Widerreden Anlaß geben. Der Herausgeber bekennt aber, daß er, nach langer und wiederholter Erwägung aller Möglichkeiten, zweifele, ob irgend eine Unterſuchung weiter oder auf eine andere Erklärung, als die vom Verfaſſer gegebene, führen werde, der ihm nicht nur das

Wahre im Allgemeinen, ſondern auch das rechte Maß und die wahre Linie getroffen zu haben ſcheint, diſſeits und jenſeits welcher das Irrige anfangen möchte.

Denn im Allgemeinen angeſehen, können es doch nur entweder innere oder äußere Gründe ſeyn, welche zu jener ſcheinbaren künſtleriſchen Inconſequenz führten. Innere nenne ich ſolche, die in dem Künſtler ſelbſt gelegen. Dergleichen konnten nur Unwiſſenheit und Unvermögen ſeyn, oder eine ganz freywillig auferlegte Beſchränkung. Was hätte wohl den Künſtler zu der letzten bewegen können? Das erſte aber iſt ſchon vom Verfaſſer widerlegt, und widerlegt ſich noch insbeſondere dadurch, daß ſelbſt dieſe, übrigens ſo einförmigen, Köpfe und Geſichter mit gleicher Kunſt und Liebe wie die übrigen Theile bearbeitet ſind; woraus erhellet, daß es ein ganz richtiger Schluß iſt: der Künſtler, der die andern Theile alſo wahr und der Natur gemäß darzuſtellen wußte, wäre auch ganz gewiß im Stande geweſen, beſſere,

d. h. weniger conventionelle Köpfe und Gesichter zu machen. Es bleiben also nur äußere Gründe. Und hier scheint mir eben der Verfasser das Rechte genau getroffen zu haben, indem er den Grund jener Beschränkung der Kunst in Ansehung der Köpfe und Gesichter weder in einem stehenden Kunst-Typus, noch in einem religiösen oder politischen Gesetz, oder in beyden zusammen, sondern viel einfacher in einer bloßen natürlichen Volks-Empfindung sucht, welche sich das Altgewohnte und Altväterische nicht rauben lassen wollte, ganz gemäß jener einfältigen und treuherzigen Anhänglichkeit an das Hergebrachte, wie sie sich besonders in kleinen Republiken bildet, und selbst in dem flüchtigeren attischen Volk tief genug wurzelte, ja, nach den persischen Kriegen, noch geraume Zeit in der Brust einzelner Männer von altem Schrot und Korn wohnte.

Wer erinnert sich nicht an so manche Züge der Art in den Comödien des Aristophanes; wer nicht besonders an jenen kräftigen Wort-

führer für Recht und alte Sitte, der in den Wolken mit jenem herben Ernſt, in dem jeder mit ihm Vertraute das Gemüth des Dichters ſelbſt erkennt, Stimme, Geſang, Kleidung, Gang, Stellung, Bewegung der Jünglinge jener Zeit ſchildert, aus der die Marathonskämpfer erwuchſen, Beſchreibungen, auf die der Wortführer des Schlechten und der nun völlig aufgeklärten Zeit nichts erwiedert, als:

Altväterisch iſt das, nach Dipolien riecht's und nach den Cikaden im Haare,

d. h. nach der Zeit, wo die älteſten Jupiters-Opfer eingeführt wurden, und unſere Väter noch mit goldenen Cikaden ihre Haarlocken befeſtigten, wobey merkwürdig iſt, was Thucydides I. 6. erzählt, daß noch nicht gar lange vor ſeiner Zeit dieſer Haarſchmuck völlig abgekommen ſey.

In dem Sinn altväteriſch, d. h. der Sitte und Kunſt einer alten, noch immer werthen Zeit angemeſſen, mögen demnach auch

Kleidung, Haare, Mienen, Geſichtszüge, kurz alles dasjenige an unſern äginetiſchen Figuren ſeyn, was mehr oder weniger conventionell erſcheint. In der That, wenn jener Sprecher der alten Zeit bey Ariſtophanes Verderb und Untergang der alten, männlichen Tonkunſt durch Einführung künſtlicher Biegungen und weichlicher Modulationen ſo hart empfindet: ſollten wir uns in noch frühern Zeiten Bürger griechiſcher Freyſtaaten, und beſonders jene kunſtfleißigen Aegineten, doriſcher Abkunft, nicht noch empfindlicher in Bezug auf bildliche Darſtellungen denken? War es nicht natürlich, wenn ſie in dieſen die gewohnten und geliebten Züge der Ahnherrn und der alten Götterbilder, den Schnitt der Haare und die Form der Kleidungen ſelbſt zu einer Zeit noch forderten, wo die Kunſt bereits im Stande war, Mannichfaltigkeit der Charaktere und des Ausdrucks in den Geſichtern und Köpfen, und überhaupt freyere, naturgemäßere Formen aufzuſtellen? Wollte man fragen, warum ſich dieſe For-

derung auch auf die Figuren erſtreckt habe, welche perſiſche oder überhaupt barbariſche Krieger vorzuſtellen ſcheinen: ſo iſt die einfache Antwort, daß natürlicher Weiſe nichts Einzelnes aus dem Charakter des Ganzen heraus treten durfte.

Vielleicht ſchiene manchen, daß die ganze Erklärung noch etwas mehr Conſiſtenz erhalten würde, wenn man vorausſetzen dürfte, daß die hier beſchriebenen Bildwerke andere noch ältere vor ſich gehabt, an deren Stelle ſie in einer ſchon blühendern Epoche der Kunſt zu treten hatten. Unter dieſer Vorausſetzung würde die Beybehaltung der altväteriſchen Geſichtsform nicht weniger natürlich ſeyn, als heutzutag etwa die Beybehaltung der Geſichtsfarbe bey einer ſogenannten ſchwarzen Mutter Gottes, oder des herkömmlichen Schnitts der Geſichter bey beſtimmten Heiligen- oder wunderthätigen Bildern, die etwa neu verfertiget werden müßten. Der Verfaſſer jedoch, wie ich aus einem Schreiben deſſelben erſehe, iſt dieſer Voraus-

ſetzung nicht geneigt; „denn alles, ſagt er, iſt mit einer ſolchen Naivetät, Sorgfalt, Eigenthümlichkeit und Unſchuld gemacht, daß ich unmöglich glauben kann, es ſey ein Werk der Nachahmung.“ Wollte man aber etwa dieſe Nachahmung weniger materiell, und mehr geiſtig denken; ſo käme die Sache im Ganzen auf die erſte Erklärung zurück, bey der es alſo wohl ſein Bewenden haben wird.

§. V.

Ueber den mechaniſchen Theil oder die Bearbeitung des Marmors.

In Anſehung der mechaniſchen Behandlung ſind die äginetiſchen Figuren eben ſo merkwürdig, als der ſchon erwähnten Vorzüge wegen. Sie ſetzen auch in dieſem Betracht jeden Kenner und Kunſtverſtändigen in Erſtaunen. Alles iſt mit gleichem Fleiße gearbeitet, nichts vernachläſſiget, ſelbſt diejenigen Theile nicht, welche nicht konnten geſehen werden, und welchen beyzukommen, oft ganz unmöglich ſcheint; kurz alles iſt bis auf die unbedeutendſte Kleinigkeit mit der größten Sorgfalt und Liebe

vollendet, so daß man vielleicht eine ähnliche Vollendung selbst an den besten neuern Werken vergebens suchen würde.

Alle Figuren sind von allen Seiten, hinten wie vorn, mit gleicher Kunst, Angelegenheit und Treue vollendet, so daß man nicht mit Gewißheit bestimmen kann, welches eigentlich die Haupt- oder Vorderseite der Figur gewesen, wenn nicht die Handlung oder Stellung der Figur solches zu erkennen gibt, oder der Unterschied der Verwitterung die Vorder- und Rückseite andeutet.

Was aber die Kunstverständigen am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß man bey keiner einzigen dieser Figuren irgend eine Stütze von Marmor findet, welche man gewöhnlich den Statuen zur Sicherung ihres Standes unter der Form eines Baumstammes oder Felsenstückes u. s. w. zuzugeben pflegt. Diese Figuren stehen vielmehr allein auf ihren Füßen, ohne irgend eine beygegebene Stütze oder Verstärkung des Marmors. Hierzu kommt, daß der größte

Theil dieſer Figuren mit Schilden verſehen ſind, welche meiſt mit der Figur aus einem Stück Marmor gearbeitet ſind, und gewöhnlich 2½ franz. Fuß im Durchmeſſer und zum höchſten einen Zoll in der Dicke haben. Dieſe Schilde nun, da ſie ganz freyſtehend, ohne irgend eine Unterſtützung von dem ausgeſtreckten Arm allein getragen wurden, mußten nicht nur das Gewicht der Figur im Allgemeinen bedeutend vermehren, ſondern auch den ausgeſtreckten Arm in einem Grade erſchweren, der unbegreiflich läßt, wie er ohne zu brechen dieſe zu tragen vermochte. Man könnte daher auf die Vermuthung kommen, daß dieſe Statuen urſprünglich durch Eiſen an der Rückſeite befeſtiget geweſen; allein ſo ſehr ich mich auch darnach umgeſehen, konnte ich doch keine Spur entdecken, welche zu dieſer Meynung berechtigte.

Was noch ſonderbarer ſcheint, iſt, daß dieſe auf den freyen Füßen ſtehenden, und

bey dem groſsen Uebergewichte von oben, durch keine Stütze oder Beyhülfe geſicherten Figuren noch überdies ganz dünne und äuſserſt ſchmale Platten hatten, auf denen ſie ſtanden; denn die Dicke derſelben beträgt höchſtens einen bis zwey Zolle; dabey iſt zu bemerken, daſs auch noch aller überflüſſige Raum ſo viel möglich weggeſchnitten iſt, vermuthlich um die Figuren deſto bequemer und enger aneinanderzuſtellen, oder zuſammen gruppiren zu können.

Die Werkzeuge oder Inſtrumente, welche man bey Bearbeitung dieſer Figuren gebrauchte, waren, wie ſich aus mehrern Merkmalen und Spuren abnehmen oder ſchlieſsen läſst, ganz dieſelben, deren ſich unſere heutigen Bildhauer bedienen, nämlich der Bohrer, das Spitzeiſen, das Zahneiſen, das Flacheiſen und die Feile. Die letzte Vollendung oder Glätte iſt ihnen mit dem Bimsſteine gegeben, wie man aus den beſſer erhaltenen Theilen dieſer Figuren ſchlieſsen kann.

Der Marmor iſt bey allen Statuen derſelbe, nämlich der von Paros, und zwar von dem minder großkörnigen, welchen man in Rom grecchetto zu nennen pflegt.

§. VI.

Ueber die Epoche, in welcher muthmaßlich dieſe Figuren ſind verfertiget worden.

Nach dem Berichte des Pauſanias (II. B. 29 — 30. Cap.) ſoll dieſen Tempel des Jupiter Panhellenius Aeakus erbauet haben; doch die Art, mit welcher Pauſanias dies erzählt, gibt hinlänglich zu erkennen, daß er dieſes ſelbſt nicht als geſchichtliche Thatſache, ſondern mehr als Volksſage betrachtet wiſſen will. Mag man indeß die erſte Gründung des dem panhelleniſchen Jupiter auf Aegina gewidmeten Tempels in dieſe ferne Zeit hinaufrücken; daß die eben beſchriebenen Bildwerke nicht zu jener

Zeit verfertiget worden, glaube ich mit zureichenden Gründen beweisen zu können.

Nach Diodor von Sicilien (4. B. 61. Cap.) war Aeakus Zeitgenoß von Minos und dieser von dem ältern Dädalus, deſſen Zeiten, der einſtimmigen Ueberlieferung zufolge, die Zeiten der Kindheit der Kunſt waren, da ſie den erſten Schritt zur freyen und lebendigen Bewegung wagte. Vorher, wie Diodor (4. B. 76. Cap.) berichtet, ſah man keine andern Bildſäulen als mit an einander ſtehenden Füßen, gerad' an den Seiten herabgeſtreckten Armen, und geſchloſſenen Augen; Dädalus wagte zuerſt, die Figuren mit aus einander ſtehenden Beinen oder vorſchreitend zu bilden, ſeinen Figuren einige Bewegung oder Handlung zu geben, und ihnen die Augen zu öffnen. Mag man nun in dieſen Erzählungen, von Dädalus lauter Geſchichte, oder Geſchichte mit Fabel vermiſcht erblicken, ſo iſt einleuchtend, daß unſere áginetiſchen Bilder dieſer Zeit nicht angehören können, in welcher man nur die allererſten

Anfänge der Kunst suchen kann, und nur noch Holz- nicht Marmorbilder gewöhnlich waren. In den äginetischen Figuren ist nichts mehr, oder nur eine ferne, fast unmerkliche Spur jener ursprünglichen, von Diodor geschilderten, ägyptischen Steifheit zu bemerken, alles ist voller Leben und voller Bewegung, durchaus herrscht eine vollkommene Kenntniß der Muskeln und Knochen, wie des ganzen menschlichen Körpers überhaupt, und die größte, nur durch längere Ausübung erreichbare Vollkommenheit, sogar was die materielle Bearbeitung des Marmors selbst betrifft.

Alles dieses läßt auf eine spätere Epoche der Kunst schließen. Wenn wir nun den Abstand betrachten zwischen dem Zustand, in welchem die Kunst zu Dädalus Zeiten war, und dem, worin wir sie durch die äginetischen Figuren erblicken, und in Gedanken überrechnen, wie viele Zeit zu solchen Fortschritten erforderlich seyn möchte; so könnten drey hundert Jahre eben zureichend erscheinen, von solchen Anfängen bis zu diesem

Grad von Vollkommenheit zu gelangen. Demzufolge fiele die Epoche unserer äginetischen Bildwerke, wenn wir das Zeitalter des Dädalus gegen hundert Jahr vor dem Trojanischen Kriege, annehmen, in das dritte Jahrhundert nach dem Trojanischen Kriege. Dieses also ist meiner Meynung nach, das höchste Alterthum, welches man denselben zuschreiben könnte.

Daß diese Statuen nach dem Trojanischen Kriege, und nicht vor demselben verfertiget worden, läßt sich noch aus manchen andern Gründen darthun, z. B. aus den Werkzeugen, welche man bey Bearbeitung dieser Figuren angewendet.

Pausanias sagt uns, (I. B. 26. Kap.) Kallimachus mit dem Beynamen Kakizotechnos sey der erste gewesen, welcher erfunden, den Marmor zu bohren. Nun finden sich häufige Spuren von der Anwendung des Bohrers bey den äginetischen Bildwerken; jener Kallimachus aber lebte, wie bekannt, eine gute Zeit nach dem Trojanischen Kriege. — Ferner soll noch Pausanias (5. B. 10. Cap.) Byzes, ein Bildner aus Naxos

zuerſt die Kunſt erfunden haben, den Marmor zu ſägen und zu Dachziegeln zu gebrauchen. Dieſer Byzes lebte zu der Zeit, da Alyattes in Lydien und Aſtyages, des Cyaxares Sohn, in Medien regierte. Dieſem zufolge muß unſer Tempel des Jupiter Panhellenius nach dieſer Zeit erbaut worden ſeyn, weil er mit geſägten Marmorplatten gedeckt war, wie aus den Bruchſtücken erhellet, die zu dieſer Sammlung gehören.

Ein anderer Beweis ließe ſich von den Waffen hernehmen, mit welchen unſere Helden verſehen ſind. Winckelmann, Monumenti inediti No. 17 und 109, (p. 18 und 144) ſucht, beſonders aus dem Stillſchweigen Homers, zu erweiſen, daß man zu Zeiten des Trojaniſchen Kriegs die Schilde noch nicht vermittelſt einer Handhabe, wie dies an unſern Figuren zu ſehen, am linken Arme getragen, ſondern vermittelſt eines Riemens am Halſe befeſtigt habe. Die Karier ſollen dem Herodot zufolge (1. B. 171. Cap.) zuerſt erfunden haben, die Schilde mit Span-

gen oder Handhaben zu verſehen; vorher wurden ſie, wie er ſagt, am Halſe befeſtiget und auf der linken Schulter getragen, bey'm Gebrauche aber bediente man ſich derſelben vermittelſt lederner Riemen. Es fragt ſich allerdings, ob dieſe Erfindung der Karier vor oder nach dem Trojaniſchen Kriege ſtattgefunden. Winckelmann ſucht aus mehreren Gründen das Letzte zu erweiſen.

Wenn ich nun bisher darzuthun geſucht habe, daß man dieſe Statuen nicht in die Zeiten des Aeakus, noch über den Trojaniſchen Krieg hinaufrücken dürfe, ſo hat man ſich meines Erachtens von der andern Seite doch auch zu hüten, die Entſtehungszeit dieſer äginetiſchen Helden in jene ſpätern blühenden Zeiten zu verſetzen, oder der höchſten Kunſt-Epoche d. h. den Zeiten des Perikles zu ſehr annähern zu wollen.

Jene unläugbaren Spuren oder Ueberbleibſel des ägyptiſchen Styls, welche unſere Figuren zum Theil an ſich tragen, und die dem alt-

griechiſchen Styl eigen ſind; jener urväteriſche Schnitt von Geſichtern, die ſonderbare Art die Haare zu kräuſeln; jener conventionelle Schlag von Falten; und letztlich die Art und Weiſe ſelbſt, wie alle Theile behandelt, und ausgeführt ſind, legen das unwiderſprechlichſte Zeugniß ab eines hohen Alterthums, und berechtigen uns, dieſe Kunſtwerke unter die früheſten zu zählen, die uns aus den Zeiten jenes von Pauſanias und Plinius ſo oft erwähnten altgriechiſchen Styls zugekommen.

* * *

Zuſatz d. Herausg.

Waren wir bey einem frühern Paragraph in dem Fall, die Richtigkeit in dem künſtleriſchen Urtheil des Verfaſſers unbedingt anzuerkennen: ſo müſſen wir hier dagegen geſtehen, daß er ſich in einigen Nebenſachen mit der Chronologie verwickelt habe. Drey hundert Jahre nach dem trojaniſchen Krieg ſind mehr als 800 Jahr vor unſerer Zeitrechnung. Alyattes in

Lydien, zu deſſen Zeiten, nach der aus Pauſanias angeführten Nachricht, die Kunſt, den Marmor zu ſägen, erfunden worden ſeyn ſoll, regierte ungefähr von 620 bis 560, alſo im Mittel genommen, an die 600 Jahr nach dem trojaniſchen Krieg. Mit dieſer Zeit ſtimmt auch ziemlich diejenige überein, in welcher nach der Angabe des Plinius B. 36. Cap. 4. Dipönus und Scyllis ſich zuerſt durch Bearbeitung des Marmors hervorthaten. Mir ſcheint der Ausdruck des Plinius (Marmore scalpendo primi omnium inclaruerunt) nicht zweydeutig; frühere unvollkommene Verſuche nicht ausgeſchloſſen, waren dieſe beyden Künſtler die erſten namhaften Bildner in Marmor und die dieſes Stoffes Meiſter geworden. Dieſes iſt klar, ſo wie es gewiß iſt, daß die äginetiſchen Bilder, die ſich durch die meiſterliche Bearbeitung des Marmors ſo ſehr auszeichnen, nicht über das Zeitalter von Dipönus und Scyllis hinausreichen können. Der Verfaſſer kann freylich anführen, daß dieſe beyden Künſtler nach Pauſanias B. 2. Cap. 15.

nicht blos geiſtige, ſondern leibliche Söhne des Dädalus geweſen. Davon weicht aber die Beſtimmung des Plinius ſehr ab, der ſagt, daß ſie zur Zeit des Mediſchen Reichs, ehe Cyrus auf den perſiſchen Thron gelangte, alſo gegen die 50ſte Olympiade (580 v. u. Z.) auf der Inſel Creta geboren worden. Mit dieſer Angabe ſtimmt auch, wie Herr Quatremère-de-Quincy p. 179 bemerkt, die Epoche der ihnen von Pauſanias zugeſchriebenen Schüler, des oben erwähnten Tektäus und Angelion, vollkommen überein und die Angabe des Pauſanias bleibt, wie man ſich auch wendet, ein ziemlicher Anachronismus. Nichts war dem ſcharfſinnigen Verfaſſer leichter, als dieſe Widerſprüche ſelbſt zu entdecken; weniger leicht war, ſie aus dem Text hinwegzuſchaffen, auch wenn man ſich übrigens etwas der Art erlauben wollte; denn ſeine Meynung von dem hohen Alter dieſer äginetiſchen Werke mußte doch ſtehen bleiben, weil ſolche einzelne Nachrichten des Pauſanias oder Plinius, wie die von der erſten Erfindung den Marmor zu ſägen oder

von der ersten Anwendung des Bohrers, oder von den ersten Bildnern in Marmor überhaupt, weder von der Bedeutung noch von dem Grad der Gewißheit sind, um ihretwegen eine sonst wohl begründete Meynung aufzugeben, und eben darum auch zu vermuthen ist, daß den Verfasser zu jener Meynung von der Möglichkeit eines so hohen Alters der äginetischen Kunstwerke nicht solche einzelne historische Umstände, sondern der unwiderstehliche Eindruck des Hochalterthümlichen der Werke selbst bestimmt habe. Ueber diesen aber und seine Beweiskraft zu urtheilen, wird sich wohl niemand herausnehmen, der diesen Eindruck nicht selbst erfahren, welchen auch die geistreichste und lebendigste Darstellung, wie der Verfasser selbst öfters einschärft, nicht zu ersetzen vermag. Sodann hängt auch hier Urtheil und Beyfall gar sehr von der allgemeinen Ansicht ab, die man sich über das Alterthum gebildet hat. Bis jetzt traten in der Alterthumskunde zwey entgegengesetzte Neigungen hervor, einmal die Zeiten der Rohheit in der

Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft ſo weit wie möglich herab, dann die Zeiten der Bildung ſo weit wie möglich hinauf zu rücken; offenbar jedoch iſt in der erſten Beziehung mehr als in der andern geſündiget worden, und wenn die meiſten vielleicht unbegreiflich finden, wie auch nur für möglich gehalten werden könne, daß Werke, wie unſre äginetiſchen, kaum Ein bis anderthalb Jahrhundert nach dem Homer entſtanden ſey'n, ſo fragen wir ſie dagegen, wie ſie denn nach dem Zeitalter der Homeriſchen Gedichte, wie es gewöhnlich angenommen wird, jenen vollen Gebrauch und große Uebung erklären wollen, in der wir die bildende Kunſt überall in den Werken des Homers finden, der ſeine Erzählungen von dem Schild des Achilles, von den Statuen im Pallaſt des Alcinous u. a., ſchreibt er dieſe Werke gleich einem Gott zu, doch nicht völlig aus der Luft greifen konnte. Ehe alſo in Anſehung der allgemeineren Frage über den Stand der griechiſchen Bildung in den erſten Jahrhunderten nach dem trojaniſchen Krieg eine größere

Einſtimmigkeit als bisher gewonnen iſt, wird es kaum erlaubt ſeyn, über die vom Verfaſſer geäußerte Meynung entſchieden abzuſprechen.

Doch — wir wollen aufrichtig geſtehen, daß, wenn der Verfaſſer, ſtreng genommen, nur behauptet, es könne dieſen Bildwerken keine höhere Entſtehungszeit, als im dritten Jahrhundert nach dem trojaniſchen Krieg angewieſen werden, wir die dadurch gelaſſene Freyheit gern ergreifen, ohne doch von der andern Seite weniger als der Verfaſſer überzeugt zu ſeyn, daß dieſe Bildwerke eine gute Zeit vor den perſiſchen Kriegen, und eine noch längere vor der ſchönſten Epoche der attiſchen Kunſt, dem Zeitalter des Perikles, entſtanden ſeyn müſſen.

Es wäre zwar möglich, den Gründen des Verfaſſers, mit denen er den Gedanken an eine ſo ſpäte Entſtehungszeit beſtreitet, den Einwurf entgegen zu ſetzen, daß bald nach den perſiſchen Kriegen zwar die attiſche Kunſt zu einer hohen Stufe von Vollkommenheit gelangt ſey, die äginetiſche aber gar wohl bey jenem

alten Styl habe bleiben können, den sie vielleicht niemals verlassen habe.

Wir halten uns aufgefordert, diesem Einwurf gründlich, so weit es geschehen kann, zu begegnen, und suchen darum, wo möglich, den Zustand zu erforschen, in welchem sich die äginetische Kunst gegen und um die Zeit von Phidias befand; wodurch wir zugleich den Vortheil gewinnen, unsere bisherigen Untersuchungen über die Geschichte der äginetischen Kunst zu einem Ganzen abzuschließen.

Gegen die Zeit also, da mit Phidias der hohe Styl entstand, lebten folgende äginetische Künstler.

1. Antragoras, von dessen Hand der Jupiter war, der auf gemeinschaftliche Kosten aller Griechen, die bey Platäa (479) siegreich gestritten hatten, in Olympia aufgestellt wurde, Paus. V. 23. Der Umstand, daß ein äginetischer Künstler dieses von den Lacedämoniern, den Athenäern, den Corinthiern und allen den berühmtesten Völkern Griechenlands gestif-

tete Werk verfertigte, möchte allerdings ein Beweis seyn, daß zur Zeit der persischen Kriege die Kunst von Aegina einen vorzüglichen Ruhm in Griechenland behauptete.

2. Simon von Aegina, von dem zu Olympia die Weihgeschenke eines gewissen Phormis waren, der unter Gelon und dessen Bruder Hieron (also ungefähr von 480 bis 470) in Syrakus glückliche Thaten vollbracht hatte.

3. Glaucias; von ihm waren zu Olympia Wagen und Statue eines Gelon, den Pausanias für eine bloße Privatperson hält, und der in der 73. Ol. gesiegt hatte.

4. Einen vierten müssen wir hier nennen, über dessen Lebens- und Kunst-Epoche großer Zweifel obwaltet; den früher schon erwähnten Kallon von Aegina. Nach der ersten Angabe des Pausanias (B. II. C. 32.) Schüler von Tektäus und Angelion, der noch Holzbilder (ξόανα) verfertiget, rückt er durch eine zweyte Nachricht desselben (B. VII. C. 18.) in das Zeitalter des Kanachus von Sicyon herab, den

Plinius 34, 8. in die 95. Ol. ſetzt. Wer möchte nun freylich auf dieſe Beſtimmung Werth ſetzen? Denn noch immer mehr, als auf Plinius, wäre ſich auf das Urtheil des Cicero zu verlaſſen, der im Brutus oder dem Buch de clar. oratt. c. 18. ſagt: „Quis enim — — non intelligit, Canachi signa rigidiora esse, quam ut imitentur veritatem? Calamidis dura illa quidem, sed tamen molliora, quam Canachi: nondum Myronis satis ad veritatem adducta, jam tamen, quae non dubites, pulcra dicere," aus welcher Stelle, beſonders wenn man den Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden dazu nimmt, wenigſtens ſo viel einleuchtet, daß nach Cicero's Meynung Canachus, der Kunſt und Zeit nach, ſich zu Calamis ungefähr eben ſo verhält, wie dieſer zu Myron. Calamis aber gehört unzweifelhaft in das Zeitalter von Phidias. Dieſe Stelle des Cicero ſcheint Quintilian blos nachgeahmt zu haben, in der ſchon, obwohl bruchſtücklich, angeführten Aeußerung, wo

nur ſtatt des Canachus, Callon und Hegeſias geſetzt ſind, „Nam duriora et Tuscanicis proxima Callon atque Hegesi'as, jam minus rigida Calamis, molliora adhuc supra dictis Myron fecit"; aus welcher Stelle einestheils zwar erhellt, daß nach Quintilians Meynung auch Callon früher als Calamis iſt, und alſo nicht in die 95., ja nicht einmal in die 87. Ol. gehören kann, in welche Plinius ihn ſetzt. Von der andern Seite aber iſt doch auch klar, daß Quintilian, der den Callon mit dem Canachus, in der Stelle des Cicero, vertauſcht, dieſe Beyde nicht nur für kunſtverwandt, ſondern auch gleichzeitig annimmt. — Alſo von Canachus Seite ſcheint einmal Callon nicht hinwegzubringen. Es fragt ſich alſo, in welche Zeit jener gehören möge. Einer oder der andere möchte verſucht ſeyn, ſchon aus dem Urtheil des Cicero von Canachus. noch mehr dem des Quintilian von Callon, beſonders aus dem „Tuscanicis proxima", zu ſchließen, daß beyde wohl in eine frühe Zeit gehören müſ-

ſen; denn ſo etwas laſſe ſich nach allen Gründen der Analogie nicht von Werken urtheilen, die nah' dem Zeitalter des Phidias ſtehen, oder gar in dieſes ſelbſt gehören. Aber, wiſſen wir denn, was dieſen Römern, welche die Anmuth, den Liebreiz und die Weichheit der ſpäteren Kunſt zum Maßſtab nahmen, alles ſtarr (rigidum) und hart, oder dem hetruriſchen ſich nähernd erſcheinen konnte? Hätte ihnen nicht ſelbſt Phidias, in ſeiner reinen Großheit, herb dünken können? Wenigſtens fällt auf, daß Cicero von ihm in jener Stelle ſchweigt, in deren Zuſammenhang er ſich freylich nicht wohl einfügen ließ, und mit Polyklet endigt, deſſen Werke nun ganz vollkommen ſeyn (jam plane perfecta, ut mihi quidem videtur). Quintilian aber, der vom Polyklet zu ſagen wagt: nihil ausus praeter leves genas, urtheilt wenigſtens: Phidias ſey ein beſſerer Künſtler für Götter als für Menſchen geweſen, (unſtreitig, weil es verſtattet ſchien, bey göttlichen Naturen rein groß zu ſeyn, und das

Gefällige zu verſchmäh'n). Wenn nun unter dieſen Umſtänden ein ſolcher Beweis aus der Analogie nicht viel beweiſen würde, ſo ſehen wir uns um ſo mehr auf das rein Geſchichtliche zurückgetrieben. Hier iſt nun vor allem zu bemerken, daß Pauſanias in der erſten Stelle nach eigener Wiſſenſchaft oder Meynung ſpricht, in der zweyten aber nur erzählt, was die Einwohner von Paträ rathen oder muthmaßen (τεκμαίρονται), nämlich ſie vermuthen, die Künſtler, welche das ihnen von Auguſtus geſchenkte Bild der Diana Laphria verfertiget haben, mögen nicht viel jünger ſeyn als Canachus von Sicyon und Callon von Aegina. Aus dem Zuſammenhang ſieht man, daß die guten Patrenſer des beſten Willens waren, ihrem Bild ein ſo hohes Alterthum als möglich zuzuſchreiben; auch Pauſanias nennt es ein ἀρχαῖον. Geſetzt nun, wir nähmen die erſte Nachricht des Pauſanias an, d. h. wir ſetzten den Callon als Schüler in der zweyten Generation von Dipönus und Scyllis, wir näh-

men aber zugleich das Zeitalter von dieſen, nach der obigen Stelle des Plinius, 580 v. u. Z. an; ſo würde Callon und mit ihm Canachus ungefähr in das Jahr 516 fallen. Nun gibt es ein Epigramm der Anthologie (Brunck. Anal. T. II. p. 15. No. 35.), wonach Canachus, Ariſtokles und Ageladas zuſammen drey Muſen verfertiget, die dieſes Epigramm beſingt. Dieſer Ageladas aber hat außerdem nach Olympia den Wagen eines gewiſſen Kleoſthenes verfertiget, welcher (Pauſ. VI, 10.) von allen, die im Wagenrennen den Preis davon getragen, zuerſt ſeine Statue zu Olympia hatte ſetzen laſſen, deſſen Zeit alſo auch durch dieſen Umſtand beglaubigter wird. Dieſer nun ſiegte in der 66. Ol., der Unterſchied zwiſchen dieſer und der 50., in welcher, nach Plinius, Dipönus und Scyllis lebten, beträgt gerade viermal ſechzehn Jahre, d. h. zwey Generationen; oder das Jahr 516 v. u. Z. fällt in das erſte Jahr der 66. Olympiade. Nach ſolcher Probe beſteht alſo gar wohl die Meynung der Patrenſer von

ihrem Bild mit der erſten Angabe des Pauſanias; womit ſie allein nicht beſteht, iſt das hohe Alter von Dipönus und Scyllis, was wir aber ohnedies ſchon aufgegeben haben. Und nun wird uns auch wohl verſtattet ſeyn, zu behaupten, daß Callon ſpäteſtens in der 66. Ol. gelebt habe, alſo noch immer eine gute Zeit vor der Epoche des Phidias. Hierbey iſt nicht zu verbergen, daß noch eine dritte Stelle des Pauſanias vorhanden iſt, die des Künſtlers Zeitalter wieder zweifelhaft macht, nämlich V. III. C. 18. Allein dieſe Stelle iſt, nach der einſtimmigen Meynung aller Kritiker, verdorben, und vielleicht, daß die Heilung derſelben beſſer gelänge, wenn man ſich wegen der Zeit des Callon nicht an Plinius hielte. Denn daß dieſer einen Callon, ohne Angabe des Vaterlandes, doch wahrſcheinlich den Aegineten, in die 87. Ol. ſetzt — in der bekannten Stelle 34, 8., wo er ſo viele Künſtler-Namen mit ſo wenig Kritik und ſo wenig genauer Unterſcheidung der Zeiten zuſammenhäuft — iſt von

ſeiner compilatoriſchen Flüchtigkeit nicht unerwarteter, als daß er den Skopas eben dahin verſetzt, von dem er ſpäterhin ſelbſt erzählt, er habe in der 106ten noch am Grabmal des Mauſolus mitgearbeitet; in beyden Fällen beträgt der Unterſchied ungefähr gleichviel; einmal 19, das andremal 21 Olympiaden. Ich halte mich daher vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß Kallon den Künſtlern, von welchen unſere Statuen herrühren (ſo weit man dies bey der ungleichen Lebensdauer der Einzelnen beſtimmen kann), 12 bis 18 Olympiaden näher geſtanden habe, als Phidias oder der, den wir gleich nennen werden.

5. Onatas von Aegina. Wenn gegründet iſt, was Pauſanias V, 25. erzählt, daß Onatas die in Olympia befindlichen Weihgeſchenke des Tyrannen Hieron — erſt nach deſſen Tode auf Geheiß ſeines Sohnes Dinomenes — verfertiget habe (und zweifeln läßt ſich daran nicht, da Pauſanias die eben dieſes beſagenden Inſchriften beybringt); ſo hat Ona-

tad Ol. 78. 2. (467 v. u. Z.), dem Ende der Regierungszeit des Hieron, eben in vollem Ruhm geblüht. Ja, noch ſicherer, als durch die Angabe des Athenäus bey Pauſanias (VIII, 42.), der ihn als Zeitgenoſſen von Hegias und Ageladas angibt, wird er durch ſeinen Antheil an der Ausſchmückung des Tempels der Minerva Area zu Platäa (Pauſ. IX, 4.) zum Kunſt- und Zeitgenoſſen von Phidias. Ueber dieſen Onatas nun drückt ſich Pauſanias V. 25. ſo aus: „Dieſen Onatas aber, der ein Aeginet iſt, werden wir keinem derjenigen nachſetzen, die ſowohl vom Dädalus als von der attiſchen Werkſtatt herkommen.“

Ich mache bey dieſer merkwürdigen Stelle zuerſt aufmerkſam auf den Zuſatz: der ein Aeginet iſt (im Griechiſchen: ὄντα Αἰγινήτην, welches auch mehr ſagt, als wenn dies ſtünde Αἰγινήτην). Offenbar will Pauſanias damit ausdrücken, daß er, der zur äginetiſchen Schule gehört, um nichts geringer

zu halten ſey, als irgend einer von der attiſchen.

Verſtünde man freylich die Worte vom bloßen Wohn- oder Geburtsort, ſo ließe ſich auch wohl das Gegentheil herausbringen, nämlich daß Pauſanias den Onatas vielmehr ſelbſt zu der Claſſe der attiſchen Künſtler zähle. Vom bloßen Wohnort ſind ſie nicht gemeynt, obwohl in der einen Inſchrift nur ſteht, er wohne in Aegina; die andere ſagt deutlich: er ſey daſelbſt geboren. Alſo vom Wohn- und Geburtsort zuſammen!

Bedenkt man aber, daß Pauſanias auch ſonſt, um einen Künſtler der äginetiſchen Schule anzudeuten, ſich keines andern Ausdrucks bedient; z. B. von Kallon (7, 18.), von dem aus andern Gründen gewiß iſt, daß er auch der Schule nach ein Aeginet war; ferner, daß bey der gewöhnlichen Kürze des Pauſanias jener Zuſatz am Ende eines Abſchnittes ſehr überflüſſig war, in welchem durch zwey Inſchriften des Künſtlers Vaterland be-

zeugt wurde, während derselbe ganz zweckmäßig ist, sobald das Wort Aeginet einen Künstler dieser Schule bedeutet, also den Gegensatz zu den vom Dädalus und der attischen Schule herkommenden Künstlern bildet: so wird man wohl die erste Erklärung vorziehen müssen.

Also, Onatas wird noch als Künstler der äginetischen Schule genannt, oder es wird anerkannt, daß er noch von der äginetischen Werkstatt herkomme, zugleich aber, daß er keinem der attischen nachstehe, (οὐδενὸς ὕστερον ἤησομεν). Hieraus folgt, meines Bedünkens, unwidersprechlich, daß die äginetische Kunst um dieselbe Zeit mit der attischen, und gemeinschaftlich mit dieser eine gleiche Höhe von Vollendung erreichte. Denn ganz willkürlich erscheint es, wenn Herr Quatremère de Quincy S. 176. vermuthet, diese Vergleichung beziehe sich blos auf die alte attische Schule; und unglaublich erscheint es zugleich, theils der Zeit wegen, (denn nicht sehr genau ist's, wenn derselbe Gelehrte den Onatas in die

70. Ol. ſetzt,) theils der Worte wegen, da ſich Pauſanias in jenem Fall, den Zuſatz: von der attiſchen Werkſtatt, erſparen konnte, da das: vom Dädalus, ſchon ebenſoviel ausdrückte; und noch weniger nöthig hatte, Beydes ſo zu verbinden, wie es verbunden iſt, ἀπὸ Δαιδάλου τε καὶ ἐργαστηρίου τοῦ Ἀττικοῦ, welches hier offenbar ſo viel heißt: nicht nur vom Dädalus, ſondern von der attiſchen Schule überhaupt.

Alſo ſoll es wohl für unbedingt gelten, dieſes Urtheil des Pauſanias? vielleicht gar ſo unbedingt, daß auch Phidias mit inbegriffen wäre? Allerdings, und ich hoffe durch ein andres Wort deſſelben Schriftſtellers zu beweiſen, daß er namentlich den Phidias dabey nicht ausgenommen. Auch in Bildung coloſſaler Figuren hat Onatas mit Phidias gewetteifert; einer derſelben gedenkt Pauſanias B. 8. C. 42, eines Apollo in Erz zu Pergamus, und urtheilt von demſelben: er ſey ein Wunder, ſelbſt unter den Werken, die es am meiſten ſey'n,

(θαῦμα ἐν τοῖς μάλιστα) sowohl in Ansehung der Größe, als in Ansehung der Kunst. Diese Ausdrücke sind zu bestimmt, um sie auf andre Werke, als auf die Colossen des Phidias, zu beziehen; denn diese waren doch wohl die, welche am meisten, d. h. vor allen, Wunder der Größe und der Kunst heißen mußten. Diese Beziehung wird noch dadurch augenscheinlicher, daß Pausanias auch jenes erste, den Onatas uneingeschränkt den Attikern gleichsetzende, Wort bey Gelegenheit eines von demselben verfertigten Colossen, des Herkules zu Olympia, ausspricht.

Hierdurch glaube ich die Einrede völlig widerlegt, daß die äginetische Kunst auch wohl in jener spätern Zeit noch an dem Styl habe festhangen können, der unsere Figuren bezeichnet; denn gewiß hätte Pausanias den Onatas nicht auf solche Weise und so unbedingt den attischen Künstlern gleichgestellt, hätte Styl und Kunst der äginetischen Schule damals noch dem unserer Statuen geglichen.

Weit entfernt alſo, daß dieſe einen Maßſtab der Höhe abgeben könnten, welche die Kunſt von Aegina nach dem perſiſchen, und noch vor dem Anfang des peloponneſiſchen Krieges, erlangt hatte, ſcheint derſelben vielmehr, noch kurz vor ihrem Uebergeh'n in die allgemein griechiſche Kunſt, die Belohnung zu Theil geworden, die ſo ernſtes Streben verdiente, aus ſich ſelbſt einen Künſtler erzeugt zu haben, deſſen Werke ſich neben das Höchſte der Kunſt ſtellen durften, der, Bildner und Maler zugleich, ſelbſt ſeines Zeitgenoſſen Phidias nicht unwürdig war, und von dem die Bewunderung ſeiner Zeit erzählte, daß er eines ſeiner Werke, die Ceres in Phigalia, größtentheils durch eine Art von göttlicher Eingebung nach Traumgeſichten vollendet habe.

Dieſe Ceres war ſchon einige Menſchenalter aus Phigalia verſchwunden, oder daſelbſt zu Grunde gegangen, als, wohl 600 Jahr nach dem Tode des Künſtlers, und nach allem, was über den alten Glauben ergangen war, Pau-

ſanias ſeine Reiſe dorthin richtete, um ſeine Andacht bey ihr zu halten, und ihr die gebräuchlichen, uraltem Herkommen gemäß unblutigen, Opfer zu weihen. Von dieſer gewiß galt alſo, was Quintilian, ſinnig, obwohl ſehr mäßig ausgedrückt, von dem olympiſchen Jupiter geurtheilt, cujus pulcritudo adjecisse aliquid etiam receptae religioni videtur.

Daß die äginetiſche als eine eigenthümliche Schule nur bis zu einer gewiſſen Zeit fortgedauert, liegt in der Natur der Sache, aber es läßt ſich auch hiſtoriſch mit folgenden Gründen darthun.

1) Die äginetiſchen Werke, wie aus der gleich anfangs erwähnten Stelle des Pauſanias B. 7. C. 5. erhellt, werden nur zugleich mit den älteſten attiſchen genannt.

2) Der äginetiſche τρόπος τῆς ἐργασίας wird von Pauſanias nur bey Werken von entſchieden hohem Alterthum erwähnt, nämlich B. 8. C. 53. bey einem Holzbild, und zwar von Ebenholz; B. 10. C. 36., bey einem

Bild von ſchwarzem Stein, eine Artemis Dictynna vorſtellend. Daß er in unſern Figuren noch erkennbar iſt, wird man nicht widerſprechen; aber eben darum gehören dieſe auch einer frühern Zeit an.

3) Herr Quatremère-de-Quincy iſt zwar der Meynung, es laſſe ſich nicht leicht beſtimmen, ob die von den alten Schriftſtellern angeführten äginetiſchen Künſtler und Bildwerke älter oder jünger ſey'n, als das Ereigniß, welches die politiſche Macht von Aegina umſtürzte. Wir ſind der entgegengeſetzten Meynung; nämlich wir haben uns überzeugt, daß unter allen von Pauſanias kambaft gemachten äginetiſchen Künſtlern Kallon, deſſen Lebenszeit wir zwiſchen die 60. und 70. Ol. geſetzt haben, der älteſte (nach Smilis) iſt, und alle andere von ihm genannte zwiſchen die 70. und 80. fallen. Wir zweifeln, ob ein einziger genannt ſey, der jünger iſt, als jenes Ereigniß. Sollten wir alſo doch vermuthen, daß mit dem Untergang der Freyheit und der alten, ſelbſt nach der Heimkehr

der Einwohner, am Ende des peloponneſiſchen Kriegs, nie wiederhergeſtellten Herrlichkeit auch der eigentlich ſchöpferiſche Geiſt von Aegina gewichen, oder daſelbſt erloſchen ſey? — Müſſen wir dieſes auch dahingeſtellt ſeyn laſſen; ſo glauben wir dagegen aus dem angeführten Umſtand mit Sicherheit den Schluß ziehen zu können, daß eben erſt mit Kallon, noch entſchiedener aber nach der 70. Ol., die Einwirkung der äginetiſchen auf die allgemein griechiſche, oder doch die attiſche Kunſt begonnen habe. Die frühern Meiſter wurden, wie die Künſtler unſerer Figuren, nur noch an dem ihren Werken ertheilten Gepräg' erkannt: ihre Namen hatten ſich verloren; der einzige, der aus der Vorzeit genannt wird, iſt der Vater und Stifter dieſer Kunſt, Smilis *).

*) So wie ſich nun alles durch die fortgeſetzte Unterſuchung geſtellt hat, würde man nicht entgegen ſeyn können, wenn eben jene erſte Nachricht von Kallon, als Schüler des Tektäus und Angellon, als erſte Spur des Zuſammenhangs und des ge-

4) Mögen auch ſpäter noch aus Aegina gebürtige Künſtler ſich hervorgethan haben, (wer möchte daran zweifeln?): die äginetiſche Schule konnte als eine ſolche nicht fortdauern, nachdem ein mächtiger Genius einmal ihre Schranken durchbrochen hatte. Onatas iſt der letzte, der im Gegenſatz von den attiſchen Künſtlern genannt wird, er zugleich derjenige, deſſen Werken ein Lob ertheilt wird, das ſie den attiſchen der höchſten Zeit unbedingt gleichſtellt. In ihm war alſo die Gränze; er war noch Aeginet, aber in ſeiner Art, was Phidias in der ſeinen. Ich glaube alſo, Grund genug zu der Behauptung zu haben, daß er der Gipfel der äginetiſchen Schule iſt, und dieſe in kunſtgeſchichtlicher Hinſicht ſchließt.

genſeitigen Einfluſſes zwiſchen attiſcher und äginetiſcher Kunſt gedeutet würde. Ob darum wirklich Kallon von den beyden Dädaliden unterrichtet worden, iſt eine andre Frage, nur ſo viel iſt klar: Von dieſer Zeit fängt die attiſche Kunſt erſt an, von der äginetiſchen Kenntniß zu nehmen.

Daß dieſe Steigerung der äginetiſchen Kunſt, von der wir im Onatas nur die letzte Erſcheinung ſehen, noch wahrſcheinlicher und begreiflicher macht, was wir, in der letzten Anmerkung zum dritten Abſchnitt, von der Verſchmelzung der altattiſchen und der äginetiſchen in dem ſpätern und vollkommenen attiſchen Styl behaupteten, braucht nicht beſonders bemerkt zu werden.

Wir erinnern nur, daß wir keine einſeitige Wirkung der einen auf die andere, ſondern ein gegenſeitiges Erkennen beyder annehmen; die äginetiſche Kunſt mochte durch Anziehung des Idealen in der attiſchen eben ſo ſich gehoben haben, wie dieſe durch Anziehung des Natürlichen in der äginetiſchen ſich vervollkommnete, und ſo konnten, ja mußten beyde, obwohl von entgegengeſetzten Seiten her, ſich in einem Gipfel begegnen.

§. VII.

Wie und wo dieſe Figuren urſprünglich aufgeſtellt geweſen.

Daß dieſe Figuren einſt dem Tempel des panhelleniſchen Jupiters auf der Inſel Aegina angehörten, iſt bekannt, und zum öfteſten erwähnt worden; es kann alſo hier blos davon die Rede ſeyn, wie und auf welche Weiſe ſie an dieſem Tempel aufgeſtellt waren.

Die Zahl der noch vorhandenen Figuren beläuft ſich auf ſiebzehn. Daß ihrer urſprünglich viel mehrere geweſen, läßt ſich aus den noch vorhandenen Bruchſtücken ſchließen, nach denſelben iſt früher ſchon ihre Zahl auf dreyßig geſchätzt worden.

Zwey der noch vorhandenen Figuren, nämlich die beyden kleinen, bekleideten, ganz gerade ſtehenden, weiblichen Figuren B. C., ſtanden oberhalb des Giebels zu beyden Seiten der Blume, welche die oberſte Spitze deſſelben verzierte, und hatten als bloßer Theil der architectoniſchen Verzierung mit der Vorſtellung der übrigen Figuren keine Verbindung.

Daß dieſer kleinen weiblichen Figuren urſprünglich viere geweſen, nämlich auf jeder Spitze der beyden Giebel zwey, dieſes habe ich ſchon oben bey Beſchreibung derſelben erwähnt.

Die funfzehn übrigen Figuren ſtanden in den beyden Giebeln des Tempels vertheilt, d. h. in den Füllungen oder Vertiefungen, welche das ſtumpfe Dreyeck derſelben bildet, und denen man zu dieſem Zweck eine größere Tiefe als gewöhnlich gegeben hatte.

Dieſe nun noch vorhandenen Figuren waren auf folgende Weiſe zuſammengeſtellt. Neun derſelben in dem vordern Giebel und ſechs in

dem hintern. Die Figuren, die in dem vordern Giebel enthalten waren, ſind die in meiner Beſchreibung mit den Buchſtaben A. H. I. K. L. N. O. P. R. bezeichneten Figuren. Von denen, die zu dem hintern Giebel gehörten, und welche in ihren Verhältniſſen, wie mir ſcheint, etwas größer gehalten waren, ſind blos noch ſechs übrig, nämlich D. E. F. G. M. Q.

In der Mitte des Frontons, da wo ſolcher, oder die innere Füllung deſſelben, am höchſten iſt, ſtand die Minerva, als die größte von allen, in faſt ganz gerader Stellung, und ſcheint wenig Theil an dem Gefechte genommen zu haben, in deſſen Mitte ſie ſtand, und das ſie, ſo zu ſagen, in zwey Theile theilte. — Zu ihrer Rechten und Linken ſtanden gegen einander kämpfende Krieger, mit Schilden und Helmen verſehen. — Mehr nach außen zu, wo der Giebel ſich abwärts neigt, und folglich die Füllung niedriger zu werden anfängt, hatten die knieenden Bogenſchützen ihren Platz, ganz

ſymmetriſch und beynahe in gleicher Stellung einander gegenüber. — In den äußerſten Enden der Füllung des Giebels, da wo ſich ſolcher in einen ſpitzigen Winkel endiget, lagen zu beyden Seiten verwundete Krieger, und füllten auf dieſe Weiſe die beyden äußern Winkel aus.

Was ich hier von dem einen Giebel ſagte, gilt in gleichem Maaß von dem andern; denn in beyden waren die Figuren gleichmäßig vertheilt, d. h. in der Mitte von beyden ſtand eine Minerva; die Krieger waren in gleicher Ordnung gegen einander geſtellt. An der Stelle, wo in dem einen Giebel ein Bogenſchütze angebracht war, befand ſich ein anderer in dem entgegengeſetzten Giebel, und ſo verhielt es ſich mit allen übrigen Figuren.

Haben wir uns nun über dieſe Aufſtellung und Anordnung der Figuren mit vieler Beſtimmtheit ausgeſprochen, ſo iſt natürlich, wenn der Einwurf gemacht wird, mit welchen Gründen man dieſe Art von Aufſtellung, oder die

Folge der Figuren beweisen könne, da man doch dieselben nicht mehr an ihrer Stelle, sondern unter den Trümmern begraben gefunden.

Hierauf kann ich mich zum Theil nicht anders, als mit den Aeußerungen derjenigen verantworten, welche bey der Entdeckung zugegen gewesen, und welche diese Art der Zusammenstellung nach der Ordnung der Lage bestimmten, in welcher sie diese Statuen bey der Ausgrabung unter den beyden Giebeln gefunden hatten.

Die Minerva z. B. fand man in der Mitte unter dem Giebel. Die stehenden Krieger ihr zunächst, die Bogenschützen etwas weiter seitwärts, und die liegenden ganz am Ende des Giebels, nämlich wie sie bey dem Einsturze des obern Theils des Tempels, der wahrscheinlich durch ein starkes Erdbeben verursacht wurde *), vermöge ihres Standpunktes, den

*) Daß dieser Tempel nicht gefliſſentlich oder durch Menschen-Hände zerstört worden, sondern durch

ſie am Giebel inne hatten, nothwendigerweiſe fallen mußten.

Der Schluß, den ich aus dieſen Thatſachen gezogen, ſcheint mir natürlich und richtig, und für ſich allein hinreichend, die Sache außer Zweifel zu ſetzen. Wollte man jedoch ſelbſt dieſes als unzuverläſſig anſehen und nicht darauf bauen wollen, ſo ließe ſich dieſelbe Anordnung dennoch, ſchon, wie mir ſcheint, aus der verſchiedenen Höhe der Figuren im Verhältniß zu dem Giebel, erweiſen, denn nur ſo und nicht anders konnten ſie zuſammenſtehen, weil es die verſchiedene Höhe des Giebels nicht anders zu-

die Gewalt eines groſſen Erdbebens müſſe eingeſtürzt ſeyn, läßt ſich daraus erweiſen, daß man an den Figuren keine Spuren frevelhafter Verletzung gewahr wird; was an denſelben gebrochen oder beſchädigt iſt, iſt offenbar ihrem Fall allein zuzuſchreiben; hätte den Tempel etwa Feuer zerſtört, ſo müßten an dem Marmor, welcher ſtets durch das Feuer, beſonders in Anſehung ſeiner Härte, leidet, Spuren zu bemerken ſeyn.

Anm. d. Vfs.

ließ; es wäre denn, man wollte auch dieſes in Zweifel ziehen, daß die Figuren im Fronton des Tempels geſtanden.

Daß dieſe aber in den beyden Giebeln und nirgends anders geſtanden haben, läßt ſich mit mehrern Gründen erweiſen; denn da dieſe Statuen zum Theil unter dem vordern, zum Theil unter dem hintern Giebel gefunden wurden; ſo ſind nur zwey Fälle denkbar, daß ſie entweder in den Giebeln ſelbſt, oder unter denſelben geſtanden haben. Sollten ſie unter den Giebeln, d. h. vor denſelben unten, geſtanden haben, ſo müßte man doch beym Ausgraben auch ihre Fußgeſtelle oder Piedeſtale gefunden haben; denn es läßt ſich nicht vermuthen, daß ſie auf ebener Erde ohne Unterſatz aufgeſtellt geweſen. Da man nun von dieſen keine Spur gefunden, ſo bleibt nur übrig das Erſte anzunehmen, nämlich daß ſie in den Giebeln ſelbſt geſtanden haben.

Ferner erſehen wir aus den Figuren ſelbſt, und aus ihren abgekürzten Platten, daß ſie

urſprünglich dicht zuſammengeſtellt worden, und das Ganze zuſammen eine eng verknüpfte Darſtellung oder Gruppe ausmachte; wie läßt ſich alſo vermuthen, daß dieſe gedrängte Maſſe von Figuren quer vor dem Tempel über geſtanden, wo ſie den Zugang zu demſelben verſperren mußte?

Das Einzige, was ſich etwa gegen unſere Behauptung einwenden ließe, wäre: Warum dieſe Figuren von allen Seiten, hinten wie vorn, vollkommen gleich gearbeitet ſind, da ſie doch dazu beſtimmt waren, in den Giebeln zu ſtehen, wo die Rückſeite gar nicht konnte geſehen werden?

Das Letzte als ausgemacht angenommen, geſtehe ich, daß jener Umſtand auffallend und ſelbſt dem ſpätern Kunſt-Gebrauch beſtimmt entgegen iſt; doch ſcheint mir dieſes kein hinreichender Grund, das Gegentheil zu beweiſen; denn daß die alten Künſtler, beſonders der frühern Zeiten, ihre Statuen, ohne Rückſicht auf die Stellung, von allen Seiten gleich fleißig

ausarbeiteten und auf's Sorgfältigste vollendeten, davon lassen sich mehrere unläugbare Beyspiele anführen. Das wichtigste dieser Art geben die Figuren in den Giebeln des Parthenon, von welchen sich gegenwärtig noch einige Fragmente im Vordergiebel selbst befinden; noch deutlicher zeigen es die vollständigen Figuren, welche Lord Elgin vor mehrern Jahren aus dem Giebel hat herausnehmen lassen, und die sich gegenwärtig zu London in der von ihm benannten Sammlung befinden. Diese Statuen sind, gleich unsern äginetischen, hinten wie vorn gleichmäßig vollendet und ausgearbeitet.

Da also diese löbliche Kunstsitte sich bis auf jene blühende Zeit des Phidias erhalten, so hat man sich um so weniger zu verwundern, wenn dieselbe in jenen frühern Zeiten noch in Kraft war, wo man ohnedies, wie es bey jedem ersten Aufkeimen der Kunst der Fall ist, jede Kleinigkeit mit dem größten Fleiß und Sorgfalt auszuführen und zu vollenden gewohnt war.

Was nun aber ſchließlich die Sache außer allen Zweifel ſetzt, iſt, daß man, nach Verſicherung des Herrn Architecten Cockerell, welcher die Ausgrabung dieſes Tempels vorzüglich mit unternommen, und ſolchen auf das Genaueſte unterſucht und ausgemeſſen hat, auf der Oberfläche des Geſimſes wirklich Spuren von Vertiefungen gefunden hat, in welche die Plinten dieſer Figuren urſprünglich eingelaſſen waren; ein Umſtand, der zugleich einigermaßen erklärt, wie dieſe Figuren, die ſo frey und ohne alle Stütze gearbeitet ſind, ſich bey ihren ſchmalen und nur zwey Finger dicken Plinten aufrecht erhalten konnten, ohne an der Rückwand durch Eiſen befeſtiget zu ſeyn.

Ich glaube alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß dieſe äginetiſchen Figuren, ihrer von allen Seiten gleich guten Vollendung ungeachtet, in den Giebeln des Tempels geſtanden, wie dieſes bey den Figuren des Parthenon unläugbar, und von denen des Theſeus-Tempels in Athen zu vermuthen iſt, da man auf dem obern

Geſimſe deſſelben gleichfalls jene Vertiefungen bemerkt, die ſich an dem Tempel des Jupiter auf Aegina zeigen.

Ich füge dieſem bey, daß die Beſchreibung des Pauſanias von dem Jupitertempel zu Olympia vermuthen läßt, daß auch die in den beyden Giebeln deſſelben aufgeſtellten Werke nicht in halberhobener Arbeit, ſondern, gleich den Figuren am Giebel des Parthenon und unſern äginetiſchen, völlig rund gearbeitet und von allen Seiten gleichmäßig vollendet waren.

Die Wirkung, die eine ſolche gedrängte Zuſammenſtellung rund gearbeiteter Figuren in einem Giebel machen mußte, konnte, wie ich glaube, nicht anders als günſtig und vortheilhaft ſeyn. Das Ganze mußte weit lebendiger und der Natur angemeſſener erſcheinen, als bey halberhobenen Werken je der Fall ſeyn kann; denn dieſe Art von Zuſammenſtellung runder Figuren gewährt nicht allein eine kräftigere und natürlichere Beleuchtung, ſammt der daraus entſpringenden täuſchenden Wirkung, ſondern

verſchafft auch in jeder Entfernung und von jedem Standpunkt aus geſehen, einen gleich natürlichen Anblick, welches bey halberhobenen Arbeiten, wegen der nothwendigen künſtlichen Verkürzungen nicht der Fall ſeyn kann.

Daß bey den alten Griechen auch ſelbſt im Freyen und auf öffentlichen Plätzen ähnliche Zuſammenſtellungen von mehr oder weniger runden Figuren üblich waren, davon ließen ſich mehrere Beyſpiele nachweiſen; ich führe nur einige der vorzüglichſten an.

So waren in dem ſogenannten Altis, dem dem Jupiter geheiligten Platze zu Olympia, die griechiſchen Heerführer des trojaniſchen Krieges auf gemeinſchaftliche Koſten des griechiſchen Volkes aufgeſtellt, und zwar wie ſie mit einander loosten, wer den Zweykampf mit Hektor, der einen von den Griechen dazu aufgefordert hatte, beſtehen ſollte. Sie ſtanden nahe bey dem

Tempel mit Schilden und Spießen bewaffnet. Den Helden gegenüber auf einem andern Fußboden ſtand Neſtor, der das Loos eines Jeden in den Helm warf. Es waren damals noch der Looſenden achte, den neunten, nämlich die Statue des Ulyſſes, hatte Nero nach Rom gebracht. Dies war ein Werk des Bildners Nikon aus Aegina *) (Pauſ. 5. B. 25. Cap.).

Ferner war zu Olympia, bey dem heiligen Platze Hippodamium, ein ſteinerner Fußboden, in Geſtalt eines halben Zirkels, auf deſſen Mitte Jupiter nebſt der Thetis und der Hemera oder Aurora ſtanden, die für ihre Söhne den Jupiter bitten. Auf den beyden Enden ſtanden ihre Söhne Achilles und Memnon, in fechtender Stellung, ingleichem vier Griechen gegen eben ſo viele Trojaner; Ulyſſes gegen

*) Des Onatas, Sohns von Mikon, wie aus einer auf dem Schild des Idomeneus geſchriebenen Anſchrift erhellte. A. d. H.

den Helenus; Menelaus gegen den Paris; Diomedes gegen den Aeneas, und Ajax gegen den Deiphobus. Dieſes waren Meiſterwerke des Myrons aus Lycien (Pauſ. 5. B. 22. C.).

Auch war zu Delphi eine ähnliche Gruppe, den Streit des Herkules und des Apollo wegen des Dreyfußes vorſtellend. Beyde waren abgebildet, wie im Begriff, wegen deſſelben einen Kampf anzufangen. Latona und Diana ſuchen den Apollo, Minerva den Herkules zu beſänftigen. Die Statue der Minerva und der Diana waren von der Hand des Chionis; die des Herkules, des Apollo und der Latona aber von Dyllus und Amikläus gemeinſchaftlich verfertiget. (Pauſ. 10. B. 13. C.).

Hieher gehört auch die bis auf uns gekommene, und unter der Benennung des farneſiſchen Stiers bekannte Gruppe zu

Neapel, und die der Niobe zu Florenz *).

*) Herr Cockerell hat kürzlich verſucht, die Figuren der Niobe, wie ſie ſich in Florenz finden, nach ihrer Zahl und nach Maßgab ihrer verſchiedenen Größe, zu einer Gruppe zu vereinigen, und ſie gleich den äginetiſchen Helden zu einer Giebel-Verzierung zuſammen zu ſtellen. Er hat dieſe ſinnreiche Hypotheſe in einem eigens radirten Blatte anſchaulich zu machen, und durch eine beygefügte Erklärungsſchrift zu erläutern geſucht.

A. d. Bſ.

§. VIII.

Ueber die Bedeutung oder Vorstellung dieser Figuren.

Aus der Beschreibung, die ich von einer jeden dieser Figuren machte, erhellet hinlänglich, daß das Ganze ein Gefecht zwischen Helden oder Kriegern, und zwar unter dem besondern Beystande der Minerva, vorstellen sollte. Allein was für ein Gefecht man hier namentlich vorstellen wollte, dies ist eine Frage, welche nicht so leicht zu lösen, ja vielleicht für immer ein Räthsel bleiben möchte, da uns von der einen Seite Pausanias grade bey diesem Tempel des Jupiter Panhellenius gänzlich im

Stiche läßt, und von der andern Seite dieſe Figuren für ſich ſelbſt nichts Charakteriſtiſches an ſich tragen, wodurch man auf die Bedeutung einzelner Figuren, und mittelſt dieſer auf die Begebenheit ſelbſt ſchließen könnte. Die Minerva und der phrygiſche Bogenſchütze ſind die einzigen Figuren, die vor den andern etwas ausgezeichnetes haben; die Minerva durch ihre Aegis, der Bogenſchütze durch ſeine eng anſchließende Kleidung, und ſeine halb phrygiſche, halb perſiſche Mütze. Außer dieſen beyden Figuren findet ſich an der Bekleidung oder Bewaffnung der übrigen nichts, welches zu irgend einem hiſtoriſchen Schluß berechtigen könnte. Die Helme ſind mehr oder weniger von griechiſcher Form, doch alle unter ſich verſchieden, keiner dem andern vollkommen ähnlich. Die Schilde ſind bey allen Figuren ſich durchgehends gleich, den der Minerva nicht ausgenommen, alle ſind vollkommen zirkelrund von ſtarker Wölbung und breitem Rande, d. i. von der Argoliſchen Form. — Die beyden vor-

handenen Pfeillöcher sind sich ungleich, der eine, welcher dem persischen oder phrygischen Bogenschützen anzugehören scheint, hat eine etwas mehr asiatische Form, als der andere. — Von Schwertern, Bogen oder andern Waffen, welche wahrscheinlich von Metall waren, hat sich nichts erhalten. — Auch war weder auf den Schilden, noch sonst wo irgend ein Name oder Zeichen, in Farbe oder eingegraben, zu finden, so sehr ich mich bemühete, etwas der Art zu entdecken.

Wenn nun weder aus dem Charakter der einzelnen Figuren, noch aus der Art ihrer Waffen etwas abzunehmen ist, noch irgend eine andre Anzeige sich finden läßt, welche hinreichend wäre, einen Aufschluß über die geschichtliche Beziehung oder Bedeutung dieser in Verbindung aufgestellten Figuren zu geben, so scheint nichts übrig, als sich deßhalb an die ursprüngliche Bestimmung und die erste Entstehung des Tempels zu halten.

Was wir aber durch Pausanias in dieser

Beziehung erfahren, beſteht blos darin, daß Aeakus dieſen Tempel erbaut haben ſoll, und zwar aus folgender Veranlaſſung. — Als nämlich in Griechenland eine große Dürre herrſchte, fragten die Griechen das Orakel zu Delphi um Rath, welches ihnen die Weiſung gab, ſich an den Aeakus zu wenden, durch deſſen Fürſprache ſie vom Jupiter Regen erhalten würden. Aeakus verrichtete im Namen aller Griechen ſeine Opfer, und dieſe hatten den gewünſchten Erfolg. Hierdurch veranlaßt *) ſoll ſodann Aeakus dem Jupiter aller Griechen dieſen Tempel erbaut haben. —

Da nun auch in dieſer Erzählung nichts liegt, was mit den Bildwerken dieſes Tempels

*) Dieſes ſteht zwar nicht ausdrücklich im Pauſanias, weder B. 1. S. 45., noch B. 2. S. 29.; dagegen ſteht bey Iſokrates (Evag. C. 5.) die Veranlaſſung, aber die Erbauer des Tempels ſind die Vorſteher ſämmtlicher griechiſcher Städte, die den Aeakus um ſeine Fürſprache bey Jupiter erſucht hatten.

A. d. H.

in einigen Bezug gebracht werden könnte, über welche, so wie über die Beschaffenheit des Tempels selbst, Pausanias ein leidiges Stillschweigen beobachtet, so sehen wir uns auch von dieser Seite verlassen.

Da also nirgends ein sicherer Punkt sich findet, auf den zu fußen wäre, so wird nichts andres übrig bleiben, als sich nach althergebrachtem antiquarischem Gebrauch mit Conjecturen zu behelfen.

Vorausgesetzt nun, daß der verfallene Tempel, in dessen Umgebung die Figuren gefunden worden, unbestritten jener Tempel des Jupiter Panhellenius ist, für welchen er bis jetzt immer gegolten, welche Beziehung können die an diesem Tempel einst angebrachten Figuren mit dem Jupiter oder mit dem Aeakus, dessen angeblichem Stifter, haben? — Zwar ist bekannt, und durch Beyspiele zu erweisen, daß die Alten in Ansehung ihrer Tempel-Verzierungen sich nicht immer so genau daran hielten, eine strenge Beziehung zwischen den Gegenständen ihrer

Darſtellungen und zwiſchen dem Orte zu ſuchen, an welchem dieſe angebracht waren; denn wie ließen ſich ſonſt der Streit der Centauren und Lapithen, und die Gefechte der Amazonen auf dem Schilde der Minerva und an dem Schemel des olympiſchen Jupiters und andre ähnlich gewählte Gegenſtände erklären? Deßwegen iſt, wie ich glaube, auch hier nicht eine ſtrenge Beziehung als abſolutes Bedingniß der Erklärung zu fordern. So viel indeß läßt ſich immer muthmaßen, daß die Darſtellung dieſer Figuren an dem oft genannten Tempel nicht völlig willkürlich geweſen, ſondern in irgend einer Beziehung zu demſelben geſtanden habe; vermuthen alſo, daß vielleicht irgend ein Gefecht vorgeſtellt werden ſollte, worin ſich die Aeaciden unter dem beſondern Schutze der Minerva ausgezeichnet und Ruhm erworben. So wie von der andern Seite die Figur des phrygiſchen und perſiſchen Bogenſchützen muthmaßen läßt, daß irgend ein Gefecht vorgeſtellt werden ſollte, an welchem die Phrygier oder

Perſer Theil genommen, oder daß jener Kampf der Aeaciden gegen eines dieſer Völker gerichtet geweſen. —

Vielfältig ſind zwar die durch die Aeaciden vollbrachten rühmlichen Thaten, welche durch die Geſchichten und Dichtungen der Alten bis auf uns gekommen; doch ſind vorzüglich zwey große Kämpfe bekannt — der eine, in welchem die Aeaciden perſönlich gegen die Barbaren für das allgemeine Wohl Griechenlands geſtritten, der andre, deſſen glücklicher Ausgang wenigſtens ihrem unſichtbaren Beyſtand zugeſchrieben wurde. Dieſe beyden Kämpfe ſind der trojaniſche Krieg, und jener gemeinſchaftliche Kampf der Griechen gegen das Heer des Xerres.

In dem trojaniſchen Kriege wurden die rühmlichſten Thaten von den Aeaciden, dem Achilles, dem telamoniſchen Ajax, und dem Neoptolemus verrichtet. — Von dem perſiſchen Krieg aber erzählt Herodot, daß die Griechen vor dem Seetreffen bey Salamis, welches

eigentlich über die Unabhängigkeit von ganz Griechenland entſchied, für gut befunden, den Ajax und Telamon um ihren Beyſtand anzurufen, und zu dieſem Zweck ein Schiff nach Aegina ſchickten, den Aeakus und die Aeaciden abzuholen (was man hierunter verſtanden, ihre Bildſäulen oder ihre Aſche, iſt allerdings nicht klar). Dieſes Schiff mit den Aeaciden ſey wieder zu der griechiſchen Flotte zurückgekehrt, grade in dem Augenblick, als man das Zeichen zur Schlacht gegeben *). Die Griechen ſchrieben daher den glücklichen Ausgang dieſes entſcheidenden Treffens, in welchem ſich die Aegi-

*) Daß der vom Verfaſſer angenommene Sinn, der Erzählung des Herodot wirklich angemeſſen iſt, erhellet theils aus dem Sprachgebrauch, m. ſ. Thucyd. VI. 93. (ἐπὶ χρήματα καὶ ἵππεῖς), theils aus der Stelle des Herodot V. 80. und der dortigen Anmerkung von Weſſeling. Ein ſpäterer griechiſcher Schriftſteller ſagt: Das Schiff habe das Haus (die Familie) der Aeaciden nach Salamis gebracht.

A. d. H.

neten vor allen andern Griechen ausgezeichnet hatten, größtentheils diesem überirdischen Beystande zu.

Es wäre darum nicht unmöglich, daß die Aegineten zur Verherrlichung der Aeaciden, ihrer Heroen, und zum Andenken der eigenen Tapferkeit, welche sie in jenem Treffen bewiesen, an den beyden Giebeln dieses Tempels, welcher, wie man vorgab, den Aeakus selbst zum Stifter oder Erbauer hatte, eben jene Begebenheit hätten darstellen wollen.

Allein der an diesen Figuren bemerkbare Styl scheint mit der Zeit, in welcher das Treffen bey Salamis vorgefallen, nicht im Einklang zu stehen, d. h. er scheint weit frühern Zeiten anzugehören, wie ich, als von dem Styl dieser Figuren die Rede war, umständlicher zu zeigen mich bemühte. Auch hätte, wie mir scheint, die Figur der Minerva zu dieser Absicht nicht gepaßt, denn der Erfolg des Treffens bey Salamis wurde, dem Herodot zufolge, der Gegenwart und dem Beystande der Aeaciden

zugeschrieben. Diesem Glauben zufolge mußte daher nicht sowohl die Minerva, als Aeakus mit den Aeaciden als Vorsteher des Kampfes erscheinen.

Alle diese Widersprüche in Erwägung gezogen, welche sich der Meynung entgegenstellen, daß diese Darstellung auf das Treffen bey Salamis sich beziehen könne, bin ich geneigt zu glauben, daß unsere Gruppe eher eine der Thaten, welche die Aeaciden vor Troja verrichteten, darstellen könnte. Bey dieser Annahme würde auch die Figur der Minerva, welche den Griechen in den harten Kämpfen vor Troja den vorzüglichsten Beystand leistete, ganz passend und an ihrer Stelle seyn.

Auf welches einzelne der vor Troja vorgefallenen Gefechte aber die Vorstellung eigentlich Bezug habe; dieses wird, da die einzelnen Figuren, wie oben bemerkt, durchaus nichts Charakteristisches an sich haben, schwerlich oder niemals zu errathen seyn.

* * *

Zuſatz vom Herausgeber.

Die Meynung, daß dieſe Gruppe auf die Seeſchlacht von Salamis einen Bezug haben könne, hielt der Verfaſſer wahrſcheinlich nur darum des Widerlegens werth, weil ſie wirklich, vielleicht in Italien, behauptet worden. Gleichwie aber die Vorſtellungen in den Giebeln des Parthenon einzig auf die Minerva Bezug hatten: ſo iſt im Allgemeinen höchſt wahrſcheinlich, daß die an den Giebeln des Jupitertempels zu Aegina befindlichen Bilder keine andern Helden, als die Aeaciden vorſtellen ſollten. Denn Jupiter, Aeakus und die Aeaciden zuſammen waren die Schutzgötter der Inſel, wie aus jener Anrufung der Aegina, Aeakus Mutter, in einer Ode des Pindar erhellt: „Aegina, theure Mutter, dem freyen Volk erhalte die Stadt, mit Zeus und mit dem Herrſcher Aeakus und Peleus, auch dem trefflichen Telamon und mit dem Achilles“ (Pyth. VIII. am Ende). Auch „der Aeaciden wohl

befeſtigten Sitz" nennt Pindar an einer andern Stelle die Inſel, von der zur entſcheidenden Seeſchlacht unſtreitig ihre Bilder geholt worden; denn keiner der Söhne des Aeakus blieb im Lande, da Peleus und Telamon wegen des Mord's von Phokus flüchtig wurden, und nirgends iſt erwähnt, daß ihre Aſche in die Heimath zurückgebracht worden. Bilder der Helden waren alſo in Aegina. Im Aeaceum (Αἰακεῖον) wahrſcheinlich nicht. Nach der Beſchreibung des Pauſanias (II, 29) war dieſes ein bloßer Peribolus, von Marmor aufgeführt. Am Eingang waren die Bilder der einſt, zur Zeit der großen Dürre, von den Griechen an Aeakus abgeordneten Männer; im Peribolus ſelbſt befanden ſich uralte Oelbäume, und ein nicht ſehr über die Erde erhöheter Altar, der zugleich das Grabmal des Aeakus war; dieſes jedoch gehörte unter die Geheimniſſe des Orts. Ohnweit aber von dem Aeaceum war das Grab des Phokus. Außer dem Grabmal des Aeakus ſcheint alſo dieſer Bezirk kein

andres Heiligthum eingeschlossen zu haben. Auch wird von Pausanias kein andrer Tempel erwähnt, in welchem die Bilder sich befinden konnten. Unstreitig also waren sie in dem Tempel des Ahnherren, mit dem gemeinschaftlich sie verehrt wurden, und aus dem Tempel des panhellenischen Jupiters wurde das Haus der Aeaciden nach Salamis gebracht. Wie sie nun innerhalb des Tempels Gegenstände der Verehrung waren, so ist nicht anders zu erwarten, als daß die Vorstellung einer ihrer Thaten das Aeußere des Tempels geschmückt habe, wie die Vorstellungen der Geburt der Minerva und ihres Streits mit dem Neptun um den Besitz von Athen die Giebel des ihr geweiheten Tempels verherrlichten. Daß aber diese vorgestellte That grade eine Begebenheit des trojanischen Kriegs gewesen, ist hauptsächlich wegen der Gegenwart der Minerva wahrscheinlich; außerdem aber mit weniger Sicherheit zu behaupten, da wir nicht den ganzen Fabelkreis vom

Heldenleben der Aeaciden kennen. Noch weniger gewiß iſt, daß wir das vorgeſtellte Gefecht in den Beſchreibungen des Homer zu ſuchen haben, da der Sagen vom trojaniſchen Krieg ſo verſchiedene unter den verſchiedenen Stämmen waren, und nichts weniger als ausgemacht iſt, daß dieſe Bilder nicht in derſelben Zeit, oder in einer noch frühern, als unſer gegenwärtiger Homer, entſtanden ſind.

Wie dem ſey, ſo iſt der Mangel an hiſtoriſcher Charakteriſtik in der ganzen Vorſtellung ein Punkt, der bey der Schätzung des Alters derſelben mit in Erwägung gezogen werden muß, wie die auffallende Gleichförmigkeit in den Vorſtellungen beyder Giebelfelder, verglichen mit der Abwechſelung, die in dem vordern und hintern Giebel des Parthenon beobachtet war.

§. IX.

Ueber die Bemalung der Figuren und des Tempels.

Schon vorläufig iſt bey der Beſchreibung der Figuren erwähnt worden, daß dieſelben zum Theil bemalt geweſen. Die Spuren von Farbe, die ſich hier und da erhalten, ſind zwar nur ſchwach, und durch Einwirkung der Witterung und Feuchtigkeit der Erde, in der ſie vom Einſturze des Tempels bis jetzt gelegen, halb verloſchen; doch geben die wenigen noch vorhandenen Spuren hinreichende und unwiderlegliche Beweiſe ihrer urſprünglichen Bemalung.

Die an dieſen Figuren noch hier und da bemerklichen Farben ſind blos roth und him-

melblau. Das Roth ſcheint aus einem dunkeln Zinnober oder einer dem Zinnober ähnlichen rothen Erde zu beſtehen; die himmelblaue Farbe aber die gewöhnliche blaue Smalte zu ſeyn. Von andern Farben, oder Farben-Nuancen, als Gelb, Grün u. ſ. w., ließ ſich keine Spur an den Figuren entdecken, wohl aber an den Theilen der Architektur des Tempels, von welchen ich tiefer unten handeln werde. — Vielleicht auch daß einige Farben dem Einfluſſe der Witterung und der Erdſäure weniger widerſtanden, als die rothe und die blaue Farbe. Auch bey dieſen bemerkt man, daß die erſtere ſich ſtärker und lebhafter als die andere erhalten.

Die Theile, an welchen Spuren von Farbe entdeckt worden, ſind folgende.

Erſtlich faſt alle an dieſen Figuren vorkommende Rüſtungen, als die Helme, an welchen ſich einige Spuren himmelblauer Farbe erhalten, während der Helmbuſch oder Haarſchweif bey allen mit zinnoberrother Farbe bemalt war.

Die Schilde ſind durchgängig von ihrer innern Seite mit einer dunkelrothen Farbe angeſtrichen, welche mehr aus einer rothen Erde, als Zinnober zu beſtehen ſcheint. Dieſe rothe Farbe bedeckt jedoch, wie bemerkt, nur die innere Höhlung des Schildes und einen Theil des Randes von der innern Seite, bis etwa einen Finger breit von dem äußerſten Rande, wo eine eingeritzte Linie bemerkbar iſt, die dieſe rothe Farbe abſchneidet. An der äußern Seite oder Wölbung iſt bey den meiſten gar keine Farbe mehr wahrzunehmen; nur bey einigen Bruchſtücken von Schilden findet man deutliche Spuren jener himmelblauen Farbe auf der Oberfläche, jedoch auch nicht die ganze Außenſeite einnehmend, ſondern gleichfalls an einer auf der Oberfläche eingegrabenen Zirkellinie ſich endigend. Wenn ich früher vermuthete, daß dieſe rothe Farbe an der innern Seite die Fütterung der Schilde vorſtellen ſollte; ſo wäre doch auch möglich, daß die wirklichen Schilde ſtatt der gewöhnlichen innern Bekleidung, bisweilen von innen bemalt geweſen wä-

ren, wie dieſes aus einer Stelle des Pauſanias (6. B. 9. Cap.) zu erhellen ſcheint, wo er ſagt: „daß in einem der ſogenannten Schatzhäuſer in Olympia, außer einem Helm und Beinſchienen, auch ein Schild, mit Erz überzogen und der inwendig gemalt war, von den Myaneern als ein Theil der Kriegsbeute aufgeſtellt war.“ Jedoch die Art, wie dieſes geſagt iſt, zeigt hinlänglich, daß dieſes ungewöhnlich oder doch nicht allgemein üblich geweſen.

Außer den Schilden und Helmen finden ſich noch an den beyden vorhandenen Pfeilköchern Spuren ehemaliger Bemalung oder eines farbigen Anſtrichs; nämlich an dem einen, welcher dem phrygiſchen oder perſiſchen Bogenſchützen anzugehören ſcheint, eine Spur himmelblauer Farbe; an dem andern hingegen deutliche Zeichen, daß er zum Theil mit rother Farbe bemalt geweſen.

An den Harniſchen oder Küraſſen konnte ich bis jetzt keine Spur von Farbe entdecken.

Die Plinten dieſer Figuren waren durch-

gängig roth angeſtrichen, wie man ſolches bey den meiſten Bruchſtücken derſelben noch deutlich genug wahrnehmen kann. Von gleicher Farbe waren die Sohlen an den Füßen der weiblichen Figuren; auch bringt, wie ſchon bemerkt, der Umſtand, daß die Riemen oder Bänder, mit denen dieſe an die Füße befeſtiget waren, im Marmor nicht ausgedrückt ſind, auf die Vermuthung, daß ſie farbig angegeben waren, obſchon ſich hievon keine Anzeige erhalten. So iſt es auch wahrſcheinlich, daß die Gewänder der drey gerad'ſtehenden weiblichen Figuren entweder ganz oder zum Theil bemalt geweſen, obſchon ich hievon nirgends eine deutliche Spur habe entdecken können, als allein an der Minerva, wo an dem Saume des Gewandes über dem Knöchel des rechten Fußes eine deutliche Spur zinnoberrother Farbe zu entdecken iſt. Ob ſich dieſe Farbe über das ganze Gewand erſtreckt habe, oder nur die Verbrämung deſſelben vorſtellen ſollte, läßt ſich, wie bemerkt, nicht entſcheiden da ſich kein weiteres Ueberbleibſel derſelben erhalten.

An den nackenden Theilen dieſer Figuren konnte ich nirgends eine Spur von Farbe entdecken, ausgenommen einige von der zinnoberrothen Farbe an den Schenkeln der beyden mit L. und R. bezeichneten Figuren; ich halte jedoch dieſe Spur mehr für zufällig, als daß ich ſie einer gefliſſentlichen Bemalung zuſchreiben möchte, man müßte denn annehmen, daß jene rothe Farbe Blut vorſtellen ſollte, welches aus den Wunden gefloſſen, die an dieſen Figuren zum öfteſten angebracht ſind: Denn aus dem, was von der Bemalung der Waffen geſagt worden, erhellet, daß ſolche vielfarbig, d. h. theils roth, theils blau bemalt waren, und ſo läßt ſich nicht wohl vermuthen, daß das Nackende der Figuren zinnoberroth angeſtrichen geweſen.

Daß die Augen und Lippen bemalt geweſen, habe ich ſchon mehrmals beſtimmt ausgeſprochen; denn faſt bey allen Köpfen findet man durchgängig dieſe Stelle der Lippen und Augen rein und wohlerhalten, welches als eine Folge der aufgetragenen enkauſtiſchen Farbe, ſich

auch durch dasjenige erweiſet, was ich von der netzartigen Verzierung erwähnt habe, die an dem Helme eines noch übrigen Kopfes ſichtbar iſt; denn dieſe Verzierung iſt blos wie ein Hauch auf der Oberfläche des Marmors bemerkbar, und unſtreitig dadurch entſtanden, daß die nicht mit der Farbe bedeckten Zwiſchenräume allmälig durch den Einfluß der Witterung gelitten haben und rauher geworden ſind, die andern aber durch die enkauſtiſche Farbe rein und glatt erhalten wurden. Daß die Erklärung dieſer Art von Helldunkel, vermittelſt deſſen man, auch nach gänzlicher Erlöſchung der Farbe, die urſprüngliche Verzierung ſehr deutlich erkennen kann, die richtige iſt, erhellet auch daraus, daß ſolches Helldunkel blos von der einen Seite, und zwar der Wetterſeite ſichtbar iſt. Auf gleiche Art nun deutet ſich die ehemalige Anweſenheit der Farbe auch an den Lippen und Augäpfeln aller dieſer Figuren an. Ja es läßt ſich, beſonders an den Augen der Minerva, bey recht aufmerkſamer Beſichti-

gung, ſogar noch ein Hauch, oder eine Spur von Farbe und der ganze Umriß des Augapfels erkennen.

Ob die Haare dieſer Figuren urſprünglich auch Farbe hatten, muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen, da ſich keine Spur von derſelben erhalten; da indeß andere Theile bey dieſen Figuren bemalt geweſen, ſo wäre zu verwundern, wenn man dies bey den Haaren unterlaſſen hätte, und zwar um ſo mehr, als es bey den Alten überhaupt ſehr gewöhnlich war, bey marmornen Statuen und halb erhobenen Arbeiten, beſonders aber und durchgängig bey Werken von gebrannter Erde, die Haare roth zu färben, ſelbſt wenn die übrigen Theile des Körpers ohne Farbe blieben. — Dieſe Gewohnheit, die Haare roth zu färben, hat ſich von alten Zeiten bis jetzt in Griechenland erhalten, da es daſelbſt noch heut zu Tage allgemeine Sitte bey dem weiblichen Geſchlecht iſt, den Haaren eine rothe Farbe zu geben *).

*) Das Kraut, deſſen ſich die Weiber in Griechenland zu dieſem Zweck bedienen, iſt, wie man mir ſagte,

Nun einige wenige Worte über die Bemalung des Tempels ſelbſt, und beſonders der einzelnen Theile und architektoniſchen Glieder!

Die ſämmtlichen Verzierungen, Laubwerke u. dgl., Dinge, die man ſonſt auszuhauen pflegt, ſind hier blos in Farbe zu ſehen. Alle Glieder des Geſimſes, ſo wie das untere Gebälke waren bemalt. Vorhandene Bruchſtücke des Architravs zeigen, daß das unter den Dreyſchlitzen quer durchlaufende Band von rother Farbe, der untere hervorſtehende Theil der Dreyſchlitze aber ſammt den daran angebrachten

die Lawsonia inermis. Linn., doch iſt zu bemerken, daß die Haare durch dieſe Färbung nicht jene Röthe annehmen, welche bey uns in Deutſchland gewöhnlich rothe Haare zu haben pflegen; dieſe Pflanze verurſacht vielmehr bey der von Natur ſchwarzen Haarfarbe, welche in Griechenland allgemein iſt, blos einen röthlichen Schiller, d. h. die ſchwarzen Haare ſpielen gegen das Licht geſehen, in die Purpurfarbe, welches für das Auge eine angenehme Wirkung macht, und himmelweit von unſern gewöhnlichen fuchsrothen Haaren unterſchieden iſt. A. d. Bfs.

Tropfen von himmelblauer Farbe war. Das Gebälke über dem um den Tempel herumlaufenden Säulengang war mit bemaltem Laubwerk von abwechselnd grün und gelben Farben verziert.

Die Füllung oder Vertiefung des Giebels, in welcher einst die Gruppe unserer Figuren stand, war von himmelblauer Farbe.

Die Zelle des Tempels war, wie aus den Bruchstücken zu schließen, zinnoberroth, von innen aber waren die Mauern derselben mit einem dünnen Kalkbewurf überzogen, welcher glatt geschliffen und ebenfalls roth angestrichen war.

Auch die Dachziegel von Marmor waren an ihrer hervorstehenden Vorderseite mit einer Art von Blume bemalt, von der sich gleichfalls Muster erhalten haben.

Hier ist übrigens noch zu bemerken, daß der Tempel sammt den Säulen nicht aus Marmor, sondern aus einer Art von gelbem Sandstein erbauet war. Blos das Dach und der Kranz

des obern Gesimses war aus Marmor; wahrscheinlich um dadurch das übrige, d. h. den untern Theil des Gebäudes gegen die schädliche Einwirkung der Witterung sicherer zu stellen.

Es mag uns nach unserm heutigen Geschmack und neuern Ansichten wohl auffallend und sonderbar vorkommen, Statuen zu erblicken, welche bey ihrer vollkommenen Ausführung in Marmor auch noch zum Theil bemalt waren, so wie von Tempeln zu hören, welche von innen und von außen gefärbt, und deren Verzierungen, statt eingehauen zu seyn, vielfärbig angegeben waren. — Wir wundern uns über diesen scheinbar bisarren Geschmack, und beurtheilen ihn als eine barbarische Sitte, und ein Ueberbleibsel aus früheren roheren Zeiten.

Allein wie mir scheint, geht es uns nicht anders, als jenem im Evangelium, der mit dem Balken im eigenen Auge dem andern den Splitter herausziehen wollte. Hätten wir vor-

erſt unſere Augen rein und vorurtheilsfrey, und das Glück zugleich, einen dieſer griechiſchen Tempel in ſeiner urſprünglichen Vollkommenheit zu ſehen, ich wette, wir würden unſer voreiliges Urtheil gern wieder zurücknehmen, und preiſen, was wir jetzt zu verdammen uns herausgenommen. *)

*) Niemand wird anſtehen, dieſem Urtheil des Verfaſſers vollen Beyfall zu geben, das durch die ausführlicheren Erörterungen und Erläuterungen in dem ſchönen Werk des Herrn Quatremère de Quincy noch ſehr verſtärkt wird. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, anzuführen, daß der hier abgedruckte Bericht bereits im Anfang dieſes Jahres (1816) abgefaßt wurde, und der Verfaſſer von dem ſchätzbaren Werk des franzöſiſchen Gelehrten keinen Gebrauch machen konnte. Weiter verfolgt mag jenes Urtheil des Verfaſſers auf wichtige Betrachtungen leiten, über den nothwendigen Verfall der Kunſt durch Iſolirung und endlich völlige Trennung der ſich gegenſeitig fordernden Künſte, der Architektur, Malerey und Sculptur, die bis zu dem Grad, in welchem ſie jetzt ſtatt findet, vollends erfolgen mußte, ſobald Malerey und Bildhauerkunſt, anſtatt dem Oeffentlichen zu dienen, bloße Gegenſtände der Liebhaberey von Privatperſonen wurden. Jede jener drey Künſte

Daß dieſe Bemalung der Tempel und Kunſtwerke nicht als ein bloßes Ueberbleibſel der frühern Zeiten Griechenlands anzuſehen ſey, ſondern ſelbſt in den Zeiten der höchſten Ausbildung griechiſcher Kunſt üblich war, davon iſt der Parthenon das ſprechendſte Beyſpiel. Dieſer Tempel, eines der vollkommenſten Werke der Baukunſt, wurde, wie jedermann weiß, zu den Zeiten des Perikles von dem Baumeiſter Iktinus aufgeführt, und zwar unter der beſondern Leitung des Phidias, welcher, wie man aus Aeußerungen alter Schriftſteller zu ſchließen berechtiget iſt, alle daran vorkommende Bildhauerwerke wo nicht ſelbſt verfertigte, doch nach

muß in der jetzigen Abſtraktion die letzten Forderungen des Gefühls unbefriedigt laſſen, und es darf wohl geſagt werden, daß beſonders bey dem jetzigen untergeordneten Zuſtand der Künſte, für die kaum noch Raum in der Welt iſt, wir von der Herrlichkeit eines griechiſchen Tempels, die durch die Vereinigung und Zuſammenwirkung von Form und Farbe entſtand, keinen Begriff noch weniger ein Urtheil haben können. A. d. H.

ſeiner Angabe vollenden ließ; die darum auch den Stempel ſeiner Schule an ſich trugen. An dieſem Gebäude, welches in der größten Zeit griechiſcher ja aller Kunſt aufgeführt wurde, bemerkt man, daß ſowohl die Theile der Architektur, als die halberhobenen Arbeiten, welche die Zelle von der Außenſeite umgaben, mehr oder weniger bemalt geweſen. *).

Daß aber dieſe Sitte oder Gewohnheit, Statuen und Werke halberhobener Arbeit ganz oder zum Theil zu bemalen, ſelbſt die Zeiten der römiſchen Kaiſer hindurch bis zum Verfalle der Kunſt ſich erhielt, hievon zeugen mehrere Kunſtwerke aus jenen Zeiten, von welchen ich nur einige Beyſpiele anführen will. So finden

*) An dieſem Werke halberhobener Arbeit, das den bey den Panathenäiſchen Feſten üblichen religiöſen Aufzug vorſtellt, iſt der Hintergrund von himmelblauer Farbe. Die Haare der Figuren und mehrere Geräthſchaften ſind vergoldet, und an einigen andern Stellen hat man Spuren grüner Farbe entdeckt.

A. d. Vf.

ſich in der Antiken-Sammlung zu Neapel zwey weibliche Figuren, Bildniſſe aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer, welche die Haare roth bemalt hatten. Auch bey den vor wenigen Jahren vorgenommenen Nachgrabungen auf der Stelle der alten Volſciſchen Stadt Veji fand man, nebſt andern ſehenswürdigen Kunſtwerken, eine Statue, die, wie es ſcheint, die Julia Soemia, und zwar als Venus vorſtellen ſoll, deren Gewand gleichfalls zinnoberroth bemalt geweſen. — Auch bemerkte ich, als man von dem Caſino in der Villa Borgheſe die Baſſorelievi abgenommen, unter andern ein Bruchſtück von halberhobener Arbeit aus den ſpätern Zeiten der römiſchen Kaiſer, worauf ein Krieger mit rothbemalten Haaren und Bart zu ſehen war. —

Es ſcheint, daß überhaupt der Zinnober oder die rothe Farbe eine Lieblingsfarbe der Alten geweſen, und ſowohl zur Bemalung der Statuen als der Gebäude gedient habe. Vitruvius bezeuget dieſes auch in Hinſicht der Baukunſt und Pauſanias erwähnt einer großen Menge ſolcher

roth angeſtrichenen Statuen. Dieſe Farbe war vorzugsweiſe den Bildern des Bacchus, der Priape und der Faune eigen.

Welches bey den Alten die erſte Urſache oder Veranlaſſung geweſen, ihre Statuen und Tempel zu bemalen, hierüber iſt folgende Meynung, nämlich daß es nicht allein der Hang zum Farbigen geweſen, welcher ſie dahin geführt; ſondern daß es zum Theil aus der Nothwendigkeit entſtanden, und hauptſächlich in den Materialien, deren ſie ſich in den früheſten Zeiten bedienten, ſeinen Grund hatte.

Wie bekannt, waren die älteſten Schnitzbilder alle, oder doch größtentheils von Holz, und wurden nach dem Zeugniß des Pauſanias (9. B. 3. Cap.) mit dem allgemeinen Namen Dädala bezeichnet. So waren auch die älteſten Tempel aus Holz erbauet, wie dieß ſchon aus dem Weſen und Urſprunge der Architektur ſelbſt erhellet.

Das Holz nun iſt, wie bekannt, immer eines unreinen und fleckigen Ausſehens, und gewährt ſeiner Natur nach keinen ſonderlich gefälligen Anblick. Es war alſo natürlich, daß man darauf kam, demſelben eine Farbe zu geben, welche zugleich dazu diente, es gegen den Einfluß der Witterung und der Feuchtigkeit zu bewahren. So fing man an, die Schnitzbilder ſowohl als die Tempel zu bemalen, und ihnen einen einfarbigen oder vielfarbigen Anſtrich zu geben. *) Als man nun ſpäterhin anfing, ſtatt des Holzes ſich härterer Materialien zu bedienen, und endlich der Marmor die Stelle des Holzes vertrat; ſo trug ſich dieſe Gewohnheit, Statuen und Tempel zu bemalen, auch auf den Marmor über, indem man ſchon einmal daran

*) Eine gleiche Bewandnis hat es ja auch noch mit den Bildhauer-Arbeiten und Altären in unſern Kirchen in Deutſchland; ſind wir nicht auch der Materie, des Holzes, wegen genöthiget, ſolche entweder anzuſtreichen, oder zu vergolden? —

A. d. Vfs.

gewöhnt war, dieſe Gegenſtände farbig zu ſehen. *)

Die Art, die Tempel zu bemalen, mußte ſich natürlich in eben dem Grade vervollkommnen, in welchem der Geſchmack im Allgemeinen und in den übrigen Zweigen der Kunſt zunahm und mehr und mehr der Vollkommenheit ſich näherte, und ſo iſt vorauszuſetzen, daß dieſe Verbindung der Farbe mit der Form eben zu den Zeiten des Perikles, da der Parthenon erbauet wurde, auf ihren höchſten Punkt, nämlich zum reinſten und befriedigendſten Einklang, gebracht war.

*) Daß wir auch in der modernen Zeit, (vielleicht aus gleichen Urſachen) ein Gleiches gethan, d. h. ſteinerne Statuen bemalt oder vergoldet haben, davon finden ſich Beyſpiele genug in unſern gothiſchen Kirchen und Kirchhöfen. So ſind unter andern die Apoſtel im Dom zu Köln theils bemalt, theils vergoldet. Ein gleiches findet man in der Marien-Kapelle zu Würzburg bey den an den Pfeilern angebrachten Apoſteln aus Sandſtein. A. d. Bfs.

Schluß.

Dieſes iſt, was ſich von dieſen in jeder Hinſicht ſo merkwürdigen Werken der frühern Sculptur, vor der Hand und bey dem Zuſtand, in dem ſich dieſelben bis jetzt befinden, ſagen läßt. Zu mehrern Bemerkungen wird die Zeit Gelegenheit geben, wenn man einmal im Stande ſeyn wird, ſolche mit voller Bequemlichkeit von allen Seiten zu beſehen und zu unterſuchen, denn da dieſen Figuren durchgängig die Plinten oder Fußgeſtelle fehlen, war dieſes bis jetzt nicht möglich. Manches iſt daher blos flüchtig berührt, manches Andere vielleicht auch mit Stillſchweigen übergangen worden, das verdient hätte bemerkt zu werden. Allein für

das, was dieser Bericht seyn soll, für eine vorläufige Beschreibung dessen, was man von jenen Bildwerken zu erwarten hat, mag es genug seyn. Worte reichen ohnedies nicht hin, richtige Begriffe von Dingen zu erwecken, die man nie gesehen hat, und die nur durch die Anschauung können vollkommen verständlich werden. Hätte man dieser Schrift gleich auch die Umrisse dieser Figuren beygeben können, so würde vieles dadurch gewonnen, und die Sache dem Leser anschaulicher geworden seyn; allein dies war bey dem Zustande, in welchem diese Werke sich noch befinden, nicht thunlich.

Ich schließe diese Zeilen in der Erwartung, daß solche den Freunden der Kunst und des Alterthums gleich erwünscht seyn werden, indem ich überzeugt bin, daß die Erscheinung dieser Werke zu manchen neuen Ansichten die Thüre öffnen, und über viele Dinge Aufschluß geben wird, über die wir bis jetzt in Zweifel und Dunkel geblieben.

Schlußanmerkung des Herausgebers.

Dem Herausgeber ſey erlaubt, auch ſeinen Anmerkungen eine Schlußrede anzufügen, worin er noch einiges beybringen möge, das früher entweder keine ſchickliche Stelle finden konnte, oder überſehen wurde.

Gleich Anfangs forderte die Dankbarkeit, zu erwähnen, daß Winckelmann, wie er in allem Andern Vorgänger war, ſo auch der Erſte geweſen, der aus den Nachrichten des Pauſanias auf das Daſeyn einer eigenen uralten Schule der Kunſt in Aegina geſchloſſen hatte. Man ſehe die Geſchichte der Kunſt IV. Band 1ſte Abth. S. 13. Weim. Ausgabe.

Lessing in seinen Anmerkungen zu Winckelmanns Kunstgeschichte (Schriften Th. 10. S. 252.) wollte diesen Schluß mittelst eines allgemeinen, aber willkührlichen Begriffs von Kunstschulen bestreiten. „Schulen lassen sich nicht eher denken, als bis die Kunst zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt ist, bis die Meister nach festen Grundsätzen, und zwar jeder nach seinen eigenen, zu arbeiten anfangen.“ Und doch spricht Lessing in demselben Zusammenhang, einer Eintheilung der Maler-Schulen bey Plinius gemäß, von einer helladischen Schule, die sich wieder in die sicyonische und attische Schule getheilt; da man nach seiner Erklärung eben so wenig von einer attischen oder sicyonischen, als einer äginetischen Schule reden könnte, sondern nur etwa von einer Schule des Dädalus, in der Folge des Kanachus, des Phidias u. s. w., kurz von lauter Schulen einzelner Meister. Wem aber gegenwärtig ist, wie und in welchem Umfang Pausanias den Ausdruck ἐργαστήριον ἀττικόν gebraucht, der sieht wenigstens, daß Les-

ſing's Begriff nicht der der alten Schriftſteller iſt. Schule kann man eine jede Folge von Künſtlern nennen, zwiſchen denen eine Ueberlieferung beſtimmter Eigenthümlichkeiten wahrzunehmen iſt, oder deren Werke eine entſchiedene Familien-Aehnlichkeit zeigen. Daß dieſes bey den ältern äginetiſchen der Fall geweſen, haben wir aus den Zeugniſſen der Alten dargethan.

Leſſing behauptet zufolge der von ihm aufgeſtellten Erklärung, daß man „durch die Benennung des äginetiſchen Styls nur gewiſſe alte Werke unterſchieden habe, die lang vor der Stiftung aller Schulen gemacht worden;" ſolche Werke überhaupt, meynt er, habe man attiſche, oder äginetiſche, oder ägyptiſche genannt, und dieſes zu erweiſen, beruft er ſich auf die oben Seite 11. angeführte Stelle des Pauſanias B. 7, C. 5., aus welcher offenbar das grade Gegentheil erhellt. Es iſt unmöglich, daß Leſſing bey dieſer Stelle den griechiſchen Text angeſehen; er folgt der lateiniſchen Ueberſetzung, welche eben hier völlig verkehrt iſt.

Zu erinnern iſt indeß, daß dieſe Anmerkungen nicht von Leſſing ſelbſt bekannt gemacht wurden, und gewiß nur flüchtige, dem Rand der Winckelmannſchen Kunſtgeſchichte beygeſchriebene, Andeutungen für eine künftige nähere Unterſuchung ſeyn ſollten.

Die Entdeckung der in dieſem Aufſatz beſchriebenen Werke mußte auch die Aufmerkſamkeit der Gelehrten und Kunſtgeſchichtforſcher neuerdings auf dieſe äginetiſche Schule lenken. Da man aber immer und überall das Neue und Unbekannte gern auf das Alte und Bekannte zurückführen mag: ſo können wir uns nicht wundern, wenn man auch in dem Styl dieſer Figuren nur ein neues Beyſpiel für das zu findendachte, was man ſchon zuvor unter hetruriſchen, altgriechiſchem oder ägyptiſchem Styl wohl zu ennen meynte. Wenn aber auch der ſcharfurtheilende Verfaſſer der voranſtehenden Beſchreibung hier noch nicht durchgegriffen, und das äginetiſche ebenfalls noch unter jenen frühern Bezeichnungen begreifen zu können meynt

ſo gibt uns dagegen ſeine treffliche Beſchreibung ſelbſt die Mittel an die Hand, die äginetiſche Kunſt, gewiſſer allgemeiner Aehnlichkeiten mit der hetruriſchen und altattiſchen ungeachtet, als eine eigenthümliche, und von jenen urſprünglich verſchiedene zu erkennen.

Da, wo der Vorſchlag geſchehen, die äginetiſche Sculptur als die eigenthümlich doriſche zu betrachten, hätten wir einer Aeußerung der Weimar'ſchen Herausgeber von Winckelmanns Kunſtgeſchichte gern Erwähnung gethan, wäre ſie uns früher in die Augen gefallen. Es ſteht nämlich in der 76ſten Anmerkung zum IV. Bande folgendes: „Alle neueren Entdeckungen alter Denkmale, alle angeſtellten Vergleichungen haben den Forſchern bis jetzt noch immer nicht zur genauen Kenntniß von dem eigentlichen Unterſchiede der Kunſtſchulen verholfen. Daß aber, in Werken der Malerey wie der Plaſtik, ein ſolcher Unterſchied ſtatt gefunden, und von geübten Augen wahrzunehmen geweſen, iſt vermöge der Nachrichten, und vermöge der

ſtrengen Sonderung in Sitten, Gebräuchen, Sprache und Lebensart zwiſchen dem joniſchen und doriſchen Stamme keinem Zweifel unterworfen."

In demſelben Zuſammenhang mußte nebſt doriſcher Poeſie und Architectur, auch doriſche Tonkunſt erwähnt werden.

Perſönlich befreundet den ſtammverwandten Aegineten war Pindar; Beweis ſein Geſang auf die Aphäa, (Dictynna, Britomartis) den er ihnen dichtete, (Αἰγινήταις ἐποίησεν Pauſan. II. 30.), und die vielen Geſänge auf Aegineten, die in den Wettkämpfen geſiegt. Eine Anſpielung auf die in Aegina blühende Bildnerkunſt iſt der Anfang der 5ten Nemeiſchen Ode.

Um die Bedeutung des Ausdrucks: τρόπος τῆς ἐργασίας außer allen Zweifel zu ſetzen, mußte angeführt werden, daß Pauſanias an mehrern Stellen das Wort ἐργασία in Bezug auf die Ordnungen der Architectur gebraucht;

von der doriſchen z. B. B. V. C. 10. Τοῦ ναοῦ δὲ Δώριος μέν ἐστιν ἡ ἐργασία d. h. die Architectur des Tempels iſt doriſch. So auch ebendaſ. C. 16. gleich im Anfang. Unwiderleglich erhellt wenigſtens hieraus, daß das Wort nicht auf die bloße Ausführung geht, ſondern einen im Materiellen des Gegenſtands liegenden und beſtimmt ſich ausſprechenden Charakter andeutet, der da, wo von Sculptur die Rede iſt, in nichts Anderem beſtehen kann, als in der Art, die Natur zu nehmen und darzuſtellen.

In Anſehung der ſonderbaren Stellung der Minerva (S. 25.), welche von den Knieen an nach der Seite gerichtet iſt, während Kopf, Bruſt und der ganze Obertheil grade vorwärts ſieht, ließ ſich noch bemerken, daß dieſer Widerſpruch der Stellung ähnliche Gründe haben könnte, wie der Widerſpruch des Styls, den man zwiſchen den Köpfen der Figuren und dem übrigen Körper wahrnimmt.

Eine beſondere Merkwürdigkeit würde dieſe Minerva erhalten, wenn man ſie als Beyſpiel

und demnach als Erklärung der σκολιὰ ἔργα, bey Strabo L. XIV. p. 652. ed. Tzschuck. annehmen dürfte. Winckelmann in der ersten Ausgabe der Kunstgeschichte I. S. 90. meynte, man habe unter diesen nur solche Figuren verstanden, die, verschieden von den ältesten, völlig graden und unbeweglichen, mancherley Stellungen und Handlungen nachahmten. Gewiß ein sonderbarer Ausdruck, dergleichen Werke überhaupt verdrehete zu nennen! Eine spätere Erklärung muß die seyn, die in den Text der Weimar. Ausgabe S. 20. aufgenommen worden, der Ausdruck soll nur das Uebertriebene andeuten, welches die ersten Versuche, Mannichfaltigkeit der Stellungen und Handlungen in die Figuren zu bringen, nothwendig begleiten müssen. Die Nothwendigkeit zugegeben, wäre der Ausdruck gleichwohl für das, was man in Ansehung der Götterbilder je sich erlauben konnte, sehr übertrieben.

Dagegen läßt sich nicht läugnen, daß unsere äginetische Minerva ein σκολιὸν ἔργον recht

eigentlich zu nennen wäre. Werke dieſer Art konnte man auch mit allem Fug den alten Holzbildern entgegen ſetzen; denn dieſe waren meiſt Götterbilder oder eigentliche Idole, die grad' ausſahen, ohne ſich nach der einen oder andern Seite zu wenden. Von den ſtrengen Vorſchriften, denen ſogar die Weltgegenden nicht gleichgültig ſchienen, nach welchen Götterbilder gerichtet waren, konnte die Kunſt nur ſtufenweiſe, ſo, wie wir es bey unſerer Minerva ſehen, ſich abzuweichen erlauben, und auf dieſe Art und in dieſer Zwiſchenzeit entſtanden die σχολικὰ ἔργα.

Dieſe Vorſtellung zu faſſen, war allerdings nicht möglich, ehe ein ſolches Werk gekannt war. Aber auch jetzt wäre ſie unwahrſcheinlich, nach dem, was Winckelmann (S. 20. der neuen Ausgabe) aus Strabo anführt, „daß zu Epheſus viele Tempel ſowohl aus der älteſten als folgenden Zeit geweſen, und in jenen ſehr alte Statuen von Holz (ἀρχαῖα ξόανα) ge-

ſtanden, in den andern aber σχολικὰ ἔργα.“ Lautete der Bericht wirklich ſo allgemein, ſo müßten auch die σχολικὰ ἔργα etwas Allgemeineres bedeuten, ſie wären, den alten Holzbildern entgegengeſetzt, überhaupt künſtlichere Bilder. Der Zuſammenhang zeigt aber etwas ganz anderes, wie folgender Auszug beweiſt.

„Etwas höher über dem Meer (als die Stadt Epheſus) liegt der heilige Hayn, Ortygia genannt, in dem einſt Latona unter dem Beyſtand der Amme Ortygia gebar. Ueber dieſem Hayn liegt der Berg Solmiſſus. An dieſem Ort (ἐν τῷ τόπῳ) ſind mehrere Capellen (daß hier unter ναοῖς ſolche zu verſtehen ſind, zeigt das Folgende); von denen die einen alt, die andern ſpäter entſtanden ſind; in den alten ſind alterthümliche Holzbilder, in den ſpäter entſtandenen σχολικὰ ἔργα, nämlich die Latona mit einem Scepter, und die Ortygia, in jeder Hand ein Kind tragend.“ — Bilder aus neuerer Zeit waren alſo überhaupt

keine in dieſen Capellen vorhanden, ſondern nur aus der allerälteſten und der nächſtälteſten; zum Beweis des hohen Alterthums oder vielmehr der frühen Veraltung dieſes einzelnen Cultus, welche auch aus andern Umſtänden erhellt. Nämlich dieſe Tempelchen waren, wie Strabo ferner berichtet, der Mittelpunkt jährlicher feyerlicher Zuſammenkünfte, wobey beſonders die Jünglinge herrlich lebten; aber auch das Capitul (Collegium, ἀρχεῖον) der Kureten veranſtaltete dort Gaſtmäler und geheime Opfer (μυστικὰς θυσίας).

Klar iſt hieraus, daß nicht von Statuen überhaupt oder unbeſtimmter Weiſe, ſondern von beſtimmten Bildſäulen der Latona und Ortygia die Rede iſt, die in alten Capellen eines gewiſſen Bezirks in der Nähe von Epheſus, vermög' eines beſondern und zum Theil geheimen Cultus, verehrt wurden. Durch dieſe Bemerkung ſinkt Tyrwhitt's Vermuthung Σκόπα (Werke des Skopas) ſtatt Σκολιά zu leſen, vollends unter alle Wahrſcheinlichkeit.

Ob Lessing's Erklärung (Schriften (Th. 10. S. 236). nach welcher die alten Holzbilder Werke aus der guten ältesten Zeit der Kunst, die σκολιὰ ἔργα aber schlechte, elende Werke aus ganz neuer Zeit bedeuten sollen, sich besser mit dem Zusammenhang der Erzählung, so wie mit der sonst gewöhnlichen Bedeutung des Ausdrucks ἀρχαῖα ξόανα vertrage, wollen wir nicht untersuchen. Dagegen hoffen wir, daß diese unsere Anmerkung die Prüfung gründlicher Alterthumsforscher wohl verdienen möge.

Wir fügen nur, zu Verhütung von Mißverstand, die Erinnerung bey, daß es nicht unsere Meynung seyn kann, die ägineticke Minerva und somit diese sämmtlichen Figuren in jene Zeit zurückzusetzen, wo das Verdrehete bey Götter-Statuen entstand oder gewöhnlich war. Wir haben vielmehr bereits angedeutet, daß es mit dieser Verdrehung der Minerva eine ähnliche Bewandniß haben möge, wie mit den Köpfen, Gesichtern u. s. w., die aus einer

viel ältern Zeit zu ſeyn ſcheinen, als die Sculptur der übrigen Theile, woraus eben erhellt, daß dieſe Eigenheiten hier nicht mehr urſprüngliche Zeichen des alterthümlichen Styls ſind. Allein ſchon dies, daß man ſich noch bewogen finden konnte, dieſe Eigenheiten eines uralten Styls theilweis beyzubehalten, deutet auf eine ſehr ferne Entſtehungszeit.

Was die Behandlung der Haare insbeſondere betrift, iſt zu bemerken, daß dieſe überhaupt am längſten vernachläſſiget und conventionell behandelt worden. Wenigſtens nennt Plinius (XXXIV. 19. 4.) den Pythagoras von Rhegium als den erſten, der die Haare genauer ausgeführt, und deſſelben Kunſtzeit kann auf keinen Fall allzulange vor Phidias angenommen werden. Um ſo weniger iſt ſich darüber zu verwundern, als ſelbſt an dem Coloſſen von Monte Cavallo, den wir jetzt, nach den überzeugenden Gründen des würdigen Herausgebers der Winckelmann'ſchen Kunſtgeſchichte, herzhaft als ein Opus Phidiae anſprechen dür-

ſen, die Haare noch nicht völlig naturgemäß, geſchweige frey oder zierlich, behandelt ſind, und nach Plinius (ebendaſ. Sect. 3.) ſogar dem Myron noch vorgeworfen worden, capillum et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

In die Zeit der äginetiſchen Kunſt (zwiſchen Smilis und Kallon), da keine Namen von Künſtlern genannt werden, könnte man verſucht ſeyn, jenen Bildhauer zu ſetzen, von dem Winckelmann a. a. O. ſagt: „Ein gewiſſer äginetiſcher Bildhauer iſt nicht dem Namen nach, ſondern durch die Benennung des äginetiſchen Bildners bekannt", wozu er Plinius XXXV, 40. 41. anführt. Allein der Ausdruck: fictor Aeginetа, bezeichnet wahrſcheinlich überhaupt keinen Bildhauer, ſondern hat die Bedeutung des griechiſchen πλάσης, denn der Αἰγινητῶν πλαστική (Pauſan. 10, 17.), d. h. der äginetiſchen Thonbildnerey und ihrer anſehnlichen Ausbreitung haben wir ſchon früher Erwähnung gethan.

Fortan, da man der Eigenthümlichkeit des äginetiſchen Styls theils überhaupt gewiſſer, theils genauer von derſelben unterrichtet iſt, wird es in der griechiſchen Vaſen-Kunde eine eigene Aufgabe werden, Gefäße äginetiſcher Plaſtik, oder doch Nachahmungen von ſolchen zu erkennen, und von andern zu unterſcheiden. Doppelten Werth hat in dieſer Beziehung das einzige, wenigſtens zum Theil erhaltene Gefäß, das S. 80. Litt. G. G. beſchrieben iſt.

Bey Erwähnung der (ſogenannten ſchwarzen) Ceres zu Phigalia konnte bemerkt werden, wie unabhängig die Kunſt damals ſchon, auch in eigentlichen Gegenſtänden der Superſtition (wie viel mehr in andern!) ſich von dem Ueberlieferten gemacht hatte. Denn die Meynung, Onatas habe das Meiſte nach dem Anblick in Traumgeſichten gemacht, beweiſ't von der einen Seite zwar, daß es um eine Vera Icon der Göttin zu thun war, von der andern aber, daß der Künſtler keinesweges das alte Idol zum Vorbild genommen, ſondern ein Werk

völlig freyer Schöpfung aufgeſtellt hatte. So wie die Wahl des Onatas zu Verfertigung des Bildes — um jeden Preis wie Pauſanias erzählt — ein offenbares Zeichen iſt, daß man eben ihn im Stand glaubte, das heilige Grau'n uralter unförmlicher Götterbilder durch Großartigkeit des Styls und durch die Macht der Kunſt zu erregen.

Wer die Aeußerungen des Pauſanias über äginetiſche Kunſt aufmerkſam und im Zuſammenhange lieſt, kann nicht umhin wahrzunehmen, daß er derſelben mit einer gewiſſen Vorliebe gedenkt, und ihr mit beſonderer Neigung zugethan iſt. Bey dem Schweigen der übrigen Schriftſteller darf uns dieſe Bemerkung dennoch kein Mißtrau'n gegen die Nachrichten des Pauſanias einflößen; im Gegentheil zeigt jenes Schweigen nur in einem neuen Beyſpiel, wie ſehr an Genauigkeit und Kennerſchaft Pauſanias über die andern alten Schriftſteller hervorragt, aus denen wir unſre Kenntniſſe über alte Kunſtgeſchichte zu ziehen genöthiget ſind. Daß auch

nicht blos Pauſanias den Begriff eines äginetiſchen Styls ſich erdacht, oder gebildet habe, ſo etwa, wie auch ein neuerer Forſcher, mehr oder weniger willkürlich, Schulen unterſcheiden kann, erhellt aus der Hauptſtelle vom äginetiſchen Styl, wo er ſagt: „von den Griechen", alſo allgemein, werde er ſo genannt, gleichwie er auch ſonſt der äginetiſchen Werke als ſolcher erwähnt, die ſo genannt werden (τοῖς καλουμένοις Αἰγιναίοις).

Bey dieſer Vorliebe iſt um ſo mehr zu bedauern, daß Pauſanias in ſeiner Beſchreibung von Aegina den Berg und Tempel des Panhelleniſchen Jupiters nur wie von ferne begrüßt, anſtatt uns mit wenigen Worten, wie er pflegt, über ſo manche Ungewißheiten und Zweifel hinwegzuheben.

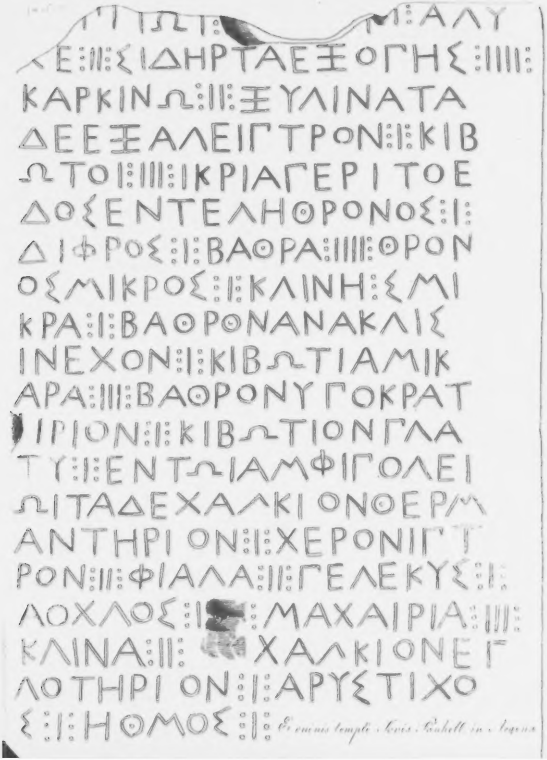
Wer übrigens beobachtet, wie Pauſanias von ihrem Stifter an die äginetiſche Kunſt von der attiſchen unterſcheidet, ja zum Theil heraushebt, und mit welcher Angelegenheit er am Ende die Trefflichkeit des Onatas, ſelbſt in

Vergleich mit dem Phidias, geltend zu machen ſucht, der wird ſich kaum des Gedankens erwehren können: Pauſanias, welchem Werke der äginetiſchen Kunſt ſelbſt ſchon als hohe Kunſt-Alterthümer vorſchwebten, habe über das Verhältniß zwiſchen dieſer und der attiſchen eine der unſeren gleiche Meynung gehegt, nämlich daß die äginetiſche der attiſchen auf dem Weg zur wahren Vollkommenheit vorangegangen ſey. Denn weiter, als zur mehr oder weniger begründeten Meynung, iſt in ſolchen Unterſuchungen nicht zu gelangen, und auch die Wahrſcheinlichkeit darf man nicht von dem einzelnen Grund erwarten; alle, auch die kleinſten Umſtände und Beziehungen müſſen zuſammengenommen und im Geiſt lang und wohl erwogen werden, um die Annahme zu entdecken, die ſie alle auf's Natürlichſte vereinigt, und ſo endlich zu einem befriedigenden Schluß zu kommen.

Zu verbeſſern:

Seite 9. u. 15. Quatremère: de: Quincy ſtatt Quatremère de Quincy.

Seite 206. Αἰάκειον ſtatt Αἰακεῖον.



ΠΙΩΙ: [illegible] Μ:ΑΛΥ
ΧΕ:ΙΙ:ΣΙΔΗΡΤΑΕΞΟΓΗΣ:ΙΙΙΙ:
ΚΑΡΚΙΝΩ:ΙΙ:ΞΥΛΙΝΑΤΑ
ΔΕΕΞΑΛΕΙΓΤΡΟΝ:Ι:ΚΙΒ
ΩΤΟΙ:ΙΙΙ:ΙΚΡΙΑΓΕΡΙΤΟΕ
ΔΟΣΕΝΤΕΛΗΘΡΟΝΟΣ:Ι:
ΔΙΦΡΟΣ:Ι:ΒΑΘΡΑ:ΙΙΙΙ:ΘΡΟΝ
ΟΣΜΙΚΡΟΣ:Ι:ΚΛΙΝΗ:ΣΜΙ
ΚΡΑ:Ι:ΒΑΘΡΟΝΑΝΑΚΛΙΣ
ΙΝΕΧΟΝ:Ι:ΚΙΒΩΤΙΑΜΙΚ
ΑΡΑ:ΙΙΙ:ΒΑΘΡΟΝΥΓΟΚΡΑΤ
ΙΡΙΟΝ:Ι:ΚΙΒΩΤΙΟΝΓΛΑ
ΤΥ:Ι:ΕΝΤΩΙΑΜΦΙΓΟΛΕΙ
ΩΙΤΑΔΕΧΑΛΚΙΟΝΘΕΡΜ
ΑΝΤΗΡΙΟΝ:Ι:ΧΕΡΟΝΙΓΤ
ΡΟΝ:ΙΙ:ΦΙΑΛΑ:ΙΙ:ΓΕΛΕΚΥΣ:Ι:
ΛΟΧΛΟΣ:Ι[illegible]:ΜΑΧΑΙΡΙΑ:ΙΙΙ:
ΚΛΙΝΑ:ΙΙ: [illegible] ΧΑΛΚΙΟΝΕΓ
ΛΟΤΗΡΙΟΝ:Ι:ΑΡΥΣΤΙΧΟ
Σ:Ι:ΗΘΜΟΣ:Ι: *Et omnis templi Novis Paukell in Aegina*

Zur

öffentlichen Sitzung

der

Königl. Akademie der Wissenschaften

am

Vorabend des Ludwigs-Tages 1829,

von

Fr. W. J. Schelling

als Vorstand.

München 1829.

Gedruckt mit Dr. C. Wolf'schen Schriften.

Einleitung.

Seit ihrer Entstehung hat die Akademie der Wissenschaften das Namensfest des Landesregenten alljährlich durch eine öffentliche Versammlung gefeyert, und bis jetzt ist ihr dieses schöne Vorrecht geblieben, an einem von der Nation festlich begangnen Tage das Wort gleichsam im Namen der wissenschaftlichen Anstalten zu nehmen, die, fast wie Pflanzen von Sonne und Licht, so von dem belebenden wohlwollenden Blick des Regenten abhangen. Wenn die Akademie je freudig dieses Wort nahm, so ist es am Doppelfest des Königs, Dem alle Anstalten wissenschaftlicher Bildung so viel, ja Dem sie das Größte verdanken: Einrichtungen, die jeder derselben ihre wahre Kraft und Stärke ertheilen und einen unzweifelhaften Erfolg sichern; denn Ihm ist, wie den größten Regenten einer nähern und ferneren Vergangenheit der ernste Beruf, Erzieher und Bildner Seines Volkes zu seyn, herrschender Gedanke, in dessen Ausführung allein Seine große Seele sich genügt, die nicht der Augenblick ausfüllt, die weiß, daß die Gegenwart nichts ist, und allen Inhalt und Werth nur von dem erhält, was sie für die Zukunft bereitet. Von den untersten Stufen bis zu den höchsten hat Sein Geist den ganzen Weg der nothwendigen Bildung Seines Volkes bedacht und bezeichnet: nichts fehlt zu der vollkommnen Ausführung, als daß die Nation Seinen Absichten freudig und bereitwillig entgegen komme.

Wenn wir daher gleich in dieser Feyer des Königlichen Namensfestes nur einen altakademischen Gebrauch erneuern, so sind doch die Empfindun-

gen, mit welchen wir dieselbe begehen, ganz andre als die einer bloß durch das Herkommen gebotenen Förmlichkeit, und unter Allen, die warm für ein Vaterland fühlen können, die höher als jeden eignen Vortheil den Gewinn anschlagen, der diesem durch die Sicherstellung seiner Zukunft mittelst mächtiger und kräftiger Anstalten zur geistigen Bildung gewährt wird, ist keiner, der nicht in unsre freywilligen, aus voller Ueberzeugung dem König dargebrachten Huldigungen von ganzer Seele und freudig einstimmte.

Was die Art dieser Feyer betrifft, so war es von jeher Sitte, daß an diesem festlichen Tage eine wissenschaftliche Abhandlung zuerst gelesen wurde, durch irgend einen Vorzug des Inhalts oder der Darstellung ausgezeichnet, der ihr einen Werth auch für die Folgezeit sicherte.

Für heute wird Herr geheimer Hofrath Maurer, vor Kurzem an die Stelle unsres verewigten von Westenrieder zum ordentlichen Mitgliede der historischen Classe einstimmig gewählt, und von Seiner Majestät dem König bestätigt, eine Abhandlung „über die bayerischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft" vortragen, die zugleich als seine akademische Inaugural-Schrift zu betrachten ist, und für welche ich die geneigte Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung erbitte.

Schluß.

Es gehört wesentlich zu der Feyer dieses Tages, der Wohlthaten zu gedenken, welche die Akademie im Laufe des Jahrs der Königlichen Huld verdankte. Hier können wir denn nicht umhin, vor Allem anzuführen, daß die geregelte Thätigkeit der Akademie ihre letzten Bestimmungen durch die erst kürzlich von Seiner Majestät genehmigte Geschäfts-Ordnung erhalten hat. Ein neues Leben beginnt: von nun an werden

die Denkschriften der Akademie regelmäßig, nach den Classen, sich folgen; die Monumenta Boica, unter die Obsorge eines eignen akademischen Ausschusses gestellt, und durch eine erst kürzlich beliebte Abänderung des frühern Planes in ihrem geschichtlichen Gehalt und Werth bedeutend erhöht, werden der Welt zeigen, wie belebend hier ganz besonders der Geist des Königs eingewirkt hat. Regelmäßig sich folgende Sitzungen der Classen werden künftig großentheils wissenschaftlichen Mittheilungen und Vorträgen gewidmet seyn. Fortlaufend gedruckte, am Ende des Jahrs zusammengestellte Berichte werden außer den wissenschaftlichen Berathungen der Classen die Abhandlungen von kleinerem Umfange, die nicht für die Denkschriften vorbehalten werden, schnell im gelehrten Publikum verbreiten, und einen stets regen Verkehr zwischen diesem und der Akademie unterhalten. Ebendiese werden die Anzeigen aller merkwürdigeren Vorfälle bey der Akademie von Halbjahr zu Halbjahr enthalten. Der erste, in wenigen Tagen erscheinende, wird die Geschichte der Akademie seit ihrer neuen Einrichtung bis zum Schluß des gegenwärtigen akademischen Jahrs vollständig nachtragen.

Eine vorzügliche Pflicht jeder Akademie ist es demnächst, jedes um sie erworbene Verdienst öffentlich zu erkennen, und besonders derjenigen Personen, die ein gewisses Maß von Zeit in thätiger oder wohlwollender Verbindung mit ihr gestanden haben, bey schicklicher und feyerlicher Gelegenheit dankbar zu erwähnen.

Hier fühlt sich denn die Akademie vor Allem zu der Erwähnung verpflichtet, daß es gerade funfzig Jahre sind, seit Seine Königliche Hoheit der Herr Herzog Wilhelm in Bayern das Diplom als Ehrenmitglied der Akademie anzunehmen geruht haben. In einer so langen Zeit haben Seine Königliche Hoheit stets wiederholte Beweise Höchst-Ihrer Theilnahme, wie an Allem was zum Ruhm und Wohl des Vaterlands gereichte, so besonders auch an der vaterländischen Akademie und ihrem Gedeih'n und Fortgang zu geben geruht: Beweise, wie sie von einem Fürsten sich erwarten ließen, der ernsten Beschäftigungen

hold, und den Wissenschaften insbesondre aus eigner Neigung zugewandt ist. Die Akademie, die es von jeher sich zum Glück gerechnet, in einem so ausgezeichneten Glied des geliebten Königlichen Hauses einen theilnehmenden und wohlwollenden Gönner ihrer Bemühungen zu wissen, wollte diesen Moment nicht vorüber gehen lassen, ohne ihn durch ein bleibendes Denkmal zu verewigen. Eine Münze, die, um sie als Seltenheit zu erhalten, nur in einer beschränkten Zahl von Exemplaren ausgegeben wird, soll auch der Nachwelt das akademische Jubiläum Seiner Königlichen Hoheit; gefeyert unter den ehrfurchtsvollen Glückwünschen der Akademie, im Gedächtniß erhalten. Die Akademie zweifelt nicht, daß der durchlauchtigste Herzog auch diese Glückwünsche und die Beweise tiefer Verehrung, die allein ihr zu Gebot standen, mit der Güte aufnehmen werde, deren Seine Königliche Hoheit von jeher jede Aeußerung ihres Dankes und ihrer Ehrfurcht zu würdigen geruhten; sie drückt mit froher Zuversicht die Hoffnung aus, daß sie auch für die Folge (mögen es noch viele Jahre seyn!) auf dieselbe Theilnahme rechnen dürfe, von der sie früher so manche aufmunternde Versicherungen erhalten.

Unter den ordentlichen Mitgliedern der Akademie befinden sich in diesem Jahre zwey, um die Naturwissenschaften, jeder in seinem Fach, besonders verdiente Männer, die ebenfalls schon vor funfzig Jahren Mitglieder der Akademie geworden sind. Der erste ist unser hier gegenwärtiger Kollege, Herr geheimer geistlicher Rath von Schrank, der im Jahre 1779 zum auswärtigen Mitglied der Akademie gewählt, seit dieser Zeit durch Mittheilung von Beobachtungen und Abhandlungen mit ihr stets in Verbindung geblieben, endlich im Jahr 1810 von dem Höchstseligen König Maximilian Joseph zum ordentlichen hier wohnenden Mitglied der Akademie ernannt, dieser auf mannichfache Weise, besonders durch die Anlegung des botanischen Gartens, zu dessen wissenschaftlicher Einrichtung er den ersten Grund gelegt, ausnehmend nützlich geworden ist.

Der andere ist Herr Joseph von Weber, gegenwärtig General-Vicarius des Bisthums Augsburg, allen Freunden der höhern Naturlehre

bekannt und werth durch seine anhaltend fortgesetzten Forschungen über jene gleichsam geistigen Triebfedern der Natur, Magnetismus und Elektrizität, und seine sinnig erfundenen Versuche, die selbst unter der großen Anzahl neuer Experimente, durch welche so manche neue Seiten dieser räthselhaften Wesen aufgeschlossen wurden, noch bemerkenswerth geblieben sind.

Möge den beyden hochbejahrten Männern, deren einer vor wenigen Tagen das 82ste Jahr überschritten hat, der andere dem 80sten nahe steht, unter andern Zeichen wohlthuender Achtung, von denen sie umgeben sind, auch diese öffentliche Anerkennung ihres Verdienstes von Seiten der vaterländischen Akademie der Wissenschaften erwünscht und erfreulich seyn!

Indem aber die Akademie mehrerer, durch hohes und ruhmvolles Alter ausgezeichneten Männer aus ihrer nächsten Umgebung gedenkt, würde der Ausmerksame es ihr mit Recht zum Vorwurf machen, wenn sie unterließe, auch ihrerseits eine Theilnahme auszusprechen, die in eben diesen Tagen von allen Seiten Deutschlands dem Manne bezeugt wird, der vorzugsweise und in einem Sinne wie kein Anderer der ganzen deutschen Nation angehört. Goethe, seit funfzig Jahren Anführer der deutschen Literatur, unter den Königen vorzüglich unserm Könige werth, und von Ihm auf eine des Herrschers und des Dichters gleich würdige Weise geehrt; Goethe, auch rein wissenschaftlichen Männern ein verehrtes Vorbild: dem Naturforscher — wegen des freyen, gleichsam den Weg der Natur selbst verfolgenden Blickes; dem Philosophen — wegen des Ernstes und der unabläßigen Bemühung, womit er auch als Dichter nur jene Wahrheit gesucht und hervorgehoben, die überall allein fähig ist, Geist und Gemüth dauernd zu bewegen; dem Alterthumsforscher — als lebendiges, gegenwärtiges Beyspiel, an welchem er das Geheimniß der unerforschten Kunst jener großen Schriftsteller und somit den ganzen Sinn des Alterthums zu ergründen vermochte: — Goethe vollendet in diesen Tagen sein 80stes Lebensjahr. Möge ihm, dem wie Nestor, dem Trefflichsten der Sterblichen,*)

*) Φέρτατος ἡμερίων, in einem griechischen Epigramm.

schon zwey der redenden Menschengeschlechter vorübergegangen sind, und das dritte noch ehrerbietig horcht, möge ihm unter so vielen Stimmen freudiger und verehrungsvoller Theilnahme, die er in diesen Tagen vernehmen wird, auch der Glückwunsch unserer Akademie, wenn er aus der Ferne zu ihm dringt, nicht unwillkommen und ein Beweis seyn, der in allen Theilen Deutschlands gleichgestimmten Empfindungen der Liebe und Anhänglichkeit für den ehrwürdigen Patriarchen deutscher Kunst und Wissenschaft!

Mit einer angemeßneren Erwähnung konnte ich nicht auf den eigentlichen Gegenstand unsrer Feyer zurückkehren, den König, der Alles, was deutscher Geist an erhebenden Gedanken oder würdigen Empfindungen in sich vereinigt, selbst durchdacht, selbst gefühlt, und aus den Schätzen seines eben so umfassenden Geistes als reichbegabten Herzens königlich vermehrt hat. Heil dem König, welcher in einer Zeit, wo so viele Gefahren droh'n und eine unsichtbare Hand wieder eines der schweren inhaltsvollen Blätter der Weltgeschichte umzuschlagen scheint, Einer der leuchtenden Sterne ist, zu denen die bessern Geister vertrauensvoll aufseh'n! Heil dem König und allen seinen Unternehmungen zum Besten seines Volks, zur Förderung alles dessen, was ein Volk, was die ganze Menschheit adelt und erhebt!

Rede

an

die Studierenden

der

Ludwig-Maximilians-Universität

in der

Aula Academica

am Abend des 29sten Decembers 1830

gehalten

von

Schelling,

ordentl. Professor.

BIBLIOTHEK DER GEHE-STIFTUNG IN DRESDEN

Ge 8 / 13

München,

in der literarisch-artistischen Anstalt.

1831.

[Friedrich William Joseph]

Kiel. verb. A 2500e

Meine Herrn!

Ich habe Sie, außerordentlicher Weise, gebeten, mich heute noch zu hören; ich spreche zu Ihnen nicht in Auftrag, nicht daß ein Mensch es mir angemuthet oder mich darum ersucht hätte, sondern ganz allein, weil das eigne Herz es mir gebietet, weil ich es nicht mit ansehen kann, daß noch eine Nacht wie die letzten herankomme und der Zustand von Unruhe fortdaure, der schon so viele unglückliche Folgen gehabt hat und mit noch unglücklicheren uns, Sie alle, die Hohesschule selbst bedroht; um mit Ihnen zu überlegen, wie die Ruhe in die Gemüther, der Friede in die gestörten Verhältnisse zurückzuführen sey; was noch sich thun lasse, um dem immer weiter um sich greifenden, unsern liebsten Hoffnungen schmähliche Vernichtung drohenden Unheil ein Ziel zu setzen. Ich rede zu Ihnen — nicht als ein Vorgesetzter, sondern als Ihr Lehrer, dessen Stimme Sie in manchen ruhigen und, ich darf sagen glücklichen Stunden, wenn es ihm gelang, Sie in Ihr eignes Innres und in die Tiefen

menschlicher Gedanken zu führen, mit Lust, mit Liebe, selbst mit Begeisterung gehorcht haben — ich rede zu Ihnen, nicht als einer der Ihnen gegenüber steht, sondern der mit Ihnen dasselbe Interesse hat, als Freund der Jugend, als Ihr Freund, der in Ihnen nie etwas Andres gesehen hat als wahre Commilitonen, Mitstreiter im großen Kampfe des menschlichen Geistes. Hören Sie also auch heute den, dem Sie als Anführer auf dem Wege der Wissenschaft mit Vertrauen und Muth gefolgt sind, mit Liebe und Vertrauen, und lassen Sie ein gutes Wort bei Ihnen eine gute Statt finden!

Denn: Heilbar sind die Herzen der Edeln, wie Homer sagt. Zeigen Sie sich als Edle, als höher Denkende, die über das Zufällige hinwegsehn und nur das Wesentliche im Auge haben. Die Erbitterung ist groß, dennoch halte ich sie nicht für unheilbar. Die bloße Gewalt ist blind; der einmal entfesselten vermag der beste Wille, die zärtlichste Sorgfalt nicht mehr Ziel und Maß zu geben; über die Gewalt vermag ich nichts, aber über Sie sollte ich billig etwas vermögen; ich habe es — warum dürfte ich es nicht sagen? — ja ich habe es um Sie verdient durch meine Liebe zu Ihnen, durch die Aufrichtigkeit meiner Vorträge, in denen ich Sie bis auf den Grund meiner Gedanken sehen lasse. Ich kann mich nicht an die Gewalt wenden, darum wende ich mich an

Sie; Sie habe ich mir erſehen, und zu Ihnen hege ich das Vertrauen, daß durch Sie — durch Sie allein ohne andere Dazwiſchenkunft — durch einen einzigen groſſen und auf immer ruhmwürdigen Entſchluß Ihres Herzens das alles beendigt werde, was mich nicht allein, was alle Ihre Lehrer, alle die eines Gefühls für die Hoffnungen des Vaterlandes fähig ſind, mit der tiefſten Betrübniſi, mit den bangeſten Sorgen erfüllt. Noch ſtehen die Sachen ſo, daß man ſie anſehen kann als ſolche, die von einem erſten, vielleicht unüberlegten, inſofern zwar tadelhaften, doch verzeihlichen Anfang durch eine Verkettung von Umſtänden und Verhältniſſen, gegen die nicht jeder gleich ſtark und gewaffnet iſt, bis zu dem Punkte gediehen ſind, wo der nicht Wollende mit dem Wollenden, der Unſchuldige mit dem Schuldigen fortgeriſſen wird, wo die Beſinnung flieht und blinde Wuth bis zum Aeußerſten fortſchreitet — ja bis zum Aeußerſten! oder ſoll es, kann es noch weiter kommen, nachdem Blut, ich ſchaudre es zu ſagen, das Blut der Jünglinge, die uns zu geiſtiger Pflege und Ausbildung anvertraut ſind, gefloſſen iſt? O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſeh'n! Excidat illa dies aevo! Möge eine augenblickliche, jetzt gleich, und indem ich Sie anrede, beſchloſſne Umkehr, dieſe Tage in eine eben ſo tiefe als ſchnelle Vergeſſenheit begra-

ben! An Ihnen ist es — ich sage es frei und furchtlos — an Ihnen ist es umzukehren; oder sollten Sie den Abgrund nicht sehen, der sich zu Ihren Füßen bereits geöffnet hat, der Sie, der uns alle, der unsere theuersten und schönsten Hoffnungen zu verschlingen droht? Hören Sie die Stimme der Weisheit und einer väterlichen Zuneigung, denken Sie, daß aus Ihren Lehrern, daß aus mir in diesem Augenblick Ihre Eltern, Ihre Verwandten, alle die Ihnen die liebsten und werthesten unter den Menschen sind, zu Ihnen sprechen, Sie beschwören, durch eine plötzliche, nie zu spät kommende Besinnung still zu stehen auf der gefährlichen Bahn, die Sie betreten haben. Noch ist es Zeit, bald — einen Schritt noch — und es wird zu spät seyn!

Ich weiß es, — unvollkommen zwar und nur aus Angaben Einzelner unter Ihnen, die den rechten Weg gewählt haben sich deßhalb an die vorgesetzte akademische Behörde zu wenden, aber ich weiß es — daß auch Sie zum Theil über schwere Unbilden, über unnöthig grausame Behandlung Einzelner sich zu beklagen haben. Glauben Sie nicht, daß Ihre Lehrer gleichgültig sind gegen das, was Ihnen widerfährt; kehren Sie nur zuerst in die Schranken der Ordnung zurück! Ich rede zu Ihnen, wie gesagt, ohne Auftrag, der Entschluß selbst, an Sie mich zu

wenden, ist ohne Vorwissen der akademischen Behörde gefaßt; aber die Gesinnungen meiner verehrten Amtsgenossen sind mir, wie meine eignen, zu gut bekannt, als daß ich mich nicht berechtigt halten sollte, mich dafür zu verbürgen, daß wir bereit sind, alles zu thun, um den unverschuldet Gekränkten oder Mißhandelten jede Genugthuung zu verschaffen, die von einer gerechten und selbst jetzt (ich bin dessen gewiß) noch viel weniger entrüsteten als schmerzlich betrübten Regierung zu erwarten steht. Wenden Sie sich von heute an in jedem Fall, wo Ihnen über Gebühr geschehen, an den akademischen Senat, setzen Sie diesen selbst in den Stand, alle Thatsachen solcher Art, hinlänglich beglaubigt, der höchsten Behörde vorzulegen.

Sie sehen, wie wenig ich gemeint bin, alles Unrecht nur auf Ihrer Seite zu suchen. Aber, meine theuersten Herrn und Freunde, Sie haben die Gewalt hervorgerufen und Sie haben während vier Tagen nicht aufgehört sie hervorzurufen. Wir beklagen, ja wir beweinen alles, was ohne Noth gegen Sie verübt worden seyn sollte; allein unsre Klage wendet sich immer zuletzt an Sie selbst zurück. Von Ihnen hängt es ab, die Stille und Ruhe wieder eintreten zu lassen, bei der allein gerechte Klagen Gehör fordern und finden können.

Schon trägt man sich zum Theil mit gräß-

lichen Beſchuldigungen von Abſichten, die Ihnen zugetraut werden. Ich bin wie von meinem eigenen Leben überzeugt, daß der geſunde Verſtand, das richtige Urtheil, die gute Geſinnung des bei weitem größten Theiles unter Ihnen den bloßen Gedanken ſolcher Abſichten mit Abſcheu und Entrüſtung zurückſtößt. Aber eben darum, und weil man Abſichten dieſer Art vorauszuſetzen eben jetzt ſo geneigt iſt und leider zum Theil ſo viele Urſache hat, eben weil durch eine Verkettung von Umſtänden und unglücklichen Maßregeln gerade in Deutſchland — zwar in geringer Zahl — aber denn doch eine Gattung von Menſchen ſich erzeugt hat, die, gleich heimathlos im Reiche des Geiſtes wie im Gebiete des Staats, unfähig durch irgend einen wahrhaft großen Gedanken, durch eine ruhmwürdige That die Aufmerkſamkeit ihrer Mitbürger zu erregen, den Umſturz ſuchen, der ihre unbedeutende, aber von einem ſinnloſen Ehrgeiz verzehrte Perſönlichkeit an die Stelle ſetze, wo ſie bemerklich werde; eben deßhalb und dieſer Umſtände wegen, die ich mit Freimüthigkeit ausſpreche, hat jeder, dem das Vaterland lieb, dem die Ehre der Nation ein unſchätzbares Gut iſt, auf's gewiſſenhafteſte zu verhüten, daß durch keine Art von Verletzung der öffentlichen Ordnung irgend eine Lücke, eine offene Stelle entſtehe, durch welche jene den Staat umſchleichenden

und vergebens bis jetzt in ihn einzudringen ſuchenden Wölfe wirklich einzubrechen vermöchten. Wenn Auflehnung gegen die rechtmäßig eingeſetzte Gewalt, ſelbſt dann, wenn dieſe durch eine offenbare und ſchreiende Verletzung beſchworener Pflichten und Rechte ſie hervorruft, ſtets ein Unglück, da wo keine unwiderſtehlich dringende Urſache dazu vorhanden iſt, ſtets ein Verbrechen iſt, ſo wäre ſie hier, ſo wäre ſie in Verhältniſſen wie die unſrigen außerdem zugleich — Wahnſinn. Ich weiß, daß Sie dieſe Ueberzeugung mit mir theilen; kann ich aber eben ſo gut wiſſen, können Sie ſelbſt wiſſen, daß Wölfe von der eben bezeichneten Art nicht auch unter Ihnen herumſchleichen, die durch treuloſe und verrätheriſche Einflüſterungen eine Sache, die nur jugendliche Unbeſonnenheit angefangen, groß zu ziehen und bis zu jenem Aeußerſten zu bringen ſuchen könnten? Müßten Sie nicht erſchrecken, wenn unverſehens in Ihren Reihen Stimmen eines ſolchen Wahnſinns ſich erheben ſollten, die freilich unfähig, unſre Verhältniſſe, das Glück welches wir vor ſo vielen anderen Völkern, nah und fern, unter Geſetzen, und einer alle unſere theuerſten Rechte ſchützenden Verfaſſung genießen, zu erſchüttern, aber hinlänglich wären, die in meinen Augen unauslöſchliche Schmach auf uns zu laden, daß wir ſelbſt ſolchen Stimmen Gelegenheit gegeben hätten, auf

bayerischem Boden und im Anblick eines Volks sich vernehmen zu lassen, das von jeher zu stolz gewesen, Fremdes blind nachzuahmen, von leeren erfindungsarmen Köpfen sich führen zu lassen, oder seine Eigenthümlichkeit zu verläugnen.

— O, wie erfreut mich dieser Sturm eines lauten, anhaltenden, eben hier aus dem Herzen hervordringenden Beifalls, den ich nicht als Beifall für mich, den ich nur als Ausbruch der innersten und herzlichsten Zustimmung zu den von mir ausgedrückten Gesinnungen ansehen kann!

Um so mehr, und weil dieß Ihre Gesinnungen sind, ist es die höchste Zeit, meine Herrn, und ich rechne von diesem Augenblick mit Gewißheit darauf, daß die Unordnungen aufhören, von denen Sie selbst nicht wissen können, wohin sie führen und wo sie enden. Die einzige Frage ist wie? wie herauskommen aus dieser unseligen Verwicklung? Nichts einfacher, wenn Sie nur, — Sie selbst, wenn Sie Ihrer eigenen Würde, Ihres eigenen hohen Standpunktes sich bewußt seyn wollen. Aufgereiztem Pöbel kann man nicht zumuthen, daß er sich selbst überwinde. Ihnen, Jünglingen, die die Sonnenhöhen der Wissenschaft kennen, die tief unter sich gemeine Denkart und gemeines Vorurtheil sehen, die ihren Geist an dem Höchsten zu üben gewohnt und zu üben aufgefordert sind — Ihnen

kann man zutrauen, daß Sie den Werth der Selbstüberwindung fühlen, und daß Sie in sich selbst die Kraft finden, sie wirklich zu üben; Sie kann man auffordern, eben jetzt ein Beispiel dieser Selbstüberwindung zu geben, das nicht allein Sie ehren, sondern — als allein durch die Stimme der Vernunft und der bessern Einsicht bewirkt — ein allgemeines Zeugniß für den Geist deutscher Universitäten ablegen wird. Was will die bloß physische Unerschrockenheit, mit der auch der Barbar, der Sclave selbst, vom Stecken des Treibers getriebenen, blitzenden und todverbreitenden Waffen, oder festen und unbezwingbar scheinenden Mauern sich entgegenstürzt, was will diese Unerschrockenheit, der auch die tiefste Rohheit fähig ist, gegen die Tapferkeit sagen, mit der ein edles Gemüth sich selbst bezwingt? Den bloßen Naturmenschen kann man auch an dem Widerstand erkennen, den er der physischen Gewalt entgegensetzt; den Gebildeten und wahrhaft menschlichen Menschen, unter den Gebildeten den Mann, der Mann ist im vollen Sinne des Worts, erkennt man an der Gewalt, die er über sein eigenes Inneres ausübt. O lassen Sie diesen höchsten Sieg nicht sich entgehen! Niemand wird sich über die Gründe Ihres Entschlusses täuschen, Niemand wird verkennen, daß Sie sich zu gut und durch Ihren Beruf zu erhoben gefühlt

haben, um ferner einen Kampf hervorzurufen, der ohne Gegenstand, der ohne allen vernünftigen Zweck ist, den Sie selbst nach wenigen Wochen, schon nach wenigen Tagen, wenn er heute noch fortgesetzt würde, verwünschen, ja verfluchen müßten.

Wissen Sie, was uns bevorsteht? Wenn dieser Kampf noch einen einzigen Abend erneuert wird, so ist vorauszusehen, daß die Vorlesungen geschlossen, auf mehrere Monate alle einheimischen Studierenden die Stadt, alle auswärtigen das Land zu verlassen genöthigt werden. Die öffentliche und allgemeine Ordnung ist ein zu großes und unschätzbares Gut, als daß hier eine Rücksicht auf irgend ein besonderes Institut stattfinden könnte. Wissen Sie, was noch entfernter bevorstehen kann? Ich muß es sagen: leider gibt es noch immer eine Anzahl Menschen unter uns, die der Verlegung der Hohenschule in die Hauptstadt, die der Macht, welche der wissenschaftliche Geist dadurch erlangt hat, gram und im Innern abgeneigt sind, die alles aufbieten werden, diese Vorfälle zu benutzen, um die Hoheschule für immer von hier zu verbannen, sie auf den alten Stand zurückzusetzen. Bayer'sche Jünglinge, die Ihr wißt, die Ihr fühlt, was Ihr der hiesigen Universität verdankt, welche Vortheile für allseitige, gründliche, immer dauernde Bildung sie Euch gewährt, die Ihr insbesondere im Stande

seyd, den gegenwärtigen Zustand mit dem frühern zu vergleichen, wendet alles an, weiteres Unglück zu verhüten! Vielleicht ist es sogar in diesem Augenblicke schon zu spät, und es bleibt uns nur die Hoffnung, wenn dieser Abend die vorigen Scenen nicht wieder erneuert, noch die Katastrophe abwenden zu können.

Die Zeit drängt, ich kann nur kurz noch sagen, wie Weniges ich im Grunde Ihnen zumuthe. Es ist nur dieß, daß Sie diese Eine Nacht alle, wie Sie hier sind, sich ruhig zu Hause halten, daß die, welche mich gehört haben, alles thun, um auch die, welche mich nicht gehört haben, zu diesem Entschluß zu bewegen. Es ist so wenig, um das ich bitte, zu dem ich Sie als Lehrer, als Freund ermahne. Ich war auch einst Student; ich muthe Ihnen nichts zu, was der Ehre wahrer akademischer Bürger nachtheilig seyn kann. Sie dürfen sich nicht schämen, meiner Stimme zu folgen; auch mein Herz hat für alles Rechte, was Sie empfinden, geglüht und glüht noch dafür. Nun also, ich fordre Sie auf, wagen Sie es, sich selbst zu überwinden, einen Augenblick der Verläugnung wird es Sie kosten, im nächsten Augenblick des fest gefaßten Entschlusses werden Sie sich größer, werden Sie sich über sich selbst erhoben fühlen. Ich entlasse Sie nicht von hier, ohne daß Sie das, was ich

verlange — im Namen des Vaterlandes, im Namen der Wissenschaft, im Namen dieser Universität von Ihnen verlange — ehe Sie dieß fest, wie Männer beschließen, beschlossen haben. Geben Sie nicht zu, daß man von mir sage, er hat sich in seiner Meinung getäuscht, sein guter Wille ist ihm schlecht gelohnt worden. Zeigen Sie, daß zwar nicht Kolbenstöße, nicht Bajonetstiche, noch Säbelhiebe, aber daß das Wort eines einzigen Lehrers, der nichts bei Ihnen voraus hat, als die Meinung von seiner herzlichen Zuneigung und Liebe, daß das Wort eines einzigen Lehrers im Stande war, Sie zur Stille, zur Ruhe zurückzurufen. Jetzt gleich, indem Sie nach Hause gehen, bitte ich Sie, alles Aufsehen zu vermeiden. Wie schmerzlich müßte ich es empfinden, wenn dem guten Willen, die Sonne nicht untergehen zu lassen, ohne noch alles aufgeboten zu haben, was zu Ihrem Besten geschehen konnte, wenn diesem nur die kleinste durch ihn veranlaßte Unordnung vorgeworfen werden könnte! Nein; die Ehre Ihres Lehrers ist eins mit Ihrer eigenen, und welches auch Ihre Empfindungen seyn mögen, Sie werden den Lehrer, der sich an Ihr Vertrauen gewendet, nicht bloßstellen, Sie werden das Vertrauen, das er in Sie gesetzt hat, nicht beschämen lassen!

Gott mit Ihnen!

Unmittelbar nach Beendigung der Rede, und während die Mitglieder des akademiſchen Senats, die derſelben beigewohnt hatten, noch gegenwärtig waren, erſchien eine Abordnung der Zuhörer, welche für ſich, wie für die nicht Anweſenden verſprachen, und ihr Ehrenwort gaben, daß in der folgenden Nacht kein Studierender auf der Straße erſcheinen ſollte. Sie haben ihr Ehrenwort gelöst.. Die Nacht verfloß in tiefſter Ruhe, Grabesſtille herrſchte auf den Straßen, nur unterbrochen von dem Geräuſch der zahlreichen Patrouillen des Linien- wie des Bürgermilitärs; kein Studierender wurde verwundet.

Philoſophiſche

Unterſuchungen

über

das Weſen

der

menſchlichen Freiheit

und die

damit zuſammenhängenden

Gegenſtände.

Von

F. W. J. Schelling.

Reutlingen,
in der J. N. Enßlinſchen Buchhandlung.
1834.

BIBLIOTHECA
REGIA

Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freyheit können theils den richtigen Begriff derselben angeben; indem die Thatsache der Freiheit, so unmittelbar das Gefühl derselben einem jeden eingeprägt ist, doch keineswegs so sehr an der Oberfläche liegt, daß nicht, um sie auch nur in Worten auszudrücken, eine mehr als gewöhnliche Reinheit und Tiefe des Sinns erfordert würde; theils können sie den Zusammenhang dieses Begriffs mit dem Ganzen einer wissenschaftlichen Weltansicht betreffen. Da jedoch kein Begriff einzeln bestimmt werden kann, und die Nachweisung seines Zusammenhangs mit dem Ganzen ihm auch erst die letzte wissenschaftliche Vollendung giebt; welches bei dem Begriff der Freiheit vorzugsweise der Fall seyn muß, der, wenn er überhaupt Realität hat, kein bloß untergeordneter oder Nebenbegriff, sondern einer der herrschenden Mittelpunkte des Systems seyn muß: so fallen jene beiden Seiten der Untersuchung hier, wie überall, in Eins zusammen. Einer alten, jedoch keineswegs verklungenen, Sage zufolge soll zwar der Begriff der Freiheit mit dem System überhaupt

unverträglich seyn, und jede auf Einheit und Ganzheit Anspruch machende Philosophie auf Läugnung der Freiheit hinauslaufen. Gegen allgemeine Versicherungen der Art ist es nicht leicht zu streiten; denn wer weiß, welche beschränkende Vorstellungen schon mit dem Wort System verbunden worden sind, so daß die Behauptung zwar etwas sehr Wahres, aber auch sehr Gewöhnliches aussagt. Oder ist dieses die Meynung, dem Begriff von Freiheit widerstreite der Begriff von System überhaupt und an sich: so ist sonderbar, daß, da die individuelle Freiheit doch auf irgend eine Weise mit dem Weltganzen, (gleichviel, ob es realistisch oder idealistisch gedacht werde), zusammenhängt, irgend ein System, wenigstens im göttlichen Verstande, vorhanden seyn muß, mit dem die Freiheit zusammenbesteht. Im Allgemeinen behaupten, daß dieses System nie zur Einsicht des menschlichen Verstandes gelangen könne, heißt wieder nichts behaupten; indem, je nachdem sie verstanden wird, die Aussage wahr oder falsch seyn kann. Es kommt auf die Bestimmung des Prinzips an, mit welchem der Mensch überhaupt erkennt; und es wäre auf die Annahme einer solchen Erkenntniß anzuwenden, was Sextus in Bezug auf Empedokles sagt: der Grammatiker und der Unwissende können sie als aus Prahlerei und Erhebung über andre Menschen entspringend vorstellen, Eigenschaften, die jedem, der auch nur eine geringe Uebung in der Philosophie hat, fremd seyn müssen; wer

aber von der physischen Theorie ausgehe und wisse, daß es eine ganz alte Lehre sey, daß Gleiches von Gleichem erkannt werde, (welche angeblich von Pythagoras herkomme, aber bei Platon angetroffen werde, weit früher aber von Empedokles ausgesprochen worden sey), werde verstehen, daß der Philosoph eine solche (göttliche) Erkenntniß behaupte, weil er allein, den Verstand rein und unverdunkelt von Bosheit erhaltend, mit dem Gott in sich, den Gott ausser sich begreife.*) Allein es ist bei denen, welche der Wissenschaft abhold sind, einmal herkömmlich, unter dieser eine Erkenntniß zu verstehen, welche, wie die der gewöhnlichen Geometrie, ganz abgezogen und unlebendig ist. Kürzer oder entscheidender wäre, das System auch im Willen oder Verstande des Urwesens zu läugnen; zu sagen, daß es überhaupt nur einzelne Willen gebe, deren jeder einen Mittelpunkt für sich ausmache, und nach Fichte's Ausdruck eines jeden Ich die absolute Substanz sey. Immer jedoch wird die auf Einheit dringende Vernunft, wie das auf Freiheit und Persönlichkeit bestehende Gefühl, nur durch einen Machtspruch zurückgewiesen, der eine Weile vorhält, endlich zu Schanden wird. So mußte die Fichtesche Lehre ihre Anerkennung der Einheit, wenn auch in der dürftigen Gestalt einer sittlichen Weltordnung, bezeugen, wodurch sie aber unmittelbar in Wider-

*) Sext. Empir. adv. Grammaticos L. I. c. 13. p. 283. ed. Fabric.

sprüche und Unstatthaftigkeiten gerieth. Es scheint daher, daß, so viel auch für jene Behauptung von dem bloß historischen Standpunkt, nämlich aus den bisherigen Systemen, sich anführen läßt — (aus dem Wesen der Vernunft und Erkenntniß selbst geschöpfte Gründe haben wir nirgend gefunden) — der Zusammenhang des Begriffs der Freiheit mit dem Ganzen der Weltansicht wohl immer Gegenstand einer nothwendigen Aufgabe bleiben werde, ohne deren Auflösung der Begriff der Freiheit selber wankend, die Philosophie aber völlig ohne Werth seyn würde. Denn diese große Aufgabe allein ist die unbewußte und unsichtbare Triebfeder alles Strebens nach Erkenntniß von dem niedrigsten bis zum höchsten; ohne den Widerspruch von Nothwendigkeit und Freiheit würde nicht Philosophie allein, sondern jedes höhere Wollen des Geistes in den Tod versinken, der jenen Wissenschaften eigen ist, in welchen er keine Anwendung hat. Sich durch Abschwörung der Vernunft aus dem Handel ziehen scheint aber der Flucht ähnlicher als dem Sieg. Mit dem nämlichen Rechte könnte ein andrer der Freiheit den Rücken wenden, um sich in die Arme der Vernunft und Nothwendigkeit zu werfen, ohne daß auf der einen oder der andern Seite eine Ursache zum Triumph wäre.

Bestimmter ausgedrückt wurde die nämliche Meynung in dem Satz: das einzig mögliche System der Vernunft sey Pantheismus, dieser aber

unvermeidlich Fatalismus. *) Es ist unläugbar eine vortreffliche Erfindung um solche allgemeine Namen, womit ganze Ansichten auf einmal bezeichnet werden. Hat man einmal zu einem System den rechten Namen gefunden, so ergiebt sich das übrige von selbst, und man ist der Mühe, sein Eigenthümliches genauer zu untersuchen, enthoben. Auch der Unwissende kann, sobald sie ihm nur angegeben sind, mit deren Hülfe über das Gedachteste aburtheilen. Dennoch kommt bei einer so ausserordentlichen Behauptung alles auf die nähere Bestimmung des Begriffs an. Denn so möchte wohl nicht zu läugnen seyn, daß, wenn Pantheismus weiter nichts, als die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott bezeichnete, jede Vernunftansicht in irgend einem Sinn zu dieser Lehre hingezogen werden muß. Aber eben der Sinn macht hier den Unterschied. Daß sich der fatalistische Sinn damit verbinden läßt, ist unläugbar; daß er aber nicht wesentlich damit verbunden sey, erhellt daraus, daß so Viele gerade durch das lebendigste Gefühl der Freiheit zu jener Ansicht getrieben wurden. Die meisten, wenn sie aufrichtig wären, würden gestehen, daß, wie ihre Vorstellungen beschaffen sind, die individuelle Frei-

*) Frühere Behauptungen der Art sind bekannt. Ob die Aeusserung von Fr. Schlegel in der Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier S. 141. „der Pantheismus ist das System der reinen Vernunft" etwa einen andern Sinn haben könne, lassen wir dahingestellt.

heit ihnen faſt mit allen Eigenſchaften eines höchſten Weſens im Widerſpruch ſcheine, z. B. der Allmacht. Durch die Freiheit wird eine dem Prinzip nach unbedingte Macht auſſer und neben der göttlichen behauptet, welche jenen Begriffen zufolge undenkbar iſt. Wie die Sonne am Firmament alle Himmelslichter auslöſcht, ſo und noch viel mehr die unendliche Macht jede endliche. Abſolute Kauſalität in Einem Weſen läßt allen andern nur unbedingte Paſſivität übrig. Hiezu kommt die Dependenz aller Weltweſen von Gott, und, daß ſelbſt ihre Fortdauer nur eine ſtets erneute Schöpfung iſt, in welcher das endliche Weſen doch nicht als ein unbeſtimmtes Allgemeines, ſondern als dieſes beſtimmte, einzelne, mit ſolchen und keinen andern Gedanken, Beſtrebungen und Handlungen produzirt wird. Sagen, Gott halte ſeine Allmacht zurück, damit der Menſch handeln könne, oder er laſſe die Freiheit zu, erklärt nichts: zöge Gott ſeine Macht einen Augenblick zurück, ſo hörte der Menſch auf zu ſeyn. Giebt es gegen dieſe Argumentation einen andern Ausweg, als den Menſchen mit ſeiner Freiheit, da ſie im Gegenſatz der Allmacht undenkbar iſt, in das göttliche Weſen ſelbſt zu retten, zu ſagen, daß der Menſch nicht auſſer Gott, ſondern in Gott ſey, und daß ſeine Thätigkeit ſelbſt mit zum Leben Gottes gehöre? Gerade von dieſem Punkt aus ſind Myſtiker und religiöſe Gemüther aller Zeiten zu dem Glauben an die Einheit des Menſchen mit

Gott gelangt, der dem innigſten Gefühl eben ſo ſehr oder noch mehr, als der Vernunft und Spekulation zuzuſagen ſcheint. Ja die Schrift ſelbſt findet eben in dem Bewußtſeyn der Freiheit das Siegel und Unterpfand des Glaubens, daß wir in Gott leben und ſind. Wie kann nun die Lehre nothwendig mit der Freiheit ſtreiten, welche ſo viele in Anſehung des Menſchen behauptet haben, gerade um die Freiheit zu retten?

Eine andre, wie man gewöhnlich glaubt näher treffende, Erklärung des Pantheismus iſt allerdings die, daß er in einer völligen Identification Gottes mit den Dingen, einer Vermiſchung des Geſchöpfs mit dem Schöpfer beſtehe, woraus noch eine Menge andrer harter und unerträglicher Behauptungen abgeleitet werden. Allein eine totalere Unterſcheidung der Dinge von Gott, als in dem für jene Lehre als klaſſiſch angenommenen Spinoza ſich findet, läßt ſich kaum denken. Gott iſt das, was in ſich iſt und allein aus ſich ſelbſt begriffen wird; das Endliche aber, was nothwendig in einem andern iſt, und nur aus dieſem begriffen werden kann. Offenbar ſind dieſer Unterſcheidung zufolge die Dinge nicht, wie es nach der oberflächlich betrachteten Lehre von den Modifikationen allerdings ſcheinen könnte, bloß gradweiſe oder durch ihre Einſchränkungen, ſondern toto genere von Gott verſchieden. Welches auch übrigens ihr Verhältniß zu Gott ſeyn möge, dadurch ſind ſie abſolut von Gott getrennt, daß ſie

nur in und nach einem Andern (nämlich Ihm) seyn können, daß ihr Begriff ein abgeleiteter ist, der ohne den Begriff Gottes gar nicht möglich wäre; da im Gegentheil dieser der allein selbstständige und ursprüngliche, der allein sich selbst bejahende ist, zu dem alles andre nur wie Bejahtes, nur wie Folge zum Grund sich verhalten kann. Bloß unter dieser Voraussetzung gelten andre Eigenschaften der Dinge, z. B. ihre Ewigkeit. Gott ist seiner Natur nach ewig; die Dinge nur mit ihm und als Folge seines Daseyns, d. h. abgeleiteter Weise. Eben dieses Unterschieds wegen können nicht, wie gewöhnlich vorgegeben wird, alle einzelne Dinge zusammen Gott ausmachen, indem durch keine Art der Zusammenfassung das seiner Natur nach abgeleitete in das seiner Natur nach ururſprüngliche übergehen kann, so wenig als die einzelnen Punkte einer Peripherie zusammengenommen diese ausmachen können, da sie als Ganzes ihnen dem Begriff nach nothwendig vorangeht. Abgeschmackter noch ist die Folgerung, daß bei Spinoza sogar das einzelne Ding Gott gleich seyn müsse. Denn wenn auch der starke Ausdruck, daß jedes Ding ein modifizirter Gott ist, bei ihm sich fände, so sind die Elemente des Begriffs so widersprechend, daß er sich unmittelbar im Zusammenfassen wieder zersetzt. Ein modifizirter d. h. abgeleiteter Gott ist nicht Gott im eigentlichen eminenten Sinn; durch diesen einzigen Zusatz tritt das Ding wieder an seine Stelle, durch die es ewig von Gott geschieden ist. Der

Grund ſolcher Mißdeutungen, welche auch andre Syſteme in reichem Maaß erfahren haben, liegt in dem allgemeinen Mißverſtändniß des Geſetzes der Identität, oder des Sinns der Copula im Urtheil. Iſt es gleich einem Kinde begreiflich zu machen, daß in keinem möglichen Satz, der angenommenen Erklärung zufolge die Identität des Subjekts mit dem Prädikat ausſagt, eine Einerleiheit oder auch nur ein unvermittelter Zuſammenhang dieſer beiden ausgeſagt werde — indem z. B. der Satz: dieſer Körper iſt blau, nicht den Sinn hat, der Körper ſey in dem und durch das, worin und wodurch er Körper iſt, auch blau, ſondern nur den: daſſelbe, was dieſer Körper iſt, ſey, obgleich nicht in dem nämlichen Betracht, auch blau: ſo iſt doch dieſe Vorausſetzung, welche eine völlige Unwiſſenheit über das Weſen der Copula anzeigt, in Bezug auf die höhere Anwendung des Identitätsgeſetzes zu unſrer Zeit beſtändig gemacht worden. Es ſey z. B. der Satz aufgeſtellt: das Vollkommne iſt das Unvollkommne, ſo iſt der Sinn der: das Unvollkommne iſt nicht dadurch, daß und worin es unvollkommen iſt, ſondern durch das Vollkommne, das in ihm iſt; für unſre Zeit aber hat er dieſen Sinn: das Vollkommne und Unvollkommne ſind Einerlei, alles iſt ſich gleich das Schlechteſte und das Beſte, Thorheit und Weisheit. Oder: das Gute iſt das Böſe, welches ſo viel ſagen will: das Böſe hat nicht die Macht, durch ſich ſelbſt zu ſeyn; das in ihm Seyende iſt

das (an und für ſich betrachtet) Gute; ſo wird dieß ſo ausgelegt: der ewige Unterſchied von Recht und Unrecht, Tugend und Laſter werde geläugnet, beide ſeyen logiſch das nämliche. Oder wenn in einer andern Wendung Nothwendiges und Freies als Eins erklärt werden, wovon der Sinn iſt: daſſelbe (in der letzten Inſtanz), welches Weſen der ſittlichen Welt iſt, ſey auch Weſen der Natur, ſo wird dieß ſo verſtanden: das Freye ſey nichts als Naturkraft, Springfeder, die wie jede andre dem Mechanismus unterworfen iſt. Das nämliche geſchieht bei dem Satz, daß die Seele mit dem Leib Eins iſt; welcher ſo ausgelegt wird, die Seele ſey materiell, Luft, Aether, Nervenſaft u. dgl., denn das Umgekehrte, daß der Leib Seele, oder im vorigen Satz, daß das ſcheinbar Nothwendige an ſich ein Freies ſey, ob es gleich eben ſo gut aus dem Satze zu nehmen iſt, wird wohlbedächtig bei Seite geſetzt. Bei ſolchen Mißverſtändniſſen, die, wenn ſie nicht abſichtlich ſind, einen Grad von dialektiſcher Unmündigkeit vorausſetzen, über welchen die griechiſche Philoſophie faſt in ihren erſten Schritten hinaus iſt, machen die Empfehlung des gründlichen Studiums der Logik zur dringenden Pflicht. Die alte tiefſinnige Logik unterſchied Subjekt und Prädikat als vorangehendes und folgendes (antecedens et consequens) und drückte damit den reellen Sinn des Identitätsgeſetzes aus. Selbſt in dem tautologiſchen Satz, wenn er nicht etwa ganz ſinnlos ſeyn

soll, bleibt dieß Verhältniß. Wer da sagt: der Körper ist Körper, denkt bei dem Subjekt des Satzes zuverlässig etwas anders als bei dem Prädikat; bei jenem nämlich die Einheit, bei diesem die einzelnen im Begriff des Körpers enthaltnen Eigenschaften, die sich zu demselben wie Antecedens zum Consequens verhalten. Eben dieß ist der Sinn einer andern ältern Erklärung, nach welcher Subjekt und Prädikat als das Eingewickelte und Entfaltete (implicitum et explicitum) entgegengesetzt wurden. *)

*) Auch Hr. Reinhold, welcher die ganze Philosophie durch Logik umschaffen wollte, der aber nicht zu kennen scheint, was schon Leibnitz, in dessen Fußstapfen er zu wandeln sich vorstellt, bei Gelegenheit der Einwürfe des Wissowatius (Opp. T. I. ed. Dutens q. 11.) über den Sinn der Copula gesagt hat, zerarbeitet sich noch immer an diesem Irrsal, nach welchem er Identität mit Einerleiheit verwechselt. In einem vor uns liegenden Blatt steht folgende von ihm herrührende Stelle: „Nach der Anfoderung Platons und Leibnitzens besteht die Aufgabe der Philosophie in Aufweisung der Unterordnung des Endlichen unter das Unendliche, nach der Anfoderung Xenophanes, Bruno's, Spinoza's, Schellings im Aufweisen der unbedingten Einheit beider." Inwiefern hier Einheit dem Gegensatz zufolge offenbar Gleichheit bezeichnen soll, versichre ich Hrn. Reinhold, daß er, wenigstens was die beiden letzten betrifft, sich im Irrthum befinde. Wo ist für die Unterordnung des Endlichen unter das Unendliche ein

Allein, werden nun die Vertheidiger der obigen Behauptung sagen, es ist überhaupt bei'm

---

schärferer Ausdruck zu finden als der obige des Spinoza? Die Lebenden müssen sich der nicht mehr Gegenwärtigen wider Verunglimpfungen annehmen, wie wir erwarten, daß im gleichen Falle die nach uns Lebenden in Ansehung unsrer thun werden. Ich rede nur von Spinoza, und frage, wie man dieses Verfahren nennen soll, über Systeme, ohne sie gründlich zu kennen, in den Tag hinein zu behaupten, was man gut findet, gleich als wäre es eben eine Kleinigkeit, ihnen dieß oder jenes anzudichten? In der gewöhnlichen sittlichen Gesellschaft würde es gewissenlos genannt werden. — Nach einer andern Stelle in dem nämlichen Blatt liegt für Hrn. R. der Grundfehler aller neueren Philosophie, eben so wie jener älteren in der Nichtunterscheidung (Verwirrung, Verwechslung) der Einheit (Identität) mit dem Zusammenhang (Nexus), so wie der Verschiedenheit (Diversität) mit dem Unterschiede. Es ist nicht das erste Beispiel, daß Hr. R. in seinen Gegnern eben die Fehler findet, die er zu ihnen mitgebracht hat. Es scheint dieß die Art zu seyn, wie er die nöthige Medicina mentis für sich gebraucht; wie man Beispiele haben will, daß Personen von reizbarer Einbildungskraft, durch Arzneien, die sie andre für sich nehmen ließen, genesen sind. Denn wer begeht diesen Fehler der Verwechslung — dessen, was er Einheit nennt, was aber Einerleiheit ist — mit dem Zusammenhang in Bezug auf ältere und neuere Philosophie bestimmter als eben Hr. R. selbst, der das Begriffenseyn der Dinge in Gott dem Spinoza als behauptete Gleichheit bei-

Pantheismus nicht davon die Rede, daß Gott alles ist, (was nach der gewöhnlichen Vorstellung seiner Eigenschaften nicht gut zu vermeiden steht), sondern davon, daß die Dinge nichts sind, daß dieses System alle Individualität aufhebt. Es scheint zwar diese neue Bestimmung mit der vorigen im Widerspruch zu stehen; denn wenn die Dinge nichts sind, wie ist es möglich, Gott mit ihnen zu vermischen? es ist dann überall nichts, als reine ungetrübte Gottheit. Oder, wenn ausser Gott (nicht bloß extra, sondern auch praeter Deum) nichts ist, wie kann er anders, als dem bloßen Wort nach, Alles seyn; so daß also der ganze Begriff überhaupt sich aufzulösen und in Nichts zu verfliegen scheint. Ohnehin fragt sich, ob mit der Auferweckung solcher allgemeinen Namen viel gewonnen sey, die in der Ketzerhistorie zwar in Ehren zu halten seyn mögen, für Produktionen des Geistes aber, bei denen, wie in den

---

der auslegt, und der allgemein die Nichtverschiedenheit (der Substanz oder dem Wesen nach) für einen Nichtunterschied (der Form oder dem logischen Begriff nach) hält. Wenn Spinoza wirklich so zu verstehen ist, wie ihn Hr. Reinhold auslegt, so müßte auch der bekannte Satz, daß das Ding und der Begriff des Dings, Eins ist, so verstanden werden, als als könnte man z. B. den Feind anstatt mit einer Armee mit dem Begriff einer Armee schlagen u. s. w. Konsequenzen, zu denen der ernsthafte und nachdenkliche Mann sich doch gewiß selbst zu gut findet.

zarteſten Naturerſcheinungen, leiſe Beſtimmungen weſentliche Veränderungen verurſachen, viel zu grobe Handhaben ſcheinen. Es ließe ſich noch zweifeln, ob ſogar auf Spinoza die zuletzt angegebene Beſtimmung anwendbar ſey. Denn wenn er auſſer (praeter) der Subſtanz nichts anerkennt, als die bloßen Affektionen derſelben, wofür er die Dinge erklärt, ſo iſt freilich dieſer Begriff ein rein negativer, der nichts Weſentliches oder Poſitives ausdrückt. Allein er dient auch bloß zunächſt das Verhältniß der Dinge zu Gott zu beſtimmen, nicht aber, was ſie für ſich betrachtet ſeyn mögen. Aus dem Mangel dieſer Beſtimmung kann aber nicht geſchloſſen werden, daß ſie überall nichts Poſitives (wenn gleich immer abgeleiteter Weiſe) enthalten. Spinoza's härteſter Ausdruck iſt wohl der: das einzelne Weſen ſey die Subſtanz ſelbſt, in einer ihrer Modification d. h. Folgen betrachtet. Setzen wir nun die unendliche Subſtanz = A, dieſelbe in einer ihrer Folgen betrachtet = $\frac{A}{a}$: ſo iſt das Poſitive in $\frac{A}{a}$ allerdings A; aber es folgt nicht, daß deswegen $\frac{A}{a} = A$, d. h. daß die unendliche Subſtanz in ihrer Folge betrachtet mit der unendlichen Subſtanz ſchlechthin betrachtet einerlei ſey; oder mit andern Worten: es folgt nicht daß

$\frac{A}{a}$ — nicht eine eigne besondere Substanz (wenn gleich Folge von A) sey. Dieß steht freilich nicht bei Spinoza; allein erstens ist hier die Rede vom Pantheismus überhaupt; sodann fragt sich nur, ob die gegebne Ansicht mit dem Spinozismus an sich unverträglich sey. Man wird dieß schwerlich behaupten, da man zugegeben hat, daß die Monaden des Leibniz, die ganz das sind, was im obigen Ausdruck $\frac{A}{a}$ — ist, kein entscheidendes Mittel gegen den Spinozismus sind. Räthselhaft bleiben ohne eine Ergänzung der Art manche Aeußerungen des Spinoza, z. B. daß das Wesen der menschlichen Seele ein lebendiger Begriff Gottes sey, der als ewig (nicht als transitorisch) erklärt wird. Wenn daher auch die Substanz in ihren andern Folgen $\frac{A}{b}, \frac{A}{c}$ .... nur vorübergehend wohnte, so würde sie doch in jener Folge, der menschlichen Seele = a, ewig wohnen, und daher als $\frac{A}{a}$ auf eine ewige und unvergängliche Weise von sich selbst als A geschieden seyn.

Wollte man nun weitergehend die Läugnung — nicht der Individualität, sondern — der Freiheit als eigentlichen Charakter des Pantheismus erklären: so würden eine Menge von Systemen, die sich doch sonst wesentlich von jenem unterscheiden, mit

unter diesen Begriff fallen. Denn bis zur Entdeckung des Idealismus fehlt der eigentliche Begriff der Freiheit in allen neuern Systemen, im Leibnitzischen so gut wie im Spinozischen; und eine Freiheit, wie sie viele unter uns gedacht haben, die sich noch dazu des lebendigsten Gefühls derselben rühmen, wonach sie nämlich in der bloßen Herrschaft des intelligenten Princips über das sinnliche und die Begierden besteht, eine solche Freiheit ließe sich, nicht zur Not, sondern ganz leicht und sogar bestimmter auch aus dem Spinoza noch herleiten. Es scheint daher die Läugnung oder Behauptung der Freiheit im Allgemeinen auf etwas ganz anderem, als der Annahme oder Nichtannahme des Pantheismus (der Immanenz der Dinge in Gott) zu beruhen. Denn; wenn es freilich auf den ersten Blick scheint, als ginge die Freiheit, die sich im Gegensatz mit Gott nicht halten konnte, hier in der Identität unter, so kann man doch sagen, dieser Schein sey nur Folge der unvollkommnen und leeren Vorstellung des Identitätsgesetzes. Dieses Prinzip drükt keine Einheit aus, die sich im Kreis der Einerleiheit herumdrehend, nicht progressiv, und darum selbst unempfindlich und unlebendig wäre. Die Einheit dieses Gesetzes ist eine unmittelbar schöpferische. Schon im Verhältniß des Subjekts zum Prädikat haben wir das des Grundes zur Folge aufgezeigt, und das Gesetz des Grundes ist darum ein eben so ursprüngliches, wie das der Identität. Das

Ewige muß deswegen unmittelbar und so wie es in sich selbst ist, auch Grund seyn. Das, wovon es durch sein Wesen Grund ist, ist insofern ein Abhängiges und nach der Ansicht der Immanenz auch ein in ihm Begriffnes. Aber Abhängigkeit hebt Selbstständigkeit, hebt sogar Freiheit nicht auf. Sie bestimmt nicht das Wesen, und sagt nur, daß das Abhängige, was es auch immer seyn möge, nur als Folge von dem seyn könne, von dem es abhängig ist; sie sagt nicht, was es sey, und was es nicht sey. Jedes organische Individuum ist als ein Gewordenes nur durch ein Anderes und insofern abhängig dem Werden, aber keineswegs dem Seyn nach. Es ist nicht ungereimt, sagt Leibnitz, daß der, welcher Gott ist, zugleich gezeugt werde, oder umgekehrt, so wenig es ein Widerspruch ist, daß der, welcher der Sohn eines Menschen ist, selbst Mensch sey. Im Gegentheil, wäre das Abhängige oder Folgende nicht selbstständig, so wäre dieß vielmehr widersprechend. Es wäre eine Abhängigkeit ohne Abhängiges, eine Folge ohne Folgendes (Consequentia absque Consequente) und daher auch keine wirkliche Folge, d. h. der ganze Begriff höbe sich selber auf. Das nämliche gilt vom Begriffenseyn in einem Andern. Das einzelne Glied, wie das Auge, ist nur im Ganzen eines Organismus möglich; nichtsdestoweniger hat es ein Leben für sich, ja eine Art von Freiheit, die es offenbar durch die Krankheit beweißt, deren es

fähig ist. Wäre das in einem Andern Begriffne nicht selbst lebendig, so wäre eine Begriffenheit ohne Begriffnes, d. h. es wäre nichts begriffen. Einen viel höheren Standpunkt gewährt die Betrachtung des göttlichen Wesens selbst, dessen Idee eine Folge, die nicht Zeugung, d. h. Setzen eines Selbstständigen ist, völlig widersprechen würde. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Es ist nicht einzusehen, wie das allervollkommenste Wesen auch an der möglich vollkommensten Maschine seine Lust fände. Wie man auch die Art der Folge der Wesen aus Gott sich denken möge, nie kann sie eine mechanische seyn, kein bloßes Bewirken oder Hinstellen, wobei das Ausfliessende dasselbe bliebe mit dem, wovon es ausgeflossen, also nichts Eignes, Selbstständiges. Die Folge der Dinge aus Gott ist eine Selbstoffenbarung Gottes. Gott aber kann nur sich offenbar werden in dem, was ihm ähnlich ist, in freien aus sich selbst handelnden Wesen; für deren Seyn es keinen Grund giebt als Gott, die aber sind, so wie Gott ist. Er spricht und sie sind da. Wären alle Weltwesen auch nur Gedanken des göttlichen Gemüthes, so müßten sie schon eben darum lebendig seyn. So werden die Gedanken wohl von der Seele erzeugt; aber der erzeugte Gedanke ist eine unabhängige Macht, für sich fortwirkend, ja, in der menschlichen Seele, so anwachsend, daß er seine eigne Mutter bezwingt und sich unterwirft. Allein die göttliche Imagination, welche

die Urſache der Spezifikation der Weltweſen iſt, iſt nicht wie die menſchliche, daß ſie ihren Schöpfungen bloß idealiſche Wirklichkeit ertheilt. Die Repräſentationen der Gottheit können nur ſelbſtſtändige Weſen ſeyn; denn was iſt das Beſchränkende unſrer Vorſtellungen als eben daß wir unſelbſtſtändiges ſehen? Gott ſchaut die Dinge an ſich an. An ſich iſt nur das Ewige, auf ſich ſelbſt Beruhende, Wille, Freiheit. Der Begriff einer derivirten Abſolutheit oder Göttlichkeit iſt ſo wenig widerſprechend, daß er vielmehr der Mittelbegriff der ganzen Philoſophie iſt. Eine ſolche Göttlichkeit kommt der Natur zu. So wenig widerſpricht ſich Immanenz in Gott und Freiheit, daß grade nur das Freie und ſo weit es frei iſt, in Gott iſt, das Unfreie und ſo weit es unfrei iſt, nothwendig auſſer Gott.

So ungenügend auch für den tiefer ſehenden eine ſo allgemeine Deduktion an ſich ſelbſt iſt, ſo erhellt doch ſo viel aus ihr, daß die Läugnung formeller Freiheit mit dem Pantheismus nicht nothwendig verbunden ſey. Wir erwarten nicht, daß man uns den Spinozismus entgegenſetzen werde. Es gehört nicht wenig Herz zu der Behauptung, das Syſtem wie es irgend eines Menſchen Kopf ſich zuſammengefügt ſey das Vernunftſyſtem κατ' εξοχην, das ewige unveränderliche. Was verſteht man denn unter Spinozismus? Etwa die ganze Lehre, wie ſie in den Schriften des Mannes vorliegt, alſo z. B. auch ſeine mechaniſche

Physik? Oder nach welchem Prinzip will man hier scheiden und abtheilen, wo alles so voll auſserordentlicher und einziger Konsequenz seyn soll? Es wird immer in der Geschichte deutscher Geistesentwicklung ein auffallendes Phänomen bleiben, daß zu irgend einer Zeit die Behauptung aufgestellt werden konnte: das System, welches Gott mit den Dingen, das Geschöpf mit dem Schöpfer vermengt, (so wurde es verstanden), und alles einer blinden gedankenlosen Nothwendigkeit unterwirft, sey das einzige der Vernunft mögliche — aus reiner Vernunft zu entwickelnde! Um sie zu begreifen, muß man sich den herrschenden Geist eines früheren Zeitalters vergegenwärtigen. Damals hatte die mechanische Denkweise, die in dem französischen Atheismus den Gipfel ihrer Ruchlosigkeit erstieg, nach gerade alle Köpfe eingenommen; auch in Deutschland fing man an, diese Art zu sehen und zu erklären für die eigentliche und einzige Philosophie zu halten. Da indeß ursprünglichdeutsches Gemüth nie die Folgen davon mit sich vereinigen konnte, so entstand daher zuerst der für die philosophische Literatur der neueren Zeit charakteristische Zwiespalt von Kopf und Herz: man verabscheute die Folgen, ohne sich von dem Grund der Denkweise selbst befreien oder zu einer bessern erheben zu können. Aussprechen wollte man diese Folgen; und da deutscher Geist die mechanische Philosophie nur bei ihrem (vermeintlich) höchsten Ausdruck fassen konnte, so wurde auf diese

Art die schreckliche Wahrheit ausgesprochen: Alle Philosophie, schlechthin alle, die nur rein vernunftmäßig ist, ist oder wird Spinozismus! Gewarnt war nun jedermann vor dem Abgrund; er war offen dargelegt vor aller Augen: das einzige noch möglich scheinende Mittel war ergriffen; jenes kühne Wort konnte die Krisis herbeiführen und die Deutschen von der verderblichen Philosophie überhaupt zurückschrecken, sie auf das Herz, das innre Gefühl und den Glauben zurückführen. Heut zu Tage, da jene Denkweise längst vorüber ist, und das höhere Licht des Idealismus uns leuchtet, würde die nämliche Behauptung weder in gleichem Grade begreiflich seyn, noch auch die nämlichen Folgen versprechen. *)

*) Der Rath, den Hr. Fr. Schlegel in einer Recension der neueren Schriften Fichte's in den Heidelbergischen Jahrb. der Literatur (1ster Jahrg. 6tes Heft. S. 139.) dem letzten ertheilt, sich bei seinen polemischen Unternehmungen ausschließlich an den Spinoza zu halten, weil bei diesem allein das der Form und Konsequenz nach durchaus vollendete System des Pantheismus — welcher nach der oben angeführten Aeusserung zugleich das System der reinen Vernunft wäre — angetroffen werde; dieser Rath, mag zwar übrigens gewisse Vortheile gewähren, fällt aber doch dadurch in's Sonderbare, daß Hr. Fichte ohne Zweifel der Meynung ist, den Spinozismus (als Spinoziśmus) bereits durch die Wissenschaftslehre widerlegt zu haben, woran er auch ganz Recht hat. — Oder ist der Idealismus vielleicht kein Werk der Vernunft, und bleibt

Und hier denn ein für allemal unsre bestimmte Meynung über den Spinozismus! Dieses System ist nicht Fatalismus, weil es die Dinge in Gott begriffen seyn läßt; denn wie wir gezeigt haben, der Pantheismus macht wenigstens die formelle Freiheit nicht unmöglich; Spinoza muß also aus einem ganz andern und von jenem unabhängigen Grund Fatalist seyn. Der Fehler seines Systems liegt keineswegs darin, daß er die Dinge in Gott setzt, sondern darin, daß es Dinge sind — in dem abstrakten Begriff der Weltwesen, ja der unendlichen Substanz selber, die ihm eben auch ein Ding ist. Daher sind seine Argumente gegen die Freiheit ganz deterministisch, auf keine Weise pantheistisch. Er behandelt auch den Willen als eine Sache, und beweißt dann sehr natürlich, daß er in jedem Fall des Wirkens durch eine andre Sache bestimmt seyn müsse, die wieder durch eine andre bestimmt ist u. s. f. in's Unendliche. Daher die Leblosigkeit seines Systems, die Gemüthlosigkeit der Form, die Dürftigkeit der Begriffe und Ausdrücke, das unerbittlich Herbe der Bestimmungen, das sich mit der abstrakten Betrachtungsweise vortrefflich verträgt; daher auch ganz folgerichtig seine mechanische Naturansicht. Oder zweifelt man, daß schon durch die dynamische Vorstellung der Natur die Grundansichten des Spinozismus

---

die vermeintlich traurige Ehre, Vernunftsystem zu seyn, wirklich nur dem Pantheismus u. Spinozismus?

wesentlich verändert werden müssen? Wenn die Lehre vom Begriffenseyn aller Dinge in Gott der Grund des ganzen Systems ist: so muß sie zum wenigsten erst belebt und der Abstraktion entrissen werden, ehe sie zum Prinzip eines Vernunftsystems werden kann. Wie allgemein sind die Ausdrücke, daß die endlichen Wesen Modifikationen oder Folgen von Gott sind; welche Kluft ist hier auszufüllen, welche Fragen sind zu beantworten! Man könnte den Spinozismus in seiner Starrheit wie die Bildsäule des Pygmalion ansehen, die durch warmen Liebeshauch beseelt werden müßte; aber dieser Vergleich ist unvollkommen, da es vielmehr einem nur in den äussersten Umrissen entworfnen Werk gleicht, in dem man, wenn es beseelt wäre, erst noch die vielen fehlenden oder unausgeführten Züge bemerken würde. Eher wäre es den ältesten Bildern der Gottheiten zu vergleichen, die, je weniger individuell-lebendige Züge aus ihnen sprachen, desto geheimnißvoller erschienen. Mit einem Wort, es ist ein einseitig-realistisches System; welcher Ausdruck zwar weniger verdammend klingt als Pantheismus, dennoch aber weit richtiger das Eigenthümliche desselben bezeichnet, und auch nicht jetzt das erstemal gebraucht wird. Es würde verdrießlich seyn, die vielen Erklärungen zu wiederholen, die sich über diesen Punkt in den ersten Schriften des Verfassers finden. Wechseldurchdringung des Realismus und Idealismus war die ausgesprochne Absicht seiner Bestrebungen.

Der Spinoziſche Grundbegriff, durch das Prinzip des Idealismus vergeiſtigt (und in Einem weſentlichen Punkte verändert), erhielt in der höheren Betrachtungsweiſe der Natur und der erkannten Einheit des Dinamiſchen mit dem Gemüthlichen und Geiſtigen eine lebendige Baſis, woraus Naturphiloſophie erwuchs, die als bloße Phyſik zwar für ſich beſtehen konnte, in Bezug auf das Ganze der Philoſophie aber jederzeit nur als der eine, nämlich der reelle Theil, derſelben betrachtet wurde, der erſt durch die Ergänzung mit dem ideellen, in welchem Freiheit herrſcht, der Erhebung in das eigentliche Vernunftſyſtem fähig werde. In dieſer (der Freiheit), wurde behauptet, finde ſich der letzte potenzirende Akt, wodurch ſich die ganze Natur in Empfindung, in Intelligenz, endlich in Willen verkläre. — Es giebt in der letzten und höchſten Inſtanz gar kein andres Seyn als Wollen. Wollen iſt Urſeyn und auf dieſes allein paſſen alle Prädikate deſſelben: Grundloſigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbſtbejahung. Die ganze Philoſophie ſtrebt nur dahin, dieſen höchſten Ausdruck zu finden.

Bis zu dieſem Punkt iſt die Philoſophie zu unſrer Zeit durch den Idealismus gehoben worden: und erſt bei dieſem können wir eigentlich die Unterſuchung unſres Gegenſtandes aufnehmen, indem es keineswegs unſre Abſicht ſeyn konnte, alle diejenigen Schwierigkeiten, die ſich aus dem einſeitig-realiſtiſchen oder dogmatiſchen Syſtem gegen

den Begriff der Freiheit erheben laſſen und verlängſt erhoben worden ſind, zu berückſichtigen. Allein der Idealismus ſelbſt, ſo hoch wir durch ihn in dieſer Hinſicht geſtellt ſind, und ſo gewiß es iſt, daß wir ihm den erſten vollkommnen Begriff der formellen Freiheit verdanken, iſt doch ſelbſt für ſich nichts weniger als vollendetes Syſtem, und läßt uns, ſo bald wir in das genauere und beſtimmtere eingehen wollen, in der Lehre der Freiheit dennoch rathlos. In der erſten Beziehung bemerken wir, daß es in dem zum Syſtem gebildeten Idealismus keineswegs hinreicht, zu behaupten, „daß Thätigkeit, Leben und Freiheit allein das wahrhaft Wirkliche ſeyen," womit auch der ſubjektive (ſich ſelbſt mißverſtehende) Idealismus Fichte's beſtehen kann; es wird vielmehr gefodert, auch umgekehrt zu zeigen, daß alles Wirkliche (die Natur, die Welt der Dinge) Thätigkeit, Leben und Freiheit zum Grund habe, oder im Fichte'ſchen Ausdruck, daß nicht allein die Ichheit alles, ſondern auch umgekehrt alles Ichheit ſey. Der Gedanke, die Freiheit einmal zum Eins und Alles der Philoſophie zu machen, hat den menſchlichen Geiſt überhaupt, nicht bloß in Bezug auf ſich ſelbſt, in Freiheit geſetzt und der Wiſſenſchaft in allen ihren Theilen einen kräftigern Umſchwung gegeben als irgend eine frühere Revolution. Der idealiſtiſche Begriff iſt die wahre Weihe für die höhere Philoſophie unſrer Zeit und beſonders den höheren Realismus derſelben. Möchten doch die,

welche dieſen beurtheilen, oder ſich zueignen, bedenken, daß die Freiheit die innerſte Vorausſetzung deſſelben iſt; in wie ganz anderm Licht würden ſie ihn betrachten und auffaſſen! Nur wer Freiheit gekoſtet hat, kann das Verlangen empfinden, ihr alles analog zu machen, ſie über das ganze Univerſum zu verbreiten. Wer nicht auf dieſem Weg zur Philoſophie kommt, folgt und thut bloß andern nach, was ſie thun; ohne Gefühl weswegen ſie es thun. Es wird aber immer merkwürdig bleiben, daß Kant, nachdem er zuerſt Dinge an ſich von Erſcheinungen nur negativ, durch die Unabhängigkeit von der Zeit, unterſchieden, nachher in den metaphiſiſchen Erörterungen ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft Unabhängigkeit von der Zeit und Freiheit wirklich als correlate Begriffe behandelt hatte, nicht zu dem Gedanken fortging, dieſen einzig möglichen poſitiven Begriff des An-ſich auch auf die Dinge überzutragen, wodurch er ſich unmittelbar zu einem höhern Standpunkt der Betrachtung und über die Negativität erhoben hätte, die der Charakter ſeiner theoretiſchen Philoſophie iſt. Von der andern Seite aber, wenn Freiheit der poſitive Begriff des An-ſich überhaupt iſt, wird die Unterſuchung über menſchliche Freiheit wieder in's Allgemeine zurückgeworfen, indem das Intelligible, auf welches ſie allein gegründet worden, auch das Weſen der Dinge an ſich iſt. Um alſo die ſpezifiſche Differenz, d. h. eben das Beſtimmte der menſchlichen Freiheit zu zeigen,

reicht der bloße Idealismus nicht hin. Eben so wäre es ein Irrthum, zu meynen, daß der Pantheismus durch den Idealismus aufgehoben und vernichtet sey; eine Meinung, die nur aus Verwechslung desselben mit einseitigem Realismus entspringen könnte. Denn ob es einzelne Dinge sind, die in einer absoluten Substanz, oder eben so viele einzelne Willen, die in einem Urwillen begriffen sind, ist für den Pantheismus, als solchen, ganz einerlei. Er ist in dem ersten Fall realistisch; in dem andern idealistisch, der Grundbegriff aber bleibt derselbe. Eben hieraus ist vorläufig zu ersehen, daß die tiefsten Schwierigkeiten, die in dem Begriff der Freiheit liegen, durch den Idealismus für sich genommen so wenig auflösbar seyn werden, als durch irgend ein andres particulles System. Der Idealismus giebt nämlich einerseits nur den allgemeinsten, andrerseits den bloß formellen Begriff der Freiheit. Der reale und lebendige Begriff aber ist, daß sie ein Vermögen des Guten und des Bösen sey.

Dieses ist der Punkt der tiefsten Schwierigkeit in der ganzen Lehre von der Freiheit, die von jeher empfunden worden, und die nicht bloß dieses oder jenes System, sondern, mehr oder weniger, alle trifft: *) Am auffallendsten allerdings

*) Hr. Fr. Schlegel hat das Verdienst, in seiner Schrift über Indien und an mehreren Orten diese Schwierigkeit besonders gegen den Pantheismus geltend gemacht

den Begriff der Immanenz; denn entweder wird ein wirkliches Böses zugegeben, so ist es unvermeidlich, das Böse in die unendliche Substanz oder den Urwillen selbst mitzusetzen, wodurch der Begriff eines allervollkommensten Wesens gänzlich zerstört wird; oder es muß auf irgend eine Weise die Realität des Bösen geläugnet werden, womit aber zugleich der reale Begriff von Freiheit verschwindet. Nicht geringer jedoch ist die Schwierigkeit, wenn zwischen Gott und den Weltwesen auch nur der allerweiteste Zusammenhang angenommen wird; denn wird dieser auch auf den bloßen sogenannten Concursus, oder auf jene nothwendige Mitwirkung Gottes zum Handeln der Kreatur beschränkt, welches vermöge der wesentlichen Abhängigkeit der letzten von Gott angenommen werden muß, wenn auch übrigens Freiheit behauptet wird: so erscheint doch Gott unläugbar als Miturheber des Bösen, indem das Zulassen bei einem ganz und gar dependenten Wesen doch nicht viel besser ist, als mitverursachen: oder es muß ebenfalls auf die eine oder die andere Art die Realität des Bösen geläugnet werden. Der Satz, daß alles Positive der Kreatur von Gott kommt, muß auch in diesem System behauptet werden. Wird nun angenommen: es sey in dem

---

zu haben; wobei bloß zu bedauern ist, daß dieser scharfsinnige Gelehrte seine eigne Ansicht vom Ursprung des Bösen und seinem Verhältniß zum Guten nicht mitzutheilen für gut gefunden hat.

Bösen etwas Positives, so kommt auch dieß Positive von Gott. Hiegegen kann eingewendet werden: das Positive des Bösen, so weit es positiv ist, sey gut. Damit verschwindet das Böse nicht, ob es gleich auch nicht erklärt wird. Denn wenn das im Bösen Seyende gut ist, woher ist denn das, worin dieses Seyende ist, die Basis, welche eigentlich das Böse ausmacht? Ganz verschieden von dieser Behauptung (obgleich öfters, auch neuerlich, mit ihr verwechselt) ist die, daß im Bösen überall nichts Positives sey, oder anders ausgedrückt, daß es gar nicht (auch nicht mit und an einem andern Positiven) existire, sondern alle Handlungen mehr oder weniger positiv, und der Unterschied derselben ein bloßes Plus und Minus der Vollkommenheit sey, wodurch kein Gegensatz begründet wird, und also das Böse gänzlich verschwindet. Es wäre dieß die zweite mögliche Annahme in Bezug auf den Satz, daß alles Positive von Gott herkommt. Dann wäre die Kraft, die im Bösen sich zeigt, zwar vergleichungsweise unvollkommner, als die, welche im Guten; an sich aber, oder außer der Vergleichung betrachtet, doch selbst eine Vollkommenheit, die also, wie jede andre, von Gott abgeleitet werden muß. Das, was wir Böses daran nennen, ist nur der geringere Grad der Perfektion, der aber bloß für unsre Vergleichung als ein Mangel erscheint; in der Natur keiner ist. Es ist nicht zu läugnen, daß dieß die Wahre Meynung der Spinoza sey. Es könnte jemand versuchen, jenem Dilemma durch die Antwort zu entgehen:

das Positive, was von Gott herkommt, sey die Freiheit, die an sich gegen Böses und Gutes indifferent sey. Allein wenn er nur diese Indifferenz nicht bloß negativ denkt, sondern als ein lebendiges positives Vermögen zum Guten und zum Bösen, so ist nicht einzusehen, wie aus Gott, der als lautere Güte betrachtet wird, ein Vermögen zum Bösen folgen könne. Es erhellt hieraus, im Vorbeigehen zu sagen, daß, wenn die Freiheit wirklich das ist, was sie diesem Begriff zu Folge seyn muß, (und sie ist es unfehlbar), daß es alsdenn auch mit der oben versuchten Ableitung der Freiheit aus Gott wohl nicht seine Richtigkeit habe; denn, ist die Freiheit ein Vermögen zum Bösen, so muß sie eine von Gott unabhängige Wurzel haben. Hiedurch getrieben kann man versucht werden, sich dem Dualismus in die Arme zu werfen. Allein dieses System, wenn es wirklich als die Lehre von zwey absolut verschiednen und gegenseitig unabhängigen Prinzipien gedacht wird, ist nur ein System der Selbstzerreißung und Verzweiflung der Vernunft. Wird aber das böse Grundwesen in irgend einem Sinn als abhängig von dem Guten gedacht, so ist die ganze Schwierigkeit der Abkunft des Bösen von dem Guten zwar auf Ein Wesen konzentrirt, aber dadurch eher vermehrt als vermindert. Selbst wenn angenommen wird, daß dieses zweite Wesen anfänglich gut erschaffen worden, und durch eigne Schuld vom Urwesen abgefallen sey, so bleibt immer das erste Vermögen

zu einer Gottwiderstrebenden That in allen bisherigen Systemen unerklärbar. Daher wenn man auch endlich nicht nur die Identität, sondern jeden Zusammenhang der Weltwesen mit Gott aufheben, ihr ganzes gegenwärtiges Daseyn, und somit das der Welt als eine Entfernung von Gott ansehen wollte, die Schwierigkeit nur um einen Punkt weiter hinausgerückt, aber nicht aufgehoben wäre. Denn um aus Gott ausfliessen zu können, mußten sie schon auf irgend eine Weise daseyn, und am wenigsten könnte daher die Emanationslehre dem Pantheismus entgegengesetzt werden, da sie eine ursprüngliche Existenz der Dinge in Gott und somit jenen offenbar voraussetzt. Zur Erklärung jener Entfernung aber könnte nur folgendes angenommen werden. Sie ist entweder eine unwillkührliche von Seiten der Dinge, aber nicht von Seiten Gottes; so sind sie durch Gott in den Zustand der Unseligkeit und Bosheit verstossen, Gott also ist Urheber dieses Zustandes. Oder sie ist unwillkührlich von beiden Seiten, etwa durch Ueberfluß des Wesens verursacht, wie einige es ausdrücken; eine ganz unhaltbare Vorstellung. Oder sie ist willkürlich von Seiten der Dinge, ein Losreißen von Gott, also die Folge einer Schuld, auf die immer tieferes Herabsinken folgt: so ist diese erste Schuld eben schon selbst das Böse, und gewährt daher keine Erklärung seines Ursprungs. Ohne diesen Hülfsgedanken aber, der, wenn er das Böse in der Welt erklärt, dagegen

das Gute völlig auslöscht, und anstatt des Pantheismus einen Pandämonismus einführt, verschwindet gerade im System der Emanation jeder eigentliche Gegensatz des Guten und Bösen; das erste verliert sich durch unendlich viele Zwischenstufen durch allmälige Abschwächung in das, was keinen Schein des Guten mehr hat, ohngefähr so wie Plotinos *) spitzfindig, aber ungenügend den Uebergang des ursprünglichen Guten in die Materie und das Böse beschreibt. Nämlich durch eine beständige Unterordnung und Entfernung kommt ein Letztes hervor, über das hinaus nichts mehr werden kann, und dieß eben (das zu weiterem Produziren Unfähige) ist das Böse. Oder: wenn etwas nach dem Ersten ist, so muß auch ein Letztes seyn, das nichts mehr von dem Ersten an sich hat, und dieß ist die Materie und die Nothwendigkeit des Bösen.

Diesen Betrachtungen zufolge scheint es eben nicht billig, die ganze Last dieser Schwierigkeit nur auf Ein System zu werfen, besonders da das angeblich höhere, was ihm entgegengesetzt wird, so wenig Genüge leistet. Auch die Allgemeinheiten des Idealismus können hier keine Hülfe schaffen. Mit solchen abgezognen Begriffen von Gott als Actus purisimus, dergleichen die ältere Philosophie aufstellte, oder solchen, wie sie die neuere, aus Fürsorge, Gott ja recht weit von aller Natur

*) Ennead. I. L. VIII. c. 8.

zu entfernen, immer wieder hervorbringt, läßt sich überall nichts ausrichten. Gott ist etwas Realeres, als eine bloße moralische Weltordnung, und hat ganz andre und lebendigere Bewegungskräfte in sich, als ihm die dürftige Subtilität abstrakter Idealisten zuschreibt. Der Abscheu gegen alles Reale, der das Geistige durch jede Berührung mit demselben zu verunreinigen meynt, muß natürlich auch den Blick für den Ursprung des Bösen blind machen. Der Idealismus, wenn er nicht einen lebendigen Realismus zur Basis erhält, wird ein eben so leeres und abgezognes System, als das Leibnitzische, Spinozische, oder irgend ein andres dogmatisches. Die ganze neu-europäische Philosophie seit ihrem Beginn (durch Descartes) hat diesen gemeinschaftlichen Mangel, daß die Natur für sie nicht vorhanden ist, und daß es ihr am lebendigen Grunde fehlt. Spinoza's Realismus ist dadurch so abstrakt, als der Idealismus des Leibnitz. Idealismus ist Seele der Philosophie; Realismus ihr Leib; nur beyde zusammen machen ein lebendiges Ganzes aus. Nie kann der lezte das Prinzip hergeben, aber er muß Grund und Mittel seyn, worin jener sich verwirklicht, Fleisch und Blut annimmt. Fehlt einer Philosophie dieses lebendige Fundament, welches gewöhnlich ein Zeichen ist, daß auch das ideelle Prinzip in ihr ursprünglich nur schwach wirksam war: so verliert sie sich in jene Systeme, deren abgezogne Begriffe von Aseität, Modifikationen u. s. w. mit der Le-

benskraft und Fülle der Wirklichkeit in dem schneidendsten Kontrast stehen. Wo aber das ideelle Prinzip wirklich in hohem Maße kräftig wirkt, aber die versöhnende und vermittelnde Basis nicht finden kann, da erzeugt es einen trüben und wilden Enthusiasmus, der in Selbstzerfleischung, oder, wie bei den Priestern der phrygischen Göttin, in Selbstentmannung ausbricht, welche in der Philosophie durch das Aufgeben von Vernunft und Wissenschaft vollbracht wird.

Es schien nöthig, diese Abhandlung mit der Berichtigung wesentlicher Begriffe anzufangen, die von jeher, besonders aber neuerdings verwirrt worden. Die bisherigen Bemerkungen sind daher als bloße Einleitung zu unserer eigentlichen Untersuchung zu betrachten. Wir haben es bereits erklärt: nur aus den Grundsätzen einer wahren Naturphilosophie läßt sich diejenige Ansicht entwickeln, welche der hier aufgestellten Aufgabe vollkommen Genüge thut. Wir läugnen darum nicht, daß diese richtige Ansicht nicht schon längst in einzelnen Geistern vorhanden gewesen sey. Aber eben diese waren es auch, die ohne Furcht vor den von jeher gegen alle reelle Philosophie gebräuchlichen Schmähworten Materialismus, Pantheismus u. s. w. den lebendigen Grund der Natur aufsuchten, und im Gegensatz der Dogmatiker und abstrakten Idealisten, welche sie als Mistiker ausstiessen, Naturphilosophen (in beyderlei Verstande) waren.

Die Naturphilosophie unsrer Zeit hat zuerst in

der Wiſſenſchaft die Unterſcheidung aufgeſtellt zwiſchen dem Weſen, ſofern es exiſtirt, und dem Weſen, ſofern es bloß Grund von Exiſtenz iſt. Dieſe Unterſcheidung iſt ſo alt als die erſte wiſſenſchaftliche Darſtellung derſelben. *) Ohnerachtet es eben dieſer Punkt iſt, bei welchem ſie auf's Beſtimmteſte von dem Wege des Spinoza ablenkt, ſo konnte doch in Deutſchland bis auf dieſe Zeit behauptet werden, ihre metaphyſiſchen Grundſäze ſezen mit denen des Spinoza einerlei; und obwohl eben jene Unterſcheidung es iſt, welche zugleich die beſtimmteſte Unterſcheidung der Natur von Gott herbeiführt, ſo verhinderte dieß nicht, ſie der Vermiſchung Gottes mit der Natur anzuklagen. Da es die nämliche Unterſcheidung iſt, auf welche die gegenwärtige Unterſuchung ſich gründet, ſo ſey hier Folgendes zu ihrer Erläuterung geſagt.

Da nichts vor oder auſſer Gott iſt, ſo muß er den Grund ſeiner Exiſtenz in ſich ſelbſt haben. Das ſagen alle Philoſophieen; aber ſie reden von dieſem Grund als einen bloßen Begriff, ohne ihn zu etwas Reellem und Wirklichem zu machen. Dieſer Grund ſeiner Exiſtenz, den Gott in ſich hat, iſt nicht Gott abſolut betrachtet, d. h. ſofern er exiſtirt; denn er iſt ja nur der Grund ſeiner Exiſtenz, Er iſt die Natur in Gott; ein von ihm

*) Man ſ. dieſelbe in der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik B. 2. Hft. 2. §. 54. Anm., ferner Anm. zu §. 93. und die Erklärung S. 114.

zwar unabtrennliches, aber doch unterſchiednes Weſen. Analogiſch kann dieſes Verhältniß durch das der Schwerkraft und des Lichtes in der Natur erläutert werden. Die Schwerkraft geht vor dem Licht her als deſſen ewig dunkler Grund, der ſelbſt nicht actu iſt, und entflieht in die Nacht, indem das Licht (das Exiſtirende) aufgeht. Selbſt das Licht löst das Siegel nicht völlig, unter dem ſie beſchloſſen liegt. *) Sie iſt eben darum weder das reine Weſen noch auch das aktuale Seyn der abſoluten Identität, ſondern folgt nur aus ihrer Natur,**) oder iſt ſie, nämlich in der beſtimmten Potenz betrachtet: denn übrigens gehört auch das, was beziehungsweiſe auf die Schwerkraft als exiſtirend erſcheint, an ſich wieder zu dem Grunde, und Natur im Allgemeinen iſt daher alles, was jenſeits des abſoluten Seyns der abſoluten Identität liegt. ***) Was übrigens jenes Vorhergehen betrifft, ſo iſt es weder als Vorhergehen der Zeit nach, noch als Priorität des Weſens zu denken. In dem Zirkel, daraus alles wird, iſt es kein Widerſpruch, daß das, wodurch das Eine erzeugt wird, ſelbſt wieder von ihm gezeugt werde. Es iſt hier kein Erſtes und kein Letztes, weil alles ſich gegenſeitig vorausſetzt, keins das andre und doch nicht ohne das andre iſt. Gott hat in ſich einen innern Grund ſeiner Exiſtenz, der inſofern ihm als Exiſtirenden

*) A. a. Ort. S. 59. 60.
**) Ebendaſ. S. 41.
***) Daſ. S. 114.

voran geht: aber eben so ist Gott wieder das Prius des Grundes, indem der Grund, auch als solcher, nicht seyn könnte, wenn Gott nicht actu existirte.

Auf dieselbe Unterscheidung führt die von den Dingen ausgehende Betrachtung. Zuerst ist der Begriff der Immanenz völlig zu beseitigen, inwiefern etwa dadurch ein todtes Begriffenseyn der Dinge in Gott ausgedrückt werden soll. Wir erkennen vielmehr, daß der Begriff des Werdens der einzige der Natur der Dinge angemessene ist. Aber sie können nicht werden in Gott, absolut betrachtet, indem sie toto genere, oder richtiger zu reden, unendlich von ihm verschieden sind. Um von Gott geschieden zu seyn, müssen sie in einem von ihm verschiednen Grunde werden. Da aber doch nichts ausser Gott seyn kann, so ist dieser Widerspruch nur dadurch aufzulösen, daß die Dinge ihren Grund in dem haben was in Gott selbst nicht Er Selbst ist, *) d. h. indem, was Grund seiner Existenz ist. Wollen wir uns dieses Wesen menschlich näher bringen, so

*) Es ist dieß der einzig rechte Dualismus, nämlich der, welcher zugleich eine Einheit zuläßt. Oben war von dem modifizirten Dualismus die Rede, nach welchem das böse Prinzip dem guten nicht bei- sondern untergeordnet ist. Kaum ist zu fürchten, daß jemand das hier aufgestellte Verhältniß mit jenem Dualismus ververwechseln werde, in welchem das Untergeordnete immer ein wesentlich- böses Prinzip ist und eben darum seiner Abkunft aus Gott nach völlig unbegreiflich bleibt.

können wir ſagen: es ſey die Sehnſucht, die das ewige Eine empfindet, ſich ſelbſt zu gebähren. Sie iſt nicht das Eine ſelbſt, aber doch mit ihm gleich ewig. Sie will Gott, d. h. die unergründliche Einheit gebähren, aber inſofern iſt in ihr ſelbſt noch nicht die Einheit. Sie iſt daher für ſich betrachtet auch Wille; aber Wille, in dem kein Verſtand iſt, und darum auch nicht ſelbſtſtändiger und vollkommner Wille, indem der Verſtand eigentlich der Wille in dem Willen iſt. Dennoch iſt ſie ein Willen des Verſtandes, nämlich Sehnſucht und Begierde deſſelben; nicht ein bewußter, ſondern ein ahndender Wille, deſſen Ahndung der Verſtand iſt. Wir reden von dem Weſen der Sehnſucht an und für ſich betrachtet, das wohl in's Auge gefaßt werden muß, ob es gleich längſt durch das Höhere, das ſich aus ihm erhoben, verdrängt iſt, und obgleich wir es nicht ſinnlich, ſondern nur mit dem Geiſte und den Gedanken erfaſſen können. Nach der ewigen That der Selbſtoffenbarung, iſt nämlich in der Welt, wie wir ſie jetzt erblicken, alles Regel, Ordnung und Form; aber immer liegt noch im Grunde das Regelloſe, als könnte es einmal wieder durchbrechen, und nirgends ſcheint es, als wären Ordnung und Form das Urſprüngliche, ſondern als wäre ein anfänglich Regelloſes zur Ordnung gebracht worden. Dieſes iſt an den Dingen die unergreifliche Baſis der Realität, der nie aufgehende Reſt, das, was ſich mit der größten Anſtrengung nicht in Verſtand auflöſen läßt,

ſondern ewig im Grunde bleibt. Aus dieſem Verſtandloſen iſt im eigentlichen Sinne der Verſtand gebohren. Ohne dieß vorausgehende Dunkel giebt es keine Realität der Kreatur; Finſterniß iſt ihr nothwendiges Erbtheil. Gott allein — Er ſelbſt der Exiſtirende — wohnt im reinen Lichte, denn er allein iſt von ſich ſelbſt. Der Eigendünkel des Menſchen ſträubt ſich gegen dieſen Urſprung aus dem Grunde, und ſucht ſogar ſittliche Gründe dagegen auf. Dennoch wüßten wir nichts, das den Menſchen mehr antreiben könnte, aus allen Kräften nach dem Lichte zu ſtreben, als das Bewußtſeyn der tiefen Nacht, aus der er an's Daſeyn geboben worden. Die weibiſchen Klagen, daß ſo das Verſtandloſe zur Wurzel des Verſtandes, die Nacht zum Anfang des Lichtes gemacht werde, beruhen zwar zum Theil auf Mißverſtand der Sache, (indem man nicht begreift, wie mit dieſer Anſicht die Priorität des Verſtandes und Weſens dem Begriff nach dennoch beſtehen kann); aber ſie drücken das wahre Syſtem heutiger Philoſophen aus, die gern fumum ex fulgore machen wollten, wozu aber ſelbſt die gewaltſamſte Fichte'ſche Präzipitation nicht hinreicht. Alle Geburt iſt Geburt aus Dunkel an's Licht; das Saamenkorn muß in die Erde verſenkt werden, und in der Finſterniß ſterben, damit die ſchönere Lichtgeſtalt ſich erhebe und am Sonnenſtrahl ſich entfalte. Der Menſch wird in Mutterleibe gebildet; und aus dem Dunkeln des Verſtandloſen, (aus Gefühl,

Sehnsucht, der herrlichen Mutter der Erkenntniß), erwachsen erst die lichten Gedanken. So also müssen wir die ursprüngliche Sehnsucht uns vorstellen, wie sie zwar zu dem Verstande sich richtet, den sie noch nicht erkennt, wie wir in der Sehnsucht nach unbekanntem namenlosem Gut verlangen, und sich ahndend bewegt, als ein wogend wallend Meer, der Materie des Platon gleich, nach dunkelm ungewissem Gesetz, unvermögend etwas Dauerndes für sich zu bilden. Aber entsprechend der Sehnsucht, welche als der noch dunkle Grund die erste Regung göttlichen Daseyns ist, erzeugt sich in Gott selbst eine innre reflexive Vorstellung, durch welche, da sie keinen andern Gegenstand haben kann, als Gott, Gott sich selbst in einem Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist das erste, worin Gott, absolut betrachtet, verwirklicht ist, obgleich nur in ihm selbst; sie ist im Anfange bei Gott, und der in Gott gezeugte Gott selbst. Diese Vorstellung ist zugleich der Verstand — das Wort jener Sehnsucht, *) und der ewige Geist, der das Wort in sich und zugleich die unendliche Sehnsucht empfindet, von der Liebe bewogen, die er selbst ist, spricht das Wort aus, daß nun der Verstand mit der Sehnsucht zusammen freischaffender und allmächtiger Wille wird und in der anfänglich regellosen Natur als in seinem Element oder Werkzeuge bildet. Die erste

*) In dem Sinne, wie man sagt; das Wort des Räthsels.

Wirkung des Verſtandes in ihr iſt die Scheidung der Kräfte, indem er nur dadurch die in ihr unbewußt, als in einem Saamen, aber doch nothwendig enthaltne Einheit zu entfalten vermag; ſo wie im Menſchen in die dunkle Sehnſucht, etwas zu ſchaffen, dadurch Licht tritt, daß in dem chaotiſchen Gemenge der Gedanken, die alle zuſammenhängen, jeder aber den andern hindert hervorzutreten, die Gedanken ſich ſcheiden und nun die im Grunde verborgen liegende, alle unter ſich befaſſende, Einheit ſich erhebt; oder wie in der Pflanze nur im Verhältniß der Entfaltung und Ausbreitung der Kräfte das dunkle Band der Schwere ſich löst und die im geſchiedenen Stoff verborgne Einheit entwickelt wird. Weil nämlich dieſes Weſen (der anfänglichen Natur) nichts anders iſt, als der ewige Grund zur Exiſtenz Gottes, ſo muß es in ſich ſelbſt, obwohl verſchloſſen, das Weſen Gottes, gleichſam als einen im Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick enthalten. Die Sehnſucht aber, vom Verſtande erregt, ſtrebt nunmehr, den in ſich ergriffnen Lebensblick zu erhalten, und ſich in ſich ſelbſt zu verſchließen, damit immer ein Grund bleibe. Indem alſo der Verſtand, oder das in die anfängliche Natur geſetzte Licht, die in ſich ſelbſt zurückſtrebende Sehnſucht zur Scheidung der Kräfte (zum Aufgeben der Dunkelheit) erregt; eben in dieſer Scheidung aber die im Geſchiedenen verſchloſſene Einheit, den verborgnen Lichtblick, hervorhebt, ſo entſteht auf dieſe Art zuerſt etwas Begreifliches und Einzelnes, und zwar nicht durch

äußre Vorstellung, sondern durch wahre Ein-Bildung, indem das Entstehende in die Natur hineingebildet wird, oder richtiger noch, durch Erweckung, indem der Verstand die in dem geschiedenen Grund verborgne Einheit oder Ideal hervorhebt. Die in dieser Scheidung getrennten (aber nicht völlig auseinandergetretenen) Kräfte sind der Stoff, woraus nachher der Leib configurirt wird; das aber in der Scheidung, also aus der Tiefe des natürlichen Grundes, als Mittelpunkt der Kräfte entstehende lebendige Band ist die Seele. Weil der ursprüngliche Verstand die Seele aus einem von ihm unabhängigen Grunde als Inneres hervorhebt: so bleibt sie ebendamit selbst unabhängig von ihm, als ein besondres und für sich bestehendes Wesen.

Es ist leicht einzusehen, daß bei dem Widerstreben der Sehnsucht, welches nothwendig ist zur vollkommnen Geburt, das allerinnerste Band der Kräfte nur in einer stufenweise geschehenden Entfaltung sich löst; und bei jedem Grade der Scheidung der Kräfte ein neues Wesen aus der Natur entsteht, dessen Seele um so vollkommner seyn muß, je mehr es das, was in den andern noch ungeschieden ist, geschieden enthält. Zu zeigen, wie jeder folgende Proceß dem Wesen der Natur näher tritt, bis in der höchsten Scheidung der Kräfte das allerinnerste Centrum aufgeht, ist die Aufgabe einer vollständigen Naturphilosophie. Für den gegenwärtigen Zweck ist nur folgendes we-

sentlich. Jedes der auf die angezeigte Art in der Natur entstandnen Wesen hat ein doppeltes Prinzip in sich, das jedoch im Grunde nur Ein und das nämliche ist, von den beyden möglichen Seiten betrachtet. Das erste Prinzip ist das, wodurch sie von Gott geschieden, oder wodurch sie im bloßen Grunde sind; da aber zwischen dem, was im Grunde, und dem, was im Verstande vorgebildet, ist, doch eine ursprüngliche Einheit statt findet, und der Proceß der Schöpfung nur auf eine innere Transmutation oder Verklärung des anfänglich dunkeln Prinzips in das Licht geht, (weil der Verstand, oder das in die Natur gesetzte Licht, in dem Grunde eigentlich nur das ihm verwandte, nach ihnen gekehrte Licht sucht): so ist das seiner Natur nach dunkle Prinzip eben dasjenige, welches zugleich in Licht verklärt wird, und beyde sind, obwohl nur in bestimmtem Grade, Eins in jedem Naturwesen. Das Prinzip, sofern es aus dem Grunde stammt, und dunkel ist, ist der Eigenwille der Kreatur, der aber, sofern er noch nicht zur vollkommnen Einheit mit dem Licht (als Prinzip des Verstandes) erhoben ist, (es nicht faßt), bloße Sucht oder Begierde, d. h. blinder Wille ist. Diesem Eigenwillen der Kreatur steht der Verstand als Universalwille entgegen, der jenen gebraucht, und als bloßes Werkzeug sich unterordnet. Wenn aber endlich durch fortschreitende Umwandlung und Scheidung aller Kräfte der innerste und tiefste Punkt der anfänglichen

Dunkelheit in einem Wesen ganz in Licht verklärt ist: so ist der Wille desselben Wesens zwar, inwiefern es ein Einzelnes ist, ebenfalls ein Partikularwille, an sich aber, oder als das Centrum aller andern Partikularwillen, mit dem Urwillen oder dem Verstande Eins, so daß aus beyden jetzt ein einiges Ganzes wird. Diese Erhebung des allertiefsten Centri in Licht geschieht in keiner der uns sichtbaren Kreaturen außer im Menschen. ist die ganze Macht des finstern Prinzips in ebendemselben zugleich die ganze Kraft des Lichts. In ihm ist der tiefste Abgrund und der höchste Himmel, oder beyde Centra. Der Wille des Menschen ist der in der ewigen Sehnsucht verborgne Keim des nur noch im Grunde vorhandnen Gottes; der in der Tiefe verschlossene göttliche Lebensblick, den Gott ersah, als er den Willen zur Natur faßte. In ihm (im Menschen) allein hat Gott die Welt geliebt; und eben dieß Ebenbild Gottes hat die Sehnsucht im Centro ergriffen, als sie mit dem Licht in Gegensatz trat. Der Mensch hat dadurch, daß er aus dem Grunde entspringt, (kreatürlich ist), ein relativ auf Gott unabhängiges Prinzip in sich; aber dadurch, daß eben dieses Prinzip — ohne daß es deßhalb aufhörte, dem Grunde nach dunkel zu seyn — in Licht verklärt ist, geht zugleich ein Höheres in ihm auf, der Geist. Denn der ewige Geist spricht die Einheit oder das Wort aus in die Natur. Das ausgesprochene (reale) Wort aber ist nur in der Einheit

von Licht und Dunkel, (Selbſtlauter und Mitlauter). Nun ſind zwar in allen Dingen die beyden Prinzipien, aber ohne völlige Konſonanz wegen der Mangelhaftigkeit des aus dem Grunde Erhobenen. Erſt im Menſchen alſo wird das in allen andern Dingen noch zurückgehaltne und unvollſtändige Wort völlig ausgeſprochen. Aber in dem angeſprochnen Wort offenbart ſich der Geiſt, d. h. Gott als actu exiſtirend. Indem nun die Seele lebendige Identität beyder Prinzipien iſt, iſt ſie Geiſt; und Geiſt iſt in Gott. Wäre nun im Geiſt des Menſchen die Identität beyder Prinzipien eben ſo unauflöslich als in Gott, ſo wäre kein Unterſchied, d. h. Gott als Geiſt würde nicht offenbar. Diejenige Einheit, die in Gott unzertrennlich iſt, muß alſo im Menſchen zertrennlich ſeyn, — und dieſes iſt die Möglichkeit des Guten und des Böſen.

Wir ſagen ausdrücklich: die Möglichkeit des Böſen, und ſuchen vorerſt auch nur die Zertrennlichkeit der Prinzipien begreiflich zu machen. Die Wirklichkeit des Böſen iſt Gegenſtand einer ganz andern Unterſuchung. Das aus dem Grunde der Natur emporgehobne Prinzip, wodurch der Menſch von Gott geſchieden iſt, iſt die Selbſtheit in ihm, die aber durch ihre Einheit mit dem idealen Prinzip Geiſt wird. Die Selbſtheit als ſolche iſt Geiſt; oder, der Menſch iſt Geiſt als ein ſelbſtiſches, beſondres, (von Gott geſchiedenes) Weſen, welche Verbindung eben die Perſönlichkeit ausmacht.

Dadurch aber, daß die Selbſtheit Geiſt iſt, iſt ſie zugleich aus dem Kreatürlichen in's Ueberkreatürliche gehoben, ſie iſt Wille, der ſich ſelbſt in der völligen Freiheit erblickt, nicht mehr Werkzeug des in der Natur ſchaffenden Univerſalwillens, ſondern über und außer aller Natur iſt. Der Geiſt iſt über dem Licht; wie er ſich in der Natur über der Einheit des Lichts und des dunkeln Prinzips erhebt. Dadurch, daß ſie Geiſt iſt, iſt alſo die Selbſtheit frey von beiden Prinzipien. Nun iſt aber dieſe oder der Eigenwille nur dadurch Geiſt, und demnach frey oder über der Natur, daß er wirklich in den Urwillen (das Licht) umgewandelt iſt, ſo daß er zwar (als Eigenwille) im Grunde noch bleibt, (weil immer ein Grund ſeyn muß) — ſo wie im durchſichtigen Körper die zur Identität mit dem Licht erhobne Materie deßhalb nicht aufhört, Materie (finſtres Prinzip) zu ſeyn — aber bloß als Träger und gleichſam Behälter des höhern Prinzips des Lichts. Dadurch aber, daß ſie den Geiſt hat, (weil dieſer über Licht und Finſterniß herrſcht), — wenn er nämlich nicht der Geiſt der ewigen Liebe iſt — kann die Selbſtheit ſich trennen von dem Licht, oder der Eigenwille kann ſtreben, das, was er nur in der Identität mit dem Univerſalwillen iſt, als Partikularwille zu ſeyn, das, was er nur iſt, inwiefern er im Centro bleibt, (ſo wie der ruhige Willen im ſtillen Grunde der Natur ebendarum auch Univerſalwille iſt, weil er im Grunde bleibt), auch in der Peripherie, oder als

Geſchöpf zu ſeyn, (denn der Wille der Kreaturen iſt freylich auſſer dem Grunde; aber er iſt dann auch bloßer Partikularwille, nicht frei, ſondern gebunden). Dadurch alſo entſteht im Willen des Menſchen eine Trennung eine der geiſtig gewordnen Selbſtheit, (da der Geiſt über dem Lichte ſteht), von dem Licht, d. h. eine Auflöſung der in Gott unauflöslichen Prinzipien. Wenn im Gegentheil der Eigenwille des Menſchen als Centralwille im Grunde bleibt, ſo daß das göttliche Verhältniß der Prinzipien beſteht, (wie nämlich der Wille im Centro der Natur nie über das Licht ſich erhebt, ſondern unter demſelben als Baſis im Grunde bleibt), und wenn ſtatt des Geiſtes der Zwietracht, der das eigne Prinzip vom allgemeinen ſcheiden will, der Geiſt der Liebe in ihm waltet, ſo iſt der Wille in göttlicher Art und Ordnung. — Daß aber eben jene Erhebung des Eigenwillens das Böſe iſt, erhellet aus folgendem. Der Wille, der aus ſeiner Uebernatürlichkeit heraustritt, um ſich als allgemeinen Willen zugleich partikular und kreatürlich zu machen, ſtrebt das Verhältniß der Prinzipien umzukehren, den Grund über die Urſache zu erheben, den Geiſt, den er nur für das Centrum erhalten, außer demſelben und gegen die Kreatur zu gebrauchen, woraus Zerrüttung in ihm ſelbſt und außer ihm erfolgt. Der Wille des Menſchen iſt anzuſehen als ein Band von lebendigen Kräften; ſo lange nun er ſelbſt in ſeiner Einheit mit dem Univerſalwillen bleibt, ſo beſte-

ben auch jene Kräfte in göttlichem Maß und Gleichgewicht. Kaum aber iſt der Eigenwille ſelbſt aus dem Centro als ſeiner Stelle gewichen, ſo iſt auch der Band der Kräfte gewichen; ſtatt deſſelben herrſcht ein bloßer Partikularwille, der die Kräfte nicht mehr unter ſich, wie der urſprüngliche, vereinigen kann, und der daher ſtreben muß, aus den von einander gewichenen Kräften, dem empörten Heer der Begierden und Lüſte, (indem jede einzelne Kraft auch eine Sucht und Luſt iſt), ein eignes und abſonderliches Leben zu formiren oder zuſammenzuſetzen, welches in ſo fern möglich iſt, als ſelbſt im Böſen das erſte Band der Kräfte, der Grund der Natur, immer noch fort beſteht. Da es aber doch kein wahres Leben ſeyn kann, als welches nur in dem Urſprünglichen Verhältniß beſtehen konnte, ſo entſteht zwar ein eignes, aber ein falſches Leben, ein Leben der Lüge, ein Gewächs der Unruhe, und der Verderbniß. Das treffendſte Gleichniß bietet hier die Krankheit dar, welche, als die durch den Mißbrauch der Freiheit in die Natur gekommne Unordnung, das wahre Gegenbild des Böſen oder der Sünde iſt. Univerſalkrankheit iſt nie, ohne daß die verborgenen Kräfte des Grundes ſich aufthun: ſie entſteht, wenn das irritable Prinzip, das in der Stille der Tiefe als das innerſte Band der Kräfte walten ſollte, ſich ſelbſt aktuirt, oder der aufgereizte Archaeus ſeine ruhige Wohnung im Centro verläßt, und in den Umkreis tritt. So wie da-

gegen alle urſprüngliche Heilung in der Wiederherſtellung des Verhältniſſes der Peripherie zum Centro beſteht, und der Uebergang von Krankheit zur Geſundheit eigentlich nur durch das Entgegengeſetzte, nämlich Wiederaufnahme des getrennten und einzelnen Lebens in den innern Lichtblick des Weſens, geſchehen kann, aus welcher die Scheidung (Kriſis) wieder erfolgt. Auch die Partikularkrankheit entſteht nur dadurch, daß das, was ſeine Freiheit oder ſein Leben nur dafür hat, daß es im Ganzen bleibe, für ſich zu ſeyn ſtrebt. Wie die Krankheit freilich nichts Weſenhaftes und eigentlich nur ein Scheinbild des Lebens und bloß meteoriſche Erſcheinung deſſelben — ein Schwanken zwiſchen Seyn und Nichtſeyn — iſt, nichts deſtoweniger aber dem Gefühl ſich als etwas ſehr Reelles ankündigt, eben ſo verhält es ſich mit dem Böſen.

Dieſen allein richtigen Begriff des Böſen, nach welchem es auf einer poſitiven Verkehrtheit oder Umkehrung der Prinzipien beruht, hat in neueren Zeiten beſonders Franz Baader wieder hervorgehoben und durch tiefſinnige phyſiſche Analogien, namentlich die der Krankheit, erläutert. *) Alle

*) In der Abhandlung: „Ueber die Behauptung, daß kein übler Gebrauch der Vernunft ſeyn kann" im Morgenblatt 1807. Nr. 197. und: „Ueber Starres und Fließendes," in den Jahrbüchern der Medicin als Wiſſenſchaft 3. Bds. 2tes Heft. Zur Vergleichung und weitern Erläuterung ſiehe auch hier die hieher bezüg-

andern Erklärungen des Bösen lassen den Verstand und das sittliche Bewußtseyn gleich unbe-

liche Anmerkung am Ende dieser Abhandlung S. 203. „Einen lehrreichen Aufschluß giebt hier das gemeine Feuer (als wilde, verzehrende, peinliche Glut) im Gegensatze der sogenannten organischen wohlthuenden Lebensglut, indem hier Feuer und Wasser in Einem (wachsenden) Grunde zusammen, oder in Conjunction eingehen, während sie dort in Zwietracht auseinander treten. Nun war aber weder Feuer noch Wasser, als solche, d. h. als geschiedene Sphären im organischen Prozesse, sondern jenes war als Centrum, (mysterium) dieses als offen oder Peripherie in ihm, und eben die Aufschließung, Erhebung, Entzündung des ersten zusammen mit der Verschließung des zweiten gab Krankheit und Tod. So ist nun allgemein die Ichheit, Individualität freilich die Basis, das Fundament oder natürliches Centrum jedes Kreaturlebens; so wie selbes aber aufhört, dienendes Centrum zu seyn und herrschend in Peripherie tritt, brennt es als tantalischer Grimm der Selbstsucht und des Egoism, (der entzündeten Ichheit) in ihr. Aus ☉ wird nun O — das heißt: an einer einzigen Stelle des Planetensystems ist jenes finstre Naturcentrum verschlossen, latent, und dient eben darum als Lichtträger dem Eintritt des höheren Systems (Lichteinstrahl- oder Offenbarung des Ideellen). Eben darum ist also diese Stelle der offne Punkt (Sonne — Herz — Auge) im Systeme — und erhöbe oder öffnete sich auch dort das finstre Naturcentrum, so verschlöße sich eo ipso der Lichtpunkt, das Licht würde zur Finsterniß im System, oder die Sonne erlösche!" —

friedigt. Sie beruhen im Grunde sämmtlich auf der Vernichtung des Bösen als positiven Gegensatzes und der Reduktion desselben auf das sogenannte malum metaphysicum, oder dem verneinenden Begriff der Unvollkommenheit der Kreatur. Es war unmöglich, sagt Leibnitz, daß Gott dem Menschen alle Vollkommenheit mittheilte, ohne ihn selbst zum Gott zu machen: das nämliche gilt von den geschaffnen Wesen überhaupt; es mußten darum verschiedne Grade der Vollkommenheit und alle Arten der Einschränkung derselben statt finden. Fragt man, woher das Böse kommt, so ist die Antwort: aus der idealen Natur der Kreatur, sofern sie von den ewigen Wahrheiten, die im göttlichen Verstande enthalten sind, nicht aber von dem Willen Gottes abhängt. Die Region der ewigen Wahrheiten ist die ideelle Ursache des Bösen und Guten, und muß an die Stelle der Materie der Alten gesetzt werden. *) Es giebt, sagt er an einer andern Stelle, allerdings zwei Prinzipien, aber beyde in Gott: diese sind der Verstand und der Wille. Der Verstand giebt das Prinzip des Bösen her, ob er schon dadurch nicht selbst böse wird; denn er stellt die Naturen so vor, wie sie nach den ewigen Wahrheiten sind: er enthält in sich den Grund der Zulassung des Bösen, aber der Wille geht allein auf das Gute. **) Diese

*) Tentam. theod. Opp. T. 1. p. 136.

**) Ebendas. S. 240.

einzige Möglichkeit hat Gott nicht gemacht, da der Verstand nicht seine eigne Ursache ist. *) Wenn diese Unterscheidung des Verstandes und Willens als zweier Prinzipien in Gott, wodurch die erste Möglichkeit des Bösen vom göttlichen Willen unabhängig gemacht wird, der sinnreichen Art dieses Mannes gemäß ist, und wenn auch die Vorstellung des Verstandes (der göttlichen Weisheit) als etwas, worin sich Gott selbst eher leidend als thätig verhält, auf etwas tieferes hindeutet: so läuft das Böse, was aus jenem lediglich idealem Grunde abstammen kann, dagegen auch wieder auf etwas bloß Passives, auf Einschränkung, Mangel, Beraubung hinaus, Begriffe, die der eigentlichen Natur des Bösen völlig widerstreiten. Denn schon die einfache Ueberlegung, daß es der Mensch, die vollkommenste aller sichtbaren Kreaturen ist, der des Bösen allein fähig ist, zeigt, daß der Grund desselben keineswegs in Mangel oder Beraubung liegen könne. Der Teufel nach der christlichen Ansicht war nicht die limitirteste Kreatur, sondern vielmehr die illimitirteste **) Unvollkommenheit im

---

*) Ebendas. S. 387.

**) Es ist in dieser Beziehung auffallend, daß nicht erst die Scholastiker, sondern schon unter den früheren Kirchenvätern mehrere vorzüglich Augustinus das Böse in eine bloße Privation setzten. Merkwürdig ist besonders die Stelle contr. Jul. L. 1. C. III. Quaerunt ex nobis, unde sit malum? Respondemus

allgemeinen metaphyſiſchen Sinn iſt nicht der gewöhnliche Charakter des Böſen, da es ſich oft mit einer Vortrefflichkeit der einzelnen Kräfte vereinigt zeigt, die viel ſeltner das Gute begleitet. Der Grund des Böſen muß alſo nicht nur in etwas Poſitivem überhaupt, ſondern eher in dem höchſten Poſitiven liegen, das die Natur enthält, wie es nach unſrer Anſicht allerdings der Fall iſt, da er in dem offenbar gewordnen Centrum oder Urwillen des erſten Grundes liegt. Leibnitz verſucht auf jede Weiſe begreiflich zu machen, wie aus einem natürlichen Mangel das Böſe entſtehen könne. Der Wille, ſagt er, ſtrebt nach dem Guten im Allgemeinen, und muß nach Vollkommenheit verlangen, deren höchſtes Maß in Gott iſt; wenn er aber in den Wollüſten der Sinne, mit Verluſt höherer Güter, verſtrickt bleibt, ſo iſt eben dieſer Mangel des Weiterſtrebens die Privation, in welcher das Böſe beſteht. Sonſt, meynt er, das Böſe bedürfe ſo wenig eines beſondern Prinzips, als

ex bono, sed non summo, ex bonis igitur orta sunt mala. Mala enim omnia participant ex bono, merum enim et ex omni parte tale dari repugnat. — — Haud vero difficulter omnia expediet, qui conceptum mali semel recte formauerit, eumque semper defectum aliquem inuoluere attenderit, perfectionem autem omnimodam incommunicabiliter possidere Deum; neque magis possibile esse, creaturam illimitatam adeoque independentem creari, quam creari alium Deum.

die Kälte oder Finsterniß. Was im Bösen Bejahendes sey, komme nur begleitungsweise in dasselbe, wie Kraft und Wirksamkeit in die Kälte: frierendes Wasser zersprenge das stärkste einschließende Gefäß und doch bestehe Kälte eigentlich in einer Verminderung von Bewegung. *) Weil indeß die Beraubung für sich gar Nichts ist, und selbst, um bemerklich zu werden, eines Positiven bedarf, an dem sie erscheint: so entsteht nun die Schwierigkeit, das Positive zu erklären, welches dennoch im Bösen angenommen werden muß. Da Leibnitz dasselbe nur von Gott herleiten kann, so sieht er sich genöthiget, Gott zur Ursache des Materialen der Sünde zu machen, und nur das Formelle derselben der ursprünglichen Einschränkung der Kreatur zuzuschreiben. Er sucht dieß Verhältniß durch den von Keppler gefundnen Begriff der natürlichen Trägheitskraft der Materie zu erläutern. Es sey diese, sagt er, das vollkommne Bild einer ursprünglichen (allem Handeln vorangehenden) Einschränkung der Kreatur. Wenn durch den nämlichen Antrieb zwei verschiedne Körper von ungleicher Masse mit ungleichen Geschwindigkeiten bewegt werden, so liegt der Grund der Langsamkeit der Bewegung des einen nicht in dem Antrieb, sondern in dem der Materie angebornen und eigenthümlichen Hang zur Trägheit, d. h. in der

*) Tentam. theod. p. 242.

innern Limitation oder Unvollkommenheit der Materie. *) Hiebei iſt aber zu bemerken, daß die Trägheit ſelbſt als keine bloße Beraubung gedacht werden kann, ſondern allerdings etwas Poſitives iſt, nämlich Ausdruck der innern Selbſtheit des Körpers, der Kraft, wodurch er ſich in der Selbſtſtändigkeit zu behaupten ſucht. Wir läugnen nicht, daß auf dieſe Art die metaphyſiſche Endlichkeit ſich begreiflich machen laſſe; aber wir läugnen, daß die Endlichkeit für ſich ſelbſt das Böſe ſey. **)

Es entſpringt dieſe Erklärungsart überhaupt aus dem unlebendigen Begriff des Poſitiven, nach welchem ihm nur die Beraubung entgegenſtehen kann. Allein es giebt noch einen mittleren Begriff, der einen reellen Gegenſatz deſſelben bildet, und von dem Begriff des bloß Verneinten weit abſteht. Dieſer entſpringt aus dem Verhältniß des Ganzen zum Einzelnen, der Einheit zur Vielheit, oder wie man es ausdrücken will. Das Poſſitive iſt immer das Ganze oder die Einheit; das ihm entgegenſtehende iſt Zertrennung des Ganzen, Disharmonie, Ataxie der Kräfte. In dem zertrennten Ganzen ſind die nämlichen Elemente, die in dem eigenen Ganzen waren; das Materiale in

*) Ebendaſ. P. 1. §. 30.

**) Aus dem gleichen Grunde muß jede andere Erklärung der Endlichkeit, z. B. aus dem Begriff der Relationen zur Erklärung des Böſen unzureichend ſeyn. Das Böſe kommt nicht aus der Endlichkeit an ſich, ſondern aus der zum Selbſtſeyn erhobenen Endlichkeit.

beyden iſt daſſelbe, (von dieſer Seite iſt das Böſe nicht limitirter oder ſchlechter als das Gute), aber das Formale in beyden iſt ganz verſchieden, dieſes Formale aber kommt eben von dem Weſen oder Poſitiven ſelber her. Daher nothwendig im Böſen, wie im Guten, ein Weſen ſeyn muß, aber in jenem ein dem Guten entgegengeſetztes, das die in ihm enthaltene Temperatur in Diſtemperatur verkehrt. Dieſes Weſen zu erkennen, iſt der dogmatiſchen Philoſophie unmöglich, weil ſie keinen Begriff der Perſönlichkeit, d. h. der zur Geiſtigkeit erhobenen Selbſtheit, ſondern nur die abgezognen Begriffe des Endlichen und des Unendlichen hat. Wollte daher jemand erwiedern, daß ja eben die Disharmonie eine Privation ſey, nämlich eine Beraubung der Einheit, ſo wäre, wenn ſelbſt im allgemeinen Begriff der Beraubung der von Aufhebung oder Trennung der Einheit enthalten wäre, der Begriff dennoch an ſich ungenügend. Denn es iſt nicht die Trennung der Kräfte an ſich Disharmonie, ſondern die falſche Einheit derſelben, die nur beziehungsweiſe auf die wahre eine Trennung heißen kann. Wird die Einheit ganz aufgehoben: ſo wird eben damit der Widerſtreit aufgehoben. Krankheit wird durch den Tod geendigt; und kein einzelner Ton für ſich macht eine Disharmonie aus. Aber eben jene falſche Einheit zu erklären, bedarf es etwas Poſitives, welches ſonach im Böſen nothwendig angenommen werden muß, aber ſo lange unerklärbar bleiben

wird, als nicht eine Wurzel der Freiheit in dem unabhängigen Grunde der Natur erkannt iſt.

Von der Platoniſchen Anſicht, ſo weit wir ſie beurtheilen können, wird beſſer bei der Frage nach der Wirklichkeit des Böſen die Rede ſeyn. Die Vorſtellungen unſres über dieſen Punkt bei weitem leichtern und den Philanthropismus bis zur Läugnung des Böſen treibenden Zeitalters, ſtehen mit ſolchen Ideen nicht in der entfernteſten Verbindung. Jenen zufolge liegt der einzige Grund des Böſen in der Sinnlichkeit oder in der Animalität, oder dem irdiſchen Prinzip, indem ſie dem Himmel nicht, wie ſich gebührte, die Hölle, ſondern die Erde entgegenſetzen. Dieſe Vorſtellung iſt eine natürliche Folge der Lehre, nach welcher die Freiheit in der bloßen Herrſchaft des intelligenten Prinzips über die ſinnlichen Begierden und Neigungen beſteht und das Gute aus reiner Vernunft kommt, wonach es begreiflicherweiſe für das Böſe keine Freiheit giebt, (indem hier die ſinnlichen Neigungen vorherrſchen); richtiger zu reden aber das Böſe völlig aufgehoben wird. Denn die Schwäche oder Nichtwirkſamkeit des verſtändigen Prinzips kann zwar ein Grund des Mangels guter und tugendhafter Handlungen ſeyn, nicht aber ein Grund poſitiv-böſer und tugendwidriger. Geſetzt aber, die Sinnlichkeit oder das leidende Verhalten gegen äußre Eindrücke brächte mit einer Art von Nothwendigkeit böſe Handlungen hervor, ſo wäre der Menſch in dieſen doch ſelbſt nur leidend,

d. h. das Böse hätte in Ansehung seiner, also subjektiv keine Bedeutung, und da das, was aus einer Bestimmung der Natur folgt, objektiv auch nicht böse seyn kann, hätte es überhaupt keine Bedeutung. Daß aber gesagt wird, das vernünftige Prinzip sey im Bösen unwirksam, ist auch an sich kein Grund. Denn warum übt es denn seine Macht nicht aus? Will es unwirksam seyn, so liegt der Grund des Bösen in diesem Willen und nicht in der Sinnlichkeit. Oder kann es die widerstrebende Macht der letzten auf keine Art überwinden: so ist hier bloß Schwäche und Mangel, aber nirgend ein Böses. Es giebt daher nach dieser Erklärung nur Einen Willen, (wenn er anders so heißen kann); keinen zweifachen, und man könnte in dieser Hinsicht die Anhänger derselben, nachdem bereits die Namen der Arianer u. a. mit Glück in die philosophische Kritik eingeführt sind, mit einem ebenfalls aus der Kirchengeschichte, jedoch in einem andern Sinne genommnen, Namen die Monotheleten nennen. Wie es aber keineswegs das intelligente oder Licht-Prinzip an sich, sondern das mit Selbstheit verbundne d. h. zu Geist erhobene ist, was im Guten wirkt: eben so folgt das Böse nicht aus dem Prinzip der Endlichkeit für sich, sondern aus dem zur Intimität mit dem Centro gebrachten finstern oder selbstischen Prinzip; und wie es einen Enthusiasmus zum Guten giebt, eben so giebt es eine Begeisterung des Bösen. Im Thier, wie in jedem andern Naturwesen, ist zwar

auch jenes dunkle Prinzip wirksam; aber es ist in ihm noch nicht in's Licht geboren, wie im Menschen, es ist nicht Geist und Verstand, sondern blinde Sucht und Begierde; kurz es ist hier kein Abfall möglich, keine Trennung der Prinzipien, wo noch keine absolute oder persönliche Einheit ist. Bewußtloses und Bewußtes sind im thierischen Instinkt nur auf eine gewisse und bestimmte Weise vereinigt, die eben darum inalterabel ist. Denn gerade deshalb, weil sie nur relative Ausdrücke der Einheit sind, stehen sie unter dieser und es erhält die im Grunde wirkende Kraft die ihnen zukommende Einheit der Prinzipien in immer gleichem Verhältniß. Nie kann das Thier aus der Einheit heraustreten, anstatt daß der Mensch das ewige Band der Kräfte willkührlich zerreißen kann. Daher Fr. Baader mit Recht sagt, es wäre zu wünschen, daß die Verderbtheit im Menschen nur bis zur Thierwerdung ginge; leider aber könne der Mensch nur unter oder über dem Thiere stehen. *)

Wir haben den Begriff und die Möglichkeit des Bösen aus den ersten Gründen herzuleiten, und das allgemeine Fundament dieser Lehre aufzudecken gesucht, das in der Unterscheidung liegt zwischen dem Existirenden und dem, was Grund von Existenz ist. **) Aber die Möglichkeit schließt noch nicht

---

*) In der oben angeführten Abhandlung im Morgenblatt 1807. S. 786.

**) Augustinus sagt gegen die Emanation: aus Gottes Substanz könne nichts hervorgehen, denn Gott; darum

die Wirklichkeit ein, und dieſe eigentlich iſt der größte Gegenſtand der Frage. Und zwar iſt zu erklären nicht etwa, wie das Böſe nur im einzelnen Menſchen wirklich werde, ſondern ſeine univerſelle Wirkſamkeit, oder wie es als ein unverkennbar allgemeines, mit dem Guten überall im Kampf liegendes Prinzip aus der Schöpfung habe hervorbrechen können. Da es unläugbar, wenigſtens als allgemeiner Gegenſatz, wirklich iſt, ſo kann zwar zum voraus kein Zweifel ſeyn, daß es zur Offenbarung Gottes nothwendig geweſen; eben dieſes ergiebt ſich auch aus dem früher Geſagten. Denn wenn Gott als Geiſt die unzertrennliche Einheit beyder Prinzipien iſt, und dieſelbe Einheit nur im Geiſt des Menſchen wirklich iſt: ſo würde, wenn ſie in dieſem eben ſo unauflöslich wäre, als in Gott, der Menſch von Gott gar nicht unterſchieden ſeyn; er ginge in Gott auf, und es wäre keine Offenbarung und Beweglichkeit der Liebe. Denn jedes Weſen kann nur in ſeinem Gegentheil offenbar werden, Liebe nur

---

ſey die Kreatur aus Nichts erſchaffen, woher ihre Korruptibilität und Mangelhaftigkeit komme (de lib. arb. L. I. C. 2.) Jenes Nichts iſt nun ſchon lange das Kreuz des Verſtandes. Einen Aufſchluß giebt der Ausdruck der Schrift: der Menſch ſey ἐκ τῶν μὴ ὄντων, aus dem, das da nicht iſt, geſchaffen, ſo wie das berühmte μὴ ὄν der Alten, welches, ſo wie die Schöpfung aus Nichts, durch die obige Unterſcheidung zuerſt eine poſitive Bedeutung bekommen möchte.

in Haß, Einheit in Streit. Wäre keine Zertrennung der Prinzipien, so könnte die Einheit ihre Allmacht nicht erweisen; wäre nicht Zwietracht, so könnte die Liebe nicht wirklich werden. Der Mensch ist auf jenen Gipfel gestellt, wo er die Selbstbewegungsquelle zum Guten und Bösen gleicherweise in sich hat: das Band der Prinzipien in ihm ist kein nothwendiges, sondern ein freies. Er steht am Scheidepunkt; was er auch wähle, es wird seine That seyn: aber er kann nicht in der Unentschiedenheit bleiben, weil Gott nothwendig sich offenbaren muß, und weil in der Schöpfung überhaupt nichts Zweideutiges bleiben kann. Dennoch scheint es, er könne auch nicht aus seiner Unentschiedenheit heraustreten, eben weil sie dieß ist. Es muß daher ein allgemeiner Grund der Solicitation, der Versuchung zum Bösen seyn, wär' es auch nur, um die beyden Prinzipien in ihm lebendig, d. h. um ihn ihrer bewußt zu machen. Nun scheint die Solicitation zum Bösen selbst nur von einem bösen Grundwesen herkommen zu können, und die Annahme eines solchen dennoch unvermeidlich, auch ganz richtig jene Auslegung der Platonischen Materie zu seyn, nach welcher sie ein ursprünglich Gott widerstrebendes und darum an sich böses Wesen ist. So lange dieser Theil der Platonischen Lehre im bisherigen Dunkel liegt, *) ist ein bestimmtes Urtheil über den angegebnen

*) Möge es einst der treffliche Erklärer des Platon, oder

Punkt zwar unmöglich. In welchem Sinne jedoch von dem irrationalen Prinzip gesagt werden könne, daß es dem Verstande oder der Einheit und Ordnung widerstrebe, ohne es deßwegen als böses Grundwesen anzunehmen, ist aus den früheren Betrachtungen einleuchtend. So läßt sich auch das Platonische Wort wohl erklären, das Böse komme aus der alten Natur: denn alles Böse strebt in das Chaos! d. h. in jenen Zustand zurück, wo das anfängliche Centrum noch nicht dem Licht untergeordnet war, und ist ein Aufwallen des Centri der noch verstandlosen Sehnsucht. Allein wir haben ein für allemal bewiesen, daß das Böse, als solches, nur in der Kreatur entspringen könne, indem nur in dieser Licht und Finsterniß oder die beyden Prinzipien auf zertrennliche Weise vereinigt seyn können. Das anfängliche Grundwesen kann nie an sich böse seyn, da in ihm keine Zweyheit der Prinzipien ist. Wir können aber auch nicht etwa einen geschaffenen Geist voraussetzen, der, selbst abgefallen, den Menschen zum Abfall solizitirte, denn eben wie zuerst das Böse in einer Kreatur entsprungen, ist hier die Frage. Es ist uns daher auch zur Erklärung des Bösen nichts gegeben außer den beyden Prinzipien in

---

noch früher der wackre Böckh aufhellen, der dazu schon durch seine Bemerkungen bei Gelegenheit der von ihm dargestellten Platonischen Harmonik und durch die Ankündigung seiner Ausgabe des Timäos die besten Hoffnungen gegeben hat.

Gott. Gott als Geiſt (das ewige Band beyder) iſt die reinſte Liebe: in der Liebe aber kann nie ein Willen zum Böſen ſeyn; eben ſo wenig auch in dem idealen Prinzip. Aber Gott ſelbſt, damit er ſeyn kann, bedarf eines Grundes, nur daß dieſer nicht außer ihm, ſondern in ihm iſt, und hat in ſich eine Natur, die, obgleich zu ihm ſelbſt gehörig, doch von ihm verſchieden iſt. Der Wille der Liebe und der Wille des Grundes ſind zwei verſchiedne Willen, deren jeder für ſich iſt; aber der Wille der Liebe kann dem Willen des Grundes nicht widerſtehen, noch ihn aufheben, weil er ſonſt ſich ſelbſt widerſtreben müßte. Denn der Grund muß wirken, damit die Liebe ſeyn könne, und er muß unabhängig von ihr wirken, damit ſie reell exiſtire. Wollte nun die Liebe den Willen des Grundes zerbrechen: ſo würde ſie gegen ſich ſelbſt ſtreiten, mit ſich ſelbſt uneins ſeyn, und wäre nicht mehr die Liebe. Dieſes Wirkenlaſſen des Grundes iſt der einzig denkbare Begriff der Zulaſſung, welcher in der gewöhnlichen Beziehung auf den Menſchen völlig unſtatthaft iſt. So kann freilich der Wille des Grundes auch die Liebe nicht zerbrechen, noch verlangt er dieſes, ob es gleich oft ſo ſcheint; denn er muß, von der Liebe abgewandt, ein eigner und beſondrer Wille ſeyn, damit nun die Liebe, wenn ſie dennoch durch ihn, wie das Licht durch die Finſterniß, hindurchbricht, in ihrer Allmacht erſcheine. Der Grund iſt nur ein Willen zur Offenbarung, aber eben, damit

dieſe ſey, muß er die Eigenheit und den Gegenſatz hervorrufen. Der Wille der Liebe und der des Grundes werden alſo gerade dadurch Eins, daß ſie geſchieden ſind, und von Anbeginn jeder für ſich wirkt. Daher der Wille des Grundes gleich in der erſten Schöpfung den Eigenwillen der Kreatur mit erregt, damit, wenn nun der Geiſt als der Wille der Liebe aufgeht, dieſer ein Widerſtrebendes finde, darin er ſich verwirklichen könne.

Der Anblick der ganzen Natur überzeugt uns von dieſer geſchehenen Erregung, durch welche alles Leben erſt den letzten Grad der Schärfe und der Beſtimmtheit erlangt hat. Das Irrationale und Zufällige, das in der Formation der Weſen, beſonders der organiſchen, mit dem Nothwendigen ſich verbunden zeigt, beweißt, daß es nicht bloß eine geometriſche Nothwendigkeit iſt, die hier gewirkt hat, ſondern, daß Freiheit, Geiſt und Eigenwille mit im Spiel waren. Zwar überall, wo Luſt und Begierde, iſt ſchon an ſich eine Art der Freiheit, und niemand wird glauben, daß die Begierde, die den Grund jedes beſondern Naturlebens ausmacht und der Trieb, ſich nicht nur überhaupt, ſondern in dieſem beſtimmten Daſeyn zu erhalten, zu dem ſchon erſchaffenen Geſchöpf erſt hinzugekommen ſey, ſondern vielmehr, daß ſie das Schaffende ſelber geweſen. Auch der durch Empirie aufgefundne Begriff der Baſis, der eine bedeutende Rolle für die ganze Naturwiſſenſchaft übernehmen wird, muß, wiſſenſchaftlich gewür-

digt, auf den Begriff der Selbstheit und Ichheit führen. Aber es sind in der Natur zufällige Bestimmungen, die nur aus einer gleich in der ersten Schöpfung geschehenen Erregung des irrationalen oder finstern Prinzips der Kreatur — nur aus aktivirter Selbstheit erklärlich sind. Woher in der Natur, neben den präformirten sittlichen Verhältnissen, unverkennbare Vorzeichen des Bösen, wenn doch die Macht desselben erst durch den Menschen erregt worden; woher Erscheinungen, die auch ohne Rücksicht auf ihre Gefährlichkeit für den Menschen dennoch einen allgemeinen natürlichen Abscheu erregen. *) Daß alle organischen Wesen der Auflösung entgegen gehen, kann durchaus als keine ursprüngliche Nothwendigkeit erscheinen: das Band

*) So ist die nahe Verbindung, in welche die Imagination aller Völker, besonders alle Fabeln und Religionen des Morgenlandes, die Schlange mit dem Bösen setzen, gewiß nicht umsonst. Die vollkommne Ausbildung der Hülfsorgane, die im Menschen aufs Höchste gediehen ist, deutet nämlich schon die Unabhängigkeit des Willens von den Begierden oder ein Verhältniß von Centrum und Peripherie an, welches das einzig eigentlich gesunde ist, in dem das erste in seine Freyheit und Besonnenheit zurückgetreten ist, und vom bloß Werkzeuglichen (Peripherischen) sich geschieden hat. Wo hingegen die Hülfsorgane nicht ausgebildet sind, oder ganz mangeln, da ist das Centrum in die Peripherie getreten, oder es ist der mittelpunktlose Ring in der oben (in der Anmerkung) angeführten Stelle von Fr. Baader.

der Kräfte, welche das Leben ausmachen, könnte seiner Natur nach ebensowohl unauflöslich seyn, und wenn irgend Etwas, scheint ein Geschöpf, welches das fehlerhaft gewordne in sich durch eigne Kräfte wieder ergänzt, dazu bestimmt, ein Perpetuum mobile zu seyn. Das Böse inzwischen kündigt sich in der Natur nur durch seine Wirkung an; es selbst, in seiner unmittelbaren Erscheinung, kann erst am Ziel der Natur hervorbrechen. Denn wie in der anfänglichen Schöpfung, welche nichts anderes als die Geburt des Lichtes ist, das finstre Princip als Grund seyn mußte, damit das Licht aus ihm, (als aus der bloßen Potenz zum Aktus), erhoben werden könnte: so muß ein anderer Grund der Geburt des Geistes, und daher ein zweytes Princip der Finsterniß seyn, das um so viel höher seyn muß, als der Geist höher ist, denn das Licht. Dies Princip ist eben der in der Schöpfung durch Erregung des finstern Naturgrundes erweckte Geist des Bösen d. h. der Entzweyung von Licht und Finsterniß, welchem der Geist der Liebe, wie vormals der regellosen Bewegung der anfänglichen Natur das Licht, so jetzt ein höheres Ideales entgegensetzt. Denn wie die Selbstheit im Bösen das Licht oder Wort sich eigen gemacht hat, u. darum eben als ein höherer Grund der Finsterniß erscheint: so muß das im Gegensatz mit dem Bösen in die Welt gesprochene Wort die Menschheit oder Selbstheit annehmen, und selber persönlich werden. Dieß geschieht allein durch die

Offenbarung, im bestimmtesten Sinne des Worts, welche die nämlichen Stuffen haben muß, wie die erste Manifestation in der Natur, so nämlich, daß auch hier der höchste Gipfel der Offenbarung, der Mensch, aber der urbildliche und göttliche Mensch ist, derjenige, der im Anfang bei Gott war, und in dem alle andere Dinge und der Mensch selbst geschaffen sind. Die Geburt des Geistes ist das Reich der Geschichte, wie die Geburt des Lichtes das Reich der Natur ist. Dieselben Perioden der Schöpfung, die in diesem sind, sind auch in jenem; und eines ist des anderen Gleichniß und Erklärung. Das nämliche Princip, das in der ersten Schöpfung der Grund war, nur in einer höheren Gestalt, ist auch hier wieder Keim und Samen, aus dem eine höhere Welt entwickelt wird. Denn das Böse ist ja nichts anders, als der Urgrund zur Existenz, inwiefern er im erschaffnen Wesen zur Aktualisirung strebt, und also in der That nur die höhere Potenz des in der Natur wirkenden Grundes. Wie aber dieser ewig nur Grund ist, ohne selbst zu seyn, ebenso kann das Böse nie zur Verwirklichung gelangen, und dient bloß als Grund, damit aus ihm das Gute durch eigne Kraft sich herausbildend, ein durch seinen Grund von Gott Unabhängiges und Geschiednes sey, in dem dieser sich selbst habe und erkenne, und das als ein solches (als ein Unabhängiges) in ihm sey. Wie aber die ungetheilte Macht des anfänglichen Grundes erst im Menschen als Inne-

res (Basis oder Centrum) eines Einzelnen erkannt wird: so bleibt auch in der Geschichte das Böse anfangs noch im Grunde verborgen, und dem Zeitalter der Schuld und Sünde geht eine Zeit der Unschuld oder der Bewußtlosigkeit über die Sünde voran. Auf dieselbe Art nämlich, wie der anfängliche Grund der Natur vielleicht lange zuvor allein wirkte, und mit den göttlichen in ihm enthaltnen Kräften eine Schöpfung für sich versuchte, die aber immer wieder, (weil das Band der Liebe fehlte), zuletzt in das Chaos zurücksank, (wohin vielleicht die vor der jetzigen Schöpfung untergegangenen und nicht wiedergekommenen Reihen von Geschlechtern deuten), bis das Wort der Liebe erging, und mit ihm die dauernde Schöpfung ihren Anfang nahm; so hat sich auch in der Geschichte der Geist der Liebe nicht alsbald geoffenbaret; sondern weil Gott den Willen des Grundes als den Willen zu seiner Offenbarung empfand, und nach seiner Fürsehung erkannte, daß ein von ihm (als Geist) unabhängiger Grund zu seiner Existenz seyn müsse, ließ er den Grund in seiner Indepedenz wirken, oder, anders zu reden, Er selbst bewegte sich nur nach seiner Natur und nicht nach seinem Herzen oder der Liebe. Weil nun der Grund auch in sich das ganze göttliche Wesen, nur nicht als Einheit, enthielt, so konnten es nur einzelne göttliche Wesen seyn, die in diesem Für-sich-wirken des Grundes walteten. Diese uralte Zeit fängt daher mit dem goldnen Weltalter an, von wel-

chem dem jetzigen Menschengeschlecht nur in der Sage die schwache Erinnerung geblieben, einer Zeit seliger Unentschiedenheit, wo weder Gutes noch Böses war: dann folgte die Zeit der waltenden Götter und Heröen, oder der Allmacht der Natur, in welcher der Grund zeigte, was er für sich vermöchte. Damals kam den Menschen Verstand und Weisheit allein aus der Tiefe; die Macht erdentquollner Orakel leitete und bildete ihr Leben; alle göttlichen Kräfte des Grundes herrschten auf der Erde, und saßen als mächtige Fürsten auf sichern Thronen. Es erschien die Zeit der höchsten Verherrlichung der Natur in der sichtbaren Schönheit der Götter und allem Glanz der Kunst und sinnreicher Wissenschaft, bis das im Grunde wirkende Princip endlich als welteroberndes Princip hervortrat, sich alles zu unterwerfen und ein festes und dauerndes Welt-Reich zu gründen. Weil aber das Wesen des Grundes für sich nie die wahre u. vollkommne Einheit erzeugen kann: so kommt die Zeit, wo alle diese Herrlichkeit sich auflößt, und wie durch schreckliche Krankheit der schöne Leib der bisherigen Welt zerfällt, endlich das Chaos wieder eintritt. Schon zuvor, und ehe noch der gänzliche Zerfall da ist, nehmen die in jenem Ganzen waltenden Mächte die Natur böser Geister an, wie die nämlichen Kräfte, die zur Zeit der Gesundheit wohlthätige Schutzgeister des Lebens waren, bei herannahender Auflösung bösartiger und giftiger Natur wer-

den: der Glaube an Götter verschwindet und eine falsche Magie sammt Beschwörungen und theurgischen Formeln strebt die entfliehenden zurückzurufen, die bösen Geister zu besänftigen. Immer bestimmter zeigt sich das Anziehen des Grundes, der, das kommende Licht vorempfindend, schon zum voraus alle Kräfte aus der Unentschiedenheit setzt, um ihm in vollem Widerstreit zu begegnen. Wie das Gewitter mittelbar durch die Sonne, unmittelbar aber durch eine gegenwirkende Kraft der Erde erregt wird; so der Geist des Bösen, (dessen meteorische Natur wir schon früher erklärt haben), durch die Annäherung des Guten, nicht vermöge einer Mittheilung, sondern vielmehr durch Vertheilung der Kräfte. Daher erst mit der entschiedenen Hervortretung des Guten auch das Böse ganz entschieden und als dieses hervortritt; (nicht als entstünde es erst, sondern weil nun erst der Gegensatz gegeben ist, in dem es allein ganz und als solches erscheinen kann); wie hinwiederum eben der Moment, wo die Erde zum zweitenmal wüst und leer wird, der Moment der Geburt des höheren Lichts des Geistes wird, das von Anbeginn in der Welt war, aber unbegriffen von der für sich wirkenden Finsterniß, und in annoch verschloßner und eingeschränkter Offenbarung; und zwar erscheint es, um dem persönlichen und geistigen Bösen entgegenzutreten, ebenfalls in persönlicher, menschlicher Gestalt, und als Mittler, um den Rapport der Schöpfung mit Gott auf der

höchſten Stuffe wieder herzuſtellen. Denn nur Perſönliches kann Perſönliches heilen, und Gott muß Menſch werden, damit der Menſch wieder zu Gott komme. Mit der hergeſtellten Beziehung des Grundes auf Gott iſt erſt die Möglichkeit der Heilung (des Heils) wiedergegeben. Ihr Anfang iſt ein Zuſtand des Hellſehens, der durch göttliches Verhängniß auf einzelne Menſchen (als hiezu auserwählte Organe) fällt, eine Zeit der Zeichen und Wunder, in welcher göttliche Kräfte den überall hervortretenden dämoniſchen, die beſänftigende Einheit der Vertheilung der Kräfte entgegenwirkt. Endlich erfolgt die Kriſis in der Turba gentium, die den Grund der alten Welt überſtrömen, wie einſt die Waſſer des Anfangs die Schöpfungen der Urzeit wieder bedeckten, um eine zweite Schöpfung möglich zu machen — eine neue Scheidung der Völker und Zungen, ein neues Reich, in welchem das lebendige Wort als ein feſtes und beſtändiges Centrum im Kampf gegen das Chaos eintritt, und ein erklärter, bis zum Ende der jetzigen Zeit fortdauernder, Streit des Guten und des Böſen anfängt, in welchem eben Gott als Geiſt, d. h. als actu wirklich ſich offenbart. *)

*) Man vergleiche mit dieſem ganzen Abſchnitt des Verfaſſers Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums. VIIIte Vorleſ. über die hiſtoriſche Konſtruktion des Chriſtenthums.

Es giebt daher ein allgemeines, wenn gleich nicht anfängliches, sondern erst in der Offenbarung Gottes von Anfang, durch Reaktion des Grundes, erwecktes Böses, das zwar nie zur Verwirklichung kommt, aber beständig dahin strebt. Erst nach Erkenntniß des allgemeinen Bösen ist es möglich, Gutes und Böses auch im Menschen zu begreifen. Wenn nämlich bereits in der ersten Schöpfung das Böse mit erregt und durch das Für-sich-wirken des Grundes endlich zum allgemeinen Prinzip entwickelt worden, so scheint ein natürlicher Hang des Menschen zum Bösen schon dadurch erklärbar, weil die einmal durch Erweckung des Eigenwillens in der Kreatur eingetretne Unordnung der Kräfte ihm schon in der Geburt sich mittheilt. Allein es wirkt der Grund auch im einzelnen Menschen unabläßig fort, und erregt die Eigenheit und den besondern Willen, eben damit im Gegensatz mit ihm der Wille der Liebe aufgehen könne. Gottes Wille ist, alles zu universalisiren, zur Einheit mit dem Licht zu erheben, oder darin zu erhalten; der Wille des Grundes aber, alles zu partikularisiren oder kreatürlich zu machen. Er will die Ungleichheit allein, damit die Gleichheit sich und ihm selbst empfindlich werde. Darum reagirt er nothwendig gegen die Freiheit als das Ueberkreatürliche und erweckt in ihr die Lust zum Kreatürlichen, wie den, welchen auf einem hohen und jähen Gipfel Schwindel erfaßt, gleichsam eine geheime Stimme zu rufen scheint, daß er her-

abſtürze, oder wie nach der alten Fabel unwiderſtehlicher Sirenengeſang aus der Tiefe erſchallt, um den hindurchſchiffenden in den Strudel hinabzuziehen. Schon an ſich ſcheint die Verbindung des allgemeinen Willens mit einem beſondern Willen im Menſchen ein Widerſpruch, deſſen Vereinigung ſchwer, wenn nicht unmöglich iſt. Die Angſt des Lebens ſelbſt treibt den Menſchen aus dem Centrum, in das er erſchaffen worden: denn dieſes als das lauterſte Weſen alles Willens iſt für jeden beſondern Willen verzehrendes Feuer; um in ihm leben zu können, muß der Menſch aller Eigenheit abſterben, weshalb es ein faſt nothwendiger Verſuch iſt, aus dieſem in die Peripherie herauszutreten, um da eine Ruhe ſeiner Selbſtheit zu ſuchen. Daher die allgemeine Nothwendigkeit der Sünde und des Todes, als des wirklichen Abſterbens der Eigenheit, durch welches aller menſchlicher Wille als ein Feuer hindurchgehen muß, um geläutert zu werden. Dieſer allgemeinen Nothwendigkeit ohnerachtet bleibt das Böſe immer die eigne Wahl des Menſchen; das Böſe, als ſolches, kann der Grund nicht machen und jede Kreatur fällt durch ihre eigne Schuld. Aber eben wie nun im einzelnen Menſchen die Entſcheidung für Böſes oder Gutes vorgehe, dieß iſt noch in gänzliches Dunkel gehüllt, und ſcheint eine beſondre Unterſuchung zu erfodern.

Wir haben überhaupt bis jetzt das formelle Weſen der Freiheit weniger in's Auge gefaßt, ob-

gleich die Einsicht in dasselbe mit nicht geringeren Schwierigkeiten verbunden scheint, als die Erklärung ihres realen Begriffs.

Denn der gewöhnliche Begriff der Freiheit, nach welchem sie in ein völlig unbestimmtes Vermögen gesetzt wird, von zwei kontradiktorisch Entgegengesetzten, ohne bestimmende Gründe, das ein- oder das andre zu wollen, schlechthin bloß, weil es gewollt wird, hat zwar die ursprüngliche Unentschiedenheit des menschlichen Wesens in der Idee für sich; führt aber, angewendet auf die einzelne Handlung, zu den größten Ungereimtheiten. Sich ohne alle bewegende Gründe für A oder — A entscheiden zu können, wäre, die Wahrheit zu sagen, nur ein Vorrecht, ganz unvernünftig zu handeln, und würde den Menschen von dem bekannten Thier des Buridan, das nach der Meynung der Vertheidiger dieses Begriffes der Willkühr zwischen zwei Haufen Heu von gleicher Entfernung, Größe und Beschaffenheit verhungern müßte, (weil es nämlich jenes Vorrecht der Willkühr nicht hat), eben nicht auf die vorzüglichste Weise unterscheiden. Der einzige Beweis für diesen Begriff besteht in dem Berufen auf die Thatsache, indem es z. B. jeder in seiner Gewalt habe, seinen Arm jetzt anzuziehen oder auszustrecken, ohne weitern Grund; denn wenn man sage, er strecke ihn, eben um seine Willkühr zu beweisen, so könnte er ja dieß eben so gut, indem er ihn anzöge; das Interesse, den Satz zu beweisen, könne ihn

nur bestimmen, eins von beyden zu thun; hier sey also das Gleichgewicht handgreiflich u. s. w.; eine überall schlechte Beweisart, indem sie von dem Nichtwissen des bestimmenden Grundes auf das Nichtdaseyn schließt, die aber hier gerade umgekehrt anwendbar wäre: denn eben, wo das Nichtwissen eintritt, findet um so gewisser das Bestimmtwerden statt. Die Hauptsache ist, daß dieser Begriff eine gänzliche Zufälligkeit der einzelnen Handlungen einführt und in diesem Betracht sehr richtig mit der zufälligen Abweichung der Atomen verglichen worden ist, die Epikurus in der Physik in gleicher Absicht ersann, nämlich dem Fatum zu entgehen. Zufall aber ist unmöglich; widerstreitet der Vernunft wie der nothwendigen Einheit des Ganzen; und wenn Freiheit nicht anders, als mit der gänzlichen Zufälligkeit der Handlungen, zu retten ist, so ist sie überhaupt nicht zu retten. Es setzt sich diesem System des Gleichgewichts der Willkühr, und zwar mit vollem Fug, der Determinismus (oder nach Kant Prädeterminismus), entgegen, indem er die empirische Nothwendigkeit aller Handlungen aus dem Grunde behauptet, weil jede derselben durch Vorstellungen oder andre Ursachen bestimmt sey, die in einer vergangenen Zeit liegen, und die bei der Handlung selbst nicht mehr in unsrer Gewalt stehen. Beyde Systeme gehören dem nämlichen Standpunkt an; nur daß, wenn es einmal keinen höheren gäbe, das letzte unläugbar den Vorzug ver-

diente. Beyden gleich unbekannt ist jene höhere Nothwendigkeit, die gleichweit entfernt ist von Zufall, als Zwang oder äußerem Bestimmtwerden, die vielmehr eine innere, aus dem Wesen des Handelnden selbst quellende, Nothwendigkeit ist. Alle Verbesserungen aber, die man bei dem Determinismus anzubringen suchte, z. B. die Leibnitzische, daß die bewegenden Ursachen den Willen doch nur inkliniren, aber nicht bestimmen, helfen in der Hauptsache gar nichts.

Ueberhaupt erst der Idealismus hat die Lehre von der Freiheit in dasjenige Gebiet erhoben, wo sie allein verständlich ist. Das intelligible Wesen jedes Dings, und vorzüglich des Menschen, ist diesem zufolge ausser allem Kausalzusammenhang, wie ausser oder über aller Zeit. Es kann daher nie durch irgend etwas Vorhergehendes bestimmt seyn, indem es selbst vielmehr allem Andern, das in ihm ist oder wird, nicht sowohl der Zeit, als dem Begriff nach als absolute Einheit vorangeht, die immer schon ganz und vollendet da seyn muß, damit die einzelne Handlung oder Bestimmung in ihr möglich sey. Wir drücken nämlich den Kantischen Begriff nicht eben genau mit seinen Worten, aber doch so aus, wie wir glauben, daß er, um verständlich zu seyn, ausgedrückt werden müsse. Wird aber dieser Begriff angenommen; so scheint auch folgendes richtig geschlossen zu werden. Die freye Handlung folgt unmittelbar aus dem Intelligibeln des Menschen. Aber sie ist noth-

wendig eine bestimmte Handlung, z. B. um das Nächste anzuführen, eine gute oder böse. Vom absolut-Unbestimmten zum Bestimmten giebt es aber keinen Uebergang. Daß etwa das intelligible Wesen aus purer lautrer Unbestimmtheit heraus ohne allen Grund sich selbst bestimmen sollte, führt auf das obige System der Gleichgültigkeit der Willkühr zurück. Um sich selbst bestimmen zu können, müßte es in sich schon bestimmt seyn, nicht von außen freilich, welches seiner Natur widerspricht, auch nicht von innen durch irgend eine bloß zufällige oder empirische Nothwendigkeit, indem dieß alles (das Psychologische so gut wie das Physische) unter ihm liegt; sondern es selber als sein Wesen, d. h. seine eigne Natur müßte ihm Bestimmung seyn. Es ist ja kein unbestimmtes Allgemeines, sondern bestimmt das intelligible Wesen dieses Menschen; von einer solchen Bestimmtheit gilt der Spruch: **Determinatio est negatio**, keineswegs, indem sie mit der Position und dem Begriff des Wesens selber Eins, also eigentlich das Wesen in dem Wesen ist. Das intelligible Wesen kann daher, so gewiß es schlechthin frei und absolut handelt, so gewiß nur seiner eignen innern Natur gemäß handeln, oder die Handlung kann aus seinem Innern nur nach dem Gesetz der Identität und mit absoluter Nothwendigkeit folgen, welche allein auch die absolute Freiheit ist: denn frey ist, was nur den Gesetzen seines eignen Wesens gemäß handelt, und von nichts anderem weder in noch ausser ihm bestimmt ist.

Es ist mit dieser Vorstellung der Sache wenigstens Eines gewonnen, daß die Ungereimtheit des Zufälligen der einzelnen Handlung entfernt ist. Dieß muß feststehen, auch in jeder höheren Ansicht, daß die einzelne Handlung aus innerer Nothwendigkeit des freyen Wesens, und demnach selbst mit Nothwendigkeit erfolgt, die nur nicht, wie noch immer geschieht, mit der empirischen auf Zwang beruhenden, (die aber selber nur verhüllte Zufälligkeit ist), verwechselt werden muß. Aber was ist denn jene innere Nothwendigkeit des Wesens selber? Hier liegt der Punkt, bei welchem Nothwendigkeit und Freiheit vereinigt werden müssen, wenn sie überhaupt vereinbar sind. Wäre jenes Wesen ein todtes Seyn und in Ansehung des Menschen ein ihm bloß gegebenes; so wäre, da die Handlung aus ihm nur mit Nothwendigkeit folgen kann, die Zurechnungsfähigkeit und alle Freiheit aufgehoben. Aber eben jene innere Nothwendigkeit ist selber die Freiheit; das Wesen des Menschen ist wesentlich seine eigne That; Nothwendigkeit und Freiheit stehen in einander, als Ein Wesen, das nur von verschiedenen Seiten betrachtet als das eine oder andre erscheint; an sich Freiheit, formell Nothwendigkeit ist. Das Ich, sagt Fichte, ist seine eigne That; Bewußtseyn ist Selbstsetzen — aber das Ich ist nichts von diesem verschiedenes, sondern eben das Selbstsetzen selber. Dieses Bewußtseyn aber, inwiefern es bloß als Selbst-Erfassen, oder Erkennen des Ich gedacht

wird, ist nicht einmal das erste, und setzt wie alles bloße Erkennen das eigentliche Seyn schon voraus. Dieses vor dem Erkennen vermuthete Seyn ist aber kein Seyn, wenn es gleich kein Erkennen ist; es ist reales Selbstsetzen, es ist ein Ur- und Grundwollen, das sich selbst zu Etwas macht und der Grund und die Basis aller Wesenheit ist.

Aber in viel bestimmterem, als diesem allgemeinen, Sinne, gelten jene Wahrheiten in der unmittelbaren Beziehung auf den Menschen. Der Mensch ist in der ursprünglichen Schöpfung, wie gezeigt, ein unentschiedenes Wesen. — (welches mythisch als ein diesem Leben vorausgegangener Zustand der Unschuld und anfänglichen Seligkeit dargestellt werden mag) —; nur er selbst kann sich entscheiden. Aber diese Entscheidung kann nicht in die Zeit fallen; sie fällt ausser aller Zeit und daher mit der ersten Schöpfung, (wenn gleich als eine von ihr verschiedne That), zusammen. Der Mensch, wenn er auch in der Zeit geboren wird, ist doch in den Anfang der Schöpfung (das Centrum) erschaffen. Die That, wodurch sein Leben in der Zeit bestimmt ist, gehört selbst nicht der Zeit, sondern der Ewigkeit an: sie geht dem Leben auch nicht der Zeit nach voran, sondern durch die Zeit, (unergriffen von ihr), hindurch als eine der Natur nach ewige That. Durch sie reicht das Leben des Menschen bis an den Anfang der Schöpfung; daher er durch sie auch außer dem Erschaff-

nen, frey und selbst ewiger Anfang ist. So unfaßlich diese Idee der gemeinen Denkweise vorkommen mag, so ist doch in jedem Menschen ein, mit derselben übereinstimmendes, Gefühl, als sey er, was er ist, von aller Ewigkeit schon gewesen, und keineswegs in der Zeit erst geworden. Daher, ohnerachtet der unläugbaren Nothwendigkeit aller Handlungen, und obgleich jeder, wenn er auf sich aufmerksam ist, sich gestehen muß, daß er keineswegs zufällig oder willkührlich böse oder gut ist, der Böse z. B. sich doch nichts weniger als gezwungen vorkommt, (weil Zwang nur im Werden, nicht im Seyn empfunden werden kann), sondern seine Handlungen mit Willen, nicht gegen seinen Willen thut. Daß Judas ein Verräther Christi wurde, konnte weder er selbst, noch eine Kreatur ändern, und dennoch verrieth der Christum nicht gezwungen, sondern willig und mit völliger Freiheit. *) Eben so verhält es sich mit dem Guten, daß er nämlich nicht zufällig oder willkührlich gut, und dennoch so wenig gezwungen ist, daß vielmehr kein Zwang, ja selbst die Pforten der Hölle nicht im Stande wären, seine Gesinnung zu überwältigen. In dem Bewußtseyn, sofern es bloßes Selbsterfassen und nur idealisch ist, kann jene freie That, die zur Nothwendigkeit wird,

*) So Luther im Tractat de servo arbitrio; mit Recht, wenn er auch die Vereinigung einer solchen unfehlbaren Nothwendigkeit mit der Freiheit der Handlungen nicht auf die rechte Art begriffen.

freylich nicht vorkommen, da sie ihm, wie dem Wesen, vorangeht, es erst macht; aber sie ist darum doch keine That, von der dem Menschen überall kein Bewußtseyn geblieben; indem derjenige, welcher etwa, um eine unrechte Handlung zu entschuldigen, sagt: So bin ich nun einmal, doch sich wohl bewußt ist, daß er durch seine Schuld so ist, so sehr er auch Recht hat, daß es ihm unmöglich gewesen, anders zu handeln. Wie oft geschieht es, daß ein Mensch von Kindheit an, zu einer Zeit, da wir ihm, empirisch betrachtet, kaum Freiheit und Ueberlegung zutrauen können, einen Hang zum Bösen zeigt, von dem vorauszusehen ist, daß er keiner Zucht und Lehre weichen werde, und der in der Folge wirklich die argen Früchte zur Reife bringt, die wir im Keime vorausgesehen hatten; und daß gleichwohl niemand die Zurechnungsfähigkeit derselben bezweifelt, und von der Schuld dieses Menschen so überzeugt ist, als er es nur immer seyn könnte, wenn jede einzelne Handlung in seiner Gewalt gestanden hätte. Diese allgemeine Beurtheilung eines seinem Ursprung nach ganz bewußtlosen und sogar unwiderstehlichen Hangs zum Bösen als eines Aktus der Freyheit weist auf eine That, und also auf ein Leben vor diesem Leben hin, nur daß es nicht eben der Zeit nach vorangehend gedacht werde, indem das Intelligible überhaupt ausser der Zeit ist. Weil in der Schöpfung der höchste Zusammenklang, und nichts so getrennt und nacheinan-

der ist, wie wir es darstellen müssen, sondern im Früheren auch schon das Spätere mitwirkt und alles in Einem magischen Schlage zugleich geschieht: so hat der Mensch, der hier entschieden und bestimmt erscheint, in der ersten Schöpfung sich in bestimmter Gestalt ergriffen, und wird, als solcher, der er von Ewigkeit ist, geboren, indem durch jene That sogar die Art und Beschaffenheit seiner Korporisation bestimmt ist. Von jeher war die angenommne Zufälligkeit der menschlichen Handlungen im Verhältniß zu der im göttlichen Verstande zuvor entworfnen Einheit des Weltganzen, der größte Anstoß in der Lehre der Freyheit. Daher denn, indem weder die Präscienz Gottes noch die eigentliche Fürsehung aufgegeben werden konnte, die Annahme der Prädestination. Die Urheber derselben empfanden, daß die Handlungen des Menschen von Ewigkeit bestimmt seyn müßten; aber sie suchten diese Bestimmung nicht in der ewigen, mit der Schöpfung gleichzeitigen, Handlung, die das Wesen des Menschen selbst ausmacht, sondern in einem absoluten, d. h. völlig grundlosen Rathschluß Gottes, durch welchen der eine zur Verdammniß, der andre zur Seligkeit vorherbestimmt worden, und hoben damit die Wurzel der Freyheit auf. Auch wir behaupten eine Prädestination, aber in ganz anderm Sinne: nämlich in diesem: wie der Mensch hier handelt, so hat er von Ewigkeit und schon im Anfang der Schöpfung gehandelt. Sein Handeln

wird, nicht wie er selbst als sittliches Wesen nicht wird, sondern der Natur nach ewig ist. Es fällt damit auch jene oft gehörte peinliche Frage hinweg: Warum ist eben dieser bestimmt, böse und ruchlos, jener andre dagegen fromm und gerecht zu handeln? denn sie setzt voraus, daß der Mensch nicht schon anfänglich Handlung und That sey, und daß er als geistiges Wesen ein Seyn vor u. unabhängig von seinem Willen habe, welches, wie gezeigt worden, unmöglich ist.

Nachdem einmal in der Schöpfung, durch Reaktion des Grundes zur Offenbarung, das Böse allgemein erregt worden; so hat der Mensch sich von Ewigkeit in der Eigenheit und Selbstsucht ergriffen, und alle, die geboren werden, werden mit dem anhängenden finstern Princip des Bösen geboren, wenn gleich dieses Böse zu seinem Selbstbewußtseyn erst durch das Eintreten des Gegensatzes erhoben wird. Nur aus diesem finstern Princip kann, wie der Mensch jetzt ist, durch göttliche Transmutation, das Gute als das Licht herausgebildet werden. Dieses ursprüngliche Böse im Menschen, das nur derjenige in Abrede ziehen kann, der den Menschen in sich und ausser sich nur oberflächlich kennen gelernt hat, ist, obgleich im Bezug auf das jetzige empirische Leben ganz von der Freyheit unabhängig, doch in seinem Ursprung eigne That, und darum allein ursprüngliche Sünde, was von jener, freylich ebenfalls unläugbaren, nach eingetretener Zerrüttung als Kon-

tagium fortgepflanzten Unordnung der Kräfte, nicht gesagt werden kann. Denn nicht die Leidenschaften an sich sind das Böse, noch haben wir allein mit Fleisch und Blut, sondern mit einem Bösen in und ausser uns zu kämpfen, das Geist ist. Nur jenes durch eigne That, aber von der Geburt, zugezogne Böse kann daher das radikale Böse heissen, und bemerkenswerth ist, wie Kant, der sich zu einer transcendeotalen alles menschliche Seyn bestimmenden That in der Theorie nicht erhoben hatte, durch bloße treue Beobachtung der Phänomene des sittlichen Urtheils in spätern Untersuchungen auf die Anerkennung eines, wie er sich ausdrückt, subjektiven, aller in die Sinne fallenden That vorangehenden Grundes der menschlichen Handlungen, der doch selbst wiederum ein Aktus der Freyheit seyn müsse, geleitet wurde: indeß Fichte, der den Begriff einer solchen That in der Spekulation erfaßt hatte, in der Sittenlehre wieder dem herrschenden Philanthropismus zufiel und jenes allem empirischen Handeln vorangehende Böse nur in der Trägheit der menschlichen Natur finden wollte.

Es scheint nur Ein Grund zu seyn, der gegen diese Ansicht angeführt werden könnte: dieser, daß sie alle Umwendung des Menschen vom Bösen zum Guten, und umgekehrt, für dieses Leben wenigstens abschneide. Allein es sey nun, daß menschliche Hülfe — (einer Hülfe bedarf der Mensch immer) — ihn zu der Umwandlung ins Gute be-

ſtimme, ſo liegt doch dieß, daß er dem guten Geiſt jene Einwirkung verſtattet, ſich ihm nicht poſitiv verſchließt, ebenfalls ſchon in jener anfänglichen Handlung, durch welche er dieſer und kein andrer iſt. Daher in dem Menſchen, in welchem jene Transmutation noch nicht vorgegangen, aber auch nicht das gute Prinzip völlig erſtorben iſt, die innere Stimme ſeines eignen, in Bezug auf ihn, wie er jetzt iſt, beſſeren Weſens, nie aufhört, ihn dazu aufzufodern, ſo wie er erſt durch die wirkliche und entſchiedne Umwendung den Frieden in ſeinem eignen Innern, und, als wäre erſt jetzt der anfänglichen Idea Genüge gethan, ſich als verſöhnt mit ſeinem Schutzgeiſt findet. Es iſt im ſtrengſten Verſtande wahr, daß, wie der Menſch überhaupt beſchaffen iſt, nicht er ſelbſt, ſondern entweder der gute oder der böſe Geiſt in ihm handelt; und dennoch thut dieß der Freiheit keinen Eintrag. Denn eben das in-ſich-handeln-Laſſen des guten oder böſen Prinzips iſt die Folge der intelligibeln That, wodurch ſein Weſen und Leben beſtimmt iſt.

Nachdem wir alſo Anfang und Entſtehung des Böſen bis zur Wirklichwerdung im einzelnen Menſchen dargethan haben, ſo ſcheint nichts übrig, als ſeine Erſcheinung im Menſchen zu beſchreiben.

Die allgemeine Möglichkeit des Böſen beſteht, wie gezeigt, darin, daß der Menſch ſeine Selbſtheit, anſtatt ſie zur Baſis, zum Organ zu machen, vielmehr zum herrſchenden und zum Allwil-

len zu erheben, dagegen das Geistige in sich zum Mittel zu machen streben kann. Ist in dem Menschen das finstre Prinzip der Selbstheit und des Eigenwillens ganz vom Licht durchdrungen und mit ihm Eins, so ist Gott, als die ewige Liebe, oder als wirklich existirend, das Band der Kräfte in ihm. Sind aber die beyden Prinzipien in Zwietracht, so schwingt sich ein andrer Geist an die Stelle, da Gott seyn sollte; der umgekehrte Gott nämlich; jenes durch die Offenbarung Gottes zur Aktualisirung erregte Wesen, das nie aus der Potenz zum Aktus gelangen kann, das zwar nie ist, aber immer seyn will, und daher, wie die Materie der Alten, nicht mit dem vollkommnen Verstande, sondern nur durch falsche Imagination (λογισμῷ νόθῳ *) — welche eben die Sünde ist — als wirklich erfaßt (aktualisirt) werden kann; weßhalb es durch spiegelhafte Vorstellungen, indem es, selbst nicht seyend, den Schein von dem wahren Seyn, wie die Schlange die Farben vom Licht, entlehnt, den Menschen zur Sinnlosigkeit zu bringen strebt, in des es allein von ihm aufgenommen und begriffen werden kann. Es wird daher mit Recht nicht nur als ein Feind aller Kreatur, (weil diese nur durch das Band der Liebe besteht), und vorzüglich des Menschen, sondern auch als Verführer desselben vorgestellt, der ihn

*) Der Platonische Ausdruck im Timäos S. 349. Vol. IX. der Zweybr. Ausg.; früher in Tom. Locr. de an. mundi, ebendas. S. 5.

zur falschen Lust und Aufnahme des Nichtseyenden in seine Imagination lockt, worin es von der eignen bösen Neigung des Menschen unterstützt wird, dessen Auge, unvermögend, auf den Glanz des Göttlichen und der Wahrheit hinschauend, Stand zu halten, immer auf das Nichtseyende hinblickt. So ist denn der Anfang der Sünde, daß der Mensch aus dem eigentlichen Seyn in das Nichtseyn, aus der Wahrheit in die Lüge, aus dem Licht in die Finsterniß übertritt, um selbst schaffender Grund zu werden, und mit der Macht des Centri, das er in sich hat, über alle Dinge zu herrschen. Denn es bleibt auch dem aus dem Centro gewichenen immer noch das Gefühl, daß er alle Dinge gewesen ist, nämlich in und mit Gott; darum strebt er wieder dahin, aber für sich, nicht wo er es seyn könnte, nämlich in Gott. Hieraus entsteht der Hunger der Selbstsucht, die in dem Maß, als sie vom Ganzen und von der Einheit sich lossagt, immer dürftiger, armer, aber eben darum begieriger, hungriger, gistiger wird. Es ist im Bösen der sich selbst aufzehrende und immer vernichtende Widerspruch, daß es kreatürlich zu werden strebt eben indem es das Band der Kreatürlichkeit vernichtet und aus Uebermuth, Alles zu seyn, in's Nichtseyn fällt. Uebrigens erfüllt die offenbare Sünde nicht wie bloße Schwäche und Unvermögen mit Bedauern, sondern mit Schrecken und Horror, ein Gefühl, das nur daher erklärbar ist, daß sie das Wort zu brechen,

den Grund der Schöpfung anzutaſten und das Myſterium zu Profaniren ſtrebt. Allein auch dieſes ſollte offenbar werden, denn nur im Gegenſatz der Sünde offenbart ſich jenes innerſte Band der Abhängigkeit der Dinge und das Weſen Gottes, das gleichſam vor aller Exiſtenz (noch nicht durch ſie gemildert), und darum ſchrecklich iſt. Denn Gott ſelbſt überkleidet dieſes Prinzip in der Kreatur und bedeckt es mit Liebe, indem er es zum Grund und gleichſam zum Träger der Weſen macht. Wer es nun durch Mißbrauch des zum Selbſtſeyn erhobenen Eigenwillens aufreizt, für den und gegen den wird es aktuell. Denn weil Gott in ſeiner Exiſtenz doch nicht geſtört, noch weniger aufgehoben werden kann: ſo wird nach der nothwendigen Korreſpondenz, die zwiſchen Gott und ſeiner Baſis ſtatt findet, eben jener in der Tiefe des Dunkels auch in jedem einzelnen Menſchen leuchtende Lebensblick dem Sünder zum verzehrenden Feuer entflammt, ſo wie im lebendigen Organismus das einzelne Glied oder Syſtem, ſobald es aus dem Ganzen gewichen iſt, die Einheit und Konſpiration ſelbſt, der es ſich entgegenſetzt, als Feuer (= Fieber) empfindet und von innerer Glut entzündet wird.

Wir haben geſehen, wie durch falſche Einbildung und nach dem Nichtſeyenden ſich richtende Erkenntniß der Geiſt des Menſchen dem Geiſt der Lüge und Falſchheit ſich öffnet, und bald von ihm faſcinirt der anfänglichen Freiheit verluſtig wird.

Hieraus folgt, daß im Gegentheil das wahre Gute nur durch eine göttliche Magie bewirkt werden könne, nämlich durch die unmittelbare Gegenwart des Seyenden im Bewußtseyn und der Erkenntniß. Ein willkührliches Gutes iſt ſo unmöglich als ein willkührliches Böſes. Die wahre Freiheit iſt im Einklang mit einer heiligen Nothwendigkeit, dergleichen wir in der weſentlichen Erkenntniß empfinden, da Geiſt und Herz, nur durch ihr eignes Geſetz gebunden, freiwillig bejahen, was nothwendig iſt. Wenn das Böſe in einer Zwietracht der beyden Prinzipien beſteht, ſo kann das Gute nur in der vollkommnen Eintracht derſelben beſtehen, und das Band, das Beyde vereinigt, muß ein göttliches ſeyn, indem ſie nicht auf bedingte, ſondern auf vollkommene und unbedingte Weiſe Eins ſind. Das Verhältniß Beyder läßt ſich daher nicht als ſelbſtbeliebige, oder aus Selbſtbeſtimmung hervorgegangene Sittlichkeit vorſtellen. Der letzte Begriff ſetzte voraus, daß ſie nicht an ſich Eins ſeyn; wie ſollen ſie aber Eins werden, wenn ſie es nicht ſind? auſſerdem führt er zu dem ungereimten Syſtem des Gleichgewichts der Willkühr zurück. Das Verhältniß beyder Prinzipien iſt das einer Gebundenheit des finſtern Prinzips (der Selbſtheit) an das Licht. Es ſey uns erlaubt, dieß, der urſprünglichen Wortbedeutung nach, durch Religioſität auszudrücken. Wir verſtehen darunter nicht, was ein krankhaftes Zeitalter ſo nennt, müßiges Brüten, andächtelndes Ahnden, oder Fühlen-wollen des Göttlichen. Denn

Gott ist in uns die klare Erkenntniß oder das geistige Licht selber, in welchem erst alles andre klar wird, weit entfernt, daß es selbst unklar seyn sollte; und in wem diese Erkenntniß ist, den läßt sie wahrlich nicht müßig seyn oder feiern. Sie ist, wo sie ist, etwas viel Substantielleres, als unsre Empfindungsphilosophen meynen. Wir verstehen Religiosität in der ursprünglichen, praktischen Bedeutung des Worts. Sie ist Gewissenhaftigkeit, oder daß man handle, wie man weiß, und nicht dem Licht der Erkenntniß in seinem Thun widerspreche. Einen Menschen, dem dieß nicht auf eine menschliche, physische oder psychologische, sondern auf eine göttliche Weise unmöglich ist, nennt man religiös, gewissenhaft im höchsten Sinne des Worts. Derjenige ist nicht gewissenhaft, der sich im vorkommenden Fall noch erst das Pflichtgebot vorhalten muß, um sich durch Achtung für dasselbe zum Rechtthun zu entscheiden. Schon der Wortbedeutung nach läßt Religiosität keine Wahl zwischen Entgegengesetzten zu, kein aequilibrium arbitri (die Pest aller Moral); sondern nur die höchste Entschiedenheit für das Rechte, ohne alle Wahl. Gewissenhaftigkeit erscheint nicht eben nothwendig und immer als Enthusiasmus, oder als ausserordentliche Erhebung über sich selbst, wozu, wenn der Dünkel selbstbeliebiger Sittlichkeit niedergeschlagen ist, ein anderer und noch viel schlimmerer Hochmuthsgeist gerne auch diese machen möchte. Sie kann ganz for-

mell, in ſtrenger Pflichterfüllung, erſcheinen, wo ihr ſogar der Charakter der Härte und Herbheit beygemiſcht iſt, wie in der Seele des M. Cato, dem ein Alter jene innere und faſt göttliche Nothwendigkeit des Handelns zuſchreibt, indem er ſagt, er ſey der Tugend am ähnlichſten geweſen, indem er nie recht gehandelt, damit er ſo handelte, (aus Achtung für das Gebot), ſondern weil er gar nicht anders habe handeln können. Dieſe Strenge der Geſinnung iſt, wie die Strenge des Lebens in der Natur, der Keim, aus welchem erſt wahre Anmuth und Göttlichkeit als Blüthe hervorgeht: aber die vermeintlich vornehmere Moralität, welche dieſen Kern verſchmähen zu dürfen glaubt, iſt einer tauben Blüthe gleich, die keine Frucht erzeugt. *) Das Höchſte iſt, ebendarum weil es dieß iſt, nicht immer das Allgemeingültige; und wer das Geſchlecht geiſtiger Wollüſtlinge kennen gelernt, dem gerade das Höchſte der Wiſſenſchaft, wie des Gefühls zur ausgelaſſenſten Geiſtes-Un-Zucht und Erhebung über die ſogenannte gemeine Pflichtmäßigkeit dienen muß, wird ſich wohl bedenken, es als ſolches auszuſprechen. Schon iſt vorauszuſehen, daß auf dem Wege, wo jeder früher eine ſchöne Seele, als eine vernünftige, ſeyn, und lieber edel heißen, als gerecht ſeyn will, die

*) Sehr richtige Bemerkungen über dieſe moraliſche Genialität des Zeitalters enthält die mehrmals angeführte Recenſion von Hrn. Fr. Schlegel in den Heidelb. Jahrbüchern, S. 154.

Sittenlehre noch auf den allgemeinen Begriff des Geſchmacks zurückgeführt werden wird, wonach ſodann das Laſter nur noch in einem ſchlechten oder verdorbnen Geſchmack beſtehen würde. *) Wenn in der ernſten Geſinnung das göttliche Prinzip derſelben, als ſolches, durchſchlägt, ſo erſcheint Tugend als Enthuſiasmus; als Heroismus (im Kampf gegen das Böſe), als der ſchöne freie Muth des Menſchen, zu handeln, wie der Gott ihn unterrichtet, und nicht im Handeln abzufallen von dem, was er im Wiſſen erkannt hat; als Glaube, nicht im Sinn eines Fürwahrhaltens, das gar als verdienſtlich angeſehen wird, oder dem zur Gewißheit etwas abgeht — eine Bedeutung, die ſich dieſem Wort durch den Gebrauch für gemeine Dinge angehängt hat — ſondern in ſeiner urſprünglichen Bedeutung als Zutrauen, Zuverſicht auf das Göttliche, die alle Wahl ausſchließt. Wenn endlich in den unverbrüchlichen Ernſt der Geſinnung, der aber immer vorausgeſetzt wird, ein Strahl göttlicher Liebe ſich ſenkt, ſo entſteht die höchſte Ver-

*) Ein junger Mann, der wahrſcheinlich, wie jetzt viele andre, zu hochmüthig, den ehrlichen Weg Kants zu wandeln, und doch unfähig, ſich zum wirklich Beſſeren zu erheben, äſthetiſch irreredet, hat bereits eine ſolche Begründung der Moral durch Aeſthetik angekündigt. Bei ſolchen Fortſchritten wird vielleicht aus dem Kantiſchen Scherz, den Euklidea als eine etwas ſchwerfällige Anleitung zum Zeichnen zu betrachten, auch noch Ernſt werden.

klärung des ſittlichen Lebens in Anmuth und göttliche Schönheit.

Die Entſtehung des Gegenſatzes von Gut und Bös, und wie beydes in der Schöpfung durcheinander wirkt, haben wir nun ſo viel möglich unterſucht: aber noch iſt die höchſte Frage dieſer ganzen Unterſuchung zurück. Gott iſt bis jetzt bloß betrachtet worden als ſich ſelbſt offenbarendes Weſen. Aber wie verhält er ſich denn zu dieſer Offenbarung als ſittliches Weſen? Iſt ſie eine Handlung, die mit blinder und bewußtloſer Nothwendigkeit erfolgt, oder iſt ſie eine freye und bewußte That? Und wenn ſie das letzte iſt, wie verhält ſich Gott als ſittliches Weſen zu dem Böſen, deſſen Möglichkeit und Wirklichkeit von der Selbſtoffenbarung abhängt? Hat er, wenn er dieſe gewollt, auch das Böſe gewollt, und wie iſt dieſes Wollen mit der Heiligkeit und höchſten Vollkommenheit in ihm zu reinlen, oder im gewöhnlichen Ausdruck, wie iſt Gott wegen des Böſen zu rechtfertigen?

Die vorläufige Frage wegen der Freiheit Gottes in der Selbſtoffenbarung ſcheint zwar durch das Vorhergehende entſchieden. Wäre uns Gott ein bloß logiſches Abſtraktum, ſo müßte dann auch alles aus ihm mit logiſcher Nothwendigkeit folgen; er ſelbſt wäre gleichſam nur das höchſte Geſetz, von dem alles ausfließt, aber ohne Perſonalität und Bewußtſeyn davon. Allein wir haben Gott erklärt als lebendige Einheit von Kräften,

und wenn Persönlichkeit nach unsrer früheren Erklärung auf der Verbindung eines Selbstständigen mit einer von ihm unabhängigen Basis beruht, so nämlich, daß diese beyden sich ganz durchdringen und nur Ein Wesen sind: so ist Gott durch die Verbindung des idealen Prinzips in ihm mit dem (relativ auf dieses) unabhängigen Grunde, da Basis und Existirendes in ihm sich nothwendig zu Einer absoluten Existenz vereinigen, die höchste Persönlichkeit; oder auch, wenn die lebendige Einheit beyder Geist ist, so ist Gott, als das absolute Band derselben, Geist im eminenten und absoluten Verstande. So gewiß ist es, daß nur durch das Band Gottes mit der Natur die Personalität in ihm begründet ist, da im Gegentheil der Gott des reinen Idealismus, so gut wie der des reinen Realismus nothwendig ein unpersönliches Wesen ist, wovon der Fichtesche und Spinozische Begriff die klarsten Beweise sind. Allein weil in Gott ein unabhängiger Grund von Realität und daher zwei gleich ewige Anfänge der Selbstoffenbarung sind: so muß auch Gott nach seiner Freiheit in Beziehung auf beyde betrachtet werden. Der erste Anfang zur Schöpfung ist die Sehnsucht des Einen, sich selbst zu gebähren, oder der Wille des Grundes. Der zweite ist der Wille der Liebe, wodurch das Wort in die Natur ausgesprochen wird, und durch den Gott sich erst persönlich macht. Der Wille des Grundes kann daher nicht frey seyn in dem Sinne, in welchem

es der Wille der Liebe iſt. Er iſt kein bewußter oder mit Reflexion verbundner Wille, obgleich auch kein völlig bewußtloſer, der nach blinder mechaniſcher Nothwendigkeit ſich bewegte, ſondern mittlerer Natur, wie Begierde oder Luſt, und am eheſten dem ſchönen Drang einer werdenden Natur vergleichbar, die ſich zu entfalten ſtrebt, und deren innere Bewegungen unwillkührlich ſind, (nicht unterlaſſen werden können), ohne daß ſie doch ſich in ihnen gezwungen fühlte. Schlechthin freier und bewußter Wille aber iſt der Wille der Liebe, eben weil er dieß iſt; die aus ihm folgende Offenbarung iſt Handlung und That. Die ganze Natur ſagt uns, daß ſie keineswegs vermöge einer bloß geometriſchen Nothwendigkeit da iſt; es iſt nicht lautre reine Vernunft in ihr, ſondern Perſönlichkeit und Geiſt, (wie wir den vernünftigen Autor vom geiſtreichen wohl unterſcheiden); ſonſt hätte der geometriſche Verſtand, der ſo lange geherrſcht hat, ſie längſt durchdringen und ſein Idol allgemeiner und ewiger Naturgeſetze mehr bewahrheiten müſſen, als es bis jetzt geſchehen iſt, da er vielmehr das irrationale Verhältniß der Natur zu ſich täglich mehr erkennen muß. Die Schöpfung iſt keine Begebenheit, ſondern eine That. Es giebt keine Erfolge aus allgemeinen Geſetzen, ſondern Gott, d. h. die Perſon Gottes, iſt das allgemeine Geſetz, und alles, was geſchieht, geſchieht vermöge der Perſönlichkeit Gottes; nicht nach einer abſtrakten Nothwendigkeit, die wir im Handeln nicht

ertragen würden, geſchweige Gott. In der nur zu ſehr vom Geiſt der Abſtraktion beherrſchten Leibnitziſchen Philoſophie iſt die Anerkennung der Naturgeſetze, als ſittlich- nicht aber geometriſch- nothwendiger, und eben ſo wenig willkührlicher, Geſetze, eine der erfreulichſten Seiten. „Ich habe gefunden, ſagt Leibnitz, daß die in der Natur wirklich nachzuweiſenden Geſetze doch nicht abſolut demonſtrabel ſind, was aber auch nicht nothwendig iſt. Zwar können ſie auf verſchiedne Art bewieſen werden; aber immer muß etwas vorausgeſetzt werden, das nicht ganz geometriſch nothwendig iſt. Daher ſind dieſe Geſetze der Beweis eines höchſten, intelligenten und freyen Weſens gegen das Syſtem abſoluter Nothwendigkeit. Sie ſind weder ganz nothwendig (in jenem abſtrakten Verſtande), noch ganz willkührlich, ſondern ſtehen in der Mitte, als Geſetze, die von einer über alles vollkommnen Weisheit abſtammen.“ *) Das höchſte Streben der dynamiſchen Erklärungsart iſt kein anderes, als dieſe Reduction der Naturgeſetze auf Gemüth, Geiſt und Willen.

Um jedoch das Verhältniß Gottes als moraliſchen Weſens zur Welt zu beſtimmen, reicht die allgemeine Erkenntniß der Freiheit in der Schöpfung nicht hin; es fragt ſich noch auſſerdem, ob die That der Selbſtoffenbarung in dem Sinne frei geweſen, daß alle Folgen derſelben in Gott vorgeſehen worden? Auch dieſes aber iſt nothwendig

*) Tentam. theod. Opp. T. I. p. 365. 366.

zu bejahen; denn es würde der Wille zur Offenbarung ſelbſt nicht lebendig ſeyn, wenn ihm nicht ein andrer auf das Innere des Weſens zurückgehender Wille entgegenſtünde: aber in dieſem Anſich-halten entſteht ein reflexives Bild alles deſſen, was in dem Weſen implicite enthalten iſt, in welchem Gott ſich ideal verwirklichet, oder, was daſſelbe iſt, ſich in ſeiner Verwirklichung zuvor erkennt. So muß alſo doch, da eine dem Willen zur Offenbarung entgegenwirkende Tendenz in Gott iſt, Liebe und Güte oder das Communicativum sui überwiegen, damit eine Offenbarung ſey; und dieſes, die Entſcheidung, vollendet erſt eigentlich den Begriff derſelben als einer bewußten und ſittlich-freien That.

Ohnerachtet dieſes Begriffs und obwohl die Handlung der Offenbarung in Gott nur ſittlich, oder, beziehungsweiſe auf Güte und Liebe, nothwendig iſt, bleibt die Vorſtellung einer Berathſchlagung Gottes mit ſich ſelbſt, oder einer Wahl zwiſchen mehreren möglichen Welten eine grundloſe und unhaltbare Vorſtellung. Im Gegentheil, ſo bald nur die nähere Beſtimmung einer ſittlichen Nothwendigkeit hinzugefügt wird, iſt ganz unläugbar der Satz: daß aus der göttlichen Natur alles mit abſoluter Nothwendigkeit folgt, daß alles, was Kraft derſelben möglich iſt, auch wirklich ſeyn muß, und was nicht wirklich iſt, auch ſittlich-unmöglich ſeyn muß. Der Spinozismus fehlt keineswegs durch die Behauptung einer ſolchen un-

verbrüchlichen Nothwendigkeit in Gott, ſondern dadurch, daß er dieſelbe unlebendig und unperſönlich nimmt. Denn da dieſes Syſtem von dem Abſoluten überhaupt nur die eine Seite begreift — nämlich die reale oder in wie fern Gott nur im Grunde wirkt, ſo führen jene Sätze allerdings auf eine blinde und verſtandloſe Nothwendigkeit. Wenn aber Gott weſentlich Liebe und Güte iſt, ſo folgt auch das, was in ihm ſittlich-nothwendig iſt, mit einer wahrhaft metaphyſiſchen Nothwendigkeit. Würde zur vollkommnen Freiheit in Gott die Wahl im eigentlichſten Verſtande erfodert: ſo müßte dann noch weiter gegangen werden. Denn eine perfekte Freiheit der Wahl würde erſt dann geweſen ſeyn, wenn Gott auch eine weniger vollkommne Welt, als nach allen Bedingungen möglich war, hätte erſchaffen können: wie denn, da nichts ſo ungereimt iſt, das nicht einmal vorgebracht worden, von einigen auch wirklich und im Ernſt — nicht bloß wie von dem Kaſtillaniſchen König Alphonſus, deſſen bekannte Aeußerung nur das damals herrſchende Ptolomäiſche Syſtem traf — behauptet worden: Gott hätte, wenn er gewollt, eine beſſere Welt als dieſe erſchaffen können. So ſind auch die Gründe gegen die Einheit der Möglichkeit und Wirklichkeit in Gott von dem ganz formellen Begriff der Möglichkeit hergenommen, daß alles möglich iſt, was ſich nicht widerſpricht; z. B. in der bekannten Einrede, daß dann alle verſtändig erfundene Romane wirkliche Bege-

benheiten seyn müssen. Einen solchen bloß formalen Begriff hatte selbst Spinoza nicht; alle Möglichkeit gilt bei ihm nur beziehungsweise auf die göttliche Vollkommenheit; und Leibnitz nimmt diesen Begriff offenbar bloß an, um eine Wahl in Gott herauszubringen, und sich dadurch so weit als möglich von Spinoza zu entfernen. „Gott wählt, sagt er, zwischen Möglichkeiten, und wählt darum frei, ohne Necessitirung: dann erst wäre keine Wahl, keine Freiheit, wenn nur Eines möglich wäre.“ Wenn zur Freiheit nichts weiter als eine solche leere Möglichkeit fehlt, so kann zugegeben werden, daß formell, oder ohne auf die göttliche Wesenheit zu sehen, unendliches möglich war und noch ist; allein dieß heißt die göttliche Freiheit durch einen Begriff behaupten wollen, der an sich falsch ist, und der bloß in unserm Verstand, aber nicht in Gott möglich ist, in welchem ein Absehen von seinem Wesen oder seinen Vollkommenheiten wohl nicht gedacht werden kann. Was die Pluralität möglicher Welten betrifft, so scheint ein an sich Regelloses, dergleichen nach unsrer Erklärung die ursprüngliche Bewegung des Grundes ist, wie ein noch nicht geformter, aber aller Formen empfänglicher Stoff, allerdings eine Unendlichkeit von Möglichkeiten darzubieten, und wenn etwa darauf die Möglichkeit mehrerer Welten gegründet werden sollte, so wäre nur zu bemerken, daß daraus doch keine solche Möglichkeit in Ansehung Gottes folgen würde, indem der Grund nicht

Gott zu nennen ist und Gott nach seiner Vollkommenheit nur Eines wollen kann. Allein es ist auch jene Regellosigkeit keineswegs so zu denken, als wäre nicht in dem Grunde doch der Urtypus der nach dem Wesen Gottes allein möglichen Welt enthalten, welcher in der wirklichen Schöpfung nur durch Scheidung, Regulirung der Kräfte und Ausschließung des ihn hemmenden oder verdunkelnden Regellosen aus der Potenz zum Aktus erhoben wird. In dem göttlichen Verstande selbst aber, als in uranfänglicher Weisheit, worin sich Gott ideal, oder urbildlich, verwirklicht, ist, so wie nur ein Gott ist, so auch nur Eine mögliche Welt.

In dem göttlichen Verstande ist ein System: aber Gott selbst ist kein System, sondern ein Leben, und darin liegt auch allein die Antwort auf die Frage, um deren willen dieß vorausgeschickt worden, wegen der Möglichkeit des Bösen in Bezug auf Gott. Alle Existenz fodert eine Bedingung, damit sie wirkliche, nämlich persönliche Existenz werde. Auch Gottes Existenz könnte ohne eine solche nicht persönlich seyn, nur daß er diese Bedingung in sich, nicht außer sich hat. Er kann die Bedingung nicht aufheben, indem er sonst sich selbst aufheben müßte; er kann sie nur durch Liebe bewältigen, und sich zu seiner Verherrlichung unterordnen. Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu sich machte, sich mit ihr als Eins und zur absoluten Persönlichkeit verbände. Der Mensch bekommt die

Bedingung nie in seine Gewalt, ob er gleich im Bösen danach strebt; sie ist eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige; daher sich seine Persönlichkeit und Selbstheit nie zum vollkommnen Aktus erheben kann. Dieß ist die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit: und wenn auch in Gott eine wenigstens beziehungsweise unabhängige Bedingung ist, so ist in ihm selber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, sondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleyer der Schwermuth, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe unzerstörliche Melancholie alles Lebens. Freude muß Leid haben, Leid in Freude verklärt werden. Was daher aus der bloßen Bedingung oder dem Grunde kommt, kommt nicht von Gott, wenn es gleich zu seiner Existenz nothwendig ist. Aber es kann auch nicht gesagt werden, daß das Böse aus dem Grunde komme, oder daß der Wille des Grundes Urheber desselben sey. Denn das Böse kann immer nur entstehen im innersten Willen des eignen Herzens, und wird nie ohne eigne That vollbracht. Die Solicitation des Grundes oder die Reaktion gegen das Ueberkreatürliche erweckt nur die Lust zum Kreatürlichen, oder den eignen Willen, aber sie erweckt ihn nur, damit ein unabhängiger Grund des Guten da sey, und damit er vom Guten überwältiget und durchdrungen werde. Denn nicht die erregte Selbstheit an sich ist das Böse; sondern nur sofern sie sich gänzlich von

ihrem Gegenſatz, dem Licht oder dem Univerſalwillen, losgeriſſen hat. Aber eben dieſes Losſagen vom Guten iſt erſt die Sünde. Die aktivirte Selbſtheit iſt nothwendig zur Schärfe des Lebens; ohne ſie wäre völliger Tod, ein Einſchlummern des Guten; denn wo nicht Kampf iſt, da iſt nicht Leben. Nur die Erweckung des Lebens alſo iſt der Wille des Grundes, nicht das Böſe unmittelbar und an ſich. Schließt der Wille des Menſchen die aktivirte Selbſtheit mit der Liebe ein, und ordnet ſie dem Licht als dem allgemeinen Willen unter, ſo entſteht daraus erſt die aktuelle, durch die in ihm befindliche Schärfe empfindlich gewordne, Güte. Im Guten alſo iſt die Reaktion des Grundes eine Wirkung zum Guten, im Böſen eine Wirkung zum Böſen, wie die Schrift ſagt: In den Frommen biſt du fromm, und in den Verkehrten verkehrt. Ein Gutes ohne wirkſame Selbſtheit iſt ſelbſt ein unwirkſames Gutes. Daſſelbe, was durch den Willen der Kreatur böſe wird, (wenn es ſich ganz losreißt, um für ſich zu ſeyn), iſt an ſich ſelbſt das Gute, ſolang es nämlich im Guten verſchlungen und im Grunde bleibt. Nur die überwundne, alſo aus der Aktivität zur Potentialität zurückgebrachte Selbſtheit iſt das Gute, und der Potenz nach, als überwältigt durch daſſelbe, bleibt es im Guten auch immerfort beſtehen. Wäre im Körper nicht eine Wurzel der Kälte, ſo könnte die Wärme nicht fühlbar ſeyn. Eine attrahirende und eine repellirende Kraft für ſich zu denken, iſt un-

möglich, denn worauf ſoll das Repellirende wirken, wenn ihm nicht das Attrahirende einen Gegenſtand macht, oder worauf das Anziehende, wenn es nicht in ſich ſelbſt zugleich ein Zurückſtoßendes hat? Daher dialektiſch ganz richtig geſagt wird: Gut und Bös ſey'n daſſelbe, nur von verſchiedenen Seiten geſeh'n, oder, das Böſe ſey an ſich, d. h. in der Wurzel ſeiner Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in ſeiner Entzweiung oder Nicht-Identität betrachtet, das Böſe. Aus dieſem Grunde iſt auch jene Rede ganz richtig, daß, wer keinen Stoff noch Kräfte zum Böſen in ſich hat, auch zum Guten untüchtig ſey, wovon wir zu unſrer Zeit genugſame Beyſpiele geſehen. Die Leidenſchaften, welchen unſre negative Moral den Krieg macht, ſind Kräfte, deren jede mit der ihr entſprechenden Tugend eine gemeinſame Wurzel hat. Die Seele alles Haſſes iſt Liebe, und im heftigſten Zorn zeigt ſich nur die im innerſten Centrum angegriffene und aufgereizte Stille. Im gehörigen Maß und organiſchen Gleichgewicht ſind ſie die Stärke der Tugend ſelbſt, und ihre unmittelbaren Werkzeuge. „Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehre ſind, ſagt der treffliche J. G. Hamann, hören ſie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu ſeyn? Verſteht ihr den Buchſtaben der Vernunft klüger, als jener allegoriſche Kämmerer der alexandriniſchen Kirche den der Schrift, der ſich ſelbſt zum Verſchnittenen machte um des Himmelreichs

willen? — Die größten Böſewichter gegen ſich ſelbſt macht der Fürſt dieſes Aeons zu ſeinen Lieblingen — — ſeine (des Teufels) Hofnarren ſind die ärgſten Feinde der ſchönen Natur, die freilich Korybanten und Gallier zu Bauchpfaffen, aber ſtarke Geiſter zu wahren Anbetern hat." *) Nur mögen dann diejenigen, deren Philoſophie mehr für das Gynäceum, als für die Akademie oder die Paläſtra des Lyceums, gemacht iſt, jene dialektiſchen Sätze nicht vor ein Publikum bringen, das ſie eben ſo, wie ſie ſelber, mißverſtehend darin eine Aufhebung alles Unterſchiedes von Recht und Unrecht, Gut und Böſe ſieht, und vor welches ſie ſo wenig, als etwa die Sätze der alten Dialektiker, des Zenon und der übrigen Eleaten, vor das Forum ſeichter Schöngeiſter, gehören.

Die Erregung des Eigenwillens geſchieht nur, damit die Liebe im Menſchen einen Stoff oder Gegenſatz finde, darin ſie ſich verwirkliche. In wie fern die Selbſtheit in ihrer Losſagung das Prinzip des Böſen iſt, erregt der Grund allerdings das mögliche Prinzip des Böſen, aber nicht das Böſe ſelber, noch zum Böſen. Aber auch dieſe Erregung geſchieht nicht nach dem freien Willen Gottes, der ſich in dem Grunde nicht nach dieſem oder ſeinem Herzen, ſondern nur nach ſeinen Eigenſchaften bewegt.

Wer daher behauptete, Gott ſelbſt habe das Bö-

*) Kleeblatt helleniſtiſcher Briefe II. S. 196.

se gewollt, müßte den Grund dieser Behauptung in der That der Selbstoffenbarung als der Schöpfung suchen, wie auch sonst oft gemeint worden, derjenige, der die Welt gewollt, habe auch das Böse wollen müssen. Allein daß Gott die unordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung gebracht, und seine ewige Einheit in die Natur ausgesprochen, dadurch wirkte er vielmehr der Finsterniß entgegen, und setzte der regellosen Bewegung des verstandlosen Prinzips das Wort, als ein beständiges Centrum und ewige Leuchte entgegen. Der Wille zur Schöpfung war also unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes, und damit des Guten; das Böse aber kam in diesem Willen weder als Mittel, noch selbst, wie Leibnitz sagt, als Conditio sine qua non der möglich größten Vollkommenheit der Welt *) in Betracht. Es war weder Gegenstand eines göttlichen Rath-

*) Tentam. theod. p. 139. Es his concludendum est, Deum antecedenter velle omne bonum in se, velle consequenter optimum tanquam finem; indifferens et malum phisicum tanquam medium; sed velle tantum permittere malum morale, tanquam conditionem, sine qua non obtineretur optimum, ita nimirum, ut malum nonnisi titulo necessitatis hypotheticae, id ipsum cum optimo connectentis, admittatur.“ — p. 292. Quod ad vitium attinet, superius ostensum est, illud non esse objectum decreti divini, tan-

schlusses, noch und viel weniger einer Erlaubniß. Die Frage aber, warum Gott, da er nothwendig vorgesehen, daß das Böse wenigstens begleitungsweise aus der Selbstoffenbarung folgen würde, nicht vorgezogen habe, sich überhaupt nicht zu offenbaren, verdient in der That keine Erwiederung. Denn dieß hieße ebensoviel als, damit kein Gegensatz der Liebe seyn könnte, soll die Liebe selbst nicht seyn, d. h. das absolut-Positive soll dem, was nur eine Existenz als Gegensatz hat, das Ewige dem bloß Zeitlichen geopfert werden. Daß die Selbstoffenbarung in Gott, nicht als eine unbedingt willkührliche, sondern als eine sittlich-nothwendige That betrachtet werden müsse, in welcher Liebe und Güte die absolute Innerlichkeit überwunden, haben wir bereits erklärt. So denn also Gott um des Bösen willen sich nicht geoffenbart, hätte das Böse über das Gute und die Liebe gesiegt. Der Leibnitzische Begriff des Bösen als Conditio sine qua non kann nur auf den Grund angewendet werden, daß dieser nämlich den kreatürlichen Willen, (das mögliche Prinzip des Bösen), als Bedingung errege, unter welcher allein der Wille der Liebe verwirklicht werden könne. Warum nun Gott den Willen des Grundes nicht wehre oder ihn aufhebe, haben wir ebenfalls

---

quam medium, sed tanquam conditionem sine qua non — et ideo duntaxat permitti. — Diese zwei Stellen enthalten den Kern der ganzen Leibnitzischen Theodicee.

ſchon gezeigt. Es wäre dieß eben ſo viel, als daß Gott die Bedingung ſeiner Exiſtenz, d. h. ſeine eigne Perſönlichkeit aufhöbe. — Damit alſo das Böſe nicht wäre, müßte Gott ſelbſt nicht ſeyn.

Eine andre Gegenrede, welche aber nicht bloß dieſe Anſicht, ſondern jede Metaphyſik trifft, iſt dieſe, daß, wenn auch Gott das Böſe nicht gewollt habe, er doch in dem Sünder fortwirke, und ihm die Kraft gebe, das Böſe zu vollbringen. Dieſes iſt denn mit der gehörigen Unterſcheidung ganz und gar zuzugeben. Der Urgrund zur Exiſtenz wirkt auch im Böſen fort, wie in der Krankheit die Geſundheit noch fortwirkt, und auch das zerrüttetſte, verfälſchteſte Leben bleibt und bewegt ſich noch in Gott, ſofern er Grund von Exiſtenz iſt. Aber es empfindet ihn als verzehrenden Grimm und wird durch das Anziehen des Grundes ſelbſt in immer höhere Spannung gegen die Einheit, bis zur Selbſtvernichtung und endlichen Kriſis, geſetzt.

Nach allem dieſem bleibt immer die Frage übrig: endet das Böſe und wie? Hat überhaupt die Schöpfung eine Endabſicht und wenn dieß iſt, warum wird dieſe nicht unmittelbar erreicht, warum iſt das Vollkommne nicht gleich von Anfang? Es giebt darauf keine Antwort, als die ſchon gegebene: Weil Gott ein Leben iſt, nicht bloß ein Seyn. Alles Leben aber hat ein Schickſal, und iſt dem Leiden und Werden unterthan. Auch dieſem alſo hat ſich Gott freywillig unter-

worfen, ſchon da er zuerſt, um perſönlich zu werden, die Licht- und die finſtre Welt ſchied. Das Seyn wird ſich nur im Werden empfindlich. Im Seyn freilich iſt kein Werden; in dieſem vielmehr iſt es ſelber wieder als Ewigkeit geſetzt; aber in der Verwirklichung durch Gegenſatz iſt nothwendig ein Werden. Ohne den Begriff eines menſchlich leidenden Gottes, der allen Myſterien und geiſtigen Religionen der Vorzeit gemein iſt, bleibt die ganze Geſchichte unbegreiflich; auch die Schrift unterſcheidet Perioden der Offenbarung, und ſetzt als eine ferne Zukunft die Zeit, da Gott Alles in Allem, d. h. wo er ganz verwirklicht ſeyn wird. Die erſte Periode der Schöpfung iſt, wie früher gezeigt worden, die Geburt des Lichts. Das Licht oder das ideale Prinzip iſt als ein ewiger Gegenſatz des finſtern Prinzips das ſchaffende Wort, welches das im Grunde verborgene Leben aus dem Nichtſeyn erlöſt, es aus der Potenz zum Aktus erhebt. Ueber dem Wort gehet der Geiſt, auf, und der Geiſt iſt das erſte Weſen, welches die finſtre und die Lichtwelt vereiniget, und beyde Prinzipien ſich zur Verwirklichung und Perſönlichkeit unterordnet. Gegen dieſe Einheit reagirt jedoch der Grund und behauptet die anfängliche Dualität, aber nur zu immer höherer Steigerung und zur endlichen Scheidung des Guten vom Böſen. Der Wille des Grundes muß in ſeiner Freiheit bleiben, bis daß alles erfüllt, alles wirklich geworden ſey. Würde er früher unterworfen, ſo bliebe das Gute ſammt

dem Böſen in ihm verborgen. Aber das Gute ſoll aus der Finſterniß zur Aktualität erhoben werden, um mit Gott unvergänglich zu leben; das Böſe aber von dem Guten geſchieden, um auf ewig in das Nichtſeyn verſtoßen zu werden. Denn dieß iſt die Endabſicht der Schöpfung, daß, was nicht für ſich ſeyn könnte, für ſich ſey, indem es aus der Finſterniß, als einem von Gott unabhängigen Grunde, in's Daſeyn erhoben wird. Daher die Nothwendigkeit der Geburt und des Todes. Gott giebt die Ideen, die in ihm ohne ſelbſtſtändiges Leben waren, dahin in die Selbſtheit und das Nichtſeiende, damit, indem ſie aus dieſem in's Leben gerufen werden, ſie als unabhängig exiſtirende wieder in ihm ſeyen. *) Der Grund wirkt alſo in ſeiner Freiheit die Scheidung und das Gericht, (κρισις); und ebendamit die vollkommne Aktualiſirung Gottes. Denn das Böſe, wenn es vom Guten gänzlich geſchieden iſt, iſt auch nicht mehr als Böſes. Es konnte nur wirken durch das (mißbrauchte) Gute, das ihm ſelbſt unbewußt in ihm war. Es genoß im Leben noch der Kräfte der äußern Natur, mit denen es verſuchte zu ſchaffen, und hatte noch mittelbaren Antheil an der Güte Gottes. Im Sterben aber wird es von allem Guten geſchieden, und bleibt zwar zurück als Begierde, als ewiger Hunger und Durſt nach der Wirklichkeit, aber ohne aus der Potentialität heraustreten zu können. Sein Zuſtand iſt daher

*) Philoſophie und Religion, (Tübingen, 1804.) S. 73.

ein Zuſtand des Nichtſeyns, ein Zuſtand des beſtändigen Verzehrtwerdens der Aktivität, oder deſſen, was in ihm aktiv zu ſeyn ſtrebt. Es bedarf darum auch zur Realiſirung der Idee einer endlichen allſeitigen Vollkommenheit keineswegs einer Wiederherſtellung des Böſen zum Guten, (der Wiederbringung aller Dinge): denn das Böſe iſt nur bös, in wie fern es über die Potentialität hinausgeht; auf das Nichtſeyn aber, oder den Potenzzuſtand reduzirt iſt es, was es immer ſeyn ſollte, Baſis, Unterworfenes, und als ſolches nicht mehr im Widerſpruch mit der Heiligkeit noch der Liebe Gottes. Das Ende der Offenbarung iſt daher die Ausſtoßung des Böſen vom Guten, die Erklärung deſſelben als gänzlicher Unrealität. Dagegen wird das aus dem Grunde erhobene Gute zur ewigen Einheit mit dem urſprünglichen Guten verbunden; die aus der Finſterniß an's Licht Gebornen ſchließen ſich dem idealen Prinzip als Glieder ſeines Leibes an, in welchem jenes vollkommen verwirklicht und nun ganz perſönliches Weſen iſt. So lange die anfängliche Dualität dauerte, herrſchte das ſchaffende Wort in dem Grunde, und dieſe Periode der Schöpfung geht durch alle hindurch bis zum Ende. Wenn aber die Dualität durch die Scheidung vernichtet iſt, ordnet das Wort oder das ideale Prinzip ſich und das mit ihm Eins gewordene reale gemeinſchaftlich dem Geiſt unter, und dieſer, als das göttliche Bewußtſeyn, lebt auf gleiche Weiſe in beyden Prinzipien; wie die Schrift

von Chriſtus ſagt: Er muß herrſchen, bis daß er alle ſeine Feinde unter ſeine Füße lege. Der letzte Feind, der aufgehoben wird, iſt der Tod; (denn der Tod war nur nothwendig zur Scheidung, das Gute muß ſterben, um ſich vom Böſen, und das Böſe, um ſich vom Guten zu ſcheiden). Wenn aber alles ihm unterthan ſeyn wird, alsdann wird auch der Sohn ſelbſt unterthan ſeyn dem, der ihm alles untergethan hat, auf daß Gott ſey Alles in Allem. Denn auch der Geiſt iſt noch nicht das Höchſte; er iſt nur der Geiſt, oder der Hauch der Liebe. Die Liebe aber iſt das Höchſte. Sie iſt das, was da war, ehe denn der Grund und ehe das Exiſtirende (als getrennte) waren, aber noch nicht war als Liebe, ſondern — wie ſollen wir es bezeichnen?

Wir treffen hier endlich auf den höchſten Punkt der ganzen Unterſuchung. Schon lange hörten wir die Frage: wozu ſoll doch jene erſte Unterſcheidung dienen, zwiſchen dem Weſen, ſofern es Grund iſt und in wie fern es exiſtirt? denn entweder giebt es für die beyden keinen gemeinſamen Mittelpunkt: dann müſſen wir uns für den abſoluten Dualismus erklären. Oder es giebt einen ſolchen: ſo fallen beyde in der letzten Betrachtung wieder zuſammen. Wir haben dann Ein Weſen für alle Gegenſätze, eine abſolute Identität von Licht und Finſterniß, Gut und Bös und alle die ungereimten Folgen, auf die jedes Vernunftſyſtem gerathen

muß, und die auch diesem System vorlängst nachgewiesen sind.

Was wir in der ersten Beziehung annehmen, haben wir bereits erklärt: es muß vor allem Grund und vor allem Existirenden, also überhaupt vor aller Dualität, ein Wesen seyn; wie können wir es anders nennen, als den Urgrund oder vielmehr Ungrund? Da es vor allen Gegensätzen vorhergeht, so können diese in ihm nicht unterscheidbar, noch auf irgend eine Weise vorhanden seyn. Es kann daher nicht als die Identität; es kann nur als die absolute Indifferenz beyder bezeichnet werden. Die Meisten, wenn sie bis zu dem Punkt der Betrachtung kommen, wo sie ein Verschwinden aller Gegensätze erkennen müssen, vergessen, daß diese nun wirklich verschwunden sind, und prädiciren sie wieder als solche von der Indifferenz, die ihnen doch eben durch ein gänzliches Aufhören derselben entstanden war. Die Indifferenz ist nicht ein Produkt der Gegensätze, noch sind sie implicite in ihr enthalten, sondern sie ist ein eignes von allem Gegensatz geschiednes Wesen, an dem alle Gegensätze sich brechen, das nichts anderes ist, als eben das Nichtseyn derselben und das darum auch kein Prädikat hat, als eben das der Prädikatlosigkeit, ohne daß es deswegen ein Nichts oder ein Unding wäre. Entweder also, sie setzen in dem vor allem Grund vorhergehenden Ungrund wirklich die Indifferenz, so haben sie weder gut noch bös — (denn daß die Erhebung des Gegen-

ſatzes von Gut und Bös auf dieſen Standpunkt überhaupt unſtatthaft iſt, laſſen wir einſtweilen auf ſich beruhen) ;— und können von ihm auch weder das eine noch das andre, noch auch beydes zugleich prädiciren. Oder ſie ſetzten Gut und Bös, ſo ſetzen ſie auch gleich die Dualität und alſo ſchon nicht mehr den Ungrund oder die Indifferenz. Zur Erläuterung des letzten ſey folgendes geſagt! Reales und Idealeſ, Finſterniß und Licht, oder wie wir die beyden Prinzipien ſonſt bezeichnen wollen, können von dem Ungrund niemals als Gegenſätze prädicirt werden. Aber es hindert nichts, daß ſie nicht als Nichtgegenſätze, d. h. in der Disjunktion und jedes für ſich von ihm prädicirt werden, womit aber eben die Dualität (die wirkliche Zweyheit der Prinzipien) geſetzt iſt. In dem Ungrund ſelbſt iſt nichts, wodurch dieß verhindert würde. Denn eben weil er ſich gegen beyde als totale Indifferenz verhält, iſt er gegen beyde gleichgültig. Wäre er die abſolute Identität von beyden, ſo könnte er nur beyde zugleich ſeyn, d. h. beyde müßten als Gegenſätze von ihm prädicirt werden, und wären dadurch ſelber wieder Eins. Unmittelbar aus dem Weder — Noch, oder der Indifferenz, bricht alſo die Dualität hervor, (die etwas ganz anderes iſt, als Gegenſatz, wenn wir auch bisher, da wir noch nicht zu dieſem Punkt der Unterſuchung gelangt waren, beides als gleichbedeutend gebraucht haben ſollten), und ohne Indifferenz, d. h. ohne einen Ungrund,

gäbe es keine Zweiheit der Prinzipien. Anſtatt alſo, daß dieſer die Unterſcheidung wieder aufhöbe, wie gemeint wurde, ſetzt und beſtätigt er ſie vielmehr. Weit entfernt, daß die Unterſcheidung zwiſchen dem Grund und dem Exiſtirenden eine bloß logiſche, oder nur zur Aushülfe herbeigerufene und am Ende wieder als unächt zu befindende geweſen wäre, zeigte ſie ſich vielmehr als eine ſehr reelle Unterſcheidung, die von dem höchſten Standpunkt aus erſt recht bewährt und völlig begriffen wurde.

Nach dieſer dialektiſchen Erörterung können wir uns alſo ganz beſtimmt auf folgende Art erklären. Das Weſen des Grundes, wie das des Exiſtirenden, kann nur das vor allem Grunde Vorhergehende ſeyn, alſo das ſchlechthin betrachtete Abſolute, der Ungrund. Er kann es aber (wie bewieſen) nicht anders ſeyn, als indem er in zwey gleich ewige Anfänge auseinander geht, nicht daß er beyde zugleich, ſondern daß er in jedem gleicherweiſe, alſo in jedem das Ganze, oder ein eignes Weſen iſt. Der Ungrund theilt ſich aber in die zwey gleich ewigen Anfänge, nur damit die zwey, die in ihm, als Ungrund, nicht zugleich oder Eines ſeyn konnten, durch Liebe Eins werden, d. h. er theilt ſich nur, damit Leben und Liebe ſey und perſönliche Exiſtenz. Denn Liebe iſt weder in der Indefferenz, noch wo Entgegengeſetzte verbunden ſind, die der Verbindung zum Seyn bedürfen, ſondern, (um ein ſchon geſagtes Wort

zu wiederhol'en), dieß iſt das Geheimniß der Liebe, daß ſie ſolche verbindet, deren jedes für ſich ſeyn könnte und doch nicht iſt, und nicht ſeyn kann ohne das andre. *) Darum ſo wie im Ungrund die Dualität wird, wird auch die Liebe, welche das Exiſtirende (Ideale) mit dem Grund zur Exiſtenz verbindet. Aber der Grund bleibt frey und unabhängig von dem Wort bis zur endlichen gänzlichen Scheidung. Dann löst er ſich auf, wie im Menſchen, wenn er zur Klarheit übergeht und als bleibendes Weſen ſich gründet, die anfängliche Sehnſucht ſich löst, indem alles Wahre und Gute in ihr in's lichte Bewußtſeyn erhoben wird, alles andre aber, das Falſche nämlich und Unreine, auf ewig in die Finſterniß beſchloſſen, um als ewig dunkler Grund der Selbſtheit, als Caput mortuum ſeines Lebensproceſſes und als Potenz zurückzubleiben, die nie zum Aktus hervorgehen kann. Dann wird alles dem Geiſt unterworfen: in dem Geiſt iſt das Exiſtirende mit dem Grunde zur Exiſtenz Eins; in ihm ſind wirklich beyde zugleich, oder, er iſt die abſolute Identität beyder. Aber über dem Geiſt iſt der anfängliche Ungrund, der nicht mehr Indifferenz (Gleichgültigkeit) iſt, und doch nicht Identität beyder Prinzipien, ſondern die allgemeine, gegen alles gleiche und doch

*) Aphorismen über die Naturphiloſophie in den Jahrbüchern der Medicin als Wiſſenſchaft. Bd. I. Heft 1. Aphor. 162. 163.

von nichts ergriffene, Einheit, das von allem freye und doch alles durchwirkende Wohlthun, mit Einem Wort, die Liebe, die Alles in Allem ist.

Wer also (wie vorhin) sagen wollte: Es sey in diesem System Ein Prinzip für alles, es sey Ein und dasselbe Wesen, das im finstern Naturgrund und das in der ewigen Klarheit waltet, Ein und dasselbe, das die Härte und Abgeschnittenheit der Dinge und das die Einheit und Sanftmuth wirkt, das nämliche, das mit dem Willen der Liebe im Guten und mit dem Willen des Zornes im Bösen herrscht: der hätte, obgleich er das alles ganz richtig sagt, doch dieß nicht zu vergessen: daß das Eine Wesen in seinen zwey Wirkungsweisen sich wirklich in zwey Wesen scheidet, daß es in dem Einen bloß Grund zur Existenz, in dem andern bloß Wesen (und darum nur ideal ist); ferner daß nur Gott als Geist die absolute Identität beyder Prinzipien, aber nur dadurch und in sofern ist, daß und in wie fern beide seiner Persönlichkeit unterworfen sind. Wer aber vollends auf den höchsten Standpunkt dieser Ansicht eine absolute Identität des Guten und Bösen fände, zeigte seine gänzliche Unkunde, indem Böses und Gutes durchaus keinen ursprünglichen Gegensatz, am allerwenigsten aber eine Dualität bilden. Dualität ist, wo sich wirklich zwei Wesen entgegenstehen. Das Böse aber ist kein Wesen, sondern ein Unwesen, das nur im Gegensatz eine Realität hat, nicht an sich. Auch ist die absolute Identität, der Geist der Liebe, eben darum eher als das

Böse, weil dieses erst im Gegensatz mit ihm erscheinen kann. Daher es auch nicht von der absoluten Identität begriffen seyn kann, sondern ewig von ihr ausgeschlossen und ausgestoßen ist. *)

Wer endlich darum, weil in Bezug auf das Absolute schlechthin betrachtet alle Gegensätze verschwinden, dieses System Pantheismus nennen wollte, dem möchte auch dieses vergönnt seyn. **)

---

*) Hieraus erhellt, wie sonderbar es ist, zu fodern, daß der Gegensatz von Gut und Bös gleich in den ersten Prinzipien erklärt werde. So reden muß freilich, wer Gut und Bös für eine wirkliche Dualität und den Dualismus für das vollkommenste System hält.

**) Niemand kann mehr als der Verfasser in den Wunsch einstimmen, den Hr. Fr. Schlegel in den Heidelberg. Jahrb. H. 2. S. 242. äussert, daß der unmännliche pantheistische Schwindel in Deutschland aufhören möge, besonders, da Hr. S. auch die ästhetische Träumerei und Einbildung dazusetzt, und in wie fern wir zugleich die Meynung von der ausschließenden Vernunftmäßigkeit des Spinozismus mit zu jenem Schwindel rechnen dürfen. Es ist zwar in Deutschland, wo ein philosophisches System Gegenstand literarischer Industrie wird, und so viele, denen die Natur selbst für alltägliche Dinge den Verstand versagt hat, sich zum Mitphilosophiren berufen glauben, sehr leicht, eine falsche Meynung, ja sogar einen Schwindel zu erregen. Beruhigen kann wenigstens das Bewußtseyn ihn nie persönlich begünstigt, oder durch eigne hülfreiche Unterstützung aufgemundert zu haben, sondern mit Erasmus (so wenig man sonst mit ihm gemein haben mag) sagen zu können: semper solus esse volui,

Wir laſſen gern jedem ſeine Weiſe, ſich die Zeit, und was in ihr iſt, verſtändlich zu machen. Der Name thuts nicht; auf die Sache kommt es an. Die Eitelkeit einer Polemik aus bloßem Allgemeinbegriffen philoſophiſcher Syſteme gegen ein Beſtimmtes, das wohl mit ihnen manchen Berührungspunkt gemein haben kann, und daher auch ſchon mit allen verwechſelt worden iſt, das aber in jedem einzelnen Punkt ſeine eigenthümlichen Be-

---

mihilque pejus odi quam juratos et factiosos. Der Verfaſſer hat nie durch Stiftung einer Sekte andern, am wenigſten ſich ſelbſt die Freiheit der Unterſuchung nehmen wollen, in welcher er ſich noch immer begriffen erklärte und wohl immer begriffen erklären wird. Den Gang, den er in gegenwärtiger Abhandlung genommen, wo, wenn auch die äußre Form des Geſprächs fehlt, doch alles wie geſprächsweiſe entſteht, wird er auch künftig beibehalten. Manches konnte hier ſchärfer beſtimmt und weniger läßig gehalten, manches vor Mißdeutung ausdrücklicher verwahrt werden. Der Vf. unterließ es zum Theil abſichtlich. Wer es nicht ſo von ihm nehmen kann oder will, der nehme überhaupt nichts von ihm; er ſuche andre Quellen. Vielleicht aber, daß, von unberufenen Nachfolgern und Gegnern, dieſer Abhandlung die Achtung zu Theil wird, die ſie der früheren, verwandten Schrift: Philoſophie und Religion durch gänzliches Ignoriren erwieſen haben, wozu die erſten gewiß weniger durch die Drohworte der Vorrede oder die Darſtellungsart, als durch den Inhalt ſelbſt bewogen wurden.

ſtimmungen hat — die Eitelkeit einer ſolchen Polemik haben wir ſchon im Eingange zu dieſer Abhandlung berührt. So iſt es geſchwind zu ſagen, ein Syſtem lehre die Immanenz der Dinge in Gott; und doch wäre z. B. in Bezug auf uns damit nichts geſagt, ob es gleich nicht geradezu unwahr heiſſen könnte. Denn wir haben genugſam gezeigt, daß alle Naturweſen ein bloßes Seyn im Grunde, oder in der noch nicht zur Einheit mit dem Verſtande gelangten anfänglichen Sehnſucht haben, daß ſie alſo in Bezug auf Gott bloß peripheriſche Weſen ſind. Nur der Menſch iſt in Gott, und eben durch dieſes in-Gott-Seyn der Freyheit fähig. Er allein iſt ein Centralweſen und ſoll darum auch im Centro bleiben. In ihm ſind alle Dinge erſchaffen, ſo wie Gott nur durch den Menſchen auch die Natur annimmt und mit ſich verbindet. Die Natur iſt das erſte oder alte Teſtament, da die Dinge noch auſſer dem Centro, und daher unter dem Geſetze ſind. Der Menſch iſt der Anfang des neuen Bundes, durch welchen als Mittler, da er ſelbſt mit Gott verbunden wird, Gott (nach der letzten Scheidung) auch die Natur annimmt und zu ſich macht. Der Menſch iſt alſo der Erlöſer der Natur, auf den alle Vorbilder derſelben zielen. Das Wort, das im Menſchen erfüllt wird, iſt in der Natur als ein dunkles prophetiſches, (noch nicht völlig ausgeſprochenes) Wort. Daher die Vorbedeutungen, die in ihr ſelbſt keine Auslegung haben und erſt durch den

Menſchen erklärt werden. Daher die allgemeine Finalität der Urſachen, die ebenfalls nur von dieſem Standpunkt verſtändlich wird. Wer nun alle dieſe Mittelbeſtimmungen ausläßt oder überſieht, der hat leicht zu widerlegen. Es iſt um die bloß hiſtoriſche Kritik zwar eine bequeme Sache. Man braucht dabei nichts ſelbſt, aus eignem Vermögen, hinzuſtellen, und kann das Caute, per Deos! incede, latet ignis sub cinere doloso, trefflich beobachten. Dabei ſind aber willkührliche und unbewieſene Vorausſetzungen unvermeidlich. So um zu beweiſen, daß es nur zwei Erklärungsarten des Böſen gebe — die dualiſtiſche, nach welcher ein Böſes Grundweſen, gleichviel mit welchen Modifikationen, unter oder neben dem guten, angenommen wird, und die kabaliſtiſche, nach welcher das Böſe durch Emanation und Entfernung erklärt wird — und daß deshalb jedes andre Syſtem den Unterſchied von Gut und Bös aufheben müſſe; um dieß zu beweiſen, würde nichts weniger als die ganze Macht einer tief erſonnenen und gründlich ausgebildeten Philoſophie erfordert. In dem Syſtem hat jeder Begriff ſeine beſtimmte Stelle, an der er allein gilt, und die auch ſeine Bedeutung, ſo wie ſeine Limitation beſtimmt. Wer nun nicht auf das Innere eingeht, ſondern nur die allgemeinſten Begriffe aus dem Zuſammenhange heraushebt; wie mag der das Ganze richtig beurtheilen? So haben wir den beſtimmten Punkt des Syſtems aufgezeigt, wo der Begriff der Indifferenz allerdings der ein-

zige vom Absoluten mögliche ist. Wird er nun allgemein genommen, so wird das Ganze entstellt, es folgt dann auch, daß dieses System die Personalität des höchsten Wesens aufhebe. Wir haben zu diesem oft gehörten Vorwurf wie zu manchem andern bisher geschwiegen, glauben aber in dieser Abhandlung den ersten deutlichen Begriff derselben aufgestellt zu haben. In dem Ungrund oder der Indifferenz ist freylich keine Persönlichkeit: aber ist denn der Anfangspunkt das Ganze? Nun fodern wir die, welche jenen Vorwurf so leichthin gemacht, auf, uns dagegen nach ihren Ansichten auch nur das geringste Verständliche über diesen Begriff vorzubringen. Ueberall finden wir vielmehr, daß sie die Persönlichkeit Gottes als unbegreiflich und auf keine Weise verständlich zu machen angeben, woran sie auch ganz recht thun, indem sie eben jene abstrakte Systeme, in denen alle Persönlichkeit überhaupt unmöglich ist, für die einzigen Vernunftgemäßen halten, was vermuthlich auch der Grund ist, daß sie jedem die nämlichen zutrauen, der nicht Wissenschaft und Vernunft verachtet. Wir im Gegentheil sind der Meynung, daß eben von den höchsten Begriffen eine klare Vernunfteinsicht möglich seyn muß, indem sie nur dadurch uns wirklich eigen, in uns selbst aufgenommen und ewig gegründet werden können. Ja, wir gehen noch weiter, und halten mit Lessing selbst die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten für schlechterdings nothwendig, wenn

dem menschlichen Geschlecht damit geholfen werden soll. *) Eben so sind wir überzeugt, daß, um jeden möglichen Irrthum (in eigentlich geistigen Gegenständen) darzuthun, die Vernunft vollkommen hinreiche, und die Ketzerrichtende Miene bei Beurtheilung philosophischer Systeme ganz entbehrlich sey. **) Ein absoluter Dualismus von Gut und Bös in die Geschichte übergetragen, wonach in allen Erscheinungen und Werken des menschlichen Geistes entweder das eine oder das andre Prinzip herrscht, wonach es nur zwei Systeme und zwei Religionen giebt, eine absolut gute und eine schlechthin böse; ferner die Meinung, daß alles vom Reinen und Lautern angefangen und alle späteren Entwicklungen, (die doch nothwendig waren, um die in der ersten Einheit enthaltenen partiellen Seiten und dadurch sie selbst vollkommen zu offenbaren), nur Verderbniß und Verfälschungen gewesen: diese ganze Ansicht dient zwar in der Kritik als ein mächtiges Alexanders-Schwerdt, um überall den gordischen Knoten, ohne Mühe entzwei zu hauen, führt aber in die Geschichte einen durchaus illiberalen und höchst beschränkenden Gesichtspunkt ein. Es war eine Zeit, die vor jener Trennung vorherging; und eine Weltansicht und Religion, die, obgleich der absoluten entgegengesetzt, doch aus eigenem Grunde ent-

*) Erziehung des Menschengeschlechts. §. 76.

**) Besonders wenn man auf der andern Seite da nur von Ansichten reden will, wo man von alleinseligmachenden Wahrheiten sprechen sollte.

sprang, und nicht aus Verfälschung der ersten. Das Heidenthum ist, historisch genommen, so ursprünglich als das Christenthum und, wenn gleich nur Grund und Basis des Höheren, doch von keinem andern abgeleitet.

Diese Betrachtungen führen auf unsern Anfangspunkt zurück. Ein System, das den heiligsten Gefühlen, das dem Gemüth und sittlichen Bewußtseyn widerspricht, kann, in dieser Eigenschaft wenigstens, nie ein System der Vernunft, sondern nur der Unvernunft heißen. Dagegen würde ein System, worin die Vernunft sich selbst wirklich erkennte, alle Anfoderungen des Geistes wie des Herzens, des sittlichsten Gefühls wie des strengsten Verstandes vereinigen müssen. Die Polemik gegen Vernunft und Wissenschaft verstattet zwar eine gewisse vornehme Allgemeinheit, die genaue Begriffe umgeht, so daß wir leichter die Absichten derselben als ihren bestimmten Sinn errathen können. Indeß fürchten wir, wenn wir es auch ergründeten, doch auf nichts Außerordentliches zu stossen. Denn so hoch wir auch die Vernunft stellen, glauben wir doch z. B. nicht, daß jemand aus seiner Vernunft tugendhaft, oder ein Held, oder überhaupt ein großer Mensch sey; ja nicht einmal, nach der bekannten Rede, daß das Menschengeschlecht durch sie fortgepflanzt werde. Nur in der Persönlichkeit ist Leben; und alle Persönlichkeit ruht auf einem dunkeln Grunde, der also allerdings auch Grund der Erkenntniß seyn

muß. Aber nur der Verſtand iſt es, der das in dieſem Grunde verborgene und bloß potentialiter enthaltene herausbildet und zum Aktus erhebt. Dieß kann nur durch Scheidung geſchehen, alſo durch Wiſſenſchaft und Dialektik, von denen wir überzeugt ſind, daß ſie allein es ſeyn werden, die jenes, öfter, als wir denken, da geweſene, aber immer wieder entflohene, uns allen vorſchwebende und noch von keinem ganz ergriffene, Syſtem feſthalten und zur Erkenntniß auf ewig bringen werden. Wie wir im Leben eigentlich nur kräftigem Verſtande trauen, und am meiſten bei denen, die uns immer ihr Gefühl zur Schau legen, jedes wahre Zartgefühl vermiſſen: ſo kann auch, wo es ſich von Wahrheit und Erkenntniß handelt, die Selbſtheit, die es bloß bis zum Gefühl gebracht hat, uns kein Vertrauen abgewinnen. Das Gefühl iſt herrlich, wenn es im Grunde bleibt; nicht aber, wenn es an den Tag tritt, ſich zum Weſen machen und herrſchen will. Wenn, nach den trefflichen Anſichten Franz Baaders, der Erkenntnißtrieb die größte Analogie mit dem Zeugungstrieb hat *), ſo giebt es auch in der Erkenntniß etwas der Zucht und Verſchämtheit analoges, und dagegen auch eine Un-Zucht und Schamloſigkeit, eine Art ſaumiſcher Luſt, die an allem herumkoſtet, ohne Ernſt und ohne Liebe, etwas zu bilden oder zu geſtalten.

*) Man ſ. die Abhandlung obigen Inhalts in den Jahrb. für Medicin. Bd. III. 1tes Heft. S. 113.

Das Band unſrer Perſönlichkeit iſt der Geiſt und wenn nur die werkthätige Verbindung beyder Prinzipien ſchaffend und erzeugend werden kann, ſo iſt Begeiſterung im eigentlichen Sinn das wirkſame Prinzip jeder erzeugenden und bildenden Kunſt oder Wiſſenſchaft. Jede Begeiſterung äußert ſich auf eine beſtimmte Weiſe; und ſo giebt es auch eine, die ſich durch dialektiſchen Kunſttrieb äußert, eine eigentlich wiſſenſchaftliche Begeiſterung. Es giebt darum auch eine dialektiſche Philoſophie, die als Wiſſenſchaft beſtimmt, z. B. von Poeſie und Religion, geſchieden, und etwas ganz für ſich beſtehendes, nicht aber mit allem Möglichen nach der Reihe Eins iſt, wie die behaupten, welche jetzt in ſo vielen Schriften alles mit allem zu vermiſchen bemüht ſind. Man ſagt, die Reflexion ſey gegen die Idee feindſelig; aber gerade dieß iſt der höchſte Triumph der Wahrheit, daß ſie aus der äußerſten Scheidung und Trennung dennoch ſiegreich hervortritt. Die Vernunft iſt in dem Menſchen das, was nach den Myſtikern das Primum passivum in Gott oder die anfängliche Weisheit iſt, in der alle Dinge beiſammen und doch geſondert, Eins und doch jedes frey in ſeiner Art ſind. Sie iſt nicht Thätigkeit, wie der Geiſt, nicht abſolute Identität beyder Prinzipien der Erkenntniß, ſondern die Indifferenz; das Maß und gleichſam der allgemeine Ort der Wahrheit, die ruhige Stätte, darin die urſprüngliche Weisheit empfangen wird, nach welcher, als dem Urbild-

hinblickend, der Verſtand bilden ſoll. Die Philoſophie hat ihren Namen einerſeits von der Liebe, als dem allgemein begeiſternden Prinzip, andrerſeits von dieſer urſprünglichen Weisheit, die ihr eigentliches Ziel iſt.

Wenn der Philoſophie das dialektiſche Prinzip, d. h. der ſondernde, aber eben darum organiſch ordnende und geſtaltende, Verſtand, zugleich mit dem Urbild, nach dem er ſich richtet, entzogen wird, ſo, daß ſie in ſich ſelbſt weder Maß noch Regel mehr hat: ſo bleibt ihr allerdings nichts andres übrig, als daß ſie ſich hiſtoriſch zu orientiren ſucht, und die Ueberlieferung, an welche bei einem gleichen Reſultat ſchon früher verwieſen worden, zur Quelle und Richtſchnur nimmt. Dann iſt es Zeit, wie man die Poeſie bei uns durch die Kenntniß der Dichtungen aller Nationen zu begründen meynte, auch für die Philoſophie eine geſchichtliche Norm und Grundlage zu ſuchen. Wir hegen die größte Achtung für den Tiefſinn hiſtoriſcher Nachforſchungen, und glauben gezeigt zu haben, daß die faſt allgemeine Meynung, als habe der Menſch erſt allmählig von der Dumpfheit des thieriſchen Inſtinkts zur Vernunft ſich aufgerichtet, nicht die unſrige ſey. Dennoch glauben wir, daß die Wahrheit uns näher liege, und daß wir für die Probleme, die zu unſrer Zeit rege geworden ſind, die Auflöſung zuerſt bei uns ſelbſt und auf unſerm eignen Boden ſuchen ſollen, ehe wir nach ſo entfernten Quellen wandeln. Die Zeit des blos hiſto-

riſchen Glaubens iſt vorbei, wenn die Möglichkeit unmittelbarer Erkenntniß gegeben iſt. Wir haben eine ältere Offenbarung als jede geſchriebene, die Natur.

Dieſe enthält Vorbilder, die noch kein Menſch gedeutet hat, während die der geſchriebenen ihre Erfüllung und Auslegung längſt erhalten haben. Das einzig wahre Syſtem der Religion und Wiſſenſchaft würde, wenn das Verſtändniß jener ungeſchriebenen Offenbarung eröffnet wäre, nicht in dem dürftig zuſammengebrachten Staat einiger philoſophiſchen und kritiſchen Begriffe, ſondern zugleich in dem vollen Glanze der Wahrheit und der Natur erſcheinen. Es iſt nicht die Zeit, alte Gegenſätze wieder zu erwecken, ſondern das auſſer und über allem Gegenſatz liegende zu ſuchen.